
PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die

Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Fünfzehnter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs
in Nummern bezogen:
Thlr. 2. —, fl. 3. 36 kr. rh.

1867.

Preis des Jahrgangs
in broschirten Heften:
Thlr. 2. 5 Sgr., fl. 3. 54 kr. rh.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von $1^1/_2$ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

No. 1.

Stuttgart, 1866.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Schneewoche.

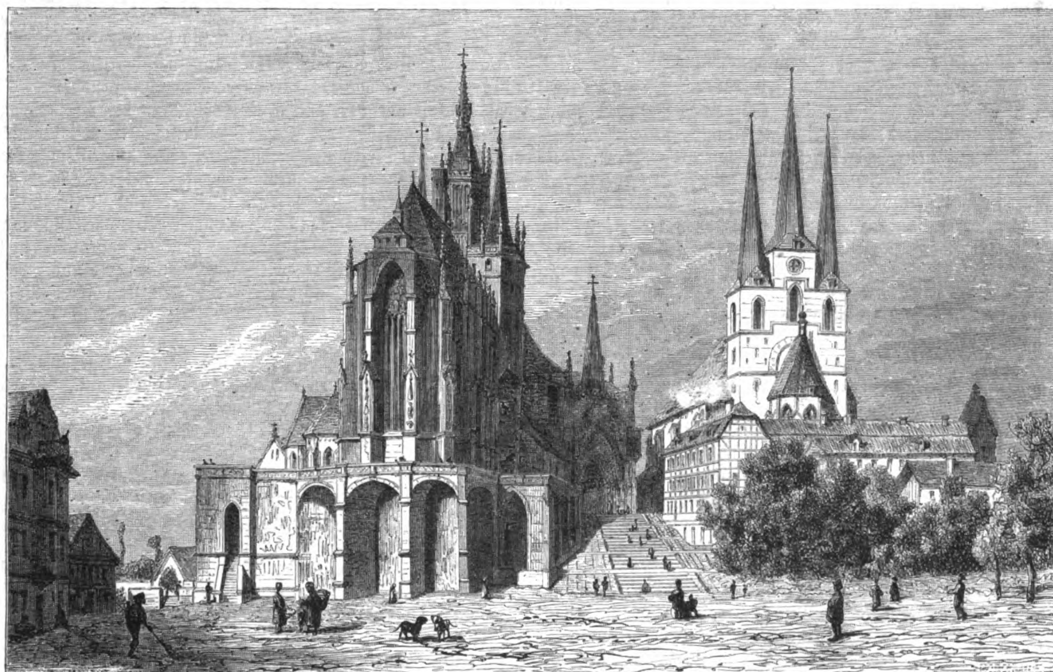
Novelle

von

Otto Roquette.

Es war nun schon der vierte Tag, daß ich, in dem einsamen Hospiz auf den Alpen eingeschneit, vergeblich auf die Möglichkeit des Hinabreisens wartete. Tag und Nacht rasten und tobten die Schneestürme, stürzten Lawinen mit donnerndem Krachen vor sich her in die Schluchten, hoben Wolken von trockenem, sandähnlichem Schnee in die Höhe und schleuderten sie um die Mauern des Hauses, daß es schien, als sänke es tiefer und tiefer in die immer steigenden weißen Todeskissen. Mühsam, durch unausgesetzte Arbeit, ward von den Knechten des Klosters nur der nöthigste Fußweg erhalten, aber der Saumpfad durch die Felsenschluchten hinunter nach dem Wallis war verstopft durch ungeheure Schneemassen. Und dabei war es Ende Mai, ich hatte drunten im warmen Thale den Frühling im schönsten Blütenglanz verlassen. Acht Stunden tiefer nur schmückte sich das Jahr mit seiner erwachenden Schönheit; hier oben, wo der Winter neun Monate währt, bringt auch der kurze Sommer auf dem öden Gestein keine Pflanze, und wenn der Schnee langsam weicht, liegen die starren, trotzig finsteren Felsenglieder des Gebirgs kahl und schwarz zu Tage. Es schien aber, als wollten die Schneestürme dießmal das Hochgebirg in ein Chaos verwandeln, daß ja nichts Lebendes, das sich da oben angesiedelt, nicht der starkgeflügelte Steinadler, nicht der barmherzige Bruder in seinem Zufluchtshause, ihrer vernichtenden Gewalt entginge.

Ich war aus meinem Wohnort Martigny nach dem Hospiz des großen St. Bernhard herauf gekommen, da ich als Advokat einen Theil der Geschäfte für die hier ansäßigen Chorherren des Augu-



Der Marktplatz von Erfurt. Von C. Girardet. (S. 3.)

stinerordens führte. Mein Weg hatte mich schon öfter, aber meist in besserer Jahreszeit nach dem Kloster heraufgeführt, ich kannte das ganze Personal bis zum jüngsten dienenden Bruder, ja bis zum letztgebornen kleinen Kläffer der hier gezogenen, weltberühmten Hunderasse. War ich sonst schon immer willkommen gewesen, so war man mir dießmal um so dankbarer, daß ich bei dem allerdings wichtigen Geschäft den gefahrvollen Winterweg nicht gescheut hatte, und trug jede freundschaftliche Sorge für mich. So trefflich ich aber aufgehoben war, die bereits viertägige Abwesenheit von meinen Berufsgeschäften machte mich unruhig, und rüstig, wie ich mich noch fühlte, wollte ich das Wagniß einer Heimfahrt durch alles Toben der Elemente antreten. Ich drang in meine Freunde, mir einen der jungen dienenden Brüder, Marronniers genannt, und einige Knechte zur Begleitung und Hülfeleistung mitzugeben, da diese jungen, muthigen und todestrotzigen Mönche sich ja doch täglich und zu jeder Stunde hinauswagten in den Sturm, um mit den Hunden den etwa im Schnee Verunglückten nachzuforschen. Aber davon sollte nicht die Rede sein. Morgen, hieß es, werde die Gefahr sich gelegt haben, es seien alle Anzeichen dazu da, kurz ich mußte nachgeben. Und an Unterhaltung mangelte es keineswegs. Zwar fehlte in dem großen Gebäude, das neben seinen Hausbewohnern immer auf Beherbergung von achtzig Gästen eingerichtet ist, die Völkerwanderung der Vergnügungsreisenden oder sonstigen Alpenfahrer des Sommers, aber darum war es nicht öde. Läutete doch die Glocke in diesen Sturmtagen unausgesetzt, um sowohl verirrten Wanderern als den ihretwegen ausgesendeten Marronniers die Richtung des Asyls anzuzeigen. Ein Trupp zog aus mit Knechten und Hunden, die sich in diesen Tagen kaum halten ließen und, kaum den Verschlägen entlassen, mit Gebell voran und in die Schneewolken hineinsprangen; ein anderer Trupp zog ein, ein paarmal einen armen Bergbewohner halb erfroren mit sich führend, um ihn durch Pflege wieder zu sich zu bringen. Ein Fall ernstlicheren Unglückes war in diesen Tagen noch nicht vorgekommen. Indessen konnte mich die Beobachtung der Arbeit dieser dienenden Brüder nicht lange fesseln, wie groß immer meine Verehrung für ihren Muth, ihre Verachtung der Gefahr, ihren ganzen aufopfernden Lebensberuf war. Unter den Chorherren, die, zwölf an der Zahl, das Hospiz bewohnten, hatte ich einige besondere Freunde. Alle diese würdigen Männer waren einst Marronniers gewesen. Denn jeder, der in diesen Orden treten will (und er muß es schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre thun), hat auf fünfzehn Jahre „Profeß zu machen", das heißt, er muß die Pflicht übernehmen, sich in dieser Zeit hier oben als Marronnier ganz der entsagungsvollen und aufreibenden Thätigkeit für die Rettung der Verunglückten zu widmen. Sehr viele erliegen früher den Anstrengungen, der furchtbaren Rauhheit des Klimas, welches jenem des hohen Nordens von Spitzbergen gleichkommt. Diejenigen, welche ihre Prüfungszeit überstehen, werden unter die Chorherren aufgenommen und wohnen entweder im Hospiz des großen St. Bernhard, oder werden den dazugehörigen Hospizien des Simplon und kleinen St. Bernhard zugetheilt, oder auch sie erhalten Pfarrstellen in den zum Hospiz gehörigen Ortschaften in den Thälern. Von diesen, im Kampfe mit allen Schrecken einer gewaltigen Natur erwachsenen und, trotz der scheinbaren Abgeschiedenheit von der Welt auch durch mannigfache Lebenserfahrung bereicherten, würdigen Männern stand mir keiner so nahe als Père St. Blanquart. Einer der Aeltesten des Klosters, mit weißem Silberbart, hoher, nur wenig gebeugter Gestalt, ein wissenschaftlich vielfach gebildeter Mann. Er nahm auch an den politischen Ereignissen, so weit sie ihm zugänglich waren, noch Theil. Zählten wir doch damals das Frühjahr 1831, das auf eine kurze Revolution und einen Thronwechsel in Frankreich, sowie auf eine noch kaum verwundene Erschütterung in dem übrigen Europa nur eben zurückblicken konnte. An solchen politischen Gesprächen betheiligten sich auch wohl andere Chorherren, besonders während der Mittagsmahlzeit im Refektorium, oder wenn wir nach Tische in dem behaglich durchheizten Saale auf- und niederspazirten. Père St. Blanquart hatte vor langen Jahren unten im Thale eine Pfarrstelle begleitet, die ihn mit der Welt in reichliche Beziehung gebracht. Er hatte jenen gewaltigen Zug des Konsul Bonaparte über den St. Bernhard mit Augen gesehen, er erzählte mir gern davon und konnte eine Art von Schwärmerei für den einst so Gewaltigen der Erde nicht verhehlen. Das Naturalienkabinet und die Bibliothek des Klosters konnten auch wohl mancherlei Stoff für unsere Unterhaltung liefern, nicht zu vergessen die außergewöhnlichen Kenntnisse des würdigen St. Blanquart in der Botanik und Mineralogie. Ich ließ mir erklären und erzählen und benutzte meinen unfreiwilligen Aufenthalt im Hospiz nicht ohne Vortheil, und doch blickte ich oft genug seufzend nach den kleinen gefrorenen Fensterscheiben, oder trat in die tiefen Mauernischen der Fenster, um durch meinen Anhauch einen Durchblick in die kahle Umgebung zu gewinnen, in welcher heulende Windstöße den trockenen Schnee bald wie Riesenwellen auf- und wie Wolkenbrüche wieder herabschleuderten. An meine Geschäfte, Arbeit und geregelte Thätigkeit gewöhnt, wollte mir der Müßiggang selbst in trefflicher Unterhaltung und in Gesellschaft des würdigsten Freundes auf die Länge nicht behagen. St. Blanquart verstand dieß auch vollkommen, er beklagte mich, daß ich, abgeschnitten von Haus, Familie und dem schönen Frühling in dieser rauhen, winterlichen Alpenhöhe harren müsse, an die er sich freilich mit aller Entsagung längst gewöhnt hatte.

Es war gegen Abend, als mein Freund durch einen jungen Mann in Amtspflichten abgerufen wurde. Er empfahl mir den Bruder Dieudonné, der gerade eine Ruhestunde hatte, inzwischen zur Gesellschaft. Ich kannte den jungen Mann bereits. Noch nicht zwei Jahre der Bruderschaft angehörig, war er im letzten Herbst einmal mit einer geschäftlichen Botschaft seines Ordens bei mir in Martigny gewesen. Er hatte etwas Lebensvolles, Offenes in seinem Wesen, und war jung genug und zu wenig mönchisch kopfhängerisch, um ein fröhliches Gespräch nicht einem ernsthaften vorzuziehen. Ueberhaupt war in diesem Kloster nichts von frömmelndem Augendrehen zu merken, nichts von breitspuriger Salbung oder Heiligthuerei, nichts von Heuchelei und Pfaffenthum. Dieser Orden bietet seinen Novizen keine Aussicht auf ein bequemes, müßiggängerisches Dasein, er ruft sie zu angestrengter Thätigkeit bei Tag und Nacht, zu einem arbeitsvollen Lebensberuf, einem nie rastenden Geschäft des gefahrvollsten Hülfebringens. Und wie es nicht das Streben dieser Brüder ist, das Leben in sich zu ertödten, den Tod im Leben zu suchen, sondern das ersterbende Leben durch ihre Hülfe wieder zu erwecken und dem Tode entgegen zu wirken, so sucht auch ihr Verkehr und Gespräch unter sich und mit ihren Gästen lieber die lichten als die dunklen Seiten des Daseins auf. Ist die anstrengende Pflicht gethan, so wird der kurzen Mußestunde ohne Zwang Rechnung getragen, und ist der lange Winter vorüber, so wird das Leben mit den heran- und vorüberziehenden Reisenden einige Sommermonate in heiterer Erholung genossen. — Dieudonné schlug mir vor, das große Wohnhaus der vierfüßigen, hülfreichen Hausgenossen des Klosters zu besichtigen, von dem ich dießmal noch nicht Notiz genommen hatte. Wir gingen nach dem Verschlag der Hunde, der durch Schranken vielfach abgetheilt war. Hier einige Mütter, jede besonders eingepferchte, unter ihren Jungen, die sich in ungeschlachter, drolliger Plumpheit spielend überschlugen, und denen der Unbekannte nicht zu nahe kommen durfte. Dort verschiedene Generationen schon erwachsener Hunde, die Einen noch in der Dressur, aber schon den Spürsinn ihrer Rasse verrathend, die Anderen bereits ausgebildete Thiere in Berufsthätigkeit, darunter einige schon berühmte Lebensretter. Kaum wurden sie des jungen Mönchs ansichtig, als sie in die größte Bewegung geriethen. Sie sprangen mit freudigem Gebell auf, scharrten am Boden, ungeduldig in das Schneetreiben hinausgelangen, und geberdeten sich unsinnig, als die Schranken ihnen nicht geöffnet wurden. „Wo ist Charbon?" fragte ich. — „Hierher, Charbon!" rief Dieudonné, und das mächtige schwarze Thier, das damals berühmteste des Klosters, sprang mit den Vorderfüßen auf den Rand des Verschlags, ließ seinen Kopf krauen und leckte zutraulich die Hände des Mönchs. „Es ist ein wunderbares Geschöpf," sagte Dieudonné. „Sein Spürsinn ist so ausgebildet, daß er das Herannahen eines Menschen auch in der wildesten Sturmnacht auf Stunden, ja oft unter Bergen von Schnee wittert. Er hat bereits zwölf Verunglückte hervorgescharrt und selbst da, wo wir mit Hacken und Spaten vergeblich zu arbeiten glaubten, durch rastloses Wühlen unsere Thätigkeit beschämt. Auf ihn kann man sich unbedingt verlassen. Dabei ist er fast eifersüchtig auf seine Kameraden,

und kaum heimgekehrt von einer Wanderung, will er sich dem nächsten Zuge unermüdlich wieder anschließen und muß gewaltsam zurückgehalten und eingesperrt werden. Zu der Rast, die er zu seiner Erhaltung braucht, muß man ihn zwingen." — Während Dieudonné die Verdienste des prachtvollen Thiers noch weiter schilderte, wurde draußen mehrstimmiges Bellen vernehmbar, ein Zeichen, daß eine Exkursion heimkehrte, und im Nu gerieth die ganze Kolonie in die wildeste Bewegung. Charbon hob sich bellend in hohen Sätzen empor, nicht anders seine Kameraden; die jüngere Generation bellte tobend auf, kleine Kläffer bellten, die Mütter sogar aus ihren Wochenstuben fingen drohend an zu bellen, als wollten sie dem allgemeinen Lärm Ruhe gebieten; es war ein Gebell, Geheul, ein Lärm, daß ich lachend und mit zugehaltenen Ohren der Gesellschaft der klösterlichen Vierfüßler entlief. Dieudonné folgte mir.

Eine Anzahl Marronniers war von der Wanderung nach der piemontesischen Seite, auf St. Remy zu, heimgekehrt. Sie hatten einen schwer Verunglückten mitgebracht, der, anscheinend todt, auf einer Tragbahre hereingetragen und schneller ärztlicher Untersuchung übergeben wurde. Ich wünschte die Leiche zu sehen, wurde aber gebeten, davon abzustehen, um die dienenden ärztlichen Krankenpfleger in ihren Belebungsversuchen nicht zu stören. Die heimkehrenden jungen Mönche sanken erschöpft auf Stühle und Bänke im Refektorium nieder, und nahmen die Stärkung entgegen, die ihnen nach der anstrengenden Arbeit gereicht wurde. Furchtbar mußte diese Arbeit, nach den wenigen Andeutungen, die sie machten, gewesen sein. Hatte ich vorher schon bei dem kurzen Wege über den Hof mich wie von Eisfluten übergossen gefühlt, als mir der Sturm den Schnee, der hier nicht in großen Flocken fällt, sondern in kleinen spitzen Nadeln die Haut zu durchbohren scheint, wie mußte draußen in den lawinengleich durch die Schluchten rasenden Schneetreiben die Arbeit gewesen sein, und welche Abhärtung gehörte dazu, diesen wild losgelassenen Naturmächten zu widerstehen! Man hatte den Verunglückten in einer Schneegrube entdeckt, in die er, von einem aus dem Felsspalt hervorbrechenden Windstoß überrascht, fast köpflings gestürzt sein mußte. Hinter ihm trieb und wühlte eine aufgebäumte Schneewoge her, bedeckte und begrub ihn, und vielleicht erst lange nachher wehten die Stürme einen Theil seiner Decke wieder hinweg, um einen Zipfel seines Mantels den Nachforschenden erkennbar zu machen. Stundenlang hatten die braven Burschen sich gemüht, um ihn aus dem Schnee und dann die gefahrvolle, fast ungangbare Schlucht hinauf zu bringen. Einer der Brüder war selbst dabei gestürzt und mit verstauchten Gliedern heimgebracht worden. Er befand sich ebenfalls bereits in den Krankenräumen.

Mit gesteigertem, bewunderndem Antheil sah ich bald darauf, wie ein neuer Trupp sich zum Auszug rüstete, denn der aufgefundene Unglückliche ließ auf noch mehr Opfer schließen und vermehrte den Pflichteifer des Klosters. Die Nacht war angebrochen, aber der Sturm hatte sich sehr plötzlich gelegt, nur ab und zu kam noch eine verspätete Windwelle daher, dann legte sich tiefe Grabesstille über die Höhen. Die Abziehenden nahmen für solche Zwecke vorgerichtete Laternen mit und verließen mit Knechten und Hunden das schützende Haus. Dieudonné war unter ihnen. Er grüßte mir einen freundlichen Abschied zu und zog mit den Brüdern dahin. Ich folgte ihnen einige Schritte in's Freie. Noch hoben sich die dunklen Gestalten von dem Schneeteppich ab, noch sah ich den matten Lichtschein auf weißen Umgebungen. Dann verschwanden sie in der finstern Felsenwendung, und nur das dumpfe Gebell der Hunde war in der Ferne noch vernehmbar. Lautlos lagen die breiten Gebirgsmassen, darüber in grauenvoller Ruhe der noch immer schwere Schneehimmel. Da dröhnte es dumpf aus ferner Tiefe, vom Echo zehnfach weiter getragen, bis es wie ein Seufzer verscholl. Lawinen warfen sich in die Thäler, Felsen und Erdstürze mit sich reißend, eine schreckliche Folge der auf den Höhen und Abhängen aufgehäuften Schneemassen.

Ein Bruder holte mich herein und lud mich zu St. Blanquart ein, und zwar nach der sogenannten Morgue, wo die aufgefundenen Leichen ausgestellt wurden. Ich fand ihn mit schmerzlich ernstem Gesicht an der Bahre stehen, einen Brief in der Hand, während ein Mönch mit der Fackel das Antlitz des Todten beleuchtete. St. Blanquart winkte mir. „Sehen Sie dort!" begann er. „Der Mann war mir einst bekannt, ich nannte ihn Freund!"

Der Chorherr schwieg. Ich betrachtete die Züge des Todten. Es war ein verwittertes, von tiefen Furchen durchzogenes Antlitz, das, wenn immer entstellt, doch in seinen edel gezogenen Linien, die Spuren einstiger Schönheit zeigte. Dichtes Haar lag über der hohen Stirn, und ein buschiger, ergrauter Bart umgab den eingesunkenen Mund und das Kinn. Mich ergriff der Anblick, es war mir, als spräche ein Rest von furchtbaren Seelenschmerzen auch noch aus den leblosen Gesichtszügen. — „Der Mann hat einst eine schwere Schuld aus seiner Heimat mitgenommen!" fuhr der Chorherr fort. „Diesen Brief an mich fand man bei ihm. Er schrieb ihn, ehe er den Weg über diesen Paß antrat, der Gefahren seiner heimatlichen Berge wohl eingedenk. Ein Wort von ihm sollte noch an mich gelangen, auch wenn er selbst nicht sein Ziel erreichte. Er hat es erreicht!"

Der würdige Freund schwieg wieder, ich wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Da ließ sich das Glöckchen hören, welches die Bewohner des Klosters zum Abendimbiß rief. Wir verließen die Morgue. „Ich habe Sie nicht bloß neugierig machen wollen," begann St. Blanquart im Gehen zu mir, „sondern bin bereit, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, wenn es Sie unterhalten kann. Es lebt Niemand mehr von den darin vorkommenden Personen außer mir, und ich glaube die Mittheilung verantworten zu können. Der Abend ist lang, und mein Gespräch würde doch durch alte Erinnerungen einsylbig gemacht werden — wollen Sie daher diese Erinnerungen anhören?" Ich dankte ihm voraus für sein Vertrauen. „Nicht Sie," entgegnete er, „ich bin's, der zu danken hat, denn die Erzählung wird mir wohlthun. So sehr wir auch das Leben und die Welt im Alter von uns abthun, ein Stück unseres Lebens bleibt immer in uns zurück. Wer eine große Zeit gesehen, oder in seinem kleinen Dasein etwas erlebte, das sich über die engen Schranken zum Gewaltigen erhob, hat einen unvergänglichen Besitz, gleichviel ob beglückend, ob schmerzlich, er läßt sich nicht abthun. Doch auch das Bitterste mildern die Jahre, und es kommt eine Stunde, wo wir das tief Verschwiegene hervorziehen, um die verjährten Habseligkeiten vor einem verstehenden Freunde zu mustern. Erwarten Sie mich nach dem Tischgebet auf Ihrem Zimmer."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kongreßstadt.

Erfurt.

Von

Emanuel Lübke.

(Bild S. 1.)

Es war im September des Jahres 1808, als der siegreiche Imperator, der Deutschland unter sein Joch gebeugt, die deutschen Fürsten in Erfurt um sich versammelte, um sich an dem Anblick ihrer Unterwürfigkeit zu ergötzen. Die Herbsttage von Erfurt sind ohne Frage die Zenithhöhentage des napoleonischen Sternes gewesen. Der Emporkömmling sah die gekrönten Häupter der ältesten Häuser sich vor seinem gnädig lächelnden Blicke beugen. Er hatte dem berühmten französischen Schauspieler Talma gesagt: „Sie werden vor einem Parterre von Königen spielen" und er hielt Wort. Aber nicht Talma war der große Schauspieler vor diesem Parterre von Königen, sondern Napoleon selber. Nahe bei der Bühne waren im Parterre zwei Fauteuils für die beiden Kaiser — Napoleon und Alexander — und neben diesen zu beiden Seiten Stühle für die Könige und Fürsten; der Raum hinter denselben war mit den berühmtesten Staatsmännern und Kriegern aus fast allen Ländern gefüllt; so enthielt das Parterre lauter Männer, deren damals auf allen Zungen schwebende Namen jetzt der Geschichte anheimgefallen sind. Die von Gold starrenden Uniformen, der Uebermuth, welcher sich in ihren markirten Gesichtszügen aussprach, zeichnete die Franzosen vor den meistens prunklosen Deutschen merklich aus. Die Könige von Sachsen, von Bayern und von Württemberg traten still und prunklos ein. Der König von Westphalen überstrahlte

sie alle im schimmernden Glanze der reichen Stickerei. Die große Loge dem Theater gegenüber erglänzte im blendendsten Schimmer: die Königin von Westphalen, mit Diamanten übersäet, die Großherzogin von Baden, die schöne Stephanie, und einige andere deutsche Fürstinnen saßen im Vordergrunde. Gewöhnlich war Alles längst versammelt, bis Er, der alle diese Großen geladen, selber erschien. Endlich wirbelten draußen dreimal die Trommeln, Aller Augen wandten sich dem Eingang zu und Napoleon trat ein. Schmucklos einfach, in seiner gewöhnlichen Kleidung erschien er, begrüßte die Anwesenden und nahm zur Rechten Alexander's seinen Armstuhl ein. Die Könige durften sich nun ebenfalls setzen, und das Schauspiel begann. Als an einem dieser Abende Voltaire's Oedipe aufgeführt wurde und in der ersten Szene Philoctet den Vers sprach: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter", erhob sich Alexander und umarmte mit Emphase den ihm zur Seite sitzenden Napoleon, worüber das Parterre von Königen in stürmischen Beifall ausbrach. „Es war ein großes Lug- und Trugspiel, dieser Kongreß in Erfurt", sagt Scherr mit Recht. Aber nicht genug an dieser Komödie — er ließ auch die in jenen Tagen aus Preußen hermarschirenden Truppen über Erfurt dirigiren. Er wollte seinen „erhabenen Verbündeten" die Soldaten zeigen, welche bei Friedland gesiegt hatten. Vor diesem Parterre von Königen theilte er die Ehrenkreuze aus, und als er davonsprengte, mußte der Zar wie ein Adjutant auf einem napoleonischen Pferde ihm nachjagen. Nicht genug — der Hohn gipfelte sich, als er mit den Fürsten eine Hasenjagd hielt auf dem Schlachtfeld von Jena, wo zwei Jahre vorher die deutschen Völker geblutet. Keine Stadt in Deutschland ist darum eine solche Mahnerin gegen die napoleonische Einmischung in unsere deutschen Verhältnisse!

Erfurts Größe, Leere und alter Ruhm erinnert lebhaft an



Eine Schreckensnacht. **Der nächtliche Besuch.** Von J. Noerr. (S. 6.)

Nürnberg. Diese alte Hauptstadt Thüringens, mitten in Gärten liegend, war ein Hauptstapelplatz, so lange der Handelszug vom Süden über hier nach den Handelsstädten ging. Das Aufkommen Leipzigs war Erfurts Untergang. Sie sank von 60,000 Einwohnern auf 18,000, hat sich aber wieder auf 30,000 gehoben und blüht jetzt im vollsten Sinne des Wortes, denn sie ist die Blumen- und Gemüsestadt Deutschlands. Ihre riesigen Kohl- und Rettighäupter vermöchten allein schon Europa Respekt einzuflößen, wenn auch von den Citadellen des Petersbergs und der Cyriaksburg keine gezogenen preußischen Kanonen dräuend herabschauten. Erfurt ist eine preußische Festung mit nahezu 6000 Mann Besatzung, und das Militär spielt jetzt die Rolle in der kleinen freundlichen Stadt, in der lange Zeit die Studenten — Erfurt war von 1378—1816 Universität — die Hauptrolle gespielt. Die Stadt macht, vom Thurme des Domes gesehen, mit ihren anmuthigen Umgebungen einen überaus freundlichen Eindruck, aber auch in ihren Gassen läßt sich ganz angenehm promeniren, und der Markt, der wegen der breiten Stufen, die zum Dome führen — forum ad gradus — Vormgraden heißt, macht mit den beiden stattlichen Kirchen — dem Dom und der Severikirche — einen gar stattlichen Effekt. Die Letztere mit ihren drei spitzigen Thürmen stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert, während der Bau des Domes tief in's zwölfte Jahrhundert hineinragt und die Gothik in ihrer herrlichsten Blüte namentlich in seinem Chor und Kreuzgang zeigt, während die drei Schiffe von gleicher Höhe einen imposanten Eindruck machen. Der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. ließ den Dom 1852 wiederherstellen. Der Domthurm mit seinen zehn Glocken ist berühmt durch die große Susanne — eigentlich St. Maria Gloriosa, welche 250 Centner wiegt. Im Augustinerkloster — dem heutigen Waisenhause (Martinsstift) — ist die Zelle Luther's, der hier am 17. Juni 1505 Mönch wurde. Die Kirche des Klosters diente 1850 den Sitzungen des Unionsparlamentes. Auf dem Domplatze



Die Märchenerzählerin. Nach einem Gemälde von Wyburd. (S. 7.)

erinnerte die 1777 errichtete Josephsäule an den damaligen Landesherrn, den Kurfürsten Karl Joseph. Erfurt hat seine Regierung gar oft gewechselt. Frühe zum Hansebund gehörig, ward es im 13. Jahrhundert kurmainzisch, 1802 preußisch, 1806 französisch, 1814 wieder preußisch und bildete bis vor Kurzem den nach Süden vorgeschobensten Posten Preußens, eine feste Burg der preußischen Macht.

Eine Schreckensnacht.

Von

Karl Stieler.

(Bild S. 4.)

Wenn ich im Spätherbst durch die Wiesen von Rottach streife, und es ist um die Zeit der kreuther Kirchweih, dann fragen mich die Leute kichernd: „Ha, Karl, fürchst Dich net? jetzt jahrt es sich wieder.“ Was bedeuten diese mysteriösen Worte?

Sie beziehen sich auf einen Vorfall, der allen Leuten dortiger Gegend bekannt, mir aber wirklich begegnet ist. Wenn ich ihn heute öffentlich erzähle, so geschieht es vor vielen Zeugen, und die werden mich auf die Finger klopfen — sollt' ich die Unwahrheit sagen. Fast noch einmal so alt als ich ist das niedliche Häuschen, das sich der Maler Stieler, mein seliger Vater, am Tegernsee erbaut hat. Es liegt in einem kleinen Garten an der Straße nach Rottach und Bad Kreuth; zu Häupten ist grüner Wald, zu Füßen der blaue Spiegel. Dort wohne ich jeden Sommer mit meinen Lieben. Die aber ziehen mit Anfang Oktober in die Stadt zurück, und dann beginnt bis November für mich die Zeit der Alleinherrschaft.

Es sind jetzt etwa vier Jahre und ich war damals ein blondes ideales Bürschlein, das gerade die Universität bezog und noch wenig wußte, wie schön und wie schlecht die Welt ist. Der milde Oktobertag hatte mich zu einer großen Bergpartie verlockt, und erst mit sinkender Nacht kehrte ich in das stille Häuschen heim, das die Meinen vor Kurzem verlassen. Hunger und Müdigkeit kämpften um die Herrschaft über mich; mit halbgeschlossenen Augen verzehrte ich einen Rest von Fleisch und Wein und — fiel dann zu Bette. Es kam ein Schlaf über mich so centnerschwer, daß ich mir noch im Einschlafen dachte, heute könnte mich Einer todtschlagen oder in den See hinabwerfen, und ich würde nichts merken, bis Alles vorüber ist. Es war wenige Minuten über zwölf Uhr, als ich mit einem tiefen, schweren Athemzug erwachte und mich in jenem qualvollen Zustand fand, wo der Mensch mit seinen Sinnen ringt und nimmer findet, was Traum und was Wahrheit ist. Durch das Fenster, dessen Läden nicht verschlossen waren, schien der Mond in hellen Streifen auf mein Bett und auf den Nachttisch, wo noch vom Abend mein breites Messer offen lag und funkelte.

Auf dem Rande des Bettes aber, düster zusammengekauert, saß eine lange, hagere Männergestalt, die den einen Arm schlaff sinken ließ, während der andere auf meinem Nacken lag und mit der Faust mich am Genicke hielt. Sie schüttelte mich nicht, sondern schien, da sie des Schlafenden so sicher war, ruhig dessen Erwachen zu erwarten.

Wen möchte es noch wundern, daß dieß Erwachen von einem schweren Athemzuge begleitet war, und daß ich die ganze Erscheinung für ein schreckendes Traumbild hielt? Langsam richtete ich mich im Bette auf und stieß mit dem Arm an die harte, rauhe Gestalt — es war ein Gespenst mit Fleisch und Knochen. Ueber seinen Rücken fiel der helle Mondstrahl, und bei dem zitternden Lichte erkannte ich, daß mein Gast ein hagerer Bursche in den Zwanzigen war, der die übliche Gebirgstracht trug. Sein Gesicht erkannte ich nicht, denn es war gegen mich gekehrt und dadurch im Schatten.

Die traumhafte Ungewißheit hatte einer fürchterlichen Wirklichkeit Platz gemacht. Was will der fremde Mensch von mir? war mein nächster Gedanke. Ich wollte ihn fragen, aber die Stimme stockte mir im Halse, und die abenteuerlichsten Ideen kreuzten sich wie zuckende Blitze in meiner Seele. Auch dem phantasielosesten Menschen wären in diesem Augenblicke fatale Bilder vorgeschwebt, auch dem Herzhaftesten hätte in dieser Stunde das Herz geschlagen. Ich aber war ein Bürschlein von achtzehn Jahren! Was will der fremde Mensch von mir? Am Nächsten lag die Vermuthung eines Raubversuchs; denn in der Gegend war es bekannt, daß ich allein mit der alten Magd im Hause wohnte, und da dachte er vielleicht, daß mit wenig Mühe viel Geld zu holen sei. Aber der echte Bauer (und ein solcher war es) stiehlt nicht, und wozu dann dieß Zögern? Auf dem Nachttisch neben dem offenen Messer lag meine Geldbörse, Ringe und Uhr; mit zitternden Händen ergriff ich sie und hielt sie ihm wortlos entgegen — die Gestalt blieb regungslos und schüttelte verhängnißvoll das Haupt. Als ich die Sachen wieder niederlegte, zeigte die Uhr im Mondlicht zwölf Uhr und zwanzig Minuten.

So hatte dieß schweigende tête-à-tête schon eine volle Viertelstunde gedauert. Die Nichtannahme meines Lösegelds machte meine Lage um Vieles bedenklicher, und das mysteriöse Schweigen meines Gastes ließ mir immerfort die Möglichkeit, das Schlimmste zu fürchten.

Manchmal genügt ein kleines Zündhölzchen, um einen großen Irrthum aufzuhellen, und mehr von Instinkt als von Berechnung getrieben, tastete ich heimlich nach dem Feuerzeug. Die fremde Gestalt schien dieß nicht zu bemerken, doch kaum hatte ich hinter ihrem Rücken das Feuerzeug ergriffen, so faßte sie mich mit dem bisher schlaffen Arm am Handgelenke und schlug mir die Hand auf den Nachttisch, daß das Feuerzeug kollernd zu Boden fiel: „Wir brauchen kein Licht, wir kennen uns schon im Dunkeln,“ sprach eine rauhe, stotternde Stimme, und ein dumpfes Lachen folgte. Dieß war der erste Ton, den ich aus der Kehle meines Peinigers vernahm; mich aber überrieselte ein eisiger Schauder, als stünde ein Mörder des alten Vehmgerichts vor mir. Mit grausiger Gewalt erfaßten mich die Todesgedanken; Mutter und Geschwister sind fort, und ich soll sterben mit achtzehn Jahren? Körper und Seele waren so tief erschüttert, daß mir die Thränen stromweise niederflossen. Die Leser im warmen Stübchen werden lächeln über diese Herzensangst; aber sie sind nicht achtzehn Jahre alt und nicht allein im Hause; es ist nicht finster und nicht am Tegernsee.

Um auf meinen Gast zurückzukommen, so war es, als ob mein Schluchzen ihn aus seinem Schweigen wecke und ihm die Zunge löse. „Dierndl,“ stammelte er in halb vorwurfsvollem, halb wehmüthigem Tone; „Dierndl, ha, merkst Du's jetzt, was Du mir than hast, weil Du jetzt selber weinst?“

Und nun begann er eine lange wirre Erzählung, wie er heute Nachmittag beim Vater seines Schatzes angehalten habe und wegen Armuth abgewiesen worden sei. Darauf sei er nach Kreuth zur Kirchweih, um Gram und Schande wegzutrinken, und nun, auf dem Heimweg, sei er bei seinem Schatze eingestiegen, um ihr noch einmal Vorstellungen zu machen, eventuell Abschied und Rache zu nehmen.

So sprach in zerrissenen, betrunkenen Sätzen der Bursche, der auf meinem Bette saß; mir aber ging ein banges Licht auf, wodurch meine Lage in ein drittes Stadium gerieth. Mein Gast war also weder ein Räuber — noch ein Mörder, sondern ein Liebhaber, aber welches von den Dreien war das Schlimmste?

Meine Situation war zwar besser als vorher, aber immer noch schlecht genug. Die Sache war diese: Der verschmähte Liebhaber hatte in Kreuth des Guten zu viel gethan; so sehr zu viel, daß er auf dem Heimweg in ein weltfremdes Haus einstieg, nämlich in meines, und einen weltfremden Menschen als seinen Schatz traktirte, nämlich mich. Auf's Neue ging das Deliberiren in meinem Kopfe los, wie ich mich von dem Menschen befreien könnte. All' meine Gedanken arbeiteten wie die Matrosen an den Pumpen eines untergehenden Schiffes; denn es war wenig Aussicht, den gekränkten Freier noch lange auf dem Niveau seines Irrthums zu erhalten — die Katastrophe, die Erkennungsszene in diesem Drama stand unausbleiblich bevor.

Der Mensch, der Anfangs einen dumpfen, fast traurigen Eindruck machte, redete sich nun in die Hitze und wurde immer lebendiger. Er gab seinem Schatz die Hauptschuld, daß der Vater ihn abgewiesen, und forderte Schwüre und Erklärungen; wie ich aber die Lippen öffnete, um sie zu leisten, langte er flugs nach dem im Griffe stehenden Messer und rief: „Red' nit, rühr' Dich nit, oder ich stech Dich durch und durch! Ich weiß doch schon, was Du Dummes sagen willst!“

Wer hätte hier zu widersprechen gewagt? Mit der Leidenschaft meines Genossen wuchs auf's Neue die Gefahr meiner Lage. Bei der leisesten Bewegung, bei jedem Worte brüllte Jener: „Mach' keinen Lärm, oder ich bring' Dich um!"

Draußen auf dem Thurme schlug es ein Viertel vor Eins, und der Südwind riß sausend das Laub von den Bäumen.

Immer wilder ward mein Genoß, er zerrte mich an den Haaren, als seinen „flachshaarigen Schatz", er stieß mich mit den Fäusten — und preßte mir fast den Athem aus.

Endlich war das Maß gefüllt; es gibt Momente, wo man nimmer mit Gefahr oder Rettung rechnet, es steht nunmehr Leben gegen Leben. Das gibt verzweifelte Kraft. Wie ein zurückgehaltener Strom den Damm durchbricht, so stürzte endlich das gepreßte Wort aus meiner Brust hervor, und als er mich eben wieder packen wollte, wie eine Katze die Maus, da schrie ich ihm auf einen halben Schritt in's Angesicht: „Halt, Schurke, infamer Bursche, ich will Dir zeigen, daß ich ein Mann bin."

Den Eindruck des Moments, der nun folgte, werde ich auch mit grauen Haaren nicht vergessen. Der unverhoffte schrille Ruf brachte den Betrunkenen im Nu zur Besinnung. Wie ein getroffener Panther sprang er vom Bettrand auf die Erde und mit der Faust sich vor die Stirne schlagend, rief er laut: „Herrgott, wo bin ich hingerathen?" Dann aber — dann richtete er sich hoch empor, es war, als ob er vor meinen Augen wüchse und mit geschwungenem Arme vor mir stehend rief er: „Leg' Dich nieder, oder . . ." — Ich fuhr zusammen — und im nächsten Moment sprang Jener mit einem Satze an die Thür — und draußen war er. Im Hereingehen hatte ich den Schlüssel außen stecken lassen, blitzschnell drehte er um, und ich war gefangen. Nun ging's mit dumpfem Gepolter die Treppe hinab und hinaus durch's Fenster Parterre, mit dem Kopf durch die Scheiben. Ich riß augenblicklich oben das Fenster auf und sah, wie der Fliehende von der Wucht des Sprunges zusammenfiel, dann im Nu vom Boden emporschnellte und über den Gartenzaun springend auf der Straße davon rannte.

Weithin hörte ich die schnellen Schritte schallen in der einsamen Nacht — dann ward's wieder still, und dazwischen tönten die Stöße des Windes und das Ticken der Uhr, auf der es Eins vorüber war.

Langsam schloß ich das Fenster; denn ein eisiger Fieberfrost durchbebte mir Mark und Bein; am Boden lag noch Feuerzeug; ich machte Licht und durchsuchte das ganze Zimmer, selbst meinen Koffer, es war, als verfolgte mich noch der Schatten des Ungethüms, das eben verschwunden war. Endlich kroch ich in's Bett; was ich auch über mich thürmte an Kleidern und Kissen, die eisige Kälte meines Leibes wollte nicht vergehen. Es schlug drei Uhr, als ich zum zweiten Mal in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versank.

Beim Erwachen schien mir die Mittagssonne in's Gesicht; auf dem Bette lagen die Kleiderhaufen, vor dem Bette waren die Spuren fremder Füße. Während ich mich anzog, studirte ich über das seltsame Abenteuer und wußte noch immer nicht, ob ich es geträumt oder erlebt hatte — bis ich fix und fertig zur Thür hinausgehen wollte. Die Thüre war von Außen verschlossen.

Da die alte Magd in der Frühe weggegangen und noch nicht zu Hause war, so blieb nichts über, als vom ersten Stock durch's Fenster zu springen, oder die Nachbarn mit einer Leiter herbeizurufen, die mich glücklich auf die Erde brachte.

Aber auch auf dem festen Boden wurde ich ein banges, schwankendes Gefühl nicht los. Mein erster Gang war zum befreundeten Arzte des Ortes, der mir Glück wünschte, daß mich nicht der Schrecken getödtet. Bei Tisch im Herrenstübchen hörte ich das große Referat über das neueste Ereigniß.

Als die Liesel gegen Abend heim kam, frug ich sie mit strenger Miene, ob gestern die Hausthüre ordentlich geschlossen worden sei? Auf die barsche Bejahung hin befahl ich weiter, sie solle erzählen, ob sie keinen Spektakel vernommen habe? Da drohte fast die entente cordiale zu zerplatzen. — „Herr Karl," rief sie mit tiefster Entrüstung; „Sie wissen am Besten selber die Lumpereien und den Spektakel, den Sie bei Nacht machen, da brauchen Sie nicht erst mich zum Narren zu haben, damit ich sie Ihnen erzähle."

Nachdem ich ihr Mäßigung empfohlen, legte sie ihre Wahrnehmung folgendermaßen dar: Kurz vor zwölf Uhr sei sie durch das Klirren einer Fensterscheibe Parterre geweckt worden und hörte Jemand mit Nagelschuhen vom Fenstersims auf den Zimmerboden springen. Dieser sei dann fluchend und tastend durch mehrere Zimmer gerannt und endlich die Treppe hinauf in mein Zimmer gegangen.

Liesel wußte, daß ich zur Bergpartie die Nagelschuhe angelegt und glaubte, es sei „der junge Herr", der betrunken ohne Schlüssel auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege nach Hause käme.

So erzählte die Alte und hob warnend den Finger auf mit der Bemerkung, daß die eingeschlagene Scheibe achtundvierzig Kreuzer koste.

Auch ich erzählte ihr nun meine Wahrnehmung von heute Nacht, und der furchtbare Schrecken, in den die treue Person über meine Gefahr gerieth, versöhnte mich bald mit dem brutalen Intermezzo.

Ungeheuer war das Furore, welches die Sache im ganzen Orte machte; der Missethäter aber war verschwunden und lachte sich in's Fäustchen.

Kein Kleidungsstück, kein Zeichen, das auf Entdeckung führen konnte, war zurückgeblieben. Von seinem Gesicht hatte ich nichts gesehen als einen rothen Bart, und von Mädchen war weit und breit in der Nachbarschaft keines, dessen Vater einen Freier abgewiesen hätte. Der arme Verschmähte war nicht um einige Häuser, sondern vielleicht um eine Stunde weit irre gegangen. So mußte ich denn auf Aufklärung dieser schlimmen Angelegenheit verzichten.

Seitdem sind vier Jahre vergangen, es war wieder Herbst und aus dem blonden Bürschlein ist ein brauner Bursche geworden. Dieser stand eines Tags pfeifend unter der Gartenthür; da kommt ein flotter Einspänner des Weges, und die drinnen sind, reisen in Hochzeitsangelegenheiten; der Bursche war aus einem fremden Landgericht, und als er sich unserem Hause nähert, da läßt er das Pferd im tollen Trabe laufen und schreit hinein, mit dem Hute winkend: „Juhu, jetzt darfst Du Dich nicht mehr fürchten, Du da drinnen, daß ich Dir in die Fenster steig', denn jetzt hab' ich doch endlich mein Madel kriegt!" Mit diesen Worten gab er dem Pferde einen Hieb und im Nu war er um die Ecke.

Der Name des Attentäters war leicht zu erfahren, und als ich ihn später in M . . . . besuchte, lachten wir Beide herzlich in der Erinnerung. Auch der „flachshaarige Schatz" wurde sichtbar und vergalt mir durch zarte Aufmerksamkeit die unzarte Szene, die ich um ihretwillen gelitten. Wir sind nun alle Drei gute Freunde.

In meinem Zimmer in Tegernsee aber sind noch heute an der Bettlade und auf dem Boden die tiefen Nägelspuren zu sehen, und wenn ich am Jahrestag des Ereignisses am Abend heimkehre, dann singe ich stets zur Feier des Tages das Schnaderhüpfel, welches lautet:

Heut kommt wohl mein Schatz
Und den seh' ich so gern,
Und da werd' mir so wohl,
Daß mir übel kunnt wer'n.

Die Märchenerzählerin.

(Bild S. 5.)

In der Thüre eines hübschen holzgeschnitzten Hauses des berner Oberlandes sitzt die Mutter an einem herbstsonnigen Nachmittage, umgeben von ihren Kleinen, die Stunden mit der Erzählung eines Märchens verplaudernd. Die beiden älteren Kinder lauschen unverwandt mit Aug' und Ohr auf die Geschichte, die sie wohl schon öfter gehört, die aber immer wieder ihre kleinen Herzen in bange Erwartung versetzt, da die Mutter gar so gut zu erzählen weiß. Das Jüngste freilich ist wie das Kätzchen eingeschlafen und hat den Kopf auf den Schooß der Mutter sinken lassen. Ein freundlicher Sonnenblick ruht auf der Gruppe und vollendet das Bild reinen Glückes.

Die Frauenmoden. Eine Tortur für die Männer. Von **Herbert König.**



Die hohen Absätze. „Um Gotteswillen eine Droschke, ich kann's nicht mehr aushalten!"



Die Coiffure. Weil sie immer wieder und immer wieder mißlingt, bekommt der Mann nichts zu essen.



Die Schleppe. „Du führst ja wieder einen ganzen Wald mit, und die Passage hemmst Du auch!"



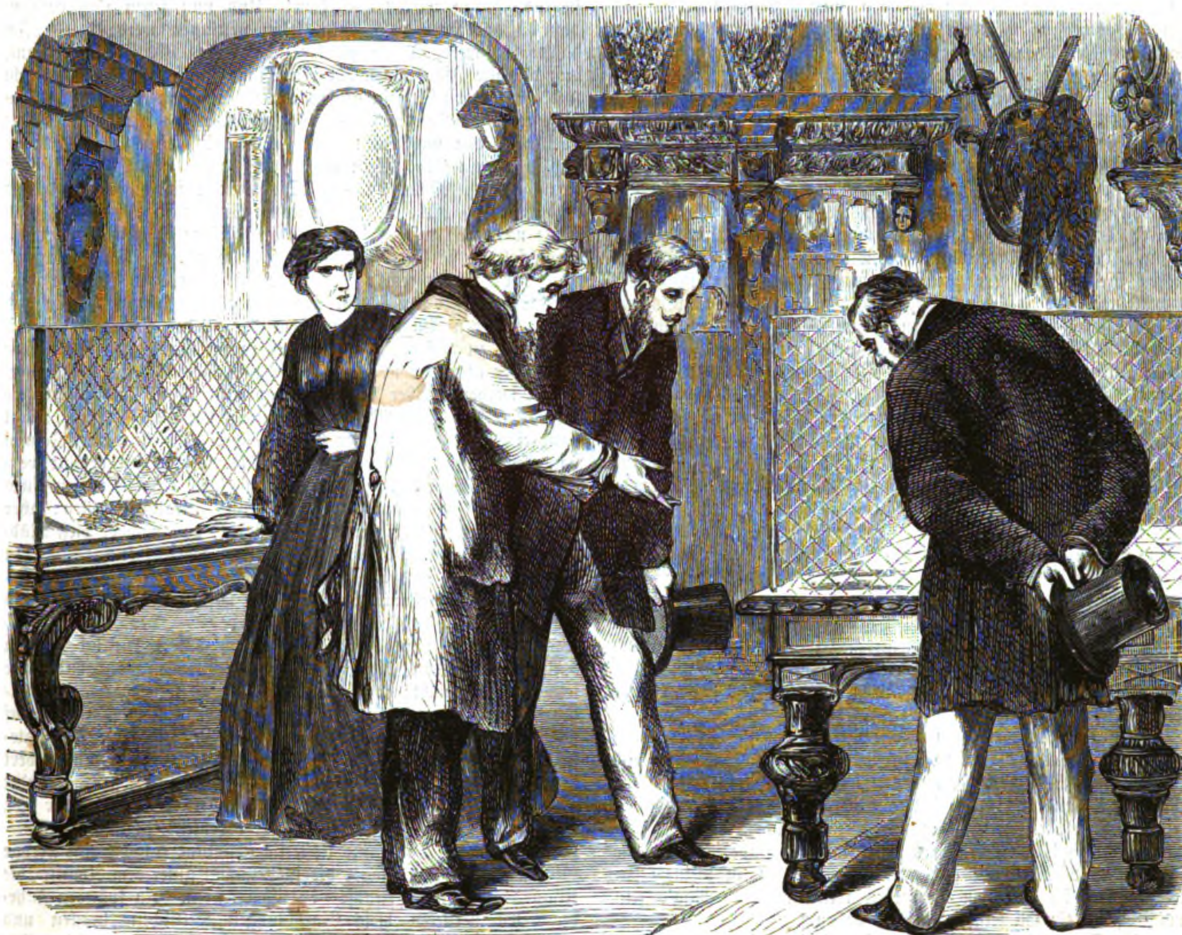
Jäckchen à l'Espagne. „In der Affenjacke soll ich doch nicht etwa mit Dir ausgehen?" — „Gewiß, ich versprach Dir einmal, spanisch zu kommen."



Die Krinoline als Fangeisen beweist leider, daß auch einmal ein Mann durch ein Mädchen zu Falle kommen kann.



Der Maskenschleier. „'s ist wahr, man kann seiner Frau nicht einmal mehr einen ordentlichen Kuß geben!"



Isaak Stone zeigt seine Schätze. (S. 11.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman

von

J. W. Smith.

1. Ein Heirathsprojekt.

Sir Felix Harcourt, Baronet, welcher mit duftender Cigarre im Munde in einem Hansom an den reichen Kaufhäusern der Cannonstreet vorüber einer engen Gasse von Cheapside zuflog, wurde von seinen Feinden, den Schulden, in die Enge getrieben. Darin ist weder etwas Neues, noch Besonderes. So lange die „moderne Gesellschaft" mit ihren zahllosen kostspieligen Genüssen und Gewohnheiten besteht, wird es für Leute von dem Alter und der Stellung des Baronets auch zahllose Verlegenheiten geben. Das Mißgeschick des Baronets begann damit, daß er zu jung und zu plötzlich in den Besitz des reichen Erbes kam, das ihn, den kaum Einundzwanzigjährigen, zu einem völlig unabhängigen Leben mit circa 6000 Pfund Jahresrevenüen berechtigte. Wie mit einem Schlage ward aus dem stillen, wissensdurstigen Jünglinge ein „Mann von Welt" mit der Neigung zu luxuriösen Genüssen. In einer erschreckend kurzen Zeit verschwendete er den größten Theil seines Vermögens in extravaganten Ausgaben, wie Bauten, Gärten, Malereien und sonstigen Dekorationen, Pferden, Weinen und fröhlichem Leben jeder Art. Kostspielige Wetten vollendeten den Ruin. Verfehlte Spekulationen im Turf kosteten ihn so viel, daß er den Verstand hätte verlieren können, wenn er eine Hinneigung zur Tragik gehabt hätte; dieß war aber durchaus nicht der Fall. Für Sir Felix war das Leben ein sonniger Feiertag; er empfand wohl Unruhe über die gegen ihn anstürmenden Schwierigkeiten, doch er schüttelte sie ab, wie der Schwan das Wasser, welches sein Gefieder benetzt. Nichts vermochte ihm das Vertrauen auf sich selbst und die Zukunft zu rauben.

Seine äußere Persönlichkeit entsprach völlig dieser leichten geistigen Richtung; er war wohlgewachsen, zeigte eine gewisse Anlage zum Starkwerden, vornehme Leichtigkeit, Feinheit in der Kleidung, aristokratischen Stolz. Sir Felix verließ den Wagen und betrat ein düsteres Haus. Sein Weg führte ihn zu dem Advokaten Tomlinson, der seiner Familie bereits seit fünfzig Jahren in allen Rechtsgeschäften gedient hatte. Es war diesem würdigen, durchaus erprobten Manne peinlich, nun dem jungen Gentleman, dessen Leben er von Kindesbeinen auf beobachtet hatte, darlegen zu müssen, daß er mit seiner „phantastischen Verschwendung" auf dem besten Wege sei, ein bedeutendes Familienbesitzthum an den Rand des Ruins zu bringen, seinen alten und ehrenvollen Titel zu verdunkeln und alle seine glänzenden Aussichten total zu ruiniren. „Ihr Vater würde Ihnen sehr zürnen, Sir Felix," sprach er, „wenn er noch lebte und sehen könnte, wie Sie das von Ihrem Onkel ererbte Vermögen zersplittern und zerstreuen; und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich selbst des Verdrusses nicht erwehren kann, weil ich sicher für den Ruin moralisch mit verantwortlich gemacht werde. Ich wünschte wahrhaftig von Herzen, Ihr Vermögen wäre

in anderen Händen als den meinigen, und bedaure tief, daß ich dessen Verwaltung nicht abgelehnt habe, als Sie zum Erbantritt kamen." Der Advokat sprach aus Ueberzeugung und glaubte wohl auch wegen seines hohen Alters und der langen Amtsführung einen so streng verweisenden Ton anschlagen zu können. — Sir Felix aber stellte ihm sofort den ganzen Stolz seines Wesens entgegen. „Es wäre nicht recht von mir, Sir," entgegnete er, „wenn ich Ihrem Wunsche nicht genügen wollte. Ich bin bereit, die Last der Geschäfte, die Sie drückt, von Ihnen zu nehmen. Machen Sie sich von dem Meinigen für Alles, was ich Ihnen für Ihre Dienste schulde, bezahlt, und wenn wir einander künftig begegnen, möge es nur in außergeschäftlicher, freundlicher Weise geschehen. So ziehen Sie sich von der für Sie unangenehmen Verwaltung mit unverletzter Ehre zurück und haben ferner nicht mehr von meiner ‚phantastischen Verschwendung' zu leiden. Empfangen Sie meinen besten Dank für die Uneigennützigkeit und Treue, mit welcher Sie mein Interesse gewahrt haben! Sie sind ein Mann der alten Schule, Sie können mich nicht verstehen. Es ist nicht Ihr Fehler. Ich muß indeß einen Vertreter und Geschäftsführer von mehr modernen Ideen haben." — Der alte Advokat traute kaum seinen Ohren; sein faltiges Gesicht ward über und über roth, und er schlug die Hände vor sich auf dem Schreibtisch zusammen. „Sprechen Sie im Ernst, Sir Felix?" fragte er zitternd. — „Vollkommen, Mr. Tomlinson. Ich betrachte diese Angelegenheit als abgethan. Wenn Sie die Bücher und Papiere abgeschlossen haben, können Sie mir eine Zeile nach meinem Klub zukommen lassen, wo ich auf einige Tage anzutreffen sein werde." — „Ich bitte um Verzeihung, Sir Felix, wenn ich Sie beleidigt habe!" stammelte der alte Mann. — „O es ist von keiner Beleidigung die Rede, Sir," erwiederte Sir Felix mit kühlem Lächeln, indem er nach seiner Uhr sah; „indeß ich muß zum Diner, und meine Zeit ist gemessen. Guten Tag denn! Ich erwarte Ihre Note im Klub."

Der alte Advokat sah sich allein; er war starr vor Ueberraschung. „Entlassen!" murmelte er vor sich hin. „Ich bin entlassen! Nach fünfzigjähriger treuer Pflichterfüllung solch' eine demüthigende Behandlung! Ich soll mich bezahlt machen! O Himmel, lieber Himmel, es wird wenig zum Bezahlen übrig bleiben! Nun wohl — wohl! Bin ich nicht ehrlich gewesen? Habe ich's mit diesem jungen Manne nicht gut gemeint? geschah's in meinem Interesse, daß ich ihn vom Verderben retten wollte? Mag's sein, mag's sein! Er soll seinen Abschluß haben."

Eine Stunde später saß Sir Felix bei einem splendiden Diner, unter gleichgesinnten Freunden, und mit dem Besuch des Theaters beschloß er den Abend. Am folgenden Morgen aber engagirte er einen Advokaten mit „mehr modernen Ideen", Mr. Nichols, zur Verwaltung seines zerrütteten Vermögens. Dieser Advokat war ihm von Lord Crashley, einem Mitglied seines Klubs, empfohlen worden. Sir Felix kannte außer dieser Empfehlung nichts von dem edlen Lord oder seinem Protegé, aber die Manieren und Worte von Mr. Nichols gefielen ihm, und der Advokat griff auch ohne Weiteres energisch in die Interessen des Baronets. Sir Felix war in großer Geldverlegenheit, als er eines Tages bei Mr. Nichols vorsprach. — „Ah, Sir Felix," rief der Advokat ihm entgegen, „Sie kommen eben recht . . . Ich wünschte Sie zu sprechen!" — „Und weßhalb, Mr. Nichols?" — „Aus einem ganz besonderen Grunde!" replizirte der Advokat und schob dem jungen Baronet einen Sessel an einen mit Weinflaschen, Gläsern ꝛc. bepflanzten Prunktisch. „Sie sind ein ruinirter Mann, Sir Felix, das ist bombenfest!" — „So scheint es. Der letzte Derbytag hat mir einen furchtbaren Schlag versetzt. Indeß, ich werde mich weder aufhängen, noch todtschießen." — „Ich hoff's auch nicht! Es gibt für Sie einen exquisiten Weg aus allen Verlegenheiten!" — „Nun?" — „Zeig's seinem Auge und kränke sein Herz!" wie Shakspere sagt. „Was ich Ihrem Auge zu zeigen habe, wird Ihr Herz nicht kränken, Sir Felix, wohl aber vielleicht das einer gewissen jungen Dame. Die Sache ist folgende: ich bin im Begriff, Harcourt Place an einen reichen Juwelenhändler, einen einfachen Mann, zu verpfänden. Er wohnt in der Bartholomäusklause, im Herzen der City. Der Hauptkasus aber ist: er hat eine reizende Tochter, die, wie mir der alte Isaak Stone heute selbst mittheilte, ein sehr bedeutendes Vermögen, meist in baarem Geld und Diamanten bestehend, haben wird." — „Bon! Und nun setzen Sie voraus, daß ich das Herz dieser City-Erbin gewinnen werde?" — „Ich dachte, es werde Ihnen glücken, Sir Felix. Es ist mir bekannt, daß der alte Isaak einen höheren Stand für seine Tochter wünscht und gerne bereit ist, sein großes Vermögen dafür einzusetzen. Ellen ist seine einzige Tochter." — „Wohlan, wir sind für Ellen. Möge sie lange leben und einen Titel heirathen!" Der Baronet lachte und trank ein Glas Wein aus. „Was für eine Sorte ist diese kleine Erbin, Nichols?" — „Sie werden sie sehen und selbst urtheilen." — „Wie alt?" — „Kaum Siebenzehn." — „Gut. Ich trinke nochmals auf sie! Die ganze Geschichte ist ridikül, aber — wann soll ich sie sehen?" — „Noch heute Abend, wenn Sie wollen! Ist's Ihnen recht? Ich werde Sie beim alten Isaak einführen; Sie können vorschützen, Sie wollten seine Gemmen sehen und geben sich den Anschein, von dem Projekt der Verpfändung noch gar nichts zu wissen. Isaak's Haus in der Klause ist ein seltsamer Ort. Der alte Kerl ist sicher enorm reich, wie Sie sich selbst überzeugen werden. Aber Beide, er und seine Frau, sind excentrische Charaktere." — „Ist Miß Stone alleinige Erbin?" — „Ja. Isaak hatte einen Sohn aus erster Ehe, welcher aber vor vielen Jahren nach Amerika ging und dort gestorben ist. Es ist mir erzählt worden, dieser Sohn habe sich mit seinem Vater damals wegen eines armen Mädchens entzweit, das er habe heirathen wollen; aber das Merkwürdigste bei dieser Geschichte ist, daß nachher dieß Mädchen den Alten selbst wegen seines Geldes geheirathet hat. Sie ist jetzt Mrs. Stone und Sie werden dieselbe in der Klause sehen." — „Diese Familienromantik kümmert mich wenig, Mr. Nichols. Sind Sie auch sicher, daß der Sohn todt ist?" — „Der Juwelenhändler selbst hat es mir gestern gesagt. Ich will Ihnen indeß einen Rath geben: wenn Sie mit dem Alten sprechen, erwähnen Sie seines Sohnes nicht; er wird sofort mürrisch, weil ihm wahrscheinlich die Erinnerung an seinen Sohn sehr peinlich ist." — Hierauf ging Sir Felix mit dem Advokaten durch Cheapside und Newgatestreet nach Smithfield. Es ist sieben und ein halbes Jahrhundert her, daß in Westsmithfield das St. Bartholomäuskloster gegründet ward. Nach einem alten Manuskript im British Museum war dieß Kloster mit seinem Hospital eines der bedeutendsten und berühmtesten Englands. Das ganze klösterliche Institut enthielt eine Menge Gebäude, Höfe und Plätze, die insgesammt unter dem Namen „die Klause" oder „große Klause" begriffen waren. In späteren Jahrhunderten verfielen diese Einrichtungen weltlichen Zwecken und mannigfachen Umgestaltungen. Endlich sechzig Jahre vor der Zeit unserer Erzählung kam ein Theil der Gebäude in die Hände eines Handelsmannes Isaak Stone, dessen Sohn gleichen Namens durch geschickten Handel das väterliche Vermögen bedeutend vergrößerte und in London allgemein als ein reicher Juwelenhändler und Geldverleiher bekannt ward. Er bewohnte eines der düstersten und ausgedehntesten Gebäude, welches mit allen modernen Sicherheitsmitteln gegen Einbrecher, Feuersgefahr ꝛc. versehen ward. Das Haus hatte bedeutende Kellergewölbe mit schweren Eisengittern an den Fensterluken. Jeder Raum war mit Eisenläden, Gittern, Klingelzügen, Selbstschüssen und anderen Vorrichtungen versehen.

Vor diesem Hause erschien jetzt der Baronet Sir Felix Harcourt mit seinem Advokaten. Als sie den Klopfer an der mächtigen Eisenthür in Bewegung setzten, öffnete Isaak's alter treuer Diener Jabez, ein ungewaschener, ungekämmter, bärtiger Gesell mit schmal geschlitzten, beständig zwinkernden Augen, großen Ohren, die immer gespitzt waren, und einem Munde, der immer Zahlen auszusprechen schien. „Ich muß Euren Herrn sogleich sprechen!" sagte der Advokat. — „Master ist ausgegangen." — „Dann warten wir, bis er zurückkehrt. Tragt diese Karte zu Eurer Hausherrin und sagt ihr, Sir Felix Harcourt wünsche die Juwelen in Augenschein zu nehmen." — Jabez zog eine Glockenschnur, worauf eine schlanke majestätische Frau mit abstoßend kaltem Gesichtsausdruck erschien. Sie war in düsteres Schwarz ohne allen Schmuck gekleidet. Der Trauring an einem ihrer Finger war das einzige Kleinod, das sie trug. — „Mrs. Stone," begann der Advokat, „ich habe die Ehre, Ihnen Sir Felix Harcourt vorzustellen." — „Er mag eintreten," erwiederte die Dame ohne eine Spur besonderen Respekts. Dabei trat sie vorwärts mit einer die Gäste auffordernden Bewegung, ihr zu folgen. Sie durchschritten einen langen, engen Gang, an

dessen Decke Spinngewebe hingen, und kamen in die hinteren Zimmer, von wo aus sie mächtige Hofmauern mit eisernen Spitzen sehen konnten. Mrs. Stone öffnete ein Kabinet mit großem Vorlegeschloß und eiserner Querstange und ersuchte die beiden Herren einzutreten. Eine dunstige Atmosphäre quoll ihnen entgegen. Das Kabinet hatte keine Ventilation, wohl aber barg es immense Schätze. Ringsum an den Wänden und Säulen sahen sie eine Menge von kostbaren Kuriositäten und auf den Tischen waren Pretiosen in allen Farben und vom strahlendsten Glanze in großer Zahl ausgebreitet. Vor jedem Tische war ein beweglicher Schirm angebracht, und während Mrs. Stone hinter dem Schirme die schönsten Steine zu vortheilhaftester Ansicht placirte, mußten Sir Felix und der Advokat vor demselben stehen bleiben. Der junge Baronet war durch die Pracht dieser Reichthümer auf's Höchste gefesselt. Noch mehr aber ward seine Aufmerksamkeit durch den eben eintretenden Isaak Stone selbst in Anspruch genommen, denn der Besitzer all' dieser Reichthümer sah wo möglich noch schäbiger aus als sein Diener Jabez. Seine Kleider schienen sammt und sonders um den Werth eines Schillings von einem Trödler erstanden zu sein; sie hingen nachlässig um die hohe, knochige, etwas vornüber gebeugte Gestalt Isaak's. Und dennoch machte der Alte keineswegs den Eindruck eines gewöhnlichen Menschen oder gar Bettlers. In seinem Blicke aus großen, lebhaften schwarzen Augen lag etwas stolz Befehlendes. Seine Physiognomie mit dem langen, weißen Barte und der starken, gebogenen Nase hatte ein orientalisches, ehrwürdiges Gepräge. Isaak Stone war indeß kein Jude. Er bewillkommnete die Besucher mit Würde und geleitete sie, seine Frau ablösend, von Platz zu Platz, endlich auch in die unterirdischen Gewölbe, in denen er das Werthvollste aufbewahrte. Nach Beendigung dieser Inspektion und nachdem der Advokat Isaak einige Worte zugeflüstert, lud dieser die beiden Herren ein, den Thee bei ihm zu nehmen. Sie wurden in ein behäbig eingerichtetes Zimmer geführt, in welchem Mrs. Stone über Rechnungsbüchern arbeitete. Nachdem sie der Magd Bridget, einer irischen Dreißigerin, Befehl den Thee zu bringen gegeben, ließ sie sich in ihrer Arbeit nicht weiter stören. — „Soll Miß Ellen den Thee serviren?“ fragte die Magd. — „Gewiß!“ antwortete Mrs. Stone kurz und rechnete weiter. — Sir Felix beobachtete die zierliche und dabei so gemessene Frau wohl; er hatte eine Erscheinung von solcher Art, anziehend und abstoßend zugleich, noch nicht gesehen. Als Ellen kam, ein jugendliches, hübsches Mädchen mit schwarzen Augen, doch sehr schlicht gekleidet, stellte ihr der Vater den jungen Baronet als guten Bekannten vor, und Sir Felix bemerkte, um doch etwas zu sagen, sie gleiche sehr ihrem Vater. — „Ich freue mich, das zu hören,“ entgegnete Stone. „Hoffentlich gleicht auch ihr Charakter dem meinigen. Ich habe mir's seit vierzig Jahren zur Regel gemacht, meines Vaters Vermögen nicht nur nicht zu schmälern, sondern ansehnlich zu vermehren, und ich erwarte, daß, wenn meine einzige Tochter in dessen Besitz kommt, sie wissen wird, wie es zu erhalten ist. Ich heirathete diese meine Frau, Hanna Bolt, als sie keinen Schilling besaß, und sie ward ein Glück für mich durch sich selbst. Sie weiß, wie sie mein Geschäft weiter führt, wenn ich nicht mehr bin; aber Ellen — ich fürchte, ich fürchte, sie gleicht in dieser Beziehung weder mir, noch ihrer Mutter!“ — „Da hast Du vollständig recht!“ versetzte Ellen lachend. „Ich werde sicher mein Dasein nicht daran setzen, Steine auf Steine zu häufen und Gold auf Gold. Ich verachte das Gold!“ — „Wie, Miß Stone, Sie verachten Gold?“ sagte Sir Felix ironisch. „Sie erschrecken mich!“ — „Warum, Sir? Ich meine damit, ich verachte das Geldmachen.“ — „Ah, Sie mögen so denken; ich für meinen Theil wäre froh, etwas mehr davon zu haben. Und das, Mr. Stone, bringt mich auf die Frage: ob Sie einige Hundert Pfund gegen gute Sicherheit zu entbehren vermögen?“ — „O ja!“ erwiederte Stone gefällig lächelnd. — „Ich bin ganz bereit, meine Besitzung in Kent dagegen einzusetzen, da ich ohnehin in Kurzem auf Reisen gehe. Mein Advokat kann das Nähere mit Ihnen arrangiren. Ich muß mich jetzt verabschieden, doch wäre es mir angenehm, zu wissen, ob das betreffende Geschäft alsbald erledigt werden kann.“ — „Ich kann Ihnen, wenn ich's sechs Stunden vorher weiß, Hunderte oder Tausende leihen,“ erwiederte Isaak. — „Wohlan, Mr. Nichols, ich ersuche Sie, das Weitere für mich zu thun.“ Sir Felix wendete sich an Ellen, begrüßte sie durch einen Händedruck und empfahl sich mit der Hoffnung, sie wiederzusehen. Bald darauf zog Ellen sich mit der Magd, welche das Theezeug abtrug, zurück. Nichols sprang auf, um ihr galant die Thüre zu öffnen. — „Nun, Mr. Stone,“ sagte er, nachdem Ellen sich entfernt hatte, „ich hoffe, Sie werden mir's danken, daß ich Ihnen Sir Felix hergebracht habe.“ — „Ich thue es, Mr. Nichols.“ — „Ihre Tochter ist werth, eine Herzogin zu werden.“ — Mrs. Stone machte auf ihrem Arbeitssessel eine unwillige Bewegung. — „Es sollte mich freuen,“ versetzte Isaak, „meine Tochter in eine alte, echt aristokratische Familie verheirathen zu können. Verstehen Sie mich recht: nicht Schein, sondern wahren, alten Adel! Ich sprach neulich mit einem Edelmann, der seine Ahnen um zwölf Jahrhunderte zurückzählen konnte — das imponirte mir! Was ist aller Glanz des Goldes gegen eine solche Abkunft! Mögen wir Anderen darüber spotten, Sir, aber wir achten es doch, wir verehren, wir lieben es, wir schätzen die Besitzer großer Stammbäume hoch, Sir. Mit einem Worte: alter Adel ist einer der kostbarsten Schätze, die es gibt.“ — „Sei kein Narr!“ rief Mrs. Stone, mit lautem Klapp ihr Buch schließend. „Was nützt denn der alte Adel, wenn sein Besitzer sich kein Stück Brod erwerben kann? Da hast Du nun einen Baronet, der sein Erbtheil verschwendet und nichts nöthiger hat als Geld!“ — „Ganz recht, aber kann er auch seinen alten Adel und Titel verschwenden, wie?“ — „Ich versichere Sie,“ fiel der Advokat ein, „Sir Felix kann, wenn auch nicht auf zwölf, aber sicher auf acht Jahrhunderte zurückzählen. Seine Familie ist eine der berühmtesten. Das wäre ein Schwiegersohn für Sie, Mr. Stone!“ — Mrs. Stone warf einen sarkastischen Blick auf den Advokaten. „Werden Sie als Heirathagent bezahlt, Sir?“ fragte sie spöttisch. — „Schweig still, Hanna!“ befahl Isaak. „Ich weiß, daß Du Rang und Stand mißachtest; ich aber will keinen bürgerlichen Schwiegersohn.“ — „Du bist alt geworden, Isaak. Kümmere Dich um Dein Geschäft und überlasse Anderen Heirathsprojekte!“ — „Bist Du etwa für Godfrey Chester?“ entgegnete Isaak zornig. — „Ich dächte nicht!“ — „Freilich, der möchte Ellen haben, der Habenichts! Was ist er? Wer war sein Vater? Ein Maler! Was ist ein Maler? — Und wer war sein Großvater? Ein Musiker! Wer sein Urgroßvater? Ein Landwirth! Das ist Alles, was er von seiner Familie weiß. Ich will keines Farmers, keines Musikers, keines Malers Sohn oder Enkel als Gatten meiner Tochter! Ich will aristokratisches Vollblut für sie, und damit genug!“

Nachdem der Advokat noch eine Menge Gründe in Isaak's Sinne vorgebracht und schließlich mit ihm für den folgenden Tag eine Fahrt nach Harcourt Place in Kent behufs Inspizirung des Guts verabredet, ersuchte Isaak den Advokaten, ihn noch auf ein Stündchen nach der Taverne zur „Britannia“ zu begleiten, um Weiteres zu besprechen. Er gab seiner Frau, die über seine Hartnäckigkeit höchst verstimmt war, sowie dem alten Jabez noch verschiedene Weisungen bezüglich der Sicherheit des Hauses, dann rief er, im Fortgehen, nach Ellen. Das Mädchen eilte herbei. „Nun, Kind, wie gefällt Dir der junge Baronet?“ fragte er leise. — „Nicht besonders, Vater!“ — „Er ist sehr für Dich eingenommen!“ — „Das wird hoffentlich seine Digestion nicht stören!“ — „Du bist spöttisch! Er kann seine Vorfahren bis in's Jahr Tausend zurückverfolgen; bedenke das, Kind!“ — „Ich die meinen bis zur Mutter Eva; bedenke das, Vater!“ — „Unsinn, Du Schelm! Du wirst eines Baronets Lady werden.“ — „Ist das etwas Besonderes, Vater?“ — „Ah, Du bist ein Kind, das noch nicht die Größe seiner Zukunft begreift!“ — „Darum laß mich warten, bis ich alt genug bin, dieß zu können!“ — „Nicht, wenn Sir Felix Harcourt Dich zur Lady begehrt!“ — „O, das Begehren kann man ihm nicht wehren!“ — „Du denkst an Godfrey Chester!“ rief Isaak, halb zornig abbrechend. Ellen huschte erröthend davon.

2. Ein armer Maler.

In demselben Augenblicke, als Isaak Stone mit dem Advokaten das Haus verließ, stieg Ellen auf einer schmalen Treppe auf das mit einer niedrigen Ziegelsteinbrüstung versehene flache Dach des Hauses, welches der Magd gelegentlich zum Wäschetrocknen,

Ellen zur Pflege einiger Lieblingspflanzen und an kühlen Abenden zu angenehmem Aufenthalte diente, weßhalb auch einige hölzerne Ruhesitze angebracht waren.

Das angrenzende Haus hatte gleichfalls ein solches Dach, und man konnte, mit Uebersteigung der niedrigen Brüstung, ohne Mühe von dem einen auf's andere gelangen, und auf dem andern Dache erschien jetzt die Gestalt eines jungen Mannes, der die Brüstung überstieg und bald darauf neben Ellen in flüsterndem Gespräche saß. Dieser junge Mann war Godfrey Chester, ein armer, aber talentvoller, fleißiger Maler, dessen Atelier im obersten Stock des Nachbarhauses lag und vom Dache sein Oberlicht empfing. Zwar war die Tochter der Wirthin Chester's, Julia Hilliard, Ellen's intime Freundin, und der Leser könnte deßhalb annehmen, Ellen sei durch Julia's Vermittelung mit dem jungen Künstler bekannt geworden; dieß war jedoch keineswegs der Fall. Isaak Stone selbst hatte Godfrey in sein Haus eingeführt. Er besaß unter einer Anzahl werthvoller Pfänder von einem vornehmen Westendhause auch mehrere Gemälde, deren Kunstwerth er festzustellen wünschte. Er traf eines Abends am Schenktisch der Britannia mit Godfrey zusammen, der dort im Vorbeigehen ein Glas Ale trank und — vielleicht absichtlich — ein Gespräch mit Isaak anknüpfte. Letzterer erwähnte seiner Gemälde und den Wunsch über deren Abschätzung, und Godfrey bot sein Gutachten an. Erfreut lud der Juwelenhändler ihn zu einem Besuche ein. Godfrey kam, hatte mit Isaak eine lange und sehr interessante Unterhaltung und gab seine Meinung über den Werth der Gemälde gratis, was bei dem sparsamen, fast geizigen Stone sehr in's Gewicht fiel. Als Godfrey erwähnte, er wolle einen Ausflug nach Rom und Florenz machen, sprach Stone die Hoffnung aus, ihm einige Kommissionen zu Einkäufen in beiden Städten geben zu können.

Der junge, gebildete und geistvolle Künstler, in dessen Wesen sich Freimuth und Kraft aussprachen, gefiel Isaak dermaßen, daß er von diesem ersten Besuche an seine Gesellschaft förmlich suchte und ihn in seinem Hause oder in der Britannia so oft als möglich zu sehen bemüht war. Es entwickelte sich zwischen beiden, im Alter wie in den Lebensgewohnheiten so grundverschiedenen Männern rasch eine gewisse Freundschaft, die gehoben ward durch den tiefen Eindruck, den Ellen auf den Maler machte.

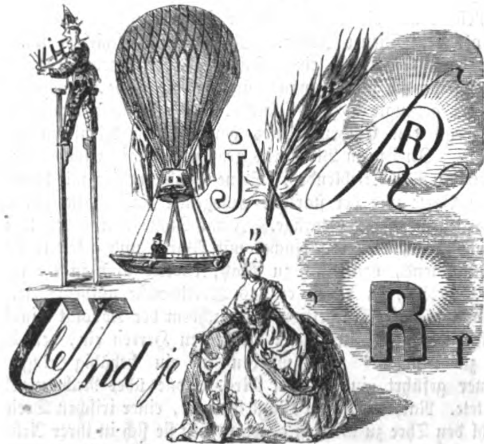
Ganz anderer Natur waren die ersten Empfindungen Godfrey's gegenüber Mrs. Stone. Das wie aus Marmor gemeißelte Weib mit den kalten Zügen, den starken schwarzen Brauen, zwischen denen drei schmale Furchen den düstern Ausdruck steigerten, hatte für den Künstler, der in Frauengestalten weibliche Zartheit zu suchen gewohnt war, etwas Abschreckendes, doch ward dieser schroffe Eindruck durch die Zeit gemildert. Mrs. Stone brachte gerade ihm gegenüber ihre fast männliche Härte nicht zur Anwendung, sondern zeigte sich gastlich und vor Allem dann freundlich, wenn sie ihre Bücher und Korrespondenzen ruhen ließ und sich im Kreise der übrigen Familienglieder mit Godfrey unterhielt. Isaak Stone hatte sein Haus nie so angenehm gefunden, als in diesen Stunden billiger Geselligkeit am Kaminfeuer oder am Herdfeuer in der großen Küche. Ellen war dabei fröhlich wie eine Lerche, sprudelnd von Scherz und neckischer Laune. Weder ihr Vater noch ihre Mutter beeinträchtigten ihre häusliche Freiheit; sie konnte thun und lassen, was sie wollte, so lange dem Alten das Projekt einer aristokratischen Ehe noch nicht in festen Zügen vor die Seele getreten.

Einmal versuchte es Godfrey die weiblichen Familienglieder — Mrs. Stone's Mutter mit eingeschlossen — zum Besuche des Theaters einzuladen, zu welchem Zwecke er ihnen Billets offerirte. Anfänglich wurde die Einladung abgelehnt. Als aber die gute alte Großmutter, die nie von ihren einfachen Sitten ließ, an Ellen bemerkte, wie gern diese in Godfrey's Gesellschaft gegangen wäre, ruhte sie nicht, die Partie durchzusetzen. „Nun, fort mit euch!“ sagte Isaak Stone, als es auf St. Pauls sechs Uhr schlug. „Mrs. Stone ist aus in Geschäften; ich will die Verantwortung auf mich nehmen. Daß ihr aber pünktlich um Elf wieder hier seid!“ So rasch hatte sich Ellen nie zum Ausgehen angekleidet, als dießmal, und selbst „old Grannie“ schien einen Funken vom Jugendfeuer in ihre Adern bekommen zu haben, weil sie das still sich entwickelnde Verhältniß zwischen Ellen und Godfrey begünstigte.

Bald darauf stiegen die Drei die Treppen des Haymarket-Theaters empor; Wonne durchschauerte das junge Mädchen bei diesem ersten Theaterbesuch; sie preßte zum ersten Male Godfrey's Hand in der ihren, und der arme Künstler war überglücklich. Aber bei der Rückkehr nach der Klause empfing sie dafür ein Schauerbad. Mrs. Stone trat ihnen mit strengem Ernst entgegen. „Erlauben Sie sich so etwas nie wieder, Godfrey!“ sagte sie schneidend. — „Was ist Schlimmes dabei, Mrs. Stone?“ erwiederte der Maler leichthin. — „Mit meiner Zustimmuug soll Ellen keinen Ort nichtiger Thorheiten, wie das Theater, besuchen!“ schloß die strenge, kalt berechnende Frau. Die gute Großmutter schüttelte leise den Kopf und schlich sich weg.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Fliegende Blätter.

Deutscher Fleiß. Ein Riesenwerk deutschen Fleißes ist des Sprachforschers Dr. Daniel Sanders Wörterbuch der deutschen Sprache von Luther bis auf die Gegenwart. Der Verfasser hat durch die Vollendung desselben ein Beispiel des Fleißes und der Ausdauer gegeben, wie es zu allen Zeiten ebenso selten als bewundernswürdig ist. Das Erscheinen des Grimm'schen Nationalwerkes und die vielen Angriffe neidischer Gegner hätten seine Arbeitslust allein schon lähmen können. Er aber hat, während Grimm beim G steht, das gigantische Werk, nachdem es über zwanzig Jahre vorbereitet war, in sieben Jahren fertig gearbeitet. Welche unaussprechlich mühselige Arbeit allein die mechanische Thätigkeit des Schreibens dem Verfasser auferlegte, mag aus dem Umfang des Werkes gefolgert werden, welches in 3 Bänden 2880 enggedruckte Seiten, mit ungefähr 1,307,000 Petitzeilen umfaßt. Sanders sagt in der Vorrede: Wer ein solches Werk unternimmt, kann natürlich von vornherein sich die Mühseligkeiten und Schwierigkeiten nicht vorstellen, die damit verbunden sind, aber er überblickt sie doch eben nur im Ganzen und Großen. Denn sähe er mit voller Klarheit sie im Einzelnen so vor sich, wie im Verlauf der Arbeit er sie durchzumachen und zu überwinden hat, ich zweifle, ob je einer zu einem solchen Werke sich entschlöße.

*

Englischer und deutscher Adel. Die englische Aristokratie, sagt A. W. Grube, hängt nicht gleich dem deutschen Adel zwischen Thür und Angel, zwischen Thron und Bürgerthum, mit halbem Einfluß und halbem Besitz: von Geschlecht zu Geschlecht verjüngt sie sich in bürgerlichem Blute, in das alle nachgebornen Kinder eingetaucht werden (bekanntlich erbt nur der älteste Sohn eines Lords oder Baronets den vollen Titel und den ganzen Besitz des Vaters), und die Bürgertochter, die einen Lord heirathet, tritt vor ihre neuen Standesgenossen mit denselben Ansprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zur Tafelrunde König Arthur's gezählt hätte. Daher das hohe Ansehen und die bedeutende Macht, deren sich das englische Patriziat bis zu dieser Stunde erfreut, unbeneidet von dem Bürgerstande, und ein schützendes, nicht bloß verbindendes Mitglied zwischen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedroht, so hält der Adel seinen starken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüste, die ihm von der Verfassung eingeräumten Befugnisse zu überschreiten, dann stellt sich eben dieser Adel auf die Seite des Volkes und hilft dessen Rechte schützen und wahren.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Nº 2. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Schneewoche.

Novelle von **Otto Roquette.**

(Fortsetzung.)

St. Blanquart entfernte sich und erschien nicht bei Tische. Die Brüder sahen mich zum Theil fragend an, die älteren Chorherren verriethen nichts von Neugier. Meine Nachbarn meinten, der verunglückte Mann sei noch nicht unzweifelhaft todt, es wären öfter Fälle von Scheintod vorgekommen, und der Bruder Medicus habe noch nicht die Hoffnung aufgegeben. — Als ich auf meinem Zimmer endlich anlangte, fand ich es behaglich durchwärmt, und auf St. Blanquart's Veranstaltung eine Flasche des trefflichsten Vino d'Asti, dem ich, wie er wußte, unter den Kellervorräthen des Klo=



Die Bauernfänger. Von L. Löffler. (S. 15.)

sters den Vorzug gab. Bald erschien auch der alte Herr selbst, und nach wenigen Wechselreden begann er:

Vor dreißig Jahren war ich Pfarrer in Orsières, durch das Sie, bei der Wanderung zu uns herauf, oft genug gekommen sind. Ich hatte mein Noviziat als Marronnier absolvirt und jetzt zum ersten Mal das Amt des Seelsorgers einer Gemeinde übernommen. Eine Schwester von mir, die im Wallis verheirathet war, wurde um diese Zeit Wittwe und zog, um in meiner Nähe zu leben, mit ihrem Kinde, einem Töchterchen, nun auch nach Orsières. Sie lebte in nicht ungünstigen Verhältnissen, fürchtete aber bei ihrer Kränklichkeit ihr Leben nicht mehr hoch zu bringen und wollte das Kind unter meinem Schutz gesichert wissen. Wirklich starb die gute Frau schon nach wenigen Jahren, und es blieb mir nichts übrig, als ihre Tochter, die nun fünfzehnjährige Madelon, in mein Haus zu nehmen. Ich hatte also eine Nichte im Hause, ein sehr schönes, munteres junges Geschöpf, das die bisher stillen Räume belebte, zuweilen bei ihrer Lustigkeit mehr als mir gut dünkte. Sie fügte sich zwar allen meinen Anordnungen, denn sie hatte gelernt, mich nicht nur wie den Oheim, sondern wie den Vater zu betrachten, und doch hatte ich an dem anmuthigen Kinde viel zu tadeln. Ihre Ansichten, Wünsche, ihre Gemüthsart paßten gar nicht in ein Pfarrhaus. Sie war sehr weltlich, gefallsüchtig, und schon früh zeigte sich bei ihr ein Zug von Koketterie, der mich oft unwillig machte. Alle ihre Fehler traten in der reizendsten Form auf und bewirkten eher, daß sie gefiel, als daß man sie getadelt hätte. Wenn sie geputzt war — und das konnte sie nicht oft genug sein — fühlte sie sich in ihrem Element, und wenn sie tanzen durfte, lachte das helle Glück aus ihrem ganzen Gesicht. Niemand bestritt, daß sie die graziöseste Erscheinung, das schönste und geistig geweckteste Mädchen vom ganzen Orte war, und man ging so weit, mir dazu Glück zu wünschen. Freier hatte sie genug, eigentlich die gesammte männliche Jugend von Orsières, und ich wünschte im Stillen recht sehr, daß sie sich bald verheirathete. Aber dazu schien ihr Uebermuth noch keine Lust zu haben. Der und Jener gefiel ihr wohl, sie bevorzugte und ließ sich den Hof machen, aber sie spielte mit Allen, und hatte eine ausgelassene Freude, wie Einer dem Andern den Rang bei ihr abzulaufen suchte. So vergingen zwei Jahre. Das thörichte Wesen des verzogenen Kindes wurde mir immer bedenklicher, und ich beschloß selbst und ernstlich auf eine Heirath für Madelon zu denken.

Nun gehörte zu den Angesehensten in dem kleinen Orte das Haus Turgot. Die Turgot's waren wohlhabend, hatten schöne Güter, Waideplätze und Heerden auf den Alpen, hatten Besitzungen im Thale, die sie sämmtlich verpachteten, und konnten leben ohne mehr zu schaffen, als ihnen angenehm dünkte. Die Mutter Turgot, von Jugend her mit meiner Schwester befreundet und, wie diese, lange Zeit Wittwe, war inzwischen auch gestorben und hatte drei Söhne hinterlassen. Der jüngste, Etienne, war in den letzten Kindheitsjahren Madelon's Spielkamerad gewesen, plötzlich aber davon gelaufen, und man hatte seit fünf Jahren nichts mehr von dem Knaben gehört. So bestand das Haus eigentlich nur noch in den beiden Brüdern Jacques und Adrian Turgot, die von Natur so verschieden als möglich waren. Jacques, der Aelteste, war ein sehr stattlicher junger Mann, leidenschaftlicher Gemsjäger und einer von Madelon's entschiedensten Verehrern. Er gefiel ihr auch sehr gut, aber sie wollte nicht leichten Kaufs geworben sein, und sein bestimmtes, stolzes Wesen rief ihren Trotz hervor. Daher kokettirte sie in seiner Gegenwart erst recht mit Anderen und suchte ihn durch Flatterhaftigkeit zu ärgern. Dieß hatte zur Folge, daß er nun auch nicht den Gefügigen spielen wollte und sich Wochen lang auf der Jagd im Gebirge aufhielt und, wenn er heimkehrte, nicht viel nach ihr zu fragen schien. Ich merkte recht wohl, daß sie dadurch doch stutzig wurde, und hörte sie eines Tages, wie sie den jüngeren Turgot, Adrian, auf eine gar feine, liebenswürdige Weise nach Jacques ausforschte. Es ist wahrscheinlich, daß Adrian dem Bruder darüber Andeutungen machte, denn bald darauf erschien Jacques wieder bei uns, war herzlicher als je, und wurde von Madelon mit unverhehlter, freudiger Genugthuung empfangen.

Jetzt stand mein Plan fest. Ein besserer Mann konnte für Madelon nicht gefunden werden. Jacques' fester Charakter war ganz geeignet, des Mädchens Flattersinn und Uebermuth in Schranken zu halten. Ueberdieß meinte er es ernst, es war kein Zweifel. Ich sprach also mit meiner Nichte, verbat mir alle Koketterie mit Anderen und betonte sehr stark meinen Wunsch, daß sie Jacques Turgot bei seiner Bewerbung Gehör geben möge. Denn daß sie ihn liebte, war ja nicht hinwegzuleugnen. Sie that bei dieser Unterredung sehr verschämt und schüchtern, erröthete und vergoß ein paar Thränen, lachte dann aber laut auf und schalt mich einen bösen Onkel, daß ich sie durchaus los werden wollte. Inzwischen glaubte ich denn doch zu bemerken, daß meine Mahnung gefruchtet habe. Madelon benahm sich besser, war gleichmäßiger in ihrem Betragen gegen Jacques, und so wurde er aufgemuntert häufiger zu kommen. Alles ging gut, ich war recht froh und sah Beide schon vereinigt.

Einmal fragte Madelon, warum Jacques seinen Bruder Adrian niemals mit zu uns bringe, da er sich doch früher häufiger bei uns sehen ließ. In der That war Adrian einst öfter in unserem Hause gewesen, und eigentlich eine ältere Bekanntschaft von uns als Jacques. Seit einem Jahr etwa hatte Adrian sich fast ganz von uns zurückgezogen. Ich knüpfte an die Frage meiner Nichte den Wunsch, der jüngere Bruder Turgot möge uns nicht so ganz meiden, denn ich hielt sehr viel von dem jungen Manne.

Er glich seinem älteren Bruder in keinem Stück. Er hatte weder die kräftige, einnehmende Körperbildung, noch Jacques' stolzen, energischen Charakter. Adrian war schmächtig von Gestalt, weich und fügsam von Gemüthsart; eine fein empfindende, sinnige Natur, die Jeder, der sie näher kannte, lieben mußte. Allein was er war, trug er still in sich verschlossen, und Wenige kannten seinen inneren Werth. Schweigsam und zurückhaltend nahm er wenig an den Freuden der Jugend Theil. Der Spott, der ihn darum zuweilen traf, schien ihn tiefer zu berühren, und da er bei den Versuchen, die er wohl machte, sich wie ein Anderer unter die jungen Schönheiten des Ortes zu mischen, nur neue Spötteleien und Mißerfolge erntete, kam er zu der Ueberzeugung, daß es ihm nicht gegeben sei, zu gefallen und zu gewinnen, und lebte still für sich hin. Während Jacques seine Tage auf der Jagd oder sonst nach Gefallen verbrachte, führte Adrian die Geschäfte des Hauses, den Haushalt selbst, und brachte seine Mußestunden meist unter Büchern zu. Er las französisch, italienisch und deutsch und kam dann nicht selten zu mir, um sich Auskunft und Rath über Dieß und Jenes zu holen. Er wurde mir lieber und lieber, und es that mir leid, daß mit der Zeit seine Besuche bei mir ausblieben.

Trotz dieser großen Verschiedenheit lebten die Brüder doch in Eintracht. Jacques konnte immer zufrieden sein mit Adrian's Verwaltung der Geschäfte und hielt um so mehr von der Gewissenhaftigkeit und Klugheit des Bruders, als ihm selbst jeder geschäftliche Sinn abging und ihrer Beider Besitzstand ohne Adrian's Hülfe gewiß nicht so blühend geblieben wäre. Jacques war kein Müßiggänger zu nennen, er nahm sich der Interessen des Hauses an, insoweit sie mit Reisen, Wanderungen, energischem Eingreifen draußen auf den Liegenschaften verbunden waren. Nur das Leben daheim, das Rechnen und Verwalten im Hause war ihm langweilig, gleichgültig — wie hätte es anders sein können? dachte ich. Wenn nur erst eine Häuslichkeit gegründet ist, wird das Behagen im Hause und die Freude am Besitz schon kommen! — So also lebten die Brüder zusammen, zwar ohne ein besonders inniges Verhältniß, doch auch ohne gegenseitiges Abstoßen ihrer so verschiedenen Naturen.

Nicht lange nach unserem Gespräch mit Jacques über den Bruder erschienen denn auch eines Nachmittags Beide zusammen, und Adrian durfte mit unserem entgegenkommenden Empfang wohl zufrieden sein. Gleichwohl war er noch stiller als sonst, häufig zerstreut und mußte sich von Madelon darüber necken lassen. Er erröthete, blieb aber immer sanft und freundlich. Nach ein paar Wochen schienen Jacques und Madelon so gut wie einig, die Leute nahmen dieß als gewiß an, ich selbst freute mich darüber, und Adrian schien es ebenso anzusehen. Einmal gingen wir Nachmittags in meinem Garten spazieren und durch das Pförtchen weiter hinaus über die grasige Berglehne, wo ich auf der Höhe unter Nußbäumen ein Ruheplätzchen hatte anlegen lassen. Ich wandelte mit Adrian im Gespräch voran. Wir redeten von politischen Ereignissen, die uns um diese Zeit sehr nahe angingen, wie ich so-

gleich berichten werde — hinter uns hörten wir Jacques und Madelon scherzen und lachen. Ich sah wohl, daß Adrian sich ein paarmal umwendete und darauf zerstreuter wurde, ohne doch im Eifer meines Redens noch besonders darauf zu achten. Denn dieß Gespräch betraf Dinge, die mich damals in hohem Grad interessirten, nämlich den Feldzug des jungen Generals Bonaparte in Egypten, seine erst im vergangenen Herbst erfolgte Rückkehr nach Paris und seine Selbsterhebung zum Konsul von Frankreich. Ich erwärmte mich und es entging mir, daß Adrian, der sonst mein Interesse theilte, stumm blieb und mich allein reden ließ.

Als wir oben auf dem Hügel anlangten und Platz nahmen, bemerkte ich, daß Madelon's Antlitz geröthet war, ihre Augen höhnisch funkelten, daß sie das Köpfchen trotzig zurückwarf, während Jacques seine stolz beherrschende, etwas tyrannische Miene angenommen hatte. Sie scherzten und lachten nicht mehr, es mußte etwas zwischen ihnen vorgefallen sein. Adrian mochte davon bereits eine Witterung gehabt haben, er sah besorgt von Einem zum Andern. Ehe wir es uns aber versahen, war Madelon wieder bei Laune, ja in der übermüthigsten, und band durch allerlei herausfordernde Neckereien mit Adrian an. Jacques redete ab und zu ein Wort dazwischen, das ziemlich höhnisch klang, während ein spöttischer Zug auf seinen Lippen blieb und seine dunklen Augen scharf auf Madelon gerichtet standen. Sie schien gar nicht darauf zu achten, antwortete ihm auch nicht, sondern beschäftigte sich in gesteigerter Lustigkeit mit Adrian. Der treuherzige und feinfühlige Bursche war peinlich davon berührt, aber sein Ausweichen half ihm nichts. Madelon nahm seinen Arm, als wir hinunter stiegen, ihre ganze reizende Koketterie war auf ihn gerichtet, Jacques schien für sie nicht mehr gegenwärtig. Dieser ging in die Rolle des lachenden, anscheinend gleichgültigen Beobachters über, wie man etwa über die drolligen Unarten eines fremden Kindes scherzt, das man zu erziehen keine Befugniß hat; ich aber war sehr ungehalten. — Sobald ich das Mädchen unter vier Augen hatte, setzte ich ihr den Kopf ernstlich zurecht und trat dabei mit aller väterlichen Strenge auf. Sie rümpfte das Näschen und schwieg. Sie blieb Tage lang schweigsam gegen mich, mit Nachbarn und Freundinnen dagegen hörte ich sie in Garten und Hof oft genug reden und lachen. Kurz — das Verhältniß zu Jacques, obgleich nicht völlig abgebrochen, schien doch gelockert, und zwar zu Gunsten Adrian's; so zurückhaltend dieser immer blieb. Niemals würde Adrian es über sich gebracht haben, das Entgegenkommen eines Mädchens zu erwiedern, an welches das Herz seines Bruders gefesselt war. Darüber schienen sich beide Brüder bereits ausgesprochen zu haben, und so sah Jacques, in vollem Vertrauen auf Adrian's Pflichtgefühl und Ehrenhaftigkeit, eine Weile lachend zu.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Bauernfänger.

Von

Ernst Kossak.

(Bild S. 13.)

Der zoologische Garten gehört zu meinen Lieblingsspaziergängen. Nicht als ob ich bei jedem Besuche nach dem gedruckten Inhaltsverzeichniß alle Vier- und Zweifüßler in Augenschein nähme; ich statte den Thiergattungen gern vereinzelte Visiten ab. Mein liebster Platz ist der Balkon des reizend gelegenen Kaffeehauses. Hier sitze ich an einem reich von Bäumen umschatteten klaren Weiher, schlürfe meinen Nachmittagskaffee, rauche eine Havannah und füttere mit Brocken, die mir der Restaurant der Bärengrube abgelassen hat, den bunten Schwarm der Wasservögel, die sich schnatternd und geräuschvoll, mit den Flügeln schlagend, unter einander um die Bissen streiten, über die glänzende Fläche hinschießen oder in die Tiefe tauchen. Bisweilen gesellt sich der Wirth, ein gebildeter Mann, der auf die Ehre seines Etablissements hält, zu mir, und nachdem er mir alle zoologischen Neuigkeiten, Ankäufe, Geburten und Sterbefälle mitgetheilt, pflegt unser Gespräch auf das Publikum des Gartens überzugehen.

Eines Tages fand ich den sonst so mittheilsamen Mann in sich gekehrt und verstimmt. Ihn schien ein Geheimniß zu drücken, er wollte es für sich behalten, und doch trieb ihn etwas, sein Herz zu erleichtern und mich in sein Vertrauen zu ziehen. Ich beschloß, ihm die Beichte nahe zu legen und fragte unumwunden nach dem Grunde seiner üblen Laune.

„Jetzt dringen mir die Bauernfänger auch schon in den zoologischen Garten!“ sagte der wackere Mann, mit sittlicher Entrüstung die Stirn runzelnd.

„Die Bauernfänger?“ fragte ich verwundert.

„Nun, Sie wissen doch, wer die Bauernfänger sind?“

„Unzweifelhaft, aber ich begreife nicht, was diese weltklugen und menschenkundigen Herren im zoologischen Garten zu suchen haben!“

„Das will ich Ihnen gleich auseinandersetzen,“ sagte der Wirth, indem er die hohle Hand an das linke Ohr hielt und lauschte. „Am Mittwoch und Sonnabend, den beiden größten Markttagen, pflegen junge und wohlhabende Bauernsöhne den Nachmittag vor der Rückkehr in ihre Dörfer zu einem Besuch des zoologischen Gartens zu benutzen. Sie wollen die Thiere sehen, um von ihnen in der Heimat erzählen zu können. Früher durften sie ungestört ihren wissenschaftlichen Gelüsten fröhnen, jetzt sind die Bauernfänger dahinter gekommen!“

Der Wirth unterbrach seine Rede und horchte gespannt. Ich wartete geduldig.

„Sie sehen ein, daß die jungen Bauern die ganze Markteinnahme, die sich nicht selten auf mehrere hundert Thaler beläuft, in der Tasche tragen!“

„Nun, und dann?“

„Sie fragen noch? Gibt es vor den Thoren Berlins einen heimlicher gelegenen, geeigneteren Ort, den armen, unerfahrenen Jungen ihr Geld abzunehmen?“ sagte der gute Mann und schlug mit dem Knöchel auf den Tisch, als wäre dieser der Schädel eines Bauernfängers.

„Die heillosen Bursche legen sich am Eingange des zoologischen Gartens, am Kanal, vor der Brücke, am Droschkenhalteplatz auf die Lauer und wählen sich ihre Schlachtopfer aus.“

„Kommen denn keine Irrthümer vor? Setzen die Bauernfänger auf's Gerathewohl das Eintrittsgeld daran?“

„Sie werden sich hüten, eine unnöthige Ausgabe zu machen; sie klettern hinter den Behältern der Wölfe, Füchse, Schakale und Hyänen über den Zaun.“

„Ich denke, der Zaun des zoolgischen Gartens ist in den letzten Jahren restaurirt und nicht so leicht zu übersteigen?“ warf ich ein.

„Diese abgelegene, von Buschwerk umgebene Region ist noch nicht erneuert, zudem können hier die frechen Bursche nicht so leicht beobachtet werden.“

Der Wirth, der sich gar nicht in den Gedanken zu finden vermochte, die elegante Welt Berlins schwebe in Gefahr, gerade in ihrem geschätztesten Erholungsorte mit dergleichen Gaunern zusammenzutreffen, setzte mir ferner auseinander, was Alles er gethan habe, den Bauernfängern, wenn sie in seinem Etablissement die armen Jungen in's Garn gelockt und zum Kümmelblättchen verleitet hätten, das Spiel zu verderben. Erst durch die Drohung, sie der Polizei anzuzeigen, wären sie verscheucht worden, aber jetzt schlichen sie den Bauern nach, führten sie auf die kleine Anhöhe, wo von einem jungen Mädchen nur kohlensaure Wasser, Fruchtsäfte und Limonaden feilgeboten würden, und wüßten ihnen hier das Fell über die Ohren zu ziehen.

„Läßt sich denn hier gar nichts machen, die Spitzbuben auch von diesem Punkte zu verscheuchen?“ fragte ich neugierig.

„So weit von der Stadt stehen uns keine Polizeibeamten zur Verfügung, das junge Mädchen darf es nicht wagen, die Kerle zur Rede zu stellen,“ sagte der Wirth; „das letzte Hülfsmittel bleibt immer, das männliche Beamtenpersonal des Gartens von der Anwesenheit der Eindringlinge in Kenntniß zu setzen. Ich habe dazu eine treffliche Vorkehrung ersonnen.“

„Und diese wäre?“

„An der Seitenthür habe ich einen Kanonenschlag vergraben und dem Mädchen anempfohlen, sobald Bauernfänger mit ihren



Szenen aus dem letzten Kriege: **Offiziersmenage des 7. Uhlanenregiments im Lager vor Olmütz.** Nach Manfried, von O. Fikentscher. (S. 18.)



Szenen aus dem letzten Kriege: Preußische Infanterie (12. Regiment Brandenburg), auf dem Vormarsch zwischen Sobotka und Gitschin einen Wald absuchend. Von O. Günther. (S. 18.)

Opfern einträfen und sich zum Spiel niederließen, ohne viele Worte die Lunte des Kanonenschlages anzuzünden; das Weitere werde sich finden."

Unsere Unterhaltung wurde durch die Ankunft einer Anzahl Aktionäre gestört, die täglich im Garten ihren Kaffee einzunehmen pflegten. Der Wirth verließ mich, und ich schlenderte an den Käfigen der Seeadler, Kondors und Aasgeier vorbei nach dem bezeichneten kleinen Hügel, um bei dem jungen Mädchen nähere Beiträge zur Naturgeschichte der Bauernfänger zu sammeln. Es war ein Sonnabend-Nachmittag, aber noch nicht die Stunde, in welcher der Kinderbesuch am zahlreichsten zu sein pflegt. An dieser idyllisch anmuthigen Stelle des Gartens herrschte tiefes Schweigen, die großen Raubvögel saßen mit geschlossenen Augen auf den Baumstämmen ihrer Käfige, nur um die hohen Baumgipfel in der Nähe des Hügels flatterten einige Elstern, unliebsame Ansiedler des zoologischen Gartens. Höchstens dreißig Schritte von dem Pavillon des Hügels war ich entfernt, als plötzlich ein Rauchwölkchen aufstieg und ein Kanonenschuß fiel, zugleich stürzten drei Männer den Hügel hinab und rannten über den wohlgepflegten Rasen nach Park Birkenwäldchen. Der Schall des Kanonenschlages hatte seine Wirkung gethan, zwei Beamte, die eben im Lama-Gehege beschäftigt gewesen sein mochten, eilten herbei und setzten den fliehenden Bauernfängern nach. Sie waren indessen nicht so leicht einzuholen; die Trias schien sattsame Uebung auf der Rennbahn des gesellschaftlichen Lebens mit Hindernissen zu besitzen. In wenigen Minuten hatten die Gauner das Buschwerk erreicht und den rettenden Zaun überstiegen. Auf einem Stuhl des Pavillons saß noch der dupirte Bauer, allem Anschein nach ein Mensch von nur untergeordneten Geisteskräften. Bald blickte er auf einige vor ihm liegende schmutzige Karten, bald hinter den flüchtigen Spielgenossen drein; er hatte in der Verwirrung selbst vergessen, den Mund zu schließen. Und doch schien ihm allmälig ein Licht aufzudämmern. Er drehte einen blanken Thaler in der Rechten und verzog allmälig die Lippen zu einem wohlgefälligen Grinsen. Das Spiel hatte erst vor wenigen Minuten begonnen, der Thaler war nur eine Lockspeise gewesen, welche die Bauernfänger, um die Gewinnsucht des Gimpels aufzustacheln, ihn hatten gewinnen lassen. Durch die Geistesgegenwart des jungen Mädchens war die Ausführung des Planes: das Vöglein bis auf die letzte Feder zu rupfen, vereitelt worden. Der Bauer trug an 120 Thaler, den Erlös mehrerer Haferlieferungen, bei sich. Die Explosion mochte die Luft im zoologischen Garten gereinigt und den Bauernfängern ihr Handwerk verleidet haben; mir sind keine ferneren Klagen über ihre Attaquen auf Bauerntaschen zu Ohren gekommen.

Man würde übrigens einen schweren Irrthum begehen, wollte man glauben, die Bankiers des Hazardspieles „Kümmelblättchen", denn so nennt sich dieses Seitenstück zur Roulette und Trente et Quarante, hätten es allein auf Bauern abgesehen. Ihr physiognomischer Scharfblick läßt sie sofort in jeder Tracht den Töffel herausfinden, mit dem angeknüpfte Unterhandlungen Erfolg versprechen. Die Meister des Geschäfts sind die „Schlepper", wenn anders ich den technischen Namen richtig angebe. Sie schweifen auf den Bahnhöfen, den Marktplätzen, unter den Linden, in der Königsstraße und an ähnlichen Knotenpunkten des Verkehrs umher und knüpfen Gespräche mit Personen von wohlhabendem, aber nicht eben städtischem Anstrich an. Das Gesicht des Schleppers zeugt von Bonhommie, er trägt einen guten Rock und glänzenden Filzhut; am Finger der Rechten blinkt ein schwerer Siegelring; man könnte ihn, bis auf seinen etwas unsicheren Blick, für einen Rentier halten. Er nestelt sich an das erwählte Opfer, zeigt ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt, erkundigt sich ungezwungen nach seinen Familienverhältnissen, und schlägt nach anderthalb Stunden ermüdenden Umherschweifens vor, eine leichte Erfrischung einzunehmen: der Fremde möge ihm die Ehre erweisen, sein Gast zu sein. Welches provinzielle, ländliche oder auch nur vorstädtische Gemüth könnte dieser Versuchung widerstehen? Der vermeintliche Rentier führt den umgarnten Jüngling gewöhnlich in ein Souterrain, dessen Pforte der Beobachtung der aufmerksamen Polizei nicht leicht zugänglich ist. Hier sitzen mehrere Herren über dem Karten- oder Würfelspiel: den Ankömmlingen wird außer artigen Grüßen nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt. Man trinkt eine Flasche Moselwein, man wird heiter, und der Schlepper bittet die versammelten Spieler endlich um Erlaubniß, sich seinerseits an der Partie betheiligen zu dürfen. Die Erlaubniß wird bereitwillig ertheilt und der Rentier hat Glück: er gewinnt stets mehrere Thaler. Jetzt beißt der Neuling auf den Köder an, er wagt einen Satz und gewinnt gleichfalls. Der Rentier ersucht ihn freundlich, in einer besseren Sorte auf ihr beiderseitiges Glück im Spiele anzustoßen. Wie gesagt, so gethan. Eine neue Flasche wird entkorkt, man trinkt, man spielt, und — man verliert. Wir brauchen den Fortgang der Operationen und ihre Katastrophe nicht ausführlicher zu schildern. Vom Weine aufgeregt, verfällt der Unglückliche jener Geistesverwirrung der Spieler, in der er, das Verlorene wieder einzubringen, auch den letzten Heller daransetzt und einbüßt. Zur Verzweiflung gebracht, kommt er jetzt zur Erkenntniß seiner Lage, er ruft den Schutz des Wirthes gegen die Betrüger an, aber dieser steckt in den meisten Fällen mit den Spielern unter einer Decke. Um ihnen Zeit zum Entrinnen zu geben, fordert er von dem Ausgebeutelten die Bezahlung seiner Zeche und der des Begleiters! Was sollen wir sagen? Der Beraubte ist froh, nach Ausstellung eines Schuldscheins über die kleine Summe, die er verzehrt, und einem Vorschuß, den er braucht, um nach Hause zurückzukehren, aus der Räuberhöhle entlassen zu werden.

Gelungene Streiche von Bauernfängern waren früher an der Tagesordnung, und fast jede Woche brachte die Nachricht irgend einer Ausplünderung; aber die Polizei und das Kriminalgericht sind endlich unter die Bande getreten und haben fürchterlich Musterung gehalten. Sind sie ausgewandert oder haben die Bauern an Verstand zugenommen? Man vernimmt von den Bauernfängern wenig mehr in den Sitzungssälen und Gerichtszeitungen, ja die Rächer sind aus dem Volke der Betrogenen auferstanden. Letzthin wurde von einem alten Landmanne berichtet, der sich und seinen Gefährten absichtlich von Bauernfängern anwerben ließ, Letzteren aber unter einem glaublichen Vorwande vor der Thür der Spielhölle fort und verabredetermaßen zur Polizei schickte, die denn auch nach einer halben Stunde eintraf und das flügge Nest in flagranti ausnahm. Dem einfältigen Sohne des Alten war vor Jahr und Tag eine Summe von mehreren hundert Thalern im „Kümmelblättchen" abgeschwindelt worden.

Der dreißigtägige Krieg.

Von

Wilhelm Müller.

(Zu den Bildern S. 16 und 17.)

Die Geschichte kennt kaum einen Feldzug, welcher so bedeutende Erfolge gehabt hätte, wie sie der preußisch-österreichische dieses Jahres aufzuweisen hat. Was eine geniale Strategie, Entschlossenheit und Energie in Durchführung der Plane, Einsicht in die eigenen Mittel und Scharfsicht in Erspähung und Ausbeutung der Blößen des Gegners, Intelligenz, welche das ganze Heer, das ein Volksheer ist, durchdringt, in einem Feldzug zu leisten vermag, hat sich hier gezeigt. Nimmt man dazu noch die große Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs und das Glück, das den Preußen so treu zur Seite stand, so hat man die Faktoren des Sieges beisammen.

Der eigentliche Krieg dauerte nur acht Tage; vom 26. Juni bis 3. Juli. In diesem engen Zeitraum, von den ersten Kämpfen auf böhmischem Boden bis zur Schlacht bei Königsgrätz, lag die Entscheidung des Kriegs. Alles Andere war nur ein unmelodisches Vor- und Nachspiel und unnützes, planloses Aufmarschiren von Statisten. Doch führen die nächsten Anlässe auf dasjenige Land zurück, von welchem man schon vor zwei Jahren prophezeit hatte, daß es für die beiden auf einander so eifersüchtigen Vormächte zum Zankapfel werden werde. In Schleswig-Holstein sammelten sich die ersten Gewitterwolken.

Am 1. Juni übergab Oesterreich die schleswig-holsteinische Frage, welche es indessen als eine österreichisch-preußische Privatsache behandelt hatte, dem Bundestag zur Entscheidung und berief die holsteinischen Stände auf den 11. Juni nach Itzehoe, „um die

Stimme des Landes über sein künftiges Geschick zu hören". Preußen erhob Protest, erklärte den gasteiner Vertrag dadurch für gebrochen und verlangte wieder gemeinschaftliche Verwaltung der Herzogthümer. Um diese durchzuführen, überschritt General Manteuffel, welcher mit preußischen Truppen in Schleswig stand, am 8. Juni die Eider. Feldmarschall-Lieutenant Gablenz wich ihm aus und konzentrirte seine Truppen bei Altona. Oesterreich protestirte am 9. Juni am Bundestag gegen dieses Vorgehen Preußens, beschuldigte es der gewaltsamen Annexion der Herzogthümer und brachte am 11. Juni seinen Antrag in der Bundesversammlung vor, der die Bundesexekution gegen Preußen verlangte. Am nämlichen Tage hatte Manteuffel Itzehoe besetzt und den Zusammentritt der holsteinischen Stände verhindert, was den Feldmarschall Gablenz, der in seiner isolirten Stellung seine Truppen nicht in einem Kampfe mit einem übermächtigen Gegner unnütz aufopfern wollte, veranlaßte, in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni auf das Gebiet von Hamburg und Hannover sich zurückzuziehen, um mit der Eisenbahn über Kassel und Frankfurt zur Nordarmee nach Böhmen sich zu begeben. Der Herzog von Augustenburg folgte ihm auf dem Fuße.

Darauf erfolgte die Kriegserklärung gegen Preußen; denn nichts Anderes war die Abstimmung des Bundestags vom 14. Juni, bei welcher mit 9 Stimmen gegen 5 die Mobilmachung der Bundestruppen gegen Preußen beschlossen wurde. Der preußische Gesandte Savigny erklärte Preußens Austritt aus dem Bund, legte die Grundzüge der Bundesreform vor, wonach Oesterreich aus Deutschland verdrängt und dieses unter Preußens Führung stehen solle, und verließ die Sitzung. Rasch folgte nun Schlag auf Schlag. Kaum war an Sachsen, Hannover und Kurhessen am 15. Juni eine preußische Sommation ergangen, worin diese Staaten zur Neutralität, zur Demobilisirung und zur Zustimmung zur Bundesreform gegen Garantie ihrer Selbstständigkeit aufgefordert wurden, so rückten, nachdem Abends von allen drei Staaten abschlägige Antworten eingelaufen waren, am 16. Juni die Preußen ein. Ein Korps von 36,000 Mann, das in Westphalen und Rheinpreußen stand und von General Vogel von Falkenstein kommandirt wurde, war für Hannover, Kurhessen und den ganzen Westen bestimmt und wurde durch 14,000 Mann, die unter Manteuffel in Holstein standen, verstärkt. Während diese von Norden her eindrangen, rückte Falkenstein von Minden aus vor und hielt am 17. Juni seinen Einzug in der Hauptstadt Hannovers, aus welcher der König und der Kronprinz mit der Armee eilends gegen Süden abgezogen war. Ungeheure Kriegsvorräthe wurden erbeutet, am 18. Juni die kleine Festung Stade überrumpelt und am 22. Juni war ganz Hannover besetzt, mit Ausschluß von Göttingen, wo die 15,000 Mann starke Armee mit 52 Geschützen stand, entschlossen, sich nach Bayern durchzuschlagen.

Einstweilen hatten sich die süddeutschen Kontingente, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, am 17. Juni am Main, im unteren Franken und bei Frankfurt, gesammelt. Zum Kommandanten des achten Armeekorps (Württemberg, Baden, Hessen) war Prinz Alexander von Hessen ernannt, der von den italienischen Feldzügen her einen gewissen militärischen Ruf hatte. Das siebente Armeekorps, die Bayern, stand unter dem alten Prinzen Karl von Bayern, welchem zugleich der Oberbefehl über sämmtliche Bundestruppen in der Weise übertragen wurde, daß er sich nach dem mit dem österreichischen Oberfeldherrn Benedek vereinbarten Operationsplan zu richten habe. Von einer so komplizirten Maschine war freilich wenig zu erwarten. Darauf rechneten die Preußen und setzten ihre Okkupationen fort.

General Beyer brach am 16. Juni mit 17,000 Mann von Wetzlar auf und zog über Gießen und Marburg nach Kassel, wo er am 15. eintraf. Die kurhessische Armee war schon am 16. Juni mit der Eisenbahn nach Fulda abgefahren und zum achten Armeekorps gestoßen, mit welchem sich noch die Nassauer vereinigten. Der Kurfürst war auf seinem Schloß Wilhelmshöhe geblieben, und da er in seiner Opposition gegen Preußens Forderungen beharrte, so wurde er am 24. Juni als preußischer Staatsgefangener nach Stettin abgeführt.

Bald entschied sich auch das Schicksal der hannover'schen Armee. Sie hatte sich zu lange, bis zum 20. Juni, bei Göttingen aufgehalten und mußte nun nach der Besetzung Kassels sich den Weg verlegt sehen. Darauf zog sie über Heiligenstadt und Langensalza und kam am 24. Juni vor Gotha an. Nachts wurde der Archivrath Onno Klopp in's bayerische Hauptquartier nach Bamberg geschickt, um dieses zu einem raschen Vorgehen und zur schnellen Hülfleistung zu veranlassen. Aber Prinz Karl war zu nichts zu bewegen. Zu gleicher Zeit wurden mit Berlin Unterhandlungen angeknüpft, und als diese sich zerschlugen, zogen die Hannoveraner wieder nördlich nach Langensalza. Hier wurden sie von General Flies mit 6000 Mann angegriffen, aber obgleich sie durch ihre Uebermacht und ihre treffliche Reiterei das Schlachtfeld behaupteten und den Gegner nach einem Verlust von etwa 1300 Mann zum Rückzug zwangen, waren sie doch am 25. Juni, da sie durch General Falkenstein von allen Seiten mit Truppen umstellt wurden, zu kapituliren genöthigt. Der König begab sich nach Wien. Damit war von der Nordsee bis an den Main aller Widerstand gebrochen, von einem Hereingreifen der österreichischen Alliirten in die Operationen in Böhmen keine Rede mehr, und Preußen konnte seine volle Kraft gegen Oesterreich und die süddeutschen Staaten richten.

Geringere Erfolge hatte Preußens Alliirter, der König von Italien, aufzuweisen. Mit etwa 100,000 Mann ging er am 23. Juni über den Mincio, während Cialdini vom Süden her den Po überschreiten und in Venetien eindringen sollte. Erzherzog Albrecht, der das Kommando in Venetien führte und an General John einen tüchtigen Generalstabschef hatte, rückte mit einer Minderzahl von Truppen von Verona aus dem König entgegen und schlug ihn am 24. Juni bei Custoza, wo achtzehn Jahre früher der alte Radetzky einen glorreichen Sieg erfochten hatte, so vollständig, daß die italienische Armee über den Mincio zurückgeworfen wurde, die Unternehmung am Po aufgeben und voll Beschämung zusehen mußte, wie die preußische Armee in Böhmen von Sieg zu Siege flog.

Dort standen drei abgesonderte Heere: auf dem rechten Flügel 40,000 Mann unter General Herwarth von Bittenfeld, die Elbarmee; im Centrum die erste Armee, 100,000 Mann unter Prinz Friedrich Karl; auf dem linken Flügel die zweite Armee, 116,000 Mann unter dem Kronprinzen. Dazu kam noch ein Reservekorps von 24,000 Landwehrleuten, so daß die ganze Armee 280,000 Mann betrug. Die beiden ersten Schlachthaufen drangen am 16. Juni in Sachsen ein: Herwarth besetzte am 18. Juni Dresden, am 19. Leipzig, während Friedrich Karl Bautzen und Zittau in Besitz nahm. Außer der Festung Königstein war am 20. ganz Sachsen in der Gewalt der Preußen.

Gegen alles Erwarten hatte Oesterreich nichts gethan, um ihnen in der Besetzung dieses strategisch so wichtigen Gebietes zuvorzukommen. Vielmehr verließen die Sachsen, etwa 25,000 Mann, beim Einmarsch der Preußen, nebst dem König, ihr Vaterland, zogen unter dem Befehl des Kronprinzen nach Böhmen und vereinigten sich mit der österreichischen Armee, welche in einer Stärke von etwa 240,000 Mann unter dem Feldzeugmeister Benedek stand und einen weiten Bogen, von Krakau bis auf das linke Elbufer, bildete. Später wurden die Truppen zwischen Josephsstadt und Olmütz mehr konzentrirt. Die Offensive wurde dem Gegner überlassen, der denn auch mit seinen drei gewaltigen Heersäulen unaufhaltsam vordrang. Am 23. Juni marschirte Herwarth von Dresden aus nach Böhmisch-Leipa, Friedrich Karl von Zittau und Görlitz aus nach Reichenberg, der Kronprinz am 26. von Glatz und Landshut über die Sudetenpässe. Statt diesen getrennten Heeren mit seiner ganzen Macht, Einem nach dem Andern, entgegenzutreten und durch seine Uebermacht sie zu erdrücken, begnügte sich Benedek, ihnen einzelne Armeekorps entgegen zu senden, die dann durch die Ueberlegenheit der Preußen rasch nacheinander zertrümmert wurden. Am 27. Juni schlug Friedrich Karl den Feldmarschall Gablenz bei Trautenau, der Kronprinz den Feldmarschall Ramming bei Nachod, während Herwarth bei Hünerwasser die Gegner zurückdrängte. Noch heftiger waren die Kämpfe des folgenden Tages; das preußische Gardekorps kämpfte mit Gablenz' Korps bei Trautenau, Pilnikau, Mundorf, Burkersdorf; General Steinmetz von der zweiten Armee schlug bei Skalitz zwei unter Erzherzog Leopold stehende Korps, und bemächtigte sich des Ortes; Friedrich Karl und Herwarth, deren Heere nun vereinigt waren,

siegten bei Münchengrätz, zum Theil gegen die Sachsen. Am 29. Juni wurde Gitschin und Königinhof von den Preußen erstürmt und bei Jaromirz von General Steinmetz ein Sieg über Feldmarschall-Lieutenant Festetics erfochten.

So waren die Preußen in der besten Stimmung. Gelang ihnen vollends die Heere Friedrich Karl's und des Kronprinzen zu vereinigen und eine Masse von 250,000 Mann auf den Kampfplatz zu bringen, so war's entschieden. Der König von Preußen war am 30. Juni in Reichenberg eingetroffen, verlegte am 2. Juli sein Hauptquartier nach Gitschin, und als die Nachricht eintraf, daß Benedek am folgenden Tage gegen Friedrich Karl und Herwarth einen Schlag ausführen wolle, so beschloß man, ihm zuvorzukommen. So begann am 3. Juli die Schlacht bei Königsgrätz. Alles kam darauf an, ob der Kronprinz, der in der Nacht benachrichtigt wurde, rechtzeitig in den Kampf eingreifen konnte. Von Morgens acht bis Nachmittags vier Uhr dauerte die fürchterliche Schlacht, bei welcher eine halbe Million Menschen und 1500 Kanonen in einem engen Raum beisammen waren. Um die Dörfer Sadowa und Lipa drehte sich der Kampf des Vormittags. Die österreichische Artillerie und ihre Jäger hielten sich so wacker, daß gegen drei Uhr die preußischen Generale schon an den Rückzug dachten und sehr ängstlich nach der Armee des Kronprinzen sich umsahen. Sie war um diese Zeit schon im Gefecht, und da die Oesterreicher die Unvorsichtigkeit begangen hatten, das auf ihrem linken Flügel gelegene Dorf Chlum nicht zu besetzen, so kamen die Preußen nach Wegnahme desselben dem Gegner in Flanke und Rücken, und die Schlacht war verloren. Zwischen vier und fünf Uhr war die ganze österreichische Armee in vollem Rückzug, von ihrer Reiterei und Artillerie gehörig gedeckt. Olmütz war das nächste Ziel, für die Preußen Wien. In drei Heersäulen bewegten sie sich dahin. Herwarth über Iglau, Friedrich Karl über Brünn, der Kronprinz über Olmütz.

Um dem siegreichen Feinde Schach zu bieten, glaubte der Kaiser von Oesterreich einen geschickten diplomatischen Zug zu thun, wenn er am 5. Juli Venetien an Napoleon abtrat und zur Herbeiführung des Friedens seine Vermittlung annahm. Er hoffte dadurch des Kampfes mit Italien los zu werden, seine Armee von dort nach dem Norden ziehen zu können und die siegreichen Preußen entweder mit neuen, gleichfalls siegreichen Truppen glücklich zu bekämpfen, oder durch Napoleon's Drohungen zu einem günstigen Frieden zu nöthigen. Man hielt sich in Italien in der äußersten Defensive, zog mehrere tausend Mann von da an die Donau, und der Sieger von Custoza, Erzherzog Albrecht, übernahm am 13. Juli das Kommando über die gesammte Operationsarmee. Aber sowohl Italien als Preußen lehnte das Anerbieten Napoleon's ab, und dieser, wenn gleich eifersüchtig auf Preußens Erfolge, ging nicht über gute Rathschläge hinaus. So gingen die Sachen ihren kriegerischen Gang fort, während die Diplomaten ebenfalls ihre Thätigkeit entfalteten.

Am 8. Juli wurde Prag, am 12. Brünn von den Preußen besetzt, am 15. in der Nähe von Olmütz eine österreichische Brigade zurückgeschlagen. Am folgenden Tage wurde die mährische Grenze überschritten, Lundenburg im Erzherzogthum Oesterreich besetzt und am 18. Juli das preußische Hauptquartier nach Nikolsburg, zwölf Meilen von Wien, verlegt. Hier wurde am 22. Juli eine fünftägige Waffenruhe zwischen Oesterreich und Preußen verabredet, worauf sogleich Graf Karolyi, Baron Brenner und Graf Degenfeld sich von Wien aus in's preußische Hauptquartier begaben, um die Friedenspräliminarien zu besprechen. Die Nachricht von dieser Waffenruhe machte dem Gefecht bei Blumenau, wo zwei preußische Divisionen gegen 35,000 Oesterreicher, die sich von Olmütz gegen Preßburg zurückgezogen hatten, in einem Moment ein Ende, wo das Glück die Preußen zu begünstigen schien. Die Verhandlungen nahmen einen günstigen Fortgang! Am 26. Juli wurde in Nikolsburg der Waffenstillstand und die Präliminarien unterzeichnet, worin Oesterreich in die Auflösung des alten Bundes, in die Konstituirung eines neuen ohne Oesterreich, in die Abtretung Holsteins und in die Zahlung von zwanzig Millionen Thaler willigte. Die am 10. August in Prag eröffneten Friedensverhandlungen betrafen nur noch untergeordnete Punkte, die bald erledigt wurden.

Auch zur See waren die Italiener nicht glücklich. Admiral Persano wollte sich mit 23 Schiffen, darunter zwölf Panzerfregatten und das Widderschiff Affondatore, der für jene Gewässer so wichtigen Insel Lissa bemächtigten, wurde am 20. Juli von dem österreichischen Admiral Tegetthoff mit 22 Schiffen angegriffen und vollständig zurückgeschlagen. Sein Panzerschiff, König von Italien, wurde in den Grund gebohrt und das Panzerkanonenboot Palestro in die Luft gesprengt. Das adriatische Meer war ganz in der Gewalt der österreichischen Seemacht. Wenn nun auch Cialdini in dem fast unbesetzten Venetien vordrang, die Garibaldiner in's Trientinische vorrückten und General Medici am 24. Juli nur noch eine Meile von Trient entfernt war, so konnten doch diese schwachen Erfolge nicht aufrecht erhalten werden. Oesterreich warf neue Truppen nach dem Süden und erklärte, daß es den Kampf auf's Neue aufnehme, wenn die Italiener sich nicht aus dem Trientinischen zurückziehen. Da diese nach dem Waffenstillstand von Nikolsburg zu fürchten hatten, daß die ganze österreichische Macht sich auf sie werfe, so zogen sie es vor, am 9. August sich hinter den Tagliamento zurückzuziehen, sich mit Venetien zu begnügen und auf Trient zu verzichten. Steht es doch einzig in der Geschichte da, daß ein Volk durch zwei entschiedene Niederlagen eine Provinz gewinnt.

Während der Krieg in Böhmen zu Ende ging, loderte er am Main erst recht empor. Die Bayern wurden am 4. Juli bei Hünfeld, Kaltennordheim, Roßdorf von Manteuffel's Korps zurückgedrängt, am 10. Juli bei Kissingen nach achtstündigem Kampfe zum Rückzug nach Schweinfurt genöthigt. Am 14. Juli wurden die vereinigten Darmstädter, Kurhessen und Oesterreicher unter Feldmarschall Neipperg bei Aschaffenburg geworfen, die Stadt erstürmt, und der Feind über den Main zurückgeworfen. Nun war Frankfurt nicht mehr zu halten. Am gleichen Tage siedelte der Bundestag nach Augsburg über, das achte Armeekorps zog sich gegen die Tauber zurück, und General Falkenstein hielt am 16. seinen Einzug in Frankfurt, die Regierung dieser Stadt, sowie die von Nassau und den besetzten Theilen Hessens und Bayerns übernehmend. Zwischen Würzburg und Wertheim hatte sich endlich das achte und siebente Armeekorps vereinigt, nachdem dieselben länger als einen Monat so dirigirt worden, daß sie immer um einander herumgingen, ohne sich finden zu können. Aber noch jetzt that jedes Kontingent, was es wollte, und eine Armee, die auf 80—100,000 Mann zu schätzen war, war stets in kleinere Truppenkörper aufgelöst, die von einer feindlichen Minderzahl geschlagen wurden. Am 23. Juli wurden die Badener bei Hundheim, am 24. bei Werbach und die Württemberger trotz unbestrittener Tapferkeit bei Tauberbischofsheim geworfen. Alles zog sich unter fortwährenden Gefechten, bei Großrinderfeld, Roßbrunn, Uttingen, Helmstadt, nach Würzburg zurück, das am 27. von den Preußen beschossen und am 1. August ihnen übergeben werden mußte.

Von Osten her zog gegen Bayern der Großherzog von Mecklenburg mit 30,000 Mann, rückte in Hof und Baireuth ein und besetzte am 31. Juli Nürnberg und Fürth. Die süddeutschen Truppen konnten sich schlechterdings nicht mehr halten, aus dem Feldzug war ein Fehlzug, aus dem Volkskrieg ein Dreiprinzenkrieg geworden und so war Jedermann froh, als die Nachricht kam, daß am 3. August der Waffenstillstand zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten geschlossen sei, dem einige Wochen darauf der Friede folgte.

Ganz Deutschland lag nun zu Preußens Füßen. Der König, seine Prinzen und Minister, der tüchtige Generalstabschef Moltke, der den Feldzugsplan entworfen, waren am 4. August nach Berlin zurückgekehrt. Am folgenden Tage wurde der Landtag eröffnet, und nach wenigen Tagen erklärte Graf Bismarck, daß Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt einverleibt werden. Auch Schleswig-Holstein wird nicht fehlen. Dadurch wird Preußen ein Staat von 24 Millionen Menschen, wozu noch seine norddeutschen Alliirten, die ihre militärische und diplomatische Oberhoheit an Preußen abtreten, mit vier bis fünf Millionen kommen. Süddeutschland wird sich den Gesetzen der Weltgeschichte nicht lange entziehen können und Preußen so mächtig machen, daß es mit einem Blick über den Rhein ausrufen kann: „So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken".



Mr. Stone in Godfrey's Atelier. (S. 23.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

3. Zwei Freunde und eine Geliebte.

Sir Felix hielt ein Billet in der Hand, das er bereits hundertmal gelesen und das ihn seit mehreren Tagen schon beunruhigt hatte. Dieß Billet, augenscheinlich von der Hand eines Gelehrten geschrieben, enthielt nur die wenigen Worte: „Mein werther Sir Felix! Annabel und ich würden uns sehr freuen, wenn Sie gelegentlich eines Besuches in der Stadt bei uns vorsprechen wollten. Wir beginnen fast zu glauben, daß Sie uns ganz vergessen haben." — „Es muß doch einmal, früher oder später, geschehen!" sagte Felix im Selbstgespräch. „Warum also nicht jetzt? Ich will hingehen und der Sache ein Ende machen." Er nahm in der Regentstreet eine Droschke und gab die nöthige Weisung.

Der Verfasser des Billets war Dr Christian, früherer Erzieher des Baronets, ein Mann, der wohl Bischof hätte sein können, wenn er ebenso anspruchsvoll und stolz wie gelehrt gewesen wäre, doch wie er eben war, schien er nur dazu bestimmt, im kühlen Schatten zu vegetiren und nie die sonnigen Höhen des Lebens zu besteigen. Als Lehrer war er zu bescheiden, zu erfüllt von Demuth vor der Hoheit der Wissenschaft und von Eifer für die Studien, um sich selbst für gelehrt zu halten; er hatte einen zu hohen Begriff von der Vollkommenheit des Guten, um selbst als gut gelten zu wollen. Dr. Christian war von irischer Abkunft und auf einer protestantischen Universität gebildet. Als er nach England kam, war er dreißig Jahre alt und ward an einer großen öffentlichen Schule Lehrer des Griechischen und Hebräischen.

Zum Unglück für seine weltlichen Aussichten heirathete er ein ganz armes irisches Mädchen, das er über Alles liebte und mit dem er nach Irland zurückkehrte. Hier lebte er dann bis zum Tode seiner Gattin. Nach diesem traurigen Ereignisse ging er, mit gebrochenem Herzen, in Begleitung seines einzigen Kindes, Annabel, wieder nach England und erhielt eine Anstellung als Lehrer des Griechischen und Hebräischen in Oxford. Hier lernte er Felix kennen, der bei ihm wohnte und sich mit seiner Hülfe für das Examen vorbereitete. Die braven irischen Herzen des Vaters wie der Tochter widmeten dem jungen Studiosen ihre besten Gefühle und Felix erwiederte diese in gleicher Weise — bis er zu seinem Titel kam. Von diesem Zeitpunkte an war er ein Anderer.

Zu derselben Zeit trat auch in den häuslichen Verhältnissen Dr Christian's ein Wechsel ein. Der Metropolitan-Bischof bedurfte eines würdigen und braven Geistlichen für einen neuzubildenden Kirchendistrikt in den äußersten Umgebungen Londons, und Dr Christian, dem die Stelle angeboten ward, acceptirte dieselbe. Er wagte das schwierige Werk zu beginnen, denn er hatte den Geist eines Missionärs und Pionniers moralischer Bildung. Nur auf die freiwilligen Gaben der Kirchspielsbewohner angewiesen, ging er mannhaft in den Kampf mit der Gleichgültigkeit, Zweifelsucht,

dem Unglauben, der Trunksucht, Arbeitsscheu, Immoralität und all' den schlechten, verbrecherischen Neigungen und Leidenschaften, die er im Bezirke vorfand.

Sein schönster Trost in dieser aufopfernden Lebensweise war seine Tochter Annabel, die ihm liebevoll und muthig zur Seite stand und für das ganze zweite Geschlecht des Bezirks zu einem Muster wahrhaft edler Weiblichkeit ward. Dr. Christian war stolz auf dieß Mädchen und betrachtete sie als das Leben seines Lebens. Ihr Verlust würde sein eigenes Leben zerstört haben. Er hütete Annabel wie seinen Augapfel. Annabel bewahrte seit langer Zeit eine stille, treue Anhänglichkeit für ihres Vaters Eleven, dessen zarte Aufmerksamkeiten, bedeutungsvolle Anspielungen und Liebesblicke den Weg zu ihrem arglosen Herzen gefunden hatten.

Während unter Dr. Christian's Leitung der neue Sprengel in der Bildung begriffen war, bewohnten Vater und Tochter ein dürftiges Landhäuschen nahe an einer zerfallenen Kirche, die mit Hülfe gesammelter freiwilliger Beiträge restaurirt werden sollte. „Welch' eine miserable Behausung!" murmelte Sir Felix, als seine Droschke am Holzgitter neben einer Schaar watschelnder und quakender Enten hielt. Die ganze Umgebung, sowie die auf's Einfachste eingerichteten Zimmer des Hauses machten auf den verwöhnten Geschmack des jungen Aristokraten einen peinlichen Eindruck.

Annabel, in schlichtem grauen Kleide ohne jeden Schmuck, das braune, glattgestrichene Haar halb in ein Netz gelegt, begrüßte ihn mit holdem Erröthen, und als er ihre Hand drückte und sich nach ihrem wie ihres Vaters Befinden erkundigte, fühlte er, daß er unedel an Beiden zu handeln im Begriff stand. Er kannte die Zartheit ihrer Seele und die Feinheit ihres Taktes und wußte, daß er nicht mit einem Schwalle gewöhnlicher Redensarten versuchen durfte, sich zu rechtfertigen und des Mädchens Hoffnungen abzuschneiden. Er ließ die leise zitternde Hand los, die ihm Annabel so vertrauensvoll gelassen, und schlug vor dem liebevollen Schimmer ihrer sanften grauen Augen den Blick nieder. „Annabel," begann er stotternd und verlegen, „ich bin genöthigt, England zu verlassen und weiß nicht, wann ich zurückkehren werde; jedenfalls nicht vor mehreren Jahren." Das Mädchen wendete sich traurig ab und schwieg. Er stotterte etwas von der Härte seines Geschicks, von den Anforderungen seiner Stellung; lange habe er der Idee der Trennung widerstanden, aber es müsse sein. Dann sprach er die Hoffnung aus, daß, wenn er einst wiederkehre, er sie glücklich wiederfinde an der Seite eines würdigen Mannes, und bat sie, ihrem Vater seine Grüße auszurichten, wenn er vor seiner Abreise nicht die Freude haben könne, ihn noch zu sehen.

Annabel stand erbleichend vor ihm, doch ihre Energie verließ sie nicht. „Mein Vater hat, wie ich, stets innige Wünsche für Ihr Wohlergehen gehegt," bemerkte sie mit möglichster Ruhe. — „Ich weiß es," erwiederte er. — „Und es wird uns immer zur größten Freude gereichen, von Ihrem Glücke zu hören." Bei diesen Worten schien sie die Bewegung zu übermannen, sie trat an's Fenster und schaute hinaus; erst nach einigen Minuten vermochte sie weiter zu sprechen. „Gehen Sie, Sir Felix, bevor mein Vater kommt!" — „Ja, es wird das Beste sein," erwiederte er betreten. „Leben Sie wohl, Annabel!" Er eilte aus dem Gemache und verschwand in der Droschke, beschämt von seinem eigenen Kleinmuth. Als er nach einiger Zeit zurückblickte, sah er noch am Fenster die Gestalt Annabel's stehen, deren edles Herz er zu verrathen im Begriff stand.

Bald darauf trat Felix in das Atelier Godfrey's. Beide waren Schulkameraden gewesen und Freunde geblieben, indem der junge Baronet den Maler liberal patronisirt hatte und Godfrey ein Gefühl lebhafter Dankbarkeit für ihn bewahrte. Beide drückten einander mit Wärme die Hand. „Ich glaubte nicht, Dich vor Antritt unserer italienischen Reise noch zu sehen," sagte der Maler freudig überrascht. — „Ein dringendes Geschäft führt mich in die Klause," erwiederte Felix leichthin. „Hart gedrängt von Gläubigern, bin ich genöthigt, meine Familienbesitzung zu verpfänden." — „Wie, an Isaak Stone?" — „Ja freilich!" — „Es betrübt mich, dieß zu hören." — „Das glaube ich. Ich kenne Deine freundschaftlichen Empfindungen für mich. Aber es ist wirklich so, alter Junge, und ich bin sicher, ganz sicher ruinirt, wenn nicht sehr rasch Etwas geschieht. Indeß ich habe jetzt einen exakten Rechtsanwalt zur Ordnung meiner Angelegenheiten; er wird mich durchlootsen, wenn's irgend einer vermag." — „Und unsere Reise?" — „Wird ganz so vor sich gehen, wie wir sie letzten Winter arrangirt haben. Wessen Porträt ist das, welches Du eben unter dem Pinsel hast? Es ist kein gewöhnliches Gesicht." — Godfrey hob rasch das Gemälde von der Staffelei und lenkte die Aufmerksamkeit des Baronets auf eine frisch vollendete Landschaft, indem er Verschiedenes zur Erläuterung dieses Bildes sagte.

Sir Felix that, als ob er von der Absicht Godfrey's, das Porträt geflissentlich zu beseitigen, nichts bemerkt habe, und führte das Gespräch wieder auf seine Aussichten hinüber. „Ich hoffe sehr Vieles für Deinen Genius thun zu können, Freund," sagte er; „in Zeit von sechs Monaten kann ich nicht nur mein Gut zurückerwerben, sondern auch 70—80,000 Pfund zur Verfügung haben. Dann will ich meine Besitzung zu einer der schönsten in ganz England machen, und Deine Künstlerhand soll an der Verschönerung einen wesentlichen Antheil nehmen." — „Das klingt ja förmlich märchenhaft! Aber wie, Freund?" — Sir Felix lächelte geheimnißvoll. „Wisse denn, Godfrey," flüsterte Felix mit einem Anfluge von Humor, „ich bin ein Anbeter des Originals von diesem Porträt." Er deutete auf das Bild, dessen Beschauung der Künstler absichtlich verweigert hatte. — Godfrey erblaßte. „Was sagst Du?" — „Ich sage, daß ich ein Anbeter von Miß Stone bin, denn diese ist es doch, deren Bildniß Du, wahrscheinlich im Auftrage des Alten, auf die Leinwand zauberst." — Godfrey hatte Mühe, Fassung zu zeigen. „Ich glaubte, Du werdest Deine Augen höher erheben," bemerkte er, um nur etwas zu sagen. — „Das glaubte ich auch," erwiederte Sir Felix in komischer Verzweiflung; „aber Du mußt meine höchst peinlichen Vermögensverhältnisse kennen, guter Junge! Ich muß entweder rasch eine reiche Heirath machen, oder es geht Alles zu Grunde. Uebrigens denke ich, die junge Erbin ist kapabel genug, mit der Zeit eine ganz erträgliche Lady zu werden. Ihr Reichthum und ihre gewinnende Erscheinung vermag einen Herzog anzuziehen, und ich werde es zu meinem besonderen Studium machen, sie auf meinen aristokratischen Standpunkt emporzuheben." — Godfrey war außer sich vor Staunen und Schrecken. „Unter diesen Umständen beklage ich den braven Christian und seine Tochter!" — „Ich habe Abschied von ihnen genommen," entgegnete Sir Felix. „Es sind allerdings liebe, gute Menschen, aber was hilft das mir? Meine Stellung heischt große Mittel, und Christian's sind arm wie die Mäuse in ihrer alten Kirche." — „Und es ist Dir nie in den Sinn gekommen, daß es im Grunde unrecht ist, zu heirathen, ohne zu lieben oder geliebt zu werden?" — „O lieber Freund, ich bin ein großer Bewunderer von Miß Stone!" — „Auch gewiß, daß Ellen Dir ein Herz zu geben hat? Hast Du nichts vom Gegentheil gehört?" — „Ihre Mutter ist eine Frau von unbeugsamem Sinne," erwiederte Felix ausweichend, „und was sie von den Inklinationen ihrer Tochter sagt, kann man ihr auf's Wort glauben." — „Und was sagt Frau Stone über die Neigungen ihrer Tochter? Durfte und konnte sie zu sagen wagen: Ellen liebe Dich, Felix? Durfte sie eine solche Unwahrheit aussprechen? Dann warne ich Dich, Freund, einer solchen Mutter nicht auf's Wort zu glauben." — Der Baronet blickte den Künstler verwundert und forschend an. „Weißt Du denn genau, wem Miß Ellen ihre Neigung gewidmet hat?" fragte er. „Ja, ich weiß es!" platzte Godfrey, sich selbst vergessend, heraus. — „Ah so, Du bist der Glückliche selbst, Godfrey, und wir — wir sind also Rivalen!" — Der Maler schüttelte traurig den Kopf und vermochte kaum seine Thränen zurückzuhalten. „Gott helfe mir!" erwiederte er. „Ich kann nicht der Gegner eines begüterten Baronets sein wollen; meine Armuth ist ein unübersteigliches Hinderniß." — Sir Felix blickte sinnend vor sich hin. „Es betrübt mich, Freund, zu bemerken, daß Dein Gefühl für Ellen so tief ist." — „Sehr tief, wohl, aber was nützt es, da ich doch die Einwilligung ihrer Eltern nicht erlange?" — „So bist Du damit zufrieden, daß ich meine Bewerbung um das Mädchen fortsetze?" — „Wie kann ich diese Frage bejahend beantworten, Felix! Ich wiederhole nur, daß ich weder Hoffnung, noch äußere Berechtigung habe, mich Deiner Bewerbung zu widersetzen." — „Gut; ich denke, wir verstehen jetzt einander, Godfrey." — „Vollkommen. Indeß möchte ich als Freund Dir doch rathen..."

— „Still, ich weiß in dieser Sache ohne anderen Rath zu handeln, Freund! Zwischen uns soll Alles ehrlich und offen sein. Willst Du Deine Ansprüche an Ellen's Herz verfolgen?" — „Ich wiederhole Dir, daß von Ansprüchen nicht die Rede sein kann; aber ich will freimüthig mit den Stone's sprechen." — „So sei es! Und nun gehab' Dich wohl! Wir wollen gute Freunde bleiben." Beide reichten einander die Hand und trennten sich.

4. Der alte Juwelenhändler.

Isaak Stone suchte am Abend desselben Tages Godfrey auf, denn er vermißte ihn. Als er im Flur des benachbarten Boardinghouses erschien, wo der Maler wohnte, trat ihm Miß Julia Hilliard entgegen. Stone fragte, ob der Künstler zu Hause sei und die Dame sandte nach dessen Atelier hinauf. Während dieser Zeit blieb Stone am Eingang des Hauses unter einer hellleuchtenden Gaslaterne stehen. Wer ihn so sah und nicht kannte, vermochte ihn nicht für den sehr vermögenden Handelsherrn zu halten, der er war, denn seine Kleidung war sehr schlecht; er trug grobe defekte Stiefeln, ein geflicktes Hemd, einen alten abgeschabten Filzhut, und seine Brust war ganz mit Schnupftabak besudelt. Aber seine massive Gestalt, sein großes, beobachtendes Auge, seine starke, wohlgeformte Nase, sein langer weißer Bart gaben ihm nichtsdestoweniger ein imposantes Aussehen. Seine Manieren bekundeten außerordentliche Sicherheit, Selbstvertrauen und stolze Gelassenheit. Er sah aus wie ein Mann, der trotz seiner schlechten Kleidung mit einem König verkehren konnte, ohne sein Benehmen zu wechseln, und Isaak's Wesen entsprach ganz seiner Außenseite. Auch der übermüthigste Spötter würde an seiner selbstbewußten Haltung nichts Lächerliches entdeckt haben.

Nach einigen Minuten erschien Godfrey in schlichter Malerblouse. Er war um einen ganzen Kopf größer als Stone, wenigstens schien es so, denn des Alten hohe Gestalt war etwas gebückt und zusammengesunken. Godfrey sah älter aus, als er war. Der Ernst des Lebens machte auf ihn seinen Einfluß geltend, doch leuchtete in seinen Augen das Feuer der Leidenschaft und des tieferen Denkens. Er war etwas bewegt, als er den Juwelenhändler begrüßte und dessen dargebotene Hand ergriff. — „Wo waren Sie die ganze Woche?" fragte Stone. — „Ich hatte zu arbeiten, um rasch vorwärts zu kommen." — „Und wann wollen Sie nach Rom aufbrechen?" — „Sehr bald nun, Mr. Stone. Unmittelbar nach Beendigung einiger Aufträge." — Julia, die ungesehen auf der Treppe verweilte, lauschte gespannt, als sie Godfrey's Bemerkung über die Reise hörte. — „Wollen Sie auf eine Stunde mit nach der ‚Britannia' kommen?" fuhr Stone fort. — „Ich bedaure, dieß ablehnen zu müssen," erwiederte Godfrey. „Ich habe die Absicht, die ganze Nacht hindurch zu arbeiten." — „Nun, so lassen Sie mich Ihre neuesten Arbeiten sehen!" — „Nicht heute, Mr. Stone; morgen, wenn ich bitten darf. Eben heute will ich ein Bild vollenden, das Ihr spezielles Interesse mit Recht beanspruchen wird."

Kaum vernahm Julia diese Worte, so schlüpfte sie rasch die Treppe hinan, huschte in des Malers Atelier und besah das auf der Staffelei befindliche Gemälde. Es war zu ihrer Ueberraschung Ellen's fast vollendetes Porträt, welches Godfrey bisher vor Aller Blicken verborgen hatte. Julia stand vor dem Antlitz ihrer schönen, mit allem Liebreiz wiedergegebenen „Freundin" mit Blicken des Hasses. Unwillkürlich ballte sich ihre kleine fette Hand, die sie erhob, als wolle sie einen vernichtenden Schlag gegen das Bild führen. Als sie jetzt hörte, daß Godfrey, und zwar doch noch mit dem Juwelenhändler die Treppe herauf kam, floh sie aus dem Gemache, hinauf nach dem mit Ziegeln ausgelegten flachen Dache. Hier ließ sie sich auf einer Bank nieder, wo sie oft mit Ellen zusammengesessen und tobte ihre wilde Leidenschaft aus. „Ha, wie hasse ich sie jetzt, diese Glückliche, die von Godfrey vergöttert und geliebt wird! Wie ist dieß Mädchen zu beneiden! Wäre ich eine reiche Erbin wie sie, dann prangte vielleicht mein Bild auf Godfrey's Staffelei; statt dessen verherrlicht er die Glückliche. Mein Bild, aus Höflichkeit begonnen, lehnt in einer Ecke für Staub und Motten und wird liegen bleiben bis nach seiner Rückkehr von Rom!"

In diesem Augenblicke hörte sie Ellen's freundlich rufende Stimme. „Bist Du oben, liebe Julia?" — „Ja, hier bin ich!" antwortete Miß Hilliard ebenso und empfing die Kommende mit verstelltem Lächeln.

Während nun da oben auf des Daches Höhe Ellen der vermeintlich treuesten Freundin ihr gepreßtes Herz öffnete und Trost suchte in der Gefahr, wider ihren Willen mit Sir Felix Harcourt vermählt zu werden, trat Isaak Stone bei Godfrey Chester ein. Das Erste, was der Maler that, war, daß er Ellen's Bild sofort verhängte, ehe Stone es noch hatte sehen können. Dann rief er mittelst der Klingel den Hausburschen, welcher kochendes Wasser zu Grog herbeibringen mußte, legte Cigarren vor den Juwelenhändler und bat ihn, sich's bequem zu machen, während er selbst durch die Seitenthüre nach seinem Schlafkabinet ging, um sich anders zu kleiden. Die Thüre blieb dabei halb offen und Stone knüpfte ein Gespräch an, noch ehe der Maler wieder herausgetreten war. Fast schien es, als benutze er die Gelegenheit, Manches zu sagen, ohne Godfrey dabei in's Gesicht sehen zu müssen. „Also jetzt ist wirklich Ihre Abreise entschieden!" begann er. „Nun, ich wünsche Ihnen das beste Glück, Freund, gewiß, das beste Glück! Ich will auf Ihre Gesundheit trinken, Godfrey! Mögen Sie künftig kein Gemälde unter tausend Pfund verkaufen!" — „Danke bestens, Mr. Stone! Es ist nöthig, daß ich bessere Preise erziele. Wenn ich wieder von Rom zurückkehre, hoffe ich den wucherischen Händen meines bisherigen Auftraggebers, jenes Gemäldehändlers der City, überhoben zu sein." — „Hoffentlich! Auch ich wünsche das, Godfrey!" — „Nicht, daß ich gerade Lust gehabt hätte, schon in diesem Jahre abzureisen, aber ich muß. Ein vermögender Freund, der mir mancherlei Aufträg geben will, wünscht meine Begleitung und wird alle Reisekosten für mich bezahlen." — „Das ist schön; ich wäre auch ein Liebhaber davon, auf fremde Kosten zu reisen. Haben Sie mir nichts Besonderes mehr mitzutheilen, Godfrey?" — „Nein, Mr. Stone," antwortete der Maler zaudernd. Er trat eben aus der Kammer, fuhr sich mit der Hand durch sein reiches Haar und seufzte. Einige Minuten herrschte tiefe Stille. Der Alte blies mächtige Wolken aus seiner dampfenden Cigarre, und Godfrey konnte seiner Befangenheit und Unruhe nicht Meister werden. Er seufzte wieder. — „Ich dachte, Sie hätten vor Ihrer Reise das Bedürfniß, sich gegen mich auszusprechen," begann wieder Stone, dem anscheinend sehr daran lag, bei demselben Thema zu bleiben. — „Vielleicht, Mr. Stone, hätte ich Ihnen Mancherlei zu sagen, wenn das Glück, das Sie mir wünschen, schon gekommen wäre, wenn ich bereits tausend Pfund für jedes meiner Gemälde erhielte." — Isaak Stone faßte ihn an der Hand. „Setzen Sie sich neben mich, Godfrey. Wir wollen Alles ruhig mit einander besprechen. Sie wollen mit Sir Felix Harcourt zusammen nach Rom reisen?" — „Ja." — „Haben Sie noch nichts gehört von..." Der Alte unterbrach sich selbst und griff verlegen nach seiner Tabaksdose. — „Von was, Mr. Stone?" fragte Godfrey forschend. — „Von einer beabsichtigten Vermählung Ellen's mit Sir Felix Harcourt?" Godfrey vermochte nicht zu antworten; er erbleichte und hing wie vom Schlage getroffen auf seinem Stuhle. Stone bemerkte den Eindruck wohl und suchte ihn zu verwischen. Er schritt einige Male durch's Zimmer, betrachtete einzelne Gegenstände, räusperte sich und blieb endlich neben dem Maler stehen. „Ich habe eine gute Meinung von Ihnen, Godfrey." — „Welchen Werth hat das für mich!" brach der Maler mit Bitterkeit aus. — „Ich will auf diese Frage jetzt nicht antworten, sondern eine andere stellen: Was würden Sie jetzt thun, mein junger Freund, wenn Sie an meiner Stelle wären?" — „Wie verstehe ich das?" — „Ich meine, wenn Sie meines Vaters Sohn wären, wenn mein Vermögen in Ihrem Besitz wäre, wenn Ellen Ihr einziges Kind und Sie Ihr Herz darauf gesetzt hätten, dieß Kind vornehm zu verheirathen — was würden Sie thun?" — „Ich würde vor Allem erwägen, ob in diesem Falle ‚hoch verheirathen' auch glücklich verheirathen hieße." — „Ellen wird es mit Sir Felix werden." — „Sind Sie davon überzeugt?" — „Nun, warum sollte sie nicht?" — „Fragen Sie sie!" — „Ich that es bereits." — „Und was antwortete Ellen?" — „Daß sie einen jungen Freund von mir liebe." — Godfrey sprang entzückt von seinem Stuhle empor. „Sagte sie das? sagte sie das wirklich?" rief er freudig. „O dieß treue, edle Herz!" — „Warum jubeln Sie plötzlich?" fragte Stone scharf. — „O, weil ich ent-

zückt bin, weil ich ihr danke mit ganzer Seele!“ — „Dann lieben Sie meine Tochter?“ — „Mr. Stone, Sie sind grausam! Welchen Nutzen kann es jetzt noch haben, Ihnen die Tiefen meiner Gefühle zu enthüllen, die Sie doch stets gekannt haben?“ — „Welchen Nutzen?“ versetzte Stone mit großer Kälte. „Damit ich doch erkenne, daß ich mich in meiner guten Meinung über Sie nicht geirrt habe. Das ist Alles!“ — „Das ist Alles!“ sprach Godfrey bitter ihm nach. „Wohlan, Sie haben das Thema begonnen, Mr. Stone — lassen Sie es uns nun auch erschöpfen. Sie fragten, was ich an Ihrer Stelle thun würde? Ich würde einzig das Glück meiner Tochter zur Richtschnur nehmen, sollte sich dasselbe auch nicht an einen Baronet, sondern an einen schlichten Künstler, an den Maler Godfrey Chester knüpfen. Das würde humaner, väterlicher sein, als wenn Sie zwei Menschen das höchste Maß des Elends durchkosten ließen. Oder könnten Sie wünschen, Mr. Stone, daß Sie Ihre Tochter überleben, oder daß, wenn dieß nicht geschehen sollte, einst sich Ellen mit dem Gedanken vom Grabe ihres Vaters abwenden müßte: Dieser, der mir das Leben gab, stieß mich in's Elend des Lebens?“ — Der Alte war während dieser Worte in die höchste Aufregung gerathen; in seinen lebhaften dunklen Augen flammte Entrüstung, doch wußte er sich, wie immer, zu beherrschen. „Ihre Bekanntschaft mit Ellen ist noch sehr kurz,“ bemerkte er mit kühlem Lächeln. — „Aber ich fürchte, lang genug, um uns Beiden den Frieden der Seele zu rauben.“ — „Und Sie wie Ellen wissen doch noch sehr wenig von einander.“ — „Genug, um einander vertrauen zu können, Mr. Stone. Ich für meine Person habe nichts zu verhehlen. Mein Vater fiel im Dienst der ostindischen Compagnie. Ich lebte in England mit meiner verwittweten Mutter, habe ihr auf dem Sterbebette die Augen zugedrückt und die Sorge für zwei jüngere Brüder übernommen.“ — „Sie sehen also, Godfrey, daß Ihre Lage nicht besonders glänzend ist. Sie haben kein Vermögen, keine feste Lebensstellung und, was mehr ist, keine großen Familientraditionen!“ — „Sehr richtig, Mr. Stone!“ erwiederte der Maler stolz. Der ganze Ruhm meiner Familie besteht darin, daß jedes Glied derselben ehrlich gearbeitet und gestrebt hat. Ich habe Ellen nichts zu bieten, als meine Liebe, meinen Eifer zu schaffen, und das Talent, was Gott mir geschenkt hat.“ — Der Juwelenhändler schüttelte heftig den Kopf. „Godfrey,“ sagte er kalt und entschieden, „ich achte Sie sehr, ja ich liebe Sie, als wären Sie mein eigener Sohn — und ich wollte, Sie wären es, oder mein Sohn wäre gewesen wie Sie; indeß, Mr. Chester, ich kann nicht erlauben, daß meine Tochter noch einen Augenblick daran denkt, jemals mit Ihnen vereinigt zu werden. Sie sind ein ganz würdiger junger Mann, aber Ellen heirathet Sir Felix. Sie werden nicht mehr in mein Haus kommen, Mr. Chester, und meine Tochter nicht mehr sehen, auch niemals an sie schreiben! Haben Sie mich verstanden?“ — „Vollkommen!“ erwiederte der Maler fast höhnisch. Sein Gesicht brannte wie Feuer, er legte die Hand an die Stirne, wendete dem Kaufmann den Rücken und blickte durch's Fenster. Isaak Stone schien seine harten Worte zu bereuen, wenigstens wollte er noch einen Versuch machen, sich von Godfrey in freundschaftlicher Weise zu trennen. Er brachte eine Menge Vernunftgründe zum Vorschein, die alle nur auf Selbstsucht gebaut waren. „Bedenken Sie,“ sagte er unter Anderem, „daß Sie meine Tochter der Armuth preisgeben würden, wenn dieselbe Sie heirathete.“ — „Warum der Armuth?“ erwiederte Godfrey. „Sie würden Ellen dagegen schützen können!“ — „Nein, Mr. Chester. Mein Vermögen würde eine andere Bestimmung finden, wenn Sie Ellen heiratheten. Täuschen Sie sich hierüber nicht! Sie würden sich allein durchzuringen haben.“ — „Und ich wollte es!“ versetzte der Maler mit heiterer Zuversicht. „Wir würden Beide glücklich sein, selbst bei Wasser und Brod!“ — „So denken Sie, Mr. Chester! Aber wäre es nicht unsinnig, von meiner Tochter zu verlangen, daß sie um Ihretwillen auf Besitz, Rang und alle Lebensbequemlichkeiten verzichten sollte?“ — Godfrey's Gesicht ward glühend roth vor Entrüstung. „Genug davon!“ sagte er sehr laut. „Mein Ehrenwort darauf, Mr. Stone, daß ich selbst Ihre Tochter auf die großen äußeren Vorzüge hinweisen werde, die sie erwarten, wenn sie Ihrem Willen gehorcht!“ — Der Kaufmann faßte krampfhaft des Künstlers Hand. „Ich hoffe das, und ich vertraue Ihrem Ehrenworte!“ sprach er. „Und Sie werden Ellen zu bestimmen suchen, daß sie Sir Felix heirathet.“ — „Nein, das werde ich nicht, das fordern Sie nicht, Mr. Stone.“ — „Dann dürfen Sie meine Tochter nicht wiedersehen!“ entgegnete Stone und verließ in heftiger Aufregung das Gemach.

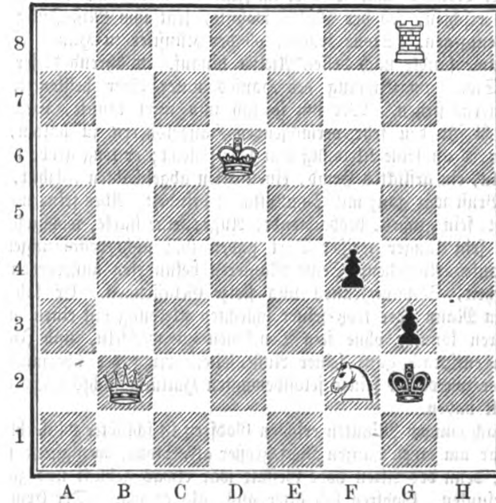
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn S. Loyd.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Fliegende Blätter.

Berühmte Worte. Manches Wort ist uns so gäng und gäbe, daß wir es lange Jahre brauchen, ohne daß wir auch nur fragten, woher es stammt. Wir benützen es, weil wir's mal gehört und es wird als bequeme Münze für den täglichen Verkehr in die Tasche gesteckt. Es ist aber überaus interessant, dem Ursprung dieser Worte nachzugehen, und dazu hat uns nun ein Gelehrter, Georg Büchmann, einen Handleiter in seinen „Geflügelten Worten“ gegeben. Sie weisen von vielleicht tausend Worten und Phrasen, die wir alle Tage im Munde führen, den Ursprung nach, und es ist namentlich interessant zu hören, daß dieß und jenes, von dem wir den Autor zu kennen vermeinen, ein ganz Anderer gesprochen, wie das berühmte Wort, das Talleyrand zugeschrieben wird: „Die Sprache ist dazu da, um die Gedanken zu verbergen“, das ein ganz unbekannter Hr. Harel zuerst gesprochen. Wir werden öfter auf dieß Büchlein zurückkommen. Heute nur das in letzter Zeit so unendlich oft wiederholte „Blut und Eisen“. Der Ministerpräsident von Bismarck sagte es in einer der Abendsitzungen der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses am 30. September 1862 als private Aeußerung in folgender Verbindung: „Die deutschen Zustände und Verfassungsverhältnisse zu verbessern, ist wünschenswerth und nothwendig, was jedoch nicht durch Majoritätsbeschlüsse, Reden u. s. w., sondern nur durch Blut und Eisen bewirkt werden kann.“ Ein so flüchtiges Wort hat die große Berühmtheit erfahren und ist das Programm der Zeit geworden.

*

Ein Zug Joseph II. Ungeachtet seiner schwankenden Gesundheit hatte der Kaiser alle Anstalten getroffen, zur Armee abzureisen. Den Vorabend, als Joseph durch einen matt erleuchteten Gang aus seinem Kabinet in seine Zimmer gehen will, begegnet er einem jungen Offizier ohne Uniform, der gleichfalls den nächsten Morgen zu seinem Regimente abreisen sollte, aber seiner im Sterben liegenden Mutter wegen den Kabinetssekretär Danton um Auswirkung eines Aufschubes von einigen Tagen ersuchen wollte. Der Kaiser erkannte ihn und fragte um sein Vorhaben. „Ich wollte zum Herrn Danton gehen,“ antwortete der Offizier ganz betroffen. — Der Kaiser erbot sich mit seiner gewohnten Menschenfreundlichkeit, ihn selbst dahin zu führen; und der junge Mann, durch diese Gnade aufgemuntert, entdeckte dem Monarchen sein Anliegen. „Sie müssen,“ sagte der edle Joseph gerührt, „Ihre Abreise verschieben, und ich werde hierüber sogleich Befehl ertheilen; denn Sie waren Sohn, bevor Sie Soldat geworden sind.“

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. | Nº 3. | Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Piris, gest. von Geyer.

Die Schneewoche.

Novelle von **Otto Roquette.**

(Fortsetzung.)

Nun aber traten die politischen Ereignisse plötzlich gewaltsam in unser durch kleine Dinge hin- und herbewegtes Stillleben. Denn wir standen im Frühling des Jahres 1800, und der ganze Westen Europas hatte durch die französische Staatsumwälzung und die Kriege der Republik eine neue Gestaltung angenommen. Heereszüge und Schlachten bewegten sich nicht nur um die Grenzen unseres Alpenlandes herum, sie waren bereits in unsere Thäler gedrungen. Waren wir Eidgenossen doch selbst kein eigentlich selbstständiges Volk mehr. Wie die überall siegreichen Franzosen aus Holland eine batavische, aus Neapel eine parthenopäische Republik gemacht hatten, so benutzten sie einige innere Streitigkeiten unseres Landes, um auch bei uns einzudringen und nach harten Kämpfen aus der Schweiz eine helvetische Republik zu machen. Die Staaten Europas hatten sich zum zweiten Mal gegen Frankreich verbündet. Von Italien herauf zogen Russen und Oesterreicher durch das Graubündnerland über Berge und Felsen, auf den ungangbarsten Wegen nach unsern nördlichen Kantonen, wo sie in mehreren Schlachten von den Franzosen geschlagen und nach Schwaben zurückgedrängt wurden. So wiederhallten auch unsere Berge von Waffenlärm, obgleich es hier im Wallis noch stiller geblieben war. Da kam im Mai die Nachricht, daß der junge Konsul Bonaparte beschlossen habe, durch das Wallis über den St. Bernhard nach Italien zu ziehen, um die dort stehenden Oesterreicher im Rücken anzugreifen. Ein solches Riesenunternehmen schien unglaublich, und doch war dem jungen Helden, der von Jahr zu Jahr mächtiger aus dem Schlachtengewühl republikanischer Kriege aufstieg, zuzutrauen, daß er siegreich neben Hannibal und Cäsar als Dritter seinen Namen in unsere Alpen einzeichnen werde. Ich gestehe, daß, wenn ich bis dahin schon für den aufsteigenden Heros eingenommen war, durch diesen Plan nur noch mehr für ihn gewonnen wurde. Ich selbst hatte fünfzehn Jahre lang als Marronnier meines Ordens ein Leben der Anstrengung, der Gefahren, des Kampfes mit den Mächten der Natur geführt, das Abenteuerliche eines gewaltigen Unternehmens berührte mich wie etwas innerlich Verwandtes, trotz



Der Johanniterordens-Kommendator Graf Stolberg. Von G. Kühn. (S. 27.)

meiner Stellung als Seelsorger einer Gemeinde; ich konnte nicht umhin, den Plan des Konsuls zu billigen, zu bewundern. Ja, der Gedanke, ihn selbst zu sehen, erfüllte mich mit geheimem Entzücken, denn er mußte ja durch Orsières kommen, mußte fast an meiner Schwelle vorüber!

Die nächsten Tage wurden fast nur durch Gespräche über das bevorstehende Ereigniß ausgefüllt. Unser Städtchen war belebter als jemals, aus allen Ortschaften strömten die Bewohner zusammen, fragend, berichtend, Nachrichten tauschend, und bald kam die Kunde aus Martigny zu uns herauf, daß in wenigen Tagen die Fouriere, Quartiermacher und kurz darauf der Vortrab den ungeheuren Zug eröffnen würden. — Diese Aussichten und Gespräche darüber brachten leider Zwietracht in unsern kleinen Kreis. Adrian Turgot theilte im Stillen meine Bewunderung für Bonaparte, so wenig dieß mit seinem Charakter übereinzustimmen schien. Aber es lag ein Zug von Heroismus in Adrian's Natur, der, wie tief immer verborgen hinter einem stillen, träumerischen Wesen, nur eines großen Momentes harrte, um sich geltend zu machen. Allein wir hatten mit unserer Vorliebe für den Konsul hart gegen Jacques anzukämpfen. Denn dieser fühlte sich ganz als Republikaner, er haßte Bonaparte, weil er die republikanische Staatsform in Frankreich durch die Konsularregierung gestürzt hatte; er haßte ihn als Schweizer, dem ein fremdes Volk seine Selbstständigkeit genommen; er haßte den Franzosen; er haßte ihn instinktmäßig als den aufsteigenden Gewalthaber; er haßte ihn, weil er den gleichen Zug des Selbstgefühls, des Stolzes, des Trotzes, ja der Tyrannei in sich fühlte. So verschieden wirkte das Gleichartige: bei mir anziehend, freudig entgegenkommend, bei ihm abstoßend, zu heftigem Gegensatz aufstachelnd.

Kaum hatte Madelon sich überzeugt, wie tief der Groll ihres voraussichtlichen Verlobten (denn dafür galt er noch immer) gegen den französischen Helden war, als sie sich mit Leidenschaft als Bonaparte's Verehrerin erklärte. Sie lobte Adrian, daß er ihre Ansicht theilte, sie sprach mit Jubel von der Aussicht, den Helden zu sehen; sie that, als sei sie halb verliebt in ihn, als hätte sie gar die Absicht, den Konsul Bonaparte in sich verliebt zu machen. — Von dem Augenblick an betrat Jacques unser Haus nicht mehr, er schien an keine Verbindung mit Madelon mehr zu denken. Und doch sagte mir Adrian sehr betrübt, er sei bange um den Bruder, denn er liebe Madelon wohl mehr, als er zeigen möge.

Es blieb nicht bei dieser Betrübniß, ernstere Besorgnisse gesellten sich dazu. Denn während die meisten Thalgenossen dem heroischen Zuge der Franzosen begeistert entgegensahen und zu Hunderten bereits beschäftigt waren, die Wege zum St. Bernhard hinauf für die Armee zu bahnen — währenddem verlautete im Stillen das Gerücht, Jacques Turgot sei mit der Bildung einer Freischaar gleichgesinnter Jünglinge und Männer beschäftigt, um den Franzosen den Weg in einem Engpaß oben zu verlegen. Die Felsenwände sollten besetzt, die Schlucht durch Bäume und Felsstücke verrammelt, kurz Alles zu einem hartnäckigen Kampfe vorbereitet werden. Es wäre ein unsinniges Unternehmen gewesen, da es bei der geringen Mannschaft, die Jacques im besten Falle aufbringen konnte, die französische Armee nur eine Weile aufhalten, nicht aber durchaus hindern konnte. Indeß schien mir der Plan, da ich Jacques' Gesinnungen kannte, nicht so unglaublich und ich erschrak vor den Folgen. Nicht nur Jacques war verloren, unsere ganze Gegend, das ganze Land konnte dadurch in ein entsetzliches Unglück gestürzt werden. Denn die Franzosen kamen nicht als unsere Feinde, sie wollten freien Durchzug durch ein befreundetes Land. Was mußte daraus entstehen, wenn sie hier auf eine feindliche Gegenwehr stießen, sich von Verrath umgeben sahen — sie, mit einer großen Armee in wehrlosen Ortschaften, die sie nun als Feindesland betrachten mußten!

Es war später Abend, als mir einer der Väter der Gemeinde diese Mittheilung machte und meinen Einfluß auf Jacques Turgot anrief. Ich wußte zwar, daß Jacques seit einigen Tagen verreist war, allein er konnte zurückgekommen sein, und ich schickte mich sogleich zu einem Besuch bei ihm an. Kaum aus dem Hause getreten, vernahmen wir Feuerlärm und den Ruf, daß es bei den Turgot's brenne. Wir eilten dahin, die Flammen schlugen schon aus dem Dache. Jacques war noch nicht zurückgekehrt. Indessen zeigte sich Hülfe bald bereit, und es fehlte nicht an Eifer, des Feuers Herr zu werden. Allein es war vergeblich, trotz einer arbeitsvollen Nacht sah Adrian am Morgen nur die ausgebrannten kahlen Mauern seines väterlichen Hauses. Er trug den Verlust mit Gelassenheit und sorgte nur darum, wie Jacques heimkehrend durch den Anblick der Trümmer berührt sein werde. Die Frage nach der Ursache des Feuers fand schon am andern Morgen eine im Stillen herumgeflüsterte Beantwortung. Jacques Turgot's geheimen Plänen sollte dadurch von irgend einer noch unbekannten Hand schon zum Voraus eine Strafe bereitet worden sein. Wie dem auch sein mochte, Adrian war für den Augenblick obdachlos, und ich lud ihn in mein Haus ein. Er lehnte es freundlich ab, um bei andern Bekannten Wohnung zu nehmen.

Madelon war durch dieß Ereigniß sehr niedergeschlagen, und ich sah wohl, daß ihr der Verlust des schönen Hauses, das mit seinem eisernen Balkon so altväterisch wohlbehäbig an der Straße gestanden, das vom Keller bis zum Boden von Alters her so wohl ausgestattet, mit gefüllten Kisten, Kasten und Truhen nur der neuen Hausfrau zu warten schien — kurz daß dieser Verlust selbst dem Flatterkinde sehr zu Herzen ging. Auch Adrian merkte das, und um sie zu erheitern, sprach er bereits von dem Plan eines neuen Hauses, das auf der Stelle des alten so bald als möglich in Angriff genommen werden solle. Er ließ in sanftem, fast bittendem Tone einfließen, daß Madelon, wenn sie nur wolle, auch eine Stimme bei der Erbauung des neuen haben könne, daß ihre Wünsche gewiß berücksichtigt werden würden, und daß es eine große Freude wäre, wenn Jacques bei seiner Rückkehr für den erlittenen Verlust eine Entschädigung fände, die —

„Für wen wäre das eine Freude?“ unterbrach ihn Madelon rasch.

„Nun, für Jacques,“ entgegnete Adrian, „und — für uns Alle!“

Sie sah ihn scharf an. Er ertrug ihren Blick nicht, ein Schreck schien ihn plötzlich zu überkommen, als fühle er sich in seinem verborgensten Innern ertappt. Er erhob sich und entfernte sich bald.

Es war spät in der nächsten Nacht, als ich durch ein leises Klopfen an die Fensterladen aus dem Schlaf erweckt wurde. Da es sich wiederholte, öffnete ich und erkannte Jacques Turgot. Er bat um Verzeihung, daß er noch so spät störe, ich aber hieß ihn willkommen und ließ ihn rasch ein. „Armer Freund!“ rief ich, „Du kommst heim und findest statt Deines Hauses nur einen Haufen verkohlter Trümmer!“

„Das wäre das Geringste, was mich bedrückte,“ entgegnete er finster, „und darum würde ich Sie, Herr Pfarrer, nicht in dieser Nachtstunde aufstören. Es sind andere, quälendere Sorgen, die mich treiben!“

„Jacques!“ unterbrach ich ihn schnell, „es gehen beängstigende Gerüchte über Dich. Du sollst ein tollkühnes Wagniß vorbereiten, das Dich verderben, das uns Alle, Deine Freunde und Heimatgenossen, in unsägliches Elend stürzen muß!“

„Ich hatte auf Vaterlandsliebe gerechnet,“ rief er, „auf innerlichen Muth, auf den Freiheitssinn und die Tapferkeit, womit unsere Väter uns vorangingen! Ich finde ein verblendetes Geschlecht, das dem Götzen einer fremden Nation dienen will!“

„Dich verblendet die Leidenschaft, Jacques! Du bist von Deinem Haß befangener, als wir von Vorliebe für den Fremden. Gälte es, mit gemeinsamer Kraft ein drückendes Feindesjoch abzuwerfen, ich selbst schlöße mich euch an; allein betrachte die Sache mit Ueberlegung. Nichts ist vorbereitet, ich kenne eure Verbindung nicht, allein ihr könnt nur eine kleine ungenügende Schaar sein —“

„Unsere Vorfahren haben in ihren Freiheitsschlachten stets der Uebermacht den Sieg abgewonnen!“

„Jacques, mein armer Freund,“ sagte ich, „Du verkennst unsere Lage, verkennst die Umstände, mißkennst die ungeheure Verantwortung, die Du auf Dich nimmst! Ich beschwöre Dich, laß ab von Deinem Unternehmen!“

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. „Hätt' ich es ausführbar gefunden, so säß ich jetzt nicht hier, sondern oben in den Bergen. Denn morgen kommen die ersten Franzosen.“

Ich athmete auf. „Nun, Gott sei Dank! Du siehst, mein Sohn, daß Du mit Deinem erbitterten Haß allein stehst. Ueberwinde Dich —“

„Das hab' ich, wenn auch in anderem Sinne, als Sie, Herr Pfarrer, es verlangen. Das sei für jetzt abgethan. Auch komme ich aus anderem Grunde zu Ihnen. Morgen wird, wie ich weiß, der erste Trupp Franzosen durch diesen Ort kommen. Andere werden bald folgen, werden wahrscheinlich bei uns Quartier nehmen, denn die Hauptmacht kommt erst in drei Wochen. Ich habe genaue Kunde von Allem. Ich selbst kann nicht am Orte, kann nicht in der Gegend bleiben, ich bin meines Zorns, meiner Leidenschaft nicht Herr, und da ich das Unzulängliche eines Plans zum Widerstand für den Augenblick eingesehen, werde ich mich entfernen, um Kräfte und Gedanken für den besseren Tag aufzusparen. Denn aufgegeben hab' ich den noch nicht! Also ich gehe. Allein, Herr Pfarrer, eine dringende Bitte richte ich noch an Sie. Entfernen Sie auch Madelon von hier! Bringen oder schicken Sie Madelon noch in dieser Nacht aus Orsières hinweg!"

Ich sah ihn verwundert an und fragte nach dem Grunde seines Wunsches.

„Ich weiß nicht" — begann er zögernd — „eine unglückliche Ahnung weissagt mir — ich kenne mich selbst in dieser Furcht nicht mehr, aber — ich kenne Madelon. Wär' es nach meinem Wunsch gegangen, so wär' sie jetzt mein Weib. Glaubte ich noch an ihre Liebe, so peinigte mich jetzt kein verzweifelter Gedanke — aber ich glaube nicht mehr daran. Und dennoch, ich kann nicht aufhören, das Mädchen zu lieben, und eine rasende Eifersucht erfüllt mich bei dem Gedanken, sie könne — und wär's nur aus leichtsinniger Kinderei — diesen fränkischen Bestien freundlich entgegenkommen, diesen gottverfluchten, frivolen —"

Ich faßte seinen Arm und rief: „Mäßigung, Jacques! Ich dulde keine Flüche in meinem Hause. Du bist von Sinnen!"

„Ich will nicht andern Sinnes sein," fuhr er mit zornrollenden Augen fort, „ich will ihn nähren, meinen Haß gegen die Fremden! Ich hasse sie mit dem heißesten Rachewunsch, ihr Blut zu vergießen, ich hasse jeden einzelnen französischen Soldaten als meinen Todfeind!"

Er stand auf und stürmte durch das Zimmer. Ich hielt ihn fest. „Jacques," rief ich, „Du legst mir eine furchtbare Beichte ab, für die ich keine Absolution habe! Liebe und Haß gehen in leidenschaftlicher Verworrenheit bei Dir durcheinander, Dein ganzes Wesen ist getrübt von verbrecherischen Regungen, und wollte ich als Dein Seelsorger zu Dir sprechen, ich hätte viel zu thun, um Dein Gemüth umzustimmen und zu reinigen! Ich rede jetzt nur als Freund und mahne Dich zur Fassung, zur Ueberlegung. Du liebst Madelon — gut. Aber Du mißtraust ihrem Charakter. Sie ist ein eigenwilliges, flatterhaftes Kind, aber Du sollst ihr nichts Schlechtes zutrauen — denn dahin zielt Dein Argwohn! Ist es aber nicht geradezu eine Schlechtigkeit von Dir, da zu mißtrauen, wo Du liebst? Ist das eine rechte Liebe, die so schändliche Regungen aufkommen läßt? Geh', geh', diesen Zug habe ich von Deinem Charakter nicht vermuthet! Madelon ist — das sollst Du überdieß in Anschlag bringen — Madelon ist in meinem Schutz, ich werde sie zu hüten wissen! — (Jacques seufzte bei diesen meinen Worten und wandte die Augen ab.) — Und was denkst Du?" fuhr ich fort. „Wenn ich das Mädchen jetzt aus dem Schlummer riefe, um sie hinweg zu führen, ja, und wenn es wirklich gelänge, was würde man morgen in der Stadt davon sagen? Der Pfarrer des Ortes versteckt seine Nichte vor den Franzosen! Vor den Franzosen, die nur durchmarschiren, nicht als Feinde, sondern denen nur die Heerstraße durch unser Land gewährt ist! Schimpflich wär' es für Madelon, für mich selbst, und — für Dich, Jacques, ist's Dein Ruhm, mir das angerathen zu haben?" — Ich sprach noch lange und viel, und suchte ihn nach dem harten Tadel auch wieder zu begütigen, ruhiger zu stimmen. Das wurde er denn in der That, ob ich ihn jedoch überzeugt hatte, lass' ich dahingestellt. Ernst und resignirt erhob er sich, dankte mir und bot mir zum Abschied die Hand.

„Wohin gehst Du, Jacques?" fragte ich.

„Weit hinweg, über Gletscher und Felsrücken, den Gemsen nach. Fragen Sie nicht wohin. Mein Haus ist hier in Flammen aufgegangen — drüben im berner Land hab' ich Gastfreunde — vielleicht such' ich sie auf."

Er ging. Mir wurde weh um's Herz, denn ich hatte den Burschen sehr lieb. Und doch sagt' ich mir, es sei gut, daß er jetzt gehe, so weit als möglich!

Am andern Morgen kam denn auch die Nachricht, daß die ersten Franzosen bereits den Weg nach Orsières heraufkämen, und bald, daß sie die äußersten Häuser des Ortes erreicht hätten. Die Aufregung war groß, man jubelte ihnen entgegen, und Alles hielt sich draußen auf der Gasse. Meine Nichte wollte gleich andern Mädchen zum Willkommen hinaus, ich aber bedeutete sie, daß sich das nicht für sie schicke, und daß sie sich im Hause zu halten hätte. Sie wollt' es kaum glauben, als sie aber meinen Ernst sah, stellte sie sich ärgerlich schmollend an's Fenster. Ich bemerkte, daß sie sich durch auserwählten Putz ganz besonders schön gemacht hatte, und — war drauf und dran, ihr auch das Fenster zu verbieten, denn der Zug mußte an meinem Hause vorüber. Ich fuhr mir mit der Hand über die Stirn, und es kam mir doch ein banger Zweifel, ob ich geeignet sei, ein junges Mädchen zu hüten? Ich hatte ihr schon zu viel Freiheit gelassen, ich wußte, daß meine Autorität nur eine scheinbare Geltung hatte, daß Madelon meist hinter meinem Rücken that, was ich nicht gestattete. Die Mahnung meines armen Jacques kam mir wieder in den Sinn. Ach Gott! — nur noch eine kurze Spanne Zeit, und ich hatte zu bereuen, daß ich ihr nicht gefolgt war. Nun, in jenem Augenblick setzte ich doch meinen Willen durch. Madelon stand schmollend an dem einen Fenster, ich an dem andern.

Und so sahen wir denn den ersten Trupp des französischen Heeres heranziehen, umgeben und gefolgt von dem Willkommruf unserer Bevölkerung. Es war nur eine kleine Abtheilung von einigen hundert Mann, Sappeurs und Reiter, mit Wagen voll Geräthschaften, um die Wege in der Höhe für die große Armee zu bahnen, in die Felsen zu sprengen, für Kanonen und Gepäck möglich zu machen. Hülfreiche Hände fanden sie in der Gegend genug. Es hieß, sie würden bei uns nicht Rast machen, sondern seien für Bourg St. Pierre und das Hospiz auf dem St. Bernhard bestimmt. Schon waren sie fast vorüber und nur ein kleiner Trupp Reiter noch übrig. Da will das Unglück, daß ein Pferd auf unserem allerdings nicht guten Straßenpflaster stolpert. Der Reiter reißt es in die Höhe, es scheut und bäumt sich und wirft den Reiter ab, der fast auf die Schwelle meines Hauses fliegt. Er erhebt sich rasch, taumelt aber zurück und fällt für todt nieder.

Madelon schrie auf und lief nach der Thür. Ich schob sie zurück, befahl ihr zurückzubleiben und eilte selbst hinaus. Ein Auflauf hatte sich um den jungen Soldaten gebildet, der an der Schläfe stark blutend auf dem Steinpflaster lag. Einige seiner Kameraden waren abgestiegen, um ihn aufzuheben. Es war nicht möglich, ihn wieder auf's Pferd zu bringen. Was thun? Der französische Sergeant bat mich, den Kameraden zu beherbergen, bis er sich so weit erholt hätte, um ihnen folgen zu können, zumal sie einige Zeit, weiter oben im Gebirg, auf die Armee zu harren hätten. Meine Nachbarn unterstützten die Bitte — wäre ich ein rechter Hirt meiner Gemeinde gewesen, hätte ich ein Beispiel christlicher Liebe gegeben, wenn ich einem Verunglückten, der blutend auf der Schwelle lag, mein Haus verweigerte? Dazu kam, daß ich bereits eine Entdeckung gemacht hatte, die mich halb mit freudigem Schreck, halb mit Bestürzung erfüllte. Ein Blick in das Gesicht des Jünglings hatte mich den einst entlaufenen Knaben Etienne Turgot, den jüngsten der drei Brüder, erkennen lassen. (Fortsetzung folgt.)

Die barmherzigen Brüder.

Der Johanniterorden.

Von

Dr. Johannes Gihr.

(Bild S. 25.)

Der altehrwürdige Johanniterorden hat wieder neues Leben erhalten und in den letzten Jahren und in der letzten Zeit eine Thätigkeit entfaltet, wie sie uns die Bibel in dem Bilde des barmherzigen Samariters als eine echt christliche vorhält.

Die Entstehung des Johanniterordens (später Rhodiser- und

Ein Rettungsboot an der deutschen Meeresküste. Von K. Winkler. (S. 31.)



aa. Das Deck. bb. Die Oeffnungen zum Wasserabfluß. cc. Luftkasten. dd. Ballastkammer. e. Korkringe.



Reiters Morgengesang. Gedicht von W. Hauff, illustrirt von O. Fikentscher. (S. 30.)

Malteserorden) reicht bis in das elfte Jahrhundert zurück. Eine Gesellschaft von Kaufleuten erwirkte sich durch Geschenke vom egyptischen Khalifen im Jahre 1048 die Erlaubniß aus, unweit des heiligen Grabes in Jerusalem eine Kirche und ein Mönchskloster nach der Regel des heiligen Benedikt zu erbauen, womit sie bald ein Hospital für Pilger verband. Die Hauptbeschäftigung dieser Mönche bildete die Krankenpflege, und sie nannten sich Johanniter oder Hospitalbrüder zum heiligen Johannes. Ihre weitere Ausbildung erhielt sodann die Gesellschaft in den Zeiten der Kreuzzüge. Als Ordenskleid trugen die Johanniter einen Mantel von schwarzer Farbe mit einem weißen linnenen Kreuz auf der linken Seite. Zu den Mönchsgelübden des Ordens, der nach dem Vorbilde der Tempelherren in einen geistlichen Ritterorden umgewandelt wurde, kam noch die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Statt des einfachen Kreuzes erhielten die Mitglieder ein solches mit acht Spitzen als Ordenszeichen. Die Blütezeit der Johanniter fällt in das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. Sie waren auch durch reichen Besitz eine Macht geworden. Durch den Friedensschluß zu Osnabrück und Münster verloren sie indeß fast alle ihre Besitzungen in dem protestantischen Deutschland. In der neueren Zeit zeichneten sie sich in den Jahren 1697 — 1720 durch ihre siegreichen Kämpfe gegen die Türken aus. Die französische Revolution, die für so viele mittelalterliche Institute das Grab wurde, beraubte auch den Johanniterorden seiner früheren Macht und seines Reichthums.

In neuerer Zeit ist derselbe wieder in Preußen aufgelebt. Von König Wilhelm III. ward dieser Orden 1812 als Auszeichnung für ehrenvolle Dienstleistung an der Stelle und zum Andenken der aufgehobenen Ballei Brandenburg wieder hergestellt und erhielt durch König Wilhelm IV. eine neue, seiner ursprünglichen Stiftung entsprechendere Bestimmung. 1853 ist Prinz Karl feierlich zum Herrenmeister des Ordens der Ballei Brandenburg eingesetzt worden. Die gegenwärtige Organisation desselben unterscheidet sich im Wesentlichen nicht von der früheren, doch darf der Orden als solcher keine Güter besitzen. Seine Mitglieder, die nur aus dem Adel gewählt werden dürfen, stufen sich ab in 1) Kommendatoren (Komthure) und Ehrenkommendatoren, welche unter dem Vorsitz des Herrenmeisters nebst den Ordensbeamten das Ordenskapitel bilden; 2) Rechtsritter, die in der Kirche zu Sonnenberg bei Küstrin das Ordensgelübde abgelegt, den Ritterschlag und die Insignien ihrer Würde erhalten haben; 3) Ehrenritter, die zur Leistung der zu Erreichung der Ordenszwecke nöthigen Beiträge mit dem Orden in Verbindung stehen, aber das Ordensgelübde nicht abgelegt haben. Das einzige weibliche Mitglied des Ordens ist die Gemahlin des Herrenmeisters. Das Ordenszeichen besteht in einem goldenen, achtspitzigen, weiß emaillirten, in den vier Winkeln mit dem preußischen schwarzen Adler gezierten Kreuz, das auf der Krone an einem schwarzen Bande um den Hals getragen wird. Die linke Brust des Johanniter-Ritters schmückt das einfache weiße Ordenskreuz. Die Ordenskleidung ist eine scharlachrothe Uniform mit weißem Kragen und weißen Aufschlägen, goldenen Litzen und gelben Knöpfen, weißen Beinkleidern und goldenen Epauletten mit dem Ordenskreuz.

Gegenwärtig ist der Johanniterorden wieder über ganz Deutschland und namentlich Preußen verzweigt. Die großen Verdienste, die er sich im schleswig-holsteinischen Feldzug und im letzten Kriege um die leidende Menschheit erworben, haben ihm neues Ansehen und neue Ehren eingebracht, und ist es besonders der Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, Kommendator und Kanzler der Ballei Brandenburg, der ihm mit einem hochherzigen Beispiel helfender Menschenliebe vorangegangen ist.

Sofort bei Ausbruch des schleswig'schen Krieges begab er sich mit mehreren Johanniter-Rittern freiwillig nach dem Kriegsschauplatz, errichtete dort ein Johanniter-Lazareth mit einem wohlgeordneten Lazarethdienst, der nicht nur darin bestand, mit Aufopferung den Verwundeten auf dem Krankenbett Hülfe und Pflege angedeihen zu lassen, sondern dieselben auch mit Lebensgefahr aus dem Gefecht in Sicherheit zu bringen. Dieser humane Felddienst der Johanniter unter ihrem Anführer wiegt die größte blutige Heldenthat auf.

Als sich im Frühling dieses Jahres die Kriegswolken drohend am deutschen Himmel zusammenzogen, erließ Prinz Karl einen Aufruf an die Johanniter-Ritter, in den Lazarethen Dienste zu leisten oder bei der Armee selber die Pflichten christlicher Barmherzigkeit zu üben. Graf Stolberg wurde zum königlichen Kommissär und Militär-Inspektor für die freiwillige Krankenpflege bei der Armee im Felde ernannt. Dieser ehrenvollen Stellung suchte der Graf in ebenso unermüdlicher und umsichtiger, wie aufopferungsvoller und edelmüthiger Weise gerecht zu werden. Weit über hundert Johanniter-Ritter hatten sich zu dem persönlichen Dienste im Felde gemeldet, während die übrigen sich mit Lazaretheinrichtungen beschäftigten oder durch Geldspenden und Sammlungen die Verpflegung der Kranken und Verwundeten zu ermöglichen und zu fördern suchten. Herrschaftliche Wohnungen in der Nähe des Kriegsschauplatzes, eine Menge Betten wurden zu Gebot gestellt; Weißzeug, Verbandzeug, Charpie, Lebensmittel u. s. w. wurde in Masse geliefert und auch Gelder flossen reichlich. Im Felde waren förmliche Johanniter-Krankenwagen errichtet, und die Ritter wetteiferten hier in der Rettung der Verwundeten aus dem mörderischen Gedränge, in der Darreichung von Trank und Labung und traten für alle Diejenigen, denen der Krieg blutige Wunden geschlagen hatte, helfend ein.

Derjenige, der diesem Liebesdienst in dem letzten Feldzuge wieder unermüdlich vorstand, Eberhard Graf zu Stolberg-Wernigerode, ist am 11. März 1810 zu Peterswaldau bei Reichenbach in Schlesien geboren, diente in der preußischen Armee, der er noch als Oberst à la suite des zwölften Landwehrregiments angehört und vermählte sich 1862 mit der Prinzessin Marie von Reuß. Er residirt auf Schloß Kreppelhof bei Landshut in Schlesien. Seit mehreren Jahren ist er Präsident des preußischen Herrenhauses, in welchem er wegen seiner Hochtory-Gesinnung in großem Ansehen steht.

Ein deutsches Kriegslied.

Reiters Morgengesang.

Von

Wilhelm Hauff.

(Bild S. 29.)

Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muss ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
War der Lust ein End gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust Du stolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all'!

Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braber Reitersmann.

*

Morgenroth, Morgenroth! Dieß schöne Lied Hauff's, das man im letzten Kriege wieder von so manchem frischen Reitertrupp singen hörte, verdankt, wie ein Studiengenosse des Dichters erzählt, seine Entstehung einer eigenthümlichen Anregung, die uns einen interessanten Blick in das dichterische Schaffen werfen läßt. Es war im Jahr 1824. Wilhelm Hauff wohnte bei seiner Mutter in der damaligen Haaggasse zu Tübingen. Da wurde er eines Morgens in dunkler Frühe von nahem Gesang geweckt; es waren lang-

gezogene, eigenthümlich ergreifende Akkorde; er öffnete das Fenster um zu lauschen; sie kamen aus der unter ihm befindlichen Waschküche, wo die Mägde des Hauses ihre frühe Arbeit mit einem gemeinsamen Lied begleiteten. Den Worten selbst war nicht zu folgen, aber der wehmüthige Ernst der volksthümlichen Melodie zusammen mit der tiefen Stille ringsum wirkte mächtig auf die jugendliche Phantasie des Hörers: im Angesicht der Morgenröthe, welche eben den Himmel zu färben begann, setzte er sich nieder und brachte bald den erfreuten Freunden das gelungene Lied, das ihm die musenfreundliche Aurora in's Herz gegeben.

Man sieht aus dieser Erzählung — und deßhalb eben ist sie uns so lieb — daß das Hauff'sche Lied ein Gelegenheitsgedicht im schönsten Sinn des bekannten Goethe'schen Wortes ist. Der ganze Charakter des Liedes, die Situation, der Stimmungston, die volksthümliche Haltung, die innere Einheit mit der Melodie, das Alles ist mit dieser Entstehung gegeben, und wenn es im Lichtenstein in der Art eingeführt wird, daß Dieterich von Krafft, im Begriff, seinem ritterlichen Gast den Morgenbesuch zu machen, vor der Thüre stehen bleibt und dem Gesange lauscht, mit welchem Georg die Reinigung seiner Waffenstücke begleitet, so schwebte dem Dichter vielleicht eine Erinnerung an sein eigenes Bekanntwerden mit der alten Volksweise vor. Uebrigens mochten die Freunde wohl erfreut sein; ihr jugendlicher Genosse, den sie bisher nur die Feste des Burschenthums mit begeisterten Versen verherrlichen und den gewöhnlichen Gefühlen einer tüchtigen Jünglingsbrust Ausdruck geben sahen, stand auf einmal als vollbürtiger Dichter vor ihnen da; denn wer mit so schlichten Worten so mächtig zu ergreifen versteht, der ist ein Dichter und bleibt es, wenn er auch nur das eine Lied geschrieben hätte. In der That zeigt sich die plastische Kraft der Hauff'schen Phantasie in keinem seiner späteren Gedichte so, wie in diesem, während sie in seinen Prosadichtungen oft genug — wir erinnern nur an die Gestalten der Landsknechte oder an die köstlichen Figuren des bremer Rathskellers — in einer Weise hervortritt, welche von einer reiferen Ausgestaltung dieses frühentwickelten Talents noch Schöneres hätte erwarten lassen. Es ist, als ob die Ahnung des Innern, daß ihm selbst das Morgenroth zum frühen Tode leuchten werde, die ganze Kraft seiner dichterischen Seele in dieses Lied gelegt hätte.

Der Erfolg des Gedichts scheint Hauff eine gewisse Vorliebe für die Soldatenlieder gegeben zu haben. Dasselbe Jahr 1824 bringt neben anderen in diese Gattung gehörigen Stücke auch das wohlbekannte: „Steh' ich in finstrer Mitternacht", das in mehr gefühlsmäßig gefärbter Sprache gleichfalls einer tief begründeten Seelenstimmung ihren reinen und vollen Ausdruck gibt und fast so sehr wie jenes zum Eigenthum des Volks geworden ist. Es drängt sich dabei von selbst die Bemerkung auf, wie sehr viel diese beiden Lieder, die sich hierin dem Uhland'schen guten Kameraden an die Seite stellen dürfen, für eine idealere Auffassung des Kriegshandwerks unter dem Volk und dem Soldatenstand selbst gethan.

Ein patriotisches Unternehmen.

Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Von

H. A. Sutor.

(Bild S. 28.)

Freilich hat die Zeit der Kongresse und Versammlungen bisweilen Mancherlei als eine allgemeine nationale Angelegenheit hinzustellen gesucht, was solche Bezeichnung nicht verdient; selbst bei bestimmten einzelnen Unternehmungen ist an unser Nationalgefühl appellirt worden, obwohl sie nichts mit den großen Aufgaben unseres Volkes zu schaffen haben. Solchen Erscheinungen steht die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger als ein wahrhaft patriotisches, als ein durchaus nationales Unternehmen gegenüber, deren Beginnen mehr und mehr in allen deutschen Landen wahrhaft populär werden möge.

Den Wirkungskreis der Gesellschaft ergibt schon ihr Name; sie will an den deutschen Küsten alle Anstalten errichten, um den Schiffbrüchigen zu Hülfe kommen zu können; sie will der Bevölkerung am Gestade der deutschen Meere solche Boote geben, mit denen sie in Sturm und Brandung sich hinauswagen kann, um Menschenleben zu retten, ohne das eigene unnütz auf's Spiel zu setzen; sie will an geeigneten Punkten Geschosse stationiren, welche weit über die Brandung hinaus Leinen zu werfen vermögen und so zwischen dem gestrandeten Schiffe und dem Lande die vielleicht sonst ganz unmögliche Verbindung zu schaffen; sie will, wo es noch nöthig ist, zu energischer Betreibung des Rettungsdienstes anfeuern und die für denselben nothwendigen Organisationen herbeiführen.

Es ist ein sehr häufiger Irrthum, daß die meisten Seeunfälle und Schiffbrüche besonders auf freier See sich ereignen; wer nie „mit eherner Brust" auf die Wogen des Meeres sich hinauswagte, glaubt oft, daß ein gewisses Gefühl der Beruhigung und Sicherheit sich rege, so lange noch der Anblick der menschenbewohnten Küste den Augen sich biete; er meint, daß dagegen ein Gefühl des Verlassenseins erwachen müsse auf weiter einsamer Flut. Allein das Schiff, für das Wasser bestimmt, wird vom Lande gefährdet; ihm ist dieses der ärgste Feind. Da läuft das Gestade oft weit in's Meer hinein; unfahrbare Watten dehnen sich aus; die Wogen bedecken oft die Reste weggespülter Inseln; da gibt es Sandbänke und Riffe, und überfällt das Fahrzeug ein landwärts stehender Sturm, so hat es nicht Wasserraum genug, ihm mit den kleinen Sturmsegeln sich hinzugeben, und wird leicht, wrack geschlagen, mit Ladung und Mannschaft ein Opfer der Elemente.

Diese Gefahren, welche an der Küste dem Seefahrer drohen, sind in den beiden deutschen Meeren, durch die sich unsere Handelsmarine, die drittgrößte der Welt, zu bewegen hat, nicht unerheblich. Ein bedeutender Theil unserer Ostseeküste wird von langen Zügen verdeckter Riffe begleitet; die Gefährlichkeit der mehr und mehr in die See sinkenden nord- und ostfriesischen Inseln ist weltbekannt; die Zugänge zu unseren Hauptströmen sind durch Untiefen und Platten verengt. Da gibt es nun freilich Feuerschiffe und Leuchtthürme in nicht geringer Zahl, Tonnen und Bojen, Wahrzeichen und Baken an den verschiedensten Orten, sämmtlich geschaffen, um dem Unglücke vorzubeugen, dem Seefahrer genau den Weg zu zeigen, den er nehmen muß. Aber wie, wenn er auf diesem Wege sich nicht zu halten vermag, wenn das Unglück doch eintritt?

Die Regierungen haben Manches versucht, abzuhelfen: aber eben nicht das Rechte. 1824 bildete sich in England die Nationalgesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger; alsdann folgte 1839 die Gründung des Unterstützungsvereins für schiffbrüchige Fischer und Seeleute, und als der Herzog von Northumberland 1851 das Präsidium der ersteren Gesellschaft übernahm, gestaltete sie sich zur großen „Nationalgesellschaft für die Rettungsboote", welche jetzt, getragen von den Sympathieen des ganzen Volkes, 162 Fahrzeuge an den Küsten stationirt und allein im letzten Jahre 714 Menschenleben den Wogen entrissen hat. Aehnliche Institutionen bildeten sich 1824 in Amsterdam und Rotterdam, und ihr Wirken war ebenfalls von Erfolg gekrönt, indem das Volk bereitwillig ihnen sich zuwandte und die Stationen Tüchtiges leisteten. Auch in Frankreich betrat man nach langen Verhandlungen im vorigen Jahre den Weg freier Vereinigung; am 15. November v. J. wurde zu Paris die französische Centralgesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, die seitdem in rascher, glücklicher Entwickelung begriffen ist, förmlichst konstituirt. Ueberall, wo die freie Thätigkeit des Volkes dem Seerettungswesen sich hingegeben hat, erreichte dasselbe bedeutende Erfolge zum Segen der Schifffahrt, aber auch jedesmal zur Ehre der Nation, welche es als eine ihr obliegende heilige Pflicht betrachtet, daß am Gestade ihres Landes Alles geschehe, was Menschenhand vermag, um Menschenleben im Kampfe mit dem Meere zu erhalten.

Dem Beispiele Englands und Hollands sind wir Deutschen erst spät gefolgt; freilich war es schon im November 1860, als ein trauriger Schiffbruch vor der Insel Borkum zuerst die Blicke Einzelner auf das deutsche Seerettungswesen richtete; damals traten in dem kleinen Weserhafenorte Vegesak patriotische Männer zusammen und suchten, auf das Beispiel anderer Nationen hinweisend, durch einen Aufruf an das deutsche Volk das Bewußtsein zu wecken, daß die Errichtung von Rettungsanstalten an der Meeresküste eine nationale Ehrenpflicht sei. Leider glückte der erste Versuch nicht ganz; er führte nur dazu, daß nach einander in Emden, Hamburg

und Bremen Einzelvereine sich bildeten, die, so weit ihre Mittel und ihre Kreise reichten, dem Rettungswerke sich hingaben. Es fehlte aber im deutschen Binnenlande fast alle Theilnahme für ihr Beginnen, und doch richtete das deutsche Volk mehr und mehr seine Blicke nach dem Meere; doch war es sich nach und nach seiner Aufgaben auf dem Meere bewußt und konnte daher sicher auch leicht von den Pflichten überzeugt werden, die es an seinen weiten Seegrenzen zu erfüllen habe.

Aber wenn auch 1860 der von der Weser erschallende Ruf nicht weit genug drang, so wurde er dort doch nicht vergessen; im vorigen Jahre berief der bremische Rettungsverein etwa hundert Patrioten, denen die Ehre Deutschlands zur See am Herzen lag, aus den verschiedensten Gegenden des Vaterlandes nach Kiel zusammen. Schnell einigte man sich dort darüber, daß die Errichtung tüchtiger Rettungsanstalten längs der ganzen deutschen Küste, von der holländischen bis zur russischen Grenze, als ein vaterländisches Unternehmen zu betrachten und daß sofort eine Organisation zu schaffen sei, mit der das deutsche Rettungswesen in diesem Sinne in's Werk gesetzt werden könnte. Demgemäß erging unterm 18. Juni 1865 von der Weser ein neuer Aufruf an das deutsche Volk, und dieser, erlassen vom provisorischen Vorstande der neuen zu Kiel gestifteten deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, fand, wohin er drang, die wärmste Aufnahme, allüberall zeigte sich rege Betheiligung, und als im Januar dieses Jahres zum ersten Mal der Gesellschaftsausschuß zur Budgetberathung und Feststellung, sowie zur Wahl des ersten Vorortes sich versammelte, waren außer den schon älteren Vereinen bereits elf Bezirksvereine der neuen Gesellschaft vertreten, darunter drei binnenländische (Elberfeld, Altenburg und Nienburg); damals besaß die Gesellschaft schon sieben Stationen an der Ostsee und Nordsee. Am Jahrestage ihrer Stiftung, am 29. Mai d. J., zählte sie bereits 9184 Mitglieder; sie gliederte dreizehn Küstenbezirksvereine und sieben Vereine im Binnenlande, denen sich im letzteren noch achtundfünfzig Vertreterschaften anschlossen; sie arbeitete rüstig an der Einrichtung von vierzehn neuen Stationen, zu denen im Laufe dieses Jahres noch sechs andere hinzugekommen sind, obwohl auch das Unternehmen der deutschen Gesellschaft die augenblicklichen Einwirkungen des Krieges und der Kriegsfolgen spürt.

Ehemals, so geht das Gerede, betete man an den deutschen Küsten: Gott, segne den Strand! Jetzt ist der Ruf erschollen: Gott, schütze das Rettungswerk! Der deutsche Rettungsverein ist eifrigst bestrebt, an allen Punkten, von denen Hülfe in die Küstengewässer hinaus gebracht werden kann, tüchtige Rettungswerkzeuge aufzustellen und für dieselben eine gewandte, stets bereite Mannschaft zu gewinnen. Die für jede Rettungsthat bedungenen Vergütungen und die Ehrengelder für jedes gerettete Menschenleben werden schon, ganz abgesehen von den außerordentlichen Belohnungen, den Eifer unserer muthigen, seegewohnten Küstenbevölkerung stets rege erhalten. Weiß diese, daß sie an ihrem Posten steht im Namen des ganzen Volkes, welches ihrer Kraft und ihrer Unerschrockenheit vertraut, so wird sie leisten, was Menschenmacht nur kann; und damit sie in den Sturm hinein und über die Brandung hinaus ihre helfende Hand ausstrecken könne, stellt ihr die Gesellschaft die tüchtigsten Geräthe. Oft ist es ganz unmöglich, ein strandendes Schiff vom Lande aus auf dem Wasser zu erreichen; oft hilft kein Rudern und Segeln, da das Meer zu furchtbar aufgeregt ist, oder Riffe und Platten jeden Wasserweg verschließen. Dann wird durch eigene Geschosse, die im preußischen Feuerwerks-Laboratorium zu Spandau für die Gesellschaft hergestellt sind, über das gefährdete Schiff eine Leine geschleudert, so daß Taue und Rettungskörbe an Bord gezogen werden können, mittelst deren die Mannschaft durch die Luft oder durch das Wasser an den Strand kommt. In den meisten Fällen ist es aber ein besonders gearbeitetes Boot, mit dem der Rettungsdienst versehen wird: ein starkes Brandungsboot, das selbst dann noch seetüchtig ist, wenn jedes andere Fahrzeug von Sturm und Woge zertrümmert, umgeworfen oder verschlagen werden würde. Die meisten Boote, welche die deutsche Gesellschaft jetzt an der Nordsee und Ostsee stationirt hat, sind von Eisen und zeigen eine Verbindung des amerikanischen und des englischen Konstruktionssystems. Die kannelirten Eisenplatten bieten die größte Widerstandskraft gegen jede von der Seite auf sie einstürmende Gewalt; der scharfe Bau ermöglicht das Durchschneiden der Wogen; ein Doppeldeck mit offenen Abflußröhren verhindert es, daß das Boot vollschlägt, indem alles hineinkommende Wasser sofort wieder abläuft; große Luftkasten am Vorder- und am Hintertheil, wie außenbords und im Innern an den Seiten geben dem Fahrzeuge eine große Schwimmkraft, so daß an ein Umschlagen kaum zu denken ist. Dazu kommt bei anderen schwereren Booten der Gesellschaft die Eigenschaft, daß sie, umgeschlagen, in Folge ihres Kielgewichts und ihrer Luftkasten von selbst sich wieder aufrichten.

Bei der Konstruktion der Rettungsboote handelt es sich indessen nicht bloß um ihre Handlichkeit im Wasser, sie müssen auch auf dem Lande handlich sein; denn sie sind oft weit über den Strand zu fahren, um an die Gefahrstelle oder den Platz zu gelangen, von wo aus allein in See zu kommen ist. Auf eigenen Wagen ruhend, sind sie daher über den Kleiboden der Seedeiche wie über den Flugsand der Dünen hinwegzuschaffen und dürfen deßhalb bei aller Festigkeit kein allzu großes Gewicht haben. Unsere Küsten sind nur schwach bevölkert, so daß oft mühsam die für den Rettungsdienst einzuschreibende Mannschaft zusammengesucht werden muß; dazu kommt, daß auf unsern öden Inseln nur wenig Pferde zu finden sind, die zu jenem Transport gebraucht werden können.

Ist der Platz erreicht, wo das Boot zu Wasser gelassen werden soll, so wird der Transportkarren so weit wie möglich in die Wogen gefahren; ein Pflock wird herausgezogen, der die Vorderräder frei läßt, so daß der Wagen nach der Wasserseite zu sich senkt; langsam geben mittelst einer Winde die Taue nach, die das Boot halten. Die Mannschaft schwingt sich hinein und ergreift die Ruder; auf einen Wink des Bootsmanns wird der Kolben ausgehakt, durch den die Taue noch an das Boot befestigt sind; dieses schwimmt frei, für einen Augenblick scheinbar ein Spiel der Wogen; dann aber sofort mit kräftigen Schlägen durch die Brandung geführt bis zu dem Wrack, wo es der Todesangst und dem Elende ein glückliches Ende bereiten soll.

Wenige sehen die Thaten, die an einsamer Stelle von den Rettungsbooten vollbracht werden, mit eigenen Augen; aber von jeder Rettungsfahrt, die dort stattfindet, möge es heißen können, sie geschehe im Namen des ganzen deutschen Volkes.

Schon zählt die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger auch in dem, dem Meere fernliegenden Süden manche Mitglieder. Möchte doch in allen deutschen Landen die Zahl der Mitglieder (Jahresbeitrag 1/2 Thlr. preuß. Cour. = 52 1/2 kr. rhein. = 75 kr. österr.) noch erheblich wachsen. Ein schöner Anfang ist gemacht, aber doch eben nur ein Anfang. Noch viele Stationen sind zu errichten, die jährliche Unterhaltung, die Löhnung und Prämirung erfordert Geld, viel Geld. Aber wir zweifeln nicht, daß das glücklich Begonnene glücklich fortgeführt werden wird. Unser Volk kann ja zeigen, daß es in Wirklichkeit den Namen eines Seevolkes verdient, wenn es den Ruf beherzigt: Gedenket eurer Brüder zur See*).

*) Wir sind gerne bereit, Beiträge und Beitrittserklärungen zu diesem patriotischen Unternehmen zu vermitteln. Die Redaktion.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 24:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 2 — G 4	1) K. G 2 — F 3 oder A, B, C.
2) D. B 2 — C 2	2) G 3 — G 2.
3) D. C 2 — D 3 Schach und Matt.	
	A.
1)	1) K. G 2 — H 3.
2) S. G 4 — H 2	2) Beliebig.
3) T. oder D. gibt Matt.	
	B.
1)	1) K. G 2 — H 1.
2) T. B 2 — H 2 † . . .	2) F 3 nimmt H 2.
3) S. G 4 — F 2 Schach und Matt.	
	C.
1)	1) K. G 2 — G 1 oder F 1.
2) T. G 8 — A 8	2) Beliebig.
3) T. gibt Matt.	



„Fort, hinweg aus meinen Augen!“ (S. 34.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von **J. W. Smith.**

(Fortsetzung.)

5. Godfrey's Resignation.

Der Leser, welcher mit der Hauptlokalität dieser Erzählung, St. Bartholomäus, bekannt ist, erfahre denn auch noch, daß das „schwarze Haus“, wie die Wohnung der Stone's allgemein genannt ward, nur noch in einzelnen Theilen bewohnbar war. Dieses Gebäude hatte durch die Macht der Zeit und eine große Feuersbrunst sehr gelitten, und so lange es im Besitz der Stone's war, wurde keine restaurirende oder auch nur erhaltende Hand an dasselbe gelegt. Es knüpften sich an das alte Haus eine Menge ernster und schauerlicher, theilweise allerdings höchst fabulöser Geschichten, welche aber von einem sensiblen Mädchen, wie Ellen, alle auf's Wort geglaubt und von ihrer Großmutter, Mrs. Bolt, immer von Neuem zungenfertig aufgetischt wurden. So erzählte unter Anderem „old Grannie“ eine Geschichte von zwei Mönchen, die mit einander längere Zeit im Geheimen grobe Verbrechen verübt, dann entdeckt einander verrathen und sich in der Wuth hierüber mit Dolchen erstochen hatten. Sie waren dann angeblich an der Mordstelle von ihren Brüdern eingegraben worden. Jakob Stone, der verstorbene Bruder Ellen's, wollte diese Geschichte in einem alten Pergament gelesen haben. Auch noch andere Mönche und die Prioren einiger Generationen sollten in vermauerten Krypten unter dem „schwarzen Hause“ begraben liegen.

Ellen bewohnte mit ihrer Großmutter ein großes Gemach im oberen Stock, welches früher Jakob Stone's Wohnzimmer gewesen, und noch eine Menge Bücher und Papier aus dessen Zeit enthielt. Dieser Vorrath war für Ellen ein wahrer Schatz, und sie stöberte an langen Winterabenden oft darin umher, um sich etwas Lesenswerthes herauszusuchen, worüber sie dann manchmal bis tief in die Nacht saß. Sie las, was ihr in die Hand kam, durcheinander, Novellen und Romane, Märchen und historische Werke, lyrische Gedichte und Epen. Ihr Vater hatte aus Geiz ihr in der Jugend nur den dürftigsten Unterricht in einer Volksschule zu Theil werden lassen, und Mrs. Stone, wo möglich noch geiziger als ihr Gatte, hatte ebenfalls einen besseren Unterricht nicht für nöthig gehalten. Ellen holte nun aus innerem Bedürfnisse nach, was sie in Folge der elterlichen Kargheit in der Jugend hatte versäumen müssen. Die ungeordnete Lektüre freilich verhinderte jede systematische Ausbildung und wirkte oft mehr auf ihre Phantasie als auf ihren Verstand, wozu die Richtung der Großmutter auf's Märchenhafte, Geisterhafte und Schwärmerische Vieles beitrug.

Doch hatte die immerwährende Gesellschaft der Großmutter auch für Ellen große Vorzüge; sie wirkte erwärmend und veredelnd auf deren Herz. Die alte treugemüthliche Dame war ganz der Gegensatz ihrer Tochter Hanna. Abgestoßen durch deren berechnende, immer auf äußeren Gewinn bedachte Kälte, schloß sie ein

inniges Bündniß mit der vereinsamten Enkelin und sagte ihr oft: „Was nützt uns Reichthum, mein Kind, wenn wir dabei nicht von Herzen glücklich sind?“ — „Wir Beide würden mit Wenigem zufrieden sein!“ erwiederte Ellen darauf. — „Und auch Du mit Deinem Godfrey, wenn Mama und Papa nicht unsinnig hoch hinaus mit Dir wollten!“ meinte dann „old Grannie“, das schöne Mädchen in ihre Arme schließend.

An dem Abende, welcher Godfrey's Schicksal dem geizigen Juwelenhändler gegenüber zur Entscheidung brachte, hatte sich Ellen, nach dem Zwiegespräch mit Julia, in gleicher Weise unterhalten. Dann saß sie, als die Großmutter ermüdet ihr Lager aufgesucht hatte, lesend über ein Buch gebeugt. Plötzlich fiel ein Ball durch den geöffneten Fensterflügel. Ellen fuhr mit leisem Aufschrei zusammen; ihre erregte Phantasie glaubte gespenstige Erscheinungen in der Nähe. Als sie jedoch ein Papier um den Ball befestigt sah, löste sie es mit einiger Scheu und fand zu ihrer Ueberraschung einen schmalen Zettel mit Godfrey's Handschrift. Sie heftete mit großer Spannung ihr Auge auf den Inhalt; Godfrey hatte sich seit vier Tagen nicht bei ihr sehen lassen, und das hatte sie beunruhigt. Sie las die Worte: „Mein Herz ist bei Dir, theuerste Ellen! Aber ich darf nicht persönlich mehr zu Dir kommen. All' meine Hoffnungen sind zerstört. Ich soll Dich nicht mehr sehen, bin Dir auf immer entrissen!“

Ellen las diese Zeilen mit Zittern und Erblassen; sie brach in Thränen aus und verbarg den Zettel an ihrem Busen. „Warum darf er mich nicht mehr sehen? Niemand, als er selbst, konnte seine Hoffnung zerstören!“ flüsterte sie mit leisem Schluchzen. Plötzlich erschien ihre Mutter, die sehr selten die oberen Räume betrat, und sagte ihr, der Vater wolle sie noch sprechen. Ellen begab sich in den ersten Stock hinab, während ihre Mutter einige Zeit bei der Schlafenden zurückblieb.

„Mein Kind,“ begann der Alte in ruhigem, ernstem Tone, „ich habe kurz vorher eine Unterredung mit Godfrey gehabt; er wird nicht mehr in dieß Haus kommen, Du wirst ihn nicht mehr sehen und keinen Versuch machen, mit ihm irgendwie in Verkehr zu treten.“ Ellen vermochte nicht zu sprechen, sie war wie vom Blitz gerührt; dann brach sie in einen Strom von Thränen aus. Isaak Stone ward dadurch einigermaßen bewegt, doch war dieß nur vorübergehend. Mit einer gewissen Rauhheit griff er nach ihrer Hand und zog sie dicht neben sich. „Ich habe Dir Manches zu sagen, Ellen. Höre mich an! Ich war in Kent und habe das schöne alte Besitzthum gesehen, das, wie ich hoffe, künftig Deine Heimat sein wird. Es ist ein außerordentlich freundlicher Platz, und Sir Felix hat versprochen, ihn zu einem der glänzendsten zu machen. Du hast niemals so schöne Gärten gesehen, niemals solche Pracht der Vegetation. Die Gewächshäuser, die Bäume, die langgewundenen Gänge durch Alleen und Gebüsche, die kleinen Kioske, Alles ist herrlich. Es ist ein kleines Paradies. Die ganze Außenseite des Wohngebäudes ist mit dem frischesten Epheu dicht überwachsen. Kleine, alte Thürme flankiren das Schloß. Wenn Du durch die Hauptallee ankommst, siehst Du plötzlich das ganze Bauwerk auf einem freien, grünen Platze vor Dir ausgebreitet. Inmitten des Platzes ist eine Fontäne mit einem Delphin. Wenn Du neben dem Delphin stehst, öffnet sich vor Dir ein weites, hohes Thor mit zwei Wachtthürmen darüber, und dichter, üppiger Epheu umwuchert Thürme und Thorpfeiler. Dann zur Rechten sind die modern ausgestatteten Gemächer, alle elegant und großartig möblirt, tapezirt, parketirt. An den Wänden herrliche Gemälde . . . hörst Du mich, Kind? Auf der anderen Seite des Platzes liegt Alles in ehrwürdigen, malerischen Ruinen, mit Epheu romantisch überkleidet. Eulen und Fledermäuse nisten in dem zerbrochenen Gemäuer, bunt schillernde Eidechsen schlüpfen über den Rasen. Das Haus ist allein seine fünftausend Pfund unter Brüdern werth, aber noch weit höheren Werth lege ich auf die Thatsache, daß die Familie des Baronets zu einer der ältesten und berühmtesten gehört. Ich habe die Geschichte seiner Vorfahren ganz speziell erforscht.“ Jetzt rückte der Alte das Licht zurecht, setzte eine Brille auf und öffnete sein Taschenbuch. Laut und nachdrucksvoll las er die gemachten Notizen und fuhr dann in lebhaftem Tone fort: „Sir Felix hat große Ideen und Kenntnisse. Ich hoffe, daß er als Dein Gatte von mancher Extravaganz abkommen wird. Ich sehe, daß er in Geldsachen nicht überlegt, doch er ist noch jung, und ich werde ein Auge auf ihn haben, damit er seinen alten Namen im Glanze erhält. Hast Du das gehört, mein Kind?“

Ellen saß in sich versunken, ihre schönen schwarzen Locken waren über ihr Gesicht herabgefallen. Sie antwortete nicht, sondern ließ ihren Thränen freien Lauf. Der Vater hob sein Taschenbuch näher an das schlechte Talglicht und las weiter: „Datum über einem Thor: 1515 . . . Altes Silberzeug aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert . . . Fenster mit buntem Glas und Gemälden, in Blei gefaßt, altenglisch . . . große Mahagonikoffer voll alter Gewänder und Reliquien, seltsame Siegel, Sonnenuhren, bronzene Becher und Waffen . . Mein liebes, gutes Kind, alle diese werthvollen Dinge werden in Kurzem Dein eigen sein!“ schloß der Vater wichtig. Sie erwiederte nichts, und Stone barg mit einem zornigen Blicke das Taschenbuch wieder in seinem alten Rocke. In seiner herrischen Brust wühlte und wüthete ein Sturm, der seinen Ausbruch suchte. Er beobachtete Ellen mit scharfem Blicke, und als er sah, daß sie gegen alle seine Ueberredungskünste theilnahmlos blieb, fuhr er wild auf: „Du bist eine Undankbare, eine Unwissende, die sich nicht um ihr eigenes, nicht um das Wohl und Wehe ihrer Eltern kümmert!“

Ellen prallte vor diesem Zornausbruche zurück. Sie wußte, ihr Vater war, wie ein echter Orientale, furchtbar, wenn er zürnte. Seine Brust arbeitete mächtig und seine weitgeöffneten Augen sprühten die innere Glut aus. „Für wen habe ich vierzig Jahre geschafft und gescharrt, als für Dich?“ fuhr er grollend fort. „Für wen habe ich selber entbehrt und mich von jeder Art Luxus fern gehalten? Es war der Traum meines Lebens, mein Kind emporzuheben zu hohem Range, und nun, da ich der Verwirklichung dieses Traums nahe bin, wo Du nur die Hand nach Rang und Titel auszustrecken brauchst, hängst Du Dich wie eine Närrin an einen bettelarmen Maler! Wahnsinnige, die Du bist! Fort, hinweg aus meinen Augen! Geh' zu Bett!“ Ellen zog sich entrüstet über diese Behandlung sofort zurück, während der Alte noch lange in seinem Gemache wie wahnsinnig umherrannte.

Als Ellen zur Großmutter kam, fand sie dieselbe noch wach und in ihren Kleidern. Die Mutter hatte sich entfernt. Als die Alte erwachend die Augen geöffnet und vergebens ihren Liebling gesucht, statt dessen aber ihre Tochter Hanna erblickt hatte, war sie unruhig geworden und hatte sich, Hanna fortschickend, wieder angekleidet. Sie fand darin eine höhere Fügung, denn Godfrey hatte sich vom Dachplateau aus bemerklich gemacht. „Bst!“ sagte die Alte geheimnißvoll. „Erschrecke nicht, Herzchen . . . Godfrey ist auf dem Dache. Er will von Dir Abschied nehmen. Geh' hinauf und ich will Dir folgen!“

Ellen schloß dankbar die gute Alte in ihre Arme, dann eilte sie die schmale Stiege zum flachen Dach empor. Der kurze Regen, welcher die Dächer befeuchtet hatte, war vorüber, die Sterne leuchteten hell am Nachthimmel über der gigantischen Paulskirche. Godfrey trat auf die Plattform heraus und zog Ellen an seine Brust. Es war eine stille und schmerzliche Umarmung. Beide Liebende hingen weinend aneinander, keines vermochte die heilige Stille durch Worte zu unterbrechen. Nur ein leises Schluchzen tönte durch die Nachtluft zu den Sternen.

Endlich sprachen Beide und theilten sich die letzten Ereignisse mit, aber Godfrey hatte nicht den Muth, Ellen ein letztes Lebewohl zu sagen. Als er sie verließ, und die gute treue „Grannie“ ihren Liebling wieder in Empfang nahm, wußte Ellen nicht anders, als daß Beide einander treu bleiben und sich wiedersehen würden. Am folgenden Abend, als Ellen sich noch in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer befand und ihre Mutter über Contobüchern arbeitete, klopfte plötzlich Jemand an die Thür; das Mädchen zuckte zusammen, sie wußte, daß Godfrey kam. Langsam und gemessen trat er ein. „Miß Stone,“ begann er mit festem Tone, „ich komme, um Ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Ich verlasse morgen London und England.“

Ellen sank auf ihren Stuhl zurück und reichte mit stummem Zittern ihre Hand hin. Mrs. Stone kam näher und sagte: „Mach's kurz, Ellen! Sage ihm Adieu und gehe dann in Dein Zimmer.“ — „Nein, nein, ich kann nicht! Ich will nicht!“ schrie

Ellen auf. — „Miß Stone — Ellen, entmuthige mich nicht! Es muß sein, ich habe mich der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Der schöne Traum meines Glückes ist vorüber. Wir scheiden für immer Ellen." Das Mädchen weinte laut und sank an seinen Hals. Die strenge Mutter mahnte, die Szene zu beendigen. „Lebe wohl, Ellen!" sagte der Maler. „Sei glücklich, wenn ich fern bin. Ich werde erst nach Jahren zurückkehren, vielleicht nie mehr . . . Wozu auch? Ich könnte Dir sagen: harre meiner, bleibe treu! Ich will all' meine Kräfte anstrengen, um Dir ein würdiges Daheim bereiten zu können; aber ich sage es nicht, ich entbinde Dich Deines Wortes, ich verzichte auf Liebe und Glück. Vergiß mich! Du gehörtest eher Deinen Verwandten als mir; sie werden den Plan, Dich mit einem Andern zu vermählen, wohl überlegt haben. Auf jener Seite winkt Dir Adel und Reichthum, ich habe Dir Nichts zu bieten außer meinem Herzen und meiner Kunst. So lebe denn wohl, ewig wohl!" Er küßte sie auf die Stirn, Ellen sank zurück und in die Arme ihrer Mutter. Godfrey rannte aus dem Zimmer mit zusammengepreßten Lippen und verstörtem wilden Blicke.

6. Ehepakten.

An dem Tage, welcher zwischen Isaak Stone und dem Solicitor des Baronets zur Festsetzung des Ehevertrags bestimmt worden war, ließ der Advokat seinen Klienten nicht aus den Augen, damit er nicht entschlüpfe und zu seiner Annabel eile. Es war ein deutliches Zeichen von Sir Felix's Stimmung. Endlich war die in der Einladung genannte Stunde gekommen und Beide begaben sich nach dem „schwarzen Hause", wo Stone's Frau sie empfing. Mrs. Stone hatte sich heute sorgfältiger als gewöhnlich gekleidet, trug eine neue weiße Haube und am Busen eine kostbare Diamantenbroche, an den Fingern mehrere funkelnde Diamantringe. Sir Felix konnte in ihr kaum die abstoßende, schlecht gekleidete Frau wieder erkennen, als welche er sie vordem gesehen hatte. Das selbstzufriedene Lächeln, womit sie ihn begrüßte, kam ihm vor wie das Aufleuchten eines Blitzes in düsterer Nacht.

Mrs. Stone führte beide Männer in das beste Empfangszimmer, wo Isaak Stone, mit der Brille auf der Nase, an einem großen Tische einem Schreiber gegenüber saß. Er erhob sich bei ihrem Eintreten und wendete sich gegen Sir Felix, dem er in kordialer Weise die Hand geschüttelt haben würde, wenn dieser nicht seiner Absicht ausgewichen wäre. Sir Felix benahm sich mit hocharistokratischer Kälte, was den Diamantenhändler denn doch nicht wenig verletzte. Er dachte an Godfrey und ließ sich verstimmt wieder an dem Tische nieder. Der Advokat mußte Sir Felix durch einige zugeflüsterte, energische Worte an das Geschäft erinnern, wegen dessen sie gekommen. „Bitte, wo ist Miß Stone?" fragte Felix. — „Rufe sie, Hanna!" sagte der Kaufmann kurz und rasch. — Sir Felix hegte die stille Hoffnung, daß noch in diesem Augenblicke ihn Ellen zurückweisen würde. Inzwischen verhielt er sich vollständig passiv, lehnte sich gegen den alten wurmstichigen Schreibsekretär, in welchem Mrs. Stone ihre Rechnungsbücher verwahrte, und betrachtete mit einem unbehaglichen Gefühl die Einrichtung des Zimmers, die mit Fliegenschmutz behafteten Drappvorhänge der kleinen, vergitterten Fenster, die abgescheuerten, uralten, theilweise von Würmern durchlöcherten Möbeln. — „Nun, Sir Felix?" begann endlich der Kaufmann ärgerlich. — „Ich bin bereit," erwiederte dieser. — „Hier ist," fuhr Mr. Stone fort, „ein flüchtiger Entwurf Dessen, zu was ich mich zu verpflichten gedenke, wenn dieß Ihren Wünschen entspricht." — Sir Felix nahm das Papier und blickte darauf, erst gleichgültig, dann aufmerksamer und endlich mit großer Ueberraschung. „Sie übernehmen alle meine Schulden, Mr. Stone?" — „Alle." — „Und werfen 70,000 Pfund als Brautschatz aus! Das ist eine große Summe, mehr als ich erwartete." — Stone lächelte selbstbewußt in seinen weißen Bart. „Mein Haus kann es entbehren, Sir Felix," entgegnete er mit einiger Ostentation. „Es wird noch genug übrig bleiben für mich und meine Frau!" — „Auf mein Wort, ich bin überrascht! Ich wundere mich, daß Sie bei solchem Vermögen in so ärmlicher Weise leben." — „Ich und meine Frau wünschen das nicht anders," erwiederte Stone gelassen. — „Aber wenn Ihre Tochter in einen höheren Rang eintritt, wird sie schwerlich damit einverstanden sein, daß ihre Eltern in solcher Verfassung hier bleiben." — „Wir bleiben so wie wir sind, Sir Felix. Mitunter eine kurze Besuchsreise ausgenommen, bleibt für mich und mein Weib Alles beim Alten. Mrs. Stone ist nie, außer in Geschäftsangelegenheiten, über St. Pauls Weichbild hinausgekommen. Wir sind Geschäftsleute und können nicht existiren ohne Geschäft. Jeder Zoll breit dieses Hauses ist mir werth, hier habe ich all' mein Geld gemacht, und hier arbeitete schon mein Vater vor mir. Meine Frau pflegte schon die ‚kluge Hanna' genannt zu werden, ehe ich sie nahm, und sie ist die kluge Hanna geblieben. Wir stimmen völlig mit einander überein." — „Ich sehe aus diesem Schriftstück, Mr. Stone, daß Sie Beide ebenso generös als klug sind." — „O bitte, nur eine Kleinigkeit — nur eine Kleinigkeit!" versetzte der Kaufmann geschmeichelt, indem er seine Hände rieb. Es war für ihn ein erhabener Moment, seine Geldmacht also von einem Aristokraten aus alter Familie anerkannt zu sehen. Auch der Advokat schaute vor Freude schmunzelnd darein.

Doch jetzt that sich die Thür auf, und Ellen trat ein. Sir Felix ging ihr sogleich einige Schritte entgegen, nahm ihre rechte Hand und geleitete sie zu einem Sessel; dann das Schriftstück vor sie legend, sagte er: „Miß Stone, haben Sie die Güte, dieß zu lesen und dann Ihre Willensmeinung auszusprechen." — Während das Mädchen ihre Augen über das Papier schweifen ließ, blieb Sir Felix neben ihr stehen, und alle Anwesenden beobachteten ihren Gleichmuth. Ihr ovales Antlitz, eingerahmt von glänzend schwarzem zurückgestrichenen Haar, war leicht geröthet. Sie trug einen Kamm von Gold mit Diamanten besetzt, den sie von ihrer Mutter für diesen Tag erhalten hatte; ebenso lang herabhängende Berlocken mit blitzenden Diamanten, von alter Fasson. Sir Felix konnte ihren Kopf in einem gegenüberhängenden Spiegel sehen und stellte unwillkürlich Betrachtungen über sie und Annabel an, die für ihn in diesem Augenblicke einen verführerischen Reiz hatten. Er war über ihren Entschluß in großer Spannung. In ihrer ganzen Haltung und im Ausdrucke ihres Gesichts glaubte er indeß eine gewisse gewaltsame Selbstbeherrschung zu erkennen. Als Ellen die Lektüre beendet, reichte sie das Papier ihrem Vater hin. Sir Felix stellte sich ihr gegenüber und fragte zögernd, fast als ob er eine Verneinung wünsche und erwarte: „Nun, Miß Stone, genehmigen Sie den Inhalt dieses Schriftstückes?" Sie wendete sich gegen ihren Vater und schien eine Antwort zu geben, doch waren ihre Worte unverständlich. „Verzeihung, Miß Stone," fuhr Sir Felix fort, „aber es ist nöthig, daß Sie sich laut und verständlich aussprechen." — „Mein Vater ist gegen mich viel zu gut," erwiederte Ellen stammelnd. Dann aber gab ein innerer Impuls ihr plötzlich Energie, sie erhob fest den Kopf und sagte mit klarer, entschlossener Stimme: „Mein Vater und meine Mutter mögen thun, was sie wollen, es handelt sich ja doch nicht um meine Stimme." — In ihrem Tone lag eine Mischung von Zorn und Verzweiflung, die Sir Felix nicht entging. „Ich hoffe," sagte er deßhalb, „daß Sie in dieser Angelegenheit lediglich nach Ihrem freien Willen handeln, Miß Stone." — „Sie thut es!" entgegnete ihre Mutter hart. „Oder wenn sie es nicht thut, ist es ihre eigene Schuld. Wer zwingt Dich, Ellen?" — „O, Niemand!" antwortete das Mädchen in dem früheren, an Bitterkeit streifenden Tone. — „Wenn Du Sir Felix nicht willst, so nimm ihn nicht!" fuhr Mrs. Stone kurz und stolz fort.

Der Advokat nahm seinen Klienten bei Seite. „Sie sind ruinirt, Sir, wenn das Mädchen Sie jetzt zurückweist," flüsterte er ihm in's Ohr. — „Ich fürchte es nicht," erwiederte Felix ebenso, „indeß, bei Lichte besehen ist dieß ein übles Geschäft. Sie liebt einen Anderen. Auch ich hatte eine Andere in's Herz geschlossen. Kann diese Verbindung unter solchen Umständen gute Früchte tragen?" — „Mein lieber Sir Felix, ich begreife Sie nicht! Sind Sie ein Mann von Welt, daß Sie so unbesonnen reden? Wer von uns verheiratheten Männern, frage ich Sie, hat seine erste Liebe zum Altar geführt? Diese Mrs. Stone hier, die zwanzig Jahre jünger als ihr Eheherr — hat sie denn ihre erste Liebe geheirathet? Bah, nur keine Sentimentalitäten!" Alles dieß ward rasch hinter einander und für die Uebrigen unvernehmbar gesprochen. Sir Felix suchte offenbar nach einem guten Vorwande, der Sache zu entschlüpfen, doch es gelang ihm nicht.

Während der Advokat heimlich mit seinem Klienten verhandelte, hatte auch Mr. Stone seine Tochter bei Seite geführt und seine lebhaften Gestikulationen verriethen nur allzu deutlich den Inhalt der Unterredung. „Sprich Deinen Willen aus: Ja, oder Nein!“ sagte er dann laut zu ihr. — „Nein!“ erwiederte Ellen entschieden. — „Da hören Sie es — sie sagt Nein!“ sagte Mrs. Stone. — „Sie sagt Ja!“ versetzte ihr Gatte rauh. „Ich schwöre, sie sagt Ja!“ — „Nein!“ wiederholte Ellen wie vorher. — Mr. Stone versengte sie fast mit seinen Blicken. „Meine Liebe,“ sprach er schneidend, „Du gibst zu diesem Kontrakt Deine Zustimmung!“ — „Ich würde es nicht thun, um Alles in der Welt, wenn Godfrey jetzt neben mir stände,“ entgegnete Ellen heftig. „Aber weil er sich vorgenommen hat, mich zu vergessen, so kümmert mich das Alles wenig mehr. Verheirathet mich oder begrabt mich — führt mich in Sir Felix' Haus, oder legt mich in einen Sarg — gleichviel!“ — „Und dieß ist Deine ganze Erwiederung auf Deines Vaters Güte, der Dir für Deine Vermählung 70,000 Pfund aussetzt?“ sagte der Alte in grimmiger Verzweiflung. — „Ich verlange das Geld nicht, Vater, ich hasse es — es hat Godfrey von hier fortgetrieben.“ — „Er hat es nicht ernst gemeint, sonst wäre er nicht gegangen,“ warf Mrs. Stone schlangenklug ein. — „Wohlan denn, macht mit mir, was ihr wollt! Zu Ende mit der Sache!“ rief Ellen ungeduldig.

„Sir Felix,“ proklamirte Isaak Stone laut, „meine Tochter gibt ihre Zustimmung; indeß weil die Einzelnheiten deß Geschäfts auf sie einen ungewohnten Eindruck machen, so gestatten Sie wohl, daß Ellen sich zurückzieht.“ — „Ganz gewiß!“ erwiederte Felix, trat an das Mädchen heran und geleitete sie höflich bis zur Thür; hier verabschiedete er sich mit einer graziösen Verbeugung, dann kehrte er in die Nähe des Tisches zurück, blickte zerstreut vor sich hin und kaute an seinen Fingernägeln. „Nun, Sir Felix, wollen Sie vielleicht die Güte haben und den Details des Kontrakts Ihre Aufmerksamkeit schenken?“ sagte Stone. — „Bitte, ich überlasse das ganz meinem Advokaten,“ erwiederte Felix kalt. Der Advokat nickte ihm zu und erklärte, daß er Alles mit größter Genauigkeit besorgen werde. „Nur muß ich Sie vorerst um Ihre Unterschrift für dieß Schriftstück bitten.“ Damit reichte er ihm eine Feder und bezeichnete mit der Fingerspitze die Stelle, wo Felix seinen Namen hinsetzen sollte. Dieser unterzeichnete hastig, trat erblassend zurück und verließ unter einer leeren Entschuldigung das Haus. „Nun kann ich mit größter Genugthuung in die Themse laufen!“ murmelte er vor sich hin. — „Ich habe seine Unterschrift, er kann nicht mehr zurück!“ raunte Stone dem Advokaten zu, als dieser bald darauf mit einer wohlgefüllten Börse das schwarze Haus befriedigt verließ.

Ellen ging in ihr Schlafzimmer und schloß sich ein, weigerte sich auch gegen Jedermann, zu öffnen. Ihr Vater erschien mehrere Male an der Thür, horchte, rief und bat, ihm aufzumachen. „Nein, Vater, ich kann nicht, ich fühle mich zu elend!“ erwiederte Ellen von innen. Der Alte lief traurig und ärgerlich im Hause hin und her, kam und bat wieder und wieder. Endlich ging er resultatlos in sein Zimmer und sagte wüthend: „Nun soll die Heirath erst recht vor sich gehen, mag's biegen oder brechen!“

Auch am anderen Tage erschien Ellen weder zum Frühstück noch zum Mittagessen. Nur „old Grannie“ durfte in ihre Nähe kommen. Sie war schweigsam und melancholisch. Als die gute Großmutter sie scherzweise die „künftige Lady“ zu nennen wagte, gerieth das Mädchen in wirklichen Zorn und drohte der guten Alten die Freundschaft aufzusagen, wenn sie noch ein einziges Mal eine solche Anspielung mache. „Nein, Herzchen,“ erwiederte ‚old Grannie‘, „ich will Dich mit keinem Anderen wieder zusammen nennen als mit Deinem geliebten Godfrey!“

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Der Wille macht stark. Der bekannte Ornithologe Amerikas, Audubon, erzählt aus seinem Leben ein Ereigniß, das dieß Sprüchwort bestätigt: Ein unglücklicher Zufall, welcher mir mit zweihundert meiner Originalzeichnungen begegnete, hätte beinahe meinem ornithologischen Forschen ein Ende gesetzt. Ich verließ das in Kentucky am Ohiostrande liegende Dorf Henderson, wo ich einige Jahre gewohnt, um eine Geschäftsreise nach Philadelphia zu machen. Bevor ich abreiste, überzeugte ich mich von dem guten Zustande meiner Zeichnungen, legte sie sorgfältig in eine hölzerne Schachtel und übergab sie einem Verwandten zur Aufbewahrung mit der dringenden Weisung, darauf zu achten, daß sie keinen Schaden nähmen. Meine Abwesenheit dauerte mehrere Monate. Nachdem ich heimgekehrt war und mich mehrere Tage den Freuden der Heimat hingegeben hatte, fragte ich nach meiner Schachtel und ihrem für mich unschätzbaren Inhalte. Die Schachtel wurde gebracht und geöffnet; aber stelle Dir, lieber Leser, meine Bestürzung vor: ein Rattenpaar hatte von ihrem Inhalte Besitz ergriffen und zwischen den zernagten Papierstücken eine junge Familie aufgesäugt. Nahezu hundert Abbildungen von Vögeln waren mit einem Schlag zerstört! Die brennende Hitze, die augenblicklich mein Gehirn durchschoß, war zu groß, um nicht mein ganzes Nervensystem zu erschüttern. Ich schlief mehrere Nächte, und die Tage vergingen mir wie Tage der Vergessenheit, bis ich, da meine alte Thatkraft, Dank meiner kräftigen Natur, wiedergekehrt war, meine Jagdflinte, mein Skizzenbuch und meine Bleistifte zur Hand nahm und so seelenvergnügt in die Welt hinausschritt, als wenn nichts geschehen wäre. Der Gedanke, daß die neuen Zeichnungen besser gelingen möchten als die zerstörten, stimmte mich glücklich, und ehe drei Jahre verflossen waren, hatte ich den erlittenen Schaden wieder ausgeglichen.

*

Aus dem Tagebuch einer Lady. Elisabeth war aus einer der ansehnlichsten Familien Englands; ihre Mutter war in ihrer ersten Ehe die Gemahlin des Herzogs von Bedford. Die nachstehenden Bruchstücke zeigen, wie in jenen Zeiten Töchter aus den edelsten Häusern sich um häusliche Geschäfte anzunehmen pflegten. Montag den 1. April, früh. Ich stand um 4 Uhr auf und half Katharinen die Kühe melken. Rachel die Hausmagd hat sich vergangene Nacht die Hand schrecklich verbrannt, und ich habe ihr ein Pflaster geschmiert. Dem Robin habe ich 2 Pence gegeben, um dafür etwas aus der Apotheke zu holen. Sechs Uhr: Ich fand, daß das Rindfleisch zu sehr ausgekocht war, dem Koch mußte ich einen Verweis geben über seine Nachlässigkeit; auch mußte ich eine neue Tonne Bier anzapfen lassen. Sieben Uhr: Ich begleitete Mylady, meine Mutter, in den Hof; wir gaben das Essen heraus für 25 Personen beiderlei Geschlechts, Roger hat einen tüchtigen Verweis bekommen, weil er verdrießlich war, als ich ihm befahl, die Ueberbleibsel vom Fleisch aufzuheben. Acht Uhr: Ich ging mit Dorothea, meiner Magd nach dem Hofe hinter dem Schloß, lief hinter Tom unserem jungen Klepper her, erhaschte ihn und setzte mich darauf. Ich bin darauf wohl fünf bis sechs Meilen ohne Sattel und Zaum umhergeritten. Elf Uhr: Das Haus des armen Pächters Robinson ist durch Zufall in Brand gerathen. Sogleich ward Anstalt getroffen, den Unglücklichen zu unterstützen. Dieses Falles wegen setzte man sich erst um 1 Uhr zum Mittagessen. Die Gänsepastete war zu stark gekocht, und der Schweinsbraten fast wie eine Kohle.

Rösselsprung.

ge=	ge	ist	mich	mich	noch	al=	test
gen	flie=	den	zei=	dein	du	zu	den=
ich	ge=	könn=	zu	du	gen	möch=	ler=
hen	pfle=	mich	dir	wenn	höch=	und	he=
bin	zu	tur	test	und	wärts	lieb=	te
na=	nütz=	ich	ich	das	dich	stes	rück=
kopf	wärts	a=	dir	stei=	den	hü=	ste
lich	die	dir	vor=	der	was	ge	stre=

Auflösung des Bilderräthsels Seite 12:

Ein hochgestellter Narr ist wie ein Mensch im Ballon, jeder erscheint ihm klein, und jedem erscheint er klein.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 4.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein deutscher Seemann.

Admiral Tegetthoff.

Von **Alexander Ferguffen.**

In dem letzten Kriege waren die Oesterreicher in Italien zu Land und zur See Sieger geblieben, und doch war das Ergebniß ihrer Siege kein anderes, als daß das Objekt, um welches gekämpft wurde, für sie verloren ging. Die Schlacht von Custoza und die Seeschlacht bei Lissa gereichen ihren Waffen gleich sehr zum Ruhme. Wie dort Erzherzog Albrecht, so war es hier Contreadmiral Tegetthoff, dessen umsichtiger und muthvoller Führung der glänzende Sieg der österreichischen Waffen zur See zuzuschreiben ist.

Die österreichische Flotte hatte während des letzten Krieges im Kanal von Fasana, nächst dem Kriegshafen von Pola, Stellung genommen. Am 18. Juli machte die italienische Flotte, aus zweiunddreißig Schiffen bestehend, worunter zwölf große Panzerfregatten und der von den Italienern für unbesiegbar gehaltene „Affondatore" (Widderschiff von Eisen), einen Eroberungs- und Landungsversuch bei Lissa. Es wurde der italienischen Uebermacht der tapferste Widerstand entgegengesetzt. Am 19. nahm die Flotte die Beschießung Lissas wieder auf. Nachdem die österreichische Admiralität den Angriff auf Lissa zuerst für eine Finte, für einen Scheinangriff hielt, mußte sie sich nun überzeugen, daß es blutigen Ernst gelte. Am Vormittag des 20. lief daher die österreichische Flotte unter dem Befehl des Admirals Tegetthoff aus und der italienischen Flotte entgegen. Sie zählte zweiundzwanzig Schiffe, worunter sieben Panzerfregatten. Sofort zog sich die italienische Flotte von Lissa auf hohe See zurück, um den Kampf anzunehmen. Der Angriff der in bedeutender Minderzahl sich befindenden Oesterreicher ließ nicht auf sich warten. Auf dem Panzerschiff „Erzherzog Max" hatte Admiral Tegetthoff seine Flagge aufgehißt und formirte drei Divisionen, an deren Spitze die Panzerschiffe zu manövriren hatten. Das Flaggenschiff der zweiten Division war der „Kaiser", eine hölzerne Fregatte und vom Kommodore Petz befehligt. Der Kampf begann, und gleich zu Anfang desselben fielen die ausgezeichneten Kommandanten und Seemänner, Linienschiffs-Kapitän af Klint, Kommandant der „Novara", und Schiffskapitän Baron Moll, Kommandant der Panzerfregatte „Drache". Der Befehl Tegetthoff's lautete dahin, die feindlichen Schiffe anzurennen und den Versuch zu machen, sie hart zu beschädigen oder in den Grund zu bohren. Der Admiral selber ging mit einem guten Beispiel voran und rannte mit einer solchen Vehemenz in die feindliche



Ein deutscher Seemann. Tegetthoff, k. k. österr. Admiral. Originalzeichnung von Kriehuber.

große Panzerfregatte „Re d'Italia", daß diese sofort mit 600 Mann an Bord untersank. Kaum eine Stunde vorher hatte sich der italienische Admiral Persano auf den „Affondatore" überschiffen lassen. Mit großem Ruhme bedeckte sich unter den österreichischen Schiffen auch der „Kaiser", der die Panzerfregatten der Italiener wiederholt anrannte und sich stets dem dichtesten Kugelregen ausgesetzt sah. Er manövrirte so vorzüglich, daß er nach jedem Anrennen mit Blitzesschnelle wendete und eine Breitseite losdonnerte. Das italienische Schiff „Palestro" fing Feuer und stand bald in hellen Flammen. Es wurde außer Kampf gebracht, flog aber mit entsetzlicher Explosion in die Luft. Selbst der „Affondatore", dieses nach neuestem amerikanischem System konstruirte Kriegsschiff, das für unbesiegbar gehalten wurde, erlitt so schwere Beschädigungen, daß es wenige Tage, nachdem es in einen heimischen Hafen zurückgekehrt war, daselbst versank. Die Geschütze, welche von italienischer Seite in Wirksamkeit waren, warfen bis 300-Pfünder, ja auf dem „Max" wurde ein Geschoß von 600 Pfund Schwere gefunden, das der „Affondatore" dahin gesendet. Die Seeschlacht dauerte etwa anderthalb Stunden, dann zog sich die italienische Flotte außer Schußweite zurück, vollständig kampfunfähig und seeuntüchtig. Weder Lissa noch die österreichische Flotte hatten mehr einen Angriff zu erwarten.

Der Sieger von Lissa ist ein Sohn des Obersten von Tegetthoff, der vor einigen Jahren in Graz verstarb; die betagte Mutter des Seehelden lebt noch daselbst. Der Kaiser von Mexiko, Maximilian, war es zuerst, der als Chef der k. k. österreichischen Marine auf die Vorzüge Tegetthoff's aufmerksam wurde. Er betraute ihn bei jeder Gelegenheit mit den schwierigsten und gefahrvollsten Aufträgen, deren sich Tegetthoff stets auf das Ehrenvollste entledigte.

Nach einer kühnen Expedition an der afrikanischen Küste, die seinen Heldenmuth bewies, und nach einer Seefahrt an den Küsten des mittelländischen Meeres begleitete er den Erzherzog Maximilian auf seiner Reise nach Brasilien. Im Jahr 1864 spielte er in der Seeschlacht von Helgoland eine große Rolle, die seinen Namen sofort in den weitesten Kreisen berühmt machte. Die Seeschlacht bei Lissa hat seinem Ruhme einen neuen Lorbeer beigefügt. Seine heldenmüthige Kaltblütigkeit und raschgefaßte Energie, seine Haltung als Kommandant riß hier die ganze kaiserliche Marine zur Bewunderung hin. Er rauchte ruhig seinen Tschibuk, als die feindlichen Geschosse ihn umsausten. Als ihm ein Freund, der Oberst eines Grenzregiments, zu der Heldenthat von Lissa Glück wünschte, meinte Tegetthoff in seiner Bescheidenheit: „Das ist ja nicht der Rede werth, ich möchte gern Gelegenheit finden, mehr zu thun!"

Der Günstling der Maria.

Von

Dr. H. Lauckhardt.

(Bild S. 40.)

Während den Lebzeiten ihres Gemahls hatte Maria eine große Gewalt in Frankreich ausgeübt. Nach seinem Tode und der Thronbesteigung seines Bruders Karl nahm derselbe natürlich ein Ende. Für einen stolzen Geist, wie den der Maria, war es unerträglich, an einem Orte Kälte und Vernachlässigung zu dulden, wo sie mit Ehrerbietung und Unterthänigkeit behandelt worden war. Sie entfernte sich daher vom französischen Hofe und beschloß, nach ihrem Erbreiche Schottland zurückzukehren. Der Abschied von Frankreich war ein schmerzlicher, und die junge Königin verweilte eine ganze Woche in Calais, ehe sie sich von ihrem Geleite trennte.

Sie war damals noch nicht neunzehn Jahre alt und von bewundernswerther Schönheit; auch beschränkte sich der Ruf ihrer Reize nicht auf Frankreich und Schottland allein, er war ein europäischer. Ihre Zeitgenossen nennen sie eine zehnte Muse und erklären es für unmöglich, Worte für ihre Anmuth und Grazie zu finden.

Sie war groß, schlank und beweglich, ihre Stirne, hoch und gewölbt, drückte Würde, Geist und Kühnheit aus. Das Ohr war klein, die Nase fein und adlerartig, der Teint zart und rosig. Die langen Wimpern dämpften das Feuer der Blicke etwas, doch vermochten sie nicht, ihnen einen sanften Ausdruck zu geben. Die braunen Augen sprühten von Leidenschaft und würden ohne ihre wunderbare Form, die durch den reinen Bogen der feinen Brauen noch erhöht ward, hart gewesen sein. Auf dem reizenden Mund erschien das Lächeln wie ein Sonnenstrahl. Das runde Kinn der jungen Königin neigte sich durch eine fast unbemerkbare Linie zum Doppelkinn. Die aschblonden Haare trug sie häufig ohne allen Schmuck. Das Gesicht war ein längliches Oval; imposant und beweglich wechselten Ernst und Heiterkeit beständig auf demselben, jedoch war ersterer vorherrschend; obgleich voll Grazie, wohnte Entschlossenheit in diesen Zügen.

Den Kopf trug sie weniger mit der konventionellen Noblesse einer Königin, als mit der Majestät einer Göttin, aber einer Göttin, in deren Busen Flammen wohnen.

Sie kannte ihren Zauber und übte ihn. Der Maske bediente sie sich trotz der Mode nur wenig, selbst in Prozessionen ging sie ohne dieselbe, ihre große Palme in der Hand, mit Stolz, den ihr das Bewußtsein gab, daß sie alle Pracht und alle Schönheit verdunkelte.

Zu diesen äußeren Vorzügen kamen eine seltene Bildung, ein lebhafter Geist und das leidenschaftliche Bestreben, Alle zu gewinnen, Alles sich dienstbar zu machen. Nur zu gut gelang es ihr mit einem Blick, einem Lächeln, einem Wort ein ganzes Leben zu verwirren. Ihre Großmuth wie ihre Prachtliebe überschritten weit ihre Mittel. Sie war nicht träge, eher thätig und verfolgte ihre Vergnügungen mit eben so viel Energie, wie ihre Verwandten, die Guise, den Ruhm. Schlau wie diese, würde sie ein Staatsmann geworden sein wie Elisabeth, wenn sie nicht all' ihr Talent aufgebraucht hätte, um ihren Leidenschaften zu fröhnen. Die Liebe war für sie, was der Krieg für die Männer; sie war immer bestrebt, zu siegen, zu unterjochen. — —

Das war die Frau, die in ihrem Wittwenkleide in tiefer Trauer in Calais von einem Lande schied, wo sie volles Glück gekostet hatte und wo sie sich nicht entschließen konnte, als die Zweite zu leben, nachdem sie die Erste gewesen war.

Am 19. August landete sie in Schottland, und obgleich ihre neuen Unterthanen Alles thaten, ihre Freude zu bezeigen, entsetzte Maria der Anblick derselben; ihre Zurückhaltung und die Rauhheit ihrer Sitten waren furchtbare Gegensätze zu dem Enthusiasmus und der Feinheit der Franzosen. Auch das Volk von Edinburg zeigte seine Freude in seiner Weise; fünf- bis sechshundert Bürger dieser Stadt brachten ihr ein Ständchen, indem sie die ganze Nacht unter ihren Fenstern Psalmen sangen und dazu auf schlechten Violinen kratzten. Die arme Königin konnte kein Auge zuthun, nahm aber die Sache wie sie gemeint war und trat mit dem Grauen des Tags auf den Balkon, um ihren Dank auszusprechen.

Schon am ersten Morgen mußte Maria erfahren, welche Gefahren ihr in ihrem neuen Reiche drohten, indem sich das Volk heftig ihrem Wunsche, zur Feier ihrer Ankunft eine Messe lesen zu lassen, widersetzte. Der eifrigste Freund der neuen Lehre und Mariens furchtbarster Feind war ein Prediger, John Knox. Vergebens suchte sie ihn an ihren Hof zu ziehen, vergebens waren ihre Bemühungen, ihn zu gewinnen. Weder die Jugend, noch die Schönheit, noch die Talente der jungen Königin vermochten ihn zu rühren; streng verlangte er ihre Bekehrung, oder daß sie der Krone entsage. Maria war entsetzt über die Kühnheit und Kraft seiner Rede und sagte: „Seine Stimme ist das Brüllen des Löwen, wie schade, daß ein solcher Mann gegen uns und unser Reich ist! Aber er haßt den Papst, die Könige und noch mehr die Königinnen." Nach einer Unterredung mit Knox war Maria immer traurig, sie fühlte mit geheimem Schreck alles Unglück, das dieser Abgott der Menge eines Tages über sie bringen sollte. Nicht glücklicher waren Mariens Bemühungen, die Freundschaft der Königin von England zu gewinnen. Obgleich diese ihre Gesandten höflich aufnahm, so wartete sie doch nur auf eine Gelegenheit, ihrer Nebenbuhlerin zu schaden. Selbst in ihrem natürlichen Bruder, dem Grafen von Murray, den sie zu ihrem ersten Minister machte und den sie mit Ehren und Gütern überhäufte, hatte die junge Königin keinen aufrichtigen Freund. Auch fühlte sie sich einsam, gelangweilt und angegriffen durch die Staatsgeschäfte und religiösen Streitigkeiten, sie suchte Zerstreuung und umgab sich mit Musikern; besonders bemüht war sie, einen fremden Musiker, der vor ihr gesungen

hatte, an ihrem Hofe festzuhalten. Er hieß David Riccio und war aus Turin, der Sohn eines Kapellmeisters, der ihn in seiner Kunst unterrichtet hatte. Riccio war im Gefolge des Marquis de Morette, Gesandten von Savoyen, nach Schottland gekommen, und auf die Bitte der Königin überließ der Marquis dieser seinen Diener. Riccio gelang es bald, Einfluß auf Maria zu gewinnen; sein Verdienst war, daß er Verständniß für ihre Seelenstimmung hatte, und sein Geheimniß, daß er sie amüsirte.

Er war ein Mann von achtundzwanzig Jahren; sein Gesicht, ohne schön zu sein, war ausdrucksvoll. Seine Haare waren kastanienbraun, sein Teint dunkel, die Nase kühn und groß, seine Zähne wunderschön; lebhafte, durchdringende Augen unter buschigen Brauen gaben seinen männlichen Zügen einen Ausdruck von Entschlossenheit, die seiner Seele fehlte. Sein Auftreten war freundlich und listig. Sein Blick war der des Adlers oder des Künstlers; sein Lachen das des Diplomaten; sein unerschöflicher Geist war um so verführerischer, als er in seiner Beweglichkeit in allen Farben der Phantasie strahlte. Ein heißer Strahl der Sonne Italiens belebte ein Gesicht, das nachdenklich wie das eines Schotten oder Engländers war. Es war die Glut des Südens mit der Ruhe und Klugheit des Nordens verbunden. Ein Mangel an Riccio war, daß er den Kopf nicht wie ein Edelmann trug, und daß er sich vor Verachtung oder Beleidigung beugte. Niemals vermochte er durch die Kraft seines Willens die Schwäche seiner Natur zu überwinden. Es fehlte ihm nichts als der Muth; diesen besaß er nur scheinbar. Sein Aussehen war das eines Helden. Sonst hatte er alle Talente; er war fein, einschmeichelnd, geschickt, geboren zur Intrigue, und wäre eben so fähig gewesen, ein Reich zu regieren, wie eine Frau zu bezaubern, wenn er so viel Festigkeit als Intelligenz gehabt hätte. Er stieg sehr schnell durch das Bezaubernde seiner Stimme und seiner trefflichen Manieren. Vom Lautenspieler wurde er Sekretär der französischen Korrespondenz und erster Minister. Es war eine Laune der Königin, die durch diese Bestimmung alle Großen des Reiches furchtbar aufbrachte; denn sonderbarerweise war selbst die Macht und das Ansehen ihres natürlichen Bruders bald geschwächt, ja fast vernichtet durch die geschickten Bewegungen und die krummen Wege des Emporkömmlings.

Riccio wurde gewarnt, die Großen nicht zu reizen; aber begünstigt durch Maria, änderte er nichts in seinem Benehmen. „Ich habe diesen Abend bei der Königin eine große Versuchung bestanden," sagte einst Lindsey zu Knox. — „Welche?" fragte der Reformator. — „Diesen italienischen Knecht zum Fenster hinauszuwerfen, der sich erlaubt, sich vor den großen Lords zu setzen, statt ihnen den Steigbügel zu halten."

Unterdessen zog die Schönheit der Maria Stuart die Blicke von ganz Europa auf sie, und viele Fürsten begehrten ihre Hand, während diese der Jugend, der Schmeichelei, dem Herrschen, den Leidenschaften, der Musik und der Poesie lebte und sich weder von der Politik noch vom Ehrgeiz in der Wahl ihres Gatten bestimmen, sondern nur allein durch die Liebe leiten lassen wollte; auch wählte sie keinen ihrer fürstlichen Freier, sondern Lord Henry Darnley, ihren Verwandten, den Sohn eines verbannten schottischen Edelmanns, den sie amnestirt hatte. Hier zeigte sich zuerst die Feindschaft Elisabeth's, die heimlich diese Wahl unterstützte, weil sie wußte, daß Maria ihren Gemahl bald müde werden würde. Er war der frivolste junge Hofmann, mit Perlen in den Ohren und Ketten um den Hals. Er tanzte gut, sang wundervoll und hatte die Gabe, den Frauen zu gefallen, während ihn alle Männer verachteten. Trotz des Widerstandes ihrer Großen, die gegen diese Verbindung waren, weil Darnley katholisch war, heirathete ihn Maria und es war besonders Riccio, der diese Heirath begünstigte; er trat in ein enges Freundschaftsverhältniß mit dem jungen Fürsten und beherrschte diesen vollständig. Von jetzt an lebte die junge Königin nur ihrer neuen Liebe, und ihr eifrigstes Streben ging dahin, ihre Religion zur herrschenden zu machen, ja sie war kühn genug zu hoffen, daß sich ihr auch England unterwerfen könne, und so unklug, dieß auszusprechen.

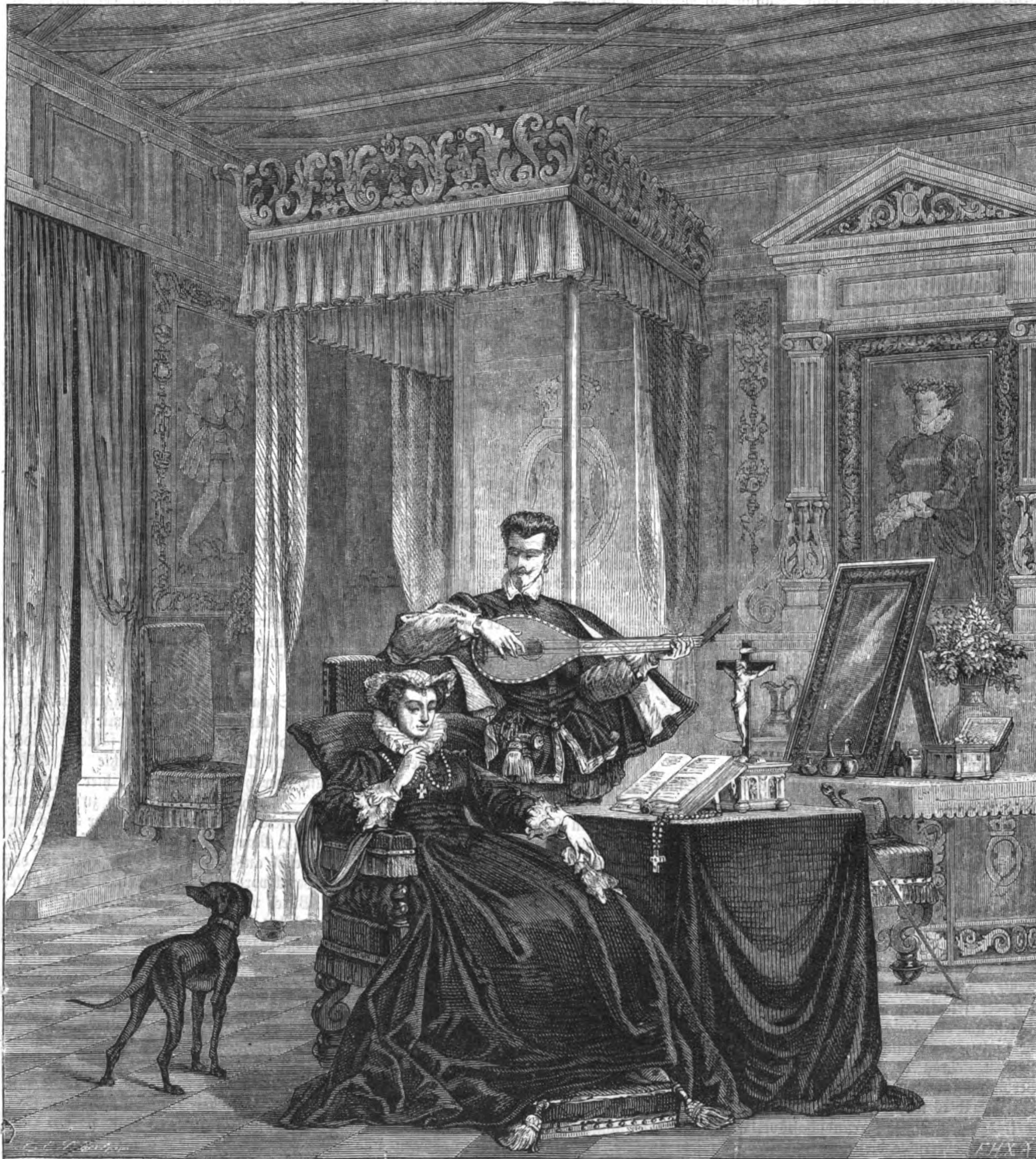
Wie die Königin von England vorausgesehen hatte, wurde Maria Darnley bald müde. Sobald sie ihn kannte, liebte sie ihn nicht mehr, ja sie verachtete ihn sogar, da er sich und ihr durch seine Thorheit Kränkungen zuzog, und wendete sich wieder Riccio zu, dessen Geist und Talent sie entzückte. Sie widmete ihm große Aufmerksamkeit und erzeigte ihm alle erdenkliche Ehren, ja, sie behandelte ihn wie einen Mann von hoher Geburt; sie ließ ihn, was im sechzehnten Jahrhundert eine unerhörte Sache war, an ihrer Tafel speisen. Sie that noch mehr, es war Uebereinkunft, daß der Name des Königs bei den öffentlichen Akten bei der Unterschrift dem der Königin vorangesetzt werden solle: Maria unterzeichnete vor Darnley, dann ließ sie dessen Name ganz weg und ließ statt seiner Riccio unterzeichnen.

Es war an einem Samstag Abend sechs Uhr am 9. März 1566, als die Verschworenen und etwa dreihundert ihrer bewaffneten Leute bei einbrechender Nacht durch die engen Gassen von Canongate sich in den Schatten des Palastes schlichen. Der König hatte mit dem Grafen Morton, Lindsey und Ruthven in seinen Zimmern gespeist. Diese lagen im untersten Stock unter dem Mariens, in demselben Thurm. Nach dem Dessert ließ er nachsehen, wer bei der Königin sei. Man berichtete ihm, daß die Königin eben auch mit dem Nachtessen fertig und in ihrem Boudoir mit dem Grafen von Argyll, ihrer natürlichen Schwester und Riccio allein sei. Ihre Unterhaltung war heiter und belebt. Der König stieg eine geheime Treppe hinauf und trat in das Kabinet Mariens, während Morton, Lindsey und ein Theil ihrer tapfersten Vasallen die große Treppe besetzten und einige Freunde und Diener der Königin verjagten, die sich auf ihrem Wege fanden.

Als der König aus dem Zimmer in das Kabinet der Königin eintrat, saß Riccio mit bedecktem Haupte da. Sein Anzug war ein kurzer Mantel, ein Wamms von Atlaß und röthliche Sammethosen; die Mütze war mit einer Feder geziert. Die Königin sagte zum König: „Monseigneur, haben Sie schon zu Nacht gespeist? Ich dachte, Sie wären eben dabei." Der König beugte sich über die Lehne ihres Sessels, die Königin drehte sich nach ihm um; sie umarmten sich und Darnley nahm ruhig an der Unterhaltung Theil. Seine Stimme war bewegt, sein Gesicht purpurroth und von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die kleine Thüre, die er halb offen gelassen hatte. Bald erschien unter den Fransen der Vorhänge, die sie umhüllten, ein bleicher Mann, es war Ruthven, der, noch fieberkrank, trotz seiner großen Schwäche sich nicht abhalten ließ, an der Ausführung Theil zu nehmen. Er war bewaffnet wie zu einem Kampf und begleitet von Douglas, Ker, Ballentyne und d'Ormiston. Im Augenblick, wo Morton und Lindsey mit Lärm in das Schlafzimmer der Königin einbrachen und in das Kabinet drangen, stürzte sich Ruthven mit solchem Ungestüm herein, daß der Fußboden schütterte. Sein fahles, wildes, von Krankheit und Zorn entstelltes Gesicht entsetzte die Gäste: „Warum seid Ihr hier und wer hat Euch erlaubt, hier einzudringen?" fragte die Königin. — „Ich hab's mit David zu thun, mit diesem Damenhelden," antwortete Ruthven. Ein anderer Verschworner trat vor; zu diesem sagte Maria: „Wenn David schuldig ist, bin ich bereit, ihn dem Gericht auszuliefern." — „Hier ist das Gericht," antwortete der Verschworne, indem er einen Strick unter dem Mantel hervorzog. Bleich vor Furcht flüchtete Riccio in eine Ecke des Kabinets. Sie folgten ihm dahin. Der arme Italiener näherte sich der Königin, ergriff ihr Gewand und schrie: „Ich bin verloren! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Madame, retten Sie mich!" — Maria stürzte sich zwischen die Mörder und Riccio, sie versuchte sie aufzuhalten. Jeder suchte sich herbeizudrängen, so daß es in dem kleinen Raume ein wildes Durcheinander gab. Ruthven und Lindsey schwangen ihre blanken Waffen vor der Königin, André Ker setzte ihr sogar ein Pistol auf die Brust und drohte Feuer zu geben. „Schießt," sagte Maria, „wenn Ihr mein Kind nicht schonen wollt." — Der Tisch wurde im Durcheinander umgestoßen. Die Königin vertheidigte Riccio; er hatte sie auf einen Sessel gezogen und hielt sich fest an ihr, bis er von Einigen weggerissen und aus dem Kabinet geschleppt wurde. Douglas nahm Darnley's Dolch, stieß ihn dem Günstling in den Rücken und sagte: „Dieß ist der Stoß vom König!" — Riccio wehrte sich wie ein Verzweifelter. Er weinte, er bat, er flehte mit jammervollem Geschrei. Er klammerte sich an die Schwelle des Kabinets, dann an den Kamin und zuletzt an das Bett im Zimmer der Königin. Die Verschwornen schlugen und schimpften ihn und zwangen ihn, loszulassen, indem sie ihn in die Hände stachen.

Als sie ihn endlich aus dem Schlafzimmer herausgeschleppt hatten, brachten sie ihm noch fünfundfünfzig Dolchstiche bei.

Die Königin machte übermenschliche Anstrengungen, um dem unglücklichen Riccio zu Hülfe zu kommen. Der König konnte sie kaum festhalten. Er überließ sie Andern, lief in das Zimmer, wo Riccio starb, und stieß noch seinen Dolch in den Leichnam.



Maria Stuart und der Sänger Riccio im Schlosse zu Holyrood. Von E. Döpler. (S. 38.)

Dieß war der sechsundfünfzigste und letzte Dolchstich. Hierauf wurden dem Todten die Füße zusammengebunden und der Leichnam die Treppe des Schlosses hinuntergeschleift.

Lord Ruthven kehrte in's Kabinet der Königin zurück; der Tisch war wieder aufgehoben; er setzte sich und verlangte Wein. Die Königin war wüthend über diese Unverschämtheit, aber Ruthven entschuldigte sich, er sei krank, goß sich selbst in einen leeren Becher Wein ein und sagte: „Wir wollten nicht von einem Knecht regiert sein; hier ist Euer Mann. Er ist unser Oberhaupt." Auf ihre Frage: ob man David in's Gefängniß geführt habe und wohin,



Die Sommerfrische. Nach einem Karton von Th. Pixis, von G. Kühn. (S. 43.)

wurde der Königin geantwortet: „Madame, von David kann nicht mehr die Rede sein, er ist todt." Die Königin stieß einen Schrei aus, wendete sich zum König und rief: „Verräther, Sohn von Verräthern, ist das der Lohn für den, der Dir so viel Gutes gethan hat? Ist das der Lohn für mich, die auf seinen Rath Dich zu so hohen Ehren erhob? Keine Thränen mehr, aber Rache! Ich werde nicht ruhen, bis Dein Herz so trostlos ist, wie heute das meinige." Nach diesen Worten stürzte die Königin ohnmächtig zu Boden.

Die Zimmer, wo der Mord begangen wurde, sind noch heute in demselben Zustande, wie am Tage des Verbrechens, und schaudernd findet der Besucher von Holyrood die großen rothen, unvertilgbaren Flecken. Nach der That wurde Maria in ihrem Schlosse von den Verschwornen gefangen gehalten, entfloh aber mit Hülfe ihres Gemahls, mit dem sie sich scheinbar aussöhnte und der seine Mitverschwornen an sie verrieth, die nur zum Theil der Strafe entgingen. — —

Darnley büßte seinen Verrath schwer. Nach einem kurzen Leben voll Kummer und Schande wurde er von einem neuen Günstling der Königin, Namens Bothwell, ermordet. Dieser ließ das Haus, in dem der König krank lag, durch Pulver in die Luft sprengen, während die Königin auf einem Ball war, den sie zur Hochzeitsfeier einer Dienerin gab. Es ist nicht erwiesen, daß sie um die Ermordung ihres Gemahls wußte; da sie aber den Mörder heirathete, so wurde ihr von ihrem Volke dieß Verbrechen mit zur Last gelegt. Nach vielen Kämpfen mit ihren Unterthanen wurde Maria von diesen gefangen genommen und in ein festes Schloß gebracht, während die Regierung ihrem natürlichen Bruder übertragen wurde, welcher dieselbe für ihren Sohn, den späteren König von England führte, der drei Monate nach dem Tode Riccio's geboren ward. Aus ihrem Gefängnisse befreit, nahm sie ihre Abdankung zurück und versuchte mit ihren Befreiern ihren Thron wieder zu erobern. Das Heer ihrer Getreuen wurde aber trotz seiner ausgezeichneten Tapferkeit geschlagen, und Maria mußte mit einem kleinen Gefolge entfliehen. Durch unwegsame Gegenden, von Gefahren umringt, erreichte sie die Grenze von England. Es blieb ihr nichts übrig, als die Gastfreundschaft der Königin von England zu erbitten. Diese wurde ihr zugesagt, Maria betrat aber den englischen Boden nur, um von einem Gefängniß zum andern geschleppt und nach achtzehnjähriger Gefangenschaft durch einen ungerechten Richterspruch zum Tode durch's Beil verurtheilt zu werden.

Die Schneewoche.

Novelle von **Otto Roquette.**

(Fortsetzung.)

Wir trugen ihn herein, brachten den Bewußtlosen auf ein Lager, schickten nach dem alten Chirurgus der Stadt und zu Adrian Turgot. Etienne's Kameraden zogen ab, ich bat die Menge, die sich vor dem Hause gesammelt und sogar bis hinein drang, auseinander zu gehen. Allein die Kunde, daß Etienne sich in dem Verunglückten wieder gefunden, verbreitete sich schnell; und wenn man je von dem räthselhaften Verschwinden des Knaben übel gesprochen, so hätte er in diesem Augenblick in keiner glänzenderen Gestalt wieder erscheinen können denn als Soldat der großen französischen Armee, als Soldat des Konsuls Bonaparte. Die Theilnahme war allgemein, und Jeder hätte etwas zu seiner Pflege thun mögen. Am Glücklichsten schien Adrian über den wiedergefundenen Bruder. Er nahm sogleich den Platz an seinem Lager ein und waltete da mit der Sorgsamkeit einer Mutter. Etienne's Verwundung schien nicht gefährlich. Die Ohnmacht schwand, und ich sah einen rührenden, frohergreifenden Auftritt mit an, da Etienne sich in den Armen seines Bruders wieder zum Leben erwacht fand. Seine Abenteuer gab er in der ersten Stunde zum Besten. Sie waren nicht groß. Der Siegesruhm der französischen Waffen hatte den fünfzehnjährigen Knaben angelockt, und in der Voraussicht, daß er von seiner Familie doch nicht die Erlaubniß erhalten werde, in die französische Armee einzutreten, war er davongelaufen, um sich anwerben zu lassen. Es gelang, da er früh körperlich entwickelt war, und jetzt hatten wir einen jungen zwanzigjährigen Kriegsmann vor uns, der bereits den Feldzug nach Egypten und die Schlacht bei den Pyramiden mitgemacht hatte. — Er erholte sich bald von seiner Wunde und stand schon am andern Tage auf, um sich wie ein Gesunder zu betragen. Das mißglückte zwar, und es machte ihn ungeduldig, den Kranken spielen zu müssen, doch fügte er sich Adrian's Anordnungen, halb lachend, halb scheltend, und schien sich dem freudigen Gefühl hinzugeben, einmal wieder im Heimatsorte, unter den alten Freunden zu sein. Und so hatt' ich denn nicht nur eine französische Einquartierung im Hause, sondern sogar eine Einquartierung, über die ich mich, wie alle Nachbarn meinten, zu freuen hätte, und die man mir gleich in den ersten Tagen gar sehr zu verwöhnen anfing.

Und wie verhielt sich Madelon währenddem? Auch sie hatte Etienne auf den ersten Blick erkannt, und ich fand sie in Thränen, als ich von dem Lager des Kranken zu ihr zurückkam. Auch sie wollte sich seiner Pflege widmen, aber ich litt es nicht, ich duldete nicht, daß sie sein Zimmer betrat. Dafür wurde sie plötzlich in Küche und Wirthschaft geschäftiger als sonst, bereitete jede Speise für ihn selbst, und wenn ich mit ihr allein war, schienen alle ihre Kindheitserinnerungen erwacht, und das Gespräch drehte sich nur um Etienne und die Spiele, Wagnisse und Thorheiten, die sie zusammen ausgeführt. Ihre Augen lachten heller, ihre Wangen rötheten sich und plötzlich brach sie ab, gleichsam vor ihren eigenen Worten erschreckend, als habe sie zu viel gesagt. Ich bekenne, daß mich das verstimmte und ich viel an meinen armen Jacques dachte.

In wenigen Tagen war Etienne wieder frisch auf den Beinen, und das erste Wiedersehen der beiden einstigen Spielgefährten im Wohnzimmer hätte vor arglosen Augen einen sehr reizenden Anblick gewähren müssen. Etienne und Madelon kamen einander entgegen halb wie lachende Kinder, halb erstaunt über die Wandlung, die mit ihnen vorgegangen war. Etienne schien auf das Angenehmste überrascht, seine Gespielin zu solcher Anmuth und Schönheit entwickelt zu finden, und eine ähnliche Beobachtung mochte Madelon ihm gegenüber machen. Es war gar nicht zu verwundern, daß Etienne ihr gleich eifrig den Hof machte, und daß sie es sich lachend und neckend gefallen ließ.

Ich hoffte nun, Etienne werde so bald als möglich seinen Kameraden nachfolgen, allein dieß geschah nicht. Doch bestand ich darauf, den jungen Burschen nicht länger in meinem Hause zu behalten, und Adrian war ganz einverstanden und nahm ihn in seine Wohnung. Etienne wußte sich Urlaub zu verschaffen und blieb in Orsières. Er wurde allgemein gefeiert, verwöhnt, er wurde der Held des Tages. Um aufrichtig zu sein, muß ich zugestehen, daß Etienne das hübscheste Bürschlein war, das ich jemals gesehen. Offen, frei, liebenswürdig, geschmeidig, von dem einnehmendsten Wesen, gewann er Jeden, und auch mich, der ich seine Fehler nur zu bald erkannt hatte. Er war ein Leichtfuß, unstät und flatterhaft; das Glück hatte ihn begünstigt, keck, sorglos, übermüthig gemacht; er lachte des Ernstes und wollte nur im Fluge leben, den leichten Champagnerschaum vom Becher des Lebens schlürfen. Er war gutmüthig und treuherzig; ich habe, so oft ich den Kopf schüttelte über den Sausewind, doch nie etwas Böses, wohl aber manches brave Wort von seinen Lippen vernommen. Selbst wenn ich seinen Leichtsinn tadelte, wußte sein einschmeichelndes Wesen, seine halb kindliche, halb überlegene, siegesgewohnte Art mich zu berücken. Gelang ihm dieß bei mir, um wie viel mehr bei Andern. Es war mit ihm ähnlich, wie mit Madelon. Seine Fehler selbst wurden ihm zu Tugenden gerechnet, da sie in so einschmeichelnder Erscheinung auftraten. Und wenn er dann von seinen ersten Kriegserfahrungen sprach, von der Pyramidenschlacht, wenn seine Augen leuchteten von Begeisterung für den Konsul, für die «gloire» der französischen Armee, wie hätte das Feuer des prächtigen Jungen nicht Alle hinreißen sollen? Etienne Turgot war (wie man in der großen Welt zu sagen pflegt) der „Löwe" von Orsières geworden, er war den Leuten der Repräsentant des französischen Ruhmes, man war stolz auf ihn. So weit hatte der Knabe es gebracht, durch kein anderes Verdienst, als durch seine glücklichen Naturgaben und durch sein Wiedererscheinen im rechten Zeitpunkt.

Es konnte nicht wohl anders kommen, als daß der Löwe von Orsières sich täglich in meinem Hause einfand. Ich war zufrieden, daß auch Adrian meist mit ihm kam. Inzwischen machten er und ich Entdeckungen, die wir einander zwar nicht in Worten gestanden, über die unsere Blicke sich aber vereinigten; Entdeckungen, die nicht eben überraschen konnten, darum aber nicht minder bedrückend waren. Etienne und Madelon liebten einander. Bei Madelon war es unverkennbar, sie liebte jetzt vielleicht zum ersten Mal. Ihr Wesen war ein anderes geworden. Noch neckte sie sich mit Etienne, aber sie forderte ihn nicht heraus, sie war mädchenhafter, scheuer, und sie war in dieser Wandlung anmuthiger als zuvor. Bald schien ein verschwiegenes Glück ihre ganze Natur verklärt zu haben, der alte Uebermuth war wie abgestreift, sie zeigte sich sogar sanft und fügsam, sie ließ sich (und mehr als mir selbst gefiel) jeden Scherz gefallen, ja mir schien, als ließe sie sich von dem übermüthigen Knaben beinahe tyrannisiren!

Ich suchte unter Adrian's stillschweigender Mithülfe das Maß dieser Besuche einzuschränken, ich machte dem jungen Krieger Andeutungen, sich zu mäßigen, ich sprach mit ihm endlich geradezu von seines Bruders Jacques Liebe zu meiner Nichte, und wie Beide eigentlich so gut wie versprochen wären. Ich ging wohl etwas weiter in dieser Versicherung, als ich noch verantworten konnte — ich that es, um eindringlicher zu wirken. Und es schien von Erfolg. Die Besuche wurden kürzer, der Verkehrston gemessener, Etienne schien nicht mehr nur Augen und Worte für Madelon zu haben, er hatte auch ein freundliches Gespräch sogar für mich. Ich ward ein wenig beruhigt, im Herzen aber sah ich mit Ungeduld der französischen Armee entgegen. Dasselbe schien bei Adrian der Fall, der mir in den letzten Tagen etwas blaß und verstört erschien. Ja es kam mir vor, als nähme er ein paar Mal einen Anlauf, mir eine Mittheilung zu machen, die doch nicht über seine Lippen wollte. Ich kam ihm nicht entgegen. Ich dachte: laß uns nur über die nächsten Tage hinweg sein, und wir sind auch von unsern Sorgen frei. Aber sie sollten mir noch furchtbar über den Kopf wachsen.

Inzwischen war unser Oertchen voll Leben und Bewegung, und eigentlich das ganze walliser Thal mit all' seinen Seitenthälern, hinauf bis zu den gewaltigsten Felsrücken auf der Schneescheide der Hochalpen. Denn nicht nur auf unserer Straße, auch über den St. Gotthard, den Simplon, den Bernardin waren Heereszüge angesagt, und sowohl auf schweizerischer wie auf italienischer Seite waren Tausende von enthusiastischen Landesbewohnern thätig, den Zügen vorzuarbeiten. Bei uns, auf dem Paß, den der Konsul selbst mit der Hauptarmee überschreiten sollte, war es vielleicht am buntesten. Ungeheure Vorräthe zur Beköstigung wurden oben im Hospiz angesammelt, und in irgend einer Weise war jeder Bewohner von Orsières für die Vorbereitung des großen Ereignisses beschäftigt.

Es waren nur noch drei Tage vor der Ankunft der Franzosen. Ich kehrte gegen Abend von einem Krankenbesuch zurück. Da sehe ich, in meine Hausthür tretend, etwas Buntes pfeilgeschwind über den Hof und durch das Thor schlüpfen. Ich hatte Etienne erkannt. Eine tiefe, schmerzvolle Empörung erfaßte mich. Die jungen Leute betrogen mich, sie hatten hinter meinem Rücken Zusammenkünfte. Ich trat mit ganzer Strenge vor meine Nichte und sagte ihr ihren Betrug auf den Kopf zu. Sie läugnete nicht, sie nahm meinen Tadel schweigend hin und brach endlich in heftige Thränen aus.

Was in aller Welt sollte ich jetzt thun? Ich war rathlos. Mir stand keine Erfahrung zur Seite. Meine eigene Jugend war ernst, meine Jünglingsjahre bis zum Mannesalter unter harten Mühen und Entsagungen oben auf dem Hospitium dahingegangen, mein Leben und Wirken als Pfarrer hatte zwar manches schwere Geschick in der Gemeinde mit durchgemacht, aber mir kein Mittel in die Hand gegeben, um mich in solchem Falle wirksam zu berathen. Sollte ich Madelon aus dem Hause treiben? Mich dauerte das elternlose, leichtsinnige Kind dennoch. Sollte ich Etienne den Text lesen? Was würde es geholfen haben, da er, wie ich gesehen, mein Vertrauen mißbrauchte, mich zu hintergehen verstand? Dennoch beschloß ich, mit Etienne rund heraus zu sprechen, und ging nach seiner und Adrian's gemeinsamer Wohnung. Ich fand ihn nicht. Auf meine Aufforderung, zu mir zu kommen, folgte er nicht. Er kam überhaupt seit jener Entdeckung bei Tage nicht mehr in mein Haus. Auch Adrian hatte den Bruder seitdem nicht gesehen, selbst des Nachts erschien er nicht mehr in seiner Wohnung.

Endlich, wie eine Erlösung von diesen tief peinlichen häuslichen Wirren, erscholl die Nachricht, die französische Armee sei in der Nähe, und am andern Morgen sollte sie Orsières passiren. Ich hatte mich in den letzten Tagen nicht aus dem Hause gewagt, aber, sicher gemacht durch Etienne's Verschwinden, stieg ich am letzten Abend mit Adrian eine Höhe hinan, von wo aus man vielleicht mit bewaffnetem Auge ein Stück des französischen Lagers schon erblicken konnte. Wir täuschten uns zwar in dieser Erwartung, doch genügte es unserer Ungeduld, zu wissen, daß von jener Richtung uns Hülfe kommen müsse. Ich lud Adrian ein, den Abend bei mir zu bleiben, und wir nahmen den Weg von der Rückseite meines Hauses, um durch das Hofthor einzutreten.

Noch kaum angelangt, vernahmen wir drinnen einen herzzerreißenden Aufschrei. Es war Madelon's Stimme. Dazu Geräusch, abgerissen wilde Worte, dann etwas wie der Fall eines menschlichen Körpers, ein Ringen am Boden, und erneute, halb erstickte Verzweiflungsrufe Madelon's. Wir rütteln am Hofthor, es war von innen verriegelt. Adrian war schnell hinüber, öffnete mir, und ich hatte einen Anblick, dessen Grausen ewig der Erinnerung eingeprägt bleibt. Etienne lag noch einmal blutend am Boden, Madelon mit gerungenen Händen über ihm, während Jacques mit der Erstarrung des Entsetzens daneben kniete und in Etienne's erbleichende Züge sah. „Mörder! Mörder!“ schrie ihm Madelon entgegen. „Dein Bruder ist's, den Du gemordet! Sei verflucht, verflucht! O Etienne! Etienne!“

Wir standen wie in den Boden gefesselt. „Jacques!“ rief ich nach einigen Augenblicken, — und konnte weiter nichts sagen. Jacques aber kam aus seiner Erstarrung zu sich. Er erfaßte, wie sehr Madelon ihm wehren wollte, den regungslosen Körper des Bruders, und trug ihn ohne fremde Hülfe auf seinen Armen in's Haus. Etienne ward auf dasselbe Lager gebracht, von welchem er nur wenige Wochen vorher erstanden war. Adrian lief nach ärztlicher Hülfe, Jacques selbst aber entkleidete den Bruder und untersuchte die Wunden. Sie waren tödtlich, der Athem des Getroffenen begann bereits zu schwinden. Jacques fiel mit dem Kopf auf die Kante des Lagers, er hatte die Hand Etienne's erfaßt und barg darauf in sprachlosem Schmerz Lippen und Augen. Sobald der Wundarzt erschien, ergriff ich Jacques Arm und zog ihn hinweg in mein Studirzimmer, dessen Thür ich verriegelte. Er sank erschöpft auf einen Stuhl und warf Kopf und Arme auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sommerfrische.

von

Theodor Pixis.

(Zur Prämie dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 41.)

Der Künstler, der seit zwei Jahren unsere Blätter mit seinen schönen Gaben begleitet und dessen Bilder die Wände der Zimmer unserer Leser schmücken, führt uns dießmal hinaus in eine „Sommerfrische“, — wie man das italienische Villeggiatur so bezeichnend deutsch gegeben — wo wir eine heitere Gesellschaft in des Lebens schönster Blüte in anmuthigen Gruppen sich des herrlichen Sommertages erfreuen sehen. Alles athmet Glück und Lust, ein heller Lichtblick in des Lebens Ernst. Des Tages Last und Mühen sind abgeworfen, die Stadt liegt weit weit dahinten, und man freut sich nun der zwanglosen Ungebundenheit, die das Land gestattet und die uns des Lebens Lust in vollen Zügen schlürfen läßt. Wer hätte nicht ein solches Blatt in seinen Erinnerungen? Wer schmückte nicht gern sein Zimmer damit?

Marinebilder aus dem Ozean des großstädtischen Lebens.

Von **W. Grögler.**



Ein Schleppschiff.



Leichte Fahrzeuge.



Kriegsdampfer.



Geentert.



Riffpiraten.



Schiffbruch eines schwer beladenen Kauffahrers.



Godfrey erkennt Julia's wahren Charakter. (S. 48.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

7. Der Riss in Stone's Familie.

Am Abend nach dem Abschluß der Ehepakten kam Sir Felix in's schwarze Haus, um für seine Reise Abschied zu nehmen. Nur nach vielen Mühen und Ueberredungskünsten war es Isaak Stone gelungen, seine Tochter zu einem so raschen Wiedersehen ihres Bräutigams zu bewegen. Als alle Manöver Stone's fehlgeschlagen waren, sie dazu zu bestimmen, hatte er zu seinem schon erprobten Mittel gegriffen, er hatte dem unglücklichen Mädchen gesagt: „Godfrey wünscht selbst, daß Du Sir Felix heirathest! Er ist deßhalb von London fort."

Sir Felix benahm sich gegen seine Braut sehr zuvorkommend und mit vieler Feinheit, aber nichts weniger denn als Einer, der in sie verliebt gewesen wäre. Er glaubte um so weniger, sich Zwang anthun zu müssen, als Isaak mit seiner Frau sie allein ließen, damit sie sich ungestört unterhalten könnten. Abfällige Erklärungen fürchtete Isaak nicht mehr. Seine Frau war in keiner sehr angenehmen Stimmung. „Nun, ich hoffe, Du bist zufrieden mit Sir Felix!" sagte sie ironisch, als Beide in der rauchigen Küchenstube angekommen waren. — „Keineswegs!" erwiederte Isaak. „Sir Felix ist kein Mann für mich. Godfrey ist hundertmal mehr werth, abgesehen davon, daß er nicht aus angesehener Familie ist. Sir Felix ist ein wohlgestalteter Gentleman, aber er ist entsetzlich stolz. Ich hasse diesen stolzen Blick, mit dem er mich von oben ansieht. Auch hat er für Ellen viel zu wenig Aufmerksamkeit. Ich fürchte fast, er wird sie nicht glücklich machen." — „O, in dieser Beziehung zweifle ich gar nicht, Mann! Er hat den Kontrakt nur unterschrieben, um aus seinen Geldverlegenheiten zu kommen. Was kannst Du da für die künftige Ehe Gutes erwarten? Und Du selbst — hast Du ihn nicht lediglich deßhalb als Schwiegersohn acceptirt, weil er ein Baronet mit einer langen Ahnenreihe ist?" Isaak machte eine Bewegung der Ungeduld und fühlte sich sehr unbehaglich, antwortete jedoch nichts. Mrs. Stone fuhr mit erhobener Stimme fort: „Du glaubst, er werde von seiner Reise zurückkehren, um Ellen zu heirathen, nachdem Du seine kolossalen Schulden gedeckt und ihm wieder auf die Beine geholfen hast? Ich glaube, er wird das nicht thun." — „Du glaubst es nicht?" rief Isaak halb zornig, halb ärgerlich. — „Nein!" — „Dummes Zeug, Frau! Ich habe seine Unterschrift, er kann nicht mehr zurück, und er soll auch nicht mehr zurück!" — „Sieh' Dich vor, Isaak! Sage ihm, Du sähest keine Nothwendigkeit zu dieser Reise, da das Geschäft legal geordnet sei und die Vermählung keinen längeren Aufschub gestatte, als die üblichen Verhältnisse bedingen." — „Hab' ich Alles bereits gethan, und auch sein Advokat hat in gleichem Sinne gewirkt. Auch er meint, Sir Felix brauche London nicht zu verlassen, ausgenommen zur Hochzeitsreise." — „Nun?" — „Er

will's nicht anders!" — „Gib Acht, Mann, dabei ist ein Haken! Bezahle seine Schulden nicht eher, bis er zurückgekehrt ist!" — „Hm, er sagt, seine Gläubiger drängen ihn, doch könnte ich mit seinem Advokaten das leicht arrangiren. Ich werde diese Reise nun und nimmer gutheißen, namentlich da Godfrey sein Begleiter ist." — „Du kannst's ändern, wenn Du die Idee der ‚guten Familie' und der langen Ahnenreihe aufgibst!" — „Was, sollt' ich das nicht für mein einziges Kind wünschen?" rief Isaak heftig aufbrausend. „Ist mein Sohn nicht todt und verloren? Verleugnete und verachtete er nicht seinen Vater und sein Erbe? Suchte er nicht Streit mit mir und verließ mich dann? Ist er nicht gegangen, um den Kampf des Lebens ohne mich auszufechten? Hatte ich nicht meine ganze Hoffnung, meinen Stolz auf diesen Sohn gestellt? Ich sage, habe ich nicht meinen Sohn verloren?" Stone schlug dabei heftig mit der Faust auf den Tisch. — „Du weißt am Besten, ob Du ihn verloren hast oder nicht?" erwiederte Hanna mit sanftem Tone. — „Und Du weißt es nicht?" gab Isaak heftig zurück. Gewiß hatte er über diesen Fall keine von der ihrigen abweichende Meinung, denn er hatte noch nie daran gezweifelt, daß vor Jahren ein gewisser Brief angelangt war, worin eine ihm unbekannte Person, eine in Südamerika lebende Wittwe, ihm anzeigte, sein Sohn Jakob sei in ihrem Wohnorte am gelben Fieber gestorben. Diesen Brief hatte allerdings Bridget, die Hausmagd, angeblich aus Versehen, zum Feueranmachen gebraucht und vernichtet, ehe Isaak ihn als echt oder unecht rekognosziren konnte, allein seine Frau hatte ihn gesehen, und an dem Wahrheitsgefühl derselben zweifelte Stone nicht. Dennoch fühlte Hanna sich durch seine brüske Frage: „Und Du weißt es nicht?" beengt. Um aus ihrer plötzlichen Befangenheit zu kommen, erhob sie sich plötzlich und öffnete lauschend die Thüre, als sei es ihr gewesen, Jemand betrete das Haus. Wenige Augenblicke später kehrte sie vollkommen gefaßt zu ihrem Gatten zurück, und dieser sprach nicht mehr von seinem verlorenen Sohne Jakob. „Warum," fuhr er fort, „hätte ich mich diese langen Jahre gequält und dabei entbehrt, wenn nicht zu dem Zwecke, Ellen zu einem höheren Range zu erheben, als in dem ich selbst geboren bin? Ich setze mein Leben daran: sie soll und muß eine Lady werden!" — „Aber sie hat nicht die mindeste Anlage dazu, Stone. Sie wird sich nicht die geringste Mühe geben, Sir Felix angenehm zu werden, auf seine und seiner Freunde Ideen und Wege einzugehen. Sie ist schlicht, aufrichtig, stolz auf ihre Mißachtung des Geldes." — „Aber um des Himmels willen, was schwatzest Du, Weib? Ist nicht der Kontrakt unterschrieben und besiegelt? Wenn ich jetzt diesen Kontrakt nicht halte, kann Sir Felix Entschädigung beanspruchen." — „Laß ihn! aber erspare Deinem Kinde ein elendes Leben! Geh' zu ihr und gib ihr Trost, höre, was sie sagt und wie sie sich die Zukunft denkt!" — Isaak ward durch seine „bessere Hälfte" überredet; er erhob sich, noch leise grollend, und verließ das Gemach. Auf der Treppe begegnete ihm Bridget. „Ist Sir Felix fort?" — „Ja, Herr, soeben." — „Gut." Der Vater begab sich in das Wohnzimmer, wo sich Ellen noch befand. „Nun, Ihr habt Abschied genommen? Mir scheint aber nicht, als ob Du von Deiner neuen Brautstandschaft besonders erbaut wärest!" — „Wir haben uns verständigt, Vater, und ich hoffe, Du wirst mich verstehen. Wenn Du mit Sir Felix' Gläubigern ein Arrangement treffen könntest, ohne auf der Schließung einer Ehe zu bestehen, so will er Dir Dein Geld später erstatten, oder wenigstens Alles, was er besitzt oder besitzen wird, an Dich abtreten." — „Erst will ich ihn hängen sehen!" fuhr Isaak heftig auf. „Nichts davon! Nicht einen Penny ohne die Erfüllung unseres Vertrags! Und ich will ihn quälen, wenn er den Vertrag nicht hält, ich will ihn schuhriegeln und kuranzen, ich will ..." — „Vater!" — „Nichts da! Er hat unterzeichnet und soll sein Wort halten!" — „Lieber Vater, Du wirst von Sir Felix ablassen!" — „Nein, ich werde nicht! Ich will meinen Kontrakt, er soll Dich zur Lady machen!" — „Vater, Du wirst seine Schulden bezahlen und ihn laufen lassen, Du kannst Dein Kind nicht unglücklich machen, Du wirst es nicht, nicht wahr, lieber Vater?" — „Nein, nein! Du sollst mich nicht besiegen, noch er, der Verräther!" — „Du hast ihn doch einmal nicht gern, Vater!" — „Nein, das ist wahr!" — „Also! Und Du willst mich an ihn fesseln? Ist das väterlich?" — „Ach, Du bist ein Kind noch, Ellen! Du wirst Dich nach und nach sehr gut an ihn gewöhnen und stolz werden auf seinen Titel, wenn Du ihn erst besitzest, und Du sollst ihn besitzen, ich gebe Dir mein Wort!" — „Und ich, Vater, gebe Dir das meine, daß ich ihn nicht nehme. Er will in etwa zwei Monaten zurückkehren, sagte er, wenn die Geldangelegenheit arrangirt ist, und wenn Du dann auf dem Kontrakt beständest, so wolle er ihn erfüllen." — „Nun wahrhaftig, das ist mir ein Muster von einem Liebhaber! So betrachtet er Dich nur als ..." — „Als das, für was Du mich selbst verwerthet hast, als lästiges Anhängsel eines ansehnlichen Vermögens, welches letztere er nöthig hat. Das ist Alles!" — „Wohlan! Ich will Alles für die Hochzeit einrichten, und sie soll unmittelbar nach seiner Rückkehr gefeiert werden. Bereite Dich rasch darauf vor, Ellen; sieh' nach Deinem Putz, dann besorg' Dir Orangenblüten. Bitte Julia, nächste Thüre, daß sie Deine Brautjungfer abgebe."

Auf diese Weise gingen die Vorbereitungen, trotz der Gegenbestrebungen von Mutter und Tochter, vor sich. Isaak Stone that sich viel darauf zugute, durch die öffentlichen Blätter und sonst in der City die bevorstehende Vermählung seiner Tochter mit Sir Felix Harcourt möglichst bekannt werden zu lassen, so daß es mehr und mehr schwierig, wenn nicht unmöglich ward, den Kontrakt rückgängig zu machen.

*

Einige Wochen vor der Abschließung der Ehepakten hatte Mrs. Stone, indem sie bei Anfertigung eines Waarenpackes half, das Unglück, sich die Hand zu verletzen. Sie begab sich, in Begleitung ihrer Tochter, in das benachbarte Bartholomäushospital, um sich dort unentgeldlich die an sich nicht gefährliche Wunde verbinden zu lassen. Zufällig war in dem Verbandzimmer außer einem Oberarzte nur ein Student Namens Adolph Dering anwesend, der unter Leitung Jenes einen gebrochenen Arm schiente.

Dering erkannte die junge schöne Erbin, die er schon seit drei Monaten bei verschiedenen Gelegenheiten, in der Kirche und anderwärts, in's Auge gefaßt hatte. Der zukünftige Hypokrates hatte zufällig das Glück, die Hand von Mrs. Stone zu verbinden und erhielt damit das begründetste Anrecht zu einem Besuche.

Noch an demselben Abend erschien er im „schwarzen Hause", sagte Mrs. Stone mit einer gewissen Wichtigkeit, ihre Handwunde habe einen, wenn auch geringeren Grad von Entzündung gezeigt, und bat, nach derselben wieder sehen zu dürfen. Dieß wurde ihm natürlich gestattet, er kam wieder und wieder, erneuerte die Verbände, brachte unentgeldlich Arzneien mit und frequentirte das Haus vierzehn Tage lang wohlgelitten. Selbst Mr. Stone, als er von einem Rheumatismus geplagt ward, gestattete Mr. Dering's medizinisches Eingreifen.

Ellen war gegen den Eleven freundlich, Dering's Anmaßung aber dünkte sich diese freundliche Höflichkeit als ein wärmeres Gefühl und faßte die Keckheit, gegen Mr. und Mrs. Stone mit seinen Absichten herauszurücken. Er gab zu verstehen, daß er der älteste Sohn eines begüterten Landedelmanns sei, der ausgedehnten Boden und — was für den alten Stone noch wichtiger war — Ahnen besitze. Adolph hatte eine sogenannte klassische Bildung erhalten; seine Lehrer und Erzieher hielten ihn jedoch bis zum letzten Augenblicke für einen richtigen Dummkopf. Nur sein grobkörniger Vater wollte das nicht einsehen, sondern setzte sich in den Kopf, aus seinem Erben einen berühmten Arzt oder Chirurgen zu machen. Demgemäß hatte Adolph Dering im Bartholomäushospital zu London seine medizinischen Studien beginnen müssen. Ein Sümmchen von etwa tausend Pfund wollte der biderbe Papa an diese Studien spenden.

Alles, was von dem hier Gesagten zu Adolph's Gunsten lautete, brachte er den Stone's in vertraulichen Unterredungen bei, um von dem reichen Juwelenhändler die Erlaubniß zu erwirken, sich mit seinen Bewerbungen an dessen Tochter wenden zu dürfen. Und wie lautete die Antwort Stone's? „Ich sehe allerdings wohl, Mr. Dering, daß Sie sehr gute Aussichten haben. Wenn Sie daher in Wahrheit der berühmte Arzt geworden sind, der Sie werden sollen, dann kommen Sie wieder, um Ihren Antrag zu machen. Bis dahin erwarten wir Ihre freundlichen Besuche nicht mehr." Mr. Dering hatte sich hiernach nothwendigerweise zurückzuziehen. Er gerieth darüber in die malitiöseste und leidenschaftlichste Stim-

mung, geberdete sich einige Tage lang wie ein Wahnsinniger, der fähig schien, jeden glücklicheren Verehrer Ellen's gewaltsam aus dem Wege zu räumen. Dann aber reiste er zu seinem Vater nach Wilding Chase in Essex.

Squire Dering war verblüfft, als sein hoffnungsvoller Sprößling erklärte, nicht eher das Haus zu betreten und sich's bequem zu machen, bis er ihm die Bewilligung zu einer größeren Reise gegeben, damit er in Paris Medizin studire. „Geh', wohin Du willst," sagte der Squire, „studire, wo Du willst, soll mir Alles recht sein und ich werde Alles bezahlen, vorausgesetzt, daß Du als großer Doktor zurückkommst!" — „Der Geier hole die Wissenschaft!" dachte Adolph, der mit seiner Reise ganz andere Absichten hatte.

8. Godfrey's Abschied.

Godfrey Chester saß allein in seinem finsteren Malerzimmer. Sein Fuß stützte sich auf den gepackten und verschlossenen Reisekoffer. Ein Kasten mit Malergeräth gefüllt stand neben ihm auf dem Tische. Er hatte den Hut auf und die glimmende Cigarre im Munde, und starrte wie abwesend in die sternhelle Nacht hinaus. Endlich erhob er sich mit einem tiefen Seufzer und griff nach dem Malkasten. „Es ist Alles vorbei! Adieu, Ellen!" murmelte er vor sich hin.

In diesem Augenblicke hörte er das leise Rauschen eines Kleides und das Tappen eines zarten Fußes. In der offen stehenden Zimmerthüre erschienen die Umrisse einer weiblichen Gestalt. Es war zu dunkel, um diese Gestalt zu erkennen, doch Godfrey errieth sofort, daß es Julia, der Wirthin elegante Tochter, war, welche in dieser verstohlenen Weise sich von ihm verabschieden wollte.

Jetzt, wo sie wußte, daß es für ihn in Bezug auf Ellen keine Chance mehr gab, wünschte er sich weit hinweg, um ihr nicht seine innerste Stimmung und Meinung zu erkennen geben zu müssen. Es war ihm jedoch, als ob Julia leise weine, oder wenigstens zu weinen affektire, und er konnte sie nicht abstoßend behandeln. Er nannte leise ihren Namen, sie antwortete ebenso. „Ich will ein Licht anzünden," sagte er, sich zum Tische wendend. — „Nein, thun Sie es nicht," erwiederte sie; „ich komme nur, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich darf annehmen, daß ich Sie nie wiedersehe und wollte, ich wäre todt; ja, das wollte ich!" — „Unsinn, verehrte Miß Hilliard! Sie haben so viele materielle Gründe zu einem glücklichen Leben, Sie brauchen keiner kleinlichen Sorge Raum zu geben." — „Kleinliche Sorge! Nennen Sie den Kummer über Ihr Scheiden kleinlich?" — „So könnten Sie denken, wenn ein Sir Felix Ihnen seine Hand angeboten hätte!" erwiederte Godfrey bitter. — „Sie sind hart und unbarmherzig, Godfrey!" — „Das bin ich, Miß Hilliard! Verzeihen Sie mir! Ich bin so unglücklich jetzt und das Unglück macht hart. Wohlan, so leben Sie wohl! Ich war im Begriff zu gehen, als Sie kamen." Er reichte ihr seine Hand hin. — „Und Sie haben nicht einmal mein Bild vollendet, Godfrey?" — „Ich bedaure, Ihnen dieß gestehen zu müssen; indessen, ich hatte vor meiner Abreise zu dringende Bestellungen zu erledigen." — „Aber das von Miß Stone haben Sie beendigt!" — „Ja, und habe es als eine Art Abschiedspräsent an ihren Vater gesendet. Sie mögen drüben an mich denken, wenn sie auf das Bild sehen!" — „O, Godfrey, ich dächte, Sie seien genug erniedrigt worden!" — „Wie so?" — „Nun, daß man einen Mann wie Sie einem Sir Felix geopfert hat!"

Der Maler hatte inzwischen das Licht einer Laterne angezündet und sah bei ihrem Scheine mit Entsetzen den gehässigen Ausdruck in Miß Hilliard's Gesicht. Es schien ihm, als ob sie ihn nicht völlig verstehe, und sie sollte es, daher sagte er ihr just in lautem, ernstem Tone, daß er entschlossen sei, zu Gunsten seines Freundes auf Ellen zu verzichten. „Meine Liebe zu ihr ist ohne Eigennutz; er hat ihr mehr zu bieten, als ich vermag. Welches Recht hätte ich, mich zu beklagen oder zu widerstreben? Mannesehre und Manneswürde verbieten mir Beides. Er ist von Adel, er hat Grundbesitz, den Mr. Stone von Schulden frei machen wird. Ich bin weder das Erstere, noch habe ich Letzteren. Sir Felix ist wenig älter als ich und zu alledem ein hübscherer Mensch." — „Hm, er kann so wenig mit Ihnen verglichen werden, wie eine Straßenlaterne mit einem Sterne!" — Den Maler berührte dieß Kompliment unangenehm, er wünschte die Unterredung abzubrechen; statt dessen ließ sich Julia in einen Sessel nieder, so daß das Licht der Laterne voll auf ihr leidenschaftlich erregtes Antlitz fiel. „Ich wünschte, Sie sähen die Sache von ihrer richtigen Seite," fuhr Godfrey fort. — „Das thue ich," erwiederte sie, „und ich meine, es verräth wenig Begeisterung, einem Sir Felix zu weichen." — Dann weicht meine Ansicht bedeutend von der Ihrigen ab, Miß Hilliard. Das Schicksal hat mir Entsagung auferlegt, und es wäre lächerlich, sich ihm zu widersetzen." — „Wenn Sie wirklich Miß Stone liebten, Mr. Chester, dann würde Ihr Herz darüber brechen, daß Sie ihr entsagen." — „Mein Herz mag brechen — die Welt braucht es nicht zu sehen." — „O, Sie lieben Miß Stone eben nicht, das ist meine Meinung!" — Godfrey lächelte bitter und seufzte, rückte aber zugleich an seinem Koffer, um ihr zu verstehen zu geben, daß er aufzubrechen wünschte. Miß Hilliard schien das gar nicht zu bemerken. — „Ich glaubte annehmen zu können," fuhr sie zögernd und scheinbar befangen fort, „und auch Mama glaubte dieß thun zu dürfen, und noch manche Andere werden derselben Meinung gewesen sein — daß — daß Sie eigentlich mehr für mich eingenommen seien, Mr. Chester, als für irgend Jemand in der Welt. Ich weiß genau, daß Sie mir besondere Aufmerksamkeiten erwiesen; jeden Abend standen Sie über mich gelehnt, wenn ich am Klavier saß, und begleiteten mich, oder skizzirten in mein Album, oder führten mich in's Theater, in den Krystallpalast, in die Parks. Ich verzichtete auf Sie, als Sie sich an Miß Stone attachirten, denn sie war eine reichere Partie. Aber nun, da Sie auf diese Erbin verzichten müssen, nun könnten Sie wohl ein wenig an mich denken und sollten mich nicht in dieser Weise behandeln!" — Dieser unerwartete Redestrom überraschte den Maler höchlich; er hatte keine Idee gehabt von einer so weitgehenden Auffassung der Dinge, denn Alles, was er ihr gegenüber gethan und gesagt, war über die Grenzen höflicher Aufmerksamkeit gegen eine Dame nicht hinausgegangen. Er war sich gewiß, nie eine Neigung erkünstelt zu haben, die er in Wahrheit nicht besaß, vielmehr wußte er, daß er sich manchmal vor ihrer geschickten Koketterie zurückgezogen hatte, um keinen falschen Schein aufkommen zu lassen. „Ich fürchte fast, Miß Hilliard, daß ich mich zu irgend einer Zeit nicht recht gegen Sie benommen habe. Aufrichtig gesagt, hat so etwas nie in meiner Absicht gelegen, und ich muß ein mögliches Mißverständniß tief beklagen. Mein eigenes Herz ist gegenwärtig zu tief verwundet, um nicht mit Ihren Empfindungen zu sympathisiren. Ich bitte Sie inständig um Verzeihung, wenn ich mich unabsichtlich jemals des Scheins der Täuschung schuldig gemacht habe. Gegen Niemand in der Welt habe ich die Intention treuer Liebe gehegt als gegen Ellen, und ich bin überzeugt, Sie würden mich nicht achten, wenn ich Ihnen mein verstoßenes Herz so plötzlich an Hals würfe." „Sie müssen wissen," sagte sie, „daß ich Sie immer geliebt habe!" — „Da sei Gott vor, Miß Hilliard!" — „Es ist aber doch so! Ich liebe Sie noch und ertrage nicht, daß Sie London verlassen." — „Kann ich mich noch deutlicher aussprechen, als ich's bereits that, Miß Hilliard? Erlauben Sie mir, an Sie wie an eine Schwester zurückzudenken. Wenden Sie sich nicht so mißmuthig ab, wenn ich Ihnen mein innerstes Herz öffne! Ich liebe Sie nicht so, um Sie mir als Gattin zu erbitten. Ein solches Bekenntniß ist vielleicht unzart, aber es ist wahr. Ich darf niemals die Voraussetzung einer nicht vorhandenen Zuneigung aufkommen lassen. Dieß ist das erste Bedenken; nun das zweite: Sie sind stolz. Sehen Sie nicht, daß ich mit äußerlichen Schwierigkeiten zu kämpfen habe? Manches Jahr werde ich noch eifrig streben müssen, um meine verwaisten Brüder zu erziehen, und dabei für meine Person auf alle luxuriösen Bequemlichkeiten zu verzichten haben. Ich gehe nach Italien mit meinem glücklichen Rivalen, rein aus Pflicht gegen mich selbst, weil ich keine Gelegenheit ungenützt lassen darf, in meiner Kunst das Höchste zu erreichen. Der Kunst soll fortan mein Leben gewidmet sein. In diesem Grundsatze muß für mich Alles, was sonst das Leben an Glück bietet, Unabhängigkeit, Comfort, Weib, Kinder, Heimat, aufgehen. Und nichts soll mich darin irre machen! Die Kunst gibt mir Frieden und Freude."

Auch jetzt noch gab Julia ihr Spiel nicht auf. „Und wenn Sie von Italien zurückkehren, wollen Sie dann wieder zu mir

kommen?" fragte sie dringend. — „Wenn Sie nach Allem, was ich gesagt, dieß noch wünschen!" — „O doch! Ich will und muß Sie wiedersehen! Es ist so eigenthümlich, zu denken, daß Sie und Sir Felix zusammenreisen, während im Nachbarhause Hochzeitsvorbereitungen getroffen werden. Ich bin überzeugt, Sie müssen ihn hassen, und er Sie!" — „Wie kommen Sie zu solchem Gedanken?" versetzte Godfrey entrüstet. „Weder in mich, noch in Sir Felix kann und wird ein Gefühl des Hasses kommen. Sie lächeln spöttisch. Dürfen Sie glauben, daß ich meinen Freund betrüge?" — „O nein, das sage ich nicht!" — „Aber Sie setzen etwas Aehnliches voraus! Da Sie die Umstände dieser Reise kennen, ist es hart von Ihnen, mich immer wieder darauf zurückzuführen. Die Arrangements dazu waren lange vorher getroffen, ehe ich wußte, daß Sir Felix ein Verehrer Ellen's war. Ich bin ein Schuldner Sir Felix Harcourt's, ich mußte bereits Geld von ihm auf die italienischen Skizzen borgen, die ich für ihn zu machen habe, und dieß Geld erhielten die Lehrer und Erzieher meiner Brüder. Außerdem will ich in Rom und Florenz die großen Werke alter Meister studiren und dieß ist nur möglich, wenn Sir Felix die Kosten bezahlt. Er handelt edel an mir und ich darf keinen Groll in meiner Brust aufkommen lassen." Sein Auge flammte, als er so sprach; er wollte jetzt die peinliche Szene beenden. „Ihre Mutter ruft Sie, Miß Hilliard; lassen Sie uns Adieu sagen! Lassen Sie mich aber auch hoffen, daß Sie für Ellen eine ebenso treue Freundin sein werden, wie ich für Sir Felix." — „O, Ellen versteht mich wohl!" — „Das glaube ich nicht! Sie ist harmlos, vertrauensvoll und hingebend." — „Und damit wollen Sie doch sagen, ich sei dieß nicht!" — „Ja, Miß Hilliard. Doch unser Gespräch kann zu nichts führen; leben Sie Wohl. Ihr Bild werde ich vollenden, wenn ich zurückkehre!"

Damit ging er. Sie schaute ihm voll Ingrimm und Haß nach. „So geh' zu Grunde!" knirschte sie. „Ich hoffe, er wird Sir Felix den Garaus machen und am Galgen dafür büßen." Am andern Tage — es war Sonntag — begann sie das schnöde Gift ihres Verdachts in Ellen's Herz auszugießen. Beide trafen einander in der Kirche zu St. Bartholomäi. Ellen war höchst einfach, ja ärmlich gekleidet, Julia hatte die brillanteste Toilette gemacht. Beide benutzten zusammen ein Gebetbuch und gingen dann zusammen aus der Kirche. Auf diesem Wege brachte Julia mit Schlangenlist die Rede auf Godfrey und Sir Felix. „Ist es denn wirklich wahr und möglich, Ellen, daß Du Sir Felix heirathest, wenn er von Italien zurückkehrt?" — „Mein Vater sagt dieß und Godfrey will es!" — „Und Godfrey ist Sir Felix' Reisebegleiter! Kommt Dir dabei gar kein Verdacht, meine arme Freundin?" — „Was soll diese Frage bedeuten, liebe Julia? Der Ton, womit Du sprichst und Deine Miene erschrecken mich." — „Nun, ich wünsche nur, daß Beide gesund von ihrer Reise zurückkehren!" — „Woran denkst Du denn, Julia?" — „Ich denke, was ich weiß, Ellen: daß Godfrey es nicht gut mit Sir Felix meint. Er haßt im tiefsten Herzen den Rivalen und wird sich nicht darüber gram sein, wenn Sir Felix überhaupt nicht zurückkehrt." — „Julia! Bitte, laß von diesem schrecklichen, abscheulichen Gedanken! Du entsetzest mich." — „Hm, es entsetzt mich auch! Wenn Godfrey mein Liebhaber gewesen wäre — was, Gott sei Dank, nicht ist! — so würde ich ihn auf meinen Knieen gebeten haben, von einer solchen Reise mit Sir Felix abzulassen. Es kann nichts Gutes daraus entstehen. Bedenke, der Rivale ist in seiner Hand."

Ellen war bleich wie der Tod und von Schmerz und Unruhe gefoltert. Der Same des Verdachts haftete, und Miß Julia pflegte ihn mit schmeichlerischer Kunst. (Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ohn' die Zweite wär' die Erste nimmermehr erstanden,
Mit der Ersten trotzt die Zweite Kerker, Tod und Banden —
Meine Zweite ist die Erste, das ist unbestritten,
Meine Zweite macht die Erste, hat d'rob viel gelitten.
In des Aberwitzes Hochmuth hat das Ganze stets gedacht,
Daß die Zweite es zur Ersten kühn anstürmend erst gemacht.
Aber spotten kann es nur und witzeln, deuteln kann es nur und dreh'n,
Und der Zweiten Macht und Hoheit wird es nimmermehr versteh'n.

Kleine Seiten großer Männer.

Von

Anders Willers.

Anders ist der Mann von Genie in seiner geistigen Sphäre, anders in seinem Privatleben, und während er dort Bewunderung erregt, überrascht man ihn hier nicht selten bei auffallenden Schwachheiten. Clarke, einer der berühmtesten Theologen, dessen Beweisgründe für das Dasein Gottes ihm unter seinen Zeitgenossen einen dauernden Triumph bereitet hatten, erholte sich von der Anstrengung seiner geistigen Arbeiten dadurch, indem er in seiner Wohnung eine Reihe von Tischen in kleiner Entfernung von einander stellte und über dieselben sprang. Er pflegte dieß jeden Tag vor dem Mittag- und nach dem Abendessen zu thun und widmete dieser originellen Zerstreuung jedesmal eine halbe Stunde. Newton war so zerstreut, daß er mehr als einmal seine eigene Nativität stellte, und einst den Finger einer neben ihm in einer Gesellschaft sitzenden Dame ergriff, um seine Tabakspfeife zu stopfen. — Der Kardinal Richelieu, der größte Staatsmann seiner und wohl auch mancher späteren Zeit, pflegte, um sich Bewegung zu machen, an der Wand seines Schreibkabinets einen Strich zu machen und suchte dann diesen mit der Hand im Sprunge zu erreichen; gelang es ihm, über den Strich hinaus zu springen, war er den Tag über voll guter Laune. Einer seiner Günstlinge, Baisrobert, der immer freien Zutritt zu ihm hatte, überraschte ihn einst bei dieser Uebung; aber als schlauer Hofmann sagte er augenblicklich, ohne im Mindesten seine Verwunderung merken zu lassen: „Ich wette, Euer Eminenz, was Sie wollen, daß es mir gelingt, noch höher zu springen," zog, ohne sich zu geniren, seinen Rock aus, und sprang mit dem Kardinal um die Wette. — Locke, einer der tiefsten Denker seiner Zeit, las zu seiner Zerstreuung Romane und weinte über das Unglück einer verzauberten Prinzessin, über das Schicksal des gehörnten Siegfried oder der schönen Magellone. — Der weise Baco von Verulam bekam bei jeder Mondsfinsterniß Ohnmachten. — Der gelehrte Stobbes fürchtete sich, ohne Licht in einem Zimmer zu sein, ließ sich Karten schlagen und glaubte an Hexen. — Bayle, einer der größten Philosophen, lief öfters mit den Gassenjungen hinter einem Possenspieler einher, und konnte stundenlange einem Seiltänzer oder Marionettenspieler zusehen. — Als den großen Feldherrn Marlborough einst der Prinz Eugen am Abende vor einem entscheidenden Treffen besuchte, um sich mit ihm über einige noch zu treffende Dispositionen zu berathen, bemerkte er, daß sein Kammerdiener bei dieser Gelegenheit vier Lichter angezündet hatte und zankte mit demselben auf's Heftigste über diese ungeheure Verschwendung. Marlborough hatte damals ein Einkommen von jährlich über 100,000 Pfund Sterling.

Fliegende Blätter.

Straßennamen. Mannheim und Lissabon bildeten bis vor Kurzem den größten Gegensatz durch die Straßennamen. Mannheim hat erst in jüngster Zeit Namen erhalten: früher wurden in der in regelmäßigen Quadraten gebauten Stadt die Häuser nach der Quadratreihe, dann nach der Zahl des Quadrats und endlich nach der Zahl im Quadrat jedes einzelne Haus bezeichnet, so daß man N. 4, 3 oder Q 2, 22 ff. wohnte. Das machte einem Romanschreiber geradezu unmöglich, hier einen Roman spielen zu lassen; es würde gar zu komisch geklungen haben, wenn es geheißen hätte: „Der Graf ging an Q. 2, 3, 4 vorüber und bog dann um die Ecke von Q. 5, denn seine Geliebte wohnte R. 4, 3." Dem romantischen Bedürfniß ist man nun gemeinderäthlich durch die Benennung der Straßen mit Namen entgegengekommen, und wer M. oder N. einschlief, wachte in der Marienstraße 2c. auf. Lissabon ist dagegen mit den längsten Namen versehen, ohne daß die Länge des Namens jedoch gerade auch der Größe der Straße entspräche; denn die Calçada nova do Covento do Coraçao de Jesus ist höchstens fünfhundert Fuß lang, und die Rua da Santa Anna da Boa morte ist noch kleiner. Doch darf man deßhalb nichts von dem vollen Namen weglassen; denn die Rua direita de Buonas Ayres würde, wenn man sie einfach Rua direita (gerade Straße) hieße, mit der Rua direita de Sao Francisco da Cidade verwechselt werden, und die letztere wieder, wenn der Heilige nicht ganz genannt würde, mit der Rua direita de Sao Francisco de Sales, Rua direita de Sao Francisco de Borja oder der Rua direita de Sao Francisco de Santa.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№. 5.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Aus dem heiligen Köln.

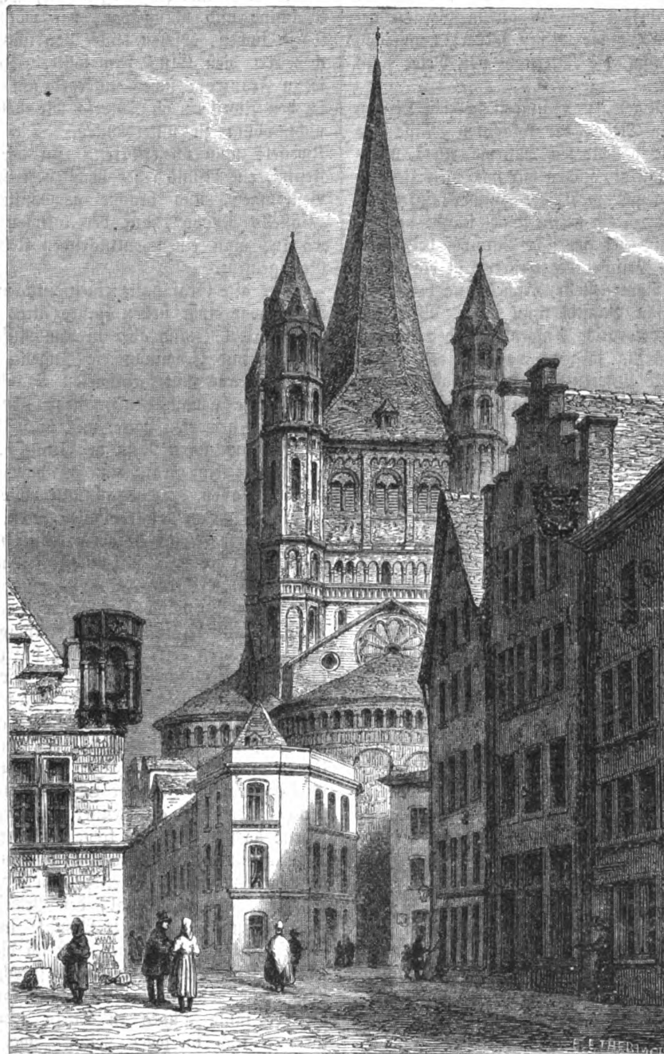
Groß St. Martin.

Von

Roderich Römer.

Wenige Städte Deutschlands bieten so schneidende Gegensätze dar, wie die hundertthürmige Stadt, das heilige Köln am Rhein. Das regste Verkehrsleben unserer Tage, die großartigsten Neubauten drängen sich zusammen mit Ruinen aus der Römerzeit und aus dem Mittelalter, dicht vereint in dem engen Raum der Festungswerke. So ist es auch in staatlicher Beziehung. Auf die Versumpfung und den Verfall, der unter dem mittelalterlichen Regimente Platz gegriffen hatte, folgte eine neue Aera, und mit dem Einzuge des preußischen Adlers hob sich der kranke und sieche Körper der Stadt zu einem der ersten Gemeinwesen unseres Vaterlandes.

Wie war es dort einst, wie ist es jetzt! Wir möchten Georg Forster auf einen der Thürme hinaufführen, welche die neue herrliche Rheinbrücke krönen, dieß Meisterwerk von Eisen und Stein, und möchten ihm die Stadt zeigen, die er im Jahre 1790 „finster, traurig, menschenscheu und menschenöde“ nennt. Damals hatte Köln noch zweihundert Kirchen und Kapellen, aber nur 40,000 Einwohner. Heute aber zählt Köln über 100,000 Einwohner; es ist nicht menschenöde, seine



St. Martin in Köln. Von C. Girardet.

Straßen wimmeln von arbeitsamen Menschen; es ist auch nicht mehr finster, denn viel altes Gerümpel ward entfernt; es entstanden freie prächtige Plätze und an ihnen erheben sich neue stattliche Bauten.

Wer sich der Kapitale der Rheinlande naht, der sieht schon von ferne die vielen Thürme sich über die schwarzgrauen Häusermassen in die Luft erstrecken. Von der Landseite bietet die Stadt keinen lockenden Empfang, denn hier treffen wir zunächst auf die Festungswerke. Anders ist es vom Rhein her, da empfängt uns im großen stolzen Halbkreis die Majestät der alten Stadt. Von Deuz, dem kölner Brückenkopfe auf dem rechten Rheinufer, über die neue Eisenbahnbrücke vorschreitend, gelangen wir gleich zum Dome, der als Herz und Haupt der Stadt dasteht, nun frei und ohne Anhängsel der Vollendung entgegeneilend, das räumlich größte und hehrste Denkmal germanischer Baukunst. Seit an jenem 4. September 1842 der vierte Friedrich Wilhelm von Preußen zu Kelle und Mörtel griff und den ersten Stein zum Weiterbau der alten Ruine legte, seitdem ist diese mächtig in die Höhe geschossen, der erstorbene Säulenwald fühlte neue Kraft zum Wachsthum in seinen Gliedern und das ganze Schiff nebst dem Transept steht vollendet da. Schon streben auch die Thürme mehr und

mehr gen Himmel, und unser Jahrhundert wird die Vollendung sicher sehen. Das Wort des protestantischen Friedrich Wilhelm war es, das alles Dieses schuf unter der lebhaften Betheiligung der ganzen Nation.

Nicht allein der Dom, dieses hehre Zeichen deutscher Kraft, ist es, der in neuer Zeit — wenn auch alt im Grunde — entstand, noch viele andere Werke regen Bürgersinnes zeigt uns das neue Köln. Der Bürger Richarz stiftete das prächtige, im gothischen Style aufgeführte Museum; der Centralbahnhof, nahe beim Dome, erhebt sich mitten in der Stadt an der Stelle winkeliger alter Straßen, und die neue Synagoge, wenn auch in eine enge Gasse eingebaut, ist einer der schönsten jüdischen Tempel überhaupt. Aber gar viele Quartiere im Innern der Stadt zeigen noch ganz den alten Charakter. Die Häuser sind dort hoch, schmal und vom Ruß geschwärzt, die Gassen finster und oft noch sehr eng. Doch die große Zahl der Tagdiebe, die berüchtigten Faulenzer, mit einem Worte die kölner Lazzaroni, der „Klüngel", ist zum guten Theil daraus verschwunden und hat betriebsamen Menschen Platz gemacht. Der Handel von Rheinland und Westphalen konzentrirt sich hier, und Köln, das Thor des Zollvereins von Westen, vermittelt den Rheinhandel zwischen der Schweiz und den Niederlanden. Auch die Gewerbe erblühen mehr und mehr, und so sehr auch noch der Schmutz einiger Gassen einen üblen Dunst verbreitet, Köln hat durch seine Eau-de-Cologne-Fabriken stets in gutem Geruche gestanden. Von altersher sind endlich die weißen kölner Thonpfeifen berühmt, wenn es auch den Ruhm, die Vaterstadt von Peter Paul Rubens zu sein, abtreten mußte.

Köln ist die Stadt der Heiligen, und in den schönen Kirchen ruhen ihre geweihten Gebeine. Neben der kolossalen Masse des Domes, die schon so ohne die vollendeten Thürme Alles mächtig überragt und zu erdrücken scheint, finden wir noch viele zierliche und schöne Gotteshäuser, die gewiß mehr die Aufmerksamkeit an sich zögen, wenn nicht der einzige Dom neben ihnen stände und sie verdunkelte. Der romanische und der gothische Baustyl, beide sind reichlich vertreten. Ein schönes Beispiel des Ersteren ist die Kirche Groß St. Martin. Neben den Dom gestellt, erscheint sie bescheiden und einfach, denn der romanische Baustyl kann für die Belebung der Außenseite nur durch die dekorative Anwendung der Bogenfriese, Lisenen u. s. w. nothdürftig sorgen, während die Gothik bei gleichzeitiger Entwickelung des inneren Baues auch das Aeußere im reichsten Maße zu schmücken verstand. Stände Groß St. Martin für sich allein da, als die Hauptkirche einer andern Stadt, sie würde mehr Bewunderer finden, und ihr altersgraues Gemäuer, der spitze, von zierlichen kleineren Thürmen flankirte Hauptthurm würde sicher so oft bildlich dargestellt werden, wie andere romanische Bauten des Rheinlandes, wie die Dome zu Speier oder Mainz. Wie schon die Bauart anzeigt, reicht diese Kirche in das zwölfte Jahrhundert zurück, und sie stand bereits weit in die Lüfte ragend als die höchste Kölns da, als zum Dome erst der Grund gelegt wurde. Noch heute ist ihr Thurm der höchste der Stadt, aber er wird bald diese Ehre dem köstlichen Doppelpaare abtreten müssen, das, am Dome in die Höhe strebend, der Stolz und der Ruhm der heiligen Stadt Köln sein wird.

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

J. Ristori.

(Bild S. 52.)

1. Der erste Schritt in den Dienst.

Mein Name ist Joseph Ristori. Ich wurde geboren in Savona, einem unbedeutenden Orte am Ufer des Golfs von Genua. Mein Vater war ein Fischer, ich leistete ihm Beistand in seinem Gewerbe, das eben zur Befriedigung unserer bescheidenen Bedürfnisse ausreichte. Er hatte in seiner Jugend unter Napoleon gedient und aus dessen eigener Hand nach der Schlacht bei Wagram das Kreuz der Ehrenlegion empfangen, das er als sein schätzbarstes Kleinod achtete. Ich hatte außerdem noch eine Schwester, Franzeska, welche zwei Jahre jünger als ich und des Vaters Liebling war. Letzteres fand ich ganz in der Ordnung, denn Franzeska war schön und rein wie ein Engel. Ich würde von diesen Dingen nicht sprechen, wenn sie nicht mit meinem Eintritt in den Dienst der geheimen Polizei zu Turin eng zusammenhingen.

Mein Vater starb 1846. Ich war damals siebenzehn, meine Schwester fünfzehn Jahre alt; indeß reift die italienische Sonne rascher als kälteres Klima das menschliche Leben. Mein Vater beschwor mich mit seinen letzten Athemzügen, treu über meine Schwester zu wachen. Als ich dem Sterbenden dieß versprach, wußte ich wohl, von welchem Punkte aus er Gefahr für Franzeska erwartete; er kannte, wie ich, ihre leicht empfängliche, schwärmerische, vertrauende Seele. Sie war die Julie Shakspere's.

In einiger Entfernung von Savona lebte meines Vaters Halbschwester, Theresa Mandolo; sie war unvermählt und hatte von einem Onkel ein kleines Besitzthum ererbt, dessen Revenüen ihren Unterhalt ausmachten. Diese Tante kam zum Begräbniß meines Vaters und bot nach demselbem meiner Schwester einen bleibenden Aufenthalt in ihrem Hause an. Dieß Anerbieten kam mit meinen Wünschen überein. Ich war längst des einförmigen und dürftigen Fischerlebens in einem obskuren Orte überdrüssig und sehnte mich danach, die Welt von einer andern Seite kennen zu lernen.

Einer meiner Jugendgenossen, Giacomo Marini, war derselben Meinung und schlug vor, wir wollten zusammen unser Glück in Turin suchen, obschon keiner von uns eine Idee davon hatte, welcher Art dieß Glück sein sollte. Ich konnte Savona verlassen, wenn Franzeska sicher untergebracht war; dabei freilich vermochte ich den Zweifel: ob Theresa Mandolo ein genügender Schutz sei, nicht völlig zu unterdrücken. Die unmittelbare Ursache dieses Zweifels muß ich erklären. In der Nähe Savonas hatte Graf Festini, ein Mitglied der höchsten Aristokratie Piemonts, weitläufige Besitzungen, und brachte gewöhnlich einige Sommermonate in „Castello Nuovo", auf der luftigen Höhe der Seealpen zu, von wo aus man einen entzückenden Ueberblick über den genuesischen Golf genießt.

Der alte Graf hatte einen einzigen Sohn, Viktor. Dieser junge Mann war etwa sieben Jahre älter als ich, wohlgewachsen und fein gebildet, stand aber in dem Rufe, seinen Leidenschaften ohne Skrupel und Schonung die Jugend und Schönheit ehrenwerther Mädchen aus untergeordneten Ständen zum Opfer zu bringen. Ich wußte genau, daß Viktor Festini seine Augen auf meine Schwester geworfen hatte, und zweifelte keinen Augenblick, daß der junge Mann ihren Ruin im Sinne hatte. Ich besorgte aber auch mit Recht, daß Franzeska sich durch seine Schmeicheleien möchte bethören lassen. Daher glaubte ich vor meiner Abreise vorbeugen zu müssen. Ich ersah eine Stunde, in welcher ich den jungen Grafen ohne Zeugen sprechen konnte und schwur, daß ich ihn tödten würde, wenn er sich unterstehe, meiner Schwester ferner nachzustellen oder ihrer Ehre Schaden zuzufügen. Viktor antwortete auf meine Drohung mit einem zweideutigen Lächeln. Wenige Tage darauf reiste ich mit Giacomo Marini nach Turin. Hier zeigte sich dann erst, wie wenig begründet unsere Hoffnungen auf Glück gewesen waren. Nachdem wir wochenlang vergeblich nach einem Ziele gesteuert und unsere kargen Ersparnisse bis auf wenige Lire verzehrt waren, sahen wir uns genöthigt, sehr untergeordnete Stellungen einzunehmen: Marini wurde Ausläufer in dem „Diligencebureau" der Gebrüder Bonafori, Strada de Angennes, und ich ließ mich im Hotel de l'Europe, Piazza del Castello, von dessen Besitzer Trombetti als Kellner engagiren. Seitdem sah ich Marini selten, doch blieben wir treue Freunde.

Ich muß hier nachholen, daß ich und mein Vater einst von dem gestrandeten Schiffe „Reine Amélie" einen französischen Rentier retteten, Namens Duval, der Behufs völliger Wiederherstellung seiner Gesundheit mehrere Monate in Savona blieb und mir so viel Französisch beibrachte, daß ich die Sprache verstand, ohne sie jedoch selbst fließend oder korrekt sprechen zu können. Diese, wenn auch nicht vollkommene Kenntniß kam mir jetzt zu gute, denn an der table d'hôte zu Turin ward fast nur französisch gesprochen und in jener Zeit — zwei Jahre vor der großen Erhebung der Nationen im Jahre 1848 — war bereits die Luft mit revolutionären Ideen geschwängert. Komplotte und Konspira-

tionen entspannen sich in allen Gegenden Italiens, und Turin war ein Hauptherd derselben. In Folge dessen fehlte es daselbst auch nicht an Aufpassern; wir hatten österreichische, römische, französische, russische Beobachter in Turin, geheime Agenten aller italienischen Staaten, und alle verfolgten dieselbe Aufgabe, den Puls der öffentlichen Meinung zu fühlen oder Komplotte schon im Keime unschädlich zu machen.

Ich kümmerte mich damals noch blutwenig um Politik, sondern hatte nur mein persönliches Emporkommen im Auge; doch war ich Piemontese genug, um dem uns angestammten Hause Savoyen treu und loyal anzuhängen, und als ich nun mehrfach von Gästen des Hotels in geheimer Weise Unternehmungen, die auch für Piemont von großer Tragweite sein mußten, besprechen hörte, konnte ich mich nicht enthalten, das Gehörte in anonymen Briefen, die ich mit den Worten: „Ein Savoyer" unterzeichnete, zur Kenntniß des Ministerialsekretariats zu bringen. Ich that diese Briefe in den Briefschalter des Postamts im Palazzo Carignano und hatte verschiedene Male die Genugthuung, zu bemerken, daß sie beachtet wurden.

Ein Zufall — wenn ich es so nennen darf — verschaffte mir plötzlich einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben des jungen Grafen Viktor Festini. Zwei Italiener, Ricci und Guardini, hatten, während ich, von ihnen unbeachtet, Gläser reinigte, im Gastzimmer des Hotels eine Besprechung, aus welcher hervorging, daß Viktor in einer geheimen Gesellschaft, welche die Revolutionirung Italiens zum Zwecke hatte, eine hervorragende Rolle spielte oder zu spielen sich den Anschein gab. Nun war ich zwar keineswegs ein Feind der sogenannten Aktionspartei, ich wußte aber auch, daß die Zeit der „Unita Italia" noch nicht gekommen, und daß Viktor's Schicksal in meiner Hand war, wenn ich seine Betheiligung an einer Verschwörung nachweisen konnte. Dieß schien mir, hinsichtlich meiner Schwester Franzeska, eine bessere Sicherheit als mein Stilet.

Ich setzte mit größter Behutsamkeit meine Forschungen fort und vermochte nach einiger Zeit mit ziemlicher Genauigkeit festzustellen, daß sowohl Ricci und Guardini als auch Viktor Festini den Karbonari angehörten. Gerade um diese Zeit erhielt ich von Theresa Mandolo die briefliche Nachricht, daß Viktor in der Villa Nuova angelangt sei; aber ehe ich noch darüber in's Reine gekommen war, wie ich mich jetzt dem jungen Grafen gegenüber zu verhalten habe, traf mich ein plötzliches Unglück. Ich passirte eines Tages ein Baugerüst, welches behufs der Vollendung der Kirche La gran Madre di Dio aufgerichtet worden war, da fiel ein Stein herab und verletzte meinen Schädel so schwer, daß ich für todt in's nächste Hospital geschafft werden mußte. Die Tagesblätter hatten, wie mir später bekannt ward, auch wirklich meinen Tod unter den Unglücksfällen gemeldet, während ich drei Monate lang im Hospital gegen denselben ankämpfte und endlich doch als geheilt entlassen werden konnte.

Die erste Person, die mich nach der Wiedergenesung begrüßte, war mein treuer Giacomo Marini. Sein Gesicht drückte aber zu meinem Befremden düstern Ernst statt Freude aus, und ich erfuhr nach lebhaftem Drängen, daß in der Zwischenzeit meine früheren Befürchtungen sich erfüllt hatten. Viktor Festini hatte meine Schwester unglücklich gemacht, dann verlassen, und stand nun im Begriff, eine der reichsten Damen des italienischen Adels in der Lombardei, die Gräfin Persano, als Gattin heimzuführen. Gleichzeitig aber ergründete ich aus einer Unterredung Ricci's und Guardini's, daß Viktor's politische Diskretion bereits angezweifelt ward. Ich kam dahinter, daß der junge Nobile seiner Braut und deren Vater, einem abgesagten Gegner der Karbonari, Alles enthüllt hatte, was er von der Verbindung der Verschwornen wußte, und danach richtete sich nun meine Handlungsweise.

Ich reiste nach dem Aufenthaltsort meiner Schwester. Letztere trat mir bleich und ruhig entgegen. Die Frische ihres Antlitzes, der schöne Blütenhauch der Jugend war von ihr gewichen. Eines tröstete mich indeß: die Betrogene liebte ihren Betrüger nicht mehr. Das gab mir völlig freie Hand. Mein Weg führte nach dem Castello Nuovo. Nie habe ich einen Menschen mehr erschrecken sehen, wie den jungen Grafen bei meinem Anblicke. Der Verführer hatte mich wirklich längst für todt gehalten. Er zitterte wie ein Mädchen.

„Es ist unnütz, Ausflüchte zu suchen, Viktor Festini," sagte ich. „Sie würden zu tauben Ohren sprechen. Ich werde kurz sein: entweder Sie erfüllen jetzt Ihre meiner Schwester tausendmal gegebene Zusage und heirathen des armen Fischers Tochter, Franzeska Ristori, oder ich liefere unmittelbar an die geheime Gesellschaft, der Sie angehören, Beweise Ihres Verraths aus. Es versteht sich von selbst, daß Sie selbst dann, wenn Sie auf meine einzige Bedingung eingehen — nicht mit meiner Schwester leben dürfen, sondern die sofortige Trennung nach der Vermählung müßte ebenso, wie die Theilung Ihres gesammten Vermögens notariell festgesetzt werden."

Der Feigling ging ohne Weigern auf meine Forderung ein. Sein Vater war gerade in Rom abwesend, sonst würde ich so leichtes Spiel nicht gehabt haben. Die Vermählung mit meiner Schwester wurde öffentlich gefeiert, aber unmittelbar nach derselben kehrte Franzeska zur Tante zurück. Kurze Zeit darauf trat sie in den geistlichen Orden der Schwestern von der Gnade, deren Priorin sie später ward. Ich kehrte nach Turin zurück. Kaum hier angekommen, sandte der Unterpräfekt der Polizei, Signor Pinelli, nach mir. Ich machte ihm einen Besuch und hörte zu meiner Ueberraschung, daß die geheime Polizei mich schon längst beobachtete und daß ihre Aufmerksamkeit zuerst auf mich in Folge meiner Billets mit der Unterschrift: „Ein Savoyer", gelenkt worden sei. Er lobte die Schärfe meiner eigenen Beobachtung, den Takt meiner Handlungsweise u. s. w., und legte mir schließlich die Frage vor: ob ich geneigt sei, selber in das Corps der geheimen Polizei einzutreten? Ich sagte Ja und erhielt sofort einen Auftrag, in welchem es sich um einen Mord handelte, dessen Thäter unentdeckt geblieben war.

2. Ein unschuldig Angeklagter.

Der Mord war an einer Dame, Namens Bartolozzi, in deren Villa auf den Höhen von Turin und nahe am Po, verübt worden und zwar unter folgenden Umständen. Madame Bartolozzi war zweimal vermählt gewesen, das erste Mal an einen reichen Grundbesitzer, Steffano Verdi, der sich im großen Styl mit ihr trauen ließ und dann mit seiner jungen Gattin eines der besten Häuser an der Piazza di San Carlo bewohnte. Steffano Verdi hatte seit Jahren einen vertrauten und sehr verschlagenen Diener Bergamo, mit welchem er sich später überwarf. Bergamo entdeckte darauf der Signora Verdi, daß ihr Gemahl schon vorher verheirathet gewesen sei, und daß seine andere Gattin noch lebe. Verdi habe, nach gegenseitiger Uebereinkunft, sich von dieser Frau getrennt, zahle ihr eine beträchtliche Jahrespension, und sie führe wieder ihren Mädchennamen, Rosetta Vandièra. Ihr Wohnsitz sei Florenz.

Auf diese Entdeckung hin folgte zwischen den beiden Ehegatten eine fürchterliche Szene; Verdi, mit seinem Diener konfrontirt, vermochte die erhobene Beschuldigung nicht zu läugnen, und obschon seine zweite Gemahlin, fest von seiner aufrichtigen Liebe zu ihr überzeugt, zur Verzeihung geneigt war, schritt doch das Kriminalgericht ein. Verdi mußte eine bedeutende Entschädigung zahlen und erhielt mehrere Monate Gefängnißstrafe. Die zweite Ehe ward für null und nichtig erklärt.

Nach Verbüßung seiner Strafe ward Verdi nicht mehr in Turin oder dessen Nachbarschaft gesehen; es hieß, er lebe in Wien, doch war darüber mit Sicherheit nichts festzustellen. Zwei Jahre nach der Nichtigkeitserklärung der Ehe vermählte sich die getäuschte Dame mit einem ebenfalls begüterten Manne Namens Bartolozzi und bezog mit ihm eine Villa auf der Collina de Torino. Bartolozzi fand seinen Tod durch einen Sturz vom Pferde, und die Wittwe, welche kein Kind hatte, ward Erbin seines ganzen Vermögens!

Einige Monate später kehrte auch Verdi, dessen Frau inzwischen zu Florenz gestorben war, nach Turin zurück und bezog wieder sein Haus an der Piazza di San Carlo. Es ward nun fast allgemein angenommen, Verdi werde die Wittwe Bartolozzi zum Altar führen; er suchte auch sich der noch jungen und reizenden Wittwe wieder zu nähern, ward aber entschieden zurückgewiesen, und ein Gerücht sagte, Madame Bartolozzi habe ein zärtliches Verhältniß mit dem damaligen Oberst Cialdini. Dieß Gerücht — wahr oder nicht wahr — erfüllte Verdi mit eifersüchtiger Wuth, er schwur, daß die

von ihm heißgeliebte Wittwe nur über seiner Leiche eine anderweite Ehe schließen solle und ließ nicht ab, sie zu bestürmen.

Eines Tages gab es deßwegen in der Villa der Madame Bartolozzi zwischen ihm und ihr eine heftige Szene; Verdi ging im vollen Zorne von ihr, und spät am Abend ward die Wittwe in ihrem Garten ermordet gefunden. Es war ihre Gewohnheit, Abends bis elf Uhr in diesem Garten zu lustwandeln, und Verdi kannte natürlich diese Gewohnheit. Als ihr Leichnam gefunden ward, war er noch warm. Die Aerzte konstatirten, daß der Tod kaum eine halbe Stunde vorher erfolgt sein könne. Sie hatte eine Stichwunde im Nacken. Am folgenden Morgen ward im Garten ein blutiges Stilet gefunden, in dessen Klinge Verdi's Name gravirt war, und von welchem festgestellt wurde, daß es diesem wirklich gehört hatte.

Verdi ward in Folge dessen verhaftet. Es gelang ihm freilich, sein Alibi zu beweisen; verschiedene sehr respektable Männer bezeugten, ihn zu der Zeit, in welcher der Mord verübt worden sein mußte, im Teatro Regio gesehen zu haben, und die Entfernung der Villa von diesem war so groß, daß sie der Angeschuldigte selbst nicht mit dem schnellsten Pferde hätte zurücklegen können. Ferner beschworen zwei seiner Dienstleute, daß ihr Gebieter schon vier Wochen vor dem Morde das gefundene Stilet vermißt habe. Nichtsdestoweniger blieb er in Untersuchungshaft, und es kam ein anderweites Indicium hinzu, ihn zu verdächtigen: es ward im Garten unweit der Stelle, wo Madame Bartolozzi war todt gefunden worden, im Gesträuch ein seidenes Taschentuch gefunden, das ebenfalls Verdi gehört hatte. Ein Diener des Verhafteten mußte sogar konstatiren, sein Herr habe dieß Tuch am Tage des Mordes getragen. Dagegen ward wieder aktenkundig, daß es Verdi's Gewohnheit sei, Taschentücher zu verlieren oder liegen zu lassen.



Memoiren eines italienischen Polizeibeamten. **Eine Schießprobe unter Banditen.** (S. 54.)

Ein Zwischenfall, der möglicherweise mit dem Verbrechen Zusammenhang hatte, blieb in ein gewisses Dunkel gehüllt. Madame Bartolozzi hatte am Tage nach ihrer Ermordung ein glänzendes Banket geben wollen, und doch war am Morgen nach der Auffindung ihrer Leiche sämmtliches Silberzeug sowie ihre Juwelen verschwunden, höchst wahrscheinlich also in der vorhergegangenen Nacht gestohlen worden. Die Dienstleute der Ermordeten beobachteten diesem Umstande gegenüber eine reservirte Haltung; es war möglich, daß sie sich den Tod ihrer Gebieterin zu Nutze gemacht und ihr werthvolles Silberzeug und ihre Schmucksachen beseitigt hatten.

In diesem Stadium der Untersuchung befand sich die Sache, als ich von Signor Pinelli mit weiteren Nachforschungen beauftragt ward. Ich richtete mein Augenmerk zunächst auf — Bergamo. Signor Pinelli sagte mir, Bergamo sei bis zuletzt von der Ermordeten begünstigt worden, sie habe ihm Geld geliehen, damit er, einige Meilen von Turin entfernt, ein Gasthaus, genannt Carlo Alberto, hatte eröffnen können. Ferner erforschte ich, daß Bergamo als Gastwirth kein besonderes Glück habe und ein leidenschaftlicher Spieler sei.

Nach diesen Erkundigungen begab ich mich zu dem verhafteten Verdi in's Gefängniß. Ich fand einen gebrochenen, marmorbleichen Mann, der mich mit kalter Höflichkeit empfing. Sein mißtrauischer Blick sagte mir, daß er in seiner einsamen Haft, fern von allem Verkehr mit der Außenwelt, schon genugsam war gepeinigt worden. Nicht einmal ein Rechtsbeistand ward ihm bewilligt, er war völlig der richterlichen Diskretion preisgegeben. Ich bekannte ihm freimüthig, daß ich ein Agent der geheimen Polizei sei, aber an seiner Unschuld nicht im Mindesten zweifle. Ich bat ihn, mir zu vertrauen und die Hoffnung auf Freiheit und Glück nicht aufzugeben. Der Ton, in welchem ich zu ihm sprach, berührte ihn angenehm, doch richtete er ihn nicht auf. „Für mich gibt es kein Glück mehr,“ sagte er; „dieß ist mit dem theuren Wesen begraben worden, als dessen Mörder ich gelten soll.“ — Ich gab ihm meine Verwunderung zu erkennen, daß er in keiner seiner Aussagen zu Protokoll auch nur die mindeste Bemerkung über Bergamo gemacht habe, der doch sein Todfeind sei. — „Wozu,“ erwiederte er, „hätte ich meine Lippen mit dem Namen dieses Teufels verunreinigen sollen? In welcher möglichen Beziehung sollte dieser Mensch zu einem Verbrechen stehen, das mich, den Schuldlosen, zur Guillotine bringen wird? Ich hege keine Hoffnung mehr und wünsche nichts sehnlicher, als meine Qualen durch den letzten Streich des Gerichts beendet zu sehen.“ — „Aber,

Herr, es kann Ihnen doch nicht gleichgültig sein, ob Ihre Ehre vom Gericht anerkannt wird, oder ob Sie mit dem Stempel des Mörders aus der Welt gehen! Vor Allem aber hat die Behörde die Aufgabe, den wahren Thäter auszufinden, und es kann derselben mit Ihrer gleichgültigen Resignation nicht gedient sein. Beantworten Sie mir denn wenigstens zwei Fragen: Glauben Sie, daß jener Bergamo mit den häuslichen Gewohnheiten der Ermordeten und mit ihrem Besitz an Silberzeug und anderen Kleinodien be-



Die regensburger Wurstkuchl. Von A. Puschkin. (S. 56.)

kannt war?" — „Ganz gewiß! Indeß berücksichtigen Sie auch, daß Madame Bartolozzi eine gütige Freundin und Wohlthäterin gegen Bergamo war." — „Das konnte einem Menschen, den Sie selbst als Satan bezeichnen, nicht von einem gewinnbringenden Verbrechen abhalten. Ich muß Ihnen bemerken, daß, wie ich erst heute erfahren, Bergamo in Mailand wegen des Ankaufs eines bedeutenden Hotels in Unterhandlung steht und dort vorgegeben hat, er sei in Besitz einer Erbschaft gekommen." Aus Verdi's ungläubigem

Lächeln konnte ich entnehmen, daß er selbst auf diesen Umstand kein Gewicht legte. Der Mann hatte in seiner Haft alle moralische Energie verloren. Ich sah ein, daß mit ihm nichts anzufangen sei, und verließ ihn, nachdem er noch die Frage: ob Bergamo habe wissen können, wo das ihm entwendete Stilet sich befunden, bejahend beantwortet hatte.

Bergamo ward mir immer verdächtiger. Während er in Mailand den Begüterten spielte, gab er sich in seiner alten Heimat das Ansehen eines blutarmen Mannes. Bei Signor Trombetti, meinem früheren Patron im Hotel de l'Europe, dem er Geld schuldete, erschien er und bat um Nachsicht. Er trug schlechte Kleider und machte, als ich wie zufällig in's Gastzimmer trat, auf mich den Eindruck eines höchst verschmitzten Verbrechers. Als er sich entfernte, folgte ich ihm verstohlen; er schlug den Weg nach der Villa auf der Collina ein, stand also vermuthlich mit den Dienstleuten der Ermordeten noch in Verkehr. Aber dergleichen Füchse können so zu sagen zwischen den Ohren zurücksehen. Bergamo bemerkte mich und gab seinen Schritten eine veränderte Richtung.

Ich legte nun im Polizeidepot die Uniform eines Offiziers der Bersaglieri an und schlenderte auf die Höhen am Po. In der Villa der Ermordeten, wo ich als Beauftragter eines kauflustigen Verwandten auftrat, fand ich zwei weibliche Dienstboten und einen Gärtner. Die Jüngere der beiden Frauen, Theresa, war außerordentlich schlau und verschlossen, und es entging mir nicht, daß sie sich bemühte, mich mit dem Gärtner Bartolo nicht allein zu lassen. Daß sie mir von vorn herein mißtraute, machte sie selbst verdächtig. Ich hielt Bartolo für ihren Ehegatten.

Als ich wie von ungefähr an die Stelle kam, wo Madame Bartolozzi war ermordet gefunden worden und darüber eine Bemerkung machte, verfärbte sich Theresa. „Es ist richtig," erwiederte sie mit erzwungener Fassung; „ich glaube, es war in der Nähe dieser Stelle, wo sie gefunden ward." — „Nun," fuhr ich fort, den Blick fest auf ihr Antlitz geheftet, „Euer Ehemann war ja doch dabei, und dieser, denke ich, muß es doch genau wissen." — Theresa zuckte zusammen, wie von einer Natter gebissen, aber auch diese verrätherische Bewegung dauerte nur einige Augenblicke. „Wie meinen Sie das?" fragte sie dann spitz. — „Ich meine ganz einfach, daß Bartolo, Euer Gatte, dabei war." — Die Frau platzte in lautes Gelächter aus. „Bartolo, mein Gatte! Das ist lustig, Herr! So gewiß ist er mein Gatte, wie Sie ein Offizier der Bersaglieri sind!" — Mein Gesicht ward wie mit Blut übergossen, ich war noch zu neu im Dienste, um die Kunst der Verstellung so aus dem Fundamente üben zu können. Die listige Frau bemerkte das wohl und lachte teuflisch. Mit einer Erwiederung, so geschickt ich sie erfinden konnte, machte ich mich von ihr los und ging zu Bartolo, der in einer Ecke des Gartens grub. Es gelang mir, Folgendes zu erforschen: Bartolo haßte aus einem geheimen Grunde sowohl Theresa als auch Bergamo. Theresa war Bergamo's Geliebte und stand mit ihm in fortwährender Verbindung. Bartolo wünschte aus der Stellung, in der er sich befand, herauszukommen. Ich bestellte ihn für den folgenden Tag nach dem Hotel de l'Europe, wo er nur nach dem Lieutenant Giuseppe fragen solle. Hierauf schenkte ich ihm eine Münze und ging.

Dießmal war es das listige Weib, welches mich beobachtete. Als ich einige Stunden später aus der Polizeipräfektur trat, sah ich Theresa auf der andern Seite der Straße stehen und rasch in einem Durchgange verschwinden. Die verdächtigen Vögel waren also auf ihrer Hut und ich mußte gewärtigen, das Nest leer zu finden, wenn nicht rasch gehandelt ward. Unglücklicher Weise war aber Signor Pinelli, ohne dessen Zustimmung ich meinen Plan nicht ausführen konnte, auf einer Expedition abwesend und vor dem folgenden Morgen nicht zurückzuerwarten.

Gegen Abend erschien Bartolo im Hotel und verlangte den „Lieutenant Giuseppe" zu sprechen. Zunächst sah er sich scheu und vorsichtig um, damit kein weiterer Zeuge höre, was er mir mittheilen wollte. Hierauf erzählte er: Bergamo sei zu derselben Zeit in der Villa der Madame Bartolozzi gewesen, als ich dort verkehrt hätte; er habe alle meine Schritte beobachtet und wisse, daß ich ein geheimer Polizeiagent sei. Bergamo habe nach dieser Entdeckung mit Theresa die Flucht verabredet; in solchem Falle aber seien die wahren Mörder nicht mehr zu erreichen. Bergamo habe Verdi's Stilet gestohlen und damit Madame Bartolozzi erstochen, um den Verdacht auf den von ihm gehaßten Verdi zu wälzen. Theresa aber habe bei Verdi's letztem Besuche, am Tage des Mordes, diesem das Taschentuch entwendet, welches sich im gerichtlichen Deposito befinde. Er, Bartolo, wisse um den Mord, habe aber keinen Theil daran genommen und durch einen Eid Schweigen angeloben müssen.

Nur an der Beraubung der Nachlassenschaft der Ermordeten habe er, sowie ein gewisser Minghi, einer der Vetturini von Turin, Theil genommen, doch seien nachher Beide um ihren Antheil betrogen worden. Er hasse Bergamo und wolle ihn der verdienten Strafe überliefern; nur für sich selbst und für Minghi verlangte er von mir nicht allein das schriftliche Versprechen Namens der Polizei, daß Beide straflos sein sollten, sondern auch eine Geldbelohnung. Ich gab das Versprechen in der Ueberzeugung, daß es die Tinte nicht werth sei, womit es geschrieben worden.

Bis hieher erschien mir dieser Bartolo nur als ein Mensch, der die über den Verbrechern hängende Wetterwolke sieht und sich für seine Antheilnahme am Verbrechen selbst auf Kosten der übrigen Theilnehmer zu sichern sucht; ein einziger Umstand aber weckte plötzlich in mir gegen den Burschen einen furchtbaren Verdacht. Er sagte mir, daß ich Minghi noch an demselben Abend in der mindestens zwei Wegstunden von Turin an der Hochstraße nach Novara liegenden Taverne zum heiligen Philipp finden werde, daß ich aber allein dort erscheinen müsse, weil Minghi sich sonst nicht werde sehen lassen. Ich kannte die bezeichnete Taverne längst als sehr berüchtigt und ahnte, daß man mir eine Falle legen wolle, und daß Bartolo selbst als Werkzeug der Räuber und Mörder diente. Es lag mir jedoch zu viel an der Enthüllung der geheimnißvollen Unthat, und da die Nacht mondhell war, so gab ich Bartolo die Zusage, ich würde mich sogleich aufmachen. Der Bursche verließ mich, nahm aber in der Nähe des Hotels einen beobachtenden Standpunkt ein. Ich hatte, um nicht nach dem Polizeigebäude gehen zu müssen, eine geheime Unterredung mit Signor Trombetti, auf dessen Treue ich bauen konnte. Dieser sollte jedenfalls dafür sorgen, daß binnen einer Stunde eine Abtheilung Polizeileute zu meinem Beistande ausrückte. Dann zog ich mein Pferd aus dem Stalle und ritt nach der Taverne. Der Wirth, ein verdächtig aussehender Mensch, war anscheinend allein, doch schien er mit im Komplot zu sein. Er begrüßte mich mit listiger Höflichkeit, beobachtete mich aber fortwährend verstohlen. Bald nach meinem Erscheinen schloß er Thüren und Läden des Hauses und kam in Begleitung eines andern Mannes in's Gastzimmer zurück, der den Eindruck eines Banditen machte. Ich hatte einen Revolver zur Hand genommen und machte mir daran zu schaffen. „Schöne Waffe das!" bemerkte der Wirth, wie aus Neugier. — „Und ich weiß damit zu treffen," erwiederte ich gelassen. „Seht ihr dort den kleinen, gemalten Vogel in der Ecke? Was gilt's, ich schieße ihm genau das Auge aus dem Kopfe!" Die beiden Kerle traten gespannt zur Seite; ich zielte und schoß richtig das kaum erkennbare Auge heraus. (Schluß folgt.)

Die Schneewoche.

Novelle von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Ich schritt durch das Zimmer, Jacques beobachtend und abwartend, bis er einige Fassung wieder erlangt hätte. Als ich ihn endlich laut seufzen hörte, berührte ich seine Schulter. „Jacques!" begann ich, „Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du kehrtest zurück, und — zu welcher That!"

Er fuhr auf. Seine Züge waren zerstört, fahl, kaum wieder zu erkennen. Der Jammer schnitt mir in's Herz, ich konnte nicht im Tone des drohenden Richters zu ihm sprechen. „Mein unglücklicher Jacques!" rief ich. „Wußtest Du, was Du thatest?"

Die Brust des Verzweifelnden hob sich in schweren Athemzügen. Er rang nach Worten. Endlich begann er in abgerissenen Sätzen: „Ja, St. Blanquart, ich ging mit der That um, da ich zurückkehrte, aber ich ahnte nicht, wen mein Dolch treffen würde! Ich

war zu Vispach. Ein hiesiger Bekannter wußte um meinen Aufenthalt. Er sollte mir Nachricht von hier geben. Da kommt eine Botschaft von ihm, daß ein französischer Soldat, der in Orsières geblieben, allnächtlich in Madelon's Fenster steige."

„Jacques!" unterbrach ich ihn, „das ist Verläumdung!"

„Daß der Soldat mein Bruder Etienne sei, verschwieg mir der Brief. Vielleicht absichtlich. Der Schreiber haßt die Franzosen, wie ich. Er hatte sich einst um Madelon beworben, wie ich. Er kannte meine Leidenschaft, und ließ mich thun, was er nicht — O Gott! Etienne, mein kleiner Etienne!"

Jacques brach in furchtbar hervorstürzende Thränen aus. Es währte lange, bis er weiter reden konnte. Dann fuhr er fort: „Von Eifersucht und Todesgrimm gejagt, eile ich hierher; ich sehe, spreche Niemand, verberge mich in Ihrem Hofe so, daß ich Madelon's Fenster beobachten kann, entschlossen, bis zur Nacht auf meinem Wachtposten zu bleiben. Ich brauchte nicht so lange zu warten. Bald hör' ich ein leises Pochen am Hofthor. Madelon kommt und öffnet, läßt einen französischen Soldaten ein und verriegelt das Thor wieder. Die Liebenden liegen sich in den Armen. Das Gesicht des Fremden konnte ich nicht sehen — und wenn ich es gesehen, erkannt hätte — wer weiß, ob die Wuth mich abgehalten hätte! Ich springe hervor, reiße ihn zu Boden. Mein Dolch trifft ihn dreimal, und als es geschehen, sehe ich in meines Bruders Züge!" — Es folgte bei Jacques ein neuer Sturm überwältigenden Schmerzes.

Ich hörte Adrian's Stimme an der Thür und schob den Riegel weg. Adrian kam in tiefer Erschütterung. „Er ist todt!" sagte er und legte schweigend die Hand auf Jacques' Haupt.

„O mein Gott!" rief ich. „So mußte eine abscheuliche Verläumdung zu diesem Ausgang führen! Adrian, hilf mir das Mädchen rechtfertigen! Bestätige, daß es nicht wahr sein kann, daß Etienne zu Nacht in Madelon's Fenster gestiegen! So schmachvoll kann sie mich nicht hintergangen haben!"

Adrian sah erbleicht zu Boden. „Es ist so!" sagte er nach einer Pause. „Es war öfter geschehen, da ich es erfuhr. Ich habe Etienne, ich habe sogar — Madelon gewarnt. Ich habe es zu verhindern gesucht — sie wußte auch mich zu täuschen. Ihre alte Haushälterin war durch Etienne bestochen. Ich wollt' Ihnen die Entdeckung ersparen und schwieg. Lassen wir jetzt vorbei sein, was vorbei ist. Morgen kommen die Franzosen, und wir haben die Leiche eines ihrer Kameraden, der gewaltsamen Todes gestorben ist, im Hause. Verbergen läßt es sich nicht, der alte Wundarzt kann nicht schweigen, und — es darf nicht verschwiegen werden. Vor allen Dingen müssen wir Ihr Haus, Herr Pfarrer, von jedem Verdacht der Betheiligung befreien, Sie sollen nicht noch mehr durch uns zu leiden haben. Jacques, ermanne Dich! Wir tragen die Leiche in meine Wohnung."

Ich wendete ein, daß mein Haus bei der Anklage und Untersuchung als die Stelle, wo die That verübt worden, doch nicht zu umgehen sei. Allein schon war Jacques aufgesprungen und eilte mit dem Bruder hinaus. Für eine Tragbahre hatte Adrian gesorgt. Ich sah auf die Straße hinaus. Es war, obgleich schon gegen Morgen, noch still, dunkel, die Stunde des letzten Schlafs für unser Städtchen. Jacques und Adrian trugen die Leiche Etienne's unter einer Decke geborgen fort. Ich schloß mich an. — Als sie in Adrian's Wohnung niedergelegt war, drang plötzlich ein sonderbares Tönen von draußen an mein Ohr. Ich öffnete das Fenster. Das klang wie Trompeten aus der Tiefe herauf, noch fern, aber doch erkennbar. Waren das schon die Franzosen? Es konnte nicht anders sein.

„Jetzt, mein Bruder," rief Adrian, „entflieh! Noch ist es Zeit! Du kennst auch in dieser Dämmerung die Wege, die Dich retten werden."

„Darf er entfliehen?" wendete ich ein. „Gehört seine That nicht vor den irdischen Richter?"

„O St. Blanquart!" bat Adrian, „fordert ihn nicht zu strenge vor Gericht! Nicht überlegt war seine That, unter der er selbst am Furchtbarsten von uns Allen leidet! Leidenschaft, Liebe, ein furchtbarer Taumel des Augenblicks hat ihn bethört. Wer jemals selbst geliebt hat, wird ihn verstehen und lossprechen von dem schwersten Theil seiner Schuld!"

„Laßt es gut sein!" entgegnete Jacques. „Ob ich mich dem Gesetz entziehen darf oder nicht, darüber werde ich mit meinem Gewissen zu Rathe gehen. Diesen Richtern aber, diesen, die wir kommen hören, den hochfahrenden Sklaven des Tyrannen, werde ich mich nicht stellen! In die Bande meiner gehaßtesten Feinde gehe ich nicht freiwillig. Und fänden sie mich im verborgensten Schlupfwinkel aus, noch da würd' ich mich bis zum letzten Blutstropfen gegen sie vertheidigen." — Er trat zu seines Bruders Leiche und beugte sich über sie: „Leb' wohl, mein Etienne! Dein Unrecht an mir ist klein gegen meine Schuld! Leb' wohl, mein armer Knabe!" — „Und Du, mein Adrian, auch Du leb' wohl!". Er preßte den Bruder in wildem Schmerz an sich. „Du kannst mir vergeben, ich weiß es! Du liebtest selbst — Du liebtest Madelon, ich wußt' es! Und dennoch wirst Du mir vergeben können, denn Du bist besser als ich. Ich war stets eigensüchtig, Du immer opferbereit und selbstvergessend! — Und Sie, St. Blanquart?" Er ergriff meine Hand, drückte sie und suchte nach Worten. „Beten Sie für mich! Leben Sie wohl!" Er rief es mit von Schmerz erstickter Stimme und stürzte hinaus. Erschüttert setzten wir beiden Zurückbleibenden uns an Etienne's Lager. Näher und näher hallten die Fanfaren aus den Tiefen herauf. Der Morgen brach an, und ich begab mich in der Dämmerung in mein Haus zurück.

Ich wachte den Tag in meinem Studirzimmer heran. Die alte Haushälterin ward entlassen. Madelon's Zimmer fand ich verschlossen. Schlief sie? Konnte sie schlafen? Ich mocht' es jetzt nicht untersuchen. Im Tiefsten erschüttert durch die letzten schrecklichen Stunden hatte ich doch keine Zeit, mich dem Eindruck zu überlassen. Ich mußte auf eine Reihe unberechenbarer Folgen gefaßt sein, ich mußte mich waffnen, handelnd und eingreifend in die kommenden Ereignisse aufzutreten. Mit ganz andern Empfindungen, als ich dem Herannahen des französischen Heereszuges noch vor wenigen Wochen entgegen gesehen, sah ich ihn jetzt wirklich kommen.

Und so zog sie denn herauf, die Riesenarmee des ersten Konsuls, herauf aus dem schon frühlingsmäßig grünen Thale von Martigny, durch hundert Felsenwindungen, in unser schon auf rauheren Höhen gelegenes Orsières. Und immer höher hinauf durch wieder hundert Biegungen der Felsenschluchten, über kahle, schaudervolle, sturmdurchheulte Einöden, wo der Adler haust; über Schnee und Eis, schwarze Untiefen zu beiden Seiten, schwindelnde Abgründe, über morsches Gestein, das jeder Wegbahnung trotzte. Reiterei und Fußvolk, Artillerie, Kanonen, Pulver- und Munitionswagen — Rosse glitten aus und stürzten, Geschütze blieben in Schneegruben stecken und mußten mit stundenlanger Arbeit herausgegraben werden, Krieger sanken ohnmächtig an der Straße nieder. Aber weiter hinauf ging es, geführt von dem Gewaltiges bereitenden Konsul, weiter hinauf durch Sturmgeheul und Schneegestöber, denn drüben, jenseits der Firnen, sah er im Geist schon die Sonne von Marengo aufgehen. Drei Tage lang wälzte sich so der Zug langsam empor, eine in allen Gliedern bewegte Riesenschlange, unabsehbar, grausig wie ein ungeheuer daherschreitendes Verhängniß, das unaufhaltsam seinen weltumgestaltenden Zielen entgegen geht.

Ich hatte nicht Zeit, mich diese ganzen drei Tage lang einem müßigen Beschauen zu widmen. Als um Mittag, trotz meines wiederholten Pochens, Madelon's Zimmer noch immer nicht geöffnet wurde, sah ich mich genöthigt, das Schloß mit Gewalt zu erbrechen. Das Zimmer war leer, Madelon's Bett unberührt. Ein neuer Schreck für mich! Wo sollte ich das Mädchen jetzt suchen. Ich fragte bei den Nachbarn. Niemand hatte sie gesehen. Ich mochte meine Besorgnisse noch Keinem mittheilen, hätte doch Keiner in der allgemeinen Aufregung die Stimmung gehabt, mir zu Rath und Hülfe zu gehen, da jedes Haus sich auf eine Menge Einquartierung einzurichten hatte. Die letzten heut heraufkommenden Truppen sollten in Orsières übernachten. Weiter in der Stadt nach Madelon herum zu fragen, war auch unmöglich, da unser Ort durch den unablässigen Zug der Armee wie von einem Strome durchschnitten war, über den keine Brücke führte. So war ich allein im Hause — die Wirthschafterin hatte es meinem Befehl zufolge früh verlassen, der Knecht war schon einige Tage vorher als Wegarbeiter mit hinaufgegangen — und so mußte ich mich allein auf eine Einquar-

tierung von zwanzig Mann einrichten. Vorbereitet war ich allerdings bereits leiblich, und doch gab es in Stallung, Hof und Haus noch genug zu thun.

Endlich kam der Abend, die enge, kleine Gebirgsstadt glich einem Bivouak. In den Häusern Soldaten, auf den Thürschwellen, auf den Straßen gelagert, lachend oder scheltend, todmüde oder zu Tollheiten aufgelegt, essend, trinkend, die Pferde abzäumend, nach Heu und Stroh rufend, mit den Hauswirthen hadernd, mit den Weibern auf besserem Fuß, fordernd und die Herren spielend Alle. Ich war Knecht, Läufer, Aufwärter, Alles zusammen in meinem Pfarrhause. Ich konnte es nicht verlassen, wie sehr mich auch verlangte, nach Madelon zu forschen, wenigstens Adrian aufzusuchen und durch ihn etwas auskundschaften zu lassen.

Da vernahm ich eine drohende Bewegung auf der Straße. In einer Gruppe von Soldaten theilt man sich mit, daß man in einer zum Nachtquartier bestimmten Wohnung einen französischen Kameraden ermordet gefunden habe. Es sei dem Commandeur Anzeige gemacht, und schon sei die Canaille, die den armen Jungen umgebracht, verhaftet, um standrechtlich erschossen zu werden. Ich flog hinaus. „Sollte man nicht," fuhr einer der Entrüsteten fort, „das ganze Nest in Brand stecken? Will man uns hier abschlachten? Auf! Feuer unter die Brut! Sie soll an uns denken!" — „Haltet, Freunde!" rief ich, indem ich die Gruppe theilte. „Ein Brand in der Stadt wär' euch nicht minder verderblich als uns, denn ihr müßtet mit Sack und Pack mit verbrennen, da ihr in diesen Bergen, zumal bei anbrechender Nacht, die Gelegenheit nicht kennt, euch in Sicherheit zu bringen. Nehmt Vernunft an und begleitet mich zum Commandeur, der allein hier zu richten hat." — „Wahrhaftig, der Herr Pfarrer hat recht! Verbrennen wär' weder angenehm noch rühmlich, und wir haben drüben in Italien noch viel Ruhm einzukassiren. Kommt mit zum Commandeur!"

Der Commandeur hatte sein Quartier im Stadthause. Der Platz vor der Thür war gedrängt voll Menschen, ich hatte Mühe, hinein zu gelangen. Den Bürgermeister und die Gemeindevorsteher fand ich bereits im Verhör, denn der außerordentliche Fall hatte den Verdacht einer Verschwörung in Orsières gegen die Franzosen hervorgerufen. Der Commandeur trat mit furchtbarer Strenge auf. Die Väter der Stadt, voll Erstaunen und Schrecken, in dem Getödteten Etienne Turgot zu erkennen (denn die Leiche war nach dem Stadthause gebracht worden), erklärten den Vorgang, der den jungen Soldaten in der Stadt zurückgehalten; sie erzählten, daß er ein Ortsangehöriger sei, daß er beliebt gewesen, daß es unerklärlich sei, wie eine so entsetzliche That an ihm habe verübt werden können. Umsonst, der Commandeur wollte Verrath, wollte ein Komplot gegen sich und seine Leute erkennen und drohte der armen Stadt die grausamste Strafe, wenn ihm die Mitschuldigen nicht sofort ausgeliefert würden.

Ich trat vor, mein Eindringen entschuldigend. „O, da ist unser Herr Pfarrer, St. Blanquart!" rief der Bürgermeister. „Er wird uns bezeugen, mit welcher frohen Begeisterung wir der Armee des Konsuls entgegen gesehen!"

Ich bestätigte das, indem ich zugleich meine eigene Bewunderung für das Unternehmen des jungen Helden Bonaparte hinzufügte, und suchte den Commandeur zu überzeugen, daß das Verbrechen durchaus vereinzelt dastehe und von allen Bewohnern unserer Stadt gleichmäßig verabscheut werden werde.

„Nun, was in aller Welt hat den Buben veranlaßt," rief der Commandeur, „einen jungen französischen Soldaten meuchlerisch zu tödten, der, wie ihr sagt, bei euch allgemein beliebt war?"

Ich erklärte, daß es aus Eifersucht geschehen sei. „Wenn der unglückliche junge Mensch," fuhr ich fort, „der die That begangen, sich jetzt durch die Flucht dem Gesetz entzogen hat —"

„Was?" unterbrach mich der Commandeur — „entflohen? Was ist das? Wir haben ihn doch, denk' ich?" Er winkte einem Offizier, welcher das Zimmer verließ. Bald darauf wurde die Thür aufgethan und herein trat, unter militärischer Wache und in Ketten — Adrian Turgot.

„Welch' ein Irrthum, Herr Commandeur!" rief ich. „Dieser junge Mann ist nicht der Mörder! Für seine Unschuld stehe ich mit der Heiligkeit meines Amtseides ein!"

„Zum Teufel mit Ihrem Amtseide!" rief der General ungeduldig. „Jetzt wird uns gar noch der Pfaffe Winkelzüge machen! Der Kerl hat sich selbst als den Mörder bekannt, er hat ein ehrlicheres Bekenntniß seines Verbrechens abgelegt, als der Herr Pfarrer, der die Sippschaft weiß brennen möchte!" (Fortsetzung folgt.)

Die Wurstkuchl zu Regensburg.

Von

Hans Weininger.

(Bild S. 53.)

Die Wurstküche gilt so zu sagen als ein Wahrzeichen Regensburgs, denn wer nicht im Stande ist, ihren Platz zu bezeichnen, der wird dafür angesehen, als sei er nie innerhalb der Mauern Regensburgs gewesen. Angebaut an den nördlichen Theil der alten Stadtmauer, wird die Wurstküche alle Vormittage — mit Ausnahme der Sonntage — fleißig besucht. Die Tische sind ziemlich nieder, die Bänke im Verhältnisse zu hoch, von Servietten keine Spur, Messer und Gabel erhält jeder Gast in das Brod gesteckt, das Sauerkraut ist nur leichthin gesotten, aber die Bratwürste sind in hohem Grade delikat. Lieber Leser, Du mußt wissen, daß Regensburg dieser Bratwürste wegen in hohem Ansehen steht, und diese Jahr aus Jahr ein weithin versandt werden. Wer immer davon gekostet, läßt sie sich weithin zuschicken.

Den südlichen Theil der Wurstküche bildet ein Stück der vor etwa zwölf Jahren abgetragenen Stadtmauer, auf der Nordseite — gegen die Donau zu — präsentiren sich vier kleine Fenster, und auf der Westseite ist der Eingang durch die verräucherte Küche in die niedere Stube. Da sitzen dann bei eintretendem Regenwetter die Gäste dicht aneinander gedrängt und Jeder behilft sich, so gut es eben gehen mag.

Hinter der Wurstküche sehen wir das Haus des Drechslers Schindler, links davon die Wirthschaft zum weißen Lamm, weiter aufwärts davon den Gasthof zum weißen Hahn, im Hintergrund den seines vorzüglichen Bieres wegen vielbesuchten Bischofshof, und hinter diesem die im Ausbau begriffenen Domthürme. Rechts der Domthürme erblicken wir das Kuppeldach des Johanniskirchleins, das verschwinden soll nach Vollendung des Domes, um dieses herrliche Werk gothischer Baukunst möglichst freistehend zu machen. Dadurch kann auch der Dom nur gewinnen. Rechts von der Wurstküche bemerken wir einen Theil des städtischen Salzstadels, der sich zwischen dieser und der uralten steinernen Brücke ausdehnt. Diese Brücke, eine der ältesten von ganz Deutschland, verbindet zwei Städte — Regensburg und Stadtamhof.

Viele Leute in Regensburg sehen in der Wurstküche eine Verunschönerung der Stadt und ist deßhalb schon viel darüber gestritten und geschrieben worden. Aber in Wahrheit wäre es doch schade, wenn das altehrwürdige Regensburg, die älteste Stadt Bayerns und der ehemalige Herrschersitz bajuwarischer Fürsten, um diese merkwürdige Oertlichkeit käme, die immerhin als Wahrzeichen dienen mag.

Fliegende Blätter.

Ein verschwenderischer Günstling. Als sich Fürst Potemkin, ein Günstling **Katharinens II.**, im Jahr 1791 zu Petersburg aufhielt, gab er während einer Zeit von vier Monaten 1,200,000 Rubel aus. Dieser Aufwand wird begreiflich, wenn man weiß, daß sein gewöhnlicher Tisch täglich 800 Rubel kostete, und daß ein einziges Gericht, nämlich seine Lieblingssuppe mit Sterlet, gegen 300 Rubel zu stehen kam. Während des Krieges gegen die Türken, da sich Potemkin zu Jassy in der Moldau aufhielt, hatte er aus Uebermuth einigen Bojarinnen diese seltene und kostspielige Suppe versprochen, obgleich hier gar keine Aussicht war, sein Wort zu lösen; auch befand sich sein Mundkoch, welcher allein die Bereitung verstand, eben zu Moskau. Doch Potemkin wußte Rath. Er fertigte einen Major als Kurier mit einigen wenig bedeutenden Nachrichten an den gerade damals in Moskau sich aufhaltenden Hof ab, jedoch mit der Instruktion, bei seinem Koche eine Schüssel dieser Suppe zu bestellen und solche mitzunehmen. Derselbe kam auch glücklich damit in Jassy an. Nicht selten zahlte Potemkin, wenn ihn die Lust nach Kirschen anwandelte, das Stück mit fünf bis sechs Rubel; er pachtete auch ganze Bäume dieser Frucht in den Treibhäusern, wenn er auch oft Monate lang keine genoß.



Mr. Stone's Tod. (S. 58.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

9. Späte Reue.

Es verstrichen nach der Abreise des Malers und seines freundschaftlichen Patrons Felix zwei Monate ohne ein besonderes Ereigniß. Im Hause des Juwelenhändlers ging Alles seinen gewöhnlichen Gang, obschon seit Abschließung der Ehepakten selbst Isaak Stone seine frühere Gemüthsruhe nicht ganz wiederfinden konnte. Besonders verdroß es ihn, daß Sir Felix auch nicht ein einziges Mal an seine Braut schrieb, während er doch mit seinem Advokaten korrespondirte.

Am Meisten litt Ellen; stille Sehnsucht stritt in ihrem Herzen mit dem von Julia gepflanzten Giftgedanken des Argwohns. Ihre Phantasie malte sich, je länger die Abwesenheit der beiden jungen Männer dauerte, immer schwärzere Bilder. Am Tage verfolgte sie Julia's klug berechnete Rede unter dem Scheine innigster Theilnahme, Nachts quälten sie fürchterliche Träume. Einmal mitten in der Nacht schrie sie laut auf im Schlafe, und als sie, in Schweiß gebadet, erwachte, riß sie in die Klingel. Die Großmutter eilte bestürzt an ihr Bett. Fast gleichzeitig erschien die in der Nähe schlafende Bridget. Beide sahen Ellen todtenblaß und mit starrem Blick im Bett sitzen. „Was ist geschehen?" fragten Beide besorgt. Ellen umklammerte sie angstvoll und bat sie, bei ihr zu bleiben. „Gewiß bleibe ich hier, mein Honigkind!" erwiederte Bridget und rückte sich den großen alten Lehnstuhl der Großmutter an's Bett, und „old Grannie" streichelte die Zitternde wie ein kleines Kind.

Jetzt kamen aber auch Vater und Mutter, die der schrille Ton der Glocke geweckt hatte. „Was ist's, sind Räuber im Hause?" fragte Stone. — „Nein," antwortete Bridget, „aber Miß Ellen befindet sich nicht wohl." — „Was fehlt Dir, Ellen? Sprich!" — „Nichts mehr, Vater. Es war nur ein Traum, der mich entsetzte, aber ein fürchterlicher Traum!" — „Albernes Kind! Wegen eines Traums solchen Lärm?" sagte Mrs. Stone ärgerlich. „Kannst Du Deinen Unsinn nicht für Dich behalten?" — Jetzt aber hielt sich die entrüstete Großmutter nicht mehr. „Euer Unsinn ist's," sagte sie heftig, „der das arme Kind noch in's Irrenhaus oder in's Grab bringt! Seht sie nur an, wie sie blaß ist und bebt! Seht, wie verändert sie ist gegen sonst, und sagt mir, ihr Hartherzigen, was für Gutes euch Sir Felix erweisen wird, wenn ihr euer Prachtkind verloren habt!" — „Wie, das Alles ist eine Folge des Harms um Godfrey?" fragt Stone düster. — „Gewiß, das ist's!" fuhr die Großmutter in ihrem vorwurfsvollen Tone fort. „Was konntet ihr anders erwarten? Warum habt ihr Godfrey hinweggetrieben? Hattet ihr nicht genug für die jungen Leute, mußtet ihr noch mehr verlangen? O geht, geht! Ich kann solche Wege, wie die eurigen, nimmer gut heißen. Ellen ißt und schläft nicht mehr, oder wenn sie schläft, foltern sie gräßliche Träume über Sir Felix und Godfrey. Ihr seid kalte, selbstische Menschen,

ich habe keine Nachsicht mehr mit euch. Lieber wollte ich in einer Dachkammer mit Strumpfstricken kümmerlich mein Brod erwerben, als handeln wie ihr!" — „Mutter, kümmere Dich um Deine eigenen Geschäfte!" erwiederte Mrs. Stone hart und schneidend. „Was für ein Traum war's, Ellen, der Dich beunruhigte?" — „Ich sah, wie Godfrey Sir Felix ermordete. Er stürzte ihn von einem Felsen herab. Ich sah die Stelle so deutlich, und Godfrey hielt sich an einem Zweige fest, beugte sich über die Felswand und blickte in den Abgrund, in den Felix gefallen war. Ganz gewiß ist er todt!" — „Wer?" fragte Isaak. — „Sir Felix! Godfrey hat ihn getödtet!" — Mrs. Stone ersuchte alle Anwesenden, das Schlafzimmer zu verlassen, sie wolle allein bei Ellen bleiben und sie beruhigen. Diese aber ließ sich nicht beruhigen, und es blieb für ihre Mutter schließlich nichts übrig als das Versprechen, Mr. Stone solle sogleich an Sir Felix schreiben, um zu erfahren, ob er noch am Leben sei. Dieß geschah denn auch unter dem Vorwande verschiedener Anfragen über die Hochzeitsarrangements, und bald darauf langte von Sir Felix die Nachricht an, daß er wohlauf sei, doch werde er etwas später als erwartet zurückkehren, da er vorher nach Irland reisen müsse. Godfrey wolle in Rom ein Atelier eröffnen und nicht nach England zurückkehren.

Trotzdem gewann Ellen ihre Ruhe nicht wieder. Der Grund lag ja auch tiefer — sie sehnte sich nach Godfrey, und ihr stummer Schmerz steigerte sich nur durch die Mittheilung, daß er in Italien bleiben werde. Inzwischen gingen die Vorbereitungen zur Vermählung ihrem Ende entgegen, und Ellen ward so hinfällig, daß ihr Vater es nicht über sich gewinnen konnte, dieß länger mit anzusehen. Es ward zwischen beiden Gatten Raths gepflogen, wobei Mrs. Stone, die jetzt fester an dem Eheprojekt hielt als ihr Gemahl, es durchsetzte, daß Ellen bis zu den Tagen der Hochzeit die Luft wechseln, d. h. nach Margate auf's Land übersiedeln sollte! Da ihre Mutter selbst viel zu sehr Geschäftsfrau war, um ihre Tochter begleiten zu wollen, die Großmutter aber wegen ihrer Altersschwäche sich hiefür nicht eignete, so nahm Julia Hilliard, die feine Heuchlerin, sehr gern das Anerbieten an, bei völliger Freihaltung mit Ellen auf's Land zu gehen, damit diese nur nicht ohne Gesellschaft sei. Isaak Stone brachte selbst Beide nach dem Dampfboote an Londonbridge. Kurz vor dem Abschied übergab der Alte seiner Tochter eine wohlgefüllte Börse. „Hier!" sagte er dabei in besonderem Tone; „Du gehst, um wieder gesund zu werden — um jeden Preis!" — „Um jeden Preis?" fragte Ellen mit einem forschenden Blicke aus ihren großen beredsamen Augen zurück. — „Ja, meine Tochter. Ich sage Dir nicht, was geschehen kann, wenn Du ein gutes Mädchen bleibst und auf Deine Gesundheit denkst. Nimm Dein Geld hübsch in Acht, aber vor Allem werde gesund!"

Damit entließ er sie in's Boot und blieb an der Landungsstelle stehen. Ellen wagte nicht, ihren Vater, der offenbar ihr günstig gestimmt war, oder sie in guter Stimmung halten wollte, nach der Bedeutung seiner Worte zu fragen, aber sie schöpfte doch daraus einige Hoffnung. Hätte sie gewußt, mit welchen Gedanken sich in diesen Augenblicken Mr. Stone trug, sie wäre wieder an's Ufer geeilt und hätte seinen Entschluß zur Reife gebracht. „Was das ist, weiß ich nicht," sagte er murmelnd zu sich selbst; „aber es geht mir gegen den Sinn, das Kind fortzulassen. Es ist, als drängte mich eine innere Stimme, sie jetzt noch zurückzurufen. Ich will's auch; ich will ihr sagen, daß sie Godfrey haben soll, koste es, was es wolle! Was ist Geld für mich, im Vergleich zu meiner lieben Tochter? Ich möchte mein letztes Juwel hingeben, sie glücklich zu machen. Freilich, ich habe unterzeichnet — ich habe mich verbindlich gemacht! Was fange ich an, um der Sache eine gute Wendung zu geben?... Da fährt das Boot ab! Nun muß ich sie für jetzt lassen! Adieu, mein Herzblatt! — Ich will noch heute an Sir Felix schreiben und sehen, was sich thun läßt. Es wäre für mich ein fürchterlicher Verlust, so oder so! Mag er mein Schwiegersohn sein oder nicht — mit seinen Schulden habe ich mich beladen. Es ist ein miserables Geschäft!"

So ging er murmelnd und grollend heim; im schwarzen Hause angekommen, sandte er zum Advokaten seines künftigen Schwiegersohnes und informirte ihn, daß die Gesundheit seiner Tochter mehr und mehr schwinde, daß die Verbindung nicht stattfinden könne, weil Ellen einen Widerwillen dagegen habe, der unüberwindlich sei. Der Advokat war natürlich außer sich, sprach von Entschädigungsansprüchen und machte alle möglichen Einwände. Doch Isaak's Entschluß stand fest wie Felsen. Er erhitzte sich in Entgegnungen und sagte stolz, daß er Sir Felix Harcourt für den Verlust einer Braut entschädigen wolle. Doch während er noch so sprach, ward sein Gesicht plötzlich glühend roth, seine Artikulation unsicher. Er streckte seine Hand nach einem Glase Wasser aus: bevor er jedoch damit die Lippen erreichte, fiel er in den Armstuhl zurück und lag regungslos, mit weit geöffneten Augen und Munde da.

Während der Unterredung war Mrs. Stone in einem benachbarten Zimmer mit Schreiben beschäftigt gewesen. Sie eilte sofort zu ihrem Gatten. „Stone, ist Dir übel?" fragte sie. Doch der Kaufmann antwortete nicht mehr — er war todt! Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Welch' ein Unglück für Ellen! In demselben Moment, da der Vater im Begriffe war, ihr Herz zu befriedigen und Godfrey in seine Familie zurückzurufen, forderte ihn der Engel des Todes vor den Richterstuhl Gottes und stellte ihr Schicksal von Neuem in's Ungewisse. Der Advokat entfernte sich betroffen. Mrs. Stone verlor über den plötzlichen Schlag keineswegs den Kopf. Hatte sie doch nie eine Spur von Liebe für Isaak empfunden, sondern eine reine Geldheirath geschlossen, und Isaak hatte sich hauptsächlich wegen ihres Talentes zu rechnen und zu sparen zu ihr hingezogen gefühlt. Ihr erster Gedanke war jetzt, daß Isaak's Tod unter gewissen Umständen für sie ein großer Verlust, unter anderen Umständen aber ein großer Gewinn sein könne. Eine große Reihe von Jahren hatte sie auf die Stunde gehofft, alleinige Besitzerin des Vermögens ihres Gatten zu sein, und diese Stunde war jetzt gekommen. Während der Todte in eine benachbarte Kammer getragen ward, untersuchte Hanna den Schrank ihres verstorbenen Gatten, worin er seine Papiere aufzubewahren pflegte. Sie fand darin zwei Testamente, ein älteres und ein neueres; das Letztere verbrannte sie, das Andere schloß sie vorsichtig wieder ein.

Das Zweite was sie that, war, daß sie einen fast vollendeten Brief Stone's an Godfrey, der bei der Ankunft des Advokaten abgebrochen worden war, an Godfrey abgehen ließ, nicht allein, weil sie den letzten Willen ihres Gatten ehren wollte, sondern auch und vielmehr, weil dieser Wille jetzt ihren Wünschen entsprach. Das Bruchstück lautete:

„Mein lieber Godfrey! Ich finde, daß ich mit der fatalen Sache nicht durchkomme. Mitten im Wege bleibt der Karren stecken, die Räder bewegen sich nicht mehr, ich mag thun, was ich will. Ellen kränkelt, ich habe sie auf's Land geschickt. Sir Felix scheint eben so viel Aversion gegen die Ehe zu haben wie sie selbst. Mag es denn sein! Kommen Sie zurück, und ich will sehen, was sich für Sie und Ellen thun läßt. Es wird mich theuer zu stehen kommen, den Kontrakt zu brechen, und das Ding macht mir freilich Sorge genug, aber was kann ich gegen ein störrisches Mädchen? Mag's sein! Ich will von der ganzen Geschichte nichts mehr wissen; sie hat uns Alle beunruhigt und soll nicht weiter getrieben werden. Ellen ist mein einziges Kind. Was kann für uns Gutes herauskommen, wenn wir sie wider ihren Willen verheirathen? Kommen Sie sogleich zurück und wir wollen dann alles Nähere besprechen. Ellen liebt Sie, und Sie lieben Ellen; ich werde Ihnen etwas Ordentliches auswerfen, dann mögen Sie mit Ihrer jungen Frau sich selber das Leben gestalten. Ich denke, so ist's am Besten, und Sie werden mein Kind glücklich machen. Kommen Sie denn und nehmen Sie es!"

Hier brach der Brief ab, aber was er enthielt, sprach klar genug Isaak's Willen aus. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß an demselben Tage ein Brief Godfrey's aus Irland an Ellen eintraf, so daß Mrs. Stone sofort wußte, wohin sie den Brief ihres Gatten an Godfrey zu adressiren hatte. Sie that es in der nächsten Stunde, indem sie in einigen Zeilen die Nachricht von ihres Gatten plötzlichem Ableben beifügte. Dann schrieb sie an ihre Tochter und übersandte ihr zugleich Godfrey's Brief, ohne ihn zu erbrechen.

Ellen und ihre Busenfreundin Julia hatten eben ein Seebad genommen, und sonnten sich am Strande, wo eine leichte Brise ihr langes Haar trocknete, als Ellen ein Briefpaket in großer schwarzgeränderter Enveloppe erhielt. Sie erbrach das schwarze

Siegel hastig. „Die Aufschrift ist der Mutter Hand," sagte sie betroffen. „Es wird der guten Großmutter doch nichts zugestoßen sein? Siehe da, zwei Briefe . . ." Julia unterbrach sie und griff rasch nach dem Einen. „Ah, das ist Godfrey's Handschrift!" rief sie und ehe Ellen sich's versah, hatte die Vertraute den Brief aufgerissen und überflogen. Ein Schreckensruf, den sie ausstieß, wendete für den Augenblick Ellen's Aufmerksamkeit völlig von dem Briefe ihrer Mutter ab. „Was hast Du?" fragte sie befremdet. — „Dein Traum, Ellen!" erwiederte Julia pathetisch. — „Mein Traum? Was könnte Godfrey's Brief damit zu schaffen haben?" — „O viel, meine Liebe, sehr viel! Du wirst erschrecken, Kind!" — „Was ist's denn? Sprich!" — „Ich kann nicht! Dein Bräutigam ist — da lies es selbst!" Sie reichte Ellen den Brief, welcher lautete:

„Theure Ellen! Ich habe Dir eine schlimme Nachricht zu geben. Erschrick nicht. Sir Felix ist verschwunden. Es ist ein vollständiges Räthsel für mich. Mein Witz ist über dem Versuch der Lösung zu Ende gegangen. Du siehst, daß dieser Brief von Irland datirt ist. Sir Felix wünschte dringend, ich solle ihn dahin begleiten und einige Skizzen von seinen Lieblingsorten für ihn machen. Seitdem wir fort waren, erschien mir mein Freund immer sehr unruhig und verworren. Ich glaube wohl, daß ich die Ursache errieth, doch will ich Dir darüber erst, wenn ich Dich wiedersehe, nähere Erklärungen geben. Wir waren die Ulsterküste entlang gewandert und gegen Abend sehr erschöpft; von mir wenigstens konnte ich dieß sagen, und ich zog mich deßhalb zeitig zum Schlafen zurück. Später erfuhr ich, daß Sir Felix an demselben Abend noch ausgegangen war, und er ist seitdem — eine Woche schon — nicht zurückgekehrt. Er wurde zuletzt von Fischern gesehen, als er im Mondschein zur Zeit der Ebbe hart am Wasser ging. Der Strand ist durch eine Menge Löcher und Rinnen zwischen den Felsen an diesem Punkte gefahrvoll, so daß es kaum einem Zweifel unterliegt, daß Sir Felix seinen Tod gefunden, ob zufällig oder absichtlich, steht dahin. Es ist nicht die geringste Spur von ihm aufgefunden worden. Als er aus dem Gasthaus fortgegangen, hat er die Absicht ausgesprochen, ein Seebad zu nehmen, da die Nacht warm sei. Seine Kleider haben an einer trockenen Stelle unter einer Klippe gelegen."

Kaum hatte Ellen bis hieher gelesen, so rief sie ungestüm und halb ohnmächtig: „Laß uns heim gehen, Julia! Schrecklich, schrecklich!" — „Sieh' doch erst, was der andere Brief enthält!" versetzte Julia. Eine halbe Minute später wußte Ellen, daß sie vaterlos war, und sank bewußtlos zu Boden.

10. Im Begräbnisstage.

Godfrey Chester hatte sich nach Empfang der beiden Briefe von Isaak und Hanna Stone nach London zurückzukommen beeilt und traf am Begräbnißtage daselbst ein. Der Juwelenhändler ward auf dem Friedhofe der Bartholomäikirche beerdigt, obschon dieser Friedhof für den allgemeinen Gebrauch längst geschlossen war. Isaak Stone hatte vor der Bestattung seines Vaters ein Familienbegräbniß gekauft und daher für sich und seine ganze Familie das Privilegium der Aufnahme. An der Seite der uralten Klosterkirche, in dem engen, unscheinbaren, von niedrigen Häusern und Faktoreien eingeschlossenen Raume, zwischen dem Staube der Prioren und Mönche, ward ihm sein schlichtes Bett gegraben. Das war das Ende eines vierundsechzigjährigen Lebens voll Arbeit und Glück des Reichthums.

Als der Sarg hinabgesenkt war, stand Godfrey an der einen, das schlanke, noch immer hübsche Weib, in dessen Besitz Stone's Juwelen gelangt waren, an der anderen Seite des Grabes. Ihr Antlitz war ernst, kalt und ruhig. Keine Thräne, kein Seufzer wurde von den Umstehenden bemerkt.

Nach dem Hinabsenken des Sarges stand Hanna noch einen Augenblick am Rande des Grabes und sah hinab, dann wendete sie sich ruhig um und verließ kurzen, festen Schrittes den Friedhof, und die Arbeiter machten ihr mit einer Art Ehrfurcht Bahn. Godfrey schauerte zusammen, als er hinter der Wittwe in das einsame Trauerhaus eintrat. „Ich habe hart zu Ihnen gesprochen, als Sie heute morgen anlangten," sagte Hanna zu ihm. „Kommen Sie und lassen Sie Vergangenes ruhen. Mutter wird sich freuen, Sie zu sehen."

Old Grannie saß in der großen Küche neben dem Feuer, ihre Gestalt war gekrümmt, ihre Arme ruhten auf den Knieen. Eine Trauerhaube bedeckte die falschen, rothen Locken ihres leise zitternden Hauptes. Godfrey ging rasch auf sie zu und ergriff grüßend ihre Hand. „Ei, Du bist's, mein Junge!" rief sie. „Und wo ist Sir Felix?" — „Da, wo er Ellen nicht mehr beunruhigen wird, Mrs. Bolt!" erwiederte Godfrey ernst. — „Was? Ich hoffe doch nicht!" — „Mutter," fiel Mrs. Stone ein, „ich wollte heut nichts davon gegen Dich erwähnen, weil Du ohnedieß traurig genug warst; aber ich hätte Dir schon vorher sagen können, daß Sir Felix todt ist." — Die Alte richtete sich erstarrt auf. „Wie ist das, Mr. Chester? Ist er so plötzlich gestorben?" — „Ganz plötzlich, Mrs. Bolt, und zwar durch Selbstmord, wenn nicht ein geheimnißvoller Zufall den Tod herbeigeführt . . ." — „Setzen Sie sich, Mr. Chester, und erzählen Sie uns Alles, was Sie davon wissen!" sagte Mrs. Stone. — Godfrey berichtete, was er wußte. Er war der Ansicht, daß Sir Felix Hand an sich gelegt, weil er eine junge Dame, der er Treue gelobt, um Ellen's willen verlassen und darüber sich zu Tode gequält habe. Er sprach von ihm als einem braven, treuen Freunde und Helfer mit der schmerzlichsten Theilnahme. „Ich werde ihm die dankbarste Erinnerung bewahren," fuhr er fort. „Als ich ihm in dem kleinen Fischerdorfe zum letzten Male ‚gute Nacht' bot, war er heiter, scherzte und lachte und sprach vom andern Morgen, an welchem wir zusammen nach einem Strome zum Fischen gehen wollten. Nie hatte ich ihn so fröhlich gesehen, doch fiel mir trotzdem an ihm eine gewisse Erregung auf und sein Lachen schien mir nicht natürlich zu sein." — „Haben Sie bereits seine Bekannten in England unterrichtet?" fragte Mr. Stone. — „Ich war gestern aus, um die Dame, welche Sir Felix verließ, und deren Vater, seinen früheren Lehrer, zu benachrichtigen, fand sie aber unglücklicherweise nicht anwesend; sie waren verreist. Morgen gehe ich nach Kent. Der Bediente des Verschwundenen ist mit mir gekommen, ich habe ihn in der Britannia gelassen. Er war's, der die Kleider seines Herrn unter einer Klippe fand. Der arme Mensch ist ganz untröstlich durch den Tod. Ich will ihn auch in meinem Dienste behalten, wenn ich die Ausgaben zu bestreiten vermag." — „Daran ist kein Zweifel, Mr. Chester. Für Sie gibt es künftig dergleichen Hindernisse nicht mehr. Es ist meine Absicht, die letzten Wünsche meines Gatten zu erfüllen, und Sie sollen Ellen heirathen unter der Bedingung, daß Sie in mein Geschäft eintreten und auf das Leben eines Künstlers verzichten. Sie müssen in unserem Hause wohnen und Isaak's Platz ausfüllen, und ich will Ihnen beistehen, wie ich ihm beigestanden habe."

Godfrey sollte einen harten Kampf kämpfen für seine edle Kunst, doch Mrs. Bolt machte ihm verstohlen ein Zeichen, und er schwieg für den Augenblick, indem er sich bereit erklärte, fortan das schwarze Haus zu seiner Heimat zu machen, wenn Ellen noch seine Hand wolle.

Mrs. Stone ließ Godfrey im Gespräch mit der Großmutter beim Küchenfeuer zurück, während sie nach dem weiten, düstern Wohnzimmer ging, wo sie mit Isaak gewöhnlich zusammen die Geschäfte besprochen hatte.

Nachdem sie eingetreten, schloß sie die Thür hinter sich zu und begann ihre Oberkleider abzulegen. Das Wetter war düster und das Gemach deßhalb noch weniger beleuchtet als gewöhnlich. Plötzlich starrte sie, wie vom Blitz getroffen, nach der Ecke, in die sie vor dem Begräbniß den Lehnstuhl ihres Gatten geschoben hatte.

Der Stuhl war nicht leer; es saß ein Mann ganz von der Gestalt und dem Aussehen Isaak Stone's in demselben.

Im ersten Augenblicke wankte sie nach der Thür und öffnete sie, um nach Hülfe zu rufen, im nächsten Augenblicke jedoch hatte sie sich bereits wieder gefaßt, sah genauer nach der Gestalt im Stuhle, schloß wieder die Thür und schritt langsam, ruhig nach der Ecke zu. Mit seltsamem Ausdruck und Befremden schaute sie auf den Mann, der da saß und der nach ihrer Ueberzeugung ein lebendes Wesen sein mußte. Sie wußte, wer es war: der Mann, den sie einst geliebt und dann verlassen hatte. Die hohe, gewölbte Stirn, die starken, gebogenen Brauen, die lebhaften, dunklen Augen,

die römische Nase, der lange, schwarze Bart, Alles vergegenwärtigte ihr Isaak Stone, wie er vor achtzehn Jahren ausgesehen. Die Aehnlichkeit war frappant. „Sie sind es, Jakob Stone?“ fragte sie in leisem, bebenden Tone und legte ihren Hut ab. Sie hatte noch nicht ihre Wittwenhaube aufgesetzt, ihr reiches schwarzes Haar war zierlich neben die Schläfe gelegt ... Wer mag die Empfindungen ermessen, die in diesem Augenblicke durch ihr versteinertes Herz zogen und es zu erwärmen versuchten? Sie hatte ein schweres Spiel gespielt und es gewonnen.

Jetzt sprach er, aber mit einer Stimme, die völlig verschieden war von der, mit welcher er ihr einst Liebesworte zugeflüstert, sie war hart und rauh geworden. „Du kennst mich, Hanna, und ich kenne Dich!“ — „Wann bist Du nach England zurückgekehrt?“ — „Ich landete gestern.“ — „Seltsam, gerade zurückzukehren, da Dein Vater todt und begraben ist!“ — „Das harmonirt mit meinem unglücklichen Leben. Wann kam ich nicht zu spät oder zu früh für's Glück? Meine rechte Hand würde ich für einige Worte der Verzeihung von meines Vaters Lippen gegeben haben, und er ist todt! Ich schrieb an ihn vor einem Jahre — hat er meinen Brief nicht erhalten?“ — „Er sah nie einen Brief von Dir.“ Mrs. Stone fügte freilich nicht hinzu, daß sie den Brief in Empfang genommen und vernichtet hatte. Dagegen sagte sie Jakob, sein Vater habe vor Jahren die Nachricht erhalten, er sei am gelben Fieber gestorben. Jakob konnte nicht begreifen, wer diese Lüge erfunden hatte.

„Wer ließ Dich hier herein?“ fragte Hanna. „Wer weiß davon, daß Du hier bist?“ — „Niemand, als der alte Jabez. Er war nicht wenig erschrocken, als ich vor ihn trat; ich befahl ihm, kein Wort über mein Kommen zu verrathen.“ — „Von woher kommst Du?“ — „Von der Welt Ende oder sonst woher! Es thut nichts zur Sache, woher ich komme, oder wohin ich gehe. O Gott, Gott, wußtest Du, wo überall mich das Schicksal in diesen achtzehn Jahren umhergeworfen hat! Ich hörte in Amerika, Du habest meinen Vater geheirathet, und beschloß, für euch Beide todt zu sein.“ — „Und was änderte zuletzt diesen Entschluß?“ — „Was? Die Noth! Ich bin ein zu Grunde gerichteter Mensch, meine Gesundheit, mein Muth ist gebrochen. Ich fand kein Glück in Amerika, noch irgendwo, kein Plätzchen für die Tage des Alters und der Krankheit. Mein Grimm gegen Dich hat mich nicht verhindern können, Mittel zum Leben hier zu suchen.“ — Hanna bedurfte Zeit zur Ueberlegung, sie ging zu einer Kommode, nahm langsam ihre Wittwenhaube heraus und rückte sie vor dem Spiegel zurecht, welcher dem Sitze Jakob Stone's gegenüber hing. So konnte sie die gebrochene, fast verwegen aussehende Gestalt in abgeschabten Kleidern genau beobachten. Was war dieser Mann in seiner Jugend gewesen, und was war er geworden! Sie sprach, um nur etwas zu sagen, ihre Verwunderung aus, daß er in Amerika keinen Erfolg errungen. — „Welchen Erfolg hätte ich mit meinem Temperament und meinem verzweifelten Herzen haben können? Sieh' her, da sitze ich, ein verlorener, elender Bettler — und da stehst Du, die reiche Wittwe meines Vaters! Deine Schuld war's, daß ich mich mit ihm entzweite. Nun bist Du seine Wittwe — so dreht sich die Welt! O Weib, Weib!“ — „Jakob, Du darfst mich jetzt nicht mit Vorwürfen quälen. Das Vergangene ist todt. Es war Dein eigenes, leidenschaftliches Wesen, was Dich Deinem Vater den Rücken kehren ließ.“ — „Ich weiß es!“ — „Du hast ihn beleidigt und Dich selbst elend gemacht.“ — „Wahr, sehr wahr! Nur geschah's um eines heuchlerischen Weibes willen.“ — „Unsinn!“ — „Heuchlerisch über alle Begriffe!“ fuhr Jakob heftig fort. „Sagen Sie mir doch, Mrs. Isaak Stone, wie viel Tage über Ihr Haupt hinwegzogen, seitdem ich vom Vaterhause fortging, bis Sie in dasselbe eintraten? O, Sie dachten: ‚wenn ich das Vermögen nicht haben kann mit dem Sohne, so heirathe ich den Vater, um es zu erhalten!‘ Du warst immer die kluge Hanna, die schlaue Hanna, die gewandte Hanna, schon als Du noch mit der Nadel arbeitetest, um zwei Pence den Tag!“ — „O sage, bist Du nur gekommen, mich an einem so traurigen Tage, wie dieser, zu verhöhnen?“ — „An einem so traurigen Tage! Fühlst Du denn Trauer über meines Vaters Tod? Wahrhaftig, ich glaubte, Du könntest überhaupt gar nichts mehr fühlen, als den Besitz von Geld, kluge Hanna! Ha, meine Verachtung gegen Dich ist so groß, wie mein Schmerz war, als ich mich von Dir betrogen sah, schändliche Kreatur!“ — Er fuhr ergrimmt von seinem Sitze empor.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Fliegende Blätter.

Die zweite Sündflut. Der gelehrte Mathematiker und Astrolog Johann Stöfler zu Tübingen kündigte im Jahre 1518 dem Kaiser Karl V. eine Sündflut an, welche im Februar 1524 beginnen und die ganze Erde überschwemmen werde, und zwar aus dem Grunde, weil zur gedachten Zeit eine Verbindung des Saturn, Jupiter und Mars im Zeichen der Fische eintreten werde. Diese Ankündigung machte auf den Kaiser um so mehr Eindruck, weil Stöfler's Gelehrsamkeit und tiefe Einsicht rühmlich bekannt war, und sein Ausspruch bei mehreren gleichzeitigen Astrologen Geltung fand. Augustin Niphus bemühte sich zwar, in einem ziemlich langen Traktate jene Verkündigung als eine Chimäre zu widerlegen, allein er fand zahlreiche Gegner unter den Gelehrten. Jedermann überließ sich einer peinlichen Angst, und es wurde dem Kaiser der Vorschlag gemacht, auf den höchsten Bergen Magazine anzulegen und die Armee dabei kampiren zu lassen. Die allgemeine Furcht verdoppelte sich, als man sich dem Februar 1524 näherte; Viele flüchteten sich auf die Gebirge, bauten Schiffe, sammelten Lebensmittel; Einige verloren aus Verzweiflung sogar den Verstand. Der Präsident Anciot in Toulouse ließ in der Nähe der Stadt eine förmliche Arche bauen, mit allen Bedürfnissen auf längere Zeit versehen, und damit sie von der Gewalt der Fluten nicht weggeschwemmt werden sollte, dieselbe auf vier hohen gemauerten Pfeilern erheben. Unter diesen und ähnlichen Vorbereitungen erschien endlich der so ängstlich erwartete Monat Februar. Ungewöhnlich freundlich und heiter verging ein Tag nach dem andern; von der bis zum Ende des Monats von so Vielen befürchteten Katastrophe war keine Rede.

*

Die Cabale. Als König Karl II. von England beabsichtigte, die parlamentarischen Rechte derart zu beschränken, daß sie nur dem Namen nach fortbestehen und an deren Stelle die königliche Gewalt zu unumschränkter Herrschaft gelangen sollte, ernannte er einen „Geheimen Rath“, aus fünf ihm ganz ergebenen und in sein Projekt eingeweihten Personen bestehend. Es waren dieß: Clifford, Asfley, Buckingham, Arlington und Lauderdale. Diese fünf Männer waren Gegenstand der Verachtung des englischen Volkes. Dasselbe suchte in ihren Namen allerlei witzige und erniedrigende Auslegungen und unter Anderem entstand aus den fünf Anfangsbuchstaben das Wort: Cabale.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 36:

Räthsel.

Vorwärts bin ich Dir das Liebste,
Was Dir die Natur gegeben;
Mich zu hegen und zu pflegen,
Ist Dein allerhöchstes Streben.
Rückwärts möchtest Du mich fliehen,
Könntest Du, und dennoch zeige
Ich mich nächtlich — aber hüte
Dich, wenn ich zu Kopf Dir steige.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. **№ 6.** Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Königin der Adria.

Die Markuskirche zu Venedig.

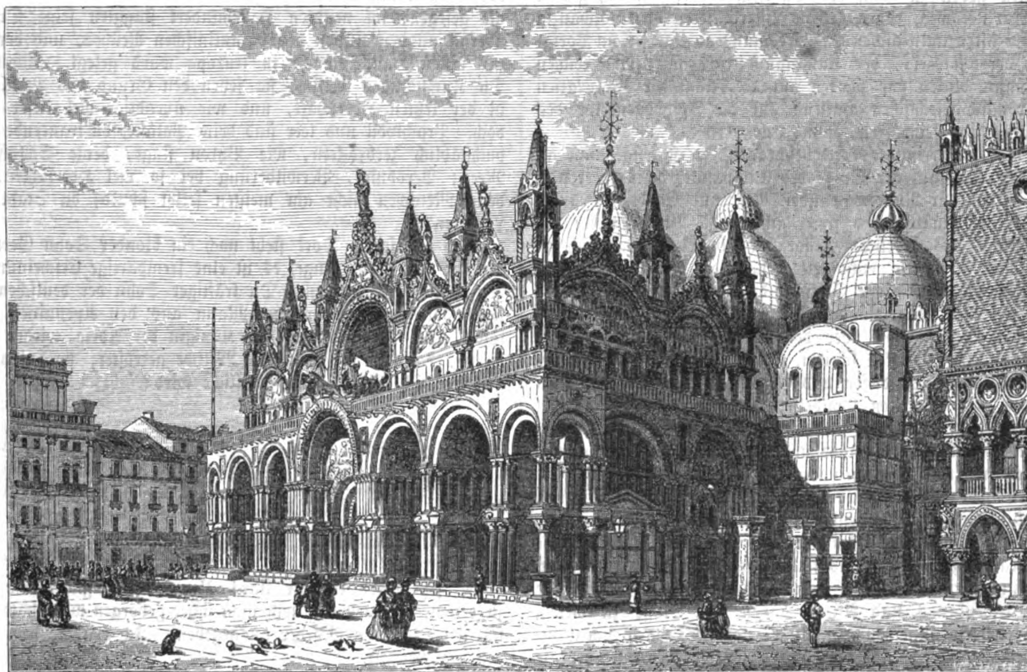
Von

Roderich Norbert.

Es war der 18. August 1866, Oesterreichs Kaisertag. Im Hafen von Triest lag die siegreiche Flotte, heimgekehrt aus der Seeschlacht von Lissa, stolz auf die glorreichen Erfolge, welche die junge Schöpfung über einen älteren, mächtigeren Feind errungen. Bis hinauf zu den höchsten Mastspitzen waren die schmucken Schiffe beflaggt, reges Leben herrschte im ganzen Hafen, und die Klänge des „Gott erhalte Franz den Kaiser" rauschten mächtig vom Bord der Panzerfregatte „Greif" zu uns herüber, die wir mit dem Lloyddampfer gerade in See stechen. Hier hatte ich eine Szene vor mir, die ein Bild von Oesterreichs Glanz und Macht zeigte; nur sieben Stunden sollten vergehen und ein anderes Tableau entwickelte sich vor meinen Augen. Als nach kurzer, durch nichts getrübter Fahrt die Lagunenstadt vor mir auftauchte, dieser „Traum von Stein", da konnte ich einer tiefen inneren Bewegung nicht Herr werden, sollte ich sie doch zum letzten Male unter unserem Banner sehen, das, obgleich siegreich, hier von dem Kreuz Piemonts verdrängt werden sollte!

Da lag die Königin der Adria, deren Thore in's Meer münden, dem sie entstiegen, schön und verführerisch, wie einst Aphrodite aus dem Schaum auftauchte! Noch rasselte der Klang deutscher Trommeln durch die Gassen, noch lag der Markuslöwe in unsern Fesseln. Wie lange noch? Wird die entschwundene Größe unter den neuen Verhältnissen Dir wiederkehren, entthronte Königin?

Es ist nun schon das fünfte Mal, daß ich Venedig besuchte, und jedesmal war mein erster Gang nach dem Markusplatze. Auch heute blieb ich dort bis gegen Mitternacht, festgebannt in süßes



Die Markuskirche von Venedig. Von C. Girardet.

Nichtsthun, nur in Beschauen und Bewundern vertieft. Hinter dem Campanile, dem vereinzelt stehenden Glockenthurme stieg der Mond empor, versilberte die Kuppel der Markuskirche und den ganzen Platz; dann eilte ich zur Piazetta, begrüßte den alten Dogenpalast und schaute in die salzige Flut, über welcher das magische Licht des Mondes ausgegossen war. Dann wieder zurück auf den Platz, in dessen blinkendem Gasflammenlichte sich eine bunte Menschenmenge tummelte. Ueberall Guitarrenklang und Volksgesang, die willige Hörer fanden, reges Leben in den Kaffeehäusern, politische Gespräche hier und dort, Erwartungen von der Zukunft, Kritiken der Preußen und — Persano's, dessen man nur fluchend und schimpfend gedachte. Die Gedanken über Italiens Unabhängigkeit, die sich sonst nur verstohlen im vertrauten Kreise geäußert hatten, sie wurden jetzt laut vor Jedermann besprochen. Ich wandte mich ab. Ihr wollt uns nicht, ihr wollt bei euren übrigen Landsleuten sein. Gut, wir können euch nicht mehr zwingen — doch tausend segensreiche Kulturspuren werden euch noch nach Jahrhunderten von Oesterreichs Einfluß predigen, wenn der Groll und Haß, der jetzt in euren Herzen lodert, schon lange wieder entschwunden ist.

Trotz aller dieser Gefühle, die ich dießmal nicht überwinden konnte, erschien mir die stolze Stadt doch immer wieder feenhaft; überall hauchte und duftete Poesie hervor. Ich fuhr wieder, wie ich es so oft gethan, in einer Gondel durch die Schlangenwindung des großen Kanals und stieg an der Piazetta aus. Dort ragen die beiden Granitsäulen empor, welche der Doge Michieli aus dem Orient brachte (1150). Die eine trägt den geflügelten Leu des heiligen Markus, das Symbol der Stadt, auf der anderen steht der heilige Theodor mit einem Krokodil zu seinen Füßen. In früheren Zeiten durften zwischen diesen Säulen nur Edelleute hindurchgehen, ein Vorrecht, das längst beseitigt ist.

Vor mir liegt der Dogenpalast mit seinem röthlichen Marmorgemäuer und den offenen, kühngeschwungenen Bogenlauben. Dort, weiterhin, der Markusdom, die „unsterbliche" Basilika, so reich an herrlichen Mosaiken und schimmerndem Golde. Gegenüber, frei emporragend, stolz, mit spitzem Aufsatz gekrönt, der Campanile, der riesige Glockenthurm. Was rahmt Alles diesen Markusplatz ein, wie viel Großes und Herrliches vereinigt sich hier, wie predigt jeder Bau Geschichte! Wie unendlich viel läßt sich darüber sagen, und wie schmerzlich empfinde ich es, hier auf engem Raume nur Andeutungen geben zu können! Da liegt der Uhrthurm, geziert mit dem Markuslöwen, dessen großes Zifferblatt die vierundzwanzig Stunden der alten italienischen Tagesrechnung anzeigt. Sein Portal führt nach der Merceria, der Kaufmannsstraße mit ihren reichen Läden. Dann blicken wir wieder auf die Front der Prokurazien mit den römisch-griechischen Hallen; auf die Spitzbogenreihe des Dogenpalastes und seine freie, kühne Ecke.

Aber hier unten ist der Blick beschränkt, er ist festgebannt an das Nächste; oben, auf der Spitze des Campanile, da wird er frei, von dort halten wir Rundschau über Meer und Stadt. Bequem führt die Treppe hinauf, und freier athmet die Brust, wenn wir oben angelangt das herrliche Panorama übersehen, das sich zu unseren Füßen großartig entwickelt. Paläste, Wasser, Himmel, ferne Berge, Barken, große Schiffe, durch die Lagune ziehende Eisenbahnen, Menschengewimmel! Dort spannt sich der gedeckte Brückenbogen, der Rialto, über den Canal grande, welcher die Meeresstadt in zwei Hälften scheidet. Man überschaut die Kanäle, die kleinen Brücken über diesen und das Gewimmel der Droschken des Wassers, der schwarzen Gondeln, die mit Sicherheit geführt ruhig dahingleiten. Ueberall farbenprächtige Abwechslung, Mannigfaltigkeit im Styl der Gebäude und doch die höchste, harmonische Vereinigung zu einem herrlichen Ganzen.

So weit aber das Auge auch schweift, es kehrt wieder zurück zum Markusdome. Die wesentlichen Formen seines Baues sind byzantinisch, der Rundbogen herrscht vor, aber eine Fülle anderer Baustyle drängt sich hinein und ertheilt seinen Säulen, Kuppeln, Kapitälen und Ornamenten ein mannigfaches Gepräge. Viele alte Tempel Griechenlands und Asiens haben ihre Stoffe zu diesem Gotteshaus liefern müssen, ursprünglich Heidnisches ward zum christlichen Gebrauche benutzt, und der halbe Orient ward der Kathedrale St. Marks zu Füßen gelegt. Säulen aus asiatischem Porphyr und afrikanischem Marmor in verschiedenen Gestalten, Größen und Farben schmücken die Vorderseite. Sie gemahnen an die Eroberung von Konstantinopel, Ephesus, Athen; sie erzählen mit beredtem Munde von den Tagen des Glanzes, als Venedigs Flotten das ganze Mittelmeer durchstreiften, als seine Dogen der Levante Gesetze vorschrieben,

> Als Dandolo, der Blinde, hertrieb mit gutem Winde
> Mit seinen eh'rnen Rossen, vom Sturme auf Byzanz.

Die Künstler und Arbeiter, welche die Markuskirche bauten, berief der Doge Peter Orseolo aus dem Orient. Jedes venetianische Schiff, das aus fernen Gegenden heimkehrte, mußte Steine zum Bau des Heiligthums herbeischaffen, denn hier, wo die Meeresflut den Boden vertritt, werden keine Steine gebrochen. Aus allen Himmelsgegenden wurden die Theile herbeigeführt, von Korinth, von Rhodus. Die eine Galeere brachte Marmorsäulen, eine zweite Kapitäler, eine dritte Elfenbeinschnitzwerk, Mosaiken, Lampen, Schmucke, Reliquienschreine mit Kirchengeräth. Das zehnte und elfte Jahrhundert sah die Mauern, Gewölbe und Säulen entstehen. Nun umgibt ein Gang von 128 Rundbogen die Kathedrale, welche 220 Fuß lang ist und einen Umfang von 950 Fuß hat.

Das ganze Gebäude kann füglich als ein Mosaikwerk bezeichnet werden. Die Kuppeln, sind sie nicht orientalisch, wie jene auf den Moscheen in Kairo, Damaskus oder Ispahan? Die eine Thüre, stammt sie nicht von der Sophienkirche in Konstantinopel? Auch die Palla d'oro am Hauptaltar gehörte einst einer byzantinischen Kirche an. Der Tempel zu Jerusalem liefert Serpentinsäulen. Sidon, Tyrus und Ptolemais steuerten freiwillig oder gezwungen bei. Das Meiste jedoch kam aus Konstantinopel, nach dessen Eroberung durch die Franken und Venetianer im Jahre 1704. Damals befehligte der blinde Doge Dandolo 500 Galeeren und 40,000 Mann, eine ungeheure Macht für eine Stadt von nur 200,000 Seelen.

Venedig ist oft mit dem Bilde der Wittwe in der Schrift verglichen worden, vor der die Feinde hinstolziren; die Stadt trauert. Ihr Feind soll nur abziehen, aber die alten Tage des Glanzes kehren darum nicht wieder. Seit die Achse des Welthandels verrückt und die neue Welt entdeckt wurde, seitdem hat das Mittelmeer, diese Wiege der Kultur, an Bedeutung verloren, und der mächtige atlantische Ozean, von Dampfern gepeitscht, ist der Tummelplatz des Welthandels geworden. Schon vor den Tagen Karl's des Großen kannte Venedig große Seeschiffe, wie sie das Alterthum nie gesehen; im neunten Jahrhundert flaggten seine Dreimaster überall an den Küsten des byzantinischen Reiches, und der Grund zur ersten Handelsmacht in Europa ward gelegt. Alles dahin! Die Kurzsichtigen freilich, sie sehen den Grund des Verfalles nur in der letzten Herrschaft, und wie unendlich viel tiefer liegt er doch. Prachtvoll und leer sind deine Paläste, du trauernde Wittwe, buchstäblich zerbröckeln, wie Byron singt, deine Schlösser in's Meer; Verödung, Verwilderung bei so viel Herrlichkeit. Sind deine Menschen nicht am meisten selbst schuld, du Stadt in den Lagunen?

Ich eile fort. Dort steht noch ein blonder Sohn Germaniens Wache; das blaue Auge, es ist eine fremdartige Erscheinung unter den südlichen Gesichtern. Du kräftiger Sohn der deutschen Alpen, demnächst wird ein brauner Mann aus den Apenninen dich ablösen, und wenn ich einst die Königin der Adria wieder besuchen werde, dann ist die trauernde Wittwe getröstet; sie hat wiederum gefreit. Ob die Ehe eine glückliche wird?

Die Schneewoche.

Novelle von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

O jetzt ward es mir klar! Um seinen unglücklichen Jacques zu retten, der vielleicht noch nicht sicher geborgen war, hatte Adrian sich selbst als den Mörder ausgegeben. Ich erklärte dem General den Sachverhalt.

Er stutzte. „Das wär' eine wunderliche Geschichte!" meinte er. Er trat auf Adrian zu. „Mensch, der Mann da ist Dein Beicht-

vater, wie er sagt — wenn er Dir vor dem Heiligsten Wahrheit abverlangt, wirst Du dann bei Deinem Geständniß bleiben?"

„Ja!" rief Adrian mit fester Stimme: „Ich habe die That begangen."

„Adrian, Du lügst!" sprach ich mit aller Eindringlichkeit. „Du lügst! Es ist die erste Lüge, die ich von Dir höre — aber so groß Dir auch der Zweck erscheint, das Mittel bleibt darum doch verbrecherisch. Du kannst, Du darfst Deinen Bruder auf diese Weise nicht retten, Du würdest durch einen Tod für ihn seine Qualen verhundertfachen, ohne ihn von der Strafe des Gesetzes zu befreien, die ihn früher oder später doch erreichen muß!"

Ich sah, wie Adrian erbleichte, die Augen zu Boden geheftet und doch anscheinend fest und ruhig. Der Kommandant saß da, die Arme untergeschlagen, sah ihn scharf beobachtend an und fragte: „Nun?"

„Ich wiederhole, ich habe Etienne Turgot erstochen!" entgegnete Adrian.

Ich war außer mir vor Schmerz, Unwillen, Furcht, und wenn ich auch Bewunderung vor der Geistesgröße Adrian's empfand, sie wurde überwältigt durch das Entsetzen, daß hier das Kriegsgericht einen Unschuldigen richten sollte, der sich freventlich selbst zum Tode drängte. Ich sprach nur, was ich empfand und dachte, sprach eindringlich und in großer Bewegung — und doch wurde von meinen Worten wenig vernommen. Denn draußen vor dem Hause riefen und tobten die Soldaten, die Offiziere im Saal sprachen unter sich und tauschten Bedenken, ob es möglich sei, unter den augenblicklichen Umständen den Angeklagten laufen zu lassen, selbst wenn man sich von seiner Unschuld überzeugte.

Der Commandeur trat vom Fenster zurück. „Herr Pfarrer," begann er, „meine Leute sind aufgeregt durch den Verdacht einer Verschwörung in der Stadt, die ihnen Allen nach dem Leben stehe. Ich kann ihnen diesen Wahn benehmen und sie zur Ruhe verweisen. Aber das Recht, den Tod Dessen zu fordern, der einen ihrer Kameraden ermordet hat, kann ich ihnen nicht nehmen. Der junge Mensch da muß in einer Stunde sterben. Die Exekution erfordert Eile, denn morgen mit dem Frühesten marschiren wir weiter. Er klagt sich selbst an — Sie bezweifeln seine That, aber Sie können seine Unschuld nicht beweisen. Oder — gut! Können Sie mir vor Ablauf einer Stunde Denjenigen herschaffen, den Sie für den Mörder halten?"

Ich schüttelte seufzend den Kopf, ich konnte nicht hoffen, Jacques aufzufinden, obwohl ich überzeugt war, er würde herbeieilen, wenn er von seines Bruders Gefahr unterrichtet wäre.

„Nun denn, so wird der Bursche erschossen!" Der Commandeur winkte.

Adrian ward abgeführt. Ich stand wie angewurzelt. Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. „Herr Commandeur!" rief ich, „nur noch bis morgen früh Aufschub! Lassen Sie das Urtheil von der Gnade des Konsuls abhängen! Ich selbst suche den Konsul auf, stelle ihm die Sache vor, ich hoffe ihn zu überzeugen und die Befreiung meines Beichtsohnes auszuwirken!"

Der General lachte unwillig. „Wie wollen Sie bis morgen früh zum Konsul und wieder zu uns zurück gelangen? Der Konsul hat sein Hauptquartier oben im Hospitium auf dem St. Bernhard! Dazu ist es Nacht, und es beginnt ein stürmisches Wetter."

Ich erklärte, wie ich von meinen Jugendjahren als Marronnier des Klosters ein rüstiger Bergsteiger sei und den Unbilden des Wetters zu trotzen wisse. In fünf Stunden hoffe ich auf dem Hospiz zu sein, in dreien den Heimweg zurückzulegen. Wenn ich nur eine Stunde Aufenthalt zur Rast und zur Audienz bei dem Konsul rechnete, könnte ich schon um fünf Uhr Morgens wieder zurück sein.

Der General sah mich mit äußerstem Erstaunen an, die Offiziere wechselten Blicke des Zweifels und der Verwunderung. „Sie trauen sich viel zu!" sagte der General dann. „Zwar die Audienz beim Konsul könnt' ich Ihnen durch ein Schreiben auswirken — aber der Weg! Hoffen Sie ihn wirklich in so kurzer Zeit zurückzulegen?"

„Ich hoffe mit Gottes Hülfe!"

„Nun, meine Herren!" wandte er sich zu den Offizieren, „sind Sie der Meinung, daß wir dem Manne willfahren?"

Die allgemeine Ansicht war mir günstig. Der Commandeur warf ein paar Zeilen auf's Papier und reichte es mir. „Dieß an den Konsul, Sie selbst werden den Bericht vervollständigen. Das Loos unseres Gefangenen sei in Ihre Hand gelegt. Wem man solche Opfer zu bringen bereit ist, der ist doch wohl — nicht ganz schuldig. Loslassen kann ich ihn darum doch nicht vor Ihrer Rückkehr. Viel Glück zu Ihrer Wanderung!"

Ich eilte hinweg, nahm zu Hause nur einen Mantel und tüchtigen Bergstock, und begann meine nächtliche Felsen-, Schnee- und Wolkenreise. Ich hatte ein Leben zu retten, das Leben eines edlen, großherzigen, schuldlosen jungen Freundes, und das beflügelte meinen Schritt und hielt meine ganze Geistesgegenwart wach, daß ich auf den dunklen, unsichern, von Schneegestöber umhüllten, von schwarzen Untiefen umdrohten Wegen sicher vorwärts blickte. Ich merkte kaum auf das Wetter, das sich immer bösartiger gestaltete, ich merkte nicht auf das Heulen und Dröhnen, das wie Angstruf vor dem Herannahen des Schneesturms aus den Schluchten hervordrang; der Wille, an's Ziel zu gelangen, die Furcht, es zu verfehlen, trieben mich gleichmäßig — und als ich endlich in tiefster Seele aufathmend den Lichtschein aus dem alten Gemäuer des Hospitiums erblickte, war mir's, als hätt' ich kaum eine Stunde gebraucht für das Hinaufsteigen. Noch waren viele Fenster erhellt, das Kloster wiederhallte noch von kriegerischem Leben und seine ganze Umgebung schien verändert. Verschläge, Schuppen und hölzerne Stallungen, die man in der Eile aufgeführt, Gepäckwagen, Pulverkarren, Kanonen durcheinander, daß ich mich durch dieses Labyrinth von Räder- und Fuhrwerk nur mühsam zur gewohnten Pforte hindurchfand. Die aufgestellten Posten, obwohl bis an die Zähne verhüllt, zitterten und fluchten über die eisige Nacht auf der Alpenhöhe und stampften mit den Füßen den Schnee, um sich vor Erstarrung zu wahren. Sie mochten mich für ein unheimliches Nachtgespenst halten und schraken zurück, als ich ihnen, zugleich mit einer sausend auffegenden Schneewelle, entgegentrat und Einlaß verlangte.

Ich war noch sehr bekannt in diesen Räumen, und da das gesammte Klosterpersonal in dieser Nacht wach blieb, war ich auf die Nachricht von meiner Ankunft bald von den Freunden umgeben. Doch ich hatte nicht Zeit, mein ungewöhnliches Erscheinen zu erklären, ich mußte eilen, mein Gesuch anzubringen. Man wies mich an einen Offizier, dieser wieder an einen anderen, höheren, und dieser, nachdem ich ihm nur kurz die Dringlichkeit meines Anliegens ausgedrückt hatte, hieß mich ihm in das Refektorium folgen.

Napoleon — oder vielmehr der Konsul Bonaparte, wie er damals noch hieß — saß in dieser nächtlichen Stunde mit einigen seiner Generale noch schlaflos zusammen, über die Karte von Italien gebeugt, in ernster Gedankenarbeit die Ereignisse der nächsten Tage vorausbildend.

Er sah auf, als ihm der späte Bittsteller gemeldet wurde, und empfing mein Beglaubigungsschreiben ohne eine Miene zu ändern. Ich starrte forschend, erwartend, betend in tiefster Seele, in sein Gesicht. Ich werde dieses Antlitz niemals vergessen. Es hatte noch nicht die Fülle der späteren Jahre. Die blassen, noch schmalen, eher etwas tief gesenkten Wangen sprachen von schlummerlosen, unter Plänen und werdenden Entschlüssen herangewachten Mitternächten; der schmale, feine Mund mit der kaum sichtbaren Unterlippe deutete auf energisches, eigenwilliges, schreckenloses Durchsetzen des einmal Beschlossenen. Die Augen aber waren nicht die des werdenden Weltgebieters. Sie lagen wie unter einem Schleier, traumhaft bedeckt, wie in sich selbst zurückschauend — und als sie sich jetzt erhoben und zu mir herüberblickten, war es in ihnen nur wie das erste Wetterleuchten künftiger vernichtender Blitze. Er winkte mir, näher zu treten. „Erzählt mir Eure Sache!" begann er. „Aber kurz, denn Ihr selbst habt weniger Zeit dabei zu verlieren als ich."

Ich war sehr erschöpft, ich gesteh' es, und meine ersten Worte geriethen mir so verworren, daß mich eine Angst überfiel und mir die Stimme stockte.

„Einen Stuhl für den Mann!" sagte der Konsul. „Er hat einen Marsch gemacht, den wir ihm nicht nachmachen. Erholt Euch erst, Herr Pfarrer."

Ich sank auf den mir bereiten Sessel und nahm das Glas gewärmten Weines, das man mir brachte, dankbar an. Inzwischen

sah ich, wie Bonaparte mit einem der Generale über mein Handschreiben konferirte, und wie der Letztere Feder und Papier ergriff und etwas aufzusetzen schien. Es wird die Begnadigung Adrian's! frohlockte es in mir, und ich war schon wieder gestärkt. — „Nun, St. Blanquart? So heißt Ihr ja wohl?“ begann der Konsul nach kurzer Pause. „Seid Ihr jetzt so weit?“

Ich begann meinen Vortrag kurz, knapp, nur in den Hauptzügen, ohne doch etwas zu verabsäumen, was die Unschuld Adrian's überzeugend darzulegen vermochte. Ich hatte, wie ich wohl bemerkte, in dem hohen kriegerischen Kreise eine aufmerksame Zuhörerschaft, und dieß erwärmte und beflügelte meinen Eifer. Als ich geendet hatte, begann der Konsul: „Ihr habt mir eine merkwürdige Geschichte erzählt, Herr Pfarrer. Von Euren Lippen klingt sie wahrhaft. Es ist nur schlimm, daß Ihr mir den eigentlichen Mörder nicht stellen könnt, der mir einen Soldaten erstochen hat. Indessen findet auch der, wie ich höre, in Euch einen Anwalt. Er ist, wie Ihr meint, von den drei Brüdern der Unglücklichste — gut, ich will annehmen, daß Ihr, St. Blanquart, in diesem Falle der kompetenteste Richter seid. Das Urtheil über den — wie hieß er? — Adrian Turgot, soll niedergeschlagen werden, die Sache sei erledigt.“ Er nahm die von einem der Offiziere ausgefertigte Schrift und setzte seinen Namen darunter. „Da, nehmt!“ fuhr er fort, indem er mir das Papier reichte, „das wird Euren Freund befreien.“

Ich flog auf ihn zu, ergriff nicht nur den Brief, sondern auch die Hand, die ihn mir reichte, und drückte in überwältigender Freude heiße Küsse darauf. Ja, ich habe sie geküßt, diese Hand! Sie hat später tiefe Wunden geschlagen, hat vernichtet und viel gewaltiges Unrecht gethan, sie hat wie die Eisenhand einer unerbittlichen Schicksalsmacht auf der Welt schwer gelastet — ach! mir war sie damals eine Segenshand, die Hand eines erlösenden Retters! Der Konsul suchte sie mir zu entziehen und fuhr fort: „Versäumt Euch nicht länger! Ihr müßt fort. Ihr habt freilich einen bösen Weg, und es stürmt heftig. Aber ich mag solche Leute gern, für deren Willen es kein Hinderniß gibt. Lebt wohl, und alles Glück auf Eure Heimwanderung!“

Ich stotterte meinen Dank, barg das inhaltschwere Papier auf der Brust und eilte hinaus. Nicht eine Minute wollte ich länger verlieren und lief durch die Gänge des Klosters, ohne einen meiner Freunde weiter zu sehen, dem Ausgang zu. Es war, als ob der Nachtsturm meinen Weg begünstigte, denn hinter mir her sauste er, schob, trieb, jagte er mich abwärts, daß ich, fast getragen von seinen Schneeflügeln, der Felsenschlucht entgegen flog. Wohl hatte er hier hohe, weiße Hügel zusammengehäuft, die durchwatet werden mußten, und um die Felsenspalten wimmerten, zischelten, fröstelten versprengte Windeswellen, wie in Aengsten nach einem Ausgang suchend, und zerrten mich am Mantel, und rissen meinen Hut mit sich fort, ihn hoch in die Lüfte schleudernd — dennoch setzte ich meinen Weg fort, bis zum Felsenthor des Engpasses. Da aber plötzlich stieg und bäumte sich's auf wie eine aus den Untiefen himmelan geschleuderte Sturmlawine und stellte sich mir entgegen und schien mit Donnerstimme zu rufen: Bis hieher und nicht weiter! — Ich mußte mich umwenden, nach Athem suchen, in die Kniee sinken, denn ich hielt mich vor diesem Anprall nicht auf den Füßen, und über mich hinweg ging die Gewalt der rasenden Winde, mich mit einer Last von Schnee bedeckend. In der Besorgniß, ganz verschüttet zu werden, erhob ich mich mühsam, die Hülle trockenen Schnees abschüttelnd, und versuchte weiter vorzudringen. Jeder Schritt mußte erkämpft werden. Eine Vernichtungsschlacht schien zwischen Höhen und Tiefen um mich geliefert zu werden. Von den kalten Eisfirnen kam es wie mit Hohngelächter auf weißen Luftlawinenrossen daher geschnaubt, das wilde Riesenheer packte die granitnen Rippen des Urgebirgs und schleuderte, was nicht Widerstand leistete, mit Donnerskrachen in die Schluchten, gefolgt von einem Strome von Schneestaub und prasselndem Geröll. Drunten aber wiederhallte es wie von Schmerzgeheul, kam dann in tobender Wuth aufwärts gestiegen, näher, näher wie Rachegebrüll, flog plötzlich mit mächtigem Anlauf empor und theilte die wilde Schneejagd, daß sie wiehernd und schreiend nach allen Seiten auseinander stob. Aber sie sammelte ihre Kräfte wieder, und droben und drunten erfaßten sich die unbändigen Alpengeister im Tumult der Lüfte, ringend und vernichtungswüthig, in allen Grundtönen dröhnend und mit jedem Aufschrei gellend, in allen elementaren Tonarten durcheinanderfahrend, jeden Mißlaut der lebendigen Schöpfung verhundertfacht nachahmend, wie Dämonenspottruf über jedes organische Leben, das sich aus seinen Thälern bis auf diese Gipfel wagte. — Ich wanderte nicht mehr, ich tappte nur noch vorwärts. Wenn ich nur erst bis zum ersten Gebirgsdorfe gelangte, so dacht' ich, dann war mir die Heimkehr gesichert! Und doch dehnte sich's und dehnte sich's hin, und eine Angst überfiel mich, ich könnt' es nicht erreichen! Seit einem Weltalter war dieser Gebirgspaß einmal wieder belebt von vielen Tausenden von Kriegern; sie waren aber im Hospitium, sie waren in allen Dörfern, Flecken, Städtchen, vom Gipfel bis zum Fuße des Passes vertheilt; sie konnten mir zu Hülfe kommen, aber sie schliefen, während ich einsam den nächtlichen Weg suchte, den sie auf ihrer Tagfahrt empor zogen. Aber, wenn immer halb verzweifelnd, ich hatte die heilige Pflicht, an's Ziel zu gelangen, und so mußt' ich vorwärts. Bald glitt ich und versank in Schneegruben, bald stürzte ich über glattgefegtes Felsgestein — ich preßte die Hand vor die Brust, um nur mein Kleinod, den Gnadenbrief, nicht zu verlieren. Da, wie ein Blick um die Bergwand frei wird — schimmert es nicht auf durch den Nebel wie der Morgen? Der Tag graute schon, und ich war noch weit, weit ab vom Ziele! Da erfaßte mich eine Todesangst, die Kniee zitterten mir, ich konnte nicht von der Stelle und lehnte mich an den vorspringenden Felsenpfeiler. Und wenn der Tag anbricht, und ich treffe nicht ein in Orsières, so wird Adrian erschossen — erschossen, während ich mit der Rettungsbotschaft säumte! Das riß mich noch einmal auf. Noch war der Schein wohl nicht das Morgengrauen, vielleicht des Mondes Versuch, durch die Nebelschichten zu dringen. Ich war wie gekräftigt durch diese Annahme, und konnte plötzlich aufrecht und mit sicheren Füßen zuschreiten. Mocht' es auch wieder finsterer um mich werden, der Schneestaub wie Millionen spitze Nadeln mir das Gesicht zerreißen und sich durch die Kleider einen Weg auf die nackte Haut suchen, ich schritt zu — um plötzlich, wie von einer Ohnmacht ergriffen, wieder zu fallen. Ich konnte mich nicht erheben, Ermattung, tiefe Schläfrigkeit überkamen mich — ich wußte, das waren die Vorzeichen jener Erstarrung, des Todes durch den Schneefrost. Noch konnt' ich es denken, und tastete mit der Hand nach der Brust, wo der Brief des Konsuls lag, noch konnte ich alle Verzweiflung meiner Lage durchempfinden — dann begannen mir die Sinne zu schwinden. Einen Moment schienen sie wieder zu erwachen, mir war's, als vernähme ich Hundegebell — ein Hoffnungsschimmer durchdrang mich — dann wurde es bewußtlose Nacht in mir.

(Schluß folgt.)

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

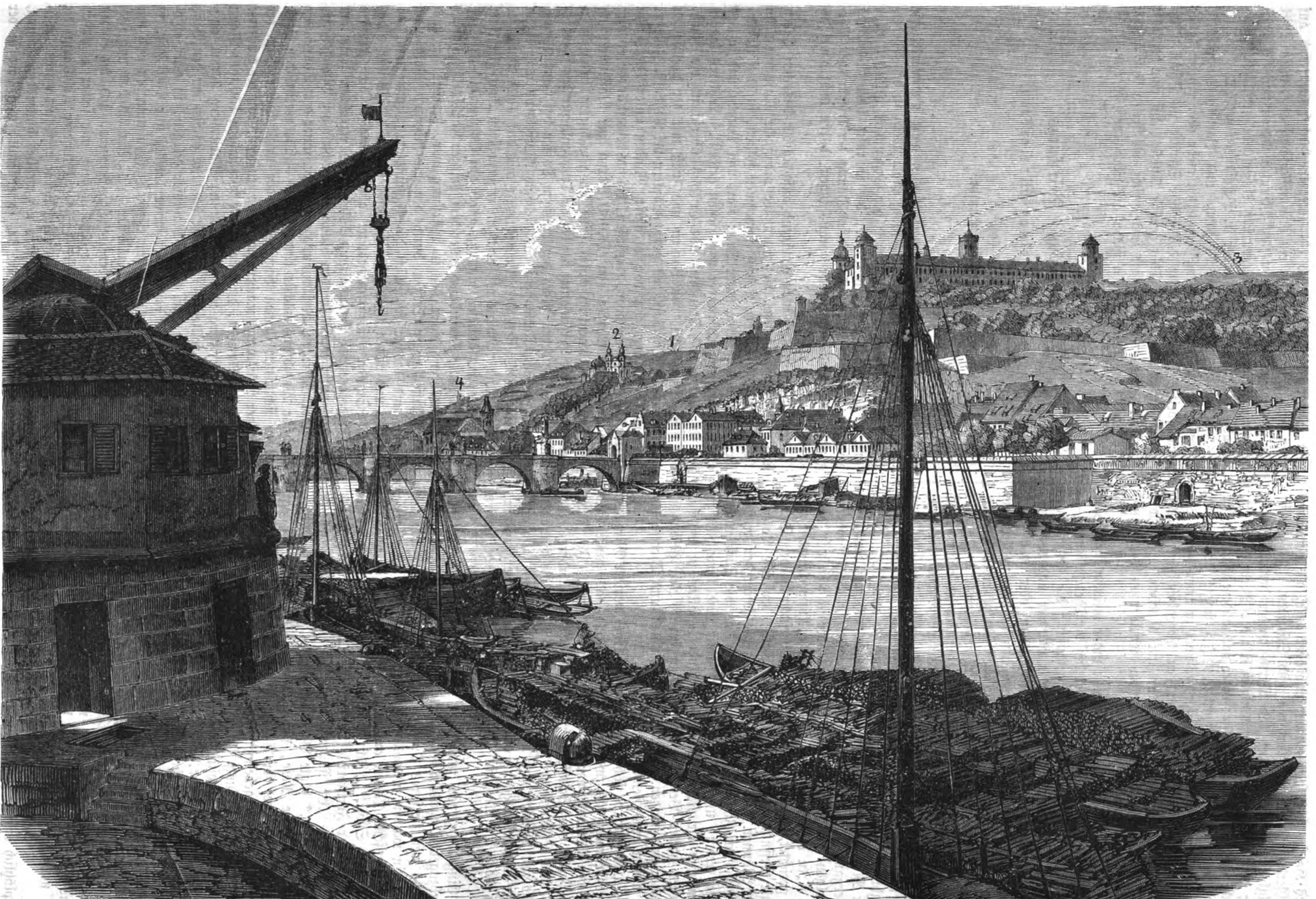
J. Ristori.

(Schluß.)

Ohne Zweifel mußte dem Wirthe zum heiligen Philipp aus einem geheimen Grunde die Entladung meiner Waffe gefallen, denn er suchte mich unter vielen Lobeserhebungen über mein vortreffliches Visir zu weiteren Schießexperimenten zu verlocken, indem er auf diesen oder jenen entfernten Gegenstand zu wetten versuchte. Ich merkte jedoch die Absicht und hatte meinerseits nichts im Sinne gehabt, als den verdächtigen Burschen zu zeigen, daß ich Muth habe und zu schießen verstehe, nöthigenfalls also mein Leben theuer verkaufen würde. Ich forderte mit ruhigem Ernste einen Imbiß und ein besonderes Zimmer. Der Wirth führte mich in ein solches, indem der andere Gast sich verabschiedete, als wenn er das Gasthaus verlassen wollte.

Als der Wirth nebst kalter Küche eine Flasche Wein auf den Tisch gestellt hatte und sich weigerte, mir Bescheid zu thun, indem er angab, daß er nie Wein trinke, schöpfte ich Verdacht und trank ebenfalls keinen Tropfen, wohl aber goß ich, als ich allein war, einen Theil des Inhalts der Flasche zum Fenster hinaus.

Gleich nach der Entfernung des Wirthes hörte ich Thüren und



1. Nikolausberg. 2. Marienkapelle. 3. Herenbruch. 4. Johanneshof.

Würzburg während der Beschießung. Von Ernst Kirchhoff. (S. 66.)

Läden des Hauses schließen, es war mir aber auch, als vernähme ich das Geräusch mehrerer Personen und Stimmen. Ich ergriff die Tafelglocke und rief sofort den Wirth wieder herbei. Mein Verdacht, daß derselbe im Einverständniß mit den Verbrechern sei, mehrte sich, als er auf meine Frage: ob er noch andere Gäste außer mir beherberge, verneinend antwortete. Ich fragte dann nach Minghi, und der Wirth sagte: dieser sei noch zu erwarten. Sogleich nach dessen Erscheinen werde er den hieroglyphischen Zettel Bartolo's, den ich ihm überlieferte, an ihn abgeben. Ich warf mich nun angekleidet und mit gespanntem Revolver in der Hand, eine Cigarre rauchend, auf's Bett.

Plötzlich hörte ich halblaute Stimmen unter meinem nach dem Hofe führenden Fenster; ich erkannte deutlich die Theresa's und — Bartolo's. Ich hatte mich also nicht getäuscht: die gemeinsame Gefahr hatte die Differenzen zwischen dem Gärtner und den übrigen Theilnehmern des Verbrechens ausgeglichen oder wenigstens hinausgeschoben, und Bartolo war ausersehen worden, mich in die Taverne von San Filippo zu locken. Daher sein plumpes Verlangen, ich müsse allein in dem Wirthshause erscheinen.

Theresa's Gesicht war das Erste, das am Fenster erschien; es verschwand sofort wieder, und lautes Gelächter erscholl draußen. Hierauf schwang sich ein Mann an's Fenster empor, derselbe, den ich schon in Gesellschaft des Wirthes im Gemach gesehen. „Ich bin Minghi," sagte er; „erlauben Sie, daß ich eintrete." Dabei machte er Miene, durch's Fenster einzusteigen. Hinter ihm aber sah ich Bergamo und Bartolo, die augenscheinlich im Begriff waren, ihm zu folgen. — „Keinen Schritt weiter, oder ich schieße!" donnerte ich. In diesem Augenblicke ward meine Aufmerksamkeit auf die Thür gerichtet, die von außen aufzureißen versucht wurde. Durch die schmale Oeffnung sah ich außer dem Wirth, der eine Laterne trug, zwei Männer. Ich konnte nichts thun, als sofort den großen Tisch, der sich im Zimmer befand, umwerfen, an die Thür rücken und darauf treten, um das Oeffnen der Thür eine kurze Zeit zu verhindern und die Fensteröffnung im Auge behalten zu können. Hier indessen hatten Bergamo und Bartolo bereits Zeit gefunden, in's Zimmer zu springen. Minghi folgte ihnen und Theresa postirte sich außen an's Fenster.

Alles, was jetzt vor sich ging, war das Werk weniger Minuten, und in wenig mehr als zwei Augenblicken stand das ganze Bild des möglichen Verlaufs vor den Augen meiner Seele. Ich hatte günstigen Falls vier Schüsse abzugeben und war allerdings entschlossen, mein Leben theuer zu verkaufen, aber auch die Banditen waren alle mit Pistolen und Dolchen bewaffnet. Wenn also auch die Polizei noch zeitig genug eintrat, um sich ihrer zu vergewissern, so sprach doch der Anschein dafür, daß ich mich werde opfern müssen.

Die Eingedrungenen zauderten, mich anzugreifen oder ihre Schüsse abzugeben, theils weil Jeder von ihnen fürchtete, zuerst zu fallen, theils weil sie ihres Opfers sicher zu sein glaubten und sich an dessen Pein waiden zu wollen schienen. Die Schlange Theresa schlug ein höhnisches Lachen auf; auch Bergamo übergoß mich mit einer Flut von Spott. „Ich gratulire dem Lieutenant der Bersaglieri wegen der Fortschritte in seinem neuen Amte!" rief das teuflische Weib. — „Er ist gekommen, um die Kostbarkeiten in Beschlag zu nehmen," fügte Bergamo hinzu. „Der Herr Offizier haben eine gar feine Nase, um Schätze auszuwittern. Er hat eine glänzende Carrière vor sich. Was gilt's, er ist in höchstens fünf Jahren Chef der geheimen Polizei!" — Die Andern lachten laut auf. Meine Stellung schien allerdings im direkten Widerspruch mit diesem Prognostikon zu stehen, denn vor mir befanden sich drei bewaffnete Räuber, und die Banditen an der Seite des Wirthes standen im Begriffe, jeden Augenblick durch die Thür, die bereits wieder nachgab, einzudringen.

Minghi war der Erste, der sein Pistol hob und schoß, in demselben Augenblicke gab ich Feuer. Minghi stürzte getroffen. Bergamo traf mich in den Arm. „Drauf!" kommandirte Theresa in wuthvollem Tone. Das Gemach war bereits in Pulverdampf gehüllt, und hierin lag vielleicht die Ursache, daß die nächsten Schüsse von mir und Bergamo fehl gingen. Ich gab mein Leben verloren.

Da plötzlich ertönte starkes Geräusch von außen. Theresa war vom Fenster weggerissen und ein Karabinerlauf richtete sich auf einen der Räuber. Ich stieß ein Triumphgeschrei aus, mein Spiel war gewonnen. In Zeit von fünf Minuten waren zwanzig Polizeibeamte im Hause und sämmtliche Anwesende verhaftet. Das geraubte Gut fand sich im Keller in Weinfässern versteckt.

In der Folge wurden Bergamo und Bartolo hingerichtet, Theresa, der Wirth und Minghi erhielten mehr oder minder lange Strafarbeit. Ich aber hatte die ersten Schritte im Dienst glänzend vollbracht und in der That gewisse Aussicht auf eine brillante Carrière. Signor Verdi ward zwar sofort auf freien Fuß gesetzt, starb aber schon sechs Wochen später an gebrochenem Herzen.

Die Beschießung Würzburgs
und seiner Festung Marienberg.

Von

Christian Hamm.

(Bild S. 65.)

Die Kriegsereignisse der Neuzeit haben ganz unerwartet die Hauptstadt Frankens und ihre Festung Marienberg in den Vordergrund des politischen Schauplatzes der Gegenwart gestellt. Eine kurze Schilderung der Katastrophe, die so rasch über Würzburg hereinbrach, und eine gedrängte Erwähnung der kriegerischen Vorgänge, die dieser unmittelbar vorausgingen, dürfte nicht ohne Interesse sein.

Aus bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärten Ursachen haben sich die Bundestruppen, die gegen die preußische Mainarmee im Norden von Bayern den Kampf aufnehmen sollten, in zwei Armeekorps, in das siebente unter Prinz Karl von Bayern und in das achte unter Prinz Alexander von Hessen getheilt. Letzteres lag in der Umgebung von Frankfurt und Ersteres überschritt die Rhön, den nördlichsten Theil von Bayern und stieß mit der preußischen Mainarmee in den sächsischen Herzogthümern bei Roßdorf, Zelle ꝛc. zusammen. Letztere zog von preußisch Minden unter Vogel von Falkenstein nach Hannover, Kurhessen, besetzte beide Länder, zwang die hannover'sche Armee von 18,000 Mann zur Waffenstreckung und suchte angelegentlich durch seine ausgezeichneten strategischen Bewegungen die Vereinigung der beiden Truppenkörper der Bundesarmee zu verhindern. Nach den blutigen Treffen bei Hammelburg, Kissingen drängte Falkenstein das siebente Armeekorps nach einem sehr blutigen Treffen bei Aschaffenburg auf das linke Mainufer (14. Juli) und verfolgte es, nachdem er inzwischen auch Frankfurt besetzt hatte, in südlicher Richtung durch den Odenwald.

Das siebente Armeekorps unter dem Prinzen Karl, dessen Hauptquartier während dieser Zeit in Würzburg war, bewegte sich nach dem aschaffenburger Treffen durch den guttenberger Wald nach Westen und brachte schließlich die beabsichtigte Vereinigung des siebenten und achten Korps bei Bischofsheim an der Tauber glücklich zu Stande. Dessenungeachtet aber drängten die Preußen die Bundestruppen unaufhaltsam östlich, und erreichten schon am 26. Juli unter fortwährenden blutigen Gefechten bei Bischofsheim, Helmstadt, Altingen, Roßbrunn, Hettstadt ꝛc. unter dem Donner der Geschütze Würzburgs nächste Umgebung. — Die verehrlichen Leser können sich einen Begriff von der unglücklichen Lage der Bewohner Würzburgs machen, wenn sie erwägen, daß der erbitterte Kampf beider Armeen, die eine Stärke von nahezu 150,000 Mann hatten, um Würzburg und seine Festung Marienberg herum ausgefochten werden sollte. — Zunächst handelte es sich um den Besitz der Festung. Diese, am linken Mainufer gelegen, in einer absoluten Höhe von 900 Fuß, die relative beträgt nur 450 Fuß, ist südlich, östlich und nördlich von tiefen Thälern umgeben und nur nach Westen zu schließt sich eine Ebene an. Am östlichen und südlichen Abhange wächst der berühmte Leistenwein, und im Süden erhebt sich der 450 Fuß hohe Nikolausberg mit seiner reizenden Marienkapelle, oberhalb welcher (bei Nr. 1 unserer Abbildung) die Batterieen der Mainarmee äußerst günstig aufgepflanzt waren. Weitere preußische Batterieen befanden sich westlich hinter der Festung, besonders am Hexenbruch (Nr. 3), so genannt, weil dort in der

trüben Vorzeit die Hexen den Flammen preisgegeben wurden; die letzte erst 1749. — Die Artillerie der Bundestruppen feuerte aus der Festung — außerdem noch standen starke Batterieen auf der Käsburg, die eine mäßige Höhe am rechten Mainufer oberhalb Würzburgs bildet und dem Nikolausberg genau gegenüber liegt.

Nachdem noch am 27. Juli Vormittags hinter Marienberg tapfer gekämpft worden, begannen die Preußen in der Mittagsstunde das Bombardement gegen Festung und Stadt. Obschon durch den Kanonendonner des vorigen Tags und des Morgens vom 27. auf das Schlimmste vorbereitet, entstand doch ein mächtiger Schrecken mit dem Eintritt der Kanonade auf die Stadt. — Der mit schwarzen Wolken dicht verschleierte Horizont vermehrte noch das Schauerliche der ganzen Situation. Alle Straßen waren geleert, nur hie und da erblickte man noch bleiche Flüchtlinge, von denen jedoch mehrere, von Bombensplittern getroffen, todt niederstürzten. Manche Bewohner Würzburgs hatten die Stadt schon vorher verlassen, und wer noch zurückgeblieben war, nahm seine Zuflucht zu den Kellern oder sonstigen unterirdischen Räumlichkeiten. Der Kanonendonner krachte in einem fort, die Bomben fuhren sausend und zischend durch die Luft, in Häuser einstürzend und augenblicklich eine furchtbare Zerstörung anrichtend. — Mit dem Donner des Geschosses vermischte sich schon frühzeitig das Geheul der Sturmglocken, denn es war an verschiedenen Punkten Feuer ausgekommen. Gleich nach Beginn des Bombardements stand das Zeughaus der Festung, vom Bischof Julius erbaut, und das Kommandantenhaus in Flammen. Auf dem Boden des Ersteren hat man unbegreiflicher Weise Strohsäcke und Matratzen aufbewahrt. Die Folge davon war der augenblickliche Brand und der Verlust des Zeughauses, der Kommandantenwohnung und außer vielen militärischen Utensilien unter andern auch 15,000 Podewilsgewehre.

Die Beschießung dauerte bis Nachmittags drei Uhr — dann verstummte mit einem Mal das Belagerungsgeschütz, denn es trafen telegraphische Depeschen höchsten Orts ein, die eine Waffenruhe bis zum 2. August ankündigten. Und so kam denn die Hülfe in der That in dem Augenblick, wo die Noth am größten war.

Bis übrigens die Nachricht vom dreiwöchentlichen Waffenstillstand einlief, kam unter den beiden Höchstkommandirenden der Vertrag zu Stande, daß Würzburg am 2. August einer Brigade preußischer Truppen die Thore öffne, sie um mäßige Entschädigung verpflege und dafür mit jeder Kontribution verschont bliebe. Festung und linke Mainseite Würzburgs blieben jedoch in den Händen der Bayern. Nach Räumung der Stadt von Bundestruppen fand der Einzug der preußischen Brigade unter Führung der Generale von Manteuffel und von Goeben mit klingendem Spiele statt. Ersterer mußte sich bekanntlich einer diplomatischen Sendung an den russischen Hof unterziehen, Goeben aber hatte sich mit seiner Mannschaft bald das Vertrauen der Einwohner Würzburgs erworben.

Bilder aus Brasilien.

Von

Arnold Welmer.

1. Gold.

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles! — Ach wir Armen!

seufzt Gretchen im Faust. Ja, Gold und immer wieder Gold — oft nur Gold! — ist die Parole des Lebens. Gold! bald bist du schön und blank — bald häßlich und schmutzig — je nach den Händen, aus denen du in die Welt rollst. Gold! du kannst Wunden schlagen und heilen, — du läßt Herzen hüpfen und brechen! Reiches, mächtiges — erbärmliches, armseliges Gold, bringst du der Welt mehr Fluch oder Segen? Die Goldwage, in der dieß abgewogen wird, schwebt über den Sternen! Gold! du bist der stärkste Magnet — du ziehst sogar über das Weltmeer hinüber — arme europamüde Herzen folgen deinem unwiderstehlichen Locken in die Goldländer Brasiliens. Erfüllt die neue Welt die goldnen Hoffnungen? Auf dieß bedeutungsvolle Fragezeichen mögen folgende Zeilen antworten! Die goldne Zeit ist auch für Brasilien vorüber, wo die Pflanzenwurzeln von Goldstaub flimmerten, wenn sie aus der Erde gezogen wurden, — wo die übermüthigen Mineiros bei üppigen Gastmählern das krause Wollenhaar ihrer Neger mit Goldstaub puderten und den bewirtheten kaiserlichen Zollwächtern statt des süßen Nachtisches von Zuckerwerk und kandirten Früchten Schalen mit reinem Goldsande vorsetzten — — diese Zeit des goldnen Ueberflusses ist in's Schattenreich hinabgerauscht — und doch birgt Brasilien auch heute noch reiches Gold in seinen Adern! Aber in der rohesten Weise wird das Fleisch der geduldigen Mutter Erde nach dem goldnen Blute durchwühlt. Ader auf Ader wird geöffnet und wieder verschüttet, sobald das Gold nicht mehr überreich fließt. Besonders in Minas Geraës, dem goldhaltigsten Theile Brasiliens, wird selten planmäßig in regelrechten Gruben gearbeitet. An allen Landstraßen findet man große trichterförmige Löcher; hier hat der Mineiro einen Schacht auf die goldhaltige Schicht hinabgetrieben und nothdürftig abgebaut — um ihn gleich darauf dem Verfalle zu überlassen, wenn die Goldschicht vorläufig nachläßt. Den Grubengang bis auf eine neue Goldader weiter zu führen, fehlt dem Mineiro die Ausdauer und die Bergwerkskunst. Welch' ein Feld wäre dieß für unsere deutschen Bergleute! Und doch sind die Erträge trotz dieser mangelhaften Art der Arbeit oft ungeheuer. Hier nur ein Beispiel von Tausenden. Ein deutscher Kaufmann kommt mit 2000 Thalern nach Brasilien. Auf dem Schiffe hat er drei schlesische Bergleute kennen gelernt. Er nimmt sie in seinen Dienst und durchsucht mit ihnen die Berge von Minas Geraës nach Goldadern. Er findet eine vielversprechende Stelle, löst für eine geringe Summe einen Schürf- oder Muthschein und ist dadurch Besitzer des neuen Bergwerks. Er beginnt mit seinen drei Schlesiern den Abbau, nimmt bald noch mehr Arbeiter in Dienst — und kehrt schon nach fünf Jahren mit einem Kapital von 150,000 Thalern nach Europa zurück! — Die größten und ergiebigsten Goldminen befinden sich fast ausschließlich in den Händen von Engländern. Bei Morro velho allein beträgt der jährliche Goldgewinn der englischen Kompagnie gegen 500,000 Thaler. — Es gibt Mineiros, die ihre reichen Goldminen nur bearbeiten lassen, wenn sie gerade — Gold gebrauchen. Dann lassen sie einige Wochen arbeiten — pausiren wieder und leben von dem Ertrage so lange herrlich und in Freuden, als das Gold reicht. Dieß sind vorsichtige Mineiros; sie kennen nur zu gut ihr liebes schwaches Herz und die Folgen der Verschwendungssucht. So lange das Gold sicher in der Schatzkammer der Erde liegt, kann es nicht durch die stets juckenden Finger rollen! — Das Gold findet sich in Schichten von mürbem Itakolumit, Eisen-, Glimmer-, Thon- und Talkschiefer zwischen bröckelnder Eisenerde in rein goldnen Blättchen und Körnchen, — oder auch in größeren Puppen im milchweißen Quarze. Wer nicht die Mittel in Händen hat, eine eigene Mine anzulegen, muß sich mit der Goldwäscherei auf eigene Hand begnügen. Zum Goldwaschen an den Flüssen hat in Brasilien Jeder ohne Ausnahme das Recht und die Gelegenheit. Hier das Bild einer Goldwäscherkolonie! An den Ufern eines goldhaltigen Flüßchens — unter schattigen Riesenbäumen — stehen in buntester Unordnung eine Menge rohgezimmerter Hütten. Das sind die Wohnungen der Goldwäscher. Männer und Weiber sind bei der Arbeit. Ihr Kostüm ist das schmuckloseste: ein langes Hemd, ein breitrandiger Panamahut. Ebenso einfach ist das Arbeitsgeräth: zwei längliche Bretter mit Randleisten, ein Stück Kuhhaut und eine hölzerne Mulde. Beide Bretter sind am Ufer so übereinander aufgestellt, daß alles auf das obere gegossene Flußwasser auf das tieferliegende und mit der Kuhhaut bedeckte Brett herabfließen muß. Vor diesem Brette befindet sich ein Erdloch, das alles Wasser in sich aufnimmt, ehe es in den Fluß zurückfließt. Der Goldwäscher füllt mit seiner Mulde den Schlamm des Flusses auf das obere Brett und spült mit Wasser alle erdigen Theile aus der Kuhhaut heraus. Der Goldsand bleibt in den Kuhhaaren hängen oder sinkt auf den Grund des Wasserloches. Ist die Kuhhaut rein vom Schlamme, so wird sie an der Sonne getrocknet; das Gold läßt sich dann leicht herausklopfen. Der Ertrag ist natürlich sehr verschieden — je nach dem Fleiße, der Geschicklichkeit und dem — Glücke des Industrieritters.

Humoresken aus der schweren Zeit der Noth.

Von

Herbert König.



Die Preußen kommen! Ablieferung der Waffen —



— und des Pulvers!
(NB. Hier scheint ein kleines Mißverständniß obzuwalten.)



Im Quartieramt. „Wenn ich um einen Herrn Offizier gebeten haben dürfte!!"



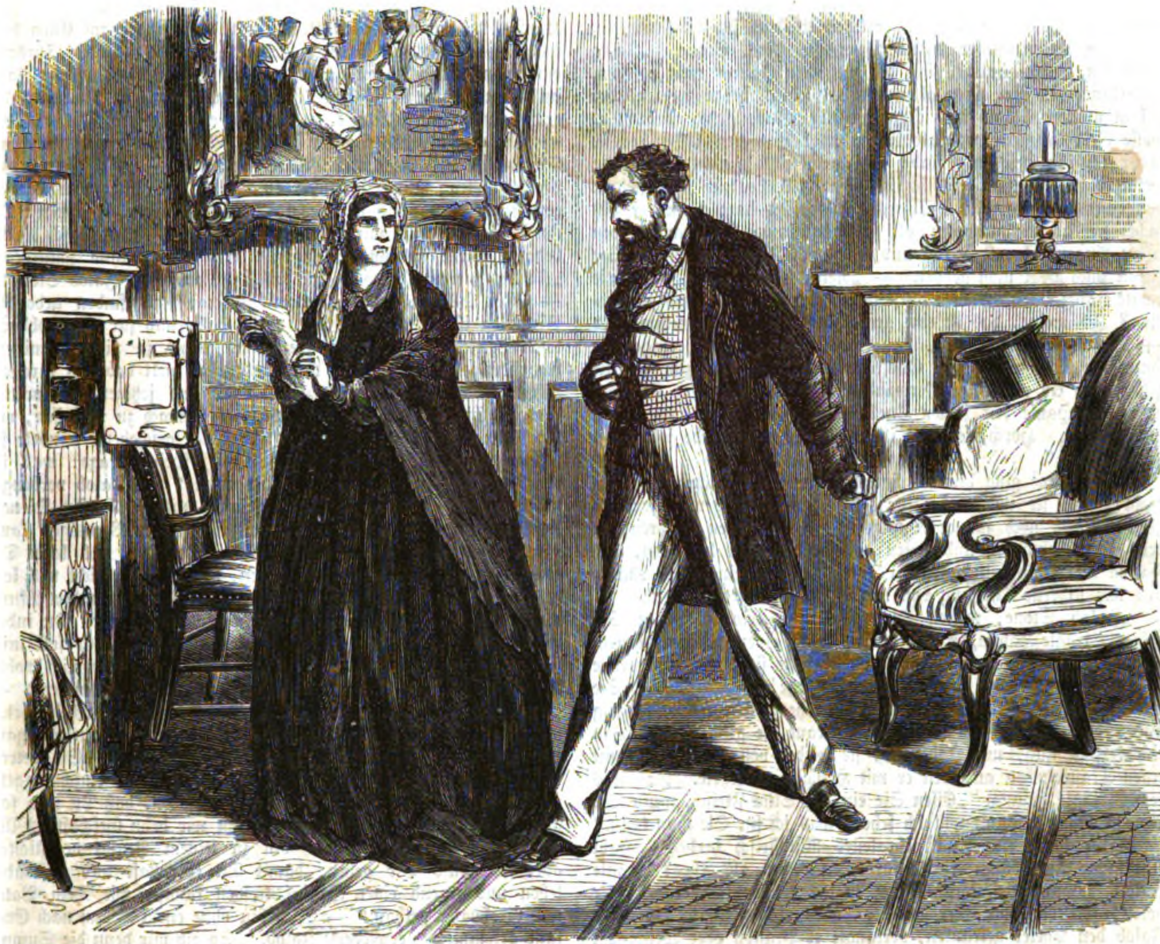
„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr!"



Berliner Schanzgräber. „Bitte, wie so, Kamerad? Sie arbeiten aus Noth — ich wegen Motion!"



Monolog eines Professors. „Höchst sonderbar — es ist durchaus Alles genau anders gekommen, als ich es vorausgesagt hatte!!"



Ein Blick in's Testament. (S. 69.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

11. Die Abfindung.

Mrs. Stone ließ sich durch den erneuten Wuthausbruch Jakob's nicht aus der Fassung bringen; sie war gewissermaßen daran gewöhnt, da Jakob's Temperament nur ein Widerschein des ganzen Wesens seines Vaters war. „Wo ist meines Vaters Testament?" rief Jakob. „Ich will es sehen!" — „Wenn Du anständig auftrittst!" — Hanna schritt zu einem eisernen Schranke, schloß das Oberthürchen auf und nahm das Dokument heraus, hielt es aber fest mit beiden Händen, als sie es Jakob lesen ließ. Dieser überflog es mit wilder Hast, unwillkürlich ballten sich seine Fäuste. „Wie, Viper, Alles?" knirschte er, als er zu Ende gelesen. „Alles ist Dein und Deinem Kinde? Und ich habe gar nichts." — „Das ist Isaak Stone's Wille." — „Und ist's auch Dein Wille? Willst auch Du mich völlig zum Bettler machen, nachdem ich so Vieles um Deinetwillen gelitten?"

Mrs. Stone antwortete nicht; sie bedurfte Zeit zur Ueberlegung, um die unerwartete üble Wendung der Dinge unschädlich zu machen. Sie hielt es nicht für vortheilhaft, Isaak's Sohn zur Verzweiflung zu treiben, Etwas glaubte sie für ihn thun zu müssen, aber erst sollte er völlig empfinden, daß er lediglich von ihrem guten Willen abhänge. Demgemäß erklärte sie ihm richtig, daß der Inhalt des Testaments seines Vaters eigener und fester Wille gewesen sei, nach allen Regeln niedergeschrieben, bezeugt und im Original gerichtlich deponirt; er könne keinen Penny reklamiren und habe keinen Antheil an allem Vorhandenen.

Als sie damit geendet, schlug sich Jakob wie ein Verzweifelter mit den Händen vor die Stirn, bedeckte sein Gesicht und sank zurück in seines Vaters Lehnstuhl. In dieser Situation verließ ihn Hanna.

Sie begab sich hinab in die Küche, wo sie Godfrey noch im Gespräch mit der Großmutter fand. Bridget setzte eben Lichter auf den Tisch. „Es ist wahrhaft verdrießlich," sagte Mrs. Stone laut, „daß gerade jetzt Jemand gekommen ist, um ein Geschäft abzumachen. Der Mann kommt aus weiter Ferne, verläßt England alsbald wieder, und ich muß deßhalb ohne Aufschub daran gehen. Sie würden mich also verpflichten, Godfrey, wenn Sie mit der Mutter hier den Thee nähmen und meine Abwesenheit entschuldigten."

Mrs. Bolt wendete sich rasch um. „Du meinst doch nicht, Hanna, daß Du gleich wieder an die Geschäfte gehen kannst, nachdem Du kaum vom Begräbniß Deines Gatten zurückgekehrt bist?" — „Es ist kein Alltagsgeschäft, Mutter, welches mich in Anspruch nimmt!" Godfrey war durch den tiefen und bangen Ton ihrer Rede betroffen. „Bedürfen Sie meines Beistandes, Mrs. Stone?" — „Nein, ich danke Ihnen! Der Mann oben stellt eine bedeutende Forderung an mich, die ich sofort bezahlen werde." — „Aber wer ist es und warum kam er an einem solchen Tage? Wer hat

ihn hereingelassen?" fragte die Großmutter verwundert. — „Ich habe ihn nicht hereingelassen!" erklärte Bridget sich rechtfertigend. — „Der Lageraufseher that's," versetzte Mrs. Stone. „Jabez kennt ihn, doch hatte er ihn seit mehreren Jahren nicht gesehen. Er erkannte in ihm einen alten Kunden seines Herrn wieder, der tief in unserer Schuld ist. Ich vermuthe, Jabez setzte voraus, er wolle Geld bringen, weßhalb er ihn nicht fortgehen lassen wollte, bevor ich ihn gesehen. Jabez ist augenblicklich nicht anwesend; wenn er zurückkommt, will ich ihn scharf darüber zur Rede stellen, daß er mich einem solchen Schrecken ausgesetzt hat; denn der Besucher saß im Wohnzimmer, als ich hinaufkam. Ich war für den ersten Augenblick voll Furcht und rief nach Ihnen, Godfrey; Sie haben mich wohl nicht gehört." — „Nein, Mrs. Stone. Aber wie durfte Jabez einen Fremden an solchem Tage ohne Erlaubniß aufnehmen? Ich meine, das ist eine große und gefährliche Dreistigkeit!" — „Ich habe schon gesagt, daß Jabez ihn erkannte," entgegnete Hanna. „Sie wissen ja, Godfrey, daß Jabez wie zur Familie gehört und ein entfernter Verwandter Stone's sein soll. Er dient in diesem Hause seit seinen Knabenjahren und war immer treu und ergeben. Horch, ich höre ihn kommen! Ich werde sofort mit ihm sprechen."

Mrs. Stone ging hinaus, sprach einige Augenblicke mit Jabez, dann befahl sie ihm, Thee für Jakob hinaufzutragen. Der Unglückliche saß noch immer regungslos, in Gedanken verloren, in dem alten Lehnsessel und schien es gar nicht zu bemerken, als Hanna und Jabez einen kleinen Tisch dicht an seinen Sitz rückten und das silberne Theezeug von uralter Fasson darauf setzten.

„Jakob Stone, wollen Sie nicht Thee trinken, bevor Sie gehen?" fragte Hanna, in Gegenwart Jabez' einen gewissen vornehmen Höflichkeitston anschlagend. Er bewegte sich nicht, antwortete jedoch: „Ich denke, daß ich nicht fortgehe!" — „Doch, Sie werden gehen! Nehmen Sie jetzt den Thee; Sie sehen hungrig aus." — „Und ich bin es!" — Er trank die große Theetasse in einem Zuge aus, und Jabez goß sie wieder voll. Hanna schnitt einen Trauerkuchen an, den er mit Heißgier verzehrte. „So ist's recht!" sagte Hanna. „Essen Sie ein gut Stück Fleisch, wenn Sie Appetit haben. Dann will ich sehen, was ich für Sie thun kann."

Jabez holte ein Stück gebratenes Rindfleisch herbei. „Habt Ihr nichts Anderes zu trinken für einen Mann als Thee?" fragte Jakob. Hanna ließ durch Jabez in der Britanniataverne Porter holen, flüsterte ihm aber an der Thüre einige Worte zu. Als Jakob den Porter getrunken, verlangte er Brandy oder Wein, um sich aufzuheitern. Auch ein Glas Brandy ließ ihm Hanna kommen, dann räumte sie vorsichtig das Silberzeug wieder weg und Schlag sechs Uhr sagte sie: „Nun müssen Sie gehen, Jakob!" — Diese Worte brachten den Mann, den Speise und Trank in eine behagliche Stimmung versetzt hatten, wieder zum Bewußtsein seiner Lage. „Du bist Zeuge, Jabez" — rief er — „daß dieses Weib mich aus meines Vaters Hause jagt und mich ausschließt von all' seinem Vermögen! Ebenso wirst Du Dich erinnern, Jabez" — fuhr Jakob heftig fort — „daß ich hiermit erkläre, keinen Glauben zu setzen in die Geschichte von einem Briefe an meinen Vater, worin ihm angeblich mein Tod angezeigt worden ist. Sicher würde er, wenn ein solcher Brief von Amerika gekommen wäre, erst weitere Beweise abgewartet haben, ehe er meinen Tod als gewiß angenommen hätte. Und wenn er ihn angenommen, warum sollte er mich in seinem Testamente nicht erwähnt haben, da er doch nicht wissen konnte, ob ich mich in Amerika nicht verheirathet und Erben hinterlassen habe? Zufälliger Weise ist dieß nicht der Fall, aber mein Vater konnte das nicht im Voraus annehmen. Genug, ich bin in keiner Weise befriedigt, und wenn ich aus diesem Hause in meiner gegenwärtigen Verfassung gehen muß, stehe ich für nichts!" — Jabez flehte seine hartherzige Gebieterin mit gefalteten Händen an, um Gottes willen etwas für den Sohn seines verstorbenen Herrn zu thun. „Sie hat mich um Alles bestohlen!" knirschte Jakob mit wahnsinnigem Blicke, im Wohnzimmer auf- und abschreitend. „Ein Bettler stehe ich unter meines Vaterhauses Dach, Dank Deinen Ränken, Skorpion!" Plötzlich blieb er vor zwei Gemälden stehen, die an der rußigen Wand neben einander hingen; das eine war Godfrey's Porträt von Ellen, das andere war ein altes Konterfei seines Vaters, welches dessen Züge treu wiedergab. „Das ist die Tochter des Hauses!" sagte Jabez erklärend, mit dem Finger auf Ellen deutend. — „Und das ist mein Vater!" versetzte Jakob. Thränen entquollen seinen Augen und rannen in den dichten schwarzen Bart, an dessen Saume sie sich wie Thautropfen sammelten. Dann wandte er sich zum Antlitz Ellen's. „Du hast eine schlechte Mutter, aber ich glaube nicht, daß Du ihr gleichst. Du würdest nicht Alles an Dich reißen und mich zum Bettler machen!" — „Um Gottes und Christi willen, thun Sie etwas an ihm!" bat Jabez von Neuem, ergriffen von Jakob's verzweifeltem Selbstgespräch. — „Hörst Du ihn?" fragte Jakob mit funkelnden Augen. — „Wenn ich Raths bedarf, werde ich ihn verlangen," erwiederte Hanna schneidend. „Jetzt noch einmal: wollen Sie das Haus verlassen, Jakob Stone?" — „Erst lass' mich wissen, womit Du mich abzufinden gedenkst! Sieh', da ist mein Hut! Bitte, einen Halfpenny für einen obdachlosen Bettler! Sie werden die kleine Münze ja nicht vermissen, barmherzige Lady!" Und der Unglückliche hielt dabei in fürchterlichem Hohne der ehemaligen Geliebten und jetzigen Stiefmutter den Hut hin. Diese befahl Jabez, das Gemach zu verlassen, vor der Thür aber stehen zu bleiben. Als dieß geschehen, wendete sie sich gegen Jakob. „Nun bin ich bereit, Deine Frage: was ich für Dich zu thun gedenke, zu beantworten." — Jakob verbeugte sich höhnisch. „Ich bin Ihr demüthigster und dankbarster Diener, Mylady! Das von meinem Vater hinterlassene Vermögen kann nicht gering sein!" — „Gering oder bedeutend, das kann Dir gleichviel sein, Jakob! Sei zufrieden, daß ich Dich nicht will leer ausgehen lassen! Wohlan, ich will Dir jedes Jahr hundert Pfund auszahlen, so lange Dein Betragen mir gefällt. Wirst Du indeß meinen Namen schänden, so trage die Folgen! Nichts soll mich dann bewegen, Dir einen Pfennig zu geben. Verstehe mich wohl! Du kannst mit hundert Pfund jährlich ganz gut auskommen." — „Ah, kann ich?" — „Du sagtest, Du seiest nicht verheirathet." — „Nein, das ist richtig! Ich liebte einst ein Mädchen mit ganzer Seele, und sie gelobte, mir ewig treu zu sein. Sie betrog mich, sie wurde meineidig, um sich in dieß Haus einschmuggeln zu können ..." — „Ich wundere mich, Jakob, daß Du noch solchen Unsinn aufwärmen kannst! Bleiben wir beim Geschäft! Willst Du Hundert pro Jahr? Ich bin zu keinem Penny verpflichtet, aber ich will's Dir geben, damit Du ehrenhaft und anständig leben und irgend einen Handel treiben kannst, wie Dein Vater und Großvater gethan." — „Ich bin ohne einen Penny nach England gekommen," erwiederte Jakob. „So gib mir denn die Summe des ersten Jahres zur Hand!" — Hanna ergriff statt der Erwiederung ein Stück Papier und schrieb darauf einen kurzen Vertrag, den sie ihn zu unterzeichnen ersuchte. Dann ging sie zum Geldschrank und behändigte ihm fünfzig Sovereigns für's erste Halbjahr. Er verlangte nochmals volle Hundert. „Nicht einen Sixpence mehr!" versetzte sie, den Schrank verschließend. „Nimm das Geld in Acht! Du wirst keinen Penny mehr erhalten, bevor nicht sechs Monate verflossen sind!" — Er lachte wild auf und klapperte mit dem Geld in seinen hohlen Händen. „Es wird wahrlich nicht viel davon an das Ende dieser sechs Monate kommen!" rief er. — „Wohlan, Jakob, wir haben uns nun genügend auseinander gesetzt, und es ist für Dich in diesem Hause nichts mehr zu thun, so lange nicht sechs Monate abgelaufen sind. Du wirst nicht früher wiederkommen, auch wenn Dein Geld aus wäre, denn es würde Dir nichts helfen. Damit Du aber erkennst, daß ich Dich unterstütze, will ich Dir einige von Deines Vaters alten Kleidern senden. Ich will ein Paket davon machen — wohin soll ich's adressiren?" — „In die Britannia." — „Nein, so nahe darfst Du nicht bleiben! Entferne Dich weiter, ändere Deinen Namen. Widersetzest Du Dich, so habe ich mit Dir nichts mehr zu thun. Ich sage, wie ich's meine!" — „Lass' mich meines Vaters Siegelring und Uhr haben!" bat Jakob. — „Nicht vor sechs Monaten! Dann, wenn ich sehe, daß Du Deinen Namen und Deine Person vor meinen Geschäftsverbindungen zu verheimlichen gewußt hast, sollst Du das Verlangte haben. Nun kann ich mich nicht länger mit Dir aufhalten ... Jabez! Ich wünsche, daß Du hörst, wie ich mich mit Jakob Stone verglichen habe. Ich gebe ihm eine ausreichende Summe zum Leben, so lange er sich ruhig hält und mir weder in der Nachbarschaft noch bei meinen Geschäftsfreunden

Schaden zufügt. Wenn er dieß dennoch thut, verliert er Alles. Du weißt nun, was Du hier zu hoffen hast, und kannst jetzt gehen." — „Ich werde!" erwiederte der Unglückliche dumpf, indem er seinen zerknitterten Hut aufsetzte und einen alten Plaid über die Schulter warf. „Oeffne die Thür, liebenswürdige Stiefmutter! — Gute Nacht, kleine Erbin! (mit einem Blick auf das Porträt) Du siehst nicht bös aus. Ich wünschte, Du hättest ein ehrlicheres Erbtheil als das, was Deine Mutter mir gestohlen hat!"

Er ging hinaus, Jabez traurig hinter ihm. Es regnete stark und der Sturm pfiff durch die Straße, als Jakob, verjagt aus seines Vaters Hause, wieder in die Nacht hinaustrat. Kopfschüttelnd schloß Jabez hinter ihm die Thür und die strenge Mistreß befahl ihm, alle Läden wohl zu verwahren.

12. Heirath und Flitterwochen.

Ellen war nach Empfang der üblen Nachrichten vom Verschwinden des Sir Felix und vom Tode ihres Vaters in eine heftige Krankheit verfallen und konnte vierzehn Tage das Bett nicht verlassen. Mrs. Stone ließ am Tage nach dem Begräbniß Godfrey nach Margate gehen und zu Ellen's Schutz bis zu deren Rückkehr daselbst bleiben. Sie betrieb die Heirath sehr lebhaft, um Godfrey's Beistand im Geschäft zu erhalten, und es waren seit Isaak's Tode kaum fünf Monate vergangen, so traten Godfrey und Ellen, nach erfolgtem Aufgebot, vor den Altar der Bartholomäikirche. Es waren nur wenige Neugierige bei der Trauung zugegen, aber unter den Wenigen befand sich Adolph Dering. Er bebte und knirschte mit den Zähnen, während der Pfarrer das Paar segnete. Es war um seine Hoffnung geschehen und nur Haß und Rache bewegten ihn noch, als er die Kirche verließ. Um den Becher des Leids bis zur Hefe zu leeren, stellte er sich sogar am Thor des Friedhofes auf und sah die Neuvermählten an sich vorbeischreiten. Beide gingen langsam zu dem Grabe des Vaters. Ein neuer Grabstein auf demselben enthielt die Worte: „Isaak Stone, geboren in der Bartholomäiklause 17 . . . Gestorben daselbst 18 . . . Errichtet von seiner Wittwe." — Godfrey hatte andachtvoll den Hut abgenommen und sagte einige leise Worte zu seiner jungen Frau, worauf diese ihr Spitzentuch zu den Augen führte.

In einiger Ferne stand Adolph. „Ja ja!" murmelte er. „Hier trauern sie zum Scheine vor der Welt. Wer aber trauert über den, der kein Grab hat? Wo ist der begraben, der aus der Welt mußte, um Godfrey Chester Platz zu machen? Beim Himmel, ich glaube, dieser Glückliche dort weiß am Besten, daß Sir Felix keines natürlichen Todes gestorben ist!" Er kochte vor Wuth, als er hierauf das schöne Paar Arm an Arm sich entfernen sah. Hinter Beiden ging Mrs. Stone.

Es war eine Ehe, auf Liebe gebaut, und man hätte glauben sollen, daß diese Himmelsmacht nun in dem düsteren Hause ihren Einfluß geltend machen werde. Dem war nicht so. Freilich erhielten Godfrey und Ellen die besten Zimmer, und ihre Mutter beschenkte sie mit einer Ausstattung, die einer Herzogin Ehre gemacht haben würde, prächtigen Möbeln, Gold- und Silbersachen, reichen Polstern, Betten, Vorhängen, meist Sachen in Auktionen oder aus Erbschaften und Verschuldungen erstanden; aber Godfrey sollte ja nicht mehr malen, weder um's Brod, noch zum Vergnügen. Er sollte seine edle Kunst mit Füßen treten und dafür mit edlen Steinen feilschen oder Antiquitäten sortiren. In der ersten Zeit that er Alles, um die Mutter zu befriedigen, denn sie hatte es an Nichts fehlen lassen. Auch scheute er sich, sein liebliches Weib durch Streitigkeiten mit ihrer Mutter zu verletzen. Er hoffte im Stillen, Mrs. Stone zum völligen Aufgeben des Geschäfts und zu einem gemächlicheren Leben als Rentière bewegen zu können.

Gerade das Gegentheil stellte sich heraus. Mit gesteigerter Leidenschaft und Ausdauer, die trotz aller Gewiegtheit etwas Fieberhaftes an sich trugen, warf die Wittwe sich auf's „Geldmachen" und forderte gleiche Thätigkeit auch von Godfrey, dem sie ausschließlich das Edelsteingeschäft zuwies, während sie sich mehr auf werthvolle antike Fournituren, Raritäten und Alterthümer aller Art für englische Sonderlinge und Geldkönige legte. Eine Zeitlang hielt Godfrey, wie erwähnt, die Unterwerfung unter den Willen seiner Schwiegermutter aus — er wollte sich den Sonnenschein und die Rosen seiner jungen Ehe nicht zerstören. Mehrere Stunden des Tages sah er Ellen gar nicht, dann aber war er um so zufriedener, wenn er sich wieder ihrer Gegenwart erfreuen konnte. Seine glücklichsten Stunden genoß er Abends, wenn er mit Ellen, meist nur in Gegenwart der Großmutter, bei heiterem Gespräch saß oder musizirte. „Jetzt ist der Himmel im Hause!" pflegte dann „old Grannie" oft zu sagen.

Dieser Himmel zeigte jedoch bereits dunkle Wolken. Godfrey gerieth in geschäftlichen Dingen öfters in Zwiespalt mit seiner Schwiegermutter, und wenn er dann verstimmt zu Ellen kam, fand er mehr und mehr auch in ihrem Wesen eine ungünstige Veränderung. Sie brütete über irgend etwas, das stand fest, aber was es war, konnte er nicht ergründen. Eines Tages sprach er davon, einen Arzt über ihren anscheinend gestörten Gesundheitszustand zu Rathe zu ziehen. „Kannst Du damit einem kranken Gemüthe helfen?" erwiederte sie und ging in Thränen gebadet in ihre Kammer. Er folgte ihr, entschlossen, das Räthsel zu lösen, und fragte sie, was ihr Gemüth beunruhige. Sie wußte oder wagte nicht zu antworten. „Ich bitte Dich darum, mein einziger Schatz!" fuhr er fort und zog sie liebkosend auf seinen Schooß. Sie antwortete trotzdem nicht, und er ging verdrießlich an seine Staffelei, bis Mrs. Stone kam und im Tone der Autorität ihn ersuchte, mit einer Partie Diamanten an eine gewisse Adresse zu gehen und den Verkauf zu effektuiren.

Godfrey, den der Ton verletzte, antwortete gar nicht und fuhr fort zu malen. „Verstehen Sie mich nicht, Mr. Chester?" fuhr die Wittwe auf. — „O ja, Mrs. Stone, aber die Manier, mit welcher Sie in letzter Zeit gegen mich auftreten, ist so unwürdig, daß ich mir vorgenommen habe, meinen eigenen Weg zu gehen." — Mrs. Stone that wie erstarrt. Dann wendete sie sich an ihre Tochter. „Nun, dieß ist ein schönes Betragen Deines Mannes, wahrhaftig, ein allerliebstes Betragen! Er will seinen eigenen Weg gehen! Was soll das heißen?" — „Wie soll ich das wissen, Mutter?" — „Und Du alterirst Dich auch in der letzten Zeit fortwährend! Es geht etwas vor . . . Du bist nicht glücklich. Was ist der Grund, Ellen? Ich will es wissen!" — „Nichts," erwiederte die junge Frau tonlos. — „In Wahrheit — nichts? Wie kannst Du das sagen! Man sieht Dir's im Gesicht an. Du siehst aus, als hätte Dich ein Gespenst in Schrecken gesetzt." — „Ich kann nichts für mein Gesicht, Mutter!" — „Nein, eben nicht! Du kannst es nicht verbergen, Jedermann kann es sehen, und es ist gewiß, daß Du ernstlich angegriffen bist." — „O bewahre, Mutter! Bitte, steh' davon ab und lass' mich allein!" — „Gut. Aber Du und Godfrey mögt euch erinnern, daß ich Interesse für's Geschäft verlange. Ich kann ihm allein nicht vorstehen!" — „Warum gibst Du es nicht auf, Mutter?" — „Nicht, so lange ich lebe! Wenn ich todt bin, mögt ihr thun, was ihr wollt. Ihr habt dann nicht mehr nöthig zu arbeiten. Ich aber, ich bin geboren und groß geworden in harter Arbeit, und werde dabei bleiben bis an's Ende. Wie hätte ich Godfrey als Deinen Gatten acceptirt, wenn es nicht geschehen wäre, damit er mich in Isaak's Handel unterstütze?" — „Ich wußte nicht, daß das die Bedingung sei!" entgegnete Godfrey leidenschaftlich. — „O doch, es war Bedingung, Mr. Chester!" sagte die Wittwe energisch. — „Mag es! Ich bin indeß nicht dazu geschaffen, eines Weibes Sklave zu sein. Ich werde meiner eigenen Kunst leben." — „Ich setze voraus, Mr. Chester, daß Sie wissen, daß Ellen's Schicksal durch ihres Vaters Willen ganz meinem Gutdünken anheimgegeben ist." — „Ganz recht; ich bin aber auch überzeugt, daß Mr. Stone nur sein plötzlicher Tod verhindert hat, ein anderes Arrangement zu treffen. Es war immer seine Absicht, Ellen eine bedeutende Summe zu freier Verfügung auszusetzen. Nun sind wir leider in Ihren Händen, wie Sie sich ausdrücken." — „Ja, das seid ihr, das seid ihr, Mr. Chester!" entgegnete die Wittwe triumphirend. „Und ich sage Ihnen, wenn Sie sich meinen Wünschen widersetzen, will ich all' Ihre feinen Erwartungen durchkreuzen und Sie wieder zu dem Bettler machen, als welchen ich Sie fand!" — Blaß vor Zorn schleuderte der Künstler das Malergeräth weg, kleidete sich im Nebenzimmer anders an und trat dann in's Wohngemach zurück. „Mrs. Stone," sagte er mit ruhiger Würde, „Sie haben so eben

Worte zu mir gesprochen, die niemals über Ihre Lippen hätten kommen sollen." — „Ich meinte es so, wie ich's sagte," erwiederte sie trotzig, „und ich kann nur wiederholen, daß, wenn Sie das Geschäft im Stich lassen, ich Sie im Stich lassen werde. Verstehen Sie mich wohl!" — „Madame, darf ich Sie bitten, mir zu sagen, ob es für das Glück Ihrer Tochter oder für den Bestand Ihres Geschäfts war, daß Sie mich zu Ihrem Schwiegersohn machten?" — „Wenn ich antworten soll: für meiner Tochter Glück, so muß ich erst fragen: ist sie auch glücklich? Sehen Sie sie an und antworten Sie mir!" — „O, sie war sonst glücklich, und wenn meine Behandlung maßgebend ist, so kann ich sagen: sie ist es noch!" — Mrs. Stone wendete sich mit einem durchdringenden Blick an ihre Tochter: „Ellen, bei Allem, was Dein Vater und ich für Dich gethan haben, antworte: bist Du jetzt glücklich? Und wenn Du es nicht bist — warum nicht?" — „Sprich Dich aus!" rief Godfrey lebhaft. — Ellen antwortete erst nach längerer Pause in dumpfem Tone: „Ich werde nie mehr glücklich werden." — „Aber was ist die Ursache, um Gottes willen!" rief Godfrey außer sich. — „Kannst Du nicht deutlich sprechen, Ellen?" fügte ihre Mutter hinzu. — „Nein!" antwortete Mrs. Chester kaum hörbar.

Ein Gedanke durchzuckte den Maler und ein Strahl von Freude flog über seine Züge. „Ah, jetzt wird mir's klar! Es wird Alles wieder recht werden, Du komischer Schelm! Du bist eifersüchtig! Ist es das nicht, was Dich quält?" — Mrs. Stone konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, und schien Genugthuung darüber zu empfinden, daß Ellen's Verstimmung nur in Eifersucht begründet sein sollte, besonders als sie bemerkte, daß Ellen ihres Gatten zärtlichen Kuß erwiederte. „Hast Du Miß Hilliard in der letzten Zeit gesehen?" fragte Godfrey, seiner Gattin fest in die Augen sehend. „Schau', habe ich recht? Ist das der Stein, der auf Dir lastet? Komm', sag's mir heimlich!" Er zog Ellen dicht an sich. — „Bitte, sende die Mutter weg!" flüsterte sie ihm zu, „und mache sie glauben, dieß sei der Grund!" — Godfrey bat jetzt Mrs. Stone freundlicher, sie möge sie allein lassen. „Ich will die Differenz zwischen mir und ihr zu Ende bringen," sagte er dabei; „was unsere Angelegenheit betrifft, so können wir uns morgen darüber verständigen." — „Ganz wohl," erwiederte die Wittwe kalt; „nur glauben Sie nicht, daß ich damit befriedigt bin. Ich bin eine Frau von Wort. Ihr Gepinsel schätze ich nicht, es ist nichts werth. Ich kann daraus kein Geld machen." — „Das will ich versuchen!" versetzte Godfrey. — „Aber nicht mit Isaak's Geld, Mr. Chester! Ich werde keinen Penny dafür hergeben. Entweder wir gehen Hand in Hand im Geschäft, oder wir sind geschiedene Leute!" — „Wir wollen morgen davon sprechen!" schloß Godfrey, um sich nicht von Neuem zu erhitzen.

Mrs. Stone verließ das Zimmer und ging entschlossen in ihr Arbeitskabinet. In dem Testamente, durch welches Mr. Stone sein Weib in den vollen Besitz seiner Hinterlassenschaft setzte, hatte der Erblasser fast dieselben Worte gebraucht, welche der famose Begründer der königlichen Bank, Sir Thomas Gresham, in seinem letzten Willen seiner unwürdigen Gemahlin gegenüber gebrauchte: „Ich hege das volle Vertrauen zu ihr, daß sie meine Tochter 2c." Das Resultat war dort wie hier ungefähr dasselbe. So wie Gresham's Wittwe das Vertrauen ihres Gatten täuschte und sein kolossales Vermögen nicht den Verwandten, sondern Fremden zuwendete, so war auch Mrs. Stone entschlossen, lieber ihre Tochter, ihr eigenes Blut, bettelarm zu machen, als von ihrer starren Selbstsucht zu lassen. Es war ein Unglück für die jungen Ehegatten, daß der alte Stone das „volle Vertrauen" gegen seine Frau gehegt hatte, sie werde ihre Tochter in komfortable und unabhängige Verhältnisse versetzen. Mrs. Stone begab sich an ihr wurmstichiges Schreibpult und entwarf, so wie sie es mit Jakob Stone gemacht, eine Formel, durch welche Godfrey sich zu unbedingter und völliger Hingabe an's Geschäft verpflichten, widrigenfalls auf jeden Antheil an den Einkünften wie an dem vorhandenen Vermögen verzichten sollte. Diese Formel sollte am folgenden Morgen ihre mächtige Waffe zur Fortsetzung des Kampfes sein.

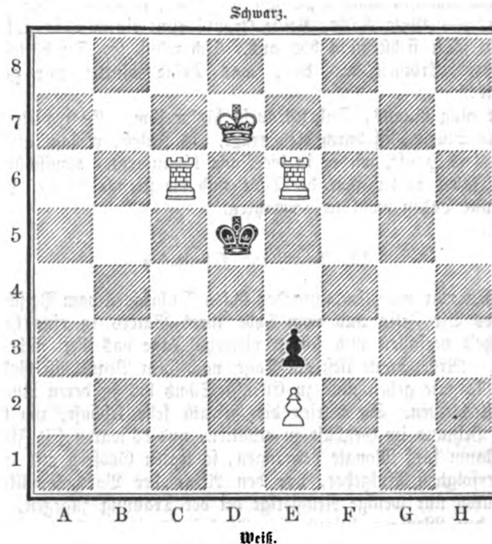
(Fortsetzung folgt.)

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn Samuelson in Hamburg.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Fliegende Blätter.

Der blaue Montag. Einigen glaubwürdigen Nachrichten gemäß nahm die Feier des blauen Montags in Thüringen ihren Ursprung (im sechzehnten Jahrhundert). Es kam nämlich in Gebrauch, an diesem Tage, und zwar anfänglich nur an den auf hohe Festtage folgenden Montagen, die Kirchen blau zu schmücken. Bald dehnte sich dieß auch auf die übrigen Montage des Jahres aus. Dieß geschah in den protestantischen Kirchen, in den katholischen hingegen begann die blaue Ausschmückung am Montag vor den Fasten, und dauerte nur in der Fasten- und Adventszeit. Im sechzehnten Jahrhundert also war es, daß die Handwerker, zuerst in Thüringen, dann im übrigen Deutschland sich des Montags einer sogenannten Nachruhe zu überlassen anfingen, und sich in dieser Weise von den Schwelgereien und dem Unfuge des vorhergehenden Sonntags auszuruhen pflegten, und die Benennung: „blauer Montag" ihren Anfang nahm. Einige Chronikenschreiber jener Zeit leiten diesen Ausdruck auch von den Folgen der Stöße und Schlägereien, von denen die Vergnügungen der Handwerker an Sonntagen gewöhnlich begleitet waren, daher von den blauen Flecken ab. Doch ist die erstere, auf die Ausschmückung der Kirchen sich beziehende Auslegung historisch richtiger. Kurze Zeit nach seiner Entstehung sollte die Feier des blauen Montags durch eine landesherrliche Verordnung Maximilian's II. wieder abgeschafft werden; aber es geschah dieß ohne Erfolg. Ja das Uebel war so eingewurzelt, daß selbst wiederholte ausdrückliche und strenge Befehle nichts fruchteten. In einer solchen Verordnung des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg heißt es von dem „Unwesen des blauen Montags": „Es werde ein so unordentliches Wesen mit Schwelgen und Saufen unter den Handwerksgesellen getrieben, daß unter anderen Uebeln auch viel Tumult und Schlägerei daraus erfolge, ja sogar Todtschläge auf den Straßen verübt würden. Es sollen daher in Zukunft Alle, welche gegen das landesfürstliche Verbot noch sich unterfangen würden, an diesem Unwesen Theil zu nehmen, mit Gefängniß von vier Wochen und Hinwegschaffung aus den betreffenden Städten bestraft werden."

*

Ein Grund zur Ehe. Unter den Gründen, welche für die Verbindung Ludwig XIII. mit Anna von Oesterreich geltend gemacht wurden, verdient folgender, als den Geist jener Zeit bezeichnend, bemerkt zu werden: Der Name Louis de Bourbon enthält dreizehn Buchstaben; der Prinz war dreizehn Jahre alt, als die Heirath beschlossen wurde, und er war der dreizehnte König von Frankreich, welcher den Namen Louis führte. Der Name der Prinzessin enthält gleichfalls dreizehn Buchstaben: Anne d'Autriche; sie war dreizehn Jahre alt und die dreizehnte Infantin dieses Namens im spanischen Hause.

Auflösung des Räthsels Seite 48:

Freigeist.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 7.

Stuttgart, 1866. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die Hauptstadt von Tyrol.

Innsbruck.

Von

Arthur Wiese.

Ich reiste „in's Tyrol". Von Landeck über Silz kommend, näherte ich mich zuerst an einem herrlichen Junitage dem freundlichen Innsbruck. Mein Weg führte durch eine fruchtbare Ebene, wo sich die Ueppigkeit und Kultur des Bodens in ihrer ganzen Pracht zeigte. Kein unangebautes Fleckchen ist in dem eine Stunde breiten Thale zu sehen. Vorbei ging es an der durch Kaiser Maximilian so berühmt gewordenen Martinswand, der ich erst später meinen Besuch machte. Ich strebte nach der Hauptstadt, und nur einige häßliche, buntbemalte Grabkreuze mit Holztafeln konnten meine Aufmerksamkeit noch fesseln. Es waren Bilder darauf angebracht, welche Himmel, Erde und Fegfeuer zugleich in den Kreis ihrer Darstellung zogen. Zuoberst thront die Muttergottes von Engelköpfen umgeben in Wolken; in der Mitte bietet sich dem Auge des Beschauers ein in Blut schwimmendes Menschenkind dar; unten züngeln die Flammen des Fegfeuers. Solche Kreuze nun nennt man ein „Marterl" und es wird zum Andenken jedes Verunglückten gesetzt, von dem gewöhnlich die Notiz angeschrieben steht:



Der Markt von Innsbruck. Von C. Girardet.

Hier ist N. N. am Leben verunglückt.

Viele Fuhrwerke und Fußgänger, die gewöhnlichen Zeichen der Nähe einer größern Stadt, begegneten mir. Endlich bekam ich weiße und buntbemalte Häuser, Dome und Kirchthürme zu Gesicht. Das war Innsbruck, die Hauptstadt des Landes. Um Land und Leute gehörig kennen zu lernen, trete ich gewöhnlich nicht in den Hotels ab, sondern in kleineren Schenken, wo der Mittelstand zu verkehren pflegt. Da bekommt man ein ungetrübtes, reines Bild, während die von der Kultur beleckten Hotels doch nur einen kosmopolitischen Anstrich zeigen. Der Gasthof, der mich aufnahm, war echt tyrolerisch. In dem großen Zimmer stand ein ungeheurer, grünglasirter Kachelofen, welcher den vierten Theil des Gemachs einnahm. Die weißgetünchten Wände waren mit Bildern behangen, welche Alpenlandschaften, Jagden und Szenen aus dem Leben des heldenmüthigen Andreas Hofer darstellten. An einem großen Eichenholztische saßen Stammgäste und erfreuten sich an einigen nationalen Gerichten. Man hätte glauben sollen, es wären Menschenfresser, denn sie sprachen von „Schotten" und „Türken", die sie verzehren wollten. Das sind die landesüblichen Ausdrücke für Quark und Mais. Abends liebten sie eine tüchtige Schüssel voll „Klap-

pats", wie sie die Ueberreste der Mittagsmahlzeit nennen. „Speisen" gehen sie jedoch höchstens alle acht Tage einmal, denn dieses Wort bedeutet den Empfang der Kommunion. An einem andern Tische, im Winkel der Stube, saß die fleißige Frau Wirthin, beschäftigt mit ihrem Vorrath von „klugem Tuch" (feiner Leinwand), und bei ihr die Magd, welche sie ermahnte, das „Haar" ja recht fein zu spinnen, worunter der Flachs verstanden war. Das gab ein Bild, welches mich in alte Zeiten zurückversetzte und das ich im Hotel sicher nicht gefunden haben würde.

Aus meinem Fenster sah ich den Inn unter der großen Brücke hinrauschen, welche der Stadt den Namen gab und die der Schauplatz der Großthaten der tyroler Patrioten im Jahre 1809 wurde, „als der Sandwirth von Passeier Innsbruck hat mit Sturm genommen". Jenseits des Flusses tauchte inmitten einer buntschediggen Häuserreihe eine Kirchenkuppel auf, und dahinter, über einigen vorliegenden Höhen, erhob von Wolken umgeben der Solstein sein düsteres Haupt. Mit dem Aeußern der 15,000 Einwohner zählenden Stadt ist der Fremde nach einem kurzen Rundgange bald fertig. Er bemerkt die Arkaden, welche einige Straßen einfassen und die ihn an Schweizerstädte erinnern; er sieht die breite Hauptstraße und die Auftritte, die von der Straße aus nach den Häusern hinführen. Unter den öffentlichen Denkmalen fällt die Annensäule mitten in der Neustadt auf; sie ist aus rothem Landesmarmor gearbeitet. Das schlanke, mit korinthischem Kapitäl und vielen Figuren gezierte Werk ist ein Votivdenkmal der tyrolischen Stände für die glückliche Räumung des Landes von den bayerischen Truppen im Jahre 1703. Der Abzug erfolgte gerade am St. Annentage, daher der Name und die Widmung. Von Christoph Benedetti, kaiserlichem Ingenieur, im Geschmacke der damaligen Zeit gearbeitet, wurde sie im Jahre 1706 am Feste der heiligen Anna aufgestellt und eingeweiht.

Wer aber von der großartigen Natur in der Umgebung, von Schloß Ambras mit seiner berühmten Rüstkammer absieht, dem bleiben in der Stadt Innsbruck nur die zahlreichen Kirchen und die Menschen zur Beobachtung übrig. Alles athmet hier kirchlichen Geist. Da wandern die verschiedenen Ordensgeistlichen in ihren Trachten, dort zieht eine Prozession mit Gesang und fliegenden Fahnen, hier ist ein Heiligenbild mit Blumen geschmückt, und all' die vielen Gotteshäuser sind rein und sauber gehalten, frisch geweißt, schön dekorirt und mit aller Sorgfalt restaurirt. Sie bergen manch' werthvolles Gemälde aus der tyrolischen Malerschule, auch einige altdeutsche Sachen von Lukas Kranach, wie das gefeierte Wunderbild Mariahilf in der Pfarrkirche. Außer dieser finden wir noch die Jesuitenkirche, das Kapuzinerkloster, die Kirche zu den drei Heiligen, das Servitenkloster, die Spitalkirche, das Ursulinerkloster, die Kirche zum heiligen Johannes von Nepomuk, die Redemptoristenkapelle, die Mariahilfkirche und die Nikolauskirche. Man sieht, die 15,000 Einwohner Innsbrucks haben keinen Mangel an Betstätten.

Keine Kirche ist aber so mit der Geschichte des Landes und seiner Großthaten verwoben, wie die heilige Kreuzkirche, auch Franziskaner- oder Hofkirche genannt. Was die Westminsterabtei für England ist, das Ruhmeshaus der Nation, das ist im kleinen Maßstabe die Kreuzkirche für den Tyroler. Durch ihre Kunstschätze und Denkmäler wird sie das merkwürdigste und interessanteste Gebäude Innsbrucks. Als ihr Gründer gilt Kaiser Max, der letzte Ritter, da er den Bau derselben in seinem Testamente anordnete; aber erst sein Enkel Ferdinand I. führte die Idee des Großvaters aus. Durch ein schönes Marmorportal tritt man in das Gotteshaus, dessen ungemein graziöse Formen wohlthätig auf das Auge wirken. Zehn kräftige rothe Marmorsäulen tragen das Gewölbe und zwischen ihnen erhebt sich ein weißmarmorner Sarkophag, überragt von der knieenden, dem Altar zugewandten Bildsäule Maximilian's. Achtundzwanzig bronzene Statuen von sieben Fuß Höhe, Fürsten und Fürstinnen darstellend, scheinen das Grabmal zu bewachen.

Vierundzwanzig Basreliefs, das Schönste, was man in dieser Art Arbeit sehen kann, stellen an der Seite des Sarkophags die denkwürdigsten Begebenheiten aus des Kaisers Leben dar. Von seiner Vermählung mit Maria von Burgund (1477) bis zur muthigen Vertheidigung der Stadt Verona durch die Kaiserlichen gegen die Franzosen und Mantuaner 1516 finden wir hier die ganze Lebensgeschichte des Herrschers in Marmor dargestellt, in der That ein Denkmal groß und seiner würdig und einzig in seiner Art. Sämmtliche Darstellungen sind mit historischer Treue und Genauigkeit ausgeführt. Maximilian's Porträt in allen Abstufungen des Alters, die verschiedensten Waffengattungen und Kriegsmanieren vieler Völker, die Kleidertrachten an Festtagen und Kirchenfesten, die geschmackvolle Ausführung und Feinheit des Ganzen wirken auf jeden Beschauer mächtig und führen ihn besser als lange Beschreibungen in das kriegerische Leben des Mittelalters ein. Die vier ersten Tafeln fertigten die Gebrüder Abel aus Köln. Nach ihrem Tode vollendete 1566 der Niederländer Alexander Kollin das Werk.

Die bereits erwähnten achtundzwanzig kolossalen Erzstatuen stellen Männer und Frauen aus fürstlichem Geschlechte vor, größtentheils aus dem Stamme der Habsburger, aber auch einige Helden des Alterthums. Zu diesen Bildsäulen im Schiffe der Kirche gehören noch zwanzig kleinere, kaum zwei Fuß hohe, sämmtlich Heilige, die mit dem Hause der Habsburger in einer mythischen Familienverbindung stehen. Der Meister des ersten Entwurfs wollte hier um den letzten Ritter auch die Repräsentanten der romantischen Poesie versammeln, welche Maximilian im Leben so sehr geliebt und gepflegt hat. Daher sehen wir den König Arthur von der Tafelrunde, Roland, Dieterich von Bern aus den Nibelungen, Gottfried von Bouillon u. a.

Mehr in die Gegenwart führen uns die Denkmale der silbernen Kapelle, die ihren Namen von einem silbernen Marienbilde führt. Wen rührte nicht noch die Geschichte von der schönen Philippine Welserin, die durch ihre Tugend und Schönheit zuletzt das feindliche Herz ihres kaiserlichen Schwiegervaters erweichte? Nun, hier liegen ihre sterblichen Reste neben denen ihres Gemahls, des Erzherzogs Ferdinand. Hier prangt ihr Marmorbild im Sterbekleide auf einem Prunkkissen. Zwei Genien des Todes stehen ihr zur Seite, mit gesenkten Fackeln. Sie scheinen zu trauern über die schöne augsburger Patrizierstochter, die ihr Gemahl fünfzehn Jahre lang vor dem Grimme seines Vaters verbergen mußte.

Aber treten wir ganz heraus aus dem Schimmer romantischer Vergangenheit! Dort gegenüber der silbernen Kapelle, da steht das Bild des Mannes, den Tyrol seinen größten und treuesten Sohn nennt, da steht der Sandwirth Andreas Hofer, der Oberkommandant der Landesvertheidigung im Jahre 1809; dort ruhen seine Gebeine, die von Mantua im Jahre 1823 hierher versetzt wurden, eine der edelsten Reliquien aller Zeiten. Kaiser Franz wollte sein Grab mit einem Denkmal schmücken, und so wanderte denn ein Stück heimischen Marmors zu Wasser nach Wien, und Professor Schaller ward erlesen, das Werk auszuführen. Da sehen wir nun den Mann vom Land Tyrol in der alten kleidsamen Landestracht, mit der Fahne in der Hand, die er, wie auch ihre Inschrift besagt, geschwungen für Gott, Kaiser und Vaterland. Lebhaft, wie sein Andenken noch heute in der Brust jedes Tyrolers wach ist, wird es auch in kommenden Jahrzehnten bleiben und daran gemahnen, wie hier ein echt deutscher Kernstamm gegen die Fremden ficht, die seinen Führer wie einen Räuber hinmordeten. An Hofer knüpft sich der höchste Glanz und die Lichtseite der tyroler Geschichte, und eine Achtung überkommt uns vor diesem Bauernvolke, das groß dastand in einer Zeit, als alles Andere „im Reich" darniederlag, in demselben Reiche, aus dem sie nun — hoffentlich nicht für immer — hinausgedrängt sind.

Wir aber wollen hinaus. An schönen Sommertagen, wenn die Sonne so recht heiß in die Thäler herabbrennt und von den Bergen widerscheint, dann zieht der Innsbrucker hinaus vor die Mauern der Stadt, erklimmt schweißtriefend die Berge und gelangt nach einem „Hof", um dort „halbgeschlegelten Butter" (Butter ist in Tyrol männlich) zu genießen, die im Verein mit Speckknödeln und „Bachmueß" die ideale Trias eines ausgebildeten, durch starke Bewegung und scharfe Bergluft gekräftigten tyroler Magens bildet. Auf einem solchen Hof traf ich dann regelmäßig mit einer Anzahl guter Innsbrucker zusammen, die mir als Typen des gesammten Volkes gelten konnten. Waren sie dort zu einer „Marenten", einem Abendbrod, versammelt, und ein Fremder — wie ich anfangs — hatte das Unglück, zwischen sie zu gerathen, so wurde er stets auffallend schroff und abstoßend behandelt. Aber bald hatte sich die

Annäherung angebahnt, und ich habe mir's da oben recht wohl sein lassen und gar liebe Leute kennen lernen, denen ich ein treues Andenken bewahrt habe. Und ich trennte mich schließlich gar ungern von der guten Stadt. Als ich ihr Lebewohl sagte, da sang ich das viel hundert Jahre alte Lied vor mich hin:

O Innsprucк, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein' Straßen,
In's fremde Land dahin!

Von unten herauf.

Zweite Serie.

Salomon Heine.

Von

Joseph M. Boyes.

(Bild S. 76.)

Es ist eine alte Wahrheit und doch ein neuer Gedanke, daß der Mensch, gleichviel welchem Stande und Berufe er angehöre, im Wesentlichen nur durch Bethätigung und Anspannung der persönlichen Kräfte, sei es seine materielle Wohlfahrt fördern oder seine geistige und sittliche Bildung zu den Höhepunkten ihrer Entwickelung bringen kann. Aeußere Bedingungen können, ja müssen zur Unterstützung des Weiterstrebens hinzutreten; aber ob die Veredlung der Seele, ob in den meisten Fällen unser materielles Wohlergehen aus ihnen Nutzen ziehen, das hängt von der Kraft und Geschicklichkeit ab, mit welcher wir persönlich Gebrauch von ihnen machen. Diese im Bewußtsein der Einzelnen wie ganzer Völker immer mehr zur Geltung kommenden Wahrheiten, welche der individuellen Arbeit unter den Hebeln des inneren wie des äußeren Fortschreitens die erste Stelle zuweisen, fassen sich zusammen in dem neuerdings vielberufenen Grundsatze der Selbsthülfe, in dem kurzen und bündigen: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!"

Auf allen Gebieten des Strebens hat sich der Grundsatz der Selbsthülfe in der herrlichsten Weise bewährt, und wir könnten die Männer dutzendweise nennen, die sich lediglich durch rechtschaffenen Gebrauch ihrer inwohnenden Fähigkeiten aus den niedrigsten Verhältnissen zu Ansehen und Reichthum emporgearbeitet. Hier stehe für viele nur ein Beispiel.

Unter den Namen, welche in der Geschichte des Gelderwerbs als Sterne erster Größe glänzen, ist derjenige des im Jahr 1844 zu Hamburg verstorbenen jüdischen Bankiers Salomon Heine einer der ausgezeichnetsten und besonders ehrwürdig dadurch, daß dieser Mann, der von unten herauf in die Region ungemessensten Reichthums aufstieg, Geld nicht nur zu erwerben, sondern auch, im Interesse seiner Mitmenschen, schön und edel zu verwenden verstand.

An einem Tage des Jahrs 1784 fuhr auf einem Leiterwagen ein siebenzehnjähriger Jüngling israelitischer Abkunft in Hamburg ein. Er war von seiner Vaterstadt Hannover aufgebrochen, um in der großen Hansestadt an der Elbe sein Glück zu versuchen. Sechzehn Groschen und ein Paar Lederbeinkleider war Alles, was er nach Hamburg mitbrachte, wo er weder reiche Verwandte noch Freunde besaß, mithin ganz allein auf sich selbst angewiesen war. Eben so dürftig war es mit seinen Schulkenntnissen bestellt, welche sich auf nothdürftiges Schreiben, Lesen und Rechnen beschränkten. Aber reichen Ersatz für diese fehlenden Dinge barg der Kern seines Innern. Im Herzen trug dieser junge Mann frischen Muth, und daß sein Verstand tüchtig und gesund, das bezeugten ein Paar klug dreinblickende Augen, die scharf beobachtend in das Getriebe der neuen Verhältnisse hineinschauten und rasch die Lebensbedingungen zu erfolgreichem Fortkommen ausgekundschaftet hatten. Und mit einer Thatkraft, die sein ganzes Leben hindurch nicht erschlaffte, legte dieser Jüngling, in dem der Leser bereits den jungen Salomon Heine erkannt haben wird, Hand an's Werk. Sein Scharfblick hatte sofort die richtige Fährte zum Reichwerden erspäht. Er betrat gleich anfangs und mit dem vollen Einsatz seines beweglichen und spekulativen Geistes die Bahn, welche er mit so glänzendem Erfolge zurücklegen sollte. Nachdem er eine Zeitlang Wechsel herumgetragen und auf diese Weise vertraut geworden war mit der Natur dieser in ihrer Einfachheit und Zweckmäßigkeit bewundernswürdigen Methode, Zahlungen zu machen, fand er eine bessere Stellung in dem derzeit bedeutenden Popert'schen Bankgeschäfte, verließ diese jedoch bald wieder, um sich mit einem Wechselmakler zu verbinden, dessen Sohn, der nachherige verdienstvolle Vorsitzende des hamburger Handelsgerichts Dr. Halle, später Heine's Schwiegersohn ward. Als auch dieses Verhältniß sich nach Verlauf einiger Jahre wieder gelöst und Heine das Wechselmaklergeschäft vorübergehend selbstständig getrieben hatte, wobei er sich, im geschäftlichen Verkehr mit zahlreichen Kaufleuten, durch sein gewandtes und redliches Benehmen das allgemeine Vertrauen der hamburger Geschäftswelt erwarb, legte er dadurch, daß er im Jahr 1794 in Gemeinschaft mit seinem Geschäftsfreunde Heckscher ein Bankierhaus begründete, den Grundstein zu seiner späteren finanziellen Größe. Das Glück verbündete sich mit den Verbundenen, die Geschäfte gingen vortrefflich, und bei im Jahr 1818 erfolgter Trennung blieb Heine, mit einem Vermögen von mehr als einer Million Thaler, als alleiniger Inhaber an der Spitze des Hauses. Von nun an entfaltete sich, befeuert durch den Gedanken, daß die Früchte seines Fleißes fortan nur ihm gehörten, das ganze Spiel seiner außerordentlichen geschäftlichen Eigenschaften, sein rastloser Fleiß, sein selten irrender Scharfsinn, sein schlagfertiges Handeln und jene oft beneidete und kopfschüttelnd angestaunte Vereinigung von waghalsiger Spekulationslust und kühler Besonnenheit. Immer ausgedehnter, immer fester ward die Grundlage von Kapital und Kredit. Der Mannigfaltigkeit und Größe seiner Unternehmungen verglichen sich nur die glücklichen Erfolge derselben, und so kam es endlich dahin, daß die Firma Salomon Heine Weltruf erlangte und ebenbürtig wurde im Range den ersten Bankiers der Erde, den Rothschild's, Baring's, Sina's u. A. Schon im Jahr 1825 war Heine's, mit einem Anlagekapital von sechzehn Groschen, gesundem Menschenverstand, Muth, Ausdauer, Thatkraft, Redlichkeit gegründete Stellung von so imposanter Mächtigkeit, daß sie nicht nur unerschüttert das große finanzielle Erdbeben dieses Jahres bestand, sondern es dem Gründer ermöglichte, mehrere wankende hamburger Häuser durch rechtzeitige Intervention vor dem Falle zu bewahren.

Welche Bedeutung unser Heine überhaupt für die hamburger Börse — den Versammlungsort der Kaufleute — hatte, das zeigte sich im glänzendsten Lichte während der furchtbaren Katastrophe des großen hamburger Brandes in den Tagen vom 2—6. Mai 1842. Auf seinen Betrieb geschah es, daß, während das fürchterliche Element in der Stadt wüthete, die Zahlungen (welche durch Ab- und Zuschreiben in den Rechnungsbüchern der Bank nach Maßgabe des hier befindlichen Silbervorraths beschafft werden) keinen Augenblick unterbrochen wurden, trotzdem das Bankgebäude selbst abgebrannt war und das Silber unter den Trümmern begraben lag. Er war es ferner, der in dieser Schreckenszeit dem beabsichtigten Diskontowucher mehrerer großen Häuser durch die Erklärung zuvorkam, daß er alle achtbaren Wechsel nach wie vor gegen billige Zinsvergütung diskontiren, d. h. mit Abzug gewisser Prozente vor Verfall zahlen werde; und um der augenblicklichen Geldverlegenheit des Staates abzuhelfen, stellte er unaufgefordert, ohne irgend welche Zinsvergütung oder Sicherheit dafür zu verlangen, eine halbe Million zur Verfügung der Kammer. Sein schönes Haus am Jungfernstiege wurde, um das Feuer in seinem Zerstörungszuge aufzuhalten, in die Luft gesprengt. Er schlug nicht nur die bedeutende Versicherungssumme dafür zum Besten der städtischen Feuerkasse aus, sondern schenkte überdieß für die Abgebrannten die Summe von 6000 Mark Banko (3000 Thaler), und eine große Anzahl Obdachloser erhielt durch ihn längere Zeit warme Speise und anderweite Unterstützung. Solche hochherzige Züge gaben Zeugniß davon, daß in Salomon Heine der Bankier nicht den Menschen verdrängte. Wäre er nur ein großer Geldmann und nichts weiter gewesen, wir hätten alsdann des Todten Gedächtniß nicht beschworen; aber daß er auch ein werkthätiger Menschenfreund gewesen ist, der das Gute that ohne kleinliche Religionsunterschiede zu machen, das läßt uns sein merkwürdiges Lebensbild mit wahrhafter Verehrung betrachten. Derselbe wohlwollende Blick, welcher aus Heine's sehr ähnlichem Porträt den Leser anschaut, mag so manche schöne Handlung des Mannes begleitet haben, und es ist bezeichnend für dessen Charak-

ter, daß er, der so gerne und mit so freigebiger Hand Blumen auf den Lebensweg Anderer streute, stets eine Rose im Knopfloch zu tragen pflegte.

Heine's Charakter hatte seine Schattenseiten, wie mehr oder weniger ein Jeder deren hat. Er glich in vielen Stücken dem ungeschliffenen Diamant, der rauh, eckig, seltsam geformt ist und dennoch den höchsten Werth in sich trägt. Es ging ihm der feinere Schliff einer höheren Bildung ab, die das Ergebniß einer guten Jugenderziehung ist, und nicht selten artete bei ihm das berechtigte Selbstgefühl, welches das Bewußtsein selbsterworbenen Reichthums verleiht, in beleidigende Schroffheit aus. Doch wie reichlich entschädigte für die fehlende äußere Politur die biedere Einfachheit seines Wesens, die seinem Charakter zu Grunde liegende herzliche Gutmüthigkeit, das warme Mitgefühl für jedes Leid und jedes nützliche Streben. Es kam vor, daß er im Drange der Geschäfte den Hülfesuchenden barsch abfertigte, um dann hinterher in rührender Weise sich Entschuldigung zu erbitten und mit desto volleren Händen zu geben. So hatte er einst einen jungen Gelehrten, der zum Behuf einer wissenschaftlichen Reise seinem Wohlwollen empfohlen worden war, mit zwei Louisd'or abgefunden.

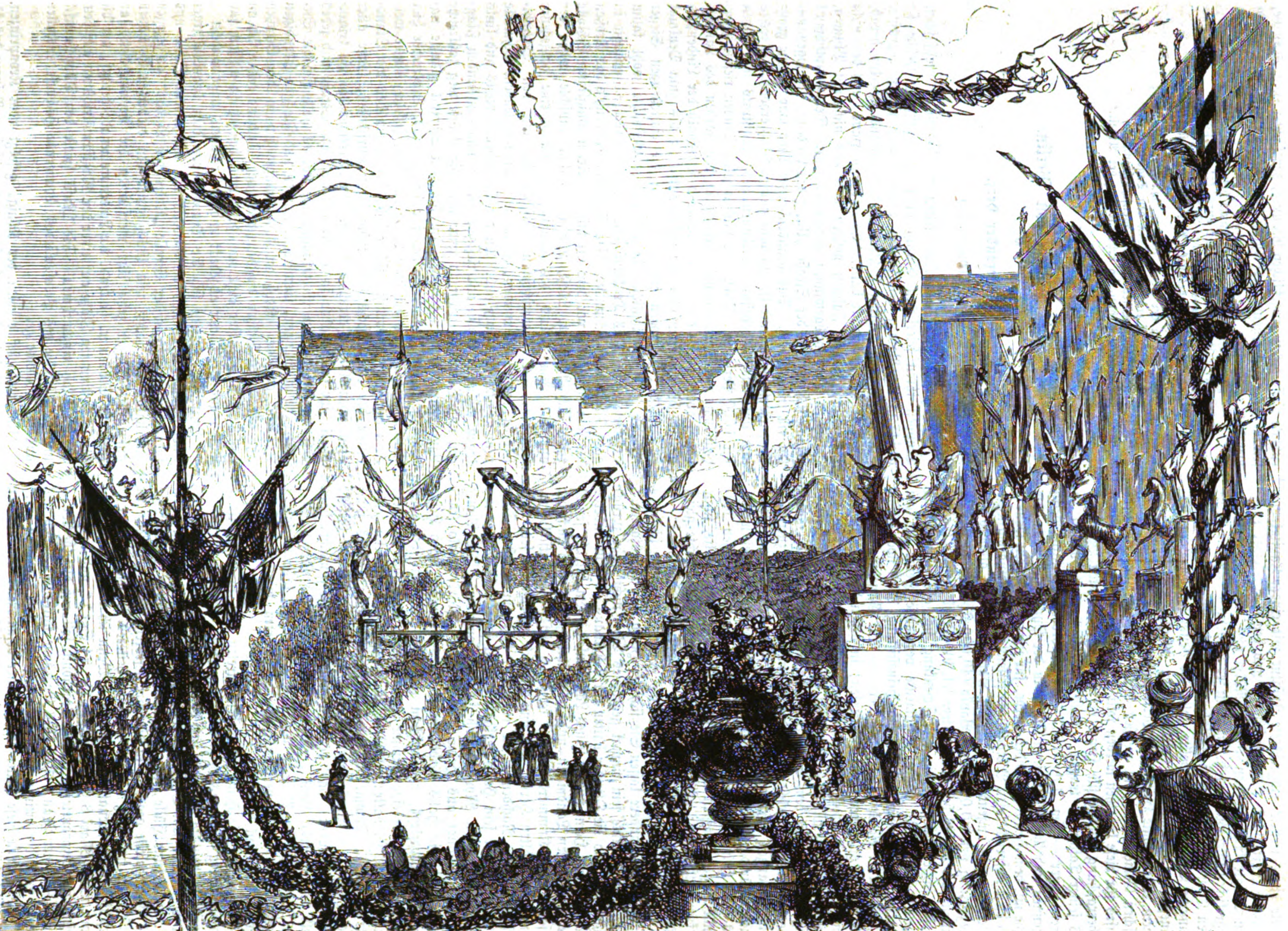


Salomon Heine. Originalzeichnung von G. Kühn. (S. 75.)

Gekränkt schickte dieser die allzu geringe Gabe zurück, und nun sandte Heine dafür 150 Goldstücke und ein Entschuldigungsschreiben dabei.

Heine war Wohlthäter im größten Style. Ließ er sich auch oftmals in seinem Wohlthun wetterwendisch von der Laune des Augenblicks bestimmen, so möge dagegen bedacht werden, welchen Störungen, Zudringlichkeiten und Belästigungen er fortwährend ausgesetzt war, während er inmitten der schwierigsten Geschäftsverhältnisse stand. Und hat er mitunter auch lediglich aus guter Laune ein gutes Werk gethan, so war dieses deßhalb nicht minder segenbringend in seinen Folgen. Wir würden schnell einige Bogen mit der Aufzählung auch nur der hervorragendsten seiner Wohlthaten anfüllen können, beschränken uns jedoch auf eine kleine Blumenlese derselben.

In zwei der namhaftesten unter seinen wohlthätigen Werken setzte Heine dem Andenken zweier ihm durch den Tod entrissenen Mitglieder seiner Familie sinnvolle Liebesdenkmale, so das Gedächtniß der Todten ehrend, indem er gleichzeitig das Wohl der Lebenden förderte. Zur Erinnerung an seinen im Jünglingsalter in Italien verstorbenen Sohn Hermann stiftete der tiefbekümmerte Vater eine Vorschußkasse zum Besten israelitischer Gewerbtreibenden, Künstler und Handwerker, durch welche auch Unbemittelten der Weg zur Begründung einer festen Existenz geöffnet werden sollte. Heine



Einzug der preußischen Truppen in Berlin 20. September 1866. Dekoration vor dem Schlosse. Originalzeichnung von L. Löffler. (S. 78.)

stattete dieses trefflich eingerichtete Institut mit einem Kapital von 100,000 Mark Banko (50,000 Thaler) und den Zinsen einer russischen Staatsobligation von 40,000 Rubel aus. Bis zur völligen bürgerlichen Gleichstellung der hamburger Israeliten mit den christlichen Einwohnern, deren Herbeiführung der Stifter durch diese Bestimmung Vorschub leisten wollte, sollte die Benutzung der Hermann-Heinestiftung ausschließlich Ersteren offen stehen. Vier Jahre vor seinem Tode wohnte Heine einer Versammlung der hamburger israelitischen Gemeinde bei, in welcher über den Bau eines Krankenhauses für diese berathen werden sollte. Zur allgemeinen freudigen Ueberraschung erklärte sich Heine bereit, die gesammten Baukosten aus seiner Tasche zu tragen, „falls man das neue Hospital zu Ehren seiner — im Jahr 1837 — verstorbenen Gattin Betty benennen und ihm selbst einen Stand in der Synagoge, wenn eine solche mit dem Hause verbunden werde, für immer gewähren wolle". Als diese anspruchslosen Bedingungen seitens der Gemeindevorsteher sogleich freudig angenommen worden waren, erfolgte alsbald die Auszahlung von 80,000 Mark Banko (40,000 Thaler), zu welcher Summe der edle Geber noch weitere 31,000 Mark Banko (16,500 Thaler) fügte, nachdem die erste Schenkung sich als unzureichend erwiesen hatte. In seinem Testamente vermachte Heine der am 10. Juni 1841 eingeweihten Betty-Heinestiftung dann noch ferner 30,000 Mark Banko (15,000 Thaler). — Die Gemeinde des unfern Altona gelegenen Dorfes Ottensen, in dessen Nähe Heine ein Landhaus besaß, wollte ein Schulhaus bauen, doch fehlten in der Gemeindekasse die Mittel dazu. Man veranstaltete also eine Sammlung und ging mit dem Subskriptionsbogen zuerst zu einem christlichen Millionär, welcher indeß der Meinung war, daß zuerst zu Heine gegangen werden müsse; übrigens sei er gern bereit, dieselbe Summe für den Schulbau herzugeben, die jener unterzeichnen werde. Als man Heine, der die Liste wieder zuerst jenem christlichen Millionär vorgelegt wissen wollte, dessen Aeußerung erzählt hatte, sagte er kurz entschlossen: „Wenn das ist, wird die ganze Geschichte gleich abgemacht sein. Wie viel brauchen Sie zu dem Schulbau?" — Es ward ihm eine bedeutende Summe genannt. „Gut, ich gebe die Hälfte, die andere lassen Sie sich bei Herrn .... auszahlen." Der Andere konnte sein einmal gegebenes Wort nicht mehr zurücknehmen — und die Ottenser hatten ein Schulhaus. — Ein anderes Mal begegnet Heine unweit seines Landhauses einem betrübt seines Weges gehenden Landmann und fragt ihn theilnehmend nach der Ursache seines Kummers. Lange kann sich dieser nicht entschließen, dem feinen, alten Herrn, der ihm gänzlich unbekannt, sein Herz aufzuschließen. Nachdem Heine erfahren, daß am nächsten Tage Schulden halber sein Haus verkauft werden solle, bescheidet er ihn für den folgenden Morgen nach seinem Comptoir. Der Bauer kommt, empfängt aus Heine's Hand 1000 Mark Banko (500 Thaler) und sein Haus bleibt unverkauft. — Einmal ward Heine ein Bogen vorgelegt, auf welchem einer der Matadore des hamburger Geldmarktes eine Summe von mehreren Tausenden mit dem Zusatze gezeichnet hatte: „Aus christlicher Liebe." Sogleich zeichnete er dieselbe Summe mit dem satyrischen Beisatze: „Aus jüdischer Liebe." — Eines Tages sagte Heine mit strahlendem Gesicht zu einem Freunde: „Hab' heut ein großes Geschäft gemacht, habe Geld an ein Stück Land gewagt und gewinne sechs Prozent Zinsen." — „Wie das?" frägt der Andere. — „Ich lasse Kartoffeln darauf pflanzen und verschenke sie, da kommen mindestens sechs Prozent an Dank heraus."

So einfach wie Heine in's Leben getreten war, so einfach ist er durch dasselbe und aus demselben gegangen. Der jüdische Ritus schreibt bekanntlich für Reich und Arm dieselbe schlichte Bestattungsart vor. Der 23. Dezember 1844 war Heine's Todestag. Am 27. ward seine Hülle, der viele Tausende auf ihrem letzten Wege das Ehrengeleite gegeben, in die hart gefrorene Erde gebettet. Er selbst hatte noch kurz vor seinem Tode heiteren Angesichts in einer Gesellschaft von Senatoren geäußert: „Wenn ich sterbe, kostet mein Sarg nur 4 Mark 8 Schillinge (1 Thlr. 24 Sgr.)," und in seinem Testamente verordnete er: „Das Begräbniß soll auf dieselbe Weise, wie das meiner Frau, ohne alles Gepränge stattfinden. Ich will einfach wie jeder meiner Glaubensgenossen begraben werden ..."

Wir können diese Zeilen nicht schöner beschließen, als mit den folgenden beiden Strophen aus einem Gedichte, welches der berühmte Neffe des unvergeßlichen Mannes, der Dichter Heinrich Heine, seinem würdigen Oheim aus Anlaß der Betty-Heinestiftung gewidmet hat:

„Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künste
Des Arztes (oder auch des Todes!), sorgte
Für Polster, Labetrank, Wartung und Pflege.

Ein Mann der That, that er, was eben thunlich;
Für gute Werke gab er hin den Tagelohn
Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich
Durch Wohlthun sich erholend von der Arbeit."

Die Festtage von Berlin.

Von

Alexander Herz.

(Bild S. 77.)

Am zwanzigsten September hielten die siegreichen preußischen Truppen ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt, welche sie gleichsam im Namen des Landes dankbar und festlich begrüßte. Ein prächtiger Herbsttag lachte auf das jubelnde Berlin herab, das sich stolz geschmückt hatte. Es gab kein Haus, aus dem nicht riesige schwarzweiße Fahnen wehten und das nicht mit Blumen, Teppichen und Laubgewinden aufgeputzt war. Der Hauptschmuck befand sich aber in der Straße „Unter den Linden", der sogenannten via triumphalis. Das brandenburger Thor war in eine große Ehrenpforte umgewandelt, auf dem pariser Platz erhoben sich rechts und links die ausgedehnten Tribünen des Magistrats mit Sitzen für 7000 Personen. Unter den Linden selbst standen riesige Flaggenbäume mit Trophäen und Fahnen in den Farben des Landes, der Provinzen und der Stadt, während innerhalb der Lindenpromenade die eroberten Geschütze rechts und links bis zum Denkmal Friedrich's des Großen ein Spalier für die einziehenden Sieger bildeten, wie ein ähnliches in der ganzen Geschichte wohl kaum dagewesen ist. Das Denkmal Friedrich's des Großen prangte in ganz besonderem Schmucke. Vom Denkmal Friedrich's des Großen bis zum Lustgarten vor dem prächtig dekorirten königlichen Schlosse reihte sich Mast an Mast, und eine Fahne rauschte neben der andern. Am Palais des Kronprinzen stand eine ungeheure Trophäe, aus österreichischen Waffen, die auf den Schlachtfeldern aufgelesen wurden, errichtet. In leuchtendem Schmucke prangte auch das Zeughaus. An der Schloßbrücke rechts und links lagen zahlreiche Schiffe mit riesigen Masten und rauschenden Flaggen und Bannern, während quer über die Brücke weg zahlreiche Laubgewinde gezogen waren. Im schönsten Schmuck glänzte namentlich der Lustgarten, wo der für das am 21. September hier stattfindende Tedeum errichtete Altar die Blicke fesselte, hinter welchem eine riesige Borussia sich erhob, der gegenüber die Standbilder der letzten sechs brandenburgischen Kurfürsten, sowie aller preußischen Könige errichtet waren. Hier erreichte die via triumphalis ihr Ende, aber in Wirklichkeit war jede Straße und jedes Gäßchen Berlins eine via triumphalis, überall hatte sich die Siegesfreude in Blumen, Gewinden, Farben und Flaggen lebendigen Ausdruck gegeben. Kopf an Kopf drängte sich in den Straßen und öffentlichen Plätzen die Menschenmenge, Tribüne reihte sich an Tribüne, alle Fenster dicht von Zuschauern besetzt, ja vielfach sah man sogar die Dächer abgedeckt und in Tribünen umgewandelt.

Inzwischen hatten sich die Truppen vor dem brandenburger Thor gesammelt, waren die Gewerke mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen in der Straße „Unter den Linden" aufgezogen und hatten sich rechts und links hinter den eroberten Geschützen aufgestellt. Gegen zehn Uhr marschirten die Verwundeten, an Krücken, Stöcken ꝛc. hinkend, die Lindenpromenade herauf, um die für sie bestimmten Plätze auf einer der Magistratstribünen auf dem pariser Platz einzunehmen. Die Musik spielt den Düppelmarsch und die Melodie des Preußenliedes, donnernde Hochrufe erschallen aus der Volksmenge.

Um halb Elf erschien der König, gefolgt vom Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich Karl, sämmtlichen übrigen Prinzen des kö-

niglichen Hauses, sowie den in Berlin anwesenden fürstlichen Gästen auf dem Königsplatz, um die dort aufgestellten Truppen zu begrüßen und zu inspiziren. Nicht endenwollender Jubel erschütterte die Luft, der sich mit erneuerter Macht wiederholte, als die Königin, die Königin-Wittwe, die Kronprinzessin, sowie die sämmtlichen übrigen Prinzessinnen des königlichen Hauses herangefahren kamen.

Um elf Uhr begann hierauf unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und unter dem Donner der Geschütze der feierliche Einzug der Truppen; das Glockengeläute und der Kanonendonner dauerten ununterbrochen bis nach Beendigung der Einzugsfeier fort; der Jubel des Volks war aber der Art, daß man von dem Augenblick an, wo der Einzug begann, weder Glockengeläute noch Kanonendonner mehr hören konnte.

Als der König durch das brandenburger Thor ritt, ertönte wiederum die Nationalhymne von einem dort aufgestellten Orchester, worauf ihm von fünfzig Jungfrauen der Stadt, alle in die Nationalfarben gekleidet, ein Gedicht und ein Lorbeerkranz überreicht wurden. Beim Eingang der Lindenpromenade hielt dann der Oberbürgermeister eine feierliche Begrüßungsrede an Seine Majestät, die mit herzlichen Worten erwiedert wurde.

Den erhaltenen Lorbeerkranz in der Hand, ritt dann der König durch die Lindenpromenade zurück und nahm an der Statue des Fürsten Blücher Platz, um dort die Truppen an sich vorüberziehen zu lassen. Ein glänzender Stab verdienter und berühmter Namen bildete seine Umgebung. An der Spitze der defilirenden Truppen flatterten die eroberten österreichischen Fahnen; die Truppen selbst marschirten meist in Feldausrüstung mit der bloßen Mütze; alle waren mit Kränzen, Blumen und Gewinden geschmückt; dazwischen erblickte man Marketenderinnen, Landwehrfrauen mit ihren Männern, Bräute mit ihren Verlobten: es war ein Zug, wie er in bedeutungsvollerer Großartigkeit noch nie dagewesen ist.

Gegen ein Uhr war der Vorbeimarsch der Truppen zu Ende; aber ununterbrochen dauerte der laute Festesjubel des Volkes fort. Den Beschluß dieses Tages bildete eine Festvorstellung im Opernhause, wozu man Holtei's „Leonore" gewählt und zeitgemäß umgestaltet hatte. Die von Taubert komponirte Festkantate, die auf das Festschauspiel folgte: „Preußens Ehre", ein Cyklus von feurigen und wehmüthigen Liedern, welche durch herrlich gestellte lebende Bilder illustrirt wurden, war von mächtig ergreifender Wirkung.

Der zweite Festtag, der 21. Sept., ließ sich trüb und regnerisch an; doch entwölkte sich der Himmel gegen acht Uhr wieder und die Sonne schien ganz freundlich herab. Dem Verlaufe nach war die Feier dieses Tages der des vorhergehenden ähnlich. Nach Beendigung des Vorbeimarsches begab sich der König mit seinem Gefolge, sowie die Königin mit den Prinzessinnen zum Tedeum nach dem Lustgarten. Nach Absingung zweier Verse des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott" hielt der Feldprobst eine ergreifende Ansprache, verbunden mit einem Dankgebete zu Gott, worauf die Absingung des Liedes: „Herr Gott, Dich loben wir" seitens der Sänger wie der Gemeinde unter Posaunenschall und Kanonensalven erfolgte. Die Luft erzitterte unter einem Meere von Tönen.

Der Abend des Tages war zur Illumination bestimmt, der glänzendsten, welche Berlin je gesehen hat. Doch der nun eingebrochene Regen beeinträchtigte sie etwas. Was aber dem zweiten Festtage den höchsten Glanz verlieh, war die Veröffentlichung der Amnestie, dieses langersehnten Gnadenaktes. Möge sie der Ausgangspunkt gedeihlichen Einvernehmens zwischen Fürst und Volk bleiben!

Die Schneewoche.

Novelle von Otto Roquette.

(Schluß.)

St. Blanquart schwieg einige Augenblicke, gleichsam erschöpft von der grauenvollen Erinnerung an jene Nacht, die ihm mit so lebhafter Deutlichkeit noch vor der Seele stand. Dann fuhr er fort: Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich mich in meiner alten Zelle auf dem Hospitium. Dieses Erkennen und einen ganzen Umkreis entsetzlicher Befürchtungen durchlaufen, war Eins. Ich war nicht nach Orsières gelangt, Adrian war erschossen worden! Schwach und dazu innerlich wie zerschmettert, fragte ich den Mönch, der mit freudigem Gesicht das wiederkehrende Leben in mir beobachtete und meine Hand in der seinen hielt: „Freund, wie lange habe ich erstarrt gelegen?"

„Drei Tage lang! Aber nun willkommen wieder im Leben, St. Blanquart! Sprecht nicht viel . . ."

„O mein Gott!" rief ich. „Und Adrian ist hin! Adrian, Adrian!"

„Hier bin ich!" rief eine wohlbekannte Stimme, wie himmlische Musik an mein Ohr, und Adrian's Gesicht neigte sich über mich. Ich umschlang ihn, und fühlte seine Freudenthränen auf meinen Wangen und Händen.

„Wie kamst Du frei?" fragte ich, nachdem ich die ärztliche Erlaubniß erhalten, mich mit ihm länger zu unterhalten. „Sprich, wie war es möglich, loszukommen, ohne den Gnadenbrief des Konsuls?"

„Nicht ohne diesen Gnadenbrief!" entgegnete Adrian. „Er wurde richtig überbracht."

„Allein durch wen?"

„Durch — meinen Bruder Jacques."

„Durch Jacques? Wie ist das möglich? Hat Jacques an Deiner Statt den Tod erlitten?"

„Nein, St. Blanquart, mein armer Jacques lebt, er ist frei, er läßt Euch durch mich die treuen Hände küssen, und den heißesten Dank sagen — aber er ist nun schon fern von uns, und er will uns fern bleiben."

„Doch wie gelangte jener Brief des Konsuls, den ich doch auf der Brust trug, an Jacques?"

„Jacques war es, der Euch im Schneesturm aufsuchte, Euch fand und — doch erlaubt," unterbrach sich Adrian, „daß ich im Zusammenhang erzähle, damit es Euch deutlicher werde. In jener Nacht vor dem Einrücken der Franzosen flüchtete sich mein armer Bruder von uns und der Leiche unseres Etienne hinaus, und zwar denselben Weg vorauf, den seine so gehaßten Feinde nehmen wollten. Ein furchtbarer Plan brütete, wie er mir bei unserem Wiedersehen gestand, noch immer in seiner Seele. Er wollte den Konsul selbst ermorden, denn die schreckliche Stimmung, die seine Hand gegen Etienne mißleitet hatte, steigerte sich zu einem Rachegefühl, das nun vor nichts mehr zurückschreckte. Es war ein Wahnsinn, den er selbst bald genug einsah. Er eilte seinem vermeintlichen Feinde nach dem Hospitium voraus, wo er unter den jüngeren Brüdern einen Bekannten hatte. Dieser, dem er vorspiegelte, daß er durch die Einquartierung um seine Wohnung in Orsières komme, fand sich bereit, ihn im Hause unterzubringen. Die Ausnahmezustände dieser Tage machten es möglich. So saß Jacques unter finsteren Gedanken in seinem Versteck und harrte der Ankunft Bonaparte's. Dieser traf am Abend des zweiten Tages ein. In der Nacht wagt sich Jacques hervor. Da erfährt er, daß Ihr, St. Blanquart, bei dem Konsul gewesen, erfährt von meiner Verurtheilung, erfährt, daß Ihr mit dem Begnadigungsschreiben Bonaparte's den Rückweg genommen; er sieht in das Wüthen des nächtlichen Schneesturms hinaus, und im Nu sind seine Entschlüsse gewandelt. Nicht mehr denkt er an seinen Schreckensanschlag, er denkt nur noch daran, Euch sicher mit der Botschaft zu Hause, mich gerettet zu sehen. Er läßt sich ein Klostergewand geben, weiß in Eile einige junge Marronniers aufzubieten und führt den Zug durch die Nacht. So findet er Euch, durchsucht Eure Kleider nach dem inhaltschweren Briefe und eilt mit seiner Beute bergabwärts, während Ihr selbst von den Klosterleuten nach dem Hospiz zurückgetragen werdet. Jacques kommt rechtzeitig an, wird in seiner Verkleidung von Niemand erkannt und meldet sich bei dem Commandeur. Er gibt sich für einen der Marronniers aus und übergibt den Brief des Konsuls, da Ihr selbst, wie er sagt, durch Erschöpfung oben zurückgehalten wäret. Der Commandeur findet das nur zu glaublich, des Konsuls Handschreiben spricht unzweifelhaft, und so werde ich in der Frühe des Morgens heimlich entlassen. — Noch wußt' ich nicht, welchem Umstand ich meine Befreiung zu verdanken hatte, da ergreift mich ein Mönch bei der Hand, reißt mich fort zu den noch schwarzen Trümmern unseres

niedergebrannten Hauses, und hier, in der einzigen für Jacques sichern Umgebung des Orts, fühle ich mich von den Armen meines Bruders umschlungen. — Den ganzen Tag über, der die letzten Züge des französischen Heeres in Orsières erblickte, saß Jacques hier versteckt. Er wollte nicht hinweg ohne eine Nachricht, was — aus Madelon geworden wäre."

„Unseliges Kind! Wo blieb sie?"

„Ach, St. Blanquart! — Sie ist dahin! Wir fanden sie, aber — es war nur Madelon's leblose Hülle!"

„Verschweige mir nichts!"

„Während Jacques kummervoll und in sich gebrochen zwischen Schutt und Trümmern saß, eilte ich nach dem Pfarrhause. Es stand leer, alle Thüren geöffnet, die Spuren der Einquartierung wüst umhergestreut in der sonst so saubern Wohnung. Von Madelon keine Spur. Ich fragte vergebens. Der Tag war noch verworren durch die immer nachrückenden Truppen, die folgende Nacht die unruhigste in unserem Städtchen. Ich verbrachte sie bei Jacques in seinem Versteck. Der nächste Morgen brachte endlich Ruhe, und unsere Mitbürger überblickten aufathmend und zugleich mit Erschöpfung die allgemeinen Spuren dreier wilder Tage, denen man so begeistert entgegengesehen hatte. — All' mein Nachforschen nach Madelon war vergeblich, und ich mußt' es einstellen, denn es galt, die Leiche unseres Etienne zu Grabe zu tragen, und zwar unter großer Begleitung der Bewohner von Orsières. Spät Abends fand ich Jacques über das frische Grab gebeugt. — Wir hatten die Hoffnung aufgegeben, Madelon wiederzufinden. Mit Sonnenaufgang des nächsten Tages begleitete ich Jacques aus der Stadt. Er wollte auf wenig betretenen Wegen über's Gebirg nach Italien, sich dort gegen die Franzosen anwerben lassen. Eine Stunde lang gingen wir zusammen. Wir standen an einem Wassersturz, welcher dröhnend in die Tiefe des Tobels hinunterschäumte. Da wird etwas Buntes am Rand sichtbar, und zu gleicher Zeit fahren unsere Hände danach, denn unsere Augen erkannten zu gut ein Halstüchlein, das Madelon oft getragen. Wir ahnten, warum wir es hier finden mußten, und blickten erschreckt umher und in die Tiefe. Wir fanden einen Weg hinunter, und hundert Schritte von dem Niederfall des Sturzbaches, zwischen Gestein und Wurzeln — — o Gott! St. Blanquart, sie war es, die wir vermißten! Sie war todt, sie hatte ihren Tod gesucht! Wir trugen sie hinauf und brachten die Leiche nach einer nicht entfernten, niedrig gelegenen Almhütte. Laßt mich nicht sagen, was wir hier empfanden oder sprachen! Wir trennten uns an dieser Stätte. Jacques riß das seidene Tüchlein Madelon's in zwei Theile und gab mir die Hälfte. Dann umarmte er mich noch einmal und ging fort, vielleicht auf Nimmerwiedersehen." — Adrian barg sein Gesicht in den Händen, seine Thränen zu stillen. Dann schloß er: „Ich holte noch an demselben Tage Madelon's Leiche nach der Stadt ab und begrub sie neben Etienne." —

Es folgte eine geraume Pause. Endlich nahm St. Blanquart die Rede auf: „Es sind dreißig Jahre vergangen seit jenen Schreckenstagen. Sie lenkten den Strom gewaltiger Ereignisse verheerend über die Welt, sie brachten auch wieder Ordnung und Frieden im großen wie im kleinen Leben. Als ich mich von meiner Erschöpfung erholt hatte, kehrte ich mit Adrian in unser Städtchen zurück. Er blieb mein Freund bis zu seinem Lebensende. Wir suchten in Arbeit und Eifer für unsere Mitbürger unsere Herzen zu beruhigen und aufzurichten. Adrian wurde ein angesehener Mann unserer Gemeinde und lebte bis noch vor kurzer Zeit. Er starb unvermählt. Seine Güter vermachte er zur Hälfte seinem Gemeinwesen, zur Hälfte den hülfreichen Zwecken des Hospitiums. Noch bei seinen Lebzeiten wurde ich von meiner Pfarre ab und hierher in das Kloster zurückgerufen, wo er mich noch oft besuchte. Seinen Bruder Jacques hat er nicht wiedergesehen, und auch ich hatte es nicht mehr erwartet. Und jetzt, nach dreißig Jahren, bringt das Geschick ihn noch einmal vor meine Augen — aber nicht den Lebenden, sondern seine Leiche. Denn der Verunglückte, den unsere Marronniers in dieser Nacht heraufgebracht haben, ist Niemand anders als Jacques Turgot. Man fand einen Brief an mich bei ihm (denn er hatte erfahren, daß ich noch lebe), einen Brief, den er, kundig der winterlichen Gefahren seines Weges, schrieb, und der seinen letzten Gruß an mich bringen sollte, wenn er selbst mich nicht erreichte. Armer Jacques! Er hat keinen Frieden gefunden. Er ließ sich in Italien gegen Napoleon anwerben, er kämpfte in Spanien vergeblich gegen ihn, er schloß sich den tapfern Tyrolern an, er erlebte überall Niederlagen vor dem Gewaltigen. Aber er sah endlich auch ihn wanken, er zog mit den Heeren, die ihn besiegt hatten, in Paris ein. Wo es einen Kampf für die Unabhängigkeit gegen die Tyrannei gab, dahin wendete Jacques sich, um sein Leben zu einer ununterbrochenen Kette von Kriegsabenteuern zu machen. Und so haben ihn die jüngsten Jahre nochmals zum Mitgenossen der Italiener und Spanier, endlich der siegreichen Griechen gemacht. Nun wollte er noch einmal heimkehren, die Stätte seiner Jugend wiedersehen, um unerkannt in einem verborgenen Alpenwinkel sein Leben im Kampfe mit der heimischen Natur abzuschließen. Er hat erreicht, was er wollte, und wenn er's anders erreicht, als er es vielleicht noch gehofft, so war ihm auch dieser Abschluß nichts Unvorbedachtes. Dieß ist die Geschichte meiner Freunde, der Brüder Turgot."

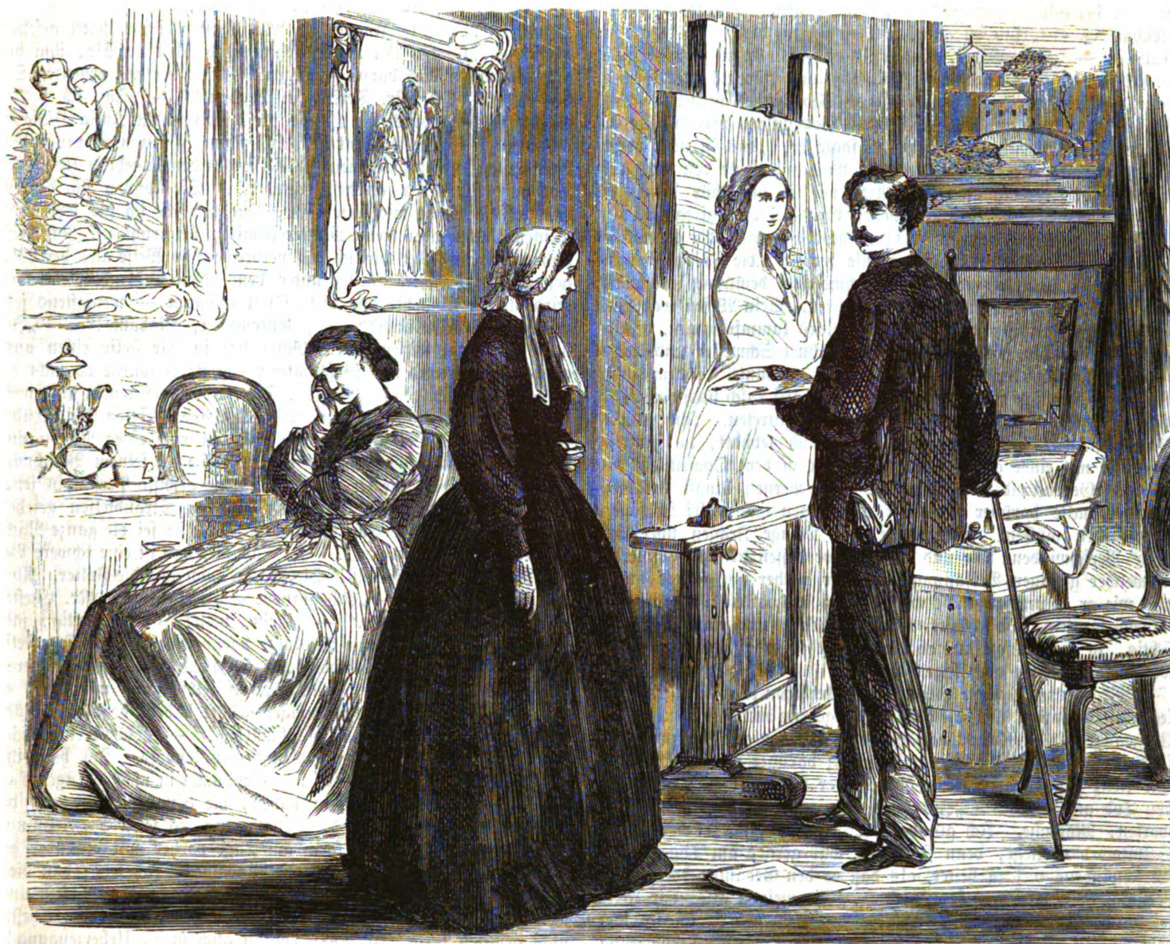
Der Chorherr erhob sich langsam, reichte mir die Hand und verließ das Zimmer. Ich hörte den Schneesturm noch immer um die Fenster toben, ich hörte ihn die ganze Nacht, denn kein Schlaf kam über meine Augen. Noch vergingen zwei Tage, ehe die Dämonen der Lüfte sich ausgerast hatten. Als am Morgen des nächsten endlich Ruhe über die schneebedeckten Felsenrücken einkehrte, rüstete ich mich zur Heimwanderung. Die Sonne brach plötzlich mit blendendem Glanz über die weiße Winterwelt des Hochgebirgs, und ich ging bergabwärts dem warmen Thal entgegen, wo ich den Frühling, den ich drunten verlassen, wiederfinden sollte. Noch lange hörte ich den Ton der Glocken von droben, unter deren Geläut Jacques Turgot von den Mönchen des Hospitiums zu Grabe getragen wurde.

Fliegende Blätter.

Die Sittenwächterin. Schon in den letzten Regierungsjahren Peter des Großen hatte das Sittenverderbniß in Rußland außerordentlich zugenommen. Noch mehr aber stieg es unter der Regierung seiner Wittwe, besonders in den ersten Jahren derselben, wo sich dieselbe von allen Staatsgeschäften, die sie der Willkür ihres Günstlings Mentschikoff überließ, entfernte, um ihren Launen nachzuhängen. Ihr Beispiel wirkte auf die Menge, und zwar mit solcher Macht, daß sie sich gezwungen sah, einige Statuten ergehen zu lassen, um dem Uebel Einhalt zu thun. Darunter ist Nachstehendes: 1) Zur Verbesserung der Lebensart der Frauenzimmer sollen vermischte Assembleen errichtet werden. Derjenige, in dessen Hause die Zusammenkunft ist, soll es durch Aushängezettel, oder durch andere Anzeigen bekannt machen. 2) Die Assemblee soll Nachmittags um 4 oder 5 Uhr angehen und dauern bis Nachts um 10 Uhr. 3) Der Wirth braucht seinen Gästen nicht entgegen zu gehen; er ist nicht schuldig, sie zu begleiten oder ihnen Gesellschaft zu leisten. Nur muß er für Stühle, Lichter und Liqueurs sorgen, deßgleichen muß er die Gesellschaft mit Karten, Würfeln und Allem, was sonst zum Spiele gehört, versehen. 4) Zum Kommen und Weggehen soll keine bestimmte Stunde festgesetzt sein. 5) Jeder hat vollkommene Freiheit, sich zu setzen, herumzugehen oder zu spielen. Auch soll ihn Niemand daran hindern, oder sich über dasjenige, was er vornimmt, aufhalten, bei Strafe, den großen Adler zu trinken (einen großen Becher, mit Branntwein gefüllt). 6) Es dürfen in diesen Assembleen erscheinen Standespersonen, Adelige, Offiziere, Kaufleute und angesehene Handwerker, sowie deren Frauen und Kinder. 7) Den Dienern, wobei aber die vom Hause auszunehmen sind, ist ein besonderer Ort anzuweisen, damit man in den Zimmern der Assembleen Raum genug habe. 8) Frauenzimmer sollen sich unter keinem Vorwande betrinken, und Mannspersonen dürfen vor 9 Uhr nicht betrunken sein. 9) Damen, die Pfänder- und andere Spiele treiben, sollen nicht zu viel lärmen und überhaupt nicht zu ausgelassen sein. 10) Keine Mannsperson soll mit Gewalt einen Kuß rauben und Niemand soll, bei Strafe künftiger Ausschließung, einem Frauenzimmer in der Assemblee Schläge anbieten.

*

Das Tagebuch einer Woche. Wenn wir die Menschen beobachten, mit denen wir täglich verkehren, so werden wir gestehen müssen, sagt Addisson, daß die Meisten ihre Zeit mit den drei Hauptbeschäftigungen Essen, Trinken und Schlafen zubringen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß ein Leben als verloren zu betrachten sei, welches weder einer öffentlichen Wirksamkeit gewidmet ist, noch sich durch sonstige ruhm- und preiswürdige Thaten auszeichnet — im Gegentheil, ich glaube, daß man oft im Stande ist, seine Zeit in der Stille besser zu verwerthen, als durch Handlungen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregen. Ich glaube, daß man durch ein verborgenes Wirken weiser und besser zu werden und viel Gutes ohne Geräusch und Ostentation zu thun vermag — aber ich möchte dennoch jeden meiner Leser auffordern, wenigstens eine Woche lang ein Tagebuch zu führen, in das er gewissenhaft einträgt, auf welche Weise er diesen kurzen Zeitabschnitt ausgefüllt hat. Diese Art der Selbstprüfung würde dazu dienen, ihm eine richtige Anschauung seines eigenen Wesens zu verschaffen und ihn zu ernstlichem Nachdenken anregen.



„Ich bin nicht zu Ihrem Sklaven geeignet!" (S. 81.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

13. Ein Schleicher im Hause.

Godfrey hatte sich, selbst als er mit Ellen allein war, vergeblich bemüht, den wahren Grund ihrer Verstimmung zu erforschen; sie war ihm ausgewichen, obwohl es sie schmerzlich zu bewegen schien, vor ihrem Gatten etwas verheimlichen zu müssen. Godfrey sah, daß sie sich Zwang anthat und den Hausfrieden um jeden Preis erhalten wollte; das schmerzte ihn tief, weil er sich keiner andern Schuld bewußt war, als daß er nicht das willenlose Werkzeug eines selbstsüchtigen Weibes sein wollte, und er verbrachte eine peinvolle Nacht.

Am Morgen saßen Beide schweigend beim Frühstück, als es an die Thür klopfte und Mrs. Stone eintrat. Sie warf einen Blick auf Ellen, in deren Gesicht sie noch den früheren Ausdruck von Furcht und Verzweiflung wahrnahm, dann reichte sie Godfrey ohne Umschweife ihren Vertragsentwurf zum Lesen hin. Der Maler sah Anfangs gleichgültig darauf, denn es erschien ihm, in der Stimmung, die ihn drückte, Alles Nebensache gegenüber seinem häuslichen Leid; plötzlich aber stutzte er und sein Auge fing Feuer. Er las jetzt das Papier aufmerksam durch, schleuderte es dann, ohne ein Wort zu sprechen, mit einer heftig erregten Geberde zu Boden und ging verächtlich an seine Staffelei. Dieß war die thatsächliche Antwort auf die ihm in der mißachtendsten Form gemachte Zumuthung.

Mrs. Stone durchbohrte ihn fast mit ihren Augen. „Ist dieß der Dank für die Bereitwilligkeit, mit welcher ich Sie in mein Haus aufgenommen habe?" fragte sie schneidend. — „Ich kann es räumen, Mrs. Stone!" erwiederte Godfrey gelassen. „Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, daß ich nicht zu Ihrem Sklaven geeignet sei, und Sie haben sogar die Verwegenheit, mir ein schriftliches Bekenntniß meiner Sklaverei abzufordern. Gehen Sie, Mrs. Stone! Ihre Entwürfe machen einem Winkeladvokaten Ehre. Ueber die Gesinnung, die sich darin offenbart, mögen Sie bei stiller Ueberlegung selbst aburtheilen." — Die Wittwe schien eine Unterstützung bei ihrer Tochter zu suchen. „Nun, Ellen?" — „Was, Mutter?" — „Ich meine, was Du hiezu sagst?" — „Nichts!" — Mrs. Stone verließ in heftiger Aufregung das Zimmer und schloß sich grübelnd wieder in ihr Arbeitskabinet ein.

Godfrey hatte eben die letzte Hand an Miß Hilliard's Porträt gelegt; er blickte lange unbeobachtet auf die düster sinnende Ellen hinüber, dann legte er Pinsel, Palette und Stab weg, trat dicht an seine Gattin heran und ergriff ihre beiden Hände. „Ellen!" Sie blickte halb scheu zu ihm auf und versuchte zu lächeln. „Ich habe dieß Porträt vollendet — für Dich, Geliebte! Willst Du es haben?" — „O ja, ich danke! Ich bin erfreut, Julia's Bild zu besitzen, denn Du weißt, wie sehr ich sie liebe. Aber wer hat uns Beide getrennt, als Du, Godfrey?" — „Dann fürchtest Du nicht,

sie nahe bei mir zu wissen?" — „Nein, o nein!" erwiederte Ellen gleichgültig. — „Und ich glaubte, Dich bewege die Eifersucht gegen Julia?" — „O bewahre, Godfrey!" versetzte Ellen zerstreut. — Er sah sie an, es ward ihm deutlich, daß auch Eifersucht der Grund ihrer Verstimmung nicht war, daß er also bisher vergeblich das Räthsel zu lösen versucht hatte. Dieß Bewußtsein versetzte ihn in eine wilde Verzweiflung. „Nein," sagte er, „das ist nicht mehr zu ertragen!" Er zog einen andern Rock an, setzte den Hut auf und eilte aus dem Hause. Die Art, wie er die Thür donnernd in's Schloß warf, verrieth den hohen Grad seiner Aufregung.

Kaum war er gegangen, so kam Theodor Verney, der ehemalige Diener von Sir Felix, der im Hause wohnte, die Treppe herab. Theodor Verney war eine dünne, geschmeidige, demüthig und sanft aussehende Figur von etwa dreißig Jahren. Sein Wesen war einschmeichelnd. Er machte den Eindruck eines lammfrommen, dienstwilligen Menschen, war übrigens von Geburt Schweizer und liebte das Geld, so daß er sparte, wo und wie er konnte. Kaum hörte Ellen ihn herabkommen, so sprang sie auf, lief rasch nach der Thür und nöthigte den Mann, in ihr Zimmer einzutreten. Ihr ganzes Benehmen war sofort verändert, sie sprach lebhaft, im Flüstertone und mit einer gewissen Vertraulichkeit zu dem Domestiken.

Der Gegenstand des Gesprächs war Verney längst bekannt, denn er hatte darüber schon oft und gegen mancherlei Personen Rede stehen müssen. Ellen stellte eine Menge Fragen über Sir Felix' Verschwinden; wie und wo Theodor dessen Kleider gefunden; in welcher geistigen Verfassung sein Herr vorher sich gezeigt, was und wie er gesprochen u. s. w. Verney antwortete, wie immer, in sehr sanftem, fast schüchternem Tone und sehr reservirt, sehr vorsichtig, so daß es fast aussah, als wisse er mehr von der Sache, wie er sagen wolle oder sagen dürfe.

„Mr. Verney," sagte Ellen, „ich habe schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, über diese Dinge insgeheim mit Ihnen zu reden. Es genügt mir nicht, das Thatsächliche von Ihnen erzählen zu hören, sondern ich möchte Ihre eigene Meinung darüber vernehmen. Ist Sir Felix zufällig ertrunken, oder hat er sich selbst und absichtlich den Tod gegeben?" — „Ich kann eine solche Frage kaum beantworten, Madame. Ich glaube aber, daß kein vorher berechneter Selbstmord vorliegt, denn Sir Felix war gerade am Tage seines Verschwindens viel zu heiter, als daß er den Gedanken der Selbstvernichtung hätte hegen können." — „Sie meinen also, Sir Felix sei durch irgend einen Zufall um's Leben gekommen? Ich glaubte, Sie wüßten etwas Weiteres, Sie hätten irgend eine Beobachtung gemacht, irgend einen Argwohn . . ." Verney sah der Sprecherin forschend und fragend in die Augen und schüttelte dabei den Kopf.

Ellen nahm einen kleinen, beschriebenen Zettel aus ihrer Tasche und reichte ihn Verney zum Lesen. Dieser Zettel enthielt die Worte: „Fragen Sie Sir Felix' Diener im Geheimen, ob er wirklich glaubt, sein Herr sei zufällig um's Leben gekommen, oder durch eine fremde Hand. Lassen Sie sich seine eigene Meinung über diese düstere Affaire sagen. Er weiß mehr, als er vor den Leuten ausspricht." Verney war sehr betroffen; er starrte den Zettel an, an dessen Bewegung Ellen sah, daß des Dieners Hand zitterte. „Kennen Sie diese Handschrift?" fragte sie. — „Ich glaube, ja; es ist Mr. Adolph Dering's Hand. Er traf meinen Herrn in Paris, begleitete ihn nach Irland und war noch am Tage vor seinem Verschwinden bei ihm. Am Nachmittage entfernte er sich, angeblich um ein Schloß Donolly oder Donelly zu besuchen, wo er Bekannte vom Bartholomäihospital auf dem Salmenfang zu finden hoffte, erst am Morgen nach dem Verschwinden meines Herrn kam er zurück." — „Weiter, weiter! Sagte Ihnen Mr. Dering nichts mehr?" — „O doch!" antwortete Verney zögernd. — „Nun, was sagte er noch? Sagen Sie mir Alles, Verney! Ich will und muß Alles wissen!" — „Je nun, er fragte mich, wo Mr. Chester während der Nacht, in welcher Sir Felix jene Exkursion machte, gewesen sei." — „Und was antworteten Sie ihm?" — Verney heftete seine Augen wie befangen an den Boden und schwieg Anfangs, fuhr aber dann fort: „Ich sagte ihm, Mr. Chester habe mich informirt, er sei ermüdet gewesen und habe sich sehr zeitig zur Ruhe begeben, auch bis zum Morgen sein Zimmer nicht verlassen." — „Ist das Alles? In welcher Absicht, oder aus welchem Grunde geschah's, daß Mr. Dering Sie in dieser Weise ausforschte?" — „O, Madame, das kann ich wirklich nicht sagen, darf ich fragen, ob Mr. Chester diesen Zettel gesehen hat?" — „Er hat ihn nicht gesehen, und ich bitte Sie, ihm bis auf Weiteres nichts davon zu sagen." — „Aber wie erhielten Sie den Zettel? Ist Mr. Dering in London?" — „Ja, ich bekam die Mittheilung durch die Hände meiner Freundin Julia Hilliard, mit welcher Dering bekannt ist. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Verney, daß er entschiedenen Zweifel gegen den angeblich zufälligen Tod von Sir Felix ausgesprochen hat. Sie können sich denken, wie tief die Sache mich interessirt, doch wünsche ich für jetzt nicht, meinen Gatten oder meine Mutter damit zu beunruhigen. Ich weiß, daß wenn Sir Felix wirklich auf verbrecherische Weise aus der Welt geschafft ward, Mr. Chester unter dem bösen Verdacht viel leiden wird und ich möchte ihm diese Qual ersparen — wenigstens jetzt — verstehen Sie mich?" — „Vollkommen, Madame!" — „Ich hoffe es. Sie wissen, mein Gatte hat in Sir Felix einen ausgezeichneten Freund und Wohlthäter verloren; er würde es nicht ertragen, zu wissen, daß — daß . . . Sie werden mich gewiß nicht mißverstehen, Verney!" — „Nein, nein, Madame! Seien Sie darüber ruhig. — Mr. Dering sagt: Sir Felix sei von einer Person aus der Welt geschafft worden, die ein Interesse an seinem Verschwinden gehabt habe. Er sei sicher, daß eine gewisse Person in jener Nacht in Gesellschaft des Sir Felix auf den Strandfelsen gesehen worden; doch diese Person habe vorgegeben, sie sei die ganze Nacht in ihrem Zimmer gewesen . . . O, Madame, das ist eine schwere Beschuldigung!" — „Gewiß! Sie spannt mich auf die Folter. Aber was ist zu thun?" — „Ich glaube, Sie thun wohl, Mr. Chester davon zu benachrichtigen." — „Nein, nein! Er ist heftig, jähzornig. Können Sie eine Auskunft darüber geben, ob Sir Felix in der Nacht seines Verschwindens in Begleitung einer anderen Person gewesen ist?" — „Mr. Dering selbst sagte mir dieß; er wollte es von einem Kaninchenjäger gehört haben, der in der Nähe gewesen sei." — „Ist das glaubwürdig?" — „Ich meine nicht. Jener Mensch ist ein Vagabund und Trunkenbold. Ich habe ihn selbst gesprochen. Er will in jener Mondnacht in nicht geringer Entfernung zwei Figuren gesehen haben, die Eine schlanker als die Andere, und stützt darauf die Behauptung, es seien Sir Felix und Godfrey gewesen, die er schon am Tage vorher mit einander gesehen. Ich bitte um Verzeihung, Madame! Ich sehe, daß diese Mittheilungen Sie beunruhigen, aber ich sage Ihnen dieß nur, weil Sie Alles wissen wollen. Es ist ganz sicher Mr. Chester nicht gewesen." — „Ja, ja, das ist auch meine Ueberzeugung!" erwiederte Ellen, sichtlich erschüttert. „Aber warum wurde die angebliche Beobachtung des Kaninchenjägers nicht Mr. Chester mitgetheilt, für den sie doch von so großer Wichtigkeit sein mußte?" — „Einfach deßhalb nicht, Madame, weil er's nicht gewesen sein konnte. Dazu kam, daß Mr. Dering plötzlich in dringenden Familienangelegenheiten nach Kent abreiste." — „Also Sie glauben nicht an die Richtigkeit der Behauptung des Kaninchenjägers?" — „Nein; er hat sie erfunden, um von Mr. Adolph ein Trinkgeld zu erschwindeln, und ich verwette meinen Kopf, Mr. Dering glaubt selbst nicht daran. Dieser Zettel hier, Madame, ist nach meiner Meinung eine beabsichtigte Malice." — „Wollen Sie Mr. Dering darüber sprechen, Verney?" — „Wenn Sie es wünschen!" — „Gewiß! Sagen Sie ihm, er möge mich mit Verdächtigungen solcher Art verschonen. Sie werden von Miß Hilliard erfahren, wo er zu finden ist."

Verney versprach, sofort zu Hilliard's zu gehen. Schon eine Stunde später kam er zurück und fand Ellen noch allein. Er theilte ihr mit, daß Mr. Dering seit wenigen Tagen bei Hilliard's dieselben Räumlichkeiten bewohne, welche früher Godfrey inne gehabt habe. Er habe über das an Ellen gerichtete Billet und seine sonstigen verdächtigen Aeußerungen mit ihm gesprochen, doch müsse er leider gestehen, daß Mr. Dering für alle Vernunftgründe unzugänglich sei. Dieser habe sich verschworen, nicht zu ruhen, bis er Mrs. Chester gesprochen und Alles entdeckt habe. „Sie thäten besser, Mrs. Chester," fügte der Schweizer hinzu, „den Herrn selbst zu empfangen und ihn zum Schweigen zu überreden." — „Ihn überreden?" erwiederte Ellen befremdet. „Wozu hätte ich das nöthig? Was hätten wir von Mr. Dering zu fürchten, wenn, wie Sie doch selbst sagen, sein ganzes Wissen auf Einbildung und

falschen Voraussetzungen beruht." — „Ja, Madame, er sagt aber, er wisse mehr." — „O!" — „Mr. Dering bemerkte gegen mich, er sei in Besitz seiner Erbschaft in Kent getreten und im Begriff, ein Droguengeschäft in der Oxfordstreet zu übernehmen und sich daselbst als Chemiker und Arzt zu etabliren. Er sei nochmals in Irland gewesen und habe alles Mögliche erforscht. Heut oder morgen wolle er Sie in Miß Hilliard's Gegenwart sprechen und Sie an der Thür erwarten. Wenn er Sie jedoch bis Morgen Abend nicht sprechen dürfe, werde er Alles, was er wisse, Schwarz auf Weiß dem Advokaten von Sir Felix übergeben. Würden Sie ihn sprechen, so schwöre er, sich ganz nach Ihren Wünschen zu verhalten. Deßhalb, Mrs. Chester, meine ich, Sie thäten wohl, dem jungen Herrn ein Rendezvous zu geben, wenn Sie dieß können; es wäre ein Unglück, wenn solcher Unsinn, wie Mr. Dering ihn ausbrütet, in Umlauf käme." — „Sie meinen, er hat etwas gegen meinen Mann?" — „Ja, er klagt ihn an." — „Mein Gott, wessen?" — „Sir Felix ermordet zu haben." — Ellen zitterte. „Was soll ich thun?" sagte sie, in Sinnen verloren. — „Ihn sprechen so bald wie möglich, Madame." — „Nein, dieß geschieht nicht!" erwiederte Ellen fest. „Ich hoffe, Mr. Chester hat nicht nöthig, das Licht zu scheuen. Mag Mr. Dering das Schlechteste sagen, es soll mich nicht kümmern. Mag er ihn von den Dächern als Mörder ausschreien, desto gewisser wird dann die Wahrheit offenbar werden." Sie nickte dem Diener zu und dieser entfernte sich mit einer Verbeugung.

Ellen harrte vergeblich auf Godfrey's Rückkehr, er kam weder zum Mittagessen, noch zum Thee, wohl aber erschien die Wittwe mit einer Menge von Aufträgen für den Maler. „Wie?" rief sie voll Zorn, „Mr. Chester ist immer noch nicht da? Das geht mir doch über alle Begriffe! Ich wollte, ich hätte mich einem solchen unverantwortlichen Benehmen gegenüber besser vorgesehen; er würde nimmer meine Tochter bekommen haben; aber ich habe eine Schlange am Busen genährt." — Ellen griff schweigend zu Hut und Mantel. — „Was willst Du thun, Ellen?" — „Nach ihm sehen, Mutter." — „Aber wohin willst Du gehen?" — „An einen oder zwei Orte; ich werde nicht lange ausbleiben." — „Allein kannst Du nicht fort. Bridget soll mit Dir gehen." Bald darauf ging Ellen, von der treuen irischen Magd gefolgt, in einem Zustande von Verzweiflung aus dem Hause.

14. Godfrey und sein Ankläger.

Der Maler war bekanntlich in größter Erregung am Morgen fortgegangen. Der Geist der Unabhängigkeit stachelte ihn auf gegen die Sklaverei im düstern Hause Stone's, und Ellen's räthselhafte Zurückhaltung machte sein Herz namenlos unglücklich. Als er aus der Klause in die schmale Durchfahrt von „Little Britain" kam, begegnete er seinem ehemaligen Schulkameraden Adolph Dering, den er seit dem Verschwinden Sir Felix' nicht wiedergesehen hatte. Godfrey wollte ihm die Hand reichen, aber der Arzt zog mit einer malitiösen Bewegung die seinige zurück, und Godfrey bemerkte den Ausdruck wilden Hasses in seinen Augen.

Godfrey war höchst überrascht; er erinnerte sich nicht, irgend eine Veranlassung zu solchem Benehmen gegeben zu haben. Adolph war in Irland als Freund von ihm geschieden. Einen Augenblick lang schien Godfrey geneigt, ruhig vorüber zu gehen, aber der Zorn übermannte ihn. Hochroth im Gesicht, wandte er sich plötzlich rasch um und faßte Dering an der Schulter. — „Nun, was soll's?" fragte dieser brüsk. — „Ich möchte den Grund Deines Betragens wissen." — „Welchen Betragens?" — „Deines jetzigen Betragens gegen mich; es war beleidigend, wirst Du wissen." — „So? Ah, der Hund liebt die Beißerei!" — „Bin ich der Hund?" — „O, Du bist ein wohlbekannter Betrüger. Wie Du Dich übrigens selbst nennst, brauche ich Dich nicht mehr zu nennen." — „Wann habe ich Dich betrogen, elender Mensch?" — „Als Du mir Ellen Stone stahlst." — „Dir? Dir habe ich sie gestohlen? Was in aller Welt soll das heißen? Dir?" — „Ganz gewiß. Solltest Du nie gewußt haben, daß ich Miß Stone besuchte und um sie warb? Du kannst nicht leugnen wollen, daß Dir's bekannt gewesen ist." — Godfrey mußte bitter lachen. „Du kamst, so viel ich weiß, als Assistent in Stone's Haus, und es mag sein, daß mir irgend Jemand sagte, Du wärst in Ellen verschossen, doch das waren Andere auch, Manche aus Liebe, Manche um des Geldes willen. Begünstigt wurdest Du aber nie, und ich für meine Person hatte keine Ursache, Dich in Bezug auf meine Verheirathung zu Rathe zu ziehen. Darum überrascht es mich, daß Du jetzt in so anmaßender Weise gegen mich aufzutreten wagst." — „Ueberrascht es Dich? Sage mir doch, wie standest Du denn mit Ellen, als ich mit Dir und Sir Felix in Paris zusammentraf, und warum sagtest Du mir kein Wort davon, daß Sir Felix der Bräutigam Ellen's war, als er verschwand? Ist das nicht seltsam? Und ist es nicht noch viel seltsamer, daß Sir Felix gerade verschwinden mußte, um Dir Platz zu machen? Bei Gott, wenn ich in Deinen Schuhen stäke, es würde mir sehr unbehaglich zu Muthe sein!" Damit wendete Adolph ihm den Rücken und ging weg.

Godfrey stand wie erstarrt. „O Gott!" seufzte er und lehnte sich mit dem Gesichte gegen das eiserne Gitter von ‚Christ's Hospital', hinter welchem die Zöglinge in ihren blauen Jacken und Kopfbedeckungen sich tummelten, und schaute ihnen zu. Seine Gedanken flogen zurück zu den eigenen glücklichen Schultagen, in welchen er, Adolph Dering und Sir Felix Schulkameraden waren und letzterer noch nicht von einer Baronie träumte. „Damals wußten wir Drei nicht, daß wir einst Rivalen werden würden."

Die laut schallende Glocke rief die spielenden Knaben zum Essen, in dichtem Schwarme flogen sie dem Hauseingange zu, drei aber streiften Arm in Arm nahe am Gitter vorüber; einer davon hatte ein mehr aristokratisches Aussehen und erinnerte ihn noch lebhafter an Sir Felix. Eine Reihe von wechselnden Bildern aus des Freundes Leben entstand und verging vor dem Auge seiner Seele. Zuletzt aber sah er ihn auf dem dunkelblauen Grunde der irischen See, hinausgeschleudert durch die Flut, und über ihn zogen die Wogen mit ihrem eintönigen, schauerlichen Requiem. Mit einer gewissen Angst und Hast suchte er in seinem Gedächtniß nach Ursachen zu Sir Felix That, er vergegenwärtigte sich die aufgeregte Heiterkeit seines Freundes und Gönners am Tage seines Verschwindens, sein ganzes Betragen und Wesen während der Reise, seine Sonderbarkeiten und tollen Launen, wozu er, genau genommen, auch den Abstecher nach Irland rechnen mußte. Das tragische Ereigniß hatte ihn entsetzlich berührt, nie aber war ihm der Gedanke gekommen, daß sein eigener Ruf darunter leiden könne. Er bemühte sich, den Tod seines Freundes als einen bloßen Zufall anzusehen. Die Idee, Sir Felix könne sich das Leben genommen haben, um der Erfüllung des Ehekontraktes auszuweichen, war ihm über alle Maßen peinlich, sogar unwahrscheinlich. Keiner, der Sir Felix' Charakter gekannt, hielt es für möglich, er könne aus solcher Ursache solche That begehen. Godfrey erinnerte sich jedoch einiger Worte, die Felix gegen ihn hatte fallen lassen. „Mein Advokat schreibt mir, daß meine persönlichen Angelegenheiten mit Mr. Stone vollständig arrangirt seien. Ich vermuthe, Du würdest nicht sehr trauern, wenn mir während dieser Reise Etwas zustieße, das mir die Rückkehr und die Erfüllung meines Kontrakts unmöglich machte." Mit diesen Worten brachte nun Godfrey Adolph's boshafte Bemerkung in Verbindung. „Es ist wahr," flüsterte er, „in den Augen der Menschen hat mir Felix' Tod genützt, indeß es steht auch fest, daß Stone, wenn er nicht plötzlich vom Leben abgefordert worden wäre, mir seine Tochter gegeben haben würde. Das beweist deutlich sein hinterlassener Brief. Ich habe also in keiner Weise Sir Felix übervortheilt, und Gott im Himmel weiß, daß ich ihm ein aufrichtiger, braver, dankbarer Freund gewesen bin. Ihn liebte Ellen nicht und er liebte sie nicht. Was in aller Welt also soll ich mir über den Besitz meiner Gattin für einen Vorwurf machen?" In dieser Weise versuchte Godfrey sich selbst zu beschwichtigen, doch es ward ihm schwer. Die Erbitterung über alle erlittenen Kränkungen behielt die Oberhand, und anstatt nach dem „schwarzen Hause" zurückzukehren, beschloß er, Doktor Christian und seiner Tochter einen Besuch zu machen und dabei sich zu überzeugen, welchen Eindruck die Nachricht von Sir Felix' Tode auf Annabel gemacht habe.

Er bestieg einen der vielen Ostend-Omnibusse und fuhr nach dem neuen Kirchsprengel, welchem seines Wissens Doktor Christian vorstand. Es fiel ihm dabei schwer auf's Herz, daß er den längst gefaßten Vorsatz des Besuches so lange hinausgeschoben und auch

dadurch gleichsam gezeigt hatte, der Tod seines Freundes sei ihm so wünschenswerth gewesen, daß er Dankbarkeit und Anhänglichkeit für ihn völlig in den Wind geschlagen; und doch lag die Ursache der scheinbaren Vernachlässigung lediglich an der Lebensweise, zu der er durch die Wittwe Stone genöthigt worden war.

Als er an die Thür des kleinen Hauses pochte, in welchem der neue Pfarrer wohnen sollte, trat ihm eine alte Frau entgegen und sagte ihm, Doktor Christian sei mit seiner Tochter wieder weggezogen, nachdem Beide wochenlang schwer krank gelegen hätten und bereits als des Todes Beute betrachtet worden wären. Während ihrer Krankheit habe sich erst so recht gezeigt, wie beliebt der neue Pfarrer und seine mildthätige Tochter gewesen, denn Tag für Tag sei seine Wohnung von Solchen förmlich belagert gewesen, die sich nach deren Ergehen hätten erkundigen oder für sie hätten beten wollen.

„Es dauerte lange," fuhr die Alte redselig fort, „ehe Miß Annabel aus dem Delirium des Fiebers kam, und dann war sie so schwach und hülflos wie ein neugebornes Kind, und ihr Vater fast ebenso. Und nun sehen wir auch den großen Unterschied. Der Pfarrer Vincent, den der Herr Bischof an Stelle des Doktor Christian gesendet, gleicht ihm so wenig wie ich dem Bischof; er ist ein kaltherziger Mann, der die Armen und Elenden nicht liebt und den sie also auch nicht lieben können."

Wohin Doktor Christian mit seiner Tochter gezogen, wußte die Alte nicht zu sagen. „Sie sind in's Land hinein," das war ihr ganzes Wissen über deren nunmehrigen Aufenthalt. Godfrey war über den fruchtlosen Versuch sehr verstimmt, reichte der Alten, die für ihre Auskunft ein Geschenk zu erwarten schien, einen Schilling und trat den Rückweg an. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, keinenfalls vor dem Abend in seine Wohnung zurückzukehren und beschloß nun, den Gemäldehändler Griffiths aufzusuchen, um sich bei ihm zu erkundigen, ob er zwei größere Bilder seiner Hand, die er ihm zum Verkauf anvertraut, verwerthet habe. Diese Bilder repräsentirten englische Landschaften, er hatte sie ursprünglich für Sir Felix ausführen sollen und schätzte den Preis eines jeden auf etwa hundert Pfund.

Als er zu diesem Zwecke in dem eleganten Verkaufsgewölbe in Cheapside vorsprach, hörte er zu seiner großen Freude, beide Gemälde seien für tausend Guineen von einer vornehmen Dame gekauft worden, welche den Wunsch ausgesprochen habe, den Künstler selbst kennen zu lernen und ihm noch mehrere Aufträge zu geben. „Ich wünsche Ihnen Glück, Sir," sagte Griffiths; „Ihr Glück ist in Ihrer eigenen Hand. Hier ist die Karte der Dame; ihre Wohnung und die Zeit, in welcher sie Sie sprechen möchte, ist darauf bemerkt. Sie ist in den höchsten Kreisen tonangebend und kann Ihnen die Pforte zu Ruhm und Geld öffnen." — Godfrey ergriff die Karte mit großer Hast und wollte sich sogleich wieder empfehlen. — „O nicht so eilig, geehrter Freund!" bemerkte der Verkäufer. „Ich hoffe, Sie werden bei mir speisen. Wir diniren um Vier. Sie werden einige Freunde finden." — Godfrey nahm die Einladung an; seine Lebensgeister leuchteten wieder auf, er sah eine neue Welt voll Glück und Erfolg vor sich aufdämmern und war bereit, muthig in dieselbe einzutreten. Mr. Griffiths gehörte zu Denen, welche auf die Stone's immer als auf untergeordnete Menschen ohne allen feineren Gesellschaftston herabgesehen hatten. Er glaubte nicht oder gab sich wenigstens den Schein, als glaube er nicht an die großen Reichthümer der Bewohner des schwarzen Hauses; daher hatte er auch die beabsichtigte Verbindung zwischen Ellen und Sir Felix für ein bloßes Vorgeben gehalten, und als dann Godfrey an des Letzteren Stelle trat, behielt er seinen ironischen Ton bei. Wie ganz anders zeigte er sich jetzt, wie zuvorkommend und artig! Bloß weil Godfrey als Künstler Erfolg hatte! Ein Fingerzeig mehr für Godfrey, sein bisheriges Leben als unwürdig und die künstlerische Laufbahn als seine einzig richtige Aufgabe zu betrachten!

Der Maler genoß an der Tafel Griffiths' in Gesellschaft einiger hervorragender Künstler und Kenner heitere, anregende Stunden, in denen er die Misere des schwarzen Hauses, seine Streitigkeiten mit der in der ganzen City als hart und geldgierig bekannten Schwiegermutter und seinen Zwiespalt mit Ellen vergaß. Es war Abends spät, als er, sehr aufgeheitert durch die belebte, geistreiche Konversation und den Genuß vorzüglicher Weine, den Heimweg antrat und an die Thür des schwarzen Hauses pochte.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

der	sich	hen	schlägt	den	welch	das	la-
links	ken	a-	ten	sie-	das	ne-	ein
lein	um	zur	rechts	es	grab	chen-	links
lin-	das	lau-	ent-	rech-	ten	flim-	da-
ver-	züng-	zur	schlech-	ter	de	lein	blin-
trau-	ist	ge	das	züng-	ein	gu-	mern
das	ge-	lein	le-	ten	loos	ken	züng-
rechts	ri-	neigt	hen	sieh	den	welch	des

Auflösung des in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 60 enthaltenen Räthsels:

Leben — Nebel.

Fliegende Blätter.

Einen Ball geben. Das Wort „Ball" wird mitunter von dem französischen **bal** oder von dem italienischen ballo abgeleitet, doch dürfte dessen Ursprung richtiger in einem altdeutschen Gebrauche, der sich noch in einigen Gegenden erhalten hat, zu suchen sein. Den zweiten oder dritten Ostertag nämlich vereinigten sich die erwachsenen Dorfmädchen, um denjenigen Frauen, an deren Hochzeit sie im vergangenen Jahre Theil genommen hatten, im eigentlichen Sinne des Wortes einen Ball zu geben. Derselbe wurde mit Federn oder Wolle ausgestopft, auf mannigfaltige Weise mit Bändern und Blumen verziert und in feierlichem Zuge auf einer buntgeschmückten Stange vor das Haus der jungen Frau hingestellt; von dieser wurde hierauf der Ball von der Stange herabgenommen und in die festlich gezierte größere Stube des Hauses getragen, wo er in der Mitte des Plafonds aufgehängt wurde. Dann fand ein Gastmahl statt, wozu die Mädchen die Speisen selbst mitbrachten. Dafür war die junge Frau verpflichtet, der Gesellschaft für den gegebenen Ball nach beendigtem Mahle freie Tanzmusik zu besorgen.

*

Ein Kriegsspion. Gegen Ende des Winters im Jahre 1720 traf Peter der Große alle Anstalten zu einem Feldzuge. Armee und Flotte wurden in möglichster Eile in Bereitschaft gesetzt, man wartete nur auf das Aufbrechen des Eises; wohin aber der Zug eigentlich gehen werde, war nur dem Kaiser selbst, seiner Gemahlin und dem Fürsten Mentschikoff kein Geheimniß. Lange zerbrach man sich die Köpfe, Alles erschöpfte sich in Kombinationen, die Gesandten der fremden Mächte waren in Verlegenheit, da sie, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ergründen konnten, was sie über den Zweck der gemachten Rüstungen an ihre Höfe berichten sollten, bis endlich ein — Papagei den Schleier lüftete. Peter hatte über den zu unternehmenden Feldzug nur in Katharinens Gemach gesprochen und die darüber entstandene Debatte einigemale mit der nachdrücklich gegebenen Erklärung beschlossen: „**Ei Persi podiom!**" (Nach Persien wollen wir ziehen.). Einige Tage nach der letzten Unterredung fragte der Kaiser zufällig einen seiner Adjutanten, was man in Petersburg Neues wisse. Wie erstaunte er, als ihm dieser antwortete: „Das Wichtigste mag wohl sein, daß wir nach Persien ziehen werden." Der Kaiser, ganz betroffen, fragte ihn heftig, von wem er das vernommen habe, und erhielt die überraschende Antwort: „Vom Papagei Ihrer Majestät. Denn als ich gestern der Kaiserin eine Meldung zu machen hatte, hörte ich den Papagei ganz deutlich wiederholen: ‚**Ei Persi podiom!**'"

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. — № 8. — Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. — Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Piris, gest. von Geyer.

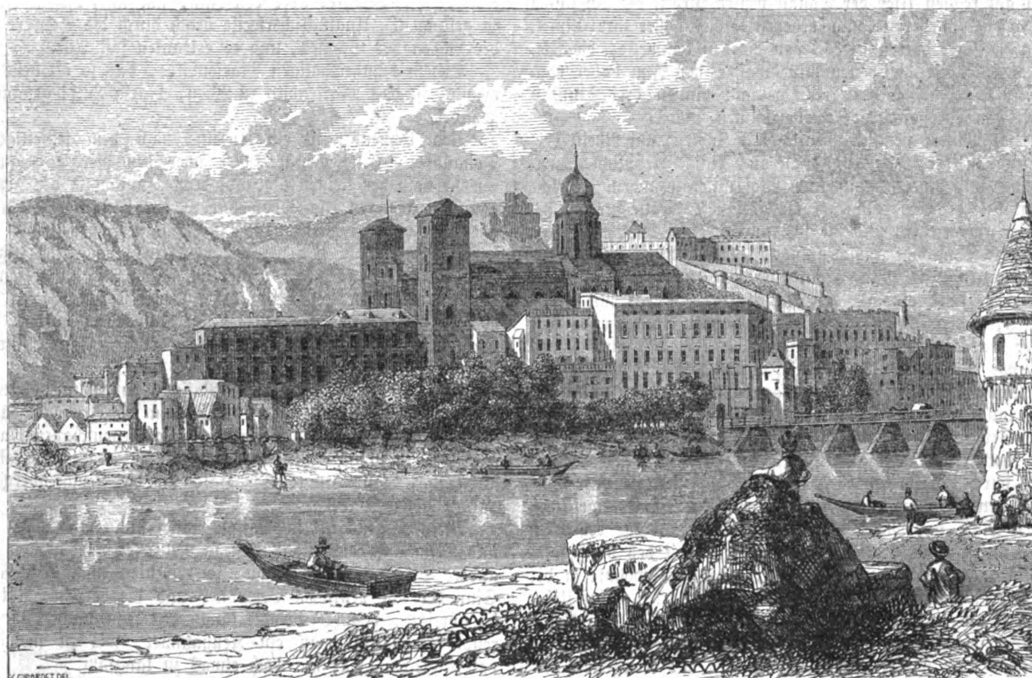
Ein Bischofsitz an der Donau.

Passau.

Von

Paul Andersen.

Mein Großvater hatte mir immer von den Annehmlichkeiten einer Donaufahrt zu Anfang unseres Jahrhunderts erzählt. Da war Vieles ganz anders, und die alten Leute erscheinen uns jetzt als allzu bescheiden. Wollen wir nicht die theilweise längs der Ufer hinführende Eisenbahn benutzen, so setzen wir uns auf eines der hübsch eingerichteten Dampfboote und gelangen so von Donauwörth bis Linz, Wien, Belgrad oder gar in's schwarze Meer, wenn wir wollen, so bequem wie in einem Hotel. Der alte Herr hat freilich die ersten Dampfer noch auf dem herrlichen Strome mit angesehen, allein er meinte, mit einer „Ordinari“ wäre es doch sicherer, wenn auch langsamer gegangen, und er ist nie zu bewegen gewesen, auf eines der Räderschiffe zu steigen, bis an's Ende seiner Tage. Von Ulm, von Regensburg oder Stadtamhof, wo zahlreiche Schiffsmeister ansäßig waren, gingen diese Ordinari meistens jeden Montag ab, und zwar von der ersten Woche nach dem Eisgange bis an den Katharinentag; dann ward es ungewiß, ob man mit einer Ordinari noch fahren konnte. Von Ulm aus fuhr man durchschnittlich in acht bis neun Tagen nach Wien; im Frühjahre und Herbste dauerte es wegen der Nebel gar vierzehn Tage und darüber. Vornehme Fahrgäste saßen in der kleinen Bretterbude und zahlten fünfzehn Gulden; der Handwerksbursch und der Spielmann und wer sonst zum niederen Gelichter gehörte und auf freiem Deck kampirte, kam mit ein bis zwei Gulden davon. Der Schiffsmeister war der Tyrann, von dem Alles abhing und der seine Pas-



Ansicht von Passau. Von C. Girardet.

sagiere kommandirte, wie nur je ein Kapitän zur See. Er bestimmte, wo angehalten werden sollte und in welchen „Einkehrhäusern“ die Fahrgäste absteigen durften. Nun stelle man sich dem gegenüber unsere heutigen Donaufahrten vor!

Doch ich wollte ein Stückchen aus der alten Zeit genießen, wozu mich die Erzählungen meines seligen Großvaters antrieben, denn noch lebhaft saßen sie mir in der Erinnerung fest. In dem kleinen bayerischen Städtchen Vilshofen, am rechten Donauufer, war ich ausgestiegen, sagte der Eisenbahn Valet, und eilte nach dem Flußufer, um auf einem Schiffe meine Reise nach Passau fortzusetzen. Sehr weise bemerkt Sancho Pansa: „Das Erste, was zu thun ist, wenn man auf dem Wasser reisen will, ist, daß man sich nach einem Fahrzeug umsieht.“ Ich nahm mir diesen Rath zu Herzen, doch gerieth ich in einige Verlegenheit. „Wer die Wahl hat, hat die Qual“, heißt es wieder. Sollte ich mit einer „Klobzille“, diesem Linienschiff der Donau, oder mit einer „Nebenbei“, einem „Kellhammer“ oder gar mit einer „Gamsel“ fahren? Denn alle diese verschiedenen, übrigens sehr urthümlichen Schiffe standen mir zu Gebote. Ich kam mit dem Schiffmeister eines „Kellhammer“ überein, der mich für ein Geringes binnen drei Stunden nach Passau bringen wollte.

Da schwamm ich nun auf der Donau grünen Fluten und dachte an die Zeiten meines Großvaters und der „Ordinari“. Welche Muße im Beschauen! Welche Zeit zum Nachdenken! Warum sind diese Schiffer nicht auch solche Philosophen wie die Schäfer? Die haben doch wahrlich Zeit, sich die Welt gemächlich anzugucken und darüber nachzudenken. Unsereiner, der auf den Schienen dahinrast, wie wenig sieht er doch. Jetzt ging es mir besser, und ich hatte Gelegenheit, das freundliche Vilshofen, die Mündung der Vils und die Vorberge des Böhmerwaldes zu betrachten, die sich hier an die Donau herandrängen. Große Granitblöcke säumen den Strom bis nach Passau hin ein. Oft schauen sie noch als abgerundete Felsen, sogenannte Köpeln, aus dem Wasser hervor und werden den Schiffen gefährlich. Die meisten sind aber neu weggesprengt. Bietet dieser Theil des Donaulaufes auch gerade keine sehr pittoresken Partieen dar, so ist doch die Gegend lieblich und einladend. Freundlich schauen uns die Flecken und Dörfer Wolfach, Sampach, Gaishofen und Heining an. Bei letzterem Orte treten die Hügel am rechten Ufer der Donau weiter zurück, die am linken jedoch drängen sich hervor und erheben immer höher ihre Gipfel. Dort liegt Passau, dort mündet, von Norden kommend, die Ilz, während von Süden die hellen Alpenwasser des Inn daher rauschen. Mein Schiffmeister hatte recht gesagt; binnen drei Stunden waren wir von Vilshofen hiehergeschwommen.

Man hat Passau ziemlich glücklich mit Koblenz am Rhein verglichen, und in der That kann man auch einige Aehnlichkeit zwischen Donau und Rhein, Inn und Mosel herausfinden. Solche Zusammenflüsse wurden von jeher als geeignete Punkte zur Anlage von Städten ausersehen, und die scharfblickenden Römer errichteten daher auf der Landspitze zwischen Donau und Inn schon im vierten oder fünften Jahrhundert ein Lager (castra batava). Im fünften Jahrhundert predigte hier der heilige Severin mit seinen Anachoreten; später zerstörte die durch Handel aufblühende alte Stadt der Schwabenkönig Gunimund. Sie hob sich aber schnell wieder empor und ward im achten Jahrhundert Sitz eines Bisthums. Den Herrn hat Passau oft gewechselt; es war unter den Bischöfen lange Zeit ein selbstständiges kleines Fürstenthum von neunzehn Geviertmeilen, welches die Oesterreicher wegen seiner Kleinheit spottweise „das Landl“ nannten. Berühmt geworden ist die Stadt durch den im Jahre 1552 abgeschlossenen passauer Vertrag oder den Religionsfrieden, durch welchen die Evangelischen zum ersten Male das Recht der freien Religionsübung erhielten. Aber noch weiter ertönte der Ruf Passaus zur Zeit des dreißigjährigen Krieges durch alle deutsche Lande, denn hier wohnte ja der Scharfrichter, welcher die hohe „passauer Kunst“ trieb. Auf kleine beschriebene Papier- und Pergamentstreifen drückte er den Knopf seines Richtschwertes ab, und wer die bei sich trug, der war stich- und kugelfest. Da strömte von nah und fern das Kriegsvolk herbei und holte sich die passauer Amulete, die für schweres Geld durch aller Herren Länder verführt wurden und der Stadt viel einbrachten.

Die enge Landspitze zwischen Donau und Inn trägt die eigentliche Stadt mit ihren unebenen, alterthümlichen Gassen. Selbst der Hauptplatz bildet eine schiefe Fläche. Die meist drei bis vier Stockwerk hohen Häuser sind stattlicher gebaut, als man sie sonst in Provinzialstädten findet, und zeugen vom Wohlstande ihrer Besitzer. Sonst zeichnet sich Passau nicht gerade durch schöne Gebäude aus. Hervorragend erscheint nur das ehemalige Jesuitenkollegium. Die Domkirche mit ihren drei niedrigen Thürmen bietet wenig Merkwürdiges dar. Nach dem Brande von 1662 wurde sie theilweise im Renaissancestyl wieder aufgebaut, und die gothischen Grundformen wurden verwischt. Das Portal allein, durch welches man über den ehemaligen Kirchhof in den Dom gelangt, fiel mir wegen seines reinen und zarten gothischen Styls auf und verdiente einen besseren Stand. Daß die ehrwürdigen Herren Bischöfe auch an allerhand weltlicher Kurzweil Vergnügen fanden, dafür spricht ein steinernes Denkmal im Kreuzgange, denn dieses stellt den im Jahre 1565 verstorbenen Grafen Hans von Syching vor, der bei Lebzeiten Hofnarr der Eminenzen war.

Was die Stadt selbst bietet, hatte ich in wenigen Stunden besichtigt, es trieb mich daher, die reizenden Umgebungen aufzusuchen. Eine lange Brücke führt über den Inn. So wie man das rechte Ufer desselben erreicht hat, ist man in der Innstadt, hinter welcher gleich das österreichische Gebiet beginnt. Eine steile Straße führt nach dem Mariahilfberge hinauf, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt. Alle Thürme und Dächer der Stadt liegen zu unseren Füßen, und in einem Gewühle von Felsenbergen vermählen sich dort die beiden Flüsse. Aus Südwesten strömt der majestätische Inn hervor aus seinem Felsenbette, aus dem Westen her die Donau, im Norden starrt die langgezogene Granitwand empor, auf deren höchstem Gipfel das Oberhaus, einst eine Festung, kühn hingebaut ist.

Die Kirche auf dem Berge war einst ein berühmter Wallfahrtsort, den jährlich viele tausend fromme Pilger nicht ohne große Mühe besuchten. Sie rutschten den steilen Berg auf ihren Knieen hinan, um dort aus der Brust der Mutter Maria zu trinken. Denn an einer Brust trinkt das Jesuskindlein, an der anderen war ein silbernes Röhrchen angebracht, aus dem Wasser quoll, das kein Pilger ungenossen ließ. Im Jahre 1787 fuhren auf einer Plutte einst 200 Wallfahrer über den Inn, um nach diesem Gnadenorte zu gelangen. Unglücklicherweise brach durch die Schwere derselben der Boden des Schiffes, und es ertranken fast Alle.

Diesem wunderthätigen Marienbilde, das so oft helle Thränen weinte, ist das Marienbild zu Wien, Maria Hilf! genannt, nachgebildet.

Noch lohnender ist ein Ausflug nach dem jenseitigen linken Donauufer. Eine Brücke führt über den hier 750 Fuß breiten Strom nach der kleinen Vorstadt Anger und nach der Ilzstadt, die von der ärmeren Klasse bewohnt wird. In einer Schlucht, zwischen hübschen Felspartieen und Grotten, steigen wir einen 400 Fuß hohen Berg hinan, von wo aus man einen noch großartigeren Anblick hat und das Auge weiter in das Land hinausschweift als von der Innseite. Von der alten Bergveste Oberhaus, die einst gebaut wurde, um die Bürger im Zaume zu halten, beherrscht man Stadt und Fluß. Sie hat natürlich jetzt ganz ihre Bedeutung verloren.

Das Herrlichste jedoch, was Passaus Umgebung bietet, ist das enge romantische Thal der Ilz, in dem die ehrwürdigen, altersgrauen Ruinen der Burg Hals uns entgegenschauen, auf denen einst ein berühmtes Rittergeschlecht hauste, das im Jahre 1375 ausstarb. Dann kam Schloß Hals an die Leuchtenberge, später an die Krone Bayern.

Mein Aufenthalt in Passau hatte nur zwei Tage gedauert, und wenn auch die Stadt nicht so viel Merkwürdigkeiten bot, wie andere Städte an der Donau, so erfreuten mich doch der biedere Sinn der echt deutschen Bewohner und die herrliche Natur. Als ich abreiste, benutzte ich die längs des Inn nach Süden zu fahrende Eisenbahn, denn ein Kellhammer, wie zu meines Großvaters Zeiten, war mir doch etwas zu langsam.

Alter Samen und frisches Reis.

Erzählung
von
J. D. H. Temme.

Das Schicksal hat mich in späten Jahren einen Freund finden lassen. Wir sind Beide alte Gesellen, er über Siebenzig, ich nahe an den Siebenzigen. Uns Beide hat die Ungunst der heimatlichen politischen Verhältnisse gezwungen, das Vaterland zu verlassen und, wenn auch keine neue Heimat, doch ein Asyl in der freien Schweiz zu suchen. Mein Freund hatte in den Feldzügen von 1813 bis 1815 die Waffen geführt. An die Vergangenheit denken wir so oft zurück, und wenn wir beisammen sind, erzählen wir uns von ihr, und so erzählte mein Freund mir eines Tages Folgendes.

Gleich in der ersten Zeit des Feldzugs von 1813 wurde ich mit einem jungen Freiwilligen bekannt, der wenige Tage nach mir in das Regiment eingetreten war. Er war jünger als ich, er konnte kaum achtzehn Jahre zählen; er war von zartem, feinem Körperbau, wie ein Knabe noch; fast mehr noch hätte man ihn für ein Mädchen halten können. Dazu paßte auch sein bildschönes Gesicht, das wie Milch und Blut war; wenn man ihm in die großen, dunklen, träumerischen Augen sah, so konnte man sich vollends des Gedankens an eine junge Dame nicht erwehren. Aber er war der gewandteste und wildeste Husar des Regiments; er setzte mit seinem Pferde über Gräben und Zäune wie kein Anderer, das Pferd hatte er mitgebracht; es war ein kostbarer, edler Goldfuchs. Er war ferner der beste Fechter und der tüchtigste Schütze unter uns Allen, und daß er an Muth Keinem von uns nachstand, zeigte er bald in mancher Gefahr, in Treffen, in Schlachten. Er mußte einer vornehmen Familie angehören, schon seine geistige Bildung und seine feinen, ungezwungenen Manieren verriethen es. Er nannte sich einfach Ferdinand Spiegel. Ueber seine Heimat und seine Familienverhältnisse sprach er nie. Er war überhaupt, ein wie treuer Kamerad er auch war, still, verschlossen, wenig mittheilsam. Am Liebsten war er für sich allein. Ich war der Einzige, an den er sich etwas mehr anschloß; er hatte mir in einem Gefechte in Schlesien das Leben gerettet. Er sah, wie ich das Bedürfniß fühlte, ihm meine Dankbarkeit zu bezeugen; so kam er mir entgegen. Aber auch zu mir sprach er nie über sein früheres Leben; doch einmal. Es war in dem letzten Augenblicke unseres Beisammenseins, und wie wenig war es — und doch wieder wie viel!

Daß ihm an seinem Leben gar nichts gelegen, hatten seine Kameraden schon in unserem ersten Gefechte mit den Franzosen bemerkt. Es ist der angeborene Muth, der eine Gefahr gar nicht kennt, hatte ich anfangs mit den Anderen gedacht. Bald sah ich, daß noch etwas dabei war: er suchte den Tod; er wollte nicht mehr leben. Und wenn ich ihm recht in die großen, dunklen Augen sah, so meinte ich, er könne auch nicht mehr leben, er müsse sterben. Es war nicht bloß jenes stille Träumen, was darin war; tief auf ihrem Grunde lag eine Trauer, die aus dem innersten Herzen hervorkam; sie trieb ihn in den Tod.

So glaubte ich darin zu lesen, und ich hatte nicht Unrecht gehabt.

In einer jener schweren Schlachten in dem Gebirge, das Sachsen und Schlesien trennt, hatte ich ihn an meiner Seite vom Pferde stürzen sehen — vielmehr er stürzte mit seinem Pferde. Wir stürmten in geschlossenen Reihen ein französisches Quarré. Die Kugeln flogen uns wie Schloßen entgegen. Da waren er und sein Pferd Beide getroffen. Wir mußten weiter, an die Franzosen heran, in ihre Mitte hinein. Da galt der Einzelne nichts, nicht um Bruder, nicht um Freund konnte man sich kümmern. Ich konnte mich nicht einmal nach dem Gefallenen umsehen. Wir sprengten das Quarré; wir gewannen die Schlacht. Ich hatte nun eine Viertelstunde Zeit, nach dem Kameraden, dem Freunde zu forschen, nur die wenigen Minuten. Ich fand ihn. Er war vom Schlachtfelde fortgetragen; man hatte ihn in ein benachbartes Bauernhaus gebracht. Er war nur verwundet; eine Kugel hatte ihm den rechten Arm zerschmettert; durch den Fall seines Pferdes, unter dem man ihn hatte hervorziehen müssen, war ihm ein Bein gequetscht; so lag er auf einer Streu. Als er mich erblickte, war ein schmerzliches Lächeln auf seinen Lippen. Es war das erste Mal, daß ich ihn lächeln sah, und es lag der unendlichste Schmerz darin!

„Ich hatte gehofft zu sterben!“ sagte er; „und es ist nur dieses, und ich bin kampfunfähig.“

Er zeigte auf den zerschossenen Arm.

Ich fragte ihn, ob ich etwas für ihn thun könne?

„Wenn Du ein Feind wärest, ja,“ antwortete er. „Ich würde Dich dann bitten, mich niederzuschießen.“

Er sprach es mit so tiefer Bitterkeit.

In dem Augenblick erschrak er.

Die Bewohner des Bauernhauses waren geflüchtet. Nachdem die Schlacht sich verzogen hatte, fanden sie sich wieder ein; ihre Landsleute waren ja die Sieger geblieben. Ein alter Bauer und ein junges Mädchen waren in die Stube getreten.

Bei ihrem Anblick war der Verwundete erschrocken.

Da sah das Mädchen auch ihn, und sie erschrak fast wie er.

„Der Junker Ferdinand!“ rief sie dem Bauern zu.

Und auch der Bauer erkannte ihn.

„Herr des Himmels, der Junker. Und Sie sind verwundet, Junker Ferdinand! Wir bringen Sie zum Schlosse, durch die Berge; es ist sicher in den Schluchten. Meine Leute kommen mir nach. Meine Frau soll Ihnen die Tragbahre mit Kissen weich polstern.

Jedes Wort des Mannes war dem Verwundeten wie ein Donnerschlag.

Er rief mich an sein Lager; ich mußte mich zu ihm niederbücken.

„Erschieße mich!“ bat er mich leise. „Ich beschwöre Dich, gib mir den Tod!“

„Bist Du ein Wahnsinniger?“ sagte ich.

„So gib mir Dein Pistol. Du siehst, ich bin ohne Waffe.“

Ich sah mich in der Stube um; es waren keine anderen Waffen da, als die meinigen.

„Ferdinand, braver Freund,“ sagte ich ihm, „komm' zu Dir. Ein so junges und edles Leben darf nicht durch gemeinen Selbstmord enden. Wärst Du ein gemeiner Verbrecher . . .“

Da hob er doch, wie schwer es ihm wurde, stolz das schöne, blasse, jugendliche Antlitz empor.

„Du hast recht!“ sagte er.

„Bringt mich zum Schlosse,“ sagte er dann zu dem Bauer.

Zu mir sagte er noch einmal leise: „Du hattest recht. Aber leben werde ich dennoch nicht mehr, und ich werde hier sterben. Ich wußte . . . es; das Morgengrauen sagte es mir. Nicht hier in diesem Hause, aber drüben. O, Freund, versprich es mir. Dieser Krieg wird noch lange währen. Ist er zu Ende, und bist Du am Leben geblieben, dann kehre hieher zurück und frage nach Schloß Otmarstein, und Du wirst erfahren, was es mit Deinem armen Freunde Ferdinand Spiegel war.“

„Ich werde Dich wiedersehen, Ferdinand,“ sagte ich.

Er schüttelte den Kopf.

Ich mußte fort.

Ich sah ihn nicht wieder. —

Er hatte recht gehabt; der Krieg währte noch lange. Kriege, durch welche die Völker ihre Freiheit gewinnen sollen, dauern immer lange. Vom Frühjahr des Jahres 1814 bis zum Sommer des Jahres 1815 war nur eine Waffenruhe gewesen. Ich war Offizier geworden und Soldat geblieben; mein Regiment hatte seine Quartiere am Rhein. So hatte ich mein Versprechen, nach dem armen Freunde hinten in dem schlesischen oder sächsischen Gebirge zu suchen, vor dem Feldzuge von 1815 nicht lösen können. Ich mußte darauf noch längere Zeit mit meinem Regimente in Frankreich bleiben und erst im Spätsommer des Jahres 1816 konnte ich die Reise zum Otmarstein antreten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Spaziergang im Bosch.

Von **Eugen Westermann.**

Des Grafen Haag oder Wald — 's Gravenhage — der Name der freundlichen Residenz der Könige von Holland, deutet schon auf Busch und Wald, und unmittelbar an die Stadt stößt auch ein prächtiges Gehölz, in dem spazieren zu gehen mein höchster Genuß war, namentlich wenn ich im Hotel Paulez mein vortreffliches echt holländisches Mahl eingenommen und den Mijnheers und ihrer Unterhaltung ein paar Stunden gelauscht hatte. Ein paar Schritte und ich war im „Bosch". Dieser Bosch will etwas sagen, da er sich nur noch in Haarlem in gleicher Größe, wenn auch nicht in gleicher Romantik wiederfindet, und ein Stück Romantik thut wohl im Lande der Handelsmaatschappy. Durch Anlage und Umfang erinnert der Bosch mehr an den berliner Thiergarten als an den wiener Prater, indem er weniger schöne, großartige Alleen als die Mannigfaltigkeit des Waldes zeigt. Größere Grasplätze, auf denen Rehe umherlaufen, enge Wege zwischen jungem Holze, freie Alleen von hochaufgeschossenen Linden, dichte Partieen von uralten Buchen wechseln hier auf das Anmuthigste. Aber die Schönheit der Anlage erhält doch ihren höchsten Reiz durch die Fülle des Bodens und die frische, üppige holländische Vegetation. Schon der Wuchs der Bäume ist hier eigenthümlich schön, da sie Zweige und Blätter nicht so tief unten tragen wie bei uns, sondern erst in großer Höhe, und dadurch, wenn sie sich in den Gängen mit den schlanken Stämmen gegen einander neigen, überaus luftige und mannigfaltig beleuchtete Wölbungen bilden. Wie dieses üppige Aufschießen des Holzes, so ist auch die unvergleichlich frische Färbung ohne Zweifel dem feinsten saftigsten Boden und der wasserhaltigen Luft zuzuschreiben. In dieser Naturbeschaffenheit des Landes liegt schon die Anregung, welche die haager Maler wie die Venetianer zu Meistern des Kolorits machte. In diesem Bosch wandeln an schönen Sommernachmittagen die haager Damen, wenn sie nicht nach



Ein Blick in den haager Bosch. Von Paul Huet.

dem scheveninger Strande gehen, und die Equipagen rollen nach allen Seiten durch die breiten Wege, während die Fußgänger sich auf den schmalen Pfaden verlieren. Dieses Kreuz und Quer gibt dem Bosch ein eigenthümlich belebtes Gepräge und viel malerischen Reiz. Sonntags und Mittwochs ist der Park besonders besucht, denn an diesen beiden Tagen findet Militärmusik statt und die beau monde des Haag zeigt sich dann in ihrem ganzen Glanze. Einen Mittelpunkt dieser „Wandelung" bildet die „Societeit", eine Gesellschaft unseren Museen ähnlich, die hier ihre eigene Sommerresidenz hat, in welche freilich ein Uneingeweihter schwer eindringt. Der Fremde richtet dagegen seinen Spaziergang gerne nach dem „Huis in 't bosch" — einem königlichen Landhause, das in seiner Einfachheit eben keinen königlichen Eindruck macht; aber wer königlichen Pomp sucht, muß auch nicht nach Holland gehen, hier lebt der König als erster Bürger in bürgerlicher Einfachheit. Die Prinzessin Amalie von Solms, Wittwe des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, ließ das „Haus", wie es bescheiden heißt, zum Andenken an ihren Gemahl, den Statthalter der Niederlande, bauen (1747) und den Oraniensaal, ein Oblongum, mit Szenen aus dem Leben des Prinzen von berühmten Malern der Rubens'schen Schule schmücken, an deren Spitze Jordaens steht. Auch das Billardzimmer ist dicht mit Porträts der niederländer Familie angefüllt, und so ist es kein Wunder, wenn die königliche Familie zu diesem Familienheiligthum sich hingezogen fühlt. Angeregt von diesen Anschauungen kehren wir dann Abends durch den Bosch heim, ohne uns für heute in die ferne Tiefe des Waldes zu verlieren, der zuletzt ganz den Charakter eines Urwaldes annimmt, und freuen uns an dem Spielen der Lichter durch das zitternde Laubgewölbe, das sich da und dort in Wasserstreifen spiegelt, während an uns vorüber die Haagerinnen ziehen, die sich gerne verleiten lassen, noch ein Viertelstündchen in einer der zahlreichen Budentavernen zu verweilen und ein Gläschen Genever mit süßer Bäckerei zu verzehren. Für uns aber brodelt bereits das Theewasser in dem Kessel, und wir freuen uns auf den in Holland wirklich herrlichen Genuß nach dem erfrischenden Spaziergang im Bosch.



Der Postillon.

Von

N. Lenau.

Lieblich war die Maiennacht
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Strassen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Munter war mein Postillon,
Liess die Geissel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüsst — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muss hier Ross und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muss,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruss
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Dass es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

Aufzeichnungen eines früheren Marine-Offiziers.

Mitgetheilt von

Wilhelm Hamm.

I. Auf der Rhede von Loanda.

(Aethiopisches Meer. *)

Wir waren auf der Rückfahrt vom Kap der guten Hoffnung Benguela angelaufen und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst weiter gesegelt nach Loanda, das wir in vier Tagen erreichten. Am 25. Januar bekamen wir die Inseln Cazanga und Loanda in Sicht und bald darauf befanden wir uns auf der von ihnen geschützten Rhede von S. Paolo da Assumpção de Loanda, gewöhnlich kurzweg Loanda genannt. Unsere Flagge erschien zum ersten Male auf derselben, erregte daher nicht geringes Aufsehen; auch bedurfte es mehrfacher Verhandlungen mit dem portugiesischen Gouvernement, ehe wir die Bewilligung erhielten, uns mit dem Land in Verbindung setzen zu dürfen.

Der Ausblick von Bord nach dem Strand ist lohnender, als dieß sonst an der Westküste Afrikas der Fall zu sein pflegt. Derselbe erhebt sich als eine ziemlich steile Wand von rothen und gelben Erdschichten, welche im Süden in eine Hügelkette übergehen, an deren Fuß die Oberstadt liegt, während ihren Kamm die Oberstadt krönt mit schönen öffentlichen und Privatgebäuden, den malerischen Ruinen eines Klosters und der Citadelle Fort S. Miguel.

Gerade unserem Ankerplatz gegenüber lag auf dem Festland ein Häuschen, in dessen Nähe wir mit unseren Booten gewöhnlich landeten, um von dort nach der noch eine halbe Stunde landeinwärts liegenden Stadt zu Fuß zu gehen. Es war ein gelbgemaltes Parterre mit einer Veranda, umgeben von einem durchaus europäischen Gärtchen; in allen Fenstern standen Blumentöpfe, und rings um die Traufe liefen zierliche Festons von Kürbissen, dazwischen zum Trocknen aufgehängte Kräuterbündel und Tabakguirlanden. Als wir uns zum ersten Male dieser friedlichen Cottage näherten, sprang uns ein entschieden deutscher Spitz von ehrwürdigem Alter entgegen, um uns mit heiserem Kläffen zu bewillkommnen, und siehe da, hinter ihm trat aus der Thüre der königlich sächsische Zolleinnehmer, wie er im Buche steht: im verschossenen Schlafrock von geblümtem Kattun, ein gesticktes Mützchen auf den wenigen grauen Haaren, die große runde Brille auf der Nase und die lange Porzellanpfeife im Munde — es fehlte nur die bekannte Stange mit der blechernen Opferschale am Ende, welche sich aus den Fenstern der Chausseehäuser — du lieber Gott, wie fremdartig klingt hier das Wort! — dem Reisenden im lieben Vaterland so häufig entgegenstreckt. Es geht aber nichts über einen rüstigen Physiognomisten — unser Mann war in der That Zolleinnehmer, aber königlich portugiesischer, was er uns zu unserem höchsten Entzücken in reinem Deutsch mittheilte, indem er uns einlud, in sein Häuschen zu treten. Dort erzählte er seinen Lebenslauf, einen von jenen, deren thatsächliche Abenteuerlichkeit jede Phantasie hinter sich läßt. Pole von Geburt, durch die Revolution aus seinem Vaterlande verbannt, war er nach längerem Aufenthalt in Deutschland und der Schweiz endlich als Koch an Bord eines Westindienfahrers gegangen und zuletzt in den Hafen der Ruhe und des sorgenfreien Daseins eingelaufen, den ihm die portugiesische Regierung hier in ihrer westafrikanischen Kolonie eröffnet hatte, nachdem er es verstanden, eines Admirals Gönnerschaft durch sehr schmackhafte Ragouts zu gewinnen. Er war uns ein sehr werthvoller und nützlicher Cicerone während unseres ganzen Aufenthalts in Loanda.

Von seiner Wohnung führt ein mühseliger Pfad durch den Mahlsand nach der Unterstadt. Diese zieht sich längs der See hin in einer breiten Hauptstraße mit mehreren engen Seitengassen. In der Mitte befindet sich der viereckige, geräumige, anmuthig von Palmen und Luftwurzelfeigen überschattete Marktplatz; ihn umgeben ringsum stattliche, ganz europäische Wohnhäuser, zwischen welchen zwei Kirchen, das Zollgebäude und die Markthalle für Mehl und Hülsenfrüchte besonders hervorragen. Von ungemeinem Interesse ist das lebendige, fremdartige Gewühl vor den zahllosen Buden und Verkaufsreihen dieses Marktes, in welchen alle Gegenstände der Welt feilgeboten werden, von dem Schiffsanker bis zur Stecknadel, von dem schweren lyoner Seidenstoff bis zum Bastgeflecht. Am Meisten vertreten sind Lebensmittel, darunter alle Früchte der Zone, Pompelmusen, Orangen, Bataten, Chirimoyas, Yams, Cassava, Wassermelonen, Feigen (im Januar!) u. s. w., sodann fertige Kleider, worunter getragene blaue Fracks mit goldenen Knöpfen die Hauptrolle spielen und durch einen rothen Kragen bedeutend im Werthe steigen; Schmucksachen, in der großen Mehrzahl nur Glasperlen, Zinn und Messing; Kattune aller Art, Hausgeräthe u. a. m. Unbeschreiblich ist das Gewimmel der Käufer und Verkäufer durcheinander in den verschiedensten Hautfarben. Am Zahlreichsten ist das schöne Geschlecht, versteht sich, der Eingebornen. Die Negerinnen der Congoküste gehören zu den schönsten Afrikas, sie zeichnen sich besonders aus durch üppigen Wuchs und vortheilhafte Haltung. Zwar gehen sie nicht so reich gekleidet, wie die Negrillas in Brasilien, dagegen viel geschmackvoller; während diese recht schreiende Farben, besonders Gelb und Türkischroth bevorzugen, sieht man bei der Damenwelt von Angola fast nur hellblaue und rosenrothe, mit Weiß gestreifte Stoffe. Auch die turbanartig um den Kopf geschlungenen Tücher, welche die Negerfrauen in Amerika so gerne tragen, sind hier nicht Mode, dagegen wird das kurze krause Haar in unzählige, wohl mit Palmöl getränkte Zöpfchen geflochten, was ganz merkwürdig aussieht, aber noch eigenthümlicher — riecht. Glasperlen und Flitterkram nichtswürdigster Art bilden aber hier wie dort den unvermeidlichen Bestandtheil einer irgend reichen Negertoilette. Einen häßlichen Eindruck macht die öftere Begegnung von langen Reihen — dreißig bis vierzig — schwarzer Sträflinge, welche, sämmtlich an einer dünnen Kette befestigt, mit langen Besen die Straßen kehren müssen.

Eine sehr willkommene Bekanntschaft machten wir in der Person eines noch wenig bekannten, aber sehr gelehrten Landsmannes, des Doktor Welwitsch. Er hat mehrere Jahre hintereinander im Auftrage der portugiesischen Regierung Reisen in das Innere von Afrika unternommen und war eben damit beschäftigt, den reichen Schatz seiner letzten Forschungen zu ordnen. Wir fanden bei ihm die freundlichste Aufnahme und eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung; den Bericht über seine interessanten Reisen und Abenteuer

---

*) Rückreise der Korvette C., Begleiterin der Novara.

illustrirte er bald durch diesen, bald durch jenen für die Akademie der Wissenschaften in Lissabon bestimmten Gegenstand; wir erfuhren von ihm mancherlei Beachtenswerthes über Leben und Treiben auf der Westküste Afrikas. Während seiner letzten Reise in's Innere hatte man die Wohnung des Doktors vollständig ausgeraubt, und dazu das eigenthümliche, für die volkreiche Stadt Loanda charakteristische Mittel angewendet, ein Loch in die Hausthüre zu — brennen! Die Spuren davon waren noch vorhanden; wir sahen sie. Glücklicherweise, wie er selber meinte, hatte Doktor Welwitsch dabei bloß Kleider und ähnliche Habe eingebüßt. Dagegen nichts von seinen wissenschaftlichen Reichthümern; namentlich blieb sein unschätzbares Herbarium unversehrt. Dagegen war er bei anderer Gelegenheit auf beinahe tragikomische Art um seinen kostbaren photographischen Apparat gekommen. Einige Tagereisen von Loanda entfernt hatte er in der Nähe eines Dorfes Aufnahmen gemacht und den Apparat über Nacht in einer Negerhütte geborgen. Als er am nächsten Tag seinen Diener zur Abholung desselben sandte, fiel die ganze Sippschaft der Hütte über den armen Kerl her und prügelte ihn so fürchterlich durch, daß es demselben kaum möglich war, sich bis zu seinem Herrn zu schleppen. Als dieser racheschnaubend mit Verstärkung zurückkehrte, vernahm er die Ursache: über Nacht war der die Hütte bewohnende Familie plötzlich eine Kuh gefallen, und mit Bestimmtheit hatte der weise Mann des Dorfes erklärt, dieß sei in Folge von Verzauberung geschehen und schuld daran der Teufelsapparat; sofort ward dieser von dem erbosten Volk in tausend Trümmer zerschlagen und später empfing noch der unglückliche Diener die letzten Reste der tugendhaften Empörung. Was wollte der Doktor machen? Zu ändern war an der vollendeten Thatsache nichts mehr.

Alles das Erzählte macht mir aber Loanda nicht so unvergeßlich wie vielmehr eine Nacht, die ich daselbst erlebt habe. Der Verwalter auf der Melusina war ein gewaltiger Maler und benutzte jeden freien Augenblick zum Papierverderb, was er „Skizzenaufnahmen" nannte. Hier hatte er beschlossen, eine Anzahl von Negerphysiognomieen und Gestalten in seine ungeheure Mappe zu bringen, deßhalb auf drei Tage Urlaub genommen und erhalten. Im einzigen Gasthause der Stadt gibt es keine Zimmer für den Einzelnen, eine Chambre garnie in einem Privathaus war ebenfalls nicht aufzutreiben, dagegen ward ihm ein altes, leeres Haus gegen sehr billige Miethe zur Verfügung gestellt, und er beschloß, sich darin häuslich einzurichten, nachdem ich ihm versprochen hatte, ihn zu besuchen und die erste Nacht mit ihm hinzubringen. Das Gebäude war sehr geräumig, es bestand aus Erdgeschoß und Etage; das Erstere enthielt nur leere Magazine, die Zweite sechs ineinandergehende große Zimmer. Alle Wände, auch die der Außenmauern, waren dünn, fast wie Kartenblätter, keine Thüre schloß, kein Fenster war ganz; räthselhaft erschien ein in der Mitte jedes Zimmerbodens angebrachtes, rundes Loch, das in die Parterreräume mündete. Aus Letzterem gelangte man durch einen langen, düsteren Gang nach dem von Unkraut wild überwucherten Hof, welcher das Haus von drei Seiten umgab; an ihnen lief eine hölzerne, gebrechliche, ganz vermorschte Gallerie längs der oberen Zimmerreihe hin. Da man es in Afrika nicht haben kann wie in Frankfurt a. M., so nahm es der Verwalter, Fuchs war sein Name, wie er es bekam; vom Gasthofbesitzer wurde ein Tisch und ein Stuhl geborgt; eine Matratze, verschiedene Comfortgegenstände, die Staffelei und der Malkasten, ein großer Korb voll Viktualien nicht zu vergessen, waren von Bord nach der Künstlervilla geschafft worden.

Als ich am Nachmittag dahin kam, fand ich eine äußerst malerische Gruppe. Vor dem Verwalter saß eine ganze Negerfamilie; die Mutter säugte ihr auf dem Rücken hockendes Kind, welches schon zwei Jahre alt sein mochte und mit den dicken Lippen ganz behaglich an dem blauschwarzen, über die Schulter geworfenen Lederbeutel schmatzte; an der Hand hielt sie einen erwachsenen Knaben mit unförmlich dickem Kopfe und den Ausdruck vollendeten Blödsinns im Gesicht; dahinter stand der Pater Familias und kaute verstohlen Schiffszwieback, den er jedenfalls gestohlen. Eine Negerjungfrau von so üppigem Wuchs, daß die Konturen die Schönheitslinien weit überschritten, war schon vorher auf der Leinwand abgethan; jetzt spazierte sie in dem Zimmer umher, nahm alle Gegenstände in die Hand, untersuchte sie auf das Genaueste, und zwar nicht bloß mit Hand und Blick, sondern auch mit Nase und Mund; so beroch und beleckte sie die paar Bücher, welche Fuchs höchst unnöthiger Weise mitgebracht hatte, und schien dann vom Veitstanz befallen, als eines davon sich zufällig öffnete und sie das Bild eines Elephanten erblickte. Mitunter wandelte sie auch scheinbar ganz gleichgültig in das zum Schlafkabinet auserseheue Nebenzimmer und verweilte darin ein paar Minuten, wahrscheinlich um ihre wissenschaftlichen Untersuchungen an den merkwürdigen Toilette-requisiten des Malers fortzusetzen. Da die Ausdünstung der Neger nur für einen begeisterten Künstler auszuhalten war, so begab ich mich vor die Thüre und rauchte meine Palmblattcigarre in jenem träumerischen Nichtsthun, zu welchem der Tropenhimmel einladet. Endlich war Fuchs mit seiner Aufnahme fertig; die Negerfamilie erhielt eine entsprechende Vergütung und trollte davon; die hochbusige Jungfrau schien sich schon früher entfernt zu haben. Einem unserer Stewards, der gerade am Lande war und uns nach Aufträgen fragte, gaben wir Befehl, die von uns eingenommenen, infizirten Zimmer mit Essig und Zucker auszuräuchern. Darauf machten wir einen Spaziergang, badeten und begaben uns gegen zehn Uhr zur Ruhe; ich in einer von Doktor Welwitsch geborgten Palmbasthängematte. Aber die „Ruhe" dieser „Nacht in Guinea" wird mir unvergeßlich bleiben.

Zuerst peinigten uns die Muskitos in wahrhaft unverantwortlicher Weise. Wir schützten uns, so gut wir konnten, vor den kleinen Teufeln mit den „scharfen Gesichtern", und ich schlief endlich ermüdet ein. Plötzlich fühlte ich einen eigenthümlich brennenden Schmerz auf der linken Wange, der mich erweckte; noch ganz schlaftrunken griff ich nach der Stelle und bekam eine große, haarige, lebhaft zappelnde Kugel in die Hand, welche sie unwillkürlich zerquetschte und dann mit Abscheu von sich warf. Nun aber war ich auch wach, glaubte jedoch immer noch zu träumen — denn es wimmelte ringsum, es schlürfte, quitschte, pfiff, summte, surrte, als sei ein Hexensabbat losgelassen, und dazwischen orgelten unerklärliche Röcheltöne so schauerlich aus einiger Entfernung, daß es mir gar nicht wohl zu Muthe war. Als ich dazu noch merkte, daß mir allerlei Geschöpfe über den Leib liefen, beschloß ich, den Verwalter zu wecken — aber ehe ich noch den Mund zum Ruf geöffnet hatte, fuhr er selber mit Wehgeschrei empor: „Au, au!" und gleich darauf: „Pfui — Brrrrr!" — „Was gibt's Fuchs?" rief ich ihm zu, „ist denn die Hölle geöffnet?" — „Es hat mich etwas schrecklich gebissen," entgegnete er stöhnend, „und als ich das Ding haschte und zerdrückte, hat es einen Gestank verbreitet, daß ich es nicht mehr aushalten kann. Aber was ist das für ein Lärm? Was huscht da? Ich will Licht machen." — In wenigen Augenblicken brannte die Kerze — welch' ein Anblick! Unser Zimmer schien ein Pandämonium alles scheußlichen Ungeziefers der Welt. An den weißen Kalkwänden wimmelte es von unzähligen schwarzen, bis drei Zoll langen Schaben und Kakerlaken, die in völlig geordneten Strömen oder Kolonnen aus dem in die Tiefe führenden Loch sich ohne Aufhören entwickelten; neben und zwischen ihnen liefen ebenso viele gelbe Termiten; fußlange Eidechsen und bunte Geckos machten Jagd auf die Kerbthiere; drei oder vier Vampyre flatterten ängstlich vor dem Licht in die dunklen Ecken; große, rauhbehaarte Spinnen, riesige blaue Wanzen saßen am Plafond — pfeilschnell schossen ein paar lange, spitze Schlangen über den Boden hinweg, und zwei große, schwarze Ratten zerrten im Kampf mit einer noch größeren gelben unter Gequick und Pfauchen an dem grauen Filzhut des Verwalters. Ein wohlgezielter Wurf mit dem Stiefel machte zwar diesem Turnier ein Ende, alle die größeren Geschöpfe entflohen entweder durch das Loch im Boden oder die geöffnete Thüre in den nächsten dunklen Raum; aber nunmehr galt es Jagd auf das übrige Ungeziefer. Sehr sinnreich führte der Maler sie aus mittelst seines Malstocks, dessen Ballen er mit Terpentinöl tränkte, das er anzündete, worauf er mit der so hergerichteten Fackel die Käfer, Schaben und Ameisen an Wänden und Decke abbrannte und zur Flucht nöthigte. Ich hatte mittlerweile das Loch im Fußboden mit einigen Kleidungsstücken verstopft, zum Ueberfluß noch die Bibliothek des Verwalters darauf gepackt, und lauschte jetzt aufmerksam den sonderbaren Orgeltönen, welche immer noch fort erklangen. Sie schienen vom Hofe zu kommen und wir beruhigten

uns mit dem Gedanken, daß irgend ein Thier daselbst sich niedergethan habe und schnarche. Nachdem wir die Nebenthüre mit Bindfaden zugezogen und alle Fenster trotz des entsetzlichen Geruchs nach Terpentin, versengten Käfern und gebratenen Wanzen so gut es ging verschlossen hatten, suchten wir todmüde wieder unsere Lagerstätten. Aber wir hatten erst die Introduktion überstanden. Kaum waren unsere Augen geschlossen, als plötzlich ein ganz furchtbares Krachen uns emporriß, ein Getöse, als bräche uns das Haus über dem Kopfe zusammen — wir dachten an nichts Anderes, als an ein Erdbeben und ergriffen das Nothwendigste, um in's Freie zu stürzen. Da fesselte unsere Füße ein jämmerlicher, durchdringender Hülferuf von der Hofseite her. Angstvoll eilten wir nach der Gallerie — aber diese war eingestürzt, und als wir hinableuchteten, wand sich zwischen ihren Trümmern ein schwarzes Ungethüm, dessen Klagelaute allmälig in ein wahres Brüllen übergingen. Augenscheinlich war hier ein Unglück geschehen — wir eilten hinab, durch's Erdgeschoß in den Hof — ein lautes Pochen an der von innen verschlossenen Hausthüre mit dem ängstlichen Zuruf: „Abri, abri, ligeiro!" (öffnet rasch!) beachteten wir vorläufig nicht — Fuchs mit dem Licht, ich mit dem Revolver in der Hand, denn man konnte doch nicht wissen — und wen fanden wir? Die Negerschöne, welche mein Freund heute zuerst abkonterfeit hatte. Sie mußte auf der Gallerie eingeschlafen und mit derselben niedergebrochen sein; glücklicherweise hatte sie keine auffallende Verletzung davon getragen, der lange Shawl, mit dem sich die Negerweiber umwickeln, war an einem Wandnagel hängen geblieben und hatte, abgesehen von den Fettpolstern der Dame selbst, den schweren Fall beträchtlich gemildert. Nichtsdestoweniger schrie und jammerte sie in Einem fort, so daß wir uns keinen anderen Rath wußten, als sie nach unserem Zimmer zu bringen und dort die Wirkung eines Kordials zu versuchen, die bei den Negern stets eine ganz erstaunliche zu sein pflegt. Aber unbegreiflicher Weise sträubte sie sich dagegen ganz außerordentlich, und wir mußten zuletzt fast Gewalt anwenden, um die kräftige Person in unsere Gemächer zu bringen, deren Betreten sie in Krämpfe zu versetzen schien. Hier aber löste sich das Räthsel sehr unerwartet, indem sich uns überzeugend darthat, daß es keineswegs die jungfräuliche Sittsamkeit der schwarzen Dame gewesen sei, welche ihr den Besuch bei uns so sehr erschwerte. Denn als der Verwalter aus dem dritten Gemach, in welchem die Viktualien aufbewahrt gewesen waren, den Flaschenkorb hervor in das Licht brachte und die Negerin mit erneutem Heulen sich ihm zu Füßen warf und wimmernd seine Kniee umschlang — da war die Erklärung leicht gefunden: zwei Flaschen Portwein und eine ditto Madeira waren leer! Die Donna hatte bei ihren Zimmervisitationen während der Beschäftigung des Malers den Schatz entdeckt und sofort unbedenklich gehoben; trunken war sie an Ort und Stelle eingeschlafen, in der Nacht mit brennendem Durst erwacht, auf die morsche Gallerie getaumelt und mit dieser niedergebrochen. Wir wußten bei der überraschenden Entdeckung nicht, ob wir lachen oder böse werden sollten, endlich gewann aber der Humor der Situation die Oberhand, und mit schlecht verhaltener Heiterkeit wiesen wir der noch immer jammernden, knieenden Büßerin die Thüre. Allein jetzt wollte sie nicht gehen und rang nur um so energischer die Hände — nach vielem Hin- und Herreden entnahmen wir endlich ihrem Jargon, daß eine jede Schwarze, welche nach Sonnenuntergang in den Straßen von Loanda ohne Begleitung angetroffen wird, durch die Polizei, welche zugleich Nachwächterdienst versieht, unnachsichtlich arretirt und bestraft wird. Was blieb übrig? Einer von uns mußte sich entschließen und den Ritter der Congodame machen; das Loos traf mich. Als wir in das Erdgeschoß zurückkehrten, waren wir überrascht, ein immer wachsendes Gemurmel auf der Straße zu hören und Lichtglanz durch die Wandspalten schimmern zu sehen. Eben wollten wir uns der Hausthüre nähern, um den vorgeschobenen Riegel zu beseitigen, als dieselbe plötzlich mit einem Donnerschlag auffuhr und ein ungeheurer Stein uns zu Füßen rollte. Wir standen versteinert! Wie vermag ich die Szene, den Anblick nur zu beschreiben? Drinnen in dem unheimlichen Raum wir Beide, etwas weniger als leicht bekleidet, die fortwährend zitternde und schnatternde Negerin zwischen uns, einen Leuchter mit trübe flackernder Kerze in der Hand. Draußen aber, Kopf an Kopf, eine lautlose Menschenmenge, deren Augen uns anstierten, an ihrer Spitze Polizeimänner, rings Neger mit Fackeln, Laternen, Knütteln und Waffen — in der Mitte ein Geistlicher mit einem Kruzifix, das er uns entgegenhielt, unverständliche Worte murmelnd, während sein Gesicht unter dem ungeheuren Filzhut kreidebleich herausschaute und seine Gebeine schlotterten. Was sollte das heißen? Als wir einen Schritt vortraten, erhob sich ein Zetergeschrei — es richteten sich Flinten auf uns — die Polizisten streckten ihre Spieße vor — waren wir denn verzaubert? Wir sahen einander an, wir sahen die draußen, sie sahen uns an, — da rief auf einmal eine weibliche Fistelstimme: „A Rola! Está a Rola!" (Die Rola, es ist die Rola!) Dieser Ruf pflanzte sich fort, es kam Leben und Lachen in die stieren Angstgesichter, der Priester ließ sein Kreuz sinken und schob ärgerlich, erstaunt den Hut in den Nacken, schon betraten die Muthigsten unsere Schwelle — da fanden wir erst Worte, um Erklärung zu erbitten. Es dauerte etwas lange, bis wir dieselbe fanden, denn wir waren des Portugiesischen nicht sehr mächtig. Endlich aber konnten wir uns die Sache zusammenreimen und brachen in das herzlichste Lachen aus, in welches die ganze Gesellschaft einstimmte. Niemand hatte gewußt, daß wir das lange Zeit unbewohnte, gemiedene Haus — es schien ein Verbrechen darin verübt worden zu sein — eingenommen hatten. Als daher in der Nacht ein vorübergehender Polizeiwächter Flämmchen in wirren Sprüngen durch ein Zimmer im ersten Stocke tanzen sah — dachte er sofort an Gespensterspuk, ergriff die Flucht und brachte die ganze Wache auf die Beine. Als diese sich dem verdächtigen Gebäude näherte, wurde sie jählings erschreckt durch den Krach der einbrechenden Gallerie und das Hülfsgeschrei der Schwarzen. Nur die Muthigsten hielten Stand, Einige suchten sich zu vergewissern, indem sie pochten und Einlaß begehrten — da jedoch Niemand darauf antwortete, so hielten sie Geisterunfug für ausgemacht und detachirten Boten zu dem nächsten Priester, welcher auch sofort erschien, begleitet von Nachbarn, die der Lärm geweckt hatte, und seinen Exorzismus begann, während die Beherzteren unter den Polizisten die verschlossene Thüre mit einem schweren Stein einschmetterten. Der furchtbare Schreck über die drei Gestalten in dem düsteren Raum wich aber rasch dem Gefühl der Beschämung, als eine Nachbarin in der Schwarzen zwischen uns die in ganz Loanda wohlbekannte Rola (Waldtaube) erkannte. Auf diese ergoß sich nunmehr der ganze Zorn; wir vermochten nicht zu verhindern, daß die Polizei sich ihrer bemächtigte und sie unter entsetzlichen Püffen, begleitet von den Verwünschungen der gestörten Umwohner, abführte.

Damit waren denn endlich die Abenteuer der Nacht in Loanda beendigt. Ich hatte vollkommen genug daran und beschloß, da der Tag ohnedieß nicht mehr fern war, sofort an Bord zurückzukehren. Fuchs wollte seine Studien noch nicht aufgeben und kehrte zurück in die Höhle des Gewürmes. Nicht ohne Mühe weckte ich einen in seinem Landboot am Molo, wie gewöhnlich, schlafenden Neger zur Ueberfahrt auf mein Schiff, welches ich betrat, als die Sonne mit ihrem vollen Lichtmeer auf einmal über den Horizont emporsprang. Der wachehabende Matrose, welcher mir zuerst begegnete, verzog das Gesicht zu einer Grimasse, als erstickte er einen Anfall von Lachkrampf; desto heiterer empfing mich der dienstthuende Kamerad. Er geberdete sich so, daß ich anfing böse zu werden und Erklärung zu fordern — aber er lachte fort, ohne Worte zu finden, bis er endlich einen Taschenspiegel hervorzog und mir hinhielt. O wehe! Durch meinen schön gepflegten Backenbart, auf den ich so stolz war, daß ich mir sogar kleine Neckereien darüber gefallen ließ, ging auf der linken Wange eine daumenbreite Straße, auf welcher alle Haare verschwunden waren — was allerdings ebenso häßlich als lächerlich aussah. Nun erinnerte ich mich des Schmerzes, den ich in der Nacht gerade an dieser Stelle empfunden, und des Dinges, das ich dabei in die Hand bekommen — es war eine jener großen, gelben Spinnen gewesen, welche schlafenden Menschen und Thieren die Haare abfressen und längs der ganzen Westküste von Afrika, auch im Innern des Kaplands, häufig sind. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und den herrlichen Bart ganz abrasiren — ein glattes Gesicht und unzählige Spöttereien waren ein lange dauerndes Andenken der Rhede von Loanda.



Mrs. Stone entdeckt den Juwelenraub. (S. 94.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

15. Eine peinliche Nacht.

Es kümmerte Godfrey dießmal nicht, wer ihm das Haus öffnete; nicht, wie es sonst zu geschehen pflegte, überschritt er mit gedrücktem Gemüth die Schwelle, sondern sein Herz hüpfte ihm in der Brust vor Freude über die guten Nachrichten, die er zu verkünden hatte. Er nahm mehrere Stufen auf einmal, als er treppauf stieg. „Ellen, wo bist Du, mein Kind?" rief er schon von Weitem. „Komm' schnell! Ich habe gute Botschaft für Dich. Meine Gemälde sind verkauft, glänzend verkauft, und ich werde eine Lady aus meiner lieben kleinen Frau machen können! Hörst Du, mein Schätzchen? Nun mag Mrs. Stone thun, was sie will, nun hält sie mich hier nicht länger!" Dabei schloß er stürmisch sein Weib in die Arme. — Ellen machte sich sanft los. „Deine Bilder sind verkauft?" fragte sie tonlos. — „Ich sage Dir, ausgezeichnet bezahlt! Und nun gib Acht! Sei gut mit mir oder Du könntest mich verlieren, weil ich nunmehr viel mit lustigen und vornehmen Leuten zu verkehren habe." — „Wo warst Du so lange?" fragte Ellen, als ob sie Godfrey's Warnung gar nicht gehört hätte. — „Ich war zum Diner, Liebe. Du mußt meine Gegenwart nicht für Dich allein beanspruchen, wenn ich ein beschäftigter Künstler bin. Ich werde mein bisheriges Leben aufgeben, es sagt mir nicht mehr zu ... Ah, da ist Miß Julia's Porträt! Du hast ihm den vortheilhaftesten Platz gegeben. Gefällt Dir das Porträt?" — „Freilich." — „Und bist nicht eifersüchtig auf das Original?" — „Ein wenig." — „Dann laß' Dir sagen, daß das Unsinn ist; ich bin durchaus kein Verehrer von Miß Hilliard, obschon ich mich scheue, dieß in ihrer Gegenwart auszusprechen. Komm' her, mein kleiner Vogel, laß' Dir in die Augen schauen! Du siehst so blaß aus." — „Und Du bist so lustig, Godfrey." — „Warum sollte ich nicht?" — Ihre Bemerkung klang wie ein leiser Vorwurf, deßhalb war er verwundert und nahm forschend ihr Gesicht zwischen seine Hände. — „Liebst Du mich wirklich, Godfrey?" — „Ueber Alles! Aber sage mir, warum siehst Du so elend aus?" — „Warum? O Godfrey!" Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen. — Godfrey war wie versteinert. „Erkläre mir das! Ich fordere es jetzt, ich bestehe darauf, Ellen!" — „Thue es nicht, Godfrey! Still, um Deiner selbst willen!" — „Um meiner selbst willen? Welch' ein abscheuliches Räthsel!" — „Bitte, lieber Godfrey, laß' mich allein, bitte!" — „Warum aber, warum? frage ich." — „Thue es! Ich kann die Last des Geheimnisses nicht tragen in Deiner Gegenwart. Du hast mich nur zu sehr geliebt, ich weiß es. Gehe jetzt." — „Bist Du denn wahnsinnig?" Er griff nach der Glockenschnur, sie fiel ihm in den Arm. „O nein, nein, klingle nicht! Ich brauche Niemand. Ich will allein sein und ganz still, wenn Du nicht bei mir bist. Aber in Deiner Gegenwart ist es zu fürchterlich, zu wissen, was ich weiß, und zu fühlen, wie ich Dich liebe. Es ist jetzt ein

breiter Strom zwischen uns, den ich nimmer überschreiten kann" — Godfrey ging in heftiger Erregung im Gemach auf und ab, Schmerz und Zorn stritten in seiner Brust. Ellen hatte sich auf ein Sopha geworfen. Dann blieb er vor ihr stehen und schien sie durchblicken zu wollen. „Hier habe ich das Geheimniß bewahrt," flüsterte sie, die Hände auf's Herz pressend; „fürchte nicht, daß es mir entschlüpfen wird, so lange ich meiner mächtig bin." — „Kannst Du gegen mich, Deinen Gatten, der Dich liebt und den Du zu lieben vorgibst, nicht in klaren, verständlichen Worten sagen, was Dich quält? Wenn Du ein Geheimniß bewahrst, kannst Du es mir nicht anvertrauen, Ellen, mir, Deinem Gatten, vor welchem Du kein Geheimniß haben sollst? Ich verlange eine Erklärung!" — „Du kannst so sprechen?" erwiederte sie abgewendet. „Eine Welt wollte ich darum geben, nicht zu wissen, was ich weiß. Doch es ist bei mir gut geborgen. Wenn ich der Andern so gewiß wäre! Ich lebe in Furcht und Schrecken vor dem, was jede nächste Stunde bringen kann .. horch! hörst Du nicht Stimmen? Kommt nicht Jemand?" — „Beruhige Dich doch nur, Ellen, ich bitte und beschwöre Dich! Lass' mich Dich zu Bett bringen und Deine Mutter herbeirufen, damit sie bei Dir bleibe." — „Ja, so sei es!" erwiederte sie und ließ es geschehen, daß Godfrey sie in das anstoßende Zimmer geleitete. Als sie im Bett saß, faltete sie ihre Hände. „Betest Du auch, Godfrey?" — „Manchmal." — „Und glaubst Du, daß Du Gnade findest?" — „Ich glaube, daß wir Alle bei Gott Gnade finden." — „Aber Du, Du auch, Godfrey? Kannst Du hoffen? Es schaudert mich, Dich so fröhlich, so glücklich heimkommen zu sehen in Deiner Lage. Wie ist Dir das möglich?" — Godfrey wußte kaum, was er antworten sollte. „Sage mir doch, Liebe, wie ein Mann, der schuldlos ist, anders als froh sein kann, wenn ihm Gutes für seine und der Seinen Zukunft begegnete?" — „Bist Du schuldlos, Godfrey?" Ellen stellte diese Frage langsam, mehr als einen Vorwurf, als wie um Antwort zu erhalten. Jetzt wußte der unglückliche Gatte nichts mehr zu thun, als fortzueilen, um einen Arzt zu holen. Bald erschien auch ein solcher, konnte aber nichts entdecken, als eine gewisse nervöse Aufregung. Godfrey saß die ganze Nacht am Bette Ellen's, manchmal mit forschendem Blicke sie beobachtend, manchmal mit geschlossenen Augen, in wachem Schlummer. Später ließ er den Kopf auf den Bettpfosten sinken und entschlummerte sanft. Thränen, die nach einiger Zeit aus ihren Augen auf sein Gesicht fielen, weckten ihn. Er sah ihr lange in's Gesicht. „Komm'," sagte er endlich, ihre Hand ergreifend, „sprich zu mir, Ellen! Sage, was sich zwischen uns gestellt hat! Heraus mit Allem, was es auch sei, ich kann Alles hören! Oder warte, ich will Dir erst eine Tasse Thee holen, dann sollst Du mir sagen, was für ein Verbrecher ich bin." Ellen zog erbebend ihre Hand zurück, als sie das Wort „Verbrecher" hörte. Sie sah bleich aus wie eine Leiche.

Godfrey erschrak so sehr, daß er in die Küche hinabeilte, wo Mrs. Stone in dieser frühen Morgenstunde bereits mit ihrem Kassabuche auf den Knieen am Feuer saß. Sie war eben dabei, die Ausgaben zusammenzustellen, die sie bei Gelegenheit der Verheirathung ihrer Tochter mit Godfrey gemacht hatte, um sie theils diesem für seine Dienste im Geschäft anzurechnen, theils sie zurück zu verlangen. Sie war in der feindseligsten Stimmung gegen den renitenten Maler. „Sie würden mich sehr zu Dank verpflichten, Mrs. Stone," sagte Godfrey weich, „wenn Sie mir für Ellen eine Tasse guten Thee mit ein wenig Rum geben wollten. Ich weiß kaum noch, was ich mit ihr machen soll; sie scheint mir nicht recht bei Sinnen." — „Hoffentlich sind Sie wieder bei Sinnen!" entgegnete Mrs. Stone hart. — „Es wäre traurig, Mrs. Stone, wenn wir uns verfeinden wollten. Ich wünsche es wahrhaftig nicht. Sie sind zu herrschsüchtig gegen mich und halten mich in größerer Abhängigkeit, als ich ertragen kann. Ich bin nicht abhängig und mag es nicht sein. Ich habe Glück als Maler. Mein ‚Lear und Cordelia' sind für tausend Pfund verkauft, ich habe neue Bestellungen in Aussicht und werde fortan als Künstler leben." — „Das ist ein rechter Quark, Mr. Chester! Sie würden besser thun, Bilder zu kaufen und zu verkaufen, als selbst sie malen." — „Mein Gott, Geld ist doch nicht Alles in der Welt, Mrs. Stone! Sie denken zu hoch davon." — „So, thue ich's? Für was sollte ich sonst denken und arbeiten? Ich hatte Niemand mehr als meine Tochter — Sie haben auch diese von mir genommen, und jetzt wollen Sie mich verlassen. Es ist traurig, daß Sie nicht einsehen wollen, auf welcher Seite Ihr Vortheil liegt." Bei diesen Worten goß sie den Thee in eine silberne Kanne, setzte sie auf ein Theebrett, nahm eine Porzellantasse und das silberne Sahnkännchen dazu und ersuchte Godfrey zu warten, bis sie zurückkomme. „Wenn es länger dauern sollte," fügte sie bei, „so mögen Sie Gebrauch von diesem Sopha machen."

Godfrey warf sich auf dasselbe und starrte trübe, überwacht vor sich hin. Ringsum war es nun still wie in einem Grabe. Unter dem Fußboden der weiten Küche befanden sich die Diamantengewölbe. Plötzlich zuckte er zusammen, es war ihm, als höre er in diesen Gewölben ein leises, knarrendes Geräusch. Er lauschte. Waren es Ratten oder Mäuse, die dieses Geräusch verursachten? Er fing an, dieß zu bezweifeln, als er einen dumpfkrachenden Laut vernahm. Rasch war er jetzt auf den Füßen, ergriff eine bereitstehende Laterne und ging leise nach dem unterirdischen Gange zu den Gewölben. Ganz deutlich hörte er Geräusch und Tritte im Innern. Die Thüren waren jedoch alle wohlverwahrt. Da Mrs. Stone selbst die Schlüssel dazu besaß, mußte er zurückeilen, um sie zu unterrichten. Er rief sie aus Ellen's Gemach und flüsterte ihr hastig seine Wahrnehmung zu. Die Wittwe schloß rasch einen alten Schrank in der Küche auf und nahm zwei geladene Pistolen heraus, von denen sie eine Godfrey übergab. So bewaffnet gingen Beide in den Keller. Das Hauptschloß, welches die Wittwe jetzt öffnete, war ein Kunstwerk, welches kein Einbrecher zu erschließen vermochte. Die schwere Thür sprang auf und die daran befestigte Glocke begann zu läuten.

Nichts schien gestört und verletzt, aber ein frischer Luftzug drang ihnen entgegen. Einige Momente später beleuchteten sie ein offenstehendes Fenster mit ausgebrochenen Eisenstäben und eine an der Mauer lehnende kurze Leiter. Mrs. Stone stieß einen kurzen Schrei aus, dann aber ergriff sie eine bereitliegende Schnarre, wie sie die Nachtkonstabler führen, und setzte sie an dem zerbrochenen Fenster in Bewegung. Die Polizei erschien mit größter Präzision und ward von der Wittwe über den geschehenen Einbruch und Diamantenraub unterrichtet. Es fehlte ein ganzes Kästchen voll edler Steine, andere waren über den Fußboden in der Hast des Diebstahls zerstreut worden.

Die Wittwe brach in lautes Jammern aus. „Isaak's kostbarste Diamanten sind fort, die unvergleichlichen! Wir haben keine ähnlichen mehr! Zehntausend Pfund sind mindestens verloren! O, daß ich die Schurken wenigstens niederschießen könnte! Ich hoffe, sie werden ergriffen und kommen an den Galgen. Meine Diamanten, meine Diamanten!" Als die Magd Bridget herbeistürzte, packte sie dieselbe an der Schulter: „Wen hast Du in's Haus gelassen, Du nichtswürdige Kreatur! Du hast's gethan, Niemand sonst! Du mußt auf irgend eine Weise Jemand in unser Besitzthum geführt haben!" — Bridget heulte und schrie so laut sie konnte über diese Beschuldigung: „Nein! Ich — ich soll Einen hereingelassen haben! Heiliger Sankt Patrik! Ich arme unschuldige Kreatur! Ist so was erhört auf der Muttergotteswelt? Ich, die schon in diesem Hause gedient hat, ehe Mrs. Stone den alten Schintelman heirathete, soll mit den Spitzbuben verkehren? Ich soll Einen hereingelassen haben? Wie können Sie mir das in's Gesicht sagen, Mistreß?" — „Ja, Du hast's gethan!" rief die Wittwe von Neuem. — „Feuer und Kieselsteine sollen über Sie kommen!" wetterte die Magd wüthend. „Ich gehe auf der Stelle aus dem Hause!" — Ein Konstabler bedeutete sie, sich zu mäßigen und zu beruhigen. Sie setzte sich auf die Haustreppe und klagte fort und fort über die erlittene Unbill. Ellen, durch ihr Geschrei erschreckt, kam halb angekleidet, blaß und zitternd herunter. „Wo ist Godfrey?" fragte sie angstvoll. — „Er sieht nach den Räubern und den Diamanten!" antwortete kreischend die Magd. „Sollte mich gar nicht wundern, wenn Ihre Mutter nächstens auch sagte, er habe die Diebe hereingelassen, oder selber mit dem Diener die Diamanten gestohlen!" — „Schweig!" befahl ihr Ellen, verletzt. — „Ich will nicht, ich mag nicht! Man hat mich beleidigt, und ich dulde das nicht, beim heiligen Sankt Patrik, so wahr ich Bridget heiße!" — Godfrey kam jetzt herbei und führte seine Gattin in ihr Zimmer zurück.

16. Ellen beichtet.

„Bridget hat recht," sagte, hier angekommen, Godfrey. „Deine Mutter könnte mich ebensogut beschuldigen als sie. Sie ist so unschuldig wie die Sonne und ist als brave Person erprobt. Ich würde keinem Menschen in der Welt mehr trauen, wenn uns Bridget täuschen könnte." — „O, Godfrey, es ist schrecklich, sich in Jemand zu täuschen, dem man liebend vertraut!" — Der Maler hielt ihre zitternde Hand in der seinen. „Habe ich Dich getäuscht, Ellen, daß Du Deine Worte so seltsam betonst und mich so eigenthümlich anblickst?" — „O nein, nein! Ich beschuldige Dich nicht, Godfrey!" — „Dein Benehmen straft Dich Lügen. Treibe mich nicht zum Aeußersten, Ellen! Du wirst meine Geduld erschöpfen." — „Und dann?" fragte sie, das Wort auffangend. — „Und dann, Ellen, wenn Du mir nicht Dein Inneres öffnest und jeden Zweifel lösest, würdest Du mich zwingen, von Dir zu gehen und Dich ganz zu verlassen." — „Ja, Godfrey," sagte sie resignirt, „das wird das Beste sein. Ich habe meiner Mutter mitgetheilt, daß Etwas zwischen uns steht . . . wohlan, mein guter Godfrey, führe Deinen Vorsatz aus, verlasse mich auf immer! Willst Du?" Sie umschlang seinen Hals und weinte, er suchte sich loszumachen. „Thue es, Theuerster, bitte, bitte!" wiederholte sie, ihn heftig küssend. „Gehe und sieh' mich nie mehr! Sage, wir hätten uns wegen einer alten Liebe entzweit, oder was Du sonst willst, nur damit der Verdacht der Leute vom wahren Grunde abgewendet werde." — „Von was?" fragte er scharf. — Sie warf sich an seine Brust. „Du Armer!" flüsterte sie, „Du thatst es aus Liebe zu mir, und nun treibe ich Dich hinweg! Aber ich kann das Geheimniß in Deiner Nähe nicht mehr tragen, es drückt mich zu Boden. Lieber, armer Mann! Für mich thatst Du es, für mich!"

Godfrey griff sich an die Stirne, als fühle er sich vom Wahnsinn erfaßt. In diesem Augenblicke erschien die Wittwe Stone mit lautem Jammer über den Verlust ihrer geraubten Diamanten. — „Es gibt für uns Wichtigeres in diesem Augenblicke, Mrs. Stone," erwiederte Godfrey, „helfen Sie mir, der Wahrheit in Ellen's Seele auf den Grund zu kommen." — „Godfrey, lasse sie nichts davon wissen!" flüsterte Ellen angstvoll bittend. — „Warum nicht?" entgegnete Godfrey sehr laut. „Warum schweigen vor ihr? Nein, ich will nicht! Mrs. Stone, ich kann Sie jetzt nicht Mutter nennen, aber ich bitte Sie, mir dieß folternde Geheimniß ergründen zu helfen." — Die Wittwe ließ sich auf einem Sessel nieder und war bereit zu hören. — „Nun sprich!" rief Godfrey seiner Gattin zu. — „Niemals werde ich's thun!" — „Das ist thöricht, meine Tochter! Du darfst jetzt nichts mehr verbergen. Handelt sich's um Julia?" — „Nein." — Ein Gedanke durchzuckte Godfrey's Hirn. „Ist's wegen Sir Felix?" fragte er zögernd. — Ellen schrak zusammen. — „Wie kommen Sie jetzt zu dieser Frage?" fragte die Wittwe mit erwachendem Verdacht.

Ellen hatte nie eine Unwahrheit gesagt, jetzt aber glaubte sie, Godfrey schirmen zu müssen, indem sie erklärte, es sei nicht wegen Sir Felix. — „Ist dieß so?" fuhr Godfrey fort. „Sieh' mich an und sieh' Deiner Mutter in's Auge! Schwöre, daß Du keinen Verdacht irgend welcher Art hegst hinsichtlich des Todes von Sir Felix!" — Ellen war überwunden, ihre Lippen, heiß und trocken, schwiegen, ihre eisig kalten Hände hingen schlaff an ihrem regungslosen Körper herab. Nur ein leises Zittern erschütterte sie vom Kopf bis zu den Füßen. „Ihr werdet mich tödten!" stammelte sie nach einer Pause und blickte mit wirrem Ausdrucke ringsumher, als suchte sie einen Ausweg. — „Du darfst Dich nicht entfernen, bis wir die Wahrheit haben!" sagte Godfrey entschlossen. „Die ganze Wahrheit! Komm', sprich, von was träumst Du, was soll ich gethan haben?" — Keine Antwort. — „Ich habe nie in meinem Leben das Licht des Tages zu scheuen gehabt," fuhr der Maler fort, „und Du hast Andeutungen gemacht, Ellen, die mich in einem gewissen Verdacht erscheinen lassen, als hätte ich auf irgend eine Weise das Ende meines Freundes und Gönners verschuldet. Ist das so?" Godfrey sprach diese Worte sehr laut und stark betont, als hätte die ganze Bevölkerung von London, die Polizei mit eingeschlossen, sie hören sollen. Von Schrecken vor ihm übermannt, sank Ellen zusammen. Godfrey raffte sie auf, setzte sie auf ein Kanape und rief nach dem Diener Verney, der erstaunt die Szene betrat. „Ich habe Sie hier nöthig," redete Godfrey ihn an. „Sie waren Sir Felix' Diener, Sie hingen an ihm und Sie waren mit uns Beiden in Irland . . ." — „Ja, Sir." — „Ist Ihnen über meine Person in Beziehung auf den Tod Ihres Herrn irgend ein Verdacht zu Ohren gekommen?" — „Bedenken Sie doch, was Sie sprechen," warf die Wittwe ein. „Kein Mensch erhebt hier eine solche Beschuldigung gegen Sie. Meine Tochter bestreitet, einen solchen Verdacht zu hegen. — Sie bestreitet, o ja, sie thut es! Nun, Ellen, Du warst nie eine Lügnerin — schwöre jetzt, als wenn Du vor Gottes Altar stündest, daß Du den Verdacht bestreitest!" — Ellen schluchzte, aber sie sprach kein Wort. — „Mr. Chester und Mrs. Stone," sagte Verney vorsichtig und langgedehnt, „ich meine, Mr. Adolph Dering würde am Besten die innere Unruhe der Mrs. Chester erklären können!" — Godfrey fuhr auf wie ein zorniger Löwe. „Ah, der! wann und wo hat er Gelegenheit gehabt, mit meiner Frau zu sprechen? Was hat er zu sagen sich erlaubt, um mich zu verdächtigen?" — Ellen winkte dem Diener ängstlich mit den Augen, doch Verney suchte sich zunächst selbst den Rücken zu decken. „Sir, ich habe Grund zu glauben, daß Mr. Adolph Dering einen sehr bösen Verdacht gegen Sie zu verbreiten beflissen ist, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß seine Verleumdungen auf irgend eine Weise zu den Ohren der Mrs. Chester gelangt sind." — „O, ich sehe, daß ich diese Sache in die Hand nehmen muß," sagte die Wittwe düster. „Steh' auf, Ellen, und höre auf, wie ein unsinniges Kind zu jammern! Lass' mich wissen, was Du gehört hast! Ich bin bei der Sache nicht betheiligt und werde unparteiisch urtheilen. — Bleiben Sie hier, Verney. — Also Du hast irgend etwas gehört über die Art des Todes von Sir Felix — was und von wem?" — „Wollten Sie nicht vielleicht Miß Hilliard holen lassen?" flüsterte Verney. Die Wittwe verstand, was er meinte, und ließ die junge, den Lesern bereits bekannte Dame sogleich um einen kurzen Besuch bitten. Verney selbst übernahm es, sie zu holen. Kaum zehn Minuten später erschien Julia, keck auftretend, in einem neuen eleganten Morgenkleide, aufgepufft mit französischen Spitzen, den neumodischen Hut kokett auf dem Hinterkopfe. Sie verstand mit einem einzigen Blicke die Bedeutung der Szene.

„Miß Hilliard," begann die Wittwe, „haben Sie in jüngster Zeit meine Tochter gesprochen?" — „Allerdings!" antwortete Julia leichthin. — „Ah!" rief Godfrey. „Wo, wenn ich fragen darf?" — „In meiner Wohnung, Sir! Warum sollte ich nicht? Ellen war meine Freundin, bevor sie Ihnen angehörte, und ich halte es für unfreundlich und ungerecht von Ihnen, ihr den Umgang mit mir zu verbieten. Doch es macht ja nichts aus." Ihr Ton war im höchsten Grade moquant, die bitterste Feindseligkeit und Rachegefühl gegen Godfrey schimmerten hindurch. — „Haben Sie etwas Uebles über mich gehört, Miß Hilliard?" — „Ja, ich habe." — „Und Ellen davon Mittheilung gemacht?" — „Gewiß. Meine Freundschaft für sie verpflichtete mich, dieß zu thun." — „Darf ich fragen, von welcher Natur die üble Nachrede war?" — „O, von sehr, sehr ernster Natur!" — „Ei! Und wer ist denn Ihr Gewährsmann?" — „Mr. Adolph Dering; er war's auch, der Ellen selbst Alles erzählte. Mögen Sie ihn doch darüber fragen." — „Ja, bei Gott, das werde ich, wenn ich ihn finde!" — „Nun, das ist leicht, Sir. Mr. Dering wohnt bei uns und frühstückt in diesem Augenblicke in unserem Staatszimmer." — Godfrey ergriff seinen Hut. „Ich bitte Sie, hier Alle zu warten, bis ich zurückkomme," sagte er hastig und eilte hinaus. Eine Minute später stand er vor Adolph, der eben im Begriff war, sein zweites Ei auszuschlürfen. Godfrey stützte, wie um sich seiner Gelassenheit mehr zu vergewissern, eine Hand auf den in seiner Nähe stehenden Stuhl und drehte ihn so, daß er auf einem Beine stand. „Erinnerst Du Dich noch, Adolph Dering, wie wir zusammen unter einem Baume Chesterfield's Briefe lasen?" — „Ja. Was ist's?" — „Der Meister der Weltbildung empfiehlt, wie Du weißt, Folgendes: ‚Wenn ein Mann wissentlich und absichtlich Beleidigungen und Schmach auf einen Andern bringt, so ist Letzterer berechtigt, ihn ohne Weiteres niederzuschlagen.' Ich versichere Dich, alter Schulkamerad, daß ich dieß in weniger Zeit, als mich's zu sagen kostet, thun werde, wenn Du mir nicht Satisfaktion gibst für Deine

neulichen Worte in Little Britain." — Adolph wollte sich auf's Leugnen verlegen. — „Damit kommst Du nicht durch, Bester! Du hast Dich erkühnt, das Gemüth meines Weibes boshaft zu vergiften." — „Und ich bin stolz darauf, dieß gethan zu haben!" erwiederte Adolph. „Ich hatte eine Unterredung hier mit ihr und habe sie über einige seltsame Dinge in Bezug auf Dich aufgehetzt, das ist richtig. Mach', daß Du fortkommst, oder ich rufe nach Polizei!" — „Welcher Art waren jene Dinge?" fuhr Godfrey fort. — „O, Du spielst ja den Inquirenten! Ich kann Dir bloß sagen: es hängt eine ganz niedliche Krawatte über Dir in der Luft, die vielleicht einstmals noch Deinem Halse angepaßt wird! Ha ha, wie meisterlich er den Kaltblütigen spielt! Aber wie es da drinnen aussieht, he, da drinnen!" Er pochte sich mit dem Finger auf die Brust und blickte dabei bezeichnend auf Godfrey. — Dieser vermochte sich nicht mehr zu halten; er sprang auf Dering los und packte ihn an den Schultern. „Sprich Dich aus, Halunke! Wessen klagst Du mich an?" — „Ganz einfach des Mordes, Bursche, des Mordes an Sir Felix Harcourt, um Dich in Besitz seiner Braut und ihres Geldes setzen zu können. Nun weißt Du es!"

Godfrey trat mit aschfahlem Antlitz einen Schritt zurück und war für einige Momente wie paralysirt. Doch rasch sich ermannend richtete er sich in seiner vollen Höhe auf und sagte ruhig: „Diese Angelegenheit muß offen erörtert werden. Du wirst so gut sein und mir sofort in Stone's Haus folgen, um in Gegenwart von Mrs. Stone, Miß Hilliard, meiner Frau und wer sonst für erforderlich gehalten wird, Erklärungen zu geben. Zauderst Du, so mache Dich darauf gefaßt, daß ich Dich mit Gewalt hinüberschleppe!"

Adolph erhob sich ungern und gab sich alle Mühe, Zeit zu gewinnen. Minuten lang suchte er nach Hut und Stock, bürstete sich das Haar, rückte an seinem Halstuch; Godfrey aber hielt die offene Thür in der Hand und bewachte jede Bewegung des Arztes. So kamen endlich Beide in's benachbarte Haus.

Ellen sprach gerade leisen Tones mit ihrer Mutter, während Miß Hilliard durch's Augenglas kokett einige Bilder betrachtete und Verney langsam an der Fensterseite des Gemachs auf und ab ging. Dering drechselte Verbeugungen vor Mrs. Stone und Ellen, aber die Wittwe versetzte ihn sofort auf den richtigen Standpunkt. „Höflichkeiten sind jetzt hier nicht am Platze!" sagte sie mit ihrem gewohnten schneidenden Ernst. — „Nun, Mrs. Stone," fiel Godfrey ein, „ist noch irgend Jemand, den Sie bei dieser Konversation gegenwärtig wünschten?" Sein Ton war freimüthig und unbefangen, so daß Ellen unwillkürlich den Kopf erhob und mit einem Hoffnungsaufleuchten im Antlitz zu ihm auffah, doch Godfrey hatte in seinem Ausdruck keine Antwort mehr für diesen Blick. „Nimmermehr kann sie Dir das wieder werden, was sie Dir war!" rief eine Stimme in seiner Brust.

Mrs. Stone wünschte, daß noch zwei andere Personen gegenwärtig sein möchten: der Advokat Sir Felix', Nichols, und ein Mann, auf den Mrs. Stone seit einiger Zeit große Stücke hielt und der darauf auszugehen schien, eines Tags Isaak's Platz im schwarzen Hause auszufüllen. Dieser Mann, Namens Taylor, war Edelsteinschleifer in Clerkenwell, in keiner Beziehung Isaak Stone ebenbürtig, aber von gutem Aussehen, gefällig und energisch, etwa vierzig Jahre alt. Taylor hatte sich klug in das Vertrauen der Wittwe einzuschmuggeln gewußt und täglich mehr und mehr Antheil an ihrem Handel in seine Hände gebracht. Beide Männer wurden rasch herbeigeholt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Diner Peter des Großen.

Herr de Launay, Staatsrath und Kanonikus von Lüttich, hielt sich zu derselben Zeit zum Gebrauche des Brunnens in Spaa auf, als Rußlands Reformator zu diesem Zwecke dort verweilte.

Er kam mit dem Kaiser öfters zusammen und schreibt hierüber am 27. Juli 1717 an den kölnischen Minister Herrn von Passerat: „Vergangenen Freitag kam ich nach Spaa. Der Zar war gerade in einem Zelte. Ich nahm mir die Freiheit, ihm einen Teller voll Kirschen und Feigen aus meinem Garten zu präsentiren. Das war ihm sehr angenehm. Er machte sich sogleich darüber her, und uneingedenk vermuthlich, daß er am Morgen seine einundzwanzig Gläser Wasser zu sich genommen hatte, verzehrte er, ehe man sich's versah, ganze zwölf Feigen und ungefähr sechs Pfund Kirschen. Den Tag darauf erzeigte er mir die Ehre, mich zur Tafel zu bitten. Ich gebe Ihnen von dieser merkwürdigen Mahlzeit vorzüglich deßhalb eine Beschreibung, weil man mir sagte, daß Seine Majestät gewöhnlich so dinire. Die Tafel war eigentlich nur zu acht Couverts, aber man hatte das Geheimniß verstanden, zwölf Personen daran zu placiren. — Der Zar saß oben an, mit der Nachtmütze und ohne Halsbinde; wir Uebrigen saßen um den Tisch herum, aber wohl einen guten Fuß davon weg. Zwei Soldaten von der Garnison trugen jeder eine große Schüssel auf, in welcher platterdings gar nichts war, außer daß am Rande irdene Näpfchen voll Bouillon standen, in deren jedem ein Stück Fleisch lag. Jeder nahm seinen Napf und stellte ihn vor seinen Teller hin. Dadurch entstand aber, die Entfernung vom Tische selbst dazu genommen, eine solche Unbeholfenheit, daß man, um einen Löffel voll Suppe zu holen, den Arm so weit ausstrecken mußte, als ob man einen Stoß mit dem Rappier machen wollte. Hatte man seine Bouillon verzehrt und verlangte man noch Etwas, so sprach man ohne Umstände dem Napf des Nachbars zu, wie Seine Majestät selbst, die mit dem Löffel in den Napf Ihres Kanzlers fuhren. — Nun kam ein Kerl, der sechs Bouteillen Wein auf die Tafel nicht stellte, sondern gleich einer Handvoll Würfel hinkollerte. Der Zar nahm eine derselben und schenkte jedem Gaste ein Glas davon ein. — Auf dem Tische stand ein einziges Salzfäßchen, und da der Weg dahin für die Meisten etwas weit war, entschlossen sich dieselben, sich gleich auf einmal für die ganze Mahlzeit damit zu versehen. — Der Tisch gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Fast aus allen Näpfen war Brühe auf den Tisch verschüttet; so auch der Wein, weil die Flaschen nicht ordentlich zugepfropft waren. Als man von der Tafel aufstand, war das Tischtuch fast überall mit Fett und Wein getränkt. — Nun kam der zweite Gang. Einem Soldaten, der eben zufällig vor der Küche vorbeigegangen war, hatte man eine Schüssel aufgepackt, und da er darüber nicht Zeit gehabt hatte, seinen Hut abzunehmen, so schüttelte er beim Eintreten mit dem Kopf, damit er von demselben herunterfiel. Aber der Zar gab ihm ein Zeichen, er möge nur kommen wie er wäre. Dieß zweite Gericht bestand aus zwei Kälberkeulen und vier jungen Hühnern. Seine Majestät nahm das größte davon mit der bloßen Hand aus der Schüssel, rieb es sich prüfend unter die Nase, und nachdem er mir durch einen Wink zu verstehen gegeben, daß er es köstlich finde, war er so gnädig, es auf meinen Teller zu werfen. — Das Dessert bestand in einem Teller mit Biskuit, nach welchem man sich von der Tafel erhob. — Der Zar ging an ein Fenster. Hier fand er eine Lichtscheere, mit welcher er, so voll Talg und Docht sie auch war, sich die Nägel putzte."

Fliegende Blätter.

Der vorsichtige Tischler. Herzog Bernhard von Weimar, welcher mehrere Jahre Gouverneur von Java gewesen, mußte wegen körperlicher Leiden seinen Posten aufgeben und nach Europa zurückkehren. Bei seiner Abreise ereignete sich, wie seine Biographie von Starklof erzählt, ein tragikomisches Intermezzo. Als der Herzog sich an Bord des Dampfschiffes „Java" begab, nahte sich plötzlich ein Tischlermeister Batavias mit dem zudringlichen und unverschämten Antrage, ihn für einen Sarg zu entschädigen, den er bereits für den Herzog angefertigt habe. Bei der zunehmenden Krankheit des Herzogs nämlich habe er im Voraus schon einen für die Größe desselben passenden Sarg gemacht — der Herzog war, muß man wissen, einer der größten und stärksten Männer — damit dieser doch ja zur rechten Zeit fertig sei, indem sein Magazin keine Särge von solcher Größe enthalte. Nun sei aber der Herzog nicht gestorben, und einen solchen langen Sarg könne sonst kein Mensch brauchen: man möge ihm doch den Sarg abnehmen oder wenigstens eine Vergütung zufließen lassen, damit er nicht in so großen Schaden käme.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 72:

Weiß.		Schwarz.
1) T. E 6 — E 7	. . . .	1) K. D 5 — D 4.
2) K. D 7 — E 6	. . . .	2) K. D 4 — E 4.
3) T. C 6 — C 4 Schach und Matt.		

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. | Nº 9. | Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Vier Wochen im Böhmerland.

Von Dr Spangenberg.

Es waren vier freiwillige Aerzte, die wir, acht Tage nach der Schlacht bei Königsgrätz, Abends Berlin verließen, um uns der auf dem Medizinalstab daselbst erhaltenen Bestimmung zufolge nach dem ersten Armeekorps zu begeben; Schweden, Amerika, Hamburg und Kurhessen war durch uns vertreten. Unser nächstes Ziel war, unserer Weisung nach, Turnau in Böhmen. Während wir Görlitz früh Morgens erreicht hatten, wurde die Passage von da ab schwierig; die ungeheure Ansammlung von Vorräthen auf den Bahnhöfen von Görlitz bis nach Reichenberg machte es nothwendig, daß auf jeder Station Stunden vergingen, bis der Telegraph jedesmal mit=



Ein Feldlazareth bei Königinhof. Nach einer Photographie, von C. Kolb.

theilte, der Zug könne auf dem nächsten Bahnhof einfahren. Dank der Anwesenheit eines preußischen Generals, der seinen Einfluß zur möglichen Beschleunigung der Fahrt geltend machte, gelangten wir vor Abend nach Reichenberg. Wer den Ort gesehen hat, wird sich mit Vergnügen des schönen Bildes erinnern, der malerischen Lage dieser ansehnlichen Stadt, mit ihren blendend weißen Häusern an dem imposanten Bergabhang.

Der Zug führte nicht weiter, und bei dem einladenden Anblick des schönen Ortes beeilten wir uns, einen Gasthof in demselben aufzusuchen. Unter Leitung eines mit uns reisenden Artillerieoffiziers ward derselbe bald gefunden. Verschiedene Wünsche trennten uns, und Schweden, Amerika und Kurhessen befanden sich nach Kurzem in einem Gesellschaftsgarten auf der Höhe der Stadt und genossen in Rücksicht der ungewissen Zukunft mit besonderer Genugthuung Beefsteaks und Wienerschnitzel, die die kleine Maria Wanka auf das Lieblichste servirte. Das böhmer Bier war gut gerathen, und unter fröhlicher Unterhaltung bei dem herrlichen Blick in die schöne Landschaft verstrich der erste Abend im Böhmerlande in der heitersten Weise.

An dem folgenden schönen, doch heißen Tage kamen wir Vormittags gegen zehn Uhr nach Turnau. Hier bot sich uns zuerst ein kriegerisches Bild dar. Nahe dem Bahnhofe war bivouakirt worden, die Felder in einiger Ausdehnung zertreten, Kanonen und Munitionswagen waren aufgefahren. Auf dem Bahnhofe, wo mehrere Zimmer für Verwundete eingerichtet waren, wehte die weiße Fahne.

Turnau liegt in romantischer Gegend, an der Iser. Nach dem Gefecht bei Sichrow wurde dieselbe am 26. Juni von den Truppen des Prinzen Friedrich Karl überschritten und Turnau besetzt. Die von den Oesterreichern zerstörten Brücken waren wieder hergestellt, dagegen boten die vielen abgesägten Bäume längs der Ufer einen tristen Anblick dar. In der Stadt erhielten wir die Weisung, uns weiter, nach dem Hauptquartier, zu begeben. In einem Hostinu, dessen Besitzer seinen Unmuth über die Preußen schwer zu tragen schien, machten wir einige Stunden Rast, und nach einem Bade in den kühlen Iserwellen kehrten wir nach dem Bahnhof zurück.

Der Weg von Turnau nach Liebstadt ist unbeschreiblich schön. Längs der Iser erheben sich zu beiden Seiten steile Berge und Felsenmassen. Hoch oben von den Felsen blinken freundliche Kapellen. Dicht an dem Flüßchen bricht sich die Bahn durch viele Tunnel einen mühsamen Weg. Bald zeigt sich in der Ferne das Riesengebirge mit der Schneekoppe. Die größere Hälfte des heutigen Zieles, Königinhof, war erreicht. Die Sonne neigte sich, und ich stieg hinunter aus der luftigen Höhe, dem Schaffnersitze, den ich in Turnau erstiegen hatte, zu meinen drei Gefährten in den Güterwagen. Wir lagerten im Kreise, nach der weiten, offenen Thür zu, unsere Blicke nach der schönen abendlichen Landschaft gerichtet. Der Ungarwein, bescheidenen Geblütes, glänzte, wenn nicht im Pokal, so doch in verschiedenen in Falgendorf eingenommenen Flaschen, und bei Wein und Gesang verstrich der köstliche Abend.

Es war Nacht geworden; in der Ferne zeigten sich Bivouakfeuer, wir fuhren in Königinhof ein. Auf diesem Bahnhofe, von dem eine halbe Stunde entfernt unten im Thale die Stadt gleichen Namens liegt, waren seit einigen Tagen eine Anzahl Zelte errichtet, theils zur bleibenden Aufnahme der Verwundeten, theils zur vorübergehenden für die, welche mit der Bahn transportirt werden sollten. Das Bahnhoflazareth bildete eine Abtheilung des dritten schweren Feldlazareths des Gardekorps zu Königinhof, und einem jungen Arzt, Dr. von S., war die Ehre des Arrangements zu Theil geworden. Letzterer war angewiesen, noch zwei Aerzte in dem Lazareth zurückzuhalten, und theilte uns diesen Auftrag mit. Ein Unterkommen für die Nacht außerhalb des Zuges war nicht zu finden, und wir hatten die Absicht, in unserem Güterwagen uns niederzulassen. Während unserer kurzen Abwesenheit war er zugeschoben, ein Schlüssel nicht aufzufinden, und trotz stundenlanger Arbeit unter Anleitung des mit einer Axt bewaffneten Bahnhofvorstandes vermochten wir nicht, ihn zu öffnen. Unser Asyl war ein Waggon dritter Klasse; die Nacht war kalt, was sich uns, deren Gepäck in dem verschlossenen Güterwagen zurückgeblieben war, sehr fühlbar machte. Auf dem Bahnhof war es still geworden. Um so lauter drang das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten, von denen ein großer Theil in den Zelten nicht mehr unterzubringen gewesen war und die im Freien um das Gebäude lagen, durch die Nacht. Sitzend, liegend, spazierengehend und frierend brachten wir die Zeit bis zum Morgen zu und erholten uns, als der Tag anbrach, durch Kaffee, den eine kleine Gesellschaft Herrnhuter kredenzte, die sich mit diversen Vorräthen zur Erquickung der Verwundeten in Königinhof aufhielt. Bald gingen wir zu energischer Arbeit über, die freilich zunächst auf den Güterwagen gerichtet war. Da half kein Dieterich, mit Brecheisen gelangten wir endlich in den Besitz unserer Effekten. Dr. Paag, der Amerikaner aus Philadelphia, und Dr. Geisler aus Hamburg reisten mit einer Kolonne auf requirirten Wagen weiter, der Schwede, Dr. Adalbert Lamborg, und ich blieben. Herr von Sterneck, der Bahnhofingenieur, hatte, wie sämmtliche Bewohner der Stadt, als das fünfte Armeekorps nach Königinhof zu in Anmarsch war, wo es zu heftigen Kämpfen kam, seine Wohnung verlassen, und in seinen Räumen fand man ein befriedigendes Unterkommen. Außer mehreren Damen, die von Breslau und Berlin zur freiwilligen Krankenpflege herbeigeeilt, waren es außer uns sechs Aerzten Herr von B., der einem Johanniterdepot vorstand, Herr H., Vorstand des Lazarethdepots, ferner der Etappenkommandant, Herr von W., Landwehrlieutenant, dessen Substitut Herr J., der barmherzige Bruder Joseph aus Breslau, ein katholischer Geistlicher und ein zum Apotheker rasch umgepuppter Studiosus der Medizin, welche die neue Familie bildeten. Am Tage waren noch anwesend mehrere Herren, Abgeordnete des berliner Hülfsvereins, die ein bedeutendes Depot, zu Dank verpflichtenden Andenkens, auf dem Bahnhofe verwalteten.

Die Nähe der Festungen Josephstadt und Königsgrätz schnitt die Bahnverbindung nach Pardubitz ab; zudem war die große Brücke, eine Viertelstunde von dem königinhofener Bahnhof, bei deren Sprengung mehrere preußische Offiziere ihr Leben eingebüßt hatten, noch nicht wieder hergestellt. In Folge dessen war der Bahnhof als Endstation eine Art Mittelpunkt des gesammten Verkehrs, und ein bedeutender Konflux machte denselben zu einem interessanten Aufenthaltsort, wenn man einen solchen Ausdruck auf Begebenheiten beziehen darf, deren oft tragischer Charakter das Mitleid im höchsten Grade rege machen mußte. Abgesehen von den weiter zu transportirenden Verwundeten, deren Zahl sich bis Mitte August wohl an zehntausend belief, kamen da Väter und Mütter, welche ihre vermißten Söhne, Damen, die den verwundeten oder gefallenen Bräutigam oder Gatten suchen und holen wollten. Da kamen täglich Offiziere jeden Rangs, Johanniter, Aerzte aus Frankreich, Rußland, England, wohlberittene Feldprediger, Abgeordnete von Hülfskomites, ganze Wagenreihen, welche Vorräthe an Erfrischungen, Speisen, Getränken, Tabak, Matratzen, Decken, alle ordentlichen Gegenstände für die Behandlung und Pflege der Verwundeten mit sich führten.

Von Berlin trafen neue eiserne Zelte ein, deren das königliche Kriegsministerium mehrere hundert neuerdings hatte anfertigen lassen und die sich durch ihre Transportfähigkeit und Dauerhaftigkeit, ganz besonders aber durch die stets gute Ventilation, welche sie den Patienten bei genügendem Schutz vor dem Einfluß der Witterung gewähren, im Kriege unentbehrlich machen werden und die Anerkennung eines Jeden fanden, der sie besichtigte. In kurzer Zeit waren die schlanken gußeisernen Säulen aufgestellt, die Leinwand mit dem Guttapercha-Ansatz über die eisernen Stäbe gezogen; einige Fahnen gaben ein freundliches Aussehen. Diese Zelte wurden mit Bohlen belegt, die Seitenräume, sofern keine Bettstellen vorhanden waren, mit einer doppelten, einen halben Fuß übereinanderliegenden Schicht, auf welche die Matratzen gelegt wurden. Dr. Lamborg umgab seine Zelte mit Baumgruppen, und wenn ihm die Ehre dieser Idee gebührte, so zeichneten sich Dr. St's Zelte durch die Vervollkommnung dieser Anlagen so aus, daß dieselben das Bild eines freundlichen Gartens darboten. Wie günstig übrigens für die Verwundeten der Aufenthalt in solchen Zelten gegenüber dem in den meisten Hospitälern sich zeigte, geht daraus hervor, daß in der Zeit vom 14. Juli bis 15. August auch nicht ein Fall von Pyämie sich einstellte, obwohl hinsichtlich der großen, sich auf Tausende belaufenden Zahl der Patienten und der Art der Verwundungen Bedingungen dazu zur Genüge gegeben waren. Bei den bedeutendsten Schußfrakturen der Extremitäten, an den Amputationsstümpfen, bei den schwersten Schädelverletzungen hatten die

Wunden ein gutes Aussehen, und ist in der That ein Fall erwähnenswerth, wie ein preußischer Dragoner, dessen Schädel so zugerichtet war, daß das Hirn an einer Stelle in Zweithalerstück großer Ausdehnung frei lag, so daß man die regelmäßige Bewegung desselben beim Athmen, sowie die stoßweise erfolgende beim Schreien, wenn er verbunden wurde, erblicken konnte, noch fünf Wochen nach der Schlacht bei Königsgrätz lebte, bis er schließlich an Entkräftung zu Grunde ging, um dann in dem nahen Wäldchen seine Ruhestätte zu finden, in dem schon manches Kreuz errichtet und mancher Grabhügel seit wenigen Wochen aufgeschüttet war.

Gar mancher Besucher fühlte sich wohl überrascht, wenn er, durch diese Zelte gehend, die Söhne von Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen, Tyrol u. s. w. mit sichtlicher Gemüthsruhe ihre Cigarre rauchend und in der heitersten Konversation sah.

Auch in dem neuen großen Haushalte in den Räumen des Herrn von Sterneck trat allmälig ein wohlgeordneter Zustand ein, nachdem Frau von S. das Ruder desselben energisch ergriffen hatte. An die Stelle von Kartoffelbrei und gebratenem Speck trat blinder Hase; Messer und Gabeln waren angelangt, und eines Abends, als die Kunde kam, es sei in der Nacht ein Ueberfall von Josephstadt aus zu befürchten, war man sogar in der Lage, diesen Angriff auf die Gemüthsruhe durch Herstellung einer Bowle zu pariren, während man auf der Höhe des Hauses ein zu einer weißen Fahne verwandeltes großes Betttuch als Zeichen des Lazarethes aufhißte. Die Geschichte kann von keinem Ueberfall berichten.

Hinter dem Bahnhofe war ein großer freier Platz mit einer herrlichen Aussicht hinunter nach dem Elbthal und Königinhof und weiter nach dem Riesengebirge. Da saßen wir oft Abends, blinkende Becher auf dem Tische, neben uns der böhmische Junge mit seiner Harfe, nach deren Tönen kleine Tschechenmädchen nationale Tänze aufführten, bis die Sonne unterging und drüben in der Stadt die Lichter angezündet wurden. Dort, in dem großen, besonders hervorleuchtenden Hause, der Mühle, lag der einundzwanzig Jahre alte Prinz von Hohenzollern mit zerschmetterten Knieen, den Tod erwartend. Eine zweite Kugel hatte ihn am Oberschenkel getroffen, während er vom Schlachtfeld getragen wurde. Nach wenigen Tagen kam der metallene Sarg für ihn an; man schmückte den Bahnhof mit Laub und Bäumen und trug seine Leiche durch das grüne Spalier nach dem geschmückten Wagen, in welchem ihn ein Extrazug seiner Heimat entgegenführte.

Der Waffenstillstand und die inzwischen eingetretenen Friedenspräliminarien hatten eine Aenderung in den Verhältnissen der Lazarethe zur Folge. Man evakuirte dieselben, so weit es der Zustand der Verwundeten erlaubte, aller Orten. Die Bahnverbindung nach Pardubitz war wieder hergestellt, und die Oesterreicher wurden vielfach nach Prag befördert. Ich ging hinunter nach Königinhof, um meinem verwundeten und gefangenen Landsmann Adieu zu sagen. Lieutenant Scheffer aus Marburg, in österreichischen Diensten, hatte, von einer Kugel durch den linken Oberarm getroffen, in Folge einer starken Blutung todesmatt auf dem Schlachtfeld bei Sadowa gelegen und war in den österreichischen Verlustlisten unter den Todten aufgezeichnet und von den Seinigen als solcher beweint worden. Wir hatten uns zufällig getroffen und bei einer Flasche Ungarwein die Auferstehung gefeiert, wovon ich, in Folge eines Briefes eines seiner Verwandten an mich, erfreulichen Bericht zu erstatten das Glück hatte. — Mitte August verließ ich den Bahnhof Königinhof, reiste über Berlin in mein vormals kurhessisches Vaterland und nehme hiermit Abschied von den Lesern und Leserinnen, die so freundlich waren, mich auf dieser Reise nach Böhmen zu begleiten.

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von **J. Ristori.**

(Bild S. 100.)

4. Unter der Tonsur.

Nach dem Ausbruche der französischen Revolution 1848, welche auch ganz Italien erschütterte, zeigte sich hier die eigenthümliche Erscheinung, daß König Karl Albert von Sardinien, welcher doch allein unter sämmtlichen italienischen Fürsten der konstitutionellen Regierungsform zuneigte, von den Republikanern aller Schattirungen am Meisten gehaßt, oder, wenn dieß Wort zu stark sein sollte, mindestens angefeindet ward. Zwar ließ er sich, in Folge der Insurrektion in Mailand und der reaktionären Drohungen, durch die Leidenschaft seines Volks zum Kriege gegen Oesterreich fortreißen; aber dieß genügte den Republikanern nicht, welche ein einheitliches Italien ohne Fürsten erstrebten. Karl Albert wählte in der Politik das fatale Juste milieu und starb im Exil. Es lag ihm daran, sich über die Absichten und Pläne der Republikaner zu orientiren, seine Freunde und Feinde kennen zu lernen, und eine ausgewählte Anzahl der piemontesischen Polizeibeamten ward mit dieser Erforschung beauftragt. Ich war einer der Ersten auf der Liste der Erwählten. Wenn mir auch, als Freund politischer Freiheit, die Arbeit nicht gefiel, so erlaubte mir doch mein Eid nicht, mich den Befehlen meiner Oberen zu widersetzen.

Eines Tages ließ mich Signor Pinelli kommen. Er war allein und hieß mich Platz nehmen. „Giuseppe,“ begann er, „ich habe Ihnen eine schwierige Mission anzuvertrauen. Wir werden sehen, ob Sie ihr gewachsen sind. Jedenfalls kann ich Sie versichern, daß diese Mission für unsern königlichen Herrn von größter Wichtigkeit ist. Verstehen Sie etwas Latein?“ — „Höchstens das Wenige, was zum kirchlichen Dienst gehört.“ — „Das genügte schon. Hunderte von würdigen Priestern verstehen auch nicht mehr. Können Sie das Confiteor, das Laudamus, das Credo und die Lobgesänge auswendig?“ — „Ich begann zu rezitiren.“ — „Gut, gut, das wird es thun!“ rief der Chef befriedigt. „Muth, Selbstvertrauen und Vorsicht krönen das Gelingen Ihrer Aufgabe. Es ist Ihnen bekannt, daß Piemont, wie alles übrige Italien, von einer Menge Konspirationen durchwühlt ist. Wir haben, wie ich bestimmt weiß, mitten in Turin eine ziemliche Anzahl begüterter und hochgestellter, sogar vom Hofe abhängiger Personen, die unter der Maske devoter Loyalität den extremsten Republikanismus verstecken. Es soll nun Ihre Aufgabe sein, die Heuchler zu entlarven. Namentlich sollen Sie auch Ihr Augenmerk auf den republikanischen Theil des Klerus richten. Der Abt Quarantelli, im Kloster Santa Maria Maggiore an einem Passe der Apenninen, welcher in neuester Zeit auffallend häufige Besuche in Turin macht, gehört nicht nur zu den fortgeschrittensten Mazzinisten, sondern ist auch der Mittelpunkt einer großen Anzahl gleichgesinnter Geistlichen und Laien, welche unter dem Vorwande, die Reliquien des Klosters zu besuchen oder sich priesterlichen Trost und Segen zu holen, häufige Zusammenkünfte im Kloster haben. Quarantelli selbst hält diese Zusammenkünfte in seiner Wohnung, die einen Eingang durch die Kirche hat. Sobald sämmtliche Verschworne eingetreten sind, werden alle Thüren und Läden geschlossen und die Versammlung konstituirt sich als republikanische Konföderation der gefährlichsten Art. In diese Versammlungen sollen Sie eindringen und mir über das, was vorgeht, genauen Bericht erstatten.“ — Ich erschrak über das Gefährliche eines solchen Unternehmens, ich bezeichnete es als unausführbar. — „Nichts darf der geheimen Polizei unausführbar sein, Giuseppe! Sie werden als Karmelitermönch Eingang finden.“ — „Als Karmeliter! Signor, das ist noch schwieriger. Und die Tonsur!“ — „O, das Haar ist leicht wegzurasiren und wird Ihnen sehr bald wieder wachsen, wenn Ihr Auftrag erledigt ist!“ — „Die Verschwornen werden dafür sorgen, Signor, daß dieß nicht geschieht — sie werden mich erwürgen, wenn sie meinen Betrug entdecken.“ — „Das zu verhüten ist Ihre Sache, Ristori. Es ist ganz gewiß, daß Sie nicht lebend wieder von den Apenninen herabkommen, wenn Sie nicht mit wahrhafter Kunst zu Werke gehen. Also vorsichtig! Sie werden als ‚Bruder Enrico Saffi‘ auftreten. Der wahre Saffi, ein Ultra des Karmeliterklosters San Bartolomeo bei Paega, ist vor zwei Tagen hierselbst im Fieberhospital gestorben. Wir haben seine Papiere, welche Ihre scheinbare Identität vollkommen nachweisen, und sein Ordensgewand, das er bis zuletzt getragen.“ — Ich schauderte. „Wie, ich soll Kleider und Papiere eines Menschen tragen, der eben an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist?“ — „Bah! Man wird Alles vorher desinfiziren. Wir haben keine alte Karmeliterrobe, und eine neue würde Verdacht erregen. Gehen Sie und lassen Sie sich die Tonsur scheeren. Morgen früh neun Uhr erhalten Sie Ihre letzten Instruktionen und

noch denselben Tag müssen Sie abreisen." — Ich versuchte zwar noch zu remonstriren, aber Signor Pinelli war wie von Eisen, und ich mußte mich ebenso mit dem Gedanken, mein schönes Haar zu verlieren, wie mit Kleidern und Papieren eines Pestkranken vertraut machen. Ich mußte gehorchen, denn es wäre mir unmöglich gewesen, zu echappiren, da unter der geheimen Polizei sich ein Korps befindet, dessen Mitglieder zur Ueberwachung der übrigen Entdeckungsbeamten bestimmt sind.

Zwei Stunden später, als ich mich in meiner Wohnung befand, erschien der Polizeibarbier Dava, selbst ein geheimer Polizist, um mir das Haar zu tonsuriren. Als dieß geschehen, erschrak ich fast vor mir selbst bei einem Blicke in den Spiegel. Erst jetzt fiel mir ein, daß ich mit solchem abscheulichen Aussehen von der Dame meines Herzens, von Marietta, nicht persönlich Abschied nehmen konnte, und das war unerhört für einen Liebhaber, der sich mindestens vierzehn Tage von seiner Geliebten zu entfernen hat. Dieser Gedanke, ohne Abschied gehen zu müssen, war mir noch schrecklicher, als die Sachen des gestorbenen Saffi; ich mußte mich auch darüber zufrieden geben.

Als ich am folgenden Morgen vor Signor Pinelli erschien, brach er bei meinem Anblick in lautes Lachen aus. „Bruder Enrico Saffi," sagte er humoristisch, „hier ist Ihre Karmelitertracht; sie ist wohl durchräuchert worden von Coragio. Und hier sind die Papiere, ebenso wissenschaftlich gereinigt. Sie haben keine Ansteckung zu fürchten. Dieses härene Hemd, welches Sie auf bloßem Leibe tragen müssen, ist fast neu und nie von Saffi getragen worden. Nun wünschte ich nur, es wäre für Sie als Mönch des reformirten Karmeliterordens nicht absolut nöthig, barfuß zu gehen, weil der Weg weit und steinig ist." — „Wie, ich sollte nicht allein ein rauhes härenes Hemd tragen, sondern auch barfuß laufen, Signor Pinelli?" — „Nun, Sie werden doch in dieser sehr ernsten Sache keinen Theatermönch spielen wollen, Giuseppe! Wer etwas Ernstes will, muß dafür auch Opfer zu bringen wissen. Ist eine gewisse junge Dame, die Sie zu heirathen gedenken, dieser kleinen Opfer nicht werth, und würde die Belohnung, die Sie erwartet, Ihr zartes Vorhaben bezüglich dieser Dame nicht sehr erleichtern?" — Diese Wendung beseitigte natürlich alle meine Widersprüche. Ja, um Marietta's willen sollte das Aeußerste gewagt sein! Zwei Stunden später befand ich mich in der Kleidung eines wirklichen reformirten Karmeliters, mit nackten Füßen, auf dem Wege zum Kloster Santa Maria Maggiore. Meine Nahrung bestand lediglich in Grissini (piemontesischem Brod) und einer Handvoll Hülsenfrucht in einem ledernen Beutel, der von meinem eisernen Gürtel herabhing. Mein einziger Trank war das Bergwasser der Apenninen.



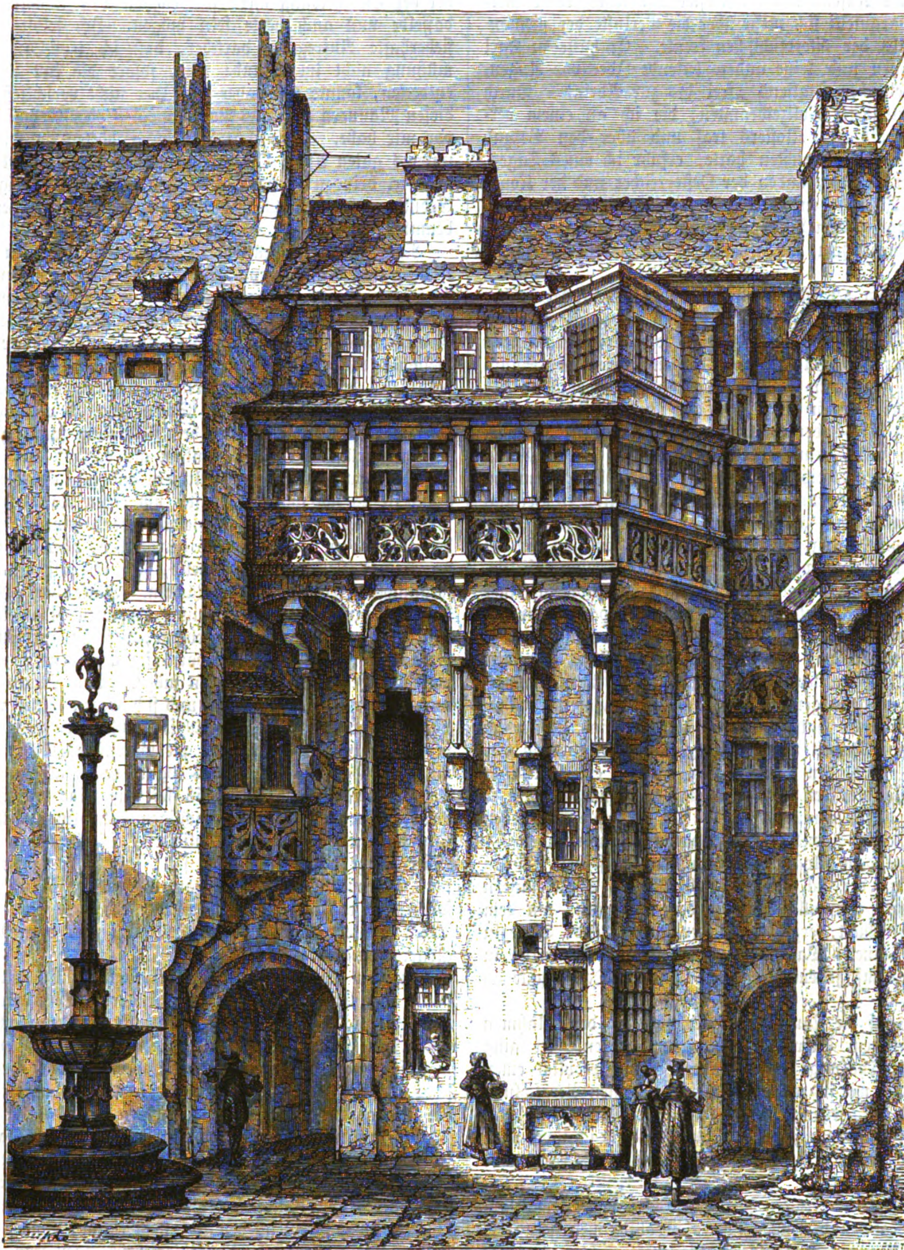
Memoiren eines italienischen Polizeibeamten. Die Verpuppung eines Karmelitermönchs. Von C. Stone. (S. 100.)

Ich erreichte das Kloster in einem wahrhaft kläglichen Zustande, hungrig, ermüdet, mit blutrünstigen Fußsohlen, ward aber von Abt Quarantelli überaus freundlich empfangen und auf seinen Befehl durch einen Laienbruder trefflich bedient. Nie werde ich das Behagen vergessen, das ich empfand, als ich, nach einer zwar einfachen, aber deliziösen Erfrischung und nachdem meine Füße gebadet waren, mich auf die Schlafpritsche meiner Zelle niederstreckte — ich war im Elysium!

Am nächsten Morgen stattete mir der Abt einen Besuch ab; mir schlug das Herz gewaltig. Er gab mir die Saffi'schen Papiere zurück, die ich zu meiner Legitimirung in seine Hände gelegt hatte, sagte mir, daß er oft von dem wackern Bruder Enrico Saffi gehört habe, und drückte seine Freude darüber aus, daß ich sein Kloster zu einem temporären Ruheplatze erkoren hätte. Dann kam er auf soziale und geistliche Auffassungen zu sprechen und bekannte frei, daß ihm keine Tyrannei verabscheuungswerther dünke, als Priestertyrannei. Mir war's, als träfe mich der Blitz, als er mir mittheilte, ein Mitglied seiner Konfraternität, Bruder Stanzoni, kenne mich persönlich, habe mich mehrmals predigen hören und stets mit großen Lobeserhebungen von mir gesprochen. Ich war verloren! Nein, noch sparte mir der Himmel die Schmach der Entlarvung. „Zufällig," so fuhr Quarantelli fort, befindet sich Stanzoni in einer hochwichtigen Angelegenheit abwesend und wird vor Ablauf eines Monats schwerlich zurückkehren können. Schade, daß ich ihn deßhalb nicht zu Ihnen führen kann." Respite! Reprieve! Ich hätte den Mann mit Wonne über die ungeahnte Rettung umarmen können. Statt dessen umarmte er mich. Und ich sollte diesen Würdigen aushorchen! Er war so gütig, mich zu bitten, das peinliche Hemd abzulegen und während meines Aufenthalts in seinem

Kloster die mildere Ordnung desselben anzunehmen, was ich mit innerem Frohlocken that.

Die Zeit der politischen Zusammenkunft nahte. Schon am Tage zuvor trafen eine Menge Besucher ein. Die Mehrzahl derselben trug entstellende Schirme über den Augen, Andere stellten sich lahm. Alle waren verkleidet und irgendwie maskirt. Unter solchen Heuchlern konnte meine Maskirung mir kaum noch zum Vorwurf gereichen. Ich erkannte unter den Erschienenen, nach Pinelli's detaillirter Beschreibung, ohne viele Mühe acht Männer aus Turin, sämmtlich Hoffykophanten, die ein bedeutendes Einkommen vom



Der Hof des Rathhauses in Nürnberg. Von F. Stroobant. (S. 103.)

König bezogen und hier mit der Intention erschienen, ihn schnöde zu betrügen und zu verrathen. Alle hatten, wie ich nachher bemerkte, bereits unzweifelhafte Beweise ihrer republikanischen Gesinnung und Thätigkeit gegeben.

Das politische Konklave, welches etwa sechzig Republikaner aller Färbungen umfaßte, ward in einem Salon der Abteiwohnung gehalten. Die Thüren wurden streng verschlossen gehalten. Ich selbst ward ohne weiteres Examen eingelassen. Die Diskussion war ruhig und gewiegt. Es wurden verschiedene Resolutionen gefaßt, welche von der Festigkeit der Gesinnung dieser Republikaner hinreichen-

des Zeugniß ablegten. Dann wurden Gelder an einen besondern Rechnungsführer abgeliefert, und die Versammlung schloß ohne alle Störung.

Ich wußte nun, daß ich mir die versprochene Belohnung verdient hatte. Mein Bericht sollte sich wesentlich gegen die acht sauberen Herren aus Turin richten, die nun als das, was sie waren, behandelt werden konnten.

Während meines Aufenthalts im Kloster machte ich die Bemerkung, daß Abt Quarantelli sich mehr über die Verluste der piemontesischen Waffen als der österreichischen freute. Er hatte zu Karl Albert kein Vertrauen und keine andere leitende Idee vor Augen, als die eines einheitlichen Italiens „frei bis zur Adria". Durch eine Patrouille verkleideter Polizeibeamten, die ich an einem versteckten Orte außerhalb des Klosters traf und über den Befund meiner Forschungen zu unterrichten hatte, erfuhr ich eines Tages, Mailand sei wieder in den Händen der Oesterreicher und der König total geschlagen. Als ich dem Abt dieß „Gerücht" mittheilte, erwiederte er mit flammendem Blicke: „Ich hab's vorausgesehen und vorausgesagt! Von diesem lauen Könige war nichts Gutes zu erwarten."

Für mich war nun der Moment gekommen, das Kloster wieder zu verlassen; ein besonderer Umstand hielt mich jedoch bis zu einem zweiten politischen Meeting, das bald nach dem ersten stattfinden sollte, zurück. Unter den „Pilgern zum heiligen Schrein von Santa Maria Maggiore" war mir nämlich ein Mann aufgefallen, der zum Schein an zwei Krücken ging und, wie ich durch den Klostersakristan erfuhr, in Süd- oder Centralitalien sich aufhielt, aber in einiger Entfernung von Turin geboren sein sollte. Dieser Mann gehörte nicht zu den Eingeweihten, sondern war angeblich gekommen, um durch Gebet und Berührung der Reliquien des Klosters Heilung seines Uebels zu erlangen. Keiner war ausdauernder und gläubiger in seiner Demüthigung vor dem Göttlichen, und da sich in seinem Zustande schon nach wenigen Tagen eine Besserung (affektirter Art) zeigte, so erhielt er nach Absolvirung seiner Novena (einer neuntägigen Serie von Gebeten) die Erlaubniß, noch länger im Kloster zu verweilen.

An diesem Menschen war mir Mancherlei verdächtig. Er hatte Etwas in seinem Aeußern, was an's Banditenhafte streifte, außerdem aber erkannte ich aus genauer Beobachtung, daß seine Lahmheit erheuchelt war. Er hatte demnach Ursache, im Kloster zu verweilen, ohne in Wahrheit von dessen geistlichen Segnungen Gebrauch zu machen. Aus den Blicken, mit welchen er, sobald er sich unbeobachtet glaubte, den Abt verfolgte, entnahm ich, daß er irgend Etwas auf diesen gemünzt hatte. Ich bewachte nun jeden seiner Schritte. Jeden Abend — mit wenigen Ausnahmen — entfernte er sich aus dem Kloster und humpelte an seinen Krücken einen Pfad entlang, der sich zu einem bewohnten Thale unfern des Klosters hinzog. Freiwillig hatte er dem Sakristan, mit dem er gute Freundschaft hielt, erzählt, daß er keine lebende Seele in den Umgebungen kenne. Was hatte der Betrüger beharrlich in jenem Thale oder auf jenem Wege zu thun? Das mußte ich ausfinden.

Ich legte mich auf die Lauer und bald sah ich den „lahmen Pilgrim" mit kräftigem Schritte angestiegen kommen. Er ging aber nicht auf dem Thalwege fort, sondern schlug plötzlich einen Seitenpfad ein, der, wie ich wußte, nach einer kleinen Bergschlucht führte. Leise und ungesehen, hie und da von Gebüsch gedeckt, schlich ich in einiger Entfernung ihm nach; doch konnte ich ihm, ohne Gefahr bemerkt zu werden, höchstens auf hundert Schritte nahe kommen.

Plötzlich legte er seine Krücken nieder, streckte seine gewaltsam verkrümmten Beine aus und erschien nun als vollkommen gesunder, frischer, kräftiger Mann. Das überraschte mich nicht, ich hatte nichts Anderes vorausgesetzt. Der Betrüger zog jetzt eine kleine Pfeife aus der Tasche und stieß einen scharfen Ton aus, der sofort beantwortet ward, und in wenigen Augenblicken erschien von der andern Seite ein Mensch, der einem Banditen durchaus ähnlich sah. Es entwickelte sich zwischen Beiden sofort ein lebhaftes, aber nicht laut genug geführtes Gespräch, als daß ich von meinem Versteck aus dasselbe im Zusammenhange hätte hören können. Nur die Namen Radetzky, Karl Albert, Mailand, Quarantelli deuteten ungefähr den Inhalt des Gesprächs an und die sehr erregten Gestikulationen, die Mienen der beiden Männer und ihr heiteres Lachen ließen errathen, daß es sich für sie dabei um eine Aufgabe handelte, die sie ausschließlich beschäftigte und die glücklich von statten zu gehen schien. Freilich hatten diese Bursche auf einen Zuschauer und Zuhörer meiner Art nicht gerechnet, und es stand doch von diesem Augenblicke an fest, daß ich ein wesentlicher Faktor bei der Entscheidung ihres Unternehmens sein würde, welcher Art dasselbe nun auch hätte sein mögen. Ich selbst gerieth in eine fieberhafte Aufregung darüber, daß ich trotz der äußersten Bemühung nicht im Stande war, sofort die Art ihres Spiels zu entdecken, konnte mich aber der Idee nicht verschließen, daß ich in diesen Männern ebenfalls Polizeiagenten oder Gehülfen der Reaktion vor mir habe. In welche Beziehung hätten sie sonst den Namen unseres guten Abtes Quarantelli mit Radetzky, Karl Albert, Mailand 2c. bringen können? Es blieb mir nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Geduld ist eine Haupttugend der Entdeckungsbeamten.

Nach etwa viertelstündiger Unterhaltung trennten sich die beiden Konspiratoren auf eigene Faust. Da ich einen andern und kürzern Weg zum Kloster wußte, als der war, den der vermeintlich Lahme gegangen, so zog ich mich nur ein wenig zurück und legte mich hinter meinem Felsvorsprunge auf die Lauer. Hier hörte ich noch den Besucher des Klosters seinem Genossen nachrufen: er solle nicht vergessen, die Maulthiere bereit zu halten; bald darauf stampfte er mit seinen Krücken an der Stelle, wo ich verborgen war, vorbei, während ich mich über den Felskamm schwang und fast zehn Minuten früher im Kloster ankam als er.

Die Erwähnung der Maulthiere gab mir einen weitern Anhalt. Handelte es sich um eine Reise, um einen Raub oder um Flucht? Der Heuchler verrichtete an diesem Abend seine Gebete mit derselben scheinbaren Inbrunst wie gewöhnlich, aber als er bald darauf an meiner Zelle vorbeihumpelte, sah ich auf seinem Gesicht ein satanisches, triumphirendes Lächeln. Hätte dieser Mensch geahnt, daß sich hinter der Maske eines frommen Karmelitermönchs ein Polizeibeamter aus Turin verberge, der ihn auf Schritt und Tritt bewachte! Ich zerbrach mir vorläufig vergebens den Kopf darüber, was der Herr Urian vorhaben möge. Von Quarantelli wußte ich nur, daß er aus Mailand sei und sich wegen seiner republikanischen Bestrebungen bei dem österreichischen Gouvernement so stark kompromittirt hatte, daß er auf piemontesisches Gebiet hatte flüchten müssen. Gerüchtweise hieß es sogar, er sei als Hochverräther zum Tode verurtheilt und ein Preis sei auf seine Auslieferung gesetzt. Beabsichtigten die beiden verdächtigen Fremdlinge vielleicht, ihn auszukundschaften oder gar auszuliefern? Die bejahende Beantwortung dieser Frage hatte Etwas für sich, nur konnte ich mir nicht erklären, auf welche Weise Quarantelli's Wegführung hätte erfolgen sollen, da er sein Kloster höchstens dann verließ, wenn er nach Turin reiste, wobei er aber stets drei oder vier Mönche als Begleiter mitnahm.

In den ersten Augenblicken beabsichtigte ich den Abt zu warnen, dann aber besann ich mich eines Andern. Mir wäre die Gelegenheit, möglicher Weise wichtige Entdeckungen zu machen und gleichzeitig dem Abt einen wirklichen Dienst zu leisten, entgangen. Es war für mein Gewissen eine Art Beruhigung, für die Auskundschaftung des politischen Treibens im Kloster durch eine noble That ein Gegengewicht schaffen zu können.

Am andern Tage hieß es plötzlich im Kloster, aus dem Thale sei die Kunde gekommen, der Hirt Bertani, welcher den Abt vor mehreren Monaten aus Banditenhänden gerettet, sei, vermuthlich aus Rache, von Banditen tödtlich verwundet worden und habe den Wunsch ausgesprochen, den Abt noch einmal ohne Zeugen zu sehen und aus seinem Munde die letzten Tröstungen und Segnungen des Glaubens zu vernehmen. Dieß war gegen Abend und der Abt machte sich sofort auf den Weg, um den letzten Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen, dem er selbst das Leben verdankte.

Im Rathhaus zu Nürnberg.

Von

A. Becker.

(Bild S. 101.)

Mitten in der Stadt, welche das gothische Gepräge auf Schritt und Tritt trägt, steht das Gebäude, das diesen Styl am Lebendigsten repräsentiren sollte, das Rathhaus, im italienischen Renaissancestyl aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts (1616—1619). Indeß hat dieser Styl noch seine strengeren Formen, die ihm Eucharius Holzschuher gegeben, und bildet gewissermaßen nur die Front für das ältere, 1522 erbaute Rathhaus. Die Fassade macht durch ihre Einfachheit einen malerischen Eindruck, während das alte Gebäude eine gar ernste Physiognomie gehabt haben muß, wenn man hört, daß die Mutter ihren Kindern zu sagen pflegte: „Wenn Du an St. Sebald vorbeikommst, so bete ein, wenn aber am Rathhaus, so bete zwei Vaterunser." Diese Warnung mag freilich auch wohl von der Folter herrühren, welche in den Gewölben des Rathhauses ihren furchtbaren Sitz aufgeschlagen hatte. Im großen Saal, der dem alten Theil des Gebäudes angehört, bewundern wir Albrecht Dürer's großes Wandgemälde: den Triumphzug des Kaisers Maximilian, das einzige Beispiel Dürer's von monumentaler Malerei und sehr charakteristisch und geistreich in den Kompositionen. Das Hauptbild ist der von zwölf Pferden gezogene und von vielen allegorischen Figuren begleitete Triumphwagen Kaiser Maximilian's I.; wozu Willibald Pirkheimer die Angaben gemacht, nach welchen die von Dürer gemachten Zeichnungen mit einer Erklärung von Pirkheimer jenem Kaiser im Jahre 1518 überschickt worden sind. — Auch zu dem andern Gemälde, nach der Beschreibung von dem Bilde der Verleumdung des Apelles, welcher Gegenstand ohne Zweifel gewählt wurde, um den hier zu Gericht sitzenden Magistratspersonen die strenge Ausübung ihrer Pflicht vorzuhalten, hat sicherlich sein gelehrter Freund Pirkheimer ihm die näheren Angaben gemacht. Endlich ist noch ein Bild mit Stadtpfeifern, glücklichen, lebensvollen Figuren, zu erwähnen. — Gegenüber am mittelsten Pfeiler ist eine Hinrichtung mit dem Fallbeil gemalt, das also damals schon bekannt war. Die Decke des langen Ganges im obern Stock besteht aus einem Gypsrelief und stellt ein hier gehaltenes Turnier dar, dessen Figuren lebensvoll gehalten sind. Den Hof schmückt ein Brunnen aus Erz gegossen, ein Knabe mit einem Delphine, 1556 von Pankraz Labenwolf modellirt, jenem Künstler, der auch das berühmte Gänsemännchen schuf.

Alter Samen und frisches Reis.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Es war an einem späten Nachmittage, als ich ankam.

Ich hatte meinen Weg über das Schlachtfeld genommen; ich hatte jenes Bauernhaus besucht, in dem ich von dem verwundeten Freunde Abschied genommen; ich wollte mich nach ihm erkundigen, von den Leuten mir den Weg nach dem Schlosse zeigen lassen. Ich traf keinen von den früheren Bewohnern mehr an. Der Bauer war weggezogen; er war nur Pächter gewesen. Es war ein neuer Pächter da, und dieß erst seit kurzer Zeit; von dem Schlosse Otmarstein wußte er nur, daß es etwa eine Meile weit entfernt sei, und daß der Weg dahin durch das Gebirge führe. Den Weg bezeichnete man mir; ich machte ihn allein.

Ich ging durch wildes, menschenleeres Gebirge. Nach anderthalb Stunden lag ein weites, anmuthiges Thal zu meinen Füßen. Rechts von mir dehnten sich unabsehbare Getraidefelder aus; links erhob sich ein großes und hohes, in dem französischen Style des achtzehnten Jahrhunderts gebautes Schloß, umgeben von einer Menge von Nebengebäuden, das Ganze in der Mitte eines großen Parkes, in dem ich von der Höhe des Berges aus Boskets, Alleen, Weiher, Wald und Waldwiesen unterschied. Ueberall in dem Thale herrschte die Stille des Sommernachmittags, des herannahenden Abends. So lag der Otmarstein vor mir.

Lebte hier mein braver und muthiger und unglücklicher Freund Ferdinand Spiegel noch? War auch für ihn die Ruhe und der Friede des anmuthigen Thales da? Oder hatte er hier die ewige Ruhe, den Frieden des Grabes gefunden, den er suchte? Hatte er, so jung, so schön, so muthig und treu, hatte er dennoch sterben müssen? Er war ja auch so unglücklich, und er hatte es gewollt.

Ich stieg hinunter zu dem Schlosse. Ich fand im Thale eine Fahrstraße, die in die Richtung des Schlosses führte. Ich verfolgte sie; ich kam in den weitläufigen Park, in eine der Alleen, die ich von oben gesehen hatte. Sie war lang, breit; an ihrem Ende sah ich das Schloß vor mir. Ich schlug sie ein; ich kam an den Boskets, an den Weihern, an den Waldwiesen vorüber. Ueberall war die tiefste Ruhe und Stille. Ich sah keinen Menschen; ich hörte keine Stimme; nicht einmal ein Vogel wurde laut. Ich erreichte das Ende der Allee. Das Schloß lag vor mir; nur noch ein weiter, runder Rasenplatz trennte mich von ihm. Zu beiden Seiten lief um den Platz ein breiter Kiesweg, der an der Rampe vor dem großen Portal des Schlosses wieder zusammentraf. An den Außenseiten des Weges waren Blumenbeete; am Schlosse entlang standen in den großen Kübeln Orangeriebäume.

Das Schloß war ein großes, kostbares Prachtgebäude, wohlerhalten, als wenn es vor wenigen Jahren neu erbaut wäre. Ordnung und Sauberkeit herrschten rund umher, fast peinlich. Das Gras auf dem weiten Rasenplatz war wie nach der Schnur geschnittener Sammet; die Wege waren mit dem feinsten Kies bestreut; die großen Kübel der Orangeriebäume waren schneeweiß; auf den Blumenbeeten zur Seite blühten in sorgsamer und geschmackvoller Auswahl und Gruppirung die schönsten Blumen der Jahreszeit; an dem kunstvollen Eisengeländer der Rampe sah man kein Stäubchen; die messingenen Knöpfe darauf glänzten blank in der Nachmittagssonne.

Aber auch hier kein Laut, keine Bewegung, kein Leben. Die Fenster des Schlosses waren mit dichten Vorhängen verhüllt; in seinem Innern war es wie todtenstill. Der weite Rasenplatz, die Kieswege, die Blumengärten, die Rampe, Alles war leer und still; ich war der einzige lebende Mensch in dieser todten Pracht. Und sie war doch so voll Leben, diese Pracht!

Lebte auch mein junger Freund hier? Lebte er dennoch? Lebte er glücklich?

Diese stille Schloß- und Parkeinsamkeit war wie geschaffen für das Leben der Liebe, und ist nicht das Leben der Liebe immer ein glückliches? Selbst das der unglücklichen Liebe?

Oder war dieses große Schloß mit seiner Pracht und seiner Ordnung und Sauberkeit doch nur ein weites, glänzendes Grab? Um so glänzender, je mehr es Leiden und Unglück der Herzen gesehen hatte, die es nun mit seinem Frieden bedeckte?

Ich war um den Rasenplatz herumgegangen, nur noch wenige Schritte von der Rampe entfernt. Neben mir war ein Beet voll bunter Astern; hinter ihm an den höheren Stauden der Georgien hatten schon einzelne dieser Prachtblumen des Herbstes ihre Kelche geöffnet. Der Sommer war heiß gewesen; da war der Herbst früh gekommen.

Hinter den Georgien vernahm ich plötzlich ein Geräusch. Ich blieb stehen. Eine männliche Stimme sprach leise, langsam, wie während einer Arbeit für sich.

„Du willst noch blühen? Hier blüht keine Rose mehr. Seitdem die zwei letzten dahin sind, haben nur noch die Herbstblumen ihr Recht, mit ihren feisten Blättern und steifen Formen und grellen Farben, ohne Duft und ohne Herz. Sie verkünden ja auch den Winter, den Tod . . ."

Ich hatte nach der Stelle geblickt, wo die Stimme sprach. Ein alter Mann stand dort zwischen hohen Rosenstöcken. Er mußte ein Gärtner, der Schloßgärtner sein. Er band die Zweige der Stauden zusammen, schnitt mit einem Gartenmesser das Verdorrte ab, unter diesem aber auch eine Rosenknospe. Mit einer Art von heftigem Zorn setzte er das Messer an sie, löste er sie von dem Stamm. „Du willst noch blühen?" Es war die letzte, die ein-

zige Knospe an allen den Stöcken. Mit seinem Zorne fuhr er fort: „Und bald wird Winter und Tod nur allein hier sein. Alter Samen artet aus, und das frischeste Reis, das man auf dem alten morschen Stamm sieht, muß verdorren mit diesem."

Ich hatte eine Bewegung gemacht; er hatte sie gehört, blickte nach mir auf. Er sah mich überrascht, verwundert an, als wenn er sich und mich fragen wollte: wie kommt ein lebender Mensch hieher?

Ich konnte nicht mehr an ihm vorbeigehen.

„Bin ich hier an Schloß Otmarstein?" fragte ich ihn.

Er trat zu mir in den Kiesweg.

„Ja, mein Herr."

„Darf ich fragen, wer das Schloß bewohnt?"

„Der Freiherr vom Spiegel."

„Hat der Freiherr Familie?"

„Einen Bruder."

„Es ist der Junker Ferdinand?" fragte ich.

Der alte Mann sah mich erstaunt, fast erschrocken an.

„Haben Sie den Junker Ferdinand . . ."

Er brach ab.

„Ob ich den Junker Ferdinand gekannt habe?" hatte er wohl fragen wollen. Es war, als wenn er auf einmal nicht mehr den Muth zu der Frage habe.

„Ich habe mit dem Junker gedient," sagte ich. „Wir waren Husaren zusammen. Er wurde in der Schlacht drüben auf der anderen Seite des Gebirges neben mir verwundet. Ich sah ihn noch in einem Bauernhause und dann nicht wieder."

„Und jetzt suchen Sie ihn hier?"

„Er bat mich darum, wenn der Krieg zu Ende sei."

Ich las in dem Gesichte des alten Mannes eine große innere Angst. Er berieth mit sich, was er mir weiter sagen sollte.

„Der Junker und ich waren Freunde," sagte ich, um ihm vielleicht in seiner Verlegenheit zu Hülfe zu kommen.

Er erschrack noch mehr.

„Sie waren vertraute Freunde?" fragte er.

„Wir waren uns wenigstens die Nächsten im Regiment."

„Er hatte Ihnen seine Geheimnisse anvertraut?"

Ich wollte mit Nein antworten, wie ich mußte.

Wir wurden unterbrochen.

Aus dem Schloßportale war ein ältlicher Herr herausgetreten, hatte mich bei dem Gärtner erblickt und kam auf uns zu. Er war eine sonderbare Erscheinung: lang und hager, trug er sein kleines, mit schneeweißen Haaren bedecktes Haupt stark vorn übergebeugt; sein Gang war schleppend, beinahe schwankend. Als er näher kam, sah' ich, wie auch sein Gesicht kreideweiß war; aber es funkelten mit einem seltsamen Feuer ein Paar kleine stechende Augen darin.

Der Gärtner war unruhig geworden, als er ihn sah. Er kämpfte einen kurzen Augenblick mit sich, dann sagte er mir rasch: „Mein Herr, sprechen Sie mit dem Herrn kein Wort über den Junker. Ich bitte Sie um Alles. Wenn Sie wirklich ein Freund des armen Junker waren — und Sie waren es . . ."

„Gewiß war ich es."

„So seien Sie nachher wieder hier, wenn es dunkel ist, hier bei diesem Georgienbeet. Sie sollen dann Alles von mir erfahren." Er hatte doch noch einen Zusatz: „Alles, was ich Ihnen sagen darf. Aber entfernen Sie sich jetzt nicht," sagte er dann noch. „Der gnädige Herr dort . . ."

„Ist es der Freiherr?" unterbrach ich ihn.

„Der Bruder, der Baron Julius . . ."

Er konnte mir nicht mehr sagen.

Der Baron Julius war bei uns.

Er blieb bei uns stehen und sah mich mit den funkelnden, stechenden Augen neugierig an. Es lag etwas ganz Besonderes in dem Blick; mir wurde fast unheimlich zu Muthe. Er musterte mich schweigend.

„Ein fremder Herr, Euer Gnaden," sagte der Gärtner.

„So? Zufällig hieher gekommen?" war die Erwiederung.

Sie war an den Gärtner gerichtet.

Ich antwortete für diesen: „Auf einer Streiferei durch das Gebirge."

„Zum ersten Male hier?" fragte der sonderbare alte Baron, dießmal mich.

„Hier, ja," antwortete ich. „Im Gebirge war ich schon früher."

„So? Schon lange her?"

„Vor zwei Jahren. Ich machte die Schlacht drüben mit."

„So? Unter den Franzosen?"

„Unter den Preußen. Ich bin Preuße."

„So?" sagte er wieder.

Aber nur das Eine Wort, und er lachte wie aus vollem Herzen dabei.

Ich wollte auffahren.

Aber der alte Gärtner sah mich so ängstlich bittend an. Der arme Mann schien auf glühenden Kohlen zu stehen.

Ich schwieg.

Dem Baron mußte auf einmal etwas Anderes in den Sinn gekommen sein.

„Ah, Sie wollen wohl den Park und das Schloß besehen! Ja, sie sind schön! Beide! Soll ich Sie in dem Park herumführen?"

Mir kam ein Gedanke.

Ich durfte den Baron nach Ferdinand Spiegel nicht fragen; aber er selbst begann vielleicht über ihn zu sprechen, wenn er mich herumführte. Der Gärtner wollte mir nur mittheilen, was er sagen dürfe; ein Geheimniß war es also mit meinem armen Freunde, und der sonderbare Baron — er war eben so sonderbar.

„Durch den Park kam ich," antwortete ich ihm. „Aber wenn ich das Innere des Schlosses sehen dürfte, würde ich Ihnen dankbar sein."

„Kommen Sie!" rief er freundlicher. „Gehen wir sogleich."

Er war mit seinem schleppenden Gange schon auf dem Wege zum Schlosse. Ich folgte ihm. Dem Gärtner warf ich einen Wink zu, daß ich wieder bei ihm sein werde und daß er sich nicht beunruhigen solle.

Ich schritt mit meinem Führer durch das große Schloßportal. Wir kamen in eine weite, gewölbte Halle. Eine breite steinerne Doppeltreppe in ihrer Mitte führte zu den oberen Stockwerken. Wir erstiegen sie; sie brachte uns in einen langen Korridor.

Der Baron war schweigend neben mir hergegangen; ich hatte keine Veranlassung gefunden ihn anzureden. Um uns her war die tiefste Stille; kein Mensch begegnete uns. Auch in seinem Innern erschien das weitläufige Schloß wie ausgestorben. Unsere Schritte hallten fast schauerlich in den stillen, weiten und leeren Räumen wider.

In dem Korridor standen wir vor einer hohen Flügelthür.

„Da ist der große Prunksaal," sagte der Baron. „Wollen Sie ihn zuerst sehen?"

Ehe ich antworten konnte, sprach er schon weiter: „Oder soll ich Sie zuerst in unseren Ahnensaal führen?"

„Der Ahnensaal würde für mich das meiste Interesse haben," erwiederte ich.

„Sie haben auch recht," sagte er. „In den Prunkgemächern ist es so traurig."

„Warum?" fragte ich.

„Warum? Ja, sehen Sie, es ist eben kein Mensch darin. Schon lange nicht mehr. Warten Sie, wie lange ist es denn her? Ja, seitdem meine schöne . . ."

Er brach plötzlich ab, er sah sich scheu um, als wenn er schon zu viel gesagt und Jemand es hätte hören können.

„Also gehen wir in den Ahnensaal," sagte er dann.

Wir gingen tiefer in den langen Korridor hinein.

Im Gehen sprach er wieder: „Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll — in dem Ahnensaale bin ich am Liebsten. Es ist in dem ganzen Schlosse das einzige Gemach, in dem man Menschen sieht, und man ist da in der Familie."

Bei den Worten lachte er wieder, und zwar so aus vollem Herzen, wie vor wenigen Augenblicken draußen im Garten.

(Fortsetzung folgt.)



Ellen's Selbstmordversuch. (S. 108.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

17. Die Trennung.

Mr. Taylor schien die Art seines Gewerbes ganz in sein Wesen übertragen zu haben, er war ganz Feinheit, ganz Höflichkeit und versicherte Mrs. Stone, wie wohl es ihm thue, ihr gefällig sein zu können. Der Advokat nahm eine würdevolle Amtsmiene an. Er sprach einige leise Worte mit Verney und setzte sich dann still an die lange, eichene Tafel. Ellen stützte matt den Kopf in die Hand, während Julia neben ihr sich stolz und kokett in ihren Sessel zurücklehnte. Ihre außerordentlich fein gepflegte Hand spielte mit Ellen's Miniaturporträt, das sie an goldener Kette — ein Geschenk der Tochter Stone's — um den Hals trug. Godfrey stand frei mit auf der Brust gekreuzten Armen. Dering saß, fast hinter ihm, in einer Sophaecke, die Hände über dem rechten Knie gefaltet, im gerötheten Antlitz ein gezwungenes Lächeln, da er sich von der gegenübersitzenden Julia beobachtet sah.

„Wir sind hier in einer sehr ernsten Sache versammelt," sagte die Wittwe, „und zwar in einer, die mir ganz neu und fremd ist. Ich könnte sagen: ein Unglück kommt selten allein. Just, nachdem ich meiner schönsten Diamanten beraubt worden, kommt dieser Gentleman (auf Adolph deutend) und beschuldigt meinen Schwiegersohn — ich weiß kaum, wessen! Doch er ist da, mag er selbst sprechen!"

Dering erhob sich in einer nervös erregten Weise. „Ich sage, daß Sir Felix nicht durch Zufall oder Selbstmord um's Leben gekommen ist." — Diese Worte machten Sensation. „Das kann doch nicht Ihre wirkliche Meinung sein," bemerkte der Advokat. — „Doch, sie ist es! Ich war in Irland, seitdem Sir Felix verschwunden, und habe Nachforschungen angestellt." — Er hatte sich's in der That Geld kosten lassen, um von der armen Küstenbevölkerung der verhängnißvollen Oertlichkeit Aeußerungen zu erfahren, die er sich zu einem leichten Gebäude von Verdacht gegen Godfrey zusammenfügte. Es herrschte eine tödtliche Stille unter den Versammelten, als Adolph in lautem Tone die Resultate seiner Recherchen kundgab. „Georg Murphy, der Wirth im Fährhaus, sagt, Sir Felix und Godfrey kamen zusammen, um über Nacht zu bleiben, Sir Felix sei aber noch ausgegangen, um zu baden, und er denkt, Godfrey sei einige Zeit nach ihm auch weggegangen. Mike Donolly, ein Fischer, ist sicher, zwei Gentlemen, welche im Fährhause hätten übernachten wollen, spät in der Nacht bei hellem Mondschein über den Sand gehend gesehen zu haben. Pat Flaherty, ein anderer Fischer, hörte einen Schrei von den wilden Felsen, genannt die Riesenschrittsteine, und sah dann gegen zwölf Uhr Nachts einen Gentleman von dort herkommen. Er ist sicher über die Zeit, da die Glocke vom St. Marienkloster wenige Minuten später und etwa eine halbe Stunde, nachdem er den Schrei gehört, geläutet habe." — „Halt!" versetzte Godfrey bewegt, „ich glaube, es ist nöthig, eine mehr öffent-

liche Feststellung von alle Diesem zu veranlassen." — „Sie haben recht, dieß zu thun," entgegnete ihm die Wittwe. — Alle erhoben sich wie in einem Impuls. Godfrey ging nach der Thür. „Bleibe hier, Godfrey, ich bitte Dich!" rief Ellen tief bewegt. — „Nein, Ellen," erwiederte der gekränkte Gatte, sich kurz umwendend, in einem festen, klangvollen Tone; „ich werde nicht zurückkehren, so lange dieser schnöde Verdacht auf mir lastet. Wenn ich nicht vollkommen rein aus der Untersuchung hervorgehe, wirst Du mich nie mehr sehen. Möge mein Schicksal sich gestalten, wie es wolle, ich gehe sofort zum Magistrat, um diese Anklage in kompetente Hand zu bringen. Was Dich anlangt, mein Weib, das ich so heiß liebte, so überlasse ich Dich Deinen Betrachtungen." Damit entfernte sich Godfrey, begleitet von dem Advokaten Mr. Taylor, dem Diener Verney und dem Ankläger Dering; Alle verfügten sich direkt zum nächsten Polizeihofe, wo Adolph, genöthigt, das, was er wußte oder zu wissen glaubte, in der früheren, nervös erregten Manier konstatirte.

Godfrey hatte wenig anzuführen. Seine Reise mit Sir Felix war, wie bereits erwähnt, Monate vor ihrer Ausführung verabredet. Beide besuchten Rom und Florenz; Godfrey hatte verschiedene Skizzen für Sir Felix zu machen. Dann kamen sie nach Paris, wo anscheinend zufällig Adolph Dering mit ihnen zusammentraf. In Paris fand Sir Felix alte Bekannte aus Irland und gerieth auf die Idee, mit ihnen dahin zu gehen; er lud Godfrey ein, ihn zu begleiten, und dieser that es. Adolph Dering erbot sich zur Mitreise. Godfrey beobachtete sowohl in Paris als auf anderen Punkten der Reise zu verschiedenen Malen an seinem Freunde und Gönner eine seltsame Unruhe. Sir Felix äußerte auch, er werde vielleicht nicht wohlbehalten wieder nach England kommen.

An dem verhängnißvollen Tage war er immer mit Godfrey fischend, skizzirend und plaudernd umhergestrichen. Sie kamen Abends in's Fährhaus und trennten sich, nachdem sie eine Flasche Wein und etwas Abendessen zu sich genommen, um sich in ihre Schlafzimmer zu begeben. Weiteres wußte Godfrey nicht, denn erst am andern Morgen bemerkte er das Verschwinden seines Freundes.

Dagegen hatte der Advokat eine sehr bedeutsame Angabe zu machen. An demselben Tage oder am Tage vorher müsse Sir Felix eine bedeutende Geldsumme empfangen haben, um welche er dringend an ihn, den Advokaten, geschrieben und die dieser, gegen Einsetzung seines gesammten Familiengutes, von Isaak Stone für ihn erhoben und abgesandt habe. Während der Advokat diese Mittheilung machte, erinnerte sich Godfrey, eines Tages in dem Zimmer Verney's, in Stone's Hause, in einem offen auf einem Stuhle stehenden Koffer eine blauseidene Börse gesehen zu haben, die vorher Sir Felix gehörte. Verney hatte zwar sehr schnell den Koffer zugeklappt, doch war Godfrey seiner Wahrnehmung sicher, und es fiel ihm auch nun erst auf, daß Verney sich vor einiger Zeit, angeblich von seinen Ersparnissen, oder von einem Legat, das eine alte Tante ihm gemacht, eine Jahresrente von fünfundzwanzig Pfund gekauft hatte. Ferner war Verney seit Sir Felix' Tode im Besitz einer theuern goldenen Uhr mit Kette und eines Ringes. Doch ging Godfrey von diesen Dingen ab, weil er den bescheidenen, von Sir Felix stets auf's Beste behandelten Diener einer Schurkerei gegen seinen Herrn nicht für fähig hielt. Konnte Adolph Dering nicht selbst der Mörder sein und nun den Verdacht aus Rache auf Godfrey wälzen? Er war am Tage des Verschwindens des Baronets fortgegangen und am andern Tage wieder gekommen. Godfrey überließ die Klärung dieser Punkte der Untersuchung und gab dem Beamten seine Adresse, nicht bei Mrs. Stone, sondern in einem Hause nahe der Oxfordstreet, wo er, wie ihm bekannt war, ein Atelier haben konnte und wo er bis zum Austrag der Sache für sich allein wohnen wollte.

Er ließ sich aus seiner bisherigen Behausung sein Malergeräth holen und stürzte sich mit wilder Hast auf's künstlerische Schaffen, um darüber das Elend seines Lebens zu vergessen. Es genüge hier zu bemerken, daß es der polizeilichen Anstrengung nicht gelang, festzustellen, ob Godfrey, oder Adolph, oder Verney, oder sonst eine bekannte Person den Tod des Baronets veranlaßt; ob die unbekannte Person, die der Fischer in seiner Begleitung gesehen haben wollten, den Mord verübt, oder ob die rückkehrende Flut den auf dem Sande Wandelnden erreicht, ob ihn im Bade ein Krampf befallen, oder ob er im Schlick versunken. Nur der Schrei, den ein Fischer mit seiner Familie im Boot gehört, gab eine feste Andeutung, daß Sir Felix in jener Nacht den Tod gefunden. Das Geheimniß blieb unenthüllt — schrecklich für den sonst so glücklichen Maler!

Tag für Tag kamen die Bilder der alten Zeit vor seine Seele, und dann breiteten sich schwarze Schatten darüber her, die widerlich verzerrten Gestalten seiner Gegner grinsten ihm entgegen. Täglich mußte er sich wiederholen, daß er sein Glück und sein Weib verloren, daß er keinen Weg wisse aus dem Dunkel seines Lebens. Er hatte keinen ruhigen Schlaf mehr, und auch seine Arbeit machte ihm nicht mehr die Freude wie sonst. Für wen schaffte er? Für einen gebrochenen Mann! Doch nein, er hatte noch eine andere Aufgabe: die Subsistenz und Schulbildung seiner beiden unmündigen Brüder hing von seinem Fleiße ab . . . Werfen wir einen Blick auf seine eigenen Familienverhältnisse, um zu erkennen, in welche Beziehungen er schon in früher Jugend zu Felix Harcourt gekommen.

Sein Vater diente als Offizier in Indien in der vom Oberst Harcourt kommandirten Brigade, während sich seine Mutter, bei fleißiger Arbeit, ziemlich kümmerlich in England von dem kargen Solde erhalten mußte, der ihr vom Kriegsoffice zukam. Mrs. Chester, ihres Godfrey stolzen Sinn kennend, verhehlte ihm lange Zeit, daß die Ausgaben seiner Erziehung hauptsächlich durch die Frau des Oberst Harcourt bezahlt wurden. Der Oberst hatte ihr nämlich geschrieben, daß er in Scinde durch Kapitän Chester's Bravour aus großer Lebensgefahr gerettet worden sei, und er hatte sie gleichzeitig gebeten, dafür Sorge zu tragen, daß in der Erziehung von Chester's ältestem Sohne, um den sein Vater viel Sorge trage, nichts verabsäumt werde. Lady Harcourt begnügte sich nicht mit Unterstützungen der Kapitänsfrau, sondern ließ Godfrey mit ihrem Neffen Felix, der ungefähr in gleichem Alter mit ihm war, zusammen erziehen. Es war sogar im Werke, Godfrey auf Harcourt's Kosten studiren zu lassen, doch verdarb die Rückkehr des Kapitän Chester aus Indien diesen Plan. Der Kapitän, dessen Gesundheit durch das giftige Klima und durch Wunden zerstört war, bezog halben Sold und mußte sich daher mit seiner Familie sehr einschränken. Dennoch verbrauchte er für seine Person verhältnißmäßig viel, machte öfter Reisen zu gesundheitlichen Zwecken und ließ sich dabei von seinem Aeltesten begleiten.

Auf solchen Ausflügen erwachte in Godfrey die erste Neigung zur Malerei; er skizzirte Landschaften aller Art, welche deutlich seinen Genius verriethen, so daß sein Vater für die erforderliche Ausbildung sorgte. Godfrey entwickelte riesigen Fleiß; er hatte sich vorgenommen, ein tüchtiger Künstler zu werden, und er ward es.

Beim Ausbruch des Krimkriegs trat sein Vater, leiblich wieder hergestellt, freiwillig in die aktive Armee zurück und starb in den Trancheen von Sebastopol den Heldentod. Seine treue Gattin überlebte ihn nicht lange. Als sie im Sterben lag, rief sie Godfrey an ihr Bett. „Mein guter Sohn," sagte sie verscheidend, „sei ein Vater für Deine beiden Brüder!"

Godfrey versprach's ihr mit bebendem Händedrucke und beugte sich eine Minute später über der Mutter Leiche. Von da an war er der treueste Sorger für seine beiden jüngeren Brüder. Er vermittelte ihre Aufnahme in eine gute Bildungsanstalt und ließ es an nichts fehlen, was zu einem bescheidenen Leben gehörte.

Kurz vor den letzten peinlichen Szenen im schwarzen Hause hatte er, auf Ellen's Andringen, an diese Brüder geschrieben, sie möchten beim Beginn der langen Ferien nach London kommen und vier Wochen bei ihm wohnen. Nun erwartete er sie, und es war ihm doch unmöglich geworden, sie in Mrs. Stone's Haus einzuführen. Diese Menschen, an denen er so treu gehangen, denen sein ganzes besseres Selbst gedient, hatten ihn mit schnödem Verdacht gekränkt — sein eigenes Weib, das er über Alles geliebt! Und jene argwöhnische, selbstsüchtige, gemüthlose Frau, welcher die Bezeichnung „kluge Hanna" zum Spitznamen geworden, hatte ihm in ihrer Herzenselendigkeit sogar nicht genügend verhehlen können, daß sie ihn selbst des Diamantenraubs verdächtig halte. Sein stolzer Geist empörte sich wild bei diesem Gedanken. „Nein, nie-

mals sollen meine Brüder in die Klause kommen!" schwur er, als er nach der Endstation der Südostbahn ging, um sie zu erwarten.

Als die Knaben ausgestiegen waren, blickten sie suchend umher und wunderten sich, Godfrey allein zu finden. „Ist Deine Frau nicht mit da?" fragte Walther, der Aeltere. — „Ich bin allein, wie ihr seht," antwortete Godfrey befangen. Er selbst hatte ihnen ja geschrieben, daß er und seine Ellen bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhofe sein würden. — „Ich war so begierig, sie zu sehen!" meinte Walther, ohne noch eine stattgehabte Veränderung zu ahnen. Georg, der Jüngere, dreizehn Jahre alt, war scharfsichtiger; ihm fiel sofort Godfrey's Verstimmung und Beklommenheit auf.

Alle Drei bestiegen eine Droschke. „Dieß ist doch nicht der Weg zur Bartholomäiklause!" sagte Walther, aus dem Wagen blickend. — „Nein," erwiederte Godfrey; „wir gehen jetzt nicht dahin. Es ist daselbst etwas Unangenehmes vorgekommen, und ich muß mich einige Tage in meinem Atelier behelfen. Ihr dürft nicht verdrießlich sein, wenn ihr's dort für den Augenblick nicht so bequem findet. Als Söhne eines Soldaten wird euch dieß nicht unerträglich vorkommen."

Die Knaben suchten in weiteren harmlosen Fragen ihrer Neugier Luft zu machen, doch Godfrey, dessen Gemüth darunter außerordentlich litt, entgegnete: „Ihr würdet mich recht sehr verbinden, wenn ihr jetzt nicht weiter über meine Privatverhältnisse fragtet ... Es besteht eine Differenz zwischen mir und Mrs. Stone, die erst ausgeglichen werden muß." — „Werden wir morgen Deine gute Frau sehen?" fragte Walther. — „Nein, weder morgen, noch — jemals!" — Godfrey erschrak, als das Wort heraus war. Die Knaben starrten einander an und verfielen in minutenlanges Schweigen. Walther, der unermüdliche Frager, war der Erste, der es nicht über's Herz bringen konnte, sich Gewißheit zu verschaffen. „Du willst uns vielleicht nur schonen, Godfrey," sagte er theilnehmend; „vielleicht ist sie gestorben!" — „O nein, nein, sie lebt, mein Junge; aber ich kann Dir keine nähere Erklärung geben. Sei so gut und gehe für den Augenblick davon ab. Es wird Alles gut werden. Es wird euch an nichts fehlen, ich will euch Zerstreuung verschaffen, so viel ich vermag, und ich hoffe, ihr werdet frisch und froh in eure Anstalt zurückkehren und tüchtig weiter lernen." — „Was mich betrifft, so hoffe ich bald am Ende zu sein," versetzte Walther. — „Wie das, Bruder?" — „Ich möchte Soldat werden, Godfrey, und bin, weiß Gott, bald groß genug für des Vaters Uniform. Du weißt, ich zähle fast Fünfzehn und ich meine, ich hätte an den Büchern nun genug." — „So? Ich glaube, es gibt trotzdem noch genug für Sie zu lernen, junger Herr?" — „Aber ich kann nicht lernen, Godfrey!" — „Wenn Du Soldat werden willst, barfst Du gar nicht sagen: ‚ich kann nicht!' sondern Du mußt können. Um ein guter Offizier zu werden, hast Du noch einen drei- bis vierjährigen Unterricht nöthig, aber er soll militärisch sein." — „Dann bin ich zufrieden, Godfrey. Fortifikationen, Geometrie, die ganze Mathematik ist mein Leben, aber ich hasse Latein und alle Grammatik wie Gift und Galle und werde niemals die Klassiker verdauen. Wenn ich Bücher sehe, möchte ich, daß es Mauersteine wären, um eine Festung daraus zu bauen. Criquet ist mein Latein, Godfrey. Du mußt aber nicht glauben, daß ich deßhalb meine Schuldigkeit nicht thäte. Ich arbeite mich durch den Stundenplan wie durch ein feindliches Land, geschäh's auch nur, um Dich zu erfreuen." — Godfrey mußte lächeln. „Ich begreife allerdings, Du hast einen militärischen Charakter, Walther, aber mit meinem Willen sollst Du nicht ohne die Bildung eines Gentleman in die Armee eintreten. Nun, und Du, Georg? Was gedenkst Du zu werden?" — „Ein Maler, Godfrey!" — Im Antlitz des Künstlers leuchtete wehmüthige Freude. „Du sollst gewiß Deiner Neigung folgen, mein Junge, wenn ich sehe, daß ihr Deine natürlichen Anlagen entsprechen, was ich nicht bezweifle."

Unter diesen Gesprächen erreichten sie Godfrey's neue Wohnung und richteten sich so gemüthlich wie möglich ein. Die Anwesenheit der Knaben hatte allerdings einerseits für Godfrey etwas Betrübendes, weil sie ihm lebendiger die Rückkehr in ein hülfloses Garçonleben vergegenwärtigte, aber sie hatte doch weit mehr für ihn etwas Erfreuendes, Ablenkendes, Zerstreuendes. Er wanderte mit den Brüdern in dem weiten London umher, zeigte ihnen die unendliche Fülle von Sehenswürdigkeiten und tödtete in ihrer Gesellschaft so manche sonst einsam gebliebene Stunde.

Dazu kam sein glänzender, künstlerischer Erfolg; seine Gemälde wurden in der Presse gerühmt. Die Fama legte Balsam auf seine Herzenswunde.

18. Ellen's Verzweiflung.

Einige Zeit nach Godfrey's peinlicher Trennung von seiner Gattin bat Letztere ihn brieflich um eine Unterredung, um ihm die Entstehung ihres Argwohns zu erklären. Es war an einem stillen, warmen Abend, als sie, Seite an Seite, in den ruhigen Umgebungen der „Klause" halblaut sprechend dahinschritten. Anfänglich wollte Godfrey ihre Erklärung gar nicht hören, erst ihr wiederholtes Bitten und ihre Verstörung konnten ihn dazu bewegen. „Wohlan, beginne denn!" sagte er in rauhem und strengem Tone. — „Du nimmst," erwiederte Ellen, „keine genügende Rücksicht auf meine Unwissenheit, Godfrey, welche meiner albernen und abergläubischen Phantasie, genährt durch Träume und die Erzählungen der Großmutter, zu weiten Spielraum gestattete. Ich wurde schon vor Deiner Rückkehr nach London durch einen schrecklichen Traum beunruhigt, in welchem ich Sir Felix ermordet sah. Dieser Traum wurzelte um so fester in mir, als mir Julia Hilliard versichert hatte, sie sehe Böses in Deiner gemeinschaftlichen Reise mit Felix. Ich kann Dir den Eindruck nicht schildern, Godfrey, den es auf mich machte, als ich bald darauf wirklich durch Deinen Brief das räthselhafte Verschwinden des Sir Felix erfuhr. Es war, als wenn tausend Nattern sich in mir einnisteten und mein Herz zerwühlten. Nach unserer Vermählung vergaß ich auf eine Weile die seltsam wirkende Einbildung, Sir Felix sei durch Mord umgekommen. Du warst ja dessen so gewiß, daß ein unglücklicher Zufall oder sein eigener Wille ihn getödtet, daß ich vollen Glauben in Deine Ansicht setzte. Ich war ja auch zu glücklich, um über einem düstern Geheimniß grübeln zu können. Julia warf aber eines Tages ein Billet über die Brustwehr unseres Daches, worin sie ihren Verdruß über Dein Verbot intimen Umganges mit ihr aussprach und hinzufügte, sie habe Grund zu glauben, daß mein Traum über die Ermordung des Sir Felix in Erfüllung gegangen sei, denn sie habe in dieser Beziehung Manches gehört, dürfe aber für den Moment nichts Näheres sagen und bitte mich um Bewahrung des Geheimnisses. Ich verbarg das Billet sorgfältig vor Dir, denn ich fühlte, daß eine Anklage gegen Dich darin enthalten war." — „Weiter!" herrschte der Maler, als Ellen zögerte. — „Gut, ich will Dir Alles sagen, Godfrey. Es kam ein zweites Billet über die Brustwehr. Ich weiß nicht mehr genau, was es enthielt, aber es beunruhigte und entsetzte mich noch mehr. Dann traf ich mit Julia zusammen, und sie gab mir den Brief, den Adolph Dering geschrieben und den ich dem Diener Verney zeigte. Auf diese Weise ward ein furchtbarer, quälender Verdacht in mein Herz gepflanzt. Ich sagte zu mir selbst: wenn es wirklich möglich wäre, daß dein guter Godfrey, der mich so heiß liebte, als er sah, daß Sir Felix ihn um alle seine Hoffnungen brachte, in einem Augenblicke der Versuchung oder der Verzweiflung das gethan hätte, was mir träumte — —" Sie stockte hier und blickte beim Scheine einer Gaslaterne in Godfrey's Antlitz. „Doch nein," fuhr sie fort, „mein guter Godfrey hatte niemals eine Versuchung dieser Art! Nicht wahr, nein, Godfrey? Nicht wahr, der böse Feind hatte nie Macht über Dich und Sir Felix starb nicht durch Mord?" — „Ich bin gekommen, Erklärungen zu hören, nicht Fragen zu beantworten," erwiederte Godfrey kühl. „Fahre fort!" — „Gut, wo war ich? Ach ja, der entsetzliche Brief! Als ich ihn dem Diener zeigte, rieth mir dieser, Adolph Dering zu sehen und ihm die Verbreitung seiner lächerlichen und schändlichen Beschuldigung zu verbieten. Seltsamer Weise aber schien Verney selbst einen Theil der Anklagepunkte zu bestätigen, und ich war so schwach, die von Mr. Dering geforderte Unterredung zu bewilligen." — „Ich weiß, daß Du's thatst!" versetzte Godfrey mit vor Entrüstung bebender Stimme. — „Weil ich fühlte, daß es mir nicht möglich war, mein Ohr den schweren Beschuldigungen ganz zu verschließen; ich wollte denselben um jeden Preis auf den Grund gehen und war um Deiner Ruhe und Sicherheit willen be-

reit, einen wichtigen Schritt zu wagen. Magst Du mir glauben oder nicht, es ist doch so, daß nur Dein Seelenfrieden und Deine Sicherheit mich bewegte. Von Adolph Dering vernahm ich eine Menge Belastungsmomente gegen Dich, so daß ich konfus ward und wahrlich nicht mehr wußte, was ich über Sir Felix' Tod denken sollte. Ach, wie viel hätte ich darum geben mögen, wenn ich mein Entsetzen tief in meiner Seele hätte verbergen können, um es der Beurtheilung der Welt zu entziehen! Es ward mir schon schwer, dieß vor Dir selbst zu thun. Manchmal war ich dem Wahnsinn nahe. Die ganze Welt schien mir dunkel, und von allen Ecken und Enden heulten mir teuflische Fratzen das Wort ‚Mörder!' entgegen."

Ellen war durch diese Mittheilungen so angegriffen worden, daß sie sich auf Godfrey stützen mußte, aber nur mit Widerwillen litt dieser Ellen's Arm auf dem seinen. Er sprach einige Minuten kein Wort. Erst als sie sich wieder auf dem Pflaster der „Klause" befanden, sagte er: „Ich habe nun Deine Erklärung vernommen, Ellen, und begreife Deine Verstörung, — nachdem Du aber Dich so weit vergessen, einen schrecklichen Verdacht auf mich zu werfen, bin ich nicht mehr im Stande, mich wieder mit Dir zu vereinigen." Ellen wankte traurig einen Schritt zurück. „Siehe," fuhr er fort, „es ist möglich, daß Sir Felix ermordet worden ist. In der That scheint sein merkwürdiges Verschwinden einen dunklen Schatten auf irgend Jemand zu werfen. Das gebe ich zu; aber ich hätte nie geglaubt, daß meine Ellen fähig wäre, mich als Mörder zu verdächtigen.

Ellen hörte diese Versicherungen mit freudigem Lächeln. Eine schwere Last ward dadurch von ihrem Herzen genommen. Sie schmiegte sich dicht an ihn und sagte mit innigem Eifer: „Ich glaube fest an Alles, was Du mir sagst, mein Godfrey, und ich kann mir selbst nie verzeihen, daß ich auf diesen Adolph Dering gehört habe." — „Und auch ich kann Dir nie verzeihen, Ellen. Ich kann nicht! Hinfort ist zwischen uns ein tiefe Kluft. Du hast meinen Feinden Dein Ohr geliehen, das ist genug. Du bist kein Weib für mich!" — „Gut, gut," erwiederte Ellen stehen bleibend, mit schneidendem Schmerz; „dann scheiden wir hier, Godfrey!" — „Ja, hier scheiden wir, Ellen! Ich bin ein stolzer Mann, der in moralischen Dingen lieber zu streng als zu nachsichtig gegen sich gewesen ist. Wenn ich vor meiner Gattin nicht auf dem Piedestal der Ehre stehen kann und von ihr geachtet werde, dann will ich lieber wie ein Eremit in einer nackten Hütte leben als in Gemeinschaft mit ihr. Lebe denn wohl!" — „Lebe wohl, Godfrey! Du bist unversöhnlich, fürchterlich! Aber es soll nichts ausmachen! Lebe wohl!" — Sie wendete sich um und schwankte gebrochen in ihrer Mutter Haus, während Godfrey zu seinem Atelier, zu seinen Brüdern und seiner Kunst zurückkehrte. Ellen betrat das vereinsamte schwarze Haus mit der festen Ueberzeugung, daß Godfrey unschuldig, irgend ein Anderer aber schuldig sei. Das finstere Geheimniß breitete sich gleich einer Wetterwolke über ihre verstörte, gramvolle Seele; es verfolgte sie in stiller Mitternacht, wenn der Schlaf sie floh. Sie würde willig Alles, was sie zu erben hatte, für eine glückliche Lösung des Räthsels geopfert haben.

Es war ein fürchterlicher Gedanke, einen Unschuldigen, und zwar den eigenen Gatten verdächtigt zu haben, der sie mit ganzer Seele liebte. Wie war dieß möglich gewesen? Sie suchte verzweifelt nach einer Beantwortung dieser Frage. Obschon sie ihm stets das Beste gewünscht und sich heilig gelobt hatte, ihm Glück zu bereiten, hatte sie doch ein tückischer Geist gegen ihn gehetzt und sie wie in einem höllischen Zauber vermocht, ihn tödtlich zu kränken. Manchmal schien es ihr gar nicht möglich, daß er sich für immer von ihr gewendet habe und ihr nie verzeihen werde. Stundenlang saß sie am Fenster ihres Arbeitszimmers und starrte durch die Scheiben, weil sie sich einbildete, er müsse kommen und freundlich zu ihr sagen: „komm', sei wieder mein!" oder sie stieg Abends hinauf auf die Plattform des Daches und brütete, bis die gute alte Großmutter sie bittend und tröstend herabrief.

Es war ihr so seltsam, daß sie falsche Beurtheilung, Mißverständniß, Groll verursacht haben sollte, während ihr Bestreben auf Liebe, Vertrauen, Achtung gerichtet gewesen war. Ihr Verstand verwirrte sich mehr und mehr; all' ihre wachen Stunden waren schmerzvolle. Nur kurze Momente des Schlafes bildeten schwachen Trost. Erst dann, wenn die Erinnerung in ihr todt war, war ihr Leben noch erträglich; aber bei jedem Erwachen fühlte sie stärker, tiefer die Pein des Selbstvorwurfs und den Gram unbefriedigter Sehnsucht. Ihre Nerven wurden heftig angegriffen, bald war sie furchtbar erregt, hatte wirre Träume und quälende Phantasieen, bald versank sie in tödtliche Ermattung. Je länger dieser krankhafte Zustand währte, desto mehr steigerte er sich. Alles um sie her gewann ein düsteres Aussehen, die gewitterhafte Atmosphäre einer geistigen Katastrophe umgab sie. Das Wort „Ewigkeit" trat vor ihre Seele in seiner schauerlichsten Bedeutung. Ewig sollte sie leiden, ewig den Theuren missen, ewig einsam sein und sich in vergeblicher Reue verzehren? War diese Idee, wurzelnd in dem tiefsten Herzen der unglücklichen Verlassenen, nicht wie dazu gemacht, sie zum Wahnsinn zu treiben? Ellen hatte wirklich Anfälle von Irrsinn, die alte Großmutter bewachte sie mit größter Sorgfalt und bot alles Mögliche auf, ihre Gedanken abzuleiten, sie zu zerstreuen; aber sie fand in Ellen nicht mehr wie sonst eine willige, aufmerksame Zuhörerin. Ihre Ruhelosigkeit war ein deutliches Zeichen geistiger Verstörung. „Old Grannie" machte wohl ihre Tochter Hanna auf Ellen's Zustand aufmerksam und heischte dringend Abhülfe der Ursache, aber Hanna Stone war viel zu stolz und viel zu selbstsüchtig, um Godfrey einer Bitte oder der Nachgiebigkeit zu würdigen.

Eine bessere Stütze fand die Großmutter dagegen an Bridget, und ihr allein war es zu danken, daß Ellen von schrecklichem Tode gerettet ward. Diese eilte eines Tages in ungewöhnlicher Aufregung nach der Plattform; die Großmutter, nichts Gutes ahnend, rief die irische Magd, und Beide kamen hinaufsteigend gerade zur rechten Zeit, um Ellen mit Gewalt von der Brüstung zurückzuziehen. Sie hatte in einer Anwandlung von Trostlosigkeit und Verstörung sich vom Dache auf's Straßenpflaster stürzen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 60:

Es büßen oft viele Völker die Sünden einer Regierung.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 84:

Räthsel.

Sieh das Loos des Guten, Schlechten,
Neigt das Zünglein sich zur Linken;
Schlägt es aber um zur Rechten:
Welch' ein Flimmern, welch' ein Blinken!
Zünglein rechts ist lauter Leben,
Zünglein links das Grab daneben;
Rechts das lachende Entstehen,
Links das traurige Vergehen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 10.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die heilige Elisabeth.

Von

Alexander Weil.

Am Vorabend des Tages, als auf der Wartburg der Sängerkrieg abgehalten wurde, hatte Klingsohr in seiner Herberge zu Eisenach ein seltsames Gesicht. Lange blickte er zum gestirnten Himmel empor, dann, als ob für ihn die geheimnißvolle Sternenschrift offenbar geworden, sprach er: „Ich sehe ein schönes Gestirn, das in Ungarn aufgestiegen, seinen Glanz über Marburg und von da über die ganze Welt verbreitet. Wisset, daß in dieser Nacht dem König von Ungarn eine Tochter geboren wurde, die Elisabeth heißen und dem Sohne des Fürsten hier zur Ehe gegeben wird. Sie wird heilig sein und ihre Heiligkeit wird der ganzen Christenheit Trost und Freude bringen."

Als der Landgraf von Thüringen von diesem prophetischen Ausspruch Kunde erhielt, machte sie auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Sofort wurden Abgesandte nach Ungarn beordert; sie bestätigten die Geburt der jungen Elisabeth. Der Landgraf warb um sie zu Gunsten seines Sohnes, er erhielt das Jawort, und schon nach vier Jahren brachte eine glänzende Gesandtschaft die junge Braut zu ihrem künftigen Schwiegervater.

Innerhalb der Mauern der Wartburg verlebte die Heilige ihre Kindheit und Jugend. Sie wuchs heran wie eine zarte Taube in dem Neste gewaltiger Adler.



Die heilige Elisabeth verläßt die Wartburg. Nach den Fresken von Moritz v. Schwind.

Aus der holden Jungfrau wurde eine liebliche Königin, die reizende Braut eine fürstliche Gemahlin. In diesen beiden Eigenschaften entfaltete sie eine wunderbare Fülle ihres edlen Gemüthes und ihres reinen Herzens. Ihr ganzes Wesen war christliche Liebe, all' ihr Thun und Trachten ging darin auf, und eine Menge der herrlichsten Züge weiß die wunderliebende Legende von ihr zu erzählen.

Eines Tages stieg sie von der Burg in die Stadt hernieder, in ihrem Gewande Brod, Wein und Oel für die Armen tragend. Da begegnet sie auf schmalem und engem Gebirgspfade ihrem Gatten. In rauhem Tone fragte er sie, was sie bei sich trage? Ueber und über erröthend — denn schon oft war sie wegen ihrer Wohlthätigkeit von ihm heftig getadelt worden — öffnete sie ihr Gewand; allein nichts fand sich in demselben vor als blühende Rosen, während zu gleicher Zeit ein Glorienschein um ihr Haupt leuchtete.

Ein anderes Mal speiste sie allein in ihrem Gemache. In bußfertiger Enthaltsamkeit nahm sie nichts zu sich als hartes Brod, das sie in ein Glas frischen Wassers eintauchte. Bei diesem fru-

galen Mittagstische überraschte sie der Gemahl; gut gelaunt, führte er das Glas an seine Lippen; allein siehe da: das Wasser hatte sich in ein köstliches, wohlschmeckendes Getränke umgewandelt.

Wieder ein anderes Mal waren auf der Wartburg mehrere angesehene Abgesandte vom ungarischen Hofe erschienen und vom Landgrafen zu einem splendiden Gastmahl eingeladen worden. Elisabeth sollte sich bei demselben in ihren reichsten Gewändern einfinden. Allein gerade an dem Morgen desselben Tages hatte sie diese Gewänder verkauft, um mit dem Erlös die Armen unterstützen zu können; die Kleider, die sie noch besaß, waren unansehnlich und schadhaft. Doch jetzt hatte der Himmel selber die Sorge für ihren Schmuck übernommen: als sie in den Speisesaal trat, waren die Gäste geblendet von dem Schimmer ihres Mantels von himmelblauem Sammet, der mit Perlen der seltensten Art übersäet war; selbst die Königin von Frankreich, soll ein anwesender Ungar gesagt haben, könne nicht prächtiger geschmückt sein.

Die Mutter des jungen Landgrafen blickte mit gehässigem Neid auf die Tugenden ihrer Schwiegertochter. Als einmal das Krankenhaus von Armen überfüllt war, empfing Elisabeth auf der Burg einen jungen Aussätzigen, der so abschreckend aussah, daß sich Niemand seiner annehmen wollte. Sie badete ihn, verband seine Wunden und ließ ihn in ihr eigenes Bett hinlegen. Hierauf ließ die Schwiegermutter ihren Sohn kommen und führte ihn mit den Worten: „Da sieh', wem Deine Gemahlin vor Dir den Vorzug gibt", zu dem Ehebette. Wüthend riß der Landgraf die Vorhänge auseinander — dann stürzte er aber plötzlich in seine Kniee und neigte das Haupt demuthsvoll zur Erde: in dem Ehebette hatte er den Leichnam des gekreuzigten Heilandes liegen gesehen.

In und um Eisenach lebt das Andenken der heiligen Elisabeth noch bis zum heutigen Tage in gesegneter Weise fort; die Stellen, wo sie gewandelt und gewirkt, werden heutzutage noch mit Pietät genannt und begangen.

In neuerer Zeit ist das Andenken der Heiligen auch durch Künstlerhand verewigt worden: durch die Freskengemälde von Moritz v. Schwind auf der Wartburg. Dieselben veranschaulichen mehrere lebensvolle Szenen aus der Legende der heiligen Elisabeth. Unser Bild reproduzirt den Moment, wo sie, Wittwe geworden, als Flüchtling die Stätte ihres erhabenen Wirkens verläßt. Langsam und traurig kommt sie den bergumkränzten Waldpfad von der Burg herabgewandelt. Auf einen Stab gestützt und sich an der Felswand haltend, wandelt eines der Kinder ihr voraus, zwei andere trägt sie schlafend in ihre Gewänder gehüllt. Sie wendete ihre Schritte nach Marburg, um die ihr noch beschiedenen Tage ihres Lebens in klösterlichem Gebet zuzubringen.

Der Holzfäller in den Vogesen.

Erzählung

von

Fr. Ruffs.

(Bilder S. 112 und 113.)

Weit ab vom allgemeinen Reisezug in die rauhen, unwegsamen, wilderhabenen Bergzüge der Vogesen trieb mich mein Hang zur Einsamkeit. Je stiller der Wald, je öder das Gebirge, desto magischer und geheimnißvoller ihre Romantik, und je urwüchsiger die Menschen, desto erträglicher für den Erholungsreisenden ihr Umgang. Wo könnte der Städtebewohner sich für das unruhevolle, neid- und haßerfüllte Treiben genug für das ganze tragische Elend des Lebens schöner entschädigen, als am Busen der ungekünstelten Natur und in der Nähe schlechter, allen bösen Leidenschaften unzugänglicher Menschen? So dachte ich, als ich auf den düster bewaldeten Berghöhen des Elsaß umherstreifte. Gerade da oben aber erlebte ich eine höchst traurige Geschichte, welche erschütternd zeigt, daß überall das Unheil seine Stätte aufschlägt, wo der Mensch hinkommt „mit seiner Qual". Während meiner Wanderungen in den höchsten Gebirgsregionen, wo die Fichte und Tanne vorherrscht, begegnete mir eines Tages das Unglück, auszugleiten und mir den Fuß so zu vertreten, daß ich vergeblich weiter zu kommen suchte. Ich war genöthigt, mit meinem schmerzenden Fuße zu bleiben, wo ich war.

In dieser Höhe, 1000 bis 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, sind Menschen selten. Oft kann man einen ganzen Tag, ja Tage lang streifen, ohne einen Holzfäller oder Kohlenbrenner, oder etwa einen Jäger zu treffen. Die „Ebrancheurs", welche die Tannen und Fichten von ihren Aesten befreien, haben ihre bestimmten Striche oder Schläge, und die Köhler, welche gewöhnlich die ältesten und am Meisten überflüssigen Bäume fällen, sind an Zahl gering. Ob und wann ich also Hülfe finden würde, wußte ich nicht. Stunden lang mußte ich an meinem Ruheplatze ausharren; mein Fußgelenk schwoll an und hinderte mich, einen Schritt zu gehen.

Schon dämmerte der Abend, da vernahm ich endlich aus einiger Entfernung lärmende, jubelnde, singende Stimmen. Hoch überrascht hätte ich mit jubeln mögen, denn ich hatte nun Hoffnung, aus meiner Lage erlöst zu werden. Athemlos lauschte ich, ob die Stimmen sich näherten, und als es mir schien, daß sie sich seitwärts verloren, schrie ich aus Leibeskräften.

Binnen wenigen Minuten war ich von einer kleinen Gesellschaft festlich geschmückter Leute umringt, die von einer Hochzeit zu kommen schienen. Burschen und Mädchen bildeten die Mehrzahl; Erstere hatten Sträußchen und Reiser am Hut und an der Jacke, Letztere trugen Kränze von blühendem Bergklee auf dem Kopfe. Einige ältere Männer und Frauen schienen gleichsam Sauvegarde zu spielen. Mit heller Verwunderung blickten die Meisten auf den Fremdling, zwei der Männer aber hatten mich auf meinen Streifereien schon gesehen und erkannten mich sofort wieder; diese waren Henry Fleurot, der Veteran der Holzhauer, mit vollem graumelirten Bart, und ein junger Bursche, der meine Aufmerksamkeit bereits erregt hätte. Letzterer, Franz Wolf war sein Name, erschien intelligenter als die meisten Anderen, ohne jedoch, wie ich nachher erfuhr, aus der Gebirgsregion sich jemals entfernt zu haben. Er hatte ein hübsches, stattliches Aeußere und vor Allem ein überaus treuherziges blaues Auge. Franz war ein geborenes Genie, er schnitzte allerlei Spielwerk, Figuren, Nippes und sogar musikalische Instrumente, ohne die mindeste Anleitung genossen zu haben. Als ich ihn, etwa acht Tage vorher, zuerst sah, hatte mich seine helle, kräftige Stimme und sein Blasen auf selbstgefertigter Flöte angelockt. Franz war, wie Fleurot mir erklärte, der Hochzeiter. Das hübscheste Mädchen eines benachbarten Dorfes, Käthchen, die von ihrem Onkel ein kleines Anwesen geerbt hatte, war sein geworden, obwohl Manche behaupteten, Franz mit seiner Vorliebe für allerlei „Kinkerlitzchen", welche die ernste Arbeit beeinträchtigten, passe gar nicht zum Ehemann und Familienvater.

Kaum bemerkten die Männer, um was es sich handelte, so beeilten sie sich, mir Hülfe zu leisten. Fleurot, welcher im Gebirge als Naturarzt in gutem Rufe stand, besichtigte meinen geschwollenen Fuß, zog ein Fläschchen mit Arnikaspiritus aus der Tasche, goß von der Flüssigkeit auf die verletzte Stelle und rieb sie ein. Darauf ward ich von mehreren Männern fortgetragen. Es ging abwärts, manchmal halsbrechend steil. Alle diese Gebirgsbewohner können klettern wie die Affen und schreiten mit eben so großer Sicherheit und Ruhe bergab wie bergauf. Dießmal aber schienen die vorhergegangenen Hochzeitsgenüsse, welche, wie Fleurot selbstgefällig erzählte, drei Tage und drei Nächte gedauert und unter der „Riesenfichte" ihren Abschluß gefunden hatten, ihre aufregende und abspannende Wirkung gethan zu haben. Die Bewegung meiner Begleiter war im Allgemeinen etwas schwankend. Fleurot, welcher der Nüchternste zu sein schien, mahnte von Zeit zu Zeit die Strauchelnden und Ausgleitenden zu größerer Vorsicht.

Wir gelangten an eine der sehr steil abwärts führenden Holzbahnen, welche die Holzfäller an Stellen, die sonst nicht gangbar sind, angelegt haben. Diese Holzbahnen bestehen aus zwei parallel laufenden, roh behauenen Stämmen mit dazwischenliegenden, sprossenartigen Querhölzern. Sie haben eine doppelte Bestimmung, theils dienen sie dazu, das geschlagene Holz in Stämmen oder auf Schlitten nach den flößbaren Gebirgsbächen herabgleiten zu lassen, theils auch benützen sie die Gebirgsleute als Wege, zu Fuße oder auf Schlitten. Im Lenken der Letzteren haben sie eine solche Geschicklichkeit, daß sie pfeilschnell mit denselben fahren können, ohne aus der Bahn zu kommen.

Der junge Hochzeiter wollte sich's nicht nehmen lassen, mich auf seinem Schlitten abwärts zu fahren und nach seiner Wohnung zu bringen, damit ich sein Gast sei. Ich wurde auf den Schlitten gesetzt, Franz übernahm die Leitung, die Uebrigen gingen hinter dem seltsamen Fahrzeug, Henry Fleurot unmittelbar hinter demselben und zur Vorsicht mahnend, von Zeit zu Zeit auch mit einer Hand den Schlitten haltend. Franz stieß, wie die übrigen jungen Bursche, von Zeit zu Zeit einen weithin schallenden Jubelruf aus; die Mädchen sangen ein Lied zum Preise der jungen Vermählten. Es bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft wieder eine lärmende Heiterkeit. Plötzlich jedoch stieß Fleurot hinter dem Schlitten einen Ruf des Schreckens aus, der Schlitten gerieth in sausende Bewegung, Franz verlor das Gleichgewicht und stürzte. Weiter sah und hörte ich nichts, denn im nächsten Augenblicke erhielt ich einen furchtbaren Stoß, der mich bis in's innerste Mark erschütterte, und verlor das Bewußtsein.

Ich habe nach diesem unglücklichen Zufalle sechs Wochen lang in Franzens Häuschen gelegen, ohne wieder zu klarer Besinnung zu kommen. Die Verzweiflung meines Wirthes, der sich als den Urheber meines Leidens ansah, soll grenzenlos gewesen sein. Er selbst ist selten von meinem Lager gewichen und sein hauptsächlichstes Flehen zu Gott ist gewesen, mich wieder zu Verstand kommen zu lassen.

Der alte Fleurot war mein Arzt; er kannte alle heilkräftigen Kräuter und Wurzeln des Waldgebirgs und machte davon die sorgsamste Anwendung. Manchmal war es mir, als sehe mein Auge eine weibliche Gestalt an meinem Schmerzensbett und als fühle meine heiße Stirn eine weibliche Hand, aber mein geistiger wie körperlicher Blick waren viel zu getrübt, mein Empfinden zu bewußtlos, als daß ich mir, während der nächsten fünf Wochen, über irgend ein Vorkommniß Rechenschaft hätte geben können. Erst zur Zeit meiner Rekonvaleszenz merkte ich, daß Käthchen neben ihrem Manne mir eine treue Pflegerin gewesen war. Die Freude Franzens, als ich zum ersten Male wieder die Kraft deutlicher Vorstellungen verrieth, war außerordentlich; er geberdete sich wie ein Kind, brachte die Kunde von Weiler zu Weiler und begleitete mich dann täglich in's Freie, damit meine Genesung völlig werde.

Ich merkte schon jetzt, daß Franzens Ehe keine glückliche war, zum Theil wohl aus den schon vorher angegebenen Gründen, zum Theil aber aus einer Ursache, die er nur zu verhehlen suchte, die aber, wie ich doch erfuhr, in der Person seiner jungen Frau beruhte. Käthchen war früher in einer größeren Stadt bei Verwandten gewesen, und Franz glaubte, als er sie öfter in düsterer Stimmung sah, sie sei unzufrieden mit ihrer Lage. Käthchen war, wie ich bemerkte, sehr furchtsam, so daß sie im Dunkeln nicht allein bleiben mochte, und sehr abergläubisch. Eine alte Landstreicherin hatte ihr kurz vor der Verheirathung, als sie am Fuße der „Riesenfichte", die einer ihrer Urgroßväter gepflanzt haben sollte, saß und träumerisch in den jähen Abgrund vor sich blickte, prophezeit, ihr Glück werde blühen, so lange diese Fichte ihr stolzes Haupt gen Himmel strecke. Daran glaubte Käthchen wie an ein Evangelium. Und gerade mit diesem Baume hing ihr Verderben zusammen.

Etwa zwei und ein halbes Jahr nach Franzens Hochzeit kam ich zum ersten Male wieder nach seiner Wohnung, die gleich einem Schwalbenneste am Bergabhange klebte.

Als ich das „val de la Joie" oder „val d'Ajoie", wie die Holzhauer es nannten, durchschritten und weiter bergan stieg, vermißte ich schon von Ferne die auf einem der höchsten Punkte auf einem vorspringenden Felsen sichtbar gewesene „Riesenfichte". Näher kommend, sah ich den Gipfel der Fichte, noch am Stamme hängend, nach der Schlucht abwärts gekehrt. Ich vermuthete erst, ein heftiger Sturm habe ihn gebrochen, obschon mir das seltsam däuchte; als ich aber der Schlucht nahte, sah ich zu meinem Schrecken einen Trupp Leute, die eben Franzens zerschmetterten Körper leblos aufgehoben hatten. Fleurot, der grüßend, mit Thränen in den Augen, auf mich zu kam, sagte mir schluchzend, Franz sei seit zwei Tagen vermißt und darauf von seinen Kameraden gesucht worden. Einer von ihnen hatte zuerst ein Stück seiner Weste an einem Dornbusch hängend gefunden. Dann war ihm die gebrochene Fichte aufgefallen, und er war auf einem Umwege in die Schlucht gestiegen. Hier sah er Franz mit gebrochenem Rückgrat liegen, dicht neben ihm sein Beil. Die Aeste der Fichte waren fast bis zur Krone abgeschlagen. Franz hatte ohne Zweifel dieß Werk gethan und war dabei mit dem gebrochenen Wipfel herabgestürzt. Wie es zugegangen, daß ein so kräftiger Stamm ohne Sturm hatte brechen können, war Allen ein Räthsel. „Gott und seine Heiligen wissen es," sagte Fleurot. „Der arme Junge war nie so elend, als in den letzten zwei Monaten, er war nicht mehr der Alte, das Leben schien ihm zuwider geworden. Wer kann sagen, ob er nicht selber diesen Tod gesucht? Jetzt wollen wir die Leiche nach Hause schaffen, dann wollen wir loszukriegen suchen, wie die Fichte abgebrochen ist."

Während der Trupp sich mit Franzens Leichnam entfernte, blieb ich erschüttert noch einige Minuten zurück und machte eine Entdeckung höchst eigenthümlicher Art.

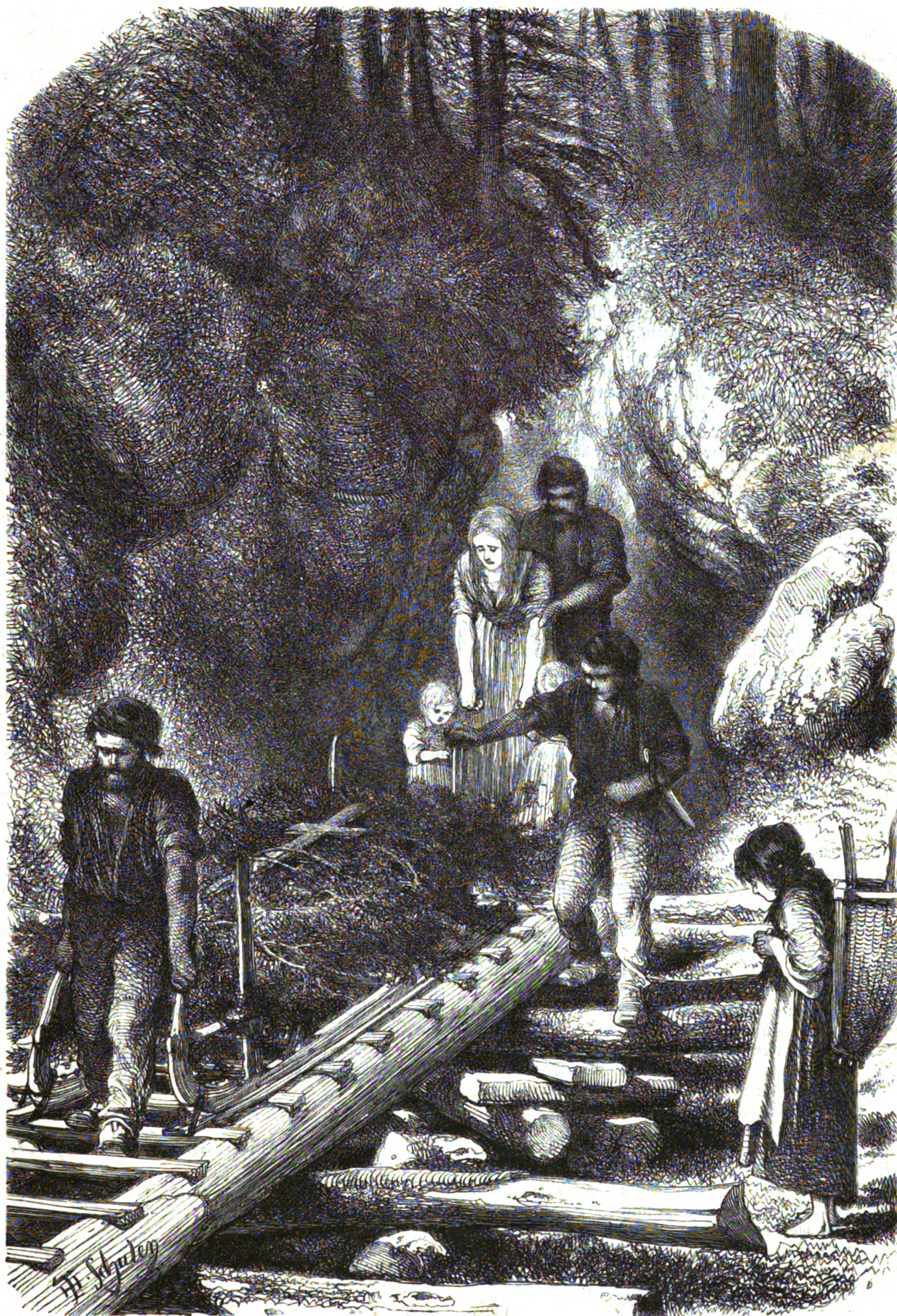
Franzens Beil war liegen geblieben, ich nahm es zur Hand und war eben im Begriff, noch einige Aeste an dem Fichtenwipfel zu zerschlagen, um das am Felsen lehnende Stammstück, das einem mäßigen Baum glich, umwerfen und die Bruchstelle untersuchen zu können. Plötzlich hörte ich oben am Fuße der gebrochenen Fichte ein Jammergeschrei und gleich darauf eine rauhe Männerstimme. Das, was ich hörte, veranlaßte mich, möglichst rasch und ungesehen neben dem Felsen emporzusteigen und mich zu verbergen. Das jammernde Weib war Franzens Frau. Ohne Zweifel war ihr während des Suchens Kunde von ihres Gatten Ende geworden, sie war auf besonderem Wege herbeigeeilt und hatte den Leichentransport verfehlt. „Na, was schreist Du wie eine Besessene?" hörte ich die Mannesstimme sagen. „Sei froh, daß es so gekommen ist! Sie haben eben seinen Leichnam aufgepackt und heimgetragen. Das ist doch das Gescheidteste, was geschehen konnte. Du bist nun frei ..." — „Ach, wie sprichst Du sorglos und entsetzlich!" erwiederte die Frau weinend. „War's nicht mein Mann und der Vater meiner Kinder?" — „Hm ... Deiner Kinder! Ich denke, eins davon gehört mein." — „Seitdem Du wieder hier bist, Gustav, ist das Unglück über uns hereingebrochen. Ich habe seit dem schrecklichen Tage keine Ruhe mehr, überall verfolgt mich das Gewissen ... nun kommst Du auch noch und machst das Maß meines Elends voll." — „Dummes Zeug! Ich komme, um Dich glücklich zu machen. Dein Schicksal ist seit dem Tage in Nancy an meines gekettet, und Du thatest unrecht, Dich in diese stillen Berge zu flüchten, ohne mich's wissen zu lassen." — „Ich habe nichts mit Dir zu schaffen. — Du hast den Mord begangen und nicht ich." — „Schnack! Du hast dabei geholfen..." — „Ich habe nur das Licht gehalten!" — „Ganz recht, das macht Dich strafbar wie mich." — „Aber was willst Du nun hier?" — „Alberne Frage! Heirathen will ich Dich, ein Holzfäller werden und den lieben Gott einen frommen Mann sein lassen. Hier ist's so still und traulich, hier sucht mich Keiner, so wenig wie Dich Jemand gesucht hat außer mir. Also nun thue mir den Gefallen und sei vernünftig. Laß den Todten begraben und spiele die ehrsame Wittib; aber wenn ich in drei Tagen mich als Dein Vetter bei Dir melde, dann vergiß Deine Rolle nicht und nimm mich auf wie sich's gebührt. Ich kann dann ohne Aufsehen bei Dir wohnen, werde Deine Geschäfte besorgen, und kein Mensch wird etwas darin finden, wenn ich nach fünf oder sechs Monaten Dich heirathe, weil Deine Kinder einen Ernährer brauchen." — „Nimmermehr!" rief Käthchen widerwillig. — „Was hast Du eigentlich gegen mich, Kathi? Bin ich Dir nicht recht gewesen, ehe der Gelbschnabel Dich wegschnappte?" — „An Deinen Händen klebt Blut!" — „Halt's Maul, Dummkopf! Wenn Jemand Deinen Unsinn hörte! Doch Du wirst Dich bald eines Besseren besinnen! Adieu für jetzt! Ich gehe einstweilen nach Tourvillage. Auf Wiedersehen in drei Tagen! Komm', gib mir einen Kuß!" — „Nein!" — „Auch gut! Wirst mich noch manchmal von Herzen gern küssen, Schätzchen! Adieu!"

Ich konnte von meinem Versteck aus den Sprecher beobachten; er hatte kurzgeschorenes schwarzes Haar und unheimlich funkelnde schwarze Augen. Sein ganzes Wesen war unstet und lauernd. Er stieg über den Felskamm und verschwand in anderer Richtung, während die Wittwe schluchzend den Heimweg antrat.

Ich machte mich nach dem Gehörten mit noch viel größerer Spannung an die Untersuchung des abgebrochenen Stammendes.



Der Holzfäller in den Vogesen. **Der Sturz des Holzfällers.** Von Th. Schuler. (S. 111.)



Der Holzfäller in den Vogesen. **Der Leichenzug.** Von Th. Schuler. (S. 114.)

Nach kurzer Zeit gelang es mir, dasselbe umzulegen. Rings um die Bruchstelle fand ich eine große Menge schräg abwärts führender tiefer Bohrlöcher, die von außen gewiß kaum zu erkennen gewesen waren. In diese Bohrlöcher war augenscheinlich eine ätzende Flüssigkeit eingeführt worden. Das Holz war in der Umgebung der Bohrlöcher total verbrannt. Allem Vermuthen nach war also Franz das Opfer einer höllischen Bosheit geworden. Mit dieser Ansicht von der Sache kehrte ich zu den Holzfällern zurück. Hier nahm ich erst Fleurot bei Seite und theilte ihm meine Entdeckungen mit.

Dieser machte große Augen und zog die Brauen in die Höhe. „Ich hab' den Menschen gesehen, und jetzt geht mir ein Licht auf!" sagte er. „Der Kathi hab' ich schon lange nicht getraut, sie hat etwas auf dem Kerbholze, und der arme Franz war gar nicht mehr mit ihrem Wesen zufrieden. Er sagte mir einmal, seine Frau müsse wohl krank sein, sie fahre im Schlafe auf, rufe um Hülfe und Gnade und geberde sich manchmal wie Jemand, der eine Todsünde auf der Seele habe. Ach, sie haben unsern armen Kameraden todt gemacht! Aber warum ist er gerade jetzt auf den Unglücksbaum gestiegen? Das müssen wir herauszukriegen suchen, wenn auch der Mund des Todten auf ewig schweigt." — Während wir noch sprachen, kam Fritzel, einer der jüngern Holzfäller, und brachte einen Zettel, den er in Franzens Tische gefunden habe. Dieser Zettel enthielt die schlecht gekritzelten Worte: „‚Der Mensch ist wiedergekommen, der mein Unglück ist,' sagte Käthe gestern im Schlafe, und nun ist's mit ihr gar aus. Ich kann's nicht mehr ertragen! Wenn ich die Krone von unserem Glücksbaume abgehauen, werde ich in den Sturzbach gehen, und Gott schütze meine armen Kinder!" — Hiernach hatte also Franz den Tod, den er durch eigenen Willen gesucht, durch fremde Hand gefunden. Er hatte mit seinem Lebensschicksale abgeschlossen gehabt und durch Verstümmelung des Baumes, an welchem der Glaube seiner Frau hing, dieß zu erkennen geben wollen.

Der alte Fleurot war für einen gewissen Trakt des Gebirges verpflichteter Todtenbeschauer. Er konstatirte in Gegenwart einiger Zeugen die nahe Wahrscheinlichkeit, daß durch ruchlose Hand der Baum kurz vorher durchminirt und morsch gemacht worden war; ob dieß mit der Absicht, eines Menschen Leben zu gefährden, geschehen war, konnte freilich für den Augenblick nicht ergründet werden. Fleurot sorgte auf meine Veranlassung dafür, daß die Gendarmerie des nächsten Fleckens im Thale unterrichtet wurde. In Folge dessen war diese wachsam, und zwei bewaffnete Männer wurden heimlich in eine Hütte auf dem Walde, nahe bei Franzens Wohnung, stationirt.

Ich nahm in Gegenwart Fleurot's, Angesichts der auf grüne Reiser gebetteten Leiche des Verunglückten, Käthchen vor und sagte ihr sanft, wenn irgend etwas ihr Gewissen drücke, so solle sie die Seele des Geschiedenen durch Bekenntniß der Wahrheit versöhnen. Sie weinte laut, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, war aber nicht zu bewegen, etwas zu offenbaren. Als Fleurot sie fragte, was es mit dem Vetter aus Nancy für eine Bewandtniß habe, ward sie todtenbleich und sagte dann: sie wisse nichts. Ich verschwieg ihr aus Vorsicht, daß ich die Unterredung am Fuße der Riesenfichte belauscht hatte, damit sie nicht etwa den schwarzen Burschen warne. Einer der Gendarmen sagte noch an demselben Tage, daß in Nancy vor fast vier Jahren an einer mit Kathi entfernt verwandten Frau ein Raubmord verübt worden sei. Doch befinde sich wegen dieses Mordes längst ein Verurtheilter auf der Galeere. Nur habe er stets hartnäckig geläugnet, und seine Verurtheilung sei eben durch das Zusammentreffen einer Menge verdächtiger Umstände bewirkt worden. Ob durch Kathi oder deren „Vetter" ein neues Licht in diese Untersuchungssache komme, werde wohl von der Ergreifung und Vernehmung des geheimnißvollen Vetters abhängen. Kathi wurde unter der Hand im Auge behalten. Ich blieb, um wo möglich der Entwickelung dieses Dramas beizuwohnen, für einige Tage Fleurot's Gast, und kam mir in dessen kleinem hölzernen Hause, mit einer Schlafstätte, die aus einer Moosmatratze und Roßhaardecke bestand, wie ein bivouakirender Soldat vor, der seine Lebensbedürfnisse auf das Allernothwendigste beschränken muß.

Das seltsamste Bild, welches mir je vorgekommen, war das Begräbniß des guten Franz. Er wurde auf einen Holzschlitten gelegt und mit grünen Reisern von Tannen, Fichten und Wachholder bedeckt. Sein Kopf ruhte auf einem Polster von frischem Thymian. Ein rohgezimmertes Holzkreuz lag auf seinem grünen Bette. Fleurot leitete den Schlitten auf der Holzbahn zu Thale. Hinter diesem gingen Franzens Kinder, von der weinenden Mutter geführt. Diese selbst mußte von einem derben Holzfäller gestützt werden, denn sie war ganz gebrochen. Am Thaleingange harrte ein Trupp Kameraden und ein Geistlicher, der mit zum Friedhofe ging. Am offenen Grabe geberdete sich Käthchen wie eine Verzweifelte und wollte sich mit hineinstürzen. Ein so tiefer Schmerz, eine solche Zerknirschung hat etwas Aussöhnendes; ich führte die Wittwe nebst ihren Kindern mit warmen Trostworten weg. Bald folgten die Holzfäller nach.

Als wir wieder höher auf's Gebirg hinanstiegen, sah Fleurot plötzlich den schwarzen Vetter Kathi's zwischen den Bäumen hinschlüpfen. „Da ist er!" rief er und lief auf ihn zu. Ich und drei Andere folgten. Fast gleichzeitig kam von der andern Seite uns ein Gendarm zu Gesicht, der den Geheimnißvollen beobachtet zu haben schien, und nun gab's eine Hetze über Stock und Stein, durch Gräben und Dickicht. Höher und höher eilte der Verfolgte, der sich bereits über das Terrain unterrichtet zu haben schien. So ging die Menschenjagd bis in die Nähe der verstümmelten Fichte, und hier sah der Verfolgte sich von allen Seiten umstellt. Plötzlich verschwand er über den Felskamm, aber nach einer Seite, wo kein Lebender hätte entkommen können. Als wir bis an den Rand der schroff abfallenden, theilweise aus einer alten keltischen Mauer bestehenden Höhe vorgedrungen waren, sahen wir den Flüchtling mit beiden Händen an einer hervorragenden Wurzel hängen, aber im nächsten Augenblicke gleitete er ab und stürzte rücklings in die jähe Tiefe, fast an derselben Stelle, wo Franz hinabgefallen. Unten blieb er regungslos liegen.

Wir eilten auf einem Seitenwege in die schreckliche Schlucht hinab. Der Flüchtling athmete noch, schlug die Augen auf und murmelte unzusammenhängende Worte. Mit großer Sorgfalt und Mühe brachte der Gendarm ihn zum Reden. Aus seinem Geständniß ging, um es kurz zu sagen, hervor, daß er Albert Gustav Henriot heiße und der Sohn der vor vier Jahren in Nancy ermordeten Wittwe Henriot sei. Kathi habe bis zur Ermordung bei dieser mit ihr verwandten Wittwe drei Jahre gelebt, in dieser Zeit habe Gustav ein Verhältniß mit ihr gehabt, und da sein lockeres Leben ihn in Schulden gestürzt, so habe er den Entschluß gefaßt, seine geizige Mutter zu berauben. Kathi habe ihm bei diesem Geschäft leuchten müssen. Seine Mutter, die in einer dunkeln Seitenkammer geschlafen, sei durch das Geräusch, welches das Aufbrechen des Geldspindes verursachte, erwacht und er habe sie durch einen Schlag mit dem Meißel auf den Kopf getödtet. Bei dieser That sei übrigens Kathi nicht Zeugin gewesen. Erst am Morgen habe sie die Ermordung erfahren und allerdings angenommen, daß Gustav der Mörder sei. Kurz nach diesem Geständniß verendete der Mörder. Hiernach war also ein Unschuldiger als Mörder auf die Galeere gekommen.

Als wir nach Franzens Wohnung zurückkamen, waren die Kinder allein, die Mutter war verschwunden. Acht Tage später schwamm ihr Leichnam an einem Mühlrechen des Sturzbachs an. Die Kinder wurden von Fleurot und Fritzel angenommen. Später fand sich, daß noch zehn Fichten von denen, die Franz abzuschlagen gehabt hätte, eingingen, weil sie ebenfalls angebohrt gewesen waren.

Alter Samen und frisches Reis.

Erzählung von **J. D. H. Temme.**

(Fortsetzung.)

Ich mußte ihn näher darauf ansehen, und es wurde mir mit einem Male klar, was ich bisher als eine unbestimmte Ahnung hatte zurückweisen wollen. Das kreideweiße Gesicht war so verzerrt; die Augen starrten plötzlich so stier vor sich hin; in dem ganzen Gesicht war kein Ausdruck. Und doch das herzliche Lachen! Ich hatte es mit einem Irren, einem Schwachsinnigen zu thun.

Und neben ihm stand ich hier vor jenem Geheimnisse, und das Geheimniß betraf meinen Freund und Schlachtenkameraden.

Sollte ich den Zustand des Unglücklichen benützen, es zu erfahren? Es schien mir nicht ehrlich.

Wir hatten das Ende des Korridors erreicht. Wir standen wieder vor einer hohen Flügelthür. Der Baron öffnete sie.

Wir traten in einen hohen, weiten Saal, dessen sämmtliche vier Wände mit lebensgroßen Porträts bedeckt waren. Es waren die Ahnenbilder der Familie.

Mein Begleiter war langsam, mit einer gewissen Feierlichkeit eingetreten. Er blieb in der Nähe der Thür stehen.

„Sprechen wir hier nicht zu laut," sagte er leise.

„Folgen Sie mir," fuhr er dann eben so leise fort. „Fangen wir bei den Aeltesten an."

Der Saal bildete ein regelmäßiges Viereck. Er war bis auf die Bilder an den Wänden völlig leer; es befand sich kein einziges Stück Möbel, nicht einmal ein Stuhl darin. Er wurde voll und hell beleuchtet durch zwei hohe, breite Bogenfenster in der Mittelwand gegenüber der Flügelthür, durch die wir eingetreten waren. Die beiden Seitenwände hatten gleichfalls jede eine Flügelthür.

Der Baron führte mich zu der Seitenwand rechts. Dort hingen die ältesten Bilder. „Aus dem fünfzehnten Jahrhunderte," sagte er, indem er nach ihnen zeigte.

Es konnte so sein, nach der Malerei, nach dem Alter der schon mehrfach zerbröckelten Leinwand, selbst nach der Einrahmung.

Die Porträts stellten Ritter und Ritterfrauen dar, die Männer hohe, kräftige Gestalten, strenge, gebräunte Gesichter; die Frauen schlank, züchtig und ehrbar, mitunter schön, wenn Haltung und Züge nicht gar zu steif gewesen wären.

„Unser Geschlecht ist um fünf Jahrhunderte älter," sagte der Baron. „Die Spiegel waren schon vor den Kreuzzügen. Der alte Gärtner Braun — Sie sprachen mit ihm — meint ja auch, alter Samen arte aus, und die Wahrheit zu sagen — aber gehen wir weiter."

Er lachte wieder, aber nicht laut, und als ich ihn ansah, kam mir sein Gesicht bei Weitem nicht so geist- und ausdruckslos vor wie vorhin. Wir gingen weiter. An der ganzen Seitenwand hielten noch die Ritterkostüme vor, zum Theil auch noch die kräftigen Gestalten der Männer und die steifen Formen der Frauen. Dann kamen in spanischer Tracht feine Gestalten und kluge Gesichter der Männer und fromme, betende Lippen und Augen der Frauen.

„Sie gehören Alle noch zu unserer Familie," versicherte mich der Baron mit einem sonderbar wichtigen Ernste.

Eine fast wunderbare Aehnlichkeit der Gesichtszüge bewies, daß er recht hatte.

Französische Trachten folgten. Aber Zopf und Puder und Reifrock konnten die Frivolität und die Blasirtheit nicht verbergen, die fast neckisch in schroffen Gegensätzen wechselten. Das war im Anfang. Dann kam Vornehmheit der Männer und hohe, mitunter wahrhaft edle Schönheit der Frauen. Aber die Schönheit währte nicht lange, und die Vornehmheit wurde so unbedeutend und leer, und von Generation zu Generation wurden sie Alle leerer und unbedeutender und unschöner, die Männer und die Frauen.

„Alter Samen artet aus," hatte der alte Gärtner Braun gesagt.

Wir kamen zu den letzten Bildern. Es waren nur noch drei; zwei Männer und eine Frau. Die Männer waren in bürgerlicher Kleidung, nicht mehr jung, die Frau . . .

Aber ich suchte noch ein viertes, ein allerletztes Bild, meinen Freund Ferdinand Spiegel. Er war nicht da. Gehörte er nicht zu dem alten Freiherrengeschlecht? Er hatte sich kurzweg Ferdinand Spiegel genannt; es war ein Geheimniß um ihn. Sein Bild wenigstens war nicht da.

Ich sah mir die drei Anderen wieder an. Das Erste war der Baron Julius, der mich führte. Der Maler hatte nur dem Gesichte des Schwachsinnigen einigen Geist aufzuprägen gesucht, und es war ihm nicht ganz mißlungen. Ihm folgte ein starker, finsterer Mann mit einem strengen und doch so stumpfen Gesichte. Er schien allerdings jünger zu sein als der Baron Julius, aber nur um wenige Jahre.

Neben ihm war das Porträt der Dame.

Es war ein wunderbares Bild; die Gestalt hoch, schlank, fein; das Gesicht blaß; aber die Blässe war das zarteste Weiß, das man sehen konnte; die Züge von der einfachsten und doch edelsten Schönheit; die großen dunklen Augen von so klarem, ruhigem Glanze. Alles in dem Bilde war Schönheit, athmete Adel, Adel in den Formen, Adel der Seele; und dabei die volle Kindlichkeit des Gemüths eines Kindes! Die Frau, als sie gemalt war, hatte vielleicht kaum sechzehn Jahre zählen können.

Ich mußte sie lange betrachten. Ihr Anblick ergriff mich mehr und mehr, er wollte mir das Herz wehe machen. Die großen, schwarzen Augen sahen mich klagend an; ihr Glanz schien mir der feuchte Glanz stiller, heimlicher Thränen zu sein. Und die feinen Lippen sagten mir: „Ja, Du hast recht; sieh' mich nur darauf an. Ich war noch ein glückliches Kind, als der Maler mich auf dieser Leinwand malte; da sie mein Bild in diesem stolzen Ahnensaal aufhingen; da ich als junge Frau in dieses prachtvolle Schloß einzog. Ich kannte damals noch keinen Schmerz; ich wußte noch nicht, was das Herz war. Aber dann . . ."

„Ferdinand Spiegel!" rief es auf einmal in meinem Herzen.

Er war nicht da. Warum fehlte er?

Aber als wessen Frau war sie in dieses stolze Schloß eingezogen? Als die des strengen, finsteren, alten Mannes an ihrer Seite? Der Schwachsinnige neben mir war doch der Aeltere, also nach den Gesetzen des Adels der Stammherr, der hätte heirathen müssen. Aber er war schwachsinnig; da war sein Erstgeburtsrecht auf den jüngeren Bruder übergegangen. Der finstere Mann dann? Er war auch schon ein Greis, und wenn auch die Züge seines Gesichts strenge waren, der Blick der Augen war so stumpf, wollte mir nicht mehr Geist zeigen, als ich in den irren, funkelnden und flackernden Augen des Schwachsinnigen las.

Und: alter Samen artet aus, hatte der alte Gärtner Braun gesagt, und von einem frischen Reis hatte er gesprochen, das dennoch auf dem alten, morschen Stamme verdorren müsse!

Der Freiherr und sein Bruder lebten allein im Schlosse, hatte er aber auch gesagt. Sie war also nicht mehr im Schlosse. Lebte sie gar nicht mehr? Hatte ihre wunderbare Schönheit so jung verblühen müssen? War das frische Reis schon so früh verdorrt, noch vor dem alten morschen Stamme?

Oder . . .? Da mußte ich doch wieder an Ferdinand Spiegel denken. Wo waren sie Beide?

„Es ist meine schöne Schwägerin," unterbrach der Schwachsinnige neben mir meine Betrachtungen.

Ich konnte doch eine Frage an ihn nicht unterdrücken. Sie war sogar eine ungeschickte; aber ich hatte es mit einem Irren zu thun.

„Lebt die Dame hier im Schlosse?" fragte ich.

Auf einmal lachte er wieder.

„Sie ist ja todt!" sagte er.

Die paar Worte erschütterten mich.

„Sie hat so jung sterben müssen! Und so schön!"

Er griff nur das letzte Wort auf.

„Ja, ja, schön war sie. Sie hätten sie sehen sollen! Und..."

Er lachte nicht mehr; seine Stimme war geheimnißvoll und zutraulich zugleich geworden.

„Und ja, ja, als ich sie das erste Mal sah, da habe ich laut weinen müssen, daß sie nicht meine Frau geworden war. Sie hätte es werden müssen; ich war ja der Aeltere, der Stammherr. Aber da kamen die Gerichte und die Aerzte und erklärten mich für unvernünftig, für blödsinnig, wie sie sagten. Sie stellten allerlei dumme, unvernünftige Fragen an mich, und als ich darauf nicht antworten konnte, da war ich der Unvernünftige, und mein jüngerer Bruder Edwin war der gnädige Stammherr und bekam die Güter, und meine schöne Schwägerin wurde seine Frau, und sie meinten, nun werde das alte Freiherrengeschlecht wieder jung und frisch aufblühen, und zwar echt, nicht wie bei dem . . ."

Er brach schnell ab. Er hatte einen Namen aussprechen wollen.

„Ferdinand?" rief es in meinem Innern wieder.

Aber er sprach weiter. Sein kranker Geist hatte einen Gegenstand ergriffen, von dem er sich nicht sogleich wieder trennen konnte, an dem er mit krankhafter Lebhaftigkeit festhalten mußte.

„Aber was hat nun mein Herr Bruder? Der alte Braun sagte es vorher. Alter Samen, alter Samen! Da sitzt er allein in seiner Bibliothek, zwischen den Büchern und Landkarten, den

ganzen Tag, bis zum Abend, wenn die Schloßuhr Zehn schlägt. Dann muß er . . . Aber das ist ja nichts für Sie. Gehen wir weiter, in die Prunkgemächer jetzt. Oder soll ich Ihnen zuerst die Bibliothek zeigen? Sie ist groß, und gelehrte Herren sagen, daß sie manches seltene Buch besitzt. Ich will nur erst nachsehen, ob mein Bruder darin ist. Ich denke, er wird gerade beim Abendessen sein. Wir speisen jeder allein, er und ich."

Er ging zu der Flügelthür in der rechten Seitenwand. Er öffnete sie und blickte hindurch.

„Kommen Sie! Er ist nicht da!" sagte er dann.

Ich folgte ihm. Wir traten in einen weiten und hohen Saal, der von oben sein Licht erhielt. Wie die Wände des Ahnensaals mit den Ahnenbildern bedeckt waren, so sah man hier nur lange Bücherreihen, die bis oben zu der Glaskuppel hinauf reichten. In der Mitte waren lange Tische, auf denen Landkarten fast ohne Zahl ausgebreitet lagen. Große Globen standen nebenbei. Bequeme Leitertreppen zu den oberen Bücherreihen waren umher aufgestellt, zwischen ihnen Stühle. An einem Seitentische stand vor den aufgeschlagenen Landkarten ein Sessel.

„Da sitzt mein Bruder immer," sagte mein Begleiter.

Und wie ich dann näher hinblickte, durchzuckte es mich, als wenn mich ein elektrischer Schlag getroffen habe.

Dem Sessel gegenüber hing an der Wand, vor den Büchern, ein einzelnes Bild, ein Porträt, das Porträt eines sehr jungen Mannes, — eines Knaben fast. Es war mein Freund Ferdinand Spiegel. Ich war unwillkürlich darauf zugegangen. Ich mußte es ansehen, ich starrte es an; ich hatte alles Andere um mich her vergessen. Ein Knabe war er noch gewesen, als sie ihn gemalt hatten, vierzehn, vielleicht fünfzehn Jahre alt. Er hatte kaum achtzehn Jahre gezählt, als er mein Kamerad war. Es war sein schönes Gesicht, wie Milch und Blut; es waren seine träumerischen und treuen und doch so muthigen Augen. Ich hatte sie so im Schlachtenkampfe gesehen, sie hatten so von mir Abschied genommen.

Er hatte den Kopf geschüttelt, als ich nach der Schlacht zu dem Verwundeten sagte, wir würden uns wiedersehen.

In diesem Bilde siehst du mich wieder, sagten die Augen mir jetzt, und sie sahen mich so traurig an.

Nur noch in diesem Bilde, du treues Herz? fragte mein Blick sie. Ich mußte es wissen. Der Baron war mir gefolgt.

„Gehört auch dieses schöne Bild einem Todten?" fragte ich ihn.

Der schwachsinnige alte Mann sah so sonderbar aus, als ich ihn bei der Frage anblickte.

Bei meiner Frage, ob die schöne Frau noch am Leben sei, hatte er plötzlich in seinem Blödsinn aufgelacht, dann war er freilich eben so schnell wieder ernsthaft geworden. Jetzt schienen meine Worte ihn zu durchzucken, und sein Blick wurde scheu und er wandte die Augen weder zu mir, noch zu dem Bilde. Dann sprach er, aber es war keine Antwort auf meine Frage.

„Es ist mein Neffe!" sagte er.

„Ferdinand Spiegel, Ihr Neffe? Und er ist todt?"

Er erschrak; er wich von mir zurück, wie in Schreck, in Angst, aber wie ein Kind, das in Angst und Schrecken ist. Er trat hinter den Tisch, daß dieser zwischen mir und ihm war.

„Haben Sie ihn denn gekannt?" fragte er dort.

„Wir waren Kameraden," antwortete ich. „In demselben Regimente. An dem letzten Tage, da ich ihn sah, war er an meiner Seite verwundet gefallen."

Wer ergründet den Irr- oder Schwachsinn?

Er kam hinter dem Tische zurück. Er hatte keine Angst, keinen Schreck mehr; ich las in seinem Gesichte nur Neugierde.

„So?" rief er. „Er fiel an Ihrer Seite?"

„In der Schlacht drüben vor zwei Jahren."

„So? Auf dem schönen Goldfuchs? Es war ein herrliches Thier. Das Beste aus allen unseren Ställen. Es war das einzige Erbtheil, das er von seinem Vater erhielt, und sein Vater . . ."

Auf einmal lachte er wieder.

„Wer war sein Vater?" fragte ich.

„Mein gnädiger Herr Bruder, und seine Mutter war . . ."

Er wollte erzählen.

„Sagen Sie mir vorher, ob der brave Ferdinand noch lebt," unterbrach ich ihn.

„Gott bewahre, er ist todt," versicherte er, „aber . . ."

„Und wann ist er gestorben?"

„Ach, das ist eine weitläufige Geschichte; die erzähle ich Ihnen nachher. Vorher müssen Sie wissen, wer seine Mutter war und warum sein Bild hier und nicht in dem Ahnensaal hängt."

Er war wieder in jenem krankhaften Eifer, der ihn von dem einmal erfaßten Gegenstande sich nicht trennen ließ. Ich unterbrach ihn nicht weiter; er fuhr fort: „Seine Mutter war die schöne Müllerin, die Tochter des Müllers dort hinter dem Schlosse; Karoline hieß sie. Ach, Sie hätten die schöne Karoline kennen sollen. Und sie war so freundlich, selbst gegen mich, obschon sie Anfangs große Furcht vor mir hatte; ich hatte sie erschreckt, ihr Gesichter gemacht, und ihr gesagt, daß ich sie beißen wolle. Sie war noch ein Kind; da lief sie vor mir fort. Aber bei meinem Bruder Edwin war sie immer gern. Er war so gut gegen sie, und sie spielten immer zusammen. Er war zwar älter als sie, wohl an fünfzehn Jahre. Aber — ach, mein Herr, mich erklärten sie für blödsinnig; aber er hatte nicht viel mehr Verstand als ich. Indeß Einer von uns Beiden mußte heirathen, damit das alte Geschlecht nicht aussterbe, und da nahmen sie ihn dazu. Aber das war später, da die schöne Karoline schon lange todt war. So lange sie lebte — ja, da war er nur bei ihr, den ganzen Tag: sie liefen im Walde, in den Wiesen, im Park herum; im Winter mußte sie zu ihm in das Schloß kommen. Er konnte ohne die Karoline nicht mehr sein, und sie nicht ohne ihn. Sie war so brav, und er hatte auch ein so gutes Herz und er hätte sein Leben für sie gelassen. Er wollte sie auch heirathen und zur gnädigen Frau machen; das ging nur nicht an; unser Vater wollte es nicht zugeben und die Gesetze verboten es. Aber als unser gnädiger Papa starb, nahm der Edwin sie zu sich in das Schloß, und sie lebten lange Jahre beisammen, bis sie starb. Den Ferdinand gebar sie drei Jahre vor ihrem Tode. Ihr Tod — ach, da hätten Sie den armen Edwin sehen sollen. Er wollte mit ihr sterben, und ich habe seitdem keine zehn Worte mehr von ihm gehört. Er sprach nur noch mit dem kleinen Ferdinand, und als er nachher meine schöne Schwägerin heirathen mußte — ach, ach . . . Aber jetzt wissen Sie, warum der Junker Ferdinand — Junker mußten ihn die Leute im Schlosse nennen — warum er nicht in dem Ahnensaal hängen kann. Aber er hängt ja doch bei den Anderen schon seit anderthalbhundert Jahren. Kommen Sie mit mir; ich zeige ihn Ihnen."

Ich mußte mit ihm in den Ahnensaal zurückkehren. Er führte mich zu den Bildern aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Das Porträt eines bildschönen Jünglings unter ihnen glich dem des armen Ferdinand, als wenn Beide Zwillingsbrüder gewesen wären. Auch jener war jung gestorben."

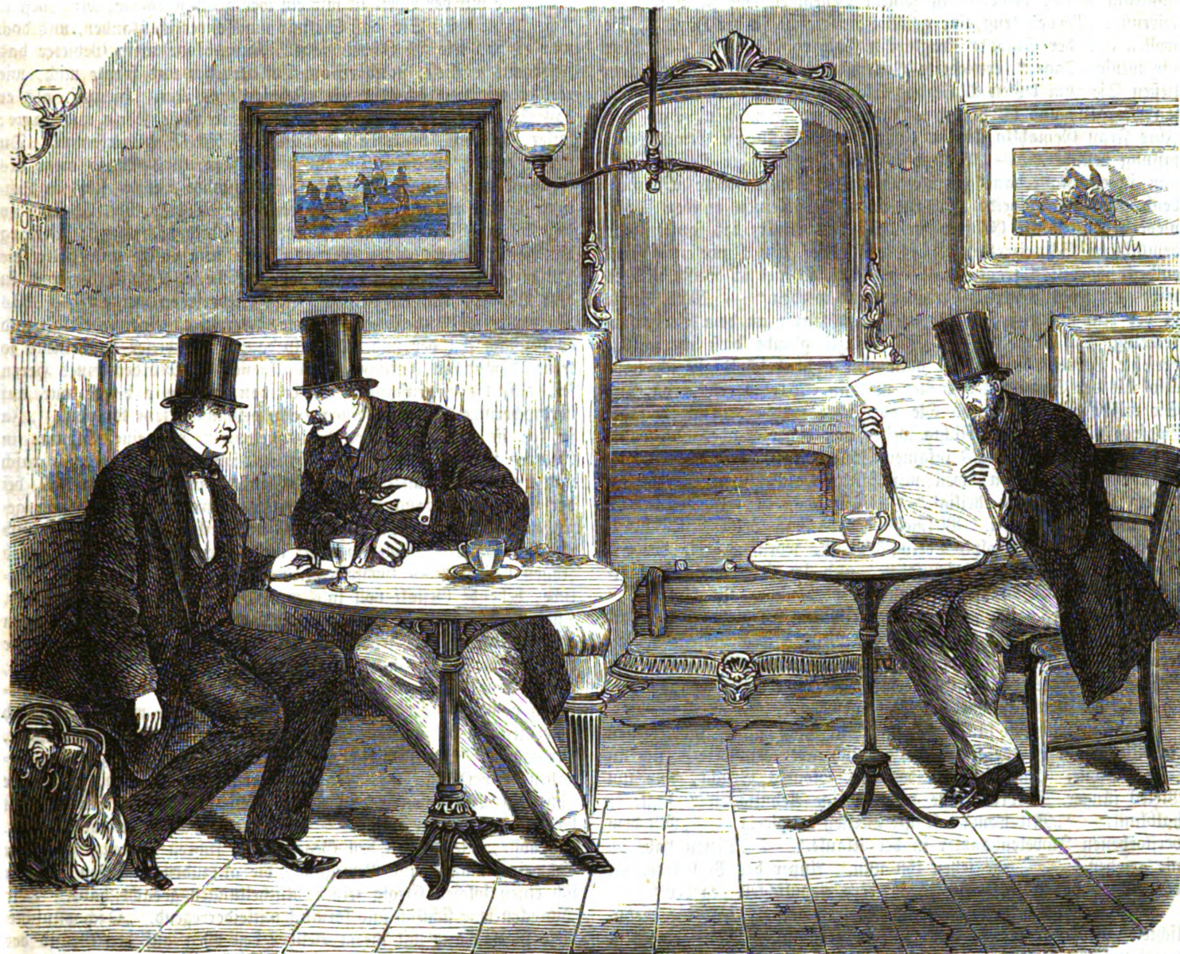
„Und wie starb Ferdinand?" fragte ich jetzt meinen Begleiter nochmals.

Aber er erwiederte mir nur wieder: „Ach, das ist eine weitläufige Geschichte."

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Eine Musterstadt für Bildung und Erziehung. Keine Stadt der Welt hat so viel für Volksbildung, für Erziehung im Allgemeinen, für Schulen und Lehrer, für alle Bildungsmittel und Veredlungszwecke gethan wie Boston. Auf jedes Schulkind der Stadt werden jährlich im Durchschnitt fast 20 Doll. Schulgeld aus öffentlichen Mitteln hergegeben, ganz ungerechnet die Summen, welche aus Privatbeuteln fließen. Die Schulhäuser sind Paläste, die Lehrergehalte sind höchst anständig, die Fürsorge für stete Hebung des Schulwesens ist in den weitesten Kreisen verbreitet. Jeder Bostoner betrachtet die Schulen für die besten Versicherungsanstalten gegen alles Unglück der Erde. Der Handwerker mit 700 bis 1000 Doll. Jahreseinkommen verwendet mindestens 200 bis 300 Doll. auf die möglichst gute Schulung seiner Kinder, auf gute Bücher, Zeitungen, Vorlesungen u. dgl. m. Kein wohlhabender Mann stirbt, ohne ein verhältnißmäßig bedeutendes Legat für Erziehungsanstalten auszusetzen. Unterzeichnungslisten für alle Bildungszwecke ergeben immer mehr als den dringendsten Bedarf. Aber mehr noch als diese, alle Anglo-Amerikaner auszeichnende Freigebigkeit wirkt die rege Theilnahme eines Jeden am allgemeinen Geistesfortschritt, das thätige, ermunternde Beispiel der Werthschätzung geistiger Güter. Die Folgen sind unabsehbar. Boston hat, obwohl erst zweihundertvierunddreißig Jahre alt, vielleicht schon mehr bedeutende Männer und Frauen hervorgebracht als irgend eine andere Stadt der neuen Welt.



Jakob Stone belauscht Godfrey und Berney. (S. 118.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

19. Godfrey schöpft Verdacht.

Ellen's selbstmörderischer Versuch mißlang, und sie ward seitdem, unter Bridget's spezieller Bewachung und Pflege, ruhiger; aber diese Ruhe sank zeitweise bis zur völligsten Gleichgültigkeit, bis zur Erstorbenheit gegen Alles, was sie umgab. Der bräutliche Glanz ihrer Wohnung schwand, ja das ganze Innere des schwarzen Hauses gerieth wieder in den Zustand gewohnter Vernachlässigung wie zu Lebzeiten Jakob Stone's.

Godfrey kam mehrere Male verstohlen nach der Klause, indem er hoffte, seine Frau unbeachtet sehen zu können, während der bitterste Schmerz sein stolzes Herz erfüllte. Er begriff nicht, daß er unrecht an ihr handelte, daß er in der furchtbaren Erbitterung über seine beleidigte Würde sie zu Tode marterte. Ihre Erklärungen hatten ihr in seinen Augen nur wenig genützt, ja sein Herz fühlte sich manchmal mehr wie vorher von ihr abgestoßen, wenn er sich in's Gedächtniß rief, wie Ellen auf seine Gegner gehört, wie sie deren Einflüsterungen vor ihm verborgen und wie sie darnach geglaubt hatte, er habe seinen besten Freund ermordet. Nicht einen Zoll breit vermochte er von seiner Anschauung ihres Betragens abzuweichen, oder wenn er es that, so geschah es nur, um neben gerechter Entrüstung eine ungerechtfertigte Eifersucht über Adolph Dering zu empfinden, dem sie ihr Ohr geliehen und dessen verdächtigenden Brief sie ihm verhehlt hatte, obschon sie — wie er meinte — hätte wissen können, daß dieser Brief nur geschrieben worden war, um seinen Charakter anzuschwärzen und ihm Schaden zuzufügen.

Auf jede Weise verhärtete und verrannte sich Godfrey in seiner Selbstverbannung. Er wünschte Jemand aus dem schwarzen Hause zu sehen, der ihn unterrichten konnte, was darin vorgehe. Zunächst dachte er an Bridget, aber diese ließ sich nicht sehen, sie war in's Haus gebannt und verließ es kaum alle sechs Monate einmal, um dem römisch-katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Jabez wäre leichter zu erreichen gewesen, er war Ausläufer des Hauses und Geschäfts. Die asthmatische, rheumatische, dürre Gestalt des alten Burschen wackelte ab und zu über die Straße, die blöden Augen immer nach dem Boden starrend und immer mit sich selbst sprechend, bis er die „Britannia", oder den Fleischer, Bäcker oder Grützwaarenhändler erreichte. Dieß war aber nicht die Person, an die Godfrey sich wenden mochte. Von Mrs. Bolt nahm er nicht ohne Grund an, daß sie starken Glauben in Ellen's Traum gesetzt und ihm dadurch viel geschadet hatte.

In dieser Verlegenheit traf er plötzlich zufällig in der Oxfordstreet mit dem ehemaligen Diener Theodor Verney zusammen. Dieser, wenn er noch im schwarzen Hause war, konnte ihm am Besten Auskunft geben. Verney wurde durch das Zusammentreffen keineswegs angenehm berührt. Godfrey, der diesem Manne täglich mehr ge-

mißtraut hatte, bemerkte in seinem Benehmen eine sichtbare Verwirrung. Verney trug eine gefüllte Reisetasche in der Hand. „Sie wollen aus der Stadt?“ fragte ihn Godfrey überrascht. — „Nur für wenige Tage,“ erwiederte Verney verlegen. — „Wann verließen Sie zum letzten Male das Stone'sche Haus?“ — „Erst diesen Morgen, und ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, Sir, daß Ihre Frau Gemahlin sich in einer sehr bedenklichen Gemüthsverfassung befindet.“ — Godfrey erblaßte; er nöthigte Verney, mit ihm in ein Kaffeehaus einzutreten. Der Diener folgte widerstrebend. Während Beide sich an einem der kleinen runden Tische niederließen, blickte Godfrey forschend in's Antlitz des sanften und demüthigen Schweizers. „Ist Etwas über den Juwelendiebstahl entdeckt worden?“ fragte er. — „Nichts, so viel ich weiß, und es wird auch wohl schwerlich Etwas entdeckt werden.“ — „Mrs. Stone ist der Ansicht, daß Jemand aus dem Hause an dem Verbrechen betheiligt sein müsse?“ — „Die Polizei glaubt dieß ebenfalls,“ versetzte Verney; „mich hat man aber nicht beschuldigt, ich habe also mit der Sache nichts weiter zu thun. Sie waren ja da, und Sie wissen am Besten, ob Sie oder ich ...“ — „Halt!“ sagte Godfrey mit Würde. „Nichts weiter von dieser Sache. Ich wollte mit Ihnen über Dering's infamen Versuch, meine Frau gegen mich einzunehmen, sprechen, weil mir scheint, als hätten Sie sich an diesem edlen Werke betheiligt.“ — „O, das ist falsch, Sir, ich that nichts dergleichen. Vielmehr gerade das Gegentheil. Mrs. Chester zeigte mir Adolph Dering's Brief, worin er Sie der Ermordung meines Herrn beschuldigte, und ich rieth ihr, zu untersuchen, ob die Beschuldigung wahr sei oder nicht. Ich dachte ...“ Verney unterbrach sich selbst, weil ein Mann an einem benachbarten Tische Platz genommen hatte, der Beide mit auffallendem Interesse betrachtete. — „Kennen Sie diesen Mann?“ flüsterte der Schweizer Godfrey zu. „Es ist mir, als ob er mir gefolgt wäre, ich habe ihn schon verschiedene Male gesehen.“

Godfrey war sich für den Augenblick nicht ganz klar, wessen Familiengesicht er vor sich sah, plötzlich aber erinnerte er sich an Isaak Stone. In der That war es Stone's Gesicht, nur um Vieles jünger. „Welch' eine merkwürdige Aehnlichkeit!“ sagte er halblaut. — „Mit wem?“ fragte Verney neugierig. — „Mit dem verstorbenen Juwelenhändler in der Klause.“ — „Diesen habe ich nie gesehen.“ — „Sie sehen ihn nun. Außer der Verschiedenheit des Alters hat es nie eine sprechendere Aehnlichkeit gegeben.“

Der Fremde bestellte Kaffee. Godfrey schloß, daß die Aehnlichkeit eine zufällige sei, und setzte in gedämpftem Tone seine Unterredung mit Verney fort. Er forschte nach der Umgebung Ellen's und erfuhr mit Unwillen, daß Julia Hilliard öfter bei ihr sei. — „Ist ein Arzt zu Ellen gerufen worden?“ — „Ich glaube nicht; Mrs. Chester's Krankheit ist rein geistiger Art. Ihre Mutter bezeichnete den Arzt als überflüssig.“ — Während Godfrey mit einer Flut von Fragen fortfuhr, lauschte der Fremde, der sein Gesicht hinter der Times verborgen hielt, sehr aufmerksam. Verney theilte mit, daß Mrs. Stone abwesend gewesen sei, um „Harcourt Place“ formell in Besitz zu nehmen. Godfrey ward durch diese Mittheilung schmerzlich berührt. „Unglücklicher Baronet — welch' ein erschütternder Wechsel!“ sagte er. „Wollte Gott, ich könnte mich selbst über sein Geschick rechtfertigen! Ich fürchte — ich fürchte, er ist ermordet worden!“ — „Bst!“ machte Verney, einen besorgten Seitenblick nach dem hinter der Times lauschenden Fremden sendend.

Godfrey griff sich mit beiden Händen in's Haar; er war heiß und aufgeregt, sein Gesicht geröthet und seine Augen blickten düster drohend. „Verney,“ flüsterte er plötzlich mit eigenthümlicher Betonung, sich nahe zu dem Schweizer hinbeugend, „wie kamen Sie doch zu der blauseidenen gestickten Börse von alter Fasson, die Sir Felix beständig trug, weil sie ein Geschenk seiner verstorbenen Schwester war? Ich sah diese Börse, auf beiden Seiten dick mit Gold und Banknoten gefüllt, kaum eine Stunde vor meines Freundes Entfernung noch in dessen Händen.“ — Verney erbebte, half sich aber damit, daß er sein geschmeidiges, demüthiges Wesen wieder annahm und keine direkte Antwort gab. „Sie meinen die lange Börse mit dem auf jeder Seite eingestickten Harcourt-Federbusche?“ fragte er. — „Nun ja, Verney, ich meine die Börse, die ich in Ihrem Zimmer in Stone's Hause sah.“ — „Ich — ich — die Sache mit der Börse ist mir ein wenig unangenehm, Mr. Chester. Ich fürchte fast, Sir, daß Sie mir nun schwerlich glauben, und doch war es so, wie ich Ihnen sage. Kurz bevor mein Gebieter das Fährhaus verließ, stand er am Toilettentisch und fragte mich, wie viel er mir noch schuldig sei. Ich sagte es ihm. Hierauf, als er das Schlafzimmer verließ, reichte er mir seine Börse und sagte: ‚Hier, Theodor, bewahre mir dieß auf, bis ich wiederkomme. Du findest darin, was ich Dir zu zahlen habe, und Etwas mehr als Geschenk und zum Beweise, daß ich Theodor Verney stets in Achtung halten werde.‘ Dieß waren seine Worte, Mr. Chester, so weit ich mich deren erinnern kann. Er fügte noch hinzu: ‚Verbirg die Börse, mache guten Gebrauch von dem Gelde und halte die Zunge im Zaume, bis ich Dich wiedersehe.‘ Und ich bin noch in dem Wahne, daß ich meinen Herrn wiedersehen werde.“ — Als Verney diese Mittheilungen machte, überlief es Godfrey eiskalt und es beschlich ihn der unheimliche Gedanke, daß dieser anscheinend so treue, demüthige, höfliche, sanfte Diener der Mörder seines Herrn sei, daß die Gegenstände, die er von Sir Felix besaß, nur auf verbrecherische Weise in seinen Besitz gekommen sein könnten. „Ja ja, er ist der Mann, er hat's gethan!“ rief eine Stimme in Godfrey's Seele, und unter diesem Argwohn erhob er sich rasch und wollte das Kaffeehaus in der Absicht verlassen, den Fall bei der Behörde anzuzeigen; aber Verney, betroffen und in Angst gesetzt durch Godfrey's plötzlichen Aufbruch, eilte ihm sofort nach und rief ihn zurück. „Noch ein Wort mit Ihnen, Mr. Chester, wenn's Ihnen beliebt!“ — Godfrey blieb stehen und faßte Verney's klägliche, bebende Gestalt voll in's Auge. — „Es schmerzt mich, Mr. Chester, daß ich Sie einen solchen Weg einschlagen sehe,“ begann Verney leise. „Ich sehe wohl ein, daß ich albern handelte, die Börse nicht schon früher gegen Sie zu erwähnen, aber Sie wissen, ich bin eine schüchterne, stille Person, Sir, und immer allzu vorsichtig gewesen. Zudem verlangte mein Gebieter wirklich, daß ich schweigen sollte; warum, das weiß ich nicht! Doch nicht wahr, Mr. Chester, Sie sind nicht so unfreundlich gegen mich, meine Angaben zu verdächtigen?“ — „Offen gestanden, Verney, ich glaube nicht ein Wort von der ganzen Geschichte, die Sie mir erzählt haben; sie ist ganz einfach — eine Lüge! Das ist meine Meinung. Ich hoffe, Sie werden den Gegenbeweis führen können.“ — Der Schweizer machte eine Bewegung, die auszudrücken schien, daß er sich einen solchen Erfolg seiner Mittheilungen gedacht habe. Sein Schrecken war sichtlich und förmlich mitleiderregend. „O ich wünschte, diese Börse hätte mit ihrem Besitzer den Weg auf den Grund des Meeres gefunden, wenn er wirklich dort ist!“ jammerte er. „Es ist wahrhaft schrecklich, daß ein stiller Mann, der Niemand Böses will, seine Füße nicht aus dem Netze ziehen kann, das über ihm zugezogen zu werden droht. O mein Gott! O mein Gott! Ich gebe Ihnen mein Wort, Mr. Chester, als Mann, als Freund und als ein treues Glied der evangelischen Kirche, daß ich die Wahrheit gesagt habe! Auf keinem andern Wege als dem genannten bin ich zu der Börse gekommen.“

Godfrey wußte nicht, was er davon denken sollte. In Gedanken versunken griff er mechanisch in seine Taschen, um nach einer Cigarre zu suchen, und Verney, immer bereit, zu dienen, brachte schnell aus seiner eigenen Brusttasche ein elegantes Cigarrenetui von russischem Leder, auf welches ein goldener Federbusch gepreßt war. Bei diesem Anblicke erstarrte Godfrey, denn er erkannte sofort das Etui von Sir Felix. Verney, der mit Schrecken begriff, daß er sich vergessen und ein Verdachtsmoment zum andern gefügt hatte, steckte mit zitternder Hand das Etui wieder ein. — „Gab Ihnen Sir Felix dieß Etui auch?“ fragte Godfrey ironisch. — „Ja, Sir.“ — „Just, bevor er an jenem Abend ausging?“ — „Ja, Sir.“ — „Wirklich an demselben Abend?“ — Verney vermochte vor Verwirrung nicht zu antworten, griff aber nach einem Glase Wasser und leerte es fieberhaft. — „Verney,“ sagte Godfrey jetzt entschieden, „Sie werden London nicht verlassen.“ — „Sehr wohl, Sir!“ erwiederte der Schweizer ergeben. — „Es ist besser, Sie kommen mit nach meiner Wohnung.“ — „Wie Sie befehlen, Sir!“ — Beide entfernten sich. Der Fremde mit der Times blickte über dieselbe hinweg ihnen nach, dann erhob er sich und verfolgte sie mit seinen Augen, bis sie in das von Godfrey bewohnte Haus eingetreten waren.

Kaum war Letzteres geschehen, so sagte der Schweizer vorwurfsvoll: „Ich sollte meinen, Mr. Chester, Sie hätten selbst genug unter voreiligem Verdacht gelitten, um Andere grundlos und allzu rasch zu verdächtigen." — „Setzen Sie sich nieder, Verney! Glauben Sie mir, es ist wahrhaft peinlich für mich, Sie beargwöhnen zu müssen, aber ich kann nicht anders. Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß Sie im Besitz von Eigenthumsgegenständen Ihres ehemaligen Gebieters sind, über die Sie sich nicht auszuweisen vermögen. Ihre Angaben in dieser Hinsicht sind völlig unglaubwürdig, und ich rathe Ihnen, sich hierüber das Gewissen so bald als möglich zu reinigen. Ich bin nicht gesonnen, Sie ohne Weiteres Ihrem Richterstuhl zu überliefern, aber ich behaupte, daß Sie Sir Felix auf die Seite gebracht haben, um sich eine bedeutende Geldsumme anzueignen, welche er kurz zuvor von seinem Advokaten erhalten hatte, und so wahr ich lebe, ich will Sie des Verbrechens übergeben, es sei denn, daß Sie einige mildernde Umstände anzugeben wissen. In diesem Falle sollen Sie, ehe ich öffentlich spreche, Zeit haben, das Königreich zu verlassen, wie Sie doch thun wollten, als ich Sie vorhin traf. Verdrehungen und Lügen sollen Ihnen nichts helfen — nur die Wahrheit!" — „Ich habe nichts zu gestehen, Mr. Chester." — „Gut; das Weitere wird sich finden!" — Godfrey setzte sich hin und begann zu schreiben. „Dieß ist," sagte er, „eine Note an den Oberinspektor des Untersuchungsamtes. Ich richte seine Aufmerksamkeit auf die in Ihrem Besitze befindlichen Gegenstände aus dem Eigenthume des verschwundenen Sir Felix. Ebenso erinnere ich ihn daran, daß Sie es waren, der des Verschwundenen Kleider unter den Felsen am Meeresstrande gefunden haben wollte. Sie thäten besser, sich die Sache nochmals zu überlegen!" — „Ich könnte nicht mehr sagen, Mr. Chester, und wenn ich durch die Folter zu einem Geständniß gezwungen werden sollte!"

Godfrey hielt inne, blickte scharf auf das leichenblasse Gesicht und den angstvollen Ausdruck der Augen des Schweizers und legte dann die Feder hin. Er konnte nicht mehr schreiben. Das Gebäude seines Verdachtes hielt nicht Stand dieser Erscheinung gegenüber. Verney, der ihn beobachtete, ward wie von neuem Leben durchdrungen und beschäftigte sich sofort damit, Godfrey's Sachen zu ordnen; er streifte die Aermel auf, band ein Tuch vor, um seine feinen Kleider zu schonen; dann rückte er Tische, Stühle an ihre Plätze, reinigte sie von Staub, sonderte das wirre Durcheinander von Pinseln, Farben, Bürsten, Zirkel, Kompaß und Toilettegegenständen. „Ich denke, Sie haben mich hier recht nöthig, Sir," sagte er gutmüthig.

Godfrey erwiederte nichts, ging aber an seine Staffelei und erlaubte dem Diener, in seiner Beschäftigung fortzufahren. Nach einer Weile betrachtete Verney zufällig das Porträt einer alten Frau; es erinnerte ihn an das theuerste Wesen seiner fernen Heimat. „O Mr. Chester!" rief er, eine Thräne aus den Augen wischend, „wenn ich das Bild ansehe, denke ich an meine Mutter, und um ihretwillen bin ich am Meisten besorgt. Ihr Herz würde brechen, wenn mir ein Verbrechen zur Last fiele — Gott erhalte sie! Ich hätte sie so gerne wiedergesehen, ehe ihr graues Haupt in die Grube gelegt wird." — Godfrey war verdutzt. Konnte dieser Mensch schuldig sein?

20. Jakob Stone und seine Stiefschwester.

An einem schwülen Sonntagnachmittage, während des schläfrigen Gottesdienstes in der Bartholomäikirche, saß Ellen Chester, blaß und abgezehrt, auf ihres Vaters Grabe und las verschiedene beschriebene Blätter, welche ihr der alte Jabez beim Herausgehen aus dem Hause geheimnißvoll zugesteckt hatte. Höchlich überrascht hatte sie das Siegel des Päckchens, welches die Blätter enthielt, gebrochen und fand folgenden Eingang: „Ich wende mich, unbekannter Weise an meine Schwester und bitte um Gerechtigkeit, weil ich von ihr eine gute Meinung habe. Lesen Sie, was hier geschrieben ist, und sagen Sie mir dann, ob ich als ein Fremdling und Landstreicher behandelt werden darf. Ich vertraue Ihnen meine Sache, deren Geschichte ich Ihnen einfach erzählen will." Nachdem Ellen diese Worte gelesen hatte, ging sie, statt in die Kirche, nach ihres theuren Vaters Grabe, um mit großem Interesse weiter zu lesen: „Meine Mutter war die Tochter eines Juwelenhändlers, der bei seinem Tode ihr den gesammten werthvollen Waarenvorrath hinterließ. Mein Großvater, welcher diesen Schatz aufzubewahren hatte und damals Besitzer des schwarzen Hauses in der Klause war, überredete meinen Vater, die Juwelen an sich zu bringen, indem er deren Erbin heirathete. Aber diese Ehe währte kaum ein Jahr, und der Tod war für meine Mutter fast ein Glück zu nennen, denn er befreite sie von der Tyrannei des geizigen, hartherzigen Großvaters. Ich weiß das aus meiner eigenen Knabenzeit und aus den Erzählungen über das Loos meiner Mutter, die um so schlimmer daran war, als sie nie die Liebe meines Vaters gewinnen konnte. Als sie starb, war ich erst acht Tage alt. Wie ich meine früheste Kindheit verbracht habe, weiß ich nicht, aber von meinem fünften Jahre an mußte ich für meinen Großvater arbeiten wie ein Galeerensklave. Ich habe für ihn nie einen Funken von Liebe oder Achtung gehabt — es war unmöglich. Er schlug mich oft, wenn mein Vater sich nicht in's Mittel legte, mit dem Tauende, daß ich braun und blau ward, trieb mich Tag und Nacht Treppe auf Treppe ab, in und aus dem Hause, als ob ich in der Tretmühle arbeitete. Ich galt ihm als Laufjunge, als Kehr-, Scheuer- und Waschfrau, und er hatte kein Erbarmen mit meinen schwachen Kräften. Im Winter mußte ich mit halbnackten Füßen laufen, daß ich Frostbeulen bekam, und trug stets die schlechtesten Kleider. In einem frostigen, düstern Keller hatte ich die Stiefeln zu putzen und jeden Abend altes Silberzeug zu poliren.

„Für mich gab es keine Spielzeit; ich war ein lebendes Beispiel des alten Sprüchworts: ‚Arbeit ohne Spiel und Erholung macht dumme Kinder.' Ja, dumm und stupid war ich, bevor mein Wille zu erstarken begann, ich gehorchte sklavisch meinem marmorherzigen Peiniger. Auch mein Vater — obschon anders geartet wie Isaak Stone der Aeltere — liebte mich nicht, das ist meine Ueberzeugung. Er überließ mich der Zuchtruthe meines Großvaters und nahm mich selten in Schutz, aber nie so, wie es meine arme Mutter gethan haben würde.

„Als ich zu reiferen Jahren kam, ereigneten sich furchtbare Auftritte zwischen mir und dem alten Manne, die erst mit dessen Tode ein Ende nahmen. Jetzt hatte ich wohl mehr Frieden, aber noch immer schwere Plackerei, weil mein Vater ganz in die Fußstapfen meines Großvaters trat und mir nie die Freiheit ließ, auf irgend eine Weise selbst Geld zu verdienen. Das harmlose Vergnügen winkte mir auf allen Seiten, aber mein Vater verschloß mir die Thür und hielt mich in Fesseln, gegen die mein ganzes Innere sich empörte. Bis dahin wagte ich nicht, mit meinem Vater ernstlich zu brechen; er hatte große Gewalt über mich, doch mißbrauchte er diese, indem er meinen eigenen Ideen keinen Spielraum gönnte und dagegen verlangte, daß ich in allen Stücken mit ihm sympathisiren sollte, namentlich auch mit seiner Begier, Reichthümer anzuhäufen.

„In Wahrheit theilte ich diese Sympathie nicht. Ich wünschte nur glücklich zu sein. Das schwarze Haus war für meine Natur ein düsteres Gefängniß, das ich haßte und verabscheute. Endlich schien für mich ein freundlicherer Wechsel zu kommen. Eines Tages fand ich in unserer Küche ein junges, hübsches Mädchen, welches meine und meines Vaters zerrissenen Hemden ausbesserte. Ich kann mich nämlich nicht erinnern, daß wir je neue Kleider gekauft hätten, sondern die alten Stücke wurden getragen, bis sie in Fetzen zerfielen, und dann geflickt und wieder geflickt.

„Nie werde ich die Stunde des Zusammentreffens vergessen. Ich blieb mitten in der Thür stehen und blickte auf das Mädchen, das seine großen schwarzen Augen voll zu mir erhob. Sie sagte nichts, sondern arbeitete weiter, aber ein stärkeres Roth überflog ihre Wangen und erhöhte ihren Reiz. Ich war jung und leicht erregbar; mein Herz war seit längerer Zeit erfüllt von unbestimmtem Verlangen nach solch' einem Gegenstande der Verehrung. Ich näherte mich ihr nun, fragte nach ihrem Namen und woher sie sei. Sie erwiederte, ein wenig kokett, daß sie Hanna Bolt heiße, und daß ihre Mutter, die bei der Scheuerfrau sei, sie meinem Vater zum Ausbessern defekten Leinenzeugs empfohlen habe. ‚Er hätte besser gethan, das ganze Zeug unter die Lumpen werfen zu lassen und Neues zu kaufen,' sagte ich. Ich erinnere mich genau ihrer Antwort, die ohne Zweifel für das Ohr meines Vaters be-

rechnet war, der hinter mir stand, ohne daß ich dieß wußte. ‚O Mr. Jakob,' erwiederte sie, ‚ich glaube nicht, daß Sie meinen, was Sie sagen. Ich werde alles alte Leinenzeug so gut wiederherstellen, daß man es brauchen kann wie neues; und warum Geld ausgeben für neues, wenn das alte noch taugt? Ich bin keine Freundin von unnützen Ausgaben und Prunk, und würde es auch nicht sein, wenn ich reich wäre.'

„‚Hast Du nun Deine Antwort?' fragte plötzlich hervortretend mein Vater, mit Frohlocken in den Augen. ‚Sie sind ein verständiges Mädchen, Hanna, und verdienen mit der Verwaltung von Geld betraut zu werden.'

„So begann meine fatale Bekanntschaft mit der klugen Hanna. Ich habe keinen Zweifel darüber, daß mein Vater zu derselben Zeit sie eben so sehr verehrte als ich, und daß sie absichtlich seiner elenden Zuneigung schmeichelte; aber ich war damals viel zu blind in meiner Bewunderung ihrer Person, um ihre List zu erkennen, wie dieß nachher allerdings der Fall war. Hanna wurde in unserem Hause anhaltend beschäftigt und nahm auch Arbeit mit in ihre eigene Wohnung neben dem Bartholomäifriedhofe. In dieser Wohnung ward ich ein fleißiger Besuch. Meine Leidenschaft für das listige Mädchen war grenzenlos. Sie versprach mir ihr ganzes Herz, und ich war der glücklichste der Menschen in dem engen Gemache, wo Hanna um's tägliche Brod nähte, während ich, der Erbe von Tausenden, zu ihren Füßen kauerte und jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte vergötterte.

„Ich erinnere mich, daß Hanna's Mutter mich oftmals verstohlen warnte, ohne meinen Vater als meinen Rivalen zu nennen; doch ich hatte taube Ohren. Einst indeß traf ich meinen Vater, wie er im Abenddunkel aus dem Hause neben dem Friedhofe kam, und da ich Hanna darüber fragte, gab sie zu, daß er da gewesen sei, um nach ihrer Arbeit zu sehen. Als dann aber am andern Tage mein Vater sie fragte, welches Geschäft mich in jenes Haus geführt habe, erwiederte sie, ich habe ein Liebesverhältniß mit einem jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft angeknüpft. Daher glaube ich, daß mein Vater ebenso, wie ich, vom ersten Augenblick an von ihr betrogen worden ist.

„Nachdem ich mit meinem Vater zusammengetroffen, ließ sie mich nicht mehr in ihre Wohnung kommen, sondern gab mir gelegentlich an einem öffentlichen Orte ein Stelldichein, wozu meine Börse sehr schlecht bestellt war, denn ich erhielt von meinem Vater nur geringe Taschengelder und mußte ihm selbst diese förmlich abpressen.

„Endlich bat ich ihn, mich für meine Arbeit in ein besseres Verhältniß zu versetzen, weil ich beabsichtige, zu heirathen. Er forschte nach dem Namen meiner Erwählten, und als ich ihm sagte: sie sei blutarm und von geringer Familie, gab er mir eine Woche Zeit, entweder auf dieß Mädchen zu verzichten, oder ihn und sein Haus zu meiden. Ich theilte dieß Hanna mit; sie weigerte sich, mich ohne meines Vaters Bewilligung zu heirathen, und gab mir den Rath, nach Amerika zu gehen, so viel Geld als möglich mitzunehmen und für sie über dem Ozean eine Heimstätte zu bereiten; sie wolle mir dann nachfolgen. Ich that ihr den Willen, und nach einem heftigen Auftritte mit meinem Vater reiste ich mit hundert Pfund ab, in dem süßen Wahne, bald auf einer hübschen Farm glücklicher Gatte Hanna's zu sein. Das war ein schöner Traum — um so schrecklicher das Erwachen!

„Als ich eines Tages in einem Lesekabinet zu Philadelphia ein londoner Cityblatt zur Hand nahm, fiel mein Auge auf folgende Ankündigung: ‚Mit Lizenz, Isaak Stone, Juwelenhändler, Bartholomäiklause, West-Smithfield, mit Hanna Bolt.' — Die Qualen dieses Tages bleiben mir ewig unvergessen. Ich sah jetzt ein, Hanna hatte mich aus dem Wege geschickt, um ungestört meinen Vater heirathen zu können — so bald, kaum vier Wochen nach meiner Abreise!

„Ich weiß kaum, wie es mir eine Reihe von Jahren nach diesem furchtbaren Schlage ergangen; ich trieb mich unstät umher, lebte von der Hand in den Mund und gerieth endlich in eine Militärkompagnie, in welcher ich den Krieg zweier südamerikanischer Republiken mit durchmachte. Ich wurde verwundet, meine ohnehin schwache Konstitution durch das wüste Lagerleben in den Sümpfen und durch Entbehrungen zerrüttet. Halbverhungert, abgezehrt und krank schrieb ich an meinen Vater, erhielt aber keine Antwort und vermochte mich nicht zu einem zweiten Versuche zu demüthigen. Die Zeit verstrich, und eines Tages las ich in der Times, daß in Kurzem Sir Felix Harcourt, Baronet, sich mit der einzigen Tochter des Juwelenhändlers Isaak Stone vermählen werde. Ich hatte also eine Schwester. Mein frosterfülltes Herz ward durch diesen Gedanken erwärmt. Sie — dachte ich — wird besser sein wie ihre Mutter. Ich erkannte zugleich meinen Fehler, die Familie ohne alle Nachricht von mir zu lassen und sie dadurch in den Glauben zu versetzen, daß ich todt sei. Vielleicht schlachtete mein Vater sein fettestes Kalb zu Ehren meiner Rückkehr, vielleicht theilte er seine Habe, an welche ich ein so entschiedenes Recht hatte, zwischen mir und seiner Tochter, die im Begriff war, in eine Baronie einzutreten. Mich verlangte, sein Antlitz zu sehen, ich griff zum Wanderstabe und kehrte heim. Am Begräbnißtage meines Vaters erreichte ich London. Seine reiche Wittwe verbot mir, in dem Hause zu rasten, wo ich geboren und ein rechtmäßiger Erbe war. Sie erkaufte mein Schweigen über das Vergangene mit fünfzig Pfund. Monatelang schwieg ich, aber jetzt appellire ich an Sie, meine Halbschwester. Hätte mein Vater, als er sein Testament machte, gewußt, daß ich noch am Leben sei, er würde mich nicht im Elende oder der Gnade seiner Wittwe überlassen haben.

„Lassen Sie mich Ihre Ansicht hören! Mrs. Stone kann bestätigen, daß ich der bin, für den ich mich ausgebe, und die Frage ist: Habe ich noch Theil an meines Vaters Eigenthum, dessen rechtmäßiger, erster Erbe ich bin?"

Dieses Schriftstück, mit „Jakob Stone" unterzeichnet, setzte Ellen in solche Bestürzung, daß sie sofort entschlossen war, in irgend einer Weise für ihren unglücklichen, schwer betrogenen Halbbruder einzutreten. Sie eilte nach Hause, um von Jabez den Aufenthaltsort Jakob's zu erforschen. Mrs. Stone war gerade an diesem Tage nach Harcourt Place gereist, um das Besitzthum abschätzen zu lassen, und Jakob benutzte ihre Abwesenheit zu einem verstohlenen Besuche im schwarzen Hause.

Jabez führte ihn in die Kammer, die Jakob einst selbst bewohnt und Ellen vor ihrer Vermählung zu öfterem Aufenthalt gedient hatte. Jakob bemerkte mit seltsamer Rührung, daß noch eine Menge Gegenstände aus seiner Zeit in der alten Ordnung sichtbar waren. Jabez erklärte ihm, daß dieß auf speziellen Befehl seines Vaters geschehen sei. „Laßt Alles, wie es ist," habe er oft gesagt; „ich weiß, mein Sohn kehrt nimmer wieder, aber ich will, daß alle diese Dinge unangerührt bleiben." Dann erzählte Jabez, wie Hanna die Nachricht über Jakob's Tod am gelben Fieber durch einen gefälschten Brief verbreitet und wie sie dann behauptet habe, Bridget habe den Brief irrthümlich zum Feuermachen gebraucht; wie ferner ihm, Jabez, Isaak Stone selbst einst ein zweites Testament vorgelesen, worin auf Jakob Bedacht genommen gewesen, wie aber Mrs. Stone dieß Testament kurz nach dem Tode ihres Gatten verbrannt habe. Er habe die Asche genau untersucht und sich überzeugt.

Während sie noch darüber sprachen, klopfte es an die Hausthür; es war Ellen, welche zurückkehrte. „Wo ist Jakob Stone?" fragte sie hastig. — „Er ist im Hause, Mrs. Chester," flüsterte Jabez, und sie verlangte ihn sofort zu sehen. Wenige Minuten später trat der Verstoßene in ihr Zimmer. Ellen streckte ihm freudig die Hand entgegen und nannte ihn „Bruder". Gleiche Denkweise, gleiche Leiden verknüpften Beide zu herzlichem Zusammengehen. Ellen versprach ihrem Bruder, lieber selbst auf Alles zu verzichten, als ihrerseits an einer Verkümmerung seiner Rechte Theil zu nehmen oder sie nur stillschweigend zu dulden.

Dann verlangte Jakob ein Porträt von Sir Felix zu sehen, das, wie ihm Jabez gesagt, auf einem von Ellen verwahrten Armbande befindlich war. Er betrachtete dasselbe mit lebhaftem Interesse und nickte verschiedene Male leise mit dem Kopfe. „Was bedeutet dieß?" fragte Ellen gespannt. — „Es bedeutet, daß ich über diese Sache sehr bald näheren Aufschluß verschaffen werde," erwiederte Jakob ernst. — „Wie? Ueber das Verschwinden des Baronets?" — „Gewiß! Aber ich darf für den Augenblick nichts weiter darüber sagen." — Ellen's Herz pochte seit langer Zeit zum ersten Male wieder im rascheren Takte der Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. | Nº 11. | Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Eine Fürstenstadt.

II. Die katholische Hofkirche in Dresden.

Von

Rich. Andree.

(Vergl. Illustr. Welt 1866, Nr. 13.)

Das war eine lustige Zeit in dem schönen Elbflorenz, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Sachsen eine nach Norden vorgeschobene Kolonie Italiens war, in der die Künste, von den Monarchen begünstigt, in einer Weise emporblühten, wie nie zuvor in jenem Lande. Der Hof, und was mit ihm zusammenhing, lebte und webte in südlicher Luft und nahm sich der Kunst an, die dem Volke selbst unverständlich blieb. Denn sie war nicht aus diesem selbst heraus entstanden, sondern italienischen Ursprungs. Auf die bis zum Barock- und Muschelstyl ausgeartete Weise, in welcher der galante August II., der Starke, baute, auf den groteskeleganten Geschmack, in dem der Polenkönig seine Gemächer dekoriren und seine Feste feiern ließ, folgte unter August III. (1733—1763) in diesem Allem der italienische Styl. Dieser König war ein wirklicher Kenner des Schönen, sein Geist war durch und durch für Werke der Künste im höheren Sinne des Wortes gebildet, namentlich in der Malerei. Als die berühmte sixtinische Madonna in seinem Thronsaale aufgestellt wurde, soll er selbst den Thronsessel weggeschoben haben mit den Worten: „Platz da für den großen Raphael!" Die Malerei, zumal die ganz in schönen Formen und sinnlichen Effekten aufgehende Malerei der nach-raphaelischen Italiener entsprach dem indolenten, obwohl intelligenten und geschmackvollen Fürsten. An seiner Seite wirkte der Venetianer Graf Algarotti, der durch seinen Briefwechsel mit Friedrich II. bekannt wurde, für die Vermittlung mit Italien. Der Bildhauer Matielli schuf damals



Die Hofkirche in Dresden. Von C. Girardet.

eine große Anzahl jener Sandsteinstatuen, welche heute noch die Palais und Gärten in Dresden schmücken, und ganz den sinnlich koketten Geist jener Zeit athmen, der, auf die Gestalten des griechischen Götterhimmels übertragen, uns jene Statuen als ein seltsames Gemisch der heidnischen Antike und der gezierten Allongeperrücke erscheinen läßt. Außer Matielli waren noch die italienischen Bildhauer Balestra und Corradini in Dresden thätig, aber auch Deutsche, wie der Maler Christian Dietrich aus Weimar und der Lübecker von Heineken wirkten künstlerisch und halfen Elbflorenz weithin einen großen Namen machen. Damals war es auch, als unser unsterblicher Winckelmann in dem kleinen Dörfchen Nötheritz bei Dresden als Bibliothekar des Grafen Bünau lebte und in der regen Kunstatmosphäre der Stadt jene Eindrücke empfing, die später so herrliche Früchte tragen sollten.

Alle Gebiete der Kunst förderte das augustäische Zeitalter Sachsens mit gleicher Liebe. Musik, Malerei, Bildhauerei und Architektur blühten im schönsten Vereine, und die Schulden, welche durch diese Liebhaberei, sowie durch die Prunksucht und den Luxus des Fürsten über das Land kamen, haben dem Epigonengeschlechte zu all' den herrlichen Monumenten verholfen, die noch jetzt den Ruhm und Glanz Dresdens ausmachen. Sie begegnen uns auf Schritt und Tritt, und die schöne katholische Hofkirche, welche dem Wanderer zunächst in die Augen fällt, wenn er über die alte steinerne Brücke — den Triumphbogen deutscher Nation, wie Jean Paul sie nannte — von der Neustadt her über die Elbe kommt, ist sicher nicht das letzte unter all' den Denkmälern aus der Zeit August's III. (des Zweiten von Sachsen).

Schon sein Vater Kurfürst Friedrich August der Starke war im Jahre 1696 zum katholischen Glauben übergetreten und kurz darauf zum Könige von Polen erwählt worden. In dem ganz protestantischen Dresden fehlte eine größere katholische Kirche, und so beschloß denn August III., eine solche mit aller Pracht und Herrlichkeit zu erbauen.

An dem schönen Elbstrom, vor dem Schlosse der sächsischen Kurfürsten und an der Mündungsstelle der alten Brücke wurde der Raum erwählt, welcher das neue Gotteshaus tragen sollte. Da jedoch der Platz den Ueberschwemmungen ausgesetzt und etwas eng war, so ließ August II. noch einige Pfeiler der Brücke verschütten und den ganzen Raum erhöhen. Auch zum Bau dieser Kathedrale ward ein Italiener, Gaetano Chiaveri, berufen. Im Jahre 1737 begann das Werk und schon zwanzig Jahre später stand es in allen seinen Theilen vollendet da. Auf der Elbe schwammen von Pirna her Tausende von Kähnen herab, welche den köstlichen Sandstein jener Gegend zum Baue brachten. Winkelmaß und Kelle wurde gehandhabt, eine große Schaar Steinmetzen arbeitete eifrig, Ornament entstand auf Ornament, und der schon erwähnte Matielli bildete die vierundsechzig Statuen der Evangelisten und Heiligen, welche, in den Nischen und auf den hervorragenden Punkten des Gebäudes stehend, demselben die reichste und schönste Zierde gewähren.

Die Kirche besteht aus einem ovalen, hundertfünfundsechzig Ellen langen und siebenzig Ellen hohen Hauptschiff, an das sich zwei niedrigere Seitenschiffe und viele Kapellen anlehnen. Der schlanke, reichverzierte und durchbrochene Thurm ist hunderteinundfünfzig Fuß hoch. Trotz dieser geringen Höhe erscheint er luftig und graziös, da durch die dünnen Säulen, welche seine Absätze tragen, überall der freie Himmel hindurchblickt.

Das Innere der Kirche ist mit Marmor und herrlichen Gemälden überreich geschmückt. Ueber dem marmornen Hochaltare befindet sich das die Himmelfahrt Christi vorstellende Altarblatt, welches von dem berühmten Raphael Mengs herrührt und 1766 aufgestellt wurde. Die beiden Seitenaltäre schmücken ebenfalls Gemälde jenes Meisters. Die übrigen Gemälde rühren wieder meistens von italienischen Malern her, von Rotari, Torelli und Bernini, so daß nach Baustyl und Malerei das Ganze als ein rein italienisches Werk unter nordischem Himmel betrachtet werden muß. Die schöne Orgel dagegen, das Meisterwerk Silbermann's, ist wieder deutsche Arbeit. Die Kosten des Ganzen sollen zwei Millionen Thaler betragen haben, eine für jene Zeit enorme Summe, wenn man die vielen übrigen Ausgaben für Bauten, Kunstwerke, Pracht und Luxus dazu nimmt, für deren Herstellung das arme Land ausgesogen wurde.

Sonntag Morgens, wenn das Hochamt in dieser Kirche abgehalten wird und die Sänger des Hoftheaters zum feierlichen Klange der Orgel die Messe begleiten, dann versammelt sich hier die ganze feine Welt Dresdens, gleichviel weß Glaubens sie ist, und ein reges Leben wird in den schönen Räumen und auf dem prächtigen Platze vor demselben wach. Dann ist die Kirche stets überfüllt, und auch die königliche Familie, ausgezeichnet durch frommen Sinn, versäumt es niemals, durch den gedeckten Gang, welcher die Kirche mit dem Schlosse verbindet, beim Gottesdienst zu erscheinen, wenn sie sich in Dresden aufhält.

Alter Samen und frisches Reis.

Erzählung von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Dann lachte er wieder, aber still in sich hinein, und darauf sprach er wieder geheimnißvoll und vertraulich: „Aber ich kann es Ihnen sagen. Als meine schöne Schwägerin hieher kam, war sie ein Kind, ganz wie der Ferdinand; ich glaube, sie waren in Einem Alter; und da waren die Beiden immer zusammen, im Walde und im Park und in den Wiesen, ganz wie vor Jahren mein Bruder und die schöne Karoline; aber es war doch wohl anders, wenigstens in der ersten Zeit; sie waren nicht so still, wie mein Bruder und die Karoline gewesen waren; sie sangen und sprangen und lachten, und wenn sie im Zimmer bei einander waren, dann spielten sie an dem großen Flügel vierhändig, und wenn sie dabei recht lustig geworden waren, dann sprangen sie auf und tanzten ohne Musik umher. Mein Bruder sah nichts davon. Er sah ja eigentlich seine Frau nur an der Tafel. Er konnte die Karoline nicht aus dem Kopfe bekommen, oder aus seinem Herzen, wie der alte Braun sagte; er hatte ja auch gar nicht heirathen wollen, und so schloß er sich schon damals die ganzen Tage ein. So sah er nichts. Und es wurde auch bald anders mit den Beiden, meiner Schwägerin und dem Ferdinand. Sie wurden so still und sie lachten und tanzten nicht mehr, und wenn sie am Flügel vierhändig spielten, so waren es nur traurige Stücke, und meine schöne Schwägerin sah ich oft weinen, wenn sie allein war, und einmal belauschte ich die Beiden und da sprachen sie, daß sie Beide sterben wollten. Bald darauf kam der Krieg, und eines Tages kam der Ferdinand zu seinem Vater und sagte, er wolle mit in den Krieg ziehen und Husar werden, und er bat meinen Bruder um den Goldfuchs, auf dem er so oft in Gesellschaft meiner Schwägerin ausgeritten war — meine Schwägerin konnte auch reiten — und auf dem Goldfuchs zog er in den Krieg, und nach einem halben Jahre kam er zurück, aber ohne den schönen Goldfuchs; der war in der Schlacht gefallen und er selbst war so elend; auf einer Tragbahre hatten sie ihn zum Schlosse gebracht; der Arm war ihm zerschossen und das Bein war ihm lahm, und als meine Schwägerin das hörte . . . Aber ich habe ja vergessen, Ihnen zu sagen, daß mein Bruder schon vorher doch endlich etwas gemerkt hatte, eigentlich erst an dem Abende vorher, als der Ferdinand auf dem Goldfuchse in den Krieg zog. Ich glaube, er war dazu gekommen, als die Beiden heimlich von einander Abschied nahmen. Er hat nie davon gesprochen; aber er wurde stiller als vorher; er sprach fast gar nicht mehr, und außer seinem Kammerdiener sah ihn oft wochenlang kein Mensch. Da war der Ferdinand wieder gekommen, und in derselben Nacht geschah es. Aber kommen Sie. Das muß ich Ihnen da unten erzählen, wo es passirte. Mein Bruder könnte auch in das Bibliothekzimmer zurückkehren und uns hören."

Wir wollten den Saal verlassen.

Als wir in die Nähe der Thür kamen, vernahmen wir draußen einen Schritt.

Mein Begleiter erschrak.

„Mein Bruder!" rief er leise. „Er will durch den Saal zur Bibliothek zurück. Entgehen können wir ihm nicht mehr. Aber sagen Sie kein Wort. Sehen Sie ihn nicht an."

Die Thür öffnete sich. Ein großer, starker Herr trat ein. Ich mußte ihn doch ansehen. Er war ganz wie der letzte der Frei-

herren vom Spiegel in dem Ahnensaale; dieselbe stattliche Gestalt, dasselbe finstere, strenge Gesicht; nur das Haar war ihm schneeweiß, und die stattliche Gestalt konnte er nicht aufrecht tragen, und durch die finstere Strenge des Gesichtes blickte eine tiefe, stille Trauer, und dem Ganzen schien mir etwas zu fehlen, die Klarheit des Geistes, wenn ihm auch das Licht der Vernunft nicht in dem Maße getrübt war wie in dem älteren Bruder.

Er stutzte, als er uns erblickte. Auf mich heftete er einen forschenden Blick, aber rasch und kurz, und kein Zug in seinem Gesichte änderte sich. So ging er langsam und schweigend an uns vorüber, der Bibliothek zu.

Mein Begleiter hatte schnell den Saal verlassen; ich folgte ihm.

Er schien auf einmal ein anderer Mensch geworden zu sein. Er war ängstlich; es kam mir vor, als zittere er. Irgend etwas Neues mußte seinen unklaren und unzusammenhängenden Gedanken nach der Begegnung mit dem Bruder sich plötzlich bemächtigt haben.

„Ich muß Sie verlassen," sagte er. „Sie wissen ja den Weg aus dem Portal durch den Park. Leben Sie wohl."

Damit eilte er in einen Nebenkorridor, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, ohne sich nach mir umzusehen.

Ich kehrte durch den Korridor, die Treppe hinunter, durch das Portal zu den Blumenbeeten zurück, an denen der Gärtner Braun mich erwarten wollte. Er war noch nicht da.

Welche Auskunft sollte ich erhalten?

Mein armer Freund lebte nicht mehr. Auch seine schöne Stiefmutter war todt. Ich konnte die Beiden nicht von einander trennen, wie auch der Schwachsinnige es nicht gethan hatte. Sie hatten wie die Kinder zusammengelebt; sie waren fast noch Kinder gewesen, als sie sich zusammengefunden hatten. Der Gatte, der Vater war arglos gewesen; selbst noch, als das schwerste Weh der zum Bewußtsein gelangten Liebe längst alle Lust und Freude aus den jungen Herzen verbannt hatte. Der letzte Augenblick der Trennung der Beiden hatte ihnen erst eine furchtbare Ahnung in die Brust geworfen. Da war dann der Verwundete zurückgekehrt; die Frau hatte es gehört, und — da war es geschehen, hatte der Irre gesagt. Was war geschehen? Hatte den Gatten die Eifersucht gefaßt? Hatten Vater und Sohn einander gegenübergestanden, und so hatte der Sohn den Tod gefunden?

Ich mußte lange warten, es war schon längst dunkel geworden, als der Gärtner Braun bei mir erschien. Er hatte nicht früher Zeit gehabt.

„Und," setzte er hinzu, „ich wollte Sie mitten in die traurige Geschichte führen, die ich Ihnen zu erzählen habe. Haben Sie die Güte, mir zu folgen."

Wir verließen den Garten; er führte mich um das Schloß herum.

„Der Junker Ferdinand," fragte er im Gehen, „hat Ihnen die Geheimnisse dieses Schlosses nicht anvertraut?"

„Mit keinem Worte."

„Ich konnte es mir denken."

„Aber ich habe in dieser Stunde die Geschichte des Schlosses von dem Baron Julius erfahren."

„Ich habe mir auch das gedacht."

„Bis auf den Tod Ferdinand's."

„Ja, ja," sagte der alte Mann. „Von dem konnte er Ihnen nichts erzählen, trotz seines Schwachsinns."

„Sie dürfen ihn mir mittheilen?"

„Ohne Bedenken, nachdem Sie das Andere wissen."

Wir waren an der anderen Seite des Schlosses angelangt; es war dessen Rückseite. Der weite Park umgab es auch hier. Die Beamtenwohnungen und ein Theil der Wirthschaftsgebäude lagen auf dieser Seite. An den meisten von ihnen gingen wir schweigend vorüber. Bei einem kleinen, freundlich mitten in einem besonders abgeschlossenen Gärtchen belegenen Hause sagte mein Führer: „Das ist meine Wohnung."

Unmittelbar hinter dem Häuschen kamen wir an einen Bach, der vermöge seiner Breite ein Fluß sein konnte.

„Er ist tief und durchströmt den ganzen Park," sagte der Gärtner; „er bewässert die weiten Wiesen, die zu Schloß und Park gehören."

Wir gingen etwa dreißig Schritte an seinem Ufer hinauf. Beide Ufer waren steil und hoch.

Wir kamen an eine Brücke, welche die beiden Ufer mit einander verband.

„Betrachten Sie sie," sagte der Gärtner zu mir.

Ich besah sie mir.

Sie war schmal, nur für Fußgänger, leicht und zierlich von Holz gebaut.

„Gerade so war sie damals," sagte der Gärtner.

In ihrer Nähe war ein Gebüsch.

„Treten wir hinein," sagte mein Führer. „Meine Erzählung ist lang. Es ist eine Bank da. Von ihr aus sehen wir die Brücke, und Sie — ja, Sie müssen sie sehen."

Wir traten in das Gebüsch; wir setzten uns auf die Bank.

Es war dunkler, stiller Abend um uns her. Die Mitternacht hätte nicht dunkler und stiller sein können. Das Schloß hinter uns lag mit seinen ungeheuren, schwarz in die Nacht hineinstarrenden Umrissen wie völlig ausgestorben da. Aus dem Gärtnerhäuschen, aus den anderen Gebäuden rechts von uns drang kein Laut und kein Lichtschein herüber. Links von uns dehnte mit seiner Finsterniß und Stille das Gebüsch sich aus, in dem wir waren. Vor uns floß der Bach. Sein leises, eintöniges Murmeln war das einzige Geräusch, das an unser Ohr drang. An seinem anderen Ufer, uns gerade gegenüber, erhob sich in geringer Entfernung eine kleine Waldung; rechts von ihr dehnte sich eine weite Fläche aus.

Die Parkwiesen theilte der Gärtner mir mit.

Vor den Bäumen des kleinen Waldes, kaum fünf Schritte von der Brücke, befand sich noch ein dunkler Gegenstand; die hohen Bäume hinter ihm hinderten mich, ihn zu unterscheiden. Ich fragte meinen Führer, was es sei.

„Dort war es," antwortete er. „Dort und an der Brücke."

„Und was ist es?"

„Der Wiesenpavillon. In ihm verlebten die gnädige Frau und der Junker Ferdinand ihre meisten Stunden, und die glücklichsten, wie glückliche Kinder sie verleben können, und wie Kinder waren die Mutter und der Sohn zusammen. Ja, ja, wie reine, unschuldige Kinder, bis sie gewahr wurden, daß sie doch keine Kinder mehr seien, daß die Eine Gattin und der Andere der Sohn des Gatten sei. Da waren sie still und unglücklich genug da, und nur noch ein paar Mal zusammen, um Abschied zu nehmen von den Stellen ihrer Spiele, von dem freundlichen Pavillon, dem schattigen Walde, den bunten Wiesen. Auch den letzten Abschied nahmen sie da, als der Junker in den Krieg zog — es sollte doch nicht der letzte sein. Noch einmal mußten sie sich hier wiedersehen, und was für ein schreckliches Wiedersehen war dort!

„Bauersleute von drüben brachten den in der Schlacht verwundeten Junker hieher. Sie kamen am Nachmittage mit ihm an. Es wurde dem Freiherrn gemeldet. Der gnädige Herr saß in seinem Bibliothekzimmer. Seit der Abreise des Junkers hatte er sich darin wie vergraben; monatelang hatte ihn oft Niemand gesehen, als sein alter Kammerdiener; dieser allein durfte zu ihm. Der Kammerdiener brachte ihm auch die Meldung. Einen Augenblick war er todtenbleich geworden. Es war ja sein Kind; er hatte den Junker geliebt wie sein eigenes Leben; mehr noch; denn über sein eigenes Leben ging ihm die Mutter des Kindes, und alle Liebe, die er zu dieser gehabt hatte, übertrug er nach ihrem Tode auf den Knaben. Sein Kind wurde ihm jetzt von fremden Leuten, auf einer Tragbahre, verwundet, vielleicht tödtlich verwundet, in das Haus gebracht. Aber nur für einen Augenblick war er erschrocken. Dann war er in sein Hinbrüten zurückgesunken. Der Kammerdiener hatte ihn fragen müssen, wohin der Verwundete gebracht werden solle.

„‚Nicht in das Schloß!‘ war nur die kurze, aber fast heftige Antwort gewesen.

„Dann war plötzlich ein Gedanke in ihm aufgezuckt, und hastig hatte er hinzugesetzt: ‚In den Wiesenpavillon. Ein Bett soll ihm dorthin gebracht werden.‘

„Der Diener hatte ihn verwundert angesehen. Das ganze Schloß wußte es, wie die gnädige Frau und der Junker in dem Pavillon immer beisammen gewesen, wie es auch dem Freiherrn bekannt ge-



Gardehusar. Artillerist. Soldat mit Feldmütze. Landwehrhusar. Gardeinfanterist. Major der Infanterie. Kürassier. Unteroffizier in Feldmütze. Linienuhlan. Gardelandwehrjäger. Schwarzer Husar. Ziethenhusar.

Die preußische Feldarmee. Von C. Kolb. (S. 127.)



Neue londoner Skizzen. Die königliche Kaffeekanne. Von Watler. (S. 126.)

worden war; der Baron Julius hatte ihn einmal hingeführt, als der Junker und die gnädige Frau gerade darin waren, und der Freiherr hatte die Beiden behorchen müssen, und dann hatte der Baron ihn verhöhnt. Das war kurze Zeit vorher, ehe der Junker in den Krieg zog. Darum verwunderte sich der Kammerdiener, daß der Junker gerade in den Pavillon gebracht werden solle. Aber der gnädige Herr hatte ihm strenge befohlen, zu thun, wie er gesagt habe. Der Kammerdiener hatte nur noch gefragt, ob der gnädige Herr den Junker nicht besuchen wolle.

„‚Nein!' war die kurze Antwort gewesen.

„Der Junker wurde in den Pavillon gebracht. Sie mußten mit ihm an meiner Wohnung vorbei. Ich begleitete ihn hin. Als er des kleinen Häuschens ansichtig wurde, sah ich, wie ihm seine schöne Augen leuchteten; es war an der Brücke dort, an jener Stelle, an der wenige Stunden darauf . . . aber ich will in der Ordnung des Erzählens bleiben. Die gnädige Frau war nicht im Schlosse, als der Verwundete ankam. Sie war zu einem entfernten Verwandten gefahren; sie wurde erst zum Abend zurückerwartet. Aber der Baron Julius war da und er fand sich bald in dem Pavillon ein, und es war mir auf einmal, als wenn mir etwas schwer auf das Herz falle. (Schluß folgt.)

Neue londoner Skizzen.

Von

Julius Rodenberg*).

(Bild S. 125.)

II. Die königliche Kaffeekanne.

Da steht er wieder an der Straßenecke, der vierräderige Karren mit Tassen, Schälchen, Kuchen, mit Kohlenbecken, Kaffeetopf und der bescheidenen Inschrift: „Die königliche Kaffeekanne", welche durch den ferneren Zusatz illustrirt wird: „Coffee made as in France", — „Kaffee, gemacht wie in Frankreich". Anders thun es die Gäste, die sich an dieser Hippokrene zu restauriren pflegen, auf keinen Fall. Hieher kommt der Cabman, er der Aristokrat, der Grundbesitzer in dieser außerdem ziemlich trostlosen Kundschaft, er der gefürchtete Mann, der auf seine Fahne schreiben könnte gleich jenem italienischen Banditen: „Gottes Freund und aller Menschen Feind". Aber das ist eine Devise, welche der londoner Droschkenkutscher mit allen andern Droschkenkutschern des Erdballs gemein hat, und wir wollen ihm daraus auch keinen Vorwurf machen — ihm, der das Vertrauen seines Kirchspiels genießt, darin geboren und heimatberechtigt ist, ein Eigenthum von 10 Pfund Sterling (nämlich für Droschken) besitzt, mithin Parlamentswähler (konservativ) und Gegner der Reformliga, und darum auch mit Recht von dem Zeichner in den Vordergrund unseres Bildes gestellt worden ist. Rechts von der eisernen Pumpe, zu deren Füßen er seinen Stalleimer deponirt hat, hält sein bewegliches Eigenthum, Hansom-Cab mit Pferd und Peitsche und Sattelzeug. Alle vierzehn Tage einmal muß er des Nachts mit seinem Cab „hinaus in's feindliche Leben", um von Mitternacht bis Morgengrauen auf dem Posten zu sein. Dann aber beehrt er regelmäßig „die königliche Kaffeekanne" mit seinem Besuch, um mit der Würde, die ihm eigen, seine Tasse zu trinken und seinen Penny dafür auf den Karren zu legen. Er kommt, mag es nun Winter oder Sommer sein, immer mit seinem substanziellen Mantel und dicken Halstuch bekleidet, zum Unterschied von den andern übernächtigen Strolchen, welche, mag nun die Jahreszeit warm oder kalt sein, immer im Sommeranzug erscheinen.

Es ist ein Herbstmorgen, früh vier Uhr, und der Tag beginnt eben zu dämmern. Von den Dächern huscht die Dunkelheit und macht dem ersten unsichern Schein des Morgens Platz, die grünen Bäume werden sichtbar. Von all' den vierundzwanzig merkwürdigen Stunden, welche das Leben Londons umschließen, ist keine merkwürdiger als diese, wo der Riesenkörper der Stadt sich in dem Riesenschlafe, den er schläft, hie und da zu regen, zu recken und zu strecken anfängt. Nur eine oder zwei Stunden in der ganzen Peripherie von Tag und Nacht in London herrscht vollkommene, tiefe, fast lautlose Stille, aber diese Stille hat etwas Beängstigendes, und wer sie nicht einmal empfunden, der kann sich schwerlich einen Begriff von dem Eindruck derselben machen. Endlose Reihen von Thüren sind dann geschlossen, endlose Massen von Häusern liegen dann auf Meilenweite schwarz und dunkel und stumm wie Felsblöcke. Ein Wanderer in der Mitte der Alpen kann sich nicht einsamer fühlen; das hohe Meer und die Wüste sind dann nicht öder und einsamer. Dem ungeheuern, unentwirrbaren Lärm und Getöse von drei Millionen lebender, sprechender, gehender und arbeitender Wesen, dem unaufhörlichen unterirdischen und überirdischen Rollen von Rädern, welches wie fortwährender Donner die Luft und den Boden erschüttert, ist dann plötzlich Todtenstille gefolgt, das Schweigen des Grabes. Man könnte ein anderes Pompeji träumen. Die Häuser sind da, die hohen Thürme, die Paläste, die Kirchen, die Brücken über den Strom, die Schiffe auf dem Strom; aber Alles lautlos, stumm, unbeweglich. Keine Spur des Lebens, außer hier und dort ein einzelner Wanderer, dessen Schritt, ein Wagen, dessen langsames Rasseln das müde Echo weckt. So war vielleicht, vor zweitausend Jahren, Rom in der Nacht, und so wird vielleicht, in zweitausend Jahren, London bei Tage sein, wenn die Wilden von Neuseeland kommen, um über den Trümmern unserer Kultur trauernd zu sitzen wie Scipio auf den Trümmern von Karthago.

Aber, Dank sei der „Königlichen Kaffeekanne!" — wir sind noch nicht so weit. Immer, wenn das Schweigen und die Dunkelheit der Nacht jeden andern Ton, jedes andere Licht in dem ungeheuern Gebiete von London ausgelöscht hat, dann ist sie es, welche durch ihr gemüthliches Summen und den traulichen Schimmer ihres Feuers an tausend Straßenecken den Funken des Lebens zu unterhalten scheint. Wie ein Leuchtthurm steht sie da mit dem rothen Punkt ihres Kohlenkessels, mitten in der ungeheuern Einöde und Finsterniß, ein Trost und Führer für die nächtlichen Wanderer. Fröstelnd naht sich ihrer gastlichen Helligkeit und Wärme der Haus- und Heimatlose, welcher in dünnen Lumpen irgendwo auf dem nackten und feuchten Steinpflaster, wo ihn zuletzt doch die Kälte, oder auf einer Thürschwelle geschlafen hat, wo ihn der Policeman geweckt hat. Das Brodeln der Maschine und der Geruch des „Kaffees, gemacht wie in Frankreich", locken den Aermsten über die Straße; aber hinter dem umfangreichen Rücken des Droschkenkutschers kann er nur sehen, wie Andern der dampfende Trank mundet. Wer von meinen Lesern würde nicht gern in die Tasche greifen, um dem armseligen Strolch die paar Kreuzer oder den Silbergroschen zu schenken, der ihm zu der Erfüllung seines sehnlichen Wunsches fehlt? Aber bedenkt, meine werthen Leser, daß so wie er vielleicht noch 50,000 — wer weiß? vielleicht gar 100,000 Männer, Frauen und Kinder die Nacht haus- und obdachlos in London verbringen, wandernd oder schlafend, auf der Straße, vor den Thüren, auf den Treppen, unter den Bögen oder am Themseufer, hinter den Bretterverschlägen von Neubauten, oder gelagert um die Steinhaufen und Gasflammen der Untergrund-Arbeiten. Versammelt diese Armee des Elends und des Hungers um euch, diese trostlosen, verwilderten Gestalten, diese Zigeuner, die mitten in der reichsten und größten Stadt der Welt ohne einen Fuß breit Erde sind, von dem der erste beste Fußtritt sie nicht aufjagen kann, — die das Innere eines Hauses nur vorübergehend und ein Bette niemals kennen gelernt haben: laßt sie sich zusammenschaaren in ihren Lumpen, mit allen Zeichen von Krankheit und Entbehrung gezeichnet — Mütter, mit weinenden Säuglingen an der Brust, Männer, deren Handgelenke noch wund sind von den Ketten des Strafgefängnisses.

Aber es lebe „die königliche Kaffeekanne!" Denn auch Manchen von ihnen hat sie schon erquickt. Ich will darauf wetten, daß jener Elegant, der sich seinen Kaffee selbst zapft, einen Treepence auf den Karren wirft, froh, das grobe Kupferstück los zu werden, und daß es ihm nicht darauf ankommt, den Penny zurückzunehmen. Der arme Schlucker im Hintergrund kennt seinen Mann und er erwartet seine Zeit. Was kann auch dem jungen „gent" viel daran gelegen sein? Sein Gesicht sieht aus wie Aschermittwoch. Der Karneval der Nacht ist vorüber. Ja, die Nacht von London hat

---

*) Vergl. Illustr. Welt 1866, S. 67.

auch ihre schimmernden, glänzenden und verführerischen Seiten. Rauschende Ballmusik, lachende Augen, liebliche Lippen — Parquetböden, schwellende Sammetdivans — dieß Alles ist für einen Schilling zu haben auf Holbearn-Hill und Windmill-Street; und dann kommen die Austern bei Scott's und die Hummern bei Quinn's und der Champagner im Café de la Régence — und das ist freilich für einen Schilling nicht zu haben. Aber wer kann da rechnen, wo die Krystallgläser zwischen zierlichen Fingern klingen und Stöpsel nach Stöpsel knallend gegen die Decke springt — wo der rosige Schaum von der anmuthigsten Lippe genippt wird? Leider vergehen die Freuden von Haymarket so rasch! Beim ersten Hahnenschrei zerstieben sie in grauen Morgendunst — und Nichts bleibt zurück als der Katzenjammer und die Reue, dieser bittere Nachgeschmack von Allem, was im Genuß so süß gewesen. „Arm am Beutel, krank am Herzen" kehrt der Jüngling heim, und seine letzte Trostspenderin, bevor er das öde Grau seiner Wohnung aufsucht, ist — „die königliche Kaffeekanne".

Seht ihr das Pärchen an der Ecke? Sie, welche die Rechte fest auf den Karren preßt — mit dem koketten Hütchen und dem hübschen Profil, sie ist die Eigenthümerin dieser Kaffeewirthschaft auf Rädern, und er, der schmucke Bursche, in der dezenten Tracht des londoner Handwerkers, hätte nicht übel Lust, der Miteigenthümer zu werden. Er geht früh an die Arbeit — er ist ein Tischler, und das Magazin seines Brodherrn ist weit draußen in Islington. Aber im Vorübergehen macht er an jedem Morgen bei der hübschen Kaffeewirthin Halt und — wenn nicht alle Zeichen trügen — werden wir ihn bald zusammen mit ihr, oder ihn allein, oder Keines von Beiden mehr an diesem Karren stehen sehen. Denn wo zwei Leute in London rechtschaffen arbeiten und Penny sorgsam zu Penny legen, da kommt bald genug ein rundes Sümmchen zusammen; und manch' ein Pärchen, das gleich diesem zuerst hinter einer Straßenkarre gestanden, hat sein Leben hernach in einem sauberen Vorstadthäuschen gar fröhlich weitergelebt und selig beschlossen.

Aber „die königliche Kaffeekanne" wird darum nicht verschwinden. „Le roi est mort, vive le roi!" — Wo sollte denn auch die Frau wohl ihren Morgenkaffee finden, sie, die jeden Tag um diese frühe Stunde mit ihren schweren Eimern die Straße herabkommt und nach kurzer Rast ihren mühsamen Weg fortsetzt? Jetzt ruht sie auf demselben aus, während sie auf ihren Knieen den Kaffee etwas verdampfen läßt. Der Leser wird sich wundern — so viel Dampf aus einer so kleinen Tasse! Ja, ja — dafür ist es aber auch Kaffee aus der „königlichen Kaffeekanne", siedend heiß und „gemacht wie in Frankreich".

Gott segne sie! Oft und oft, bei Tagesanbruch, wenn ich von meinem Wanderzug durch London in meine stille Square heimkehrte, hab' ich sie brodeln hören und leuchten sehen, die „königliche Kaffeekanne". Ich kannte die Wirthin und nach und nach auch alle die Stammgäste, die hier ihren Morgentrunk einzunehmen gewohnt waren. Ich kannte den Droschkenkutscher — „good morning, Sir!" pflegte er zu sagen — „a fine day, Sir!" oder „very bad weather," wie es nun eben sein mochte. Ich kannte auch den jungen Tischler und die Frau mit den Eimern und den jungen „swell", der von Haymarket kam — ja ich habe sogar, um auch darüber mitsprechen zu können, den Haymarket ein- oder zweimal selber besucht. Denn ich bin der Meinung, daß der Reisende in fremden Ländern und Städten vor Nichts zurückscheuen darf; und demgemäß habe ich in der That Alles durchgemacht, was man von einem Menschen nur verlangen kann. Nur Eines habe ich nimmermehr ganz fertig gebracht, so oft ich auch zu den verschiedensten Malen angesetzt, und das war — hony soit, qui mal y pense! — eine Tasse Kaffee aus der „königlichen Kaffeekanne".

Die preußische Feldarmee.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Bild S. 124.)

Thatsachen sprechen am Ueberzeugendsten, und durch die Thatsachen des letzten Krieges ist bewiesen worden, daß die preußische Armee in Ausrüstung wie Disziplin und Geschicklichkeit zu den besten gehört; ja, die französische Armee, welche mit vollem Rechte sich bisher als die erste der Welt betrachten konnte, sieht mit unverholener Eifersucht auf eine Truppe, die hundert Jahre nach den Siegen Friedrich's und trotz eines halben Jahrhunderts Frieden die höchsten militärischen Aufgaben mit einer französischen Eleganz geleistet hat. Niemand konnte vorher ihrer Leistungsfähigkeit in solchem Grade gewiß sein, und in Preußen selbst war man im Allgemeinen weit entfernt, eine so unwiderstehliche Stoßkraft bei so talentreicher Führung derselben in dem Heere zu vermuthen. Denn mag auch Glück und überlegene Bewaffnung mittelst des Zündnadelgewehrs den preußischen Erfolgen zu Gute gekommen sein — zu leugnen ist doch nicht, daß ohne die Sicherheit der Führung und ohne die Bravour und Ausdauer der Mannschaften binnen vier Wochen diese Armee nicht fünfzig Schlachten und Gefechte siegreich bestanden hätte und bis vor die Thore Wiens und bis jenseits des Mains gedrungen wäre. Zunächst wird damit bewiesen, daß ein tüchtiger Generalstab, tüchtige Feldherren auch durch die Theorie herangebildet werden können, wenn diese Theorie nur aus der Praxis der Kriegserfahrungen gezogen ist; und fernerweit ergibt sich, daß die preußische Armee in einem Geiste erzogen ist, der, wenn er auch nicht den glühenden Ehrgeiz der Franzosen aufweist, doch durchweg höchst kriegerischer Art sein muß.

Bei alledem ist die Dienstzeit in Preußen eine so kurze wie in keinem andern der großen Militärstaaten. Sie umfaßt drei Jahre bei der Fahne, und nach der neuen Reorganisation verbleibt der Soldat dann in bürgerlichem Verhältniß drei Jahre der Reserve angehörig, die zuerst bei Mobilmachungen herangezogen wird. Fünf Jahre gehört er alsdann dem ersten Aufgebot der Landwehr an, welches bei Kriegsfällen als zweite Reserve einberufen wird, und bis zum neunundreißigsten Lebensjahr steht er schließlich noch im zweiten Aufgebot der Landwehr, welches zu Garnisonen und Festungsbesatzungen an Stelle des abgerückten Feldheeres benutzt wird. Die Ersatzreserven, aus denen bei Eintritt und während der Dauer des Krieges die Mannschaften für neue Bataillone oder zur Ausfüllung der entstandenen Lücken in den Regimentern genommen werden, umfassen die große Zahl der früher vom Felddienst wegen geringer Gebrechen Dispensirten, deren Einberufung je nach Bedürfniß von der Altersstufe des einundzwanzigsten Jahres bis zu der des neunundreißigsten bewirkt werden kann. So standen bei der letzten Mobilmachung 400,000 Ersatztruppen in den Listen der Armee, von denen freilich kaum die Hälfte als kriegstüchtig angenommen wird.

Was somit der preußischen Armee bei dieser Einrichtung ihre große Tüchtigkeit sichert, kann nicht das Prinzip sein, welches bei andern Armeen maßgebend ist: die strenge Disziplin, die lange Uebung und militärische Erziehung. Ist auch dieß Prinzip im preußischen Heere in voller Geltung, so kommt doch als die eigentlich bestimmende Kraft desselben die Intelligenz der Masse und das nationale point d'honneur hauptsächlich in Betracht. Die Schulbildung ist in Preußen eine so ausgebreitete, daß kaum neun Prozent der Rekruten derselben ganz oder theilweise entbehren — während in allen anderen großen Staaten dieser Prozentsatz der doppelte oder gar mehr als dreifache ist. In der preußischen Armee selbst erhält die nöthige Elementarbildung derjenige Bruchtheil, der sie nicht besitzt; für ihn ist die Dienstzeit eine nützliche und für die Zukunft wohlthätige Zeit der Bildung. Was aber vor Allem die eigentliche Intelligenz der Masse und ihren nationalen Stolz und Kriegsgeist beweist, ist die allgemeine Wehrpflicht, die ohne Ansehen der Person den Bauerssohn in Reih und Glied neben den Sohn des Generals, den Kaufmann neben den Studirten, den Handwerker neben den Adeligen oder den hochgestelltesten Beamtensohn stellt. Das Gefühl der allgemeinen Gleichheit in der Uniform hat der preußischen Armee die nationale Bedeutung verliehen, und Jeder, der ihr dient, rechnet es sich um deßwillen zur Ehre an. Eine solche Truppe muß durch den Wetteifer der Einzelnen für die höchsten Aufgaben im Kriege empfänglich sein. Sodann bringt dieß Nebeneinander der Bildung jeglicher Art, höchster wie niedriger, während der Dienstzeit nicht nur eine eigene Summe von Korpsintelligenz hervor, sondern selbstverständlich gewinnen in dieser Gesellschaft gerade die vernachlässigten Elemente an Bildung, indeß

die begabteren Naturen durch den gleichmäßig bedingten Dienst vor Verweichlichung und Theilnahmlosigkeit an den Geschicken des Vaterlandes bewahrt werden. Ist es wahr, daß dadurch eine frische und intelligente Nation erzogen wird, so läßt sich andererseits nicht verhehlen, daß eine solche erzogene Nation erst da sein muß, soll die allgemeine Dienstpflicht auch militärisch ihren Werth bekunden. Und zu der letzteren Bedingung verhalfen Preußen die langen Friedensjahre.

Ein tüchtiger Offiziersstand ist das absolute Bedingniß einer tüchtigen Armee, nicht minder wie geschulte und umsichtige Unteroffiziere. Nach beiden Hinsichten wird in Preußen die größte Sorgfalt entwickelt. Die Kadettenhäuser liefern das Kontingent junger, aber tüchtig gebildeter Offiziere; die Mehrzahl, welche von der Pike auf dienen muß, tritt in diesen Stand nicht, ohne ein ziemlich strenges Examen bestanden zu haben. Nepotismus und Bevorzugung Einzelner ist nicht gekannt; Jeder avancirt nach seiner Anciennetät und nach seinen Fähigkeiten. Für Unteroffiziere gibt es zunächst besondere Schulen; die in der Front dazu erhoben werden, haben mit Ausnahme der einjährig Freiwilligen, welche das Hauptkontingent der späteren Landwehroffiziere bilden, regelmäßig schon eine mehrjährige Dienstzeit überstanden und bleiben gewöhnlich bis zum Civilversorgungsschein nach zwölfjähriger Dienstzeit in der Armee.

Der Dienst selbst ist in der ganzen Armee ein sehr strenger und umfassender, und durchaus, trotz aller Paradedressur, auf den Krieg berechnet. Mit Einführung der besseren Schußwaffen wird namentlich die Schießübung auf's Eifrigste betrieben, und alle Mittel werden angewandt, namentlich Belohnungen, um tüchtige und sichere Schützen zu bilden. Die gesammte Infanterie lernt nach der Scheibe schießen, und diese Uebung ist von außerordentlichem Vortheil im Felde, wo beim Tirailliren sowohl wie zum Demontiren der Geschütze Jeder seinen Mann auf's Korn nehmen muß. Durch das Zündnadelgewehr ist die Taktik gegen die frühere preußische wesentlich verändert worden. Anstatt in geschlossenen Körpern, pflegt man jetzt gern das Vorrücken in Tirailleurlinien zu veranlassen, wobei jeder Einzelne seine Schuldigkeit nach besten Kräften zu thun hat. Quarrés sind fast als überflüssig erkannt, man bringt die Reihen der Kavallerie in Unordnung durch ein paar verheerend wirkende Salven der Glieder. Nicht minder Sorge wird auf die Marschübung gelegt. Gegen früher ist der Schritt der marschirenden Truppen viel rascher und beträgt 110 Schritt in der Minute. Ausdauer in dieser Uebung ist nothwendig, und bekanntlich verdankt die Armee Preußens den größten Erfolg ihrer Waffensiege ihren Füßen, ihren in Erstaunen setzenden, rastlosen Märschen.

Die Kavallerie der preußischen Armee ist sehr zahlreich und ihren Werth hat sie seit den Reiterschlachten Ziethen's und Seydlitz' zum ersten Mal wieder in diesem Feldzug bewährt. Tüchtige Reiter auf kräftigen Pferden, sind diese namentlich durch den leidenschaftlichen Kavalleriegeneral Prinz Friedrich Karl gegen früher auch in der Fechtkunst bedeutend vervollkommnet worden. Die Artillerie mit ihren neuen gezogenen Geschützen hat namentlich in den letzten Jahren eine außerordentliche Pflege erhalten, um all' die Vortheile auszunutzen, welche die verbesserte Waffe im Felde möglich macht.

Dröhnt die Kriegstrommel durch das Land, so kann man sich denken, wie bei dieser Organisation der Armee alle bürgerlichen Kreise in Bewegung gerathen. Die Reservisten treten aus ihren bürgerlichen Verhältnissen, die Landwehrmänner verlassen Frau und Kind, überall, in allen Klassen der Gesellschaft, sieht man die jungen, dienstpflichtigen Männer den Bürgerrock mit der Uniform vertauschen und, wie das Beispiel bewiesen hat, binnen wenigen Wochen steht dann eine schlagfertige Feldarmee — jetzt von 600,000 Mann in zwölf Armeekorps, vor diesem Kriege von 450,000 Mann in neun Korps, an den Grenzen des Landes. Ueberrascht hat die umsichtige und in allen Punkten vorgesorgte Verwaltung dieses gewaltigen Kriegskörpers, und dieß bildet eine Hauptsache bei einer in's Feld ziehenden Armee. Uniformen, Ausrüstung, Transportmittel, Verproviantirung, Lazarethwesen — Alles zeigte sich in der musterhaftesten Ordnung.

Die Uniformirung der Armee selbst ist vielfach als unpraktisch bemängelt worden, doch scheint man den gerügten Uebelständen nicht viel Gewicht beizulegen. Der spitze Helm, die Pickelhaube, die der Soldat gern und sobald als die Gelegenheit günstig, im Felde mit der leichten, runden und flachen Tuchmütze vertauscht, bleibt noch immer die Hauptbedeckung der gesammten Infanterie. Nur die Landwehr trägt die bei Weitem praktischeren ledernen Czakos, die Garde mit dem Stern vorn, die andre Landwehr mit dem Kreuz von 1813. Die übrige Ausrüstung ist bei Beiden ziemlich gleich: blauer Waffenrock, schwarzgraue Hose, Kommismantel von gleichem Tuch, Tornister, Patrontaschen, Seitengewehr, Schaftstiefeln, in welche beim Marsch der untere Theil der Beinkleider gesteckt wird. Die Kavallerie ist höchst mannigfaltig uniformirt. Kürassiere und Garde-du-Corps tragen meist metallene Pickelhauben und auf dem weißen Rock den messingnen Harnisch; meistentheils haben sie schon weißlederne Hosen und hohe, bis über die Kniee zu ziehende Lederstiefel. Die Husaren tragen Uniform mit Schnüren und den Dollman von verschiedenen Farben: roth, blau, grün und schwarz; neuerdings erhalten sie enge ungarische Hosen und ungarische Stiefeln dazu. Eine hohe Mütze von Bärenfell ziert ihren Kopf, während die Landwehrhusaren eine spitz zugehende Mütze von Tuch tragen, streifenweise um dieselbe gewickelt und das Ende herabhängend. Die Uhlanen sind die einzigen Truppen mit Lanzen außer Säbel und Pistolen bewaffnet. Ihre Uniform besteht aus der Ulanka und dem Czapka, die Farbe desselben und des Brustlatzes je nach den Provinzen roth, weiß, gelb, blau. Die Dragoner haben hellblaue Uniform, Pickelhauben und Hosen wie die Infanterie, ebenso auch die Artillerie, welche letztere der Infanterie in der Uniformirung bis auf den Knopf gleicht, den sie statt der Spitze auf dem Helm trägt. Die Offiziere sind in der Uniform ihrer Regimenter gekleidet und tragen als Abzeichen Schärpen, Degen und Epauletten, im Felde Säbel und statt den sie verrathenden Epauletten Feldzeichen in Form von schmalen Achselklappen.

Rösselsprung.

lie-	der	all	du	trug-	gend-	mei-	ner
den	rück	ben	rufst	heit	gold-	ge-	traum
wie-	die	mir	em-	er	ten	ju-	ner
zu-	rinn-	du	all	les	kind-	süß-	stal-
stun-	les	glück	hel-	ich	weih-	al-	ver-
les	lie-	den	al-	die	längst	die	nachts-
al-	den	schö-	das	der	ver-	klung-	ten
nen	al-	der	leb-	nen	all	baum	froh

Fliegende Blätter.

Ein edler Stolz. Jean Paul erschien einst sehr spät in einer Gesellschaft des Präsidenten von Schlichtegroll in München, welcher dieselbe nur des gepriesenen Dichters halber eingeladen hatte. Man erkundigte sich von allen Seiten sehr theilnehmend nach der Ursache seines langen Ausbleibens. Er sei in Nymphenburg gewesen und habe den König gesprochen, war die lakonische Antwort. „War Seine Majestät gnädig?" fragte ein besternter Herr. — „Gnädig, mit mir?" entgegnete Jean Paul, „bin ich denn ein Verbrecher?"



Ellen bittet für Jakob Stone. (S. 131.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

21. Ein neuer Geschäftsführer.

Mrs. Stone hatte, wie erwähnt, einen Sonntag gewählt, um die letzte und werthvollste Erwerbung ihres verstorbenen Gatten: Harcourt Place, abschätzen zu lassen. Von den drei Männern, welche ihr bei diesem Geschäfte dienten, nämlich ihrem gewöhnlichen Rechtsbeistande, sowie einem Landesvermesser und Mr. Taylor, interessirt uns nur der Letztere. Die vier Personen kehrten am Abend zur Stadt zurück. Der Advokat, ein schottischer Presbyterianer, eilte von der Fenchurchstreet-Station nach seiner Kapelle zum Abendgottesdienst, der Feldmesser entfernte sich in anderer Richtung, um seinen hungrigen Magen zu befriedigen, und Mr. Taylor bot der Wittwe galant seinen Arm, um sie nach ihrer Wohnung zu geleiten.

Unterwegs sprach er mit kluger Theilnahme und feinem Takt von Mrs. Stone's gegenwärtigen Sorgen und Mühen; von ihrem bedeutenden Verlust durch den Juwelendiebstahl, welcher noch in ebenso geheimnißvolles Dunkel gehüllt sei wie der Tod des Sir Felix; von den verdächtigen Umständen, welche ihren Schwiegersohn in Bezug auf den letzteren Fall belasteten, von der „abscheulichen" Entfernung desselben von seiner Gattin, vor Allem und hauptsächlich aber von seinem „unehrenhaften, undankbaren und durchaus tadelnswerthen Betragen" gegen Mrs. Stone, indem er ihr seinen Beistand im Geschäft entzogen und ihr die Last der Arbeit allein aufgebürdet habe. Dieß letztere Thema besprach Mr. Taylor mit großer Beredsamkeit, und Mrs. Stone verschlang jedes seiner Worte.

Da Ersterer die Wittwe über alle Erwartung zugänglich fand, so erklärte er sich, angeblich um die Tiefe seiner Empfindungen zu beweisen, sogar bereit, sein eigenes Geschäft der Leitung seines Bruders zu überlassen und an Godfrey's Stelle zu treten; er werde seinen Stolz und seine Freude in das Bestreben setzen, ihr mit all' seinen Fähigkeiten und Kräften zu dienen. War es möglich, daß die „kluge, vorsichtige Hanna" in Mr. Taylor nicht einen schlauen Freier erkannte, daß sie nicht durch einen Mühlstein sehen konnte? Wie dem auch sein mochte, sie wünschte die Bedingungen seines Anerbietens zu hören, und da sie dieselben bescheiden fand, so versprach sie, die Sache in Erwägung zu ziehen.

Mr. Taylor wußte jedoch, daß man das Eisen schmieden müsse, so lange es warm ist; er rückte daher mit berechneter Schlauheit mit einem anderen Hülfsmittel heraus, indem er ihr mittheilte, daß ihm die Leitung eines kaufmännischen Geschäfts in Kalkutta angeboten worden sei, worüber er sich rasch entschließen müsse, und wie ganz beiläufig ließ er einige Worte fallen, daß diese Stellung sehr anlockend sei. Mrs. Stone nahm sich das im Stillen ad notam. Als Beide die Klause erreichten, war es fast zehn Uhr Abends, die Wittwe nöthigte indeß ihren Begleiter mit Grazie, einzutreten und bei ihr zu soupiren.

Bridget mußte im Wohnzimmer den Tisch decken, Mr. Taylor spielte noch ein Stündchen den angenehmen Gast und hatte schließlich den Triumph, sich mit einem geschriebenen Engagement als Geschäftsführer der Wittwe bei täglich achtstündiger Arbeit zurückziehen zu können. Dieser Erfolg war ein Beleg dafür, daß oft gerade die scharfsinnigsten Leute der Welt am Leichtesten zu täuschen sind, weil sie zu viel Vertrauen in ihre eigene Weisheit setzen und ihre gewohnte Vorsicht gerade dann außer Acht lassen, wenn sie am Nöthigsten ist. Gewiß ist, daß an demselben Tage, wo Mrs. Stone Harcourt Place in Besitz nahm, Mr. Taylor sich im schwarzen Hause festsetzte. Er ließ von diesem glücklichen Tage an seine Klugheit nicht einen Augenblick aus den Augen, war pünktlich bis auf die Minute, eifrig in jeder Art von Diensten, rasch in der Unterordnung unter die Ansichten der Wittwe, und stets bereit, ihre Pläne und Ideen bis zum äußersten Grade zu verfolgen und praktisch zu verwerthen so daß Mrs. Stone mit stiller Freude sich sagte, er sei ein wahrer Schatz für sie, und seine angenehme Erscheinung wurde von ihr mit mehr und mehr Interesse betrachtet. Endlich kam auch der Tag, an welchem ihm Gelegenheit ward, seinen Einfluß auf ihre Neigung — wenn solch' ein Wort auf diese kaltherzige Frau angewandt werden kann — zu befestigen und zu bethätigen.

Er war in seiner Schreibstube beschäftigt, die unmittelbar neben dem großen Zimmer sich befand, in welchem Isaak Stone gestorben war. Plötzlich hörte er in diesem Zimmer einen heftigen Streit. „Nein," sagte eine rauhe Mannesstimme sehr laut, „ich will die Bettlergabe nicht annehmen!" Taylor's Klugheit hatte ihn schon lange den Grundsatz als Richtschnur befolgen lassen: Nichts zu sehen und zu hören, wozu die Wittwe ihn nicht autorisirte. Dennoch erhob er sich leise von seinem Sessel und legte sein Auge, dann sein Ohr an's Schlüsselloch. Er sah einen etwa vierzigjährigen, bärtigen, aber sehr blassen und anscheinend kränklichen Mann mit funkelnden Augen und heftigen Gestikulationen, und ihm gegenüber die Wittwe mit finsterer Stirn und düsterem Blicke. Mr. Taylor erkannte in dem Manne eine große Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Juwelenhändler. „Nein," rief der Mann wieder, „ich mag das Wenige nicht, sondern bestehe auf meinem Recht, auf meines Vaters Willen! Das Testament, das Du mir kurz nach seinem Begräbniß zeigtest, war nicht sein letzter Wille, sondern Du verbranntest diesen, als mein Vater todt war, um mich zu betrügen, damit Du Alles zusammenraffen könnest!" — „Wer sagte Dir, daß ich den letzten Willen verbrannte, wer erfand diese Fabel?" erwiederte die Wittwe langsam, lauernd und drohend. — „O Du weißt, daß meine Behauptung richtig ist!" versetzte Jakob Stone — dieser war es — und erhob drohend die Faust, daß Mrs. Stone erschrocken zurückfuhr. „Aber Du sollst bekennen! Antworte jetzt! Willst Du, oder willst Du nicht? Antworte, ob Du mich nicht betrogst, schändliches Weib!" Er rückte ihr mit drohender Haltung näher und näher, während die Wittwe sich mit vorgehaltenen Händen langsam zurückzog. — „Höre mich, Wahnsinniger!" knirschte sie, bemüht, ihre Stimme zu dämpfen. — „Nein, ich will nicht mehr auf Dich hören, Schlange!" versetzte Jakob. „Nur zu oft habe ich auf Dich gehört. Deine trügerische Stimme umgarnte mich, als Du mich vor Jahren zur Liebe verlocktest! Ich hörte auf Dich, als Du mich überredetest, nach Amerika zu gehen, damit Du ungestört meinen Vater heirathen konntest! Ich hörte auf Dich, als Du mir ein Testament zeigtest, von welchem Du ganz genau wußtest, daß mein Vater es ungültig gemacht hatte, und ich hörte auf Dich, als Du mich mit einem elenden Einkommen abspeistest, geringer als Du Deinen begünstigten Schreiber bezahlst, anstatt, wie mein Vater gewollt, mir ein richtiges Drittheil alles vorhandenen Vermögens zu verabfolgen!" — „Ein Drittheil! Du verlangst ein Drittheil?" lachte die Wittwe höhnisch beleidigend. — „Ja, das thue ich, und noch mehr, ich sage Dir, wenn ich es nicht erhalte, so will ich Dich als Betrügerin und Diebin an mir und an Deiner Tochter, und ebenso an Jabez, an den Pranger stellen! Sei zufrieden, wenn Du selbst den dritten Theil eines bedeutenden Vermögens behältst; Du, die bei ihrem Eintritt in dieß Haus keinen Penny besaß und die froh war, für's Ausbessern unserer alten Kleider täglich einen Sixpence und das Mittagessen zu erhalten. Pfui über Dich, Hanna! Hast Du mir nicht Kummer genug gemacht, als Du durch einen gefälschten Brief meinen Vater an meinen Tod glauben machtest? Hast Du nicht gesündigt genug, als Du meinen Brief unterdrücktest, worin ich um Hülfe bat? Schlug Dir nicht schrecklich das Gewissen, als Du so handeltest? Fühltest Du nicht das Teuflische, den Sohn für immer vom Vater zu reißen und mich, den ohnedieß tief Unglücklichen, in den Wahn zu versetzen, mein Vater sei unversöhnlich und wolle seinen Sohn nie wiedersehen?" — „Jakob Stone, willst Du aufhören?" — „Hanna Stone, willst Du mir mein Recht zukommen lassen?" — „Ich werde Dir geben, was ich gesagt, nicht mehr! Und auch das sollst Du nicht erhalten, wenn Du nicht schweigst." — Jakob verstummte auf einige Momente, aber um so furchtbarer brach er dann wieder aus. „O Du entsetzliches, teuflisches Weib, daß der Tod über Dich käme in dieser Stunde! Daß jetzt mein Vater hier stünde und sein Blick Dich zerschmetterte! Er dachte an mich, er traf Sorge für mich, wenn ich wiederkehren würde, und Du wartetest kaum, bis das Blut in den Adern des Verstorbenen erkaltet war, als Du hingingst und seinen letzten Willen tückisch den Flammen übergabst! Schändliche Betrügerin, kannst Du Geschehenes ungeschehen machen? Kannst Du, und wenn Du noch in diesem Augenblicke alle Deine Schätze mir zu Füßen legtest, meinen Vater zurückrufen, von dessen Angesicht Du mich Jahre lang zurückhieltest?"

Mrs. Stone versuchte, aus dem Zimmer zu entschlüpfen, aber Jakob hielt sie zurück und fuhr fort zu toben: „Ich sage Dir," rief er, „wenn jeder Penny, den Du besitzest, hier läge, ich wollte Alles, Alles hingeben für eine Stunde des Wiedersehens bei meinem Vater. Laß mich ihn sehen! Laß mich zu ihm sprechen! Laß mich meine Hand in die seine legen! Laß mich hören, wie er mir erklärt, daß Du, Teufel der Du bist, Dein trügerisches Netz um sein Herz und Auge legtest! Laß mich ihn sagen hören: Jakob, ich verzeihe Dir — verzeih' auch mir, Jakob!"

Der horchende Taylor erbebte in jedem Nerv, als er diese in furchtbarer Erregung, zuletzt mit Thränen des tiefsten Schmerzes und Grolls gesprochenen Worte hörte und mit einem Male Jakob starr nach der Ecke blicken sah, wo Isaak Stone's Lehnsessel stand. „Da! Siehst Du nichts?" fragte Jakob schauernd. — „Was soll ich sehen?" erwiederte die Wittwe erblassend. — „Schau, schau!" flüsterte Jakob, die Hände auf der Brust kreuzend und immerfort verzückt nach dem Sessel starrend. — Die Wittwe hatte sich schnell erholt. „Ich sehe nichts!" erwiederte sie, mit leisem Vibriren ihrer Stimme. — „Nichts in Vaters Stuhle?" — „Nein." — „O Du verhöhnst mich! Wer sitzt dort auf dem Stuhle und schreibt?" — „Nun, wer?" — „O Du weißt es am Besten; es ist nicht der Vater, dessen ich mich erinnere, mit schwarzem Bart und Haar, wie das meine, mit einem Gesicht nicht älter als das meine, sondern es ist ein alter Mann mit gekrümmtem Nacken und weißem Haar." — „Welche Einbildung, Jakob!" erwiederte Mrs. Stone schaudernd. „Ich sage Dir, Du träumst! Es ist nichts auf dem Stuhl als ein Rock, den ich jetzt davon wegnehme." Sie ging auf den Stuhl zu, Jakob aber, immer noch in halb entsetzter, halb bewundernder Stellung, fuhr fort: „Ein Rock, sagst Du? Hanna sieh', ach sieh'! Das Gesicht, die ernste Stirn . . . ja, jetzt erkenne ich meinen Vater! Vielleicht schreibt er das Testament, das Du verbranntest! Es ist so; ich sehe einen Namen auf dem Papier schimmern... Jakob Stone! Mein Vater, schau auf mich! Sprich zu mir, guter Vater!"

Jetzt rief Mrs. Stone laut nach Taylor, denn sie fürchtete sich vor ihrem Stiefsohn und ehemaligen Geliebten, und der dienstfertige Geschäftsführer stürzte schnell herbei und zog die Klingel, um Jabez zur Assistenz zu haben. „Bringen Sie den Stuhl weg!" befahl Taylor dem alten Diener des Hauses. Jabez trug den alten Ledersessel seines verstorbenen Herrn hinaus, während Jakob, ohnmächtig werdend, auf ein Kanape sank. Als Jabez zurückkehrte, benetzte er sein Antlitz mit Essig und Wasser.

„Soll ich für Sie in dieser unangenehmen Sache handeln?" fragte Taylor leise die Wittwe. Sie winkte ihm bejahend zu. „O, ich verstehe Alles, Alles!" wisperte er bedeutungsvoll. „Ich konnte nicht dafür, daß ich den ganzen Vorgang mit anhören mußte und daß mir kein Wort entging, verehrte Mrs. Stone." Mit dieser Erklärung war er Meister der Wittwe, und sie zeigte sich danach, indem sie ihm die Hand reichte, die er mit Wärme drückte.

„Unsere Interessen sind eins," fuhr Taylor zärtlich fort, „und Sie müssen mir schon erlauben, diese beunruhigende Persönlichkeit zu beseitigen." Die Wittwe erhob sich, wankte und stützte sich matt auf Taylor's Arm, als er sie hinausgeleitete. Auf dem Vorsaale legte der kluge Geschäftsführer, um sie noch zärtlicher zu unterstützen, seinen Arm um ihre tadellose Büste, und so brachte er sie, halb geführt halb getragen, nach der Küche, wo er sie sanft auf einen großen Lehnstuhl niederließ. Plötzlich fuhr sie mit einem leisen Schrei empor und starrte rückwärts. „Wer brachte ihn hierher!" rief sie entsetzt und zornig zugleich. „Hinweg damit! Verbergt den Stuhl irgendwo! Ich sterbe, wenn ich ihn noch einmal sehe." Jabez hatte den Lehnsessel Isaak Stone's zufällig in die Küche getragen, und die Vision Jakob's war von Neuem lebhaft vor die Seele seiner Wittwe getreten. Mit dem Fuße stieß sie ihn zur Seite.

Mr. Taylor selbst ergriff das verhängnißvolle Geräth und schaffte es in ein finsteres Kabinet, dann kehrte er zur Küche zurück, schloß die Thür hinter sich und hielt jetzt den Moment für eine Entscheidung gekommen. Er rückte sich einen Stuhl neben den der Wittwe und sprach mit ihr in leisem, zarten Tone. „Liebe Mrs. Stone," sagte er, „ich kenne Ihre Geheimnisse und Ihre Sorgen, die größtentheils von Ihrem Alleinstehen herrühren. Ich bin entschlossen, die Geheimnisse zu bewahren, wie die meinen, und Ihnen jede Sorge vom Herzen zu nehmen, aber um es zu können, muß ich dieß haben." Dabei ergriff er ihre rechte Hand. „Soll es so sein? Soll ich Sie schützen gegen Ihren übelwollenden Stiefsohn, soll ich Jakob Stone sammt seinen wahnsinnigen Forderungen zum Schweigen bringen?"

Mrs. Stone verstand den Preis und fragte Taylor nochmals: ob er Alles, was er eben gesagt, wahr machen wolle? Er bejahte, die Hand auf's Herz legend. „Nun denn, hier ist meine Hand!" sagte sie ergeben. Taylor küßte die Hand und die Lippen, die so beglückende Worte sprachen. „Ich muß ein Merkmal Deiner Einwilligung haben, theure Hanna!" sagte er liebkosend. Sie zog einen großen Diamant vom Finger und reichte ihn ihrem Verlobten. „Nein, diesen muß ich haben!" bemerkte Taylor, auf ihren Trauring deutend. Mrs. Stone hatte Mühe, den Ring vom Finger zu bringen, er war wie in's Fleisch gewachsen. Während sie sich quälte, den Ring abzuziehen, fuhr Taylor fort, ihr zu versichern, daß er ihr Ruhe zu verschaffen wissen werde. „Ich will ihn niewiedersehen!" knirschte die Wittwe mit tödtlichem Haß. — „Nie!" erwiederte Taylor kurz. — „Und es ist noch ein Anderer im Hause, der beseitigt werden muß, ein Verräther, der mich sicher längst betrogen hat; das ist Jabez. Er muß etwas gesagt haben, er muß es sein, der Jakob aufhetzte; ein Schurke, der nicht werth ist, noch eine Brodkruste in meinem Hause zu essen. Ich würde nie geglaubt haben, daß dieser Kerl mich betrügen könnte. Nachdem er mir anscheinend Jahre lang treu gedient, wendet er sich zu meinen Feinden. Aber ich will Rache an diesem Scheusal haben . . . o, ich könnte ihn zermalmen wie ein Stück Thon in einer Töpfermühle." — Mr. Taylor, den Trauring in seine Börse steckend, bat sie, ruhig zu sein und ihm Alles zu überlassen. Jabez solle seine Strafe finden.

22. Mutter und Tochter.

Mr. Taylor stieg wieder zu Jakob Stone hinauf und rief den alten Jabez. Inzwischen harrte die Wittwe in fieberhafter Spannung auf das Resultat. „Sei es!" sagte sie im Selbstgespräch. „Mag er über Beide verfügen! Wie . . . das soll mir gleichgültig sein . . . Dieser elende Wurm Jabez betrog mich! Er war also seit Jahren ein Spion. Jetzt verlangt er sein Jahrgeld. Gut, ich hoffe, er wird's erhalten, daß er's nie wieder verlangt. Ich habe ihn beschwichtigen wollen und versprach, für ihn zu sorgen, wenn er Geduld hätte. Er wollte nicht warten, er wollte auch nichts nehmen, bevor Jakob sein Drittheil erhalten. Mag er nun betteln oder verhungern! Er und der einfältige Phantast Jakob!"

Nach wenigen Minuten ward wieder Taylor's knarrender Tritt vor der Küche hörbar. Er trat mit einem seltsamen Ausdrucke von Ueberraschung und Besorgniß ein. „Bist Du unterrichtet, Hanna, daß Deine Tochter Jakob Stone und seine Ansprüche kennt?" — „Was! Meine Tochter?" — „In der That. Ich traute kaum meinen Augen, als ich, in's Wohnzimmer zurückkommend, wo Jakob krank, oder vorgeblich krank liegt, Deine Tochter neben ihm und seine beiden Hände haltend fand. Sie sprach zu ihm im freundlichsten Tone, nannte ihn ‚Bruder' und sagte ihm, daß sie ihm Gerechtigkeit verschaffen helfen wolle. Wir hatten darauf allerdings nicht gerechnet." — Mrs. Stone war Minuten lang wie versteinert, dann brach der Zorn sichtlich in ihr aus. — „Soll ich sie hierher schicken, daß Du ihr das Unsinnige ihres Betragens vorhalten kannst?" — „Thue es." — Mr. Taylor ging, und kurz darauf erschien Ellen in der Küche, mit Thränen in den Augen. Die Wittwe blickte forschend in ihr Gesicht, um daraus zu lesen, wie viel Ellen von ihrer Mutter Ränken wisse. „Wie kommst Du dazu," begann die Wittwe hart, „den falschen Gesellen oben in der mir zu Ohren gekommenen Weise zu behandeln?" — „Mein Herz, Mutter, trieb mich dazu." — „O nimm Dich in Acht, daß Dein Herz Dich nicht zu mehr solcher Narrheiten treibt!" — „Mutter, er ist mein Bruder, und wenn ich ihn ansehe, bewegt mich die wärmste Theilnahme." — „Wer sagt Dir, daß es Dein Bruder ist?" — „Ich glaube, ich würde ihn sofort erkannt haben, wenn ich ihn zufällig gesehen hätte; er ist meinem theuern Vater so ähnlich." — „Aber es war kein Zufall, durch den Du ihn kennen lerntest?" — „Nein, Mutter." — „Ich will wissen, Ellen, wer Dich mit ihm zusammengeführt hat." — Ellen fürchtete für Jabez und verschwieg, daß er die Mittelsperson gewesen. „Ei, Mutter, kam nicht Jakob in unser Haus, daß ich ihn sicher früher oder später sehen mußte? Du kannst Dich darauf verlassen, Mutter, daß es nicht nöthig ist, über Jakob Deiner Tochter gegenüber ein Geheimniß zu bewahren. Was thut es, daß ich ihn kennen lernte?" — „Für mich viel! Meine Befehle sind übertreten worden." — „Dann gabst Du Befehl, ich solle meinen Bruder nicht sehen? Wie seltsam!" — „Er ist kein geeigneter Charakter, um Deine Bekanntschaft zu machen, und ich will es nicht haben, daß Du vertraut mit ihm sprichst. Uebrigens ist es durchaus nicht gewiß, daß er die Person ist, für die er sich ausgibt." — „O Mutter, wie kannst Du so sprechen?" — „Verstehe mich recht, Ellen, ich sage nicht, daß er nicht Deines Vaters Sohn ist, aber ich habe keine Beweise, daß er nicht ein Betrüger ist. Jakob Stone ist, wie ich geglaubt habe, längst todt. Dieser Mann gleicht ihm vielleicht . . . so etwas kommt manchmal vor. Er hat vielleicht Jakob gekannt und dessen Geschichte und Familienverhältnisse erfahren, und nun denkt dieser amerikanische Schwindler . . ." — „Mutter, Mutter, halt ein! Ich kann das nicht mehr hören . . . es ist Sünde, Mutter! Alles an ihm ist wahr, er täuscht nicht, er ist kein Schwindler! Es ist ihm großes Unrecht geschehen und er muß endlich Gerechtigkeit finden." — „Welches Unrecht?" fragte die Wittwe mit weit aufgerissenen Augen und düsterer Stirn. — „Muß ich Dir das beantworten, Mutter? Erlasse mir's, ich habe ohnedieß Kummer genug. O Gott, welch' ein Loos ist dieß, stets Die anklagen zu müssen, die ich liebe!" — Der finstere, drohende Ausdruck in Mrs. Stone's Gesicht ward stärker. „Klagst Du mich an?" fragte sie wie ein zum Sprunge bereiter Tiger. — „Ja, Mutter!" erwiederte Ellen entschlossen, wenn auch voll Schmerz. — Mrs. Stone faßte mit eisernem Griffe ihre beiden Arme und schüttelte sie. „Wie, mich willst Du beschuldigen, mich? Wessen? Antworte!" — „Nicht, so lange Du mich nicht los lässest; Du thust mir weh!" — „Sage mir, was ich gethan habe! Habe ich einen Mord begangen?" — „Nein, Mutter, so wenig wie Godfrey." — Mrs. Stone ließ ihre Arme los. „Er ist dem Gesetz entkommen!" rief sie furiös. „Aber er hat den Mann gemordet, der jetzt Dein Gemahl sein könnte!" — Jetzt fuhr auch Ellen entrüstet auf: „Du darfst das nicht sagen, Mutter, wenigstens nicht zu mir, zu Godfrey's Weibe!" — „Aber ich will es sagen, und es ist meine entschiedene Meinung. Auch die Deinige ist es, leugne nicht! Warum hätte er Dich sonst verlassen?"

Ellen preßte ihre beiden Hände vor's Gesicht und weinte laut. „Sei ruhig, Ellen!" beschwichtigte jetzt die Wittwe, in Besorgniß, die Herzenswunde ihrer Tochter wieder aufgerissen zu haben. „Du mußt [illegible] Godfrey's Schuld nicht so sehr zu Herzen nehmen. Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Warum solltest Du Dein junges Leben opfern, weil Du so unglücklich warst,

einen Mann zu heirathen, der ein großes Verbrechen begangen hat? Du bist dafür nicht verantwortlich, Du trägst deßwegen keine Schande." — „Schande? Ich so wenig wie mein Gatte. Godfrey hat kein Verbrechen begangen, davon bin ich überzeugt. Aber Du, Mutter, bist Du frei von Verbrechen? O vergib mir diese Sprache, Mutter! Sie klingt so unnatürlich im Munde einer Tochter; indeß wenn Du mich zwingst . . ." — „Zu was zwinge ich Dich? Was verschweigst Du mir?!" — „Jakob ist mein Bruder, Mutter, und soll mit mir das Vermögen theilen, das unser guter Vater hinterlassen hat." — „Mit Dir theilen? Du weißt, daß ich die alleinige Erbin bin und daß ich disponiren kann, wie mir's beliebt." — „Ja, nach dem ersten Testament meines Vaters; aber Jakob reklamirt es nach einem andern und späteren." — Mr. Stone wendete sich einen Augenblick ab und griff sich an den Hals, als wenn sie erstickte. Jakob und Jabez hatten also ihre ganze Betrügerei Ellen mitgetheilt. Was war zu thun? Die hartherzige Wittwe entschloß sich rasch; sie wollte das angenommene System der Ableugnung bis zum äußersten Grade durchführen und ihrem Verlobten Taylor die Schwierigkeiten zu ebnen überlassen. In dieser Absicht brach sie bitter lächelnd das Gespräch ab und begann in ihrem Kassabuch zu arbeiten. Mrs. Chester kehrte zu ihrer natürlichen Taktik, zur herzlichen Bitte, zurück. Sie nahte leise ihrer Mutter, legte ihren Arm um deren Hals und flehte auf's Neue für ihren armen, unglücklichen Bruder, aber Mrs. Stone schob sie kalt von sich weg und erklärte heftig, daß sie, so lange ihr Leben währe, das vorhandene Vermögen nicht theilen und bei ihrem Tode nur Denen vererben werde, die ihr gefielen. „Und sicherlich," fügte sie giftig hinzu, „nach dem, was vorgekommen ist, weder an Godfrey, noch an Jakob; auch nicht an Dich, wenn Du mir nicht gehorchst und nicht aufhörst, diesem amerikanischen Ruhestörer Dein Ohr zu leihen. Ich habe ihm eine Rente ausgesetzt, was will er mehr?" — „Hundert Pfund jährlich ist zu wenig für meines Vaters Sohn, Mutter, namentlich bei dem großen Reichthum, der, wie ich gehört habe, vorhanden ist. Du kannst ja Dein Arrangement ändern, Mutter, für mich genügen die hundert Pfund; lasse Jakob mein Theil zukommen!" — Die Wittwe antwortete auf diese Rede nicht, sondern lauschte gespannt auf das Rollen eines Wagens und erhob sich rasch von ihrem Sitze. Gleich darauf erschien Taylor. Die Wittwe stellte eine leise Frage an ihn, er antwortete vernehmlich: „Ich habe Jakob nach seiner Wohnung fahren lassen und Jabez aufgetragen, bei ihm zu bleiben, bis ihn die Aerzte gesehen haben."

Ellen beobachtete die verständigenden Blicke zwischen Taylor und ihrer Mutter. „Wie, Mr. Taylor," sagte sie indignirt, „Sie haben meinen Bruder fortschaffen lassen, ohne uns zu fragen?" — „Ihre Mutter wünschte es so," erwiederte er kühl. — „Dann will ich wissen, wo er sich befindet, und will gehen, ihn zu sehen." — „Auf Deine Gefahr!" versetzte ihr schneidend die Wittwe. — „Er ist in guten Händen," sagte Taylor heiter. „Seien Sie ganz ruhig. Ich habe meinen eigenen Arzt aus Aldersgatestreet nebst einem Wundarzt zu ihm gesandt, damit sie eine gemeinschaftliche Konsultation halten, denn es ist meine unumstößliche Meinung, daß dieser unruhige Geselle bis zur Tollheit wahnsinnig ist und unter genaueste Bewachung gestellt werden muß. Indeß, die Aerzte können durch meine Ansicht nicht beeinflußt werden; wenn sie es für besser halten, ein Certifikat zu unterzeichnen, daß er in ein Irrenhaus aufgenommen werden müsse . . ." — „In ein Irrenhaus!" rief Ellen mit Entsetzen. „Gott weiß, er ist eben so wenig wahnsinnig, wie ich es in diesen Tagen gewesen bin! Was hat mein Bruder gethan, daß Sie ihn in ein Grab der Lebendigen sperren wollen?" — Taylor zuckte verächtlich die Achseln. „Meine liebe, junge Frau . . ." — „Bitte, Sir, bleiben Sie bei der Sache!" unterbrach ihn Ellen gereizt. „Ich verlange keine Schmeichelnamen von Ihnen." — „Dann lassen Sie mich Ihnen ohne Umschweife sagen, Mrs. Chester, daß, während Sie abwesend waren, dieser Mensch, welcher sich selbst Jakob Stone nennt, einen Angriff auf das Leben Ihrer Mutter unternahm, wie ich bezeugen kann." — „Du sagtest mir davon nichts, Mutter!" — Die Wittwe verhielt sich schweigend. — „Ich rettete sie vor ihm," fuhr Taylor fort, „nachdem ich genug gehört hatte, um zu finden, daß er in Sicherheit gebracht werden müsse. Zudem habe ich ganz im Einverständniß mit Ihrer Mutter, die sehr des Schutzes bedarf, gehandelt." — „Und ich," versetzte Ellen, „beharre darauf, zu wissen, wohin mein Bruder gebracht worden ist!" — „Mrs. Chester," entgegnete Taylor ausweichend, „Sie dürfen wirklich nicht solch' einen Ton gegen mich annehmen. Ich bin's ja nicht, der den Mann in's Irrenhaus sendet; ich habe keine Macht, dieß zu thun, sondern allein die Aerzte, die für ihre weisen Entschließungen auch verantwortlich sind und es ohne Zweifel auch sein werden." — „Dann bitte ich wenigstens um die Adresse des jetzigen Aufenthalts meines Bruders!" — „Und ich bitte, sie nicht zu geben!" warf die Wittwe ein. „Sei so gut und gehe in Deine Zimmer, Ellen, und beschränke Dich künftig auf dieselben! Meine Mutter kann bei Dir bleiben. Ich mag es nicht mehr dulden, daß Du im ganzen Hause umherwanderst und Jedermann in den Weg trittst. Hörst Du mich? So gehorche!" — Ellen wandte sich und ging hinaus, erfüllt mit seltsamen Gedanken über die Stellung, die Mr. Taylor im Hause einzunehmen schien, und mit unbestimmter Furcht für das Schicksal ihres Stiefbruders.

Der Arzt, den Taylor genannt hatte, gehörte zur Sorte der Quacksalber, mit welcher kein wissenschaftlich gebildeter und gewissenhafter Arzt etwas zu thun haben mag, der Wundarzt aber war ein roher, halb kindisch gewordener Greis von vierundsiebenzig Jahren, der nicht lange zuvor wegen leichtsinniger Tödtung eines ihm zur Kur Anvertrauten kaum dem Gefängniß entschlüpft war, indem seine Freunde ihn mit einer namhaften Geldsumme losmachten. Diese Beiden stellten ohne langes Bedenken ein Zeugniß aus, welches Jakob Stone in's Irrenhaus brachte.

Die Maßregeln waren von beiden gut bezahlten Aerzten mit gewohnter Pfiffigkeit getroffen worden. Sämmtliche Bewohner des Hauses, in welchem Jakob Stohne logirte, wurden unter der Hand vor ihm als einem Menschen gewarnt, der im Wahnsinn bereits einen Mordanfall unternommen habe und dem alles Böse zuzutrauen sei. Seine Wirthin, eine ängstliche Frau, war froh, ihn los zu werden. Jakob erhielt ein Betäubungsmittel, ward von zwei Männern in eine Droschke geschafft und im Fluge nach der Privat-Irrenanstalt gefahren, bei welcher die spedirenden Aerzte interessirt waren.

Der alte Jabez konnte sich dem nicht widersetzen, er blickte bekümmert dem forteilenden Wagen nach und sah plötzlich, als er sich umwandte, Taylor an seiner Seite stehen. „Nun, alter Jüngling," sagte Letzterer höhnisch scherzend, „Du wirst jetzt in entgegengesetzter Richtung von Deinem angeblichen Herrn abmarschiren!" — „Ich verstehe nicht," erwiederte Jabez betroffen. — „Laß mich's Dir kurz erklären, ganz kurz und unter der Hand. Wer war's, der die Juwelendiebe in Stone's Haus einließ, he?" Mr. Taylor blinkte mit einem Auge, gab dem Alten einen leichten Rippenstoß und waidete sich an dessen Verwirrung und Erschrecken. „O, mich kannst Du nicht betrügen, alter Bursche, wenn Dir's auch bei Deiner Gebieterin gelang! Sage mir, was war Dein Beweggrund? Rache wegen verweigerter fünfundzwanzig Pfund jährlich . . . wie? Hab' ich's errathen?" — „Ich . . . ich . . ." — „Nun, beunruhige Dich nicht; ich bin nicht gesonnen, Dich nach Newgate zu schicken, wenn Du nicht ein Narr bist und Dir selber den Hals abschneidest. Nur noch ein Wort: Du hast übel an Mrs. Stone gehandelt und kehrst nicht zu ihr zurück, sondern begibst Dich in meine Niederlage und hältst Deine Zunge zwischen den Zähnen wie ein vernünftiger Mensch, verstanden?" — „Aber, Sir . . . Aber, Sir!" — „Ich habe keine Lust, meine Zeit mit Dir zu vertändeln. Ich kenne Dein kleines, sauberes Spielchen bei dem Juwelendiebstahl. Mir kannst Du keinen Sand in die Augen streuen, und ich rathe Dir, das gar nicht zu versuchen. Gefängniß würde Deiner Konstitution nicht zusagen; es wird Dir besser gefallen, mein Arbeiter zu sein, als in einer dumpfen Zelle zu stecken. Darum vorwärts!" — Jabez zitterte vor Bewegung und begann zu weinen, doch blieb ihm nichts übrig, als an Taylor's Seite durch Aldersgatestreet dem Orte seiner Bestimmung zuzuwandern. (Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels Seite 108:

Reichthum und Armuth wechseln oftmals mit einander.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1866.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 12.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Alter Samen und frisches Reis.

Erzählung

von

J. D. H. Temme.

(Schluß.)

„Der arme Herr gehört im Ganzen zu den gutmüthigen Schwachsinnigen; aber Eines kann er nicht verschmerzen, und es macht ihn manchmal boshaft. Er wurde für blödsinnig erklärt und mußte dem jüngeren Bruder die Herrschaft abtreten, und darum, wie er meint, auch die gnädige Frau, und doch, sagte er, sei sein Bruder gerade so schwachsinnig wie er selbst. Das hatte ihn eifersüchtig auf seine Schwägerin gemacht und einen Haß gegen den gnädigen Herrn und gegen den Junker Ferdinand in ihm geweckt. Darum hat er diesen und die gnädige Frau zum Oefteren belauscht, und seine Freude daran gehabt, auch den gnädigen Herrn zum Horcher gegen die Beiden zu machen. Und diesen Haß, diese Schadenfreude sah ich in seinen Augen, als er in den Pavillon trat, den Verwundeten zu begrüßen.

„Ich hatte indeß nachher nicht weiter daran gedacht. Erst am Abend wurde ich wieder daran erinnert. Ich war in der Baumschule an der entgegengesetzten Seite des Parks beschäftigt gewesen. Ich war auf dem Rückwege aufgehalten. Es war längst dunkler Abend, als ich in meine Wohnung zurückkam.



Die Judengasse in Frankfurt. Von C. Girardet. (S. 136.)

„Meine Frau kam mir mit der Nachricht entgegen, daß schon seit einer Stunde die gnädige Frau da sei.

„‚Hat sie den Verwundeten gesehen?‘ war meine erste Frage.

„‚Sie war noch nicht bei ihm.‘

„‚Auch der Freiherr nicht?‘

„‚Auch er nicht.‘

„Es war mir doch auffallend.

„‚Die gnädige Frau hat nicht gedurft,‘ sagte meine Frau, ‚und darum ist auch wohl der gnädige Herr nicht zu ihm gegangen.‘

„Das schien mir ein Räthsel. Sie erläuterte es mir.

„Der Baron Julius war seit der Rückkehr des Junkers in einer fieberhaften Unruhe gewesen. Er hatte Jedem, den er angetroffen, von dem Verwundeten, von dessen Wunden, von der Schlacht, von Musketen und Kanonen erzählt; dazwischen hatte er anderes närrisches und unzusammenhängendes Zeug geworfen, von Unglück, Sterben und dergleichen. Als er den Wagen der gnädigen Frau gehört, war er ihr entgegengelaufen und schon von Weitem hatte er ihr zugerufen: ‚Der Ferdinand ist wieder da, gnädige Frau Schwägerin. Er ist verwundet; sie haben ihm den Arm abgeschossen, und auch ein Bein ist ihm zerquetscht. Das war die Schlacht, die

wir jenseits des Gebirges hörten. Mein gnädiger Herr Bruder hat sofort den Arzt aus der Stadt kommen lassen. Aber der kann ihm nicht helfen. Sterben muß er. Er liegt im Wiesenpavillon. Da wird seine Todtenkammer sein. Ach, ach... Sie werden ihm doch die Freude machen, ihn zu besuchen, gnädigste Frau Schwägerin. Ehe er stirbt, der arme Ferdinand!'

„Die Dame war in Ohnmacht gefallen.

„Der Schwachsinnige war weiter gerannt, in das Schloß, zu dem Freiherrn. Der alte Kammerdiener hatte ihn in das Bibliothekzimmer nicht einlassen wollen; er war mit Gewalt eingedrungen.

„,Ach, Bruder Edwin,' hatte er drinnen gerufen, ,Deine Frau ist in Ohnmacht gefallen über die Nachrichten vom Ferdinand. Sie meint, er müsse sterben. Sie will mit ihm sterben. Du kannst es Dir denken. Ein schöner Tod!'

„Der gnädige Herr hatte ihm mit ruhiger Stimme geantwortet. Der Kammerdiener hatte es draußen nicht verstehen können. Der Freiherr spricht immer leise. Auch der Baron Julius hatte darauf leise gesprochen; vielleicht hatte der Freiherr ihn dazu ermahnt. Ihre Unterredung hatte noch lange so gedauert. Als der Baron Julius dann zurückkam, war seine Miene eine triumphirende gewesen.

„Bald nachher war die gnädige Frau gekommen. Sie hatte so tief bekümmert, so blaß ausgesehen.

„Die arme Dame war ja schon vorher so verfallen, so abgehärmt. Seit der Abreise des Junkers, den sie in dem blutigen Kriege wußte, der um ihretwillen hineingezogen war, der um sie den Tod suchte, hatte sie nur Stunden der Angst und der Trauer gehabt. Den Gatten hatte sie seit Monaten nicht gesehen. Was wollte sie jetzt bei ihm?

„,Melden Sie mich meinem Manne,' hatte sie den Kammerdiener gebeten.

„Ihre Stimme hatte gezittert.

„Der Diener war in das Bibliothekzimmer getreten.

„Der Freiherr hatte an einem Tische gesessen, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich hinstarrend. Sein Gesicht war wie das eines Todten gewesen.

„,Die gnädige Frau!' hatte der Kammerdiener gemeldet.

„Der Freiherr war heftig aufgefahren.

„,Zu mir?' hatte er gesagt.

„,Die gnädige Frau befahl mir, sie Euer Gnaden zu melden.'

„Der Freiherr sann einen Augenblick nach.

„,Wird mir angenehm sein,' sagte er dann.

„Der Kammerdiener ließ die Dame eintreten.

„Die Gatten sprachen lange mit einander.

„Der Diener verstand Anfangs auch von ihrer Unterredung nichts. Er hatte in das Vorzimmer zurückkehren, die Thür hinter sich schließen müssen; sie sprachen leise mit einander. Dann hörte er aber den Freiherrn heftig das Wort ,Nein' aussprechen. Darauf verstand er lange wieder nichts. Die Dame kehrte zu der Thür des Vorzimmers zurück. Der Freiherr folgte ihr oder begleitete sie, und nahe an der Thür sprachen sie wieder einige Worte, die der Kammerdiener verstand.

„,Um zehn Uhr dann,' sagte der Freiherr.

„,O, Edwin, wie danke ich Dir,' erwiederte die gnädige Frau.

„Gleich darauf schieden sie.

„Die gnädige Frau hatte die Augen voll Thränen, als sie aus der Thür trat.

„Einige Zeit nachher rief die Glocke des Freiherrn den Diener in das Zimmer.

„Der Freiherr war ruhig und finster wie sonst.

„,Wer wacht heute Nacht bei Ferdinand im Pavillon?' fragte er.

„,Der Bediente Franz, Euer Gnaden.'

„,Franz wird fünf Minuten vor Zehn heute Abend den Pavillon auf eine Viertelstunde verlassen und in das Schloß kommen.'

„,Zu Befehl, Euer Gnaden.'

„Der Kammerdiener hatte dem Bedienten Franz den Befehl überbracht. —

„Das waren die Nachrichten," fuhr der Gärtner Braun in seiner Erzählung fort, „die meine Frau mir bei meiner Rückkehr zu Hause mittheilte. Sie hatte sie von dem Kammerdiener selbst.

„Dieser und sie hatten aus Allem den Schluß gezogen, daß der Baron Julius den Freiherrn gegen die gnädige Frau aufgehetzt, in dieser aber das Verlangen entzündet habe, den Verwundeten, an dessen Aufkommen er sie zweifeln ließ, zu sehen; die brave Frau hatte ihn nicht ohne Einwilligung des Gatten sehen wollen, der Freiherr hatte sie ihr Anfangs versagt, zuletzt aber dahin ertheilt, daß sie um zehn Uhr Abends zu ihm gehen solle, zu einer Zeit, wo die Bewohner des Schlosses schon im Schlafe lagen, von dem Besuche der gnädigen Frau also, da auch der Wächter des Verwundeten entfernt wurde, Niemand etwas erfuhr.

„Meine Frau hatte mir aber auch noch etwas Anderes mitzutheilen, und sie und ich wußten nicht, was wir daraus machen sollten.

„Noch bevor es ganz dunkel geworden, hatte sie den Baron Julius heimlich um den Wiesenpavillon herumschleichen gesehen; er war bald auf der einen Seite des Baches, bald auf der anderen gewesen; am Meisten hatte er sich an der Brücke aufgehalten, die über den Bach zu dem Pavillon führt. Meine Frau hatte vergebens zu errathen gesucht, was er vorhabe. Als er sie bemerkte, hatte er mit scheuen Blicken sich davon gemacht. Aber nachher im Dunkeln hatte sie wieder auf ihn aufmerksam werden müssen. Durch das offene Fenster vernahm sie vom Pavillon oder vom Wasser her ein sonderbares Geräusch, das sie sich gar nicht erklären konnte. Sie hörte es lange an; es ist immer ein und derselbe leise, sonderbare, dumpfe Ton. Sie verläßt zuletzt das Haus, um zu sehen, was es ist. Sie geht ihm nach; es führt sie an den Bach, zu der Brücke. Als sie in deren Nähe kommt, ist es auf einmal vorbei. Sie geht dennoch zu der Brücke. Bei dieser sieht sie nichts; aber zwanzig Schritt weiter wird eine Gondel den Bach hinaufgerudert. Sie muß wissen, wer darin ist; sie geht ihr nach; der Baron Julius ist darin, rudert sie, ist allein darin. Er rudert sie zu dem großen Schloßteiche zurück, auf dem immer mehrere Gondeln liegen, durch den der Bach fließt. Aber wo war er mit ihr gewesen? War er es, von dem jenes Geräusch bei dem Pavillon, bei der Brücke herrührte? Was war es, was er dort gemacht hatte? Sie hatte nicht wieder allein zu der Brücke gehen mögen.

„Aber ich mußte es wissen. Ich begab mich sofort, nachdem sie mir erzählt hatte, auf den Weg zu der Brücke. Indeß ich sollte nicht zu ihr kommen.

„Als ich kaum meine Wohnung verlassen hatte, sah ich Jemanden vor mir hergehen. Ich erkannte trotz der Dunkelheit den Freiherrn. Er ging auf den Pavillon zu. Was wollte er dort? Es war zehn oder zwölf Minuten vor zehn Uhr. Um zehn Uhr durfte die gnädige Frau den Verwundeten besuchen. Wollte er sie beobachten? Welchen Zweck verfolgte er sonst? Er durfte mich nicht sehen; von dem Besuche der gnädigen Frau im Pavillon sollte ja kein Mensch wissen. Ich mußte ihm dennoch folgen, aus der Ferne. Er ging bis an die Brücke; aber er überschritt sie nicht. Er blieb eine Weile vor ihr stehen; dann ging er in dem Pfade, der an dem Wasser entlang führt, auf und ab. Er ging langsam; er wartete auf etwas.

„Ich verbarg mich in einem Gesträuch; ich war neugierig geworden; noch mehr, eine Angst drückte mich mehr und mehr; es war mir, als werde, als müsse ein Unglück geschehen, und ich konnte mir nicht klar machen, was es sei. Auch was dann kam, konnte es mir nicht klar machen.

„Es dauerte kaum zwei Minuten, als sich leise Jemand nahte. Er mußte dicht an mir vorbei; die Sommernacht war nicht sehr dunkel; ich erkannte den Baron Julius. Nicht weit von mir hielt er seinen leisen Schritt an. Er mußte seinen Bruder gesehen haben. Hatte er von dessen Anwesenheit nichts gewußt und berieth er mit sich, ob er weiter gehen oder umkehren solle? Und was wollte auch er wieder hier? Er hatte den Bruder gegen die gnädige Frau aufgehetzt!

„Er ging auf den Freiherrn zu. Er sprach mit ihm. Ich horchte mit der angestrengtesten Spannung, zu verstehen, was er sagte. Es war mir nicht möglich. Er sprach leise, heimlich. Der Freiherr antwortete ihm; ich verstand auch davon nichts; der Freiherr sprach immer leise.

„Sie gingen an dem Bache auf und ab.

„Ich wurde immer gespannter, was kommen werde.

„Nach kurzer Zeit blieben sie stehen. Sie mußten auf Alles

umher aufmerksam gewesen sein. Am Pavillon war ein Geräusch entstanden; sie wandten sich hin.

„Ein Mensch kam von dem Pavillon über die Brücke.

„Es war der Bediente Franz, der die Nachtwache bei dem Verwundeten hatte. Er ging nach dem Schlosse zu.

„Er sollte fünf Minuten vor Zehn den Pavillon verlassen und eine Viertelstunde im Schlosse bleiben. So hatte der Freiherr befohlen.

„Es war also fünf Minuten vor Zehn.

„In weiteren fünf Minuten mußte die gnädige Frau erscheinen.

„Was wollen die beiden Brüder hier? mußte ich mich wiederholt fragen. Was haben sie vor? Mit der gnädigen Frau?

„Das Herz wurde mir wieder so schwer. Ich hatte jenen Haß, jene Schadenfreude in dem Auge des Schwachsinnigen gesehen; der Freiherr war zwar der gutmüthigste Mensch von der Welt, aber er war eifersüchtig und er hatte jene sonderbaren Befehle ertheilt.

„In den wenigen Augenblicken mußte sie kommen.

„Auf einmal sah ich den Baron Julius sich von dem Freiherrn trennen. Er ging der Brücke zu; er war eilig; er lief fort.

„Sie hatten ungefähr dreißig Schritte oberhalb der Brücke gestanden.

„Der Freiherr rief dem Bruder ein paar Worte nach. Dießmal verstand ich sie: ‚Wohin willst Du?‘

„Er erhielt keine Antwort.

„‚Was machst Du da?‘ rief er dann.

„Er erhielt wieder keine Antwort. Aber in demselben Augenblicke . . .“

In demselben Augenblicke wurde der alte Gärtner in seiner Erzählung unterbrochen.

Von der Schloßseite her kam ein langsamer Schritt näher; er ging auf den Bach, auf die Brücke zu.

„Der Freiherr!“ sagte der Gärtner leise zu mir.

„Der Freiherr?“

„Still, still! Er wird hier ganz nahe an uns vorbeikommen. Er darf uns nicht gewahren. Treten wir ein paar Schritte zurück.“

Wir traten einige Schritte tiefer in das Gebüsch hinein, in dem wir uns befanden. Wir verhielten uns schweigend.

Der Freiherr ging an uns vorüber. Sehen konnten wir ihn nicht; wir hörten nur seinen Schritt. Er ging langsam; er war allein. Nach einer Weile machte er Halt; er mußte den Bach, die Brücke erreicht haben.

„Was will er an dem späten Abend hier?“ fragte ich den Gärtner.

„Er kommt jeden Abend um diese Zeit hieher — seit jener Schreckensstunde. Es war die zehnte Abendstunde. Auch jetzt ist es Zehn.“

„Und was will er?“

„Hören Sie! Ich wollte Sie ja mitten in das entsetzliche Ereigniß führen.“

Wir horchten.

Ich vernahm leise Klagelaute, dort, wo der Freiherr stehen geblieben war, an der Brücke, dem Pavillon gegenüber. Ich hörte nur den tiefen, wehklagenden Schmerz eines Mannes. Wie machte die Brust zerrissen sein, die so leise, so mühsam ihren Schmerz in die dunkle Nacht hinausklagen mußte!

„Er hat ein so gutes, braves Herz,“ sagte der alte Gärtner an meiner Seite. „Er hatte nur die wenigen Jahre der Freude, des Glückes in seinem Leben. Und jetzt ist er der an Körper und Geist gebrochene Greis!“

„Und,“ mußte ich den Betrachtungen des alten Braun hinzufügen, „ein elendes Standesvorurtheil brach ihm das Glück, den Geist, den Körper, machte ihn gar zum Verbrecher!“

„Nein!“ sagte der Gärtner.

Das Klagen des Freiherrn hatte geendet. Wir hörten ihn über die Brücke gehen. Bald darauf öffnete sich jenseits der Brücke eine Thür. Er mußte in den Pavillon getreten sein. —

„Erzählen Sie weiter,“ bat ich den Gärtner.

Er erzählte weiter: „Der Freiherr hatte auch auf seine zweite Frage keine Antwort erhalten.

„Aber in demselben Augenblicke schlug von der Brücke her ein sonderbarer Laut an mein Ohr. Es war, als wenn ein zusammengelegtes Messer geöffnet werde. Dann vernahm ich einen Schnitt oder einen Riß — ich konnte es nicht unterscheiden.

„Was hatte der Schwachsinnige an der Brücke gemacht?

„Ich fragte es mich.

„Ich dachte, der Freiherr werde es auch wieder seinem Bruder sagen.

„Aber der Freiherr hatte sich weiter zurückgezogen, und auf einmal vernahm ich wieder einen Schritt, und zu gleicher Zeit flog der Baron Julius von der Brücke fort, nicht zu seinem Bruder zurück, sondern nach der entgegengesetzten Seite.

„Der Brücke aber sah ich eine hohe, dunkle Gestalt sich nahen.

„Es war die Freifrau.

„Sie ging rasch durch die stille, dunkle Nacht. Sie eilte zu dem Sterbenden, wie sie meinte, zu dem letzten Abschiede von dem Manne, der für sie Alles auf der Welt war, den sie noch einmal und dann nie wieder sehen sollte. Und es waren ihr nur die wenigen Minuten gelassen, ihn zu sehen.

„Auch die wenigen Minuten sollten ihr nicht bleiben.

„Sie langte an der Brücke an.

„Ich bebte. Was hatte der Schwachsinnige an der Brücke gemacht?

„Auch der Freiherr kam wieder vor, mit einer hastigen Bewegung, wie es mir schien. Hatte er eine Ahnung, eine Angst, wie ich?

„Die Freifrau hatte ihn nicht gewahrt.

„Sie betrat die Brücke.

„Ich sah ihre hohe Gestalt sich erheben.

„Sie setzte den Fuß schneller vor. Sie machte einen Schritt auf dem leichten Holze, einen zweiten.

„Ein Krach durchdrang die Luft.

„Ein Angstruf folgte.

„‚Hülfe!‘ rief die unglückliche Frau.

„Nur das Eine Wort hatte sie rufen können.

„Sie hatte es vergebens gerufen.

„Ich sah sie nicht mehr.

„Aber dem ersten Krach folgte ein zweiter.

„Dann ein Fall in das Wasser.

„Dann noch etwas Entsetzlicheres.

„Die Thür des Pavillons flog auf.

„Eine andere hohe, dunkle Gestalt stürzte heraus auf die Brücke.

„Die Brücke brach auch unter dem armen Verwundeten zusammen.

„Auch er verschwand.

„‚Antonia!‘ rief er. ‚Antonia, ich bin bei Dir.

„Das Wasser verschlang seine Stimme.

„Er war da unten bei ihr.

„Der Schwachsinnige hatte sein Werk vollbracht.

„Ich war bei dem Hülferuf der Frau hingeeilt.

„Ich traf mit dem Freiherrn zusammen.

„Er war in der Angst des Todes.

„‚Helft, rettet, Braun!‘ rief er.

„Es war keine Rettung möglich.

„Die Brücke war in ihrer Mitte durchbrochen. Das Ufer war hoch und steil, das Wasser über Manneslänge hoch. Ich war kein Schwimmer.

„Unten in dem Wasser war es still; kein Laut, keine Bewegung in dem dunklen, tiefen Grunde.

„‚Hülfe! Hülfe!‘ rief ich laut durch die Nacht, nach dem Schlosse, nach den Nebengebäuden hin.

„Dann eilte ich zu dem Weiher, zu den Gondeln, die dort am Ufer lagen.

„Vor mir her lief Jemand.

„Es war der Baron Julius.

„Ich erreichte ihn.

„‚Baron, das haben Sie gethan!‘ rief ich ihm zu.

„‚Still, still, Braun! Verrathet mich nicht!‘ bat der Schwachsinnige, dessen Bosheit der Furcht gewichen war.

„Ich ruderte in einer Gondel zu der Unglücksstelle.

„Um den Baron hatten sich schon Menschen versammelt.

„Einen hatten sie an einem Seile in den Bach hinuntergelassen. Er hatte nichts da unten gefunden.

„Er stieg zu mir in die Gondel. Wir suchten mit einer Stange im Wasser. Zwanzig Schritte stromabwärts tauchte etwas aus den Wellen empor.

„Es waren die Leichen der gnädigen Frau und des Junkers. Sie hielten sich umschlungen — oder ob die Arme des Junkers allein sie zusammenhielten. Ich weiß es nicht; der Schreck hatte es mich nicht erkennen lassen. Ich denke mir, ihre Arme hatten auch ihn umfaßt; sie hatten sich Beide noch für Einen Augenblick wiedergesehen, sich erkannt; dann waren sie gestorben.

„Es war das Werk des Schwachsinnigen.

„Er hatte die dünnen Bretter der Brücke durchsägt, sie darauf mit einem Stricke zusammengebunden, den Strick durchschnitten, nachdem der Wächter den Pavillon verlassen hatte. Er hatte ganz mit jener Ueberlegung gehandelt, mit der so oft der Irrsinn zu handeln pflegt.

„Die schwache, überraschte, erschrockene Frau hatte sich nicht halten können; der Schwerverwundete vielleicht noch weniger; vielleicht hatte er auch den Tod gesucht, da er sich nicht mehr retten konnte.

„An dem Geiste des Schwachsinnigen war seine That bald vorübergegangen; Sie haben ihn ja gesehen.

„Der Freiherr — Sie haben auch ihn gesehen.

„Das Unglück hatte ihn nicht tiefer beugen können. Er hatte bei seinem schwachen Verstande immer das bravste Herz und eine gleich herzliche Liebe zu dem Sohne wie zu der Gattin." —

Der alte Gärtner schloß seine Erzählung.

Wir warteten noch bis Mitternacht.

Als die Schloßuhr sie anzeigte, kehrte der alte Freiherr aus dem Pavillon zurück; auf der Brücke blieb er wieder lange stehen: er blickte in das Wasser hinunter. Dann kehrte er langsam zurück.

So machte er Nacht für Nacht den einsamen, traurigen Gang.

Die beiden Todten! Hatte nicht durch die Hand des Schwachsinnigen eine höhere Hand sie von schwerem Leid erlöst?

Die ehemalige Wahl- und Krönungsstadt Deutschlands.

Die Judengasse in Frankfurt a. M.

Von

Dr. Hugo Baerst.

(Bild S. 133.)

Die in Deutschlands Geschichte so bedeutungsvolle, ehemals freie Reichs-, Krönungs- und Handelsstadt Frankfurt am Main hat gegenwärtig eine merkwürdige Veränderung erlitten. Von der souveränen Republik und dem Sitze des deutschen Bundestags ist sie durch die Ereignisse des deutschen Krieges vom Jahre 1866 zu einer preußischen Provinzialstadt und zur Residenz eines Landrathes geworden. Aber auch so zählt Frankfurt noch zu den ersten und bedeutendsten Städten Deutschlands, und seine Lage, sein Reichthum, sein Handel und Wandel, sowie die Intelligenz seiner Bewohner werden es davor schützen, daß es zu einer Provinzialstadt gewöhnlicher Art herabsinkt.

Schön und anmuthig in einer reichen und fruchtbaren Ebene gelegen, die nach Norden zu vom Taunusgebirge begrenzt wird, durchschnitten von dem schiffbaren Mainstrom, bildete Frankfurt von jeher einen Anziehungspunkt für Reisende. Durch zahlreiche prachtvoll geschmückte Gärten und reizende Villen führen Eisenbahnen und Landstraßen von allen Himmelsgegenden her zu der alten und doch überall neuverjüngten Stadt. Die alterthümlichen Wälle und Gräben, welche noch vor hundert Jahren die Ausdehnung Frankfurts hemmten, sind während der kurzen Souveränetät eines Großherzogs von Frankfurt, als der Fürst Primas Freiherr von Dalberg dort herrschte, gewichen und nach allen Seiten dehnt sich, vom Flügelschlage der Neuzeit mächtig belebt, die Krönungsstadt der deutschen Kaiser als moderne Handelsstadt aus.

Kaiser Otto III. erklärte einst im Jahre 1001 Frankfurt als freie Stadt des Reichs, und sie hat sich vorzugsweise neben den drei Hansestädten in ihrer Selbstständigkeit als einzige Stadt Binnendeutschlands erhalten, während alle anderen freien Städte längst einen Herrn über sich anerkannten. Als Sitz des Bundestags, dann des Parlaments und des Reichsverwesers, barg sie die letzten Reste deutscher Reichsvertretung in ihren Mauern und konnte so als eine ideale Hauptstadt des zerstückelten Deutschlands angesehen werden, wenn auch viele andere Städte sie an Größe und Macht überragten.

Den größten Ueberblick über Frankfurt erhalten wir, wenn wir den Thurm des weithin sichtbaren Domes besteigen, der, im Jahre 1415 begonnen, heute noch nicht vollendet ist, denn statt der schlanken Spitze deckt ihn eine runde Abstumpfung. Dort oben entwickelt sich ein imposantes, pittoreskes Rundgemälde vor unsern Augen. Da erblickt man das rege Stadtleben im nächsten und die einfachere, friedlichere, gemüthlichere Natur im entfernten Gesichtskreise, beide sich annähernd und gegenseitig abstufend oder steigernd. Zu den Füßen die offen und weit vor den Blicken ausgebreitete Stadt, mit dem vielfältig wechselnden Gewoge menschlichen Treibens in dem durcheinander schwirrenden Betriebs- und Geschäftswechsel. Da wallen gleichsam wie Ebbe und Flut auf allen Landstraßen, auf allen Eisenbahnen, welche zur Stadt führen, belebte bunte Massen, Thor aus, Thor ein, die Straßen hin und wieder. Einem brausenden Wasserfall ähnlich rauscht das Getöse der Wagen, Kärren, Prachtequipagen, Reiter und Fußgänger dahin über die Zeil, die Hauptstraße der Stadt. Da schlängelt sich des wasserreichen Mains vielbelebter, spiegelnder Glanzstreifen. Da kreuzen Nachen und Fähren, Holz- und Kornschiffe; da ziehen bewimpelt und mit lustigen Reisenden bedeckt von Mainz kleine Dampfboote daher, und über den Strom wölbt sich die alte steinerne Brücke mit Kaiser Karl's Bildsäule, hinüberführend nach der von ihm angelegten Sachsenkolonie, Sachsenhausen, berühmt durch die göttliche Grobheit seiner Einwohner. Um die städtisch wirren, schiefergedeckten Gebäudemassen, um die neuen Prachtbauten und Paläste schlingen sich, einem zierlichen Blumenkranze ähnlich, Gärten und Promenaden. Ueber sie hinaus schweift unser Blick nach Norden hin zum Taunusgebirge, das bei heiterem Wetter, mit sanftem Grün bekleidet, sich dem blauen Aether anzuschmiegen scheint. Obstbäume, Wiesenmatten, Weinberge, Wälder schmücken überall diesen Maingau, den Vorhof der Rheinlande. Städte, Flecken und zierlich gebaute, reinliche Dörfer in großer Anzahl vervollständigen das Gemälde einer vielgesegneten, kunst- und gewerbreichen, freundlich blühenden Gegend, welche jedes für Naturschönheit empfängliche Gemüth in Entzücken versetzen muß.

Doch wir steigen herab von unserem hohen Standpunkte, wandern durch Frankfurts Straßen und staunen die prächtigen Häuserreihen an, welche von dem Reichthum der Bewohner ein unwiderlegliches Zeugniß geben. Aber lieber noch weilt das Auge auf den mancherlei alterthümlichen Gebäuden und Plätzen, die so lebhaft, theils durch die Form und Bauart, theils durch die daran sich knüpfenden historischen Reminiszenzen, die alte Zeit des deutschen Reiches und der freien Reichs- und Krönungsstadt zurückrufen. Hier am Römerberg steht das alte Rathhaus mit seiner schönen Vorderseite im mittelalterlichen Style, welches das ehemalige kaiserliche Wahlzimmer und den großen Rathssaal mit den Bildnissen aller deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zu Franz II. enthält, und in welchem jenes berühmte Grundgesetz des deutschen Reiches, die goldene Bulle, aufbewahrt wird. Und zu den Alterthümern der Stadt tritt die Neuzeit mit ihrem regen Schaffen heran. Die Kunst findet in dem Städel'schen Institute ihre reiche Vertretung, während die Wissenschaft in der senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft und im „freien deutschen Hochstift", das in Goethe's Vaterhaus tagt, ihr Asyl gefunden hat.

Noch finden wir ein Stück altes Frankfurt im Ghetto der Stadt, der berühmten Judengasse, die wohl unsterblich schon dadurch bleiben wird, daß hier eine der ersten Größen der Neuzeit, ein Beherrscher des Jahrhunderts, ein Fürst der Fürsten und Börsen, Meyer Amschel Rothschild, der Stifter des berühmten, weitverzweigten Bankierhauses, das Licht der Welt erblickte. Ein großer Theil der frankfurter Bürgerschaft besteht aus Juden, die durchschnittlich zu dem wohlhabenderen Theile der Bevölkerung zählen und sich stets noch vermehren. Wie in vielen deutschen Städten

haben auch die frankfurter Israeliten eine wahre Leidensgeschichte durchzumachen gehabt, und der „Risches" oder Judenhaß war vordem gegen die Kinder Israels hier in schönster Blüte, trotzdem Frankfurt es wesentlich ihnen zu verdanken hat, daß es der Börsenplatz für ganz Westdeutschland wurde. Früher mußten alle Juden in der engen, kleinen Gasse mit den hinfälligen, dumpfen, schmutzigen



Elfen und Zwerge. Gedicht von Hermann Lingg, illustrirt von Th. Hosemann. (S. 139.)

Giebelhäusern wohnen, die nach ihnen den Namen trägt. Sie war mit Mauern abgesperrt und die Thore wurden allabendlich geschlossen, damit Christen und Juden nicht in Berührung kamen. Börne, selbst ein frankfurter Jude, konnte daher mit Recht von seinen Glaubensgenossen in unübertrefflicher Ironie sagen: „Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung! Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen; vor dem fünfundzwanzigsten Jahre durften sie

nicht heirathen, damit ihre Kinder stark und gesund würden; an Feiertagen durften sie erst um sechs Uhr Abends zum Thore hinausgehen, damit ihnen die allzu große Sonnenhitze nicht schade; die öffentlichen Spaziergänge waren ihnen untersagt, man nöthigte sie in's Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthschaft zu wecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Christ rief ihm zu: Mach' Mores Jud! so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden u. s. w." — Wir fügen noch einige Thatsachen hier bei, welche von einer finstern, intoleranten Auffassung Zeugniß ablegen, die, gottlob, nun allmälig dahinschwindet! In Folge einer Verordnung vom Jahre 1452 sollten die Juden, diese „Feinde des Kreuzes Christi", einen Ring von gelbem Tuche auf ihren Kleidern, die Frauen einen blauen Schleier tragen. Noch bis zum Ende des verflossenen Jahrhunderts sah man an dem sachsenhäuser Brückenthurm ein Schandgemälde al fresco gemalt, auf welchem oben die Leiche eines aus hundert Wunden blutenden Christenknaben dargestellt war, mit der Unterschrift: „1275 am grünen Donnerstag marterten die Juden ein Knäblein, Simon genannt, seines Alters zwei ein halb Jahr", unten dagegen auf dem Bilde ein alter Jude rückwärts auf einem großen Mutterschwein reitend, unter dem ein Judenknabe lag, und andere schmutzige Darstellungen. Alle Juden auf diesem Bilde trugen den gelben Ring an den Kleidern. Dieses Freskogemälde wurde zu verschiedenen Malen wieder aufgefrischt, so noch 1709, was die Judenschaft damals vergeblich mit schwerem Gelde abzukaufen versuchte. Erst die französische Revolution und deren Folgen veranlaßten, daß die Mauern und Thore der Judengasse eingerissen wurden; doch fühlte sich der Senat, als die Stadt nach dem leipziger Siege wieder frei wurde, veranlaßt, die Juden theilweise wieder unfrei zu machen, bis das Jahr 1848 die letzten Trümmer antiquirter, den Menschenrechten Hohn sprechender Anschauungen über Bord warf. Nach dem Jahre 1815 durften nur vier jüdische Aerzte und kein jüdischer Advokat in Frankfurt wohnen. Selbst die bei der Restauration vorgefundenen jüdischen Advokaten mußten ihre Praxis niederlegen.

Was aber das Zahlen anbetrifft, da war man den Juden gegenüber unermüdlich in Erfindung neuer Auflagen. Man begnügte sich nicht, sie die gewöhnlichen Steuern entrichten zu lassen, sondern verlangte bei jeder schicklichen Gelegenheit noch besondere Brandschatzungen. Trotzdem mehrte sich das Volk Gottes und wurde wohlhabender, hielt, wie alle Minoritäten, fest zusammen und erkämpfte seine Freiheit. Die Stadt Frankfurt trifft jedoch hier kein besonderer Vorwurf, sie that nur dasselbe, was in anderen Städten auch und theilweise in erhöhtem Maße geschah. Durfte doch in der freien Stadt Bremen bis zum Jahre 1848 überhaupt kein Jude wohnen!

Die alte Judengasse weiß viel von Noth und Elend, aber auch von stillzufriedenem, häuslichem Glücke zu erzählen, denn die nach außen hin verfolgten und gequälten Menschen zogen sich in's Innerste zurück und lebten ein friedliches Familienleben, das Vielen zum Muster dienen konnte, wenn auch der allgemein beklagte Schmutz und die geringe Akkomodation an die gesellschaftlichen Forderungen ihre Bewohner häufig von einer wenig liebenswürdigen Seite erscheinen ließen. Auch der Zorn des Himmels schien auf der engen Gasse zu lasten. 1711 brannte sie gänzlich ab, ohne daß eins der benachbarten Christenhäuser von der Wuth des Elementes berührt wurde. Wieder aufgebaut, erlagen die neuen Häuser schon nach zehn Jahren demselben Schicksale. Doch erhoben sie sich zum dritten Male aus der Asche und kamen in der Gestalt auf unsere Zeit, wie sie uns das beigegebene Bild vorführt.

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

J. Ristori.

5. Die Rettung des Abtes.

Ich ließ den Lahmen nicht eine Minute mehr aus den Augen. Er war so ruhig, so demüthig und fromm wie immer, anscheinend von allen äußerlichen Dingen abgezogen. Ich beobachtete indeß auch, daß es ihn zu verdrießen schien, daß er sich meiner Gegenwart nicht entziehen konnte. Er war sicher, mich in einiger Entfernung zu sehen, wenn er seine Zelle verließ, und er mochte sich, wie mir schien, wohl fragen, ob der fatale Karmelitermönch Verdacht gegen ihn geschöpft habe. Doch schien er sich darüber zu beruhigen, vermuthlich weil er nicht den geringsten plausiblen Grund für meine Mitwissenschaft finden konnte.

Ungefähr eine Stunde vor seinem gewöhnlichen Abendausgange verließ der Lahme das Kloster. Ich wurde dadurch einigermaßen überrascht und mußte mich beeilen, ihm durch einen Umweg zuvorzukommen. Wider mein Erwarten bog er auch dießmal von dem Wege, der in das nahe bewohnte Thal führte, ab und steuerte auf die Stelle zu, an welcher ich ihn am Abend vorher belauscht hatte. Ich kam dadurch wieder hinter ihn und mußte mich vorsichtig näher schleichen.

Plötzlich sah ich auf dem schmalen Plateau, von welchem in anderer Richtung ein Saumpfad thalab führte, drei angebundene Maulthiere mit Sattel und Zaum, und daneben harrte der Genoß des Lahmen. Mit einem halblauten Jubelrufe warf dieser seine Krücken hoch in die Luft, als wenn er sie nie mehr brauchen wollte. Dann hörte ich ihn sagen: „Der Alte ist in's Thal, und wir können auf ihn rechnen. Famose Idee von uns, dem Bertani Eins auszuwischen; sonst hätten wir schwerlich den vorsichtigen geistlichen Herrn aus seiner Eremitage herausgelockt. Nun lass' uns gehen. Der Sicherheit wegen müssen wir mit unserem Fange von dieser ruhigen Stelle aufbrechen und den Alten hierher bringen." — „Aber wie, Freund?" — „Mit guter Manier, denke ich; dafür lass' mich sorgen." — „Wohlan, zur Hirtenwohnung!" Beide entfernten sich, und ich schlich den Maulthieren ganz nahe; es waren kräftige wohlausgerüstete Thiere, und es schien mir jetzt außer allem Zweifel, daß es sich um nichts weniger handelte als um eine Entführung des Abtes.

Erst jetzt fand ich, wie unvorsichtig ich gewesen war, unbewaffnet aus dem Kloster zu gehen, während die beiden Räuber wenigstens mit guten Stileten versehen waren. Der Alte selbst war ein alternder, zu Angriff oder Vertheidigung gewiß ganz unfähiger Mann. Ich hatte sonach wenig Chancen, die beiden Banditen zu überwältigen, doch fehlte es mir nicht an Muth, ich war in schlimmeren Situationen gewesen und doch glücklich daraus hervorgegangen. Zuvörderst ging ich zu den Thieren und sah, wie sie befestigt waren. Um den Aufbruch aufhältlicher zu machen, knüpfte ich jede der Leinen, womit die Thiere angebunden waren, weit fester. Namentlich an der einen Leine, die länger war als die andern, konnte ich einen kunstgerechten, sehr schwer zu lösenden Knoten anbringen, so daß die Banditen wenigstens mehrere Minuten beschäftigt waren, wenn sie die Thiere losmachen wollten. Zeit gewonnen, viel gewonnen.

Dann warf ich einen Blick auf die beiden Krücken, die an verschiedenen Stellen niedergefallen waren; beide waren mit Eisen beschlagen und, wie ich mit Freude bemerkte, tüchtige Waffen. Eine davon, welche nahe bei einem Busche lag, nahm ich zur Hand und kroch in den Busch. Fortzugehen und Hülfe herbeizuholen, oder das Treiben der Banditen bei der Hütte Bertani's zu beobachten, durfte ich nicht wagen, aus Furcht, sie zu verfehlen und zu spät zurückzukommen. Ich konnte sicher sein, daß sie ohne die Maulthiere sich mit dem Abte nicht entfernen, einen Gewaltakt auch in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht ausführen würden. Ich harrte also in höchster Spannung, den Schaft der Krücke krampfhaft fest umspannt. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, da hörte ich Stimmen, und bald darauf erschien der Abt, geleitet von beiden Banditen, in Sicht. Ersterer sah etwas bestürzt aus, die Letzteren dagegen trugen offenbar eine spöttische Heiterkeit zur Schau. „Wie ich Ihnen sagte, würdiger Herr!" rief der ehemals Lahme, „hier ist die Stelle, wo sich das Wunder begab, hier verloren sich die letzten Spuren meiner Lahmheit und hier konnte ich meine Krücken für immer fortwerfen. Zur ewigen Erinnerung an dieß Wunder wollen wir nun Sie, dessen Gnade mir den Aufenthalt im Kloster gestattete, mit nach Mailand nehmen und der dortigen Militärbehörde überliefern, die Sie gewiß wohl aufheben wird!" Der Alte seufzte nur; mich überlief es bald heiß, bald eiskalt bei

dem Gedanken, daß der Abt seinen Richtern überliefert werden solle. Erst jetzt sah ich, daß ihm bereits die Hände auf den Rücken gebunden waren.

Beide machten Anstalten, den Abt auf ein Maulthier zu setzen. „Wir wollen ihm das mittlere geben,“ sagte der Eine; „es hat Oesen zum Festbinden am Sattel.“ — „Nur noch ein klein wenig Geduld, würdiger Vater,“ bemerkte der Andere höhnisch. „Wir werden alsbald unsern nächtlichen Spazierritt antreten können. Geduld ist ja eine der schönsten apostolischen Tugenden, Demuth eine andere, darum lassen wir Sie auch auf einem Esel reiten.“ Mit diesen Worten bückte er sich, um den Knoten eines Maulthiers von einem Pinienstumpfe zu lösen. Der Knoten widerstand, und der Bandit stieß einen Fluch aus. Er lag jetzt auf den Knieen und kehrte meinem Versteck den Rücken zu. Der Andere war mit einem Maulthiere beschäftigt. Diesen wichtigen Augenblick benutzte ich, wie ein Tiger erhob ich mich leise und rasch, blitzschnell schwang ich die Krücke und versetzte damit dem knieenden Banditen einen so mächtigen Schlag auf den Hinterkopf, daß er sofort lautlos vornüber stürzte. Der Andere sah es und griff zum Stilet, aber ehe er noch einen Schritt gegen mich hatte thun können, versetzte ich auch ihm einen Schlag über den rechten Arm, der diesen lähmte. Ein zweiter Schlag auf den Kopf, kräftiger noch als der, welcher seinen Genossen getroffen hatte, streckte ihn zu Boden. Beides war das Werk einiger Sekunden. Der Abt erkannte mich und schrie laut auf in frohem Erschrecken. Ich löste sofort mit dem Stilet des einen Räubers den Strick von seinen Händen. „O Saffi, Freund, Bruder!“ rief der Abt mit von Thränen erstickter Stimme. „Du bist's, der mich von Kerker und Tod rettete; denn sicher war's, daß ohne Dein Erscheinen die schrecklichen Menschen mich nach Mailand geliefert hätten, wo Radetzky nach mir verlangt. Aber wie war es möglich, daß Du wissen konntest, was hier geschah? Führte ein Zufall Dich hierher?“ — „Nein, würdiger Herr, ein schwerer Verdacht, den ich seit mehreren Tagen gegen diesen Heuchler hegte, bestimmte mich, ihn zu beobachten. Im Kloster will ich weitere Erklärungen geben. Es wird dunkel, und wir müssen eilen, von hier fortzukommen. Mit Hülfe einiger Laienbrüder werde ich dann diese beiden Schurken auf ihren eigenen Maulthieren nach dem Kloster schleppen und sehen, was zu ihrer Erhaltung zu thun ist, um sie dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern.“

Wir eilten, so rasch es ging, dem Kloster zu. Guarantelli war schweigsam und nachdenklich. Ich fragte ihn nach dem Befinden des Hirten Bertani. „Er ist todt,“ erwiederte der Abt; „eine mörderische Hand hatte ihm das Herz verletzt.“ — „Und dieser Mord, ehrwürdiger Herr, ist von jenen beiden Banditen verübt worden, damit Sie aus dem Kloster gelockt würden.“ — Der Abt war außer sich vor Bestürzung und Schmerz. Sobald wir im Kloster angelangt waren, nahm ich drei Laienbrüder mit und verfügte mich wieder zu den Besinnungslosen. Einer davon ward noch an Ort und Stelle zu halbem Bewußtsein gebracht, indem wir ihm aus einem nahen Gebirgsbache Wasser in's Gesicht gossen. Der Andere athmete, konnte aber nicht zur Besinnung gebracht werden. Wir hoben Beide mit Mühe auf Maulthiere und kehrten in langsamem Zuge zum Kloster zurück.

Hier untersuchte ein Mönch, welcher zugleich Arzt war, ihren Zustand, ordnete Verband und Behandlung an und restaurirte sie so weit, daß sie am andern Tage, auf Maulthiere gebunden, als Gefangene nach Turin abgeführt werden konnten. Ich leitete selbst ihren Transport, denn meine Aufgabe im Kloster Santa Maria Maggiore war vollendet.

Vorher hatte ich eine vertrauliche Unterredung mit dem Abte. Er drückte mir beide Hände und sah mich mit Rührung an. „Sind Sie wirklich ein Karmelitermönch?“ fragte er sanft. Ich erwiederte ihm mit der vollen Wahrheit und schied mit der Zusicherung, daß ich Nichts thun würde, was einem so guten Menschen, wie er, zum Nachtheil gereichen könne. In der That war es der Regierung nur darum zu thun, die Heuchler zu entlarven, welche ihre Stellung in Hof- und Staatsdiensten zur Auskundschaftung und zu verrätherischem Treiben mißbrauchten. Signor Pinelli war mit der Art und Weise, wie ich meinen Auftrag erfüllt, höchlich zufrieden, konnte mich aber Angesichts der Verwirrung, in welche die Regierung durch den Sieg der Oesterreicher gerathen war, hinsichtlich der Belohnung nur auf die Zukunft vertrösten. Was aus den beiden Gefangenen geworden, habe ich nie erfahren.

Marietta versöhnte sich mit meiner Tonsur, als ich ihr den Sachverhalt erzählte, und ihr als Folge meines Haaropfers die Aussicht auf möglichst nahe Vermählung eröffnete; nur mußte ich ihr die Konzession machen, bis zur Wiederausfüllung der kahlen Stelle mit natürlichem Haar eine Perrücke zu tragen.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Elfen und Zwerge.

Von

Hermann Lingg.

(Bild S. 137.)

Unterirdisch an den Seen,
Halten Elfen nächtlich Tänze
In der Grotte mit den Feen,
Um die Locken grüne Kränze;
Sie schweben in den Schuhen
Mit goldenem Schnitt,
Auf ehernen Trohen
Im tönenden Schritt.

Wie sie trippeln, wie sie tappen
Auf dem hohlen Felsengrunde,
Aus den dunklen Nebelkappen
Glotzen Augen gross und runde;
Sie klettern die Fährten
Mit Leiter und Licht,
Mit wallenden Bärten
Im grauen Gesicht.

Leichte Schenken hin und wieder
Flattern mit demantnen Strahlen
Goldne Stufen auf und nieder,
Bringen in gefüllten Schalen
Das Blut der Rubine.
Im Rebengerank
Smaragdener Grüne
Gekelterten Trank.

Und im Feuer sich berstricken
Purpurrothe Salamander,
Und mit ihrer Krone winken
Die Kobolde zu einander.
Sie bringen in Blitzen
Ein Schwert herbor,
Die Flammen spritzen
Hochroth empor.

Unterdessen durch die Klüfte
Hallt der Reigen, schallt die Flöte,
Funken sprühen durch die Lüfte
Und es hämmert in der Röthe:
Der Esse Glut siedet
In grimmiger Eil',
Das Zwergbolk schmiedet
Am Helm und Pfeil.

Soll es eine Krönung geben
Oder eine Hochzeitfeier?
Auf krystallnem Thron erheben
Elfen eine Braut im Schleier:
In goldenen Locken
Des Frühlings Braut
Wird schon Frohlocken
Zur Hochzeit laut?

Horch, da schallen fernher klingend
Kirchenglocken von der Höhe.
Elf' und Feen schmerzlich singend
Tauchen unter in die Seee.
Es halten die Zwerge
Mit Hämmern ein,
Und werden im Berge
Zu Stein an Stein.

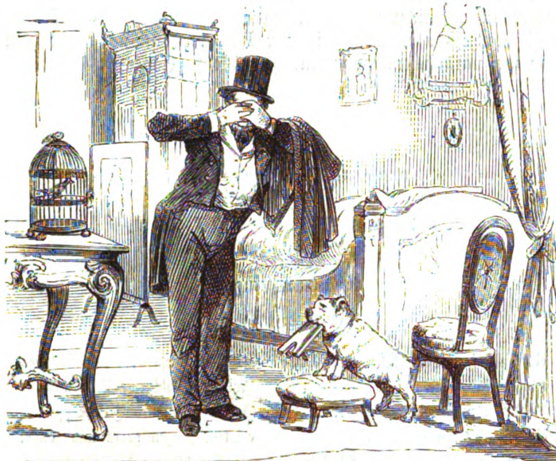
Auflösung des Rösselsprungs Seite 128:

Christbaum.

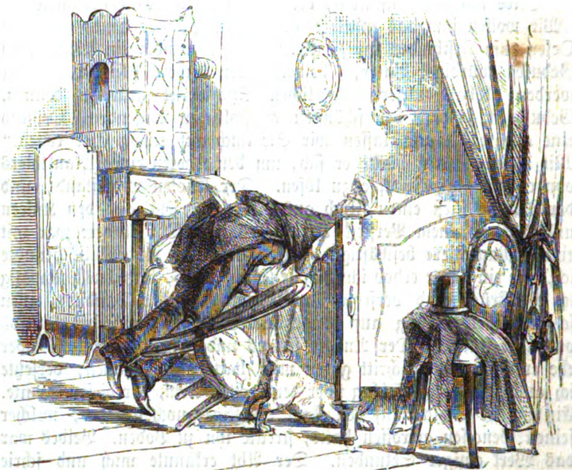
All' die froh verlebten Stunden,
Alles Glück, das ich empfunden,
All' die lieben Truggestalten
Meiner Kindheit, all' die alten
Längst verklungnen schönen Lieder —
Alles, Alles rufst Du wieder
Mir zurück, du goldner Jugendtraum,
Süßer, holder Weihnachtsbaum.

Die Einzige und ihre Unersetzlichkeit. I.

Eine kleine Geschichte in Bildern von E. Juch.



Jetzt bin ich Wittwer! Die Lust des Trauerschmauses ist flüchtig. Ich fühle mich unglückselig wegen der Seligen!



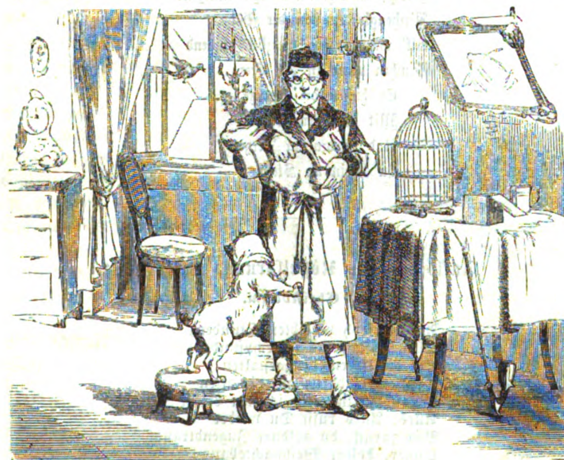
Der Schmerz beugt mich tief des Abends, wenn ich aus dem Gasthause heimkehre.



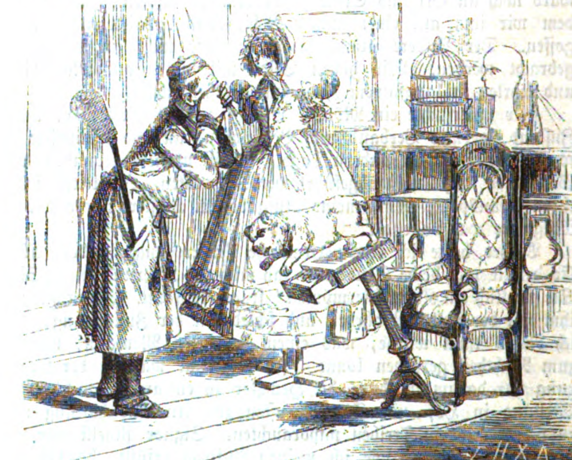
Aber auch des Morgens, wenn ich aufstehe, ist mein Herz nicht minder schwer!



O dieß Bildniß ist bewältigend! Sie war einzig und bleibt wahrhaft unersetzlich!



Ihr guten Thierchen, ihr war't ihre Lieblinge, euch will ich pflegen bis in euer spätestes Alter!



Alles im Hause erinnert mich an die Einzige und an ihre Unersetzlichkeit!



Hanna stellt ihren zweiten Gatten vor. (S. 144.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

23. Godfrey scheitert in fashionabler Gesellschaft.

Während des ersten außerordentlichen Erfolgs, der Godfrey plötzlich in der öffentlichen Meinung als echten englischen Maler und als ein bedeutendes Genie erscheinen ließ, wurde seine Gesellschaft von den Spitzen „der englischen Season" gesucht. Godfrey jedoch beobachtete den meisten Einladungen und schmeichelnden Höflichkeiten gegenüber eine abweisende Haltung; er ließ die Empfehlungskarten, welche zum Theil die vornehmsten Namen trugen und täglich zahlreich abgegeben wurden, unbeachtet auf dem Kaminsims liegen; elegante Equipagen hielten vor seiner Thür und ihre gesellschaftlich ausgezeichneten Insassen mußten wieder abfahren, ohne eine Unterredung mit dem Gegenstande ihrer Bewunderung oder Neugier erzielt zu haben. Godfrey war unzugänglich, und sehr bald entstand, ohne daß er es wußte oder ahnte, ein von Mißgunst und verletzter Empfindlichkeit eifrig gepflegtes Geflüster: daß der große Maler in das geheimnißvolle Verschwinden des Baronets Sir Felix Harcourt verwickelt sei. Der Hauch ungegründeten Verdachts vergiftete die ganze Atmosphäre, in welcher Godfrey lebte und sich bewegte.

Längere Zeit bewahrte ihn die selbstgewählte Einsamkeit vor den Aeußerungen dieses häßlichen Giftes. Und dennoch litt er, äußerlich Ruhe zur Schau tragend, unbeschreiblich; er fühlte sich tief beleidigt und verwundet und sah überall tückische Fallstricke in seinen Wegen.

Zu dem Diener Verney, den er bei sich behielt, gerieth er in eine seltsame Lage. Beide im Verdacht eines und desselben Verbrechens, Einer den Andern beschuldigend, der Beschuldigte voll Eifers, seinem Ankläger auf's Beste zu dienen, und Letzterer voll dankbarer Aufmerksamkeit gegen den Diener. Obschon Godfrey keinen Augenblick das verdächtigende Faktum außer Acht ließ, daß Verney Gegenstände aus dem Besitze seines Herrn bewahrte, und daß die bedeutende Summe, welche Sir Felix noch am Tage seines Verschwindens besessen, nicht mehr vorhanden war, so hielt ihn doch die außerordentliche Sorgfalt, Dienstfertigkeit, geduldige Ausdauer und der größte Schein der Unschuld Verney's von jedem feindlichen Schritte zurück. War er jemals dazu gestimmt, zu handeln, so merkte der kluge Diener es ihm sicher sofort ab und beeilte sich, die ihm drohende Gefahr durch alle möglichen Argumente zu beschwören.

Eines Abends, als Godfrey mit verschränkten Armen sinnend und beobachtend vor einem halbvollendeten Gemälde stand, näherte sich ihm Verney mit einem Blatte der Times in der Hand. „Haben Sie das gelesen, Sir?" fragte er, auf eine kleine gedruckte Stelle deutend. Godfrey las: „Auffindung des Leichnams von Sir Felix Harcourt." Dann hieß es weiter, daß etwa vier Meilen von der Stelle, wo der Baronet gebadet habe, ein verwester Körper gefun-

den worden sei, von dem man vermuthe, daß es der Baronet sei. Alter und verschiedene andere Merkmale bekräftigten diese Annahme. Es seien mehrere Verletzungen am Kopf entdeckt worden, ob von einem mörderischen Instrument oder von den scharfen Felskanten herrührend, darüber seien die Meinungen getheilt ... Verney erschien nach dem Lesen dieses Artikels sehr befangen, und Godfrey beobachtete ihn mit neuerwachtem Verdachte.

Es war zwischen neun und zehn Uhr Abends. Godfrey schickte sich plötzlich an auszugehen. Verney sah ihm ängstlich forschend in's Gesicht. „Nein," sagte Godfrey mit eigenthümlichem Ausdrucke, „Sie brauchen nicht zu besorgen, daß ich hingehe, um Sie anzuzeigen! Ich muß aber gestehen, daß ich nicht weiß, was ich von Ihnen denken soll." — Verney sprang auf mit wild verzerrtem Gesicht. „Und ich nicht von Ihnen!" rief er, mehr durch Verzweiflung als durch Zorn wild geworden. „Warum sollte ich nicht von Ihnen dasselbe sagen, wenn Ihre eigene Frau und deren Familie glaubt, Sie hätten sich durch eine Gewaltthat von Ihrem Nebenbuhler befreit?" — „Dürfen Sie so zu mir sprechen?" antwortete der Maler erstaunt. — „O warum nicht? Ich darf und ich will es, denn ich sehe nun deutlich, daß mein guter Herr ermordet worden ist. Niemals hätte ich's geglaubt, bevor ich dieß gelesen." — Der Diener preßte Thränen aus seinen Augen. — „Daß Sir Felix ermordet worden ist, scheint in der That sehr naheliegend," sagte der Maler, „und ich fühle jetzt, daß es meine Pflicht ist, hinzugehen und das, was ich weiß, zur Anzeige zu bringen. Mittlerweile können Sie beginnen, was Sie wollen, nur will ich Sie bei meiner Zurückkunft nicht mehr hier finden."

Godfrey verließ hierauf seine Wohnung; er hatte der Dame, die ihm seine Gemälde so gut bezahlte und ihn auf jede Art protegirte, zugesagt, an demselben Abend eine ihrer gewählten Gesellschaften zu besuchen. Anfänglich hatte er abzulehnen versucht, doch die Dame war in ihrem Bitten beharrlich, und er glaubte sich ihr viel zu sehr verpflichtet, um sie durch fortgesetztes Weigern zu verletzen. Er ging also, und trotz des Auftritts mit Verney gehobenen Herzens.

Das Haus der Dame in Piccadilly war brillant erleuchtet, die prachtvollsten Toiletten und die elegantesten Dandies waren vertreten. Die Gesellschaft saß oder stand in lebhaft konversirenden Gruppen. An den Wänden eines reichen Salons befanden sich gewählte neuere Gemälde, welche von einem Theile der Geladenen beaugenscheinigt wurden.

Als er in den Kreis der Gäste trat, ward ihm durch die vornehme Wirthin ein ausgezeichneter Empfang zu Theil, und er sah sich bald als den Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit. Seine gefällige, sicher auftretende Erscheinung gefiel, nur beobachteten Aufmerksamere in seiner Physiognomie einen gewissen Zug von Melancholie, der ihn freilich den Damen noch anziehender machte. Später entwickelte sich eine lebhafte Konversation über Kunst im Allgemeinen und über seine Gemälde im Besonderen. Ein alter vornehmer Blaustrumpf mit goldenem Lorgnon und ewig zuckenden Nasenflügeln sagte ihm eben ein höchst schmeichelhaftes Kompliment, als ein neuer Ankömmling erschien, ein Parlamentsmitglied, welches der Maler, wie er sich sofort erinnerte, öfter in der Gesellschaft des Baronets Sir Felix gesehen hatte.

Diese Person begann alsbald mit einer Gruppe von Gentlemen dicht hinter dem Fauteuil, auf welchem die alte schmeichelnde Dame Godfrey neben ihr Platz zu nehmen gestattete, eine Unterhaltung, erst leise flüsternd, dann lauter und in weiterem Kreise vernehmbarer. Während der Blaustrumpf, mehr um sich selbst als den Maler glänzen zu lassen, seine verschrobenen Ideen über Malerei kundgab, drangen plötzlich Godfrey die schauerlichen Worte in's Ohr: „Sir, der Leichnam des Baronets ist gefunden worden."

„Was ward da eben gesagt?" näselte die Dame, ihren Federkopfputz über Godfrey's Schulter neigend. Er antwortete nicht, sondern wünschte sich meilenweit weg von dieser Stelle, wo ihm plötzlich der Boden unter den Füßen brannte. Das schmale, runzelvolle Gesicht unter den nickenden Federn wendete sich jetzt um und horchte gespannt auf den Inhalt des hinter ihrem Rücken geführten Gesprächs. „Sir Felix ist durch ein falsches Spiel beseitigt worden, daran ist kein Zweifel," sagte der oben bezeichnete Gentleman; „die Polizei wollte nicht daran glauben, aber die Polizei täuscht sich oft." — „Ah, man spricht von Sir Felix, Baronet," wisperte die alte Dame. „Ich kannte Lady Harcourt sehr gut. Ihre Mutter war mein Chaperon, als ich zuerst bei Hofe vorgestellt wurde. Eine sehr schöne Frau, und welch' eine witzige Frau! Ich erinnere mich einer Menge ihrer köstlichen Bonmots. Der Prinzregent verehrte Lady Louisa außerordentlich." — „Der Fall ist wahrhaft geheimnißvoll," sagte eine andere Stimme hinter dem Fauteuil. „Wie identifizirte man den Leichnam?" — „Je nun, er wurde nach dem Alter, nach der Zeit, welche er im Wasser gelegen, nach der unterseeischen Strömung, die ihn von der Badestelle an den Strand geführt, und außerdem nach verschiedenen eigenthümlichen Merkmalen rekognoszirt. Kleider waren nicht zur Erkennung vorhanden, ihr Mangel jedoch war ein anderer Punkt von Bedeutung, da bekanntlich die Kleider von Sir Felix unter einem Felsen gefunden wurden." — „Und nun," versetzte ein Dritter, „wird hoffentlich die Polizei ein wenig eifriger in der Entdeckung des oder der Mörder sein." — „Es ist hohe Zeit, daß sie thätiger in Erfüllung ihrer Pflicht ist!" — „Wer ist denn im Verdacht?" fragte der Blaustrumpf dazwischen.

Dem Maler schwindelte der Kopf, der ganze Saal drehte sich um ihn. Er ward todtenbleich und wankte, so daß Aller Augen sich auf ihn richteten. „Ist Ihnen nicht wohl, Mr. Chester?" fragte theilnehmend die Dame des Hauses. — „O, es war nur eine leichte Anwandlung von Ohnmacht, vielleicht in Folge der Hitze; es ist jetzt schon vorüber; ich danke Ihnen!" erwiederte Godfrey, sich Gewalt anthuend. — „Im Gewächshaus ist es kühl, wollen Sie dahin gehen? Oder in den Garten?" — „Nein, nein, Mylady! Ich bin Ihnen sehr verbunden, aber ich befinde mich jetzt ganz wohl." Er wechselte den Platz und erkünstelte eine kalte Miene. Die Unterhaltung hinter ihm erneuerte sich, und es entspann sich in derselben eine hitzige Diskussion über die Todesstrafe in Fällen, wo nur ein Indizienbeweis möglich sei. Das Verschwinden des Baronets bildete immer die Hauptpointe des Gesprächs.

„So viel ich weiß," meinte das oben genannte Parlamentsmitglied, „ist kein direkter Beweis gegen Jemand vorhanden, doch gibt es manchen indirekten. Es ist Grund genug vorhanden, das Verbrechen auf zwei Personen zu fixiren." — Des Blaustrumpfs alter stocktauber Gemahl, von seiner besseren Hälfte gerufen, neigte sein mit einem silbernen Hörrohr bewaffnetes Ohr zu ihr und diese schrie ihm zu: „Du wirst Dich wohl noch der Harcourt's erinnern und von Sir Felix gehört haben, der all' sein Vermögen leichtfertig durchbrachte." — „Gewiß, gewiß," erwiederte mit Donnerstimme der Taube. „Ich hörte, er sei ertrunken." — „Nein, ertränkt! Sein Leichnam ist mit vielen Verletzungen aufgefunden worden," belehrte ihn seine Gemahlin. Der Alte brummte eine Reihe von „Hm, hm!" und „So, so!" Dann rief er überlaut: „War es sein Diener, der den jungen Mann tödtete?" — Eine Antwort auf diese Frage ward ihm aus der hinter dem Fauteuil postirten Gruppe: „Allerdings steht sein Diener in Verdacht, Sir; ebenso aber ein junger Künstler, der mit ihm reiste." — „Was Sie sagen!" trompetete das silberne Hörrohr. „Wie heißt dieser junge Künstler?" — Auf diese Frage antwortete Niemand. — „Haben Beide ihn ermordet?" fragte wieder der Taube. — „Ohne Zweifel Beide, Sir, aus verschiedenen Gründen."

Die mildherzige Dame des Hauses beobachtete aufmerksam Godfrey's Gesicht, und als sie darin die schrecklichste Qual und Unruhe ausgedrückt fand, trat sie zu der Gruppe hinter dem Fauteuil und bat die Herren, im Interesse der Heiterkeit das Thema zu wechseln. Dann aber folgte sie Godfrey, der sich, im höchsten Grade elend, sobald es anging, aus dem Salon zurückzog, in ein Vorzimmer und flüsterte, ihn forschend anblickend: „Ich möchte gern recht bald allein mit Ihnen sprechen, Sir. Bitte, besuchen Sie mich morgen Vormittag zehn Uhr!" — Godfrey entschuldigte sich ablehnend. — „Ich sehe, Sie sind nicht glücklich, Sir." — Der Maler verbeugte sich stumm. — „Kann ich den Grund nicht erfahren, mein lieber Mr. Chester? Sind Sie vielleicht bekannt mit dem Künstler, welcher Sir Felix' Reisebegleiter war?" — Nach langer Pause richtete sich Godfrey stolz auf, blickte der Dame voll in's Antlitz und sagte mit bedeutendem Ausdruck: „Ich selbst, Mylady, war dieser Künstler! Ich war's, der mit Sir Felix reiste, als er geheimnißvoll verschwand." — „Sie?" fragte die Dame

entsetzt, und bevor sie sich wieder sammeln konnte, hatte Godfrey nach stummem Verneigen das Zimmer verlassen.

Als er in seine Wohnung zurückkam, war Verney noch da, noch in derselben unbeweglichen Stellung, in welcher er sich bei Godfrey's Entfernung befunden. Unfähig, in seiner entsetzlichen Stimmung dieses Menschen Gegenwart zu ertragen, entfernte er sich wieder aus seiner eigenen Wohnung und rannte ziellos durch die Straßen, gerieth in den Park und sank zuletzt, halb betäubt, auf eine Ruhebank in einem düstern Bosket nieder.

24. Isaak Stone's Nachfolger.

Seitdem Mrs. Stone durch Diebe um ihre besten Juwelen gekommen war, hielt sie fast jede Nacht Wache in der Küche des Souterrains und schwur sich, daß, wenn es nochmals Räuber wagen würden, in ihr Besitzthum einzudringen, diese das Haus nicht lebend verlassen sollten. Ihr Bett war auf einer alten Ofenbank gemacht. Unter ihrem Kopfkissen lag ein langer maurischer Dolch in silberner Scheide, und dicht neben dem Kopfende des Bettes befanden sich im morschen Schreibpulte geladene Pistolen. Oft fuhr die Wittwe Nachts aus dem Schlafe auf und griff nach den Waffen. Ihre Unruhe ward vermehrt durch die Ungewißheit über das Schicksal Jakob's und des alten Jabez, welche sie, soweit ihre Macht reichte, dem Untergange geweiht hatte.

Nur ein düsteres Oellämpchen, genährt von Resten des Küchenfettes und andern Abfällen, gestattete ihr Geiz zur Erleuchtung des weiten Raumes, doch schien es nur vorhanden zu sein, die Finsterniß greller hervortreten zu lassen. Erst eine lange Gewöhnung vermochte ein normal gebildetes Menschenauge mit solchem Helldunkel vertraut zu machen. Das ganze Stone'sche Haus war, wie schon im Anfange dieser Erzählung bemerkt worden, durch Gänge, die zu den Zeiten der Mönche angelegt worden, unterminirt, und in den Gängen hausten eine Menge Ratten, welche des Nachts oft ein furchtbares Getöse verursachten. Weder die Ratten noch die geheimnißvollen Geschichten, welche über die Gänge im Umlauf waren, verursachten der Wittwe nur das mindeste Frösteln; ihr Herz schien wie von Stein. Wohl aber konnte sie den Gedanken an den verübten Diamantendiebstahl nicht los werden.

Bridget, die irische Magd, war in ihrer Erbitterung über die Beschuldigung der Mrs. Stone: sie habe die Diebe hereingelassen, zuerst auf die Idee gekommen, daß die Letzteren vielleicht durch jene unterirdischen Gänge Zugang gefunden haben könnten. Der Sage nach führten die Gänge meilenweit fort und hatten am Fuße des „Snow Hill" einen geheimen Ausgang. In einzelnen Theilen der Gänge waren Massen von Menschenknochen entdeckt worden. Personen, welche zum Geheimnißvollen hinneigten oder dem Aberglauben huldigten, waren, wie die Großmutter Bolt, wahrhaft erfinderisch in der Ausschmückung von allerlei mit den Menschenknochen zusammenhängenden Schauergeschichten.

Bridget hatte sich indeß vorgenommen, ohne Furcht vor dem Inhalte der Gänge in dieselben hinabzusteigen, und namentlich die sogenannte Gruft der Aebte zu durchsuchen. Sie benützte dazu eine Zeit, in welcher Mrs. Stone auf mehrere Stunden in Geschäften abwesend war. Die Erzählung, welche sie dann der Letzteren über das Resultat ihrer Untersuchung gab, vermochte diese, selbst und zwar allein hinabzusteigen; doch dießmal erfüllte das schauerliche Echo ihrer Tritte in den Gewölben, die absolute Finsterniß in denselben und der Anblick eines Schädels, über den sie stolperte, zum ersten Male ihre Seele mit der Empfindung von Furcht vor einer unbestimmten Gefahr, und sie stieg wieder zu Tage empor, ohne ihre Untersuchung fortzusetzen.

Als sie wieder in die Küche kam, sagte ihr Bridget, daß ihre Tochter sie zu sprechen wünsche. Ellen führte seit dem harten Verbote ihrer Mutter, sich außerhalb des Bereichs ihrer Zimmer zu bewegen, ein wahres Gefängnißleben. Zu stolz und viel zu empfindlich verletzt, als daß sie die Wittwe zur Zurücknahme des Verbots hätte bestimmen mögen, zog sie es vor, dasselbe wörtlich zu nehmen und verließ ihr gewöhnliches Wohnzimmer fast gar nicht. Sie saß, wie sonst, wieder stundenlang am Fenster, den Kopf auf beide Hände gestützt, und ihre Augen suchten unter den Vorübergehenden sehnsuchtsvoll eine einzige bekannte Erscheinung — Godfrey, dessen Abwesenheit ihr, im Hinblick auf Taylor's Einfluß, immer verhängnißvoller zu werden schien. Die gute alte Großmutter war in diesem Zustande das einzige Wesen, welches sie liebend bewachte und zu trösten oder zu erheitern in der rührenden Weise braver Matronen bemüht war.

„Frisch auf, Du unfolgsames Kind!" rief sie halb scherzend, halb strafend. „Ich kann's nicht mehr mit ansehen, wie Du Deine Lebenszeit vertrauerst und vergrübelst. Eine allerliebste Schilderung Deines Betragens werde ich zu geben haben, wenn der starrköpfige, närrische Junge endlich so vernünftig ist, sich zu zeigen!" — „Weißt Du Etwas davon?" fragte Ellen rasch erregt. „Hast Du ihn gesehen, hast Du von ihm gehört? O sprich, meine gute, gute Großmutter!" — „Ich will nicht sagen, daß ich ihn gesehen habe und ich will nicht sagen, daß ich ihn nicht gesehen habe!" — „O Du quälst mich, liebes Großmütterchen! Also Du hast ihn nicht gesehen? Ach, er wird nimmer herkommen!" — „Dann lass' ihn bleiben, wo er ist!" — „Wenn man ihn so liebt, wie ich, Grannie! O Godfrey, Godfrey! Vielleicht vergäbe er mir nun, wenn ich ihn sehen könnte!" — „Was soll er Dir denn vergeben, albernes Kind?" — „Sprich nicht so zu mir, Großmutter! Ich habe ihm sehr unrecht gethan, ich habe ihn furchtbar verletzt — kannst Du Dir das nicht denken, Grannie?" — Die alte Frau widersprach ungern, wenn sie es vermeiden konnte; sie schwieg lieber, ehe sie durch Tadel das Leid ihres Lieblings vergrößerte. Nur als Ellen ihr zumuthen wollte, Godfrey aufzusuchen, sagte sie: „Lass' ihn allein, das ist mein Rath." — „O meine gute Herzensgroßmutter, willst Du morgen für mich zu ihm gehen? Willst Du?" — „Ich möchte lieber nicht." — „Gut, mag's bleiben! Einerlei, ob ich mich todthärme!" — Die Großmutter nahm Ellen's Gesicht zwischen ihre Hände und richtete es auf. „Sei nur nicht ungeduldig, Zuckerkind! Godfrey wird nicht lange mehr säumen, Dich auf den Knieen um Gnade zu flehen, und wenn er's thut, hoffe ich, Du wirst ihn dafür beohrfeigen, daß er sich selbst so lächerlich gemacht hat. Ihn gar aufsuchen — das wäre schön! Das wär' ihm ein Späßchen! Müßte er sich doch selber in seinem Dünkel für einen König oder Kaiser halten! Nein, nein, Liebchen, er muß kommen, er muß bitten, und jetzt lass' ihn! Da, iß! Es ist ein wahres Königsmahl." — „Thu's weg!" — „Das sagst Du bei Allem, was ich Dir bringe! Ich thäte besser, nichts mehr für Dich zu kochen!" — „So lasse es!" — „So lasse es? Wie lange willst Du denn eigentlich noch so zubringen?" — „Gleichviel! Ich mag nicht leben ohne Godfrey." — „Aber Du erschöpfst meine Geduld, Herzchen! Ich bin wahrhaftig recht bös auf Dich. Habe ich Dir nicht schon gesagt: er wird bald zurückkommen?" — „So geh' und hole ihn! Sage ihm, ich könne nicht mehr leben, wenn er nicht komme!" — „Ei, warum gehst Du nicht selbst? Das solltest Du thun — geh' zu ihm!" — In diesem Augenblicke that Mrs. Stone, die schon an der Thür gelauscht hatte, einen Schritt in's Gemach. — „Und wenn sie es thut, werd' ich's ihr nie verzeihen!" sagte sie rauh. „Ich habe ihr das schon längst erklärt." — Ellen richtete sich beim Anblick ihrer Mutter hoch auf und ihr Gesichtsausdruck gewann sofort eine ungewöhnliche Festigkeit. „Mutter," begann sie, mit der Rechten ihre langen schwarzen Locken zurückstreichend, „ich wünschte Dich etwas zu fragen." — „Was willst Du?" — „Du sollst mir sagen, wo Jakob sich befindet." — „Und ich sage Dir, stelle mir über ihn keine Fragen, da ich keine beantworten werde." — „Jakob ist nicht wahnsinnig, Mutter, er gehört nicht in's Irrenhaus." — „Das mußt Du den betreffenden Aerzten sagen." — „O Mutter! wenn mein Vater noch am Leben wäre, würde Jakob anders behandelt werden. Ich selbst habe meinen guten Vater sagen hören, daß seines Sohnes lange Abwesenheit ihn im Geheimen bitter schmerzte. Du weißt selbst, daß er sich einst äußerte, es sei ihm zweifelhaft, ob Jakob todt sei. Du weißt auch, daß hier meines Bruders Heimat ist, und Du allein bist es, die ihn vermocht hat, sie zu verlassen." — „Das hat er Dir vermuthlich gesagt!" — „Ja, Mutter, so ist's! Lies dieß und sage mir, ob Jakob's Angaben falsch oder wahr sind!"

Sie reichte ihrer Mutter die erhaltene Lebensskizze mit der Absicht, sie aufmerksam zu beobachten, während sie las; die Wittwe war aber so schlau, ihr beim Lesen den Rücken zuzukehren und sich dicht

an's Fenster zu stellen. Nachdem sie die Skizze gelesen, zerdrückte sie das Papier in der Hand und steckte es in die Tasche. — „Sage mir, Mutter, ist das wahr?" — Die Wittwe war außer sich vor Freude, daß sie das gefährliche Papier in Besitz bekommen, und daß Sie nun nicht fürchten dürfe, Mr. Taylor könne es lesen. Sie lächelte bloß und gab Ellen keine Antwort. Diese wiederholte ihre Frage. „Lass' sie nur!" warf Mrs. Bolt ein, „ich weiß, daß Alles darin wahr ist." — „Dann wundere ich mich, Großmutter, daß Du nicht Jakob's Partie genommen hast," erwiederte Ellen scharf. — „Ich weiß nichts von Streichen, die Hanna mit Briefen aus Amerika oder mit Testamenten gemacht hat," versetzte „old Grannie" bitter. „Jabez hat mir nie ein Wort davon erwähnt, und ich wüßte auch nicht, was ich ihm glauben sollte, denn Jabez hat in seinem Leben schon manche Lüge gesagt. Deine Mutter konnte nicht so schlecht sein." — „Nun sprichst Du vernünftig," sagte die Wittwe, die lauernd jedes Wort ihrer Mutter verfolgt hatte, „und ich rathe Dir, Mutter, dieses thörichte Kind zu überzeugen, daß dem trügerischen Jabez kein Wort von dem zu glauben ist, was er über Jakob gesagt hat, wenn dieser überhaupt wirklich Jakob Stone ist, was noch keineswegs ausgemacht ist. Gleichviel aber, ob er's ist oder nicht — er befindet sich in den Händen erfahrener Aerzte, welche gut für ihn Sorge tragen werden." Damit brach sie das Gespräch ab und zog sich in ihre Zimmer zurück.

Am folgenden Tage bot sich der Großmutter und Ellen eine seltsame Szene dar, zu welcher auch Bridget gerufen ward. Mrs. Stone betrat am Arme Taylor's das große Gesellschaftszimmer im ersten Stock und Beide ließen sich bedeutungsvoll lächelnd neben einander nieder. Ellen stand erstaunt vor dem Paar, und ihr Herz klopfte gewaltig. Mrs. Bolt bemerkte ihre Verstörung, aber suchte, die eigene Ueberraschung zu verbergen. Hanna ergriff das Wort: „Ich sehe an Deinem Blicke, Ellen, daß Du die Bedeutung dieses Auftritts errathen möchtest." — „O Mutter, Du wirst mir hoffentlich nicht sagen wollen, daß Du mit Mr. Taylor vermählt bist!" — „Und doch, dem ist so! Wir wollen keine Szene spielen, also kurz: Dieß ist Dein Vater, und ich erwarte, daß Du ihm den nöthigen Respekt bezeigen wirst. Er ist jetzt Herr im Hause und Jedermann ist verbunden, ihn dafür anzusehen." Dabei ließ die nunmehrige Mrs. Taylor ihren Blick zu Mrs. Bolt und zu Bridget hinschweifen, welche Letztere mit weit aufgerissenen Augen in der offenen Thür stand und nichts weniger als Respekt zeigte. Bridget lief, so rasch ihr schlappiges Fußwerk gestattete, nach dem Parterre zurück und hätte ihren Aerger und Hohn laut ausschreien mögen. „O heiliger Sankt Patrik!" sagte sie zu sich selbst, „wer hätte das gedacht! Statt daß Jakob Stone hier Herr sein sollte, wird es dieser — dieser Mann! Mr. Taylor ist ein — Mr. Taylor ist nicht, wie er sein sollte. Doch warum sollte ich mich fürchten? Es gibt keinen schlechteren Kerl in ganz London, als diesen — und er ist Herr hier! Meine Mistreß muß mit russischem Leim verschmiert worden sein, daß sie sich von diesem Teufel hat betrügen lassen! Hätte sie die Geschichten über ihn von dem Mädchen in der nächsten Nachbarschaft gehört, die er im Stich gelassen hat, sie würde ihn lieber im Gefängniß als in ihrer Wittwenkammer gesehen haben! Nun, sie hat es nicht besser gewollt, die Ueberkluge! Er wird ihr das Herz entzwei brechen wie ein Ei, aber sie hat's so gewollt!"

Mrs. Bolt kam herunter; sie war außer sich vor Schmerz und Groll und eiferte mit der Magd um die Wette über den verschmitzten Menschen und über die mit Blindheit geschlagene Erbin Isaak Stone's. „Noch heute," sagte sie, „wollte ich Hanna vor ihm warnen, und nun ist's zu spät!" — Ellen wußte nichts von dem angeblichen bösen Charakter ihres zweiten „Vaters"; nur seine Augen, hinter denen Schlimmes zu lauern schien, mißfielen ihr. Auch die Art seines Sprechens stieß sie ab, und dennoch glaubte sie in ihrer grenzenlosen Hingebung an ihre Mutter, daß sie ihre Wahl achten und ehren müsse. Ihre Mutter hatte das Recht gehabt, zu wählen und sich in einer zweiten Ehe ein heitereres Leben zu bereiten. Sie wünschte ihr daher Glück zur Vermählung und küßte ihr zärtlich die Hand. „Ich wünschte, Du hättest mich vorher davon unterrichtet," sagte sie mit einem Seufzer. — „Warum dieß?" fragte die argwöhnische Mutter lauernd. — „Nur, damit ich Dir die Zimmer in festlichen Stand hätte setzen können, wie Du mir vor meiner Vermählung gethan."

Mr. Taylor fühlte sich durch diesen versöhnlichen Ton in außerordentliches Behagen versetzt, er bewies dafür Ellen seine väterliche Aufmerksamkeit, indem er ihr die Thränen von den Wangen trocknete und sie an seine Brust zog. Dann sprach er von künftigen Arrangements im Hause. Er sagte, daß es sein Wunsch sei, daß Ellen mit ihrer Mutter nach Harcourt Place in Kent übersiedele und ihm allein die Geschäftsleitung überlasse. Er wolle das schwarze Haus nur für den Großhandel mit Kuriositäten einrichten, dagegen die Juwelen in ein besseres und mehr sicheres Lokal bringen; der größere Theil der Letzteren sei in der That schon weggeschafft. Ellen öffnete verwundert ihre Augen. „Wie," sagte sie, „mußte nicht Mr. Chester zu Rathe gezogen werden, ehe unser Eigenthum anderswohin geschafft ward?" — „Das sehe ich nicht ein, liebes Kind! Mr. Chester hat hieran kein Interesse. Für Sie hat Ihre Mutter Sorge getragen." — „Aber gibt es nicht ein Gesetz in England, wonach der Ehemann Herr über Alles ist, was seine Gattin besitzt?" — „Ganz recht, das ist Gesetz, Mrs. Chester; eine Frau kann gar nichts besitzen." — „Das heißt ohne speziellen Vertrag mit ihrem Gatten." — „Sie haben recht, kleiner Advokat!" — „Und darf ich fragen, Mr. Taylor, ob Sie meines Vaters Nachlaß meiner Mutter gesichert haben, so daß sie darüber jederzeit verfügen kann, trotzdem sie Ihre Gattin ist?" — Mr. Taylor klopfte ihr lächelnd auf die Schulter. „Liebes Kind, bitte, beschweren Sie Ihr Köpfchen nicht mit den so lästigen Rechtsangelegenheiten. Ueberlassen Sie alles das mir und Ihrer Mutter — wir werden für Sie sorgen, seien Sie davon überzeugt. Die Gestalt ihres guten Vaters, den sein Weib so bald vergessen, trat bei diesen Worten lebhaft vor ihr inneres Auge.

Großmutter Bolt hatte ähnliche Empfindungen und Beide verabredeten, Godfrey aufzusuchen. Noch in derselben Stunde traten sie ihren Weg an. Ellen nahm Mrs. Bolt's Arm und schritt so haftig vorwärts, Holborns Hill zu, daß Letztere wiederholt an langsameres Tempo erinnern mußte. „Ach, verzeihe mir, Großmutter! Die Entrüstung ist es, die mich fortreißt. Kannst Du den außerordentlichen Wechsel verstehen, der in meiner Mutter vorgegangen ist? Wie war sie fähig, diesem Manne das Recht der Verfügung über ihr Vermögen einzuräumen?" — „Weil Mr. Taylor eine Macht über sie besitzt, wie kein Mensch zuvor, lieb' Kind." — „Aber es waltet über dieser Macht ein Geheimniß, das ich nicht verstehe, Großmutter." — „Ich auch nicht, Ellen, aber ich glaube, das Geheimniß steht im Zusammenhange mit der Beseitigung Jakob's und des alten Jabez. Ich hoffe, Godfrey wird's an's Licht bringen." — „Wird er sich deßwegen in Unruhe stürzen wollen?" — „Er wird es, davon bin ich überzeugt. Ich brauche ihm nur Jakob's Geschichte zu erzählen." — Ellen hemmte ihre Schritte. „Nein, Großmutter!" sagte sie, „ich kann meiner Mutter das nicht zufügen, ich will schweigen über die amerikanischen Briefe und die Verbrennung des Testaments." — „So meinst Du also, es sei besser, Jakob zu betrügen und Godfrey falsche Angaben zu machen, als über Deine Mutter die schlimme Wahrheit zu sagen?" — „Beides möchte ich nicht, Großmutter. Was ist da zu thun?" — „Ich weiß einen Ausweg, Kind; wir wollen Jakob's Interessen vor Allem einem geschickten Advokaten anvertrauen, und ich schlage dazu Mr. Nichols vor." — Ellen war damit einverstanden. Sie änderten ihre Richtung. Plötzlich hielt Mr. Taylor sie an, den die mißtrauische Hanna ihnen nachgesendet. Er sagte, daß er den Auftrag habe, Ellen zurückzubringen. „Ich habe vorher ein Geschäft zu erledigen, Sir!" erwiederte Ellen kalt. — „Ein Geschäft, was mich betrifft?" — „Sehr möglich, Sir! Ich bin im Begriff, meinen Gatten aufzusuchen!" Damit ließ Ellen ihren Stiefvater stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 108 enthaltenen Räthsels:

Modern — modern.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 13.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

In Feindesland.

Novelle

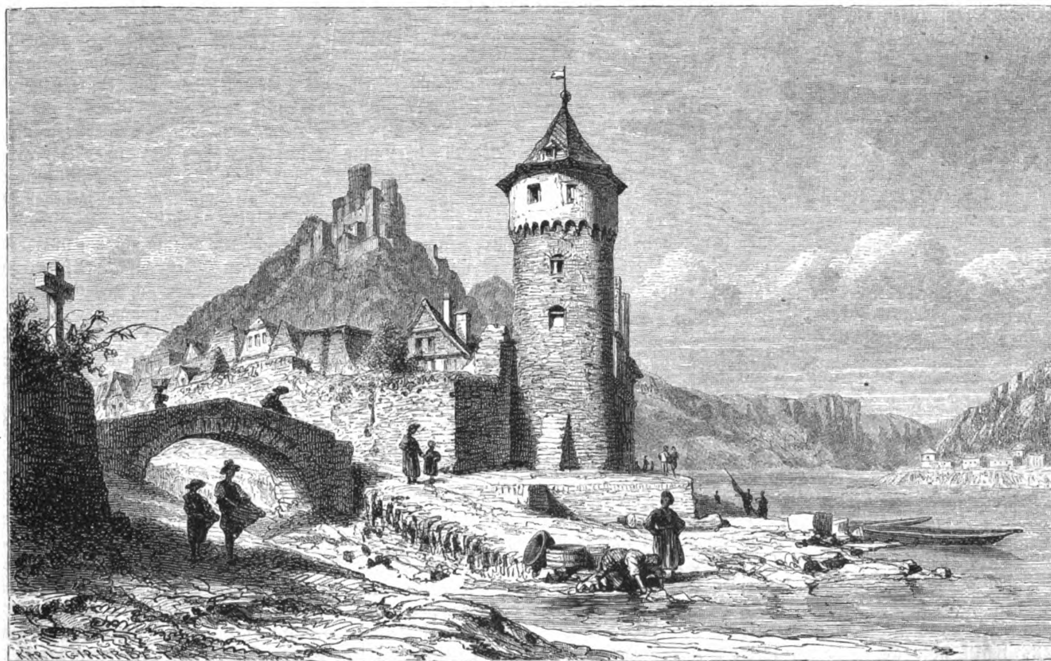
von

Adolph Müller.

I.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Königsgrätz erhielt ich in meiner bei Berlin gelegenen Sommerwohnung die Nachricht, daß eine benachbarte Gardekaserne zu einem Lazareth eingerichtet worden und daselbst bereits der erste Transport Verwundeter, meistens Oesterreicher, eingetroffen sei.

Ich ging sogleich hinüber. Schon unten, in dem weiten Kasernenhof, sah ich einige Italiener, auf ihren Mantel dahingestreckt, ruhig sich sonnen; die Meisten trugen den Arm in der Binde, den Oberkörper nur mit einem groben, losen Hemd bekleidet, und zeigten sich also den zahlreich an den Thoren versammelten Neugierigen, worunter besonders viele Damen, in vollem Negligé. Am Eingang in den Hof traf ich einen böhmischen Jäger, bleich und abgefallen, aber ziemlich heiter in seinen Antworten. Als ich ihn nach seiner Verwundung fragte, drehte er sich herum und ich bemerkte einen Riß in der grauen Jägerjacke. „Sehen Sie," sagte er, „wo das Loch sitzt, ist die Kugel hineingefahren und hier vornen" — dabei schlug er das Hemd zurück und wollte ein Pflaster auf seiner Brust wegziehen — „wurde sie herausgeschnitten. Sie ist fast durch und durch gegangen." Ich bat ihn, doch etwas vorsichtiger zu sein, da ein Schulterschuß immer höchst bedenklich sei; doch entgegnete er lachend: „Alles nicht so schlimm, wie man denkt. Nur den Augenblick werde ich nicht vergessen, da ich getroffen zusammenstürzte und mir das Blut zum Mund hervordrang. Ich dachte, es sei mein letzter."



Godesberg am Rhein. Von C. Girardet. (S. 148.)

Welch' großer Unterschied bei den Leuten in der Fähigkeit bestehe, Krankheit und Schmerzen zu ertragen, das wurde mir in der Folge klar, da ich einen scheinbar viel leichter Verwundeten als Bild des Leidens auf das Lager hingestreckt sah. — Indeß kam, während ich noch mit dem Jäger sprach, ein Uhlan, Pole von Geburt, die breite Steintreppe herunter, langsam, im schwerfälligen Reiterschritt. Er trug einen riesigen Circumflex über die Nase, der durch ein großes Pflaster markirt war, das seinerseits die durch den Hieb sehr angeschwollene Nase zum Relief eines kleinen Hügels erhob, so daß man trotz dem Ernst der Situation eine aufsteigende Lachlust über den Besitzer dieser unseligen Gartenanlage nicht zu unterdrücken vermochte. Ich redete ihn an; doch außerdem, daß er polnisch sprach, machte ihm seine Nasenwunde eine deutliche Aussprache so zur Unmöglichkeit, daß man sein dumpfes Gemurmel eben so gut für Hebräisch hätte halten können.

Ich ging nun in einen der Säle hinauf. Hier lagen vielleicht zwanzig Oesterreicher, sämmtlich auf eisernen Bettstellen, in den verschiedenartigsten Stellungen. Charakteristisch war den Umherliegenden eine malerische Nacktheit, die bei den oft sehr schweren Verwundungen eine große Sorglosigkeit gegen die Zugluft verrieth, die zu den geöffneten Fenstern hereindrang. Es war mir höchst interessant, auf den verschiedenen Gesichtern der Umherliegenden zu lesen — doch eine recht ausgesprochene Lebens- oder Leidensgeschichte vermochte ich auf keinem zu entdecken. Indeß es sollte schon noch kommen!

Ich wandte mich zunächst an einen Unteroffizier, der mit übereinandergeschlagenen Beinen auf seiner Matratze saß und Rauchwolken vor sich hinblies. Er erzählte eben einem preußischen Landwehrmann die Geschichte seiner Blessur und ermangelte nicht, zu bemerken, daß sämmtliche Offiziere seiner Kompagnie bei Chlum gefallen seien und daß er diese dann geführt habe, wobei es an einigen Heldenzügen seinerseits bei seinem Bericht nicht fehlte. An seinem Dialekt merkte ich sofort, daß ich den gebornen Wiener vor mir habe, und gerade dieser Dialekt gab seiner Erzählung, trotzdem sie an einigen augenfälligen Unwahrscheinlichkeiten litt, einen äußerst wohlthuenden, gutmüthigen Anstrich. Als ich ihn näher in's Gespräch zog, ergötzte ich mich besonders über die naive Art, mit der er Folgendes vortrug: „Am Abend vor der königsgrätzer Schlacht ging ich mit meinem Freund in einem Gärtchen spazieren, und was sonst nur verliebte Mädel thun, fiel jetzt auch uns ein, — wir wollten die Blumen befragen, wie's uns in der Schlacht gehen werde. Wir zupften Beide die Blättchen von den weißen Sternblumen auf die Variation: ‚todt, schwer verwundet, leicht, gar nicht'. Dreimal kam es bei uns Beiden auf leicht verwundet heraus, und was geschah? — Als ich am Dritten nach dem Verbandplatz kam, war mein Erstes, daß ich meinen Freund sah, der, wie ich, wirklich auch eine leichte Blessur davongetragen hatte." Als er zu Ende war, fuhr er sich von ungefähr mit der Rechten über's Kinn und war untröstlich darüber, daß ihm der Gebrauch seiner Linken versagt sei und er also jetzt unrasirt bleiben müsse, ein Barbier in dem Lazareth sei schwer zu bekommen. Der Landwehrmann entgegnete: „Ihr möchtet wohl auch noch, daß man Euch Hofbarbiere anschaffte — seid froh, daß man Euch hier kurirt und speist und lasset ruhig das Bischen Flaum an Eurem Kinn wachsen." Mein Wiener, ein etwas eitles Kerlchen, wie ich bemerkte, lächelte und meinte, „es komme Alles auf die Gewohnheit an."

Plötzlich bewegte sich neben ihm eine hagere Gestalt, die seitdem regungslos dagelegen war, und ein gelbliches, slavisches Gesicht kehrte sich gegen mich, in dessen Augen zwei große, pechschwarze Sterne in ihrem Weiß wie in einem großen Milchsee schwammen. Wahrhaftig, das war ein Gesicht, wie man es gerne jenen alten, französischen Grenadieren zuschreibt, die, gebeugt von Elend und Entbehrung, aber die alte Glut im Blick, aus den Schneefeldern Rußlands zurückkehrten. Einer seiner Kameraden, ein stämmiger, gesunder Mensch mit blühendem Gesicht und blondem Schnurrbart, schlief ruhig neben ihm weiter und vergaß auf einige Zeit, daß er vier Schüsse in den Beinen hatte und nur im allerglücklichsten Fall einer Amputation entgehen konnte. Vor ihm ein Anderer schien schwächlicher zu sein; er hatte fliegende Hitze auf den Backen, schlief aber auch, oder träumte doch von Gesundheit und Heimat.

Ich weiß nicht, welch' ein seltsamer Geist der Unruhe mich von hinnen führte; aber plötzlich befand ich mich in einem Seitenzimmer und fühlte mich auf's Wunderbarste von Dem, was dort meiner harrte, ergriffen. Es stand nur ein einziges Bett da, und darauf lag ein schöner, blasser Jüngling. Er erschrak, als ich eintrat, und schlug seine Augen rasch auf — ein Stück von des Himmels ewigem Blau lag in der Tiefe dieser Augen. Beim Hineingehen hatte mir ein Wärter zugeflüstert: „Nehmen Sie sich in Acht, da drinnen liegt ein Muttersöhnchen!" Mein Gott, was diese Menschen oft ungerecht und grausam sind! Mir sagte es der erste Blick, daß dieser Jüngling aus zarterem Stoff geschaffen sei, als die Andern, ich sah es an der schneeigen Weise seiner entblößten, schön gebildeten Brust; die eine Schulter war hoch aufgeschwollen und von einem Umschlag halb verdeckt. Bei allen andern ähnlichen Verwundungen hatte die Kugel keine solche Geschwulst hervorgebracht, und gewiß hatte keiner der Andern solche Schmerzen zu ertragen. Er suchte sich auf seinem Lager zu drehen und sein Gesicht verzog sich zu einem unnennbar leidensvollen Zug, indem er den Schmerz niederkämpfen zu wollen schien; dabei entrang sich ein leiser Seufzer seinen blassen Lippen, und dieser Seufzer schnitt mir in's Herz — ich werde ihn nie vergessen!

II.

Magdalena, die Tochter meines Nachbars Pulz, saß auf der Bank unter der hochbelaubten Linde, als ich in den Garten der Sommerwohnung zurückkam. Ich hatte, ehe ich nach dem Lazareth ging, ein kleines Wortgefecht mit ihr gehabt, da sie gegen mich eine größere Sympathie für die verwundeten Oesterreicher als für ihre eigenen Landsleute geäußert hatte. „Welch' verblendetes Gefühl!" hatte ich ausgerufen, „schon vom Standpunkte der Menschlichkeit aus macht eine Verwundung Jeden, ohne Unterschied der Nationalität, gleich bemitleidenswerth. Sie theilen leider eine Empfindung, unter welcher unsere eigenen Soldaten häufig zu leiden hatten, indem sie sich bei Privatbewirthungen nur zu oft den Fremden zurückgesetzt sahen. Reizt denn die Frauen immer nur das Neue, Fremde, und werden sie ewig sich nur vom Gefühl leiten lassen? — Wenn Sie wirklich eine Vorliebe für die Einen hegen wollen, so erfordert es die Gerechtigkeit, daß die Schale nach der Seite Ihrer Landsleute überneigt, die, wie Sie wissen, aus sämmtlichen Ständen unserer Gesellschaft ausgemustert sind, und ihre Siege mit Strömen ihres Blutes erkauft haben."

„Sie urtheilen nach dem Verstande," war ihre Antwort, „aber mich bekehrt es nicht, und brächten Sie alle Vernunftgründe der Welt gegen mich in's Feld. Denn es handelt sich bei mir um ein ganz besonderes früheres Erlebniß, das noch heute seinen Einfluß auf mich übt und mein Urtheil bestimmt."

Da mir diese letzte Aeußerung auffiel und ich sie um nähere Erklärung bat, fuhr sie fort: „Es sind jetzt einige Jahre her, daß ich mit Mama in Teplitz war. Ich war damals fast noch ein Kind, nahm aber an Allem, was um mich her vorging, fieberhaft Antheil. Die Badereise, die erste in meinem Leben, war gerade nach meinem Sinn. Am ersten Vormittag sah ich unter den Fenstern unseres Hotels einen jungen österreichischen Offizier in einem Rollstuhl vorüberfahren — wie bedauerte ich diesen jungen Mann, dem im italienischen Feldzug beide Beine weggeschossen worden waren! Wir trafen ihn täglich auf der Promenade und ich habe nie einen liebenswürdigeren Mann kennen gelernt. Wenn Sie einmal Zeit haben, erzähle ich Ihnen seine Lebensgeschichte. — Ach! wenn ich an sie denke, thut mir noch die Seele weh, und Sie werden mein Mitleid für die Oesterreicher begreifen, wenn Sie erfahren, daß der einzige Soldat, den ich von ihnen kennen lernte, es in solchem Grade verdiente!"

„Ich nehme Sie beim Wort!" rief ich rasch, „und verspreche Ihnen, mich zu bemühen, für Ihre Erzählung eine andere aufzutreiben — an Forscherernst soll es mir nicht fehlen." — —

Als ich sie jetzt bei meiner Rückkehr von Weitem auf der Bank sitzen sah und mir mein Versprechen einfiel, konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich vorläufig wenig Data gefunden hatte. Doch vermochte ich mich von dem Bild des Blonden nicht loszureißen, und unvermuthet trat es mir immer von Neuem aus dem Spiegel meiner Gedanken entgegen. „Ich werde täglich hinübergehen,"

sagte ich zu mir, „und den Zustand des Kranken überwachen, vielleicht vermag ich ihn zu lindern. Sobald er Kraft zum Reden hat, werde ich ihn über sein Loos befragen."

Indem ich den blonden Leidenden auf diese Weise unbewußt als den Helden eines dunkel geahnten Romans in der Seele hielt, beschloß ich rasch, bei dem Begegnen mit Magdalenen von dieser Hauptperson vorläufig zu schweigen und nur der Anderen Erwähnung zu thun. „Den Unteroffizier möchte ich sehen!" rief sie bei dieser Stelle meiner Erzählung aus. „Wer so zart die Blumen frägt, muß eben kein roher Mensch sein. Können Sie ihn nicht einmal mitbringen?"

Durch diese letzten Worte ließ das schöne Kind, ohne daß sie's wußte, einen Plan in mir reifen, den ich plötzlich wie eine gute Eingebung erfaßte. „Ich werde sehen," dachte ich, „den leidenden Blonden zu mir zu nehmen und zu verpflegen." Ich freute mich über diesen Entschluß, der am andern Tag ausgeführt werden sollte.

III.

Indessen bewog ich Magdalena, die Muße des herrlichen Sommerabends zu benützen und mir die schuldige Erzählung von dem teplitzer Offizier nicht länger mehr vorzuenthalten.

Sie lächelte und sagte: „Vergessen Sie aber nicht, daß Sie freiwillig die nämliche Schuld auf sich geladen und selbst Ihren Forscherernst gepriesen haben, der bis jetzt sogar in Ihren eigenen Augen den gehegten Erwartungen schwerlich entsprechen kann."

„Urtheilen Sie nicht zu früh," entgegnete ich bedeutungsvoll, „es gibt Dinge in der Welt, deren Fäden sich so lose und leise schlingen, daß erst eine gewisse Zeit hingehen muß, ehe wir sie entwirren können."

„Sie wollen mich auf die Folter der Neugierde spannen," antwortete sie; „doch sehe ich seit einiger Zeit strenge auf mich, um mir diese lästige Mädchenuntugend abzugewöhnen. Ich warte also geduldig, bis die Fäden Ihres Romans faßbar werden — hören Sie indessen eine Leidensgeschichte, gegen die selbst Werther's Leiden verblassen."

Ich rückte der schönen Erzählerin, die bei ihrer Erzählung den selbst für einen Goethe schwer erreichbaren Vorzug besaß, durch die Blicke ihres wunderbaren Auges ihren Roman zu beleuchten, näher zur Seite, und aus ihrem feinen, rosigen Mund flossen die Worte:

„Mein Leidender hatte seine Mutter bei sich, eine liebenswerthe, gebildete Frau, voll größter Zärtlichkeit zu ihrem unglücklichen Sohn. Sie hatte zwar noch einen zweiten, der auch zum Militär gegangen war; doch weil er auf des Bruders Unglück hin dieser unüberwindlichen Neigung der Mutter zu Liebe nicht entsagte, hing sie mit ihrem ganzen Herzen an dem Andern. Ich kann wohl sagen, daß sie mich wie eine Art höheres Wesen verehrte; denn ich fand das größte Vergnügen darin, mich mit ihrem Liebling zu unterhalten. Ich hatte damals, so jung ich war, nicht das Läppische, das sonst das Mädchenalter, in dem ich damals stand, charakterisirt. Ich hatte einen gewissen Ernst, der nach der Tiefe zog und mich in einer Hinsicht von den Jugendgespielen isolirte, während er mich mit Leuten, an denen ich wirklich Gefallen fand, mit den innigsten Banden, die sich fühlen lassen, vereinigte. Der Offizier war mir in mehr als einer Hinsicht interessant, zunächst dadurch, daß er unglücklich war und eines reichen Maßes von Liebe bedurfte, um das Jammervolle seines Zustandes zu vergessen. War ich bei ihm, rang ich mich ab nach witzigen Einfällen, heiteren, anregenden Bemerkungen — ach! doch gelang es mir nicht immer, ihn zu zerstreuen, und einmal, als der Schmerz zu sehr bei ihm überwog und er seine Vergangenheit mir selbst erzählte, vermochte ich erst in die ganze Größe seines Unglücks hineinzusehen. Wie manche heiße Thräne habe ich um ihn, um sein Elend, geweint! Lächeln Sie jetzt nicht — ich glaube, ich könnte Ihnen sonst ewig unversöhnlich zürnen — wenn ich Ihnen sage, daß mein junges Gemüth von dem heißesten, tief in meiner Phantasie wurzelnden Wunsch ergriffen wurde, mein eigenes Loos an diesen, von der Menschheit aufgegebenen Mann zu fesseln, mich für ihn aufzuopfern, ja gleich unglücklich zu sein wie er, wenn er nicht gleich glücklich sein konnte wie ich."

Diese letzten Worte machten tiefen Eindruck auf mich, und ich empfand eine lebhafte Sympathie mit der Erzählenden.

„In jener Stunde," fuhr sie fort, „als die alten Erinnerungen mit der Macht der hellsten Gegenwart auf ihn einstürmten — ach! ich werde diese Stunde nie vergessen, es war in hereinbrechender Nacht und die Sterne sahen so groß und schauerlich aus dem Himmel herab — in jener Stunde, da die Eltern uns hatten allein im Garten sitzen lassen, sprach er von seinen gesunden Tagen. Ausgerüstet mit Allem, was einen jungen Mann schmücken kann, Geist, Herz, Schönheit und Reichthum, ward er in eine der angesehensten Familien in Wien eingeführt und errang die Gunst Gisela's, der gefeierten Tochter des Hauses, um die seine Standesgenossen ihn alle beneideten. Er liebte sie zärtlich, das konnt' ich nur zu deutlich sehen; denn die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen, als er ihren Namen nannte, und ich sehe noch, wie diese Thränen gleich Diamanten in dem Sternenlicht flimmerten. Diese Thränen fielen mir brennend auf's Herz; ich fürchtete die große Aufregung, in die ihn seine Erzählung versetzen mußte, und suchte ihn daher voll Angst davon abzuhalten. Vergebens! Er mußte seinem Herzen einmal gegen Jemand, den er so liebte wie mich, Luft machen, das merkt' ich wohl und ließ ihn zuletzt gewähren. ‚Als ich fortzog in's Feld,' sagte er, ‚fiel sie mir um den Hals mit dem heiligen Schwur unverbrüchlicher Treue!' — Ihre Verlobung ward vor dem Ausmarsch gefeiert, und vom Gott der Liebe Muth im Busen ging er dem Feinde entgegen. Welch' ein frohes Wiedersehen, wenn der Bräutigam mit Ruhm gekrönt zurückkehrt! — Ach, mein armer Freund! In der ersten Schlacht machte eine unbarmherzige Kanonenkugel das ganze Glück des Hoffenden zu nichte! Leblos schleppte man ihn nach dem Lazareth, die beiden Beine mußten amputirt werden, und das schöne Gebäude ward zur Ruine. Wie mag diese Nachricht die arme Mutter getroffen haben, und noch mehr die Braut, werden Sie fragen? — Mir fehlen die Worte, Ihnen zu sagen, was geschah. Genug, sobald es sein Zustand erlaubte, schrieb er an seine Verlobte, daß er ihr das gegebene Wort zurückgebe, da es seinem Gefühl widerstreite, sie unter solch' unglücklichen Verhältnissen daran zu binden. Gewiß, es war edel von ihm, und er that es mit schwerem Herzen — glauben Sie aber, er habe es wirklich in der Meinung gethan, daß es angenommen werde? — Dazu hatte er sie zu lieb und mußte sich schon zu viel durch das unverschuldete Unglück selbst belastet fühlen, wo ihm eine liebende Hand doppelt nöthig war. Er stockte, als er daran kam, die Antwort seiner Braut zu erzählen; es schien mir, als stockte selbst der Schlag seines Herzens. ‚Sie nahm ihr Wort zurück,' sagte er, ‚ihre Verwandten werden sie dazu beredet haben; denn daß sie ohne fremden Einfluß, aus freiem, eigenem Antrieb es gethan und mich verlassen hätte, diesen Gedanken möchte ich nicht mit mir in's Grab nehmen!'

„Es trat eine Pause ein und ich weiß nur noch, daß ich alle Trostgründe in meiner Seele zusammenraffte, ihn zu beruhigen. Niemals erschien mir ein Mensch in einer gleich bejammernswerthen Lage als er, der so gut war, der Geliebten selbst die gänzliche Vernichtung seines Lebens zu vergeben. Ich sehe sein Gesicht noch vor mir, wie es zuckte unter Thränen! Wenn nur die Sterne nicht so drohend hereingeblickt hätten: es ließ mir keine Ruhe mehr, ich sprang fort und holte die Eltern. Meine Angst war prophetisch gewesen! Nach zwei Tagen war der Arme todt, und dieselben Sterne, die mich hatten warnen wollen, ihn seinem Schmerz so sehr zu überlassen, sahen jetzt ruhig und gleichgültig auf seine Gruft herab. Einmal war ich noch spät mit seiner Mutter auf seinem Grab, von dem die arme Frau kaum mehr zu trennen war. Mein Herz bedurfte all' seiner Kraft, um bei ihrem Jammer nicht zu brechen. Sie folgte bald dem Sohne nach, es war ihr glühendster Wunsch, den der Himmel auch erhörte."

Magdalena brach ab. Indem sie sich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Natur in die alten Erinnerungen hineinlebte, that ich bei diesem Anlaß einen tiefen Blick in des Mädchens reine, theilnahmsvolle Brust und schätzte im Stillen Den glücklich, der in dieses feste Herz dereinst sollte für ewig geschlossen werden.

(Schluß folgt.)

Eine Burg im Rheinthal.

Godesberg.

Von

Karl Seidlitz.

(Bild S. 145.)

Wieder wie im Traum stehen die schönen Tage vor mir, als ich in Bonn studirte. „Dem Völkchen dort ist jeder Tag ein Fest", so dachten wir mit Goethe, denn wonnig ging uns das Leben hin, freudig wuchs uns der Muth im herrlichen Rheinthal, und als lustige Brüder mit der bunten Kappe auf dem Haupte stürmten wir hinaus in die freie Natur, nach all' den Plätzen, welche vom Schimmer der Romantik umgeben waren, um welche die immer geschäftige Sage ihren Schleier wob. All' die Gestalten der lieben Freunde und Kommilitonen tauchen wieder vor mir auf! Bald auf dem beflaggten Dampfer, bald zu Roß und Wagen zogen wir aus: nach Remagen, nach Königswinter und nach dem steilen Godesberg, der als grünbekränzter Kegel, abgesondert von den übrigen Bergen des Rheinthals, wie eine stolze Warte in das gesegnete Land hineinschaut. Dort oben füllten wir den Becher mit dem goldenen Naß bis zum Rande und tranken auf das Wohl des Vaterlandes und des heiligen deutschen Stroms, der seine silbernen Wellen nicht allzufern von uns hinwälzte. Wie ward das Herz so voll und weit im Anblick des Königs der Ströme! So lange wir die deutsche Geschichte kennen, warst du, o Rhein, die Pulsader der Kultur, an der selbst Fürsten ihre Mausoleen errichteten, um noch im Tode da zu ruhen, wo sie im Leben so gerne weilten! Freiheit, Wahrheit und Treue wohnen in der Brust deiner Bewohner. Du schenktest der Nation Dichter und große Männer, die an deinen rebenumkränzten Hügeln aufwuchsen. Stolz stehen deine prächtigen Städte da, diese festen Sitze deutschen Bürgersinnes; kühn und frei streben deine Dome in die Luft, zu Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln und Xanten. Xanten! Wie geht uns das Herz bei Nennung dieses Namens auf, wuchs dort nicht Siegfried, das blonde Königskind, der Drachentödter, der Nibelungenrecke auf? Ja, du bist ganz deutsch, und von den Zeiten an, als die Römer zum ersten Male es wagten, den Fuß über dich hinweg zu setzen, bis zum heutigen Tage, haben wir es trotz aller Zerrissenheit doch verstanden, dich zu bewahren, du hehrer Strom, du Herzblut Germaniens!

Wer verargt es der jugendlichen Seele, wenn sie solcher Gestalt zum Dithyrambus fortgerissen wird? Bin ich doch selbst ein Rheinländer Kind und trug ich nicht in Bonn als Bruder Studio Roth und Weiß und Blau, die Farben Rheinlands! Dort in der rheinischen Universitätsstadt, die schon im Flachland liegt, tauchten die sieben Berge alltäglich vor uns auf, und wir schwärmten hin zu ihnen, nach dem Drachenfels, Rolandseck, auf die Insel Nonnenwerth und nach all' den lauschigen Plätzen und Burgen, nach den Schlössern und Ruinen, die sagenhaft in die grünen Fluten hinabblicken.

An der Landstraße, die von Bonn nach Süden zu führt, winkt uns zunächst Godesberg mit seinem runden Thurm entgegen. Mit Freiligrath rufen wir ihm entgegen:

Gruß dir, Romantik! — Welch' ein prächtig Nest!
Mit seines schlanken Mauerthurmes Zinnen,
Mit seiner Thore moosbewachs'nem Rest,
Mit seiner Burg, so schartig und so fest,
Wie reißt es sieghaft meinen Geist von hinnen!
Gruß dir, Romantik! Träumend zieh' ich ein
In deinen schönsten Zufluchtsort am Rhein!

Wir sind oben. Frei athmet die Brust und weit schaut das Auge in's Rheinland. Weit schaut auch die Seele zurück in die heidnische Vergangenheit unseres Volkes, denn hier auf des Bergkegels Spitze, den jetzt zerfallenes Gemäuer krönt, war eine alte Kultusstätte des germanischen Gottes Wodan. Daher soll auch der Name stammen, denn Godesberg hieß ursprünglich Wodansberg. Der Erzengel Michael war es, der den alten Heidengott aus der Erinnerung der Neubekehrten überall verdrängte, und darum ist auch die Kapelle auf Godesberg diesem Heiligen geweiht.

Godesberg war eine Burg der kölner Erzbischöfe, die im Jahre 1210 gebaut wurde. Kurfürst Friedrich II. erweiterte 1375 die Werke. Herzog Ferdinand von Bayern, der 1593 den protestantisch gewordenen Erzbischof Gebhard bekriegte, sprengte die Burg in die Luft, und wer heute München besucht, der kann dort unter den Arkaden ein Freskogemälde finden, welches die Eroberung Godesbergs durch die Bayern darstellt. Seit jener Zeit liegt die Burg in Trümmer. Nur der schöne runde Thurm widerstand der Kraft des Pulvers und schaut noch heute wohlerhalten auf die ihn umgebenden Ruinen herab. Er ist hundert Fuß hoch und bietet die entzückendste Rundsicht, die reichlich für die Mühe des Hinaufsteigens lohnt. Dörfer und Städte, Landhäuser und Gärten, gesegnete Felder und dunkle Wälder liegen zu unsern Füßen. Im Westen schlängelt sich der Rhein hin, dort steigt der spitze Drachenfels mit seiner Ruine auf, und könnten wir hinter die Berge schauen, so würden wir in einem Gebirgskessel eine der bedeutendsten Kulturstätten des Rheinlandes erblicken, die Ruinen der alten Abtei Heisterbach, in der einst gelehrte Cistercienser ein beschauliches Leben führten. Hier ward eine große Bibliothek angelegt, fanden die Künste Zuflucht und schrieb der berühmte Abt Cansarius seine Werke.

Wie viel liegt hier auf kleinem Raume zusammengedrängt, wie wechselnd und mannigfaltig ist die Landschaft, wie wird man fort und fort daran erinnert, wie die Natur ihre besten Gaben gerade über dieß Stückchen Erde ausgegossen!

Ueber den Berg, durch den dichten Wald, oft mit Fackeln in der Hand, zogen wir Abends heim nach der alma mater. Wonnig berauscht von den Eindrücken der Natur, neugestärkt zu frischem Schaffen, ließen wir dann das „Godesberglied" weit in die Luft hinaus erschallen.

Was klimmt am Godesberge den steilen Fels hinan?
Es sieht aus, als ob muntre Zwerge dem Gipfel des Berges sich nah'n:
Das sind ja die Brüder vom Rhein, sie schwärmen beim goldigen Wein.

Verrauscht und vorbei ist die herrliche Zeit. Der Bruder Studio ist ein gesetzter Mann geworden, aber indem er denkt: „einst wird die Erinnerung uns erfreuen", tauchen die alten, lieben Bilder wieder vor seiner Seele auf, und Godesberg nimmt unter ihnen nicht den schlechtesten Platz ein.

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

J. Ristori.

6. Die Wittwe Sismondi und ihr Sohn.

Einen ungleich interessanteren und minder gefährlichen Auftrag, als die politische Mission im Kloster Santa Maria Maggiore, erhielt ich von Signor Pinelli mit Rücksicht auf meine bei Entdeckung der Mörder der Madame Bartolozzi bewiesene Geschicklichkeit. Der Polizeichef wies mich behufs genauer Informirung an einen reichen Engländer, Mr. Palmer, welcher sich an ihn um seine Vermittlung gewendet hatte. Die Angelegenheit war folgende: Mr. Palmer interessirte sich seit längerer Zeit für die Wittwe des Professors Sismondi aus Turin. Diese Dame, eine geborne Deutsche aus München, hatte Mr. Palmer zuerst in Hohenlinden gesehen, wo sie mitten im Winter frische Blumen vor ein Muttergottesbild streute; er erfuhr darauf, daß sie in diesem Orte ein Schloß besitze. Sie hatte sich hier niedergelassen, weil ihr Vater, ein deutscher Offizier, in der Schlacht bei Hohenlinden gefallen und daselbst begraben war. Vorher hatte sie mit ihrem Gatten, einem italienischen Exilirten, in München gelebt.

Aus ihrer Ehe entsproßten zwei Kinder, eine Tochter, die frühzeitig starb, und ein Sohn Heinrich, der nach dem Ertrinken seines Vaters in der Isar als hoffnungsvoller Jüngling in den Militärdienst des Königs Otto von Griechenland eintrat. Heinrich ward im dritten Jägerbataillon gegen griechische Briganten verwendet, und es kam nach Bayern die Nachricht, er sei in einem verzweifelten Gebirgskampfe gefallen. Seine Mutter legte Trauer an und beweinte ihre letzte Hoffnung.

Nach einiger Zeit aber erhielt die Wittwe aus Griechenland

einen Privatbrief, worin es hieß, Heinrich lebe noch, obwohl durch gräßliche Wunden entstellt, er befinde sich noch in den Händen der Banditen und hoffe zuversichtlich, bald an's Herz seiner Mutter wiederkehren zu können. Um dieselbe Zeit hatte die Wittwe, eine fromme Katholikin, einen Traum, worin ihr die längst gestorbene Tochter in der Gestalt des Christkindes erschien und ihr verkündete, zu Weihnacht werde Heinrich kommen. Die Freude der Mutter war außerordentlich. Sie ging täglich zur Kirche und betete zu



Der Tabellion (Schreiber) von Bellinzona. Von Leleux. (S. 151.)

Gott und den Heiligen, er möge den schönen Traum in Erfüllung gehen lassen.

Um diese Zeit — es war kaum vierzehn Tage vor dem Christfeste — lernte Mr. Palmer die Wittwe kennen, stellte sich ihr vor und gehörte dann zu den täglichen Besuchern ihres Schlosses. Sie erzählte ihm einen Theil ihrer Geschichte, das Unglück ihres geliebten Sohnes, das Eintreffen des mysteriösen Briefes aus Griechenland und den Traum. Mr. Palmer war, wie viele seiner gebil-

beten Landsleute, ein Skeptiker und suchte der Sache ihre reale Seite abzugewinnen. Er erfuhr, daß der Sohn der Wittwe an seinem Körper gewisse Merkmale habe, die sein Wiedererkennen erleichterten. Uebrigens konnte sich selbst der aufgeklärte Engländer keine Desfiguration denken, welche, nach kaum zweijähriger Abwesenheit, das Wiedererkennen eines bereits erwachsenen Menschen hätte erschweren sollen. Er selbst erwartete, wie die wenigen Bekannten der Wittwe, mit großer Spannung die weitere Entwickelung.

Wirklich erschien am ersten Christtage auf einem Reisewagen ein junger Mann in griechischer Uniform. Sein Gesicht, obwohl durch Wunden entstellt, war fein, er hatte bläuliche, treuherzige Augen, braunes Haar und trug einen Knebelbart nicht von besonderer Stärke. Seine Stimme hatte einen fremdartigen Accent und machte auf Mr. Palmer keinen günstigen Eindruck. Es schien ihm in des jungen Mannes Wesen Vieles erkünstelt, aber er war ja Skeptiker von vornherein, konnte folglich sehr leicht durch sein eigenes Vorurtheil getäuscht werden. Bezeichnender dagegen war das Urtheil einer alten Freundin der Wittwe, der Madame Laval, welcher es vorkam, als sei doch ein merkbarer Unterschied in der Gestalt, den Mienen, der Stimme und dem Ausdruck der Augen zwischen dem verlorenen und dem wiedergefundenen Heinrich. Das Haar war von derselben Farbe, er trug den Bart ganz so wie der verlorene Sohn, auch besaß er alle Briefe, die Madame Sismondi nach Griechenland geschrieben, sowie die auf seine Abreise und militärische Bestallung bezüglichen Papiere, wußte auch in der Familiengeschichte ziemlich genau Bescheid. Die Wittwe selbst empfing ihn mit Enthusiasmus und es kam nicht der mindeste Zweifel in ihre Seele. Waren doch selbst die Merkzeichen an seiner Schulter sichtbar! Freilich meinte Mr. Palmer, diese Art von Zeichen, sogenannte Erdbeeren, seien durch geschickte Chirurgen künstlich herzustellen. Dieser beobachtete fortan Mutter und Sohn äußerst achtsam und es schien ihm, als wenn in dem Gesichtsausdrucke der Wittwe manchmal ein leiser Anflug von Zweifel sich zeige, wenn die Dissonanz in Heinrich's Stimme besonders hervortrat, oder bei Besprechung älterer Familienereignisse sein Benehmen auf Unkenntniß zu schließen berechtigen konnte. Indeß, wenn Mr. Palmer sich wirklich nicht täuschte, wenn es wirklich Zweifel waren, die sich im Antlitz der Wittwe bekundeten, so schwanden doch sicher derartige Anfechtungen sehr schnell.

Fünf oder sechs Wochen nach Heinrich's Eintreffen erhielt Madame Sismondi von Athen eine offizielle Mittheilung des Inhalts: Ein junger Offizier, oder richtiger, ein junger Mann, der Offizier gewesen zu sein vorgebe und an seinem Körper fürchterlich entstellt sei, habe zu Protokoll gegeben, daß ihn Briganten, gegen die er gefochten, so zugerichtet hätten und daß er mit Mühe ihnen entkommen sei. Er nenne sich Heinrich Sismondi, sei der einzige Sohn einer in Hohenlinden wohnenden begüterten Wittwe und werde nächster Tage in nothwendiger Begleitung des Unterlieutenants Steinbach daselbst eintreffen. Das war ein Donnerschlag. Die Wittwe saß mit ihrem acceptirten Sohne gerade beim Schachspiel, als der Brief ihr überliefert ward. Mr. Palmer war Zuschauer, und wie ein bedeutsames Vorspiel war es ihm erschienen, als die Wittwe im Schachziehen Heinrich sagte, er habe während seiner Abwesenheit bedeutende Fortschritte gemacht, wobei Heinrich auf einen Augenblick unter Palmer's stechendem Blicke die Farbe gewechselt hatte. Die Wittwe überlas den Brief, stieß einen leisen Schrei aus und sank bleich in den Sessel zurück.

„Wir Beide fragten besorgt nach der Ursache ihres Erschreckens," erzählte Mr. Palmer. „Madame Sismondi reichte nicht ihrem Sohne, sondern mir den empfangenen Brief mit halbgeschlossenen Augen. Ich las ihn rasch, warf einen durchdringenden Blick auf Heinrich und reichte ihm den Brief hin. ‚Das betrifft Sie, junger Herr!' sagte ich schneidend. Der Effekt war drastisch. Heinrich erbleichte, ehe er nur den Brief gelesen, dann aber begann er zu zittern und zu wanken. Ich allein gewann den vollen Eindruck dieser Szene, denn die Wittwe hatte regungslos vor sich hin geblickt. Herr Heinrich faßte sich rascher, als ich erwartet hatte. Er legte den Brief ruhig auf den Tisch und zog wie entrüstet die Brauen zusammen. ‚Hier handelt es sich um eine schnöde Betrügerei, Mama,' sagte er, ‚jedenfalls von einem Menschen ausgehend, der von meiner bereits erfolgten Befreiung nichts weiß. Ueberlaß diesen Burschen mir, wenn er wirklich wagen sollte, zu kommen, und ich werde ihn rasch entlarven.' Diese Worte verfehlten ihre Wirkung auf die Wittwe nicht; sie stimmte ihrem Sohne bei, bat ihn, den Brief aufzubewahren, und setzte das Schachspiel mit ihm fort! Dann wurde das Abendessen servirt, dießmal aber war ich der Einzige, der ihm in üblicher Weise zusprach. Sowohl Herr Heinrich wie die Wittwe hatten keinen Appetit. Die Epistel aus Athen mochte doch Beiden zu schaffen machen.

„Als ich mich verabschiedete, begleitete mich die Wittwe bis in's Vorzimmer, reichte mir mit trübem Antlitz die Hand und bat mich, sie den folgenden Morgen zeitig zu besuchen. Ich genügte ihrer Aufforderung in der Meinung, daß sie selbst bestrebt sei, den Schleier, welcher noch über das Mysterium ihres angeblichen Sohnes gebreitet war, zu heben. Allerdings fand ich sie in einer peinlichen, sinnenden Stimmung und sie fragte mich, was ich von der Sache denke. Als ich aber darauf die Gegenfrage stellte: ob sie denn niemals einen Zweifel an der Echtheit des jungen Mannes, der gestern mit ihr Schach gespielt, gehegt habe, da wehrte sie mit heftigem ‚Nein, nein!' den Gedanken an einen Fehlgriff von sich ab. Nun begriff ich wohl, daß, wenn ich im Interesse für eine so heikelige Angelegenheit und vielleicht, um einen Unglücklichen wieder in sein gestohlenes Naturrecht einsetzen zu helfen, etwas Weiteres that, dieß ohne Mitwirkung der möglicher Weise verblendeten Mutter geschehen mußte. Madame Sismondi bat mich selbst, den angekündigten jungen Mann, wenn er wirklich erscheinen sollte, wo möglich außer ihrem Hause in Empfang zu nehmen, zu examiniren und zu thun, was ich, ohne sie oder ‚ihren Sohn' zu kompromittiren, den Umständen nach für geeignet hielte.

„Am vierten Tage nach der Ankunft des Schreibens aus Athen ließ sich der Unterlieutenant Steinbach melden. Ich verfügte mich sofort in den Gasthof, den er als seinen und Heinrich's augenblicklichen Aufenthalt bezeichnet hatte. Beim Aufbruche trat mir der andere Heinrich in den Weg und fragte mich: ‚Wo hinaus, Mr. Palmer?' — ‚Ei, Ihr Doppelgänger ist angekommen, Herr Heinrich.' — Der junge Mann wechselte wieder die Farbe und erwiederte etwas Konfuses. Mir stieg der Verdacht gegen ihn bis an den Hals.

„Steinbach war ein alter Kerl mit dickem Schnurrbart; er sah eher aus wie ein Veteran als ein aktiver Unterlieutenant, den man sich meistens jung zu denken gewohnt ist. In seiner Gesellschaft fand ich einen Krüppel, auf entsetzliche Weise zugerichtet. Sein leichenhaftes, zerrissenes Antlitz hatte trotz der hellblauen Augen einen wilden, grimmigen Ausdruck. Haß gegen die Schurken, die seine Gesundheit zerstört, schien darin zu brennen. Er hatte auch Grund zu solchem Hasse. Sein Bart war glatt rasirt, vermuthlich aus Rücksicht auf die Heilung der Wunden.

„Als ich" — so fuhr Mr. Palmer fort — „mich dem Lieutenant Steinbach als Abgesandter der Wittwe Sismondi vorstellte, sprach er seine Verwunderung und Entrüstung aus, daß eine Mutter nicht so viel Sehnsucht habe, ihren einzigen kaum dem Tode entgangenen Sohn zu sehen, um selbst zu kommen und ihn abzuholen. Ich theilte ihm mit, daß bereits vor mehreren Wochen ein anderer junger Militär als Heinrich Sismondi zurückgekehrt und von der Wittwe als ihr Sohn rekognoszirt worden sei. ‚Der Teufel!' fuhr Steinbach auf. ‚Dann ist es ein Betrüger, und wir wollen ihn als solchen zeichnen!'

„Jetzt sprach ich selbst den jungen Mann an, aber wer schildert mein Entsetzen, als Steinbach mir sagte, sein Schützling könne nur durch Geberden oder schriftlich antworten, weil die Räuber ihm — die Zunge ausgeschnitten hätten. Sogar das Schreiben falle ihm schwer, denn es seien ihm die drei mittleren Finger der rechten Hand abgelöst. Heimlich fügte dann der alte Soldat noch hinzu, das Gehirn Sismondi's müsse durch einen Säbelhieb über den Kopf gelitten haben, wenigstens scheine es ihm, als spreche oder vielmehr schreibe er manchmal konfuses Zeug. Er erwähne manchmal einen Cousin, Lieutenant Franz Sismondi, und behaupte, daß der griechische Lieutenant Karl Horner, der in einem Scharmützel mit Briganten nach dem Zeugniß mehrerer Kameraden niedergestreckt worden, kein Anderer gewesen sei als sein Cousin Franz.

„Der unglückliche Verstümmelte machte auf mich einen weit besse-

ren Eindruck, als sein Doppelgänger; es lag mehr der Ausdruck der Wahrheit in seinem zerfetzten Gesicht. Auf meine Fragen schrieb er langsam auf ein Blatt Papier, daß er Heinrich Sismondi heiße, Lieutenant im dritten Jägerbataillon König Otto's von Griechenland gewesen sei, in Hohenlinden genau bekannt sei und eine Reihe von Personennamen nennen könne. Hierauf schrieb er solche Namen nieder. Mein Interesse für ihn steigerte sich mehr und mehr.

„Ich bat ihn, mir die linke Schulter und den Arm entblößt zu zeigen. Der Unglückliche begriff, daß seine Identität bezweifelt werde, und das preßte ihm fast Thränen aus. Er zog in großer Bewegung seine Jacke aus, streifte das Hemd herab und wendete mir die linke Seite zu. Neue Bosheit! An den Stellen, wo die natürlichen Merkmale hätten sein sollen, waren kauterisirte Wundenmale. ‚Wer hat dieß gethan?‘ fragte ich ihn erschüttert. — ‚Die Räuber,‘ schrieb er sofort wieder. Nein, das hatten die griechischen Banditen nicht gethan, das war, wie das Ausschneiden der Zunge und das Beseitigen der Schreibfinger, eine That berechnender Bosheit! So war meine unerschütterliche Meinung. Warum aber der Betrüger, wenn ein solcher existirte, sein Opfer nicht lieber sogleich getödtet hatte, das blieb mir freilich ein Räthsel. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Krüppel meinen Zweifel zu erkennen zu geben. ‚Dann haben es böse Geister gethan,‘ schrieb er auf. ‚Ich kann mich auf Vieles nicht mehr besinnen, denn ich bin lange Zeit bewußtlos gewesen.‘ Mein Herz blutete beim Anblick so unsäglichen Elends, und ich erbebte förmlich bei dem Gedanken an die weitere Entwickelung.

„‚Können Sie den Weg zum Schlosse Ihrer Mutter finden?‘ fragte ich. Der junge Mann nickte heftig und gab seine Ungeduld zu erkennen. Wir brachen auf. Lieutenant Steinbach nahm mich unterwegs bei Seite. ‚Sie wollen mich doch nicht befürchten lassen, die Mutter werde ihren namenlos unglücklichen Sohn kühl aufnehmen?‘ fragte er mit sorgenvollem Verdruß. Ich zuckte die Achseln und erzählte ihm in wenig Worten den Zusammenhang; er ballte die Faust und murmelte einen echten Soldatenfluch zwischen den Zähnen.

„Der junge Mann war immer einige Schritte voraus und machte in seinem Wege nicht den geringsten Fehler. Er bog um die Ecken und hielt genau auf das Schloß der Wittwe zu. Noch mehr! Der Glockenzug an der äußeren Pforte des Gebäudes war durch eine Säule zur linken Hand der Thür verdeckt, so daß man ihn von außen nicht sehen und, um ihn zu fassen, um die Säule herumgreifen mußte. Ohne Zögern machte der Krüppel diese Manipulation und klingelte, daß der Ton laut durch's Haus schallte.

„Ich führte beide Ankömmlinge in eine Empfangshalle und trat allein bei der Wittwe ein. Der erste Heinrich war bei ihr. Ich stutzte, als ich sah, daß dieser während meiner Abwesenheit sich den Bart völlig abrasirt und das Toupet des Haupthaars verändert hatte. ‚Wie?‘ rief ich überrascht, ‚Herr Heinrich, Sie haben plötzlich Ihre Physiognomie geändert?‘ — ‚Nun ja, weil der Frühling kommt!‘ erwiederte er leichthin. — ‚Ah, der Frühling kommt bei Ihnen sehr früh! Es liegt noch Schnee draußen.‘ Der junge Mann antwortete hierauf nichts, sondern griff nur gewohnheitsmäßig an die Stelle, wo er sonst sein Schnurrbärtchen gedreht hatte.

„Ich referirte der Wittwe Alles, was ich von den beiden Ankömmlingen erforscht hatte. Die Frau hörte mit zitternder Bewegung zu. ‚Sie glauben also auch,‘ sagte sie dann, ‚daß die Gehirnthätigkeit dieses jungen Unglücklichen, der sich für meinen Sohn ausgibt, getrübt ist?‘ — ‚So scheint es mir, Madame, aber ich bitte, sehen und hören Sie ihn selbst!‘ — ‚Noch eine Frage, lieber Mr. Palmer! Beantworten Sie mir dieselbe mit englischem Freimuthe: halten Sie denn den eben Gekommenen für meinen Sohn, oder für einen Wahnsinnigen oder Betrüger?‘ — ‚Madame, eine solche Frage ist, ehe Sie sich selbst überzeugt haben, schwer zu beantworten. Ich will Ihnen indeß meine Ansicht nicht vorenthalten, und diese geht dahin, daß der junge Mann, den Lieutenant Steinbach bringt, wirklich Ihr sehr unglücklicher Sohn ist.‘ — Herr Heinrich fuhr von seinem Sessel auf und maß mich mit zornentflammtem Blicke. ‚Vermuthlich stecken Sie mit dem Betrüger unter einer Decke!‘ eiferte er. — Die Wittwe nöthigte ihn sanft, wieder Platz zu nehmen. ‚Ruhig, ruhig, mein Sohn! Keine Beleidigung! Laß' uns diese Szene mit Würde zu Ende führen. Ich will den Unglücklichen sehen, Mr. Palmer.‘ — ‚Und ich habe Selbstbeherrschung genug, in diesem Augenblicke über dem Schicksale eines armen Opfers gehörte Beleidigungen zu vergessen,‘ erwiederte ich und holte den zweiten Heinrich herbei. In dem Momente seines Eintretens stürzte er auf die Dame zu, sank an ihr nieder, umschlang ihren Leib und blickte mit Thränen und Schluchzen zu ihr empor. Lieutenant Steinbach stand mit nassen Augen an der Thür, ich selbst konnte mich der tiefsten Rührung nicht erwehren. Madame Sismondi war bleich wie Marmor und augenscheinlich erschüttert. Ich habe eine solche Szene nie in meinem Leben wiedergesehen.

„Der junge Mann griff nach einem Medaillon, welches die Wittwe um den Hals trug, und küßte es — es enthielt das Porträt seines Vaters. Dann eilte er in das nebenan befindliche Boudoir der Wittwe und kniete vor dem lebensgroßen Oelgemälde seines Vaters nieder. Unaufhaltsam flossen seine Thränen.

„War da noch ein Zweifel an seiner Identität?“

Der Tabellion von Bellinzona.

Von

Alexander Bertram.

(Bild S. 149.)

Oeffentliche Schreiber, diese Dolmetscher der Gefühle Solcher, welche „des Schreibens unkundig“, oder die Vermittler jener Geschäfte, die nur Schwarz auf Weiß abgeschlossen werden sollen, hat es in privater und amtlicher Eigenschaft von jeher überall da gegeben, wo die menschliche Sprache so weit ausgebildet war, daß sie sich in der Schrift fixiren konnte. Oeffentlicher Schreiber in diesem Sinne ist ein großer Theil unserer Staatsbeamten. Dieselben befassen sich zwar nicht damit, im Auftrag Anderer Liebesbriefe zu schreiben, dagegen haben sie nicht selten eine Liebeskorrespondenz mit der Konzeption eines Ehekontraktes, mit dem Inventar über Mein und Dein abzuschließen, die Kaufs- und Verkaufsverträge &c. abzufassen, und endlich die letzte Willensmeinung der Sterblichen und Sterbenden in Form eines Testaments nach den Vorschriften des Gesetzes zu Papier zu bringen.

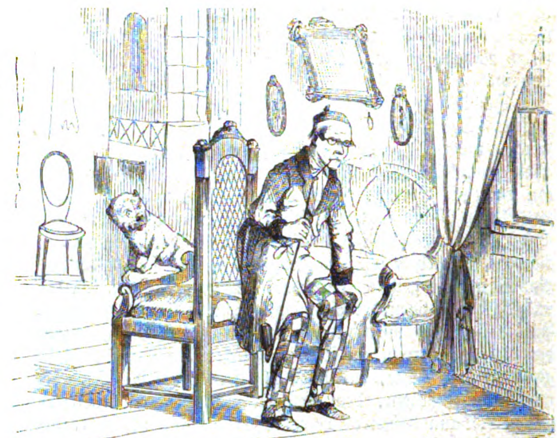
Halb Beamter, halb Berather und Nothhelfer auf eigene Faust stellt sich uns der Schreiber dar, den wir auf unserem Bilde sehen. Wir befinden uns im Kanton Tessin, wo die italienische Sonne das Blut feuriger rollen läßt und die schweizerische Sitte doch wieder jedem Ungestüm, jedem Exceß Halt gebildet. Dieser doppelseitige Charakter ist in unserem Bilde trefflich dargestellt. Die ruhige, bedachtsame, abgeklärte, erfahrungsreiche Würde blickt uns aus dem Schreiber entgegen; in Gestalt, Haltung und der Lebhaftigkeit ihrer Auseinandersetzung repräsentirt die vor ihm sitzende junge Frau das italienische Wesen. Wie ihre südlicher wohnenden Schwestern kann sie nicht lesen und nicht schreiben, und hat eben deßhalb ihre Zuflucht zu unserem Schreiber genommen. Ihr Mann ist viel zu unbeholfen, zu ängstlich, zu bedächtig, viel zu wenig Weltmann, um dem sachverständigen, gesetzeskundigen Schreiber die häusliche Angelegenheit klar zu machen, um welche es sich handelt und in Betreff welcher nothwendiger Weise für Leben und Sterben ein Akt aufgesetzt werden muß. Bedächtig hört der Schreiber in dem einfachen Gemache ihren Auseinandersetzungen zu, aus ihren Augen, aus ihren Gestikulationen liest er seelenkundig den Sinn ihres Anliegens heraus, um dann in hübscher Kanzleischrift die Sache in einer Weise zu Papier zu bringen, die über jede Zweideutigkeit erhaben ist und nie Anlaß zu einem Prozesse mit zweifelhaftem Ausgang geben kann. Ist die Schrift endlich abgefaßt und die Gebühr dafür bezahlt, so überbringt die junge Frau dieselbe triumphirend ihrem Gatten, der nach prüfender Durchlesung seinen Namen zögernd unter den Akt setzt.

Die Einzige und ihre Unersetzlichkeit. II.

Eine kleine Geschichte in Bildern von **E. Juch.**



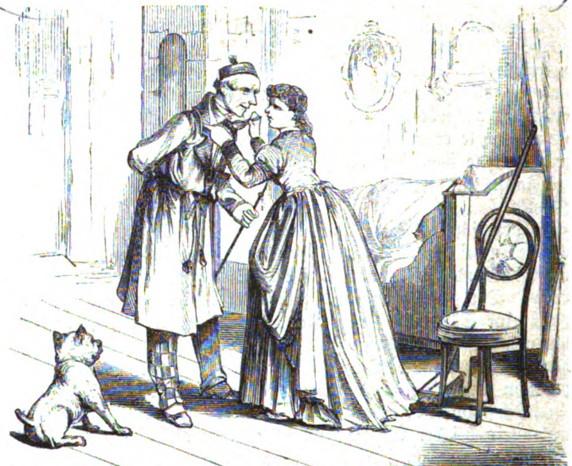
Kaffee! o unersetzlicher Morgenkaffee! wo bist du hin? Auch er war einzig, und ich labe mich noch in der Erinnerung!



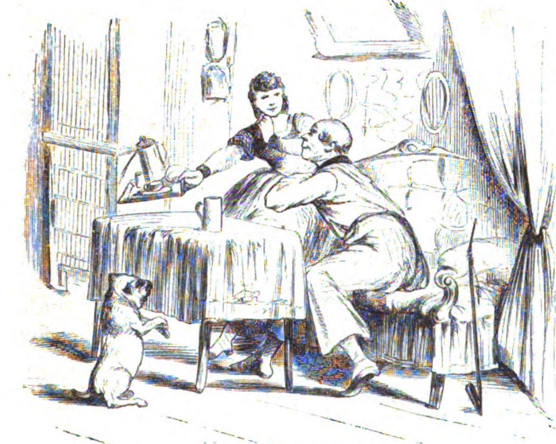
Ich will mich in den Lehnstuhl setzen und überlegen. Heirathen? Nimmermehr! Aber ich muß eine Person um mich haben, meine Häuslichkeit fordert es!



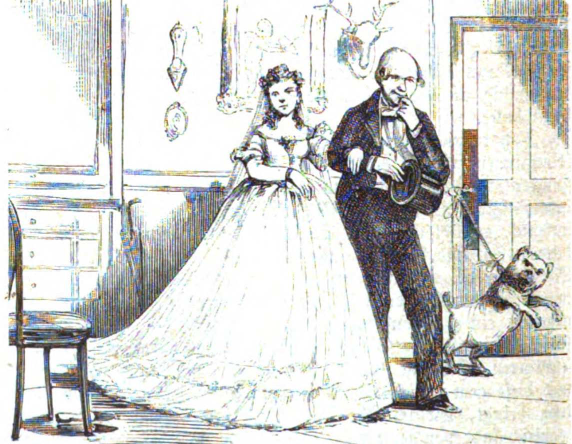
Treu, fleißig, sittsam! Jedermann bestens empfohlen! Ja sie erinnert mich in Etwas an meine Selige! Möge sie ihr nachzueifern suchen!



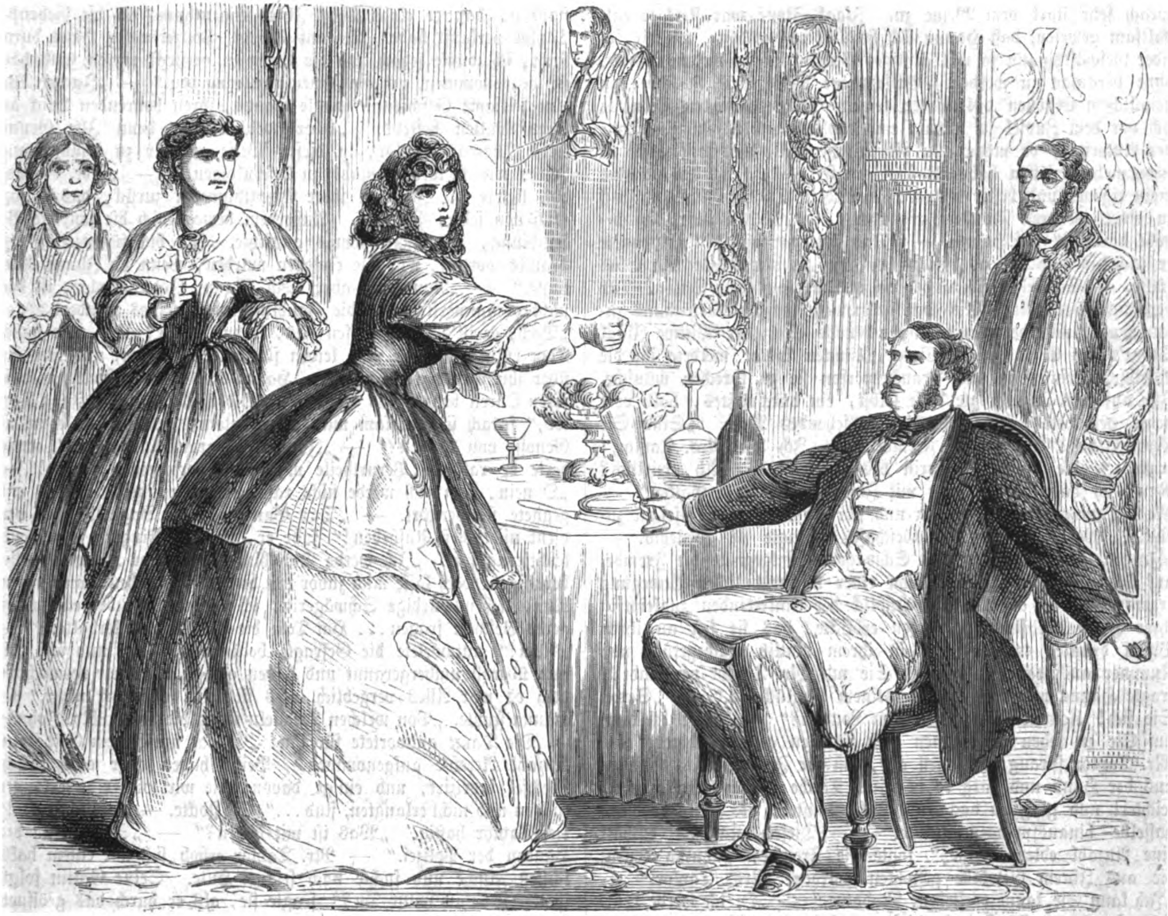
Sehr brav! Ganz so rücksichtsvoll wie meine Selige! Sie leistet, was man nur fordern kann. Sicher, meine Einzige hat sie mir von drüben zugesendet!



Ja es muß heraus, jetzt oder nie! Nur weil Sie an meine Einzige und Unersetzliche so ganz, so ganz erinnern, deßhalb trage ich Ihnen Herz und Hand an!



Was werden die Bekannten sagen? Aber nur weil sie einzig und unersetzlich ist — muß ich so handeln!



Mr. Taylor's Ueberraschung nach dem Diner. (S. 154.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

25. Eine Anklägerin Taylor's.

Bald nach dem letzten Zusammentreffen Ellen's mit John Taylor ward dieser von ihrer Mutter zu verstehen gegeben, daß sie nicht länger in ihres Vaters Hause leben könne. Mr. Taylor, erzürnt über Ellen's stolzes, abweisendes und argwöhnisches Benehmen gegen ihn, hatte ihre Entfernung verlangt, und sein Wille war fortan im Hause Gesetz. Er brachte seine eigenen Leute in dasselbe; überall sah man andere Gesichter, überall, vom Dachfirst bis zum Keller, machte sich ein Wechsel bemerkbar. Die sonst so stolze und eigensinnige Geschäftsfrau setzte dem Willen ihres Gatten nirgends Widerstand entgegen; sie hatte ihren Herrschersitz im Haus- und Geschäftsregiment verlassen und ein Anderer hatte ihn bestiegen.

Zwar zog Taylor sie bei einigen Veränderungen, die er mit den Schätzen des Etablissements vornahm, zu Rathe, im Allgemeinen aber war er weit davon entfernt, bei dem, was er unternahm, ihre Zustimmung zu erwarten. Sie hatte nicht die geringste Idee von seinen eigentlichen Absichten, die unter dem Deckmantel äußersten Geschäftseifers und der Vorbereitung großer Geschäftsreformen und Pläne auf etwas ganz Anderes gerichtet waren.

Mrs. Taylor war von ihm überredet worden, nach Harcourt Place zu gehen, während er das schwarze Haus zu neuem und glänzenderem Geschäftsbetrieb einrichten lasse. In ihrer neuen Residenz angelangt, war Hanna eifrig beschäftigt, die Juwelen, Gemälde, Büchersammlung, Garderobe rc. der alten aristokratischen Familie zu untersuchen und nach ihrem Werthe zu schätzen. Isaak Stone hatte dem Advokaten des Baronets darauf tausend Pfund extra vorgeschossen, Hanna aber, deren Auge alle diese Reliquien und Schmucksachen nur kaufmännisch betrachtete, erkannte mit stolzer Freude deren weit höheren Werth.

In ihrer gehobenen Stimmung befahl sie der Wirthschafterin, ein köstliches Mahl für sie und ihren Gemahl, den sie erwartete, zu bereiten und im besten Speisesalon zu arrangiren, während ein Diener in der reichen Livree der Harcourt's bei Tafel aufwarten sollte.

Nie in ihrem Leben war Hanna so glänzend geputzt gewesen, wie dießmal; sie hatte von der Garderobe und den Kleinodien der Harcourt's freien Gebrauch gemacht, und war offenbar bemüht gewesen, die Bewunderung ihres Gatten herauszufordern und vor seinen geblendeten Augen allen Pomp ihres Vermögens zu entfalten.

Das Diner war so glänzend wie Hanna's Putz. Die Tafel strotzte von altem, gutem Silber, Krystall und Porzellan echt chinesischer Herkunft. Köstliche Weine funkelten in geschliffenen Karaffen. Von den Wänden blickten die Vorfahren des verschwundenen Baronets aus massiven, kunstvoll geschnitzten Rahmen wie verwundert auf die neuen Insassen herab. Nachdem das Dessert aufgetragen war, begann Mr. Taylor mürrisch zu seufzen und zu brummen, als wenn ihm etwas sehr Unangenehmes auf dem Herzen laste. Von Zeit zu Zeit horchte er aufmerksam oder blickte durch die Fenster nach dem Parke. — „Erwartest Du Jemand?" fragte Hanna forschend. — „Nein!" antwortete er hastig, aber im nächsten Augenblicke zuckte ein seltsames Lächeln über sein geröthetes Gesicht. Er

sprach sehr stark dem Weine zu. Isaak Stone war stets so enthaltsam gewesen, daß Hanna sich höchlich verwunderte, wie ein solider Geschäftsmann so viel geistiges Getränk zu sich nehmen könne, ohne berauscht zu werden. Verschiedene Male rieth sie ihm, zu heimlichem Ergötzen des hinter seinem Stuhle postirten Dieners, sich vor dem Zuviel zu hüten, und endlich sagte sie ihm im Tone der Autorität, er möge nun die Flasche unberührt lassen, da er schon mehr genossen habe als ihm gut sei. — „O, ich bin hierüber mein eigener und bester Richter!" erwiederte Taylor lustig und griff zu einer weiteren Flasche Burgunder. — „Mr. Taylor, ich bestehe darauf!" rief Hanna. — „Das thut gar nichts!" entgegnete er lächelnd und lallend, indem er zum zweiten Male sein Glas füllte. — Sie erhob sich und ging entrüstet aus dem Salon. Der verhängnißvolle Augenblick war gekommen, wo ihr Kartenhaus zusammenfiel und der ganze anspruchsvolle Stolz der Wittwe Isaak Stone's ein Ende hatte. Einige Minuten später meldete ihr die Wirthschafterin, daß eine Frauensperson sie zu sprechen wünsche. Ihr auf dem Fuße folgte diese selbst, ein durchnäßtes, halb vornehm gekleidetes, aber lüderlich aussehendes Weib. „Sind Sie Mrs. Stone?" fragte die Fremde. — „Ich bin Mrs. Taylor," erwiederte die stolze Gebieterin des Hauses. — „Ah, wirklich? Nun, ich habe ein Geschäft mit Ihnen und Ihrem Gatten." — Mrs. Taylor wendete sich um und schritt nach dem Speisesaal zurück. „Worin besteht Ihr Geschäft?" fragte sie vornehm. — „Fragen Sie diesen, meinen Schwager!" entgegnete die Fremde, auf Taylor zeigend, welcher von einer ungewöhnlichen Bewegung ergriffen ward, als er beim Anblick der Eintretenden zugleich in ihrer Hand ein flaches Kästchen erblickte, das sie fest an ihren Busen drückte, während sich in ihrem Antlitz Rachegefühl und Kummer aussprach. — „Sind Sie mit Mr. Taylor verwandt?" fragte Hanna weiter. — „Zu meinem Unglück, ja." — „Setzen Sie sich! Kommen Sie direkt von London?" — „Ja; ich kam, um Sie zu sehen und Ihnen dieß Kästchen auszuhändigen." — Mr. Taylor sprang blitzschnell auf, riß der Fremden das Kästchen aus der Hand und barg es in seiner Tasche; dann lächelte er erleichtert und ging an das französische Fenster, als wenn er durch dasselbe hinausspringen wollte. — „Dieses Kästchen enthält eine Anzahl edler Steine," sagte die Fremde, „ähnlich denen, die aus Ihrem Gewölbe gestohlen wurden, Mrs. Taylor." — „Ich kann Sie kaum verstehen, Madame." — „O, ich werde deutlicher sprechen. Es sind in diesem Kästchen, welches mein ehrenwerther Schwager mir entrissen, lose Diamanten, Rubinen und ein Diamantenarmband, die mit aus Ihrem Gewölbe gestohlen wurden, sage ich. Wir sind keine Einbrecher, aber wir beschäftigen einen Edelsteinschneider, Namens Will Harper, der mit Ihrem alten Bureaudiener verwandt ist." — „Weiter!" rief Hanna athemlos. — „Dieser brachte eine Partie Pretiosen zu meinem Mann und seinem Bruder, Ihrem Gatten, und bot dieselben unter dem Siegel des Geheimnisses weit unter ihrem Werthe zum Kauf an. Ich kenne die ganze Abmachung, wenn auch Jene glaubten, daß ich nichts davon wisse. Zu derselben Zeit machte der bei Ihnen verübte Diebstahl in ganz London von sich reden, und ein Verzeichniß der gestohlenen Pretiosen wurde von der Polizei auch in unsere Hände gegeben. Folglich wußten Thomas und John Taylor ganz genau, was sie kauften." — „Das ist nicht wahr!" rief Mr. Taylor heftig aus. „Wir wußten nichts der Art und haben den Inhalt des Kästchens nie mit dem Verzeichniß verglichen. Ohne eine Idee davon, woher die Steine waren, glaubten wir Will Harper's Angabe, daß er deren Verkauf in Kommission habe und daß sie zu einem großen Juwelenvorrathe gehörten, den ein peruanischer Kaufmann eben von Paris herübergebracht habe." — „Ihr verglicht niemals die Juwelen mit der Liste der bei mir gestohlenen, während man in London nur von meinem Verluste sprach? Das ist wirklich seltsam, John Taylor, und noch seltsamer, daß ihr die Steine nicht an mich zurückgeliefert habt!" sagte Hanna scharf. — Taylor nahm einen empfindlichen Ton an. „Wenn Du mit dem, was ich sage, nicht zufrieden bist, Hanna, kann ich Dir nicht helfen." — „Zeige mir das Kästchen! Ich werde Dir sofort sagen können, ob die Juwelen mein sind oder nicht." — „Ich weiß, daß sie Ihnen gehören," fiel Taylor's Schwägerin ein, „denn Will Harper ist heut Morgen verhaftet worden und hat vor dem Magistrat eingestanden, daß er einen Theil Ihres Eigenthums an die Gebrüder Taylor verkauft habe. Darauf hat die Polizei unser Haus durchsucht; ich wußte jedoch, wo die Pretiosen versteckt waren, und habe sie weggenommen, um sie Ihnen zurückzugeben." — „In der That eine seltsame Geschichte!" sagte Hanna, ihren bohrenden Blick auf ihren Gatten heftend. „Aber welches war denn Ihr Grund, Mrs. Thomas Taylor, in dieser Weise zu mir zu kommen und Ihren wie meinen Gemahl zu beschuldigen?" — „Der Grund? Ich liefere die Juwelen ihrer Eigenthümerin zurück, das reinigt mich von jedem Verdacht. Außerdem bewog mich die schlechte Behandlung, der mich Thomas aussetzte. Ich bin fürchterlich mißbraucht worden, wie Sie einsehen würden, wenn ich Ihnen Alles sagte." — „Nun gut; aber mein Mann, John Taylor, ist doch nicht verantwortlich für die Handlungsweise seines Bruders?" — „Doch, er ist's! Sie wissen das, John Taylor! Sie, Sie haben Tom ruinirt, und er muß leiden für das, was Sie, und nur Sie über ihn verhängt haben!" — Hanna's Herzschlag stockte, und in ihren Ohren brauste es wie ein wogendes Meer. „Mr. John Taylor," sprach sie langsam und schwer betont, „waren Sie denn ein Genosse von Dieben?" — „Ich werde darauf antworten," erwiederte er rasch. „Verurtheile mich nicht vorschnell, Hanna!" — „O nein, nein, ich werde nicht rasch urtheilen, nein, nein!" entgegnete sie verstört. — „Das Ganze ist eine Bagatelle und verdient nicht dieß Aufheben!" fuhr er, mit den Fingern schnippend, leichtfertig fort. „Ich werde Dich hinsichtlich dieser Juwelen völlig beruhigen; doch lasse mich zuvor mit dieser freundlichen Dame reden. Nun, liebenswürdige Schwägerin, ich möchte Sie über ein wichtigeres Geschäft fragen ... Hat Tom die Wechsel zurückerhalten?" — „Nein!" antwortete die Gefragte bekümmert. „Er und ich, wir sind überall umhergerannt und haben gethan, was wir vermochten, doch es war Alles vergeblich. Es ist keine Hoffnung mehr." — Hanna stutzte. „Von welchen Wechseln ist da die Rede, Mr. John?" — Die Dame antwortete für ihn: „Er hat mit Ihrem Gelde eine Anzahl Accepte aufgenommen. Beide haben aber auch falsche Wechsel fabrizirt, und einige davon, die wir wieder zu erlangen suchten und nicht erlangten, sind ..." Sie stockte. — „Sprechen Sie!" rief Taylor hastig. „Was ist mit diesen?" — „Sie sind in den Händen der Polizei." — Mr. Taylor erhob sich mit einem halblauten Fluche und suchte nach seinem Hute. Seine Gattin folgte ihm. „Wohin willst Du?" fragte sie, als er durch das geöffnete französische Fenster stieg. — „Ich muß mit dem nächsten Eilzuge nach London und muß Tom sprechen, bevor ich schlafe. Wir sind in einer verzweifelten Lage, wenn ich die Wechsel nicht zurückerhalten kann." — „Also sie sind unregelmäßig?" — „Ja, wenn dieser milde Ausdruck gelten soll, und sie werden mich dahin bringen, wohin ich Jabez zu bringen drohte, wenn ich sie nicht mehr erlange." — „John Taylor, Du hast Dich trügerisch und auf niedrige Weise in mein Eigenthum geschlichen; aber gib Alles hin, wenn es nöthig ist, um diese Wechsel zurückzuerhalten." — „Ich danke Dir, Hanna! Das ist vernünftig gesprochen. Zugleich laß Dir sagen, daß ich guten Grund habe, eine große und liberale Verzeihung zu erwarten in Betracht Deiner eigenen Missethaten. Geldmachen durch Ankauf gestohlenen Gutes oder durch Strohmann-Wechsel ist lange nicht so schlimm, als Leute aus dem Wege zu schaffen, wenn sie von unangenehmen Dingen reden. Ich sehe Dich erschrecken ... wahr bleibt wahr! Doch ich muß eilen, um den Zug zu erreichen! Lebe denn wohl!" — Hanna ergriff Taylor's Arm. „Halt, ich werde mit Dir zurückreisen!" — „Sicher nicht. Komme morgen früh nach. Beiläufig, hier ist das Kästchen. Ich mache Dir ein Präsent damit. Denke an mich, so freundlich Du kannst, und wenn Du einiges Geld bei Dir hast, gib's Tom's Weibe. Sie ist eine böse Kreatur, doch das thut nichts. Tom steckt in Unruhe, und seine Familie hat nichts zu leben, wenn er in's Gefängniß muß." — „Ich will ihr fünf Pfund geben." — „Fünf? Gib ihr fünfzig, das ist eher etwas. Es ist aus verschiedenen Ursachen besser, sie zu beschwichtigen."

Mrs. Taylor fügte sich dem Strudel, in den sie listig gezogen worden war, gab der Schwägerin ihres Mannes fünfzig Pfund und sah bald darauf diese sich entfernen. Dann that sie allen Schmuck, mit welchem sie kurz zuvor ihre Person überladen, von sich und zog die kostbaren Kleider aus, wie eine Schauspielerin am Ende der

Vorstellung, nur daß das Spiel, an welchem sie sich betheiligt hatte, ein Stück ihres Lebens bildete und nicht Erleichterung, sondern Schmerz zurückließ. Sie zog Reisekleider an und faßte den Entschluß, ihren presbyterianischen Advokaten zu Rathe zu ziehen.

Mr. Taylor, ihr Gatte, erreichte das schwarze Haus gegen Mitternacht und beschäftigte sich gleich darauf sehr eifrig in der Schreibstube und in den Waarenmagazinen über und unter der Erde, bis nahe zu Tagesanbruch, und als er dann sich wieder entfernte, führte er in der Tasche und in einem großen Lederbeutel eine Anzahl kleiner Pakete mit sich. Eine Stunde später langte seine Gattin in ihrer Behausung an. Bridget öffnete ihr und starrte auf ihre Gebieterin wie auf ein Gespenst. „Geh' mir aus dem Wege!" herrschte Letztere mit hohler Stimme; sie schritt an Bridget vorbei, blieb aber plötzlich stehen und fragte, ob sie Mr. Taylor gesehen habe. „Ei, er war fast die ganze Nacht hier," erwiederte die Irländerin, „und ging vor kaum einer Stunde mit einer ganzen Waarenladung von Päckchen fort."

Nach dieser Mittheilung eilte Mrs. Taylor augenblicklich nach Clerkenwell, von wo sie gegen neun Uhr in einem bedauernswerthen Zustande geistiger Verstörung zurückkehrte. Sie ging nach Jakob's früherer Kammer und schloß sich hier ein. Den ganzen Tag verweilte sie hier, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Bridget versuchte es mehrmals, ihre Herrin zum Oeffnen zu bewegen, aber sie erhielt keine andere Antwort als: „Geh' und störe mich nicht! Ich bedarf nichts." Die Nacht rückte heran, und die treue Magd setzte sich dicht vor die Thür, um die Nacht daselbst wachend zuzubringen. Sie sprach durch das Schlüsselloch, um ihre ohne Zweifel kranke Gebieterin zum Oeffnen zu bringen. „Ich will gewiß Alles für Sie thun, Mistreß, wenn Sie mir nur sagen wollen, um was sich's handelt." — „Kümmere Dich um Dich!" gab Hanna kurz zurück. — „Soll ich einen Arzt herbeirufen?" — „Nein." — „Ist's Mr. Taylor, der Sie ärgert?" — „Schweig' von dem Spitzbuben!" — „Daß er dieß ist, wußte ich eher als Sie, Mistreß. Ich habe mehr als genug von seinen Schlechtigkeiten gehört und ich weiß, daß es Ihr unglücklichster Tag war, als er Ihnen wie eine Schlange in's Ohr flüstern durfte. Ach, ich wollte, Mrs. Chester und Ihre Mutter wären jetzt hier, denn wenn das Unheil kommt, geht der gute Rath spazieren. Was soll ich nur mit Ihnen anfangen?" — „Geh' fort und laß mich allein, sag' ich!" — „Das werd' ich bleiben lassen, Mistreß, und ich sage Ihnen, Sie werden verhungern müssen, weil Sie seit Ihrer Ankunft noch keinen Bissen Brod und keinen Löffel Suppe genossen haben. Dazu sitzen Sie wie ein Molch im Dunkeln, und es ist kalt und dumpfig in der Kammer. Oeffnen Sie die Thür und kommen Sie zum Vorschein!" — „Nein; geh'!" — „Dann schlag' ich beim heiligen Sankt Patrik die Thür ein." — „Das darfst Du nicht." — Der Ton der letzten Worte war so matt und schwankend, daß Bridget erschrocken sich aufraffte und nach Hülfe lief.

Als sie die Hausthür öffnete, begegnete ihr trotz der späten Stunde sogleich eine alte Jugendfreundin von Mrs. Bolt, eine Miß Conway, die sich als Lehrerin dürftig ihren Unterhalt erwarb und in der Nachbarschaft wohnte. Miß Conway genoß, trotz ihres fortwährenden Kampfes mit den Anforderungen des Daseins, den löblichen Ruf einer barmherzigen Schwester und war sofort bereit, Bridget beizustehen. Beider Anstrengung gelang es nach kurzer Zeit, die Thür zu Mrs. Taylor's Kammer zu sprengen. Als sie öffneten, sahen sie die Neuvermählte ohnmächtig auf den Dielen liegen. Sie ward auf ein zwischen einem Haufen alter Kuriositäten stehendes Bett gelegt, und Bridget beeilte sich, frische Luft in's Gemach zu lassen und Essig und Wasser herbeizuholen. Mrs. Taylor kam unter dem vereinten Beistande Bridget's und Miß Conway's wieder zu sich, aber sie geberdete sich längere Zeit wie eine Verzweifelte. Kaum hatten die Vernunftgründe des alten barmherzigen Fräuleins einige Wirkung erzielt, als ein Postbote einen Brief brachte. Miß Conway dachte wohl daran, daß möglicherweise dieser Brief Nachrichten enthalte, welche den Zustand ihres Pfleglings verschlimmern könnten, aber sie hatte kein Recht, den Brief gewaltsam an sich zu nehmen, und Mrs. Taylor griff auch so hastig danach, daß man sie ruhig gewähren lassen mußte. Das Couvert, an welchem Hanna ihres Gatten Handschrift erkannte, enthielt zwei Schreiben. Kaum hatte sich die Empfängerin hineingelesen, so sank sie mit lautem Aufschrei zum zweiten Male in Ohnmacht.

26. Der letzte Sturm.

Der größere Brief, welcher einen kürzeren einschloß, war von Mr. Taylor geschrieben und lautete wie folgt: „Ich bin durch den Verlauf der Dinge genöthigt worden, mich aus England zu entfernen. Du wirst mich mit schlimmen Namen belegen, doch kann ich's nicht ändern; es gibt für mich keinen andern Ausweg als Flucht. Ich konnte nicht vorher berechnen, daß meine Unternehmungen eine so fatale Wendung nehmen würden. Als ich die betreffenden Juwelen kaufte und jene falschen Wechsel in die Welt laufen ließ, hatte ich noch keine Idee davon, daß eine glückliche Verheirathung mit Isaak Stone's Wittwe mich in den Besitz ihres Vermögens bringen würde. Ich bin um meines Bruders willen ernstlich bestrebt gewesen, meine Fehler wieder gut zu machen, doch es glückte nicht. Ich fand auch keinen geeigneten Weg, Dir die gestohlenen Juwelen zurückzuliefern, ohne mich Deinen argwöhnischen Forschungen auszusetzen. Ehe Du indeß Deinen zweiten Gatten als Betrüger bezeichnest, antworte Dir auf die Frage: Warum betrogst Du den ersten? So schlecht meine Handlungsweise sein mag, Deine war schlechter! Du wünschest vielleicht unterrichtet zu werden über das Geschick der beiden Männer, welche Du meiner Hand überliefertest. In dieser Beziehung habe ich mitzutheilen, daß mit derselben Post, welche Dir diesen Brief bringt, ein Schreiben an Jakob Stone abgeht, und ich darf annehmen, daß er in Kurzem einen Besuch bei Dir abstatten wird, um Dir für Dein letztes niederträchtiges Verfahren gegen ihn zu danken. Dasselbe wird Dein alter Diener Jabez thun, den Du für die treue Bewahrung des Geheimnisses Deiner schlechten Handlungen so übel belohntest. Die Einzelnheiten von Jakob Stone's Rechten und dem gegen ihn verübten Betruge sind nun alle gehörig zu Papier gebracht und bezeugt. Um Dir dieß zu beweisen, führe ich folgende Thatsachen an. Im Anhange des von Dir verbrannten Testaments befand sich ein Verzeichniß, welches bis in's Kleinste Isaak Stone's Juwelenvorräthe und antike Gemmen enthielt und dieselben zwischen Dir, Deiner Tochter und Jakob oder dessen Erben in drei gleiche Theile theilte. Jabez entdeckte, daß Du das Testament und das Verzeichniß gleich nach dem Tode Isaak's, als er noch auf seinem Stuhle saß, verbranntest; es fiel ihm auf, daß Du just in solchen Augenblicken Papiere vernichtetest. Du hattest kein Feuer, um diese Papiere völlig zu zerstören, weßhalb Du ein Zündholz verwendetest, sie in Brand zu setzen. Da aber das Papier stark und fest zusammengelegt war, brannte es langsam. Jabez störte Dich durch sein Erscheinen und rettete dann die Reste. Aus diesen zog er unter andern folgende Stelle: ‚Ich nehme alles früher Festgesetzte zurück, weil ich nicht völlig vom Tode meines Sohnes überzeugt bin, und hinterlasse ihm und seinen Kindern, wie meiner Wittwe, ein Vermögensdrittheil und das Haus in der Klause.' So viel über das Testament. Ich setzte voraus, daß Du mit mir in derselben Weise verfahren würdest, daher griff ich Dir weislich vor und nahm meinen Antheil am Vermögen gleich mit; den Rest überlasse ich Deiner Verfügung. Ich lege eine schriftliche Aeußerung von Jabez bei, worin das Nähere über den bedeutsamen Brief Jakob Stone's an seinen Vater, den Du unterschlugst, enthalten ist; weder ich, noch sonst Jemand setzt in diese Angaben den mindesten Zweifel. Ich gestehe offen, daß ich genug gesehen und gehört habe, um mich zu fürchten, mit einer Frau von Deinem Charakter zu leben, selbst wenn ich die Freiheit hätte, dieß zu thun. Wie man den schönen, mordlustigen Panther bewundert, der jeden Augenblick bereit ist, den Bewunderer in Stücke zu reißen, so bewundere ich Dich. Um in Zukunft jedem Mißgriffe vorzubeugen, ist es nöthig, daß wir uns gegenseitig vollständig klar werden. Du gabst zur Verheirathung mit mir so rasch Deine Zustimmung, weil ich mich verbindlich machte, Dich von Jakob Stone und dem ‚Spion' Jabez zu befreien, und ich hatte prinzipiell das Motiv, in den Besitz Deines Vermögens zu kommen. Jetzt gehe ich nach Indien, vermüthlich um nie mehr zurückzukehren. Ich wünsche Dir und mir selbst eine aufrichtige Reue über das Vergangene und ein besseres Leben für die Zukunft."

Das Schreiben von Jabez war folgenden Inhalts: „Geehrte Mistreß! Sie haben mich beschuldigt, gelogen zu haben, als ich sagte, daß Sie einen Brief von Jakob Stone an seinen Vater in Empfang genommen hätten; Sie wissen aber nur zu gut, was geschehen ist. Ich reichte Ihnen den Brief und sagte: ‚Mistreß, ich glaube, das ist Jakob's Handschrift. Bitte, lassen Sie auch mich wissen, wo er ist, wie es ihm ergeht und ob er nun bald zurückkommt.' Sie sahen aus, als ob der Blitz Sie getroffen habe, griffen nach dem Briefe, als ob es Feuer wäre, und gingen in das kleine Gesellschaftszimmer, um ihn zu lesen. Ich aber war durch Ihre Betroffenheit so in Spannung versetzt, daß ich Sie von dem kleinen Seitenfenster aus belauschte. Lange sah ich Sie wie erstarrt über den Inhalt des Briefes nachsinnen, dann ballten Sie denselben gleich einem Stück Makulatur zusammen und steckten ihn in die Tasche. Später fand ich Reste davon in Staub und Asche des Waschhauses. Als ich Sie darauf aufmerksam machte, sagten Sie mir, Sie hätten triftige Gründe, für jetzt gegen Ihren Gemahl über den Inhalt des Briefes zu schweigen, und nahmen mir das Versprechen ab, bis zu einer andern, von Ihnen zu bezeichnenden Zeit gegen Niemand darüber zu sprechen, oder Sie würden mich dem Hungertode überliefern. Andernfalls aber sollte ich für meine alten Tage eine Pension erhalten. Statt indeß Ihr Wort zu halten, täuschten Sie mich, wie Sie Jakob Stone getäuscht haben. Gott verzeihe Ihnen, was Sie uns Beiden zugefügt haben. Mr. Taylor war gut gegen mich und hat mich, wie Jakob Stone, mit einer entsprechenden Geldsumme versehen, um bis dahin leben zu können, wo ich meine Pension und Stone seinen Vermögensantheil erhält."

Diese beiden Briefe versetzten Mrs. Taylor in Fieber und Delirium. Miß Conway hatte schon an manchem Krankenlager gewacht und manche verwirrte, verstörte Seele beobachtet, aber noch keine wie diese. Sie kämpfte mit unendlicher Ausdauer einen schweren Kampf mit dem bösen Geiste in Hanna's Brust und Hirn. Anfangs versuchte sie es mit mildem Trostspruch und mit Gebet, aber Hanna war dagegen wie gepanzert. „Fort, fort! Laßt mich allein! Laßt mich verschwinden!" kreischte sie. „Ich bin auf immer gebrandmarkt! Dieser Mann hat mich entehrt! O, welch' eine blinde, betrogene Thörin ich war! Und mein Haus ist ruinirt!" Sie bestand darauf, ihre Vorräthe zu untersuchen, und rannte wie eine Besessene von Zimmer zu Zimmer, bis hinab in den tiefsten Keller. Niemand durfte ihr nahe kommen. Nur aus der Entfernung konnte Miß Conway sie beobachten. Sobald sie oder Bridget ein Wort über die Nothwendigkeit eines Arztes laut werden ließen, ward Hanna wüthend.

Nun änderte Miß Conway ihre Taktik und sprach zu der Leidenden mit strenger Härte, deren Wirkung günstiger war. Hanna fügte sich endlich einigermaßen der Autorität ihrer Pflegerin und fragte ruhiger, wie sie sich verhalten solle. „Sich fassen!" erwiederte die alte Dame. „Geduldig sollen Sie sein in der großen Sorge, welcher Art sie auch sein möge." — „Geduldig! Wie kann ich das, ich schmählich Betrogene, ich, die diesem Manne gestattete, von meinem Vermögen alle seine Schulden zu bezahlen, und die von ihm doch so fürchterlich geplündert ward? Und glauben Sie denn, ich könne die spöttischen Glossen der Leute ertragen, die Isaak Stone kannten? Nein, nein, das kann ich nimmer!" rief sie, wild aufspringend und im Gemach umherrennend.

Jetzt erschien Mrs. Bolt und Ellen, welche Bridget aufgefunden hatte. Ellen warf sich an den Busen ihrer Mutter, die sie so unglücklich sah, und küßte und tröstete sie. Hanna wehrte sie ab. „Geh," sagte sie heftig, „Du trägst Schuld an meinem Unglück, Du und Dein nichtswürdiger Mann! Gewiß bist Du bei ihm gewesen!" — „Still, Hanna!" versetzte Mrs. Bolt. „Sie ist nicht bei ihm gewesen, aber sie hat ihn gesehen, und es wäre besser nicht geschehen. Auch der letzte Lichtschimmer an ihrem Himmel ist verschwunden. Sie ist eine Betrogene, das ist sicher!" — „Daran habe ich nicht gezweifelt, seitdem der undankbare Farbenklecker mich schnöde im Stich ließ. Warum suchte sie ihn auf?" — „Bst! Mache dem armen guten Kinde keinen Vorwurf, der mich treffen müßte, weil ich sie dazu veranlaßte. Du sollst Alles wissen. Ich schlug Ellen vor, Godfrey mit der Auffuchung Jakob's zu beauftragen. An den Schaufenstern von Oxfordstreet, nahe bei Godfrey's Wohnung, blieb Ellen zaudernd und zagend stehen. Plötzlich fuhr ein offener Wagen an dem Hause vor, in dem Godfrey wohnt. Eine elegante, schöne Dame saß darin, und Godfrey selbst stürzte zur Thür heraus und half der Dame aus dem Wagen. Sie war ausgezeichnet schön, das ist nicht zu leugnen, und eine aus den hohen, fashionablen Kreisen, wie man sofort an ihrem Wesen erkennen konnte. Ellen behauptet nun, Godfrey habe sich gegen diese Dame benommen wie ein Liebhaber, Beide hätten glücklich gelächelt und seien vertraut mit einander gewesen. Godfrey nahm den Arm der Dame und geleitete dieselbe in's Haus, und der Wagen wartete lange, bis sie zurückkehrte und Godfrey sie in derselben Weise wieder hineinhob. Ich glaubte nicht anders, als daß Ellen ohnmächtig werde, aber das brave Kind bezwang sich und wankte mit mir fort. Ob Godfrey uns gesehen, weiß ich nicht, doch schien es mir so. Wir gingen dann zum Advokaten Nichols und legten Jakob's Sache in seine Hände." — „Zu spät!" murmelte Hanna düster. — „Zu spät oder nicht, er wird wenigstens seine Freiheit wieder erhalten. Wir haben die Irrenanstalt in Shropshire aufgefunden, wo er eingesperrt worden ist, und sind zwei Tage und zwei Nächte in einem nahen Wirthshause geblieben, um Gewißheit zu erhalten, denn Ellen hatte geschworen, nicht zu rasten, bevor sie Jakob entdeckt habe. Ich kann Dir als gewiß sagen, daß Mr. Nichols ihn wieder auf freien Fuß setzen wird." — „Es ist doch zu spät! Alles zu spät!" entgegnete Hanna. „Eine allerliebste Unternehmung für Dich, Ellen! Rühre mich nicht an, Ungehorsame! Komme mir nicht mehr nahe! Miß Conway wird bei mir bleiben." — „Liebe Mutter, sei nicht hart, sei wenigstens jetzt nicht mehr hart!" bat Ellen flüsternd. „Erinnere Dich daran, wie Jakob Dich einst geliebt hat!" — Mrs. Taylor wendete das Gesicht nach der Wand und sprach nichts mehr. Nur ein zeitweises tiefes Stöhnen, ein grimmiges Murmeln erinnerte die Umstehenden, daß sie nicht schlafe.

Der Mensch denkt — Gott lenkt! Godfrey befand sich zu etwa derselben Zeit beim Advokaten Nichols, der ihn, in Folge der von Ellen und Mrs. Bolt über Jakob erhaltenen Mittheilungen, zu einer wichtigen Unterredung eingeladen hatte. Mr. Nichols hatte die Sache mit Eifer angefaßt und war voll Lobes über die Selbstverleugnung und edle Geistesgegenwart, welche Mrs. Chester für das Interesse ihres Stiefbruders an den Tag gelegt habe. „Aber auch für Ihr eigenes Recht, Sir, hat Ihr bewundernswürdiges Weib mich zu handeln beauftragt, weil Ihre Schwiegermutter keinen Vertrag irgend einer Art zur Sicherung des Vermögens der Stone'schen Erben abgeschlossen hat. Ich habe demnach zwei Angelegenheiten zu vertreten, Sir: die Ansprüche Jakob Stone's und Ihre Interessen als Ehegemahl Ellen Stone's."

Godfrey ward bald roth, bald blaß, sein Herz klopfte ungestüm und sein Trotz wankte. An ihn, der sich mit bitter-kaltem Stolz zurückgezogen, dachte sein verlassenes Weib mit so viel Sorgfalt und Zartheit! Sie liebte ihn mehr, als er durch sein Benehmen verdient hatte. Die Schuppen fielen von seinen Augen, die Schuppen des Stolzes und der Verkennung. Er vermochte vor innerer Bewegung nicht zu sprechen. „Und ich kann Ihnen dazu versichern," fuhr der Advokat fort, „daß wenn Sie in dieser Stunde noch vor einem Gerichtshofe sich über das räthselhafte Verschwinden Sir Felix Harcourt's zu verantworten hätten, Ihrer Frau Gemahlin glänzende Vertheidigung hinreichen würde, Sie siegreich aus der Untersuchung hervorgehen zu lassen. Hätten Sie sie vorhin in diesem Zimmer gesehen, wie ich, hätten Sie sie gehört, mit welchem Feuer und mit wie sichtbarer Ueberzeugung dieß Weib ihre Unschuld verfocht, o Mr. Chester, Sie würden . . ." — Der Maler erhob sich mit einer heftigen Handbewegung und verließ den Advokaten.

Hineilen, seine verkannte, gemarterte, vereinsamte Ellen um Verzeihung bitten und ihr wieder der liebende Gatte zu werden, das war Godfrey's einziger bewegender Gedanke. Schon seit einiger Zeit stand er in Verhandlung wegen Uebernahme einer hübschen Villa nebst Garten — dahin wollte er jetzt seine Ellen bringen und sie mit allen Bequemlichkeiten in künstlerischem Geschmack umgeben.

Mit dieser Absicht eilte er nach der Klause.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№. 14.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

In Feindesland.

Novelle von **Adolph Müller.**

(Schluß.)

IV.

Mein Erstes am andern Tag war, zu dem Kranken hinüberzugehen und mich bei dem Aufseher über ihn zu erkundigen. Ich erstaunte, als ich hörte, er sei Offizier und habe außer dem Schuß in der Schulter eine Kugel im Bein, die wahrscheinlich dessen Amputation nöthig machen werde.

Auf meine Anfrage, ob es gestattet sei, einen Blessirten aus dem Lazareth zu sich in's Haus zu nehmen, antwortete der Aufseher, das käme bei Offizieren auf deren freien Willen an, die Inspektion lege einem derartigen Beginnen kein Hinderniß in den Weg. Nunmehr suchte ich meinen Schützling auf, schilderte in den sprechendsten Farben die Reize, besonders die gute Luft meines Landaufenthalts, erwähnte meiner Bekanntschaft mit einem der tüchtigsten berliner Wundärzte, dessen Behandlung ich ihn unterziehen wollte, und nach einigem Zaudern nahm er dankbar mein Anerbieten an, sich zu mir bringen zu lassen.

Meine schöne Nachbarin hatte nicht die geringste Ahnung davon, als mein Schützling schon ruhig bei mir in einem kühlen Zimmer lag, dessen hübsche Lage — hohe Kastanienbäume klopften an sein Fenster — ihm außerordentlich zu behagen schien. Doch war der Zustand des Kranken ein äußerst bedenklicher, und mein Freund, der Arzt, zuckte die Achseln und sagte: „Wenn wir die Kugel nicht aus dem Fuße schneiden können, muß er sterben; denn eine Amputation hält er bei seiner doppelten Verwundung nicht aus.“

Diese Auskunft war für mich sehr wenig tröstlich, und ich drang



Die Peterskirche in Rom mit dem Vatikan. Von C. Girardet. (S. 163.)

in ihn, all' seine Kunst anzuwenden, den Offizier zu erhalten. Ich hatte mit diesem, in Berücksichtigung seines Zustandes, noch nicht viel gesprochen. Da sich aber am Abend desselben Tages sein Uebel auf's Heftigste steigerte, ließ er mich bitten, zu ihm zu kommen, und begann: „Wollten Sie ein paar Worte an Jemanden für mich schreiben, der zu Hause in Angst um mich vergeht?"

„Ich beabsichtigte längst, Ihnen das Anerbieten zu stellen, doch wollte ich damit warten, bis Ihnen besser wäre."

„O mein Wohlthäter," fuhr er fort, „ich fühl' es, ich werde bald sterben!"

Ich sprach ihm Muth zu und frug ihn, ob ich an seine Eltern schreiben solle.

„Eltern? Nein, die habe ich nicht mehr. Ich hatte eine sehr liebe Mutter und ich bin froh, daß sie den Schmerz nicht mehr zu erleben braucht, mich vielleicht als Krüppel zu sehen. Ich bitte Sie um die Brieftasche, die in meinem Rocke steckt."

Als er sie aufschlug, sah ich darin das photographische Bild einer jungen Dame, an dem sein Auge lang und innig hing.

„An diese sollen Sie schreiben, an meine Braut. Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen den Brief diktiren. Ich möchte nicht eher die Augen zuthun, ehe ich ihr noch einmal Nachricht und ihr Wort zurückgegeben habe."

Sein blaues Auge hob sich bei diesen Worten und blieb an mir mit einem solch' bittenden Ausdruck haften, daß ich keine Einrede wagte. Im Stillen empfand ich die seltsame Analogie dieses Falles mit der Erzählung Magdalenens.

Ich schrieb den Brief, dessen Inhalt ich mir in die Seele prägte, da ich mir meiner Schuld gegen Magdalena noch wohl bewußt war. Andern Tags traf ich sie, und sie schaute mich ungläubig an, als ich ihr von meinem seltsamen Gast erzählte. „Es ist ein hübscher, junger Mann," schloß ich, „ja ungewöhnlich hübsch, und sein Loos hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Ihres verstorbenen teplitzer Freundes. Ich muß sogar offen sein und sagen, daß ich befürchte, es könnten sich bei unserm Gaste ganz die nämlichen Verhältnisse wiederholen, wobei ich für Sie, liebstes Fräulein, eine nicht geringe Angst empfinde; denn vom Mitleid ist nur Ein Schritt zur Liebe, und zweimal hält ein Herz solch' mächtigen Anprall nicht aus."

„Wie die Männer doch bei solch' ernsten Dingen scherzen können," entgegnete sie und fügte dann hinzu: „Wann wird man den Armen denn sehen können?"

„So spät als möglich, denn er hat blaue Augen, vor denen man sich in Acht nehmen muß, es ist ein Blau, in dem — um in einer landläufigen Novellenfloskel zu reden — das Feuer der Hölle brennt."

„Ich bitte Sie, lassen Sie solche Nebensachen und sagen Sie..."

„Ach, meine Beste, das Auge ist die Hauptsache! Doch, wenn Sie Geduld haben, werde ich in meinem Gedächtniß den Brief zusammensuchen, den er mich an seine Braut schreiben ließ, als er gestern hoffnungslos und im höchsten Grade niedergebeugt dalag.

‚Meine geliebte Else!

‚Du erhältst diesen Brief durch einen Wohlthäter, der mich, den tödtlich Verwundeten, in sein Haus aufgenommen hat. Der Traum, den Du mir vor dem Ausmarsch erzähltest, wo Du Dich im Myrtenkranz vor dem Altar stehen sahest, während ich mich blutend am Boden wand, ist, was mich betrifft, wahr geworden. Eine Kugel hat mich in die Schulter getroffen, und der eine Fuß wird mir abgenommen werden müssen. Wenn mir Gott auch das Leben schenkt, so werde ich doch zeitlebens verstümmelt sein — Ach! der Gedanke verdoppelt meine Leiden, Dich auch nur einen Augenblick noch an solch' Unglückseligen gekettet zu wissen. Nimm daher Dein Wort zurück, aber bleibe mir gut, denn vielleicht darf ich Dich wiedersehen!'"

Magdalena war bei dieser Erzählung ganz tiefsinnig geworden. „Wenn sie," rief sie plötzlich, „dieselbe Antwort, wie Fräulein Gisela weiland meinem Freund, gibt, wenn dieser Fall also die Regel ist, so fühle ich deutlicher als je, daß ich eine Ausnahme bin bei meinem Geschlecht und daß mein Inneres abnorm besaitet ist — ja, und ich bin zum ersten Mal in meinem Leben stolz darauf, zu sehen, daß ich das Herz am rechten Flecke habe."

Ich enthielt mich, über diesen delikaten Punkt mit ihr näher zu reden. Denn dieser birgt in seiner Tiefe ein qualvolles Problem, und ich gestehe, es gebrach mir an Muth, ihr gegenüber zu behaupten, daß ein plötzlich verstümmelter und dadurch vom praktischen Leben für immer ausgeschlossener Mensch kein Recht habe, von seiner früheren Verlobten die Ehe zu verlangen.

V.

Ich begleitete den Brief des Offiziers an seine Else mit einigen Privatzeilen, worin ich dringend bat, sie möchte mir für ihren armen Bräutigam doch recht bald einige tröstliche Worte zukommen lassen.

Diesem Wunsche wurde freilich nur zu bald, aber ganz anders, als ich erwartet hatte, entsprochen, und zwar erhielt ich ein Schreiben von Elsens Mutter, worin mir weitläufig mit allerhand hausbackenen Gründen beigebracht wurde, daß nach reiflicher Ueberlegung die Tochter beschlossen habe, das Verhältniß mit dem Offizier zu brechen, da seine Zukunft doch mehr als zweifelhaft sei und überdieß sich seit seiner Abwesenheit ein anderer Freier eingestellt habe, der ihrer Tochter gefalle und dem an den Altar zu folgen sie nach den zuletzt von dem Offizier eingegangenen Nachrichten sich entschlossen habe.

Als ich den ersten quälenden Eindruck dieses trockenen, gefühllosen Briefes überwunden hatte, sagte ich mir: „Es ist gut so — an dieser verliert mein junger Freund nichts, ja, sollte er wieder hergestellt werden, so ist es ein Glück für ihn, daß er durch diese Feuerprobe rechtzeitig den Charakter seiner Braut und ihrer Umgebung hat kennen lernen, und er läßt von seiner Verbindung ab, der bald doch eine traurige Enttäuschung hätte folgen müssen."

Von Stunde an ergriff mich eine wahre Wuth, alles Mögliche zu thun, den Offizier zu erhalten und besonders die Amputation zu vermeiden. Ich fand dabei die treueste Bundesgenossin in Magdalena, die meinen Eifer immer von Neuem anfeuerte. Als ich ihr den Brief von Elsens Mutter gab, warf sie ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen.

„Wahrlich," rief sie, „diese Else ist noch schlimmer als weiland Fräulein Gisela; denn sie hat vorher für den Fall, daß ihr Bräutigam nicht mit heiler Haut zurückkomme, sich vorgesehen und Ersatz in Rückhalt genommen. Damit breche ich für meine Person den Stab über sie — sie ist damit todt für mich, denn ich mag meine Gedanken nicht an solch' armselige Geschöpfe heften, die selbst nicht einmal auf geistreiche, schonende Weise ein solches Verhältniß zu lösen wissen und die, wenn schon so schwach an Herz, auch noch so schwach an Kopf sind, einen tröstlicheren Weg einzuschlagen, anstatt so plump zur Schau zu tragen, daß sie für solch' schlimmen Fall schon hinlänglich vorbereitet gewesen sind. Damit genug über sie für immer! — Natürlich darf unser Freund vorläufig kein Wort von dem Brief erfahren. Lassen Sie ihn lieber befürchten, sein Brief sei nicht angekommen, und schreiben Sie ihm einen zweiten, wenn er ungeduldig wird."

Mein Freund, der Arzt, hatte sich indessen in Gemeinschaft mit einer andern Autorität in seinem Fache an die Operation des Fußes gemacht, und wir priesen es als ein unerhörtes Glück, als es gelang, die Kugel, die den Knochen nicht verletzt hatte, herauszuschneiden und damit die gefährliche Klippe einer Amputation zu vermeiden. Auch die Schulterwunde machte sich über Erwarten gut, und abgerechnet seiner großen Schwäche, befand sich der Patient bald so wohl, daß er in einem Rollstuhl im Garten spazieren geführt wurde.

Hier war es, wo ihn Magdalena zum ersten Mal sah, und das mußte sie recht lebhaft an den teplitzer Offizier erinnern, den sie beim ersten Anblick in der nämlichen Lage getroffen hatte.

Als ich sie meinem Gast vorstellte und zum ersten Mal seinen Namen nannte, las ich auf ihrem Gesichte die größte Ueberraschung und sie vermochte kaum die Worte hervorzubringen: „Mein Gott, welche Aehnlichkeit! Und Ihr Name derselbe? — Verzeihen Sie mir, wenn Sie mich außer Fassung sehen; ich lernte vor vier Jahren in Teplitz einen österreichischen Offizier Ihres Namens und seine Mutter kennen..."

„Unmöglich," unterbrach sie Strömer rasch, „oder sollte es dennoch wahr sein?... Die Briefe, die ich von meiner seligen Mutter aus Teplitz erhielt und die meines unglücklichen Bruders athmen nur Einen Zug der Liebe zu einem jungen Mädchen, das

sich des Bruders so holdselig annahm und ihn seine Lage und ihre Qual vergessen ließ. Ja, er starb mit ihrem Namen auf den Lippen: Magdalena!“

Es war kein Zweifel mehr, mein Gast war der Bruder des teplitzer Verstorbenen. Eine merkwürdigere Schicksalsverkettung hatte ich nie erlebt, als daß ein Mensch nach langen Jahren in ganz ähnlichen Verhältnissen, wie sein nächster Blutsverwandter, dieselbe theilnehmende Freundin tief in Feindesland wiederfindet! Wahrlich, das Schicksal geht bis zur offenbaren Absichtlichkeit in seinen Lenkungen zu Werke!

„So seien Sie mir doppelt gegrüßt!“ rief Magdalena, und auf ihren Wangen sah ich frischere Rosen aufblühen, „doppelt gegrüßt in Feindesland, aber bei Freunden! Jetzt erst fühle ich den ganzen Werth Ihrer glücklichen Operation, denn Ihnen ist nicht einmal die sorgsame, liebende Mutter geblieben, die Ihrem Bruder die Augen zudrückte.“

„Meine gute Mutter!“ rief Strömer in schmerzlicher Erinnerung. „Hätte ich Deinen Bitten nachgegeben, vielleicht wärst Du heute noch am Leben!“

„Diese Aehnlichkeit mit Ihrem Bruder!“ fuhr Magdalena fort, „aus jeder Linie Ihres Gesichts sieht er mir wieder entgegen, besonders aus Ihren Augen . . .“

Dabei mußte ich lächeln; denn ich wiederholte mir im Geiste unwillkürlich meine vorbeugenden Worte an Magdalena: „Nehmen Sie sich in Acht, es ist ein Blau, in dem das Feuer der Hölle brennt!“

Des Offiziers Freude über das seltsame, unerwartete Zusammentreffen war nicht zu beschreiben. Ich sah, wie sein Herz höher schlug in dem Gedanken, in der Nähe eines Wesens seiner Genesung entgegengehen zu dürfen, an dessen stille Verehrung sich in Folge der Briefe seiner lieben Abgeschiedenen sein Herz einst gewöhnt hatte, und das er jetzt in der vollen Blüte der Weiblichkeit und Jugend kennen lernte. Wenn mich meine Beobachtungsgabe nicht täuschte, so glaubte ich bald wahrzunehmen, daß seine Gedanken öfters bei Magdalenen als bei seiner Else zu verweilen begannen, und seine Klagen über ihr langes Stillschweigen wurden seltener. Ich hielt den Augenblick für gekommen, ihm Enthüllungen über das Schreiben aus seiner Heimat zu machen. Ich that es nicht ohne die nöthigen Umschweife.

„Ich habe schon oft über die Bedeutung der Träume nachgedacht und bin dabei zu seltsamen Schlüssen gekommen. Jedenfalls gönnt uns in ihnen die Vorsehung einen divinatorischen Blick in die Zukunft, wenn auch das Geträumte mit wunderlicher Variation in die Wirklichkeit tritt. Ich will ein Beispiel zum Beleg meiner Behauptung wählen, das Ihnen aus nächster Nähe bekannt ist. Beim Abschied von Ihrer Braut erzählte sie Ihnen ihren Traum aus der vorangegangenen Nacht, worin sie im Myrtenkranze am Altar stand, während Sie verwundet am Boden lagen. Mein Freund, was sagten Sie dazu, wenn wirklich Ihre Braut in diesem Augenblick mit einem andern Auserwählten am Altar stände, während Sie hier krank darniederliegen?“

Er bat, mich deutlicher zu erklären, und ich that es. Als seine erste Ueberraschung vorüber war, fand ich ihn gefaßter, als ich gedacht hatte. „Ich habe mich in ihr getäuscht,“ sprach er unnennbar bitter und versank dann in ein düsteres Nachsinnen, das ich nicht unterbrechen wollte.

Ich glaube, mit seinen körperlichen Wunden heilte auch seine Herzenswunde. Er sprach nie mehr von Else, und ihr Bild verschwand aus seiner Brieftasche wie aus seiner Seele. Aber ein anderes, lichteres gewann Platz in dieser und füllte sie ganz aus. Magdalena war es, und bald begann ich auch in ihrem Wesen die untrüglichen Zeichen der aufkeimenden Liebe zu ihm zu lesen. Es war rührend, die Beiden zu sehen, mit welcher Sehnsucht sie sich in der Trennung wiederzufinden suchten, wie sie Alles that, ihn durch Musik, Gesang und Vorlesen zu zerstreuen, und wie er durch Erzählen von seinen Reisen und Erlebnissen sich bemühte, ihr ein richtiges Bild seines vielbewegten Lebens zu geben.

Als es sein Zustand wieder erlaubte, sang er ihr oft heimatliche Lieder, und eines Abends auch eine Serenade, die er selbst komponirt hatte. Ich will sie zarten Seelen, die sich immer gern an Mondschein berauschen, hier nicht vorenthalten:

Leise tönet meine Laute,
  Zu dem stillen Wellenklang,
Komm' an's Fenster, meine Traute,
  Horch' auf meiner Liebe Sang!
Rausch', o Welle, Welle rausche,
Lausch', mein Liebchen, Liebchen lausche!

Wie des Mondes Silberhelle,
  Wie der Sterne heller Schein
Und des Stroms erregte Welle,
  So soll meine Liebe sein.
Rausch', o Welle, Welle rausche,
Lausch', mein Liebchen, Liebchen lausche!

Hat Dich mit dem kühlen Arme
  Morpheus schon gegrüßt?
Eil' zu mir, daß Dich der warme
  Wachende umschließt!
Fließt, ihr Wellen, Wellen fließet,
Sei, mein Lieb', mein Lieb' gegrüßet!

Es war an einem Sonntagvormittag, die Kirchenglocken riefen zur Andacht, und die ganze Natur lag in Sabbathruhe. Da trat Magdalena im Garten auf mich zu. Die leichten Sommergewänder umflossen die lichte Gestalt, ein Ausdruck des tiefsten, innigsten Glücks lag auf ihrem Gesicht. Ich hatte sie nie so schön gesehen.

„Sie haben Ihr Wort gehalten und mir meine Erzählung durch eine andere vergolten,“ sagte sie, „aber Sie haben mich bei der Ihrigen, ohne daß wir's wollten, zu einer der handelnden Personen gemacht. Darum sollen Sie der Erste sein, der mein Glück erfährt — ich feiere heute meine Verlobung mit Herrn Strömer.“

„Nehmen Sie meinen Segen dazu, gute Tochter!“ rief ich aus freudig bewegter Brust, „ihm gönne ich Sie und er wird der Glücklichste der Sterblichen mit Ihnen sein. Ich habe ihn kennen gelernt und stehe Ihnen dafür, daß er Ihrer würdig ist. Es wird die Geister seiner Mutter und seines Bruders versöhnen. Ja, ich möchte dieses Zusammenfinden aus weiter Ferne, unter den seltsamsten Verhältnissen, als einen bedeutungsvollen Beitrag zu dem Glauben betrachten, daß unsere lieben Abgeschiedenen als Schutzgeister um uns bleiben und unsere Lebensfäden zusammenflechten.“

Wenn so vielen blühenden, jungen Männern das unerbittliche Schlachtenloos Leben oder Gesundheit entriß, so lag für Strömer, bei dem Alles sich so glücklich gewendet hatte, eine Steigerung seines Glücks in dem Gedanken, daß es ihm so unerwartet mitten in Feindesland erblüht war.

Ein Hang zu tieferer Betrachtuug ließ mich im Rückblick auf diesen Fall in dem Genius der echten Weiblichkeit, wo er an's Lager der Niedergebeugten treten kann, den schönen Tröster finden über die oft so grausame Härte des Kriegslooses. Aber was Fräulein Else betrifft, so vermochte ich die unbezähmbare Lust nicht zu überwinden, ihr eines der lithographirten Briefchen zu schicken mit dem kurzen, unzweideutigen Inhalt:

Magdalena Pulz, Berlin,
Paul Strömer, Wien.
Verlobte.

Oskar Pletsch's „Allerlei Schnik-Schnak“.

(Bilder S. 164.)

Die muntere, fröhliche Kinderwelt, die uns immer mit ihren heitern Unschuldsaugen anblickt und der selbst die Ungunst der Jahreszeit und des Himmels den bezaubernden Sonnenschein nicht von dem lieben Antlitz zu verscheuchen vermag, hat auch dieses Jahr wieder in dem rühmlichst bekannten Kindermaler Oskar Pletsch ihren sinnigen Darsteller gefunden. „Allerlei Schnik-Schnak“ heißt die von ihm mit liebevollem Versenken in das Kindergemüth prächtig illustrirte Schrift, die er in der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin herausgegeben hat. Nicht weniger als einundzwanzig Originalzeichnungen schmücken dieselbe, welche von netten Versen begleitet sind. Jeder gute Mensch muß die reinste Freude empfinden, wenn er die reizenden Bilder beschaut. Zur Probe theilen wir mit Erlaubniß des Herrn Verlegers zwei Bilderchen mit. Das Büchlein wird von dem schönen Gedicht von E. M. Arndt: „Als ich ein Kind war“, in passendster Weise eingeleitet.

Die Kaiserherberge zu Regensburg.

Das Gasthaus zum goldenen Kreuz.

Von

Karl Waldemar Neumann.

(Bild S. 161.)

Es wird wenige Gasthäuser in Deutschland geben, die ein so hohes Alter bei unveränderter Bestimmung und eine so reiche Geschichte nachzuweisen vermögen wie das „goldene Kreuz“ in Regensburg, der ehrwürdigen Donaustadt.

Seit mehr als vierthalbhundert Jahren ist es unter dem gegenwärtigen Schilde bekannt und hat — was es gewiß zu einer noch größeren Seltenheit macht — seit dieser langen Zeit seinen Rang als „eine der fürnehmsten Herbergen im heiligen römischen Reich“ bis auf diese Stunde rühmlichst behauptet. Ein solches Haus aber ist um so mehr berechtigt, unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, wenn seine Schwelle durch Geschichte und Sage mit dem üppigsten Immergrün von Erinnerungen aller Art liebevoll geschmückt wurde. Uebrigens ist schon seine Außenseite so ungewöhnlich und eigenthümlich, daß dadurch das Interesse des gebildeten Fremden unwillkürlich erregt werden muß. Wie eine Ritterburg des Mittelalters, stolz und hochstrebend, erhebt sich das umfangreiche, mit mehreren Wappenschilden geschmückte Hotel mit seinen wehrhaften Zinnen und seinem mächtigen Wartthurm auf der Nordseite des Heidplatzes *) über die angrenzenden Häuser und verräth auf den ersten Blick sein hohes Alter und seine ursprüngliche Bestimmung: einem Edelgeschlechte in friedlichen Zeiten als behagliches, in bedrängten Tagen aber als sicheres Asyl zu dienen. Durch die jüngste Restauration ist der eben geschilderte kastellartige Typus des Gebäudes allerdings noch sehr erhöht worden. Vor dem Jahre 1862 nämlich hatte die westliche (linke) Hälfte der Frontseite (mit ihrem vorspringenden Erker und geschmacklosen altfranzösischen Dache) ein bei weitem jüngeres Aussehen als die östliche (rechte), noch dem Mittelalter angehörige, so daß man förmlich zwei ganz verschiedene, nicht zusammengehörige Häuser zu sehen glaubte — wie sie uns der vorliegende Holzschnitt in sehr gelungener Weise noch vor die Augen führt.

Gegenwärtig ist der Charakter des Ganzen ein einheitlicher, da unlängst auch der linke Flügel (nebst dem Erker) in gleiche Höhe gebracht und mit denselben alterthümlichen Zinnen — wie der an an den Thurm angelehnte ursprüngliche Theil — gekrönt wurde.

Im vierzehnten Jahrhundert, als das edle Patriziergeschlecht der Weltenburger auf dieser Hausstätte noch seßhaft war, befanden sich die sämmtlichen Häuser rechter und linker Hand (bis zur „Zandtengasse“ abwärts und zum „Römling“ aufwärts) gleichfalls in dessen Besitze **). Das war allerdings ein stattlicher Häuserkomplex!

Die Zeit aber, die nimmermüde Zerstörerin, hat ihre Theilungsstriche auch da redlich angebracht und den mächtigen Besitzstand bereits im sechzehnten Jahrhundert zersplittert, so daß von da an unter der Firma „zum goldenen Kreuz“ nur die Bestandtheile, wie wir sie noch jetzt vor Augen haben, übrig geblieben sind ***).

Die Besitzer des Hauses wechselten eben gar oft während der letzten vier Jahrhunderte, und wissen wir beispielsweise davon seit 1456 schon mehr als dreißig namhaft zu machen, welche achtzehn verschiedenen Familien angehörten. Wir begegnen darunter beinahe durchgehends nur solchen Namen, die sich dahier hohen Ansehens erfreuten und deren Träger jederzeit zu den Patrizierfamilien unserer Stadt gerechnet worden sind. Wie z. B. die Weltenburger, Zeller (später Freiherren), Thuner, Crafft, Seidl, Schwöller, Schlumperger, Hauer, Zohrer, Pfaffreuter, Harrer u. s. w.

Von den Besitzern der neueren Zeit verdient besonders der wackere Herr Karl August Peters (gestorben 1863) genannt zu werden, welcher im Verein mit seiner thätigen Hausfrau, einer gebornen Ziegler, das Geschäft volle dreiundvierzig Jahre auf die schwunghafteste Weise geleitet und sich dabei, außer einem beträchtlichen Vermögen, zahlreiche Freunde in aller Welt und unter allen Ständen erworben hat. Ihm verdankt u. a. auch die gelungene Restauration von 1862, die er leider nicht mehr in der Vollendung erleben sollte — ihre Entstehung.

Er konnte sich rühmen, beinahe alle gekrönten Häupter der zivilisirten Welt in seinem Hause beherbergt zu haben! — Das „goldene Kreuz“ war übrigens schon von jeher eine „Fürstenherberge“! — Bereits König Ferdinand I. erwählte es zu seinem Absteigequartier, als er auf seiner Krönungsreise am 4. Februar 1531 dahier eintraf. — Da gab es festliche Tage in den altersgrauen Mauern! Von dieser Zeit angefangen, blieb das „goldene Kreuz“ bis herab auf unsere Tage beinahe ausschließlich die Herberge der hier eintreffenden „erlauchten Herrschaften“! — Der höchste Glanz, das merkwürdigste Leben aber entfaltete sich in diesen Räumen, als Kaiser Karl V. in den Jahren 1532, 1541 und 1546 sein Hoflager für die Dauer des „Reichstages“ dahin verlegte.

Hören wir z. B., wie pomphaft uns sein Einzug am letzten Februar 1532 von den Chronisten geschildert wird: „Der Kaiser kam um drei Uhr Nachmittags, von Lengfeld her, auf einem kleinen Schimmel, in schwarzer Kleidung, mit einem glänzenden Gefolge von beiläufig 5000 Personen hier an. Der Bischof ging ihm mit dem Heiligthum entgegen, begleitet von der gesammten Geistlichkeit. Von Seite des Rathes wurde das mächtige Oberhaupt des heiligen römischen Reiches mit einem neuen seidenen „Himmel“ von gelb-, roth- und weißer Farbe empfangen, welchen vier Rathsherren zu tragen hatten. Die Schulkinder sangen, und war dabei ein solches Gedränge, daß es unmöglich gewesen, eine Reihe zu halten. Vor dem Dome stieg der Kaiser vom Pferde, bezeugte dem „Heiligthum“ seine Ehrfurcht und betrat dann mit entblößtem Haupte das ehrwürdige Gotteshaus. Nachdem das Te Deum laudamus gesungen und das Oremus von dem Domprobst gelesen war, verließ Karl — der mit dem römischen König Ferdinand knieend dem Gottesdienste beigewohnt hatte — den Dom wieder und begab sich zu Pferde in seine Herberge: das Thuner'sche Haus auf der Heide (das „goldene Kreuz“ — der damalige Eigenthümer hieß Paulus Thuner).

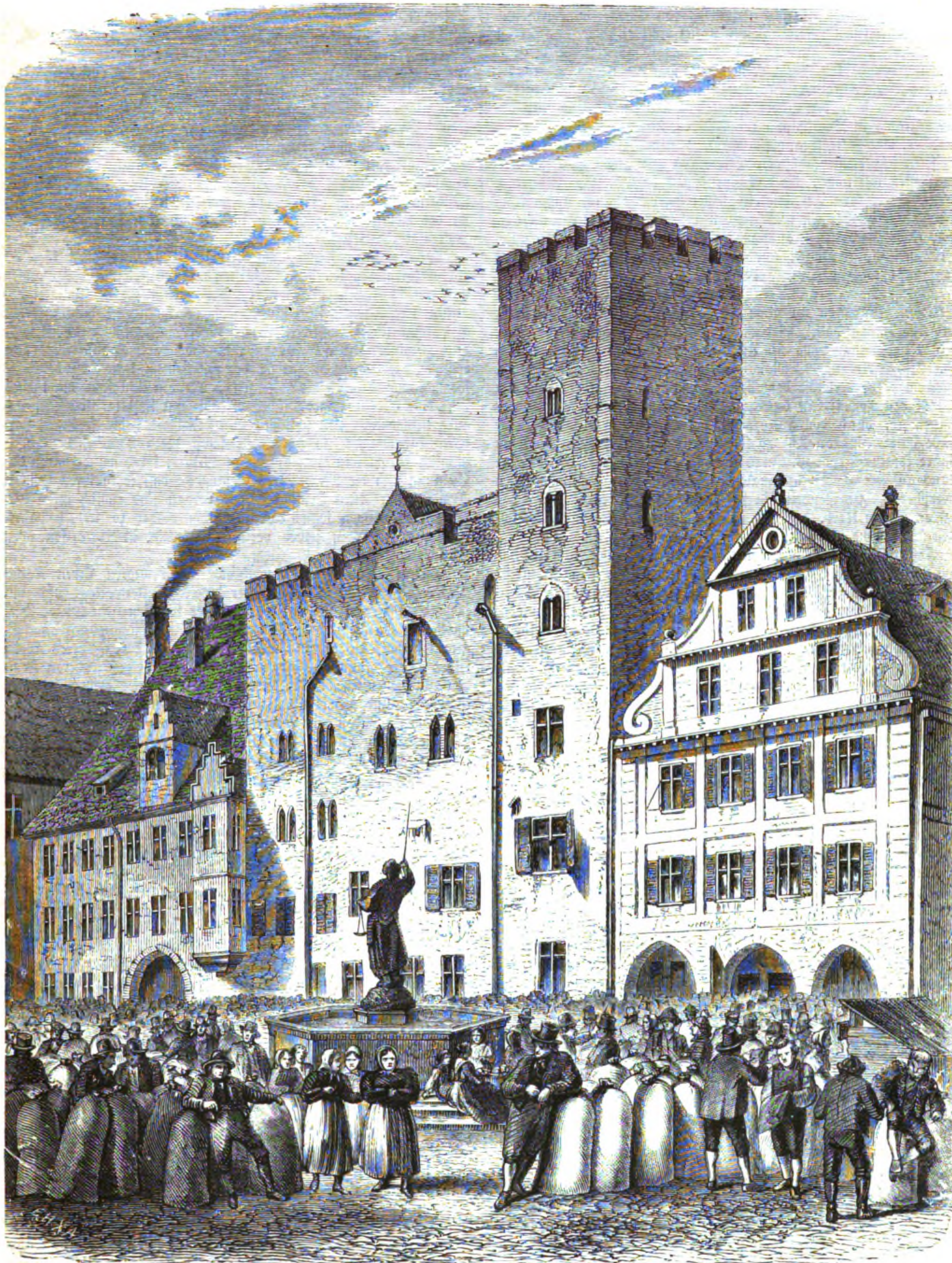
Während des Einzuges standen zweitausend Bürger mit acht Fahnen in funkelnder Rüstung, Spalier bildend; die Kanonen donnerten von den Wällen herab und die sämmtlichen Glocken läuteten über eine Stunde in feierlicher Weise. — Im Gefolge des Kaisers waren alle Nationen und alle Waffen vertreten. Das Hofgesinde trug gelbe Livree mit aschenfarbenem Sammet verbrämt, deßgleichen auch eine Schaar von dreihundert Trabanten, während an fünfzig Edelknaben in gelben Sammet mit aschenfarbener und brauner Verbrämung gekleidet waren“ u. s. w.

Derselbe Pomp wiederholte sich bei den mannigfachen Prozessionen, Aufzügen, Gastereien und sonstigen Festen, welche dieser und überhaupt jeder Reichstag Karl's V. im Gefolge hatte, denn der Kaiser war ein gar stolzer, prachtliebender Herr. Da gäbe es der wundersamen Dinge noch genug zu erzählen! — Desto weniger aber ist von den gepflogenen Verhandlungen zu berichten, die theils die Türkenhülfe, theils den Zwiespalt in der Religion betrafen. Das Ausbleiben der protestantischen Fürsten machte, besonders in letzterer Hinsicht, jeden erheblichen Schritt zur Einigung unmöglich.

*) Einer der schönsten und belebtesten Plätze in Regensburg, sonst auch „die Heide“, und zwar (wie die Sage meldet) deßhalb so genannt, weil auf demselben der mannhafte Held Hans Dollinger im Jahr 930 den Heiden (!) Krako, der die deutsche Nation beschimpft, im Zweikampfe besiegt hatte. Ein auf dem Kampfplatze aufgestelltes goldenes Kreuz (!) trug wesentlich zur Entscheidung des Sieges bei. — An Werktagen tummeln sich nun hier besonders die „Herren Kornkipperer“ (aber nicht sehr ritterlich) wegen ihres Getraidehandels herum.

**) Also auch das Haus mit dem eigenthümlichen „Satteldache“ neben dem Thurme. — Die Weltenburger hatten sogar eine eigene Hauskapelle, welche St. Leonhard geweiht war und ein mehrhundertjähriges Alter erreichte, jedoch seit beiläufig 1556 spurlos verschwunden ist.

***) Wie geräumig der Gasthof übrigens zur Stunde noch ist, beweist der Umstand, daß darin allein 56, und zwar meist große Fremdenzimmer (mit modernem Comfort ausgestattet) vorhanden sind. Die Stallung im Hinterhause bietet für 20 Pferde Unterkunft. Besondere Erwähnung verdienen hier auch noch die weitläufigen Keller unter dem Thurme mit den alten gewaltigen Weinfässern, deren jedes auf dem Spundboden das in Holz erhaben geschnitzte Porträt eines berühmten Mannes (Luther's, Friedrich „des Großen“, Joseph II. u. s. w.) zur Schau trägt; ferner der im Jahr 1865 durch die Herren Gebrüder Karl und Adolph Peters, unter Leitung des Herrn Civil-Architekten Xaver Mayer erbaute, prächtig dekorirte Festsaal im Hinterhause. Der Gasthof, welcher im Jahr 1533 um 1250 fl. verkauft wurde, repräsentirt gegenwärtig einen Werth von 150,000 fl.



Das goldene Kreuz in Regensburg. Vor der Restaurirung. Von Puschkin. (S. 160.)

Auf diesem Reichstage, der mit einer zierlichen, von dem berühmten Chronisten Aventin verfaßten, von einem elfjährigen Knaben vorgetragenen „Rede" an den Kaiser eröffnet wurde — geschah es übrigens, daß Karl seinem Namen als Gesetzgeber bleibend Geltung verschaffte, indem er die Erhebung der nach ihm benannten Halsgerichtsordnung (Karolina) zum allgemeinen Reichsgesetze durchsetzte und so der bisher geübten gräßlichen Willkür mit den Todesstrafen in Deutschland ein Ende machte.

Der hohe Herr befand sich während seines Aufenthaltes dahier meist in sehr ernster, düsterer Stimmung und „war nicht gut Kirschen essen mit ihm", wie das Sprüchwort sagt. Zwei Feldhauptleute, die er (von den Fenstern seiner Herberge aus) auf offener Straße unmittelbar vor dem „goldenen Kreuz" mit gezückten Schwertern einen Privatstreit auskämpfen und die „kaiserliche Freiung" verletzen sah, entgingen nur auf wiederholte kniefällige Fürbitte von fünf Pfalzgrafen der Todesstrafe.

Einem Bauern aus Ingolstadt dagegen, der während einer feierlichen Prozession an allen Ecken gegen „Abgötterei" predigte und den Kaiser dabei wiederholt mit großer Frechheit zur Rede stellte, schlug man ohne viel Umstände, nach kurzer Haft, den Kopf ab. Erst zu Anfang des Monats September verließ Karl die Stadt, nachdem er vorher noch den Schmerz erlebt hatte, seinen bei ihm befindlichen Neffen, den kaum sechzehnjährigen Prinzen Johann von Dänemark, durch den Tod zu verlieren. Das war für ihn eine trübe Erinnerung an das „goldene Kreuz" zu Regensburg! Neun Jahre später — am 6. Januar 1541 — sollte das „ehrwürdige Haus auf der Heide" abermals so glücklich sein, den „mächtigsten Herrscher der Christenheit" in seinen Mauern zu begrüßen, — den großen Kaiser Karl, der sich rühmen konnte: „in seinem Reiche gehe die Sonne nie unter!"

Trotz all' seiner Macht wollte es aber dem Kaiser auch auf diesem Reichstage nicht glücken, günstige Resultate für seine Zwecke zu erringen. Das zwischen Melanchthon und Eck veranstaltete „Religionsgespräch" entzweite die Parteien noch mehr, statt sie zu vereinigen.

Dieser Reichstag hatte sich eines ganz außerordentlichen Besuches zu erfreuen gehabt und waren darauf von hohen Würdenträgern bei vierzehn Reichsfürsten und dreizehn Bischöfe gegenwärtig. Kurfürst Joachim von Brandenburg und Landgraf Philipp von Hessen hatten ihre eigenen Prediger bei sich und ließen allwöchentlich in ihren Behausungen Gottesdienst halten, welchem die protestantisch gesinnten Bürger der Stadt regelmäßig, wie auch der Kommunion am Ostertag, mit großer Andacht beiwohnten. Auf solche Weise wurde das erste öffentliche Auftreten der „Lehre Luther's" in Regensburg Angesichts Karl's V. vermittelt! — Der Kaiser ließ in der „Hauskapelle seiner Herberge" für sich und sein Hofgesinde predigen, und nahm daselbst auch am Pfingsttage die übliche Fußwaschung an zwölf alten Männern vor.

Den Jahrestag des Todes seiner zärtlich geliebten Gemahlin beging er tieftrauernd in dem Karthäuserkloster Prüel bei Regensburg, ließ von allen Priestern, die hinauskamen, Messen lesen und gab sich seinem Schmerze derart hin, daß er sogar eine ganze Nacht über, unter freiem Himmel auf bloßer Erde knieend, im Gebete zubrachte.

Am 29. Juli 1541 wurde der Reichstagsabschied verlesen, die endliche Beilegung des Religionsstreites einem künftigen allgemeinen Konzilium anheimgestellt und hierauf alsbald die Heimreise vom Kaiser, wie auch von den übrigen Fürsten angetreten.

Der dritte und letzte Reichstag, welchen Karl V. zu Regensburg hielt, nahm am 5. Juni 1546 seinen Anfang. Der Kaiser war wohl schon am 10. April (1546) dahier angekommen, konnte jedoch nichts unternehmen, da von den Reichsständen, besonders von den Fürsten, fast noch Niemand sich eingefunden hatte. Sein Unmuth steigerte sich noch mehr, als er erfuhr, daß sämmtliche Theilnehmer des neuerdings von ihm angeordneten „Religionsgespräches", in Erwägung ihrer voraussichtlich nutzlosen Bemühungen, schon abgereist waren, ohne seine Ankunft zu erwarten. Die Spannung zwischen den beiden Parteien hatte bereits einen zu hohen Grad erreicht und war daher an eine Verständigung nicht mehr zu denken. Als ein wahres Wunder müssen wir es vielmehr betrachten, daß der unausbleibliche Zusammenstoß der „feindlichen Brüder" nicht schon früher erfolgte.

Die Zukunft des deutschen Reiches sollte mit „Blut und Eisen" entschieden werden! Fast unmittelbar vor dem Anfange dieses entsetzlichen Dramas — das leider heutzutage, nach Verlauf von dreihundert Jahren, seinen Abschluß noch immer nicht gefunden hat — sahen die guten Regensburger das glänzende Schauspiel einer fürstlichen Doppelhochzeit in aller Freudigkeit und Ungetrübtheit an ihren Augen vorüberziehen. Der Chronist Andreas Raylius berichtet uns nämlich in seiner treuherzigen Weise: „Anno 1546 (den 4. Juli) mitten im großen Reichstag vnd starckher Praeparation zum Schmalkaldischen Krieg, helt allhie Hochzeit Hertzog Albrecht auß Bayern, mit Freylein Anna, des (nachmaligen) Keysers Ferdinand I. (damaligen ‚römischen Königs') Tochter vnd dann Hertzog Wilhelm von Cleue (Cleve) mit Freylein Maria, der andern Tochter des Königs. Sie wurden im Thumb (im Dom) mit großer Solenität eingeleitet (eingeläutet)."

Wenige Tage später, am 20. Juli 1546, erschien hier die Achtserklärung gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, und — der Dämon des Bruderkrieges senkte seine bluttriefenden Schwingen hohnlachend auf die unglücklichen deutschen Lande nieder. Seltsamer Weise war dem Hereinbrechen all' der verhängnißvollen Ereignisse auch dem ernsten, wortkargen Kaiser — der mit seinem hellen Blick bereits die „Sonne des Glücks" in seinen Reichen langsam untergehen sah — noch ein kurzer, süßer Liebestraum in dem alten Regensburg beschieden. Ein schlichtes Bürgermädchen, die schöne „Barbara Blombergh" (so schrieb sie selbst ihren Namen) bezauberte nämlich derart sein Herz durch den Liebreiz ihrer wunderbaren Erscheinung und die Macht ihres Gesanges daß er in ihren weichen Armen den ehernen Ernst der Zeit vergaß und endlich ihren verführerischen Augen sogar das von ihm bisher so treu bewahrte geheiligte Andenken seiner verklärten Gattin in einer schwachen Stunde opferte.

Diesem „flüchtigen Sonnenblicke" im bewegten Leben Kaiser Karl's folgten nur zu bald wieder düstere Wetterwolken, und mit schwererem Herzen als je mag er seiner traulichen Herberge, dem „goldenen Kreuz" und der lieben, alten Stadt Regensburg „Valet" gesagt haben, als er am 3. August 1546 mit dem größeren Theile seines Heeres aufbrach, um seinen bei Weitem zahlreicheren Feinden entgegenzuziehen! Der Ausgang dieses merkwürdigen Kampfes ist bekannt und gehört überhaupt hier nicht zur Sache.

Dagegen haben wir zu berichten, daß am 24. Februar 1547, um die Mittagsstunde, dem Kaiser zu Regensburg ein Söhnlein geboren wurde auf dessen „vielverheißende Jugend Karl noch am Ende seiner Tage, als lebensmüder Bewohner des Klosters St. Just — wenn auch nur heimlich — mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Vaterliebe herabblickte."

Die Sage bezeichnet die „Herberge Kaiser Karl's V", das „goldene Kreuz", als die Geburtsstätte des Sohnes der schönen „Barbara Blombergh", den später so berühmten Don Juan von Oesterreich! — Es ist immerhin auffallend, daß nur an diese einzige Stätte sich die Erinnerung an den ruhmreichen Kaisersohn, den gebornen Regensburger, geheftet hat! (Ein Zimmer in der ersten Etage des Thurmes wird als Geburtsstätte des Don Juan d'Austria den Fremden gezeigt. Neben demselben ist der sogenannte „kleine Saal", dessen Plafond mit dem kaiserlichen Adler geziert ist. Der Gasthof war 1546 noch in den Händen der Familie Crafft, jedoch verpachtet.) Uebrigens sind auch weitere Anhaltspunkte noch vorhanden, die der Volkssage gewissermaßen Boden verleihen. Ein besonderes Büchlein von uns wird u. a. auch hierüber seiner Zeit dem freundlichen Leser hoffentlich genügenden Aufschluß geben.

Wir jedoch wollen nun — ohne der sonstigen Erlebnisse des „goldenen Kreuzes" hier zu gedenken — nur schließlich noch erwähnen, daß das lebhafte Interesse, welches Kaiser Franz Joseph von Oesterreich bei seinem letzten Aufenthalte in dem altehrwürdigen Gasthause (im Juli 1863) an den Räumlichkeiten nahm, die mit dem „Helden von Lepanto" in Verbindung gebracht werden, uns den Anlaß gab, das Andenken an Karl V. und den weltberühmten Sohn seiner Liebe in Regensburg durch ein „stattliches Wahrzeichen" wieder aufzufrischen.

Die gegenwärtigen Besitzer des „goldenen Kreuzes" (die Herren Gebrüder Karl und Adolph Peters) waren mit Vergnügen bereit,

ihrem ehrwürdigen Hause den von uns vorgeschlagenen Schmuck zu verleihen, und ermöglichten es auch, daß bereits im Oktober 1865 — dem Sterbemonat des Don Juan d'Austria — das projektirte „Ehrendenkmal" enthüllt werden konnte.

Dasselbe zeigt über dem Erdgeschoße des Thurmes vom Gasthofe zum „goldenen Kreuz" ein von dem hier lebenden Bildhauer Friedrich Preckel vortrefflich (mit Benützung der bekannten Gedenkmünze von Melon aus dem Jahre 1571 und mehrerer Porträts des Helden) modellirtes Porträtmedaillon des Seehelden Don Juan d'Austria, umgeben von Spruchbändern mit erklärenden altdeutschen Versen, die wir gedichtet haben und zum Schlusse hier anführen wollen. Dieselben lauten:

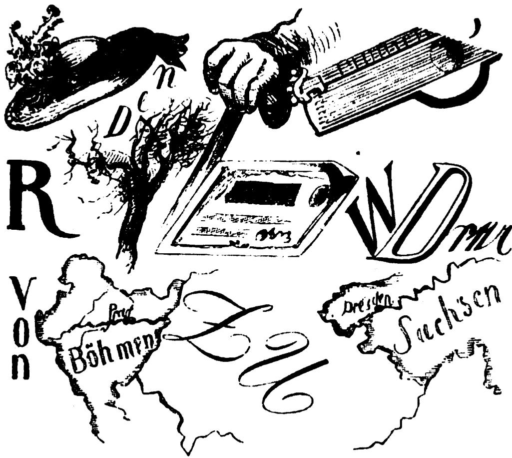
„In diesem hauss vonn alter art,
Hat offt geruet nach langer fahrdt
Herr Keyser Karl der fünfft genandt,
In aller Welt gar wol beckhannt,
Der hat auch hie zue gueter stundt
Geküsset einer Jungkfraw mundt.

Dieselb die hiess bey fern vnnd nah
Man nur die scheene Barbara,
Ir Stamm war pieder, schlicht vnd recht,
Pluemberger schrieb Sich dass geschlecht,
Dem bracht dess Kaysers Lieb vil Leid,
Doch trost vnd Heyl der Cristennhait.

Dann drauss erwuchs, dem Vatter gleich,
Der Don Juan vonn Oesterreich,
Der bei Lepanto inn der schlacht
Vernichtet hat der Türckhenn Macht,
Der Herr vergelts Ihm alle Zeit,
So yetz wie auch inn Ewigkheit.

Weil aber solch ain thewrer Heldt
Und Retter fuer dy gantze welt,
Zue Regennspurg geporenn war,
So stelt sich hie Sein bildniss dar,
Ir wisst nun wass Ir wissen solt,
Erzelt es weitter wan Ir wolt."

Bilderräthsel.



Die Centralkirche der katholischen Christenheit.

Die Peterskirche in Rom.

Von

Emanuel Sorge.

(Bild S. 157.)

Wenige Meilen vom Ausfluß des Tiber in's Meer dehnt sich eine weite wellenförmige Ebene aus, kahl, unbebaut, ohne Waldung und Strauch, eine wilde einförmige Fläche, über die ein eigenthümlich brauner Ton ausgegossen ist. Nur wenige Ruinen aus der Römerzeit unterbrechen den weiten traurigen Raum, die vielberühmte Campagna. Gebirgsketten umgürten diese Ebene von drei Seiten her, in deren Mitte das welterschütternde alte Rom liegt, überragt in unbeschreiblicher Majestät und Schönheit von der mächtigen Kuppel der St. Peterskirche. Wie wir das alte Rom uns ohne Kapitol nicht denken können, so das neue nicht ohne den großartigen Dom, der als Centralkirche für die ganze Christenheit dasteht.

Wenige Reisende haben wohl die ewige Stadt besucht, deren erster Gang nicht nach der Peterskirche gerichtet gewesen wäre. So konnte auch ich es mir nicht versagen, ihr gleich nach meiner Ankunft einen Besuch abzustatten; wollte ich doch das Weltwunder von Angesicht zu Angesicht sehen, das mir aus Abbildungen und Beschreibungen schon von Kindheit an bekannt war. Ich überschritt die Engelsbrücke, unter welcher der Tiber seine trüben braungelben Fluten langsam dahinwälzt, und eilte durch die schnurgerade Straße Borgo nuovo auf den Petersplatz zu. Erst am Ausgang dieser Straße erblickt man den prächtigen Tempel selbst; einige Schritte weiter und ich stand auf dem Petersplatze. Rechts und links umgaben mich kolossale Säulengänge, vor mir lag die Hauptfronte der Kirche, darüber stieg die Kuppel in die Höhe. In der Mitte des Platzes ragt ein egyptischer Obelisk in die Lüfte, der mit dem Kreuze gekrönt ist, zu beiden Seiten desselben rauschen Springbrunnen und verbreiten angenehme Kühlung.

Ruhe lag über dem ganzen Bilde. Hier rollte kein Wagen und nur wenige Fußgänger waren zu sehen, so daß ich mich ungestört dem großartigen Anblicke hingeben konnte, den dieser herrliche Platz, der würdige Vorhof des erhabenen Tempels, auf mich hervorbrachte. Vierfach ist der Säulenwald, der von beiden Seiten im Halbkreis den Platz bekränzt. Jede einzelne Säule ist 61 Fuß hoch, im dorischen Style gearbeitet und so dick, daß zwei Männer sie nicht zu umspannen vermögen. Außer dem Dache und Hunderten von überlebensgroßen Heiligenstatuen hat dieser Säulengang jedoch nichts zu tragen, er ist nur zum Schmucke des Vorhofes da. Papst Alexander VII. war es, der auf den originellen und großartigen Gedanken verfiel, den Platz statt mit Gebäuden mit diesem Säulenwalde zu umgeben, der sich bewundernswerth dem Ganzen anschließt. Der ausübende Künstler, welcher solchergestalt der Peterskirche ihren würdigen Abschluß gab, war Bernini.

Nachdem ich den feierlichen und erhabenen Eindruck in mich aufgenommen hatte, den dieser Platz auf mich hervorbrachte, eilte ich auf die Kirche selbst zu, die im Hintergrunde vor mir lag. Riesenhaft und großartig, mit mächtigen Säulen und viereckigen Fenstern versehen, steht die Front da; sie ist aber so mächtig und gewaltig, daß sie die Kuppel fast zu erdrücken scheint. Rasch schritt ich hinein, der Vorhang fiel hinter mir zurück und staunend stand ich in dem gewaltigen Raum. Welche Höhe der Kuppel! der Gewölbe! welche Pfeilerbündel! Edle, großartige Verhältnisse überall, feierlich heiter das Ganze, nicht schauerlich ernst und düster, wie so viele Dome — das war der erste Eindruck, den ich empfing. Neben der Harmonie des Ganzen fallen uns zunächst die kolossalen Verhältnisse und der überreiche Schmuck auf. Denn einzelne Pfeiler sind dick wie Thürme, die Decke prangt von goldenen Ornamenten, die glänzenden Marmorbilder und Mosaiken blenden das Auge; aber immer wieder wendet sich letzteres der Kuppel zu, und der staunende Mund möchte ausrufen: Wie war es möglich, diese zu spannen?

Möge man mir nicht zumuthen, daß ich hier auf beschränktem Raume alle die Einzelnheiten der Kirche, die Fülle des Sehenswerthen beschreibe; nur das Wichtigste kann hervorgehoben werden an einem Dome, über den schon ganze Bücher geschrieben wurden. St. Peter hat die Grundgestalt eines lateinischen Kreuzes und das Hauptschiff ist in drei Theile getheilt; zu beiden Seiten des mittleren erheben sich enorme Pfeiler und hohe Bogen. Der in der Mitte der Kirche freistehende Hochaltar, unter welchem sich das von mehr als hundert silbernen Lampen erleuchtete Grabmal des Apostels Petrus befindet, ward von Papst Urban VIII. im Jahre 1633 aufgestellt. Um den Hochaltar herum stehen die vier gewaltigen thurm-

artigen Pfeiler, welche die große Kuppel tragen. Die große Anzahl von Kapellen in den Seitenschiffen, die Marmorsäulen an denselben, die Altargemälde in Mosaik, die darüber befindlichen Kuppeln, geziert mit Gold und Mosaik, die prächtigen Grabmäler aller Orten, dieß Alles vereinigt sich, um diese Hallen zu den reichsten und prachtvollsten zu machen, welche je zu einem gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt waren.

Dort hat Thorwaldsen's Meisterhand das Grabmal Pius VII. gebildet, auf welchem die von Genien umgebene Statue des Papstes selbst sitzt und Leben zu athmen scheint. Bernini, den wir als Erbauer der Kolonnaden schon erwähnten, ist der Künstler, welcher das Mausoleum Alexander's VII. schuf; ein vergoldetes Todtengerippe mit mahnendem Knochenarm darauf zeigt uns die Vergänglichkeit alles Irdischen an. Auch Königin Christine von Schweden, welche in diesem Dom den protestantischen Glauben ihres Vaters Gustav Adolph abschwur, liegt hier begraben. Aber wie können wir alle die Monumente und Gemälde namhaft machen, an denen Michel Angelo und der große Raphael wirkten, ohne durch bloße Aufzählung zu ermüden?

Die Peterskirche sollte eine Weltkirche für die ganze Christenheit sein, die hier um den heiligen Vater sich vereinigte. Darum wirken auch an ihr Priester, die in allen Sprachen predigen können, wie einst die Jünger, nachdem über sie der heilige Geist ausgegossen war. Beichtstühle für Spanier, Engländer, Franzosen, Slaven, hoch- und plattdeutsche Leute sind allenthalben angebracht und durch lateinische Inschriften kenntlich gemacht.

Uebersättigt von all' der Pracht hier unten in der Kirche, strebte ich zur Kuppel hinauf, die man auf einer Treppe äußerst bequem erreicht. Auf dem flachen Kirchendach machte ich zunächst Halt und schritt auf diesem der Balustrade an der Vorderseite zu, um die kolossale Größe der zwölf Apostel zu bewundern, welche, vom Petersplatze aus gesehen, die Größe gewöhnlicher Menschen zu haben scheinen, in der That aber 17 Fuß hoch sind. Von der Plattform springen drei Kuppeln in die Höhe, zwei kleinere und mitten zwischen diesen die große Hauptkuppel. Im Innern führt um diese eine Gallerie herum, von welcher man in die Kirche hinabschaut und erst so einen richtigen Maßstab aller großartigen Verhältnisse bekommt. Die Verzierungen der Kuppel, namentlich die in Mosaik auf Goldgrund ausgeführten Bilder des Heilandes und anderer Heiligen, erscheinen uns hier in nächster Nähe. Gleich unterhalb dieser inneren Gallerie liest man auf dem Fries in gewaltigen Buchstaben in lateinischer Schrift die Worte, auf welche das Papstthum seine direkte Herleitung von Christus begründet: Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen! Großartig, wie der Blick im Innern der Kuppel auf die darunter liegende Kirche, ist auch die Rundschau auf das zu unsern Füßen sich ausbreitende Rom von der äußern Gallerie. Das Auge schweift weit über die Stadt hinaus über die Campagna nach den Albaner- und Sabinerbergen im Osten, während es im Westen den Silberstreif des mittelländischen Meeres zu erkennen vermag.

Wie die Kuppel gleichsam als eine Kirche über der Kirche angesehen werden kann, so ist die Krypta eine solche unter dem Dome. Eine finstere Treppe führt hinab; der Führer zündet eine Fackel an, und wir stehen, unten angelangt, in einem wahren Labyrinth von Pfeilern und Bögen, zwischen denen Kapellen eingebaut sind und die Grabmäler vieler Päpste und auch Könige liegen. Hier, genau an dieser Stelle, baute Kaiser Konstantin im Jahre 323 dem Apostel Petrus zu Ehren eine Basilika, welche elf Jahrhunderte lang in ihrem ursprünglichen Zustande blieb, bis Papst Nikolaus V. um das Jahr 1440 einen neuen Tempel an der alten Stelle zu errichten begann. Aber erst Julius II. war es, der den Gedanken zur Ausführung brachte, ein so unermeßliches Werk, wie die jetzige Peterskirche ist, zu erbauen. Im Jahre 1506 begann der Bau, zu welchem Bramante den Plan lieferte. Nach dessen Tode wurde er unter Leo X. durch Raphael fortgesetzt, bis Michel Angelo den ungeheuren Plan faßte, die großartige Kuppel zur Krönung des Ganzen dem Werke aufzusetzen. Die Kosten sollen 70 Millionen Thaler betragen haben.

Dicht an die Kirche schließt sich der Vatikan, das hohe Gebäude zur Rechten, die Residenz des Papstes. So steht das herrliche Gotteshaus vor uns da.

Allerlei Schnik-Schnak.

Von **Oskar Pletsch.**

(S. 159.)



Regen Regen Tröpfchen,
Es regnet auf mein Köpfchen,
Es regnet in das grüne Gras,
Da werden meine Füsschen nass.



Es regnet, es regnet,
Es regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört es wieder auf.



Jabez bittet Mrs. Stone um Verzeihung. (S. 168.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Fortsetzung.)

27. Im Hospital.

Es war spät Abends, und die Umgebungen der Klause waren einsam. Plötzlich flammte heller Schein vor Godfrey auf; er richtete den Blick nach dem schwarzen Hause — Feuergarben brachen durch die vergitterten Fenster. Verzweifeltes Geschrei ertönte aus dem Innern des Hauses. Der Ruf: „Feuer, Feuer!" wälzte sich durch die Klause fort. Mit Entsetzen stürzte Godfrey auf das Haus zu und donnerte an die geschlossene Thür, und als Niemand öffnete, eilte er durch's Nachbarhaus, um über die flachen Dächer in das brennende Haus zu dringen.

Als er von der Plattform aus hinabgestiegen war, begegneten ihm zunächst die alte Miß Conway und Bridget, welche mit Mühe Großmutter Bolt abwärts führen wollten. „Nein, über das Dach ist der sicherste Weg!" rief Godfrey ihnen zu, denn er hatte das stärkste Feuer in den unteren Räumen bemerkt. Er trug die alte Frau bis zur Plattform und überließ es dann Miß Conway und Bridget, sie und sich selbst in Hilliard's Haus zu retten. Mittlerweile näherten sich auch Spritzen und Feuerleute. Das ganze Haus war bereits mit Hitze und Rauch gefüllt. Godfrey ließ mit aller Kraft der Stimme Ellen's Namen ertönen. Endlich antwortete sie ihm und kam flüchtig, im Nachtkleide mit aufgelösten Haaren und todblassem Gesicht, treppauf. Kaum aber erblickte sie den geliebten Mann, so änderte sich ihr Wesen. „Ist's möglich?" rief sie entzückt. „Du, mein Godfrey?" Eine Umarmung, ein Kuß und „Gott sei Dank, ich hab' Dich wieder!" das war der köstliche Inhalt dieses Auftritts. — „Du bist gerettet, dem Himmel Dank!" flüsterte er, sie vorwärts ziehend. — „Aber meine Mutter und Großmutter?" — „Mrs. Bolt ist bereits in Sicherheit. Jetzt erst Du, dann will ich nach der Mutter suchen. Eile!" — In Zeit von zwei Minuten war Ellen über das Dach in Hilliard's Haus gebracht und Godfrey wieder in den unteren Räumen des brennenden Hauses. Ellen hatte ihm gesagt, Mrs. Taylor habe sich nicht abhalten lassen wollen, in den Keller zu steigen, um Juwelen, und in die Küchenstube, um Urkunden zu retten. Godfrey schritt durch Rauch und Flammen vor, so weit er konnte, und rief unaufhörlich den Namen „Mrs. Stone". Endlich wankte ihm diese entgegen mit brennenden Kleidern, versengtem Haar, in wilder Verstörung. Mit aller Anstrengung löschte Godfrey das Feuer an ihrem Körper und trug sie, selbst verletzt, nach der Dachkammer und von da über die Plattform in's Nachbarhaus. Ellen frohlockte, als sie Alle gerettet beisammen sah, doch war ihre Mutter in einem so gefährlichen Zustande, daß sie, auf ihren eigenen Wunsch, nach dem St. Bartholomäihospital transportirt ward.

Das Feuer hatte so an Macht gewonnen, daß das Löschkom-

mando augenblickliches Räumen der Nachbarhäuser anordnete. Godfrey führte daher seine Gattin und deren Großmutter mittelst Droschke in seine eigene Wohnung.

Das Stone'sche Haus und mehrere der ältesten Nachbarhäuser wurden durch die Flammen, sowie durch Einreißen völlig zerstört.

Am nächsten Morgen, als kaum der Tag graute, begab Godfrey sich durch Smithfield nach dem Schauplatze des Unglücks in der Klause. Nichols kam ihm entgegen. „Dieser Brand ist eine schreckliche Geschichte, Sir!" sprach er zum Maler. „Es ist erfreulich, zu hören, daß Ihre Gattin gerettet ist, und deren Mutter, und die Uebrigen." — „Ja, sie sind Alle gerettet, doch nicht ohne Verletzungen." — „Hoffentlich nicht gefährlich, Sir?" — „Nun, Mrs. Taylor ist schwer verbrannt, fürchte ich." — „O! •!" rief der Advokat mit wahrem Bedauern. „Und Sie selbst, Sir? Ich sehe, Sie haben sich auch beschädigt." — „Nur unbedeutend, Mr. Nichols," erwiederte Godfrey, der aber in demselben Augenblicke heftigen Schmerz im Gesicht und an der Stirn empfand. „Sie kommen eben von der Brandstätte — welchen Erfolg hat man gehabt in Bezug auf die Rettung der Werthsachen?" — „Keinen, meines Wissens, bis jetzt. Wenn aber Hitze und Qualm verschwunden sind, wird man in die Keller hinabsteigen und nach den Juwelen suchen können. Es ist große Aufregung in der Klause, und die Polizei erscheint ungewöhnlich aufmerksam, um die neugierigen Gruppen zurückzuhalten. Die seltsamsten Gerüchte gehen von Mund zu Mund. Ich hörte eine alte Frau zu einem Haufen ihrer Bekanntschaft sagen, daß unter den Trümmern Schätze genug lägen, um die ganze Klause reich zu machen, und ich zweifle nicht, daß eine Menge Diebe auf der Lauer stehen, um den günstigen Augenblick zum Stehlen abzupassen." — „Wer ist aber jetzt dort gegenwärtig, Mrs. Taylor's Interesse wahrzunehmen?" — „Niemand, meines Wissens, weßhalb Sie wohlthäten, sich selbst dahin zu begeben." — Godfrey that dieß und blieb den ganzen Tag beaufsichtigend an der Brandstelle. Erst dann begab er sich, müde, leidend und sorgenvoll, nach dem Spital, um Mrs. Taylor den Erfolg des Aufsuchens der im Hause aufbewahrt gewesenen Schätze mitzutheilen.

Ein Wärter, den er traf und der ihn zur Kranken geleitete, sagte ihm, daß sie sich in einem entsetzlichen Zustande befinde, tiefe, große Brandwunden habe und anscheinend rettungslos verloren sei. Godfrey schauderte bei ihrem Anblicke; sie war vom Kopf bis zu den Füßen wie eine Mumie verbunden und lag in einem kleinen Zimmer, das an einen größeren Saal grenzte.

Der Glanz ihrer Blickes machte ihn erblassen, es war ein wildes, rastloses, mächtiges Feuer in diesem forschenden Auge, die entschlossene Seele der Frau sprach sich in ihrem furchtbaren Kampfe mit körperlichen Schmerzen darin aus. Ihre Gesichtszüge waren fast unberührt geblieben von dem zerstörenden Brande, aber in unaufhörlich zuckender Bewegung. Ihre Selbstbeherrschung unter so traurigen Umständen war großartig. Sie sprach in ihrer gewöhnlichen kurzen und schneidenden Weise, die keine Theilnahme erwecken konnte. „O, Sie sind's, Godfrey — endlich!" rief sie ihm entgegen. — „Ich konnte nicht eher kommen, denn ich hielt es für meine Pflicht, beim Aufräumen und Aufsuchen gegenwärtig zu sein." — „Das ist gut. Nun, und . . .?" — „Der Schaden, den Sie an Ihrem Eigenthum erlitten, ist sehr bedeutend." — „Weiß ich das nicht bereits? Haben Sie mir nichts Besseres zu sagen?" — „Es sind drei Juwelenkästchen herausgebracht, ich habe indeß nicht Zeit gehabt, sie näher zu untersuchen. Sie sind in der Obhut des Polizei-Inspektors. Morgen wird eine umfassendere Nachsuchung beginnen; jetzt ist die Glut noch zu groß." — „Ist Ellen gerettet?" — „Ja." — „Sie retteten dieselbe?" — „Ja, und sie ist nicht verletzt, oder doch nur ganz leicht. Tragen Sie nicht die mindeste Sorge um sie! Meine Wirthin ist eine gute und sorgsame Frau, sie pflegt Ellen und es ist ein Wundarzt bei der Hand. Ich bin indeß lange bei den Ruinen gewesen, um mein Bestes für Sie zu thun, obschon dieß ein trauriges Geschäft ist." — „Das weiß ich selbst. Nun hoffe ich aber, Sie gehen nach der Klause zurück und verlassen diese nicht eher, bis jeder Zoll des Platzes nach meinen Juwelen durchsucht ist, und nach meinem Gold und Silber, nach den Papieren und Kontobüchern in den feuerfesten Kästen und Schränken. Ich fürchte, alles Andere ist verloren — meine Sammlungen, antiken Geräthe, Familienreliken?" — „Alles verloren!" — „Und Isaak's werthvolle alte Gemälde und Statuen?" — „Verloren!"

Die Kranke warf ihren Kopf von der einen nach der andern Seite und stöhnte, dann hieß sie in erneuter Aufregung Godfrey gehen und retten, was noch zu retten sei, und nicht dazustehen, wo er ihr nichts helfen könne. — „Wünschen Sie Ellen zu sehen?" fragte er, im Begriff, sich zu entfernen. — „Nein. Was soll das mir helfen? Sagen Sie ihr, ich müsse meine Schmerzen ertragen und sie könne mir nichts davon abnehmen." — Mrs. Taylor zeigte immer noch dieselbe harte, kalte, abstoßende Natur. Auch nicht die stärkste Erschütterung schien ihr Herz erweichen zu können. Mit dieser Ueberzeugung verließ Godfrey ihr Bett. Jetzt rief sie ihn plötzlich zurück. Er blickte sie fragend an. „Damit Sie's wissen, wenn mir Etwas zustoßen sollte," sagte sie, „Sir Felix' Familiensitz in Kent, Harcourt Place, gehört Ellen. Ich habe ihn ihr vermacht. Isaak hat, wie Sie wissen, große Vorschüsse an Sir Felix gemacht. Die Besitzveränderung ist mit Mr. Nichols vollständig geordnet, und der Platz ist mein. Reisen Sie dann hin und nehmen Sie das Haus für Ellen in Besitz." — „Mit Mr. Taylor's Bewilligung?" fragte der gesetzkundige Godfrey. — Diese Frage setzte die Kranke in fieberhafte Aufregung. „O Godfrey, Godfrey!" rief sie mit bebender Stimme. — „Was, Mrs. Taylor?" — „Nennen Sie den Namen nicht mehr! Ich bin von diesem John Taylor entsetzlich betrogen worden!" — „Ich durchschaute ihn längst, Mrs. Stone, und habe wegen seiner auch für Sie Sorge getragen." — „Godfrey, ich muß sterben. Sie und Jakob müssen Alles erhalten, was ich hinterlasse."

Der Maler begab sich sogleich zu dem im angrenzenden Saale befindlichen Arzte und fragte ihn über den Zustand der Verletzten. „Sie wird schwerlich den morgenden Tag erleben," sagte der Arzt. — Erschüttert trat Godfrey wieder an's Bett. „Mrs. Stone," sprach er, zitternd vor Schmerz, „Sie sagten mir, daß Sie sterben müßten. Der Arzt bestätigt dieß — gewiß darf ich jetzt sogleich Ellen herbeirufen!" — Sie bewegte mit großer Anstrengung ihre durch Bandagen gefesselten Hände abwehrend und trieb den Maler auf's Neue, ohne Verweilen nach der Brandstätte zu eilen und ihre Schätze zu bewachen. „Während Sie zögern," sagte sie heftig, „bestiehlt uns die Polizei. Ich traue Keinem davon. Also fort, fort, fort!" — Godfrey entfernte sich, aber nur zu dem Zwecke, um Ellen und Großmutter Bolt so rasch wie möglich herbeizurufen. Diese fuhren zum Hospital in einem Kab, still und vom Ernst des Moments niedergedrückt. Bevor sie daselbst anlangten, rief Mrs. Stone — so wollen wir dieselbe wieder nennen — ihre Krankenwärterin an's Bett und fragte sie, ob sie arm wäre. Keine andere Person war in diesem Augenblicke gegenwärtig. „Wenn ich reich wäre, würde ich nicht hier sein," erwiederte die Wärterin. — „Warum das nicht?" versetzte Mrs. Stone. „Ihr Werk, Kranke und Sterbende zu pflegen, ist ein schöneres und edleres Werk, als irgend eins in der Welt." Ihre stets glänzenden Augen nahmen jetzt einen wahrhaft bestrickenden Schimmer an. „Wärterin, wenn Sie arm sind, will ich Ihnen Geld geben, damit Sie mir einen Gefallen thun." — „In welcher Weise?" — „Sie sollen mir eine rasch wirkende Arznei verschaffen die mich vor Delirium und unsinnigem Plaudern bewahrt. Thun Sie das, ich bitte Sie darum!" — Aha! dachte die Wärterin, das ist Eine, welche ein schuldbeladenes Gewissen beunruhigt. „Ich kann nur mit solcher Medizin etwas zu thun haben, die vom Arzt für Sie verordnet wird," sagte sie freundlich, aber fest. „Bemühen Sie sich, Ihre Gedanken festzuhalten, und wenn Sie einmal den Kopf verlieren, so schadet es nichts." — „Bitte, geben Sie mir Etwas, Wärterin! Etwas, wornach ich schlafen kann und nicht mehr aufwache. Geben Sie mir's jetzt, wo ich noch völlig bei Sinnen bin, und ich will Sie gut belohnen." — „Ich kann wahrhaftig so Etwas nicht thun!" — „Fünf Pfund, Wärterin!" — „Nein." — „Zehn!" — „Nein, nein!" — „Fünfzehn . . . zwanzig . . . fünfzig! O was wollte ich darum geben, wenn ich ein rasches und sicheres Heilmittel hätte!" — „Ein Gift, Mistreß?" — „Auch Gift heilt, Wärterin, heilt von Unruhe und vom Anblick der Menschen. Ich verlange Niemand mehr zu sehen, oder zu hören, oder zu sprechen; ich will schlafen, nur schlafen und für immer!"

Sie erhob bei diesen Worten wild ihre verbundenen Arme und schleuderte sie umher; gleichzeitig riß sie den Verband von ihrem Kopfe. Sie ward wieder verbunden und die Arme wurden noch mehr befestigt. Die Vorhänge an ihrem Bett wurden zugezogen. Sie remonstrirte heftig dagegen und meinte, man wolle nur irgend eine Person vor ihr verbergen. Die Wärterin schob den Vorhang wieder zurück, um sie von ihrem unbegründeten Verdacht zu befreien. „Wer ist das dort in der Ecke?" rief sie. — „Niemand ist dort." — „Niemand? Sitzt nicht Isaak dort in seinem Stuhl?" — Nach einem langen Blicke nach der bezeichneten Stelle schloß sie zusammenschauernd ihre Augen.

Jetzt erschien Ellen, leise und behutsam, und nannte im Tone des Schmerzes und liebenden Mitleids den Namen „Mutter!" — „Wer ruft?" fuhr Mrs. Stone auf und blickte kalt und unfreundlich auf ihre Tochter. „Hast Du Jakob gefunden?" — „Ja, Mutter." — „Das ist gut!" — Ellen sank am Bette der Kranken nieder und blickte bittend auf diese. „Also ist Jakob gerettet?" fragte sie wieder. — „Ja, er ist gerettet." — „Bist Du auch dessen gewiß?" — „Ganz sicher." — „Und er ist fort aus dem Irrenhause?" — „Frei und gerettet. Du wirst mir nicht zürnen, Mutter, weil ich in dieser Weise meines Bruders Partei nahm?" — „Nein, es war das Beste, und ich bin darüber erfreut. Du bist immer gut und ergeben gegen mich gewesen, Ellen, mehr als ich gegen Dich war . . . Weine nicht! Ich hasse Thränen. Wann hast Du mich jemals weinen sehen? Hätte ich jetzt nicht tausendmal mehr Ursache als Du? Sieh' mich hier liegen! Aber weine ich! Mein Gemüth ist voll Weh, und doch vergieße ich keine Thräne. Nein, ich habe mein Leben lang die Thränen in der Tiefe meiner Seele versiegelt und gehütet; dort sind sie, dort lass' sie verborgen!" — Ellen weinte bei diesen Aeußerungen nur heftiger. — „Sei ruhig!" sagte die Kranke in tiefem Tone. „Du störst mich!"

Der Arzt, welcher ihre letzten Stunden zu bewachen hatte, ersuchte Ellen, die Kranke einige Zeit allein zu lassen. „Welche Zeit ist es?" fragte diese ihn nach längerer Pause. — „Sechs Minuten nach Zwölf!" antwortete der Arzt, nach der Uhr sehend.

Vier Personen harrten nun in einem kleinen Vorzimmer; es waren Godfrey und Ellen, Bridget und Mrs. Bolt. Sie saßen schweigend, mit trauernden Blicken, ängstlich lauschend auf die einzelnen abgerissenen Laute, welche vom Sterbebette Hanna's von Zeit zu Zeit herüberklangen; Godfrey mit untergeschlagenen Armen, das Kinn auf die Brust gesenkt, Ellen betend, die Hände auf der Großmutter Schooß gelegt, und diese beugte sich über dieselbe und legte ihre Arme um den Nacken Ellen's, ihre letzte irdische Freude.

Von Zeit zu Zeit kam leisen Trittes die Wärterin aus dem Sterbegemach und brachte Kunde. Miß Conway erschien mit einem Geistlichen, und Beide bemühten sich, die Sterbende in eine bessere geistige Verfassung zu bringen. Sie sprachen mahnend, eifernd, tröstend, beruhigend zu der steinharten Frau. „Und wären Eure Sünden roth wie Blut, so sollten sie doch weiß werden wie Schnee," hörte man im Vorzimmer klar und bestimmt den Prediger sagen. Ellen schloß sich fester an die Großmutter. Es ward allgemach zwei Uhr Nachts. „Ich bin meinem Ende nahe," sagte die Sterbende. „Lasset Alle hereinkommen!" Die Verwandten sammelten sich um's Bett. Zu jeder Person sprach sie mit vernehmlicher Stimme und bot ihnen Lebewohl.

Noch schien sie in sich einen schweren Kampf zu kämpfen, doch endlich ward es bemerkbar, daß sie zu einem Entschlusse kam. „Ich will mit wenigen Worten noch einige Angelegenheiten in Ordnung bringen," begann sie. „Ellen, meine Mutter und Godfrey können hier bleiben, die Anderen sollen hinausgehen . . . Ellen, es ist wahr: Jakob Stone ist Dein Stiefbruder. Dein Vater erfuhr nie, wie ich gegen seinen Sohn gehandelt habe. Isaak Stone ward durch mich getäuscht, ich gestehe das; aber obschon ich Jakob's Absichten stets durchkreuzte, liebte ich ihn dennoch."

Die Stimme versagte ihr für eine halbe Minute. Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust des mit dem Tode ringenden Weibes. Sie erkannte nun die edle Natur, welche sie betrogen und gefoltert hatte. Aber noch in diesen Augenblicken haschte ihr gebrochenes Selbstgefühl nach eitlen Beschönigungen. „Ich hatte immer eine tiefe Abneigung gegen die Armuth, nicht wahr, Mutter?" — Mrs. Bolt schüttelte den Kopf und verbarg ihr Antlitz in den zitternden Händen. Ohne dieß zu beachten, führte die Sterbende ihren Gedanken weiter aus. „Ich hatte immer ein lebhaftes Streben, emporzukommen und reich zu werden. Als ich ein Kind von sieben Jahren war, kam ich zum ersten Male spielend in die Nähe des schwarzen Hauses, und jedesmal, wenn mich dann später Isaak Stone bemerkte und mir die Wangen klopfte, nannte er mich scherzend ‚seine kleine Frau'. Allmälig wachte in mir der Gedanke auf, daß ich eines Tages wirklich seine Frau werden, daß er dann sterben und ich alle seine Diamanten erben könnte. Ich hungerte und dürstete nach Isaak's Schätzen; das Verlangen danach verließ mich nicht mehr; und als ich später Isaak Stone heirathete, geschah es nur in der Hoffnung, bald Wittwe und Erbin zu werden. Gott verzeihe mir das! Isaak war ein guter Gatte gegen mich, und es gereicht mir jetzt zu einigem Troste, daß ich auch gegen ihn kein schlechtes Weib war."

Wieder entstand eine Pause.

„Ich bin nun bald zu Ende. Hört auf mich! Meine stete Furcht nach der Vermählung mit Isaak Stone war, daß eines Tages Jakob zurückkehren könne. Ich wußte und fühlte, daß er zu irgend einer Zeit seines Vaters Verzeihung erbitten werde, und niemals fiel mein Auge auf den Briefkasten, ohne daß ich an ihn dachte und ohne zu fürchten, es möchte von ihm ein Brief angelangt sein. Und als dann endlich dieser gefürchtete Brief kam, o welch' ein schrecklicher Tag für mich. Ich nahm das Schreiben und vernichtete es. Was hätte ich anders thun können? Hätte ich den Brief nicht zerstört, so würde Isaak erkannt haben, wie ich ihn getäuscht; er würde mich von seiner Thür vertrieben haben, denn seine Wuth war gräßlicher als ein verheerendes Feuer. Isaak hörte nie auf, an seinen Sohn zu denken, und oft quälte mich die Vorstellung, er habe Argwohn gegen mich gefaßt, weil ich vielleicht bei irgend einer Gelegenheit ein paar unvorsichtige Worte habe fallen lassen. In Besorgniß gesetzt durch manche seltsame Andeutung, drang ich in ihn, zu meinen Gunsten ein Testament zu machen. Das war damals, als ich die Nachricht von Jakob's Tode erfand."

Bei diesen letzten Worten ward Ellen so von innerer Bewegung überwältigt, daß sie wankte, und Godfrey würde sie hinweggebracht haben, wenn die Kranke nicht dringend gebeten hätte, es möchten Alle anwesend bleiben. „Ich habe nur wenig noch zu sagen," fuhr die Kranke fort. „Hört auch das Letzte! Warum es geschehen, weiß ich nicht, genug, Isaak sprach nach Abfassung des mir günstigen Testaments öfter von Jakob als je zuvor. Er bezweifelte seines Sohnes Tod, und ich bin gewiß, daß er sich einbildete, ich wisse mehr von Jakob, als ich gesagt. Er schlug öfter auf den Busch, um mich auszuforschen. Dann machte er, wie mir Jabez sagte, ein anderes Testament; ich war aber entschlossen, dieß zweite Testament niemals an's Licht kommen zu lassen, und so geschah es. Alle meine Entwürfe mit den Stone's gelangen, aber in der Stunde meines höchsten Triumphes nahte mein Fall. Erst betrog mich ein Schurke, dann kam der Brand. Es ist wahr, was der gute Pfarrer mir sagte: ein Haus, auf Sand gebaut, muß fallen, früher oder später. Es ist kein fester Grund in ungerechtem Thun. Gott hat mich geprüft — ich unterwerfe mich. Aber redet mir nicht von Bußethun! Welche Buße sollte ich thun? Keine! — Thränen bieten keinen Ersatz . . . ich kann nicht weinen. Mein Glück ist von mir zurückgewichen; ich kann es nicht zurückrufen. Mir bleibt nichts übrig, als zu sterben."

28. Versöhnung im Tode.

Es war drei Uhr Morgens. Die Verwandten hatten sich, auf Verlangen des Geistlichen, wieder in's Vorzimmer zurückgezogen, während er am Bett der Kranken eifrig betete; aber die äußerste Krisis kam, und Mrs. Stone machte die letzte Anstrengung, sich gegen ihre Fesseln zu empören. „Laßt mich fort!" schrie sie wild auf. „Ich will hinunter und meine Diamanten, meine Perlen, meine Gemmen und Papiere retten! Laßt mich, laßt mich! Ich weiß einen Weg, meine Schätze zu retten!" — Bald darauf phantasirte sie von Dieben, Einbrechern und Pistolen, und forderte Godfrey auf, diese Einbrecher todtzuschießen. Danach kam die Abspannung und unheimliches Schweigen, so daß das Ticken der Uhr des Arztes hörbar war. „Es ist bald vorüber!" flüsterte er, die

Hand auf die Brust der Sterbenden legend. Der Tod war jedoch noch nicht so nahe, als er glaubte. Ein kurzes deliriöses Aufflackern des sonst so starken Geistes zeigte ihren schrecklichen Kampf. „Jakob!" schrie sie, „Du sollst nichts in diesem Hause anrühren — Alles ist mein!" — „O Mutter, liebe Mutter, denk' an den Frieden!" bat Ellen. Die Sterbende blickte ihr voll in's Gesicht. „Weißt Du, ich habe noch nicht Alles gesagt. Ich war in meinem Herzen eine Mörderin, als ich Jakob und Jabez an Taylor überlieferte. Ich forderte von ihm, er soll sie mir aus dem Wege schaffen, er soll sie auslöschen vor meinem Angesicht!" — „Still, still, Mutter! Wir wollen beten!" — Alle knieten am Bett nieder, aber Hanna schrie nach Jakob, und in diesem Augenblicke trat er ein. Der Advokat Nichols hatte ihn unterrichtet, und er war auf die erste Kunde vom Unglück seiner Stiefmutter und ehemaligen Geliebten herbeigeeilt. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, als er an's Bett der Sterbenden trat und sein Gesicht über sie beugte. Sie blickte empor und erkannte ihn. Ihre Lippen bewegten sich lautlos.

„Gott sei Dank, Du erkennst mich, Hanna!" sagte Jakob mit mildem Ernst, „und Du kannst hören, was ich Dir zu sagen habe. Aller Haß, alle Bitterkeit und aller Irrthum schwindet vor dem heiligen Ernst dieser Stunde, und die Größe des Unglücks söhnt jeden Zwiespalt aus. Kann ich irgend Etwas sagen oder thun, Dich zu beruhigen, so fordere es. Ich bin zu Allem bereit." — Jakob's Erscheinung und milde Rede setzten die Sterbende in ungewöhnliche Bewegung, und mit Anstrengung bat sie ihn, ihr zu vergeben, wie er hoffe, daß ihm werde vergeben werden. Er reichte ihr die Hand. „Was noch übrig ist von Deines Vaters Vermögen, gehört Dir und Ellen!" — „Sprich nicht von dem Plunder jetzt!" erwiederte Jakob mit sanftem Verweise. „Hanna, hast Du Deinen Frieden gemacht mit Gott? Beruhige mich darüber!" — Sie blickte verstört auf ihn, wendete dann ihr Gesicht ab und murmelte: „Bete für mich!" — „Ich thue es, Hanna!"

Die Sterbende fuhr zusammen, als er inbrünstig die Hände faltete. „O, o!" stöhnte sie. „Das habe ich nimmer erwartet! Feurige Kohlen sammelt ihr auf mein Haupt . . ." — „Nicht so, Hanna! Fasse Dich! Es ist hier Niemand, der Dir Etwas nachtrüge." — Plötzlich flüsterte sie Jabez' Namen. „Wünschest Du ihn zu sehen?" — „Ja." — „Gut, ich hole ihn!" — Jakob eilte fort, und es dauerte fast eine Stunde, ehe er mit Jabez zurückkehrte. Der Tag begann bereits zu grauen, als der alte Bureaudiener, an allen Gliedern zitternd, an's Bett seiner ehemaligen Gebieterin trat. „Jabez ist hier!" flüsterte Jakob, sein bärtiges Antlitz dicht an ihr Ohr legend. Sie schlug die Augen auf, und der alte Mann, an ihrem Lager niederknieend, hob seine knorrigen dürren Hände gefaltet zu ihr empor. „Mistreß, vergeben Sie mir, daß ich Jakob sagte, was ich wußte! Ich konnte nicht schweigen, als ich ihn so elend wiederkommen sah. Mein Herz schlug für den Sohn meines Herrn, aber ich hatte nimmer die Absicht, Sie zu kränken." — Mrs. Stone antwortete ihm mit einer Frage, indem sie, mit einem Anfluge der früheren Rauhheit, ein wenig den Kopf von ihrem Kissen erhob. „Hattest Du bei dem Juwelendiebstahl Deine Hand im Spiele?" — „Ich will Ihnen Alles sagen, Mistreß; aber können Sie es jetzt hören?" — „Sage mir Alles!" erwiederte sie heftig. „Ich will Alles wissen! Meine besten Diamanten, das kostbare Bouquet von Juwelen, das indische Halsband, die wunderbaren Ohrglocken und die schönen Smaragde, Sapphire, Rubinen und Amethyste wurden geraubt! Sprich, wie ist es geschehen!" Ihre Augen leuchteten heller auf, die Pupillen erweiterten sich außerordentlich und schienen glühende Pfeile auf den Alten zu senden. Dieser blickte fragend auf Jakob. „Erzähle ihr in möglichst kurzen Worten den Hergang!" befahl dieser. — „Mein Cousin Will war das Haupt der Bande," erzählte Jabez. „Sie sind nun Alle gefangen. Will bat mich eines Tages, ihm das Stone'sche Haus und die Juwelen zum Verkauf und die besten Kuriositäten zu zeigen. Ich dachte Niemand zu verletzen, Will aber that es. Er und seine Bande trafen alle ihre Vorbereitungen; sie wußten genau, wie sie einbrechen konnten, ehe der Raub ausgeführt ward. Ich war oft recht geplagt, Mistreß. Eines Tages hatte ich einen Korb voll Werthsachen von Lady Henry's Verkauf zu holen, und es gab keine Seele, die mir half. Mein Asthma quälte mich an diesem nebligen Tage, und da gerade mein Cousin Will mir in den Weg kam, trug er mir die Last nach Hause. Will gab mir Geld und sagte: ‚Geh' und hole einen Trunk Brandy! Ich will die Thür bewachen, bis Du zurückkommst. Aber Du mußt eilen, denn ich habe wenig Zeit.' Als ich nach etwa zwei oder drei Minuten wiederkam, war kein Will mehr zu sehen, aber er hatte sich selbst oder Andere von seiner Bande in den Gewölben versteckt. Ich argwöhnte nicht das Geringste. Will war etwas leichtsinnig, wie ich wußte, aber für einen Dieb hielt ich ihn nicht, und noch weniger für einen Anführer von Dieben. Um die Sache zu verschlimmern, hatte ich gerade damals den Schlüssel zu den Kellerräumen von Mr. Chester bekommen, um ein Kästchen loser Perlen hinabzubringen. Bei dieser Gelegenheit ist vielleicht Will hineingeschlüpft und hat sich hinter den Kästen versteckt, bis ich fort war. Aber ich selbst war nie ein Dieb, Mistreß, noch ein Diebsgenosse, noch war es Bridget. Ich hoffe, daß Sie mir Glauben schenken." — „Ja, ich thue es, Jabez. Wir haben lange Jahre miteinander gearbeitet unter Isaak's Dache, und Du hast mir treu gedient. Meine Tochter wird Sorge tragen, daß Du Dein von Isaak ausgesetztes Jahrgeld erhältst." — „Tausend Dank, Mistreß! Fünfundzwanzig Pfund auf's Jahr?" — „Nein, zwanzig sind genug." — „Gewiß, ich werde auch für zwanzig dankbar sein."

Der Geistliche unterbrach diesen Schacher. „Ich hoffe, Sie haben nun genug von irdischen Dingen, und gehen einem neuen, heiligeren Leben entgegen, wo es keine Diebe und Räuber mehr gibt." — „Nein," erwiederte die Sterbende mit einem gewissen Trotze, „ich bin noch nicht am Ziele der irdischen Dinge. Ich möchte das Geheimniß von Sir Felix' Verschwinden aufgehellt sehen, ehe ich meine Augen zum ewigen Schlafe schließe." — „Nach alledem beharren Sie auf dem Glauben an ewige Vernichtung, Weib. Das ist kein sicherer Anker des Trostes!" — Hanna ging ohne Erwiederung über die Mahnung des Priesters hinweg und sprach weiter von Sir Felix. — „Sei ruhig!" bemerkte Jakob. „Ich kann Dir die Gewißheit geben, daß Mr. Chester nie seine Hand zum Tode des Sir Felix geregt hat. Du kannst getrost meine Schwester seinem Herzen überlassen; er ist frei von Schuld, und ich hoffe sie Beide von nun an glücklich miteinander zu sehen. Was mich betrifft, so werde ich, so lange ich athme, ein treuer Bruder Ellen's sein, die so edel an mir gehandelt hat." — „Ich freue mich, das zu hören und euch Alle einträchtig beisammen zu wissen," versetzte Mrs. Stone matt und mit ersichtlicher Anstrengung. Einige Augenblicke trat Schweigen ein, dann raffte die Sterbende auf's Neue ihre schwindenden Kräfte zusammen. „Ich kann nicht ungeschehen machen, was ich gethan," sagte sie hohl. „Ich habe keine Hoffnung auf mich selbst, keine auf die Welt, noch auf irgend Jemand in der Welt . . . Was bleibt mir dann, als die Vernichtung?" — „Nein, Weib; die Hoffnung der Hoffnungslosen!" antwortete der Priester, auf das Kruzifix deutend. „Er starb, der Gerechte, für die Ungerechten, um auch Ihnen zu Gottes Gnade zu verhelfen." Die Sterbende schien mit aller Anstrengung ihres noch übrigen geistigen Vermögens über diese Worte nachzudenken. Ihr Aussehen veränderte sich, die Verklärung des letzten Moments erleuchtete ihre Züge und ihre Seele. „Der Gerechte für die Ungerechten," flüsterte sie, „für mich . . ." Hier brach ihre Stimme. Sie blickte aufwärts, dann schlossen sich ihre Augen für immer.

Ellen weinte laut und ward weggeführt. Die Uebrigen folgten. Godfrey geleitete sie nach seiner Wohnung und ließ ihnen durch seine freundliche Wirthin Kaffee serviren. Die Worte aber, welche Jakob am Sterbebette Hanna's über Sir Felix hatte fallen lassen, hatten Godfrey und Ellen in solche Spannung versetzt, daß sie sogleich um nähere Aufklärung baten. „Ich will Alles, was ich weiß, erzählen," sagte Jakob, „aber später. Jetzt bedürfen wir der Ruhe."

Während er die Kaffeetasse nach dem Munde führte, bemerkte er, daß Godfrey, Ellen und Verney ihn mit ernsten Blicken beobachteten und leise mit einander flüsterten. „Ich sehe," sprach er, „daß ihr den Moment der Erklärung nicht erwarten könnt. Wohlan, ich will diesen Nachmittag um drei Uhr an dieser Stelle erzählen, was ich weiß." Dabei hatte es sein Bewenden.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 15.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung
von
Friedrich Gerstäcker.

Erstes Kapitel.

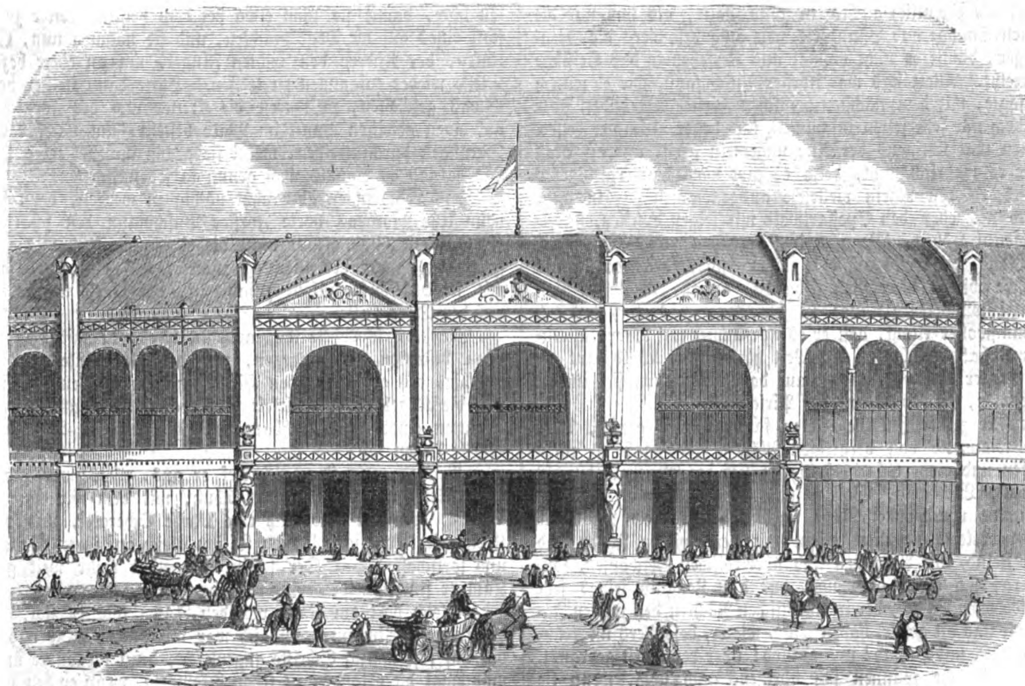
Die Forstei im Spessart.

Oben im Spessart, an der nördlichen Abdachung desselben und ziemlich versteckt in einem wilden hochstämmigen Nadelholzwalde, lag eine alte Forstei, deren Insasse, der alte Förster Buschmann, schon lange um einen Gehülfen petitionirt hatte, weil ihm die Wilddieberei zu arg wurde und er's in dem weiten und wilden Revier nicht mehr allein „ermachen" konnte.

Ja petitioniren — das sollte Alles „kein Geld kosten", wie er meinte, und dabei wurde das Gesindel immer dreister und stahl zuletzt an Wild mehr weg, als es gekostet haben würde, zwei Gehülfen anzustellen. Es kam und kam eben keiner, bis er zuletzt wild wurde und das Gesetz in seine eigene Hand nahm.

Alle Schliche und Wege kannte er, aus dem über Nacht draußen im Holz liegen machte er sich auch nichts, und Streusucher fanden bald nacheinander zwei übelberüchtigte junge Bursche aus dem nächsten Dorf erschossen auf einem der Waldpfade liegen und trugen sie zu Thal.

Jetzt kamen freilich die Gerichte auf die Beine; eine Untersuchung jagte die andere, und Buschmann wurde alle Augenblicke vorgefordert, um Auskunft über die Erschossenen zu geben — aber was wußte er davon? Er stak allein da auf seiner Forstei im Walde, überall konnte er natürlich nicht sein, und wenn sich das Wilderergesindel unter einander selber todtschoß — ei, dann wohl bekomm's: er hatte nichts dagegen. Wissen thue er übrigens



Das Ausstellungsgebäude in Paris. Von Provost. (S. 171.)

nichts von der ganzen Geschichte, und da er vergebens und immer wieder vergebens Hülfe von der oberen Forstverwaltung erbeten, aber nie auch nur einmal eine Antwort erhalten habe, so müssen sie es sich jetzt eben gefallen lassen, wenn es Mord und Todtschlag auf dem Revier gäbe.

Das half. Schon in nächster Woche wurde nicht allein ein aus drei Schützen bestehender Forstschutz in das Revier gelegt, sondern eines Sonnabend Abends traf auch ein junger kräftiger Forstgehülfe auf der Forstei ein, gab sein Einführungsschreiben ab und wurde von dem alten Förster auf das Herzlichste empfangen.

Bis jetzt hatte Buschmann mit seiner „Alten“, da ihre Ehe kinderlos geblieben, hier allein die langen Jahre gewirthschaftet. Nur eine alte Magd war noch im Hause, die die Küche und ein paar Kühe besorgte, und zwei Kreiser oder Forstläufer schliefen ebenfalls dort oben, wenn sie ihre Pflicht nicht zwang, auf irgend einem andern Punkt des Reviers zu übernachten. Daß das ein einsames Leben im Walde gewesen, läßt sich denken, besonders wenn draußen der Schnee seine weiße Decke über das Land breitete. Die beiden alten Leute hatten dann mit der Magd im Zimmer gesessen, der Förster seinen kurzen Pfeifenstummel im Mund, die Frauen am Spinnrocken, während oft stundenlang kein Laut, als das Schnurren der Räder, die Stille unterbrach.

Jetzt kam junges Leben dahinein, und der neue Forstgehülfe Bernhard Raischbach, der schon in Aschaffenburg, Würzburg und selbst München gewesen, ja gar in den Alpen seine Lehrzeit bestanden, und sonst auch ein manierlicher Bursche und guter Leute Kind war, konnte von allem Möglichen erzählen und erzählte auch, und die alten Leute trugen ihn dafür auf Händen. Was ihm die alte Frau an den Augen absehen konnte, that sie ihm, und besserer Kaffee war noch nicht in der Forstei gebraut, so lange sie stand, als seit der junge Raischbach dort eingezogen. Ja sogar ein Fäßchen Bier wurde angeschrotet — und zwar Lagerbier, kein einfaches — damit er nicht versucht werden sollte, Abends in das allerdings immer noch gut anderthalb Stunden entfernte Wirthshaus hinabzusteigen — was er freilich auch nur sehr selten that. Der Hinweg ging noch — aber der Rückweg durch den stockdunklen Wald und über die rauhen Wege war nichts weniger als angenehm.

Auch draußen im Wald erwies sich der junge Forstgehülfe bald außerordentlich brauchbar und kannte seine Pflicht so genau, daß der alte Förster eigentlich nichts zu thun hatte, als ihm nur die verschiedenen Schläge und Pflanzorte, wie auch besonders die Grenzen zu zeigen, damit er nicht einmal aus Versehen in das Hessische hinübergeriethe. Allerdings war Förster Buschmann, wie er seinem Gehülfen sagte, mit dem nächsten hessischen Förster befreundet, aber sie kamen doch nur sehr selten zusammen, und besser ist immer besser.

Erzählen that übrigens der Alte ungemein gern, und an Stoff dazu fehlte es wahrlich nicht, denn es gibt wohl kein ergiebigeres Sagengebiet — den Rhein vielleicht ausgenommen — in ganz Deutschland als eben den Spessartwald mit seinen dunklen, nadelholzbewachsenen Höhen. Wenn er ihm dann die verschiedenen Namen der Plätze, die theils auf eine solche Sage, theils auf früher hier heimische wilde Thiere Bezug hatten, angab, wußte er ihm dabei allerlei wunderliche Dinge zu berichten, was noch dadurch viel geheimnißvoller klang, daß er es nur immer mit leiser flüsternder Stimme that. Nicht um die Welt hätte er im Wald laut gesprochen, war er doch von Jugend auf daran gewöhnt, sich immer so zu benehmen, als ob er auf der Pirsche sei.

Gelegenheit zu solchen Geschichten fand er also genug, denn der Wald wimmelte von derartigen Plätzen. Da gab es einen Teufelsfelsen und einen Eckardtsstein; da lief der Elfenbach durch's grüne Moos; Luchssteig, Wolfsschlucht Bäreneck und Auerhorn hießen einzelne vorragende Plätze im Wald, und die Phantasie des Alten bevölkerte sie nicht allein mit dem wilden Jäger und dem bösen Feind, mit Alraunen und überirdischen Geschöpfen, sondern er berief sich dabei auch noch auf das Zeugniß seines jetzt leider verstorbenen Vaters, der in stürmischen Nächten den wilden Jäger selber oft und oft gehört haben sollte, wie er, besonders im Frühjahr und Herbst, mit Hussah! und Halloh! über den Forst gebraust.

Solche Gespräche spannen sich übrigens auch noch, wenn sie Abends nach Hause kamen, aus, denn von derartigen Erzählungen wußte die Frau Försterin fast noch mehr als ihr Mann, ja selbst die Lisei, wie die alte Magd hieß, nickte nur immer bestätigend mit dem Kopfe, wenn sie auch selber entsetzlich schwer zum Reden zu bringen war, denn sie stieß ein wenig mit der Zunge an und war von anderen jungen Leuten, denen sie früher manchmal derlei erzählt, wohl nur ausgelacht und verspottet worden.

Der junge Raischbach lachte sie aber nicht aus. Selber etwas romantischer Natur, wenn auch nichts weniger als was man abergläubisch nennt, wirkte die ganze Umgebung doch nach und nach auf ihn ein, und er fing an, sich nirgends wohler zu fühlen als Abends, nach einem tüchtigen Rundmarsch in der stillen, schweigenden Waldung, in seiner Ecke neben seinem Krug Bier und mit der kurzen Jagdpfeife im Munde.

Er wußte selber auch Manches zu erzählen: von dem Bergstutzel in den Alpen, von der Gemswaid, von den weißen Fräulein und dann aus anderen Forsten von einer Freikugel, die ein Jäger gehabt, mit der er nachher, wider Willen, seinen eigenen Vater erschossen; von einem andern Frevler, der sein Feuerrohr auf einen gekreuzigten Jesus abgebrannt hätte und von Stund an blind geworden wäre, und manche andere Dinge, wie sie sich die Jäger wohl an langen Winterabenden erzählen.

Deßhalb scheute er sich aber doch nicht, bei Nacht und Nebel draußen im Wald herumzusteigen, und wenn er einmal irgendwo in einer Richtung einen Schuß gehört, von dem man sich keine Rechenschaft geben konnte, so ruhte und rastete er auch nicht, bis er die richtige Fährte ausspürte, und wenn er drei Nächte hinter einander hätte draußen lagern sollen.

Daß so ein flinker kräftiger Bursche — und außerdem noch ein vortrefflicher rascher Schütze, wie er sich bald erwies — dem Wilderergesindel unbequem werden mußte, läßt sich denken. In ganz kurzer Zeit hatte er auch drei von der Gesellschaft auf frischer That ertappt und sie nach und nach ganz allein eingebracht, und die Wilddiebe mußten anfangen, sich nach einem andern Revier umzusehen, denn auf dem Buschmann'schen schien's für sie nicht mehr geheuer.

Eines Tages — es war im August — hatte der Förster einen Feistthirsch zum Abschuß bekommen, der noch an dem nämlichen Abend eingeliefert werden sollte, und Bernhard wie der Alte waren mit Tagesgrauen hinausgegangen, um ihr Glück auf der Pirsche zu versuchen. Nach vorher genommener Verabredung sollte aber Keiner mehr schießen, wenn er vom Andern einen Schuß fallen höre, damit sie nicht etwa bei dem heißen Wetter zwei Stück statt eines auf die Decke brächten, und sie nahmen nun, Einer den linken, der Andere den rechten Flügel, um an einer bezeichneten Stelle wieder zusammen zu treffen. Hatte dann Keiner von ihnen Etwas geschossen, so waren die Kreiser und der Forstschutz schon auf einen gewissen Punkt im Wald bestellt, um nachher ein paar Dickungen durchzutreiben, wobei sie gewiß ihr Ziel erreichten, denn Hirsche gab es damals noch genug in jenen Forsten.

Das Letzte schien aber nicht nöthig zu werden, denn schon um neun Uhr Morgens hörte Förster Buschmann den scharfen Krach einer Büchse, und als er nun, die eigene Waffe über die Schulter gehangen, direkt der Richtung zuhielt, traf er auch bald darauf mit seinem Forstgehülfen zusammen, der einen kapitalen Achter auf der Decke hatte.

Bernhard schwenkte ihm auch lustig seinen mit dem „Bruch“ schon besteckten Hut entgegen, und der Alte nickte vergnügt vor sich hin, als er den braven Hirsch, mit dem Eichenzweig im Geäst und die Kugel wie abgezirkelt mitten auf dem Blatt, verendet im Schatten eines alten Eichbaums, nahe einer zu Thal rieselnden Quelle liegen sah.

„Bravo, mein Junge!“ rief er aus, „das war gerade das rechte Stück und ein tüchtiger Schuß, mit dem wir Ehre einlegen können; er spart uns auch eine Masse Schererei, und wenn die Kreiser jetzt kommen, können sie ihn gleich auf ihren Wagen packen und fortschaffen. — Der scheint auch nicht mehr weit gegangen. Kam er flüchtig?“

„Gleich dort am Rand von den Felsen äste er sich,“ erzählte der junge Forstmann, „und ich war mit gutem Wind und Deckung bis auf fast achtzig Schritte angepirscht, denn ich konnte nur immer manchmal die Stangen zu sehen bekommen, wenn er den Kopf hob, um zu sichern. Weiß aber der liebe Gott, was ihn verscheucht haben mag, denn meinen Schritt auf dem weichen Moos konnte

er wahrlich nicht hören, äugte auch nicht einmal der Richtung zu, wo ich mich befand. Wie ich aber daneben hinter den Büschen vorkrieche, höre ich, daß er flüchtig wird, und jetzt war ich mit einem Satz auch draußen im Freien. Rechts ab konnte er nicht, der Kluft wegen, so mußte er hier über die Lichtung, und wie er die Kugel kriegte, machte er einen Satz so hoch."

„Das ist ein famoses Zeichen," schmunzelte der Alte.

„Er ging auch nicht mehr weit. Dort drüben, bei der jungen Weißtanne, ist der Anschuß und hier unter der Eiche hielt er plötzlich, that sich nieder und verendete auch gleich darauf, da ich versteckt blieb und ihn nicht weiter störte."

Der alte Förster nickte leise und zustimmend mit dem Kopf, und trat indessen, während sein junger Gehülfe den kurzen Bericht abstattete, an den Rand der hier ziemlich steil abfallenden Felsen, um das da unten ausgebreitete Terrain zu überblicken.

Es war ein wilder eigenthümlicher Platz hier mitten in den Bergen, und Bernhard selber auf all' seinen Streifzügen noch nie in die Nähe desselben gekommen.

Gerade zu ihren Füßen fielen die Sandsteinfelsen wohl achtzig oder neunzig Fuß steil ab, und nach rechts und links, wohin er sah, schien eine ganz ähnliche Mauer eine unten liegende flache und moorige Ebene, auf der auch wenig mehr als Haidekraut und kleines niederes Gestrüpp wuchs, einzuschließen. Der ganze innere Raum mochte übrigens ein paar Morgen umschließen, und sah genau so aus, als ob er in früheren Jahrhunderten — oder vielleicht Jahrtausenden — die ganze offene Stelle ausgefüllt hätte und nur einmal, bei einer inneren Erderschütterung vielleicht, weggesunken wäre.

„Sind Sie schon an dem Platz hier gewesen, Reischbach?" sagte der Alte nach einer längeren Pause, in der er schweigend über die wüste Stelle hinausgeschaut.

„Nein, Herr Förster," sagte der junge Mann; „das ist ein wildes wunderliches Terrain; bin aber noch nie hierher gekommen — heute zum ersten Mal. Es kann hier gar nicht so weit von der Grenze sein."

„Ist es auch nicht," nickte der Förster; „die Schlucht, die von dort herüberkommt, wo Sie neulich die wilde Katze geschossen haben, bildet die Grenze, und die Stelle hier heißt ‚der Fuchsbau' — gibt auch schmählich viel Füchse hier, denn da drinnen sind sie ungestört, und man darf nicht einmal einen Hund hineinlassen, weil die Wand voller Risse und Spalten steckt, die oft Gott weiß wie tief hinuntergehen. Gleich im ersten Jahr, als ich herkam, habe ich dort drüben in dem einen Loch meinen besten Dachshund verloren, und mich nachher wohl gehütet, wieder einen in die Nähe zu bringen."

„Sonderbar," sagte Reischbach, „ob der Platz nicht wie eingesunken aussieht —"

„Hm," brummte der Alte und sah sich vorsichtig dabei um — „wir wollen hinüber nach dem Rendezvous gehen, wohin wir die Kreiser bestellt haben — 's ist gar nicht so weit von hier, und wenn wir der Schneuße folgen, kommen wir ganz in die Nähe."

Damit rückte er sich seine Büchse wieder auf die Schulter und schritt langsam voran, Bernhard folgte ihm, und Beide gingen auch die ganze Strecke lang schweigend neben einander hin; nur unterwegs brach sich der Förster ebenfalls einen Bruch ab und steckte ihn sich, alter Sitte folgend, auf den Hut — war doch ein jagdbarer Hirsch erlegt, und dabei durfte keine althergebrachte Form versäumt werden.

So erreichten sie nach einer Weile das bestimmte Rendezvous, eine kleine offene Waldblöße, an deren Rand ein Pirschhaus gebaut war, um den Kreisern, wenn sie hier in der Nähe Dienst hatten, ein Obdach zu bieten. Der Förster trug allerdings den Schlüssel dazu in der Tasche, aber bei dem prachtvollen Wetter dachten die beiden Jäger nicht daran, sich in das dumpfige Haus zu setzen, und Buschmann, mit seinem Hirschfänger einen Zweig von einem dort stehenden breitästigen Weißdorn schlagend, hing seine Büchse an den Zacken und warf sich dann auf das Moos im Schatten des Baumes nieder, welchem Beispiel sein junger Forstgehülfe folgte.

„Wenn wir jetzt eine Flasche Bier hätten," sagte dieser, indem er sich, in Ermanglung eines andern Labsals, wenigstens seine kurze Pfeife stopfte und in Brand setzte — „das müßte jetzt schmecken."

„Die Kreiser bringen ein paar Flaschen mit," nickte der Förster, „denn ich wußte ja nicht, was wir noch für Arbeit mit dem Hirsch bekamen."

„Das ist gescheidt — und die müssen bald kommen."

„Etwa in einer halben Stunde spätestens," sagte der Förster und qualmte stärker — „aber — was ich gleich sagen wollte, Reischbach — Sie — Sie meinten vorher da drüben am Bau — am Fuchsbau meine ich — an der wunderlichen Stelle, die rings von steilen Sandsteinfelsen wie eingedämmt ist, daß sie fast so aussähe, als ob der Platz eingesunken wäre."

„Ja wohl, Herr Förster, es hat merkwürdige Aehnlichkeit, und drin im Tyrol wüßt' ich genau so eine Stelle, wo sich auch die Leute erzählen, daß dort vor uralten Zeiten eine Alm gestanden hätte — und jetzt ist's ein See, kein Mensch weiß wie tief."

„Es kommt Alles vor in der Welt, Reischbach," nickte der Alte still vor sich hin — „Alles — wir sehen's nur manchmal nicht, oder wollen's eben nicht sehen."

„Und hat der Platz irgend eine Bedeutung?"

„Dort an Ort und Stelle," sagte der alte Mann, „mochte ich Ihnen nicht gern Red und Antwort stehen; man spricht nicht gern davon, wo die Worte bis hinunter in den Grund schallen können, und wenn Sie die Kreiser frügen, würde Ihnen wohl Keiner Auskunft geben; aber das ist Thorheit, denn einem frommen Christen kann der Spuk nichts anhaben."

„Aber welcher Spuk, Herr Förster?"

„Der im Bau drunten."

„Im Fuchsbau? also ist es wirklich ein eingesunkener Platz?"

„Das sieht ein Kind ein," nickte der alte Forstmann, der hier wieder vollständig auf seinem Steckenpferd saß. „Da hat vor alten Zeiten eine große und reiche Stadt gestanden, mit einem Kirchthurm, dessen Kuppel sie so dick vergoldet hatten, daß man Abends bei Sonnenuntergang das Blitzen bis drüben in die fernen Berge sehen konnte. — Aber auf einmal war's aus — was sie getrieben, der Herr nur weiß es, aber übermüthig sind die Leute jedenfalls geworden, und eines Tages, als Jemand vom nächsten Dorf hinein zur Ortsbehörde wollte, trifft er an der Stelle, wo sonst die stolze Stadt gelegen, einen See mitten im Wald an. Erst glaubte er auch, er hätte den Weg verfehlt, und versucht's dann mit einem andern, aber es war dasselbe. Alle die breiten Fahrwege, die sonst hinein in den Ort führten, liefen jetzt bis an den Rand der blanken Steinwand und grad in's Wasser hinein, und der See muß lange an der Stelle gestanden haben, denn mein Großvater wollte sich noch erinnern, ihn gesehen zu haben. Seichter war er aber mit den Jahren geworden, zuletzt sickerte er ganz weg, und heutzutage ist nur noch der moorige Grund geblieben, den aber kein Mensch, nicht einmal ein Stück Wild betritt. — Nur die Füchse hausen da drin und finden da allerdings gar vortrefflichen Schutz."

„Aber haben Sie mir nicht selber gesagt, Sie hätten schon einen Hund da drin verloren?"

„Allerdings — aber der Hund ist allein hineingelaufen, ich war selber nie drin und hab' auch nie nachgeschaut, wo er geblieben sein kann. Jedenfalls ist er in eine der Spalten gestürzt. Was hat der Jäger auch dort unten zu suchen? Wild steht dort nicht — und sei's nur aus dem Grunde, daß sie nirgends wieder auskönnen, wenn ihnen der einzige hineinführende Wechsel verstellt wird. Das ganze Terrain ist wie eine große Art Falle, und vor solchen Plätzen scheuen sie sich; außerdem mag aber auch die Aesung auf dem feuchten Boden sauer schmecken, denn von oben hinab sieht man eigentlich nichts als Haidekraut und eine Art schilfiges Gras und Schachtelhalm." (Fortsetzung folgt.)

Die Weltausstellung in Paris.

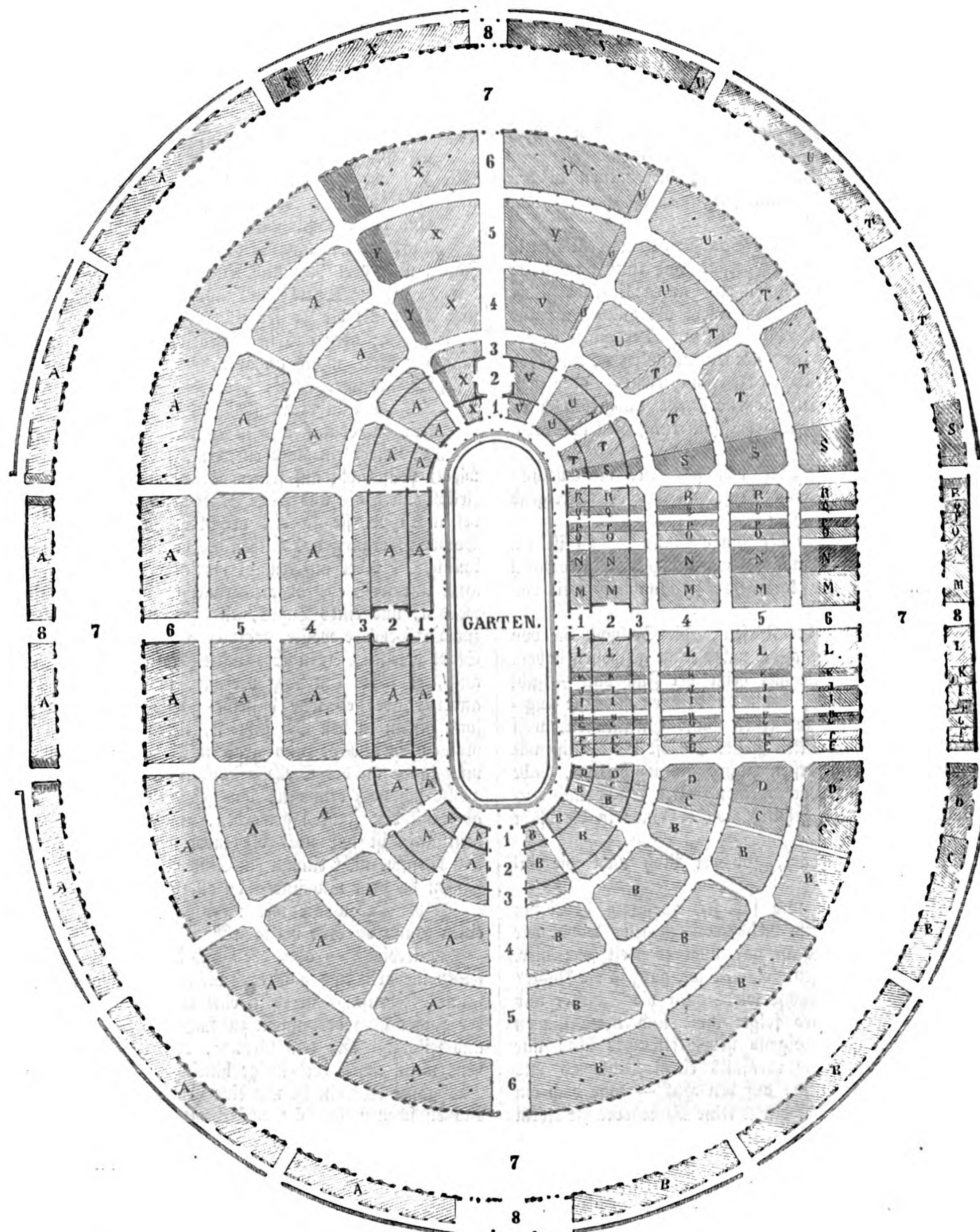
Von

Dr. C. Hansen.

(Bilder S. 169 und 172.)

Paris bereitet sich zu einem Weltfest vor, wie es noch keines in seinen Mauern gesehen. Der große Erfolg der ersten Ausstellung im Jahre 1855 hat das Land zu noch größeren Anstrengungen gereizt

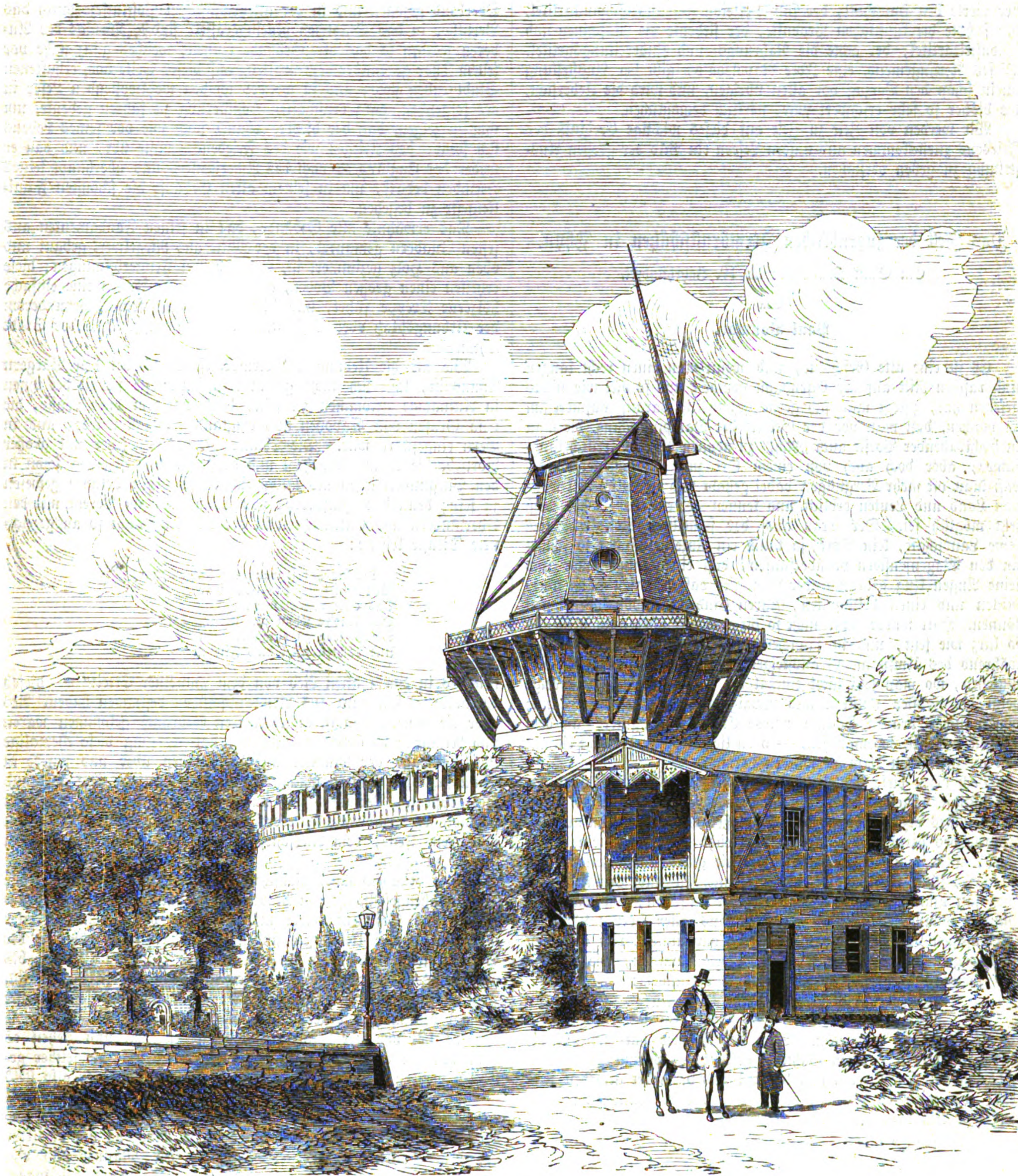
und den Entschluß in ihm reifen lassen, diese Ausstellungen zu einem periodischen Institute zu machen. Unsere Nachbarn thun Alles, um die internationale Ausstellung zur größten zu gestalten, die je stattgefunden. An den Ufern der Seine, zwischen dem Flusse und dem Marsfelde, wurde ein ungeheurer Platz frei gemacht und in der Mitte dieses Platzes wird das Ausstellungsgebäude aufgeführt, während der übrige Raum in einen Park mit einem See und Kanal umgewandelt wird. Der Ausstellungsplatz wird deßhalb mehr Aehnlichkeit mit Sydenham als mit dem Glaspalaste von 1862 haben. Die Arbeiten wurden im Oktober 1865 begonnen und sollen demnächst vollendet sein. Die Räume sind bereits vertheilt, nachdem zuvor jede Nation um ihre Bedürfnisse befragt



Plan zum Ausstellungsgebäude in Paris. (S. 171.)

worden. Wir geben zu näherer Einsicht eine Aufzählung der Länder und ihrer Räumlichkeiten. Das Maß ist in Metern angegeben, welche etwas mehr als 3 Fuß rheinisch sind. Frankreich erhält 64,056, Großbritannien und seine Besitzungen 25,002, Preußen, Oesterreich und der deutsche Bund (so war früher bestimmt) jedes 7,528, Belgien 7,249, Italien 3,888, Vereinigte Staaten 3,346, Rußland 2,916, Schweiz 2,416, Schweden und Norwegen 2,091, Niederlande 1,998, Spanien 1,994, Türkei 1,296, Portugal 1,134, Brasilien 972, Afrika, China, Japan, Ozeanien, Südamerika 810, Dänemark 650, Griechenland, römische Staaten, Donaufürstenthümer je 648, Mexiko und Centralamerika (unbestimmt), Persien und Centralasien (ditto). Der Totalraum, welchen die Gebäude

einnehmen, wird 155,000 Meter groß sein. Die Passagen durch die verschiedenen Höfe nehmen 81,600 Meter ein. Die Vertheilung der Räume mögen unsere Leser aus dem Plane ersehen. Die Buchstaben bezeichnen die Räume, welche die einzelnen Länder einnehmen, und zwar: AA. Frankreich, BB. England, C. Südamerika, D. Nordamerika, E. Afrika und Ozeanien, F. Persien,



Die Mühle von Sanssouci. Von G. Theuerkauf. (S. 175.)

G. China und Japan, H. Egypten, I. Türkei, J. Donaufürstenthümer, K. Rom, L. Italien, M. Rußland, N. Schweden und Norwegen, O. Dänemark, P. Griechenland, Q. Portugal, R. Spanien, S. Schweiz, T. Oesterreich, U. Bund (jetzt Kleinstaaten), V. Preußen, X. Belgien, Y. Niederlande.

Während man nun nach der Disposition, die wir eben gegeben,

die Produkte eines Landes bei einander hat, indem man von innen nach außen geht, hat man die Gegenstände desselben Faches bei einander, indem man den Kreis ringsum durchwandert. So bietet der innerste Kreis die Geschichte der Arbeit, der zweite größere die Künste, der dritte Material und Anwendung der freien Künste, der vierte den Haushalt, der fünfte Kleidungs- und Schmuckartikel, der sechste die künstlichen Produkte, der siebente die Maschinen und Industrieartikel, der achte die Nahrungs- und Zubereitungsartikel. Dieses Arrangement, eine Idee Napoleon's, gibt der Ausstellung allein schon den Vorzug vor allen übrigen, und wird die Uebersicht, die bisher so sehr erschwert war, wirklich ermöglichen.

Wir werden von Zeit zu Zeit auf dieses wichtige Ereigniß des Friedens zurückkommen und unsern Lesern ein Bild der großen Ausstellung zu geben versuchen.

Das Fest der jugendlichen Armbrustschützen in Thun.

Ein Stück Mittelalter im 19. Jahrhundert.

Von

Paul Vollmar.

Es ist eine alte Geschichte, und wenn man einen recht langen und raschen Ritt auf der Eisenbahn gemacht und so viel wie nichts gesehen hat, pflegt man sich gerne gegenseitig darauf aufmerksam zu machen, daß man vor der Geburt der Dampfmaschine, die man in hochtrabender Poesie auch „Roß" zu nennen beliebt, freilich langsamer, aber doch auch von einem Ort zum andern gekommen, daß man oft mehr Vergnügen dabei gehabt und eigentlich viel mehr von Land und Leuten erblickt und kennen gelernt habe, als dieß jetzt möglich sei. Der Trab auch der schnellsten Postpferde ließ keine Landschaft, kein Dorf, ja kaum ein einzelnes Haus so schnell an den Wagenfenstern vorübersausen, daß ein aufmerksamer und seine Augen klug gebrauchender Passagier dasselbe nicht hätte überblicken und einen bestimmten, klaren Eindruck davon mitnehmen können. Halt wurde zwar nicht so oft gemacht, aber auch nirgends so kurz wie jetzt, und in manchem interessanten Nest konnte man während des Umspannens aussteigen, die Glieder recken und sich umsehen, wo man jetzt nicht einmal die Häuser zählen, geschweige denn die Fenster mustern und etwaige Köpfchen erspähen kann; von mancher braven Schenke wurde Einem ein „guter" an dem Wagen kredenzt, wo man jetzt — o du lieber Himmel! nicht einmal den ausgestreckten Arm zu wittern vermag.

Doch wozu diese Einleitung? wird der Leser fragen. Er möge mir gütigst verzeihen; ich will ihm ja von dem Städtchen Thun ein Weniges erzählen, und bei dem bloßen Gedanken schon an diese „Pforte des berner Oberlandes" beschleicht mich eine kleine Wehmuth, und muß ich zurückdenken an die guten alten Zeiten: wie die vier-, fünf- und sechsspännigen öffentlichen und Privatreisekutschen fast unaufhörlich über das Pflaster rasselten, wie Tags die Gäßchen wimmelten von bunter Welt aus aller Herren Ländern, von rüstigen Touristen und tänzelnden Touristinnen, von einzelnen Strichvögeln und in Gesellschaft reisenden Familien, wie Abends das Posthorn klang und neuen Zuwachs verkündete:

> Es wollte sich nimmer erschöpfen und leeren,
> Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Es ist anders geworden. Auch der Thuner hat sich auf die Eisenbahn und auf seinen Bahnhof gefreut — warum hätte er es nicht sollen? Die Eisenbahn erleichtert und vermehrt also den Verkehr; wie wird es jetzt erst von Fremden aller Nationen in dem lieblichen Städtchen wimmeln! Aber —

> Nein, o nein,
> Die Berechnung kann nicht richtig sein —

die „Logik der Thatsachen" hat uns eines Andern belehrt. Es ist eben nicht nur das Herankommen, sondern auch das Fortkommen gar sehr erleichtert worden; wohl sind der Passagiere mehr und mehr, welche die Pforte des Oberlandes begrüßen, aber ihr Gruß gilt eben nur noch der Pforte, dem Durchgangspunkt, und ihres Bleibens ist nicht mehr — „seltene Vögel" streifen durch die ehedem so belebten Gassen, und nur von dem eidgenössischen Militär, welches alljährlich auf der thuner Allmend seine Kräfte übt, kann man noch sagen, daß es „wimmelt".

Wer wird es mir, bei solcher Stimmung, verargen, daß ich jetzt mit besonderer Vorliebe an Diejenigen unter all' den verehrten Lesern mich wende, die noch als Reisende von ehedem nach dem Oberland gezogen und in der altehrwürdigen Postkutsche durch das Bernthor in das Städtchen hineingerasselt sind? Wenige der Anderen werden ja das alte Gebäude kennen, welches ganz nahe vor jenem Thor gegenüber dem uralten, auf dieser Seite noch erhaltenen Stadtgraben steht, und in welches ich den wohlwollenden Leser in der folgenden, ganz ernsthaften Schilderung zu führen gedenke, um ihm zu zeigen, daß der biedere Thuner nach wie vor seines Lebens sich freut, des Krieges wie des Friedens Künste übt, und daß er weder des Engländers noch des Amerikaners und überhaupt keines Fremden bedarf, um in seinem alten Gehäuse die schönsten Familienfeste zu begehen.

Das erwähnte alte Gebäude, das in seinen Fundamenten aus festen Quadern gemauert, in der Mitte aus Riegelwerk gebaut und oben aus Holz gezimmert ist, hat nur drei Fensteröffnungen; diese erhellen einen großen Boden, auf welchen von Außen eine einfache hölzerne Treppe führt, und dieser Boden ist seit Jahrhunderten der Uebungsplatz oder Schießstand der Armbrustschützen der Stadt Thun.

Wie alt die Uebung des Armbrustschießens bei den Bürgern Thuns ist, läßt sich nicht genau bestimmen; sie scheint bei ihnen in Aufnahme gekommen zu sein, bald nachdem diese Waffe, die vom Grafen von Savoyen aus England gebracht wurde, auch in Bern eingeführt war. Die Thuner haben von jeher mit großer Vorliebe die Armbrust gehegt und gepflegt, und scheinen schon in den Burgunderkriegen als ausgezeichnete Schützen bekannt gewesen zu sein; denn das Hülfskorps von Thun, das im Verein mit den Oberländern und Entlibuchern in der Murtenschlacht so ausgezeichnete Dienste leistete:

> Die Vorhut schwang ein Fahnenpaar,
> Weil Entlibuch das Eine war,
> Das eilte mitzuziehen,
> Das And're Thun mit seinem Stern;
> Sie standen zu einander gern
> Und dachten nicht an's Fliehen —

heißt es in einem alten Lied von dem „murtner Streit" — dieses Thunerkorps soll ganz aus Armbrustschützen bestanden haben. Als aber die Feuerwaffen in allgemeineren Gebrauch gekommen waren und Armbrust und Bogen verdrängt hatten, ging diese ehemalige Lieblingswaffe der Männer auf die Knaben über und wurde in Thun fast ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag fort und fort gepflegt. Versuchen wir nun, in kurzen Umrissen von dem jugendlichen Armbrustschützenverein Thuns und besonders von dessen jährlichem Feste, dem Ausschießet, in seinen wesentlichsten Zügen Bericht zu geben.

Diese Knabenschützengesellschaft ist vollständig organisirt, wie eine Schützengesellschaft von Männern; sie hat z. B. ihren Schützenmeister und Schützenschreiber und was der verschiedenen Aemter mehr sind; ihre Uebungen finden jeden Mittwoch während der Sommermonate statt, der Ausschießet jedes Jahr im Oktober, bis vor wenigen Jahren immer am ersten Mittwoch dieses Monats. Jetzt ist freilich der Festtag nicht mehr unabänderlich fest ein- für allemal bestimmt; wir geben aber die Beschreibung des Festes, wie dasselbe bis vor vier Jahren stets gefeiert wurde, und ziehen es vor, erst am Schlusse die wenigen Abänderungen, die seither getroffen worden, anzumerken. Der eigentliche Festtag war also stets — und so auch das letzte Mal, am 11. Oktober dieses Jahres — der Mittwoch; doch begannen die Festlichkeiten schon am Tage vorher, am Dinstag. An diesem Tage wurde Morgens um vier Uhr vor dem Hause des Oberschützenmeisters der Männer und von da ausgehend durch das ganze Städtchen Tagwacht geschlagen, worauf jener Oberschützenmeister das Stadtbanner von Thun vor seinem Fenster aufpflanzte und zu gleicher Zeit aus dem nämlichen Hause der „Stettler" trat. Dieser „Stettler" ist ein Hanswurst und führt immer diesen nämlichen Namen; es ist eine uralte Figur, deren Ursprung bis in die italienischen Feldzüge zurückreicht, denn damals schon übten die Schweizersoldaten die Sitte, auf ihren Mär-

schen einen Spaßmacher (alias Hofnarr) in eigenem Kostüm mit sich zu führen, sich von ihm die Zeit vertreiben und aus schlechter Stimmung aufheitern zu lassen. Ein solcher, besonders genialer Narr soll Stettler geheißen und durch seine Kunst diesen Namen unsterblich gemacht, gleichsam zur typischen Bezeichnung eines tüchtigen Schalks erhoben haben. Der „Stettler“ also trägt eine äußerst häßliche, in Eisenblech getriebene und roth gefärbte Maske mit Hörnern und Schellenkappe, ein gelblich- oder graugrünes Wamms, Hosen von der nämlichen Farbe, die bloß bis an's Knie reichen und unten mit Fransen besetzt sind. Er ist eine Hauptfigur an dem Fest und hat das Privilegium, an diesem ersten Tage alle beliebigen Witze zu reißen, Schäden aufzudecken, gegen und über Jedermann mit dem ungezwungensten Freimuth sich zu äußern, Alles unbeschadet seiner Person, die man freilich niemals kennt. Ja, er hatte früher sogar das Recht, zweideutigen Personen weiblichen Geschlechts einen Schnauzbart unter die Nase zu machen, zu welchem Behuf er stets einen Rußsack mit sich trug. Bis Morgens um neun Uhr etwa macht er seine Sprünge und schlechten Witze in der Stadt herum; jetzt aber beginnt der Ernst. Die Trommler marschiren vom Freienhof weg zum Zunfthaus der Metzger, woselbst sie die zwei Schweizer und den Tell mit dem Tellknaben abholen; von jenen ist der Eine in Blauweiß, der Andere in Rothweiß gekleidet und werden dazu immer die möglichst schönsten Männer ausgewählt, der Tellknabe ist immer das schönste Jüngelchen Thuns, daher seine Mutter an diesem Tage die Glücklichste von Allen gepriesen wird. — Um elf Uhr versammeln sich sämmtliche Schützen, die Männer wie die Knaben, vor dem Freienhof, und von da bewegt sich nun der ganze Zug durch die Hauptstraßen der Stadt unter dem freudigen Jubel der Menge in folgender Ordnung:

Voran die Buben, d. h. die Armbrustschützen mit ihren eigenen Bläsern und Trommlern, mit dem Tell und seinem Knaben, welcher Letztere einen Apfel auf dem Köpfchen trägt; dann kommen zwei Fahnenträger, der Eine trägt das alte Schützenfähnlein von Thun, das in der Murtenschlacht gestanden hat und ganz ehrwürdig zerfetzt ist, der Andere trägt die Kadettenfahne; in der Mitte des Zuges sieht man, ebenfalls ganz zerfetzt, das Fähnlein der Stadt Thun, das ebenfalls in der Murtenschlacht gestanden hat, und in dem noch der schwarze Stern im weißen Feld zu sehen ist (bekanntlich erhielten die Thuner eben als Ehrenauszeichnung für ihre Tapferkeit bei Murten den goldenen Stern, der bis auf den heutigen Tag geblieben ist). — Jetzt erst kommen die Männer mit ihrer Musik und ihren Fahnen gezogen. So bewegt sich der Zug bis zum oben schon erwähnten Zunfthause von Metzgern; nun ziehen die Jungen nach dem Schützenhaus, das wir zu Anfang beschrieben haben, während die Alten nach dem auf der äußern Allmend sich befindlichen Männerschießstand sich begeben.

Im Schützenhause angelangt, schießen die jungen Armbrustschützen jeder dreizehn Schüsse. Der erste desselben ist der sogenannte Probirschuß, der keine Geltung hat, die anderen zwölf werden Blumenschüsse genannt — warum, werden wir gleich sehen. Denn nachdem diese zwölf Schüsse geschossen und die Gaben an die besten Schützen vertheilt sind — man schießt nämlich auch an diesem Tag um Gaben oder Preise — so kommen die jungen Mädchen Thuns in's Schützenhaus und bringen den jungen Schützen als ihren Tänzern Blumensträuße — daher der Name der „Blumenschüsse“. Dieser Tag wird also, wie auch der folgende, mit Tanz beschlossen.

Am darauffolgenden Tage, also am Mittwoch, dem eigentlichen Festtag, beginnt das Schießen schon Vormittags; jetzt werden aber bloß vier Schüsse, und zwar in einen doppelten (konzentrischen) Ring gethan. Trifft der Bolze in den innern Ring, so gilt der Schuß zwei Punkte, trifft er in den äußern, gilt er einen Punkt; es kann also ein guter Schütze an diesem Morgen acht Punkte erhalten, was das Höchste ist. Wer am meisten Punkte hat, ist der sogenannte Hosenmann oder Schützenkönig; erstere Bezeichnung wird wohl daher rühren, daß der Preis in älteren Zeiten in einem Paar Hosen bestand, statt in Geld. — Am Nachmittag aber wird auf den Geßler geschossen; eine Figur, die den grimmen Landvogt darstellt, ist jetzt das Ziel statt des Ringes. Dieser Geßler trägt eine Gnadenkette, und ein an dieser befestigtes Medaillon ist nun der „Zweck“. Jetzt darf jeder Schütze nur einmal schießen; wer trifft, der nimmt den ganzen papiernen Mann auf den Hut, oder trägt ihn an einer Stange vor sich her: dieß ist die ehrende Auszeichnung für den wackeren Tyrannentödter, der, so viel mir bekannt ist, keinen eigentlichen Preis erhält, wohl aber ein Freicouvert am Nachtessen beanspruchen darf.

Ueber die Gabenvertheilung, welche vor sich geht, nachdem der Schützenmeister die Gaben und Zeddel u. s. w. geordnet hat, ist nichts Besonderes zu bemerken. Interessanter aber ist die Art und Weise, wie der junge Schützenverein zu seinen Gaben kommt. Diese sind Geschenke ihrer älteren Mitbürger und werden bei folgenden Gelegenheiten vorzugsweise verabfolgt. Wenn ein Bürger von Thun seine Hochzeit hält; oder wenn ein solcher in den Rath gewählt oder zu einem anderen Ehrenamte erhoben worden ist; kurz, wenn im öffentlichen oder privaten Leben ein guter und echter Thuner irgend einen besonders fröhlichen oder erhebenden Tag hat, so pflegt er den Armbrustschützen ein schönes Geschenk zu bieten, welches von den Jungen selbst bei ihm dankbarlichst in Empfang genommen wird.

Der Heimmarsch von dem Schützenhause erfolgt gegen Abend in der nämlichen Ordnung wie der Ausmarsch; nur ist zu bemerken, daß nunmehr der Knabe Tell den Apfel nicht auf dem Kopf, sondern an der Spitze eines Bolzen in der Hand trägt. Abends ist wieder Ball der muthigen Schützen und lieblichen Backfischchen Thuns, und dann ist das schöne Fest zu Ende, um erst nach Ablauf eines Jahres wieder die Gemüther von Alt und Jung zu erfreuen und zu ergötzen.

So geschieht es seit vielen, vielen Jahren, und was sich im Lauf der Zeit, d. h. vor circa vier Jahren geändert hat, ist bald angemerkt. Bis auf die genannte Zeit herab durfte kein Knabe auf dem Schützenhause schießen, wenn er nicht Bürger der Stadt Thun war; diese Beschränkung ist aber aufgehoben worden und ist seither die Genossenschaft auf 60 bis 70 Knaben angewachsen. Während ferner früher, wie schon oben gesagt, immer der erste Mittwoch im Oktober der Hauptfesttag war, das Fest aber schon am Dinstag in voller Form begann, so ist der Tag des Festes, das freilich immer noch im Oktober stattfindet, nicht mehr so fest zum Voraus bestimmt, und ist — was den Jungen weher gethan haben mag — die Festlichkeit auf einen Tag reduzirt worden, wiewohl immer noch am Tag vorher der Probirschuß und die Blumenschüsse gelten werden. Endlich war der „Stettler“ ehedem während der ganzen Festzeit den Jungen zu ihrer Ergötzlichkeit zugetheilt, stand während des Schießens bei der Scheibe und machte bei jedem guten Schuß einen Purzelbaum über die Böschung hinunter; jetzt scheint er mehr für die Alten als für die Jungen da zu sein, und seine Rolle ist früh ausgespielt. Ja, es hatten vor vier Jahren einige ehrenwerthe Herren und Bürger der Stadt Thun gefunden, ein Scheusal wie der „Stettler“ passe nicht mehr in unsere Zeit, und vor Allem seien seine Lästerzunge und seine Schwänke mit dem Rußsack, welche einem Eingriff in die Gewerbefreiheit gleich kämen, abzuschaffen. Und so wurde denn der Alte in effigie feierlicher Weise im Schwäbis verbrannt, doch hat er sich als Phönix seither in so fern wieder aus der Asche erhoben, als bloß sein Kohlensack und seine lose Zunge darin zurückgeblieben sind. Auch darf er sich eben der Jugend nicht mehr den ganzen Tag beigesellen, sondern ist, wie gesagt, mehr der Amüsator der Herren, die seiner eigentlich nicht so sehr bedürfen; denn sie könnte der Oberhofener für den Verlust des „Stettler“ trösten.

Die Mühle von Sanssouci.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Bild S. 173.)

Seit länger denn hundert Jahren steht auf einer der Anhöhen, welche die Umgebung von Potsdam so malerisch machen, eine einfache, schlichte Windmühle. Sie klapperte, als Friedrich der Große auf der stattlichen Terrasse des Berges sein Lustschloß Sanssouci baute, und der alte Müller schaute vergnügt und selbstbewußt aus dem kleinen Fenster herab auf die Gärtner und Künstler, welche

den Sommersitz des Philosophen von Sanssouci mit herrlichen Anlagen zierten, mit Statuen und Säulen schmückten.

Der philosophische König mochte natürlich so nahe seinem Tusculum, förmlich es beherrschend, weder eine Windmühle, die klappert, noch einen Müller, der ihm in die Fenster gucken konnte. Er ließ ihm sagen, daß die Mühle weggebracht werden müsse, daß er sie kaufen wolle.

Der Müller ließ zurücksagen, er verkaufe die Mühle nicht an den König und die Mühle werde also an ihrer alten Stelle stehen bleiben.

Darob ergrimmte der König, der sich Herr in seinem Reiche dünkte, und als er dem Müller in nächster Zeit begegnete, drohte er ihm mit seinem Krückstock und herrschte ihn an: „Er wird hier weggejagt; Er soll doch sehen, daß ich Ihn zwingen kann!“

„Oho!“ versetzte der Mann des dritten Standes, „da müßte es ja kein Kammergericht in Berlin geben!“

Dieß Wort machte den König, der ein Despot war, stutzen; er fühlte sich geschmeichelt, daß das Volk über seinem absoluten Willen doch noch als höhere Instanz die freien und gerechten Gerichte in seinem Staate anerkannte. Er war in diesem Augenblicke stolz, nicht über Sklaven zu herrschen, über seinem Willen noch ein Recht für Alle, auch für den „ersten Diener des Staats“, als den er sich bezeichnet, zu wissen. „Da müßte es ja kein Kammergericht in Berlin geben!“ Das war ein Lob auf ihn selbst, welches der philosophische Monarch wohl verstand. Bedeutete es nicht, daß in Preußen das Recht über Alles gehe, daß der königliche Wahlspruch: Jedem das Seine (suum cuique) eine Wahrheit sei, daß über dem König noch das Kammergericht als Instanz des Rechts, dem Alle sich zu beugen, existiren konnte? Wo gab es einen absoluten Fürsten in Europa damals, der sich eines solchen Gerichts von solchem Ansehen beim Volke rühmen konnte?

Der alte Fritz fügte sich daher; er ließ es auf den Prozeß ankommen, den der Müller machte, um Seiner Majestät zu beweisen, daß sie kein Recht habe, ihn wegzujagen, seine Mühle wegen des Lustparks von Sanssouci wegzuschaffen. Und das Kammergericht wunderte sich über diesen Prozeß gegen den König nicht, sondern es sprach frei nach seinem Gewissen Recht und verurtheilte den ersten Diener des Staats, dem Müller seine Mühle und sein Recht in Ruhe zu lassen.

Friedrich der Zweite baute seinen Park von Sanssouci weiter und respektirte den Ausspruch des Kammergerichts, wie es jeder andere Bürger seines Staats gethan hätte. Er ließ seinen Nachbar, den Müller, mit der ihm lästigen und im Wege stehenden Mühle in Ruhe, und der Müller verkaufte sein Recht nicht an die Majestät. Das waren wohl zwei schöne Beispiele von Rechtsbewußtsein, und das eine, wie ein absoluter König seinen allmächtigen Willen dem Recht beugt, steht dem andern, wie ein Bürger sich seines Rechts vor dem König und vor seinem Gelde nicht begibt, ebenbürtig zur Seite. Und in jenen Tagen der Fürstenwillkür vor hundert Jahren ward dieser Sieg des Rechts in der ganzen zivilisirten Welt gefeiert. „Il y a des juges à Berlin“, wurde zu Ehren des Kammergerichts und der preußischen Justiz ein französisches Sprüchwort, welches Kurs in der ganzen Welt erhielt und dem andern: „Recht muß doch Recht bleiben!“ entsprach. In Preußen selbst prägte sich des Müllers Wort: „Da müßte es ja kein Kammergericht in Berlin geben!“ tief und unauslöschlich in das Volksbewußtsein; des Müllers von Sanssouci Prozeß wurde ein preußisches Ammenmärchen, mit dem man den Kindern den Stolz auf die freie Justiz ihres Vaterlandes in's Gemüth pflanzte; in allen Schulbüchern stand und steht diese Geschichte, und darauf war der König stolz, das Kammergericht, die ganze Richterwelt Preußens, jeder Bürger, jeder Schuljunge.

Die Mühle von Sanssouci ist dadurch eine historische Merkwürdigkeit geworden; sie ist das Denkmal, welches in Preußen dem Recht und dem freien, unabhängigen Richterstand gesetzt wurde, und keins, welches es zu überstrahlen vermöchte. Diese Mühle ist jetzt des Königs Eigenthum; Friedrich Wilhelm III. kaufte sie den verschuldeten Erben jenes rechtsstolzen Müllers auf ihre eigene Bitte ab — aber nicht, um sie niederzureißen und den Garten von Sanssouci davon zu befreien, sondern um sie pietätvoll für ihre Geschichte durch alle Zeiten zu erhalten und eines preußischen Königs Lustschloß mit einem so stolzen Denkmal zu zieren. Diese Mühle ragt noch heut über Sanssouci hinaus, und die königlichen Gärten haben sie doch schon gänzlich umschlossen. Sie klappert nicht mehr, sie ist unbewohnt; aber weithin in's Land leuchtet sie wie ein Palladium des Vaterlandes.

Rösselsprung.

gend	ich	ne	ein	von	mich	und	auch
bi=	du	lie=	und	klei=	so	bei=	für
be	ju=	blon=	dich	all=	rein	te	heiß
bist	ke	nur	ei=	kuß	ne	mich	nem
her	gar=	nem	schlan=	für	dich	ent=	glüh=
drum	mein	ich	re	zückt	bin	an=	be=
nur	frü=	les	bei=	den	schon	wer	ich
al=	will	lie=	seit	dich	von	glückt	blick

Fliegende Blätter.

Die eiserne Hand. Allbekannt ist die eiserne Hand des Ritters Götz von Berlichingen, welche noch jetzt im Schlosse Jarthausen aufbewahrt wird, und dem tapferen Ritter seinen Beinamen „mit der eisernen Hand“ verschaffte. Als er 24 Jahre alt war, ward ihm 1504 bei der Belagerung von Landshut die rechte Hand durch den Schwertgriff, den eine Geschützkugel traf, vom Arm abgeschlagen, und ein Waffenschmied aus dem bei Götzens Schloß gelegenen Dorfe Olnhausen fertigte ihm jene berühmte Eisenhand, welche durch künstliche Einrichtung von Federn und Schrauben sich öffnet und schließt, und das Erfaßte mit eisernem Griff festhält, so daß der tapfere Ritter noch viele Jahre lang mit ihr seine Kriegszüge durchfechten konnte. Es ist nicht sehr bekannt, daß es in alter Zeit noch mehrere solcher geschichtlich berühmten Eisenhände gab. So hatte der berühmte türkische Seeräuber Horuk Barbarossa, gegen welchen Kaiser Karl V. einen Kriegszug machte, bei der Belagerung von Bugia in Algier 1510 die rechte Hand durch eine Kanonenkugel verloren und ließ sie durch eine eiserne ersetzen. Hundert Jahre später lebte Herzog Christian von Braunschweig, einer der tapfersten Kämpfer des dreißigjährigen Krieges. Demselben ward in der Schlacht von Fleurus 1622 die linke Hand durchschossen, und als der kalte Brand zu der Wunde schlug, so mußte der ganze Arm abgenommen werden. Er ließ sich durch einen kunstreichen holländischen Bauern einen eisernen Arm mit der Hand machen, welche man mit der Rechten regierte. Doch starb er schon einige Jahre nachher, und man weiß nicht, wohin die Hand gekommen ist. Neuerdings aber ist man in der Fertigung künstlicher Gliedmaßen bekanntlich ungemein weit gekommen, so daß man künstliche Hände und Beine macht, die mit vollkommener Sicherheit und fast ohne daß man einen Unterschied merkt, die Verrichtungen der natürlichen Glieder ersetzen, — jedenfalls ein großer Segen für die leidende Menschheit.

*

Der entscheidende „Schritt“. Einst ließ die Kaiserin Maria Theresia drei Prinzessinnen vor sich bescheiden, unter welchen sie eine zur Gemahlin für einen Prinzen des kaiserlichen Hauses auswählen wollte. Sie sah am Fenster, wie dieselben aus dem Wagen stiegen, und ohne ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben, entschied sie sich für die Zweite. Später sagte sie zu einem ihrer Vertrauten: „Ich habe die drei Mädchen aus dem Wagen steigen sehen: die Aeltere that einen falschen Tritt, die Zweite stieg natürlich und ungezwungen aus, die Dritte sprang über den Tritt hinweg. Daraus schließe ich, daß die Aelteste linkisch und ungeschickt, die Jüngste muthwillig und leichtsinnig ist. Und darum habe ich die Mittlere gewählt.“ — Weißt Du, lieber junger Leser, von welcher Kleinigkeit, welcher kleinen guten oder übeln Angewohnheit Dein zukünftiges Schicksal abhängt? Und wäre es nicht gut, wenn Du Dich zeitig daran gewöhntest, auch das anscheinend Unbedeutende nicht gering zu achten?



Das Wiedersehen. (S. 179.)

Die Tochter des Juwelenhändlers.

Roman von J. W. Smith.

(Schluß.)

29. Jakob's Enthüllungen.

Zur bestimmten Stunde war in Godfrey's Wohnzimmer Jakob Stone bereit, in Gegenwart des Malers, seiner Gattin und des Dieners Verney die versprochenen Mittheilungen zu machen. Er begann: „Mr. Chester skizzirte mir die Person des Baronets Sir Felix; außerdem sah ich dessen Porträt auf dem Medaillon eines Armbandes, welches sich im Besitz meiner holden Schwester befindet. Ich habe Gesicht und Figur wiedererkannt. Das Original traf ich auf meiner Reise von Amerika nach England, zwei Tage vor meinem Wiedererscheinen in der Klause, welches bekanntlich an meines Vaters Begräbnißtage geschah."

Bei diesen inhaltschweren Worten wallte Godfrey's Herz mächtig empor, und Verney ergriff, wie elektrisirt, des Erzählers beide Arme. Ellen stieß einen Jubelruf aus; sie wußte ja, wie schrecklich die Ungewißheit über das Geschick des Baronets auf der Brust ihres Geliebten gelastet hatte. „Ist's möglich, Jakob! Du sahst Sir Felix nach der Zeit seiner angeblichen Ermordung?" — „Ja; ich freue mich, meinen Dank für Deine uneigennützige Güte gegen mich dadurch zu beweisen, daß ich allen auf Deinen Gatten gefallenen Verdacht beseitige. Ich habe Sir Felix lebend und wohl gesehen."

— „Aber wie? wo?" — „Er und ich schwammen zu gleicher Zeit auf dem atlantischen Ozean — er hinüberwärts, ich herüberwärts. Unsere Schiffe begegneten sich. Das irische Segelschiff, auf welchem Sir Felix sich befand, hatte unterwegs einen Unfall, ich glaube ein bedeutendes Leck. Die Passagiere desselben wurden auf unsern Dampfer übertragen, um nach Irland zurückgeführt zu werden. Sie befanden sich auf der Fahrt nach St. John, Newfoundland, als wir sie retteten.

„Ich war gerade auf dem Deck, das Wetter war ziemlich ruhig und die Wogenfläche bewegte sich kaum, als das Boot des Irländers an unserem Dampfer anlegte und eine Dame, geleitet von dem auf dieser Skizze ersichtlichen Gentleman und einem ältlichen Herrn von geistlichem Aussehen, an Bord stieg. Während der wenigen Stunden, in denen die neuen Ankömmlinge an Bord blieben, bemerkte ich die Dame nicht mehr; aber der junge Gentleman, welcher sich Mr. Stanton nannte, sprach viel mit mir. Ich erzählte ihm von meinen militärischen Abenteuern in Paraguay und Brasilien, was ihn dergestalt interessirte, daß er sich mir mehr und mehr freundschaftlich näherte. Er sah die Adreßkarte an meinem kleinen Reisekoffer und sagte mir, ich trüge den Namen und die Züge eines Mannes in London, den er genau kenne.

„Als ich ihm darauf mittheilte, daß ich im Begriff sei, nach London und nach der Bartholomäiklause zurückzukehren, fragte er mich, ob ich mit dem Juwelenhändler Isaak Stone verwandt sei. Ich bejahte und erzählte ihm einen Theil meiner Geschichte, welche er mit lebhaftester Aufmerksamkeit anhörte. „Ich will kein schlim-

mer Prophet sein,' meinte er, ‚aber ich glaube nicht, daß Sie von Isaak Stone's Frau — dem hübschesten und zugleich abscheulichsten Weibe, das ich gesehen, — einen freundlichen Empfang zu erwarten haben.' Dann sprach er von Miß Stone und von ihrer bevorstehenden Vermählung mit Sir Felix Harcourt, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, daß der Sprecher Sir Felix selbst sei. Er bezeichnete sich als einen Bekannten der Stone's, und ich erhielt durch ihn eine vortreffliche Schilderung der seltsamen und kostbaren Dinge, die im schwarzen Hause zu sehen seien.

„Als wir uns der irischen Küste näherten, war ich unwohl; eine alte Wunde war in Folge der scharfen Seeluft aufgebrochen, und ich sehnte mich danach, einige Tage in den grünen Thälern Erins mich zu erholen. Dieß drückte ich Mr. Stanton aus und gleichzeitig gestand ich ihm, daß es nicht möglich, weil meine Geldmittel zu Ende seien und weil ich verhungern müsse, wenn ich nicht schnell an's Ziel meiner Reise gelange. Er bot mir freimüthig fünf oder zehn Guineen an, und als ich dieß ablehnte, war er sehr betrübt. Wir nahmen Abschied von einander, schüttelten uns kordial die Hände und seine letzten Worte waren: ‚Wenn Sie in London nicht sehr gut aufgenommen werden, so kommen Sie innerhalb der nächsten vier Wochen nach der Kilcorryfarm, jenseits dieser Hügel, und ich werde mich freuen, Sie bewirthen zu können.'

„Ihr wißt, wie ich hier durch meines Vaters Wittwe empfangen ward. Ich verließ mein Geburtshaus in einem Fieberzustande des Grolls und der Verzweiflung. Mein Herz war mir gebrochen. Alles in London war mir fremd geworden, Alles widerte mich an. Mit der halbjährigen Abfindung Hanna Stone's in der Tasche und mit der Verpflichtung, ihre Bekanntschaften zu meiden, ging ich nach Irland zurück, um Stanton wieder aufzusuchen, den einzigen mir freundlich gesinnten Menschen, den ich seit langer Zeit gesehen. Als ich aber die Kilcorryfarm erreichte, hätte ich weinen können über die Kunde, Mr. und Mrs. Stanton und Doktor Christian, der Vater der Dame, seien von Neuem nach Sankt John abgereist.

„Ich blieb dennoch auf dieser wildromantischen Farm, isolirt zwischen den Felsen von Kilmore, gastfreundlich bewirthet, meinen Gesundheitszustand bessernd, indem ich mich zugleich dem Wirthe und seiner zahlreichen Familie nützlich zu machen suchte. Alle interessirten sich für mich, den südamerikanischen Abenteurer, der in manchem Kampfe gefochten und die sichtbaren Zeichen davon an seinem Körper trug. Oft mußte ich am Kaminfeuer von den Kriegszügen in Brasilien, Paraguay und anderwärts erzählen, und Alle, von den Kleinsten bis zu den Alten, hörten mit großer Spannung zu.

„So genoß ich ein angenehmes Leben, bis der Farmer mich in's Vertrauen zog und mir mittheilte, daß er wie sein Sohn einer irischen Verschwörung gegen die englische Regierung angehöre, wobei er mir zu verstehen gab, daß er mir sehr dankbar sein werde, wenn ich als ehemaliger Soldat eine Anzahl verschworner Männer bei Nacht auf einem abgelegenen Felde hinter den Hügeln einexerziren wolle. Ablehnen konnte ich nicht. Die Verschwörer nahmen die Sache ernst und setzten die Strafe des Todes auf Verrath ihres Geheimnisses. Ich drillte also Dreißig bis Vierzig beim Sternenschein auf einer Wiese und lehrte sie verschiedene Feldmanöver, wofür diese Männer mir so dankbar waren, daß ich ferner die Unterstützung der Wittwe Stone nicht nöthig gehabt haben würde, wenn ich nicht auf gefährlichem Boden gestanden und, streng genommen, mit Landesverräthern zu thun gehabt hätte. Ich benutzte daher die nächste Gelegenheit, mich von der Kilcorryfarm zu entfernen und nach London zurückzukehren.

„Hier fand ich die bedeutendsten Veränderungen in der Klause vor. Meine Stiefschwester hatte den Baronet nicht geheirathet, sondern einen Künstler gewählt, so arm wie ich, und dieser hatte seine Wohnung im schwarzen Hause aufgeschlagen. Die Stellung, welche mir zuzukommen schien, füllte er aus." — „Daß ich dieß that, war eine von Mrs. Stone mir gestellte Bedingung ihrer Zustimmung zur Heirath," warf Godfrey ein. „Zudem wußte ich nichts von Ihnen." — „Und ich nichts von Ihnen," entgegnete Jakob. „Mein gerechter Unwille war auch nicht gegen Sie, sondern gegen meine Stiefmutter gerichtet, namentlich als ich von Jabez erfuhr, wie sie zu Werke gegangen war. Dann wurde mir gesagt, Sie hätten sich mit Ihrer Schwiegermutter veruneinigt und sich von ihr getrennt, um Ihrer Kunst zu leben, und ich bewunderte Ihren unabhängigen Sinn. Jabez theilte mir mit, wie Sie sich stolz geweigert hatten, sich in unwürdige Knechtschaft zu begeben und um schnöden Vortheils willen zu den Füßen eines despotischen Weibes zu kriechen, und ich sagte ihm: ‚Ein Mann, der so handelt, ist nicht der Mörder seines Rivalen!'

„Als Jabez mir ferner den schrecklichen Verdacht meldete, der gegen Sie im schwarzen Hause und im Nachbarhause aufgebracht worden war und Sie hätten sich von Ihrer Gattin getrennt, die Sie doch, wie sich klar herausgestellt hatte, so innig liebten, da zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß jener Verdacht auf irgend eine Weise Ursache zur Trennung geworden, und ich beklagte euch Beide. Ich besitze eine von den Naturen, die mit der Liebe sympathisiren. Wer selbst liebte, weiß, wie tiefes Leid schwere Verkennung oder oft auch nur ein leichter Irrthum zwischen Liebenden erzeugt.

„Ich komme nun wieder zu Sir Felix. In meiner ehemaligen Kammer im schwarzen Hause, in welche Jabez mich brachte, fand ich ein gedrucktes Pamphlet, an den irischen Klerus gerichtet ‚von Doktor Christian'. Der Name fiel mir sofort auf, und augenblicklich gewann die Idee in mir Halt: daß Mr. Stanton mit Sir Felix eine und dieselbe Person sein möchte. Wie ich auf diese Idee kam, darüber vermag ich keine genaue Rechenschaft zu geben. Irland war der Ort seines Verschwindens — in Irland verließ ich Stanton. Die Zeit, in welcher Sir Felix vermißt worden, lag kurz vor der, in welcher die beiden Schiffe einander auf dem Ozean begegneten. Die Beschreibung von Sir Felix stimmte genau mit der Person meines freundlichen jungen Gentleman von Kilmore. Ich schrieb nun nach Newfoundland an Doktor Christian und bat ihn, für den Fall, daß er meinen Brief erhalte, mich zu unterrichten, ob Mr. Stanton und Sir Felix Harcourt nicht eine Person seien, indem ich ihm zugleich mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft der Darstellung ein Bild der unglücklichen Umstände gab, welche das Wiedererscheinen von Sir Felix, wenn er noch am Leben und mit Stanton identisch sei, dringend erforderlich machten. Ebenso schrieb ich einen Brief an Stanton selbst, erinnerte ihn an unser Zusammentreffen und schilderte ihm die Gefahr des Verbergens seiner Identität mit Sir Felix Harcourt.

„Gegen Niemand sprach ich über Stanton und über meine Muthmaßung, daß er Sir Felix sei; ich wollte vorher Gewißheit haben. Leider aber ist bis heute die gewünschte Antwort von Newfoundland nicht eingegangen, und ich muß annehmen, daß meine Briefe gar nicht an ihre Adresse gelangt sind. Ich kann also nur von meinem Eindrucke und von meiner Ueberzeugung reden und erkläre danach mit aller Entschiedenheit: daß diese Skizze von Sir Felix, welche ich hier in meiner Hand halte, genau der Person Mr. Stanton's, des Schwiegersohns von Doktor Christian, gleicht." — „Und es scheint keinem Zweifel unterworfen," bemerkte Godfrey, „daß dieser Doktor Christian derselbe ist, welchen ich kenne und welcher vormals mein, Sir Felix' und Adolph Dering's Lehrer war." — „Ganz recht. Die Beschreibung Ihres Doktors paßt auf den meinen, es wird also wohl derselbe sein. Folglich — wenn hier kein Trugschluß obwaltet — ist Sir Felix am Leben und hat Annabel Christian geheirathet, dieselbe, welche er einst, wie Sie mir sagten, aufgab, um die Erbin meines Vaters zum Altar zu führen."

30. Unerwarteter Besuch.

Gerade ein Jahr nach Isaak Stone's Begräbniß auf dem St. Bartholomäi-Friedhofe ward Hanna Stone auf dem Kensal Green-Friedhofe bestattet. Fast als hätte ihr dunkles Geschick noch im Tode zeigen wollen, daß sie seiner lange, lange Jahre unwandelbar gewesenen Gunst sich unwürdig gemacht habe, war es ihr nicht vergönnt, an der Seite ihres Gatten, des Juwelenhändlers, zu ruhen, sondern das weitere Bestatten auf dem uralten Friedhofe der Bartholomäikirche war von Seiten der Behörde untersagt worden. Ein frostiger Nebel hüllte wie ein bergender Schleier den Leichenzug ein. Nur wenige Neugierige hatten sich zur Bestattung eingefunden, denn nie hatte die „kluge Hanna", wie ihr ehrwürdiger Gatte, Theilnahme erregen können. Ihre Hinterlassenen trauer-

ten aufrichtig um sie, aber wahrhaft tiefen Schmerz vermochte nur Ellen zu empfinden. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn dieß marmorharte, gefühllose, stets berechnende, grenzenlos selbstsüchtige Weib noch über das Grab hinaus lediglich das Gefühl der Eiskälte erzeugt hätte.

Kurz nach dem Begräbniß führte Godfrey seine junge Gattin, um sie in freundlichere Umgebungen zu versetzen, nach Harcourt Place, welches nun wirklich ihr Eigenthum geworden war. Jakob Stone hatte versprochen, nach Erledigung einiger dringender Angelegenheiten, welche namentlich auch die Erbregulirung betrafen, auf einige Zeit zum Besuche in der neuen Residenz seiner Schwester und seines Schwagers einzutreffen.

Harcourt Place war Alles, was Ellen auf ihren Antheil von dem großen Vermögen ihres Vaters geblieben war. Was außerdem den räuberischen Händen Taylor's und dem verheerenden Feuer entgangen, hatte sie ihrem Stiefbruder überlassen; dieser aber, zufrieden mit einem bescheidenen Glücke, ließ sich nicht abhalten, ihr mit einer Auswahl schöner Diamanten ein Hochzeitangebinde zu machen. Ellen wußte nichts von der Art und Weise, wie mit Hülfe des Advokaten Nichols ein bedeutender Familienbesitz um das Drittel oder Viertel seines Werths an ihren Vater gekommen war; sie wußte aber, daß nach allen Formen Rechtens Harcourt Place auf sie übergegangen war, und fühlte sich beglückt, ihrerseits den geliebten Mann, den sie vorher so bitter gekränkt, als alleinigen Besitzer des Gutes zu bezeichnen. Godfrey indeß fühlte sich durch das ganze Geschäft der Aneignung nicht in gleicher Weise befriedigt. Er hegte einigen Zweifel an der moralischen Rechtlichkeit der zwischen Isaak Stone und Nichols getroffenen Vereinbarungen, und beschloß im Stillen, sich die darüber vorhandenen Schriftstücke des Advokaten gelegentlich genauer anzusehen. Inzwischen natürlich trat er in den Besitz.

An einem sonnigen Dezembernachmittage wandelten Godfrey und Ellen, in bequemen Winterkleidern, in den zum Theil noch frischgrünen Gängen der Umgebung des Herrschaftssitzes, hie und da stehen bleibend und mit sinnigen Bemerkungen einzelne Besonderheiten der Anlagen beschauend. Plötzlich sahen sie, als sie eben das Eingangsthor des Hauses beschritten, einen eleganten Reisewagen am Hofthor halten. Zwei graue Rosse bildeten das Gespann, der Kutscher auf dem Bocke und zwei Bediente auf dem Rücksitze trugen reichbetreßte Livree. „Was ist das?" sagte Godfrey überrascht. „Das ist doch die Livree der Harcourt's! Mein Gott, und jetzt —! Sieh', wer aus dem Wagen steigt — Jakob, Doktor Christian, und nun — er selbst, Sir Felix!" — „Guten Tag, Godfrey Chester!" rief in diesem Augenblicke eine Stimme, die der Maler seit jenem verhängnißvollen Abend im Fährhause an der irischen Küste nicht mehr vernommen hatte. Gleichzeitig wurde eine Dame aus dem Wagen gehoben, in welcher Godfrey Annabel Christian erkannte. Er stand einige Augenblicke wie verwirrt. Das war der elektrische Rückschlag der plötzlichen Erregung. Ellen wußte sofort, um was es sich handelte; ein seliges Lächeln überflog ihre Züge. „Sir Felix!" rief sie aus. — „Der bin ich!" war die heitere Antwort. „Und ich freue mich, meine schöne Feindin von ehemals begrüßen zu können — und die Deinige, Annabel," fügte er hinzu, als Ellen mit beiden ausgestreckten Händen die ihres ehemaligen Bräutigams ergriff, während Godfrey in derselben Weise die Tochter seines früheren Lehrers begrüßte. Jetzt traten auch aus dem Hintergrund Jakob und Doktor Christian herzu und wurden mit Freudenthränen willkommen geheißen. — „Gottes Segen walte über diesem Wiedersehen für und für!" sprach der würdige Theolog.

Alle begaben sich in's Haus; Sir Felix machte unwillkürlich den Führer nach einem der sonst von ihm benutzten Zimmer, wo ihm die Wirthschafterin lächelnd und knixend entgegentrat. „Wir sind gekommen," sagte der Baronet, „um gewisse Briefe eines alten südamerikanischen Bekannten persönlich zu beantworten." — „Und unser heißester Dank folgt dieser liebenswürdigen Antwort!" versetzte Godfrey. „Aber ich kann kaum den Moment der Erklärung Deines seltsamen Verschwindens erwarten, edler Freund, worunter ich so entsetzlich gelitten habe." — „Du sollst diese Erklärung alsbald hören, guter Junge. Vorher indeß gestatte mir ein Wörtchen zu dieser freundlichen Haushälterin! Liebe Mrs. Lukas, Sie sind wohl so gut und geleiten zunächst die Damen nach dem Garderobezimmer und dann sorgen Sie für einige Erfrischungen, ohne alle Förmlichkeiten! Etwas Thee oder Kaffee für unsere Damen, für uns Männer ein Fläschchen oder zwei — ich schlage meines Onkels famosen Klaret vor, wenn er noch existirt. Lassen Sie aber sonst Niemand zur Bedienung herein."

Die Wirthschafterin beeilte sich, in einem sonnigen, reich mit tropischen Gewächsen geschmückten Gartenzimmer ein köstliches „Luncheon" aufzutragen, und die heiterste Laune der Theilnehmer erhöhte den Wohlgeschmack des Mahls. Ellen und Annabel wurden rasch vertraute Freundinnen und hatten sich so unendlich viel zu sagen. Godfrey empfand beim Anblicke Beider die schöne Genugthuung, endlich seiner theuren Hälfte den oft beklagten Verlust einer falschen Freundin, Julia Hilliard's, durch eine echte in so schöner Weise ersetzen zu können. Er selbst und Sir Felix erneuerten bei gefüllten Gläsern die alte Freundschaft für immer, und zwei erfahrene, jeder in seiner Weise einzige Männer, wie Jakob Stone und Doktor Christian, schlossen sich in biederer Weise diesem Bunde an.

Godfrey hatte indeß in diesem fröhlichen Kreise nicht lange Ruhe. Sir Felix, der seine Geduld nicht mehr auf die Probe stellen wollte, erhob sich, entschuldigte sich und seinen Freund bei den Damen und lud ihn, seinen Arm ergreifend, zu einem Gange durch den Park ein. Hier erzählte er Folgendes: „Meine Schulden waren, wie Du wußtest, für mich unerträglich geworden. Drückender aber noch ward für mich das Unglück, in die Hände solcher unersättlicher Harpyen zu fallen wie die Stone's! Ich verachtete diese Leute von Grund der Seele, obschon ich durch die Umstände genöthigt war, sie zu benutzen; aber kaum befand ich mich auf dem Kontinente außer dem Bereiche ihrer Gewalt, so gelobte ich mir, nie in ihre Nähe zurückzukehren, selbst wenn sie mich mit Gold und Silber überschütteten. Nie wollte ich Ellen Stone heirathen. Dabei war übrigens der Gedanke an das Unrecht, welches ich Dir, Godfrey, zugefügt haben würde, nicht ohne Einfluß. Deine Selbstverleugnung im Entsagen war für mich ein Spiegel, in welchem ich meine eigene rohe Selbstsucht erblickte, Dir die Dame entziehen zu wollen, welcher Du Dein ganzes Herz geweiht hattest. Ich fühlte, bei ruhigem Nachdenken, Deine Lage um so tiefer, als ich selbst mein Herz einer Andern gegeben hatte, die ich nun zu betrügen im Begriff stand.

„Glaube mir, von dem Augenblicke an, als ich den englischen Boden verlassen, schlug ich mich mit Plänen herum, nicht allein Ellen Stone ihrer Verbindlichkeit gegen mich zu entheben, sondern auch Dir die Möglichkeit ihres Besitzes zu verschaffen. Das war sehr schwierig. Ich hatte vor Allem einen gefährlichen Gegner in meinem eigenen Advokaten, dem meine Vermählung mit Isaak's Tochter zum Steckenpferd geworden war und der Alles aufbot, um die Aufhebung des Ehekontraktes zu hintertreiben. Ihn vermochte ich nicht zu überreden, er hörte auf kein Argument, und wenn ich's vom Himmel herabgeholt hätte. Wohl schrieb ich ihm oft, doch vergebens; er stellte mir die Sache mit Aufbietung all' seiner Dialektik so dar, daß ich annehmen mußte, ich ruinire ihm seine ganze Praxis und seinen Ruf, wenn ich meine Verbindlichkeit gegen Stone nicht in der bestimmten Weise löse. Er schrieb mir geradezu, wenn ich kontraktbrüchig werde, wende sich Isaak Stone gegen ihn und werde ihn sicher gänzlich ruiniren. Nichols hatte mir viele ersprießliche Dienste geleistet, und ich durfte ihn nicht undankbar schonungslos behandeln.

„Als ich mit Dir in Irland ankam, schrieb ich ihm zum letzten Male und ersuchte ihn, einen Weg ausfindig zu machen, der mich von der Heirath befreie. Dieselbe Antwort! Ich sei durch meine Ehre und rechtlich gebunden 2c. Nun sah ich, daß nichts zu thun sei, außer einem unerhörten Streiche. Ich ermächtigte Nichols, Geld für mich auf mein Eigenthum zu einem möglichst hohen Betrage zu erheben und mir ohne Zögern zu übersenden. Er handelte prompt, nur zu prompt! Ich erhielt eine bedeutende Geldsumme mit der tröstlichen Versicherung, daß es das letzte Geld sei, welches meine Extravaganzen aus den Trümmern meines Besitzthums zu ziehen gestatteten. Der Verlust von Harcourt Place mit allen von meinen Vorfahren stammenden Liegenschaften und allen Kostbarkeiten, die ich selbst angeschafft hatte, ergriff mich tief. Fahre wohl,

England, auf immer, nach diesem furchtbaren Schlage! — So lange ich Geld hatte, fehlten mir auch, das wußte ich, die rettenden Gedanken nicht; aber was dann werden sollte, wenn ich mit meinen Mitteln zu Ende war, das wußte ich nicht. Noch war meine Börse gefüllt, Geld aber schmolz bei mir wie Schnee an der Julisonne.

„Am letzten Sonntage vor meiner Entfernung hatte ich im Wirthshaus zu Curraghmore eine lange und ernste Unterredung mit Doktor Christian, an den ich geschrieben hatte. In Folge dieser Unterredung entschloß ich mich, ein anderer Mensch zu werden und mein Unrecht an Annabel wieder gut machen. Wir badeten bekanntlich miteinander an der Küste an demselben Tage, an welchem ich Dir im Fährhause zum letzten Male ‚gute Nacht' bot. Bei diesem Bade durchzuckte mich der Gedanke, nach dem ich lange geforscht und gesucht hatte: der Gedanke des Verschwindens. Ich hatte, was ich brauchte, um mir selbst, meinem Advokaten und Dir gerecht zu werden. Ich wollte unter dem Vorwande eines Bades in's Wasser gehen, anscheinend ertrinken und mich in aller Schnelle heimlich entfernen. Amerika sollte mir ein neues Asyl darbieten. War der Gedanke nicht köstlich? Ich mußte fort und fort herzlich darüber lachen und erwog alle Folgerungen der seltsamen Idee mit einem unbeschreiblichen Vergnügen. Was ich aber in meinem damaligen Geistesrausche nicht voraussah, das war der nichtswürdige Verdacht, welchen die Welt auf meinen besten Freund und meinen Diener wegen meines Verschwindens werfen mußte. Wäre ich auf diese Gedanken gekommen, das Experiment würde sicher unterblieben sein." — „Aber warum vertrautest Du nicht wenigstens mir Deinen Plan an?" — „Konnte ich denn das? Hätte ich's gethan, wie wäre es Dir möglich gewesen, Miß Stone zu heirathen? Um Deinetwillen mußte ich für die ganze Welt im Wasser ein Grab finden! Ich durfte nicht voraussetzen, daß Isaak Stone und sein kaltherziges Weib Dich als Schwiegersohn annehmen würden, so lange sie mich unter den Lebendigen wußten. Wenn ich sie aber in den Glauben versetzen konnte, ich sei todt, so gewannst Du alle Deine Vortheile wieder. Zugleich aber war ich bemüht, Dir selbst die Wohlthat des Zweifels an meinem Tode zu lassen." — „Was aber hatten die Schreie zu bedeuten, welche an Deiner Badestelle gehört wurden?" — „Je nun, sie gehörten zu meiner Rolle. Habe ich sie nicht brav exekutirt?" — „Und die Person, welche im Mondlicht am Strande neben Dir wandelnd beobachtet ward?" — „War Doktor Christian, welcher uns von dem Wirthshause zu Curraghmore in einer Postkutsche zur Fischereistation gefolgt war." — „Seltsam, daß ich ihn hier nie sah!" — „Er stieg im Pfarrhause ab, wo seine Tochter sich bereits bei guten Freunden befand. Von da holte ich ihn ab, ehe ich mich nach der Badestelle begab. Von dieser Stelle entfernte ich mich in einem Boote, in welchem sich andere Kleider für mich befanden, da ich die meinigen bekanntlich am Ufer zurückließ." — „Aber, Freund, wie willst Du mich glauben machen, daß ein so moralisch strenger und erfahrener Mann, wie unser früherer Lehrer, seinen Beistand zu einem so abenteuerlichen Unternehmen geliehen?" — „Warum nicht? Der Doktor unterhielt sich vorher lange mit mir, und ich focht für die Nothwendigkeit meines Plans mit solcher Ausdauer, Beredtsamkeit und Leidenschaftlichkeit, daß er mir nicht ausweichen konnte, sondern sogar helfen mußte, seine Annabel heirathen zu können. Er hatte sich entschlossen, die Leitung eines Collegs in St. John, Newfoundland, zu übernehmen, und wir verabredeten, daß ich ihn unter dem angenommenen Namen ‚Stanton' begleiten sollte. Wir sahen Beide ein, daß ich mich ihm nützlich machen könne, und für mich war es, nach einem Leben voll Trägheit, Genußsucht, Verschwendung und Mißgeschick, die erheiterndste Vorstellung von der Welt, endlich ein nützlicher Mensch und nebenbei ein glücklicher Mensch zu werden. Schon die Gesellschaft dieses vortrefflichen Mannes erhob mich; neue Hoffnung und Energie erfüllten mich, wenn ich mit ihm sprach. Mein ganzes Dasein stellte ich ihm zur Verfügung, wenn er mich als Sohn betrachten wolle, nun, da ich in meinem Vermögen ruinirt war. Ich wolle meine Vergangenheit aus der Erinnerung löschen und die unbedingteste Ergebenheit gegen ihn und Annabel zum Prinzipe meines künftigen Lebens machen. Er schloß mich mit väterlicher Rührung in seine Arme. Bevor wir uns zur Fahrt nach Newfoundland anschickten, wurde meine Verheirathung mit Annabel registrirt und Doktor Christian selbst vollzog die geistliche Trauung.

„Und nun, mein lieber Godfrey, bleibt mir nichts mehr zu sagen übrig, als der Ausdruck meiner herzlichsten Theilnahme an der Unruhe und dem unverdienten Verdacht, in welche ein kecker Streich Dich und meinen Diener versetzt hat. Ich handelte indeß in der Ueberzeugung, daß ich Dir und Ellen Stone einen großen Dienst leiste, und empfand in dessen Voraussetzung eine grenzenlose Freude, als ich nach längerer Zeit Deine Vermählung erfuhr, die ich mit stiller Genugthuung indirekt als mein Werk ansah. Mache mir keinen Vorwurf daraus, daß ich mich auch nach der Kunde Deiner Verheirathung nicht sofort wieder mit Dir in Verbindung setzte — ein Mensch, der kaum aus dem Schiffbruch erstanden und daran ist, sich wieder ein bescheidenes Glücksgebäude zu schaffen, ist zu entschuldigen, wenn er sich vorsetzt, erst in glücklicheren Umständen wieder alte Bekanntschaften anzuknüpfen.

„So, nun habe ich Dir gebeichtet, Freund, und hoffe auf Verzeihung." — Godfrey drückte Sir Felix mit Wärme die Hand. „Nun will ich Dir," schloß der Baronet, „noch mittheilen, daß ich in der Zeit meiner Entfernung eine Erbschaft von zwanzigtausend Pfund gemacht habe, und ich würde mich glücklich preisen, wenn ich eure beiderseitige Zustimmung zum Rückkauf meines alten Familiensitzes erhielte." — „Ohne alle Schwierigkeiten, Freund!" erwiederte der Maler. „Es wird für mich und meine Ellen eine Genugthuung gegenüber der Art und Weise sein, wie Stone sich Harcourt Place aneignete, Deinen Wunsch zu erfüllen." — „Davon bin ich überzeugt, Godfrey, und muß es als eine weise Schickung der gütigen Vorsehung betrachten, daß dieser Besitz gerade in eure Hände gelangt ist."

Beide Freunde schritten jetzt nach dem Hause zurück. „Wunderbar ist mir's doch," sagte der Maler hierbei, mit einem Anfluge von Humor, „wie es Dir gelungen ist, Annabel zur Verzeihung Deiner eklatanten Untreue zu überreden!" — „Ja, aber noch wunderbarer, Freundchen, wie Du vermochtest, Deine Ellen so furchtbar wegen eines Argwohns zu bestrafen, dessen Urheber in den Personen einer eifersüchtigen Dame und eines neidischen Anbeters Du kanntest!" — „Still, still!" versetzte der Maler mit feierlichem Ernst. „Lass' es uns eingestehen, Freund: wir sind Stümper in unsern edelsten Empfindungen neben edlen Frauenseelen, und es ist bei Gott gewiß, daß gute Frauen die Engel des irdischen Lebens sind!"

„Nun, was habt ihr denn?" fragte Annabel die Eintretenden. „Eure Blicke leuchten ja wie ein Lenzmorgen." — „Weil der Lenz in unsern Herzen wohnt," erwiederte Sir Felix, sein junges Weib an sich drückend. — „Wir haben uns so eben gegenseitig gesagt, wie glücklich wir nun sind," fügte Godfrey hinzu und küßte mit Entzücken seine Ellen.

Angesichts dieser köstlichen Szene können wir unsere Geschichte schließen. Die beiden jungen Paare und Doktor Christian blieben den Winter über gemeinschaftlich in Harcourt Place, im Frühling aber siedelte Godfrey, der fortan ganz seiner Kunst und seiner Gattin lebte, mit dieser nach einem reizenden Hause in Kensington Garden über. Ellen zeigte sich immer, im Gegensatz zu ihrer verstorbenen Mutter, als sanftes, in vieler Beziehung wahrhaft schwärmerisches Weib und als tüchtige Hausfrau. Die gute alte Großmutter blieb treu an ihrer Seite und ihre starke Hinneigung zum Sagen- und Märchenhaften übte keine nachtheilige Wirkung mehr.

Jakob Stone überlegte, was er mit den wenigen Tausenden beginne, die ihm geblieben waren und — ward, gleich seinen beiden letzten Vorfahren, ein Juwelenhändler, der bei allem Erfolg nie die hübsche Nähterin der Bartholomäiklause vergaß. Bridget blieb seine Wirthschafterin.

Adolph Dering war längst in die Netze der koketten Julia Hilliard gefallen, die mehr aus Trotz und Verzweiflung als aus Neigung ihn zum Gatten wählte. Er war aber nicht glücklich. Ihre kostspieligen Gewohnheiten verschlangen sein Erbe, mit dessen Rest er endlich in Oxfordstreet einen Laden von Chemikalien etablirte.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 16.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

„Aber was für ein Spuk war der, Förster, von dem Sie sprachen?“ sagte der junge Mann, durch das Alles neugierig gemacht — „der Spuk, der einem frommen Christen nichts anhaben könne?“

„Hm,“ brummte der Alte, doch nicht ganz sicher, wie seine Erzählung aufgenommen werden könne. „In neuerer Zeit hat man lange nichts mehr davon gehört —“

„Aber in früheren Jahren?“

„Da soll das alte Nest da drin ein Hauptplatz für Derlei gewesen sein,“ nickte der Alte, „man darf freilich nicht Alles glauben, was die Leute erzählen,“ setzte er gewissermaßen entschuldigend hinzu, „aber wenn nur die Hälfte von dem wahr wäre, reichte es aus. Daß der wilde Jäger hier im Spessart seinen Hauptsitz hatte, ist allbekannt. Von hier ging er aus — hierher kam er zurück, wenn er vor der Morgendämmerung seine tolle Meute wieder eintrieb, und die Kreiser, bei denen sich die Erzählung von Vater auf Sohn vererbt hat, viele Geschlechter durch, behaupten, daß er dort in dem versunkenen Bau eingefahren sei wie ein Fuchs, und es nachher noch stundenlang da drinnen getobt und gelärmt habe, als ob ein unterirdischer Donner durch den Wald führe. Irrwische sind da drunten genug gesehen worden, und nirgends hat's mehr Erd- und Waldweible gegeben, als in der Gegend. Manchem Förster — vor meiner Zeit, denn ich müßte lügen, wenn ich was Derartiges behaupten wollte — sind auch Bewohner des weggesunkenen Ortes erschienen — einmal einem Jäger — einem fürstlichen Herrn — ein bildhübsches Mädchen in



Die Sophienkirche in Konstantinopel. Von C. Girardet. (S. 183.)

fremdartiger Tracht, die aber kein Wort gesprochen, sondern nur gewinkt hat, bis er ihr gefolgt ist. Der ist er nachgestiegen in den Kessel hinein — der Jägerbursche, den er bei sich gehabt und der ihm nicht folgen durfte, hat's erzählt, und am Abend haben sie ihn da drin gefunden, todtenbleich — und er war tiefsinnig geworden und hat nie im Leben wieder gelacht oder auch nur verkündet, was er dort unten gesehen. Er durft's wohl nicht."

„Hm, das sind ja wunderbare Geschichten von dem alten Bau," sagte der junge Forstgehülfe kopfschüttelnd, „und ist nur merkwürdig, daß ich noch kein Wort davon gehört."

„Bei uns wär' wohl schon oft davon gesprochen," sagte der Alte, „aber wir thun's nicht gern, wenn die alte Lisei dabei ist."

„Die Lisei?" sagte Raischbach erstaunt.

„Ahem," nickte der Förster. „Wenn sie den Ort nur nennen hört, steht sie jedesmal auf, geht hinaus und setzt sich in eine dunkle Ecke und weint. Es muß ihr da in ihrer Jugend was Liebes abhanden gekommen sein. Die Leute versichern wenigstens, ihr Schatz habe sich in ein Erdweible von da drunten her, das es ihm angethan, verguckt und Niemand wieder etwas von ihm gehört."

„Aber kann der nicht auf andere Art verunglückt sein?"

„Möglich; doch wahrhaftig, da kommen die Kreiser — das ist gescheidt, mir ist die Zunge schon ordentlich am Gaumen angetrocknet, und ein Schluck Bier wird uns jetzt nicht schlecht munden. Also erst frühstücken und dann mit unserem Hirsch zu Thal, daß er zur rechten Zeit an Ort und Stelle eintrifft."

Die Kreiser hatten ihre Zeit richtig eingehalten, ja waren eher noch eine Viertelstunde früher angekommen und sahen auch gleich an den grünen Brüchen auf den Hüten der beiden Forstleute, daß die Pirsche keine vergebene gewesen. Vor allen Dingen lagerten sich aber die Leute, denen sich auch die drei Mann Forstschutz beigesellten, im Schatten, um sich von ihrem mühseligen Marsch auszuruhen und einen Bissen zu essen. Dabei mußte Reischbach erzählen, wo er den Hirsch gefunden und wie er an ihn angekommen sei, was sie natürlich außerordentlich interessirte.

Nach beendetem Frühstück brachen dann Alle der Stelle zu auf, wo der verendete Hirsch lag, der dort aufgeladen und dem Ort seiner Bestimmung zugeschafft wurde. Die beiden Forstleute schlenderten aber auf einem näheren Weg, von einem der Kreiser begleitet, der ihr „Jägerrecht"*) in einem Sack auf der Schulter mittrug, langsam nach der Forstei zurück.

Zweites Kapitel.

Die fremde Maid.

Auf dem Heimweg an dem Nachmittag fuhr den beiden Forstleuten ein merkwürdig starker Rehbock über den Weg, aber so rasch und plötzlich, daß Keiner von Beiden im Stande war, auch nur die Büchse von der Schulter zu reißen. Wie ein Schatten sprang er über die schmale Schneuße und war auch im nächsten Moment schon in der dichten Tannendickung — einer jungen, aber schon ziemlich hohen und fast undurchdringlichen Anpflanzung — verschwunden.

„Alle Wetter!" rief der Forstgehülfe ordentlich erschreckt aus; „hatte der aber auf. Das Gehörn allein wäre ja ein paar Karolin werth gewesen."

„Ja," nickte der Alte, „es gibt hier oben ein paar Staatsböcke, ist ihnen aber verwünscht schwer beizukommen, denn so ein alter Racker ist schlau wie ein Fuchs und auf's Blatt kommt er gar nicht oder doch so scheu und vorsichtig, daß man ihn nie ordentlich zum Schuß kriegt. — Und den besonders, der uns da über die Schneuße setzte, den kenne ich ganz genau und bin ihm schon manchen schönen Morgen zu Gefallen gegangen. Freilich immer umsonst. Sie haben hier in den Dickungen drin zu gute Aesung, und treten selten bei Tageslicht auf offene Schläge hinaus."

Dem jungen Forstgehülfen ging aber der Bock den ganzen Abend im Kopfe herum, er konnte das Gehörn nicht vergessen, denn solche Stangen hatte er an einem Rehbock noch gar nicht gesehen oder nur für möglich gehalten. Er beschloß auch deßhalb, gleich am nächsten Tag einen Versuch zu machen, ob er den alten Burschen nicht vielleicht überlisten könne. Der war jedenfalls ein paar Gänge werth und er durfte sich keine Mühe verdrießen lassen.

Es war nicht so spät im Jahr, daß die Böcke nicht noch auf's Blatt*) gekommen wären, und gerade dort, wo er ihn gestern gesehen, begann er seinen Versuch, denn solche alte Böcke halten gewöhnlich ihr Revier und gehen selten weit von da fort, wo sie einmal ihren Aesungsplatz genommen. Aber er blattete vergeblich vier-, fünfmal an den verschiedensten Stellen. Der alte Bursche war entweder nicht in Hörweite, oder auch zu gescheidt und ließ sich nicht überlisten. Um aber nichts zu versäumen, blieb er nach jedesmaligem Blatten wohl noch eine Viertelstunde regungslos liegen und horchte, denn manchmal kommen sie angeschlichen wie ein Fuchs, und wenn der Jäger dann, in der irrigen Meinung, daß die Jagd vorbei sei, aufsteht und Geräusch macht, so hört er plötzlich das so heiß ersehnte Wild schrecken und in voller Flucht in das Dickicht hineinsetzen, wonach er sich dann die Jagd auf lange Zeit verdorben hat.

Mit dem Blatten war's nichts, das sah er endlich ein; der alte Bursche ließ sich nicht irre führen, und er versuchte es jetzt mit der Pirsche, wozu sich der Tag ganz besonders gut eignete. Es hatte die Nacht gewittert, und das Laub und Moos war noch feucht, so daß man den schleichenden Schritt des Jägers, wenn dieser nur vermied, auf trockenes Reisig zu treten, gar nicht hören konnte. — Aber es blieb Alles vergebens — zwei geringe Böcke hätte er allerdings schießen können, wollte sich indeß die Jagd auf seinen Bock nicht durch einen Schuß verderben und ließ sie laufen, was sie auch redlich thaten.

So war er allmälig und ohne daß er es selbst recht wußte wieder ganz in die Nähe der Stelle gekommen, wo er gestern den Hirsch geschossen hatte, und plötzlich stand er an der Steinwand des „Fuchsbaues" und sah sich auf's Neue dem geheimnißvollen Platz gegenüber, von dem ihm der alte Förster gestern so viel erzählt.

Eigentlich war's ihm recht — nach dem langen Pirschgang that ihm ein wenig Ruhe wohl, und der Platz lag hier so kühl, heimlich und versteckt, daß er da recht gut eine halbe Stunde rasten konnte. Er warf sich auch, die Büchse neben sich, auf das schwellende Moos nieder, nahm einen Schluck aus seiner Feldflasche, zündete sich dann die kurze Pfeife an und schaute, in dem behaglichen Gefühl ungestörten Alleinseins, in die wunderliche Schlucht vor sich hinab, die sich zu seinen Füßen ausdehnte.

Also dort hatte einmal ein volkreicher Ort gestanden, der mit Mann und Maus, und ohne eine Spur zu hinterlassen, in die Tiefe gesunken sein sollte, und wie tief eigentlich, daß nicht einmal die vergoldete Kuppel des Kirchthurms mehr aus dem Moor hervorragte. — Und wenn man dort nun einmal nachgrübe nach der alten Herrlichkeit, was für wunderbare Alterthümer müßten da zum Vorschein kommen, und lohnen würd' es gewiß. Aber wer sollte graben? — das wäre jedenfalls eine Heidenarbeit gewesen, und stand dann nicht das Wasser an der selbst oben nassen Stelle? man würde nur gewiß einen neuen See gebildet haben und hätte schon ein Dampfpumpwerk anlegen müssen, um nur des nassen Elementes Herr zu werden, und was kostete das?

Und dort drunten sollte der wilde Jäger seinen Herd gehabt und Nachts seine Schaaren gesammelt haben und ausgefahren sein mit Hallo und Hussa und Rüdengebell! — Wer das einmal, so aus einem stillen Versteck, hätte mitansehen können!

„Hol's der Henker!" brummte Reischbach vor sich hin, indem er sich mit seinem rechten Ellbogen etwas tiefer in das Moos hineinbohrte, um bequemer zu liegen, „daß das nur Alles lauter Sagen sind und bloß die Großväter und Urgroßväter etwas Derartiges mit erlebt haben! Wenn das doch Unsereinem auch einmal begegnen könnte, daß man später im Stande wäre, seinen Kindern etwas davon zu erzählen. — Ja, seinen Kindern," setzte er in den Bart brummend hinzu — „damit hat's auch noch Zeit — ein Forstgehülfe und heirathen. Ja, wenn einmal so ein hübsches

*) Jägerrecht, einzelne bestimmte Theile eines erlegten Stückes Hoch- oder Rehwild.

*) Das Blatt, der nachgeahmte Lockruf des Rehs.

Erdweible käm', wie vor alten Zeiten manchmal — und Einem eine Schärpe voll goldener Tannenzapfen brächte!"

Unwillkürlich griff seine Hand, ohne daß er mit dem Körper auch nur die geringste Bewegung gemacht hätte, nach der neben ihm liegenden Büchse, denn nicht weit von ihm knackte ein dürrer Zweig, als ob irgend ein schwerer Körper darauf getreten hätte. Herr Gott, wenn das „sein" Bock gewesen wäre, der hier oben am Rand der Schlucht vielleicht spazieren ging und ihm derart von selber in's Rohr lief. Der wäre jetzt recht gewesen, und im Nu hatte er alle anderen Gedanken vom wilden Jäger und Erdweible total vergessen und dachte nur an seine Jagd.

Jetzt knackte es wieder — das konnte ein Stück Wild, aber auch recht gut der Bock sein, und leise und vorsichtig drehte er den Kopf zur Seite, um nur erst einmal einen Schimmer von dem Nahenden zu bekommen.

„Alle Wetter!" brummte er aber im nächsten Augenblick, als er etwas Buntes durch die Zweige schillern sah und jetzt enttäuscht erkannte, daß das auf keinen Fall sein Bock sein konnte, denn der trug kein buntfarbiges Tuch um sein Gehörn, — ob Einem die verwünschten Beerensucher und Holzleser nicht jeden Pirschgang verderben!

Unwillig richtete er sich in die Höhe, um die Nahenden mit einem Wetter anzufahren, was sie hier zu suchen hätten, brachte aber keinen Laut über die Lippen, als plötzlich ein reizendes Mädchen von kaum siebenzehn Jahren aus dem Gebüsch trat und bei seinem Anblick halb erschreckt halten blieb.

Merkwürdig! sie war in eine ganz fremdartige Tracht gekleidet, wie er ihr wenigstens hier in den Bergen noch nie begegnet, und sah dabei so blaß und wachsähnlich aus. Aber was für wundervolle Augen sie hatte, und wie groß und erstaunt sie ihn dabei ansah. Fürchtete sie sich vor ihm?

„Grüß Gott, Mädel!" sagte der junge Forstmann, halb verdutzt ordentlich von der lieblichen Erscheinung, und sein Blick flog über sie hin — aber das war keine Beerensucherin oder Reisigsammlerin; sie trug keinen Korb, weder am Arm noch auf dem Rücken, sondern ging sogar, mitten in der Woche, in ihren Sonntagsstaat gekleidet.

„Grüß Gott!" sagte die Jungfrau leise, und ihr Blick flog dabei nach dem Grund hinab, als ob sie sich einen Weg zur Flucht suche — „wo — wo kommt Ihr da auf einmal her?"

„Ja, das möcht' ich Dich fragen, Kind!" erwiederte der Jäger; „ich gehöre hierher — aber fürcht' Dich nicht, ich thu' Dir nichts."

„Ich fürcht' mich auch nicht," sagte die Maid, aber mit einem ganz eigenen, fremdartigen Dialekt; „ich steh' überall in Gottes Hand; aber ich hatte den Weg im Wald verloren, und jetzt weiß ich erst wieder, wo ich daheim bin."

„Wo Du daheim bist?" rief Bernhard — „aber wo bist Du daheim, Schatz, darf ich's nicht wissen?"

„Und warum nicht! — im Bau bin ich daheim."

„Im Bau?" rief der junge Forstgehülfe ordentlich erschreckt aus, indem er einen scheuen Blick nach dem Grund hinunter warf, „aus dem Bau kommst Du, Mädel, und dort ist Deine Heimat?"

„Ei gewiß," nickte die Maid, „und wer seid Ihr?"

„Der Forstgehülfe Reischbach vom Revier — aber es ist ja doch nicht möglich, daß Du im Bau wohnst — und wohin willst Du jetzt?"

„Wieder heim, da hinab — jetzt ist's nimmer weit," sagte sie und deutete mit der Hand den schmalen Pfad hinab, der in den Grund hinunter führte.

„Du hast mich nur zum Besten, Mädel!" rief Reischbach, der gar nicht wußte, was er von dem Allem denken sollte — „unten im Bau —"

Er schrak zusammen, denn kaum hundert Schritt von dort, im Dickicht drin, fiel ein Schuß — war das ein Wilderer?

„Grüß Gott — ich muß heim!" rief das Mädchen und schlüpfte wie ein Reh am Abgrund hin.

„Bleib', Kind, nur einen Augenblick!" bat der junge Mann und drehte unwillkürlich den Kopf nach der Richtung zu, in der er den verdächtigen Schuß gehört; als er ihn aber wieder wandte, war die Maid verschwunden, und wie er ein paar Schritte den Pfad hinab ihr nachsprang, konnte er ihr buntes Tuch nirgends mehr in den Büschen erkennen. — Wie in den Boden hinein war sie weg.

Ein paar Sekunden stand der junge Mann unschlüssig auf der Stelle. Sollte er ihr nach? — ihr folgen? — Aber der Schuß — seine Pflicht rief ihn dorthin, den Moment durfte er nicht versäumen, und seine Büchse aufgreifend sprang er so leise, aber auch so rasch als möglich einen schmalen Wildpfad entlang, der ihn in das Dickicht brachte. Dort dauerte es auch nicht lange, daß er das Aufstoßen eines Ladestocks hörte, und durch das Gebüsch schlüpfend, fand er sich im nächsten Augenblick — einem ihrer Kreiser gegenüber.

„Hallo, Metzler, und nach was habt Ihr hier geschossen?" sagte er enttäuscht, indem er sich aufrichtete und auf ihn zutrat.

„Hallo, Herr Reischbach, wo kommen Sie denn auf einmal her? — kriegt ich doch jetzt einen ordentlichen Schreck. — Den Habicht da hab' ich geschossen, der einen Hasen gekrallt hatte und scharf dabei war, ihn anzuschneiden. Wie er mich merkte, brauchte er eine ganze Weile, um loszukommen, und ich behielt reichlich Zeit, ihm eins auf den Pelz zu brennen. Waren Sie auf der Pirsche?"

Gerade wo er stand lag in der That der eben geschossene Raubvogel und gar nicht weit davon entfernt der arme Hase, auf den er, wahrscheinlich von einem Zweig herab, niedergestoßen war, als ihn der Kreiser bei seiner Mahlzeit überraschte.

„Hm," sagte Reischbach, „ich bin dem starken Bock zu Gefallen gegangen, den wir gestern gesehen haben."

„Ja," lachte der Kreiser, „da können Sie noch manchmal früh aufstehen, ehe Sie den kriegen — der ist schlau."

„Ich habe da drüben eine Fährte gefunden und wollte eben nachgehen, als ich den Schuß hörte — ich wußte nicht, wer geschossen haben konnte."

„Wenn's ein Wilderer gewesen wäre," lachte der Mann, „hätten Sie ihn verdammt rasch beim Kragen gehabt. Sie sind auf dem Zeug, das muß wahr sein; ich habe Sie gar nicht kommen hören."

„Ich geh' jetzt wieder zurück, Metzler," sagte der Forstgehülfe; „nehmt den Hasen mit nach Haus und sagt dem Förster, wenn ich etwa nicht zur rechten Zeit zum Nachtessen daheim sein sollte, möchten sie nicht auf mich warten. — Ich will noch gern auf dem Anstand bleiben."

„Na, Waidmanns Heil, Herr Forstgehülfe!" nickte der Kreiser, während Reischbach schon wieder in das Dickicht eintauchte und jetzt, so rasch er konnte, zu der Stelle zurücksprang, wo er das fremde Mädchen zuletzt gesehen — aber er fand sie nicht wieder. Er stieg den Pfad hinab, und als er weiter unten an eine sandige Stelle kam, suchte er genau nach, ob er keine Fußspur entdecken könne, denn oben in dem moosigen Weg ließ sich nichts unterscheiden; aber es blieb vergebens. Bis zu dem Eingang in den Grund kletterte er, in den nur ein kaum zehn Schritte breiter Paß hineinführte; dort aber lag gerade viel felsiges Gestein und eine Fährte hätte sich schwer nachweisen lassen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Stambul.

Die Sophienkirche in Konstantinopel.

Von

Arthur Karsten.

(Bild S. 181.)

Als ich im verflossenen Jahre mit dem wiener Vergnügungszuge die Fahrt nach Konstantinopel machte, habe ich mir dort noch einmal den Halbmond genau angesehen, der an der Stelle des christlichen Kreuzes sich auf der Kuppel der Sophienkirche erhebt. Vielleicht dauert es nicht mehr allzulange, dann wird dieser goldblinkende Halbmond, das Zeichen der türkischen Herrschaft in Europa, in irgend einem historischen Museum als Merkwürdigkeit gezeigt werden, und wir können uns dann immerhin glücklich preisen, daß wir ihn noch an der Stelle sahen, wo er vier Jahrhunderte lang glänzte und allmälig wieder erblaßte.

Der Weg nach Byzanz, welcher den Kreuzfahrern einst Monate kostete, wird von uns jetzt in wenigen Tagen zurückgelegt. Die Dampfschifffahrt von Triest durch das adriatische Meer, an den Herrlichkeiten des griechischen Archipels vorbei und durch die Dardanellen, gleicht einer wahren Lustreise, vorausgesetzt, daß wir uns aus dem Bischen Seekrankheit nichts machen. Ehe wir es uns versehen, taucht Stambul vor uns auf, und eine Menge neuer Eindrücke stürmen auf uns ein. Alles ist anziehend, wenn auch nicht immer gerade hübsch, aber doch orientalisch. Konstantinopel zerfällt in zwei Theile, diesseits und jenseits des Hafens. Dieser wird von einem langen und schmalen, auf der europäischen Seite tief in's Land eindringenden Busen des Bosporus gebildet, dem sogenannten goldenen Horn, das den Namen von seiner Gestalt trägt. Ueber dasselbe sind drei Schiffbrücken geschlagen. Das eigentliche Stambul liegt im Süden und Westen des Busens als Dreieck da, und die ganze Südseite wird vom Marmorameer bespült, von der Spitze des Serail im Osten bis zu jener der sieben Thürme im Westen. Auf der andern Seite des goldenen Horns, im Osten und Nordosten, am Bosporus, liegen Vorstädte; zuerst Galata, dann Pera, Tophanah, die im August 1866 abgebrannte Kanonengießerei, der neue Palast von Dolmabaktsche und der von Beschik Tasch.

Das Alles zu betrachten war sicher keine verlorene Mühe. An Stoff zum Beobachten ist kein Mangel. Konstantinopel ist die hohe Schule aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt der europäischen Politik, denn dort werden die Zukunftsloose der orientalischen Frage durcheinander geschüttelt. Schon nach kurzem Aufenthalte wurde mir völlig klar, daß die Rolle der Sultane ausgespielt und die regierende Dynastie verfault sei. Aber wann wird die flackernde Türkenlampe gänzlich erlöschen?

Doch wir entschlugen uns aller trüben Gedanken und aller Vermuthungen über das Ende des Reiches der Osmanen, und machten uns weiter keine Sorgen über die orientalische Frage. Die wenigen Tage, die wir am goldenen Horne zubrachten, blieb Stambul noch auf seinem alten Flecke, wir hörten das musikalische Sausen des Bosporus noch, die gigantischen Platanen ragten hoch in die blauen Lüfte empor, und nach einer ruhigen Nacht, indem das orientalische Ungeziefer uns leidlich in Frieden ließ, schlenderte ich von Pera her über eine der Brücken den Straßen Konstantinopels zu.

Umdrängt von Hausirern stieg ich zu den Bazaren hinan, die dem Europäer zunächst in's Auge fallen. Am Pferdebazar, wo allerhand Reitzeug ausgeboten wurde, feilschte ich gerade um eine Reitgerte, als plötzlich der Muezzin von einem Minaret herab zum Gebete rief, und wie mit einem Schlage war der Handel abgebrochen. Mein Verkäufer murmelte seine Gebete und handelte dann ruhig weiter. Das war das Erste, was mir von orientalischen Sitten auffstieß. Im Verlaufe meiner Wanderung habe ich dann mehr erlebt und gesehen, als mein Gedächtniß fassen konnte, und wenn ich auch das bewegteste Leben Wiens daneben halte, es bleibt doch immer still und einseitig gegenüber diesem buntfarbigen Treiben. Da spricht mich ein frommer Derwisch um ein Almosen an. Ich gebe ihm einige Para und er bedankt sich: Hai guidsch Inglis — dieser brave Engländer! indem er mich für einen Sohn Albions hält. Dann aber speit wieder ein Bettler vor mir aus, dem ich nicht genug gegeben, und betitelt mich als Schwein und Ungläubigen. Ländlich, sittlich, dachte ich und ließ mir die (vom Dragoman übersetzten) Schimpfworte gerne gefallen, da ich auf diese Weise mit den Bettlern bekannt wurde.

Der Türke ist heute noch derselbe Mensch, der er vor zweihundert Jahren war, und wenn er auch europäische Tracht anlegt, er paßt doch nicht in unsern Welttheil. Das sieht man schon allenthalben in der Stadt, die noch ganz in der alten Weise fortexistirt, da, wo die Türken zu befehlen haben; der Fortschritt in Bauten und öffentlichen Anstalten, der uns in einzelnen Stadttheilen begegnet, ist rein europäischen Ursprungs, und in der That haben die Fremden hier fast mehr zu sagen, als die Einheimischen. Die beiden längsten Straßen sind jene, welche zum Hippodrom und zur Sophienkirche führen. Konstantinopel ist wie Rom eine Siebenhügelstadt und deßhalb sind die Gassen uneben und steil; sie haben keine Trottoirs, keine Eckfsteine, keine Laternen, keine Namen und die Häuser keine Nummern. Das Pflaster, wenn der Ausdruck erlaubt ist, besteht aus einer Menge von mehr oder weniger fest oder lose nebeneinander liegenden Steinen. Nach einem Regengusse sind diese Straßen wie Gebirgswasser. Ein interessantes Schauspiel gewähren sie immer. Da sehe ich Karren, die von Ochsen gezogen werden, Träger mit Oelkrügen, Eselstreiber, Sänften, in denen türkische Damen sitzen, und endlich begegnet mir ein Pascha mit zahlreichem Gefolge, den ich als neugieriges wiener Kind anstaune wie unsern Kaiser mit seinem Generalstabe.

Ich verfolge meinen Weg nach der Sophienkirche weiter, aber das ist ein Rennen mit Hindernissen. An einem Brunnen, der schön mit Arabesken und Sprüchen aus dem Koran geziert ist, wird mir von irgend einem Ali oder Mustapha ein Glas Wasser gegen einen Para angeboten. Eben setze ich das Glas an den Mund und will trinken, da erhalte ich einen gewaltigen Stoß in die Seite, denn einige armenische Lastträger, die einen kolossalen Ballen Rohseide mit sich schleppen, rennen mich an, weil ich ihr Guardia (Aufgepaßt) überhört habe. Die groben Menschen glauben das Recht hierzu zu haben, und wiener Polizeisoldaten, nach denen sich ein gut reglementirter Oesterreicher umzuschauen pflegt, waren nicht zur Hand. Dagegen sprang mir ein gefälliger Türke bei, der dem Brunnen gegenüber einen Tabaks- und Pfeifenladen besaß. Wohl oder übel, ich mußte bei ihm eintreten, und da er vortrefflich französisch sprach, so kam ich gut mit ihm aus. Da standen die herrlichsten fünf bis sechs Schuh langen, duftenden, kleinasiatischen Weichselrohre, ein erhebender Anblick für jeden Raucher, und köstliche gelbe Bernsteinspitzen daran, die in Wien fabrizirt werden. Außerdem Wasserpfeifen (Narghiles) und Tschibuks in großer Zahl. Nachdem ich mir einen schön verzierten Tschibuk und goldgelben türkischen Tabak gekauft habe, setze ich meinen Weg weiter fort.

In einer englischen Restauration, die ganz nach londoner Weise eingerichtet ist und in der ein „Waiter" in weißer Jacke und Schürze aufwartet, trinke ich ein Glas Ale und bin nicht wenig erstaunt, einige Türken hier insgeheim gegen die Gebote des Korans sündigen zu sehen, indem sie sich Raki, einen starken Anisliqueur, außerordentlich schmecken lassen. Was würde der Prophet dazu sagen, der, wie die alten Schriften melden, nur Veilchenlimonade trank! Gewiß würde er den Verfall des türkischen Reiches vom Raki ableiten.

Aber der Führer treibt mich zur Eile an und heute soll noch Vieles gesehen werden. Wir kommen durch eine abgelegene, menschenleere Straße, in der einige halbzerfallene Häuser stehen. Ein furchtbares Gekläff dringt an mein Ohr. Dort zanken und beißen sich etwa sechs der berüchtigten herrenlosen Hunde um einige auf die Straße geworfene Melonenschalen. Bekanntlich üben diese Thiere hier Straßenpolizei, indem sie allen Unrath und Wegwurf verzehren. Es sind häßliche Gesellen, röthlich-braun, oft schwärzlich oder gelblich, aber stets grimmig, bissig und unverschämt. Gewiß sind sie eine wahre Plage für Konstantinopel, da gar nichts zu ihrer Ausrottung geschieht. Man erzählt, daß die Hunde sich nach verschiedenen Stadtvierteln gruppiren und streng darauf halten, daß ihre Grenzen nicht überschritten werden; ein fremder Eindringling wird todtgebissen. Mein Führer erzählte mir noch andere sonderbare Dinge von diesen konstantinopolitaner Hunden, doch er war ein Grieche und da wollen die Worte wohl erwogen sein, ehe man sie weiter mittheilt. Ich schweige daher lieber davon.

Kreuz und quer, bald durch volkreiche, bald durch enge Gassen geht mein Weg, und überall ist etwas zu sehen. Da fesselt mich eine bunte Bilderbude, wie sie bei uns auf Jahrmärkten zu sehen ist. Die Bilder sind in Nürnberg, Neu-Ruppin und Paris verfertigt und finden unter den Türken ihren Absatz, unter den Türken, denen ihr Koran jede bildliche Darstellung des Menschen verbietet! Armer Prophet, so entartet sind Deine Söhne! Ja, es ist Manches hier anders geworden und wird noch Vieles sich ändern. Näht man doch treulose Frauen nicht mehr ein und säckt sie am hellen Tage im Bosporus, und kann nicht der Bäcker ungestraft leichtes Brod verkaufen, ohne mit dem Ohr an seine Ladenthür genagelt zu werden?

Solche Betrachtungen wurden beim Anblick der Neu-Ruppiner Bilderbogen von Gustav Kühn in mir wach, als ich sie im Laden des tschibukrauchenden Türken sah, der auch keinen Turban, sondern ein Fez — gleichfalls Neuerung — trug. Wie konnte ich da, als nach diesen verschiedenartigen Hindernissen und Aufenthalten endlich



Neue londoner Skizzen: Der Straßenjunge vor dem Pastetenladen. (S. 186.)

die Sophienkirche vor mir auftauchte, anders als an deren baldige Wiederaufnahme in die Zahl der christlichen Dome denken!

Da lag sie, die altehrwürdige Aja Sophia, mit ihren vielen Kuppeln, ihren schlanken Minarets und den zahlreichen Anbauten. Sie ist die älteste Kathedrale der Stadt, von Konstantin erbaut. Von Kaiser Justinian nach ihrem Einsturze wieder hergestellt, war sie fünfzehn Jahrhunderte hindurch allen Wirkungen und Stürmen der Elemente und des Vandalismus preisgegeben und verdient schon durch ihre vielseitigen Schicksale unsere höchste Beachtung. Bald durch Brand, bald durch Erdbeben zerstört, erhob sich dieser Tempel immer wieder zu neuem Glanze. Welche orientalische Pracht einst in ihm geherrscht, erkennen wir noch an den acht vollendet schönen Porphyrsäulen, die dem Sonnentempel zu Baalbek, und an den acht grünen Säulen, die dem Dianentempel zu Ephesus entnommen sind. Das ist aber auch Alles, was von der alten Herrlichkeit übrig geblieben ist. Die höchste Schönheit der Sophienmoschee ist jedoch ihre Kuppel, die sich, wunderbar flach gespannt, kühn in die Lufträume erhebt und den auf ihr schwebenden Halbmond weit über den Bosporus in den Sonnenstrahlen erglänzen läßt. Hundert Baumeister, deren jeder hundert Maurer befehligte, leiteten diesen Bau, der, wie die Sage erzählt, nur unter der Beihülfe von Engeln vollendet werden konnte, welche Geld dazu vom Himmel brachten.

Hier, in diesen nun zur Moschee gestalteten Räumen, wurden die byzantinischen Kaiser gekrönt, hier wurden berühmte Konzilien abgehalten, wütheten theologische Streitigkeiten, denen Mohammed ein Ende machte, als er zu Pferde durch die erstürmte Stadt in die Kirche und vor deren Hochaltar sprengte und mit dem Rufe: „Es ist kein Gott, als Gott und Mohammed ist sein Prophet!“ das Zeichen zur Schändung der heiligen Jungfrauen und zur Plünderung der Stadt gab.

Auf der oberen Gallerie der Kirche zeigte man mir eine vermauerte Pforte. Dort soll, so erzählen die Türken, beim Sturme ein betender Priester niedergehauen worden sein. Aber es geht auch unter ihnen die Sage, daß, wenn die Christen die Stadt wieder einnehmen, diese Thüre sich von selbst öffnen und der Priester am Altar sein Gebet vollenden werde.

Die Zeit wird bald vollendet sein, und wohl noch ehe unser Jahrhundert zur Rüste geht, wird wieder die christliche Religion in die Aja Sophia einziehen. Griechen und Römer, Perser und Araber, Bulgaren und Slaven, Venetianer und Franzosen, Avaren und Osmanen haben an Konstantinopels Bollwerken gerüttelt. Unter vierundzwanzig Stürmen erlag die Stadt sechsmal; der kommende, der unaufhaltbar vor uns steht, wird nicht schwer und blutig verlaufen, wenn auch die Umwälzung, die er hervorbringt, eine großartige sein wird. Doch wem wird Konstantinopel später gehören, welcher Fürst wird dort thronen? Die Beantwortung dieser Frage kann Niemand jetzt ertheilen. Aber daß hier eine großartige Aenderung Platz greifen wird, diese Ueberzeugung drängt sich Jedermann auf, wenn er Konstantinopel auch nur für wenige Tage besuchte.

Neue londoner Skizzen.

Von

Julius Rodenberg.

(Bild S. 185.)

III. Die Laufbahn eines Straßenjungen.

Als ich bei meinem ersten Aufenthalt in London, vor zehn Jahren, einmal eines Tages an dem Laden des Pastetenbäckers vorübergehen wollte, welcher in dem Eckhaus von Tavistockstreet und Tottenham Court Road wohnt, sah ich einen armen Jungen vor demselben stehen. Der Junge bettelte mich nicht an, obwohl mich dieß nicht verwundert haben würde, denn er sah so zerlumpt und erbarmenswürdig aus, wie nur jemals ein londoner Straßenparia gewesen: das Hemd war zerrissen, die Hose war zerrissen, er hatte weder Schuhe noch Strümpfe, ging barhaupt, und die Arme waren fast nackt. Es war an einem ziemlich scharfen Herbstmorgen, und mich fror, als ich den Jungen erblickte; gern hätte ich ihm ein paar Pence gegeben, aber er bettelte nicht, sondern stand da vor dem Pastetenladen, mit einem Blick voll Wehmuth und Verlangen die Delikatessen musternd, die sich in Schalen und auf Tellern hinter der Scheibe bargen. Manchmal habe ich Knaben und Erwachsene vor den Schaufenstern der Geldwechsler gesehen; aber niemals erregte das gemünzte Gold und Silber einen solch' unaussprechlichen Ausdruck von Sehnsucht als hier die Pasteten. Es wäre ein Bild für Murillo gewesen. Das dunkle krause Haar, das große Auge, fest auf die Herrlichkeiten des Bäckers gerichtet, der halb offene Mund, die Hand, welche instinktiv, aber zögernd in die Tasche faßte (der wahrscheinlich der Boden fehlte), ein Zug von Gutmüthigkeit und Naivetät in dem schönen Gesicht und der beklagenswerthen Erscheinung des Jungen: dieß zusammen fesselte mich dergestalt, daß ich stehen blieb, um ihn anzureden.

Er fuhr zusammen. Es ist möglich, daß er sich innerlich auf einem strafbaren Gedanken (im Zusammenhang mit den Pasteten) ertappt hatte und mich für einen Policeman hielt. Meine bürgerliche Tracht beruhigte ihn sichtbar, und ich fragte, was er zu einer Pastete denke?

Er sah mich groß und verwundert an. Ich glaube, daß er mich nun für einen Magier hielt, für — einen Taschenspieler in Civil. Bosco hat niemals einen Knaben so erschreckt, aus dessen Nase er ein Goldstück zog. „Nun, mein Junge,“ wiederholte ich, „was denkst Du?“ — Er faßte sich zuletzt ein Herz und sagte: „Ich denke, wie viele Pasteten ich wohl essen könnte, bis ich satt wäre.“ — Das war eine resolute Antwort. „Komm', mein Junge,“ sagte ich, „wir wollen gleich den Versuch machen. Du gehst mit mir in den Pastetenladen, und da wollen wir sehen, ob wir Deinen Hunger stillen können.“ Der Junge wich zurück. Jetzt hatte er's errathen, wer ich sei: der Großmogul, kein Anderer. „Wollen wir gehen?“ fragte ich. Vielleicht überwog die Betrachtung, daß es einem Nabob auf eine Handvoll Gold nicht ankommen könne, die andere Empfindung der natürlichen Scheu, die er vor einem Wesen empfinden mußte, welches von Pasteten sprach, als ob es Distelköpfe seien.

Ich ging also und er folgte mir. In dem Laden befanden sich, da es noch ziemlich früh war, wenige Kunden; aber der Geruch von frischem Backwerk zog lieblich durch das Haus, und hinter seinem Verkaufstisch, welcher hoch bedeckt war mit Leckerbissen, stand der Meister, ein würdiger Mann Namens Samuel Graystone, in grüner Schürze, weißen Hemdärmeln und einem Paar Vatermördern, die zu den größten gehören, die ich jemals gesehen. „Mr. Samuel Graystone, Pastetenbäcker“ — das war sein voller Titel, wie er auf dem jeden Morgen frisch polirten Messingschild glänzte, — gehörte zu meinen besten Freunden und ich zu seinen besten Kunden. Während der kurzen Zeit unserer Nachbarschaft hatte sich bereits ein Verhältniß zwischen uns gemacht, dem an Intimität nichts fehlte; jeden Morgen kam ich in seinen Laden, und jeden Morgen erzählte er mir die Stadtneuigkeiten. Denn man soll nur ja nicht denken, daß es in London keine Stadtneuigkeiten gebe, mit dem Unterschied, daß man hier Stadt nennt, was anderwärts ein Kirchspiel ist. London eine Stadt zu nennen, welch' ein Irrthum, welch' eine Uebertreibung, welch' eine Unmöglichkeit! Zwanzig Städte, dreißig Städte: das ist London; für den Einen ist Bloomsbury London, für den Andern Horselnydown; für meinen guten Mann war London das Kirchspiel Mary-le-bone, und keine schlechte Figur machte er darin. Er war Vestryman, er gehörte zu den verschiedensten Kommissionen, er war Mitglied von Wohlthätigkeitsvereinen und Vergnügungsausschüssen, er war immer im Amt, bald als Geschworner und bald als Leichenbeschauer. Kein Kind in der Parochie Mary-le-bone, welches Mr. Sam Graystone nicht kannte; freilich aber auch keines, zehn Schritte darüber hinaus, welches ihn je gekannt hätte. Doch das ist nun einmal so, in London und der ganzen Welt: im Gegensatz zu den Propheten gelten die Pastetenbäcker und die populären Versammlungsmänner nur in ihrem Lande.

„Guten Morgen, mein Herr,“ sagte Mr. Sam Graystone, als ich eintrat; „es ist ein Bischen neblig, aber es wird sich gegen Mittag in Mary-le-bone aufklären, mein Wort darauf.“ — Wenn Mr. Graystone sein Wort gab, so mußte es wahr sein, wohl oder

übel. Er glaubte, daß das Wetter, die Sonne und der Himmel eigens für Mary-le-bone gemacht sei, und er kannte sein Mary-le-bone. Wenn er daher sagte: der Nebel wird sinken, so sank er. Er sprach auch niemals von London, sondern sagte immer: „hier, in Mary-le-bone“.

„So früh schon?“ begann er auf's Neue, indem er einen noch dampfenden Kuchen in Papier schlug und hierauf in den Korb eines Mädchens legte, welches darauf wartete. Ich kam nämlich in der Regel erst zwischen ein und zwei Uhr aus dem British Museum in Great Russell-Street hierher, um ein zweites Frühstück zu nehmen; heute war es kaum zehn Uhr vorüber, und ich befand mich auf dem Hinweg.

„Guten Morgen, mein Fräulein,“ sagte nun Mr. Sam Graystone, als das Mädchen mit dem Kuchen ging. Er nannte jedes Dienstmädchen in der Umgegend „Fräulein“; das war eine sehr große Anziehungskraft, die er ausübte. Doch war er nicht höflich aus Klugheit, sondern von Natur, aus Gefälligkeit. Die gutmüthigen Leute sind immer höflich.

Indem jedoch fällt sein Blick auf einen Straßenzigeuner, welcher in demselben Augenblick an der Thür erscheint, wo das Mädchen sie verläßt. „Da!“ rief Mr. Graystone ein wenig verdrießlich, „ich glaube, das ist der Junge wieder, der schon einmal vor vier oder sechs Wochen hier gewesen ist. Damals war er ganz schwarz wie ein Schornsteinfeger, kommt hier an den Tisch, sticht mit seinen Rußfingern in eine weiße Schaumtorte und fragt: ‚Wie viel, Meister?‘ — ‚Drei Pence!‘ sage ich. — ‚Ich habe aber nur einen Farthing,‘ sagt der kleine Rußlümmel. — ‚So scheer' Dich zum Teufel und nimm die Torte mit!‘ sage ich. — Der Witz war gut, aber gute Witze macht man nur einmal. Nun?“ Und dabei wandte er sich fragend an den armen Jungen. — „Ich bin niemals in meinem Leben ein Schornsteinfeger gewesen und habe niemals eine Pastete gegessen, Euer Gnaden,“ erwiederte dieser. — „Was?“ ruft nun der Meister, „Euer Gnaden? So spricht man nicht in Mary-le-bone. Ich wette, daß Du nicht von hier bist. Das muß irisch Blut sein. He, kleiner Paddy?“ — „Ja,“ sagte der Kleine nun ganz keckllich, „Paddy heiß' ich.“ — „Und was weiter?“ — „Paddy — weiter nichts.“ — „Und wie heißt Dein Vater?“ — „Mein Vater ist in Amerika und heißt auch Paddy.“ — „Und Deine Mutter?“

Mittlerweile hatte ich, meinem Versprechen gemäß, dem Jungen eine Pastete gereicht, die er in weniger als gar keiner Zeit verspeist hatte. Er war eben bei der zweiten Pastete, als Mr. Graystone ihn nach seiner Mutter fragte. Da trat eine Thräne in sein Auge, und zwischen dem Kauen sagte er: „Die heißt Moll und ist krank.“ Hierauf steckte er das letzte Stück der zweiten Pastete in den Mund und sah mich an. — „Ich glaube,“ sagte Mr. Graystone, „der Junge wird mir meinen ganzen Laden leer essen, und es hilft doch nicht aus.“ — „Ich glaube es auch,“ sagte der kleine Straßenaraber lakonisch, aber mit niedergeschlagenem Blicke. — „Wann hast Du zuletzt Etwas gegessen?“ — „Gestern Mittag. Der Mann, der beim ‚Punch‘ immer die Trommel schlägt, gab mir ein Stück Brod und den Rest seines Mittagessens. Dafür trug ich ihm Abends die Trommel nach Haus.“ — „Und wo bleibst Du die Nacht?“ — „Vor dem Haus, auf der Straße.“ — „Und wo ist Deine Mutter?“ — „Im Hospital.“ — „Siehst Du sie zuweilen?“ — „Nein; man darf nicht in das Hospital gehen.“ — „Sie wird an einer ansteckenden Krankheit leiden,“ sagte der gutmüthige Mr. Graystone in mitleidsvollem Ton halblaut zu mir. „Und so hast Du keine Freunde, keine Heimat und kein Haus?“ — „Nein,“ war die Antwort. — „Wo habt ihr früher gewohnt?“ — „In Kings Court, Drurylane.“ — „Wußt' ich's doch!“ ruft der Vestryman, „Gott sei Dank, daß hier in Mary-le-bone kein Straßenjunge ist, dessen Gesicht ich nicht kenne. Das Beste wird sein,“ setzte er mit einem Ausdruck von Würde hinzu, „wir führen den Jungen in die Küche. Es wird besser für ihn und billiger für Sie sein, wenn er nicht fortfährt, Pasteten zu essen.“

Der wackere Meister rief nach einem Gehülfen und führte uns durch eine Seitenthür aus seinem Laden in sein Haus, da beide von einander gänzlich getrennt waren, eben so gut, wie die Pastetenbäckerei nichts gemein hatte mit seiner eigenen Küche. Diese lag im Souterrain und war so schmuck und sauber wie die beste Stube. Auch stand des Meisters behäbige Ehefrau vor dem Feuer, auf welchem einige Töpfe brodelten. „Schmale Küche,“ sagte sie, als sie mich sah, denn sie kam bisweilen in den Laden und kannte mich; „schmale Küche, lieber Herr; aber manchmal haben wir ein respektables Stück Rindfleisch und einen Hammelbraten am Spieß.“ — „Ja, ja,“ schmunzelte Meister Graystone ganz vergnügt, „manchmal, manchmal.“ Und ich glaubte es den Ehegatten, „auf mein Wort“; denn sie sahen beide nach „beef“ und „mutton“ aus. Inzwischen wurde meines armen Schützlings nicht vergessen; er bekam die Reste vom gestrigen Mittag und die Reste vom heutigen Frühstück und that seine Schuldigkeit. Dem guten Meister leuchteten die Augen, wie er den Jungen so essen sah. „Ich möchte was für ihn thun,“ sagte er, „auf mein Wort! Soll man einen so hübschen und starken Jungen seinen Weg in's Gefängniß oder an den Galgen wandern lassen? Soll man zusehen, wie er zu Grunde geht? Ich wüßte schon ein Mittel, aber ich wette, daß er keine Lust hat.“ — „Versuchen Sie es, Sir,“ sagte ich. — „Gut, wir wollen den Versuch machen. Hörst Du, mein Junge? Wenn es Dir hier geschmeckt hat, so komm' heut Abend um acht Uhr wieder. Es wird dann auch schon Etwas für Dich da sein, und wir können vielleicht auch sonst für Dich sorgen. Wirst Du kommen?“ — „Gewiß, Euer Gnaden!“ — „Du wirst nicht in den Laden gehen, sondern an der Hausglocke ziehen. Hast Du das verstanden?“ — Der Knabe sagte „Ja“ und entfernte sich. — „Sie sollen sehen, er kommt nicht wieder,“ sagte der Meister; „diese Schmutzlerchen sind wie die Wilden, wo sie eine Absicht merken, ihre Freiheit zu beschränken, da kommen sie nicht wieder.“ — „Wir müssen abwarten,“ erwiederte ich; „mich sehen Sie um acht Uhr ganz gewiß, und nun guten Morgen!“ — Denn es war für mich die höchste Zeit, an meine Arbeit im British Museum zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

„Deutscher Balladenschatz“ von Dr. Gustav Wendt.

(Bild S. 188.)

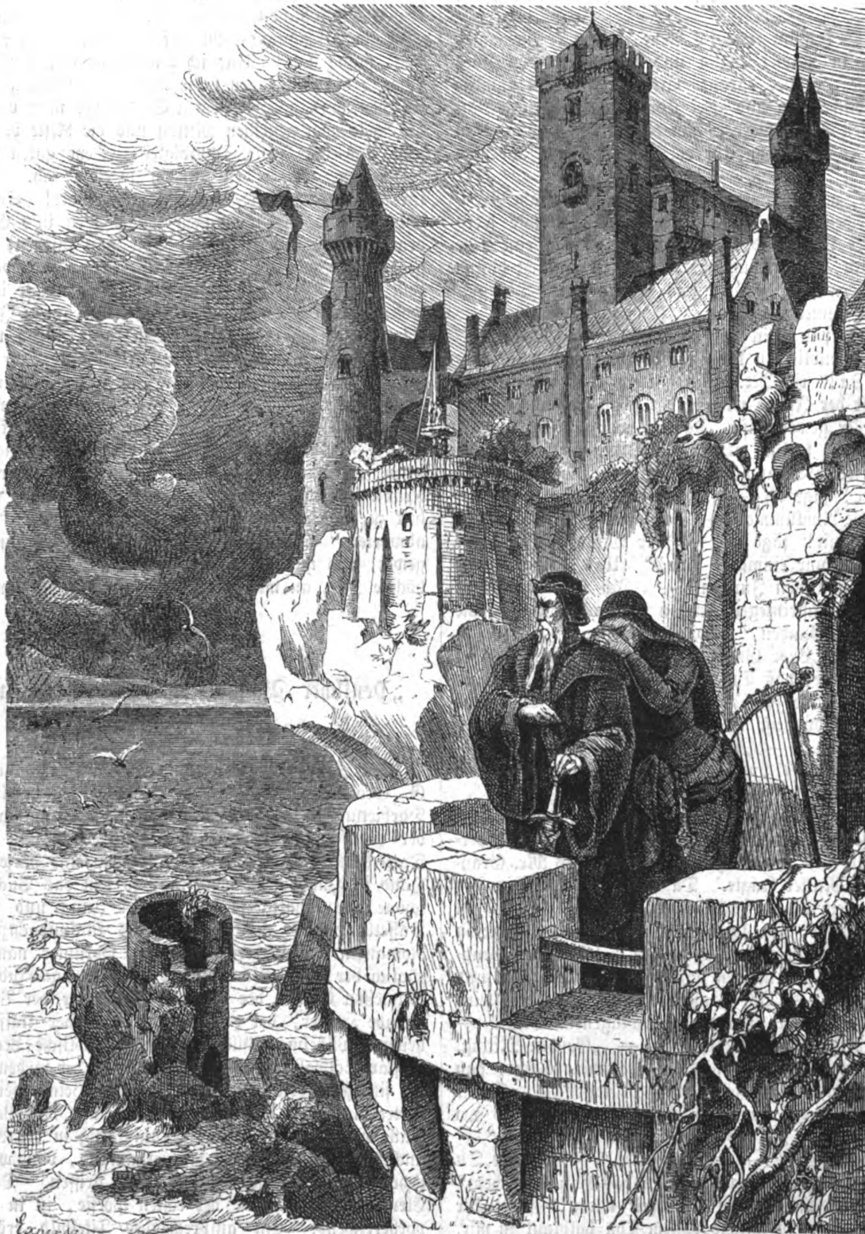
Der „Deutsche Balladenschatz“ von Dr. Gustav Wendt (Berlin, G. Grote'sche Buchhandlung) ist eine jener seltenen werthvollen Darbietungen, bei welchen der Geschmack des ausstattenden Verlegers, der poetische Kunstsinn des Herausgebers und die charaktervolle Darstellung der Zeichner in würdigster und herzerfreulichster Weise Hand in Hand gegangen sind, so daß das Buch als eine ebenso schöne wie inhaltsreiche Gabe bei Jung und Alt sich einführt. Dasselbe enthält nicht weniger als fünfundachtzig Balladen oder Romanzen unserer ersten Dichter, worunter namentlich und vorzüglich der kerndeutsche Uhland, der formgewandte Chamisso, der Altmeister Goethe, der hochgesinnte Schiller, der Völkerstimmen sammelnde Herder, der populäre Bürger, der klassische Platen, der heitere Wilhelm Müller, der melancholische Lenau, der gesetzte Gustav Schwab, der kunstvolle Rückert, der farbenreiche Freiligrath, der sinnige Mörike, der melodienreiche Heine, der launische Kopisch vertreten sind. Die Sammlung bringt das Beste des Deutschen Balladenschatzes, nicht nur mannigfaltig in der Auswahl, sondern auch überaus reich nach der Stimmung, von welcher die Dichter beherrscht in die vollbesaitete Harfe griffen. Das volksthümliche Element, der Urquell der echten Poesie, ist in erfreulicher Weise vorherrschend. Ein ansprechendes Titelbild eröffnet das Buch; jede einzelne Ballade ist mit einer Illustration geschmückt, zu welcher unsere rühmlichst bekannten düsseldorfer Künstler den Griffel geliehen haben; die sauber ausgeführten Holzschnitte rühren von R. Brend'amour her. Als Bilderprobe aus dem schönen Buch theilen wir umstehend „Das Schloß am Meer“ sammt dem poetischen Text von Uhland mit. Den kunstsinnigen Freunden der deutschen Poesie sei der Balladenschatz von Wendt bestens empfohlen!

Auflösung des Bilderräthsels Seite 163:

Ein Sträußlein am Hute, den Stab in der Hand, zieht rastlos ein Wandrer von Land zu Land.

Das Schloß am Meer.

Aus Dr. Gustav Wendt's „Deutscher Balladenschatz". (S. 187.)



Hast Du das Schloss gesehen,
Das hohe Schloss am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloss am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst Du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest Du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Ludwig Uhland.



Der Reiter hielt in der Nähe des Prangers. (S. 190.)

Die heimliche Ehe.

Roman

von

J. F. Smith.

1. Die drei Fremden.

Der kleine Ort Farmsfield, an der Grenze von Nottinghamshire, gehört zu den wenigen englischen Dörfern, in denen noch als Ueberreste alter Zeiten der Pranger und der Maibaum existiren. Wir konstatiren indeß mit Vergnügen, daß der erstere dieser Ueberreste zur Zeit unserer Erzählung, um's Jahr 1800, bereits in Trümmer zu zerfallen begann, und es fiel Niemand ein, sich über das Ende des mittelalterlichen Straf-Instruments zu beklagen, außer einem gewissen Michel Tippin, genannt „der alte Mike", welcher in seiner Person die drei Würden eines Gerichtsdieners, Polizeidieners und Todtengräbers vereinigte. Der alte Mike sagte Allen, die es hören wollten, mit dem feierlichsten Ernste, daß man nicht anders von den Franzosen und ihrer verderblichen Revolution befreit werden könne, als durch die Wiedereinführung der Prangerstrafe, die in seinen Augen das allgemeine Heilmittel gegen alle eingerissenen Uebel der Zeit war.

Das junge Volk von Farmsfield war weniger skrupulös; wenn an Festtagen auf dem Gemeindeplatze ein Freudenfeuer angezündet ward und es über alte Bäume, zerfallende Fässer und wackelige Pfähle herging, war die Schandsäule immer in Gefahr, ihr Material zur Unterhaltung des Feuers herzugeben. Dann aber wachte der alte Mike mit der Eifersucht eines zärtlichen Verliebten über seinem Pranger, und mehr wie einmal kam dabei die Würde seiner Hellebarde und seines betreßten Hutes im Kampfe mit der losen Jugend sehr in's Gedränge.

Der Maibaum dagegen hatte bei keinem jener Feste eine Verletzung zu fürchten. Die Erinnerungen des Alters und der Jugend schirmten ihn. Während des Maifestes versammelten sich unter seinen Zweigen die Mädchen und jungen Bursche des Dorfes, während die Alten, nun ernste Zuschauer, der Zeit gedachten, in welcher auch sie an diesem Orte die ersten Liebesworte tauschten. Greise erinnerten sich mit sinnendem Lächeln daran, wie sie mit neidischem Blicke einen bevorzugten Nebenbuhler verfolgt hatten, der seine Tänzerin in den zahlreichen Windungen des Maitanzes führte. Selbst die Kinder liebten den Baum und meinten, daß ihr Dörfchen gar nicht so hübsch und wohnlich sein könne ohne den Maibaum.

Michel Tippin war also, wie gesagt, der einzige Vertheidiger des Prangers und fand sein größtes Vergnügen darin, mit wahrer Sorgfalt die verwitterte und zerfallene Säule auszuflicken. „Es wird schon ein Tag kommen," dachte er oft, „wo die Justiz einsieht, daß sie falsche Wege geht, indem sie das verläßt, was Respekt einflößt."

Der alte Mike zählte etwa sechzig bis dreiundsechzig Jahre. Die Zeit war mild mit ihm umgegangen, seine hohe Gestalt war durch das Alter noch nicht gekrümmt. Sein großes graues Auge hatte mehr den Ausdruck der Schlauheit als der List. Spärliches schneeweißes Haar gab seinen von der Sonne gebräunten Zügen ein ehrwürdiges Aussehen; wären sie blässer gewesen, so würde Mike einem Maler als Modell irgend eines Heiligen haben dienen können.

Es war an einem freundlichen Septemberabend, als Mike, der gerade nichts weiter zu thun hatte, sich nach dem Hügel vor der Kirche begab, wo seine alte Geliebte aufgerichtet war. Er führte sein Werkzeug, Hammer, Nägel rc., mit sich, weil die Säule über Nacht durch einen Sturm eine neue Blessur erhalten hatte, welche zu heilen er zwei Stunden lang bemüht war. Er mochte über

dieser Beschäftigung etwa eine Stunde zugebracht haben, als er plötzlich rasch den Kopf emporrichtete. Die Tritte eines Rosses tönten an sein Ohr. Mike sah auf den ersten Blick, daß der Reiter, welcher sich quer über den Platz ihm näherte, ein Fremder war. „Aha, das ist Einer, der gewiß nach dem Schlosse will," sagte sich Mike. „Seltsam, daß die drüben gerade jetzt Besuch bekommen, wo der Sohn des Hauses im Sterben liegt — so heißt es wenigstens! Nun, Sir Richard wird sich über den Tod seines Erstgebornen nicht viel härmen; er hat ihn nie gern gehabt. Armer junger Mann, der so gut und so wohlthätig ist, und so furchtbar reich dazu! Es ist gewiß traurig, ein Leben verlassen zu müssen, das ihm so viel Schönes hätte bieten können! Gerade in solchem wichtigen Augenblicke, der ihn zur Herrschaft bringen sollte — man sagt ja, heute werde er majorenn!"

Der Reiter hielt jetzt in der Nähe des Prangers und schaute um sich, als wolle er sich orientiren. Mike schloß aus seiner militärischen Haltung, daß er Offizier sei. Der Fremde sah vornehm aus; seine schönen regelmäßigen Gesichtszüge harmonirten vollkommen mit dem Ausdrucke der Augen und dem glänzend schwarzen Haar, das er frei trug. „Ist dieß Dorf Farmsfield?" fragte der Fremde nach kurzer Pause den Alten, der sich von seiner Arbeit aufgerichtet hatte und mit der Rechten auf das Halseisen des Prangers stützte. — „Ja, mein Herr!" antwortete Mike. „Sie können sich getrost auf Ihr Pferd verlassen, das Sie sicher bis an's Postbureau des Dorfes bringen wird. Das Thier kennt den Weg von Newark bis Farmsfield auswendig, denn es hat ihn seit sieben Jahren mit dem Depeschensacke gemacht; nicht?" — Der Fremde bewegte leise, als wolle er widersprechen, den Kopf; vielleicht lag ihm nur daran, nicht genau merken zu lassen, woher er komme.

„Dieß Dorf ist ein recht angenehmer Ort," sagte er, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben. — „Es war ein angenehmer Ort," erwiederte Mike mit besonderer Betonung; „als der Amtmann Oldcastle noch lebte! Der ließ hier die neuen Ideen nicht aufkommen, Herr; zum Exempel die Albernheit, daß der Pranger die Verbrecher verstockt mache, und noch hundert andere Dummheiten mehr. Ich, der mit Ihnen spricht, Herr, habe zu damaliger Zeit bis zu Fünf die Woche hier am Pfahle stehen sehen; ja, als der würdige Oldcastle noch lebte!"

Der Fremde lächelte.

„Aber Sie selber halten vielleicht auf die neuen Ideen!" fuhr Mike trocken fort. — „Nein, wahrhaftig nicht!" entgegnete der Reiter, dem indeß ein feinerer Beobachter hätte abmerken können, daß er nicht Lust hatte, sich mit dem alten Original in eine Controverse einzulassen. Er leitete daher auch wiederholt das Gespräch auf ein anderes Thema, indem er Mike nach der Bedeutung eines alten Monumentes fragte, das in Form eines Kenotaphiums an die Kirchhofmauer gebaut war und älteren Datums zu sein schien als die Kirche selbst. Dieß Kenotaphium bestand in vier Wölbungen von Granit in Kreuzesform, deren eine den Eingang mittelst eiserner Doppelthür bildete. An jeder Seite der Thür befand sich die bronzene Statue eines Ritters aus dem zwölften Jahrhundert. Auf den Schilden dieser Statuen waren drei Hämmer und eine Lilie abgebildet.

„Ja, das ist in der That ein merkwürdiges Bauwerk," antwortete Mike; „so merkwürdig wie die Familie, der es gehört und die eine der ältesten des Landes ist. Ihr jetziges Haupt ist Sir Richard Trevanian." — „Ah, dieß ist die Gruft der Trevanian's?" fragte der Fremde mit einem Seufzer. — „Justement, Herr, und sie wird sich in diesen Tagen auf's Neue öffnen, da, wie man hört, der älteste Sohn, Eduard, dem Tode nahe ist. Es ist ein guter Mensch, Herr, ein sehr guter junger Mensch, den unsere Armen sehr vermissen werden. Sie kennen vielleicht die Familie, Herr?" — „Nein, ich habe nur einen einzigen Menschen Namens Trevanian kennen gelernt, und das war weit von hier." — „Außer Landes, mein Herr?" — „Das Dorf gefällt mir," versetzte der Fremde, ohne die Frage Mike's zu beantworten. „Ich habe gehört, daß hier und in der Umgebung mehrere interessante Schlösser sich befinden, und ich bin entschlossen, einige Tage hier zu bleiben, um sie zu sehen. Können Sie mir nicht den Weg zum Gasthause ‚zum trevanianischen Wappen' zeigen, mein Freund? Es wurde mir in Newark empfohlen." — „Das trevanianische Wappen?" fragte Mike verwundert. „Das ist ja eine sehr dürftige Herberge!" — „Das thut nichts." — „Und liegt so allein!" — „Ich werde mich nicht beklagen!" entgegnete der Fremde ungeduldig. „Und nun, mein Lieber, weil ich Sie in Ihrer Arbeit gestört habe und weil Sie Ihre Zeit verlieren, bin ich ganz bereit, Sie dafür, daß Sie mir den Weg zeigen, zu entschädigen." Er griff in die Tasche seines Leibrocks und reichte dem Alten ein Siebenschillingstück — welche damals noch existirten —, bei dessen Anblick Mike's Augen vor Freude leuchteten. „Tausend Dank, Herr! Reiten Sie also das Hölzchen entlang bis an den Weg von Newstead, von dort rechts ab, Sie können dann nicht mehr fehlen. Das Haus steht gerade an der Seite des großen Parkeingangs. Die Wirthin vom trevanianischen Wappen, Betsy Guyson, war früher Amme im Schlosse des Sir Trevanian . . ."

Der Fremde wartete die Beendigung dieser Mittheilung nicht ab, sondern ritt, dem Alten dankend, in der angedeuteten Richtung schnell davon. Mike steckte wohlgefällig die erhaltene Silbermünze ein und griff wieder zu seinem Arbeitszeug. „Ein einziger Gast für Bet Guyson," murmelte er; „doch was kann ich dafür! Ich werde mir deßhalb den Kopf nicht abreißen."

Er hatte erst seit wenigen Minuten wieder seine Arbeit fortgesetzt, als ihn das Erscheinen eines zweiten Reisenden störte. Dieser war von kleiner, gedrungener Gestalt, aber sehr vornehmer Haltung. Er trug ein dunkles Gewand von halb geistlichem Schnitt und ritt eine prachtvolle graue Stute, die würdig schien, einen Bischof oder Abt zu tragen. Mike nahm daher auch ohne Weiteres an, daß der neue Ankömmling ein Geistlicher sei. „Guter Freund," sagte dieser, „können Sie mir nicht wohl sagen, wo ich eine gewisse kleine Herberge finde, die, wenn ich nicht irre, ‚das trevanianische Wappen' heißt?" — „Wie, Sie wollen nach . . ." rief Mike überrascht. — „Nach dem Gasthaus zum trevanianischen Wappen," erwiederte gelassen der Fremde. Mike wiederholte die dem ersten Reisenden gegebene Weisung. „Danke!" sagte Ersterer und reichte dem Alten eine Krone. „Sie wohnen in diesem Dorfe, mein Lieber?" — „Ja, ich bin Todtengräber und Polizeidiener von Farmsfield." — „Ah, Todtengräber und Polizeidiener! Nicht übel! . . . Eine sehr schöne Kirche das!" — „Eine sehr schöne Kirche!" wiederholte Mike stolz. — „Jedenfalls mit beträchtlichem Einkommen?" — „Mehr wie tausend Pfund jährlich, mein Herr." Der Fremde betrachtete das ehrwürdige Bauwerk mit doppeltem Interesse. — „Und diese Revenüen bezieht der hiesige Besitzer allein?" fragte er weiter. — „Nein, Sir, sie gehören dem Kapitel von Southwall." — Der Reisende entfernte sich grüßend in der Richtung nach der Herberge. „Ganz gewiß ein Geistlicher," murmelte Mike, die Krone zu seinen sieben Schillingen steckend. Der Erste sprach von den Statuen der alten Ritter, das verrieth den Offizier; der Andere vom Einkommen der Pfarrei — Jeder nach seinem Metier!"

Der Tag neigte sich rasch seinem Ende zu, Mike beendete seine Arbeit, nahm sein Werkzeug zusammen und trug es in eine Kammer hinter der Sakristei; dann schickte er sich an, die Thür des Friedhofs zu schließen, als ein dritter Reisender, in einem leichten Kabriolet, dem Platze sich nahte. Das Erscheinen so vieler Fremden an einem Tage war in Farmsfield etwas so Außerordentliches, daß Mike von Staunen und abergläubischer Furcht ergriffen ward. „Was soll das bedeuten?" murmelte er, in seiner Beschäftigung wie gebannt inne haltend. Inzwischen war der Fremde im Wagen ihm nahe gekommen. „Welches ist der kürzeste Weg zum ‚trevanianischen Wappen', wenn ich fragen darf?" sagte der Fremde. „Haben Sie verstanden, guter Mann?" fügte er hinzu, als Mike vor Verwunderung nicht sofort antworten konnte. „Ja, ja, ich hab's verstanden!" platzte dieser jetzt heraus. „Ich war bloß verwundert, weil das trevanianische Wappen eine sehr schlechte Herberge ist für einen feinen Herrn wie Sie." — „Das ist Geschmackssache, oder Sache des Geldbeutels, oder vielleicht auch Sache der Nothwendigkeit," versetzte der Fremde leichthin. „Lassen Sie sich das nicht kümmern, lieber Freund, sondern zeigen Sie mir nur den kürzesten Weg und ich will Sie dafür gern belohnen." Der joviale und zugleich geschäftige Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, befreite den alten Todtengräber von seiner übernatürlichen Stimmung; er zeigte dem Fremden den Weg, erhielt

dafür einen Schilling und sah sich im nächsten Augenblicke wieder seinen Betrachtungen überlassen. „Ein Mann des Gesetzes, ohne Zweifel," sagte er, den erhaltenen Schilling zu seinen Kameraden befördernd. „Diese Art Leute kennt den Werth des Geldes und wirft es nicht zum Fenster hinaus. Der Soldat gab sieben Schillinge — sein Herz ist nicht an's Geld gewachsen. Der Geistliche gab fünf — er hätte noch weniger gegeben, wenn er nicht gehört, daß ich bei der Kirche angestellt sei. Der Advokat — wenn's einer ist — gab nur einen — ‚Alles in meinen Sack' ist des Advokaten Wahlspruch! Hol' mich der Geier, ich gäbe meine dreizehn Schillinge hin, wenn ich wüßte, was diese drei Gesellen bei Bet Gynson zu schaffen haben! Nichts Gutes, davon bin ich überzeugt, nichts Gutes! — Armer Mister Eduard!" — Er schloß den Friedhof und verließ sinnend den Platz.

2. Die beiden Jugendfreunde.

Es ist nun Zeit, die Leser mit der Familie Trevanian, welche in unserer Erzählung die Hauptrolle zu spielen bestimmt ist, näher bekannt zu machen. Sir Richard Trevanian war noch ein sehr junger Mann, als ihm der wohlklingende Name und der sehr verschuldete Besitz seines Vaters als Erbe zufielen. Von stolzem und klug berechnendem Charakter, heirathete er die einzige Tochter des Hauptgläubigers und befreite dadurch sein Gut von der Last der Hypotheken. Wir müssen so gerecht sein zu sagen, daß, wenn er auch seine Gemahlin nicht liebte, er sie wenigstens mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelte, und als sie schon ein Jahr nach der Vermählung starb, indem sie einem Sohne das Leben gab, so war nichts Anderes die Ursache ihres Todes als ihre schwache Konstitution. Diese Ehe war aber nicht allein von Seiten Sir Richard's, sondern auch seines Schwiegervaters Sache der Berechnung gewesen. Der Heirathskontrakt enthielt nämlich die Klausel: daß das erstgeborne Kind der Ehe, gleichviel welchen Geschlechtes es sei, nebst seinen Abkömmlingen Erbe der Baronie von Trevanian sein solle, und daß, wenn dieser Ehe ein Knabe entsprieße, dieser nach erlangter Volljährigkeit freies Dispositionsrecht über das Vermögen, sein Vater aber mit einer bestimmten Rente sich zu begnügen habe.

Nach wenig mehr als einem Jahre heirathete Sir Richard zum zweiten Male, und zwar die schöne Olivia Beauchamp, welche er schon während seiner ersten Ehe geliebt hatte. Olivia war stolz, herrschsüchtig, prachtliebend, eben so ungewöhnlich intelligent als schön, und ihrem Gatten wie den beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, womit sie ihn beschenkte, aufrichtig zugethan. Ihre Kinder waren ihre Idole, sie bewunderte ihre Vorzüge wie ihre Fehler, oder vielmehr, sie wollte gar nicht zugeben, daß diese Kinder überhaupt Fehler hätten.

Anders war ihr Verhalten gegen ihren Stiefsohn Eduard; ihre Gleichgültigkeit gegen ihn streifte an Haß. Sie unterließ nichts, was ihn beschämen und herabsetzen konnte. Seine kleinsten Verstöße wurden ihrem Gatten unaufhörlich wiederholt, entweder durch sie selbst oder durch die Dienstleute, welche ihre sklavischen Werkzeuge waren, und der Baron glaubte danach ohne Zweifel nur seine Pflicht zu erfüllen, wenn er die äußerste Strenge gegen ein Kind entfaltet, das von Allen verklagt ward. Der arme Eduard zitterte, wenn er nur die Stimme seines Vaters hörte.

Sechs Jahre nach seiner Verheirathung erhielt der Baron eine diplomatische Mission an den Hof von Toskana, die er annahm. Das Schloß von Trevanian ward auf zwei Jahre an den General Maitland vermiethet, und der Baron reiste mit seiner Gemahlin und den beiden Kindern zweiter Ehe nach Italien ab. Eduard dagegen ward dem Rektor von Southwall, Reverend Jabez Knowles, zur weitern Erziehung mit dem Auftrage übergeben, streng gegen ihn zu verfahren, seinen unbändigen Charakter zu bessern und seine schlechten Neigungen auszurotten.

Die Ideen, welche der würdige Reverend über Disziplin hatte, harmonirten völlig mit den von Sir Richard erhaltenen Instruktionen. Das Kind hätte ein Ausbund von Weisheit und Ordnung werden müssen, wenn Schläge ein derartiges Resultat zu erzielen vermocht hätten. Aber die Berechnung des Lehrers war trügerisch; je mehr der Schüler bestraft wird, desto schwieriger wird sein Charakter. Kinder sind häufig geschickte Nachahmer, welche die Sprache und Ideen Derer, die sie leiten, annehmen. Dieß war der Fall mit den meisten Mitschülern Eduard's; kaum bemerkten sie, daß dieser weit entfernt davon war, der Liebling des Rektors zu sein, so begannen sie ihn gleich dem Lehrer zu tyrannisiren. Wenn er in der Freistunde erschien, entfernten sich Alle von ihm, oder wenn sie sich ihm näherten, geschah es, um ihm irgend einen üblen Streich zu spielen. Nur der Unterlehrer der Schule, ein junger Schotte, hatte von Eduard eine bessere Meinung.

Eines Tages, als Letzterer, wie oft geschah, für die Ungezogenheiten anderer Schüler bestraft worden war, trat seine völlige Unschuld durch einen Zufall so klar zu Tage, daß der Rektor nicht stillschweigend darüber hinweggehen konnte. „Warum sagtest Du nicht, daß Du unschuldig warst?" fragte Knowles. — „Weil ich dachte, Sie wüßten es doch genau," antwortete Eduard. Der Rektor ward roth bis über die Ohren vor Scham und schwieg. So ging es jahrelang. Die Familie Trevanian blieb länger in Italien, als ursprünglich beabsichtigt war. Eduard verfiel allmälig in einen Zustand träumerischer Gleichgültigkeit, bis ein neuer Eleve, der Sohn des Generals Maitland, in die Schule eintrat. Dieß war ein schöner, kräftiger und stolzer Knabe von zwölf Jahren. Georg Maitland war bisher stets mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelt worden, sein Muth war durch Brutalität noch nicht gebeugt oder gebrochen.

Am ersten Tage nach seiner Ankunft bildete sich um ihn ein kleiner Hof von Anhängern. Bezaubert durch seinen edlen Freimuth, durch seine feinen Manieren und sein heiteres Lächeln, bemühte sich jeder seiner Mitschüler um seine Freundschaft. Nur Eduard war in Folge der langen Mißhandlung zurückhaltend. Tom Wall, Klassenerster und nebenbei ein großer Prahler, sagte eines Tages zu Georg: „Sage mir doch, Maitland, Du wirst mich wohl bald auf die letzte Bank zu allerunterst bringen?" — „Nein, wahrhaftig, das wäre nicht recht!" erwiederte Georg ohne Arg. Einige der jüngeren Schüler wagten zu lachen. „Warum hohnlächelst Du, kleiner Krüppel?" fuhr Tom Wall Eduard an, welcher theilnahmlos an einem Baume inmitten des Spielplatzes lehnte. Eduard sah aus, als wenn er von Allem nichts begriffe; denn es erschien ihm lächerlich, daß man ihn beschuldigen konnte, gelacht zu haben. „Wagst Du dieß?" rief der Prahler, ergriff Eduard bei den Haaren und stieß ihn gegen den Baum. Im nächsten Augenblicke sprang Maitland auf Tom Wall zu. „Lass' ihn los, Unverschämter!" knirschte er mit zornfunkelnden Augen. — „Nein!" erwiederte Tom Wall trotzig. Ohne sich zu besinnen, versetzte ihm Maitland eine Ohrfeige, daß er sofort zu Boden fiel; dann ergriff er den mißhandelten Eduard an der Hand und erkundigte sich theilnehmend, ob er verletzt sei.

Diese unerwartete Theilnahme bewirkte eine wunderbare Veränderung in dem gleichgültigen und trüben Gesicht Eduard's. Seine Lippen zuckten und seine dunklen Augen füllten sich mit Thränen, mit Thränen, welche die unaufhörlichen Beleidigungen und Strafen ihm nie hatten erpressen können. Die wenigen milden Worte Maitland's öffneten die reine Quelle der Empfindung in der gepreßten Seele des verlassenen Knaben. „Lass' ihn — er ist ein Dummkopf, ein Vieh!" schrieen mehrere der gehässigsten Schüler. „Er bekommt mehr Schläge als ein Vieh!" — „Um so schlimmer, um so schändlicher!" erwiederte Maitland zornroth. — „Niemand will etwas von ihm wissen!" — „Dann will ich es thun!"

Diese Erklärung des neuen Mitschülers weckte wie mit einem Zauberschlage den Muth in Eduard's Brust. Als jetzt Tom Wall, beschämt durch die erlittene Niederlage, sich ihm auf's Neue näherte, warf Eduard sich wie ein junger grollender Löwe ihm entgegen und schlug mit beiden Fäusten auf ihn los. Trotz dieses Muthes würde er im Kampfe mit dem weit stärkeren Burschen unterlegen sein, wenn Maitland ihm nicht helfend beigestanden und den Prahler weggeschleudert hätte. Von dieser Stunde an sah sich der unglückliche Knabe gegen alle Unbill geschützt. Zwischen ihm und Maitland entspann sich eine wahrhaft brüderliche Freundschaft. Um den falschen Ruf der Unwissenheit und Dummheit, in welchen seine lieblosen Genossen ihn gebracht hatten, in den Augen seines Freundes Lügen zu strafen, machte Eduard in allen Fächern des Unterrichts wunderbar rasche Fortschritte.

Der Rektor Knowles war höchst überrascht, und da er die ge-

heimnißvolle Macht nicht begriff, welche Eduard antrieb, so schrieb er seiner scharfen Disziplin dieß glänzende Resultat zu. Eines Morgens, als der Tyrann in besonders übler Laune war und mehrere Schüler sich unruhig zeigten, wendete sich, wie oft, seine Wuth ohne weitere Erörterung gegen Eduard, den er heftig mit seinem Stocke schlug. „Das ist schändlich!" rief beherzt der junge Maitland. — „Wer wagte das zu sagen?" schrie der Rektor erbost. — „Ich!" erwiederte Maitland aufspringend. „Ich wiederhole: es ist schändlich, brutal und ungerecht, einen Unschuldigen zu bestrafen, und Eduard Trevanian ist unschuldig!" — „Wer war's dann?" fragte der Rektor betroffen. — „Ich mache den Angeber nicht!" versetzte Maitland. — „Wer war's? Antwort!" schrie der Reverend, und als Maitland dennoch nicht antwortete, sauste der Stock auf seine Schultern nieder. Bei diesem Anblicke erblaßte Eduard; er sprang auf, eilte auf Georg zu, schlang beide Arme um seinen Hals und fing auf diese Weise die Schläge auf, die Jenem bestimmt waren. Plötzlich aber stieß er einen stöhnenden Schrei aus und sank zu Boden. Ein unvorsichtiger Schlag hatte ihn allzu heftig getroffen. Knowles erschrak; die Wuth verließ ihn augenblicklich. Seine Schule war für ihn das einzige Existenzmittel. „Sehen Sie da, was Sie gemacht haben! Sie haben ihn getödtet!" rief Maitland, die Hand drohend gegen den Lehrer erhebend. „Ich kehre augenblicklich zu meinem Vater zurück und nehme Eduard mit mir. Mein Vater soll an Sir Richard Trevanian schreiben, damit dieser erfährt, welchem Peiniger er seinen Sohn anvertraut hat."

Tom, der Unterlehrer, „der kriechende Hund", wie die Schüler ihn nannten, hatte Eduard aufgehoben und hielt ihn in den Armen; einige Blutstropfen färbten die Lippen des Bewußtlosen. „Seht! man hat ihn ermordet!" rief Maitland der Klasse zu. Erst lief ein Murren durch den Saal, dann brach der allgemeine Ruf: „Schändlich! schändlich!" los. Eduard und Georg Maitland wurden in ihre Kammer gebracht und alsbald ein Wundarzt, Doktor Benett, gerufen.

Als Eduard wieder zur Besinnung kam, fiel sein erster Blick auf den an seinem Bette knieenden Maitland. Auch Mrs. Knowles erschien und zeigte sich trostlos über die brutale Härte ihres Gemahls, die sich schon so oft folgenschwer geäußert hatte. Maitland erzählte dem Arzte den ganzen Hergang. Dieser legte die Hand einige Augenblicke auf die Schlagader des Halses des Verletzten. „Nicht wahr, die Sache ist gefahrlos?" fragte der Rektor gespannt. Der Arzt erwiederte nichts, sondern verband den Verletzten und empfahl die äußerste Ruhe. „Sie hören, Maitland, daß Eduard der Ruhe bedarf, und können sich jetzt entfernen," bemerkte die ängstliche Mrs. Knowles. — „Ich bitte, mich hier zu lassen," bemerkte Maitland. „Uebrigens kommt mein Vater in wenigen Tagen, und ich werde nicht verfehlen, ihm den Vorfall mitzutheilen." — „Sie können hier bleiben," sagte der Arzt, Maitland auf die Schulter klopfend. „Die Anwesenheit eines treuen Kameraden wird dem Kranken eher nützen als schaden. Also, man wird Sie nicht von Ihrem Freunde trennen." — „Ich danke Ihnen!" erwiederte Maitland beruhigt.

Kaum waren Beide allein, so verschloß Georg die Thür und setzte sich dicht zu Eduard auf den Rand des Bettes. „Aengstige Dich nicht," sagte er, die Hand des Kranken erfassend; „Du weißt, wie ich Dich lieb habe." Eduard drückte ihm die Hand. — „Mein Vater soll an den Deinen schreiben." — Eduard seufzte: „Ach, wenn ich lieber todt wäre!" — „Warum das, mein Freund?" — Eduard gab eine Schilderung der Behandlung, die er im elterlichen Hause erfahren. Maitland empfand für den unglücklichen Knaben das tiefste Mitleid und fühlte sich noch mehr zu ihm hingezogen. Er schützte ihn von diesem Tage an gegen alle Quälereien seiner Mitschüler, und der Rektor Knowles mäßigte seine Heftigkeit, als Doktor Benett ihm, auf Grund ärztlicher Beobachtung, das Geheimniß zuflüsterte, Eduard habe eine so schwache Konstitution, daß er vielleicht kaum das zwanzigste Jahr erlebe.

Der Reverend richtete nun vor Allem seine Aufmerksamkeit darauf, Georg Maitland zu bestimmen, den Vorfall mit ihm und Eduard seinem Vater zu verschweigen. Ein sehr kräftiger Beweggrund unterstützte ihn in dieser Bemühung, indem er nämlich dem Sohne des Generals begreiflich machte, daß er sich von seinem Freunde trennen müsse, wenn er die Schule verlasse, daß ihm und Eduard dagegen, im Falle des Verschweigens, gewisse Freiheiten eingeräumt werden könnten, so zum Beispiel wolle er Eduard sogar erlauben, seinen Freund während der Ferien nach dem Schlosse zu begleiten, obschon dieß dem ausdrücklichen Befehle Sir Richard's zuwiderlaufe. Dieser Grund war entscheidend. Georg Maitland gab allen Groll über Knowles' Brutalitäten auf um Eduard's willen. Die Neigungen dieser Freundschaft sind noch nicht verdorben durch Selbstsucht und durch die sich widerstrebenden Interessen menschlicher Verhältnisse.

Die wiederholten Besuche Eduard's in der Familie des Generals Maitland verfehlten nicht, ihm den feinen und vornehmen Ton zu verleihen, der sich nur im Umgange mit guter Gesellschaft gewinnen läßt. Georg hatte eine Menge Freunde, Eduard nur einen einzigen; sein Herz bedurfte keines andern. Er zählte siebenzehn Jahre, als endlich zwei längst gefürchtete Ereignisse eintraten: die Rückkehr der Familie Trevanian und die Trennung Eduard's von seinem einzigen Freunde, welcher behufs seines Eintritts in ein Regiment nach Irland abgehen mußte. Er war zum Offizier ernannt worden.

„Habe Muth, Eduard!" rief Maitland ihm beim Abschied zu, indem er seine eigene Bewegung zu beherrschen suchte; „habe Muth, auch um meinetwillen! In vier Jahren bist Du majorenn, und wir werden dann miteinander die Welt durchwandern!" — „Ich werde nie diesen glücklichen Tag erleben," erwiederte Eduard traurig. „Obwohl ich jung und reich und von guter Familie bin, obwohl mir eine glückliche Zukunft lachen könnte, so sehe ich doch zwischen mir und dieser Zukunft ein grausiges Phantom neben einem offenen Grabe. Ich habe gekämpft gegen diese trüben Vorstellungen, aber sie wollen nicht weichen. Der Tod lauert auf mich!" — „O, es sind grundlose Einbildungen, von denen Du Dich beherrschen lässest, Eduard! Gib sie auf! Sei Mann und betrachte die Welt von dem erhabenen Gesichtspunkte, mit welchem die Vorsehung Dich gesegnet hat!" — „Die Zeit wird lehren, wie wahr meine Ahnungen gewesen," erwiederte Eduard tonlos. Beide Freunde trennten sich mit dem Versprechen, in möglichst regem Verkehr mit einander zu bleiben.

Nach Maitland's Abreise kehrte Eduard zum Reverend Jabez Knowles zurück, wo er nun nicht mehr als blödsinniger Schüler behandelt ward. Er hatte ein eigenes Zimmer und war Herr seiner Zeit. Der Wunsch, zu leben und glücklich zu werden, ging in seiner Seele mit der Sehnsucht nach seinem Freunde Georg Hand in Hand. Gerade als er recht innig über der Vorstellung einer schönen Zukunft brütete, erschien sein Vater in Southwall.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Ein blutiger Klub. Unter der Regierung Karl II., erzählt Addison, existirte in London ein Klub, welcher der Klub der Duellanten hieß, und in den Keiner Aufnahme fand, der sich nicht geschlagen hatte. Von dem Präsidenten sagte man, daß er ein halbes Dutzend Menschen im Zweikampf getödtet habe. Die übrigen Mitglieder nahmen ihre Plätze je nach der Zahl der Gegner ein, die sie im Duell umgebracht. Es existirte in jener Gesellschaft ein Nebentisch, an welchem alle diejenigen Mitglieder saßen, die nur Blut vergossen hatten, ohne ihre Gegner zu tödten, aber einen löblichen Eifer zeigten, sobald als möglich die Eigenschaften zu erwerben, die sie berechtigten, am Haupttische Platz zu nehmen. Dieser Klub bestand ausschließlich aus Ehrenmännern, aber er existirte nur kurze Zeit, denn die meisten Mitglieder fanden bald ihren Tod durch das Duell oder wurden gehangen.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 176:

Hagestolzens Lieb.

Seit früher Jugend liebe ich,
Blondine, kleine, schlanke, Dich;
Von Deinem Anblick schon beglückt,
Bin ich von Deinem Kuß entzückt.
Wer glühte auch so heiß und rein
Für mich und nur für mich allein!
Du bist mein Alles, drum will ich
Nur lieben Dich, Cigarre, Dich!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. № 17. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

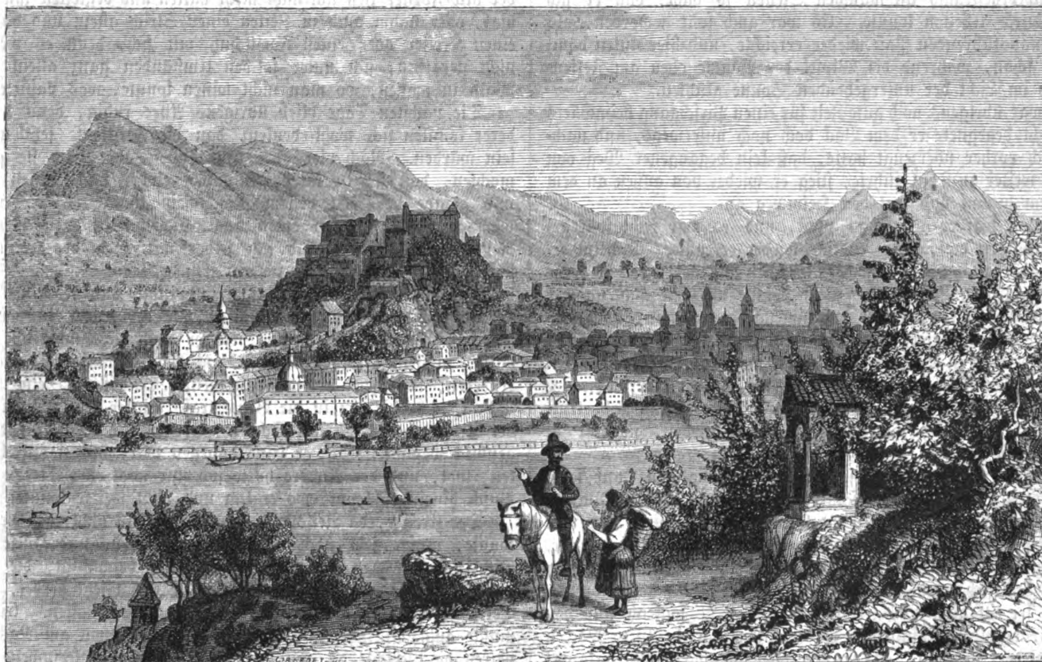
Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

Wie heimlich das da drin in dem düstern Grund aussah, und wie sonderbar kahl und phantastisch die hohen Sandsteinwände auf allen Seiten starr und mächtig emporragten — und wie dunkel der Boden war, obgleich oben auf dem Walde noch das volle Sonnenlicht lag! Sollte es denn möglich sein, daß hier drinnen wirklich ein so geisterhaftes Wesen hause, wie ihm der alte Förster erzählte, daß die Bewohner der Tiefe — daß jenes wunderbar schöne Mädchen, das so fremd und doch so lieb aussah ... — „Bah, Unsinn!" brummte er vor sich hin in den Bart — „der Alte steckt voll von Aberglauben und seine Frau und die alte Lisei noch mehr; kein Wunder wär's, wenn man zuletzt selber anfinge, solche Geschichten wirklich zu glauben, wenn man sie alle Abend in der halbdunkeln Stube und halb dabei im Schlaf erzählen hört. — Nachher weiß man am Ende kaum mehr, was man noch gehört oder selber geträumt hat. — Jetzt bin ich aber doch einmal hier unten," setzte er leise hinzu, „und kann mir den Platz gleich ordentlich ansehen; komme doch vielleicht so bald nicht wieder hierher und muß die Gelegenheit benützen."

Damit stieg er über die Zacken hinweg und drängte sich durch das Erlengestrüpp, das hier lustig emporwucherte. — Er erschrak aber ordentlich, als plötzlich dicht vor ihm eine Schnepfe herausstrich. Unwillkürlich fuhr er freilich mit der Pirschbüchse in die Höhe, setzte aber eben so rasch wieder ab, denn jetzt war erstens keine Jagdzeit für Schnepfen, die hier jedenfalls brüteten — und dann hatte er ja auch bloß eine Kugel und groben Schrot geladen. Die Schnepfe stieß aber in den Wald hinein, und Reischbach, ihr



Ansicht der Stadt Salzburg. Von C. Girardet. (S. 195.)

nachsehend, murmelte leise: „Na, hier kann das vertrackte Mädel doch auch nicht gut herum sein, denn sonst hätte sie die Schnepfe ebensogut aufgestört wie ich — und was hätte sie auch hier drin zu suchen," setzte er halb lachend hinzu — „ich glaube bei Gott, ich fange ebenso an zu träumen, wie unser alter Buschmann. — — Aber hat sie mir nicht selber gesagt, daß sie hier unten ‚im Bau' wohne?" frug er sich plötzlich und blieb, seine Büchse auf den Boden stützend, stehen; „bah, das kecke, bildhübsche Ding hat mir nur ihren eigentlichen Wohnort nicht nennen wollen und mich zum Besten gehabt. Die mag schön bei sich gelacht haben, als ich so ein verdutztes Gesicht machte. — Wenn ich ihr nur noch einmal wieder begegnete oder wüßte, wo ich sie suchen könnte — Blitzmädel das."

Und wieder nahm er seine Waffe auf und arbeitete sich jetzt nach der rechten Wand hinüber, um den ganzen Platz einmal zu umgehen und das noch unbekannte Terrain genau zu erforschen.

Aber, alle Wetter, der Förster hatte allerdings recht gehabt: hier gab's Füchse genug — überall fand er die Losung, und zahlreiche Spalten in der Wand waren augenscheinlich so begangen, daß ordentlich kleine Pfade hineinführten. Der Platz hier konnte ihnen freilich auch passen, denn abgelegen schien er genug, und Schlupfwinkel für die schlauen Bestien gab's wie Sand am Meer, denn das Gestein sah genau so aus, als ob es mit Gewalt von einander gerissen und überall geborsten wäre. Da konnten sie einfahren, wo sie eben Lust hatten, und wenn man sich auch oben ansetzen wollte, um ihnen aufzupassen, blieb es immer von dort herunter ein weiter und ungewisser Schuß — und hier drin selber? — Ei, wenn die Füchse ihren Winterbalg anhatten und die Pelze was galten, mußte er doch einmal den Versuch machen, das gab vielleicht eine ganz vortreffliche Jagd und einen guten Spaß, ihnen so unerwartet eins auf die Jacke zu brennen. Macht doch die Erlegung eines Fuchses oder überhaupt jedes Raubthieres dem Jäger mehr Freude, als ob er sonst Gott weiß was erlegt, denn es gilt dabei einen schlauen und gewandten Räuber zu überlisten.

Der junge Forstgehülfe beging langsam pirschend das ganze innere Terrain, fand aber die Aussage des Försters bestätigt, und nicht eine einzige Fährte von Roth- oder Rehwild in dem ganzen Grund, dafür jedoch eine Masse niedergebrochenes und vertrocknetes Reisig — ein Beweis, daß selbst die Holzsucher, die doch sonst gewiß nicht eigen sind, den öden Platz mieden. Von einem hindurchführenden Pfad war ebensowenig eine Spur zu erkennen und das Brombeergesträuch an manchen Stellen so dicht, daß er sich kaum hindurch arbeiten konnte. Es war auch spät geworden, als er den hinausführenden Paß wieder erreichte, und hier unten dämmerte es schon, während die Wipfel der Bäume oben am Felsenrand noch im Licht der untergehenden Sonne glühten.

Jetzt war übrigens noch gute Zeit für einen Pirschgang heimwärts — vielleicht begegnete er dem Bock doch noch unterwegs, und nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß kein begangener Weg von unten ab weiter zu Thal führte, stieg er wieder von außen an dem Steindamm hinauf und trat den Heimweg an.

Den Bock traf er allerdings nicht, und es war recht spät geworden, als er die Forstei endlich wieder erreichte. Daheim erzählte er aber auch nichts von dem fremden Mädchen, das er heute am Fuchsbau getroffen. Wer weiß denn, was sie sich nachher wieder für Geschichten daraus zusammengebaut hätten, von Erdweible oder Moorjungfern oder sonstigem Spuk. Vielleicht traf er sie einmal wieder in der nächsten Zeit, und dann sollte sie ihm nicht so leicht entschlüpfen wie dießmal, wo ihn der alberne Kreiser mit seinem Schuß so zur unrechten Stunde gestört und abgelenkt hatte. War ihm doch nicht einmal Zeit geblieben, sie nur zu fragen, wie sie hieß.

Und würde sie ihm das gesagt haben, wo sie ihm, auf seine Frage nach ihrer Heimat, die schnippische Antwort gab „im Bau"? Sonderbar — er brachte das Mädel nicht aus dem Kopf und war den ganzen Abend still und einsylbig. Der alte Förster aber lachte, denn er glaubte, der verfehlte Bock ärgerte ihn, meinte auch, da würde er sich noch manchen Abend Gedanken drüber machen können, denn das sei ein alter schlauer Patron und nicht sogleich auf den ersten Pirschgang abzufassen. Sie wollten sich in vier Wochen einmal wieder sprechen, ob er ihn vielleicht bis dahin erlauert hätte — er glaube es aber nicht.

Drittes Kapitel.

Der Fuchs.

Der Forstgehülfe Reischbach bekam übrigens in den nächsten Tagen keine Zeit, viel an den Bock oder selbst an die fremde Maid zu denken, denn noch in der nämlichen Nacht hatte der Kreiser Metzler, der in einer der im Wald zerstreut gebauten Pirschhütten geschlafen, einen Schuß gehört und am nächsten Morgen erst, obgleich er, wie er sagte, augenblicklich der Richtung zugeeilt sei und Alles abgesucht habe, den Aufbruch und Kopf eines Altthiers gefunden, das ein paar Wilderer dort in der Nacht erlegt und dann fortgeschleppt haben mußten. Im Anfang hätte er auch noch eine Strecke auf dem Schweiß (Blut) nachgehen können, dann aber waren die Wilddiebe an die große Straße gekommen, die durch den Wald lief, und keine Spur weiter von ihnen zu finden. Ein paar frische Wagengleise führten allerdings vorbei, eines aber nach Norden, eines nach Süden, und welches von diesen sie wahrscheinlich benützt hatten, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen, wer konnte es sagen?

Nachforschungen wurden allerdings gehalten, aber ohne Erfolg. Die Bursche mußten gute Helfershelfer haben, denn das Stück Wild blieb verschwunden, und wenn man auch ein paar Leute aus dem nächsten Dorf in starkem Verdacht hatte und bei ihnen sogar Haussuchung hielt, fand sich doch nichts Verdächtiges gegen sie vor. Die Beamten und Forstleute mußten, noch dazu von dem spöttischen Lächeln der Bauern begleitet, unverrichteter Sache wieder abziehen.

Förster Buschmann war außer sich. Jetzt hatte er nun den erbetenen Forstschutz erhalten und auch einen jungen Forstgehülfen, und trotzdem holten sie ihm das Wild fast unter der Nase weg. Und was würde die oberste Forstbehörde, an die er doch jedenfalls Bericht erstatten mußte, dazu sagen — natürlich bekam er eine furchtbare Nase.

Auch dem Forstgehülfen war das gar nicht recht, denn allem Anschein nach hatten sie es hier nicht mit einem einzelnen Wilderer, sondern mit einer ganzen Bande derselben zu thun, die einander in die Hände arbeitete, und wo er schon geglaubt, daß sie ihnen das Handwerk gründlich gelegt, trieben sie es ärger als je zuvor und trotzten der ganzen Försterei.

Von da ab war er fast keine Nacht mehr zu Hause, ja selbst der alte Förster ließ sich nicht mehr halten und begleitete ihn manchmal, oder nahm auch zu Zeiten einen Strich allein und dann nur einen Kreiser oder einen Forstschutz mit sich, denn es war eben nicht gerathen, sich unter solchen Umständen ganz allein in den Wald zu wagen, wo man nicht wissen konnte, was passirte.

Die nächsten Tage blieb übrigens Alles ruhig, denn die Wilderer konnten sich wohl denken, daß die Forstleute jetzt wachsam sein würden. Nach vier oder fünf Tagen aber, wo sie glauben mochten, daß sie in ihrem Aufpassen etwas nachgelassen hätten, und gerade bei recht hellem Mondschein knallte es wieder, und dießmal hatten sie sich einen unglücklichen Fleck dazu ausersehen. Reischbach nämlich befand sich selber mit einem der Kreiser ganz in der Nähe und ertappte sie auf frischer That.

Allerdings gaben sie sich nicht gutwillig, und der eine Bursche feuerte und traf den Forstgehülfen mit der Kugel in den Oberschenkel; der aber schoß ihn, wie er noch die Büchse am Backen hatte, in seinen Fährten nieder und jagte auch noch einem der Anderen, mit dem zweiten Lauf seiner Büchsflinte, eine Ladung Schrot nach, die ihn in die Beine traf. Hinter dem Dritten feuerte der Kreiser her, auch mit Schrot. Der entkam aber, für den Augenblick wenigstens. Der Eine dagegen war, als sie zu ihm traten, todt, und der Andere hatte sich nur noch eine Strecke in den Busch hineingeschleppt, wo er lag und nicht weiter konnte.

Der Kreiser, da Reischbach mit seinem Bein nicht recht vorwärts konnte, mußte jetzt nach dem Forsthaus zurück und Hülfe holen. Dicht daneben war eine Anzahl Holzhauer beschäftigt, die Nachts in der einen Scheuer schliefen, und diese eilten jetzt herbei, um die Verwundeten und den Todten zum Haus zu schaffen. Ein Bote mußte augenblicklich zur nächsten Stadt, und schon am Nachmittag waren die Gerichte da, um den Thatbestand zu untersuchen.

Förster Buschmann hatte indessen in der Nähe des gestrigen

Kampfes ein angeschossenes Stück Wild gefunden, das nicht weit von der Stelle verendet lag, und es dauerte auch nicht lange, so spürten die Gendarmen den dritten Wilderer heraus, der, die Haut voller Schrote, im Dorf krank lag und sich erst gar nicht wollte untersuchen lassen.

Jetzt begann ein langes Verhör, aber die beiden ertappten Wilderer fanden bald, daß ihnen Leugnen nichts mehr half, ja der Eine von ihnen gab sogar noch seine übrigen Helfershelfer an, wonach sich dann herausstellte, daß die ganze Bande aus sieben Mann bestanden hatte, die den Wilddiebstahl, von den großen Dickungen begünstigt, schon lange geschäftsmäßig betrieben haben mußten. Sie wurden Alle zu ziemlich schwerer Strafe verurtheilt und der Wald bekam jetzt Ruhe. Wenn auch vielleicht noch manch' Einer in der Nachbarschaft lebte, der seiner Zeit ebenfalls kein Kostverächter gewesen, so schien ihm doch die Sache, im Verhältniß zu dem Nutzen, den sie brachte, ein wenig zu gefährlich geworden zu sein, um gleich Hals und Kragen daran zu setzen, und sie ließen's lieber bis auf ruhigere Zeiten.

Reischbach hatte übrigens in der Nacht einen tüchtigen Denkzettel bekommen, der ihn für ein paar Wochen an sein Lager fesselte, denn wenn die Kugel auch glücklicher Weise keinen Knochen getroffen, war es doch ein häßlicher Fleischriß, der seine Zeit zum Heilen verlangte.

Indessen pflegte ihn die Frau Försterin und die alte Lisei nach besten Kräften, und die Letztere besonders wachte in der ersten Zeit, wo er ein tüchtiges Wundfieber bekam, ganze Nächte lang bei ihm. Seine kräftige Natur erholte sich aber doch bald wieder und es heilte rasch; nur schonen mußte er das Bein noch und durfte nicht hinaus in den Wald, bis es vollständig verharrscht war, und das kümmerte ihn dabei am Meisten.

Ein Jäger im Bett — es gibt nichts Trostloseres — und das noch dazu in der besten Jagdzeit; aber es half nichts, er mußte aushalten, und die Frau Försterin litt schon selber gar nicht, daß er sich vor der Zeit wieder anstrengte.

Und was für Muße hatte er jetzt wieder, über alte Geschichten nachzugrübeln — er wollte zuletzt gar nichts mehr denken, und wenn dann die alte Lisei kam, forderte er sie auf, ihm Etwas zu erzählen — und selten umsonst. Die Alte hatte den jungen Mann schon lange lieb gewonnen, weil er ganz anders war als das übrige junge Volk, und nie über ihre Erzählungen lachte oder gar darüber spottete. Sie erfüllte deßhalb auch gern seinen Wunsch; aber das Einzige, über was sie sprechen konnte, war eben das, was sie nicht begriff — das Uebernatürliche, Uebersinnliche, und darin besaß sie entweder eine reiche Phantasie oder ein vortreffliches Gedächtniß, denn sie konnte ihm stundenlang von all' dem Geisterhaften berichten, was den Wald belebte, und Bernhard lag dann mit halbgeschlossenen Augen auf seinem Bett, hörte ihr zu und dachte an seine fremde Maid, die er selber da draußen getroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herz des Salzkammerguts.

Salzburg.

Von

Arthur Rom.

(Bilder S. 193 und 197.)

Salzburg ist von München aus jetzt mit der Eisenbahn schnell zu erreichen; eingedenk der Regel jedoch, daß man, um Land und Leute kennen zu lernen, sich nicht dem geflügelten Dampfroß anvertrauen soll, machte ich meine Reise dorthin mit einem gemietheten Wagen auf der alten Poststraße. Ich konnte die großartigen Naturbilder Oberbayerns und des Salzburgischen so besser auffassen und mit Muße betrachten, sie schwanden nicht vor mir dahin, wie die gedrehten Gemälde im Guckkasten; ich war mein eigener Herr, konnte nach Belieben aussteigen und besonders in schönen Gegenden, deren Oberbayern genug bietet, eine Strecke zu Fuß gehen.

In Waging, noch auf bayerischem Boden, machte ich einen Ruhetag, um den wagingar See besuchen zu können. Freundliche Wiesen und tiefdunkle Wälder umgeben in reizendem Wechsel das klare, bläulich-grüne Gewässer, dessen sanft gekräuselte Wellen zum Bade einluden. Fernhin begrenzen blaue Gebirge die Landschaft; deutlich und kühn, in hohen, scharf abgeschnittenen Formen war der Schafberg zu erkennen, der im salzburger Ländchen etwa die Stelle einnimmt, wie der Rigi in der Schweiz. Am nächsten Tage passirte ich die österreichische Grenze. Auch an dieser Grenzstation hatte ich Gelegenheit, so gut wie in Bodenbach und andern Zollstätten, das außerordentlich zuvorkommende und freundliche Benehmen der österreichischen „Finanzwache", wie die Zollwächter heißen, zu beobachten. Die Paßrevision, diese lästige Menschenquälerei, war abgeschafft, und einzig und allein die Frage: „Haben Sie Cigarren bei sich?" erinnerte mich daran, daß ich dem Zollverein den Rücken kehrte. Von dieser Douane aus hat man einen herrlichen Blick auf die salzburgischen Gebirge. Gerade vor mir erhoben sich aus der Mitte des weiten Thalgrundes die verbundenen Hügel des Mönchs- und Nonnenberges, an ihrem Fuße breitete sich die Stadt aus, auf ihrem Rücken die Festung; zur Linken, hoch über der Stadt, ragte der Gaisberg empor, in der Mitte, weit im Hintergrunde, glänzten im goldenen Abendschimmer die hellen und leuchtenden Steinmassen des Tännengebirges, und zur Rechten warfen die finstern Felsgipfel und Zacken des Untersbergs ihre schwarzen Schatten weiter und weiter in's Thal.

Salzburg zeigt schon einen recht österreichischen Anstrich, wenn gleich es noch nicht allzulange zum Kaiserstaate gehört. Im Jahre 1802 wurde das Erzbisthum säkularisirt, kam an Ferdinand von Toskana, dann an Oesterreich, seit 1810 an Bayern, und endlich nach dem pariser Frieden wieder an Oesterreich. Seitdem sind aber die Salzburger gute Unterthanen des Kaisers geworden, und wenn das Ländchen auch eines der kleinsten in der großen Monarchie ist, so ist es doch sicher nicht das letzte. Man frage den Städter, der in moderner französischer Tracht einhergeht, den rüstigen Schiffer auf der Salzach, oder den Landmann, der mit seinem breitkrämpigen Hut, der kurzen Jacke, den schwarzledernen kurzen Beinkleidern und grünen Strümpfen zum Markte kommt — sie Alle sind unerschöpflich im Lobe Salzburgs, seiner Naturschönheiten und seiner Menschen.

Das Interessanteste in der Stadt ist die auf dem Gipfel eines steilen Hügels liegende Festung Hohensalzburg. Sie ist von geringem Umfang; die meisten Häuser dienen als Kasernen. Merkwürdig sind dort die alten Rittersäle mit Schildern, Lanzen und alten Waffen; vorzüglich die ehemaligen Wohnzimmer des Erzbischofs, deren Wände noch ganz in ihrem alten Glanze mit vieler Vergoldung, Schnitzwerk und Rosetten erhalten sind. In mehreren Gemächern liest man über der Thüre die goldene Inschrift: „Erzbischof Leonhard von Salzburg hat diese Kammer machen lassen Anno 1521." Auch wird ein sehr enges Kämmerchen gezeigt, in welchem die Bayern einst, von 1511 bis 1517, einen Erzbischof bis zu seinem Tode gefangen hielten. Die Folterkammer, verschiedene Marterinstrumente, eine Maschine zum Ausspannen und Recken der Glieder sind sehenswerth, wenn sie sich auch nicht von ähnlichen Werkzeugen, die man auf andern Burgen und Schlössern zeigt, unterscheiden. Das Schönste, was uns die Festung bietet, ist die entzückende Aussicht von dort oben. Zunächst die Stadt mit ihren vielen Thürmen und Gassen, sich an den 500 Fuß hohen Festungsberg lehnend.

Wer durch Schwaben und Bayern nach Salzburg reist, und alle die vielen kleinen deutschen Städtchen mit ihren Giebelhäusern, spitzen Kirchthürmen und gothischen Bauten noch in der lebhaften Erinnerung hat, der muß hier in Salzburg sich in eine ganz andere Welt versetzt fühlen, sobald er nur auf das Aeußere sieht, denn die Stadt zeigt, wenn sie auch noch weit von der welschen Grenze liegt, entschieden italienisches Gepräge. Nirgends sieht man hohe, spitze Dächer, keine Kirche ist gothisch gebaut, sie sind im Renaissancegeschmack errichtet und mit Kuppeln versehen. Salzburgs Bauten rühren meist von den Erzbischöfen her, und diese holten sich ihre Modelle von jenseits der Alpen. Steigen wir aber hinab von der Festung und verkehren wir mit den Bewohnern, dann finden wir nichts Welsches in ihnen, wie es das Aeußere ihrer Stadt zeigt, ihre Herzen schlagen bieder und deutsch.

Außer der Stadt zu unsern Füßen überschauen wir von dort

oben noch ein reiches Panorama. Der Kapuzinerberg, das Schloß Mirabell, die Vorstadt „am Stein“, jenseits der Salzach, die mit Alleen durchschnittenen Felder bilden freundliche Gesichtspunkte in der Nähe. Der Blick auf die Gebirge ist jedoch immer das Reizendste. Drei Hauptmassen zeichnen sich vor Allen aus. Südlich umschließen die nackten, hell gefärbten Felsen des Tännengebirges gleich einer gewaltigen Mauer das von der Salzach durchströmte weite Thal. Dann der hohe Göhl, und etwas weiter westlich der Untersberg mit seinen Höhlen und Sagen. Wie der Kaiser Rothbart, welcher unserm Volke die Einheit bringen soll, von den Norddeutschen in den Kyffhäuser versetzt wird, so läßt ihn der Süddeutsche hier im Untersberge schlafen, von wannen er einst kommen wird zu seiner Zeit. Nördlich endlich schweift das Auge über die wellenförmige Ebene des Bayerlandes bis in die ungemessene nebelgraue Ferne. Leben erhält das heitere Bild durch das silberne Band der Salzach, die in ansehnlicher Breite hier durch die schöne Landschaft strömt. Ihr Name „Salzwasser“, ferner der Name Salzburg, dann jener des ganzen Bezirkes „Salzkammergut“ deutet darauf hin, daß hier eines der Länder vor uns liegt, in welchen die Natur mit verschwenderischer Hand die köstliche Gabe des Salzes im überreichen Maße in den Schooß der Berge gelegt hat. Im Dürrenberg an der Salzach, bei dem Städtchen Hallein, befindet sich das berühmte Salzwerk, das freilich jenem von Wieliczka nicht gleichkommt.

Salzburg ist der Mittelpunkt für viele der herrlichsten Ausflüge; nach dem Königsee, nach Berchtesgaden, nach dem berühmten Bad Ischl, nach den Traunfällen und dem romantischen Traunsee gelangt man am Besten von hier aus. Wer alle diese Orte besuchte, dort die reine Luft der hehren Alpenwelt genoß, die plätschernden Gebirgswasser, smaragdgrünen Wiesenmatten, tiefdunklen Wälder, spiegelglatten Seen und kühnen Felsberge kennen lernte, der wird sicher dem kleinen salzburger Ländchen die Palme der Lieblichkeit unter den Alpengegenden gerne zugestehen, wenn andere Strecken dieser Gebirgswelt es auch an wilder Romantik und großartiger Majestät bedeutend übertreffen.

Neue londoner Skizzen.

Von

Julius Rodenberg.

III. Die Laufbahn eines Straßenjungen.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Ja,“ sagte Mr. Graystone, als ich am Abend bei ihm eintrat; „wie ich Ihnen gesagt habe. Er kommt nicht wieder.“ — „Es ist kaum dreiviertel Acht,“ erwiederte ich; „ich bin vor der verabredeten Stunde da.“ — „Und herzlich willkommen!“ sagte Mrs. Graystone, die nun ein schweres schwarzes Seidenkleid trug und eine schwere goldene Kette mit einer dicken goldenen Uhr. Auch Mr. Graystone war in voller Kleidung. Er hatte noch die Vatermörder vom Morgen, eben so groß, wiewohl etwas weniger steif, was dem Mann ein zutraulicheres Ansehen gab; außerdem einen ansehnlichen Tuchrock, eine lange Tuchweste und eine goldene Hakenkette, die in das Knopfloch befestigt war.

„Nehmen Sie Platz!“ sagte er, und wir setzten uns vor das Feuer. Die Küche sah gar nicht mehr aus wie eine Küche. An den Wänden glänzten die blankgescheuerten Kessel, die zinnernen Krüge, die Schalen, die Gläser und das Porzellan. Dazwischen hingen die Bilder der Königin Viktoria, des Prinzen Albert, des Lord Palmerston und des Grafen Shaftesbury. Der Fußboden war mit Backsteinen gepflastert, aber es war so warm hier unten und so traulich, daß man es nicht fühlte. Die Stühle waren von Holz, einige mit hohen Lehnen, andere von der gewöhnlichen Art, und die Tische so fest und so weiß, daß man den Kern der Bohle, jede Faser und Ader darin sehen konnte. Die Mutter setzte sich auch an den Kamin, und neben ihr stand ein hübsches kleines Mädchen. „Miß Bessie!“ sagte ich, indem ich ihr die Hand gab. — „Meine kleine Puß!“ sagte der Papa, indem er ihr von hinten auf den kleinen Nacken klopfte. — „Pa!“ rief Bessie halb ärgerlich halb lachend, indem sie that, als ob ihr der Papa weh gethan. Dann hob sie sich auf die Zehen und gab der Mama einen Kuß.

Das Feuer prasselte im Kamin, und ein Kessel stand darüber, in welchem das Wasser auch schon anfing zu singen. Eine Magd kam herunter, in einer reinlichen Haube und weißen Schürze; sie machte Anstalt, den Tisch zu decken, und gleich lief Bessie hin, um ihr zu helfen. „Meine kleine Puß muß überall dabei sein,“ sagte der Vater vergnügt, und die Mutter stand auf, um selber nachzusehen.

„Auf mein Wort!“ sagte Mr. Graystone, „um auf unser Gespräch zurückzukommen: es läuft hier in Mary-le-bone so manches Menschenkind umher und geht im Straßenschmutz unter, welches vielleicht noch gerettet werden könnte.“ — „Hier in Mary-le-bone und anderwärts in London,“ setzte ich hinzu. — „Sie haben recht,“ erwiederte mein Gastfreund; „die anderen Theile von London mögen darin Mary-le-bone wohl nichts nachgeben. Ueberall umringt Sie diese Schaar von verlorenen Seelen; Kinder, deren Eltern im Zuchthaus, im Hospital oder in der Kolonie sind, Kinder, die keine Eltern haben oder ihren Eltern entlaufen sind. Ich habe gelesen, daß die Zahl dieser Verlassenen in ganz London nicht weniger als 60,000 betrage. Das ist ein schöner Haufen!“ — „Und fürwahr,“ bemerkte ich, „es ist ein Jammer, wenn man diese Fülle jugendlichen Lebens so verkommen sieht. Anfänglich, als ich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in London von einem Omnibus herab diese kleine Lumpenarmee rings um die Räder herumkollern sah wie Kobolde, Jungen mit eingedrückten Hüten, mit Röcken, deren Schöße sie zu beiden Seiten nachschleppten, mit aufgekrämpten Hosen, halbnackt und mager, aber außerordentlich lustig, da amüsirte mich's höchlich, ihnen eine Handvoll Kupfer hinunter zu werfen. Sie stellten sich dann auf den Kopf, sie kamen mit großen Stöcken, auf denen sie Zündholzschächtelchen zum Verkauf heraufreichten, sie trieben die tollsten Possen und lachten sehr herzhaft dabei. Der Humor in diesen Szenen war so groß, daß ich wenig über den wahren Grund davon nachdachte. Täglich fuhr ich von Tottenham Court Road nach dem Strand, und täglich sah ich dieses Schauspiel. Später sah ich es auch in Oxfordstreet, in Fleetstreet, in Cheapside, in Regentstreet, in allen den zahllosen Haupt- und Nebenstraßen von London; wohin ich auch kam, da sah ich diese mageren, halbnackten, halbverhungerten Kinder, über alle Maßen lustig, im Koth der Straße. Da that mir das Herz weh. Ist dieß nicht ein Vergeuden menschlicher Kraft, fragte ich mich, und eine Sünde obendrein?“ — „So ist es!“ versetzte Mr. Graystone. „Aber der Mann da,“ und hier drehte er sich um und zeigte mit den Fingern auf das Bild des Grafen Shaftesbury, welches zwischen einer blanken kupfernen Kelle und einem großen Siebe hing, — „der Mann da ist es gewesen, der schon seit Jahren auf dieses Elend immer und immer wieder hingewiesen hat. Große Versammlungen, denen er präsidirte, wurden in Exeter Hall gehalten und eine heilsame Bewegung kam zu Stande. Ueberall in London gründete man Asyle für die Knaben von der Straße, für ihre Besserung, Erziehung; man suchte sie nützlich zu beschäftigen und auf einen guten Lebensweg zu bringen. Die große Schwierigkeit ist, ihrer habhaft zu werden. Sie könnten eben so gut ein wildes Pferd oder ein Eichhörnchen fangen, als solch' einen Straßenjungen. Ihn hungert und friert, aber er ist sein eigener Herr. Er hat einen Schreck vor dem Haus und der Arbeit, die Straße hat ihn schon verdorben. Wir selber hier in Mary-le-bone haben unser Rettungshaus. Ich spreche aus Erfahrung, denn ich bin in der Kommission. Das war's eben, woran ich dachte. Aber es wird sogleich acht Uhr schlagen — Sie sehen, er kommt nicht wieder.“ — „Es wird schlagen,“ sagte ich, „aber es hat noch nicht geschlagen.“ — „Und auch dann, wenn sie sich noch so willig zeigen,“ fuhr Mr. Graystone fort, „ist es immer noch schwer genug, sie von den alten Gewohnheiten zu heilen. Arme Bursche! Da hatten wir zum Beispiel einen Knaben in der rothen Schuhputzergesellschaft, welcher, so oft unser Inspektor sich nach ihm umsah, immer auf dem Kopfe stand. Als man ihn fragte, warum er sich auf diese seltsame Weise amüsire, sagte er: ich bitte um Verzeihung, aber ich bin Straßenakrobat gewesen, und da habe ich so oft auf meinem Kopfe gestanden, daß ich es nun zuweilen für meine Gesundheit thun muß. Er machte seine Arbeit gut und



Umgebungen von Salzburg. Schloß Leopoldskron. Von Blumauer. (S. 195.)

war ein fleißiger Junge, sobald er nur auf den Füßen war; aber dennoch, in unbewachten Stunden, konnte man sicher sein, ihn bei seiner alten Erholung zu finden, und jedesmal, wenn er fünf Minuten frei hatte, begab er sich an eine Wand, um sich, die Beine nach oben, in Frieden auszuruhen. — Da schlägt es Acht!"

Die Magd kam nun, um den Kessel vom Feuer zu heben, und Mrs. Graystone sagte, daß der Thee bereit sei. Wir setzten uns an den Tisch, über welchem eine helle Gasflamme brannte. Bessie bekam zuerst ein recht großes Butterbrod, denn Mama sagte, daß sie bald zu Bette müsse. „Little Puß" schmollte darüber, doch that sie nichtsdestoweniger einen herzhaften Biß in ihr Butterbrod, daß ihre beiden Backen glänzten. Auf dem Tische stand ein schönes Stück Salzfleisch, eine Büchse mit Sardinen, ein Chesterkäse, Butter und weißes Brod. Mr. Graystone zog noch einmal seine Uhr. „Auf den Schlag acht Uhr," sagte er. Da wurde von draußen an der Hausthür geklopft. „Wenn er das wäre," sagte der Hausherr, „so sollte mich's freuen — keinen Augenblick zu früh, keinen zu spät. Pünktlichkeit ist eine große Tugend. Aus einem pünktlichen Menschen läßt sich viel machen."

Die Magd ging hinauf, um die Thür zu öffnen, und die Mama sagte, nun sei es Zeit, daß Bessie zu Bett gehe. Aber Bessie bat, nur noch einen Augenblick wolle sie bleiben, sie wolle den Jungen auch sehen. Dann wolle sie ganz gewiß zu Bette gehen.

Es war Paddy, der hereintrat, nicht anders gekleidet als am Morgen, aber mit einem etwas veränderten Ausdruck in seinem Gesicht, nicht mehr so verwildert und nicht mehr so schüchtern. — „Das ist brav von Dir, mein Junge, daß Du Wort gehalten," sagte der Hausherr, indem er aufstand und ihm die Hand gab. „Komm' hierher, auf diesen Stuhl am Feuer, da sollst Du Deinen Thee haben."

Er setzte sich dahin und trank seinen Thee. Little Puß, die hinter ihrer Mama stand, sah ihn unverwandt mit ihren großen, schwarzen, neugierigen Augen an, und er sah auch ein- oder zweimal nach ihr. „Mama," sagte Bessie ihrer Mutter in's Ohr, „er hat nicht einmal Schuhe; soll ich ihm ein Paar von meinen geben?" — Die Mama küßte das Kind auf die Stirn. „Sie sind ihm zu klein," sagte sie; „wir wollen ihm ein Paar kaufen." — „Und nun geht meine kleine Puß zu Bette!" sagte der Papa. — „Ja," sagte sie und gab Allen der Reihe nach die Hand, auch dem armen Straßenjungen, der vor Schreck beinahe seine Tasse hätte fallen lassen.

Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, winkte der Hausherr dem Jungen, und dieser kam näher. Das Geschirr und Tischzeug wurde fortgenommen; Mr. Graystone saß nun, wie ein Alderman, in seinem hohen Stuhl vor dem Eichentisch und ihm gegenüber stand der Knabe. „Sage mir nun, mein Junge," begann der Meister sein Verhör, „ob Du satt bist?" — „Ja, Euer Gnaden, ziemlich satt." — „Möchtest Du noch Etwas essen?" — „Heute nicht, Dank Euer Gnaden." — „Aber morgen?" — „Wenn ich dann Etwas zu essen hätte." — „Würdest Du Dich freuen, wenn Du an jedem Tage zu essen hättest, wie alle andern guten Menschen?" — „Ja, ich würde mich freuen." — „Auch wenn Du nicht mehr ohne Erlaubniß auf die Straße dürftest, sondern in die Schule gehen und lernen müßtest?" — „Sicherlich." — „Bist Du jemals in einer Schule gewesen?" — „Nein." — „Kannst Du lesen?" — „Nein." — „Bist Du jemals in einer Kirche gewesen?" — „Ja, einige Male." — „Erinnerst Du Dich noch an die Predigt?" — „Ja, ein wenig." — „Wovon handelte sie?" — Der Knabe besann sich, dann sagte er: „Ich glaube von einem Mann, der sich mit einem Haufen Soldaten prügelte." — „Kannst Du mir sagen, was ein Pfarrer ist?" — „Ja, ein Mann, der aus der Bibel liest." — „Hast Du jemals eine Bibel gesehen?" — „Nein." — „Oder etwas daraus gehört?" — „Ja, ich habe sagen hören, in der Bibel stehe, daß Gott die Welt erschaffen hat und daß alle Leute ertranken bis auf Einen, und das war ein kleiner Vogel." — „Hast Du auch schon einmal von Adam und Eva gehört?" — „Ja; Gott schuf Adam und Adam schuf Eva." — „Und vom Paradies?" — „Ich glaube, das ist ein Garten, in den die Menschen gehen und von einem Baume essen." — „Wie heißt das Land, in welchem wir leben?" — „London." — „Kennst Du diese Frau?" sagte Mr. Graystone, indem er aufstand und den Knaben vor das Bild der Königin Viktoria führte. — „Ja," sagte der Knabe, „das ist die Frau, die das viele Geld hat."

Es wäre sehr leicht gewesen, über dieses Chaos von Unwissenheit bei einem Knaben von vierzehn Jahren zu lachen; ja, bei einigen allzu naiven Wendungen wurde es sogar schwer, nicht zu lachen. Aber der Hausherr bewahrte seine ganze Würde und sagte, indem er sich an den Knaben wandte: „Ich sehe, daß Du noch sehr viel zu lernen hast; aber Du sollst es lernen, wenn Du willst." — „Ich will," war die Antwort des Knaben. — „Gut, so sollst Du von morgen an in eine Schule gehen; heute wirst Du nicht wieder auf die Straße zurückkehren, sondern unter meinem Dache schlafen. Bist Du damit zufrieden?" — „Ich bin es, Herr," sagte der Knabe, welchem hierauf von der Magd ein schon vorher besprochenes Quartier angewiesen ward.

Als wir allein waren, sagte Mr. Graystone seiner Frau, nun solle sie uns einen guten Punch erlauben, und er legte seinen Tabaksbeutel auf den Tisch. Wir stopften unsere Pfeifen und saßen noch lange zusammen, fast bis Mitternacht.

*

Am andern Morgen, früh um acht Uhr, hatte man Mr. Sam Graystone in seinem Sonntagsrock und Hut, mit Vatermördern, den größten und steifsten, die er besaß, sehen können, und den kleinen Paddy an seiner Hand, wie sie Beide aus dem Eckhaus von Tavistockstreet traten und ihren Weg quer über Tottenham Court Road nahmen. Paddy trug einen Rock, der ihm etwas zu lang war, und Stiefeln, in denen er nicht halb so sicher ging, als gestern mit bloßen Füßen. Aber man muß sich gewöhnen.

Um neun Uhr wurde der Pastetenladen geöffnet und da war Mr. Graystone wieder auf seinem Posten: in Hemdärmeln und mit einer grünen Schürze. „Er ist in das Mary-le-bone-Reformatorium aufgenommen und wir wollen sehen, was eine Heimat, Freunde, Nahrung und Arbeit für ihn thun können," sagte der würdige Meister, als ich zu der gewohnten Stunde, zwischen Eins und Zwei, kam, um eine Pastete zu nehmen.

Wir besuchten nun zuweilen das Rettungshaus in einer der Seitenstraßen von Tottenham Court Road, und sahen Paddy in der Gemeinschaft von nahezu hundert andern Knaben, die dem gleichen Schicksal der Straße entrissen worden waren. Ordnung und Reinlichkeit herrschte in dem kleinen Gemeinwesen; trotz der vielen unruhigen Elemente war es doch still und fast feierlich darin. Draußen brauste und brandete der große Ozean des londoner Lebens; hier war ein leises, kaum merkliches Wachsthum, wie auf einem Acker im Frühjahr. Die Lehrer waren mit Paddy zufrieden, und Mr. Graystone belobte ihn jedesmal, wenn er kam; zuweilen belohnte er ihn auch. Er hatte bei der Verwaltung des Hospitals, in welchem Paddy's Mutter war, Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß die Familie von Irland sei und O'Leary heiße. Der Vater hatte sie schon lange verlassen und war nach Amerika gegangen; die Mutter hatte vergeblich gegen ein Leben voll Hunger und Elend gekämpft, sie war zuletzt unterlegen. Ein jahrelanges Siechthum, das sie für jeden Erwerb untauglich gemacht, war zum Ausbruch gekommen und führte einer raschen Auflösung entgegen. Paddy sah die Mutter nicht wieder; doch war er dabei, als sie begraben wurde, und er merkte sich den Platz.

Zwei Jahre später wurde Paddy in die „Schuhputzerbrigade" von Mary-le-bone aufgenommen. Welcher Londoner kennt sie nicht, diese kleinen flinken Bursche in ihren rothen, blauen, gelben oder Matrosenjacken, welche mit ihren Kasten und ihren Bürsten an jeder Straßenecke stehen, mit frischen Gesichtern und einem Ausdruck von Höflichkeit und gutem Betragen darin? Tausende solcher Knaben sind über die Straßen von London vertheilt, und sie sind alle hierhergestellt durch die zahlreichen Wohlthätigkeitsgesellschaften, von denen das „Mary-le-bone-Refuge" eine ist. Paddy trug nun eine schöne rothe Jacke und stand an der Ecke von Tottenham Court Road, da wo diese Straße nach Oxfordstreet einmündet. Da sah ich ihn an jedem Morgen und freute mich, wie geschickt er seine Sache machte, wie unverdrossen er war und wie hübsch er aussah. Mehr als dreihundert Knaben gehörten zu seiner Brigade. Früh um acht Uhr versammelten sie sich alle in ihrem Hauptquartier. Ehe sie sich trennten, sangen sie zusammen einen Choral und spra-

chen ein kleines Gebet, in welchem sie Gott baten, ihr heutiges Tagewerk zu segnen. Dann rückten sie aus und begaben sich auf ihre Posten und blieben darauf bis Abends sechs Uhr. Was sie verdienten, mußten sie nach Haus bringen, und es ward von Woche zu Woche gleichmäßig unter Alle vertheilt. Sie verdienten im Jahre zwischen 40,000 und 50,000 Thaler; das machte auf Jeden ungefähr 100 Thaler des Jahrs. Sie bezahlten für Alles, was sie gebrauchten, und legten den Rest in eine Sparkasse. Wenn sie des Abends um sechs Uhr nach Hause kamen, wuschen sie sich und setzten sich wieder zum Essen, bezahlten dafür, fingen dann an, miteinander zu plaudern, erzählten sich ihre Erlebnisse, ließen sich Kaffee geben, oder politisirten und spielten Domino. Von Acht bis Zehn war Unterricht und dann gingen sie zu Bett und schliefen „wundervoll“. Dieß Leben behagte Paddy sehr und er ward ganz blühend dabei.

Nun verließ ich London und sah für eine lange Zeit weder Mr. Graystone noch Paddy O'Leary. Als ich wieder kam — es war im Jahr 1862, zur Zeit der großen Ausstellung — da hatte sich in dieser großen Stadt Mancherlei verändert, aber auch in Mary-le-bone, weniger in den Häusern als in den Menschen. Mr. Graystone stand noch in seinem Pastetenladen mit seiner grünen Schürze und seinen Vatermördern, ganz wie damals; nur sein Backenbart war ein klein wenig grau geworden. Aber ich sagte nichts davon. Wie der gute Mann sich freute, als ich wieder Pasteten bei ihm aß! Auch Mrs. Graystone war sehr erfreut, als ich in die Küche hinunterkam, um ihr die Hand zu schütteln. Da war noch Alles wie zuvor: die kupfernen Kessel so blank, der Tisch so weiß und das Feuer so hell; aber die kleine Bessie, little Puß, — die war ein ganzes Mädchen unterdeß geworden, sechzehn Jahre alt, aber so hübsch! — mit dicken blonden Flechten und großen braunen Augen.

„Wohin aber war Paddy O'Leary gekommen?“ Ich hatte ihn auf seinem alten Standort, an der Straßenmündung, nicht mehr gefunden. „Das glaub' ich!“ sagte der Meister, und sein ganzes Gesicht lachte vor Vergnügen. „Er ist auf See — will's Gott, und wird in zwei oder drei Jahren wieder hier sein.“ Der Meister erzählte mir nun, daß Paddy sich trefflich gemacht und sich sogar ein kleines Vermögen von einigen zwanzig Pfund gespart habe. Die Kommission habe nun gedacht, daß es Zeit sei, für den jungen Menschen zu sorgen, und er, der Meister, sei Willens gewesen, ihn in die Lehre zu nehmen und einen ordentlichen Pastetenbäcker aus ihm zu machen. Allein Paddy habe mehr Lust zum Matrosenleben gehabt, und da habe man ihn denn in Gottes Namen gehen lassen. Zuerst ist er nach Brasilien gefahren, jetzt ist er auf einem von Ihrer Majestät Kriegsschiffen nach den östlichen Gewässern gegangen. Da hat er in Lord Elgin's Expedition den chinesischen Krieg mitgemacht und war dabei, als sie die Festungen am Peiho bombardirten; mörderlich viel Blut ist da geflossen, aber Gott sei Dank, es ist Alles nach Wunsch abgelaufen und mein Paddy kriegt die Viktoria-Medaille für Tapferkeit. Bravo, mein Junge! Gut gemacht! Und es hat ihm auch sonst an nichts gefehlt. Zeig' uns doch 'mal die Decke, die er uns geschickt hat,“ sagte Mr. Graystone zu seiner Frau. Mrs. Graystone holte aus einem Schrank ein Tuch, in welches ein paar prachtvolle Decken geschlagen waren, wie sie nur die kunstfertigen Völker des Ostens zu wirken und zu weben verstehen, aus roher Seide mit Gold und Farben und allerlei phantastischen Gestalten. „Sie ist ihre fünfzehn Pfund unter Brüdern werth,“ sagte Mr. Graystone, indem er den schweren Stoff mit den Händen wog. — „Aber er hat auch unsere Bessie nicht vergessen,“ sagte die Mutter, „zeige doch dem Herrn auch einmal Dein Geschenk.“ Das Mädchen erröthete; sie ging und brachte ein allerliebstes Kästchen, gar kunstreich aus Elfenbein geschnitzt. Ich bewunderte das zierliche Ding sehr, aber die Mutter sagte, das sei noch nicht Alles; sie solle das Kästchen öffnen. Bessie wollte nicht recht und sah die Mutter an; aber zuletzt öffnete sie doch, und da fand sich eine Photographie darin. „Das ist ja unser Paddy!“ rief ich. — Wahrhaftig! er war es; ein prächtiger Bursche, in Ihrer Majestät bestem Matrosenanzug, mit der Viktoria-Medaille, groß und breit, auf der Brust! Das Bild war in Jeddo gemacht und darunter stand: „Paddy O'Leary, mit seinen respektvollen Grüßen.“ — „Wie schön der Junge schreibt!“ sagte ich. — „Ja, ja,“ sagte Mr. Graystone, „es ist anders heut, als damals vor sechs Jahren, wo er ohne Schuhe und Strümpfe hier stand...“ — „Und wo little Puß ihm eins von ihren Paar Schuhen geben wollte,“ setzte Mrs. Graystone lachend hinzu.

*

Als im Herbst 1865 der „Great Eastern“ von seiner verunglückten Expedition zurückkam, da war auch Paddy O'Leary unter der Schiffsmannschaft; und als der Riesendampfer im Sommer 1866, dießmal zu einem glücklichern Erfolg, auf's Neue in See ging, da war Paddy O'Leary auch wieder auf dem Schiff, und zwar als Untersteuermann. In keinem Hause von London und Großbritannien ward das Schicksal des Schiffs mit wärmeren Segenswünschen, mit größerer Spannung von Tag zu Tag begleitet; und in keinem Hause ward die Ankunft seiner ersten Depesche aus Newfoundland: „das Kabel ist sicher gelandet“, mit größerem Jubel begrüßt, als in dem Eckhaus von Tavistockstreet. Sie hatten keine Hunderttausende oder Millionen in den Aktien des Unternehmens, aber sie hatten Paddy O'Leary auf dem Schiff. Und er kam glücklich zurück und ein Strahl von der allgemeinen Glorie fiel auch auf das Haupt des ehemaligen Straßenjungen. Er machte und bestand sein Obersteuermannsexamen; und an dem Novembertag, an welchem die Königin von England den Ingenieur der Gesellschaft und den Kapitän des Schiffes zu Rittern schlug, trat der junge Obersteuermann in die Küche, die wir kennen, und bat die guten Leute von Tavistockstreet um die Hand ihrer Tochter. „Und meinen Segen dazu!“ sagte Mr. Graystone, „wenn sie will.“

Es ist kein Zweifel an dem glücklichen Ausfall ihrer Antwort; denn vor wenigen Tagen erhielt ich aus London und auf starkem englischem Papier folgendes lithographirte Schreiben:

„Mr. und Mrs. Sam Graystone haben die Ehre, Sie einzuladen zu der Trauung ihrer Tochter Bessie mit Mr. Paddy O'Leary, von Ihrer Majestät Marine, welche am kommenden Montag 10 Uhr in der Kirche von Mary-le-bone stattfinden wird.“

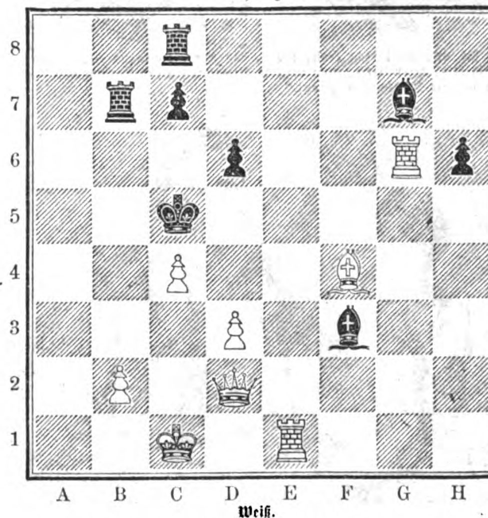
„Bravo, mein Junge!“ möchte ich mit Mr. Sam Graystone ausrufen — „auf mein Wort! Hier, in Mary-le-bone, gibt es doch auch noch Dinge wie Romantik und — Liebe!“

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn Dr. Suchier.

Schwarz.



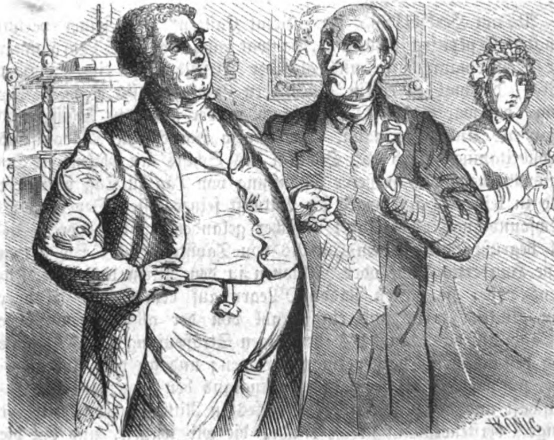
Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Zeitbilder.

Von

Herbert König.



„Der Verlust an Menschenleben bleibt immerhin entsetzlich!“ – „Aber erst der Pferde! enormes Kapital!“



„Auf Ehre, Gnäd'ge, haben wahre Zündnadelaugen — könnten ganze Regimenter damit hinstrecken!“



„Du bist nun wohl recht froh, Papa, daß wir die Einquartierung los sind?“ — „Was hilft's, mein Kind, man muß so Etwas mit Geduld ertragen!“ — „Nun ja — das hat die Köchin auch gesagt.“



„Ich will Dich lehren — was treibst Du da wieder für unnützes Zeug?“ — „Im Gegentheil, Mama meint — gerade aus der Kriegsgeschichte könne ein Frauenzimmer den meisten Nutzen ziehen!“



„Schenke mir eine große Schachtel mit Soldaten — aber verwundet müssen sie sein!“



Ein österreichischer Säugling kündigt seiner Amme das Geschäft, weil er in Erfahrung gebracht, daß sie es mit einem Preußen gehalten hat.



Therefen's und Graham's Unterredung in der Kirche. (S. 203.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

3. Eine Familienverschwörung.

Sogleich nach dem Eintreffen Sir Richard's auf seinem Schlosse erkundigte er sich nach Eduard. Der Intendant antwortete ihm, daß dieser seit der Abreise der Familie Maitland das Schloß nicht mehr betreten habe und sich jedenfalls beim Rektor Knowles aufhalte. Darauf machte sich der Baronet, wie erwähnt, nach Southwall auf den Weg. Seine beiden Kinder aus zweiter Ehe, Walter und Emilie, vierzehn und sechzehn Jahre alt, begleiteten ihn, um, wie sie sich ausdrückten, „den Wilden" zu sehen. Aber ihre Ueberraschung und Enttäuschung war groß, als sie in Eduard einen eleganten jungen Mann fanden, der sich bei ihrem Erscheinen mit vollkommener Ungezwungenheit von seinem Fauteuil erhob.

Sir Richard ward glühend roth, als sein Sohn ihm zum Willkommen die Hand entgegenreichte; er fühlte in dieser Herzlichkeit einen wohlverdienten Vorwurf. „Eduard, mein lieber Sohn!" rief er mit affektirter Wärme. „Wie sehr finde ich Dich verändert! Du bist kaum wieder zu erkennen." — „Ich glaube es gern," erwiederte Eduard melancholisch lächelnd; „es ist ja auch mehr als zehn Jahre her, seitdem Sie mich hier verlassen haben. Ich war damals noch ein hülfloses Kind." — Die ruhige Art, mit welcher Eduard in den gewähltesten Worten seine Vorwürfe — wenigstens waren sie dieß für den herzlosen Vater! — aussprach, machten einen tiefen Eindruck. Der Baronet war wie betäubt. „Ich stelle Dir hier Deinen Bruder Walter und Deine Schwester Emilie vor," sagte er, diese bezeichnend. — „Es sind schöne und kräftige Kinder," bemerkte Eduard in einem Tone, der nicht das geringste Verlangen nach näherer Bekanntschaft ausdrückte. „Ihre Erscheinung kann jedoch nicht überraschen, da ihnen sicher die größte Sorgfalt ihrer Eltern nicht gefehlt haben wird." — „Das ist ein Vorwurf, wie mir scheint," versetzte der Baronet mit einiger Schärfe. — „Nur eine Beobachtung, mein Herr Vater." — „Und Du verlangst nichts über Deine Mutter zu hören?"

Bei dem Worte „Mutter" zuckte es um die Lippen des jungen Mannes, vielleicht aus Schmerz über den frühen Verlust seiner eigenen Mutter, vielleicht auch aus Spottlust. Er wußte sich jedoch zu beherrschen. „Lebt Lady Trevanian noch?" fragte er gleichgültig. — „Ob sie noch lebt — ei, gewiß!" — „Die Frage darf nicht auffallen, mein Vater, da ich seit zehn oder zwölf Jahren kein Wort über die gnädige Frau gehört habe." — Der Baronet war äußerst irritirt. „Du gehst jetzt mit uns auf's Schloß?" fragte er ablenkend. — „Mit Ihrer Erlaubniß, Vater, ziehe ich vor, hier zu bleiben. Ich bin nicht gewohnt, vor der Welt zu erscheinen, namentlich vor Fremden."

Niemals war die Geduld Sir Richard's mehr auf die Probe gestellt worden als dießmal. Sein Zorn regte sich um so mächtiger, je mehr er fühlte, die sarkastischen Vorwürfe seines Sohnes verdient zu haben. Eine einzige Ueberlegung hielt ihn vom Ausbruche zurück: Eduard war der alleinige Erbe nicht nur seines Titels, sondern auch, was bedeutender war, seines Vermögens. Beides gehörte ihm so vollständig, daß, wenn er ohne Nachkömmlinge blieb, ein einziger Federzug seiner Hand Alle, die den Namen Trevanian trugen, zur absoluten Verarmung verurtheilen konnte. Diese kurze Betrachtung reichte hin, den arglistigen Weltmann zu überzeugen, daß es nicht gut sei, seinen Sohn hartnäckiger zu machen, sondern daß die Klugheit gebiete, ihn zu beschwichtigen. „Du bist ungerecht, Eduard!" sagte er jetzt sanft. — „Mein Vater, ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich davon überzeugen könnten." — „Ja, Du bist ungerecht gegen mich und gegen

Lady Trevanian! Du tadelst die Form, unter welcher wir Dich in England zurückgelassen haben, ohne die Gründe dieses Verfahrens zu begreifen. Du bist Erbe meines Besitzes, meines Namens..." — „Bitte, ich weiß alles das vollkommen!" unterbrach ihn Eduard bitter. — „Lady Trevanian und die Kinder von ihr..." fuhr der Baronet fort, aber Eduard gerieth in heftigen Eifer. „War das ein Grund," rief er, „mich in die Hände eines elenden Söldlings zu geben und ihm aufzutragen, meinen Charakter zu brechen? Mit anderen Worten: meinen Geist durch Schläge und brutale Strafen anderer Art zu erniedrigen und zu ertödten! Aber fahren Sie fort, mein Herr Vater — es ist billig, daß ich Ihre Rechtfertigung zu Ende höre."

Bei dem Worte „Rechtfertigung" bedeckte die Röthe der Entrüstung das Antlitz des Baronets; er war einem fürchterlichen Ausbruch nahe, aber noch im letzten Augenblick vermochte er sich zu sagen, daß in dem ungewöhnlichen Tone Eduard's wohl eine tiefere Bedeutung liegen könne, die zu erforschen seine Aufgabe sei. „Erklärung klänge wohl besser und angemessener als Rechtfertigung," sagte er mit leisem Vorwurf, „aber es mag sein! Wenn wir Dich mit nach Italien genommen hätten und Du wärst dort gestorben, so würde die Welt Lady Trevanian der Vernachlässigung oder vielleicht einer schlimmeren Sache beschuldigt haben, denn die Welt ist selten gerecht in ihrem Urtheile über eine Stiefmutter. Da hast Du die Erklärung darüber, daß wir Dich der Obhut und Leitung des Rektors Knowles anvertrauten." — „Ja, mit der Anweisung, er könne mit mir vornehmen, was er wolle und mich schließlich verdummen! Das Werkzeug war vortrefflich gewählt! Wußten Sie nicht, welchem Scheusal Sie mich überlieferten?" — „Nun, ich bemerke doch mit großer Genugthuung, daß meine Wahl von Erfolg gewesen ist," bemerkte Sir Richard ironisch. — „Finden Sie das?" — „Eduard, Du scheinst sehr zu vergessen, daß Du mit Deinem Vater sprichst!" — „Wahrlich, es wäre kein Wunder, wenn ich's vergäße, denn lange, traurige Jahre der Qual haben ihre Bitterkeit in mein Herz ausgegossen, Vater! Es widerspricht meinen Wünschen, mit Ihnen auf's Schloß zu gehen; aber weil Sie bis zu meiner Mündigkeit doch mein Vormund sind, werde ich Ihnen gehorchen müssen." — „Das verlange ich!" erwiederte der Baronet heftig, denn seine Nachsicht war erschöpft. „Du wirst mich hoffentlich nicht nöthigen, meine Autorität geltend zu machen." — „Ich erkenne diese Autorität an und suche nicht zu widerstreben. Vier Jahre sind bald vergangen; dann..." — „Nun, und dann?" fragte Sir Richard mit einem Blicke, der Eduard deutlich verrieth, was ihm während dieser vier Jahre noch bevorstand. — „Dann bin ich frei!" antwortete er gelassen. „Es ist Unwahrheit, wenn Jemand sagte, ich könne diesen Zeitpunkt nicht erleben. Die Röthe meiner Wangen ist nicht die der Auszehrung — diese würde die Ursache nicht sein, wenn ich früher sterben sollte!" — Der Baronet schwieg einige Augenblicke, betroffen über diese zweideutige Wendung. „Und nun genug davon!" sagte er dann entschieden. „In einer Stunde fahren wir nach dem Schlosse zurück."

Eduard verließ das Gemach, um seine Sachen zusammenzupacken. „Glaubst Du nicht, Vater, daß mein Stiefbruder wahnsinnig ist?" fragte Walter. — „Ich fürchte, mehr als wahnsinnig!" erwiederte der Baronet. — „Daß er lange lebt, dünkt mir nicht wahrscheinlich," fuhr Walter fort; „er ist fürchterlich mager und seine Augen haben einen seltsamen Glanz." — Sir Richard hatte dieselbe Beobachtung gemacht und wünschte im Stillen, daß die Vorhersagung seines Zweitgebornen sich verwirklichen möge, weil Walter und Emilie thatsächlich ohne alle Hülfsmittel blieben, wenn Eduard das majorenne Alter erreichte.

Von diesem Tage an ward der Letztere neben seiner Familie im Schlosse Trevanian untergebracht. Lady Trevanian hatte kaum vernommen, daß ihr Stiefsohn angeblich an einer unheilbaren Krankheit litt, die sein Leben bedrohte, als sie auch ihre Behandlungsweise wechselte. An die Stelle der Gleichgültigkeit trat die scheinbar zärtlichste Sorgfalt. Zu gleichem Verfahren bewog sie, obschon nicht ohne Schwierigkeiten, ihre Kinder. Beide begriffen endlich, daß es nöthig war, sich die Zuneigung Eduard's zu sichern. Wenn er starb, blieb zwar dem Zweitgebornen der Baronetstitel, aber es stand in Eduard's Gewalt, den Titel illusorisch zu machen.

Nachdem einmal alle Glieder der Familie sich dem neuen System angeschlossen, verstummte jedes rauhe oder unangenehme Wort in Eduard's Gegenwart. Sobald er eintrat und es stand ein Fenster offen, ward es sofort sorgsam geschlossen. Sein Fauteuil ward von Niemand in Beschlag genommen. Emilie, welche schön und reich gebildet war, sang und spielte, um ihn zu ergötzen; Walter las ihm zerstreuende Bücher vor, genug, Alles schien zu wetteifern, sein Leben angenehm zu machen. Doch waren sichtbar alle Maßregeln wie für einen gefährlich Kranken berechnet.

Eines Abends, als er eben auch wieder Gegenstand der zartesten Sorgfalt und Aufmerksamkeit seiner Stiefmutter und deren Kinder gewesen war, zog er sich ein wenig kühl, wohl zu kühl zurück. In seinem Schlafzimmer angelangt, machte er sich wegen seiner Ungerechtigkeit Vorwürfe. „Sie lieben mich," dachte er, „und ich, ein Undankbarer, vergelte ihre Aufmerksamkeit mit Kälte und Gleichgültigkeit. Ich glaube, Emilie hatte Thränen in den Augen, als sie mir ‚gute Nacht' sagte. Armes Mädchen, daß ich so eisig gegen Dich sein konnte! Auch Walter ist wärmer gegen mich, als mein Benehmen verdiente. Gewiß, ich thue ihnen Unrecht! Ich will sofort wieder hinübergehen und für meine Ungerechtigkeit Verzeihung erbitten!"

Er machte sich still auf. An der Thür des Salons angelangt, machte ein schallendes Lachen ihn schaudern. Mit Anstrengung faßte er sich und lauschte einige Augenblicke. Es war, als griffe eine eiskalte Hand in sein Herz, als er Emilie lachend zu ihrer Mutter sagen hörte: „Wahrhaftig, Mama, der Mensch ist furchtbar langweilig. Warum stirbt er nicht lieber gleich?" — Walter bemerkte, daß die Rolle, die er zu spielen gezwungen sei, ihm nachgerade unerträglich werde. — „Nur Geduld, meine lieben Kinder," erwiederte Lady Trevanian, „Alles in der Welt hat ein Ende. Selbst wenn er bis zu seiner Majorennität lebt, bleibt uns sein Vermögen."

Ein bitteres Lächeln kräuselte die Lippen des unglücklichen Opfers. Er ging leise nach seiner Kammer zurück und stand wie betäubt vor der verschwindenden Illusion seiner Seele. Die Maske war gefallen, keine menschliche Macht konnte sie wieder vor das Antlitz seiner Feinde bringen. Aber Eduard beherrschte sich, sein Benehmen blieb dasselbe. Nicht ein Wort verrieth, daß er Mitwisser des gegen ihn geschmiedeten Komplotts geworden, wenn dieß schreckliche Geheimniß auch sein ohnehin schwer geprüftes Herz noch schmerzlicher drückte.

4. Die beiden Schwestern.

An der Grenze von Farmsfield lag eine hübsche kleine Besitzung, welche von einem verabschiedeten Offizier, Namens Moore, und seinen beiden Töchtern Therese und Fanny bewohnt wurde. Moore hatte unter General Maitland als Adjutant gedient, er war aber in der Sonnenglut Indiens während der Strapazen des Marsches völlig erblindet und dadurch genöthigt worden, seinen Abschied zu nehmen. Die liebende Sorgfalt seiner Kinder war allein im Stande, das Entsetzliche seines Schicksals einigermaßen zu mildern. Sie waren seine Führerinnen und stete Gesellschafterinnen. Während die Eine das Hauswesen besorgte, suchte die Andere den Alten zu zerstreuen, indem sie ihm vorlas oder ihn spazieren führte. Darin wechselten Beide täglich. So bescheiden auch ihre Wohnung war, — Sorge oder Trübsinn wagten nicht in dieselbe zu dringen. Mr. Moore vergaß sein Gebrechen, wenn Theresens heiterer Gesang ertönte oder Fanny ihm ausdrucksvoll Milton'sche Gedichte vorlas.

Fanny, die ältere, war schlank und blond. Ihre Augen hatten den schwermüthigen Ausdruck, welcher nach der Meinung der Poeten frühzeitigen Tod prophezeit. Ihre Gesichtsfarbe erinnerte an die der Verbene, die der Morgenthau befeuchtet hat. Ihr kastanienbraunes Haar fiel in reichen Locken auf Hals und Schultern herab. Ihr Körper und ihre Seele harmonirten so wunderbar miteinander, daß sie, trotz völliger Unbekanntschaft mit den feinen gesellschaftlichen Manieren, in ihrer ganzen Art und Haltung eine Grazie und Eleganz offenbarte, die keine Kunst ihr zu verleihen vermochte hätte.

Die Zärtlichkeit Fanny's für ihren blinden Vater war rührend. Ihre glockenreine Stimme erklang für ihn in den Gesängen, die er zumeist liebte. Wenn sie ihn spazieren führte, bewahrte sie ängst-

lich seinen Fuß vor jedem Steinchen. Ihr Geist war unerschöpflich erfinderisch, ihm Zerstreuungen zu verschaffen. „Wie könnte ich mich in Gegenwart dieses Engels über meine Blindheit beklagen!" sagte oft der Alte.

Therese war braun und kräftiger gebaut. Ihre Augen waren dunkel und glänzend, lebhaft und durchdringend. Ihre Gestalt erinnerte mehr an die reizvollen Mädchen des Südens wie an die schmachtenden Schönheiten des Nordens. Ohne kokett zu sein, war sie munter und fröhlich. Ihr schallendes Lachen durchtönte öfter die Cottage, wie das sanftere Lächeln Fanny's.

Lange Zeit empfing der alte Moore in seiner Behausung nur einen einzigen Besucher, Charles Graham, den Organisten der Kirche von Farmsfield. Graham war ein bescheidener und liebenswürdiger junger Mann, der seiner Kunst und — wie wir bemerken müssen — Theresen sehr zugethan war. Ob sie ihn liebte, wußte er selbst nicht, denn sie hörte nur lachend das Geständniß seiner Liebe, ohne ihn zurückzuscheuchen. Um die Neigungen der jungen heiteren Seele zu verstehen, hätte er in ihr lesen müssen, und sie blieb ihm ein verschlossenes Buch.

Ungefähr ein Jahr vor dem Beginne dieser Erzählung erhielt die Wohnung Moore's einen zweiten Besucher. Eduard Trevanian überbrachte einen Brief von seinem Freunde Georg, welcher den alten Adjutanten seines Vaters persönlich kannte und im Auftrage des Letzteren ihm Mittheilungen zu machen hatte. Eduard fand Geschmack an der kleinen Familie, und da er freundlich eingeladen ward, erneuerte er seinen Besuch. Später verging kein Tag mehr, ohne daß er Moore's Cottage aufgesucht hätte.

Er erreichte, ungeachtet der düstern Prophezeiungen des Arztes und seiner Familie, sein zwanzigstes Jahr, und dieses ward zum glücklichsten seines Lebens. Sein Herzensfreund Georg erhielt mehrmonatlichen Urlaub und verlebte diesen, da sein Vater sich wieder in Indien befand, in der unmittelbaren Nähe Eduard's. Mehrjährige Trennung hatte ihre Empfindungen nicht geschwächt, sie waren rein geblieben von jedem kleinlichen Interesse. Sir Richard und seine Gemahlin empfingen den jungen Offizier mit kalter Höflichkeit, die sich bald in geheimen Widerwillen verwandelte, als sie bemerkten, daß die beiden jungen Leute Ein Herz und Eine Seele waren. Walter und Emilie, die längst aufgehört hatten, ihrem kränkelnden Stiefbruder Gefühle der Zuneigung zu erheucheln, hielten sich von Maitland möglichst fern.

Die meiste Zeit des Tages brachten Eduard und Georg in der Cottage zu. Das Band der Freundschaft zwischen den beiden Freunden und Moore's Töchtern knüpfte sich um so fester, als Letztere mit Georg schon in den Kinderjahren schwesterlich umgegangen waren. Wenn die Zeit es erlaubte, machten alle Vier lange Spaziergänge, während oftmals der blinde Vater in Gesellschaft Charles Graham's zurückblieb.

Nachdem diese Vertrautheit eine Zeitlang gedauert, kamen die bösen Zungen des Dorfes in Bewegung; es gab ein leises Flüstern, ein Achselzucken, ein Blinken mit den Augen, ein „Hm" und „O" über den täglichen Verkehr der beiden jungen Mädchen mit dem jungen feurigen Offizier und dem melancholischen Erben der Trevanian. Die Schwester des Rektors, eine alte Jungfer im übelsten Sinne des Wortes, prophezeite feierlich der Frau des Gerichtsschreibers, daß diese Vertrautheit übel enden werde. Die Frau des Gerichtsschreibers meldete diese Prophezeiung weiter an die Töchter des Apothekers, welche ihrerseits die Nichte des Schulmeisters davon in Kenntniß setzten, und so weiter.

Fanny und Therese hatten nicht die mindeste Ahnung von dem satanischen Werke des Gerüchts. Schlechte Gedanken waren ihrer Seele so fern, daß sie sich nicht träumen ließen, ihr Betragen könne zu üblen Voraussetzungen führen. Aber die bösen Gerüchte drangen zu den Ohren des Organisten. Eine leise Empfindung von Eifersucht hatte zwar schon einige Male sein Herz zusammengepreßt, wenn er die jungen Mädchen mit den eleganten Kavalieren spazieren gehen sah; allein er hatte bemerkt, daß Therese mit dem Einen wie mit dem Andern scherzte und kokettirte, und setzte ein viel zu hohes Vertrauen in die Reinheit der heiteren Mädchenseele, als daß er je einen Funken von Verdacht in sich hätte aufkommen lassen. Oftmals hatte er sich vorgenommen, mit Therese zu sprechen. Ihr lustiges Lachen hatte ihm das Wort von den Lippen gescheucht.

Endlich fand sich eine geeignete Gelegenheit. Eines Morgens traf er das Mädchen in der Kirche, wohin er zu einer Uebung auf der Orgel gekommen war. Er hatte sich mit Sorgfalt angekleidet und auch Therese hatte eine Toilette gemacht, daß Graham sich im Stillen gestehen mußte, er habe nie das Mädchen so reizend gesehen. „Ich muß nothwendig mit Ihnen sprechen, Charles," begann Therese, ihm die Hand reichend. — „Ah, vermuthlich haben Sie wieder eine Vergnügungspartie projektirt und wünschen mich zur Aushülfe beim Vater!" erwiederte der Organist, ihre niedliche Hand fallen lassend, die er einen Augenblick mit Innigkeit gedrückt hatte. — „Ein Zauberer könnte nicht besser errathen, Charles! Aber bitte, nicht ein so feierliches Gesicht! Ich hoffe, daß Sie nicht im Ernst den Zauberer und Propheten spielen wollen!" — Ihr pikantes Lächeln traf sein Herz wie ein Stachel. „Freilich," erwiederte er, „Mutter Natur ist nicht so freigebig für meinen Geist gewesen, aber sie hat mir, Gott sei Dank, doch kein schlechtes Herz gegeben!"

Das Mädchen blickte ihn bei diesem Vorwurfe mit feuchten Augen an. „Sie haben ein gutes und braves Herz, Charles, das ich auch nicht einen Augenblick habe verletzen wollen. Verzeihen Sie mir, wenn mein heiterer Sinn einen üblen Schein erweckte!" Sie ergriff auf's Neue seine Hand. Der Groll des Organisten war schon gewichen; er drückte die Hand des Mädchens und führte sie an seine Lippen. Therese entzog ihm dieselbe. „Nicht so, Charles! Obschon Sie mein Freund sind, ist es doch nicht nöthig, meine Hand in dieser Weise zu küssen. Und nun hören Sie! Ich habe Sie aufgesucht, weil ich morgen mit meiner Schwester eine Partie nach Newstead machen will." — „Allein?" — „Nein." — „Georg Maitland und Eduard Trevanian werden Sie begleiten?" — „Wieder glücklich errathen, großer Prophet! Ich wollte Sie bitten, uns, während wir abwesend sind, bei unserem Vater zu ersetzen. Wir sind ruhig, wenn wir Sie bei ihm wissen. — Sie zögern? Gut, mein Herr, ich werde Sie um keinen Dienst wieder bitten. Stephan Franklin wird das gern thun, was Sie mir verweigern!"

Dieser Stephan Franklin war der Sohn eines der reichsten Pächter auf den Gütern der Trevanian, ein lebenslustiger und liebenswürdiger junger Mann, den alle hübschen Mädchen des Dorfes zu heirathen wünschten und der Therese leidenschaftlich verehrte. Sein Ruf würde tadellos gewesen sein, wenn er nicht durch die Leidenschaft für's Wildern, welche den meisten Burschen der Umgebung anhing und von den Behörden mit eiserner Strenge bestraft wurde, befleckt worden wäre.

Die Nennung seines Namens traf den verliebten Organisten tief. „Vielleicht hat Sie Stephan Franklin nicht so lieb wie ich," sagte er mit leise zitternder Stimme. — „Aber er ist rascher bereit, mir einen Gefallen zu thun," erwiederte Therese lebhaft. — „Ich will ihn nicht ungerecht beurtheilen, Miß, aber ihm ist die Liebe eine brennende Leidenschaft, welche verzehrt und vergeht; mir ist sie eine heilige Empfindung, die mein Herz erfüllt und mich alles Andere vergessen läßt. Bedenken Sie, Therese, was ich leide, wenn man in meiner Gegenwart leichtfertig von dem spricht, was ich erkoren, wenn man entheiligt, was ich verehre wie den Kuß meiner Mutter."

Therese sah ihn ernst und groß an, ohne den Sinn seiner Worte zu begreifen. Ein plötzliches tiefes Erröthen zeigte nach einer Pause, daß sie die Bedeutung derselben erfaßt hatte. „Ich hätte dieß nie von Ihnen erwartet, Charles!" rief sie verletzt. „Zwar wußte ich längst, daß Sie eifersüchtig waren, aber für ungerecht hielt ich Sie nicht. O pfui, Charles!" Sie wendete sich um und schickte sich an, die Kirche zu verlassen, aber eine gewisse Empfindung, welche nicht die des Zornes war, hielt sie noch zurück. Sie ließ sich auf dem alten Grabmal eines früheren Abtes von Southwall nieder. — „Hören Sie mich," bat Graham, „damit Sie mich nicht mehr der Ungerechtigkeit beschuldigen! Es ist wahrlich nicht die Eifersucht, die meiner Zunge Worte geliehen hat, sondern ich deutete nur das an, was man im Dorfe spricht. Begreifen Sie nun, was ich erdulde? Sie haben mich schon mehrmals gefragt, warum ich den Rektor nicht mehr besuche; es geschah, weil ich Sie und Fanny gegen die Angriffe der Miß Standish vertheidigte und mich darüber mit ihr entzweite! Sie haben mich auch gefragt, warum ich die Unterrichtsstunden bei den Töchtern des Gerichtsschreibers

einstellte — weil ich es nicht kaltblütig hören konnte, daß man Sie in den Staub zog. Alle, Alle verurtheilen Ihre Vertrautheit mit den Gentlemen, von denen man im Dorfe annimmt, daß ihr Rang und Vermögen nicht gestattete, es ehrlich mit Ihnen zu meinen."

Therese war blaß, ihre zitternden Lippen hatten das gewohnte Lächeln verloren. „Solche Dinge hörten Sie über uns in Farmsfield?" — „Ja, und zwar mit namenlosem Schmerz!" — „Und Sie glaubten auch, es sei wahr?" — „Niemals auch nur einen Augenblick, Therese! Ich glaube an Sie wie an eine Mutter. Möchte auch alle Welt Sie beschuldigen, ich würde nicht aufhören, an Ihre Unschuld zu glauben. Mein Vertrauen ist so mächtig wie meine Liebe, die nie einen Zweifel in meinem Herzen aufkommen läßt. Prüfen Sie mich, Therese, und Sie werden sich von der Aufrichtigkeit meiner Versicherungen überzeugen!"

Keines von Beiden ahnte in diesem Augenblicke, daß die Zeit der Prüfung bereits nahe war. Therese blickte den jungen Mann mit rührendem Bedauern an. „Ich habe Ihnen schon gesagt, Charles, Sie haben ein braves, edles Herz! Ich weiß, daß ich mich in Ihnen nicht täuschen konnte. Wer aber hätte glauben können, daß die Welt so boshaft sei, daß die Leute des Dorfes, welche mich und Fanny von Kindheit auf beobachtet haben, so hart über uns urtheilen würden?" — „Sagen Sie: so entsetzlich, Therese!" — „Armer Eduard, was müßte er leiden, wenn er erführe, daß er, selbst unfreiwillig, Ursache wäre, den Ruf zweier armer Mädchen zu zerstören!" — „O, ihn betrifft es weniger! Sie dürfen nicht vergessen, Therese, daß die bösen Zungen Nahrung erhalten durch den Schein, der gegen Sie in Ihrem vertrauten Umgange mit dem jungen Offizier spricht!" — „Aber, mein Gott! wenn die Verdächtigungen bis zu den Ohren meines Vaters drängen! Er würde sterben! Der arme blinde Mann lebt ja nur für und mit seinen Kindern. Diese ersetzen ihm das verlorene Licht und den Anblick der Natur. Allmächtiger, verhüte Du gnädig dieß Unheil!" Sie faltete flehend und zagend ihre Hände. — „Fassen Sie Muth, Therese! Noch ist die Beschuldigung wohl zu bannen und wird ein neues Opfer finden, wenn Georg Maitland sich wieder entfernt hat." — „Ich werde mit diesem reden, er versteht mich sicher!" entgegnete Therese kurz. „Die Partie nach Newstead werden wir nicht mehr aufgeben können — mein Vater und auch Eduard würden nach der Ursache fragen und Verdacht schöpfen." Der Organist war derselben Meinung und geleitete Therese nach der Wohnung ihres Vaters zurück.

Am folgenden Tage wanderten, wie verabredet, die vier jungen Leute nach Newstead, aber dieß war der letzte größere Ausflug; von da an beschränkten sie sich für den Rest der Urlaubszeit Maitland's meist auf den Garten der Cottage. Der alte Moore war darüber ganz glücklich und behandelte Georg und Eduard wie seine Kinder, ohne zu ahnen, daß die Liebe leise, wie der Flug eines Vogels, sich in zwei junge Herzen senkte.

Georg Maitland kehrte nach Irland zu seinem Regiment zurück und Lady Trevanian bemerkte mit großem Mißbehagen, daß Eduard auch nach dessen Abreise seine Besuche in Moore's Wohnung nicht einstellte, vielmehr war er jeden Tag in dem Garten der Cottage zu sehen, gewöhnlich in Fanny's Gesellschaft, manchmal auch in Gegenwart Theresens und des alten Adjutanten. Trübe Ahnungen erfüllten jetzt öfter als je die Brust des Leidenden; schon beim Abschiede von seinem Freunde hatte er die niederschlagende Voraussetzung ausgesprochen, daß er ihn nicht werde wiedersehen.

Seltsamer Weise empfing Eduard seit dem Tage des Abschieds von Georg Maitland keinen Brief mehr von diesem; er setzte — ob mit Recht oder Unrecht? — voraus, daß er dieß den Intriguen seiner Stiefmutter zu verdanken habe. Nach Ablauf eines Monats ward er so hinfällig, daß Doktor Benett ihm verordnete, das Zimmer nicht mehr zu verlassen. Sein einziges Vergnügen bestand nun darin, häufige und lange Briefe an Fanny zu schreiben, welche sein treuer Diener Duncan, der Sohn seiner Amme, sicher beförderte. Der Bote war gut gewählt. Keine Schmeichelei oder Bestechung vermochte ihn, seinen jungen unglücklichen Gebieter zu verrathen.

Seitdem Eduard's Besuche bei Mr. Moore aufgehört hatten, schwand Fanny's Gesundheit reißend schnell. Ohne den Grund ihres Unwohlseins zu kennen, zerbrach sich ihre Schwester vergeblich den Kopf, die Krankheit zu errathen. Oft fand sie ihre Schwester in Thränen gebadet und sah, wie diese sich gewaltsam bemühte, gelassen, kalt und zufrieden zu erscheinen. Nach einiger Zeit legte indeß Fanny, unter dem Vorwande des Unwohlseins, ein weites Shawltuch gar nicht mehr ab. Therese drang darauf, daß ein Arzt zu Rathe gezogen werde, wogegen sich Fanny heftig sträubte. „Es wird vorübergehen," sagte sie; „wir dürfen unsern Vater nicht ohne äußerste Noth in Unruhe versetzen."

Wenn Therese über die Krankheit ihrer Schwester mit der alten Magd Mary Page sprach, schüttelte diese den Kopf und antwortete mit Aeußerungen, deren Sinn Therese nicht verstand. Mary Page hatte beide Mädchen von Kindheit auf gepflegt und kannte fast alle ihre Geheimnisse. Trotz der beobachteten Vorsicht fand endlich doch der blinde Offizier heraus, daß seine älteste Tochter leidend sei. Die veränderte Stimme Fanny's hatte ihn dieß schon längst argwöhnen lassen. Auf seinen Befehl ward jetzt Doktor Benett, der einzige Arzt in dem Umkreise mehrerer Stunden, herbeigerufen.

Fanny hatte bis zum letzten Momente widerstanden; als sie indeß der ärztlichen Prüfung ihres Gesundheitszustandes nicht mehr ausweichen konnte, sandte sie durch Duncan einen dringenden Brief an Eduard nach dem Schlosse. Als Doktor Benett kam, erfuhr Therese mit Schrecken und Schmerz, daß ihre Schwester guter Hoffnung sei. Das also war das Geheimniß, welches Fanny so ängstlich bewahrt hatte. Keine Bitten, keine Tröstungen, auch nicht die ernstesten Vorstellungen über ihren gefährdeten Ruf und die Ehre ihres Vaters vermochten Fanny zu näheren Aufklärungen zu bewegen. „Ich bin durch einen Schwur gebunden!" sagte sie entschieden. „Lieber sterben, als diesen Eid brechen!"

Sie flehte, das traurige Geheimniß vor ihrem guten Vater zu verbergen, und Therese wie der Arzt begriffen vollständig die Nothwendigkeit unverbrüchlichen Schweigens. Mit Hülfe des Arztes ward ein Plan zur Bewahrung des Geheimnisses entworfen und in's Werk gesetzt. So standen die Sachen an jenem Abend, als der alte Todtengräber Mike die drei Fremden in Farmsfield eintreffen sah und nach der Herberge zum trevanianischen Wappen wies.

Wir bemerkten schon zu Anfang unserer Erzählung, daß Mike's Neugier durch das Erscheinen dreier Fremden von Auszeichnung mächtig erregt war; diese Neugier überwältigte ihn dergestalt, daß er sich nicht versagen konnte, den langen Weg bis zu der bezeichneten Herberge zu machen, um wo möglich Näheres zu erfahren. Es war dunkel geworden, als er daselbst ankam, und zu seinem großen Verdrusse fand er Thür und Läden des Wirthshauses verschlossen. „Sollte Alles schon schlafen?" murmelte er befremdet. „Wollen doch sehen!" Er schlich um's Haus herum und legte sein Ohr an einen der Fensterläden, durch dessen Ritze er einen schwachen Lichtschimmer bemerkte. Er vernahm murmelnde Stimmen. „Wahrhaftig, da drin sind der Offizier, der Geistliche und der Advokat beisammen!" flüsterte er; „aber was machen sie da? Ich will doch sehen, ob ich nicht in's Haus kommen kann!" Er begab sich an die Eingangsthür und klopfte. „Heda!" rief er, „seid ihr schon zu Bett da drinnen?" Nach einer kleinen Weile hörte er Stimmen in der Schenkstube, dann öffnete sich ein kleines Fenster und Betsy Guyson's Kopf, mit der Nachthaube bedeckt, kam zum Vorschein. „Wer ist der Saufbold, der zu dieser Stunde noch solchen Lärm macht?" kreischte sie. — „Saufbold?" erwiederte Mike mit komischer Entrüstung. „Meine Kehle ist trocken wie Zündschwamm, nicht ein Tropfen ist seit heute Mittag über meine Lippen gekommen. Erkennst Du übrigens den alten Michel nicht, Bet?" — „Welchen alten Michel?" — „Na, den Mike, zum Teufel! Thu' doch nicht so einfältig fremd, Bet! Du kennst meine Stimme wie das Ticken Deiner Wanduhr. Wirst Du einen alten Freund nicht einlassen, der noch einen Tropfen hinter die Binde gießen will?" — „Freund oder nicht!" erwiederte Betsy kurz. „Ich bin kaum zur Ruhe gegangen und es wird heut nicht mehr aufgemacht!" Damit schlug sie das Fenster wieder zu. Das Licht verlöschte und die Stimmen verstummten. (Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.
№ 18.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Piris, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker**.

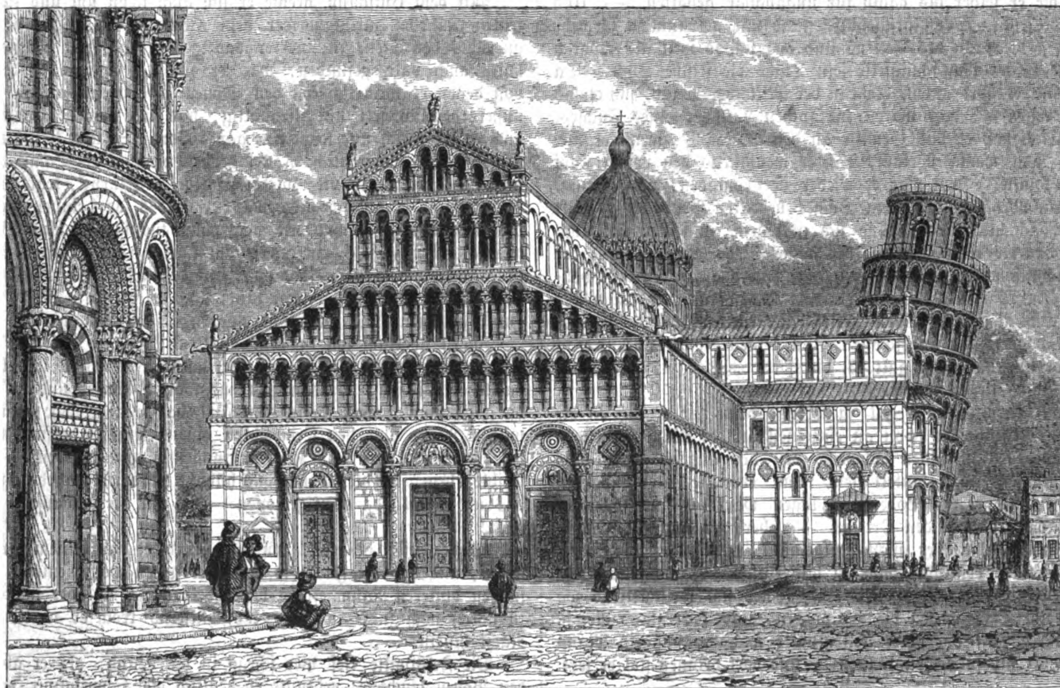
(Fortsetzung.)

Endlich war die Wunde geheilt, und der Dorfchirurg, der ihn manchmal besuchte, gestattete ihm, daß er wieder hinaus dürfe, wenn er sich auch noch tüchtig schonen müsse. Vor allen Dingen verbot er ihm anstrengende Touren und gestattete nur einen ruhigen Pirschgang vielleicht, bei dem er sich manchmal eine Stunde ansetzen und rasten konnte.

Das war dem jungen Jäger gerade recht — weiter verlangte er nichts, und schon der nächste Morgen sah ihn wieder mit seiner Büchse im Wald; denn jetzt hatte er die beste Zeit, um sich auf den alten Bock anzusetzen und ihm seinen Wechsel abzulauschen — aber es war nichts und der Bursche viel zu schlau für ihn, um ihm irgendwo in den Weg zu laufen.

So wurde es Herbst und Reischbach hatte sich einen ganz vorzüglichen Dachshund von einem benachbarten Förster gekauft, den er, wie sich bald auswies, auch vortrefflich als Schweißhund benützen konnte. Der Hund war jedenfalls ausgezeichnet und von da an des jungen Forstgehülfen steter Begleiter; ja selbst auf den Anstand konnte er ihn mitnehmen, denn „Dachs“, wie er ihn genannt, rührte sich nicht und lag stundenlang, ohne auch nur den Kopf zu heben, an seiner Seite.

Der junge Forstgehülfe war aber so oft dem Bock jetzt zu Gefallen gegangen und immer vergeblich, daß er es zuletzt satt bekam. Förster Buschmann hatte ganz recht, wenn er behauptete, es sei ihm eben nicht beizukommen und er müsse seine Zeit abwarten — vielleicht glücke es doch einmal. Mit desto größerem Eifer legte er sich aber dafür auf die Fuchsjagd, und wie der erste Schnee



Der Dom von Pisa und der schiefe Thurm. Von C. Girardet. (S. 211.)

fiel und die Bälge brauchbar wurden, leistete er darin Außerordentliches. Bis Mitte Dezember hatte er allein schon sieben geschossen, und Förster Buschmann, dem die Bälge als Jagdrecht gehörten, hätte sich allerdings keinen besseren Forstgehülfen wünschen können.

Es war Mitte Dezember und wieder in der Nacht ein Neues*) gefallen, als Reischbach auch schon, noch Morgens vor Tag, seinen Dachs fütterte, selber seinen Kaffee trank, ein Stück Brod und einen Schnaps in seine Jagdtasche schob und hinausging, um abzuspüren.

Oft und oft war er im Spätsommer und Herbst den alten Weg gegangen, und wie hatte er sich dann bald die Augen aus dem Kopf geschaut, um das bunte Tuch wieder durch die Büsche scheinen zu sehen und dem lieben Mädchen noch einmal zu begegnen. Sie kam nicht — es blieb immer vergebens, und wenn er auch jetzt im Schnee nicht daran denken durfte, sie draußen im Wald zu treffen, flogen doch trotzdem die Gedanken, als er sich wieder dem Fuchsbau näherte, zu ihr zurück und leise vor sich hin mit dem Kopf schüttelnd, sagte er halblaut:

„Es bleibt doch eigentlich merkwürdig, daß ich das Blitzmädel nie wieder treffen konnte, und daß sie gerade damals hier am Bau wie in den Boden hinein verschwand. Wenn sie nur wenigstens den kleinen Pfad gehalten hätte, so mußte ich sie drunten noch einmal sehen, und was hat sie in der Tannendickung zu suchen, denn die Felsenwand kann sie ja doch nicht hinunter sein."

Noch während er sprach, hatte er die nämliche Stelle erreicht, wo er sie damals getroffen, und schritt fast unwillkürlich an dem hier etwas offenen Holzrand hin, dem das Mädchen damals, die ersten Schritte wenigstens, gefolgt. Wie er aber zu dem Punkt kam, wo er sie aus den Augen verloren, blieb er ordentlich überrascht stehen, denn da lief eine frische Fuchsspur, wie eben erst eingedrückt, quer über den Pfad und gerade nach der Wand zu, an der sie damals verschwand. Also gab es hier wirklich einen möglichen Pfad dort hinab — denn wo ein Fuchs fortkommt, weßhalb soll da nicht auch ein Mensch gehen können?

Der Forstgehülfe schritt vorsichtig und geräuschlos, und mit dem Fuß vorher sorgfältig sondirend, damit ihm der Schnee nicht darunter wegrutschte und er vielleicht die Klippe hinabstürzte, bis zum äußersten Rand und bog sich dort über, brauchte auch nicht lange, um die da hinabführenden Fährten zu erkennen. Meister Reinecke war wirklich ganz behaglich hinabgestiegen, und zwar an einer Stelle, die er selber bis dahin für ungangbar gehalten. — Und wo stak er jetzt? Der Forstgehülfe stand mit gespanntem Gewehr oben auf dem Rand des Felsens und bog sich so weit als möglich vor, und hinter ihm schnüffelte sein Dachs die frische Spur. Da plötzlich sah er dort unten, etwa in der Mitte der Wand, sich etwas Dunkles regen — das waren die spitzen Lauscher eines Fuchses. Unwillkürlich hob er das Gewehr an den Backen — wenn er nur noch ein klein wenig vorkam, daß er wenigstens den vollen Kopf erkennen konnte. Jetzt war er wieder verschwunden, oder wenigstens durch vorhängendes, mit Schnee bedecktes Gesträuch verdeckt — Reischbach blieb aber, ohne sich zu regen, in seiner Stellung, und es dauerte auch in der That keine halbe Minute, bis der Fuchs plötzlich wieder, etwas weiter unten zwar, aber nun vollständig zum Vorschein kam. In dem Moment krachte auch der Schuß, und Reinecke, seinen Halt verlierend, stürzte, entweder todt oder doch schwer angeschossen, den letzten Absatz hinunter in die Büsche hinein. Jetzt galt es, die Stelle wieder zu finden, auf der sein Fuchs liegen mußte.

Diese war auch nicht gut zu fehlen, denn wie er nur in die Nähe kam, erkannte er schon an einzelnen an der Wand haftenden Schneeklumpen den rothen Schweiß, den der angeschossene Fuchs beim Abstürzen dort hinterlassen, und erreichte gleich darauf die Stelle, wo er zu Boden geschlagen war — eine förmliche Schweißlache zeichnete den Ort an — aber der Fuchs lag nicht dabei. Freilich hatte er nicht fortgekonnt, ohne in dem Schnee eine vollkommen deutliche Spur zu hinterlassen — auch nicht mehr springen konnte er — nur durch den Schnee sich fortschleifend zog sich die rothe Spur gegen die Wand hin, und dort stand Reischbach gleich darauf vor einer Felsenspalte so hoch, daß ein Mann hätte gebückt hineinkriechen können — und dort drinnen stak er jetzt.

„Ist der sappermentische Bursche doch noch zu Bau gekrochen!" murmelte der junge Forstgehülfe vor sich hin; „na, Dachs, dann wirst du jetzt deine Schuldigkeit thun müssen und ihn herausholen. Weit kann er nicht mehr hinein sein, und vielleicht liegt er gleich verendet vorn dran."

Damit löste er, ohne an die Warnung des Försters zu denken, den Hund von der Leine, der sich vor Ungeduld kaum lassen konnte. In dem Moment aber, wo er sich frei fühlte, sprang er schon winselnd auf der breiten Schweißspur fort und war im nächsten Augenblick in der Felsenspalte verschwunden. Dort aber gab er augenblicklich Laut, der Fuchs mußte wirklich unmittelbar am Eingang gesessen haben und mit dem kleinen muthigen Hund sogleich handgemein geworden sein. Der Kampf zog sich aber etwas weiter in die Höhle, indeß nicht so weit, daß nicht Reischbach, der vergnügt lauschend davor stand, jeden Ton, jedes Knurren hätte hören können. — Jetzt plötzlich war Alles ruhig. Der junge Forstmann horchte — nichts regte sich mehr. Der Dachshund mußte den Fuchs todt gebissen haben und dann zerzauste er ihn erst eine Weile.

„Dachs!" rief Reischbach hinein, „komm' heraus, mein Hund — hier, Dachs! so schön, mein Hündchen!"

Er horchte wieder, und es war ihm fast, als ob er ein leises Winseln höre. Er pfiff jetzt, aber keine Antwort — er pfiff stärker — Alles vergebens, weder von Fuchs noch Hund mehr ein Laut, und der Jäger stand kopfschüttelnd vor dem Bau und wußte nicht, was er daraus machen sollte. In solchen Fällen dauert es aber manchmal eine lange Weile, bis der Hund wieder zum Vorschein kommt, und Reischbach wartete deßhalb auch wohl eine volle Stunde geduldig, aber immer umsonst, und das wurde ihm zuletzt langweilig.

„Ei zum Wetter," brummte er endlich zwischen den Zähnen durch, „ich kann doch hier wahrhaftig nicht den ganzen Tag im Schnee hocken bleiben, und der Hund kommt nicht — wenn ich nun selber einmal dort hinein krieche? breit und hoch genug ist die Spalte, aber auch stockdunkel drin. Wart, da draußen, gar nicht weit, stehen ein paar Klafter Kiefern Scheit und Stöcke, an denen ist eine Masse Kien, wie ich neulich gesehen habe, und da wollen wir bald eine Fackel zurecht machen. Es geht Alles in der Welt, wenn man es nur gescheidt anfaßt — vielleicht kommt auch bis dahin der Dachs von selber heraus und bringt den Fuchs mit; denn drin läßt er ihn nicht, wenn er todt ist, das weiß ich gewiß."

Mit dem Entschluß drehte er sich auch schon um und schritt in seinen Fährten zurück wieder dem Eingang zu, ging von dort querüber der Stelle zu, wo er das geschlagene Holz wußte, und hatte auch bald gefunden, was er suchte. Einige der Scheiter, von denen er natürlich erst den Schnee abschütteln mußte, waren außerordentlich fett und kienhaltig, und mit seinem Hirschfänger hieb er sich rasch und leicht eine ganze Partie Spähne herunter, mit denen er eine vortreffliche Fackel herstellen konnte. Damit eilte er denn, so rasch er konnte, wieder zu dem Bau zurück, legte draußen Gewehr und Jagdtasche ab, was er beides da drinnen nicht gut brauchen konnte, nahm erst noch einen tüchtigen Schluck Branntwein aus der Flasche, entzündete dann seine rasch zusammengebundene Fackel, während er ein paar andere starke Spähne noch in der linken Hand hielt, als er erst laut, aber wieder vergebens, seinem Hund gepfiffen, und nun ohne Zögern in den Bau hinein.

Zuerst überkam ihn in dem dunklen Loch, in dem die Fackel ihr rothes Licht verbreitete, ein merkwürdiges Gefühl, und lachend dachte er bei sich: „Wenn jetzt mein alter Förster und besonders die Lisei wüßte, daß ich in dem Fuchsbau umherkröche, um dem wilden Jäger und den Erdweiblen einen Besuch abzustatten, wie die die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würden! — Erdweible, hem: na hier wohnt das hübsche Mädchen wahrhaftig nicht, das ich damals da oben getroffen — wo nur der verdammte Dachs steckt!"

Wieder pfiff er leise, um eine Antwort von seinem Hund zu hören, und hob die Fackel so hoch das gehen wollte empor, damit sie den düsteren Raum etwas besser beleuchtete — aber nichts war zu hören noch zu sehen, und kopfschüttelnd kroch er weiter in die Nacht hinein.

Die Felsspalte lief hier schräg in die Wand, als er aber auf den Boden leuchtete, erkannte er deutlich die Schweißspur des angeschossenen Fuchses. In der richtigen Bahn war er jedenfalls;

*) Ein „Neues", ein frischer Schnee in der Jagdsprache.

hier erweiterte sich auch die Höhle etwas, und er hob wieder seine Kienfackel in die Höhe und that noch einen Schritt vor. Da rutschte plötzlich der Boden unter seinen Füßen weg, er griff schnell mit beiden Händen aus, konnte sich aber an der schlüpfrigen Wand nicht halten und stürzte im nächsten Momente schon in eine, wie er glaubte, bodenlose Tiefe hinab.

Viertes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Das war ein Sturz! Dem jungen Forstmann knackten alle Knochen, als er unten ankam, und im ersten Moment schien es ihm, als ob das ganze Gewölbe von Myriaden Sternen und Leuchtkugeln brillant erhellt wäre. Dann schwanden ihm die Sinne und er wußte gar nicht, wie lange er mochte so gelegen haben, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte und eine leise freundliche Stimme hörte, die sagte: „Schau', schau', das ist wahrlich der junge Jäger aus dem Wald da droben. Aber wie kommt der hier herunter zu uns, und wie bleich er aussieht und wie blutend — armer Mensch" — und Reischbach war es, als ob sich eine leichte weiche Hand auf seine Stirne gelegt hätte. Ueberrascht schlug er auch jetzt die Augen auf und schaute verwundert um sich her, denn er befand sich in einer hohen, geräumigen, aber auch hell erleuchteten Halle, aus deren Felsspalten zahllose kleine Flammen in regelmäßigen Zwischenräumen hervorbrachen. Ueber ihn gebeugt aber, das liebe, herzige Gesicht von Mitleiden erfüllt, erkannte er die fremde Maid im Walde — genau so wie er sie damals im Sonnenlicht gesehen, nur daß sie ihm jetzt noch tausendmal lieber und schöner vorkam, und sich auch nicht im Mindesten vor ihm zu fürchten schien.

„Ja aber wie ist mir denn?" rief er und richtete sich erstaunt auf seinem Ellbogen empor — „wo bin ich denn hingerathen und wer bist denn Du, Du liebes Kind, mit Deinen großen guten Augen, das ich die langen Monate da oben immer und immer umsonst gesucht habe und nirgends finden konnte?"

„Schau' wie Du lügst!" lachte das junge Wesen schelmisch — „mich hättest Du gesucht? so? aber ich weiß es besser, dem alten starken Bock bist Du zu Gefallen gegangen, dem mit dem starken Gehörn auf, aber nicht mir. Gelt ich hab' recht? — Den aber erwischst Du schon nicht — wär' auch schad drum, denn er ist der schönste im ganzen Gebirg."

„Und wohnst Du denn hier unten im Berg?" frug der junge Mann, der sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte.

„Nun?" meinte das Mädchen, „hab' ich's Dir denn nicht damals gesagt, daß ich im Bau wohne? Du hast's wohl nicht geglaubt. Aber willst Du da auf der feuchten Erde liegen bleiben? Warum stehst Du denn nicht auf und kommst mit?"

„Mit? wohin?"

„Nun, in unsere Stadt — wie Du sonderbar fragst. Du glaubst wohl, wir hausen hier unten in Höhlen und Erdlöchern wie die Füchse?"

„Sonderbar," murmelte Reischbach vor sich hin, indem er aber doch ihrer Aufforderung Folge leistete und sich emporrichtete. Es ging auch; Anfangs war's ihm gewesen, als ob er bei dem Sturz Arm und Bein gebrochen haben müsse, jetzt aber fühlte er nicht den geringsten Schmerz, ja sich im Gegentheil so leicht und frisch, als ob seine Füße kaum den Boden berührten.

„So," sagte das Mädchen, als sie sah, daß er wieder aufrecht stand, „nun wasch' Dir erst einmal an der Quelle da das Blut ein wenig aus dem Gesicht, denn sie brauchen drüber gar nicht zu wissen, daß Du Hals über Kopf zu uns herunter gepoltert bist, und dann wollen wir gehen."

Der junge Forstgehülfe kam sich noch immer wie in einem Traum vor, aber er folgte doch dem Rath, und sich jetzt plötzlich wieder zu seiner Führerin wendend, frug er sie: „Aber wie heißt Du selber? Du hast mir ja Deinen Namen noch gar nicht genannt."

„Ich hab' gar keinen Namen," lachte aber die Kleine schelmisch mit einem halben Knix, „ich bin ja ein Waldweible, und die laufen immer nur so herum."

„Ach geh'," sagte Bernhard, „Du wirst doch einen Namen haben; wie soll man Dich denn rufen?"

„Du brauchst mich gar nicht zu rufen!" lachte das Mädel, „ich bin immer da und werde Dich jetzt getreulich geleiten."

„Aber ich muß Dich doch nennen können!"

„Ich weiß ja auch nicht einmal, wie Du heißt."

„Hab' ich Dir meinen Namen nicht damals genannt?" sagte der junge Forstmann — „Bernhard Reischbach heiß' ich und bin Forstgehülfe oben im Spessart."

„Ja wer kann alle Namen behalten!" lachte die Maid. „Also muß ich Dich wohl ‚Herr Forstgehülfe' nennen, wie es die alte Lisei thut?"

„Kennst Du denn Die auch?" rief der Jäger erstaunt.

„Weßhalb soll ich die Lisei nicht kennen, wohnt sie doch lang genug da drüben in der Forstei und ist gar ein frommes, gutes Geschöpf, die immer gleich ein Kreuz schlägt, wenn sie was Unrechtes wittert. Die hat eine Nase! Aber jetzt komm'. Blitz noch einmal, bist Du langweilig und ja gar nicht von der Stelle zu bringen! Droben im Walde warst Du doch flink genug auf den Füßen, und ich mußte damals geschwind machen, daß ich Dir die Wand hinunter aus den Augen kam."

„Und den steilen Pfad bist Du wirklich hinabgesprungen?"

„Bah, was ist denn das weiter?" lachte das Mädchen; „jeder Fuchs geht ja da aus und ein."

Dabei hatte sie ihn an der Hand genommen und führte ihn jetzt die Höhle entlang deren Ende zu, wo sie in einen langen schmalen Gang auszumünden schien. Der Gang aber führte immer mehr bergab, und als Bernhard den Blick zurückwarf, kam es ihm vor, als ob er sich etwas drehe.

„Aber wo geht denn das hin?" frug er.

„Wirst's gleich sehen," lautete die Antwort — „Du weißt ja doch, daß jene alte Stadt, von der Dir der Förster erzählt, gerade an der Stelle gestanden hat, wo jetzt der tiefe Grund liegt, und da müssen wir hinunter; aber 's ist nicht weit mehr," tröstete sie ihn — „siehst Du, da unten kannst Du schon den hellen Schein erkennen."

„Wo kommen nur all' die Flammen her, die ihr hier brennt?"

„Die Flammen?" sagte das Mädchen — „ei, das ist Erdöl, das aus den verschiedenen Ritzen und Spalten herausschwitzt und bloß angezündet zu werden braucht, wenn man es unten hell zu haben wünscht. Erdöl gibt's genug und überall; das brennt ewig."

Reischbach wußte gar nicht, wie ihm eigentlich geschah; immer aber mußte er wieder seine Begleiterin ansehen, und er konnte sich gar nicht denken, daß es etwas Lieberes auf der Welt geben möge, als ihr freundliches Gesicht. So weiß und zart sah ihre Haut aus, so leicht von Roth waren ihre Wangen angehaucht, und was für wundervolles, dunkel kastanienbraunes Haar sie hatte — und was für Augen — ihr Feuer brannte ihm tief in's Herz hinein, und wie er den Druck ihrer Hand fühlte, als sie ihn den steilen, schlüpfrigen Hang hinableitete, war es ordentlich, als ob es ihm die Nerven bis in die Fußzehen und Fingerspitzen hinein erzittern machte. Sie selber aber schien von dem Eindruck, den sie auf den jungen Forstmann ausübte, nicht die geringste Ahnung zu haben, sondern schritt so unbefangen und ruhig neben ihm her, als ob er eben nichts wie ihr täglicher Begleiter wäre. (Fortsetzung folgt.)

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

J. Ristori.

(Bild S. 208.)

7. Eine Stimme aus der Geisterwelt.

Die Leser werden, gleich Mr. Palmer, nach den durch den Krüppel abgelegten Proben nichts Anderes erwartet haben, als daß die Wittwe Sismondi ihren Irrthum eingesehen und den zuletzt gekommenen Prätendenten als ihren wirklichen Sohn anerkannt haben werde; wie groß aber war Palmer's Ueberraschung, als er die Wittwe am andern Morgen über jeden Zweifel erhoben und

mehr als je für den zuerst Gekommenen eingenommen fand. Sie hatte in der Nacht wieder ein äußerst lebhaftes Gesicht gehabt: ihre Schwester war ihr verklärt erschienen und hatte ihr zugeflüstert, ihr Herz habe die rechte Wahl getroffen, und ihr Herz sprach für den jungen Mann, der bereits ihren Wohlstand theilte. Die Wittwe gab so viel auf Träume, daß in diesem Punkte mit der klarsten Vernunft nicht gegen sie aufzukommen war. Sie erklärte, daß nach ihrer Ueberzeugung der junge Krüppel, der sich für ihren Sohn halte, jedenfalls unter dem Einflusse einer fixen Idee handle und in eine Irrenanstalt gebracht werden müsse, und vermuthlich um ihr Gewissen ganz zu beschwichtigen, so zu sagen „ein Uebriges zu thun", hatte sie selbst die Unterbringung in die Hand genommen, oder vielmehr „ihren Sohn" damit beauftragt und sich sehr generös zur Bezahlung einer bessern Verpflegung verbindlich gemacht.

Dann veranstaltete sie, in Uebereinstimmung mit dem triumphirenden Doppelgänger, eine zerstreuende Lustreise zu ihrer Freundin, Madame Laval in Turin, während „Heinrich" auf einige Zeit nach Paris ging, um in den Genüssen der Weltstadt die letzte Erinnerung an die erlittene Anfechtung seiner gemächlichen Lebensstellung zu ersticken.

In diesem Stadium befand sich denn die Sache, als Mr. Palmer mich aufsuchte. Ich war bemüht, von verschiedenen Gesichtspunkten aus Licht in diese mysteriöse Geschichte zu bringen. „Hat Derjenige" — fragte ich den Engländer — „den Sie für den echten Heinrich Sismondi halten, den Andern genau gesehen?" — „Dafür sorgte ich, mein Herr, und forschte dann, ob er sich vielleicht seiner erinnere. Er fixirte ihn und schien einige Augenblicke betroffen, schüttelte aber dann den Kopf, zum Zeichen, daß er ihn nicht kenne. So wenigstens nahm ich es. Ich muß dabei noch bemerken, daß der falsche Heinrich an dem betreffenden Tage, so wie er sich den Bart abgenommen, auch seine Jägeruniform nicht trug, auf die er sonst mit einer gewissen Eitelkeit hielt." — „Hm. Ein anderer wichtiger Punkt ist der: gab es jemals einen Cousin Heinrich's, Namens Franz Sismondi?" — „Die Wittwe sagte in dieser Beziehung positiv: Nein!"

Nach diesen Mittheilungen hatte ich eine vertrauliche Unterredung mit Madame Laval. Ich hatte mit ziemlicher Sicherheit ermittelt, daß Madame Sismondi eine Schwester habe oder gehabt habe, die ihr fast auf's Haar glich, und fragte Madame Laval, ob dieß gegründet sei. Dabei flog ein leichtes Erröthen über das bleiche Antlitz der Dame. „Von wem haben Sie die Nachricht?" fragte sie überrascht. — „Ich kann Ihnen dieß nicht beantworten. Ein Brief von weiblicher Hand, mit dem Namen ‚Magdalena' unterzeichnet, gab mir die Kunde. Sagen Sie mir also ungescheut: gab es eine solche Schwester Ihrer Freundin?" — „Zuvörderst eine Gegenfrage: Ist es unbedingt nöthig, auf dieses Familiengeheimniß — denn um ein solches handelt es sich — einzugehen?" — „Nach meiner Meinung, ja! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß selbst die noch in Diensten der Wittwe Sismondi befindliche Amme ihres Sohnes ihrer Gebieterin gegenüber sich dahin ausgesprochen hat, sie glaube, es walte ein schrecklicher Irrthum ob und der Arme, welcher im Irrenhause schmachte, sei der wirkliche Sismondi." — „Nun wohlan: allerdings hatte meine Freundin eine ihr sehr ähnliche Schwester, die, wenn sie sich völlig gleich mit ihr kleidete, von minder sorgfältigen Beobachtern mit ihr verwechselt werden konnte. Als Charlotte neunzehn Jahre alt war, ließ sie sich von einem Abenteurer entführen und soll ihn geheirathet haben, worüber jedoch keine Gewißheit erlangt worden ist. Später kam zu ihren Verwandten die Nachricht, sie sei im Magdalenenkloster zu Rom gestorben." — „Ah, und daher vielleicht der Name Magdalena unter dem mich unterrichtenden Briefe! Weiß man auch nicht, ob die Ehe Charlottens mit jenem ‚Abenteurer' einen Sprößling gehabt hat?" — „Gerüchtweise hieß es: ja, doch auch hierüber ist es nie zur Gewißheit gekommen." — „Gibt es hier kein Porträt von Madame Sismondi's Sohn aus den Kinderjahren?" — „Doch, und ich selbst besitze davon eine Kopie." Madame Laval holte diese herbei. — „Es sind im Allgemeinen die Züge des Vaters?" — „Ja." — „Kann ich dieß Porträt auf einige Tage behalten?" — „Gern." — Damit empfahl ich mich und suchte die Amme Heinrich's auf. Diese, eine Vertraute ihrer Herrin und genau mit allen Familienangelegenheiten bekannt, gab mir die Adresse eines Doktor Andrea in Civita vecchia, durch den ich



Memoiren eines italienischen Polizeibeamten. Die Erscheinung der verklärten Schwester.
Von C. Stone. (S. 208.)



Die kleine Wohlthäterin. Nach einem Gemälde.

wichtige Aufschlüsse werde erhalten können. Als ich Madame Laval den Namen nannte, war sie bereit, mir einen Empfehlungsbrief an diesen Mann zu behändigen. Damit versehen reiste ich nach der Hafenstadt. Doktor Andrea hatte als Arzt großen Ruf; es war derselbe, welcher, nebst Anderen, während der letzten Krankheit des Fürsten Metternich an dessen Bett gerufen wurde, und König Ludwig von Bayern zahlte ihm eine Pension, weil er ihm in schwerer Krankheit einen entscheidenden ärztlichen Dienst geleistet. Ich fand in dem Arzte einen excentrischen alten Junggesellen, der sehr einsam lebte. Als ich mich ihm vorstellte, empfing er mich mit höflicher Freundlichkeit, nachdem ich aber den Brief der Madame Laval überreicht, ward er gesprächig und invitirte mich zu einem Glase Wein. Dabei mußte ich ihm die ganze Geschichte der beiden Heinriche erzählen und Alles mittheilen, was damit in einigem Zusammenhange stand. Hierauf machte er mir folgende wichtige Enthüllung: „Professor Emanuel Sismondi war mein bester Freund, den aber die Leidenschaft zu einem schweren Fehltritt hinriß. Ich, der Mitwisser des Fehltritts ward, gab mein Wort, Schweigen zu bewahren, bis das Interesse der Madame Sismondi oder ihres Sohnes ein Anderes erfordere. Der Professor verliebte sich in jungen Jahren in die Schwester seiner Gattin und verleitete sie zu einer heimlichen Reise nach Italien. Hier gab Charlotte einem Knaben das Leben, der einer Amme zur Pflege und Erziehung gegeben ward. Bald darauf faßte Charlotte tiefe Reue, sie ging in das Magdalenenstift in Rom und starb daselbst, während Sismondi nach Deutschland zurückkehrte. Der Knabe, welcher den Namen Franz erhalten, ward leichtsinnig, lüderlich und lief davon. Die armen Leute, bei denen er sich befand, kümmerten sich nicht weiter um ihn, da nach des Professors Tode keine Pfleggelder mehr gezahlt wurden.

„Eines Tages erschien Franz Sismondi — er hatte sich selbst diesen Geschlechtsnamen angeeignet, denn er sollte eigentlich Karl Horner heißen — bei mir, den er als Freund seines verstorbenen Vaters kennen gelernt hatte, und bat um Unterstützung. Ich nahm mich seiner an, ließ ihn unterrichten, doch that er nicht gut und blieb ein leichtfertiger, aber nichtsdestoweniger sehr gewandter Bursche, der später, wie ich ganz zufällig durch meinen ehemaligen Diener Filippo hörte, in griechische Militärdienste gegangen ist." — „Ah, die Sonne geht über meinem Geheimniß auf!" rief ich froh. Ich zog mein Porträt hervor. — „Das ist der Schlingel, wie er im neunten Jahre leibte und lebte!" sagte der Doktor. — „Nein," sagte ich dagegen, „es ist das Porträt des wirklichen Heinrich Sismondi — ein Beweis mehr, daß Beide, Sprößlinge Eines Vaters von zwei einander ähnlichen Müttern, einander gleichen. Mein Räthsel ist damit der Lösung nahe. Kann ich jenen Filippo nicht sprechen?" — „Ich werde ihn sogleich holen lassen." — Der ehemalige griechische Soldat erschien und versprach, mich zu begleiten.

Ich entfernte mich hierauf schnell von Civita vecchia, um mit Filippo nach Hohenlinden zurückzukehren, wohin die Wittwe aus einem unbegreiflichen Grunde wieder abgereist war. Mr. Palmer war die erste bekannte Person, die mir begegnete. Er übernahm es, Madame Sismondi vorzubereiten; auch in ihm war darüber, daß in diesem Falle ein großes Verbrechen von Seiten jenes Franz Sismondi oder Karl Horner vorliege, der im Irrenhause eingesperrte Krüppel aber der echte Sohn Heinrich sei, nicht der mindeste Zweifel mehr.

Ich brach mit Filippo sofort nach Paris auf und fand den falschen Heinrich Sismondi in einem eleganten Spielsalon. Ich ließ ihn herausrufen. Als er Filippo's ansichtig ward, erbleichte er. „O, das ist er, das ist er!" rief der Italiener lebhaft. — „Wie so, was soll dieß heißen?" versetzte Jener mit gewaltsamer Fassung, Hochmuth affektirend. — „Nichts Anderes soll es heißen, als daß Sie entdeckt sind, Herr Franz Horner, und daß, wenn Sie den Namen Heinrich Sismondi usurpiren, Sie nichts sind als ein Betrüger. Wegen des an einem braven Jünglinge verübten teuflischen Verbrechens könnte man Sie, mit Hülfe der französischen Polizei, zur Verantwortung ziehen; aber mit Rücksicht auf das Andenken Dessen, der Ihnen das Leben gab, wird man sich mit einem schriftlichen Bekenntnisse Ihres Betrugs begnügen." — Der falsche Heinrich zitterte und vermochte sich kaum aufrecht zu halten. Es kostete keine Mühe, ihn zu Ausstellung des Bekenntnisses zu bestimmen. Dann ließ ich ihn laufen und fuhr nach Bayern zurück. Der wirkliche Heinrich trat in seine Rechte — eine schwache Genugthuung für die Zerstörung seiner geistigen und körperlichen Gesundheit.

Der alte Pfuel.

Von

Max Ring.

Einer der interessantesten und merkwürdigsten Männer Berlins war der General und frühere Ministerpräsident von Pfuel, der in diesen Tagen hier gestorben ist. Derselbe stammte aus einer der ältesten adeligen Familien und trat schon früh in den Militärdienst. Im Jahre 1806 machte er den unglücklichen Feldzug und die Schlacht bei Jena im Generalstab Blücher's mit. Nach der Kapitulation seines Heertheiles wurde er auf Ehrenwort entlassen; aber sein Haß gegen die Fremdherrschaft war so groß, daß er 1809 nach Oesterreich ging, um an dem Kampfe gegen Napoleon von Neuem Theil zu nehmen. Als Hauptmann und Generalquartiermeister focht er mit gewohnter Tapferkeit, besonders in Tyrol, so daß er die Aufmerksamkeit der Franzosen erregte. Wegen Bruches der Kapitulation wurde er von diesen zum Tode verurtheilt und wenigstens in effigie gehängt. Sein Muth ließ sich jedoch nicht einschüchtern und nach wie vor entwickelte er die größte Thätigkeit öffentlich und im Geheim gegen die Unterdrücker des Vaterlandes. Pfuel wurde Mitglied des Tugendbundes und gehörte zu den Eingeweihten, welche zuerst die Volkskraft durch Wort und That zu wecken suchten. Wie der Turnvater Jahn legte auch er ein großes Gewicht auf die körperliche Ausbildung und Tüchtigkeit der Jugend. Er selbst war ein ausgezeichneter Schwimmer und gründete zunächst in Prag und Wien große Schwimmschulen für das Militär.

Beim Beginn des russisch-französischen Krieges eilte Pfuel, wie viele seiner Waffenbrüder, nach Rußland, um gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen. Als Chef des Generalstabes bei Tettenborn kehrte er an der Spitze der russisch-deutschen Legion siegreich in das Vaterland zurück. Nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten wurde Pfuel zum Kommandanten der eroberten Stadt ernannt, auf welchem schwierigen Posten er eine seltene Humanität und Energie entwickelte. Als eines Tages einer der entlassenen französischen Offiziere von ihm seine Pässe forderte und bei dieser Gelegenheit seinem Haß gegen die fremden Sieger in unziemlichen Worten Luft machte, ließ ihn Pfuel, obgleich er dazu die Macht hatte, zwar ungestraft, aber mit ritterlichem Sinn reichte er dem Franzosen einen Degen, während er selbst sein Schwert zog und dem Gegner auf der Stelle so kräftig zusetzte, daß dieser höflich um Verzeihung bat. Bis zum Jahre 1815 blieb Pfuel in russischen Diensten, worauf er wieder in die preußische Armee und zwar als Oberst in den Generalstab Blücher's trat. Hauptsächlich seiner Energie gelang es, den gefährlichen Aufstand der sächsischen Truppen in Lüttich zu unterdrücken, wobei er die beabsichtigte Dezimirung der aufständischen Regimenter durch seinen humanen Geist, nicht ohne große Anstrengung, zu verhindern wußte.

Nach dem Frieden wurde Pfuel zum Generallieutenant und Divisionär ernannt, in welcher Eigenschaft er im Jahre 1831 nach Neufchatel geschickt wurde, um die dortige Empörung gegen die preußische Oberhoheit zu bekämpfen. In kurzer Zeit stellte er auch hier die Ruhe durch sein versöhnliches Benehmen her, und bald gewann er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die Achtung und das Vertrauen der republikanischen Bewohner, daß sie ihn mit tiefer Trauer scheiden sahen. Nach Berlin zurückberufen, erhielt er die wichtige Stelle eines Gouverneurs der Hauptstadt. Als er aber in den Märztagen des Jahres 1848 mit seiner gewohnten Humanität verfuhr und die steigende Aufregung des Volkes durch Milde zu besänftigen suchte, wurde er auf das Drängen der militärischen Partei noch vor dem Ausbruch des offenen Bürgerkampfes von seinem Posten entfernt und in besonderer Mission nach Petersburg geschickt.

Nachdem die Revolution gesiegt, wurde Pfuel wieder zurückgerufen und im September 1848 zum Kriegsminister und Ministerpräsidenten ernannt, um in Verbindung mit dem General Wrangel energisch gegen die Nationalversammlung und die Demokratie vorzugehen. Aber Pfuel zeigte sich keineswegs als gefügiges Werkzeug der Reaktion, wie von ihm erwartet wurde. Seine ehrliche freisinnige Natur sträubte sich gegen die ihm zugemuthete Rolle, und gleich bei seinem ersten Auftreten in der Nationalversammlung täuschte er die Erwartungen der Hofpartei, indem er sich durchaus im echt konstitutionellen Sinne äußerte. Noch mehr erbitterte seine Gegner, daß er sich im Sinne des bekannten „Stein'schen Antrags" gegen die reaktionären Tendenzen des Heeres mit der ihm eigenen Offenheit aussprach und eine derartige Proklamation auch wirklich an die Offiziere der preußischen Armee erließ. Damit hatte sich Pfuel unmöglich gemacht, so daß er bereits Anfangs November dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel weichen mußte.

Damit war Pfuel's politische Laufbahn geschlossen; er zog sich in das Privatleben zurück, wohin ihm die Achtung und Liebe des Volkes folgte. Fortan widmete er sich ausschließlich seinen Lieblingsbeschäftigungen, dem Studium der Wissenschaft und Kunst. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich durch seine ungewöhnliche Bildung und durch seine lebendige Theilnahme an der Literatur aus. Sein bester Freund war der unglückliche Dichter Heinrich von Kleist, dem Pfuel den Stoff zu der berühmten Novelle „Hans Kohlhaas" gegeben. Auch an den dramatischen Produktionen seines hochbegabten Freundes betheiligte er sich bei ihrem innigen Zusammenleben durch seine scharfsinnige Kritik und seinen Rath. Aber seine Freundschaft beschränkte sich nicht darauf, sondern er unterstützte nach Kräften und selbst mit bedeutenden Summen den stets mit Geldverlegenheiten kämpfenden Kleist. Aber während der arme Dichter, an sich und dem Vaterland verzweifelnd, durch Selbstmord seinem Leben ein Ende machte, kämpfte der thatkräftige Krieger muthig gegen das Geschick und wirkte ohne Unterlaß für die Befreiung und Erhebung seines Volkes.

Nach seinem Rücktritt aus dem Staatsdienst lebte „der alte Pfuel", wie er allgemein genannt wurde, abwechselnd in Berlin und auf Reisen, die sich trotz seines hohen Alters bis nach dem fernen Afrika erstreckten. Gern verkehrte er in der Gesellschaft bedeutender Männer und Frauen, die sich besonders um den bekannten Varnhagen versammelten. Hier entwickelte er seine ganze Liebenswürdigkeit und den Zauber seiner interessanten Persönlichkeit. Niemand verstand besser zu unterhalten, lebendiger zu erzählen. Ein reicher Schatz von Erfahrung, von pikanten Anekdoten stand ihm zu allen Zeiten zu Gebote, da er mit den größten politischen, militärischen und wissenschaftlichen Notabilitäten persönlich bekannt war und meist in vertrautem Verhältniß zu ihnen gestanden hatte. Außer mit Heinrich von Kleist, dem er am Nächsten gestanden, war er noch mit Adam Müller eng befreundet gewesen. Die Staatsmänner und Helden der Befreiungskriege, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Scharnhorst, Gneisenau und vor Allem Blücher, kamen mit ihm vielfach in Berührung. Mit den Mitgliedern des Tugendbundes, mit Fichte, Jahn und Schleiermacher, hatte er gemeinsam für die Befreiung des Vaterlandes gewirkt und war in ihre geheimsten Pläne eingeweiht. Als Kommandant von Paris hatte er die französischen Zustände und in russischen Diensten die Umgebung des Kaisers Alexander kennen gelernt. Lange Zeit genoß er das Vertrauen Friedrich Wilhelm's IV. und zählte zu den Freunden des genialen Königs. Diese verschiedenen Beziehungen, seine eigenen Erlebnisse, die hervorragende Stellung zu den großen Zeitereignissen und zu den Führern und Leitern aller Parteien, sowie seine hohe Bildung böten wohl den reichsten Memoirenstoff; aber eine gewisse Zerstreutheit und noch mehr seine Diskretion hinderten ihn an der Ausführung dieses oft gehegten und ausgesprochenen Plans, was leider im Interesse der künftigen Geschichtschreibung sehr bedauert werden muß. Nur als militärischer Schriftsteller hat Pfuel „Beiträge zur Geschichte des russisch-französischen Feldzugs" veröffentlicht, außerdem hielt er nach dem Frieden öffentliche Vorträge vor einem größeren Offizierkreise, die später der General Decker unter dem Titel „Ansichten der Kriegführung im Geiste der Zeit" herausgegeben hat. Sie zählen noch heute zu den bedeutendsten Leistungen der militärischen Literatur. Ein besonderes Verdienst aber hat sich Pfuel durch die Gründung von Schwimmschulen erworben, welche noch jetzt seinen Namen führen. Er selbst war bis in das höchste Alter der rüstigste und beste Schwimmer, so daß er an Ausdauer, Gewandtheit und Kühnheit die jüngsten Männer übertraf.

Trotz seines Alters von 88 Jahren bewahrte sich Pfuel bis zu seinem Lebensende eine seltene Geistesfrische. Es gab wohl so leicht keine bedeutende Erscheinung, kein interessantes Ereigniß, die seiner Aufmerksamkeit entgingen, weder ein berühmter Mann, noch ein gutes Buch, weder ein neues Bild, noch ein modernes Drama bei dessen erster Aufführung. Ueberall sah man die charakteristische Gestalt des alten Pfuel, im Theater und bei öffentlichen Vorlesungen, in den verschiedenen Vereinen und bei Gemäldeausstellungen. Er kannte Alles und interessirte sich für Alles, für Kunst und Wissenschaft, für Musik und Poesie, für Physiologie und Chemie, für Politik und Sozialismus. In seiner Jugend war er ein eifriger Romantiker gewesen, und aus dieser Periode war ihm eine gewisse Hinneigung zu den Nachtseiten und Räthseln der Natur geblieben. Noch als Ministerpräsident beschäftigte er sich viel mit den Wundern des thierischen Magnetismus, und während der Aufruhr vor seiner Thür tobte, die Reaktion ihn zu blutigen Thaten drängte, versenkte er sich in seine stillen Betrachtungen.

Pfuel war eine zu gerade, offene, fast kindliche Natur, um als Staatsmann, besonders in der Zeit einer Revolution, einen Epoche machenden Einfluß auszuüben. Es fehlte ihm weder an Einsicht noch an Energie, aber er verschmähte es, auf Kosten seiner Ueberzeugung sich einen Namen zu machen, und zog es vor, mit einem unbescholtenen Ruf in das Dunkel des Privatlebens zurückzukehren. Hier genoß er die vollste Achtung seiner Mitbürger, die verdiente Anerkennung eines reinen Charakters, auf dem auch nicht der geringste Makel haftete. Seine Liebenswürdigkeit, Humanität und Gediegenheit wird nicht so leicht vergessen werden, und stets wird man ihn unter den besten Männern der Gegenwart nennen und als Freiheitskämpfer preisen. Durch seinen Tod ist Berlin ärmer geworden um einen Charakter von antiker Einfachheit, um einen edlen Mann, um einen liebenswürdigen Gesellschafter, dessen würdige Erscheinung mit den langen silberweißen Haaren, dem frisch gerötheten Gesicht, den scharfen und doch so gutmüthigen Zügen wir Alle schmerzlich vermissen werden.

Die Stadt mit dem schiefen Thurm.

Pisa.

Von

Wilhelm Ranke.

(Bild S. 205.)

Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, Pisa, die berühmte Stadt mit dem schiefen Thurme, zu besuchen, vielmehr wollte ich bereits am nächsten Tage die prosaische Handelsstadt Livorno mit dem Dampfer verlassen, um mich nach Genua zu begeben. Allein es war mir anders beschieden, und ich bereue den Abstecher keineswegs. Auf der großen breiten Hauptstraße Livornos, der Ferdinanda, wo es von Juden und Griechen wimmelt, ward ich plötzlich durch Nennung meines Namens freudig überrascht. Vor mir stand ein Landsmann, der ein in Europa ziemlich seltenes Geschäft betreibt. Er ist nämlich Thierhändler, was ich durchaus nicht mit Viehhändler zu verwechseln bitte, denn der sehr gebildete Mann beschäftigt sich keineswegs mit dem Ankaufe von Ochsen und Schweinen, sondern er besorgt für die zoologischen Gärten Europas seltene Thiere, zu welchem Zwecke er große Reisen, oft bis in's Innere Afrikas an den obern Nil, unternimmt.

„Was führt Sie hierher?" war meine erste Frage. — „Ich will nach Pisa, um einige Kameele zu erhandeln."

Nun fiel es mir erst ein, daß in Pisa sich das berühmte Kameelgestüt befindet, das einzige auf europäischem Boden, und es war wohl der Mühe werth, demselben einen Besuch abzustatten. In Gesellschaft eines Landsmannes reist es sich außerdem besser, und so war ich schnell entschlossen, den Ausflug mitzumachen.

Gegenüber dem geräuschvollen Livorno erschien mir die Stadt ungemein still; es war mir, als hätte ich mich aus dem Geschäftsleben auf das Land zurückgezogen. Selbst am langsam dahinfließenden Arno, auf der Strada Lungarno, die reich mit schönen Gebäuden geschmückt ist, sah man wenig Menschen, und weiterhin ist Alles noch öder und stiller.

Doch ehe wir Zeit hatten, uns die Herrlichkeiten der Stadt anzusehen, wurde der Geschäftsweg abgemacht und dem Kameelgestüt ein Besuch abgestattet. Europäische Kameele zu sehen, war zu interessant. Auf einer breiten Wiese, am Saume eines Waldes, zeigten sich unsern erwartungsvollen Blicken die zur Arbeit gehenden Sandwater. Mit ihrem halbschwimmenden Gange, mit der dürren Wüstenhaut erinnerten sie uns doch an den Orient, an die Märchen von Tausend und Einer Nacht. Das häßlichste Thier, das aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen ist, verbindet sich so enge mit den blüten- und sagenreichen Phantasieen des Orientes, daß alle die Träumereien des Ostens hell vor uns aufflackern! Die Kameele von Pisa sind kleiner als die Kleinasiens, wie das mit den meisten Thieren der Fall ist, die der Mensch nach seiner tyrannischen Weise aus einem Erdstrich in den andern wirft. Dieß Gestüt verdankt seine Entstehung einer Fürstenlaune. Kaiser Leopold II., vordem Großherzog von Toskana, gründete dasselbe im verflossenen Jahrhundert. Seitdem hat es alle Bärenführer glücklich gemacht, denn diese holen von dort ihre „Trampelthiere“, welche uns auf Messen im Verein mit Bären und Affen durch ihre Produktionen erfreuen.

Nachdem mein Landsmann zwei prächtige Exemplare eingehandelt hatte, die über Livorno und Marseille weiter expedirt wurden, kehrten wir in die Stadt zurück, um uns diese mit Muße anzuschauen. Man erkennt gleich, daß in ihren weiten Räumen, in ihren reichen Häusern und Palästen einst eine viel bedeutendere Menschenzahl wohnen mußte, eine mächtige und wohlhabende Bevölkerung. Pisa, in dessen Mauern vordem 150,000 Menschen lebten, das seine Kriegs- und Handelsflotten durch das ganze Mittelmeer sandte, Amalfi erstürmte, gegen Florenz und Genua kämpfte, an den Kreuzzügen so wesentlich Theil nahm, und in der ganzen Levante Kolonieen gründete, ist jetzt nur eine Provinzialstadt von kaum 20,000 Einwohnern.

Das Merkwürdigste, was Pisa an Gebäuden besitzt, konzentrirt sich auf jenen berühmten Platz, wo Dom, Baptisterium, der schiefe Thurm und der Campo santo vereinigt liegen. Er ist das, was der Markusplatz für Venedig ist. Wie feierlich standen diese herrlichen Gebäude als großartige Massen vor mir da, in schweigsamem Ernste von der Herrlichkeit vergangener Tage predigend und gleichsam mitleidig auf die wenigen Menschen herabblickend, die an ihnen vorüberschritten! Der ganz nach einer Seite überhängende schiefe Thurm (il campanile torto) macht eben dadurch einen seltsamen, doch keineswegs angenehmen Eindruck. Man glaubt, der prächtige Bau sei eben im Begriff zu fallen und kann sich nicht überreden, daß er schon seit Jahrhunderten in dieser Lage ist. Doch als Fabel muß es gelten, wenn man angibt, der Baumeister habe diese geneigte Stellung von vornherein projektirt gehabt. Ist es nicht viel natürlicher, zu vermuthen, daß der Bau sich allmälig durch die Beschaffenheit des Bodens, wie so viele andere Thürme, gesenkt habe? Sind nicht im Innern ja auch die Fußböden und die Treppen ganz nach einer Seite geneigt? Urkundliche Nachrichten über die Geschichte des Baues, woraus man über diese Fragen Gewißheit schöpfen könnte, sind nicht vorhanden. Aber es wäre fast lächerlich, einen beabsichtigten schiefen Bau eines solchen Prachtthurmes annehmen zu wollen. Hat sich das Auge über den Eindruck weggesetzt, welchen das schiefe Ueberhängen hervorbringt, so erfreut es sich an der zierlichen und prächtigen Architektur des runden, cylinderförmigen Thurmes und dem schönen, lichtgelben Tone des Marmors, aus dem er gebaut ist. Acht durch Rundbogen gekuppelte Säulenumgänge von gleicher Höhe, jeder eine luftige Gallerie bildend, stellen den 188 Fuß hohen Bau zusammen, welcher im Jahre 1174 begonnen wurde. Wie es in Italien häufig der Fall ist, steht dieser Thurm isolirt bei der Kirche, welche aus demselben Materiale und in demselben Style erbaut ist. Die Fassade zeigt mehrere Reihen freistehender, oben durch Bogen verbundener Säulen übereinandergestellt. Die Kirche selbst hat die Form eines lateinischen Kreuzes und ist in der Mitte von einer hohen Kuppel überwölbt. Eine lateinische Inschrift im Innern besagt, daß dieser Tempel nach einer großen Feuersbrunst im Jahre 1602 wieder neu aufgebaut worden sei. Das Hauptschiff ist durch zwei Reihen hoher kolossaler Granitsäulen korinthischer Ordnung in drei Schiffe getheilt und das Querschiff durch eine ähnliche kleinere Kolonade in zwei Schiffe. Die Decke ist nicht gewölbt. Das Innere ist mit grauem und weißem Marmor bekleidet, dessen an sich kalter Ton durch die bunten Glasfenster mit den schönsten Farben überhäuft wird. Was den Styl des Ganzen anbetrifft, so kann man ihn weder antik, noch byzantinisch nennen. Er ist aus beiden zugleich herausgewachsen und somit eigenthümlich. Auch das Baptisterium, eine Rotunda, welche der Kirchenfassade gegenüberliegt, ist in dieser Weise erbaut.

Feierlich und ehrwürdig stehen auf dem entlegenen, schweigsamen Platze jene Gebäude: Dom, schiefer Thurm und Baptisterium; allein keineswegs ist der Eindruck, den sie machen, ein finsterer, düsterer, sondern mehr der eines heiteren Ernstes und zugleich einer lichten, glänzenden Schönheit. Denn nicht nur ist die Architektur dieser Arkadenreihen übereinander immer elegant und zierlich, sondern auch das Material hat sich schön und frisch erhalten, und schimmert hell und freundlich in einem lichtgelben Tone.

Noch eine Merkwürdigkeit birgt Pisa. Es ist der Campo santo oder Friedhof, dessen geweihte, von Golgatha durch die Kreuzfahrer heimgeführte Erde von einem gothischen Bauwerke umgeben wird. Die großen, offenen Fenster desselben zeigen eine höchst geschmackvolle, durchbrochene Arbeit, und die geschlossene Wand diesen gegenüber ist mit jenen berühmten Fresken geziert, an denen ein Orcagna, Memmi, Benozzi und andere italienische Meister arbeiteten.

Bilderräthsel.



Fliegende Blätter.

Gemeinsames Mahl. Molière, der berühmte französische Schauspieler und Schauspieldichter, war zugleich Kammerdiener des Königs Ludwig XIV., an dessen Hofe eine überaus strenge Beobachtung der Rangordnung zu Hause war. Daher weigerte sich die Hofdienerschaft mit Molière zusammenzuessen, denn die Schauspieler wurden damals verachtet und für unrein gehalten. Der König hatte davon gehört und beschloß, seine einfältige Dienerschaft zu beschämen. Am andern Morgen beim Aufstehen ließ er Molière rufen und sprach: „Ich höre, man läßt Euch hier fasten? Ihr seid vielleicht hungrig; ich habe selbst gerade Lust zu essen; setzt Euch zu mir und leistet mir Gesellschaft!“ Darauf mußte sich der Schauspieler mit dem König an ein Tischchen setzen — eine ganz unerhörte Ehre! — Ludwig XIV. zerlegte ein Huhn, theilte es mit seinem Gast und ließ die vornehmsten Herren des Hofes hereinrufen. Zu diesen sagte er: „Ihr seht mich beschäftigt, für Molière zu sorgen, den meine Kammerdiener nicht gut genug finden, um ihn mitessen zu lassen!“ Molière hatte von da an nicht mehr nöthig, an der Kammerdienertafel zu essen, denn der ganze Hof beeiferte sich, den Mann, welchen der König so ausgezeichnet hatte, zu Tische zu laden.



Stephan Franklin in der Cottage. (S. 215.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

5. Zwei Sterbebetten.

Der alte Mike wußte, daß, wenn Bet Guyson einen Entschluß gefaßt hatte, sie starr, wie die meisten Weiber, daran festhielt. Hinein also kam er nicht; aber er sagte sich auch, daß hinter Bet's Abweisung ein Geheimniß stecke, das zu ergründen ihn seine Neugier heftig antrieb. „Gut, ich werde bis zum Tagwerden auf dem Platze bleiben!“ brummte er trotzig; „wenn sie mich böse machen wollen, sollen sie mich böse finden!“

Er ging in kurzer Entfernung vom Wirthshause vom Hauptweg ab und schlug einen den Park des Schlosses durchschneidenden Pfad ein. Dieß war der kürzeste Weg nach Farmsfield. Kaum hatte er auf diesem Pfade hundert Schritte zurückgelegt, als er ein Gestrüpp entdeckte, in welches er sich niederduckte. Der klare Vollmond warf seine Strahlen auf die weite Umgebung des Schlosses und auf den Weg von dem Wirthshause, so daß weder aus dem ersteren noch aus dem letzteren Jemand treten konnte, ohne daß Mike es bemerkte. „Schau', ich bin eben so pfiffig wie Du, Bet!“ murmelte er wohlgefällig. „Du verbirgst mir die Vögel nur so lange sie im Käfig sind. Selbst das Grab hat für den alten Michel keine Geheimnisse!“

Er blieb etwa anderthalb Stunden lang in seinem Versteck, ohne durch ein anderes Geräusch gestört zu werden, als das Rascheln der Blätter, das taktmäßige, langgezogene Rauschen, welches der Gang des Hirsches im Park verursachte, und das Vorüberhuschen eines Hasen. Die Nacht war vollkommen still. Mitunter schrie ein Käuzchen oder ein Pfauhahn in der Ferne. Dann tönte die Mitternachtsstunde in lauthallenden Schlägen von der Kirche zu Farmsfield herüber. Hierauf ward es wieder still. Eine seltsame Stimmung kam über den Alten, der gleich einem Diebe im Gestrüpp hockte. Nächtige Stille hat für den Menschen in tiefer Einsamkeit immer etwas Phantastisches und Gespenstisches. Jeder Schatten gewinnt Gestalt und jeder Laut eine verstärkte Bedeutung. „Ich will mich fortmachen,“ dachte er, „was soll ich eigentlich hier? Wozu will ich diese fremden Leute bewachen, die vielleicht der bloße Zufall hier zusammen führte und die sich morgen wieder trennen oder miteinander weiter ziehen?“

Im Begriff, sich zu erheben, vernahm er plötzlich ein dumpfes, geisterhaftes Klingen. Nur einen einzigen, langgezogenen Ton, dann war Alles wieder still. Mike hatte deutlich den Klang der großen Glocke unterschieden, die seit Jahrhunderten auf dem Thurme des Schlosses hing. Er schauerte zusammen und lauschte athemlos. Kein zweiter Ton ließ sich hören . . . In Farmsfield ging seit alten Zeiten die Sage, daß wenn die erwähnte Schloßglocke von selbst einen Ton von sich gebe, jedesmal ein Glied der Familie Trevanian sterbe. Beim Tode des Großvaters und der Mutter Eduard's war dieser verhängnißvolle Ton angeblich auch gehört worden. Mike glaubte fest an diese Sage, die sich von den Vätern auf die Kinder fortpflanzte. Er dachte unwillkürlich an Eduard Trevanian.

„Armer Jüngling!“ flüsterte er; „Alles ist für Dich vorüber! Es war der Ton der Sterbeglocke. Wer ihn vernommen hat, vergißt ihn nicht. Darum mußte gerade heute der Fremde vor der eisernen Pforte der Familiengruft stehen bleiben und mich gleichsam aufmerksam machen, daß meine Pflicht mir gebiete, sie zu öffnen. Er war ein Todesbote. Armer Eduard! Du hast nun Ruhe gefunden! Das Leben bot Dir nicht viel Gutes — sie haben Dich immer für einen heimatlosen Fremdling angesehen.“ — In dem Momente, wo er sich durch das Gestrüpp bewegte, um sich nach

dem Dorfe zu begeben, blieb er wie gebannt stehen, denn vor ihm tauchte eine Gestalt auf, welche in einen Mantel gehüllt war und vom Wirthshause zu kommen schien. Auch die Gestalt fuhr bei dem Geräusch, das Mike verursachte, zusammen und wendete das Gesicht nach dem Versteck des Alten . . . Mike erkannte deutlich das leichenblasse, abgezehrte Antlitz Eduard's von Trevanian. Der eisige Schauer des Entsetzens wehte ihn an, er fiel betäubt zu Boden.

Nach einiger Zeit war es ihm, als ob Menschenhände sich mit ihm beschäftigten und menschliche Stimmen zu ihm sprächen. Stephan Franklin war mit einigen Freunden nächtlicher Weile zum Wildern ausgezogen und bei dieser Gelegenheit stießen sie auf den Körper Mike's. — „Hier liegt ein Todter!" flüsterte Stephan erschrocken. „Ein Mord scheint verübt worden zu sein!" Einige Hunde, welche die Wilderer mit sich führten, berochen den Körper. „Schaut, es ist der alte Mike Tippin!" sagte ein Anderer. Mike war trotz seiner veralteten Ansichten bei Jung und Alt eine beliebte Persönlichkeit, daher verstärkte sich die Theilnahme, als er erkannt wurde. Der Leblose ward umgewendet und untersucht. „Ich kann kein Blut entdecken," bemerkte Stephan; „mir scheint, ich errathe, was ihm begegnet ist!"

Mike schlug jetzt mit einem Seufzer die Augen auf. „Wo fehlt's Euch denn, Alter? Im Kopfe, he?" fragte einer der Wilderer spöttisch. Ohne zu antworten, blickte Mike verstört umher, als fürchte er, eine schreckliche Erscheinung zu sehen. „Er ist fort!" murmelte er dabei, halb für sich. — „Wer? Wer ist fort?" fragten die Wilddiebe! — „Ich hab' ihn gesehen — Eduard Trevanian! Hier stand er und sah mich geisterhaft an mit seinen funkelnden Augen, und kurz vorher hatte ich die Schloßglocke klingen hören. ‚Hast Du gehört, Michel, daß meine Vorfahren mich riefen?' fragte das Gespenst mit hohler Stimme. ‚Bereite mir meinen Platz in ihrer Gruft, Michel! Ich will noch diese Nacht zur Ruhe.' Dabei streckte Eduard seinen Arm nach Farmsfield aus, und dann fühlte er mich an und seine Hand war kalt wie Eis." — „Albernes Zeug — Du bist betrunken gewesen, Mike!" versetzte Stephan Franklin. — „Nein, nein! Es ist der Schrecken, der mich betäubte. Habt ihr nicht den Glockenton vom Schloßthurme gehört?" — Einige der Wilderer bejahten, den einen bestimmten Ton gegen zwei Uhr gehört zu haben. — „Ihr wißt, was das zu bedeuten hat," fuhr Mike fort. „Es stirbt dann ein Glied der Adelsfamilie von Farmsfield . . . Doch seht, dort — dort ist er wieder!"

Mike deutete mit Entsetzen nach dem vom Monde hell beschienenen Platze vor dem Schlosse, auf welchen der durch den Park führende Fußpfad ausmündete. In der That bemerkten die Wilderer dort eine in einen Mantel gehüllte schlanke Gestalt, die langsam auf das Schloß zuschritt und darauf durch eine Säulenhalle in demselben verschwand. Die Wilderer wurden ebenso, wie der alte Todtengräber, von Entsetzen erfaßt und entfernten sich, wie auf ein Kommando, schweigend von der unheimlichen Stelle, um in's Dorf zurückzukehren. Mike, der nicht allein zurückbleiben mochte, eilte ihnen nach.

Als der treue Diener Duncan am andern Morgen in's Schlafzimmer seines jungen Gebieters trat, fand er nur eine Leiche. Das edle Herz Eduard's war in der Nacht gebrochen. Er war einsam gestorben, Niemand wachte tröstend an seinem Bette, Niemand sprach ein Gebet für ihn oder weinte über ihm eine Thräne, um ihn zu vergewissern, daß sein Andenken dauern werde. Wenige Stunden vor seinem Tode war er mündig geworden und rechtlich in den Besitz des Reichthums getreten, der ihn in den Stand gesetzt haben würde, durch Beglückung Anderer selbst glücklich zu werden.

In seiner eigenen Familie erregte sein Hinscheiden nur Freude, denn er hinterließ ihr seinen Titel und sein Vermögen; aber sie veranstaltete ihm, um den guten Schein zu wahren, ein glänzendes Begräbniß. Duncan und die beiden Töchter des Adjutanten Moore waren die Einzigen, welche aufrichtig um Eduard weinten.

Am Meisten frohlockte der entartete Sohn Sir Richard's aus zweiter Ehe, Walter, der von Stunde an gegen alle Schloßbedienten einen hochtrabenden, übermüthigen und beleidigenden Ton annahm. Es ärgerte ihn heftig, daß Duncan unverholen den innigsten Schmerz um den Verstorbenen zur Schau trug und nicht müde ward, den edlen Charakter desselben zu preisen. Um diesem „absurden Schauspiel" ein Ende zu machen, schickte er ihn fort, nachdem er seinen Vater bestimmt hatte, ihm jedes Zeugniß über sein Verhalten zu verweigern. Diese Weigerung sollte später den Vater wie den Sohn theuer zu stehen kommen.

Mitten im tiefsten Schmerze um den Verlust Eduard's kam für die Töchter Moore's der mit Hülfe des Doktor Benett und der alten treuen Magd Mary Page längst vorbereitete peinliche Moment, daß Fanny einem Kinde das Leben geben sollte. Sie genas einer lieblichen Tochter, die sie mit ihren Küssen bedeckte, und in die Thränen des Schmerzes über Eduard's Scheiden mischten sich Thränen der Freude über des Kindes Kommen. Doktor Benett warf auf sie und das Kind einen Blick innigsten Mitleids. „Ach, ich verstehe Sie!" sagte Fanny, das liebliche Kind fest an sich drückend; „Sie wollen mir meinen Engel schon entreißen. Aber ich gebe mein Kind nicht aus meinen Händen . . . es ist Alles, was mir von ihm und seiner Liebe geblieben!" — „Von wem? von wessen Liebe?" fragte Mary Page gespannt. Fanny antwortete nur mit strömenden Thränen. Wenn sie sich in den Anblick ihres Kindes versenkte, schöpfte sie die Hoffnung, daß ihr Vater sie nicht verdammen werde, auch wenn sie ihr Geheimniß bewahre, und dann bat sie ihre Schwester, ihn zu unterrichten und für sie um Verzeihung zu flehen. Im nächsten Augenblicke jedoch übermannte sie wieder die Furcht vor des Vaters Zorn und Gram, und sie beschwor ihre Schwester wie die Magd, unverbrüchliches Schweigen zu bewahren. Von Zeit zu Zeit hatte sie Anfälle von Bewußtlosigkeit, und in einem solchen Momente ward ihr, auf Veranlassung des Doktors Benett, das Kind weggenommen.

Als Fanny wieder zu sich kam und ihren kleinen Engel nicht mehr fand, gerieth sie in die größte Verzweiflung. Nach vieler Mühe gelang es, sie mit der Hinweisung auf das Wohl ihres alten Vaters und mit der Tröstung, daß sie gewiß ihr Kind bald wiedersehe, zu beschwichtigen; aber von diesem Momente an zeigte ihr Gesundheitszustand eine auffallende Veränderung. Die Fieberaufregung wich einer scheinbar tiefen Ruhe. Therese glaubte, dieß sei der Weg der Besserung, Doktor Benett aber erklärte ihr, es bekunde die Nähe der Auflösung. Dennoch vergingen einige Wochen, bis das Gefürchtete eintrat. Ihr Vater brachte viele Stunden am Bett der immer schwächer Werdenden zu, hielt ihre durchsichtige Hand in der seinen und tröstete sie auf den Frühling, oder betete leise.

Für den alten blinden Mann war es ein fürchterlicher Schlag, als eines Abends Doktor Benett zu ihm in's Zimmer trat und ihm so vorsichtig als möglich meldete, daß Fanny kaum noch eine Stunde zu leben habe. Moore warf sich auf die Kniee und flehte zu Gott mit Thränen um Hülfe für sein geliebtestes Kind. Während dieser Zeit war Therese mit der Sterbenden allein; sie kämpfte mit aller Kraft gegen den Schmerz an und drängte ihre Thränen zurück, um der Aermsten die letzten Lebensaugenblicke nicht zu erschweren. „Wache über mein Kind!" bat Fanny flüsternd. „Sei ihm Mutter, wenn ich todt bin, und bewahre das Geheimniß! Versprich mir's, theure Schwester!" — „Ich verspreche Dir's, bei Allem was heilig ist! Wenn der Himmel uns trennt, will ich Dein Kind lieben, wie ich Dich geliebt habe." — „Und mein Vater? Ach, könnte ich mein brechendes Herz gegen ihn ausgießen! Aber es ist unmöglich! Er würde mir fluchen; darum darf er nie die Ursache meines Todes erfahren. Wenn ich ihn da oben einst wiedersehe, wird er mich verstehen und mir verzeihen, daß ich ihm das größte Geheimniß meines Lebens vorenthielt. Und nicht wahr, liebe Schwester, wenn mein Kind heranwächst, führst Du es manchmal an mein Grab und lässest es Blumen darauf streuen — Blumen auf die Asche seiner armen Mutter, die es nicht mehr herzen und küssen kann!" — Therese vermochte minutenlang vor Schmerz nicht zu sprechen; als sie es versuchte, erbebten ihre Lippen in der Erschütterung des großen inneren Jammers, der mit aller Macht ausbrechen wollte. Als sie sich einigermaßen gefaßt hatte, sagte sie: „Wenn mich aber eines Tages das Kind nach seinem Vater fragt?" — „Er ist im Himmel!" antwortete Fanny. — „Nein!" versetzte ihre Schwester entrüstet. „Gott kann dem Manne nicht verzeihen, der Dich betrog und verließ. Schmach über den Frevler! Auch ich muß ihn verdammen!"

Fanny richtete sich heftig von ihrem Lager auf. „Halt ein,

Schwester! Lästere den nicht, der nicht mehr unter den Lebenden weilt! Er war der beste, der edelste der Männer. Sein Andenken ist der größte Schatz, den meine Seele mit hinüber nimmt, und dort, an den Pforten des Paradieses, wird sein lächelnder Blick mich zu ewigem Wiedersehen empfangen." — „So warst Du sein Weib?" — „Vor Gott, ja! Der Tod verhinderte, es auch vor den Menschen zu sein, aber der Tod vereint uns wieder. Ich will nicht klagen, Schwester!"

Während Therese über die letzten Worte der Sterbenden nachsann, trat der alte Moore ein. Er, der als Soldat so oft dem Tode getrotzt, war am Ende seiner Kraft, als die Sterbende ihre mageren Arme um seinen Hals schlang und er seine Hand, die ihm das erloschene Auge ersetzte, über ihr Gesicht gleiten ließ. Schluchzen erstickte seine Stimme, als er tröstend und beruhigend zu ihr sprechen wollte. „Segne mich und verzeihe mir, mein Vater!" hauchte Fanny. — „Ich Dir verzeihen? Du warst das Licht meiner Augen, die Freude meiner Tage und mein größter Schatz..." — „Therese bleibt Dir noch, mein Vater! Sei gefaßt und denke, daß wir uns einst wiedersehen. Segne mich, guter Vater, ich sterbe..." Moore strich mit den zitternden Händen über die langen seidenen Locken und über die Stirn seiner Tochter. „Ich segne Dich, mein Kind, für Deine Liebe, Deine Folgsamkeit, Deinen Eifer und Deine Treue!" sagte er unter strömenden Thränen. — „Dank, mein Vater! Du nimmst diese Worte niemals zurück?" — „Warum sollte ich sie zurücknehmen, Kind?" — „Wenn meine Fehler, die Du jetzt nicht kennst, später vor das Auge Deines Geistes treten..." — „Nie werde ich sie zurücknehmen, meine beste Tochter!" unterbrach der Alte sie mit Eifer. „Nur mit dem Gefühl dankbarer Liebe werde ich immer Deiner gedenken! Wenn es denn dem Allwissenden gefällt, Dich zu seinen Engeln abzurufen, dann... schlafe wohl, schlafe wohl, mein herziges Kind!" — Ein Augenblick schwerer Beklommenheit ergriff die Sterbende. „Halte mich, Schwester!" flüsterte sie matt. Therese umfaßte sie und hielt ihren Oberkörper ein wenig empor. So blickte Fanny mit dem Ausdrucke des Schmerzes und der Liebe bald auf die Schwester, bald auf den blinden Vater, der ihre Hand fest in der seinen gepreßt hielt. Noch einige abgerissene Worte, ein verscheidendes Lächeln — und Fanny hatte aufgehört zu leben.

6. Die Waise.

Die Zeit ging über den Schmerz um Fanny's Tod hinweg, wie über alle Dinge dieser Welt. Die sonst so heitere Wohnung des alten Adjutanten war nun traurig und einförmig. Moore erlaubte sich fast keinen andern Ausgang mehr, als den Weg zum Grabe seiner Tochter auf dem altehrwürdigen Friedhofe von Farmsfield, wobei Therese seine Führerin war. Das sonst so lebensfrohe, harmlos kokettirende Mädchen war kaum noch zu erkennen. Der rosige Hauch ihres Gesichtes war verschwunden, ihr munteres Lachen war einem trüben Ernste gewichen. Der Organist Charles Graham war unverändert der Freund der Familie geblieben; er ließ keinen Tag vergehen, ohne die Cottage zu besuchen. Bald brachte er einige Früchte mit, bald Wein oder Eingemachtes oder Tabak, um dem alten Adjutanten einen Genuß zu bereiten. Er glaubte annehmen zu dürfen, daß die lange Krankheit Fanny's die Hülfsmittel Moore's verringert habe, und wagte ein einziges Mal von Geld zu sprechen. Das empfindsame Ehrgefühl des Offiziers verbot ihm, sein Anerbieten zu wiederholen.

Einige Zeit später erfuhr Moore, daß seine Tochter, Dank der Sorgfalt des Doktor Benett, alle ihre Mußestunden mit lohnenden Nadelarbeiten ausfüllen könne. „Mein Kind ist genöthigt, zu arbeiten, um zu leben!" seufzte der Alte traurig. „Wer hätte mir früher gesagt, daß es einst so weit mit uns kommen würde!" — „Quäle Dich nicht selbst, mein Vater!" sagte Therese ermuthigend. „Hast Du nicht als Soldat auch schwer arbeiten müssen, um Geld zu ernten? Arbeit schändet ja nicht, besonders wenn sie uns nur die Mittel verschaffen soll, unser Leben annehmlicher zu machen. Und welche Arbeit, mein Vater! Könntest Du diese feine, zierliche Stickerei sehen, mit der meine Hände sich beschäftigen! Es ist wahre Edelmannsarbeit, Papa!" — Der Alte küßte seufzend sein Kind auf die bleiche Stirn.

Es gab zeitweise noch einen zweiten Besucher der Cottage: Stephan Franklin, der, wie wir schon früher bemerkten, ein Rivale Graham's war und nicht aufhörte, um Therese zu werben. Seine Mutter, welche sich indirekt mit dem Adel verbunden glaubte, seitdem Stephan's eigene Schwester Wirthschafterin im Schlosse war, gerieth darüber in große Verzweiflung. Der Gedanke, daß ihr Sohn, welcher gegründeten Anspruch auf die reichsten Partieen in Farmsfield hatte, sich die geringe Bettlerin, wie sie Therese nannte, in den Kopf gesetzt, verletzte tödtlich ihre Eigenliebe. Sie stachelte in diesem Sinne auch ihren Gatten auf, und Beide machten Stephan wegen seiner angeblichen Dummheit schwere Vorwürfe. Aber in einem seltsamen Widerspruche mit dieser Stimmung gerieth die alte Pächterin in große Wuth, als man in ihrer Gegenwart zu sagen wagte, der Organist Charles Graham habe weit mehr Aussicht, als ihr Sohn, von der Tochter des alten Adjutanten zum Gemahl erkoren zu werden.

Graham selbst erlitt für seine treue Anhänglichkeit an Therese und für die eifrige Vertheidigung derselben gegen die Lästerzungen namhafte Verluste und Aergernisse. Die Zahl seiner Schüler und Schülerinnen verringerte sich mehr und mehr. Als daher in dem Nachbarstädtchen Mansfield die Organistenstelle frei ward, bewarb Graham sich um dieselbe und erhielt sie. Den Ort verlassen zu müssen, wo seine Angebetete weilte, war ihm tief schmerzlich; doch machte er es möglich, jeden Tag nach der Cottage zum Besuch zu kommen, wo Therese ihn stets mit ihrem stereotyp gewordenen traurigen Lächeln begrüßte.

Dieß Lächeln verfolgte ihn überall; er verglich ihr Benehmen mit der früheren unbefangenen, sprudelnden Heiterkeit und mühte sich ab, den Grund der auffallenden Veränderung auszufinden. Mehrmals schickte er sich an, sein Herz gegen das Mädchen zu öffnen, aber sie schien absichtlich die Gelegenheit zum Alleinsein mit ihm zu meiden. „Sie liebt Stephan Franklin!" dachte er mit eifersüchtiger Betrübniß. Der Zufall war ihm endlich hold. Stephan Franklin hatte eines Nachmittags seine Mutter zu einem Feste nach Collingham zu geleiten, und Therese wollte gerade zu derselben Zeit eine beendete Arbeit dahin bringen. In diesem Zufalle suchte Graham Verabredung und war nun fest entschlossen, in's Reine zu kommen. „Du kannst nicht allein gehen, meine Tochter," sagte Moore; „der Weg ist weit und es ist schon spät. Graham wird Dich begleiten." Therese erwiederte nichts. — „Ich weiß, daß es Ihnen peinlich ist, in meiner Gesellschaft zu gehen," begann der Organist unterwegs, „und es wäre für mich besser gewesen, wenn ich die Kraft gehabt hätte, die Begleitung auszuschlagen."

Das Mädchen errieth, was er sagen wollte, und zitterte heftig. „Sie wissen, wie ich Sie liebe, Therese," fuhr er fort, „wie ich Sie stets geliebt habe. Schon als Knabe war ich Ihnen zugethan. Die Neigung wuchs mit den Jahren und jetzt füllt sie mein ganzes Herz aus. Mein Stelle in Mansfield reicht aus, uns Beide zu nähren. Ich bin jung, strebsam — wir könnten glücklich sein, wenn Sie es wollten! Ihr Vater hätte nicht nöthig, uns zu verlassen; ich wäre sein Sohn, wie Sie seine Tochter sind, und ich schwöre es Ihnen, Therese: nie in Ihrem ferneren Leben sollten Sie zu bereuen haben, daß Sie mir Ihr Herz und Ihre Hand schenkten. Nie würde ich Ihnen auch nur eine einzige Thräne erpressen. Wollen Sie, Therese? O sagen Sie, daß Sie wollen!" — „Es ist unmöglich!" erwiederte Therese nach kurzer Pause, mit leise zitternder Stimme. „Ich fühle, wie hart es scheint, in dieser Weise Ihr braves Herz zu betrüben, aber ich kann nicht anders." — „O, ich wußte es — Sie lieben diesen reichen Pächterssohn, Stephan Franklin! Ich war ein Egoist und hätte wissen sollen, daß Armuth zum Entsagen verurtheilt!" — „Sie sind in einem schweren Irrthum befangen!" erwiederte Therese sanft. „Sehen Sie nicht, wie ich leide, Charles? Was kümmert mich Stephan Franklin! Ich liebe ihn nicht und habe ihn nie geliebt; aber Weib und Mutter zu sein, das ist ein Glück, welches mir versagt bleibt. Vergessen Sie mich, Charles! Denken Sie, die Vergangenheit sei nur ein Traum gewesen! Sie sind jung, Gott hat Ihnen Talent gegeben; es kann Ihnen nicht fehlen, durch eine Andere glücklich zu werden. Erinnern Sie sich dann meiner als einer Schwester und Freundin, die Ihnen stets ein dankbares Herz bewahren wird, Charles. Schauen Sie nicht so traurig drein —

Sie haben nicht nöthig, den Kopf zu hängen. Vielleicht kommt einst ein Tag, wo wir anders zu einander sprechen, wo wir lächeln über die Phantasieen unserer Jugend."

Das Mädchen machte den Versuch des Lächelns, als sie dieß sagte, aber sie hatte ihrer Kraft zu viel zugetraut; indem sie sich auf einen am Wege liegenden Stein niedersinken ließ, brach sie in lautes Weinen aus. — „Ich begreife Sie nicht, Therese!" sagte Graham außer sich. „Sie weisen mich ab und doch weinen Sie. Ist es Ihr Vater, der mich für Sie als zu arm bezeichnet?" — „O gewiß nicht! Auch nicht ein einziges Wort ist zwischen uns über diesen Gegenstand gewechselt worden!" — „Dann sind also Sie es allein, die mich zurückweist?" — „Ja!" antwortete Therese schmerzvoll.

Graham ging schweigend neben ihr hin. Es war ihm, als müsse ihm die Brust zerspringen, und mehrmals rollten ihm verstohlene Thränen über die Wangen; aber er sprach von seinen Empfindungen kein Wort mehr. In die Nähe der Cottage gekommen, bot er ihr tonlos gute Nacht und entfernte sich rasch. Als Therese bleich und traurig in's Wohnzimmer ihres Vaters trat, fand sie den Doktor Benett anwesend, der ihr wegen des allzu strengen Ganges nach Collingham gelinde Vorwürfe machte. „Sie müssen sich mehr schonen, Miß Therese! Ich bemerke täglich, daß Ihre Gesundheit gelitten hat." — „O, der Spaziergang hat mir wohlgethan und mir fehlt gar nichts!" erwiederte das Mädchen mit gezwungener Heiterkeit. — „Nein, nein, glauben Sie es nicht!" rief Moore eifrig. „Ich hör's an ihrer Stimme, daß sie nicht wohl ist. Sie arbeitet viel zu viel, und warum das? Unsere Mittel reichen hin, die nöthigen Bedürfnisse zu bestreiten. Wozu also immerfort Geld machen?" — Therese warf einen Blick auf den Arzt — dieser wußte, daß ein Theil ihres Erwerbs zur Ernährung ihrer kleinen Nichte diente. — „Ah, fast hätte ich vergessen!" rief Doktor Benett. „Einer meiner Freunde, der das Unglück hatte, seine Gattin zu verlieren, möchte gern sein einziges Töchterchen in Farmsfield unterbringen. Therese liebt Kinder. Wie, wenn sie dieß annehmen dürfte? Fünfzig Pfund jährliche Entschädigung sind freilich keine große Summe, aber sie reichen aus. Was meinen Sie, Therese?" — Diese stieß mit leuchtenden Augen einen Ruf aus, der fast wie Jubel klang. Sie hatte den menschenfreundlichen Arzt verstanden. „Ah, das ist eine herrliche Idee!" sagte der alte Moore. „Wir wollen das Kind nehmen, meinst Du nicht, Therese? Es wird einen frischen Wechsel in das traurige Einerlei unseres Lebens bringen. Apropos, wie heißt die Kleine?" — „Fanny Rudham." — „Wie unsere Verlorene!" versetzte Moore mit einer Thräne. „Um so größer wird unser Interesse für unsere Pflegbefohlene sein." — „Morgen Abend bringe ich das Kind," sagte Doktor Benett. „Alle meine vorläufigen Arrangements sind schon getroffen. Welch' Glück, daß ich diesen Gedanken hatte! Mein armer Freund wird den Himmel preisen, sein Kind in so sicheren Händen wie den Ihrigen zu wissen." — Hierauf verabschiedete sich der Arzt, und Therese begleitete ihn leuchtend bis an die Gartenpforte. „Was haben Sie gemacht, lieber Herr Doktor?" flüsterte sie. „Ich habe nun keinen Entschuldigungsgrund mehr für meine Arbeit, und wie sollte ich mir ohne diese auch nur die Hälfte der von Ihnen genannten Summe verschaffen können?" — „Beunruhigen Sie sich darüber nicht, Miß Therese! Das ist meine Angelegenheit." — „Ihre Angelegenheit?" — „Ja. Es ist an der Zeit, daß ich Sie über einen Umstand unterrichte, der Ihnen bis jetzt entgangen zu sein scheint. Die erste Person nämlich, welche mich davon in Kenntniß setzte, daß Ihre Schwester Fanny Mutter werde, war Eduard von Trevanian." — „Er?" — „Ja, er! Das letzte Mal, als ich ihn sprach, behändigte er mir zweitausend Pfund und sagte mir, dieß seien Ersparnisse, die er gemacht, und bat mich, diese Summe in Fanny's und ihres Kindes Interesse zu verwenden." — „Also ist doch er der Vater des Kindes;" sagte Therese entrüstet. „Er, den ich für gut und edel hielt, war also ein Verführer, und so nah dem Grabe!" — „Ich kann darauf nichts erwiedern, Miß, denn auch für mich schwebt über den Ereignissen der Schleier des Geheimnisses. Allerdings sprach der Kranke von Ihrer Schwester mit einer großen Zuneigung, aber ich konnte daraus nicht im Entferntesten auf ein inniges Verhältniß schließen. Ich weiß nicht, was ich denken soll: Die Trevanian's haben immer ihre Besonderheiten gehabt, vielleicht auch Eduard. Wenn ich Sie bis jetzt arbeiten ließ, mein Kind, um Ihre kleine Nichte zu ernähren, so geschah es, weil ich glaubte, daß es nöthig sei, Ihre Existenz zu befestigen, und wenn ich mich darin irrte, so war wenigstens meine Absicht gut. Sie haben übrigens meine Erwartungen in edelster Weise erfüllt."

Therese war durch diese Mittheilungen in die erregteste Stimmung versetzt worden. Nie ward ihr eine Nacht so lang wie diese letzte, welche sie von der Gegenwart des ersehnten Kindes trennte. [illegible] Eduard dessen Vater sei, darüber bestand in ihr nicht der mindeste Zweifel — wie hätte er sonst in der angegebenen Weise gegen Doktor Benett handeln können. Das Andenken des jungen Trevanian war dadurch in ihrer Seele verdunkelt worden, sie hielt ihn für selbstsüchtig und ihr Vertrauen täuschend.

Am folgenden Tage ward die Waise durch Doktor Benett gebracht und gleichzeitig der erste Jahresbetrag des bedungenen Erziehungsgeldes gezahlt. Welch' eine wehmüthige Freude für Therese, als sie das Kind ihrer Schwester in den Armen seines Großvaters sah und der liebe Name „Fanny" von seinen Lippen kam! Es war ihr, als lächle die Verklärte aus der Höhe herab und freue sich der glücklichen Stimmung ihres blinden Vaters. Aber das Erscheinen des harmlosen Kindes brachte auch neue Wolken über Moore's Cottage. Die bösen Zungen des Dorfes geriethen auf's Neue in Bewegung. Stephan Franklin's Mutter war eine der Ersten, die mit großer Selbstbefriedigung das Faktum verdrehte und unter die Leute brachte, und ihre Mühe war so erfolgreich, daß schon am folgenden Tage die Neuigkeit völlig entstellt unter den Dienstleuten des Schlosses zirkulirte.

Aus den Vorzimmern drang die Neuigkeit in den Salon und beunruhigte Lady Trevanian, weil seit dem Tode ihres Stiefsohnes verschiedene seltsame Dinge entdeckt worden waren. Beim ersten Besuche Sir Richard's in London erfuhr er, daß das bei der Bank deponirte Kapital, welches zur Erziehung Eduard's gedient hatte, sammt den während dessen Minderjährigkeit angesammelten Ueberschüssen der Jahresrevenüen durch einen Advokaten erhoben worden war. Sir Richard behauptete anfänglich, es müsse eine Fälschung vorliegen, aber eine rasch angestellte genaue Prüfung belehrte ihn über die völlige und ordnungsmäßige Richtigkeit des Faktums. Er sah auf einer bezüglichen Vollmacht die authentische Unterschrift seines Sohnes, und daneben als Datum den Tag seiner Volljährigkeit, der zugleich auch sein Todestag war.

Als Lady Trevanian die Erzählung der Schwester Stephan Franklin's vernommen hatte, ließ sie den Doktor Benett kommen. „Ganz natürlich," dachte sie, „kennt er den Vater und die Mutter des Kindes! Versuchen wir's also mit Ueberredungskunst, und wenn diese fehlschlägt, mit andern Mitteln!" — Die edle Dame hatte keine Vorstellung von dem energischen Charakter des Arztes.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Das Zusammentreffen mit einem Tiger. Ein englischer Reisender berichtet folgende Geschichte: Ein alter Malaie, bei Singapore in Hinterindien wohnend, war nach einem Besuche in der Stadt auf dem Heimwege. Er trug seinen siebenjährigen Knaben auf dem Rücken, und Beide kauten vergnüglich ihr Maisbrod, als der Vater, seine Augen erhebend, in einiger Entfernung vor sich einen Tiger sich niederducken und zum tödtlichen Sprunge vorbereiten sah. Sich erinnernd der alten Sage, daß der Tiger, wenn man zu ihm spreche und mit ihm zanke, einen unbehelligt lasse, stieß er einige Worte hervor und bemerkte, daß der Tiger stutzig ward. Da er aber das Leben seines Sohnes keiner Gefahr aussetzen wollte, so zog er sich langsam nach einem nahen Baume zurück; der Tiger ging ihm Schritt für Schritt nach. Als der Malaie endlich mit seinem Rücken den Baum berührte, hieß er seinen Sohn hinaufklettern, was der Knabe sofort that. Der Vater, von der Angst um sein Kind befreit, zog sein Messer und ging dem Tiger entgegen, indem er ihm ununterbrochen in's Gewissen redete und ihm mit den schönsten Gründen bewies, daß es für beide Theile am Vortheilhaftesten wäre, wenn sie in Frieden auseinander gingen. Dieses Hin- und Zurückgehen fand auf einem Raum von etwa 100 Fuß statt, und das Ende war, daß der Tiger, entweder überzeugt von den trefflichen Gründen, oder in Furcht gesetzt durch die Unerschrockenheit des Mannes, Kehrt machte und in das Gebüsch zurücksprang.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Nº 19. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Da öffnete sich plötzlich vor ihnen der bis jetzt schmale Gang zu einer weiten Ebene, die aber von einem blendend hellen Lichtkörper erleuchtet wurde, während hoch darüber dunkle und undurchdringliche Nacht zu liegen schien, und in der Ebene sah der Forstgehülfe eine weite, alterthümliche Stadt, mit einer breiten, aber niederen Kirche und einem Kirchthurm, dessen fast moscheenartig gerundete Kuppel wie von lauterem Golde blitzte und strahlte. Als er aber genauer hinsah, bemerkte er, daß gerade diese Kuppel der Körper sei, von dem aus das Licht über die ganze Gegend floß, so daß sie wie eine strahlende Sonne über den Häusern lag.

Seine Aufmerksamkeit wurde indessen bald einem Haufen riesengroßer, doch furchtbar magerer Rüden zugelenkt, die mit schrecklichem Geheul und Gebell auf sie einfuhren und nicht übel Lust zu haben schienen, über sie herzufallen. Bernhard griff auch schon nach seinem Hirschfänger, um sich und seine Begleiterin zu vertheidigen. Diese aber lachte und rief: „Laß' nur den Hirschfänger stecken, Freund, die thun uns nichts, das sind die Hunde des Grafen Hackelnberg und bloß darauf abgerichtet, rechten Lärm zu machen."

„Dem Grafen Hackelnberg gehören die?" rief der Forstgehülfe, „dem wilden Jäger?"



Esel und Hund. Von C. Offterdinger.

„Ja, gewiß," sagte das Mädchen, „der hat sich hier schon lange bei uns eingenistet, reitet aber nur selten noch aus, denn er leidet so furchtbar an der Gicht."

„Der wilde Jäger?" rief Reischbach erstaunt aus, während die Hunde wieder von ihnen abließen — „aber ich dachte immer, der Graf Hans von Hackelnberg hause im Harzgebirge?"

„Da war er auch früher," nickte das Mädchen, „aber es muß ihm wohl dorten langweilig gewesen sein, und weil er hier bessere Gesellschaft gefunden hat, ist er hierher gezogen. O, es wohnen eine Menge vornehmer Leut' hier," fuhr die Maid bedeutsam mit dem Kopfe nickend fort — „Du wirst Dich wundern, wenn Du sie einmal alle beisammen siehst, denn so ein lauschiges Plätzchen gibt's gar nimmer mehr an irgend einer Stelle in der ganzen Welt, wie bei uns im Grund."

Während sie noch so plauderte, waren sie auf den offenen Raum hinausgetreten, und der junge Forstgehülfe sah hier allerdings eine vollständig neue Welt, die sich ihm, je weiter er hineindrang, mehr und mehr erschloß.

Das mußte eine uralte Stadt sein, die hier unten im Grunde lag, denn die Häuser sahen alle grau und verwittert genug aus, und auf den Dächern und Mauern wuchs Hauslauch in ganzen Büscheln, während von manchen Dachrinnen das Moos in langen grünen Quasten bis fast zur Erde niederhing. Aber die Fenster sahen trotzdem spiegelblank aus, und jedes Haus hatte seinen kleinen freundlichen Garten, in welchem, trotzdem daß oben auf der Erde jetzt Schnee lag und tiefer Winter war, die schönsten Blumen wuchsen und reife Stachelbeeren, Kirschen und Pflaumen hingen.

Links am Eingang lag ein reizendes kleines Landhaus mit einem schmalen, aber langen Teich, der es halb umschloß und auf dem die wundervollsten Wasserlilien wuchsen.

„Da wohnt die Frau Holle," sagte die Maid, „wenn sie manchmal zu uns auf Besuch kommt."

„Die Frau Holle? — ist es denn möglich? Und da drüben wohnt wohl der Förster? Zu dem könnten wir vielleicht einmal hineingehen und ihm guten Tag sagen."

„Ja nicht!" warnte aber das Mädchen; „wir wüßten nicht, wie wir empfangen würden und ob er gerad' bei guter Laune wäre. Das ist auch nicht das Forsthaus, sondern da haust der Graf Hackelnberg, und manchmal ist er gut und freundlich mit den Leuten, manchmal aber, wenn er seinen bösen Tag hat, hetzt er die Hunde auf sie und treibt allerlei Unfug. Das ist und bleibt ein wilder Gesell."

Reischbach war stehen geblieben und besah sich das Haus — es war ein graues, aus Stein aufgeführtes Gebäude, fast wie eine Forstei, nur hinten mit einem kleinen Wartthurm, über der Thür aber ein mächtiges Hirschgeweih von einem Zweiunddreißig-Ender befestigt, wie sie jetzt gar nicht mehr im Walde vorkommen, und auch unter dem Giebel mit einer Menge von Jagdtrophäen geschmückt.

Das Mädchen zog ihn aber weiter, denn es kamen eine Menge Leute die Straße herunter. Sie sahen auch den jungen Fremden wohl verwundert an, grüßten doch aber Alle freundlich und ließen ihn ungehindert ziehen — nur ein anderes junges Mädchen griff seine Begleiterin am Arm, zog sie ein wenig bei Seite und flüsterte ihr, aber laut genug, daß es Reischbach hören konnte, zu: „Wen hast Du denn da aufgegabelt und wo kommt der her?"

„'s ist bloß ein Besuch," sagte aber die Maid, „ein braver junger Mensch, der sich einmal bei uns umsehen will."

„Aber darf er denn das?"

„Und warum nicht? — wer kann's ihm wehren? er nimmt ja nichts mit fort."

Das andere Mädchen schüttelte mit dem Kopf, als ob ihr die Sache nicht recht wäre, oder doch sonderbar vorkäme, sagte aber nichts weiter, sondern nickte nur „grüß Gott" und folgte den Anderen.

Den Weg herunter und ihr folgend kam jetzt eine alte Frau an einem Krückstock, die aber, als sie den Fremden sah, mitten in der Straße stehen blieb und ihn groß betrachtete.

„Grüß die!" flüsterte da die Maid dem jungen Jäger wie ängstlich zu — „sei fein höflich, sonst wird sie bös."

Reischbach folgte ihrem Rath, die Alte hatte in der That ein bitterböses Gesicht; als er aber sehr höflich seinen Hut zog, heiterte es sich etwas auf. Sie murmelte nur ein paar unverständliche Worte aus ihrem zahnlosen Mund und humpelte dann vorüber.

„Wer war denn das?" sagte der junge Forstgehülfe, als sie sich außer Hörweite von ihr befanden.

„Kennst Du die nicht einmal?" lachte das Mädchen — „die alte Urschel vom Urschelberg drüben, die manchmal hier bei uns zuspricht; da kommen auch ihre drei Nachtfräulein; die sind aber gut und brav."

Drei bildschöne, weißgekleidete Jungfrauen schritten mit niedergeschlagenen Augen an ihnen vorüber; ehe sie aber Bernhard ordentlich betrachten konnte, hörte er donnernde Hufschläge dicht hinter sich auf der Straße und hatte wirklich kaum Zeit, bei Seite zu springen, als auch schon ein milchweißes Roß mit einer in grünen Sammet gekleideten Reiterin an ihm vorüberflog. Von ihrem Haupt wehten lange, rabenschwarze Locken aus, von ihrem Barett schwankten lange, prachtvolle Reiherfedern, und auf der linken Faust hielt sie eine mächtige Eule, die sich fortwährend gegen den Wind duckte und die Flügel halb ausbreitete, als ob sie eben abstreichen wolle.

Der junge Forstgehülfe wollte sich eben wieder erstaunt zu seiner Führerin wenden, als die wilde Reiterin ihren Zelter plötzlich auf den Hinterbeinen herumwarf, daß die Eule bei der unerwarteten Bewegung kaum ihren Stand bewahren konnte. So zügelte sie ihr Thier vor dem Jäger ein, dessen Beruf sie wohl rasch an der Kleidung erkannt hatte, und rief: „Hallo, wen haben wir da? Waidmanns Heil, mein Bursch'; woher des Weges?"

„Von droben, Fräulein Berchta," sagte da seine junge Begleiterin; „aus dem Spessart herunter; er ist nur zum Besuch gekommen."

„Hat er Dich besucht, Schatz?" lachte die junge Dame, „und kann er nicht selber Red' und Antwort stehen?"

„Doch, Fräulein," sagte der Forstmann, der sich rasch gesammelt hatte und jetzt schon anfing, gar nichts Außerordentliches mehr in all' dem Wunderbaren zu finden, das ihn hier umgab; „ich kann wohl selber reden, hoffe aber, daß ich hier unten Niemanden zur Last falle, sonst gehe ich eben wieder meiner Wege."

„Ei, ein Waidmann ist überall willkommen," lachte die junge Dame; „wenn Ihr da oben auch jetzt Eure Jägerei treibt, daß es eine Sünd' und Schande ist — ich weiß wohl," winkte sie mit der rechten Hand — „ihr Forstleute könnt nichts dafür, und seid eigentlich jetzt mehr Schreiber als Jäger da oben im schönen Wald. Beim Himmel! was das da für ein ewiges Geklopfe und Gehacke ist, und ein Baum nach dem andern wird umgehauen und aus dem herrlichsten Wald elendes Rübenfeld gemacht. Aber ich will mich nicht ärgern, denn wenn ich nur dran denke, läuft mir schon die Galle über," brach sie kurz ab. „Kommt nachher einmal in die Wolfsschlucht — heut Nachmittag sind wir da Alle zusammen, daß wir ein vernünftiges Wort mitsammen reden können — jetzt hab' ich keine Zeit," und ihren Schimmel wieder herumwerfend, flog sie, wie sie gekommen, die Straße hinab.

„War denn das die Fräulein Berchta, die mit dem wilden Jäger sonst geritten ist?" frug Bernhard erstaunt seine Begleiterin.

„Gelt, das ist ein stolzes Weibsen!" nickte diese, „aber gewiß war sie's, mit der Tut-Osel auf der Faust, wie sie immer ausreitet, oder den großen häßlichen Vogel auch manchmal hinter sich herfliegen läßt. Wild ist sie aber noch immer und kann das alte Leben wohl am Schwersten von Allen vergessen."

„Aber wo ist hier die Wolfsschlucht — oben kenne ich eine, doch hier unten —"

„Da drüben steht sie!" lachte die Maid, auf ein breites, sehr wohnliches Haus deutend — „das ist der Gasthof im Ort, den der alte Eckardt hier unten hält."

„Der getreue Eckardt?"

„Ja gewiß."

„Und der ist Wirth geworden?"

„Und warum sollte er nicht? Der alte Wirth war reich und bequem geworden und hatte das Geschäft aufgegeben; es wollt' auch eigentlich Keiner mehr zu ihm, denn er betrog die Leut' zu sehr. Da hat's der alte gute Eckardt übernommen, denn ein Wirths-

haus mußten wir doch haben, und zu dem geht jetzt Alles — unten hinein das Volk und oben im ersten Stock hat er auch ein Kasino angelegt für die Vornehmen."

„'s ist rein zum Verrücktwerden!" murmelte Reischbach vor sich hin, als das Mädel da so ruhig von lauter Persönlichkeiten plauderte, die er sich bis dahin nur als wilden Spuk gedacht, „und man möchte wahrhaftig glauben, man träumte die ganze Geschichte nur, wenn sie nicht so leibhaftig um Einen herstünde. Ich mag mich aber zwicken, wie ich will, ich wach' doch, und das Alles muß ja wohl so sein, wie es eben ist."

„Thut Dir noch was weh von dem Fall?" frug das Mädchen, als sie sah, daß er sich bald am rechten, bald am linken Arm anfaßte und auch nach dem Kopf hinaufgriff.

„Das nicht grad'," meinte er etwas verlegen, denn er mochte ihr doch nicht sagen, was ihm eben durch den Sinn gefahren — „nur im Kopf brummt und summt mir's so."

„Das ist das ewige Brausen und Kochen tief in der Erde Grund," sagte die Maid, „was wir hier deutlicher hören, als ihr da oben; daran wirst Du Dich bald gewöhnen, wenn Du erst einmal eine Weile bei uns bist."

„Hussa! hussa! halloh!" tönte plötzlich ein wilder Jagdruf durch die Luft, und ein paar scheue Menschengestalten, denen der Kopf in Feuer zu stehen schien, so lichterloh brannten ihnen die Haare, fuhren wie Kaninchen über den Weg. Hinter ihnen her aber, ihre Rüden hetzend, und die Eule jetzt in freier Flucht nach den Gehetzten immer mit den Flügeln schlagend, setzte die wilde Reiterin auf ihrem Schimmel quer über die Gartenzäune und Sträucher weg, und klaffende Rüden heulten an ihrer Seite.

„Um Gottes willen!" rief Reischbach erschreckt aus, „was haben die armen Menschen denn gethan?"

„Ah," sagte die Maid verächtlich, das sind ‚Schretteln'; denen geschieht's schon recht, und das Bischen Bewegung kann ihnen nichts schaden."

„Schretteln?"

„Ja, schlechtes Volk, was seiner Zeit Grenz- und Marksteine versetzt und die Nachbarn um ihren Grund und Boden betrogen hat. Die werden gejagt, wo sie sich blicken lassen, haben hier unten auch gar nichts zu thun und sollen nur machen, daß sie wieder in ihre Sümpfe kommen. Wir brauchen derlei Gelichter nicht."

„Und wohin gehen wir jetzt?"

„Wart' hier einen Augenblick, ich bin gleich wieder da," sagte das Mädchen — „muß nur erst einmal nach Haus laufen und Dich melden, damit mein Vater weiß, wir kriegen Besuch für die Nacht. Nachher führ' ich Dich in die Wolfsschlucht, und dann gehen wir zusammen heim."

„Wenn Du nur einen Namen hättest, daß man Dich nennen könnte," sagte Bernhard traurig. „Ich weiß ja nicht einmal, wie ich später an Dich denken soll."

„Und brauchst Du dazu einen Namen?" lachte seine Begleiterin. „Warum gibst Du mir denn nicht selber einen? mir ist's recht."

„Darf ich?"

„Warum nicht — wem schadet's was?"

„Aber wie soll ich Dich nennen?"

„Wie Du eben willst — weißt Du keinen hübschen Namen?"

„O gewiß, viele — mein Lieblingsname ist Margarethe."

„Der klingt auch ganz hübsch."

„Oder Marie."

„Wie Du willst — Marie ist noch kürzer — nenne mich Marie."

„Ich wollte, Du hießest Margarethe."

„Bist Du ein komischer Mensch — aber warte nur hier — ich bin gleich wieder da. Leg' Dich derweil dort unter die Linde und ruh' ein wenig aus. Du mußt ja auch müde vom vielen Herumlaufen geworden sein."

Das Mädchen hatte recht; war es die dicke, schwere Luft, die ihm hier unten so das Gehirn zusammendrückte; waren es die vielen fremdartigen Bilder, die ganze unheimliche Umgebung. Er warf sich unter den Baum, und eine Zeitlang kam es ihm vor, als ob Alles in einem wirren Kreislauf vor seinem inneren Blick vorüberflöge. Es wurde auch vollständig dunkel um ihn her, und dann war es ihm wieder, als ob ihn der Kreiser Metzler bei Namen riefe und er antworten wolle und nicht könne.

Fünftes Kapitel.

Beim wilden Jäger.

Er mußte jedenfalls eingeschlafen sein, denn plötzlich fühlte er wieder des Mädchens weiche Hand auf seiner Schulter, und diese rief: „Ei, das lass' ich gelten; am hellen Tage schläfst Du wie ein Dachs. Ich machte mir schon Vorwürfe, daß ich Dich so lang allein gelassen, aber ich hätte wohl noch länger wegbleiben dürfen."

„Ach, Marie!" rief Reischbach, ordentlich erschreckt emporfahrend, „ich glaube wirklich, daß ich eingeschlafen bin."

„Ja, ich glaub's auch!" lachte diese. „Du hast geschnarcht wie ein Dachs — aber jetzt komm', es ist spät geworden; denn wenn wir noch erst in die Wolfsschlucht wollen, kommen wir nachher gar so lang nicht heim."

„Aber was sollen wir in der Wolfsschlucht? Ich bleib' viel lieber bei Dir."

„Wirklich? Doch das geht nicht an. Das Fräulein hat Dich eingeladen, und die würde schön bös auf mich werden, wenn ich Dich nicht dahin brächte. Da findest Du auch die ganze vornehme Welt von da unten, und der alte gute Eckardt freut sich gewiß, Dich kennen zu lernen. Er hat alle Menschen lieb und ihnen noch nie einen Schabernak oder gar ein Leides gethan."

„Also ein ordentliches Kasino haben sie dort?"

„Ei, Du wirst staunen, wenn Du's siehst — aber ich geh' nicht mit hinauf," setzte sie hinzu, „denn Unsereins gehört nicht zwischen die vornehmen Herrschaften, und die Frau Holle würde mich schön über die Achsel ansehen."

„Ja, kommt denn die auch dahin?"

„Na gewiß — da ist alle Abend große Gesellschaft, und wenn sie einmal recht lustig sind, dann kommen sie auch wohl hierher unter die große Linde und tanzen im Freien; aber das geschieht gar selten, denn die Mannsleute spielen lieber Karten und trinken Wein, und die Frauensleute sitzen beim Kaffee und schwatzen mit einander."

„Das ist ja aber gerade wie bei uns, Marie."

„Und warum soll's nicht wie bei euch sein?" sagte das Mädchen ruhig — „waren es doch auch Alles früher einmal Menschen und haben deßhalb ihre alten Gewohnheiten beibehalten; so was ändert sich nicht, und wenn man so alt würde wie die Welt."

„Und sind wir hier am Haus?"

„Das ist die Wolfsschlucht! siehst Du das Schild nicht am Haus und den großen Wolfskopf drüber in Stein gehauen? Und da kommt auch schon der alte Eckardt. Mit dem lass' ich Dich allein, er kennt Dich schon; brauchst ihm gar nichts weiter zu sagen, denn der weiß Alles, was droben und drunten geschieht!"

„Und wann seh' ich Dich wieder, Marie?"

„Ich pass' schon auf, wenn Du wieder herunter kommst, und nehme Dich dann nachher mit," und ihm freundlich zunickend glitt sie an dem alten Eckardt vorüber, der aber gar nicht den Kopf nach ihr wandte, in das Haus. Vor sich aber bemerkte Reischbach jetzt einen ehrwürdig aussehenden Greis mit weißem Haar und Bart, der einen eigenthümlich alten Rock und kurze Hosen und Schuhe und Strümpfe trug. Aber er sah freundlich und treuherzig aus, und dem jungen Forstmann die Hand entgegenstreckend, rief er: „Gott zum Gruß, Landsmann! Freut mich, daß Ihr auch einmal hier herunter zu uns kommt. Fällt selten hier vor, daß wir Einen von euch zu sehen kriegen, denn was uns hieher geschickt wird, ist meistens Gesindel, das oben nicht gut thut und daher auf gute Besserung herunter muß."

„Und kennt Ihr mich denn, Meister Eckardt?" sagte Reischbach verwundert?"

„Weßhalb soll ich Euch nicht kennen?" lachte der alte Mann. „Hab' Euch oft zugesehen, wenn Ihr da oben halbe Tage lang auf den alten Bock gepaßt und geblattet habt, während der, kaum zweihundert Schritt von Euch entfernt, ruhig in der Dickung spazieren ging, und nur manchmal seinen Platz wechselte, um wieder Wind von Euch zu bekommen und genau zu wissen, wo Ihr gerade stäket."

„Ja, der alte Bock," sagte Bernhard, „hat mir schon viel Mühe gemacht."

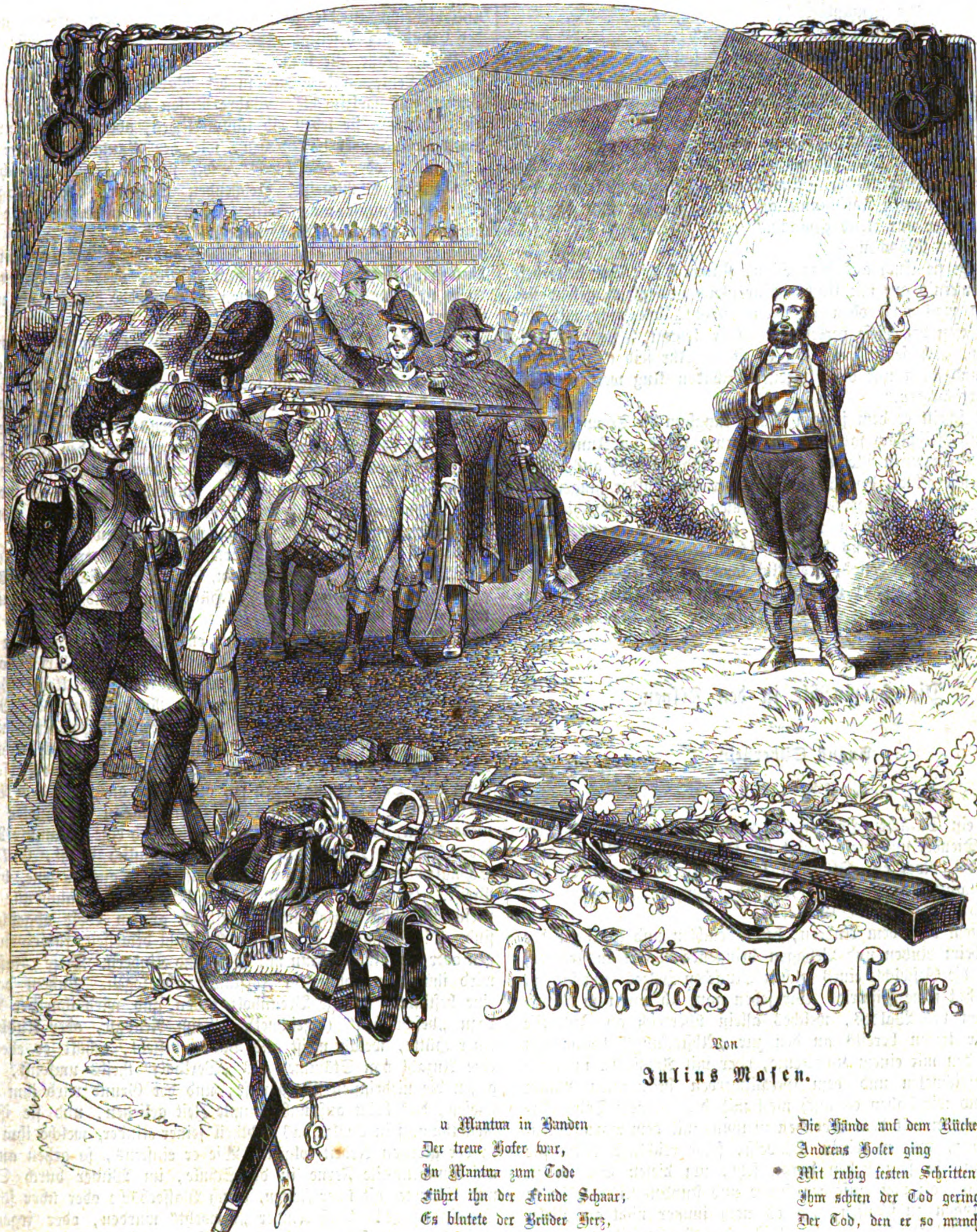
„Und wird Euch noch mehr machen," lachte der Alte, „es ist eben alle Tage Jagd-, aber nicht alle Tage Fangtag, und der Jä-

ger muß Geduld haben, sonst bringt er's zu nichts. Mit dem Hetzen, wie sie's zu meiner Zeit getrieben, ist oben nichts mehr auszurichten, denn man kommt nicht mehr durch. Damals ja, da war lauter Hochwald, und man konnte sein Pferd laufen lassen; jetzt aber, wo sie lauter junges Holz anpflanzen, das Dickungen bildet, wo kaum ein Fuchs durchschlüpft, da sollen sie's wohl bleiben lassen, und die lustige Jagd hat aufgehört." — „Aber Fräulein Berchta scheint's doch noch zu treiben," sagte Bernhard.



Der Holzschwemmer. Von J. Puschkin. (S. 222.)

— „Das ist ein tolles Mädel," meinte der Alte kopfschüttelnd, „und die läßt's nicht bis in alle Ewigkeit. Aber geht nur hinauf, sie hat schon nach Euch gefragt, und der Hackelnberg ist auch oben und der Ebersberger; die ganze tolle Jagd hat sich versammelt, und Ihr kommt gerade recht." — „Und darf ich da eintreten?" — „Geht nur gerade zu und sagt ruhig Euer Waidmannsheil. Derartige Leute sind immer willkommen, wenn ich's auch gerade keinem Anderen rathen wollte, so ohne Weiteres zu ihnen herein



Andreas Hofer.

Von

Julius Mosen.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!“

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Und wie ich stand und stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!“

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier;
Andreas Hofer betet
Zum letzten Mal allhier,
Dann ruft er laut: „So trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schiesst ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!“

zu brechen. Ich glaube, der Hackelnberg drehte ihm den Hals um." — „Das wär' ein freundlicher Empfang!"

„Ihr habt nichts zu fürchten. Aber wartet, ich will mit Euch gehen. Sucht Ihr Jemanden?"

„O ich — ich wußte nur nicht, wo —"

„Eure Begleiterin hingekommen ist?" lachte der alte Eckardt. „Sorgt Euch nicht um die, die sitzt drin bei den Mägden und plaudert mit denen. Wo hat Euch die Blitzdirne nur aufgefischt?"

„O ich — ich traf sie einmal zufällig droben im Wald."

„Nehmt Euch in Acht," warnte aber der alte Mann, „derlei Volk taugt nicht für Euch Menschen, und macht Euch nur unnöthiger Weise das Herz schwer. Die Waldweible und Nixen haben schon manchen armen Forstmann auf dem Gewissen und ihn nie glücklich, immer nur elend gemacht."

„Aber das Mädchen —"

„Schlagt sie Euch aus dem Sinn, Kamerad, je eher desto besser. Ich mein's gut mit Euch. Nur gleich und gleich gesellt sich gern, und was noch oben im Lichte wohnt, soll nicht mit den dunklen Wesen der Tiefe verkehren. Aber kommt," setzte er seufzend hinzu, „ich sehe schon, wie es ist — Ihr seid eben wie die Anderen und wollt nur durch eigenen Schaden klug werden. Ich kann's nicht ändern."

Damit schritt er dem jungen Mann langsam die Treppe hinauf voran, und Reischbach sah, wie das ganze Haus im Innern mit großen dunkelbraunen Platten von Eichen- und Nußholz ausgetäfelt war, und überall an den Wänden große riesige Bilder hingen, die vor alten Zeiten wohl Herren und Damen in ihren verschiedenen Trachten dargestellt haben mochten, jetzt aber so nachgedunkelt waren, daß man nur aus der fast schwarzen, breiten Leinwandfläche hie und da ein helles, ordentlich leuchtendes Gesicht, entweder mit rosigen Wangen oder mit einem riesigen Schnurrbart, herausblitzen sah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Holzknechte in den Alpen.

Von

August Silberstein.

(Bild S. 220.)

„Noch ein Stückchen Holz in den Kamin!" sagt der feine Herr zu seinem Diener, und dieser neigt sich sofort, um den Befehl auszuführen. — „Noch ein Stückchen in den Herd! in den Ofen!" sagen unzählige Hausfrauen, Hausarbeiterinnen, Fabrikarbeiter, Kranke und wärmeliebende Greise.

Ob Einem oder dem Andern, beim Leuchten und Prasseln der Flamme, beim Nutzen und Behagen bringende Wärmeausströmen, wohl schon die Geschichte eines solchen Stückchen Holzes eingefallen?

O, es hat seine Historie! Wir sehen ganz ab von dem Naturgeschichtlichen des Waldes, welches allein überreich an Interesse wäre. Wir treten bereits an den zur „Abstockung" bestimmten Wald, an den mit einem Kalkkreuze, oder mit Axthieben in Kreuzesform bezeichneten und dem Gefälltwerden bestimmten Baum hinan. Und wir haben es auch nicht mit dem seinem Tode Verfallenen, sondern mit dem Lebenden zu thun, mit dem warmfühlenden Menschen, welcher seinen Schweiß, seine reichliche Mühe für kargen Lohn, ja sein Leben daran setzt, um diesen Stamm zu fällen, dieses Holz von einsamer Ferne und stundenweiter Höhe in die Niederungen zu schaffen, wo es noch immer nicht am Ziele, aber an der Möglichkeit angelangt ist, der Nutzbarkeit vermittelt zu werden!

Wer einen Hochwald betreten, hat keine Ahnung von den Schwierigkeiten, welche der nutzbaren Abholzung eines Waldes, oder nur eines Stammes entgegenstehen! Noch heute modern unzählige Klafter Holzes und weite Strecken des markigen Urwaldes, in welchen keine Axt gedrungen, weil sie allen Bemühungen, in die Tiefe gefördert zu werden, mit starrem Trotze ruhig und fest entgegenstehen! Da braucht es oft jahrelanger Vorarbeiten und des Erharrens von günstigen Witterungsfällen, um eine Holzmenge nur von einer Höhe auf eine etwas tiefer liegende hinabzubefördern, wo eine gleiche Schwierigkeit erst von Neuem beginnt. Der schorfige, kantige Felsen muß ausgemeißelt, das Wasser in stundenweiter Umgebung gesammelt und zusammengeleitet, der Schnee erwartet und vielleicht an die vom Sturm nacktgewehten Stellen gebracht, der Erdabsturz beseitigt oder vermittelt werden, und wie die unzählbaren Fälle alle heißen!

Die Leute, welche dieß in der Waldeinsamkeit der Alpen verrichten, sind Holzknechte. Wahre Riesen an Gestalt, wahre Heroen an Ausdauer, sie leben ein kümmerliches, aber durch Naturfreiheit ihnen lieb gewordenes Leben, wie der Baumspecht, der Vogel „Holzfackl" oder „Holzknecht", wie sie ihn heißen, welcher mit dem einem Stahlmeißel gleichenden Schnabel einen Tag lang von dem Baumstamme Splitter haut, um zu dem Wurme zu gelangen, welcher im Marke haust.

Der Holzknecht geht von seiner aus Holz gezimmerten Hütte hinweg, gesegnet von Vater und Mutter, oder verabschiedet von Weib und Kindern, die er selten während der Woche, oft mehrere Wochen lang nicht sieht.

Geht es gut, so haben die Holzknechte allzusammen vermocht, eine Kuh in die Nähe der Arbeitsstelle zu treiben, und da gibt es herrlichen Schmaus, wenn die Milch des Abends in den Suppentöpfen brodelt! Oft ist eine oder sind mehrere Ziegen kümmerlicher Ersatz, und sehr häufig ist der Luxus der Milch unerreichbar, und bleibt es beim Brode, beim Bischen Speck oder Fett, welches der Kostranzen oder Vorrathssack neben dem Schwarzmehle enthält. Fleisch ist ein fabelhaftes Ding. Zuweilen springt es wohl als Hase oder als Reh und Hirsch vorüber. Wehe aber, wenn der Förster einen solchen blutigen Frevel entdecken würde! Zu diesem fehlt aber noch vorerst das Allerwichtigste, Pulver und Blei und eine Büchse, deren Besitz schon ein, Strafe nach sich ziehendes, Vergehen ist, welches den Dienst, die Hütte, den Grund und Boden dazu kosten könnte!

Die Arbeit ist dem Holzknechte entweder gegen Tagelohn gegeben, oder sie beruht auf einem „Holzgeding", einer Art Akkord für Strecke und Stämmezahl, oder Waldklafter. Die kleine Gemeinschaft steht unter einem „Rottmann", Rottenführer oder Rottenmeister. In den österreichischen und bayerischen Hochalpen werden noch „Fassungen" gepflogen. Damit nämlich der Holzknecht nicht der bittersten Noth, oder dem steten Schwanken zwischen Verschwendung und Darben hingegeben sei, auch nicht ausgesetzt dem Wucher der Händler, welche sich in Einsamkeiten schlau berechneter Weise niederlassen, so wird dem Arbeiter wöchentlich eine bestimmte Menge der nöthigsten Lebensmittel gesichert, nämlich Mehl, Salz und Schmalz, gegen jährlich den Verhältnissen neu angemessene, billigste Preise. Er findet dieselben immer bereit, wenn auch alle Wege verschneit, alle Verkehrsmittel mit der großen Welt abgeschnitten sind. Die Menge ist je nach der Kopfzahl bemessen, für einen Ledigen oder für einen Mann mit Weib und Kindern. Diese „Fassung" wird ihm vom Lohne im Forstamte abgezogen. Zudem darf er eine bestimmte Menge Brennholz fällen und wird ihm der Baum dazu „beschrieben" (bezeichnet). Beim Neubau, oder Ausbessern einer Hütte, welche meist aus Balken besteht, erhält er ebenfalls eine Anzahl von Stämmen als „Werkholz" theils umsonst, theils gegen die niedrigsten Waldpreise, und der Grund wird ihm angewiesen, das heißt auf unbestimmte Zeit geliehen, und sie ist sein Reichthum, sein Stolz, das Erbtheil seiner Kinder, welche ihm meist in der gleichen Arbeit folgen. Wie er einstens, so gehen auch sie auf stundenweite Ferne in die Schule, im Winter durch Schnee und Stürme, oft über Felsen, durch Wasserbäche oder über schmale Schwindelstege! Daß Kinder „verweht" wurden, oder irgendwie versanken und stürzten, davon weiß man in mancher Hütte ein schauriges Stücklein aus der Erinnerung zu erzählen. So erwacht, so lebt der Holzknecht. Ein Vergehen kann ihm die Lohnarbeit, die „Fassung", die Duldung auf Grund und Boden kosten, und seine Hütte ist „Kohlholz", vielleicht vor seinen Augen, und die Herrschaft verweist ihn aus dem Reviere.

Die Arbeit ist nicht immer dieselbe. Nicht immer ist die breite Säge unten in den breiten Stamm hineinzuarbeiten, oder hat die Axt auf einer Seite des Stammes abzuhauen, bis er sich neigt und unter der eigenen Last donnernd und andere mit sich reißend niederbricht. Oft müssen Stricke vorsichtig leiten, und gehört alle

Raschheit dazu, dem Tode unter dem zermalmenden Sturze auszuweichen. Nicht wenige Täfelchen stehen in den Alpenwäldern, darauf sieht man, in der kindlichsten Art, einen stürzenden Baum, einen Menschenkopf gemalt, Blut daran und ein schwarzes Kreuz darüber, dann einige auffordernde Worte: zu beten für Einen, der so jämmerlich hier geendet!

Gleichfalls zahlreich sind die Täfelchen zur Erinnerung der Abgestürzten an Felsen und an rauschenden Wasserfällen. Ja, das Wasser bildet das wichtigste Element in den Hochgebirgen, für das Leben der Holzknechte und die Arbeit des nutzbringenden Fällens.

Der Transport der Stämme, oder der getheilten Holzpflöcke, geschieht entweder durch trockene oder durch nasse „Riesen", oder durch Schnee- und Eisenriesen. Die trockenen „Riesen", das heißt Rinnsale, werden zwischen Felsen gesucht, oder mit schwerer Arbeit ausgesprengt, ausgebrochen und ausgemeißelt. Dann werden die Stämme auf Schlitten oder auf dem Boden mit den eisenhakenbeschlagenen Stöcken vorwärts geschleppt an die Stelle, wo sie abfallen sollen, und da donnern Hunderte von Klaftern, Tausende von Centnern in die Tiefe hinab, und die riesigsten Bäume springen und überschlagen sich wie die Spähne, welche eine Riesenhand spielend auf die nächste Berghöhe schüttet. Auf meilenweite Ferne erblickt man eine solche kahle Furche mitten im Alpenwalde. Oft ist aber der Boden zu „murrig", lassen die „Murren" doch kein Abrutschen zu, gibt es da nämlich zu viel kleines brüchiges Gestein und man muß warten, bis der Winter kommt, ein Winter sogar mit gutem, nicht nässendem, sondern hartem und gefrorenem Schnee: dann, hui! laufen die riesigsten Bäume, welche kaum zwei Menschen mit ausgebreiteten Armen zu umspannen vermögen, hinab wie die Waizenkörnlein über ein schiefes Brettchen!

Da gibt es eine andere Art trockene Riesen, dieß sind die gezimmerten, aus Balken zusammengefügten Strombette für den Holzstrom. Diese werden oft mit staunenswerther Kühnheit an schwindelerregende Stellen hingebaut, und die Balken spannen sich zu hohen Brücken, förmlichen „Teufelswerken" und säulengestützten Hochbauten, welche gleichzeitig romantisch und Angst einflößend anzusehen sind. Hände, die bei diesen Bauten ihr Blut kleben ließen, sind nicht wenige, Menschen, welche ihr Leben im Abstürzen oder Erschlagenwerden ließen, auch nicht gar selten! Für diese Riesen ist die Winterszeit die beste. In den Sommertagen splittern sie, die Nässe wie die Dürre pflegt Stockungen hervorzubringen. Aber ist ihnen der erste Schnee herausgedrängt, dann geht es platt auf der festgedrückten Eisnadelbahn. Hat man aus einer nahen Quelle, oder selbst mit Mühe aus der Ferne, Wasser herbeigeschleppt und über die Riese gegossen, dann friert die prächtigste, spiegelglatte Bahn, und darüber geht es, wie bei den Kindern, wenn sie über eine polirte Steinplatte rutschen!

Die Wasserbahnen, das sind die mannigfaltigsten Wege und Beförderungsmittel. Das einfachste Schwemmwerk und Wasserwerk ist wohl der Gebirgsbach oder Fall, welcher sich auf der Höhe, oft in den Schnee- und Eisregionen sammelt und brausend, schäumend, donnernd niederwälzt, wenn er von Felsen zu Felsen springt, wie über ungeheure Stufen, und Alles vor sich her mit sich tummelt, als wollte er dieß in sich selbst rasend vernichten!

Gleich ungeheuren Wänden ragen oft die Felsenufer beiderseits des Gebirgswassers zum Himmel, kein Auge auf der Bergeshöhe vermag in den grausigen Abgrund hinabzuschauen, nur rauschen und donnern hört man es aus der geheimnißvollen Tiefe, und ein kalter Hauch weht in der nebelfeuchten Luft nahe den Klüften! Und doch muß das Menschenauge, muß die Menschenhand hinab, um zu wachen und nutzbringende Ordnung zu schaffen! Eine einzige der rasenden Wellen, die den Menschen berührt, kann ihn zerschmettern, oder als zerknitterten Klumpen, als formlosen Fetzen von Felsen zu Felsen in die Tiefe schleudern! Und doch reicht er dahin, und doch wagt er es! Da gibt es gewaltige Taue für den kühnen „Holzschwemmer", deren eines Ende ihm um den Leib geschlungen, deren anderes um einen Stamm oder um einen festen Steinblock gewunden wird, und welches nun leitende Freunde und Arbeiter weiter bewachen. Der arme Holzknecht rutscht über das abhängende Felsenende hinaus, das ihn von den Anderen scheidet, er stemmt die Füße oder sitzt auf einem Stück Holze, den mächtigen, mit zwei Eisenspitzen (einer geraden und einer queren) beschlagenen Stock, das „Griesbeil" zur Hand bereit. Ein Ruck noch — und er schwebt in den Lüften, über sich den drohenden, vorhängenden Felsen und ein Stückchen Himmelsbläue, unter sich den furchtbaren, ihm wie ein Verschlingen drohendes Ungeheuer entgegengrollenden, wuthschäumenden Wasserfall oder Wildbach! Mit der Eisenspitze stemmt er sich von den Felsen ab — endlich ist er in der Tiefe, hat Boden, gewinnt Festigkeit auf dem von der Nässe glasigen Stein, gleich dem Taucher auf dem Meeresgrunde, und nun maßregelt er die widerspenstigen Pflöcke, weist ihnen mit sehnigen Armen den Weg, reißt sie aus der Verklammerung zwischen den Zähnen der Felspflöcke los und stößt sie in den fortreißenden, verschlingenden Rachen des Bergungeheuers hinab! Mitten im Sommer und während dem Riesenmanne der Schweiß aus allen Poren dringt, fröstelt es ihn doch hier unten, denn die Sonne dringt nicht hinab, der Riesenfächer des rastlosen Gebirgsbaches bringt immer neue Luft, eisigen Hauch und ein wie von Nordstürmen herbeigetriebenes Nebelandringen! Vor gewaltigen Wasserfällen der Alpenwelt ist die gleiche Empfindung zu beobachten.

Der Arme hatte stundenlang seine Pflicht gethan; er ist erschöpft in seinen hohen, schweren Juchtenstiefeln, in seinem dicken Lodengewande; er ruft kräftigst hinauf; und wieder schwebt er über dem Abgrunde, und leiser donnert es nun unter ihm und lichter wird es um ihn, ein Sonnenstrahl begrüßt ihn, und er freut sich im warmen Gotteslichte mit den Anderen um ihn!

Doch Sonnenstrahl und warmes Gotteslicht erfreuen wohl seltener dort oben in den Hochregionen den Arbeiter. Die dichten Nebel und die kühle Luft, welche sogar im Sommer zuweilen Schnee absetzt, bringen ihm bis an den Leib. Und der feuchte, mit nassen Nebeln zumeist gesegnete Frühling ist ja für das Holzschwemmen die Hauptzeit, für Arbeiter an „Klausen" die wichtigste.

Im Sommer sind oft die Höhen bereits „abgeschmolzen", der Schnee ist als Wasser mit dem Wildbache hinab in die Seen und Flüsse gegangen, und das „Gerinne" ist ein unbedeutendes: schmale Wasserfäden winden sich zwischen hervorstehende Felsentrümmer durch. Das Holz wird nicht „abgelassen". Aber im Lenze, da sickert es auf Meilenstrecken durch den Schnee, bis dieser einbricht und in Nichts versinkt. Von allen Abhängen „läuft es zusammen" und sammelt und ballt sich an geeigneter Vertiefung zu jenem ungeheuren Wildbache und Wasserfalle, welche man stundenweit rauschen, schlagen und donnern hört! Aber das ist dem Bache nicht jedes Jahr so zum eigenen Vergnügen gegönnt. Der „Holzmeister", der Oberste der Holzknechte, berechnet, wie viel seit letztem Herbst oder während eines ganzen Jahres geschlagen wurde. Dann bespricht er sich mit dem „Schwemmmeister", dieser wieder mit dem „Wehr-" oder „Klausenmeister" und ein großer, wichtiger Tag wird vorbereitet!

Die Tausende von Klaftern, in sechs Schuh lange Blöcke getheilt, sind von den obersten Höhen über Steinriesen, Wasserfälle, Schneebahnen, Abstürze, kleine Seee, kurz durch alle Hülfsmittel der Beförderung auf einem Hochplateau zusammengekommen, wo deren Weitersendung abermals eine sorgliche Frage. Das gewöhnliche Gerinne ist zu klein, um irgend Erkleckliches hinabzubefördern, und der Felsengrund des Wasserweges zu zackig, um das Holz abschwemmen zu lassen. Da wird nun mit einer eigenen Einrichtung vorgesehen, und das ist die „Klause", die Hochklause! Alles Wasser irgend erreichbarer Umgebung wird in ein Seebecken geleitet und schwillt und schwillt, kommt aber nicht weiter, denn die Klause sperrt eben die Ausmündung und sammelt so allmälig ein furchtbar gewaltiges, nützliches Element. Vor dem Klausthore stehen Tausende von Klaftern mit der Schwere und Starrheit gleich neuen Gebirgen, hinter denselben schwimmen schon eben so viele Blöcke auf dem immer mehr sich hebenden See. Endlich sind warme, weiche Tage angekommen, endlich ist oben die Sündflut gesammelt, und stehen die gesammten Holzknechte mit ihren Meistern, nach langer, saurer Arbeit, und harren eines Winkes, welcher ein das Herz erbeben machendes und doch erfreuendes Schauspiel bieten soll!

„Die Klause wird geschlagen!" Das Klausthor wird geöffnet.

Die todten Holzpflöcke in dem abgesperrt gewesenen See beginnen lebendig zu werden, die Holzberge schwanken, neigen sich, poltern, das Wasser rauscht stärker und stärker, und endlich beginnt, aus allen Tönen zusammen, ein Donnern, Schlagen, Beben, Krachen, als ob die Welt zu Ende ginge. Der See beginnt sich in die Tiefe zu stürzen. Eine Strecke geht es eben oder sanft abschüssig vorwärts, dann aber kommt das Gefälle, dann kommt die Felsenwand, über welcher ein neuer „Niagara" niederbricht und die Tausende Klafter Holz wie Spähne mit sich führt, wallend, kochend, tanzend, brodelnd, wie im Siedetopfe die Gemüsestückchen — dafür hat die Sprache nicht Worte, das Auge nicht Behendigkeit, die Seele kaum Fassungsgabe genug!

Der schmale Wasserstreif an den Gebirgswänden wächst, speit erst einzelne Holzblöcke aus und verschlingt sie wieder, endlich fliegen aus der ungeheuren Wassermasse unzählige Holzblöcke auf, als wäre das trübe Wasser nur der Rauchqualm eines Vulkans, über welchem das Ausgeworfene eine Weile schwebe, um wieder zurückzusinken und unten mit Neuankommendem splitternd sich zu vermengen! Die Baumstämme klingen wie die Riesensaiten, wenn sie an die Felsen schlagen, sie überstürzen sich in Radkreisen, kurz, das rollt, poltert, splittert, kann stundenweit mit den Schlägen seiner furchtbaren Last gehört werden, und der Boden ringsum scheint wahrhaft unter den Füßen zu wanken, trotz Felsen, welche unzählbare Jahrtausende stehen! Der Schreiber dieses hat ein solches Schauspiel des Weiteren in seinem Romane „Die Alpenrose von Ischl" ausgeführt, und das „Schlagen der Jaglingsklause im Salzkammergut" bildet dort ein Kapitel.

Zuweilen reißt die entfesselte „Sündflut" ein Felsenstück mit sich, welches seit unzähligen Jahren widerstand; und wer kennt die Folgen seiner ungeheuerlichen Last und zerschmetternden Wucht, den stundenweiten Weg, auf welchem es erst liegen bleibt?

Allmälig ist auch der See abgelassen, allmälig wird die Klause leerer, allmälig kommen die Felsenzacken und durch Jahrtausende lange Arbeit rundgewaschenen Koppen immer mehr zum Vorschein, welche die hohen Sturzwellen tief unter sich versenkten und begruben; allmälig werden die Holzmengen spärlicher; allmälig bleiben mehr und mehr Blöcke zwischen dem Gesteine hängen und an den immer mehr vom sich verengernden Wasser verlassenen Ufern liegen. Und nun tritt abermals die Arbeit der Holzknechte, der Holzschwemmer ein, und sie haben die Hölzer in das Gerinne zu stoßen und zu schleudern, damit sie doch nach vorwärts gelangen! Da kann es kommen, daß die kühnen Holzknechte wieder in jene Felsspalten und zerrissenen Klüfte an den Seilen hinab müssen, um das Steckengebliebene oder Steckenbleibende vorwärts zu schwemmen und zu treiben.

So wandert das Holz vielleicht wieder erst zu einem See, zu einer künstlichen Klause, von wo es abermals in Riesen, wohl in glatteren, gezimmerten, meilenweit sich hindehnenden, abgelassen wird. Das geht jedoch nicht immer so glatt ab. Das Wasser kommt vielleicht in eine Thalsenkung und mündet an Orten, wo man es gar nicht brauchen kann. Dort stockt vielleicht ein See, der gar keinen Abzug hat, oder ist eine Höhenbiegung irgend einer Art hinderlich. Und auf einer nachbarlichen Höhe läuft vielleicht wieder ein Wasser über die Wasserscheide nach anderer Richtung in die Tiefe, und hier unten liegen die Millionen Centner Holz, welche man gar nicht auf die Höhen hinaufzuheben weiß, von wo sie so prächtig wieder weiter kämen!

Die Söhne des Waldes, in der zur Kraftäußerung auffordernden Natur, sind im Allgemeinen erfinderischer in dem Bezwingen dieser ihnen entgegenstehenden und mit ihnen sich messenden, trotzigen Natur, als man gewöhnlich meint. Es ist erstaunlich, welche mannigfaltige Werke von ihnen erfinderisch und mit urwüchsiger Krafteinfachheit in den Wildnissen errichtet werden. Sie haben Durchschläge (Tunnels) durch Felsen gebaut, ehe ein gelehrter Ingenieur berechnete und bedachte. Sie haben Wehre und Stauungen und überbrückende „Zwänge" in die Luft gestellt, förmlich zum schwindelerregenden Anblick; sie haben die „Holzaufzüge" erfunden, bei denen das widerstrebende Wasser erst recht die vermittelnde Arbeit des Tragens und Hebens außer seiner Bahn verrichten muß! Solche „Holzaufzüge" sind einfach und doch merkwürdig, wie etwa Columbus' Gedanken. Theils schwimmt ein eigens gebauter und mit Holz beladener Wagen bis zu einer Schienenbahn, theils wird er mit einer über ein Rad gewundenen Kette über eine solche Bahn zur Höhe gezogen. Das stürzende Wasser muß das Rad treiben und dadurch die ungeheure Last heben. Oben gelangt der Wagen wieder in das andere Wasser und wird so leicht seiner Last ledig. Dieß geht gleichwie bei dem Brunnen mit doppelten Eimern, der hinabgetriebene leere Wagen bringt abwechselnd den vollen wieder empor.

So ist die schwere, die mannigfaltige Arbeit beim Holzbesorgen in den Hochwäldern. O, so ein Stück Holz, wie es vor der Kellerthüre liegt, oder ein Spältchen in der Küche, am Kamine, oder am winterlichen Ofen, sieht sich so einfach an. Aber welche mühselige, hundertfältige Arbeit hängt daran, welchen Witz, welche Erfindung hat der Wald bedurft, um nutzbar gemacht und gehorsam bis in die Menschenbehausung gebracht zu werden!

Noch ist der Wasserweg im Walde nicht zu Ende. Noch kommen erst an den Endwegen der Wildnisse die Seen. In diesen Seen werden die Holzfänge vorgerichtet. Dieß sind Ketten, deren einzelne Glieder von den längsten Tannenstämmen gebildet sind, welche mittelst Ringen aneinander hängen. Das zerstreut ausgebreitete Holz wird nun zusammengeflößt, mit solchen Ketten eingefangen und umfangen, dann mittelst Schiffen, welche diesen „Holzfang" sich anhängen, durch riesige Kraftanstrengung weiter an den auserlesenen Ort gerudert, oder gezerrt, oder geflößt, wie man es eben nennen mag.

Oder der künstliche, auch natürliche See hat einen geeigneten Abzug in einen „Triftbach", welcher das Holz weiter „triftet", bis zu dem „Fangrechen", einem abschließenden Holzgitter, meist am Ende einer absichtlich gemachten Biegung zu einem „Rechenkanale", wo alle „Wehre" enden, welche durch künstliche Abstürze den Wassertrieb beschleunigen, und nun ist endlich das Holz am Landplatze, dem Landungs- und Aufsetzplatze, wo es die irdische Ruhestation nach der mühseligen, mannigfaltigen und abenteuerlichen Wanderung durch ganze Länder und Gebiete erreicht.

Jetzt vermag die Achse, die Eisenbahn und Lokomotive wirkend einzutreten.

Nun prasselt es endlich am heimischen Herde. Nun leuchtet es, eh' es vergeht. Nun strahlt es Wärme und Wohlthat aus. Nun wird es Werkzeug zu allem Großen und Schönen, zu allem Verheerenden und Gemeinen!

Der arme Holzknecht, welcher das Holz in die Sägmühle oder zum häuslichen Herde sendet — er weiß nicht, was aus dem Holze wird. Aber sein redlicher Schweiß ist immer daran, Gefahren hat er dafür und damit bestanden. Gedenken wir der Armen im Walde, und wenn wir der rauhen Gestalt im Leben begegnen, mit ihrem von Arbeit glänzend gewordenen Beile und groben Lodenkleide, so erinnern wir uns daran, es ist ein Menschenbruder, dessen Herz wenig Labung im Leben hat, und achten wir seine Noth, seine kümmerliche Einfachheit!

Und sehet, ihr feinen und zwischen städtische gemauerte Felsen Eingezwängten! Wenn ihr ihm alle Lust und Verweichlichung in euren Wänden geben würdet — er hielte es im engen, dumpfigen Raum nicht aus und müßte hinaus in den würzigen Wald, zu dem Hochblick und Fernblick über Gottes weite Welt, zu den Morgen- und Abendröthen, und seine beengte Brust würde sich sehnen, über alles Rauschen und Schlagen hinaus seinen „Juchschrei" auszustoßen und den Wiederhall zu hören, wie er es oft von der Höhe hinab, aus der Tiefe empor gethan, wenn er zu einer Dirn' auf der Alm gegangen, oder in's arme Gebirgsdorf, „fensterln" und „kiritagen" und „Landlertanzen" und „schnalzen" zur „Zither" und „Seitelpfeife", oder wie er als „gesetzter" Ehemann noch thut, wenn er zu Weib und Kindern und zur armen Holzknechthütte geht, aus welcher Samstag Abends der ihn von ferne bewillkommende Rauch aufsteigt und ihn mit einladendem Kräuseln begrüßt!

Auflösung des Bilderräthsels Seite 212:

Bildung allein macht frei.



Der Fluch des alten Moore. (S. 228.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

7. Die Unterredung.

„Ah, Doktor," rief sie ihm bei seinem Eintreten entgegen, „welche traurige Angelegenheit ist das!" — „Ist Sir Richard krank?" fragte Doktor Benett lebhaft. — „O nein, Sir, er ist niemals krank; aber man müßte wahrlich Nerven von Eisen haben, um solche Erschütterungen zu ertragen. So jung, Doktor, und schon so verdorben! Er stand bereits mit einem Fuße im Grabe!" — Der Arzt setzte sich ruhig nieder. „Von welcher Angelegenheit sprechen Sie, Lady Trevanian? So jung und schon so verdorben ... mit einem Fuße im Grabe ... Von wem ist da die Rede?" — „O, Sie wissen, was ich sagen will, Doktor!" — „Wahrhaftig, gnädige Frau, ich begreife nichts von Ihren Worten! Ich bin ein Mann der Praxis, und wenn Sie meinen Rath oder meine Meinung zu hören wünschen, ist es nöthig, deutlich zu sprechen." — „Ich spreche deutlich!" versetzte die Dame stolz. „Sie sind seit vielen Jahren Arzt unserer Familie, Doktor." — „Ich habe die Ehre, Mylady." — „Nun, wie war es dann möglich, daß Sie dazu behülflich sein konnten, diese Familie zu entehren, denn Unmoralität ist immer eine Entehrung, trotz des höheren Ranges Dessen, welcher der Unmoralität sich schuldig macht!" — „Noch einmal, Mylady, ich verstehe Sie nicht! Der arme Bursche, welchem Ihr Sohn Walter im Zorne den Arm zerschlagen, ist auf dem Wege der Heilung. Wollen Sie mir deßwegen einen Vorwurf machen?" — „Ich denke nicht daran! Es ist gewiß, daß mein armes Kind in Aufregung gerathen mußte. Der Diener war zudem insolent, oder faul, oder etwas dem Aehnliches. Nein, Doktor, ich spreche von dem Kinde der Therese Moore und meines Stiefsohnes Eduard!" — Der Arzt lächelte und schwieg. „Sie wissen, was es damit für eine Bewandtniß hat," fuhr die Lady fort; „Eduard war jeden Tag in der Cottage." — „Auf mein Wort, Mylady, ich weiß und glaube nichts von einer solchen Abgeschmacktheit. Aber vielleicht fand Ihr Sohn Eduard bei Mr. Moore die Sympathie und Zuneigung, welche er hier vermißte!" — Die Dame erröthete und wußte nichts zu erwiedern. — „Diese verdächtigende Voraussetzung" — fuhr der Arzt fort — „ist mehr als ungerecht, sie ist albern! Eduard war ein Sterbender seit den letzten vier Jahren seines Lebens." — „Also Sie bestreiten, Doktor, daß diese Therese Moore die Mutter des Kindes ist?" — „In aller Form, gnädige Frau! Niemand kann mit mehr Gewißheit als ich die falschen Behauptungen der Lästerzungen von Farmsfield zurückweisen. Ich war als Arzt bei der Mutter des Kindes, als es geboren ward." — „Sein Name?" fragte die Lady rasch. — Der Doktor schwieg. — „Sagen Sie mir wenigstens den Namen seines Vaters!" — „Ich kann dieß nicht, Mylady. Der Name des Vaters ist mir nicht einmal bekannt; aber wenn er es auch wäre, so würde ich ihn doch nicht nennen. Ein Arzt gleicht dem Beichtvater, er muß Geheimnisse, die ihm anvertraut werden, bewahren können. Wir Aerzte kennen manch' fremdes Geheimniß, und ich kann aus Ueberzeugung behaupten — ein Verrath ist selten." — „Zumal wenn Sie für das Verschweigen bezahlt werden!" bemerkte die Dame ironisch.

Doktor Benett erhob sich würdevoll, griff zu Hut und Stock und entfernte sich nach der Thür zu. „Der Ruf, dessen ich mich seit vierzig Jahren erfreue, Mylady! kennzeichnet Ihre Beleidigung als eben so ungerecht wie unnütz. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!" Er verließ den Salon. Obschon im höchsten Grade verletzt, wollte er doch das Schloß nicht meiden, ohne den armen Burschen zu besuchen, welchem Walter Trevanian in brutaler Weise

den Arm zerschmettert hatte. Der Kranke war zwar auf dem Wege der Besserung, hatte aber immer noch Fieberanfälle. „Gott sei Dank, Herr Doktor, daß ich Sie sehe!“ rief er ihm entgegen. „Ich war nahe daran, nach Ihnen zu verlangen, um Sie zu fragen, ob ich bald von hier fort kann.“ — „Ihr wollt fort, und wohin?“ — „Fort, einerlei wo es hin ist! Hier mag ich nicht bleiben, es macht mich zu unglücklich!“ — „Sir Richard hat Euch doch nicht fortgehen heißen?“ — „Nein, gerade das Gegentheil! Sie wollen, daß ich bleibe, und mir meinen Lohn verdoppeln; aber ich will nicht bleiben — nein, ich bleibe hier nicht!“ — „Aber aus welchem Grunde treibt es Euch so sehr, aus dem Schlosse zu kommen?“ — „Ich will's Ihnen sagen, Herr Doktor, aber Sie dürfen nicht eher davon Gebrauch machen, als bis ich weg bin! Nachher ist's mir ganz einerlei. In der Nacht, als der junge Squire Eduard starb, sprachen sie in der Küche von der Schloßglocke, die einen Ton von sich gegeben hatte und die sich allemal hören läßt, wenn ein Trevanian stirbt ...“ — „Glaubt Ihr denn an derlei Narrheiten, alter Junge?“ — „Nein, nein, nicht mehr als Sie selbst, Herr Doktor; aber die Glocke hat geläutet, das ist gewiß, und ich weiß auch, wie es zugegangen ist.“ — „Was?“ — „Ich bin meiner Sache gewiß, Herr Doktor. Vielleicht bin ich der einzige Mensch gewesen, der den jungen Walter in den alten Thurm hat schleichen sehen, und ich bin ihm verstohlen gefolgt, weil ich wissen wollte, was er da drinnen mache. Da habe ich denn deutlich gesehen, daß er einen Schlag an die Glocke gethan, und darauf wurde der eine Ton hörbar. Den haben auch Andere gehört.“ — „Aber wozu hätte Walter diese Kinderei unternommen?“ — „Herr Doktor! Kinderei sagen Sie? Mein armer Squire kannte so gut wie alle Schloßleute die Sage von der Glocke und seine Nerven waren schon Matthäi am Letzten. Ich glaube, der Glockenton hätte allein hingereicht, ihn für's Sterbebett zurecht zu machen ... und, wer weiß, was sie sonst mit ihm angestellt haben?“ — „O, das ist infam!“ rief Doktor Benett schaudernd. — „Nicht wahr, es ist infam? Ganz natürlich, Herr Walter wollte erben und Sir Eduard lebte ihm viel zu lange. Das habe ich ihm gesagt, wie ich's Ihnen hier sage, und dafür hat er mir den Arm zerschmissen!“ — „Möge ihm das Erbe zum Fluch gereichen!“ sagte der Arzt erbittert. „Nun wundere ich mich nicht mehr, daß Ihr aus dem Satansschlosse wollt. Wie ist Euer Name?“ — „Tom Tanner, Sir.“ — „Gut; macht Euch fort sobald Ihr könnt. Wo ich zu finden bin, wißt Ihr. Ich werde an Euch denken.“

Der Arzt notirte sich den Namen in sein Taschenbuch und verließ das Schloß. „Ermordet haben sie ihn!“ murmelte er, als er nach dem Dorfe zuschritt. „Armes Opfer! Die Schläge, die er von Jugend auf erhalten, haben seine Gesundheit untergraben, und das höllische Raffinement seiner Todfeinde im Schooße der eigenen Familie vollendete seinen Ruin! Wie oft sagte ich diesem herzlosen Sir Richard, daß die geringste Erregung schon das Leben des Unglücklichen gefährden könne — und die Bösewichter haben es gerade darauf angelegt! Vielleicht schon dem Sterben nahe, mußte auch noch der entsetzliche Glockenton erschütternd in sein Herz dringen. Mein Gott, welche höllische Büberei birgt die Menschenseele!“

Doktor Benett's Weg führte an der Friedhofsmauer vorüber; hier bemerkte ihn der alte Mike, zog grüßend seine Kappe und trat mit geheimnißvollem Winke dicht an die Mauer. „Guten Tag, Herr Doktor! Gut, daß ich Sie sehe; ich hätte Sie nächstens aufgesucht.“ — „Seid Ihr krank, Alter?“ — „Nein, Gott sei Dank! Ich brauche keine Hülfe. Die Erde ist meine Medizin; ihre Ausdünstung erhält mich gesund, und je mehr ich darin wühle, desto wohler ist mir's. Ich hab' etwas Anderes auf dem Herzen, und da ich Sie seit vierzig Jahren kenne, habe ich Vertrauen in Sie, Herr Doktor.“ Mike erzählte nun mit größter Ausführlichkeit die Beobachtungen, die er am Tage und in der Nacht vor dem Hinscheiden Eduard's gemacht, vom Erscheinen der drei Fremden bis zu dem geheimnißvollen Ereignisse im Schloßpark.

„Die Einbildung läßt uns Vieles sehen,“ sagte der Arzt, als Mike geendet hatte. „Ich glaube das, was Ihr mir von den drei Reisenden gesagt, denen Ihr den Weg zeigtet; aber im Uebrigen ... Hattet Ihr vielleicht ein Gläschen zu viel im Kopfe, Michel?“ — „Bei Gott, Sir, ich war so nüchtern, wie Sie in diesem Augenblicke! Und was meine närrische Einbildung betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß Stephan Franklin, Mark Marton und drei oder vier Andere Dasselbe gesehen haben.“ — „Was? das Gespenst?“ — „Wie ich Ihnen sage, Herr Doktor. Er schritt langsam dahin, über den Schloßplatz, und hatte die Hand auf's Herz gelegt.“ — „Hm, die Pulsader war gesprungen,“ dachte Doktor Benett; dann sagte er laut: „Habt Ihr das, was Ihr mir erzählt, auch noch Andern gesagt, Michel?“ — „Nein, Sie sind der Erste.“ — „Und wenn Ihr klug seid, laßt mich auch der Letzte sein. Sir Richard ist sehr übel gestimmt und würde es gewaltig krumm nehmen, wenn diese Geschichte im Dorfe in Umlauf käme. Der Baronet läßt sich, wie Ihr wißt, nicht beleidigen.“ — „Hm, darum sind auch Stephan und die anderen Wilddiebe still von der Sache — gegen Sie, Herr Doktor, kann ich's schon erwähnen, daß es Wilddiebe waren. Wir sprechen allemal davon, wenn wir uns sehen. Was ich aber von Ihnen wissen wollte, Herr Doktor, das ist Ihre Meinung von der Sache.“

Doktor Benett hatte indeß nicht Lust, seine wirkliche Meinung auszusprechen. — „Es ist eine zweifelhafte Frage,“ erwiederte er ausweichend. „Niemand kann behaupten oder bestreiten, daß die Geister Gestorbener unter uns wandeln. Die Geschichte aller Zeiten enthält darüber viele Beispiele. Ich will Euch nur an die Hexe von Endor erinnern. Die Frage ist, wie gesagt, so wenig klar, daß man nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob unsere Phantasie oder unser Verstand als der entscheidende Richter gilt. Habt Ihr mich verstanden?“ — „Nein,“ erwiederte Mike verstimmt. „Ich wollte Ihre Meinung über die Sache wissen und Sie sprechen von der Hexe von Endor.“ — „Lieber Freund, ich muß über diese Sache erst nachdenken. Mein vorläufiger Rath aber ist: haltet Eure Zunge kurz, damit Ihr Euch und Euren Freunden Unannehmlichkeiten erspart.“

Damit entfernte sich grüßend der Arzt. „'s ist ein wackerer Mann, der Doktor Benett,“ brummte Mike, ihm nachschauend; „aber ich hab's ihm angemerkt, daß er mir nicht sagen wollte, was er dachte. Die Sache hat also ihren triftigen Grund und ich erlebe vielleicht noch den Tag, wo sich Alles aufklärt. Der Himmel weiß: es geschehen viel Schlechtigkeiten unter seiner blauen Decke!“

8. Der blinde Moore verflucht sein Kind.

Theresens Rechtfertigung durch einen allgemein so hochgeschätzten Mann, wie Doktor Benett, machte Effekt, nicht bloß auf Lady Trevanian, sondern auch auf die Schwätzerinnen im Dorfe, welche den Ruf des jungen Mädchens angetastet hatten. Darüber war Stephan Franklin ganz glücklich und bot all' seine Beredtsamkeit auf, um seinen Vater wie seine Mutter einer Verbindung zwischen ihm und Therese Moore günstig zu stimmen. „Die Ehe ist eine sehr ernste Sache, mein Sohn,“ sagte der alte Franklin. „Man weiß das nicht eher, als bis man bis an den Hals drin steckt,“ fügte er mit einem Seufzer und mit einem derben Schluck aus dem Bierglas hinzu. „Du bist noch sehr jung, denke ich.“ — „Ich zähle Vierundzwanzig, und Du warst Dreiundzwanzig alt, als Du heirathetest.“ — „Hm, das hätte vielleicht das Allerletzte sein sollen, was ich thun mußte,“ brummte der Alte für sich. „Na, Stephan, was mich anbelangt, so bin ich nicht gegen Deinen Willen. Nach Allem ist Therese Moore geschickt zu einer guten Frau.“ — „Und zu einer guten Mutter!“ ergänzte der junge Mann eifrig. — „So, hat sie Dir das gesagt?“ rief plötzlich die hinzutretende Mutter giftig. „Es gibt wohl noch andere Mädchen in Farmsfield, wie diese Therese, die keinen Penny im Vermögen besitzt, während Stephan unter den reichsten wählen kann, und Du bist nicht gescheidt, Mann, unsern Sohn in dieser albernen Neigung zu bestärken. Ich sage Dir, es ist eine Dummheit ...“ — „Weib, höre auf!“ versetzte der Alte grimmig. „Ich habe die Dummheit auch gemacht, als ich Dich nahm. Du behandelst den Jungen da, als wenn er noch ein Schulbub' und nicht vierundzwanzig Jahre alt wäre, also daß er das Recht hat, sich selber eine Frau auszusuchen, die nach seinem Geschmack ist! Du hast meine Zustimmung, Stephan!“ — „Also so weit ist es? Na, es wird Zeit, daß ich mich hinaustragen lasse auf den Friedhof, und ich wollte, es geschähe

lieber bald, damit ich's nicht mit ansehen müßte, daß unser einziger Sohn eine Bettlerin heimführt!" — „Gute Mutter, sei doch nicht so ungerecht!" bat Stephan, ihre Hand ergreifend. „Ich sage Dir, es gibt hier herum kein einziges Frauenzimmer, die so gut, so brav und so aufgeklärt wäre wie Therese Moore. Warum bist Du dagegen, Mutter? Brauchen wir Geld so nothwendig? Sollten wir nicht gerade stolz beweisen, daß wir keines durch die Frau bedürfen? Ich würde nicht ganz glücklich sein, Mutter, wenn Du's nicht auch wärst. Also gib Dein Jawort und betrachte Therese als Tochter, vorausgesetzt daß ich sie erhalte! Ich will dann nicht mehr auf die Jagd gehen, will mit dem Vater tüchtig arbeiten und hübsch bei Dir bleiben, Mutter!"

Frau Franklin konnte diesen Bitten nicht widerstehen. „Ganz unrecht hast Du nicht, Stephan!" sagte sie, noch halb trotzig, sich mit der Schürze über die Augen fahrend. „Ich sehe wohl, daß ich meinen Kopf nicht durchsetze, denn ihr seid gegen mich. Wenn ich morgen nicht Scheuertag hätte und wenn mein Kopfputz besser wäre, so wollte ich sagen, ich gehe mit zu Moore's hinüber." — „Alles ist gut hier in Farmsfield und mehr als gut!" rief der Alte, froh über diese Wendung. „Kannst Du mit Deinem Putz in die Kirche gehen, taugt er auch für's Freien! Also bleibt's dabei!" — „Ja, bitte, liebe Mutter!" fügte Stephan hinzu.

Am folgenden Tage war Therese eben damit beschäftigt, ihre Blumen in den Töpfen zu begießen, als Mary Page einen Besuch ankündigte. Therese schrak überrascht zusammen. „Es ist nicht Mr. Graham," bemerkte Mary bedeutsam, „sondern Stephan Franklin mit seiner Mutter." — „Wie, mit seiner Mutter?" rief Therese verwundert. — „Ja freilich, Miß; dieselbe ehrenwerthe Frau, welche nicht aufgehört hat, mit der Schwester des Rektors und den beiden Töchtern des Gerichtschreibers über Sie herzugehen! Soll ich Ihnen das schwarze seidene Kleid mit der Kreppgarnirung bringen? Sie müssen sich doch einer solchen Frau gegenüber in die gehörige Positur setzen!" — „Nein, nein, Mary, ich will Stephan's Mutter nicht warten lassen; mein Anzug ist gut genug!" — „Aber die Alte rauscht ganz in Seide, Miß Therese!" — „Schadet nichts! Sie kann das, denn sie ist reich, aber ich bin arm, Mary."

Therese warf einen kurzen Blick in den Spiegel, strich sich das Haar glatt und ging nach dem Besuchzimmer, wo die Frau Franklin in vollem Staate gespreizt Platz genommen hatte. Stephan hatte sich zurückgezogen, um den Erfolg der Unterredung abzuwarten. Trotz der leisen Abneigung, welche die reiche Pächtersfrau auch noch jetzt gegen Therese nicht ganz unterdrücken konnte, und trotz der schlichten dunkeln Kleidung der Letzteren mußte sie sich doch gestehen, daß sie nie ein angenehmeres Mädchen gesehen habe. „Guten Tag, mein Kind," sagte sie aufgeblasen. „Nicht wahr, mich haben Sie nicht hier erwartet?" — „In der That, Ihr Besuch hat mich überrascht, Mrs. Franklin," erwiederte Therese ruhig und nicht unfreundlich. — „Wohlan, mein Kind, ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß ich mich von der Unwahrheit der bösen Gerüchte, die man über Sie und Ihre Schwester ausgesprengt hat, überzeugt habe. Ich habe nie ein Wort davon für wahr gehalten . . ." — „Und doch haben Sie auch davon gesprochen," warf Therese traurig ein. — „Allerdings, ich habe manchmal so leichthin ein Wort mitgesagt, wenn die Andern das Aergste von Ihnen wissen wollten; aber zum Beweise, daß ich andern Sinnes geworden, will ich Ihnen mittheilen, daß ich zu Ihrer Verheirathung mit meinem Sohne gern meine Bewilligung gebe." — „O, ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, Mrs. Franklin," entgegnete Therese leicht erröthend; „aber ich kann niemals die Frau Ihres Sohnes werden." — „Wie?" stieß die Alte höchlich verwundert heraus. „Niemals seine Frau . . . die Frau Stephan's? Ist das nicht toll? Es ist die reichste Partie des Dorfes! Miß Shark guckt sich seit drei Jahren die Augen nach ihm aus dem Kopfe, und hat doch fünftausend Pfund Mitgift! Und Sie haben, wie alle Welt weiß, nicht fünfhundert Pennies! Niemals seine Frau! Wir haben nur das einzige Kind — Alles, was unser ist, erhält er, und Sie sagen: ich kann niemals seine Frau werden!" — „Nein, ich kann ihn nicht heirathen," wiederholte Therese gelassen. — „Und warum nicht, wenn ich fragen darf?" entgegnete die Alte malitiös. — „Ganz einfach deßhalb, weil ich ihn nicht liebe, Mrs. Franklin, obschon ich alle Achtung . . ." — „O, ich verstehe!" unterbrach die Alte sie erbost. „Er ist Ihnen nicht schön genug! Sie haben es lieber mit jungen Baronets und Lieutenants zu thun, natürlich! Mein Sohn ist Ihnen nicht gut genug, hm? O, beruhigen Sie sich darüber! Sie sollen ihn nun gar nicht haben! Nach Allem, was man Ihnen nachsagt und was ich glaube — hören Sie wohl? — was ich glaube und wofür ich die Beweise schaffen will, sollte mich's auch Geld über Geld kosten, ja, wofür ich die Beweise schaffen will!"

Hierauf verließ sie sprudelnd und geifernd das Zimmer, ohne sich zu verabschieden. — Therese erbebte bis in's innerste Mark. „Ich bin verloren!" flüsterte sie schmerzvoll. „Diese Frau flößt mir Furcht ein. Ah, sie geht nicht direkt nach ihrer Wohnung, sie biegt ab nach Nell Bryce's Hütte — sie will sicher die Amme meiner kleinen Nichte aufsuchen! O Schwester, Schwester, Dein Geheimniß macht mir vielen Kummer! Wenn nur Doktor Benett hier wäre, aber er kann unter drei Tagen nicht von London zurückkehren. Was kann nicht Alles geschehen während dieser drei Tage!" Sie verhüllte sich weinend das Gesicht. — „Miß Therese!" rief plötzlich leise eine männliche Stimme. Stephan Franklin stand neben ihr. „Sie weinen? Ist meine Mutter hart mit Ihnen umgegangen? Ich sah sie wie zornig das Haus verlassen." — „Sie hat mich beschimpft," entgegnete schluchzend das Mädchen, „weil ich ihr sagte, daß ich nicht Ihre Frau werden könne." — „Ich weiß es, Therese, daß Sie einen Andern lieben." — „Wie können Sie das wissen, Stephan?" — „Doch, ich weiß es. Sie lieben den Organisten Graham. Ich habe Sie Tag für Tag beobachtet; Sie zitterten, wenn Sie seinen Tritt oder seine Stimme hörten, und wurden roth, wenn er Sie leidenschaftlich ansah oder zu Ihnen sprach." — „Ja, und wenn ich es gewollt hätte, wäre ich jetzt seine Frau," versetzte Therese bitter. — „Ist's möglich? Und mich weisen Sie doch zurück, Miß Therese? Bitte, sagen Sie mir, warum wollen Sie mich nicht?" — „Weil sie Deiner unwürdig ist!" rief die zornige Stimme seiner wiedererscheinenden Mutter. — Stephan wandte sich in großer Erregung um und blickte auf die Alte mit finsterer Stirn. „Hast Du vergessen, was Du mir versprachst, Mutter?" — „Ich hatte Dir versprochen, nichts von dem, was man dieser Person nachsagt, zu glauben, wenn es albern und unwahr wäre. Jetzt aber weiß ich, daß es wahr ist, und ich habe die Beweise!" — „Die Beweise?" fragte Stephan bestürzt. „Man hat Dir Märchen aufgebunden! Ich glaube nichts davon — es sind Lügen, lauter Lügen!" — „So, Lügen? Ist das Kind, welches ihr so sprechend ähnlich sieht, nicht hier im Hause geboren? Behauptet diese Therese das Gegentheil? Ich sage, dieß Kind ist von ihr! Nell Bryce hat mir's eben gesagt. Alle Abende, so lange das Kleine bei Nell Bryce war, ist diese ehrenwerthe Dame heimlich zu ihr gekommen und hat bei dem Kinde geweint und gebetet."

Ein stöhnender Ruf ward jetzt hörbar, der Therese fast in die Kniee sinken machte. Der blinde Moore erschien allein in der Thüröffnung; er hatte, durch das ungewöhnliche Geräusch von Stimmen aufmerksam geworden, sich ohne Führung herbeigetastet. Schmerz und Groll sprachen sich in seinem bleichen Gesicht aus. Er tappte in's Zimmer und wendete den Kopf umher, als wolle er mit den erloschenen Augen die Schuldige suchen. Therese näherte sich ihm und flüsterte bebend seinen Namen. Zornvoll ergriff er sie am Arme: „Sprich, Mädchen, antworte mir!" rief er mit wildem Ausdruck. „Ist's Wahrheit, was diese Frau sagt?" — „Mein Vater!" — „Ist das Kind Dein, Unglückliche?" — „O mein Gott, mein Gott! Ich bin unschuldig!" — „So ist's von ihr, von der Gestorbenen? So war sie eine Schändliche, die mich betrog!..." — „Vater, lieber Vater!" flehte Therese, seine Kniee umfassend. „Lästere nicht die Erinnerung an Deine Tochter! . . . Es ist — mein!" — Stephan hörte kaum dieß entsetzliche Geständniß, als er verzweifelt hinausstürzte und die Cottage verließ. Seine Mutter warf noch einen verächtlichen Blick auf die Knieende und folgte dann ohne Gruß ihrem Sohne nach.

Therese ließ nicht ab, ihren Vater zu bitten, aber das gereizte Ehrgefühl des alten Soldaten kannte keine Mäßigung mehr. „Verdammt sollst Du sein, Heuchlerin — Du und Dein Kind!" schrie er ingrimmig. „Wagtest Du, mein Gebrechen zu benützen, um Schande und Entehrung über mich zu bringen? Meinst Du, ich

empfinde nichts, wenn die Leute mit Fingern auf Dich und mich zeigen, weil ich's nicht sehe? Hinaus aus dem Hause — noch heute! Du und Dein Kind! Hinaus, sage ich! Lieber will ich mir auf der Erde kriechend mit Ehren durchhelfen, als an der Seite einer Entarteten mich schämen!" — Therese hörte nichts mehr, sie war ohnmächtig zurückgesunken und von Mary Page in ihr Schlafzimmer geschleppt worden, wo das Kind Fanny's sanft schlummerte. Als sie wieder zu sich gekommen, ging Mary, um ihr eine vorläufige Wohnung auszumitteln, und fand noch in derselben Stunde „ein bescheidenes Nestchen" in der Hütte einer alten Freundin, die selber blutarm war. Dann packte Mary die Kleidungsstücke Theresens und des Kindes zusammen, holte ihre eigene Holzlade aus einem Winkel ihres Schlafkämmerchens hervor und zog, als der Abend angebrochen war, mit ihr und dem Kinde hinüber in die alte Klause, indem sie erklärte, daß sie Noth und Tod mit Therese theilen wolle. Die klatschhafte Nell Bryce hatte bereits von dem Auftritte gehört und sich ohne Zögern dem alten Adjutanten als Wirthschafterin angeboten. Aber schon am andern Morgen gab er seine Pachtung auf, verkaufte sein Mobiliar und fuhr gegen Mittag mit der in Farmsfield haltenden Diligence nach London.

„Nun sind wir allein in der Welt," sagte Therese erschüttert, als sie diese Kunde vernahm. „Ich sehne mich nach dem Tode und muß dennoch leben, leben für dieß unschuldige Kind, das mich in seinem süßen Schlummer anlächelt." Sie beugte sich leise über die Schlafende und betrachtete sie lange mit schmerzlicher Innigkeit. „Dir bringe ich das Opfer meiner Ehre, Du kleiner Engel!" flüsterte sie. „Wenn Du größer bist und mich verstehst, wirst Du mir lohnen durch Deine Liebe. O, ein holdes Kind ist werth, daß man sich ihm opfert. Lebte Deine Mutter, so würde sie ohne Zaudern für Dich in den Tod gehen; ich aber vertrete sie — warum sollte ich's weniger gern thun?"

Nachdem sie sich etwas gefaßt und ihre Habseligkeiten in dem schlichten Gemache geordnet hatte, setzte sie sich neben des Kindes Lager, nahm ihre Stickereiarbeit wieder zur Hand und arbeitete mit raschem Eifer, wobei ihr freilich mehrmals Thränen die Augen trübten. Mary Page hatte sich seit einigen Stunden zu einem Zwecke, den sie nicht nannte, entfernt. Plötzlich kam sie zurück und aus ihrem ganzen Wesen sprach große Aufregung. „Miß Therese, Miß Therese!" rief sie, „wissen Sie, was sich diese Nacht in Farmsfield zugetragen hat?" — „Was denn, Mary?" fragte das Mädchen in einiger Spannung. — „Der Rektor Standish ist gestorben und seine Schwester, diese saubere Person, ist nun eben so arm wie wir jetzt sind!" — „Ist's möglich? Ich bedaure die Aermste, denn sie ist zu alt, um sich durch Arbeit ihr Brod verdienen zu können." — „Die bedauern? Sie sind zu gut für diese Sorte, Miß Therese! Diese saubere Miß Standish und Frau Franklin haben Ihnen viel Böses zugefügt. Ohne Beide wäre das nicht geschehen, worunter Sie jetzt leiden müssen. Und der Rektor selbst war garstig mit den Armen, während er mit den Vornehmen schwelgte. Er ist im Rausche am Schlagflusse gestorben. Niemand hat ihn geliebt, so lange er lebte, und Niemand klagt um ihn, wenn es nicht seine meschante Schwester ist, die nun vermuthlich in Verlegenheit kommen wird, sich neue Hüte und seidene Kleider zu kaufen." — „Mary, Du lästerst!" — „Ueber den Satan kann man nicht lästern, Miß — und jene boshafte Klatsche war immer ein Satan in Frauengestalt. Aber ich habe noch andere gute Nachrichten!" — „Mary, Mary! nennst Du den Tod und das Elend von Menschen ‚gute Nachrichten'?" — „Na, dießmal ist's wirklich etwas Gutes in Ihrem feinen Sinne ... Doktor Benett ist bereits von seiner Reise zurückgekehrt und hat sich sogleich aufgemacht, Ihren Vater zur Rückkehr zu bewegen. Und nun noch Eins, was Ihnen wenigstens beweisen wird, Miß Therese, daß Sie noch gute Freunde hier herum haben. Geben Sie Acht, ich werde es Ihnen zeigen ... Seien Sie freundlich mit dem armen Schelm!" Sie öffnete bei diesen Worten die Thür. „Therese, arme gute Therese!" rief eine Mannesstimme, und Graham eilte in's Gemach. Er warf sich zu den Füßen der Ueberraschten. Mary hatte sich leise hinweggeschlichen. „Wissen Sie schon Alles, Mr. Graham?" fragte Therese bewegt. — „Alles, theuerste Miß, und ich beklage die Leiden, welche Ihnen Bosheit und Irrthum bereitet haben. Und nun, angebetetes Mädchen, dessen Handlungsweise mir selbst ein Räthsel ist, wage ich es noch einmal, trotz der erfahrenen Zurückweisung, Ihnen zu sagen, daß ich mit ganzer Seele der Ihrige bin!" Er warf einen Blick auf das schlafende Kind und erblaßte. „Ich fühle, daß ich mir viel zugetraut habe. Sprechen Sie ein einziges Wort! Ist dieß Kind das Ihrige und gehören Sie einem Andern? Sie sollen mich dann nie wieder sehen!" — „Nein, Charles, ich bin frei und unschuldig," antwortete Therese ruhig. — „Gott sei gelobt! Und wollen Sie nun die Meinige werden, Therese?" „O Charles, Sie würden die Schande mit mir theilen — mein Vater hat mich ver[illegible]t ..." — „Nein, ich theile das Glück mit Ihnen!" rief der Organi[illegible] und zog das Mädchen an seine Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

dann	mich	mich	krumm	bin	ring	aus	ring
du	ßen	hast	bin	sieh	als	wohl	all=
du	gibst	ich	ich	so	kannt	an	nichts
aus=	wenn	bin	be=	macht=	ruf	ein	be=
dann	bin	spruch	zu=	so	ding	such	krum=
gra=	mein	flieh'	ein	eil	zu	un=	dein
ich	ich	be	schlicht	als	kannt	mes	wo
ist	und	sinn	in	gar	du	heil	be=

Auflösung der Schachaufgabe Seite 199:

Weiß.	Schwarz.
1) D. D 2 — A 5 † . . .	1) K. C 5 — D 4 oder A.
2) T. G 6 — G 4	2) L. F 3 — E 4.
3) L. F 4 — E 5 †	3) Beliebig.
4) D. A 5 — D 5 — C 3 Schach und Matt.	

A.

1)	1) K. C 5 — C 6.
2) T. G 6 nimmt D 6 † . .	2) C 7 nimmt D 6.
3) D. A 5 — A 6 † und gibt mit dem nächsten Zuge Matt.	

Fliegende Blätter.

Guter Appetit. Es gibt Leute, die unglaublich viel essen können. Ein berühmter Ringkämpfer des Alterthums, Milo von Croton, schlug mit einem Streich einen Ochsen todt, lud ihn auf die Schultern und trug ihn im Laufe von dannen, aß ihn aber auch vollkommen auf. Der römische Kaiser Mariminus verzehrte auf einen Sitz 40—60 Pfund Fleisch und trank einen Eimer Wein dazu. Aber er war auch so stark, daß er mit einer Hand einen schwer beladenen Wagen von der Stelle zog und mit einem einzigen Streiche einem Pferde alle Zähne in den Rachen schlug. Ein französischer Erzbischof, Renaud de Beaune, hatte einen nicht minder gewaltigen Hunger. Kaum hatte er Nachts vier Stunden geschlafen, so mußte er aufstehen, um zu essen. Morgens um vier Uhr folgte die zweite Mahlzeit, um acht Uhr das Frühstück, um zwölf Uhr das eigentliche Mittagsmahl. Um vier Uhr war wieder ein kräftiger Imbiß nöthig, später folgte das Abendessen und unmittelbar vor Schlafengehen noch eine siebente Mahlzeit. Dabei war der fromme Mann munter, gesund und fleißig im Amt; nur hatte er das Unglück, daß sein starker Hunger ihn Nachts zweimal weckte, und daß er bei Tage, um nicht noch hungeriger zu werden, nicht spazieren gehen durfte.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.
№ 20.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Oben an der Treppe war eine breite Flügelthür. Das ganze Haus sah überhaupt ordentlich vornehm aus und hätte mit seiner innern Einrichtung eben so gut in einer großen Residenz liegen können — und als der alte Eckardt die Thüre öffnete, fand sich Reischbach, fast verlegen, einer ziemlich großen Gesellschaft von Herren und Damen gegenüber, die theils um die Tische zerstreut saßen, theils im Zimmer auf- und abgingen.

Gerade an der Thür vorüber schritt ein stattlicher hoher Mann in einem Jagdwamms mit hohen ledernen Kollerstiefeln, einen Hirschfänger an der Seite, während auf einem der kleinen Tische rechts ein breitkrämpiger grauer Hut mit Birkhahnfedern darauf, ein paar große Stulpenhandschuhe und ein Hüfthorn lagen. Er drehte sich rasch um, als die Thür aufging, als ob er Jemanden erwarte, und Reischbach sah in ein bleiches, aber edles Gesicht, mit langem schwarzem Schnurr- und Knebelbart und dunklen blitzenden Augen — das mußte der Hackelnberg sein, und mit lauter, unerschrockener Stimme sagte er sein „Waidmanns Heil! Ihr Herren und Damen!"

„Hallo!" rief der wilde Jäger, auf dem Absatz herumfahrend — „wen haben wir da? Waidmanns Heil, Gesell! Wo kommst Du her?"

„Von droben, mit Verlaub," erwiederte Reischbach, „und wollte mich auch der Gesellschaft nicht aufdrängen, aber die freundliche Einladung der Dame da drüben —"

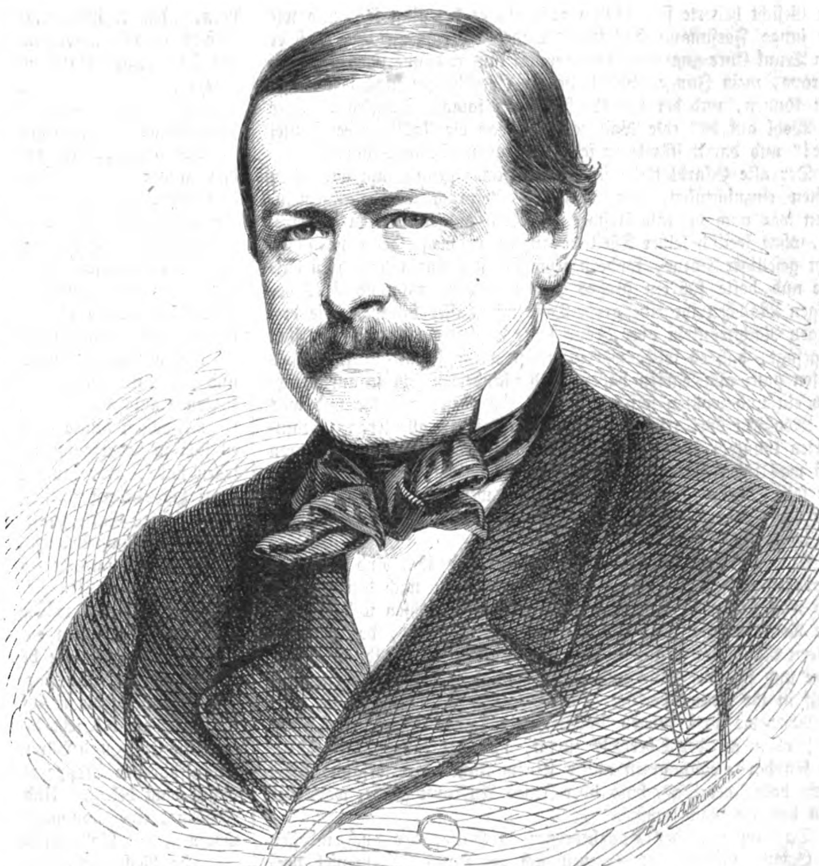
„Nur keine lange Entschuldigung!" lachte Fräulein Berchta, die am Fenster saß und an einem großen Jagdnetz zu flechten schien, indem sie ihre Arbeit bei Seite warf und auf ihn zutrat — „seid willkommen, Ihr findet hier lauter gute Freunde."

„Spielst Du L'hombre?" frug der Hackelnberg.

„Das thut mir leid, nein," sagte Bernhard; „weiter nichts als deutsch Solo —"

„Das soll der Teufel holen!" brummte der wilde Jäger ärgerlich, „und der verdammte Hans Jagenteufel verpaßt heute seine Partie und ich möchte meinen Hals verwetten, der alberne Narr kann wieder einmal seinen Kopf nicht finden."

„Seinen Kopf?" sagte Reischbach verwundert.



Max v. Forkenbeck, erster Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses. Von G. Kühn. (S. 232.)

„Na natürlich, weil er die dumme Gewohnheit hat, ihn unter dem Arm zu tragen. Wenn er ihn dann einmal ablegt, vergißt er immer, wo?"

„Das ist recht gut," sagte eine alte würdige Frau, die jetzt auch auf Reischbach zukam und ihm freundlich zunickte, „daß Ihr einmal um Euer häßliches Spiel kommt und Euch der Gesellschaft widmen könnt; es gibt so nur immer Zank und Streit dabei."

„Bah, Gesellschaft widmen!" knurrte ein anderer, baumlanger Gesell, auch in Jägertracht, aber mit wirrem Haar und Bart und tückisch blitzenden Augen; „das ewige Schwatzen und Klatschen bekommt man auch am Ende satt — Eckardt, schafft wenigstens Wein her, daß wir die Gurgeln näßen können."

„Aber vorher muß ich unserem jungen Gast doch wenigstens die Gesellschaft vorstellen," sagte Fräulein Berchta, „damit er weiß, bei wem er sich befindet."

„Wir wissen ja selber noch nicht einmal, wie er heißt," knurrte der Alte wieder.

„Bernhard Reischbach, Forstgehülfe aus dem Spessart," sagte der junge Jäger, sich selber vorstellend.

„Allen Respekt!" lachte der wilde Jäger — „nun denn, ich bin Graf Hackelnberg, um mich gleich zu beseitigen, das da Fräulein Berchta, Frau Holle hier — das hier der wilde Ebersberger, ein getreuer Jagdgenosse."

„O, werdet nicht langweilig, oder ich geh' meiner Wege," knurrte dieser. „He, da kommt Wein! Eingeschenkt, Eckardt! So recht — hier, Herr Forstgehülfe, nehmt einmal den Humpen da und thut Bescheid. Könnt Ihr trinken?"

„Sollt' es denken," lächelte dieser, den riesigen Römer in die Hand nehmend. „Also Ihr Wohl, meine Damen und Herren!" und da ihm die Zunge ordentlich am Gaumen klebte, leerte er das ganze Gefäß auch auf einen tüchtigen Zug.

Der Graf Hackelnberg hatte ihn scharf im Auge behalten, aber sein Gesicht heiterte sich sichtlich auf, als er den Zug sah, und wie der junge Forstmann das Glas umdrehte, zum Zeichen, daß er dem Trunk Ehre angethan, schrie er mit lauter, donnernder Stimme: „Bravo, mein Junge, das hätte der Ebersberger nicht besser machen können, und der hat ebenfalls eine famose Saugkraft. Hier ein Wohl auf das edle Waidwerk und daß die Aasjäger der Teufel hole!" und damit stürzte er seinen Humpen ebenfalls hinab.

Der alte Eckardt hatte jetzt kaum Hände genug, um nach allen Seiten einzuschenken, und auch das Gespräch wurde allgemein. Eben war auch die alte Urschel mit ihren jungen Damen eingetreten, ohne freilich selber Theil daran zu nehmen, denn sie schien nicht geselliger Natur, sondern setzte sich still und mürrisch in eine Ecke und holte sich ein großes Spinnrad vor, während eines der jungen Mädchen ihr eine große Tasse mit Kaffee brachte. Die drei jungen Nachtfräulein aber, denn seine Begleiterin Marie hatte ihm ja gesagt, daß es solche wären, schienen ihr scheues verschlossenes Wesen ganz abgelegt zu haben, und plauderten jetzt so auf Reischbach ein und wollten wissen, wie es „da oben" aussähe und was die Menschen dort trieben, daß er ihnen kaum alle Fragen beantworten konnte. Und wie hübsch — wie wunderhübsch sie waren und was für tiefblaue, treue Augen sie hatten — aber so hübsch wie seine Marie schienen sie doch nicht, wenn sie auch viel edler und vornehmer auftraten und weiße, außerordentlich feine Gewänder trugen.

Auch Fräulein Berchta plauderte viel mit ihm und frug ihn besonders nach dem jetzigen Wildstand da oben, nach den Hirschen und was sie „auf" hätten, nach den Bären, Luchsen und Wölfen, und wollte es gar nicht glauben, als er ihr sagte, daß von den letztern Raubthieren gar nichts mehr droben im Wald zu finden wäre und sich nur dann und wann einmal vielleicht ein einzelner Wolf in ihr Revier verlöre.

Aber die drei jungen Nachtfräulein kamen immer wieder auf die Moden an der Oberwelt zurück, und der junge Forstgehülfe, der sich darin vollkommen außer seinem Fahrwasser befand, sollte ihnen bald über Das, bald über Jenes Auskunft geben, wovon er nicht das Geringste wußte.

Da kam ihm der Hackelnberger zu Hülfe, der auch indessen die Geduld verloren hatte, weil sich der Hans Jagenteufel noch immer nicht zu seiner L'hombrepartie einstellte, und mit der Faust auf den Tisch schlagend rief er aus: „Nun hört, zum Donnerwetter, einmal mit eurem Geklatsch auf; was weiß denn der Jägersmann von euren Felbeln und Stößen und Krinolinen und wie der Unsinn aller heißt. Komm', mein Herr Forstgehülfe, ich will Dir einmal meine Kneipe zeigen, da wirst Du Dich besser amüsiren — ich habe eine famose Sammlung drüben und ein paar Rehbocksgehörne dabei, gegen die der alte Bock da oben wie ein Spießer aussieht."

„Wirklich?" rief Reischbach, während Fräulein Berchta höhnisch lachte; aber der Ebersberger rief:

„Das ist recht, da geh' ich auch mit — ich habe neulich mit dem Hans Jagenteufel gewettet, daß der eine Sechsundzwanzig-Ender mit der Schaufel auf der linken Stange ein Ungerader wäre, und kann mich da gleich selber überzeugen."

„Die hast Du verloren," lachte der Hackelnberger, indem er sein Hüfthorn umwarf, seinen Hut aufsetzte und seine Handschuhe anzog. „Das ist ein voller, sogar noch mit einem Auswuchs an der rechten Stange, den man recht gut hätte einfeilen und einen ungeraden Achtundzwanziger daraus machen können."

Reischbach hatte auch seinen Hut aufgegriffen; denn daß ihn der wilde Jäger einlud, mit in sein Haus hinüber zu kommen, war ihm ganz recht. Wie er ihm aber eben folgen wollte, sah er, daß der alte Eckardt an der Thür stand und ihm heimlich zuwinkte, nicht mitzugehen. Erstaunt blickte er ihn an, der Hackelnberg aber, der die Bewegung ebenfalls bemerkt haben mußte, warf ihm einen zornigen Blick zu und rief: „Na, jetzt lasse die albernen alten Geschichten; ich werd' ihn nicht beißen, und wenn er Furcht hat, kann er ja ruhig dableiben."

„Furcht?" lachte Reischbach, „wovor soll ich Furcht haben? Ich will Niemanden hier schädigen und hoffe eben so freundlich behandelt zu werden."

„Es ist eine alte Angewohnheit von ihm," lachte der Hackelnberg, „daß er immer mit dem Kopf schüttelt und ein bedenkliches Gesicht schneidet. Kommt, es wird sonst zu spät — und wenn der Hans Jagenteufel noch eintreffen sollte, so laßt mich's wissen, Eckardt."

„Ach, heute gibt's doch keine Partie mehr," brummte der Ebersberger, — „ich gehe auch mit! Vorwärts marsch!"

Der Hackelnberg, von dem Ebersberger dicht gefolgt, verließ das Zimmer und Reischbach schloß sich ihnen an. Unten im Vorsaal aber, ehe sie die Thür verließen, sah er Marie stehen, die ihm verstohlen, aber ängstlich mit der Hand winkte, nicht zu gehen. Reischbach zögerte jetzt wirklich unschlüssig einen Moment, aber der wilde Jäger mußte das auch bemerkt haben, denn rasch und zornig wandte er sich gegen das junge Mädchen, das sich scheu vor den funkelnden Augen des Wilden in eine Kammer zurückzog und nicht wieder zum Vorschein kam.

Im nächsten Moment befanden sie sich draußen auf der Straße und sahen sich auch schon dem mit Geweihen und Jagdschmuck gezierten Hause Hackelnberg's gegenüber.

Reischbach blickte allerdings erstaunt umher, denn vorher war es ihm so vorgekommen, als ob das Haus viel weiter abseits gelegen habe, aber lange Zeit zum Ueberlegen blieb ihm doch nicht. Graf Hackelnberg schritt rasch über die Straße hinüber und stieß einen kleinen Gartenzaun auf, der von kläffenden, heulenden Rüden ordentlich wimmelte. Das war auch ein Springen und Bellen und Winseln, als sie ihren Herrn kommen sahen, und nur gegen den Fremden wollten sie anknurren und ihn nicht vorüberlassen; aber ein Pfiff des wilden Jägers trieb sie alle scheu zurück, und jetzt öffnete sich ihnen die niedere Thür des kleinen Gebäudes und der junge Forstgehülfe betrat hier eine vollkommen neue Welt.

Schon die Hausflur zeigte die Jägerwohnung. Da hingen Seite an Seite die riesigsten herrlichsten Geweihe von Hirschen, wie sie Reischbach bis jetzt kaum für möglich gehalten hatte, dann ausgestopfte Eber- und Bärenköpfe, und die ganze in den oberen Stock hinaufführende Treppe war mit Wolfs- und Luchspelzen statt Teppichen dicht belegt. Und jetzt erst oben die abnormen Geweihe und Gehörne, eine Sammlung, von denen jedes einzelne Stück an der Oberwelt mit Gold aufgewogen worden wäre.

„He, Reischbach!" lachte da der Hackelnberg, indem er sich nach seinem Begleiter umwandte und auf die eine Wand deutete, an

der nur Rehbocksgehörne hingen, „das da sind andere Kerle gewesen, als euer Bock oben im Wald, wie? — Seht Euch einmal die Drei da an.“

„Aber das sind doch keine Rehbocksgehörne!“ rief der Jäger ordentlich erschreckt aus, als er die riesigen Stangen sah.

„Waren es nicht?“ lachte der Hackelnberg — „ich habe sie aber alle zu meiner Zeit selber geschossen. Nehmt Euch eines zum Andenken mit.“

„Von den Gehörnen?“

„Gewiß; da könnt Ihr Staat mit machen, und ein besseres hat Niemand bei Euch da droben; kommt auch nicht mehr vor. Da drin hängen noch die Armbrüste, die wir damals geführt, denn da waren noch nicht die Knallgewehre erfunden, mit denen man jetzt einen Lärm im Walde macht, daß man es meilenweit hören kann. Nehmt Euch nur das Gehörn, wenn's Euch Spaß macht, zum Andenken an den Hackelnberg.“

„Tausend Dank denn!“ rief Reischbach erfreut, und es wurde ihm ordentlich die Wahl zwischen den drei prachtvollen Geweihen schwer. Aber er zögerte doch nicht lange, nahm das ihm nächste von der Wand und folgte dem Grafen dann in das Nachbarzimmer, in seine „Gewehrkammer“, wie er es nannte, wo malerisch geordnet Unmassen von Armbrüsten, Saufedern, Hirschfängern, Bärenspießen und allen möglichen anderen alten Waffen an den Wänden geordnet waren.

Da plötzlich schlug eine Glocke an — zwölf dumpfe, schauerliche Schläge, und der Ebersberger griff seinen Hut auf und stürmte die Treppe hinunter.

„Hallo!“ rief der Hackelnberg, „ist's schon Zeit? — Also bis nachher, Reischbach — aber kommt lieber mit, daß Euch die Hunde kein Leides thun, denn wenn ich nicht bei ihnen bin, sind die Bestien rein des Teufels. — Macht schnell, wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, und nehmt das Gehörn in Acht.“

Mit langen Sätzen flog er die Treppe hinab und aus dem Haus, und Reischbach ließ sich die Warnung nicht umsonst gesagt sein, sondern blieb ihm dicht auf den Hacken.

Unten umtobten die Hunde aber schon ein paar gesattelte Pferde, auf die sich der Hackelnberg und der Ebersberger warfen. Fräulein Berchta kam ebenfalls in voller Carrière die Straße herunter, und fort ging die Hetze, daß die Funken aus den Steinen herausschlugen.

Reischbach sah ihnen noch verwundert nach, als plötzlich Jemand seine Hand ergriff und plötzlich wieder Marie neben ihm stand und ängstlich rief: „Fort! fort! es ist die höchste Zeit — komm' mit mir — o ich bat Dich doch, nicht mit dem wilden Jäger zu gehen.“

„Aber, Schatz!“ sagte Reischbach — „er hat mir ja nichts zu Leide gethan.“

„Komm' nur mit!“ bat die Maid; „mir darfst Du folgen, ich meine es gut mit Dir.“

„Und wohin?“

„Wieder hinaus zu den Deinen — wenn sie zurückkehren, bist Du verloren.“

„Aber er war so freundlich und hat mir auch —“

„Du kennst sie nicht,“ drängte aber das Mädchen, indem sie ihn die Straße entlang zog, daß er ihr kaum folgen konnte — „wenn sie dazu aufgelegt sind, ist ihnen Alles Wild, was vorkommt. Aber ich denke, wir erreichen die Grotte noch, ehe sie zurückkehren können.“

„Wo will der hin?“ fragte plötzlich eine rauhe Stimme, und eine wilde Gestalt, auch in altem Jagdkostüm, aber einen Bärenspieß in der Hand und zu Fuß stand vor ihnen, und zwar gerade an der Stelle, wo der Weg wieder in den schmalen Gang hineinführte.

„Nun wieder nach Haus, Kamerad!“ erwiederte dießmal Reischbach selber, während Marie ihn ängstlich am Rock zupfte — „ich war zum Besuch hier unten.“

„So, mein Bursche!“ sagte der wilde Gesell, indem er sich seinen etwas schief sitzenden Kopf wieder zurecht rückte, „und darfst Du denn das?“

„Ja, Herr von Jagenteufel!“ erwiederte da Marie — „er darf; er nimmt ja nichts mit fort.“

„Wirklich?“ rief der fremde Jäger, „und wo hat er das Rehbocksgehörne her? Hol' mich der Teufel, das ist ja aus der Sammlung des Hackelnbergers!“

„Und von dem habe ich es auch geschenkt bekommen,“ sagte Reischbach trotzig.

„O, wirf es fort, wirf es fort!“ flüsterte ihm das Mädchen bittend zu — „Du darfst nichts mitnehmen.“

„Das wollen wir doch bald erfahren, ob er es Dir wirklich geschenkt hat, mein Bursche!“ lachte da der Fremde, indem er ein kleines Horn an die Lippen setzte und einen schrillen Ton darauf blies.

„Fort! fort!“ rief aber das Mädchen, indem sie Bernhard am Arm faßte und mit sich in den Gang hineinriß. „Das ist das Signal für die wilde Jagd — wenn sie uns einholen, sind wir Beide verloren!“

Im nächsten Moment flohen sie durch den jetzt vollkommen dunklen Gang, und Reischbach schien es, als ob er gar kein Ende nehmen wolle. Da hörte er plötzlich ein fernes, wunderliches Geräusch.

„Horch!“ rief das Mädchen in Todesangst — „sie kommen! — o, kannst Du denn nicht schneller laufen?“

„Ich weiß nicht!“ erwiederte der junge Forstgehülfe, „sonst bin ich flüchtig wie ein Reh, aber jetzt ist es mir, als ob ich die Füße gar nicht vom Boden bringen könnte — sie sind mir so schwer wie Blei.“

„O wirf das Gehörn fort! Du darfst nichts mitnehmen.“

„Bah, der Hackelnberg hat mir's geschenkt — haben wir denn noch weit?“

„Da kommen sie! Da kommen sie!“ rief das Mädchen, und plötzlich erschallte das Gewölbe von einem grausigen, furchtbaren Lärm — Hörnerschall, Peitschenknall, Rüdengebell und Geheul, das Hussah der Jäger, und nun flog ein rother, glühender Feuerschein durch die Dunkelheit.

„Das ist die Tut-Osel!“ schrie Marie, und Bernhard sah, wie die Eule mit feuersprühenden Schwingen sie eingeholt hatte und mit den Flügeln nach ihnen schlug. Jetzt donnerte das Gestampf der Hufen heran — jetzt hörten sie das Geklatsch und Geheul der Meute dicht hinter sich, um sich her. „Hussah!“ hörte er Fräulein Berchta's Stimme — „Hussah! faßt den Burschen da vorn! reißt ihn nieder — er trägt Beute hinweg! Hussah — hussah!“

Reischbach wandte sich und riß den Hirschfänger aus der Scheide, um sich gegen die Wüthenden zu vertheidigen — umsonst — wie Glas knickte er beim ersten geführten Schlag dicht am Hefte ab, und über ihn hin in wilder, stürmender Flucht ging die Jagd.

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebfrauenkirche von Walcourt.

Von

B. Norbert.

(Bild S. 233.)

An den Ufern der Heure, zwischen Sambre und Maas, liegt auf einem hohen, schwer zugänglichen Felsen das kleine Städtchen Walcourt, dessen Ursprung in die Zeit der salischen Franken hinaufreicht. Oftmals von brennenden und sengenden Kriegerhorden heimgesucht und von den verschiedensten Herren annexirt, ist es heutzutage zu großer Unbedeutenheit herabgesunken, aber seine Kirche, welche im Zeitalter der Blüte des Spitzbogenstyls neu restaurirt und umgebaut ward, ist noch heute ein berühmter Wallfahrtsort. Obgleich von den Calvinisten im Jahre 1568 verwüstet und 1689 von den Franzosen angezündet, ist die Kirche immerhin ein imposanter Bau inmitten von Ruinen, grünen Weinbergen und niedrigen Hütten. Beim Eintritt in die Kirche fesselt unser Auge sogleich die prachtvolle Chorbühne, die den Charakter des Spitzbogenstyls bereits mit dem der Renaissance vermischt: die Wahl historischer Statuetten, die Medaillons, die mit gothischer Spitzenarbeit vermischten Säulen, alles das deutet bereits auf den Uebergang und bietet ein interessantes Muster dieser kurzen Epoche. Die Kirche verdient deßhalb wohl einen Besuch. Die meisten Besucher sind

jedoch Pilger, welche — zu zwanzigtausend jährlich — die Statue Unserer Liebfrauen von Walcourt besuchen, ein altes Holzbild, das von dem heiligen Maternus geschnitzt sein soll, der nach der Legende die heilige Jungfrau noch vor ihrer Himmelfahrt gesehen hat.

Berliner Skizzen.

Von

Schmidt-Weißenfels.

I.

Im preußischen Abgeordnetenhause.

(Bild S. 229.)

Der Teufel hat nur zu oft sein Spiel! König Friedrich Wilhelm IV., der kein Blatt Papier zwischen sich und seinem Volke dulden wollte, mußte Preußen eine konstitutionelle Verfassung aufschreiben, und sein königlicher Bruder, der als Prinz nichts von Konstitution wissen wollte, mußte als König mit ihr regieren. Die Presse genießt auch heute noch keiner wünschenswerthen Freiheit, aber das alte Censurgericht ist nicht mehr. Horribile dictu! aus den ehemaligen Räumen desselben sind die Bureaux des preußischen Abgeordnetenhauses gemacht worden, und wo sonst die Censoren liberale Gedanken todtstrichen, wird jetzt für die unausstehlichste Redefreiheit gearbeitet. Umringt von diesen Bureaux, von einer Restauration, dem Lesezimmer und Korridoren liegt der Sitzungssaal „hinten auf dem Hof", gleich einem römischen Atrium, zum Theil überdeckt mit einem Glasdach. Von zwei Seiten werfen außerdem hohe Fenster Licht in dieß längliche Viereck. Die Wände, sowie der Charakter der Drapirung sind verschossen purpurn gehalten: überall zeigt sich das Provisorische des ganzen Baues, den Manteuffel 1848 errichten ließ, damit er höchstens für zwölf Jahre genüge und der nun — ja, der Teufel hat sein Spiel! — schon achtzehn Jahre hat herhalten müssen. Aus allen Ecken „zieht's" hier, und seit Jahren jammern die Abgeordneten über den qualvollen Aufenthalt in diesem Hause; aber die Regierung denkt: Mögen sie sich Schnupfen und Krankheit aller Art holen, sie ärgern uns auch genug und kommen doch immer wieder!

Das Innere des Saales ist elegant kahl; nur eine Uhr hängt an einer Wand. Auf drei Seiten sind in der Mitte der Höhe die Tribünen angebracht, von denen nur eine der schmalen Seite dem hochverehrten Publikum überlassen ist. Die übrigen sind dem Hof, den Diplomaten, den Gästen der Abgeordneten, denen der Ministerien, dem Herrenhause und den Journalisten eingeräumt, welche pfiffiger Weise die kleinste, genirteste und vernachlässigtste erhalten haben, wo man so wenig wie möglich hört. Der untere Raum des Saales ist von den Bänken für die Abgeordneten gefüllt. Sie haben Rohrsitze zum Auf- und Niederklappen und schmale gepolsterte Lehnen, mit rothem Tuch bezogen. Vor jedem Martersitz, an der Rücklehne der vorderen Bank (wo solche sind), befindet sich eine kleine Platte, als Pult zu gebrauchen.

Die Aufstellung dieser Bänke ist nach der parlamentarischen Ordnung erfolgt. Die mittleren sind in Form eines Hufeisens gebracht worden, welches quer in den Saal gelegt ist. Der Rücken desselben lehnt sich an eine niedere, längere Estrade, mit einem Gitter umgeben und in der Mitte der tribünenfreien Wand errichtet. Diese Estrade ist die sogenannte Ministerbank. Die beiden Flügel des Hufeisens ziehen sich bis mitten in den Saalraum und alle Sitze desselben bilden das Centrum.

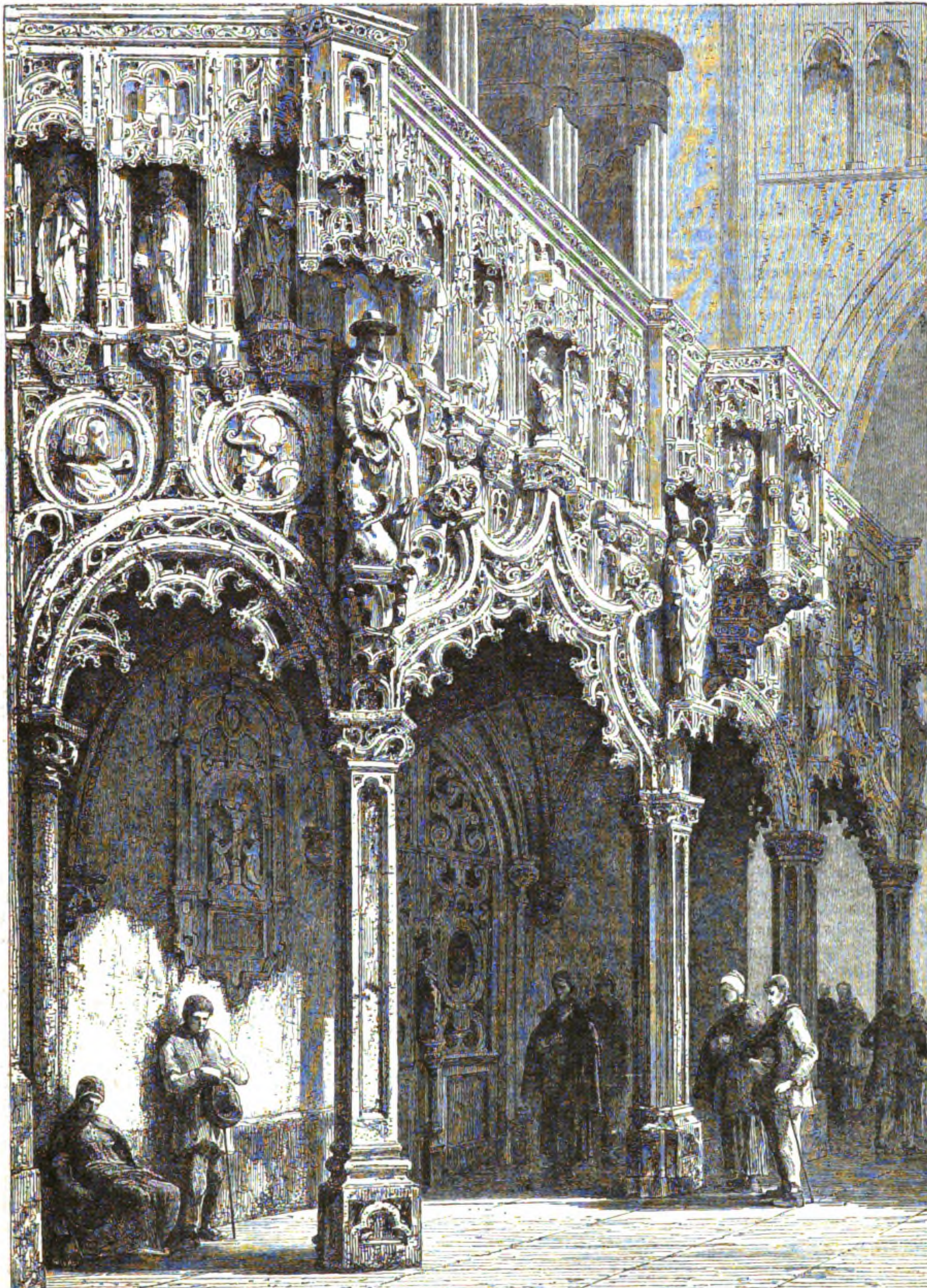
Quer vor der offenen Seite des Hufeisens, an der den Ministerplätzen gegenüberstehenden Wand und unter der Journalistentribüne, ist das Präsidialbureau auf einer höchsten Estrade. Den obersten Sitz daselbst hat der Präsident; zu seinen beiden Seiten sitzen die Schriftführer. Vor dieser Estrade ist ein kleines Katheder, welches die Rednerbühne vorstellt, und vor dieser wieder, mitten im Saal und in dem offenen Raum des Hufeisens, stehen die Tische für die Stenographen. Zu beiden Seiten dieses Mittelraumes befinden sich die übrigen Bänke; sie sind kurz, meist zu fünf Plätzen und durch drei die Länge durchschneidende Gänge wie in Treffen aufgestellt. Die ganze Seite rechts vom Präsidenten heißt die Rechte, die links von ihm die Linke.

Nicht mehr als billig, daß man seinen Blick zuerst auf den Abgeordneten richtet, der am höchsten sitzt. Es ist dieß der erwählte Präsident, Herr von Forkenbeck, ein Mann in dem jugendlich-kräftigsten Mannesalter mit blühendem, intelligentem Gesicht, einer energischen Haltung und weltmännisch-juristischem Ausdruck der Sprache. Als ein Mitglied der Fortschrittspartei gehörte er während des Verfassungsstreites zu den entschiedensten Gegnern des Ministeriums Bismarck; aber wie einschneidend, ja leidenschaftlich der Charakter seiner Reden auch war, immer konnten sie in ihrer saubern Form und in dem gewählten Ausdruck der Worte als Musterstücke gelten. Eine ganz vorzügliche Kraft war er dabei noch in den Kommissionen, sowohl durch die Lust zur Arbeit, wie auch durch die staatsmännischen Talente, die ihm zu Gebote standen, und namentlich in der so viel durchkämpften Militärfrage der Regierung imponirten. Da nun der alte, wackere Grabow, der einmal eine persona ingrata bei Hofe geworden war, eine Wiederwahl als Präsident für die letzte Session ablehnte, um die Verständigungsbestrebungen von beiden Seiten nicht zu hemmen, so siegte in dem heißen Wahlkampf die Linke mit Herrn von Forkenbeck. Der entschlossene Oppositionsmann zeigte binnen wenigen Wochen, wie gewachsen er seinem Amte sei, wie fest er die Zügel in Händen hatte, wie unparteiisch er die Leitung der Debatten übte, und wie er dabei der Präsidentschaft des Abgeordnetenhauses eine aristokratische Repräsentation zu verleihen wußte. Die Regierung gewann fast eine zarte Neigung zu diesem Demokraten, dessen Ausgleichstalenten sie die Verständigung mit dem Abgeordnetenhause in den wichtigsten Fragen über alles Erwarten leicht verdankte.

Auf der Rechten des Hauses sitzen seit langer Zeit einmal wieder die Konservativen in stattlicher Anzahl, 140 Köpfe stark. Ein preußischer Konservativer ist ein gar leicht zu bezeichnendes Wesen; meist erfüllt ihn nur der loyale Diensteifer, und er will, was die Regierung will, wenn der König mit dieser zufrieden ist; er wünscht und liebt keine Opposition, kein Räsonniren, sondern, hat er sich auch mit der Einrichtung des konstitutionellen Staatswesens schon befreundet, hält er Gehorchen für eine bürgerliche Pflicht, wenn auch dem Adel darin wegen seiner privilegirten Geburt Ausnahmen gestattet sein sollen. Die Plutokratie, der reichgewordene, ehrgeizige Bourgeois ist ihm ein Gräuel; dann der Demokrat, den er noch immer als eine Art Monstrum betrachtet; aber vor Republikanern hat er Respekt, und sie wären ihm die politisch reifsten Leute, wenn es eben keine Konservative gäbe. Ergebenste Landrath- und Beamtengesinnung ist seine politische Farbe, und er verträgt es mit seinem konservativen Gewissen, daß annexirt, daß das legitime Fürstenthum radikal geschädigt, daß allen alten konservativen Tendenzen, von den Wuchergesetzen an bis zu den Schutzzöllen, der Garaus gemacht wird. Wenn nur Preußen dabei gut fährt, das ist ihm doch schließlich die Hauptsache. Nur eine kleine Fraktion, deren Vertretung aber dem Herrenhause überlassen ist, repräsentirt die eigentlich konservativ-feudale Richtung, das selbstbewußte, trotzige Junkerthum, welches alle Neuerungen und modernen Staatskünste gründlich haßt, aber wegen des tiefsten Loyalitätsmusters öffentlich nur stets beklagt. Im Abgeordnetenhause ist dieß Junkerthum vielleicht nur durch Herrn von Blankenburg vertreten, einem echten stockpreußischen Ritter, der früher einmal geistreich war, aber lange schon nicht viel mehr ist, als der liebe Bekannte, welcher glaubt, den Demokraten hin und wieder seinen Spott bezeigen zu müssen. Der Abgeordnete Wagener gar, einst als Redakteur der 1848 gegründeten Kreuzzeitung der erste Organisator der konservativen, richtiger einer reaktionären Partei, dann ihr rührigster und für den Tagesbedarf genügend talentvoller Führer, ist seit seiner Ernennung zum Geheimen Regierungsrath im letzten Jahre nichts weiter mehr als ein, nun als ein — Geheimer Regierungsrath, der seinen Herrn verherrlicht. Selbst ein Gerlach, obgleich eine Don-Quixote-Natur, hat auf sich und konservative Grundsätze mehr gehalten, als diese in sich aufgelösten Führer der Konservativen.

Einträchtig mit diesen, heut als reine Gouvernementsnaturen zu bezeichnenden Konservativen, sitzen die Liberalen, von dem recht-

haberischen Altliberalismus Georg von Vincke's an bis zu dem linken Centrumsinn Grabow's und Gneist's vertreten. Hier sitzen lauter Staatsmänner oder solche, die sich dergleichen dünken, Schönredner, edle und doch meist weiche Gefühlsnaturen, die in politischen



Die Chorbühne in der Liebfrauenkirche zu Walcourt. Von F. Stroobant. (S. 231.)

Stürmen verzagen, oder aber Manche, die gleich den Girondisten mit dem Freiheitsgesang auf den Lippen ihr Haupt auf den Block legen würden. Da ist der sehr querköpfige, rechthaberische, schulmeisterliche Georg von Vincke, der nach manchen Epochen des Glücks

ein halbabgethaner, griesgrämiger Schelter geworden ist; da der brave Bonhomme Grabow; der edle, für die Freiheit von Allen am Meisten enthusiasmirte Simson, der gut pommer'sche, gut meinende Graf von Schwerin, der jüngst vor dem goldenen Kalb des Erfolges pater peccavi wegen seiner Opposition sagte; dann der sehr selbstgefällige Staatsrechtsdoktrinär Professor Gneist, der Typus eines parlamentarischen Professors; dann der frühere General Stavenhagen, der mehr mit Mienen, denn mit Thaten liberal ist; der zähe, erprobte, stille und weggemaßregelte Herr v. Bockum-Dolffs, der seinem König vor Allem ergebene und mit ihm auferzogene Freiherr von Vincke-Olbendorf und der kleine, joviale Präsident Lette.

Im Hufeisen-Centrum selbst haben sich seit Alters her die Katholiken als eigene Fraktion behauptet, die halb reaktionäre, halb liberale Nebengedanken verfolgen. Ihr Chef ist der Obertribunalrath Reichensperger, eine durchaus parlamentarisch geglättete und erfahrene Natur, ein Mann, der früher zu den glänzenden Rednern gehörte, längst aber an Breite und Verzwicktheit leidet und selten mit seinen sehr eindringlich vorgetragenen Ansichten Glück macht.

Die ganze linke Seite des Hauses bildet die in Trümmer gerathende Fortschrittspartei, ein Gemisch von Radikalen, Demokraten, prononzirteren Liberalen und Gelegenheitspolitikern, welches unter dem letzten Stoß der Ereignisse sich in eine Art Urbrei aufzulösen beginnt. Die Fortschrittspartei hat das Verdienst, in dem Kampf der letzten Jahre energisch für die Rechte des Volkes gestritten zu haben; aber für regierungsfähig kann man sie schon deßwegen nicht halten, weil sie mit wenigen Ausnahmen gar keine staatsmännisch gebildeten Kapazitäten hat. Ihre Führer sind des Opponirens so gewohnt, daß sie selbst keine Opposition vertragen würden. Den Stamm bildet durchaus das Bourgeoisthum, welches die Rechte des Volkes im Munde führt und darunter doch nur seine Rechte und seinen Vortheil versteht. Es ist deßhalb viel, viel Phrase dort vertreten, welche erzliberal kokettirt und der man nicht über den Weg trauen darf; es ist auch viel Egoismus, viel Beschränktheit und persönliche Eitelkeit da, die der Sache nicht über hohle Worte hinaus dienen würden. Doch auch Mannesmuth, Treue, Ehrlichkeit und deutscher Patriotismus gegenüber dem stockpreußischen ist hier in glänzenden Exemplaren vertreten, und in dieser Hinsicht muß man den idealistischen Republikaner Johann Jakoby, den schlicht und recht von der Leber sprechenden Waldeck, den unerschrockenen Demokraten Freiherrn von Hoverbeck, und den alten, knorrigen Westphalen Harkort nennen. Von den übrigen hervorragenden Mitgliedern dieses Berges sind der bitter-ironische Virchow, der staatsmännisch geklärte Twesten, der Arbeiterfreund und Stifter des Genossenschaftswesens Schulze-Delitzsch, der schönrednerische und für die deutsche Einigkeit begeisterte Dr. Löwe, einstmals Präsident des deutschen Parlaments, der bissige Herr von Hennig, der Rheinländer Dr. Becker und der leidenschaftliche Assessor Jung die bekanntesten.

Auch eine besondere kleine Fraktion von Volkswirthen sitzt auf dieser Seite. Sie zeichnet sich durch eine Art Vornehmthuerei aus, wie man dieß bei Volkswirthen gewöhnlich findet, die glauben, sie besäßen den Stein der Weisen. Eine gediegene Kraft darunter ist Dr. Michaelis, Mitredakteur der Nationalzeitung.

Noch eine stumme, düstere Fraktion sitzt hier in eine Ecke gedrängt: es sind die Polen, die nur kommen, um zu protestiren und um sich der Abstimmungen zu enthalten. Sie glauben noch immer an eine Wiederauferstehung Polens und an einen polnischen Reichstag, in dem sie reden und stimmen können.

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

J. Ristori.

8. Der Juwelier der Porta del Po.

Die absolute Zurückwerfung Karl Albert's nach der Schlacht bei Novara hatte in ganz Piemont, namentlich aber in der Hauptstadt, ein Chaos zur Folge, in welches selbst die meisten Behörden mit hineingezogen wurden. Alte gewiegte Beamte der Administration wie der Justiz verloren den Kopf, und nur eine kleine Zahl derselben hatte Fassung genug, die Geschäfte, so gut es in einem wahrhaft anarchischen Stadium möglich war, weiter zu führen. Signor Pinelli gehörte zu diesen Wenigen. Er organisirte eine Polizeibrigade von einigen hundert Mann und vertraute mir, trotz meiner Jugend, ein Unterkommando in derselben. Wir waren Tag und Nacht in Thätigkeit und hatten eine sehr ausgedehnte Gewalt. Der Abschaum von Turin ward in die Gefängnisse gesteckt oder summarisch abgestraft.

Während dieses Ausnahmezustandes machte ich die offizielle Bekanntschaft eines großen Juweliers in der Porta del Po, eines geborenen Franzosen Namens Leverrier, der sich dreist neben die größten Kleinodienhändler von Paris und London stellen konnte. Napoleon Leverrier hatte eine turiner Dame geheirathet, war jedoch seit mehreren Jahren Wittwer. Er besaß eine einzige Tochter, Adriane, von einer ganz exquisiten Schönheit. Meine Schwester Franzeska war in ihrer schönsten Blüte nur ein schwacher Schatten gegen diese herrliche Mädchenblume. In ihrem schönen Körper wohnte auch eine erhabene Seele; war es also ein Wunder, wenn Adriane nicht bloß als Idol ihres Vaters, sondern auch zahlreicher distinguirter Anbeter galt?

Leverrier war in Turin wegen seiner ausgezeichneten Gemüthsart, seiner Intelligenz und sonstiger edler Charaktereigenschaften sehr geachtet und beliebt, so viel ich weiß, der einzige Ausländer, welcher die Würde eines Gemeinderathes von Turin bekleidete. Er war eine Zeitlang Syndikus. Leverrier hatte ein großes Haus und einen Theil davon möblirt an Fremde, namentlich an Franzosen, vermiethet. Zur Zeit der Anarchie wohnte unter Andern da eine französische Familie, Mogard, bestehend aus Mann, Frau und zwei Töchtern, und über derselben ein Vicomte de Beauregard — so lautete wenigstens der Name auf seinen Karten, obschon, wie man weiß, schwer festzustellen ist, wie viele Franzosen Adel und Titel usurpiren und wie viele diese mit Recht führen.

Der Juwelier war für den Vicomte, einen noch jungen, schön gewachsenen und im gesellschaftlichen Verkehr sehr anziehenden Mann, völlig eingenommen. Beide stimmten in der Bewunderung des großen Kriegsfürsten überein, dessen Namen Leverrier führte. Der Vicomte hatte den Ruf um sich zu verbreiten gewußt, daß er im Languedoc große Güter besitze und sich zu seiner Zerstreuung in der Welt umhertreibe. Als ich ihn, gelegentlich eines ländlichen Festes, bei welchem polizeiliche Dienste in Anspruch genommen wurden, zum ersten Male in der Gesellschaft der Familien Leverrier's und Mogard's sah, fiel mir sein Gesicht wie seine Stimme auf, es kam mir vor, als hätte ich diesen Mann schon zuvor in irgend einer andern Lebenslage gesehen, und es schien mir sogar, als werde er bei meinem Anblick stutzig. Doch kam ich darüber hinweg und verlor ihn bald wieder aus dem Gesicht. Ich bemerkte nur, daß er der schönen Adriane stark den Hof machte und daß Herr Leverrier darüber entzückt schien. Die offizielle Annäherung einer Person an den Juwelier hatte folgenden Grund. Leverrier hatte eine bedeutende Quantität seltener Juwelen, Diamanten, Rubinen und Smaragde, von antikem Schnitt und Fassung, in Depositum genommen und dafür eine bedeutende Summe gezahlt, die ihm nach einer gewissen Zeit, gegen Rückgabe der Juwelen, mit Zinsen wiederbezahlt werden sollte.

In Folge dieses Vertrags ging er mit den Juwelen noch vorsichtiger zu Werke, wie mit seinen eigenen, und verwahrte sie in einem eisernen Kasten mit englischem Schloß. Der Kasten stand verborgen in seinem eigenen Arbeitszimmer und ward, außer in einem einzigen Falle, niemals geöffnet oder von seiner Stelle gebracht. In diesem erwähnten Falle handelte es sich um einen glänzenden Ball, bei welchem Adriane in ihrer vollsten Pracht erscheinen sollte. Leverrier entnahm dem Depositum ein kostbares Diamantendiadem, welches Adriane trug, und sie erschien mit diesem Schmucke in der That als die Königin des Balles. Nach gemachtem Gebrauch war das Diadem wieder in den Kasten gebracht worden.

In der folgenden Nacht wurde beim Juwelier ein großer Raub verübt und namentlich war der Inhalt des Kastens mit den deponirten Juwelen in dem Arbeitszimmer, das nach hinten am Geschäftslokale lag, total geplündert. Am nächsten Morgen wurde von Leverrier die Polizei unterrichtet, und ich erhielt den Auftrag, mich an Ort und Stelle zu begeben. Der Juwelier war ganz perplex. Zwar hatte er während des anarchischen Zustandes sein Waarenlager

im Geschäftslokal verringert gehabt, allein der volle Werthersatz der deponirt gewesenen Juwelen erforderte eine höchst bedeutende Summe.

Ich fand das gewaltige Schloß in dem Flur an der Thür des Geschäftslokals unverletzt, es schien mittelst Nachschlüssels geöffnet zu sein; gleichzeitig aber machte ich die Bemerkung, daß die eine Seite des inneren Eisenbarrens, welcher die Thür schützte, vorher aus dem Riegelhaken gehoben worden sein mußte. Ueberhaupt machte der ganze Einbruch den Eindruck, als sei er von einer mit der innern Beschaffenheit des Lokals wohlvertrauten Person verübt worden. Leverrier sagte, daß ihm dieß unerklärlich sei, er habe nur weibliche Dienstboten im Hause. „Aber Sie haben doch Miethbewohner," bemerkte ich dagegen. — „Ohne Zweifel habe ich die, aber was thut das zur Sache?" — „Nichts weiter, Herr, als daß der oder die Räuber sich in Ihr Lokal haben einschließen lassen und dann von innen die Thür in's Freie geöffnet haben." — „Unmöglich!" erwiederte Leverrier eifrig. „Seit dem Einbruch in der Porta Nova habe ich jeden Abend vor Schluß des Geschäfts selbst alle Räume untersucht, sogar im ganzen Hause, mit Ausnahme der bewohnten Zimmer, unter die Betten, sowie in die Closets gesehen. Ich weiß genau, daß in der letzten Nacht alle Thüren ohne Ausnahme gut verwahrt waren." — „Und wer außer Ihnen wußte von dem eisernen Kasten in Ihrem Hinterzimmer und von dessen Inhalte?" — „Nur meine Tochter Adriane, und diese auch nur, seitdem ich das Diadem zu vorübergehendem Gebrauch daraus entnommen habe." — „War Niemand außer ihr bei der Entnahme zugegen?" — „Positiv: nein!" — „Begleiteten Sie selbst Ihre Tochter zum Balle?" — „Nein, der Herr Vicomte de Beauregard, der sie auch zurückbrachte." — „Hm. War dieser gegenwärtig, als Sie das Diadem in den Kasten zurücklegten?" — „Ja. Ich erinnere mich, daß der Herr Vicomte es sehr zu bewundern die Güte hatte. Doch was thut das zur Sache? Sie werden doch einem Pair von Frankreich keine Theilnahme an einer verbrecherischen That imputiren!" — „O nein, Herr Leverrier, es fällt mir nicht ein, einem wirklichen Pair von Frankreich solch' Verbrechen zuzutrauen." — „Einem wirklichen — Sie betonen das Wort ‚wirklich' so eigenthümlich! Mein Herr, zweifeln Sie daran, daß der Herr Vicomte de Beauregard Pair von Frankreich ist?" — „Gestatten Sie mir die Gegenfrage: haben Sie jemals eine authentische Liste des französischen Adels und auf dieser den Namen des Herrn de Beauregard gesehen? Sie müssen wegen meines Zweifels nicht zürnen, Herr Leverrier. Ich thue meine Pflicht als Polizeiagent und kann mich durch persönliche Vorurtheile oder Neigungen nicht in meiner Bahn irre machen lassen."

In diesem Augenblicke trat der Vicomte selbst in's Zimmer. Ich hatte ihn nicht kommen hören und wußte daher nicht, ob er möglicher Weise einen Theil unseres etwas lebhaft geführten Gesprächs belauscht hatte. Er war blaß, anscheinend verstört und vermied es, mich anzusehen. Sein Bedienter, Richard Valleine, wie ich vernahm, harrte am Eingange der Thür, durch welche der Vicomte gekommen. „Ich gehe für den Tag aus," sagte Beauregard zum Juwelier; „Adriane befindet sich besser, weit besser, sonst würde ich die Einladung keinenfalls angenommen haben. Hoffen Sie, lieber Freund, daß die Verbrecher entdeckt werden und Sie wieder zu Ihrem Eigenthum gelangen!" Er reichte dem Juwelier die Hand und entfernte sich, gefolgt von dem Diener.

Wieder diese Stimme, die wie ein altbekannter Klang in mein Ohr drang! Daß ich sie schon früher gehört hatte, war mir jetzt zur Ueberzeugung geworden; aber wie, wann und wo? Ich versank in tiefes Nachsinnen und stöberte wie verzweifelt in meinem Gedächtniß umher, so daß ich auf Minuten Alles um mich her vergaß. „Nun, Herr Polizeioffizier, sind Sie zum Träumer geworden?" fragte Leverrier verwundert. — Ich fuhr aus meinem Sinnen empor. „Mein Herr," erwiederte ich entschlossen, „ich muß augenblicklich Ihr ganzes Haus genau durchsuchen, jeden Schrein, jeden Kasten, jedes Kleidungsstück, Bett u. s. w., selbst diejenigen Appartements nicht ausgenommen, welche Sie an Andere vermiethet haben." — Leverrier schien mich zu verstehen und war sehr betroffen. „Ich bitte Sie um Gottes willen; es ist absurd, wirklich absurd!" sagte er. — „Mag es Ihnen so scheinen, ich bestreite die Absurdität frank und frei; der Herr Vicomte, oder was er sonst sein mag, war die einzige gegenwärtige fremde Person, als Sie den Diamantenschmuck in den Kasten zurückbrachten, er widmete ihm, wie Sie selbst zugestehen, seine bewundernde Aufmerksamkeit. Es ist ferner als gewiß anzunehmen, daß nicht ein Einbruch, sondern ein Ausbruch vorliegt — warum also die Behauptung der Absurdität? Wo pflegen Sie den Schlüssel zu dem eisernen Juwelenkasten aufzubewahren?" — „In meiner rechten Westentasche, und daraus ist er nie gekommen. Daß er die letzte Nacht darin gewesen, wo er noch ist, weiß ich genau." — „Pflegen Sie nach Tische zu schlafen?" — „Ja, in der Regel ein Stündchen, und ich werde dann nie gestört, selbst nicht von meiner Tochter." — „Ohne Zweifel aber schließen Sie sich während des Mittagsschlafes nicht ein." — „Nein; wie sollte ich auf eine solche Idee kommen?" — „Es ist aber doch möglich, daß eine im Hause und mit Ihren Gewohnheiten bekannte Person sich während des Schlafes einschleicht, den Schlüssel aus Ihrer Tasche stiehlt, die Juwelen aus dem Kasten holt und das kleine wichtige Werkzeug in Ihre Tasche zurückbringt, bevor Sie wieder erwachen!" — Der Juwelier brach in ein helles Lachen aus. „Sacre bleu! Herr, Sie können durch Granitblöcke sehen! Leider muß ich Ihre Anschauung abermals zerstören. So wissen Sie denn, daß ich noch gestern Abend die Juwelenkiste geöffnet und mich vom Vorhandensein des Inhalts überzeugt habe. Ich dachte nämlich daran, daß die Zeit zur Zurückzahlung des Kapitals nahe sein müsse, und wollte mir durch Einsicht des Dokuments Gewißheit verschaffen. Nun, das Dokument ist heute noch darin!" fügte er mit Bitterkeit hinzu.

Ich erklärte nach dieser Replik meinen Entschluß, in Gemeinschaft mit einem mitgebrachten Kollegen, Sfoga, zur Haussuchung zu schreiten. „Ich bitte noch um einen Moment Gehör," sagte der Juwelier ängstlich. „Ueberlegen Sie noch das Eine: gesetzt den Fall, Sie untersuchen auch den Schreibtisch oder ein anderes Möbel des Herrn Vicomte, Sie brechen seine Schlösser auf — wäre das nicht eine unvertilgbare Beleidigung? Und der Herr Vicomte ist ein stolzer, ein sehr stolzer Mann. Er hegt eine zärtliche Empfindung gegen meine Tochter, ja er hat mir die ernste Absicht erklärt, sie zum Altar zu führen, und ich bin darüber glücklich. Lieber will ich die Juwelen verlieren, als einen solchen Mann tödtlich beleidigen lassen und dann, was sicher ist, als Schwiegersohn verlieren." — „Auch diese Rücksicht, Herr Leverrier, kann die kriminalpolizeiliche Untersuchung, nachdem sie einmal provozirt ist, nicht mehr in ihrem Gange aufhalten," erwiederte ich, weil mein Verdacht gegen den Vicomte mit jedem Augenblicke stieg.

Jetzt aber spielte der Juwelier seine letzten Trümpfe aus. „Wohlan," sagte er, in Schweiß gebadet, „ich habe einmal begonnen, Sie in meine wichtigsten Familiengeheimnisse einzuweihen, und darf nun nicht auf halbem Wege stehen bleiben. So wissen Sie denn, daß zwischen mir und dem Herrn Vicomte der Ehevertrag bereits abgeschlossen ist und daß dieselben Kostbarkeiten, die mir gestohlen worden, zum Brautschatz meiner Tochter bestimmt waren. Sie werden begreifen, daß es, selbst wenn dem Gedanken an die Möglichkeit Raum gegeben werden könnte, absurd wäre, zu glauben, der Herr Vicomte habe sich in verbrecherischer Weise Kleinodien angeeignet, die ihm in wenigen Tagen schon von selbst zugefallen sein würden." — Ich sah ein, daß Leverrier in den französischen Pair vollständig vernarrt war, und daß es nach seiner letzten, vielleicht erdachten Mittheilung für mich nur Unannehmlichkeiten nach sich gezogen haben würde, wenn ich jetzt die Haussuchung hätte forciren wollen. Ich stand also davon ab und verließ mit meinem Sukkurs das Haus. Die Mogard's konnte kein Verdacht treffen, denn das Haupt dieser Familie war ein anerkannter Millionär.

Unterwegs wurden ich und Sfoga von einem jungen eleganten Herrn, gekleidet nach der neuesten pariser Mode, angesprochen. „Nur auf einige Worte!" flüsterte er, mich beiseite nehmend. „Sie haben, wie ich bemerkte, Untersuchungen über den bei Leverrier verübten Raub angestellt. Mein Name ist Mogard, Sohn. Wir sind, wie Ihnen bekannt sein wird, Hausgenossen des soi-disant Vicomte de Beauregard — ein famoser Hanswurst, nicht wahr? Nur Geduld," fuhr er fort, als ich unruhig wurde, „ich habe Wichtigeres hinzuzufügen. Meine Schwestern, welche in einem Zimmer des ersten Stocks schlafen und deren eine durch Zahnschmerz munter gehalten ward, hörten letzte Nacht Geräusch im Hause. Gegen zwei Uhr nach Mitternacht öffnete sich mit leisem Knarren die über ihrem

Zimmer befindliche Kammerthür des Vicomte. Die Schwestern lauschten und hörten, daß, nach den Tritten zu schließen, zwei Männer die Treppe hinabschlichen. Bald darauf vernahmen sie zu verschiedenen Malen ein dumpfes Geräusch, anscheinend von Herrn Leverrier's Geschäftslokale herauf; dann kamen die leisen Tritte wieder treppauf, und wieder knarrte Beauregard's Kammerthür. Es ist verwunderlich, daß solche Routiniers, wie dieser famose Vicomte und sein angeblicher Bedienter, die Thürangeln einzuölen vergaßen." — „Haben Ihre Schwestern am folgenden Morgen von dem nächtlichen Geräusch Mittheilung gemacht?" — „Nur mir in unserer Familie, denn mein Vater leidet seit einigen Tagen an der Grippe und soll nicht gestört werden. Ich habe natürlich nicht verfehlt, Herrn Leverrier die Sache zu erzählen." — „Und was erwiederte dieser?" — „Einige Augenblicke war er betroffen, dann aber sagte er lachend: ‚Ihre Schwestern haben geträumt, Herr Mogard, und was Sie betrifft, so ist es ja bekannt, daß Sie den Vicomte nicht anerkennen wollen und nur zu gern Ihr Ohr Einflüsterungen leihen, welche den Herrn diskreditiren.' Zur Verständigung muß ich Ihnen allerdings bekennen, daß ich zu den Anbetern der schönen Adriane gehöre und darin keineswegs glücklich bin; ich darf aber zu meiner Rechtfertigung hinzufügen, daß, wenn der vom Vater für seine Tochter gewählte Gatte dieser irgendwie würdig wäre, ich Stolz und Vernunft genug besäße, die Wahl zu loben. Dieser Betrüger aber ist des Galgens würdig, nicht ein angemessener Ehegatte für Adriane." — „Sie hat aber ohne Zweifel selbst ihre Neigung diesem Herrn geschenkt?" — „Wo denken Sie hin! Nicht im Entferntesten! Ihr Herz gehört längst einem mir befreundeten jungen Offizier, dem Sohne eines braven Generals." — „Dann wird ihr Vater, dessen einziges Kind sie ist, sie nicht wider ihren Willen dem Franzosen geben." — „Er wird es, denn er ist auf den schlauen Vicomte, ‚Pair von Frankreich', wie toll." — „Nun gut, setzen wir die Mariage als gewiß voraus, wäre es dann nicht Thorheit von dem Vicomte, Strafarbeit auf Lebenszeit zu riskiren, wenn der Preis ihm binnen Kurzem von selbst zufällt?" — „Das Räthsel löst sich einfach, Herr: Monsieur le Vicomte steht auf glühenden Kohlen, er muß jede Stunde gewärtigen, als Betrüger entlarvt zu werden, denn ich selbst habe über ihn in Paris um Auskunft gebeten und habe ihm erst gestern dieß gesagt." — „Ah, das ist ein Anderes! Aber wie unklug, Herr Mogard, haben Sie da gehandelt, Ihren Schritt zu verrathen, wie haben Sie von der Eifersucht sich fortreißen lassen! Lassen Sie sehen, wie dieß gut zu machen ist. Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, ersuche Sie aber, mir das Spiel nicht noch mehr zu verderben. Die Polizei wird auf der Hut sein."

Fliegende Blätter.

Der Steckenreiterpfennig. Nachdem im Jahre 1648 der berühmte westphälische Frieden geschlossen worden, befand sich im Sommer 1650 zu Nürnberg eine große Zahl kaiserlicher, schwedischer und reichsfürstlicher Gesandten, welche die schwierige Aufgabe hatten, das Nähere über die Ausführung dieses Friedens zu verabreden. Da machte sich ein lustiger Kopf das Vergnügen, unter der Jugend der Stadt die Kunde zu verbreiten, der kaiserliche Gesandte Octavio Piccolomini wolle jedem Knaben, der am nächsten Sonntag auf einem Steckenpferde vor seine Wohnung geritten komme, eine Denkmünze oder Friedenspfennig verehren. Welche herrliche Nachricht für die nürnberger Jugend! Am bestimmten Tage Morgens nach dem Gottesdienst rückte eine gewaltige Menge kleine Steckenreiter in Abtheilungen und wie eine Heerschaar geordnet vor das Haus des kaiserlichen Gesandten. Hier begannen sie, um ihre Ankunft noch bemerklicher zu machen, zu wiehern, zu schreien und unter großem Lärm allerlei Reiterübungen auf der Gasse auszuführen. Verwundert über die große Zahl der vor seinem Hause versammelten Steckenreiter, fragte Herzog Piccolomini, was das zu bedeuten habe, worauf er denn den Anlaß des sonderbaren Reiteraufzuges vernahm. Er konnte sich des lauten Lachens nicht erwehren; da er indeß nicht gerüstet war auf den Besuch, so ließ er den Steckenreitern melden, sie möchten nächsten Sonntag genau in demselben Aufzuge wiederkommen. Natürlich kam acht Tage darnach jeder nürnberger Junge, der gehen konnte, auf seinem Steckenpferde herangeritten, eine noch viel größere Zahl; jeder ohne Ausnahme erhielt eine kleine viereckige Silbermünze im heutigen Werthe von 2 bis 3 Groschen. Darauf stand „**Vivat Ferdinandus III. Romanorum Imperator**" (Es lebe Ferdinand III., römischer Kaiser), auf der andern Seite ein Knabe, der auf einem Steckenpferde reitet, mit der Beischrift: „Friedensgedächtniß in Nürnberg 1650". Solche „Steckenreiterpfennige" finden sich noch jetzt in den Münzsammlungen.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 228:

Räthsel.

Ich bin ein gar zu krummes Ding,
Besteh' aus nichts als Ring an Ring;
Allein so krumm ich Außen bin,
So schlicht und grade ist mein Sinn.
Als Zuruf wohl bekannt bin ich:
Wenn du mich gibst, dann hast du mich.
Bin Machtspruch ich, dann flieh' in Eil,
Such' wo du unbekannt, dein Heil.



Ein nächtlicher Besuch. (S. 240.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

9. Ein Verräther.

Kurz nach dem Tode des Rektors von Farmsfield, um dessen gut dotirte Stelle der den Lesern bereits bekannte Reverend Knowles, auf ein früheres Versprechen Sir Richard's fußend, vergeblich sich bewarb, präsentirte ein Bedienter dem Baronet auf silbernem Teller eine Visitenkarte. „Wer ist's?" fragte Sir Richard mißmuthig. — „Ein Mr. Amberwell," erwiederte der Diener, die Karte lesend. — „Amberwell? Ich kenne keinen Menschen dieses Namens. Was will er? Frage ihn!" — Der Diener zog sich zurück und überbrachte kurz darauf dem Baronet ein Stück Papier, das folgende Worte enthielt: „Einer von Denen, welche aus der Bank von England die während der Minderjährigkeit Ihres verstorbenen Sohnes angelegten Gelder zurückgezogen haben, wünscht Sie zu sprechen und gibt Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit." — „Gewiß, laß den Herrn sofort eintreten!" rief Sir Richard überrascht. „Wie konntest Du so dumm sein, zu glauben, ich wolle ihn nicht empfangen?" — Es war so die Manier des Baronets, die Dienstleute seine Mißgriffe oder seine üble Laune entgelten zu lassen. Der Diener beeilte sich, seines Herrn Befehl zu vollziehen. „Endlich," dachte Letzterer, „werde ich Aufschluß erhalten! Ich habe nie begreifen können, wie und weßhalb Eduard kurz nach dem Eintritt seiner Majorennität diese Vollmachten hat unterzeichnen können, da ich ihn an dem betreffenden Abend nicht eher verlassen habe, bis er sich zu Bett legte, um nie mehr aufzustehen."

Der Baronet nahm sich vor, den Fremden mit all' seinem Stolze zu empfangen, da er jedenfalls eine verdächtige Persönlichkeit sei, aber seine Absicht fiel beim Anblick des Eintretenden in sich selbst zusammen. Dieser war augenscheinlich eine in der großen Welt sich bewegende Person, etwas hochmüthig, aber von vollendeter Courtoisie. Sir Richard erhob sich unwillkürlich von seinem Sitze und bot dem Fremden einen Stuhl.

Mr. Amberwell setzte sich ohne Umstände, obschon der Baronet selbst noch nicht wieder Platz genommen hatte. „Sir Richard," begann Ersterer mit auffallendem Stolz, „ich bat Sie, wenn ich nicht irre, um eine geheime Unterredung." Der Bediente zog sich auf einen Wink seines Herrn zurück. „Sind wir nun sicher, nicht gestört zu werden?" — „Ja, so viel ich weiß." — „Es wird vielleicht nöthig sein, die Thür zu schließen." — Der Baronet blickte ihn zögernd und fragend an. „Die Mittheilungen, welche ich Ihnen zu machen habe," fuhr Amberwell fort, „sind so außerordentlich wichtig, daß ich Sie bitten möchte." — Der Baronet erhob sich und verriegelte die Thür des Kabinets. „Nun, da wir allein sind, Sir, wie Sie gewünscht haben," versetzte Sir Richard etwas empfindlich, „darf ich Sie wohl ersuchen, mir den Grund Ihres Besuchs zu bezeichnen. Ich empfange gewöhnlich keine Fremde, aber ..." — „Aber Sie sind nichtsdestoweniger gespannt auf die Art des Geschäfts, das mich zu Ihnen führt, und Sie haben recht, da das Vermögen der Trevanian von Ihrer Entschließung abhängt." — „Wie so?"

Mr. Amberwell zog ein feines Battisttaschentuch hervor, das mindestens eine Guinee gekostet hatte, und wischte sich damit die Lippen, indem er dabei einen an seiner feinen, sorgfältig gepflegten Hand steckenden Diamant dem Baronet entgegenblitzen ließ. „Setzen wir uns, Sir Trevanian," sagte er lächelnd; „ich werde Ihnen erklären, was mich zu Ihnen führt. Vor Allem erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: ich bin der Reverend Onias Amberwell, Schwager des Generals Maitland und folglich Onkel von Georg Maitland, dem intimen Freunde Ihres verstorbenen

Sohnes Eduard. ‚Freund' habe ich gesagt, aber das Wort ‚Bruder' wäre richtiger, denn ich habe nie eine vollkommenere Eintracht gesehen als die, welche zwischen den beiden Jünglingen bestand." — „Sie haben also meinen Sohn gekannt, Mr. Amberwell?" — Letzterer erklärte, daß er während des Aufenthalts des Generals Maitland auf dem Schlosse Trevanian einige Tage zum Besuche daselbst verweilt habe. „Diese Familie," fuhr er fort, „ist in großer Bestürzung, seitdem Georg spurlos verschwunden ist. Von Farmsfield bis London lassen sich die Spuren seiner Reise, zu Ende seines mehrmonatlichen Urlaubs, verfolgen; dort hören sie gänzlich auf. Welches auch die Ursache seines Verschwindens ist, Sir Richard, sie hat den Ruin des jungen Mannes nach sich gezogen, da er in Folge seiner Abwesenheit vom Regiment ausgeschlossen worden ist."

Der Baronet empfand eine gewisse Genugthuung darüber, daß der junge Mann, den er haßte, um seine Zukunft gebracht war; indeß entgegnete er in etwas verletztem Tone: „Ich hoffe, Sir, daß General Maitland und die andern Glieder der Familie überzeugt sind, daß ich weder direkt noch indirekt an dem betheiligt bin, was seinem Sohne begegnet ist!" — „Gewiß, Sir Richard; keine für Sie beleidigende Voraussetzung ist in deren Seele gekommen . . ." — „Auch nicht in die Ihrige, Mr. Amberwell?" — Der Reverend hustete. „Erlauben Sie mir, die Sache zu erklären, wie ich sie kenne! Etwa eine Woche vor dem Tode Ihres Sohnes erhielt ich von ihm einen seltsamen Brief, worin er mich bat, um Mitternacht des ersten September, am Tage seiner Majorennität, mich in einer gewissen kleinen Herberge, die seine Amme halte und die ‚zum trevanianischen Wappen' heißt, einzufinden. Ganz natürlich that ich, was man von mir verlangte, und sah zu meiner größten Ueberraschung, daß noch zwei andere Personen sich zu dem nächtlichen Stelldichein gefunden hatten." — „Noch zwei andere Personen? Darf ich ihre Namen wissen?" — „Gewiß; der Eine war Kapitän Harrington, ein Freund der Maitland, der Andere war Foster, einer der ersten Advokaten Londons." — „Foster!" murmelte Sir Richard erblassend, „der Rechtsanwalt meiner ersten Gemahlin, derselbe, welcher den Ehekontrakt zurecht machte, der Eduard zum Erben der Trevanian bestimmte! Sir, was Sie mir da sagen, ist ganz merkwürdig; wenn der plötzliche Tod meines Sohnes ihn nicht verhindert hätte, zu jenem Rendezvous zu erscheinen . . ." — „Erlauben Sie, Sir Richard! Der plötzliche Tod Eduard's verhinderte ihn nicht, denn er war ebenfalls erschienen." — „Unmöglich!" rief der Baronet, von seinem Sessel emporschnellend. „Ich kann es nicht glauben und will es nicht glauben. Ich habe an jenem Abend den Kranken keinen Augenblick verlassen. Erst als er über bedeutendes Brustweh klagte und sich zu Bett legte, entfernte ich mich. Das war um elf Uhr." — „Und um zwölf Uhr Nachts war er im trevanianischen Wappen." — „Nein, es ist unmöglich!" — „Sir, mein Stand und mein Ruf sind hinreichend, um das, was ich sage, vor jedem Gerichtshofe der Welt zu bekräftigen. Ueberdieß waren Foster und Harrington gleichfalls Zeugen der Zusammenkunft."

Der Baronet biß grimmig die Zähne zusammen. Er fand, daß all' seine berechnete Härte gegen seinen Sohn unnütz gewesen war. „Er war wahnsinnig!" sagte er verwirrt. „Gewiß, Eduard handelte im Wahnwitz!" — „Schwer zu beweisen, lieber Sir! Mein Zeugniß und das der beiden andern Herren sprechen dagegen. Der junge Mann war völlig ruhig und Herr seiner selbst, als er uns bevollmächtigte, die bei der Bank deponirten Gelder zurückzuziehen und in unserer Hand aufzubewahren." — „Und für wen diese veränderte Deposition, zum Teufel?" — „Für Georg Maitland und seine Abkömmlinge. Seien Sie versichert, daß ich dabei lebhaft an Ihr Mißvergnügen mit Eduard's Festsetzung gedacht habe, da Sie meines Wissens noch einen zweiten Sohn besitzen . . ." — „Und eine Tochter, Sir, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, welchem alle Hülfsmittel entzogen werden!" — „In der That, ein sehr unangenehmer Fall, sich ein Erbe entzogen zu sehen, auf welches man, wie ich begreife, ein Recht hat; indeß, ich fürchte, dieß ist nicht der einzige Streich, den Eduard's Haß Ihnen gespielt hat." — „Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Baronet erblassend. — „Eine zweite Akte wurde in jener Nacht von Eduard Trevanian unterzeichnet." — „Ein Testament?" rief Sir Richard gespannt. — „Ich habe Grund, dieß anzunehmen, doch bin ich meiner Sache nicht gewiß, da ich weder die Schrift noch die Unterschrift gesehen habe. Mr. Foster hatte das Schriftstück vorbereitet und weiß allein, was es enthält. Auf Grund einer seltsamen Bestimmung darf dieß Papier erst nach Ihrem Tode eröffnet werden." — „Und in wessen Händen ist dieß Testament — wenn es ein solches ist?" — „In den meinigen, Sir Richard. Ich kann nicht begreifen, warum ich gerade gewählt worden bin, wenn meine Verwandtschaft mit Georg Maitland nicht ein ausreichender Erklärungsgrund ist. Wir alle Drei sind Depositäre des Geldes, aber das verschlossene Dokument habe ich allein in Verwahrung!" — Die Worte waren völlig wahr, nur legte der ehrenwerthe Reverend denselben einen versteckten Sinn unter. Wie man sich denken kann, hatte dieser Herr die Reise nach Farmsfield nicht nur zu dem Zwecke gemacht, den Baronet vom Vorhandensein des Dokuments zu unterrichten.

Einige Augenblicke beobachteten beide Männer sich schweigend, gleich zwei Kämpfern, die aneinander ihre Kräfte messen wollen. Zweimal setzte der Baronet zum Sprechen an und die Worte erstickten auf seinen Lippen. Der Reverend bemerkte seine Verlegenheit und forderte ihn mit listigem Lächeln auf, sich auszusprechen. „Ich wünsche lebhaft, den Inhalt des Dokuments kennen zu lernen," sagte der Baronet. — „Ich selbst, Sir Richard, bin in dieser Beziehung äußerst wißbegierig." — „Und es bleibt wirklich bis nach meinem Tode verschlossen?" fragte Ersterer sinnend. — „Dieser Punkt ist das Schlimmste an der Sache, Sir! Ihr Verlangen, den Inhalt kennen zu lernen, ist sehr natürlich, da die gestellte Bedingung Sie über das dereinstige Schicksal Ihres Sohnes und Ihrer Tochter gänzlich in Ungewißheit läßt." — „Es ist eine Marter!" rief der Baronet, heftig im Kabinet auf- und abschreitend und unfähig, seine Bewegung zu beherrschen. Plötzlich blieb er dicht vor seinem Besucher stehen. „Darf ich Sie fragen, Sir, ob Sie reich sind?" — „O, ich bin ein vermögensloser Schulrektor, mit kaum vierhundert Pfund Jahrgehalt. Um vollständiger zu sprechen, muß ich hinzufügen, daß ich sehr jung geheirathet habe, und daß ich durch die Verwandten meiner Frau um all' ihr Vermögen betrogen worden bin." — „Vierhundert Pfund! Lächerlich, und unwürdig einer Persönlichkeit von Ihrer Bedeutung!" — Amberwell faltete seine zarten Hände und lächelte anmuthig. „Es ist in der That wenig, Sir!" — „Das Rektorat von Farmsfield, welches noch vakant ist, bringt jährlich über tausend Pfund!" — „Ohne die hohen Zehnten!" bemerkte der Reverend. — „Gewiß. Die hohen Zehnten sind indeß zu allen Zeiten an die Schloßherrschaft gefallen." — „Eine tadelnswerthe Einrichtung, Sir Richard, gegen welche ich in meiner früheren Stellung immer energisch protestirt habe. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist! Ich sehe nicht ein, wie ein Mann, welcher die geistliche Würde bekleidet, die Pfarrei von Farmsfield annehmen kann, ohne in den Vollgenuß ihrer Einkünfte zu kommen. Arm, wie ich bin, könnte nichts mich bewegen, die Stelle ohne das gleichzeitige Zugeständniß der hohen Zehnten zu acceptiren." — „O, wo denken Sie hin! Wissen Sie, daß die Zehnten allein noch tausend Pfund ausmachen?" versetzte der Baronet unwillig. — „Mögen sie tausend Pfund oder tausend Pennies repräsentiren, es ändert meine Ansicht nicht. Hier handelt es sich um ein Prinzip, und an Prinzipien darf man nie deuteln und mäkeln."

Beide Männer beobachteten sich auf's Neue schweigend. Der Herr von Farmsfield kannte nun den Preis, um welchen Mr. Amberwell feil war. Wie groß auch für ihn das Risiko war, er vermochte sich nicht so ohne Weiteres zu entschließen, eine bedeutende Revenüe, wie die der Zehnten, aufzugeben. Um Zeit zu gewinnen, lud er den Reverend zum Mittagessen. „Ich gebe Ihnen die Versicherung," sagte er, indem Beide das Kabinet verließen, mit gedämpfter Stimme, „daß ich lebhaft wünsche, Sie als Rektor von Farmsfield zu sehen; aber Ihr Anspruch auf die Zehnten ist kaum annehmbar. Indeß, wir sprechen noch darüber. Erlauben Sie mir nun, Sie meiner Familie vorzustellen."

Onias Amberwell verbeugte sich mit süßlichem Lächeln und trat würdevoll in den glänzenden Salon ein, wo er von Lady Trevanian, welcher ihr Gemahl zublinkte, sowie den Kindern freundlich empfangen ward. Er blieb bis spät in die Nacht. Acht Tage

später stand sein Name als der des neuen Rektors von Farmsfield in der Zeitung. Er war mit dem Schloßherrn und Kirchenpatron über den Preis des Verraths einig geworden. Der Advokat Foster ahnte vielleicht den Hergang der Sache, da es ihm indeß an Gewißheit fehlte, beruhigte er sich. Der dritte Zeuge der Ereignisse in der Nacht des ersten Septembers, Kapitän Harrington, hatte zu seinem Regimente nach Ostindien zurückkehren müssen.

Als Mr. Amberwell in Farmsfield eingeführt ward, war der alte Mike hoch überrascht, in ihm einen der drei Reisenden wieder zu erkennen, die er nach dem ‚trevanianischen Wappen‘ gewiesen, und theilte seine Beobachtung, so rasch er konnte, dem Doktor Benett mit. Dieser, auf's Neue in Alarm gesetzt, benutzte die erste freie Stunde, welche seine ausgedehnte Praxis ihm übrig ließ, um nach der Herberge zum trevanianischen Wappen zu gehen und wo möglich Näheres von Betsy Guyson über die Veranlassung des Besuchs der drei Fremden zu erforschen. Er wußte, daß die Alte eine besondere Verehrung für ihn hege und daß, wenn sie irgend Jemand etwas vertrauen konnte oder wollte, er der Erste sei, dem sie ihr Inneres offenbarte.

Betsy befand sich bei der Erscheinung des Arztes gerade in zorniger Erregung. Sir Richard hatte ihr kurz vorher durch seinen Intendanten ankündigen lassen, daß sie binnen kürzester Frist die zum Schlosse gehörige Herberge zu verlassen habe. Dieß war eine Folge des Amberwell'schen Verraths, und Betsy begriff dieß vollkommen. „Es fällt mir nicht ein, zu weichen,“ sagte sie dem Doktor. „Sie sollen es nur wagen, mich hinauszujagen, mich! Die gute verstorbene Lady hat mir das Wort gegeben, ich solle bis zu meinem Tode hier bleiben, und Sir Richard hat das damals bestätigt; aber Sir Richard ist ein Bösewicht, so weit er warm ist!“ — „Nehmt Euch in Acht, Betsy, nehmt Euch in Acht!“ warnte Doktor Benett. „Es ist gefährlich, solche Aeußerungen zu thun.“ — „Aber sie sind wahr, Herr Doktor, sie sind wahr! Ich will's der ganzen Schloßgesellschaft rathen, mich in Wuth zu setzen! Wenn Sie wüßten, Doktor, was ich weiß ... Doch nein, ich will noch den Mund halten, es ist noch nicht Zeit zu sprechen. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich sehr deutlich sein. Sie sind gut, Herr Doktor, gut gegen die Armen und würdig gegen die Reichen; Sie lassen sich von dieser Sorte nicht auf's Auge treten. Ich aber bin alt und schwach und habe keinen Schutz. Einer von den Dreien, die in jener bedeutsamen Nacht hier waren, hat mir die Herrschaft auf den Hals gehetzt ... er, der das Wort Gottes predigt, ist selbst wortbrüchig geworden. Da muß ich mich wohl vorsehen! Wollen Sie mir einen recht großen Gefallen thun, Herr Doktor?“ — „Ganz gewiß, falls es in meiner Macht steht.“, — „Warten Sie!“ Die Alte lief in eine Nebenkammer, die ihr zum Schlafbehältniß diente; als sie zurückkam, funkelte in ihrer Hand ein Ring mit einem Sapphir von seltener Schönheit. Der in Herzform geschnittene Stein hatte eine aus Diamanten geformte Krone. Doktor Benett glaubte einst diesen Ring an der Hand des Baronets gesehen und davon gehört zu haben, daß er ein altes Familienstück sei. „Hat Sir Richard diesen Ring verloren, Bet?“ — „Nein; er ist seit dreißig Jahren nicht aus meinen Händen gekommen und Niemand hat ihn seitdem gesehen. Geben Sie mir Ihre Hand!“ Doktor Benett reichte diese und die Alte steckte ihm den Ring an. „Versprechen Sie mir, daß nichts im Stande sein soll, Ihnen diesen Ring abzuziehen, bis Sie mir denselben zurückbringen können?“ — „Ich verspreche es!“ — „Nun bitte ich Sie, zu Sir Richard zu gehen und ihn an das von seiner ersten Gemahlin und ihm selbst gegebene Versprechen zu erinnern. Sagen Sie, daß ich darauf bestehe, hier zu bleiben, und indem Sie zu ihm sprechen, lassen Sie ihn den Ring sehen.“

Doktor Benett, der sich vergeblich bemühte, Näheres über die Bedeutung des Kleinods zu erfahren, verhieß, genau nach dem Wunsche der Alten zu handeln, und begab sich nach dem Schlosse.

10. Die Wirkung des Ringes.

Nachdem Doktor Benett dem Diener seine Karte abgegeben, zog er an die Hand, welche den bedeutsamen Ring trug, den Handschuh, um nicht vorzeitig mit seiner stärksten Waffe aufzutreten. Sir Richard empfing ihn kühl; seine Gemahlin hatte ihn längst über das feste Betragen des Arztes bei Gelegenheit einer früheren Unterredung unterrichtet. Obschon dieser keinen Grund gehabt hatte, Betsy's Angaben zu bezweifeln, so erschreckte es ihn doch, am Finger des Baronets den kostbaren Ring zu sehen, und unwillkürlich versicherte er sich, daß der andere noch an seinem Handschuh saß.

„Ich komme, Sir Richard, um von Ihnen eine Gunst zu erbitten,“ sagte er; „oder vielmehr, Ihnen zur Verbesserung eines Fehlers Ihres Intendanten Mittel anzubieten.“ — „Bertram macht selten Fehler,“ entgegnete der Baronet schneidend. — „Ich glaube indessen doch, Sir, daß er in diesem bestimmten Falle einen Fehler begangen hat, weil die Person, für welche ich spreche, eine treue Dienerin Ihrer Familie gewesen ist und weil die verstorbene Lady Trevanian ihr das bestimmte Versprechen gegeben hat, sie solle während der ganzen Zeit ihres Lebens in der Cottage bleiben, die jetzt das ‚trevanianische Wappen‘ heißt.“ — „Sie lügt!“ rief der Baronet ungeduldig. „Sie ist eine undankbare und intrigante Schwätzerin, welche meinen Sohn Eduard, einen Wahnwitzigen, zu Gott weiß welchen Albernheiten aufgehetzt hat, und sie soll keine Stunde länger in Farmsfield bleiben, als das Gesetz es gestattet.“ — „Mrs. Guyson ist sehr alt, Sir!“ — „Daran hätte sie sich früher erinnern sollen!“ — „Und bedenken Sie, daß die Alte nicht sehr lange mehr zu leben haben wird.“ — „Gleichviel! Sie konspirirt schon lange gegen die Familie, die ihr nur Wohlthaten erwiesen hat. Es ist nicht das erste Mal, daß ihre Undankbarkeit mich aufbringt!“ — „Sind Sie in Ihrem Entschlusse unbeugsam, Sir Richard? Ich weiß wohl, daß meine persönliche Einwirkung zu schwach ist, um darin etwas zu ändern, indeß ... dennoch ...“ — „Es ist Alles unnütz, Doktor! Mein Entschluß ist unwiderruflich. Nachdem ich Ihnen dieß erklärt, hoffe ich, daß Sie keinen Versuch weiter machen werden.“ — „Sie haben recht, Sir Richard. Nachdem ich vergeblich an Ihre Humanität appellirt, bleibt mir nun nichts übrig, als mich meines Auftrags zu entledigen.“ — „Auftrags?“ fragte der Baronet verwundert. „Es ist nicht Sitte, daß ein intelligenter Mann sich in Privatangelegenheiten mischt, die ihn nichts angehen.“ — „Ich thue es auch nur mit Unlust, Sir, aber ich war in der That nicht im Stande, mich dem Auftrage zu entziehen, da er das Wohl und Weh einer betagten hülflosen Frau betrifft. Sie läßt Ihnen erklären, daß sie sich Ihrem Befehle, die Herberge zu verlassen, förmlich widersetzen wird.“ — „Das ist insolent!“ schrie der Baronet aufspringend, „und überschreitet die Grenzen meiner Geduld. Bin ich noch Sir Richard Trevanian, der zweimal die Ehre hatte, seinen Souverän zu vertreten? Bin ich der Besitzer dieser Herrschaft? Oder hatte ich seit einer Reihe von Jahren nur geträumt, es zu sein?“ — „Ohne Zweifel sind Sie Sir Richard Trevanian,“ entgegnete der Arzt gelassen. — „Nun, eben so wahr, als ich's bin, bleibt's bei dem, was ich gesagt, und ich muß mir die Bemerkung erlauben, daß ich Sie ohne ärztliche Veranlassung im Schlosse nicht wieder zu sehen wünsche.“

Doktor Benett hielt jetzt den Moment für gekommen, die Kraft seines Talisman zu erproben. „Glauben Sie mir, Sir Richard,“ sagte er, den Handschuh abziehend, „ich bedaure lebhaft, Ihnen einige unangenehme Augenblicke bereitet zu haben. Wir kennen einander so lange Zeit, und Sie selbst haben mir verschiedene Male Ihre Erkenntlichkeit für geleistete Dienste an den Tag gelegt. Ich bin ein alter Mann, Sir, und mein Alter macht mich vielleicht ein wenig indiskret. Schon Ihr Herr Vater war mir Freund und Sie kannte ich als Kind ... Lassen Sie uns nicht im Verdrusse scheiden!“ Er reichte ihm die Hand entgegen. Die Wirkung, welche der Anblick des Ringes auf den Baronet ausübte, war zauberähnlich; er fiel blaß und verstört auf seinen Sessel zurück, und seine Geistesgegenwart verließ ihn völlig.

„Ist Ihnen unwohl?“ fragte der Arzt, ohne seine Hand zurückzuziehen. — „Nein ... ja ... Beim Himmel, er ist's! Er kommt aus dem Grabe!“ — „Wer?“ — „Dieser Ring! Wie kommt er in Ihren Besitz? Lassen Sie mich ihn genau betrachten! Ja, ja, es ist derselbe ... auch der Flecken ist am Steine!“ Er griff nach dem Kleinod. — „Erlauben Sie, Sir Richard ... der Ring darf nicht von meinem Finger!“ — „Aber wie kommt er daran? Antworten Sie mir!“ — „Ganz einfach! Betsy Guyson gab ihn mir. Ich habe nicht die mindeste Aufklärung über das Geheimniß, das

sich an dieses Kleinod zu knüpfen scheint." Der Baronet schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab, während Doktor Benett Miene machte, sich zu entfernen. „Bleiben Sie noch, Doktor!" sagte Sir Richard, sich mäßigend. „Ich folgte vorhin nur den Eingebungen meines Zornes, indessen .... Betsy Guyson ist eine alte Dienerin unseres Hauses; sie mag bleiben, wo sie ist!"

Der Arzt dankte lächelnd für die Generosität des Baronets und verließ sinnend das Schloß. Betsy war gar nicht überrascht, als er ihr die veränderte Entschließung Sir Trevanian's mittheilte, sondern schien gar nichts Anderes erwartet zu haben. „Ist der Ring für ihn so außerordentlich wichtig?" fragte der Arzt. — „Er würde die größte Pachtung seiner Güter hingeben, wenn er den Ring nur einen Augenblick in seine Hände nehmen könnte! Aber ich bin jetzt meines Kleinods nicht mehr sicher. Der Baronet wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, ihn zu erhalten, und ich bedarf vielleicht bald des Beistandes eines braven Mannes, und darum sollen Sie jetzt Alles wissen, Herr Doktor!"

In der That enthüllte die Alte, hinter wohlverschlossener Thür, dem Arzte ihr Geheimniß; was es aber enthielt und was sich dabei ereignete, wird erst im weitern Verlaufe dieser Erzählung hervortreten.

Wenden wir jetzt unsere Schritte nach London, um die von Farmsfield ausgehenden Fäden zu verfolgen. Dort befand sich in einer der vielen engen und schmutzigen Gassen, welche die Westminsterabtei umgeben, ein kleines, baufällig aussehendes Haus. Viele Jahre waren vergangen, ohne daß auf seine einst grün gewesenen Thüren und mit Eisen beschlagenen Fensterläden ein Pinselstrich gekommen wäre. Die Fensterrahmen waren schwarz vom Alter, und wenn es ein neugieriger Blick vermocht hätte, die erblindeten Scheiben zu durchdringen, so würde er im Innern nichts bemerkt haben, als einen Tisch, einige wackelige Stühle und an der mit Kalk bestrichenen verräucherten Wand einen Kalender.

Die äußere Thür dieses Hauses trug eine verschwärzte und theilweise mit Grünspan überzogene Kupferplatte, auf welcher man mit Mühe den Namen: „Peter Quin, Geschäftsmann", erkennen konnte. Dieser Peter Quin war Eigenthümer des Hauses und bewohnte dasselbe. Obschon er sehr alt war, hatte er doch keinen Dienstboten, sondern seine Enkelin Martha war mit den Sorgen für den elenden Haushalt betraut, Sorgen, welche der Charakter des Alten sehr vereinfachte.

Die Nachbarn betrachteten Peter Quin mit einer Mischung von Respekt und Furcht. Nur wenige Schützlinge benutzten seine Eigenschaft als Geschäftsmann und diese wenigen schienen der ärmeren Klasse anzugehören.

Peter Quin galt aber als ein Mann von sehr großem Vermögen. Sein schmutziger Geiz, das Geheimniß, in welches er sich hüllte, und sein abstoßendes Aeußere waren hinreichend, die allgemeine Abneigung zu rechtfertigen. Dieser Mann war groß und beispiellos mager, seine Haltung war schwankend und seine grauen Augen sahen aus wie die eines Raubvogels, manchmal auch wie die eines Tigers oder einer Schlange.

Peter Quin bewohnte sein Haus nicht allein, sondern hielt möblirte Zimmer für Andere, doch nicht für arme Leute. Die, welche sie bewohnten, mußten theuer bezahlen. Es waren übel berufene Subjekte, die entschlossensten Verbrecher, genug lauter Personen, welche aus irgend einem Grunde sich vor Polizei und Justiz zu verbergen hatten. Um solchen Zwecken besser zu dienen, hatte das Haus mehrere Ausgänge: einen an der hintern Seite nach Almonry zu, einen andern nach der Cothillstreet; ein geheimer Weg über das Dach gestattete, mit Hülfe einer Strickleiter, die stets bereit war, in ein dunkles Gäßchen zu gelangen. Martha glich ihrem Großvater so wenig, wie das Licht dem Dunkel; sie bewahrte noch Züge großer Schönheit, obschon sie seit Langem die Frische der Jugend verloren hatte. Ihre Augen und ihr Haar waren schwarz, ihre Statur schlank und wohlproportionirt. Man sagte unter der Hand, Martha habe Zigeunerblut in ihren Adern.

So wie Peter Quin Furcht und Abscheu erregte, so gewann sich Martha die aufmerksamste Theilnahme Aller, die sie kennen lernten. Ihre ganze äußere Erscheinung sprach deutlich für eine traurig und bedrückt verlebte Jugend. Seit Jahren trug sie immer nur das eine grobe, fleckige Kleid, das wie eine Livree des Kummers und Elends aussah.

Martha hatte wenig zu verschenken, aber dieß Wenige ward gehoben durch Worte der Güte und Ermuthigung für die Armen. Wenn der Alte ausging, eilte Martha rasch zu den Nachbarn, von welchen sie wußte, daß sie in Noth waren oder krank lagen, und suchte sich nützlich zu machen. Dann aber kehrte sie mit ängstlicher Hast in ihre Wohnung zurück, damit der geizige Alte ihr nicht zuvorkomme. Das Wort „Zerstreuung" war für sie ein leeres Wort, seitdem das Geschick sie in ihres Großvaters düstere Wohnung geschleudert hatte, und doch war sie stets sanft und ihre Resignation fern von Gleichgültigkeit. Das religiöse Element waltete mächtig in ihr. Die Natur hatte sich darauf erpicht, in diesen beiden Menschen einen Engel neben einen Teufel zu stellen.

Es war ungefähr acht Uhr Abends, am ersten September, gerade ein Jahr nach dem Tode Eduard's von Trevanian. Die Läden im Zimmer Peter Quin's waren sorgfältig geschlossen und der Alte, vor seinem Pulte sitzend, überblickte die Seiten eines dicken Registers, dessen geschriebener Inhalt aus einer Mischung von Hieroglyphen und „Argot", der londoner Gaunersprache, bestand.

Des Alten Aufmerksamkeit wurde plötzlich durch ein Klopfen an die Hausthür erregt. Er erhob den Kopf und horchte; dann zog er eine altväterische Uhr aus der Westentasche und sah nach der Zeit. „Acht und ein Viertel," murmelte er; „es ist noch nicht die Zeit, zu welcher ich meinen Mann erwarte. Wer mag das sein?" Es klopfte auf's Neue und stärker. Der Besucher schien ungeduldig zu werden. Auf dem Korridor ließ sich der leichte Tritt Martha's vernehmen. „Mache die Kette nicht auf, Martha!" rief er hinaus; „ich will erst wissen, wer es ist."

Martha erschien darauf im Zimmer. „Ein Fremder wünscht Dich zu sprechen, Großvater!" sagte sie. — „Hat er seinen Namen genannt?" — Martha legte schweigend ein Stück Papier auf's Pult vor Peter Quin, welches die mit verstellter Hand geschriebenen Worte enthielt: „Southwall, 1793. Tausend Pfund Sterling." Peter Quin sann einige Augenblicke nach, dann schlug er sich vor die Stirn. „Ah, ich weiß ...! Laß den Herrn eintreten, Martha! Ich bin bereit, ihn zu empfangen." — „Diesen Herrn?" sagte das Mädchen, letzteres Wort ironisch betonend. „Er ist fast so schlecht gekleidet als ich!" fügte sie, mit einem Blick auf ihren Anzug, seufzend hinzu. Der Alte lächelte. „In dieser Welt ist es nicht nöthig, Gewicht auf die äußere Erscheinung zu legen. Laß ihn nur herein! Doch warte, ich will selbst gehen, damit kein Fehler gemacht wird." Er ergriff das einzige Licht im Gemach und ging hinaus, gefolgt von Martha, die viel zu sehr an den Anblick seltsamer Besucher gewöhnt war, um überrascht zu sein. An der Hausthür angelangt, erblickte Peter Quin einen Mann, der in einen alten Mantel gehüllt war, den Hut tief in die Augen gedrückt hatte und sich möglichst dicht an der Thür hielt, um von außen nicht bemerkt zu werden. Peter Quin schloß hinter ihm wieder die Hausthür und leuchtete ihm in's Gesicht. „Sie wünschen eine Unterredung mit mir?" — „Ja wohl. Ich denke, wir sind uns nicht fremd, wenn anders Sie derselbe Peter Quin sind, welcher mir vor einem Jahre in einer gewissen Angelegenheit, die ich Ihnen durch ein Stück Papier andeutete, gedient hat." — „Der bin ich allerdings und ich erinnere mich auch des bemerkten Geschäfts. — Du kannst uns allein lassen, Martha; ich werde den Herrn selbst geleiten." — „Und wenn der Mann kommt, den Du später erwartest, was soll ich ihm sagen?" fragte das Mädchen. — „O, wir werden bis dahin fertig sein; indeß, wenn es nicht der Fall sein sollte, so sage ihm, ich sei beschäftigt, er möge sich morgen wieder einstellen."

Nach diesen Worten führte Quin den Besucher in sein Kabinet und schloß die Thür hinter sich und ihm. Martha begab sich in ihre nach hinten gelegene Kammer. „Es muß ein sehr wichtiger Besuch sein," flüsterte sie für sich, „denn es ist sonst nicht die Gewohnheit des Großvaters, den Kapitän abzuweisen. Ich fürchte immer, seine Heimlichkeiten sind schlimmer Art. Warum schleichen sich diese Menschen verhüllt wie Diebe in der Nacht in's Haus?"

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



Fanny's Aufnahme bei der Schauspieler-Familie. (S. 275.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

15. Zwei Helfer.

War es Zufall oder eine Anordnung der geheimnißvollen Vorsehung, daß an jenem Abend, als Martha das Haus ihres Großvaters verließ, der Advokat Foster eine Stunde länger als gewöhnlich in seiner Expedition blieb? Das Geschäft, welches ihn zurückhielt, war von solcher Bedeutung, daß er strikten Befehl gegeben hatte, ihn nicht zu stören. Martha betrat die große Schreiberstube und brachte ihr Verlangen vor, den Advokaten zu sprechen. Mr. Griffiths, der erste Schreiber, wies sie mit der Erklärung ab, Mr. Foster habe die Expedition bereits verlassen. „Kommen Sie morgen wieder," bemerkte er, indem er zugleich Anstalt machte, die Thür wieder vor ihr zu schließen. „Das ist unmöglich, Sir," entgegnete Martha angstvoll; „ich habe kein Unterkommen für die Nacht und bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, geben Sie mir noch heute Gelegenheit, Herrn Foster zu sprechen!"

Der angstvolle Ton ihrer Worte machte einen jungen, fein aussehenden Menschen von etwa vierzehn Jahren aufmerksam, welcher, vor seinem Schreibpulte sitzend, seit zwei Stunden eifrig beschäftigt war, Karrikaturen auf den Einband des juristischen Kommentars von Blackstone zu kritzeln. „Wer ist dieß, Griffiths?" fragte er, ohne aufzustehen. — „Eine Wahnwitzige, glaube ich," erwiederte der erste Schreiber mißlaunig; „ich kann mich nicht mit ihr aufhalten." — „Ich bin nicht wahnwitzig," versetzte Martha, „obschon ich genug gelitten habe, um es werden zu können. Wenn Mr. Foster nicht hier ist, dann haben Sie wenigstens die Güte, mir zu sagen, wo ich ihn finde." — „Portlandstreet Nummer 14!" erwiederte Griffiths, mit einem verständlichen Seitenblick auf seine Kollegen. — „Ich danke Ihnen, Sir!" sagte Martha höflich und zog sich zurück. Der erste Schreiber schloß die Thür und begab sich wieder an seinen Sitz. — „Aber es regnet ja in Strömen!" rief der schon erwähnte junge Mensch vorwurfsvoll und öffnete die Thür wieder. Da der, welcher dieß sagte, der einzige Sohn des Advokaten war, so wagte Griffiths keinen weiteren Einwand, sondern zuckte bloß schweigend mit den Schultern.

Der junge Foster hieß Martha wieder eintreten. „Ich glaube zwar, daß Sie heute Abend meinen Vater nicht werden sprechen können, aber morgen früh . . ." — „Morgen früh bin ich todt!" unterbrach ihn Martha rasch. Das Mitleid des jungen Foster war erweckt; er wußte, daß die Befehle seines Vaters streng waren, aber sie waren ihm nicht persönlich gegeben worden. „Nun, wenn Sie wirklich eine sehr dringende Veranlassung haben . . ." bemerkte er zögernd. — „Also Mr. Foster ist noch hier?" fragte Martha lebhaft. „O, so beschwöre ich Sie, ihm zu sagen, daß die Enkelin Peter Quin's ihn auf einige Minuten zu sprechen wünscht! Sie leisten mir dadurch einen großen Dienst, wenn ich Ihnen auch dafür nichts bieten kann, als den Dank eines tief unglücklichen Geschöpfes, das Hülfe braucht!" — „Ich werde ihn zu verdienen suchen," entgegnete der junge Mensch lächelnd. „Es ist mein erstes Honorar und hoffentlich auch mein letztes!"

Der junge Foster wollte damit zu verstehen geben, daß er für die Profession seines Vaters keine Neigung habe, obschon der Letztere verlangte, er solle sich ihr widmen. Hierauf begab er sich in ein benachbartes Zimmer, wo sein Vater arbeitete. Dieser war anfangs verdrießlich über das Verletzen seiner gegebenen Weisung, als er aber den Namen Peter Quin hörte, ward er aufmerksam und befahl, die Bittstellerin sogleich eintreten zu lassen. Beim Anblick Martha's glaubte er, nach seiner früheren Annahme, nur die Magd des alten Wucherers vor sich zu haben. „Wie

heißen Sie?" fragte er in einem nichts weniger als ermuthigenden Tone. — „Martha Quin, Sir!" — „Sie bleiben also dabei, den alten Herrn Ihren Großvater zu nennen?" — „Könnte ich anders, Sir? Wollte der Himmel, es wallte anderes Blut in meinen Adern, als in den seinen; meine Jugend wäre dann nicht so reich an Martern gewesen! Arm sein ist keine Schande, aber ein fleckenvoller Name ist ein Fluch!" — Mr. Foster erkannte jetzt, daß er zu rasch geurtheilt hatte. „Ich hielt Sie für Peter Quin's Dienstboten," sagte er offen. — „Und ich war auch nichts Besseres," erwiederte Martha. „Ich war seine Sklavin, sein Spielzeug! Aber ich habe meine Ketten zerbrochen! Mein Gesicht und meine Kleidung sagt Ihnen deutlich, wie dieser Mann mich belohnte. Er begnügte sich nicht damit, mich seit meinen Kinderjahren auf's Brutalste zu tyrannisiren, sondern er betrog mich auch um mein Vermögen, und wenn ich nicht geflohen wäre, würde er diese Nacht die lange Kette seiner Unthaten an mir mit einem Morde geendigt haben!" — „Das sind sehr schwere Beschuldigungen," sagte der Advokat tief ernst. „Wenn Sie die Unwahrheit sprechen sollten, so würden Sie die perfideste und sündhafteste aller Frauen sein." — „Und wenn ich die Wahrheit spräche?" — „Das bedauernswertheste Geschöpf auf der Erde!"

Martha zog, ohne ein Wort weiter zu sprechen, aus ihrem Busentuche das Testament und den Brief und überlieferte Beides dem Advokaten. Dieser las mit großer Aufmerksamkeit; seine letzten Zweifel schwanden. Ein einziger Punkt schien ihm dunkel, er begriff nicht, aus welchem Grunde Peter Quin das Testament unterdrückt hatte, wenn es nicht aus bloßem Rachegefühl geschehen war; denn er war noch fern von dem Gedanken einer fortgesetzten Fälschung. „Haben Sie," fragte er, „seit Ihrem Mündigwerden irgend ein Papier unterzeichnet?" — „Niemals!" — „Wie, Sie waren auch nie mit in der Bank oder in einem ähnlichen Etablissement, um daselbst Ihren Namen in ein gewisses Buch einzutragen?" — „Nein, ich bin nie mit Peter Quin ausgegangen, ausgenommen als kleines Kind." — Mr. Foster blickte sie lange sinnend an. „Was führt Sie zu mir?" fragte er endlich. — „Die Verzweiflung, Sir! Als ich Sie im Hause Peter Quin's zum ersten Male sah, flößten Sie mir Vertrauen ein. Sie sprachen mit Güte und Sanftmuth, und deßhalb glaubte ich, Sie würden sich für ein unglückliches Geschöpf interessiren, das keine Freunde und keine Hoffnung hat, als auf Sie!" — „Haben Sie mir Alles gesagt?" fragte er forschend. Martha blickte zögernd nach der Thür, an welcher Klemens, der Sohn des Advokaten, noch immer wartend stand. „Laß uns allein," sagte ihm Mr. Foster, „und sage Griffiths, er solle nicht fortgehen, ohne mich vorher gesehen zu haben." — Nun erklärte Martha, was sie endlich zu dem äußersten Schritte bewogen habe und wie sehr sie für das Schicksal des geraubten Kindes fürchte.

Der Advokat zeigte sich bereit, ihre Sache zu führen. „Er riskirt den Hals für das Ihnen verheimlichte Vermögen, namentlich wenn er, wie ich glaube, Mittel gebraucht hat, welche sein Leben in Ihre Hände geben." — „Ich handle nicht wegen des Geldes, sondern wegen des Kindes, Sir! O, wenn ich wüßte, daß es in Sicherheit wäre, wenn ich seine Stimme hören, seine kleinen, runden Aermchen um meinen Hals fühlen könnte!" — „Sie dürfen nach dem, was geschehen ist, nicht in Peter Quin's Haus zurückkehren." — „Niemals, Sir!" — „Und wo gedenken Sie diese Nacht zuzubringen?" — „Ich habe weder ein Obdach, noch einen Schilling, ein solches zu suchen." — „In diesem Falle werde ich für Sie handeln," schloß der Advokat, indem er die Klingel zog. Sein Sohn Klemens erschien, und Foster beauftragte ihn, durch einen Schreiber einen Wagen holen zu lassen, hierauf aber Martha nach seiner Privatwohnung in Portlandstreet zu begleiten. Die Wirthschafterin solle ein Zimmer für Martha so rasch als möglich herrichten und es solle sie bis zu seinem Erscheinen Niemand sehen. — Das Mädchen drückte mit Wärme ihren Dank aus. „Wenn alle Menschen ein Herz hätten wie das Ihrige, Sir, dann wäre die Welt anders, wie sie ist!" fügte sie hinzu. — „O, die Welt ist gut," versetzte Foster, „allein es gibt in ihr dunkle und lichte Wege; Sie sind bis jetzt unglücklicher Weise nur die Ersteren gewandelt. Also Sie beharren auf Ihrem Entschlusse?" — „Ja, und zwar in der vollen Bedeutung des Wortes! Wenn Fanny mir nicht zu der Stunde, die ich Peter Quin bezeichnet, zurückgegeben ist, soll das Register der von ihm begangenen Verbrechen den Händen der Justiz überliefert werden."

Klemens Foster geleitete das Mädchen zum Wagen und brachte sie nach seines Vaters Wohnung. Griffiths betrachtete nun, nachdem er unterrichtet war, die vorher so gering geschätzte Persönlichkeit Martha's mit ganz anderen Augen.

Die erste Nacht, welche Martha bei Foster, und Peter Quin in seinem finstern Hause allein zubrachte, war eine höchst unheimliche. Der Regen strömte fort und fort. In den Straßen befanden sich fast nur noch die bedauernswerthen Obdachlosen, welche ein Unterkommen suchten. Hie und da barg sich beim flackernden Schein der schlechten Straßenlaternen ein menschliches Wesen unter einem Thore, ohne sich der frostigen Novemberluft entziehen zu können.

Es schlug auf der alten Paulskirche zwölf Uhr Nachts, als ein Mann, gekleidet in einen alten braunen Jagdrock und den Hut tief in's Gesicht gezogen, mit einem kleinen Mädchen an der Hand um die Ecke von Charing-Croß bog und nach dem Strand ging. Seine Schritte waren so hastig, daß die Kleine ihm kaum zu folgen vermochte. Das reiche Haar des Kindes hing aufgelöst unter einer Kopfhülle hervor, Hals und Arme desselben waren bloß; es zitterte vor Kälte und Furcht. „Ich kann nicht mehr laufen, bringe mich wieder heim!" wimmerte das Kind. — „Sag' noch ein Wort und ich drücke Dir Deine verdammte Kehle zu!" knurrte der Mann. „Das fehlte noch, bei diesem Wetter zu laufen und Dein Geflenne hören zu müssen!" Das Kind wagte nur noch ganz leise zu weinen und strengte seine Beinchen an, um mit dem gefürchteten Menschen Schritt halten zu können. „Die Brücke ist nicht mehr weit und dann sind wir ja am Ziele!" murmelte der Mann, und es lag ebensowohl eine Drohung als Hohn in seinem Tone.

Als der Mann diese Worte sprach, waren Beide eben an dem Gäßchen angelangt, welches rechts nach dem Hungerford Market führt und damals sehr verschieden war von dem, welches sich jetzt dort befindet. Nicht der Inhalt der Worte, sondern deren eigenthümlicher Klang erregte die Aufmerksamkeit einer Person, die unter dem Wetterdache einer Boutique momentanen Schutz vor dem Regen gesucht hatte. Diese Person sah mit Befremden, daß es ein liebreizendes Kind war, welches der rauhe Mann so drohend anredete, und daß es offenbar nicht zu diesem paßte. „Wo zum Teufel will er um diese Zeit mit der kleinen Sylphide hin?" fragte sich die Person — es war ein in einen Mantel gehüllter Mann — und ließ die Beiden nicht aus den Augen.

Unsere Leser werden bereits errathen haben, daß Miles, Peter Quin's williges Werkzeug, eben daran war, sein verbrecherisches Werk an Fanny zu vollziehen. Beide kamen zu dem Gewölbe, welches unter dem Adelphitheater weg bis zur Themse führt. Das Kind schauderte vor der Finsterniß dieses Eingangs zurück. „Na, was hast Du?" fragte Miles. „Du klagst ja schon eine Stunde lang über den Regen, und da drinnen werden wir nicht naß." — „Ach, der Regen thut mir ja nichts, und ich will nicht mehr weinen, ich will ganz still sein! Aber bitte, bitte, führe mich nicht da hinein!" flehte Fanny. Miles achtete nicht auf ihr Widerstreben. Er schritt auf dem ihm genau bekannten dunklen Wege bis zu der Oeffnung der Wölbung an der Themse. Es war gerade Flutzeit, und die Wogen brachen sich mit furchtbarer Gewalt an Londonbridge. Kein Stern war am Horizonte sichtbar, aber es war fast Vollmond, und da die finstern Wolkenmassen mit rasender Eile dahinflogen, so gab es kurze Augenblicke, in welchen blitzartig ein Mondschimmer die grause Szene beleuchtete.

Der rauhe Miles zauderte am Wasser einige Momente und streifte sich heimlich die Aermel auf. „Laß mich mein Gebet sagen!" bat, in Furcht gesetzt durch das Rauschen des Wassers, das Kind. „Dein Gebet?" erwiederte höhnisch Miles. „Gewiß, mein Puttchen. Ich habe die Kinder gern, die beten. Komm', lege Deine Hände in meine — so!" Er nahm mit der Linken beide Händchen Fanny's, zog ihr mit der Rechten das Tuch vom Kopfe und band damit die Hände zusammen, damit das Kind sich nicht helfen könne, wenn es eine Sturmwoge an's Ufer werfen sollte. „Bist Du fertig?" fragte er dann. Das Kind begann zu weinen und flehte, Miles solle es nicht tödten. „Dich tödten? Unsinn! Warum

sollte ich Dich morden wollen?“ entgegnete Miles, indem er das Kind an sich zog und in seinen Armen emporhob, um es in's Wasser zu werfen. — „Ja, warum? Dieß wollte ich eben auch fragen!“ donnerte plötzlich eine Stentorstimme hinter Miles, der erschrocken das Kind niederstellte. In diesem Augenblicke flog ein schwacher Lichtschimmer vorüber und zeigte dem Schurken das Gesicht des Sprechers; es war derselbe, den Miles bereits unter dem Wetterdache der Boutique hatte stehen sehen. Auch das Kind bemerkte ihn und eilte auf ihn zu. „O bitte, bring' mich nach Hause, bring' mich nach Hause!“ bat es, sich an den neuen Ankömmling klammernd. — „Wo wohnst Du, armes Kind?“ fragte er das Letztere. — „Es hat keine Wohnung, wir sind fremd in London,“ antwortete statt seiner Miles in mürrischem Tone. — „Sie scheinen nichtsdestoweniger diesen Weg genau zu kennen!“ — „Weil ich schon die Nacht hier zugebracht habe, da ich ein armer Teufel bin,“ murmelte der Bösewicht. — „Und was wollten Sie denn so eben mit diesem Kinde beginnen?“ — „Ei, nichts!“ — „Nichts? Und die Hände der Kleinen sind gebunden?“ — „Hm, ja! Das that ich, damit sie mir nicht entkomme!“ — „Damit sie nicht aus dem Wasser entkomme, in welches Sie das Kind werfen wollten. Bube! Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ — „Dasselbe sage ich zu Ihnen!“ erwiederte der Mordgesell. — „Ich werde das Kind nicht in Ihren Händen lassen!“ — „Sie wollen nicht?“ — „Nein!“ — „Wir werden sehen!“ knirschte Miles und erhob den Stock, den er in der Hand trug. Die Nacht war indeß wieder so finster, daß er nichts von Fanny und ihrem Retter sah, sondern nur nach der Richtung der Stimme gehen konnte. Indem er dieß that, hieb er wild um sich, traf aber nichts als Luft und Mauer. Umsonst stieß er Verwünschungen aus und drohte den, der ihm das Kind entzogen hatte, zu ermorden. Nur das Echo des feuchten Gewölbes antwortete ihm. Jedenfalls hatte der Retter des Kindes eben so genau, wie Miles, die Räumlichkeiten des Adelphigewölbes mit seinen verschiedenen Ausgängen beobachtet und sich auf dem weichen Boden geräuschlos entfernt.

Miles lauschte athemlos, legte das Ohr an die Erde, rannte nach verschiedenen Richtungen fort und griff um sich her, konnte indeß nichts entdecken und mußte resultatlos das Gewölbe verlassen, um in seine Wohnung zurückzukehren.

Um dieselbe Zeit, Nachts ein Uhr, saß in einem geräumigen Zimmer von Drury-Lane eine in Trauer gekleidete Frau bei der Arbeit. Sie erschien etwa dreißig Jahre alt, obschon sie viel jünger war. Ihr Gesicht, in welchem sich die Spuren großer Schönheit zeigten, war durch Kummer gebleicht und gefurcht. Vielleicht hatte auch die Armuth mit ihrer furchtbaren Hand den Glanz ihrer Augen getrübt und die graziösen Umrisse ihres Antlitzes zerstört. Diese Frau war beschäftigt, Flitter und Silbernesteln an ein Gazekleid zu nähen; das Kleid verrieth ihren Stand: sie war Tänzerin und Schauspielerin.

Ein Harlekinkostüm, ein spanischer Federhut und vielerlei andere Artikel, welche an dem Kleiderhaken neben der Thür hingen, ließen übrigens darauf schließen, daß in diesem Raume eine Schauspielerfamilie ihr Asyl aufgeschlagen. Der Thür gegenüber stand ein großes Bett und dicht daneben eine Wiege, aber diese war leer.

Von Zeit zu Zeit, wenn Sturm und Regen etwas nachließen, richtete die Frau den Kopf auf und blickte durch's Fenster. „Welche Nacht!“ flüsterte sie. „Ich wollte, Henry wäre da! Es ist hier so einsam!“ Unwillkürlich fiel ihr Blick auf die leere Wiege und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Die Arme trauerte um ihr einziges Kind, welches vor kurzer Zeit gestorben war. Signor Du Bast, ihr Gemahl, war Schauspieler, Chorist, Tänzer — er übernahm jede kleinere Rolle, die er erlangen konnte, obschon er in komischen Ballets seine Hauptforce entwickelte. Während der Wintersaison gehörten Beide zu der italienischen Truppe; gegen Weihnachten figurirten sie in den Pantomimen und gaben außerdem einige Unterrichtsstunden. Im Vergleich mit den meisten ihrer Schicksalsgenossen konnte man sie zu den besser Situirten zählen.

Signor Du Bast war an dem für unsere Geschichte so bedeutungsvollen Tage zeitig ausgegangen, um sich mit dem Direktor eines untergeordneten Theaters wegen einer Pantomime, die gegeben werden sollte, zu arrangiren. Als es ein Uhr schlug und Du Bast noch immer nicht kam, erhob sich seine Frau sehr unruhig von ihrer Arbeit. „Es muß ihm Etwas zugestoßen sein,“ sagte sie ängstlich und strengte sich an, das Geräusch seiner Tritte durch den Sturm zu hören. Endlich vernahm sie ein Knarren auf der Treppe — es war der Ersehnte! Rasch öffnete sie die Thür, um zu leuchten. „O Henry, Henry, wie lange hast Du mich warten lassen! Aber mein Gott, was bringst Du denn da?“ Diese Frage ward durch ein kleines Mädchen ungefähr im Alter dessen, das ihr gestorben, verursacht, welches der Komiker aus seinem triefenden Mantel herauswickelte. „Genau kann ich Dir wahrhaftig nicht sagen, was ich Dir bringe, Karoline,“ erwiederte Henry, das Kind sanft auf den Boden stellend. „Die Manier, wie ich dazu gekommen, ist seltsam genug.“ — „Aber ich sehe, seine Aermchen sind gebunden!“ — „Binde das Tuch los! Ich hatte nicht Zeit, es zu thun.“ — „Und durchnäßt ist sie bis auf die Haut! Es ist eine Schande, dieß arme Geschöpf, welches mich so lebhaft an meinen Engel erinnert, in diesen Zustand zu versetzen.“ — „Daraus sollst Du uns jetzt helfen, Schatz! Sage mir schnell: hast Du nicht einen Rest vom Mittagbrod übrig? Ich glaube, die Kleine wird etwas essen, und ich selbst habe großen Hunger. Freue Dich übrigens, Karoline, ich habe ein excellentes Engagement: drei Pfund wöchentlich und sechs Wochen Garantie!“ Er drückte einen Kuß auf die Stirn seiner Frau und verschwand hinter dem Bettschirme, um seine Kleider zu wechseln. Inzwischen zog Frau Du Bast liebkosend dem kleinen Findlinge die nassen Kleider aus und legte ihm solche an, die sie noch von ihrem verlorenen Lieblinge aufbewahrte. Dabei konnte sie sich der Thränen nicht erwehren.

Signor Du Bast besaß die Wohlthat einer doppelten Kleidung nicht, er sah sich daher genöthigt, Stücke seiner spärlichen Theatergarderobe anzulegen: Schlappstiefeln eines Gentlemans aus der Zeit Karl's des Ersten und einen Staatsrock von rothem Sammet, der schon manches Jahr auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gedient hatte. Der Schauspieler war eine hohe, schlanke, angenehme Figur mit geistvollen und gemüthlichen Gesichtszügen. In seinem seltsamen Kostüm machte er auf Fanny einen großen Eindruck. Zum ersten Male seit Jahren sah das Kind einen Mann, vor dem es sich nicht fürchtete, sondern zu dem es sich hingezogen fühlte. Als Signor Du Bast bemerkte, daß seine Gattin den Findling nur mit Schmerzensthränen in ihre Arme schloß, bat er sie, selbst tief bewegt, sich nicht dem Gram zu überlassen; aber Fanny hatte für ihn wie für seine trauernde Gattin ein doppeltes Interesse, weil Beide selbst solch' Kind verloren und weil Fanny in ihren trockenen Kleidern dem Verlorenen so ähnlich war.

Karoline ordnete den Tisch. Die Reste des Mittagsmahls, welche vorsorglich für den andern Morgen aufbewahrt worden waren, wurden aufgetragen und ein Topf Bouillonsuppe zum Feuer gestellt, so daß sich bald in dem Zimmer ein appetitlicher Geruch verbreitete. „Jetzt iß, mein Goldkind!“ sagte Du Bast, einen Teller mit Brod und Fleisch und eine Tasse Bouillon vor Fanny stellend, und die Kleine folgte der Aufforderung ohne weitere Nöthigung. Hatte sie doch fast den ganzen Tag nichts zu essen bekommen! Die Wärme des Zimmers hatte ihr Haar getrocknet, welches nun in dichten Locken auf Hals und Schultern herabfiel; ihre Wangen waren leicht geröthet und ihre Augen leuchteten vor Behagen. Frau Du Bast suchte Näheres über ihre Herkunft, über ihre Mama und ihre Wohnung zu erforschen; Fanny aber wußte nur, daß ihre Mama (so nannte sie Martha) öfter geweint und daß sie sie sehr lieb gehabt hatte, sowie, daß sie nahe bei einer Kirche gewohnt hätten, weil sie oft die Glocken klingen gehört habe.

„Bringe sie zu Bett, mein Schatz!“ sagte Henry leise. „Sie ist ermüdet und will schlafen. Arme Kleine! Ich wundere mich nicht darüber, nach den fürchterlichen Ereignissen dieser Nacht!“ Die Neugier seiner Gattin war auf's Lebhafteste erregt; sie konnte dem Verlangen nicht widerstehen, das Kind zu küssen, als sie es in die kurz vorher noch leere Wiege gelegt und es süß entschlummert war. Der Komödiant lächelte bei dieser Wahrnehmung. Seine praktische Philosophie sagte ihm, daß es besser sei, ein Herz auszufüllen, als es über Leerheit klagen zu lassen. Als Karoline ihren Platz am Kamin wieder eingenommen, mußte er ihr die Geschichte der Rettung des Kindes aus Mörderhänden erzählen. — „Welch' ein Ungeheuer, dieser Miles!“ rief sie entsetzt. „Aber

wie erfuhrst Du seinen Namen?" — „Durch das Kind. Sie nannte mir denselben, als ich mit ihr ungesehen das Adelphigewölbe verließ." — „Sicher wird das Kind reklamirt werden!" seufzte die Tänzerin. — „Das glaube ich nicht, Karoline. Nach meiner Idee ist sie die Tochter armer Leute, die zu viele Mäuler zu ernähren hatten. Hast Du gesehen, wie gierig das Kind unser bescheidenes Mahl verzehrte? Seine Kleider sind reinlich, aber von grobem Stoffe. Nein, nein, ich fürchte nicht, daß es uns wieder genommen wird!" — „Aber wenn man's verlangt, Henry, müssen wir's zurückgeben! Ich möchte um keinen Preis der Welt einer Mutter ihr Kind vorenthalten, denn ich weiß, wie schmerzlich es ist, daß mir das meine entrissen ward."

Signor Du Bast war derselben Meinung, und so beschlossen Beide, daß, wenn nicht zufällig Jemand das Kind reklamirte, sie dasselbe als das ihrige adoptiren, auf keinen Fall aber zurückgeben wollten, ohne über sein ferneres Schicksal und über das Geheimniß des schrecklichen Attentats auf sein Leben im Klaren zu sein. Aus Vorsicht und auf Bitten seiner Frau schrieb Du Bast einen detaillirten Bericht der Art und Weise, wie er zu Fanny gekommen, und den Namen Miles als den des Mannes, welcher sie hatte ermorden wollen, in ein Dokument, das er sammt den Kleidern, die das Kind getragen, und dem Tuche, womit ihre Hände gebunden gewesen, sorgfältig auf dem Boden eines alten Koffers unter anderen Kleidungsstücken und Theaterkostümen verwahrte.

16. Der Wucherer und sein Werkzeug.

Peter Quin erhob sich am Morgen nach dieser ereignißvollen Nacht mit eingenommenem Kopfe und wankenden Beinen. Zum ersten Male in seinem Leben war sein Selbstvertrauen erschüttert. Er schien in ein Netz verwickelt, in welchem sich auch nicht eine Masche lösen wollte, um ihm das Herausschlüpfen zu gestatten. In dieser Lage nährte er noch die Hoffnung, Martha, die Freund- und Mittellose, werde über Nacht von ihrer Drohung zurückgekommen sein oder Zuflucht zum Selbstmord genommen haben. In dieser Hoffnung griff er zu einer Morgenzeitung und las mit Spannung die Liste der Neuigkeiten und Unfälle. „Ah bah!" murmelte er enttäuscht, als er damit zu Ende war, „der Dummkopf hatte nicht den Muth, sich in's Wasser zu stürzen!" — Von dem Gedanken, daß Martha in demselben Augenblicke wohlversorgt an dem Tische des Advokaten Foster saß und mit ihm Maßregeln gegen ihn berieth, war er weit entfernt.

Sein erster Besucher war sein Verbrechensgenosse Miles, welcher sich inzwischen in Bezug auf sein mißglücktes Attentat ein Märchen ersonnen hatte. „Nun, was führt Sie zu mir?" fragte Quin. — Miles kniff ein Auge zu. „Eh, haben Sie mir nicht gesagt, ich solle Ihnen heut Morgen über die Vollziehung Ihres Auftrags Bericht erstatten?" — „Meines Auftrags? Ich habe Ihnen keinen Auftrag gegeben, so viel ich weiß," versetzte der Wucherer mit der Miene verstellter Unbefangenheit. — „Nun, sagen wir dann, Ihres Verlangens, oder Ihres Wunsches. Ich weiß wohl, daß Sie aus Klugheit niemals bestimmt aussprechen, was Sie wollen. Das Kind ist versorgt, Sir!" — „Gut versorgt?" — „Ja, bei Gott, oder beim Teufel, wie Sie wollen!" — „Ich habe in dieser Hinsicht meinen Plan gewechselt, Miles. Martha macht über die Entfernung des Kindes solchen Lärm, daß ich es wieder zurücknehmen will." — „Zurücknehmen, woher?" — „Von den Personen, denen Sie es überwiesen haben."

Miles überlegte einige Augenblicke und kam endlich zu der Ueberzeugung, daß diese Redeweise des alten Gauners nur eine List sei, um zu erforschen, ob Fanny auch gründlich beseitigt sei, oder um ihm die versprochene Belohnung zu verkümmern. „Ich dächte, Sie ließen die Scherze, Sir!" sagte er vertraulich. — „Ich bin nicht zu Scherzen aufgelegt," erwiederte der Wucherer mit einem finsteren Blicke. „Ich sage Ihnen, daß ich die Idee aufgegeben habe und das Kind zurückhaben will! Verstehen Sie mich nun?" — „Nein, hol' mich Dieser und Jener, ich verstehe gar nichts! Gestern sprachen Sie so, heut anders! Gestern klang es: den Balg so zu placiren, daß er nie wieder an's Tageslicht kommen solle, heute möchten Sie ihn beim Frühstück haben. Ich weiß nicht, was Sie wollen!" — „Wo ist das Kind?" — „Auf dem Wege, den die Flut nimmt, wenn sie von Londonbridge zurückprallt." — „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie dasselbe in die Themse geworfen haben?" fragte Peter Quin, kaum im Stande, trotz der Gefahr, in der er schwebte, ein satanisches Lächeln zu unterdrücken. — Miles hatte dieß Lächeln wohl bemerkt und schloß daraus, daß er seine Sache gut gemacht habe. „Warum nicht gar in die Themse geworfen!" rief er in dem Tone, den der Wucherer angeschlagen. „Sagen wir: sie ist in See gegangen, das ist Alles!" Er lachte laut über seinen eigenen Witz, aber dieß Lachen erstarb auf seinen Lippen, als er den Ausdruck des Entsetzens und der Wuth in Peter Quin's Antlitz bemerkte. Dieser faßte ihn mit aller Kraft, die ihm noch zu Gebote stand, am Arme und blickte ihn durchbohrend an. „Sie wissen, ich scherze selten, Miles, und bin in dieser Stunde fürchterlich ernst! Antworten Sie mir! Sagen Sie die Wahrheit, als wenn Ihr Kopf auf dem Spiele stände: ist Fanny todt?" — „Nein, Mr. Quin, sie ist nicht todt! Ich sehe wohl, daß dieß nur ein Spiel Ihrer List ist, aber 's ist mir egal! Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, weil Sie's verlangen." — „Gott sei Dank!" stammelte Peter Quin aufathmend. „Er ist barmherziger gegen mich, wie ich selbst war. Fahren Sie fort und glauben Sie mir, daß für jede Lüge, die Sie aussprechen, der Strick des Henkers für Sie bereit ist."

Miles stutzte einen Augenblick und erzählte dann Alles, was sich im Adelphigewölbe ereignet. Peter Quin hatte in seinem Leben seltsame Dinge gehört, aber die Umstände dieses Ereignisses waren ihm neu. „Und Sie wollen mich glauben machen, daß das wahr sei?" rief er forschend. — „Nein, Mr. Quin, den Versuch lasse ich bleiben; aber wahr ist die Geschichte dennoch!" — „Wahr oder nicht — das ist von keiner Bedeutung. Die Hauptsache ist: das Kind muß wieder herbeigeschafft werden!" — „Ja, aber wie?" — „Das ist Ihre Sache! Hören Sie mich! Es ist für mich von größter Wichtigkeit — mehr wie ich Ihnen sagen kann — daß Fanny wieder in meine Hände kommt. Vielleicht gebe ich Ihnen dann den nächsten Tag dieselben Instruktionen, wie gestern. Lassen wir das jetzt! Sie haben sehr ungeschickt gehandelt und müssen die Folgen tragen." — „Donnerwetter, Patron! Der Knoten, den Sie mir aufzumachen geben, ist verdammt verwickelt! Aber ich werde mein Bestes thun! Wie viele Zeit habe ich?" — „Bis heut Abend zehn Uhr." — „Sagen Sie wenigstens bis Mitternacht! Man thut so etwas nicht am hellen Tage. Geben Sie mir zwei Stunden mehr!" — „Gut; also bis zwölf Uhr Nachts. Aber versuchen Sie mir nicht zu entwischen! Gingen Sie auch bis an's äußerste Ende der Erde, ich würde Sie zu finden wissen ... Das Gesetz, Sir, hat einen langen Arm." — „Ich weiß das, Mr. Quin, doch träf' er mich nicht allein!" — „Soll das eine Drohung sein, Schurke?" — „Nein, nur ein guter Rath, Mr. Quin!" erwiederte Miles, halb devot, halb höhnisch. „Sie wissen, daß Sie nicht ehrlich gegen mich handeln. Zwanzigmal habe ich meine Haut für Sie riskirt, und immer ist es mir schlecht vergolten worden. Es ist nicht mein Fehler, daß Sie den Plan mit dem Kinde geändert haben. Da arbeite der Teufel! Ich wollte, ich hätte den Balg nicht gesehen!"

Peter Quin seufzte und meinte, dieß sei auch sein Wunsch. Es wurde zwischen Beiden verabredet, daß, wenn Miles Erfolg hätte, er dreimal an den Laden des Kabinets klopfen solle. Sobald der Geschäftsmann dieses Signal höre, wolle er die Thür öffnen.

„Bringen Sie mir das Kind wieder, wo es auch sei, und ich verdoppele die Ihnen versprochene Belohnung!" waren Peter Quin's letzte Worte. Miles verließ mit einem zweideutigen Lächeln das Haus des Wucherers und begab sich zunächst in seine nebenan befindliche Wohnung. Seine erste Frage war nach dem Manne, der mit Peter Quin unter der Bezeichnung „Kapitän" Geschäfte machte und sich aus persönlichen Gründen Anonymität zu wahren gewußt hatte. Daß dieser Mann abwesend war, verstimmte den Gauner Miles, in dessen Seele schon während des Schlusses der Unterredung mit dem Wucherer ein Plan zur Reife gelangt war.

Als am Nachmittage der „Kapitän" zurückkehrte, hatte Miles mit ihm eine lange dauernde geheime Unterredung, von welcher beide Männer sich mit unheimlichem Lächeln und Händeschütteln trennten. (Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. | № 24. | Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Der Bock.

Reischbach konnte an dem Abend fast gar nicht einschlafen, so gingen ihm die heute gehörten Neuigkeiten im Kopf herum. Daß er selber Förster und dadurch selbstständig geworden, beschäftigte ihn aber wunderbarer Weise am Wenigsten; mehr als Alles dagegen, daß es ganz in der Nähe einen Ort gäbe, der „im Bau" heiße. — Und hatte ihm jenes fremde, wunderliebe Mädchen, das er damals im Wald getroffen, nicht gesagt, daß sie „im Bau" wohne, und er darunter thörichter Weise nur den einen derartigen Platz verstanden, den er kannte? Und sie hieß also wirklich Marie, wie er sie damals in seinem Traum oder Wachen — er wußte es selber nicht — genannt, und morgen um zwölf Uhr feierte sie ihre Hochzeit und hatte ihn selber dazu eingeladen, damit er Zeuge der Trauung sein solle.

Er fiel endlich in einen unruhigen Schlaf, aber der Traum spielte fort. Wieder traf er die Jungfrau, die jetzt mit dem Gra-



Innere Ansicht einer Batterie in Gibraltar. Von Valet. (S. 279.)

fen von Hackelnberg Arm in Arm spazieren ging, und hinterher hinkte die alte Urschel und schüttelte immer mit dem Kopf, und die schöne Berchta sauste auf ihrem milchweißen Renner daher. Jetzt hatte sie ihn erblickt, und mit einem Hussah und Halloh hetzte sie ihre mageren Rüden auf ihn, die mit Gebell und Geheul heranstürmten. Jetzt waren sie dicht an ihn heran; da riß sich Marie von des wilden Jägers Arm los und wollte sich ihnen entgegenwerfen. Umsonst! was vermochte ihre schwache Kraft gegen die teuflischen Bestien; sie wurde zu Boden gerissen, und wie er selber in wilder Wuth nach seinem Hirschfänger griff, um sie zu retten, brachte er ihn nicht aus der Scheide. Wie festgeleimt stak er darin, und heran brachen die Hunde mit offenen, gifthauchenden Rachen — die Tut-Osel flog herbei mit ihren glühenden Augen und breiten Schwingen — schon fühlte er das scharfe Gebiß der Rüden an seiner Kehle, als er mit einem Schrei in seinem Bett emporfuhr und wild verstört umherblickte.

Das Fenster hatte er am Abend vorher und in der warmen Nacht offen gelassen und er hörte draußen im Busch den Ruf der Nachtschwalbe — das erste Zeichen des anbrechenden Tages. Es war noch sehr früh, aber er fühlte sich auch so aufgeregt, daß er doch nicht mehr schlafen konnte oder wollte. Er stand auf, wusch sich und zog sich an und schlich sich dann, um Niemanden im Haus zu stören, die Treppe hinunter, nahm seine Büchse vom Nagel und wanderte in den Wald hinaus.

Es war ein ganz wundervoller Morgen, und noch prangten die Sterne in voller Pracht am Himmel, aber schon zeigte sich im Osten der erste lichte Streif und hie und da begannen einzelne kleine Vögel ihr leises Zwitschern und Zirpen, fast wie selber noch im Traum und aufgeblustert auf ihren Zweigen.

Es mußte die Nacht ein wenig geregnet haben, denn der Boden war feucht — man hörte keinen Schritt, und still und sinnend wanderte der junge Forstmann durch den schweigenden, wundervollen Wald in die jetzt mehr und mehr erwachende Natur hinein.

Da sang ein Finke schon sein munteres Lied hell und klar der erwarteten Sonne entgegen — da drüben am Bergeshang schrie der Kukuk seinen monotonen Ruf. — Ueber den Pfad hinüber glitt ein Fuchs, der wohl nach seinem Bau zurückkehrte, aber so rasch und einer Erscheinung gleich, daß Reischbach nicht einmal die Büchse an den Backen heben, viel weniger zielen konnte. Es lag ihm auch nicht viel daran, die stille, fast heilige Ruhe des Waldes jetzt durch einen Schuß auf einen in dieser Jahreszeit doch werthlosen Fuchs zu stören, und langsam schritt er weiter. Aber das Begegnen des schlauen Hühnerdiebes hatte ihn doch ein wenig aus seiner Träumerei aufgerüttelt und aufmerksamer gemacht. Er behielt die Büchse, die er bis dahin auf der Schulter getragen, unter dem Arm und fing jetzt an, da es auch hell genug geworden war, zu pirschen.

Eine Weile ging das auch. Er paßte nach allen Seiten auf, und wenn er einen Bergkamm oder eine Erhöhung erreichte, blieb er eine Zeitlang ruhig halten, um erst zu beobachten, ob er nichts Lebendiges erkennen könne. Aber der Wald schien heute — die lustigen Sänger in den Zweigen abgerechnet — wie ausgestorben, und nach und nach gewannen die Gedanken in ihm wieder die Oberhand. Fast unwillkürlich, ohne sich dessen wenigstens klar bewußt zu sein, hatte er dabei die Richtung nach dem „Fuchsbau" genommen und wie oft — wie unzählige Male war er schon den Weg gegangen, daß er fast jeden Baum und Strauch dahin kannte. Was er da immer und immer wieder wollte, mochte er sich freilich nicht einmal selber eingestehen — aber es war kein Feisthirsch und kein Rehbock, und dort angekommen suchte sein umherschweifender Blick — es ließ sich nicht gut ableugnen — immer nur ein buntes Tuch zwischen den grünen Büschen.

Und „im Bau" hatte sie gesagt, daß sie wohne, und heute sollte ihre Hochzeit sein — war er da nicht thöricht, gerade an dem heutigen Tag den Fuchsbau abzusuchen? — an ihrem Ehrentag fand er sie dort doch sicher nicht.

Mißmuthig warf er sich am Fuß einer hochstämmigen Tanne nieder, legte die Büchse neben sich und stützte den vom Denken und Grübeln ordentlich schmerzenden Kopf in die Hand.

Er mochte eine halbe Stunde so gelegen haben, und all' die alten, oft mit Gewalt verdrängten Bilder jener Stunden, die er damals nach seinem Sturz im Fuchsbau zugebracht, zogen mit ihren gaukelnden Gestalten an seiner inneren Seele vorüber, als er plötzlich dicht hinter sich Schritte zu hören glaubte. Er fuhr allerdings nicht rasch empor, um zu sehen, was sich in seiner Nähe rege, denn das thut schon aus alter Gewohnheit kein Jäger, aber fast unwillkürlich glitt seine rechte Hand nach dem Schloß der Büchsflinte und suchte den Bügel, während er langsam und vorsichtig, ohne seine Stellung auch nur im Geringsten zu verändern, den Kopf der Richtung zudrehte, in der er das Geräusch vernommen. Aber einen ordentlichen Stich gab es ihm durch's Herz, als er dort plötzlich auf kaum dreißig Schritt Entfernung den Bock — seinen Bock erkannte, der, mit dem riesigen Gehörn auf, ganz ruhig und vertraut aus einer Fichtendickung herausgetreten war und sich dort sorglos zu äsen anfing.

Allerdings lag er selber durch den Stamm und die Wurzel der Weißtanne großentheils verdeckt, aber die geringste Bewegung mußte auch den Blick des scheuen Wildes dahin lenken, und gut genug wußte er, daß der Bock dann auch wieder — lange vorher, ehe er schußfertig werden konnte, mit zwei Sprüngen im Dickicht und vollständig in Sicherheit war. Langsam ließ er sich deßhalb zurückgleiten, bis er lang ausgestreckt am Boden lag; dann erst versuchte er sich umzudrehen und auf das Gesicht zu kommen — auf dem noch feuchten Moos und den dürren Nadeln konnte er das auch ohne Geräusch bewerkstelligen, und jetzt erst zeigte sich eine andere Schwierigkeit, daß er die Büchse nämlich an der linken Seite liegen hatte.

Vorsichtig hob er wieder den Kopf — der Bock hatte sich von ihm abgedreht; er konnte keine Ahnung von seiner Nähe haben, und nun erst wagte er es, seine Waffe herumzubringen. Wie ihm aber das Herz dabei pochte — er konnte es ordentlich hören, und wenn er jetzt schoß, fehlte er ihn heilig — erst mußte er ruhig werden, und mit geöffnetem Mund, dicht hinter den Stamm gepreßt, die Büchse aber schußfertig in der Hand, kniete er auf seinem Stand und athmete ein paarmal hoch auf.

Und der Bock äste sich weiter; er konnte ihn in dieser Stellung nicht sehen, aber hörte deutlich, wie er das dort in der Dickung üppig wachsende Gras abriß — jetzt durfte er nicht länger säumen. Er hob sich leise empor, bis er aufrecht stand, trat einen Schritt zurück, hob die Büchse an den Backen und bog sich nach rechts über. Die Bewegung war ohne Geräusch geschehen, aber das Auge des Bocks mußte gerade die Tanne gestreift haben, an der es rasch die fremdartigen Umrisse erkannte. Dort stand er, breit, den schönen Kopf mit dem kräftigen Gehörn erhoben, aber schon mißtrauisch und zur Flucht bereit, herübersichernd — noch ein Moment — aber der Lauf der Büchse hatte sein Ziel gesucht und gefunden, der Finger des Jägers berührte den Stecher, und mit dem Knall des Rohres zugleich sprang das zum Tod getroffene Thier mit allen vier Läufen zumal vom Boden empor, fuhr herum und war im nächsten Augenblick in der Dickung verschwunden.

Reischbach aber, während ein triumphirendes Lächeln über seine Züge flog, rührte sich nicht von der Stelle. Er hatte den Sprung des Bocks gesehen und wußte, daß er ihn nicht gefehlt haben konnte — alles Uebrige durfte jetzt ruhig abgemacht werden. Vor allen Dingen lud er auch deßhalb den abgeschossenen Kugellauf frisch auf den Brand, setzte ein Zündhütchen auf und den Hahn in Ruh, und schritt dann langsam auf den Anschuß.

Er brauchte nicht weit zu gehen, schon von weitem erkannte er an den reichlich mit rothem Schweiß bespritzten Büschen die Stelle, wo der Bock in das Dickicht gebrochen — er lag auch schon, kaum zwanzig Schritt von da entfernt, verendet, und Reischbach hätte laut aufjubeln mögen, als er das prachtvolle Gehörn, dem er so lange schon vergebens nachgestrebt, als sein Eigenthum in Händen hielt. Aber viel Zeit durfte er auch nicht versäumen; es war schon spät geworden, und wenn er noch zur rechten Stunde in der Forstei sein wollte, um sich umzukleiden, mußte er rasch an's Werk gehen. Und wie gern that er das — in wenigen Minuten war der stattliche Bock aufgebrochen und allerdings eine Last, um ihn auf den Schultern nach Haus zu tragen, denn er wog sicher seine vierzig bis fünfundvierzig Pfund; aber mit dem Gefühl seines Triumphes spürte er ihn kaum und schritt rüstig vorwärts.

„Alle Wetter!" rief aber der alte Förster aus, als er den

jungen Mann mit dem Staatsbock ankommen sah; „heute sollten Sie in die Lotterie setzen, Reischbach, denn daß Sie dem Bock begegnet sind, zeigt, daß Ihr Glückstag ist. Das Gehörn wäre unter Brüdern seine sechs Louisd'or werth."

Aber es blieb keine Zeit zu weiteren Betrachtungen, es war in der That spät geworden, und da sich Reischbach auch noch vollständig umkleiden mußte, durfte er keinen Augenblick mehr verlieren. Er brauchte indeß nicht lange zu seiner Toilette, und kaum eine halbe Stunde später schritten die beiden Forstleute mit der Frau Försterin, den Nachtrab bildend, die Büchsen heute zu Hause gelassen und nur den Stock in der Hand, den moosigen Waldpfad entlang, der, nördlich auslaufend, hinüber in das hessische Revier führte.

Reischbach war es dabei ganz wunderlich zu Muthe — einmal mußte er an den Prachtbock denken, den er heute Morgen erlegt hatte — und ihr Pfad führte sie ziemlich dicht an der nämlichen Stelle vorbei — dann aber wieder fiel ihm auch jenes wunderliebliche Mädchen ein, die ihm gesagt, daß sie „im Bau" wohne und zu deren Hochzeit er heute eingeladen worden. Eigentlich wäre er am Liebsten gar nicht hingegangen, denn was Anderes sollte er dort thun, als sie noch einmal sehen, um sie auf immer zu verlieren. — Aber war sie's denn auch wirklich? — Blieb er zurück, so würde er die quälenden Zweifel sein ganzes Leben lang nicht los geworden sein, und schon um sich Gewißheit zu verschaffen, mußte er der fatalen Wirklichkeit die Stirn bieten.

Neuntes Kapitel.

Schluß.

Der alte Förster plauderte dabei den ganzen Weg, aber Reischbach hörte kaum, was er sagte, denn immer und immer wieder flogen seine Gedanken hinüber zu der Maid. — — Daß er auch nie früher von dem Ort gehört hatte — wie bald wäre er einmal hinübergegangen, um sich dort umzusehen und die Nachbarschaft zu begrüßen — und wenn sie es wirklich war, wie gut hatte sie seinen Namen behalten — und wie hübsch sie ihn geschrieben. Wenn sie ihn aber nicht vergessen hätte, weßhalb hielt sie sich da so lange verborgen, bis sie des Priesters Wort auf ewig von ihm trennte? War sie mit ihrem jetzigen Bräutigam vielleicht schon damals verlobt gewesen? — oder sollte es gar eine Strafe für ihn sein, daß er selber sie nicht früher aufgesucht? Welch' ein Thor er auch gewesen, das blühende Geschöpf nur eine Sekunde lang für ein gespenstiges Wesen zu halten und der Stelle, die sie ihm genannt, nicht anders nachzuforschen, als in dem wilden und wüsten Grund!

Der alte Förster hatte ihn um etwas gefragt, mußte es aber dreimal wiederholen, ehe Reischbach nur hörte, daß er mit ihm sprach, und Buschmann schüttelte erstaunt mit dem Kopf, denn so zerstreut war der junge Mann noch nie gewesen — aber gewiß dachte er nur an den glücklichen Schuß von heute Morgen; ja, ja, der alte Bock ging ihm durch den Sinn, und verdenken konnt' er's ihm gerade nicht, denn solch' ein Gehörn gab es nicht wieder, weit und breit.

So stiegen sie, zuletzt Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, den Hang hinab und zu dem Grenzbach nieder, der die beiden Reviere und Staaten von einander trennte, und von da ab mußte Förster Buschmann die Leitung übernehmen, denn Reischbach hatte diese Gegend ja noch nie betreten.

„Eigentlich," meinte er, als sie die Grenze überschritten, „wären wir hier schon ziemlich nahe bei dem Forsthaus, denn der Fußsteig da führt gerad' drauf zu, und es kann über den Berg von hier ab kaum eine Viertelstunde sein. Dort oben hat's aber einen häßlichen Platz über Geröll und Klippgestein und meine Alte möchte da nicht so gut fortkommen — der Weg hier dagegen ist breit und bequem und nur vielleicht zehn oder fünfzehn Minuten weiter, wozu wir noch übrig Zeit haben — es ist gerade ein Viertel nach Elf, und in einem halben Stündchen sind wir in aller Bequemlichkeit drüben."

Reischbach hatte den Blick zu dem bezeichneten, ziemlich steil auflaufenden Fußsteig hinaufgeworfen, als er plötzlich Buschmann's Arm ergriff und dort hinandeutend rief: „Förster, sehen Sie dort oben nicht ein buntes Tuch schimmern?"

Der alte Mann sah hinauf und sagte dann lachend: „Ja, warum soll denn da kein buntes Tuch zu sehen sein — gleich rechts von der Höhe liegt ein Dorf, und Mädels mit bunten Tüchern wird's wohl genug da drinnen geben."

„Aber dort steht Jemand — Wollen wir denn nicht lieber den Fußsteig gehen — vielleicht ist er bequemer gemacht, denn Frauen begehen ihn doch jedenfalls."

„Ja," nickte Buschmann, „solches junges Wetterzeug, aber meine Alte brächten wir da nicht fort und hielten uns jedenfalls länger dabei auf, als wir hier herum brauchen. — Kommen Sie nur den geraden Weg mit, mein junger Herr Förster, und brechen Sie mir nicht gleich seitwärts in die Büsche, wenn Sie dort irgendwo ein buntes Tuch schimmern und leuchten sehen!" und damit schritt er rüstig und lachend den Weg voran.

Reischbach warf noch einen sehnsüchtigen Blick nach rechts hinauf, aber es ließ sich jetzt nichts mehr erkennen, und bald tauchten sie auch wieder so vollständig in den Wald ein, daß sie von Büschen und hochstämmigen Eichen rings umgeben waren. Da öffnete sich plötzlich, gerade nach einer scharfen Biegung des Weges, der sich nach rechts ab um den Fuß des Hügels schlängelte, das Thal, und Reischbach blieb ordentlich erstaunt stehen, als er die freundliche Szenerie gewahrte, die sich ihnen bot.

Sie standen am Rand des Waldes, der sich vor ihnen zu einem nicht gerade breiten, aber mit freundlichen Wiesen und Feldern bedeckten Thal öffnete, während rechts hinein eine nicht sehr hohe, aber dicht und vollbelaubte Doppelreihe von Linden in eine ziemlich enge Schlucht einführte. Raum zu einem breiten Weg war auch hier nicht gewesen, und nur mit Vorsicht hätten sich zwei Wagen darin ausweichen können. Dadurch waren aber die sich begegnenden Wipfel der Bäume so ineinander gewachsen, daß sie ein festes Gewölbe bildeten, unter dem man nur, so hoch die kurzen kräftigen Stämme reichten, durchsehen konnte. In der Allee selber war es auch dadurch fast vollkommen dunkel, aber hinten, wo sie auslief, stand, vom hellen Sonnenlicht übergossen, ein freundliches Schweizerhaus: „die Forstei im Bau", und bot, von hier aus gesehen, einen ganz reizenden, überraschenden Anblick.

(Schluß folgt.)

Aufzeichnungen eines früheren Marine-Offiziers.

Mitgetheilt von

Wilhelm Hamm.

(Bilder S. 277 und 281.)

II. Ein Abenteuer in Gibraltar.

(Mittelmeer.)

Wir kehrten zurück von langer Fahrt aus fernen Meeren und Welttheilen. Die keke Lust nach Neuem und Erlebnissen war allmälig in eine gewisse Blasirtheit übergegangen, und diese wandelte sich, je näher wir dem Endziele rückten, in ein wirkliches, elegisches Heimweh bei den Meisten um. Der Seefahrer gleicht dem Riesen Antäus der griechischen Mythe; von Zeit zu Zeit muß ihm die heimatliche Erde wieder Kräfte verleihen, sonst erliegt er doch endlich dem Herkules der Oede, dem finstern, hohen Meer — wie es Freiligrath so grauslich schildert in dem entsetzlichen Kampfe des Kraken mit der Seeschlange.

Also heimwärts steuerte der Kiel. Unsere letzte Station war Porto Praya auf den kapverdischen Inseln gewesen, unsere nächste sollte Gibraltar sein. Wir machten gute Fahrt; zuletzt aber wünschten wir doch der Korvette Flügel, ärgerten uns furchtbar, wenn nicht jeder Fetzen Leinwand bis auf die „Sternkratzer" (oberste, ganz kleine Segel der Kriegsschiffe) ausgespannt war, und glaubten, es betrachte der Kapitän die Uebung in der Geduld als eine geflissentliche Schule der Disziplin. Wir ließen Fogo mit seinem rauchenden Vulkan nördlich, segelten an der Nordküste von Madeira vorüber und gelangten nach einer glücklichen Fahrt von siebenzehn Tagen auf die Rhede von Gibraltar.

Es war am 12. Mai des Jahres 1858, kurz nach Sonnen-

aufgang, als wir den Felskoloß in Sicht bekamen, welchen die Alten für das Thor der Welt hielten. Sein Fuß läuft nach See zu in die Europaspitze aus und ist gegen die Hafeneinfahrt hin mit mächtigen Werken besetzt; dazwischen aber wuchert das Pflanzenwachsthum in südlicher Ueppigkeit vom hellen Smaragd- bis zum dunkelsten Lorbeergrün; dazwischen heraus funkeln freundliche weiße Villen und verbinden die Außenwerke mit der festen Stadt, die sich an den westlichen Abhang des Felsens lehnt. Ehedem hatte dieselbe nicht das schmucke Gewand, wie heute; denn nach der Besitznahme durch Großbritannien mußten sofort alle Privathäuser mit schwarzer Farbe übertüncht werden, um dem heransegelnden Feinde kein sicheres Schußziel zu bieten. Im Hintergrunde der Bucht erheben sich über dem Mastenwald der geankerten Schiffe die fruchtreichen Sierren von Süd-Granada, und von ihrem linken Ufer schaut herüber das flache Hafenstädtchen Algesiras mit den weithin sichtbaren Ueberresten seiner römischen Wasserleitung und zahlreichen Küstenfahrern in seinem sicheren Port.

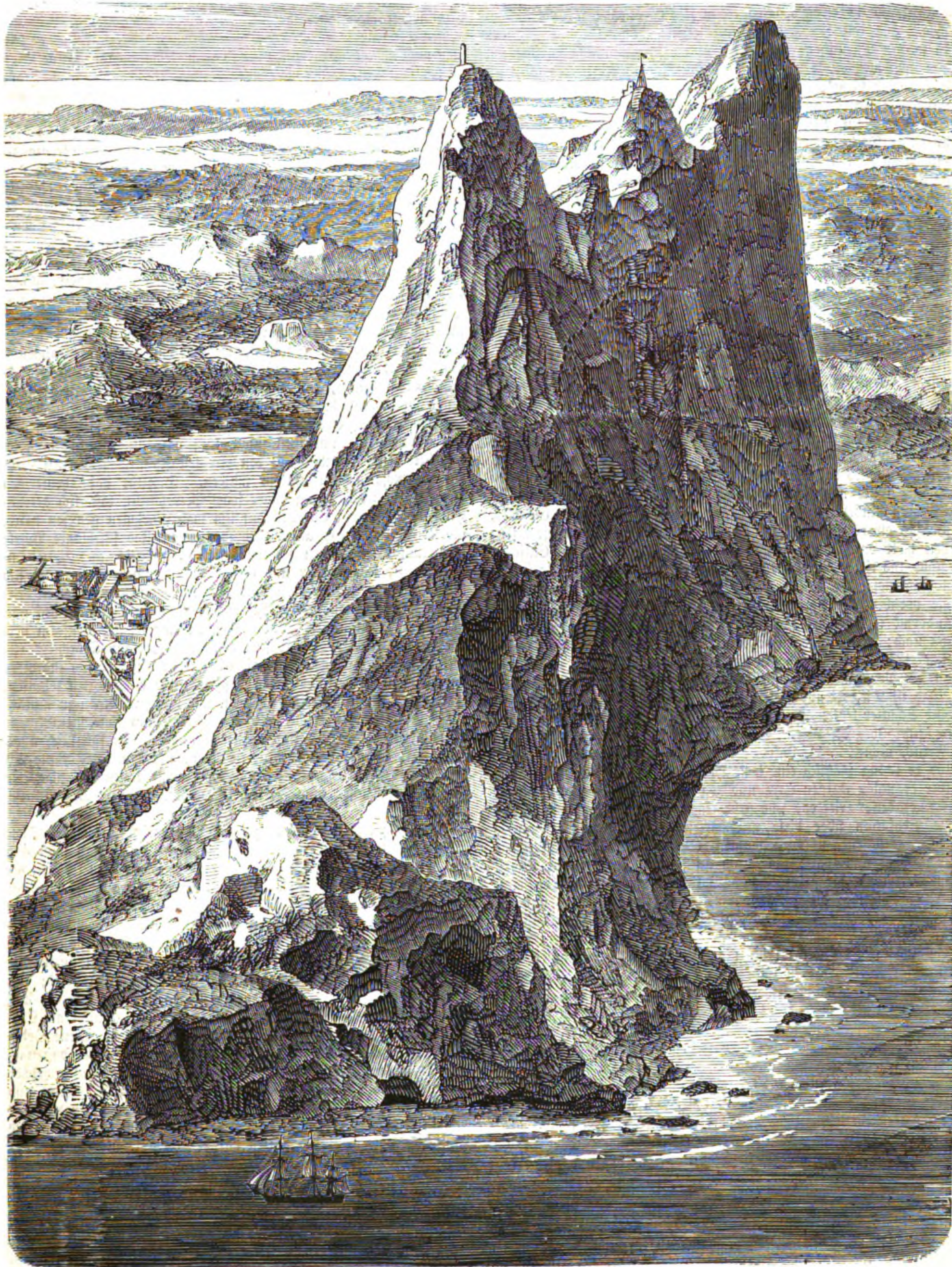
Der Kapitän übernimmt nun das Kommando, wie immer beim Ein- und Auslaufen des Schiffs. Das Kommandowort: „Anker los!" erschallt; im Augenblick darauf stürzt dieser in die Fluten und zieht die schweren Ketten rasselnd nach. Die Matrosen laufen in den Wanten nach oben, um die Segel festzumachen, und bald



Die Spiele des Volkes. III. Das Wasserschütten. Von L. Löffler. (S. 284.)

steht das Schiff mit seinen kahlen Masten ruhig und unlenksam. Die Sanitätsbeamten kommen an Bord, und da wir getrost den Revers über den gesunden Zustand des Schiffes ausstellen können, sind bald die Boote gestrichen, und wer Zeit und Urlaub hat, eilt an das Land, überglücklich, wieder einmal europäischen Boden zu betreten.

Das Offizierboot ruderte an dem Seearsenal und an einem rasirten Dreidecker, der als Galeere für die Sträflinge dient, vorüber und legte an einem Steindamm an, von welchem aus man über Wendeltreppen und Zugbrücken durch verschiedene Befestigungslinien auf die Straße gelangt, welche zum Südthore der Stadt führt. Ueber dessen altersgeschwärztem Bogen ist als granitnes Wappenschild zu sehen — der deutsche Reichsadler; er stammt aus jener Zeit, in der ein Herrscher von seinem mächtigen Reiche sagen konnte, daß die Sonne nicht in demselben untergehe. Ich blieb vor dem theuren Sinnbild stehen und betrachtete es mit Wehmuth; war es doch dasselbe, welches auch die deutsche Kriegsflagge trug, die ich, der letzte deutsche Seeoffizier in Aktivität, an Bord des Barbarossa unter dem Trauerklang der umflorten Trommel am 16. Januar 1853 selber gestrichen habe — und die ich noch heute besitze und aufbewahre, bis — — doch ruhig Blut, alter Knabe! Du hast warten gelernt; vielleicht kommt auch die Zeit wieder, wo das deutsche Banner von deutschen Schiffen weht und der steinerne Doppelaar auch über den Thoren deutscher Besten prangt. Vor-



Ansicht des Felsen von Gibraltar. Von Valet. (S. 279.)

bei — und durch die finstere Gallerie in die Stadt! Auf jedem Schritt gibt es da Fremdartiges zu sehen — die rothröckigen Wachen, alle mit der Krimmedaille geziert, dunkelbraune Männer in weißen Burnussen, spanische Frauen, die Mantille graziös um den Kopf drapirt, so daß nur das eine Auge feurig hervorblickt — aber meine Genossen gönnten mir nicht Zeit zur Betrachtung, stürmischen Schrittes, unaufhaltsam eilten sie dem Posthause zu. Denn Alle erwarteten Briefe aus der Heimat — Alle, nur ich nicht; du lieber Gott, wer hätte auch an mich schreiben sollen! Und Alle fanden auch Briefe außer mir; in der gehobensten Stimmung zogen sie dann die lange Hauptstraße Gibraltars hinab, vorbei am Gouvernementspalast, der katholischen Kathedrale, mehreren Kasernen — nach dem Klubhause, um daselbst mit Muße zu lesen und zu genießen. Besonders glücklich war unser erster Lieutenant Rose; er hatte zwei Briefe erhalten, den einen mit unbekannter Handschrift, den andern von der eines Freundes, der während seiner Abwesenheit die Sorge für seine alte Mutter übernommen hatte. Der brave Seemann konnte sich nicht enthalten, den Letzteren schon unterwegs zu öffnen und zu überfliegen; die helle Freude lief über sein Gesicht und eine Thräne stand in seinem Auge. „Endlich, endlich!" rief er, indem er meinen Arm nahm. „Du wirst Dich freuen," fuhr er fort, „zu hören, daß mir die Kapitänsepauletten sicher sind; der Admiral hat es meiner Mutter sagen lassen; die gute Alte ist ganz glücklich und verjüngt darüber. Nicht wahr, Du freust Dich auch? Vielleicht trittst Du an meine Stelle!" — Ich freute mich mit dem treuen Freunde auch ohne jeden egoistischen Hintergedanken. Stürmisch ward das Empfangzimmer des Klubhauses besetzt und alles mögliche Gute und Theure bestellt. Ich saß hinter einer Flasche des lang entbehrten Pale-Ale, rauchte mein spanisches Cigarito, und sah etwas niedergedrückt zu, wie die Andern ihre Briefe lasen; eben hielt van Wimp einen der seinigen mit komischem Entsetzen empor und rief: „Bei Gott, von meinem Schneider!" — Da stürzte plötzlich Rose, der sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, an mir vorüber mit einem Antlitz, dessen Bleichheit und schrecklichen Ausdruck ich niemals vergessen werde. Ich sprang auf und eilte ihm nach; nach längerem Suchen fand ich ihn im Hofe, die Züge verzerrt, die rechte Hand mit einem zusammengeballten Papier lag auf der Brust und flog mit dieser erschreckend auf und nieder. — „Was ist Dir, Freund?" frug ich besorgt, indem ich die Hand auf seine Schulter legte. Da kam er zu sich; wie vergeistert sah er sich um, fuhr über die Stirne, sah mich lang an und sagte dann leise: „Nichts, nichts ... die Luft ... in dem Zimmer ... mir ist besser." Und er schlug plötzlich eine helle Lache auf, so daß mir fast graute. Aber er nahm meinen Arm und zog mich zurück in das Zimmer. „Kameraden," rief er, „ich gebe einen Satz! Champagner her!" Die Sensation über diese unerwartete Freigebigkeit war um so größer, je seltener sie vorgekommen, denn der erste Lieutenant war der solideste und sparsamste Mann an Bord. Lautes Vivat erscholl dem Geber, als die silberbehelmte Batterie aufgefahren wurde, man errieth, daß ihm die Epauletten verheißen worden seien, und der Doktor hielt einen seiner vorzüglichsten Toaste auf den künftigen Kapitän.

Das Gelage fesselte mich nicht lange; ich hatte unter dem Offizierkorps des jetzt in Gibraltar stationirten Hochschotten-Regiments mehrere Freunde erworben, und zwar in der Türkei, während des Krimfeldzugs 1854, und beschloß, dieselben aufzusuchen. Die Stadt Gibraltar sowohl wie die Außenwerke ihrer Festung liegen am Fuße jenes imposanten Felsens, den wir schon bei der Einfahrt bewunderten und welcher durch eine, beiläufig eine Viertelmeile lange und halb so breite Landenge mit dem spanischen Festlande verbunden ist. Der Umfang dieses isolirten Basaltkolosses beträgt drei Viertelmeilen. Nach der Südseite zu stehen zahlreiche, gemauerte Werke, der Landseite zugewendet liegen aber die berühmten, in die senkrechte Steinwand gehauenen Batterieen, welche sich bis zum Gipfel des Felsens erheben und deren Schießscharten von unten kaum wahrgenommen werden. Ueber den großen Kasernenplatz und durch das Nordthor gelangte ich darauf, den malerischen alten Maurenthurm rechts lassend, zu jener nur wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden, flachen und sandigen Landenge, deren Mitte der sogenannte neutrale Grund einnimmt, während eine schöne Landstraße hindurch nach dem Innern von Granada führt. Hier war denn auch das Feldlager der Hochschotten aufgeschlagen; meine Freunde trauten kaum ihren Augen, als sie mich endlich — ich war gegen alle frühere Gewohnheit völlig bartlos — erkannten, empfingen mich aber desto herzlicher, und ich verlebte mehrere schöne Stunden mit ihnen. Die malerische Nationaltracht, die hohe Statur und die stramme, stolze Haltung macht diese kräftigen Hochlandssöhne zu einem der prächtigsten Korps, die ich kenne. Einen auffallenden Kontrast mit ihnen bilden die nur wenige Schritte entfernten spanischen Soldaten des Wachpostens an der Grenze des neutralen Grundes. Von dem „Stolz des Spaniers" und dem „überschäumenden Becher" König Philipp's sieht man verzweifelt wenig an ihnen; ihre ganze Haltung ist gedrückt, fast scheu, die Adjustirung salopp — es war, als fühlten sie das Beschämende ihrer Position in dem Schatten, den der britische Jack von den Felsbatterieen herab auf spanischen Boden wirft. — Zu Mittag speiste ich an der gastfreien Tafel der Hochschotten-Offiziere, welche, wie alle englischen Offiziersmessen, sowohl was Silberservice und Porzellan betrifft, als auch mit Speisen und Getränken wahrhaft fürstlich arrangirt war. Nach dem Diner wanderten wir in den Elliot-Park vor dem Südthor, woselbst eine englische Regimentsmusik unter Direktion eines schwarzbefrackten Kapellmeisters sehr mittelmäßig spielte, während die schöne Welt von Gibraltar, darunter wunderhübsche Spanierinnen in Rebozo und Mantille, sich zwischen den duftenden Gesträuchen erging. Hier traf ich auch wieder mit meinen Kameraden zusammen; van Wimp nahm mich sofort bei Seite, um mich auf den erregten Zustand des ersten Lieutenants Rose aufmerksam zu machen. Derselbe habe heute den ganzen Tag über, völlig wider seine Gewohnheit, lästerlich getrunken, ohne daß ein Eindruck auf ihn wahrzunehmen gewesen wäre, bis er endlich, trotz allem Abmahnen, auf die furchtbare Bowle „Tigermilch" gekommen sei (sie besteht bekanntlich aus 3/4 Champagner, 1/4 Kirschwasser und Genevre). Nunmehr befinde er sich in einem höchst gereizten Zustand und wolle durchaus mit den brittischen Offizieren anbinden. In diesem Augenblick trat er auf uns zu, hochroth im Gesicht, mit glühenden Augen; die Uniform verschoben und befleckt. „Was sind denn das dort für Störche?" rief er mit lautem Hohngelächter, glücklicherweise auf Deutsch, indem er auf die Gruppe der schottischen Offiziere, die mich begleitet hatten, hinwies. „Sie sollten sich schämen, mit nackten Beinen in anständiger Gesellschaft zu erscheinen!" — „Lieutenant Rose," entgegnete ich leise, aber fest, „es sind meine Freunde!" Er sah mich überrascht an, drückte mir heftig den Arm, nickte mehrere Male mit dem Kopf und entfernte sich; gleich darauf sahen wir ihn eine Flasche Sodawasser hinabstürzen. Der Konflikt war also glücklich vermieden.

Endlich nahte die Stunde zur Rückkehr nach dem Schiffe. Diese ist in Gibraltar höchst unangenehm, erstens, weil man nach dem um acht Uhr fallenden Sperrschuß die Wachen mit dem Oeffnen der Thore und Niederlassen der Fallbrücken behelligen muß, sodann aber bei konträrer Brise wenigstens noch eine gute halbe Stunde bis zum Ankerplatz auf der Rhede zu rudern hat. Die Mehrzahl der Kameraden war schon längst fort; ich hatte den Doktor und einen älteren Seekadeten gebeten, mit mir den ersten Lieutenant zu suchen; aber vergeblich durchstreiften wir nach ihm den ganzen Park; wir eilten in die Stadt; da trafen wir ihn endlich, wie er gerade aus einem Store heraustrat. Lange Erörterungen waren nicht am Ort; wir wußten, daß das Offiziersboot vom Kapitän gemessene Ordre hatte, mit dem Stundenschlag abzustoßen — aber auch, daß nach dem Sperrschuß kein Landboot mehr zu bekommen sei. Rose, welcher sehr gleichgültig dagegen schien, ward in die Mitte genommen und im Geschwindschritt ging's dem Thore zu. Schon hörten wir das Rasseln der Ketten, gelangten aber doch noch glücklich über die letzte Zugbrücke. Allein kaum hatten wir dieselbe im Rücken, als uns ein Wetter überraschte, wie es in diesen südlichen Gegenden oft fast ohne Vorzeichen rasch aufsteigt und mit fürchterlicher Wuth losbricht. Zum Willkomm entführte mir eine Böe meine Mütze, und der fruchtlose Versuch, dieselbe in der dichten Finsterniß wieder zu erlangen, hätte mich beinahe einen Beinbruch und den Doktor ein unfreiwilliges Bad gekostet; so kam ich mit schmerzhaft vertretenem Fuß, er mit triefendem Untergestell davon. Fluchend hinkten wir, so gut es ging, dem Landungsplatz, dem Ort des Rendezvous für die sonst

noch am Lande befindlichen Offiziere, zu; aber eben, als wir ihn mit Mühe und Noth erreicht, zerriß der schwere Wolkenvorhang auf einen Augenblick und ein dazwischen sich vorstehlender Mondesblick gab gerade genug Licht, um uns das bereits abgestoßene, in der Entfernung einer Kabellänge rüstig dahinrudernde Boot zu zeigen. Unser vereintes Rufen verschlang das Tosen der Brandung und des Unwetters. Fürwahr, wir befanden uns in einer beneidenswerthen Lage! Vor uns die dunkle See, hinter uns die aufgezogene Zugbrücke der Festung und die Unmöglichkeit, sich bei der dichten Finsterniß und dem tobenden Sturm irgend einer Schildwache bemerkbar zu machen! Es blieb nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben, das Ende des Wetters, vielleicht aber auch den nächsten Morgen abzuwarten. Während ich eiferte, der Doktor schalt und der Kadet klagte, nahm Rose die Sache sehr leicht und stimmte ein frivoles Seemannslied an, dann rief er: „Her zu mir, hier ist der wahre Trost!“ und gleich darauf hörten wir ein langes Glucksern; dann ward mir eine Flasche in die Hand gedrückt — es war bester alter Rum darin. „Du willst Dich wohl mit Gewalt ruiniren?“ schrie ich dem Freund in's Ohr; aber der achtete nicht darauf, und auch die beiden Andern billigten durch die That die Herzstärkung. Wir drückten uns mit dem Rücken zusammen; ich hatte ein Taschentuch um den Kopf gebunden. Lange, lange Zeit standen wir so. Endlich schienen Wind und Regen nachzulassen; ich entschloß mich, auf Rekognoszirung auszugehen. Keine fünfzig Schritte weit war ich behutsam fortgeschritten, als ich anstieß und beim Umhertappen einen Haufen hölzerner Gegenstände entdeckte; Betasten und die Erinnerung sagten mir, daß es Tragbahren seien, mit welchen wir heute Vormittag die Galeerensträflinge beschäftigt sahen, Sand und Kalk zu den Festungsbauten zu tragen. Sie waren übereinander gestülpt unter einem auf vier Stangen ruhenden Dach; hier fanden wir also doch nothdürftigsten Schutz, und ich zögerte nicht, die Freunde herbeizurufen. Sie kamen und wir richteten uns ein, so gut es ging. Waren wir aber gleich nunmehr vor Regen geschützt, so fror es uns desto mehr in den gänzlich durchnäßten Kleidern und dem schneidenden Luftzug. Selbst der Rum erwärmte nicht mehr, und nach kaum einer halben Stunde erklärte schon der Doktor, es sei nicht mehr auszuhalten, während dem Kadeten hörbar die Zähne aufeinander schlugen. Aber was thun? Rose wußte Rath. „Wißt ihr was?“ sagte er, „wir machen ein Feuer an; hier ist Material dazu. Wir haben den doppelten Vortheil davon, daß es uns erwärmt und unsere Lage gleichzeitig den Schildwachen kund thut.“ — Mit Begeisterung wurde dieser Vorschlag angenommen und sofort in's Werk gesetzt. Mit Messern und Dolchen wurden Spähne von den Tragbahren abgeschlitzt, einige davon mit Rum getränkt und mit Hülfe von Cigarlights, die in ihrer Metallkapsel von der Feuchtigkeit glücklicherweise nicht gelitten hatten, allerdings erst nach vielen vergeblichen Versuchen, wozu noch der Doktor das gesammte Papier seiner Brieftasche gespendet hatte, endlich in Brand gesetzt. Aus einer Tragbahre ward ein Windschirm gebildet, eine zweite ward zertrümmert, um als nachhaltigeres Feuerungsmaterial zu dienen, und bald stand der kleine Holzstoß in lichten Flammen; hoch auf züngelte die rothe Glut, leckte an dem nassen Bretterdach, während von Zeit zu Zeit ein Windstoß Feuergarben und Funkenregen hinüber nach den Festungswerken warf.

Wir freuten uns wie die Kinder über unser, wie wir meinten wohlgelungenes Werk, auf das wir uns nicht wenig einbildeten, und waren eben im frohesten Vorgefühl baldiger Erlösung — ich glaube gar im Begriff, einen indianischen Ringeltanz um das Feuer auszuführen, als wir plötzlich auf eben so unerwartete als schreckliche Weise unterbrochen wurden. Ein scharfer Krach, darauf ein zweiter, traf unser Ohr, sausende Kugeln schlugen in die Glut, gleich darauf prasselte es über unsern Häuptern, als wolle der Himmel einstürzen; ich warf mich zur Seite auf den Boden; wie mit einem Zauberschlag war das Feuer erloschen, ein dicker, noch leuchtender Qualm war an seine Stelle getreten; abermals eine Salve, wiederum einschlagende Kugeln — was war das? Es war nun auf einen Augenblick still geworden; ich rief leise: „Rose!“ aber nur die Stimme des Doktors antwortete ächzend: „Wir sind Alle verloren!“ Gleich darauf hörten wir die Zugbrücke rasseln und den gemessenen Schritt einer Soldatenabtheilung auf derselben. Die Engländer sind bekanntlich in der Bewachung ihrer festen Plätze ungemein empfindlich; die begangene Unvorsichtigkeit fiel mir erst jetzt schwer auf's Herz; aber es war zu spät. Ein Piket Rothröcke mit Windlichtern, Laternen und blitzenden Waffen marschirte schweigend auf uns zu. Kaum hatte ich mich erhoben, als ein Dutzend Gewehre auf mich im Anschlag lag mit dem rauhen Anruf: „Wer da?“ — Ich antwortete: „Versprengte Offiziere von der Melusina!“ und in demselben Augenblick erkannte mich auch der führende Lieutenant, der mir heute vorgestellt worden war. Die Waffen senkten sich, aber es zeigte sich doch noch einiges Mißtrauen unter der Truppe, als sie sich mit mir der Brandstätte zum Behuf weiterer Untersuchung näherte. Sofort erklärte sich der furchtbare Schlag, der das Feuer gelöscht hatte; das Dach des Schuppens war eingestürzt, wahrscheinlich, weil eine Kugel einen seiner Eckpfosten getroffen hatte. Der Doktor saß daneben mit kläglicher Miene und rieb sich sein Bein, das ein niederfallendes Brett empfindlich gestreift; neben ihm lag der Kadet besinnungslos, scheinbar unverletzt; aber wo war unser erster Lieutenant? Ich fühlte meine Brust eng werden, rief aber doch seinen Namen in die Nacht hinaus — keine Antwort! Indessen hatten die Soldaten einige Bretter des zusammengebrochenen Daches entfernt — „Hier ist er!“ schrie Einer, und gleich darauf hoben sie einen leblosen Körper empor. Wir dachten an eine Ohnmacht, der Doktor, welcher eben den Kadeten zu sich gebracht hatte, beugte sich zu dem vermeintlichen neuen Patienten nieder und ergriff dessen Hand — gleich aber ließ er sie wieder fahren und schrie: „Todt!“ — Ich werde diesen Augenblick niemals in meinem Leben vergessen: vor uns der Leichnam des lieben Freundes, den wir wenige Minuten vorher noch in der vollsten Kraft des Lebens neben uns gesehen, beleuchtet von dem flackernden Licht in den Händen der im Kreis umherstehenden, ernsten Krieger; unsere eigenen, vor Entsetzen bleichen Gesichter; hinter uns die rollende See, darüber der schwarze Nachthimmel, zu welchem jetzt wieder der rothe Qualm der erweckten Brandreste dicht geballt emporschlug — es war eine ergreifende Szene. Der Doktor setzte seine Untersuchungen fort; der Rock des Todten wurde aufgeknöpft. „Keine Hülfe!“ sagte der Arzt tonlos; „eine Kugel ist ihm mitten durch's Herz gegangen!“ — Unsere Empfindungen zu schildern, will ich nicht übernehmen; es lastete auf uns Allen eine Art Schuldbewußtsein. Auch die Britten schienen mit uns Bedauern zu fühlen um den armen, nutzlos getödteten Seemann — aber sie hatten nur ihre Schuldigkeit gethan und zuckten die Achseln. Mit sehr höflichen Worten, aber gemessen, erklärte uns ihr Offizier für Arrestanten; der Leichnam ward auf eine der Tragbahren gelegt und der langsame Trauerzug ging zurück in die Festung. Wir drei Gefangenen wurden in eine höchst comfortabel eingerichtete Wachtstube gebracht, worin ein großes Kaminfeuer zum Trocknen unserer Kleider angezündet ward; Soldatenmäntel, Plaids und Matratzen wurden herbeigeschafft, sogar eine Bowle mit Whisky toddy aufgestellt — aber Niemand von uns hatte Lust zum Sprechen, Zechen oder Schlafen. Dumpf brütend saßen wir da und starrten in die Leere. Wer solche Stunden erlebt hat, der weiß, daß sie Jahre des Daseins aufzehren.

Die verhängnißvolle Kugel, welche den Seelieutenant Rose dahingestreckt hatte, war durch die beiden Briefe gegangen, die er in der Frühe des Tags erhalten und unter die Uniform geknöpft hatte. Ich hatte dieselben an mich genommen; sie lagen mit seiner Börse neben mir auf dem Tisch. Mechanisch fiel mein Blick darauf, ich las einige Worte, welche mich plötzlich in Spannung brachten, ich las den ganzen Brief, den er von fremder Hand empfangen hatte. Sein Inhalt war ein Gewebe von Nichtswürdigkeiten — aber trotzdem war er der erste Strahl in unsere Verzweiflung, indem er nicht allein die sonderbare Aufregung des wackeren Mannes motivirte, sondern uns auch, wie wir ihn gekannt hatten, seinen plötzlichen Tod als das höchste Glück, das ihm hätte werden können, empfinden ließ. Es war halt wieder „die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei!“ Rose liebte, wie ich wohl gewußt hatte, ein sehr schönes und liebenswürdiges, aber armes Mädchen, die Tochter eines Subalternbeamten an unserem Arsenal, und war seit Jahren mit ihr verlobt. Allein das Avancement zur See ging sehr langsam, und da er selber kein Vermögen besaß, konnte er an keine Verbindung denken, bevor er

nicht Kapitän hieß. Das Posthaus in Gibraltar hatte ihm die Gewißheit dieses ersehnten Ziels in die Hand gelegt, gleichzeitig aber auch die Nachricht von der seit einem halben Jahr erfolgten Verheirathung seiner Braut mit einem reichen Kaufmann in T.... Diesem furchtbaren Schicksalsschlage vermochte das treue, redliche Gemüth nicht zu widerstehen; er wäre ihm auch erlegen ohne die rettende Kugel. Denke sich ein Jeder in die Lage des Unglücklichen — doch nein, es kann dieß Keiner als ein Seemann, der Jahre lang durch alle Meere fahren muß, ohne eine Nachricht aus der Heimat, ohne ein trautes Wörtchen von der Geliebten, aber den immer heller strahlenden Stern im Herzen, der ihm den Lohn am Ziele zeigt; lernt doch Keiner vertrauender, wie er, nach den Sternen zu blicken. Aber auch Sterne trügen und fallen! — Genug. Rose liegt begraben auf dem Friedhofe von Gibraltar neben dem Exerzierplatz, rechts von der Landstraße, dem Schottenlager gerade gegenüber. Seinem Leichenbegängniß konnte ich nicht beiwohnen; wohl aber habe ich ihm einen einfachen Gedächtnißstein setzen lassen. Für seine Mutter ist später gesorgt worden.

Am Morgen nach der unglückseligen Nacht war unserem Kommandanten sofort Anzeige gemacht worden; bald darauf wurden wir drei Malefikanten durch das kleine Proviantboot abgeholt. Die Stimmung, in welcher wir an Bord fuhren, war eine durchaus zerknirschte, unbehagliche; sie wurde nicht gebessert durch die schiefen und neugierigen Gesichter der Kameraden und das finstere des Kapitäns, der in voller Gala am Heck stand. „Strengen Arrest bis auf Weiteres!" war das Einzige, was er sagte, indem er sich sofort in sein Gig schwang, um dem Lande zuzurudern. Dort gab es in den nächsten Tagen sehr unliebe und verwickelte Verhandlungen: wir hatten uns, abgesehen von sonstigen Verbrechen, als falsche Alarmirung der Besatzung, Brandstiftung, Urlaubsübertretung — auch des Eingriffs in das Eigenthum der Königlich Großbritannischen Regierung schuldig gemacht, und das erheischte ernsteste Ahndung. Da aber diese schon auf so schreckliche Weise genommen worden und die Festungsbehörde wirklich äußerst human und vernünftig war, so verlief die Angelegenheit mit einigen Entschuldigungen und der Leistung eines geringen Ersatzes im Sande. — Für mich ist aber jene Nacht doppelt unheilvoll geworden; sie war daran schuld, daß ich meinen Abschied aus der ..... Marine nehmen mußte, wenn gleich erst nach Jahren; wie dieß kam, erzähle ich vielleicht ein andermal. Und so ist von den vielen merkwürdigen Ereignissen meines bewegten Seemannslebens keines so folgenreich für mich gewesen, als das Abenteuer in Gibraltar.

Die Spiele des Volkes.

III. Das Wasserschütten *).

(Bild S. 280.)

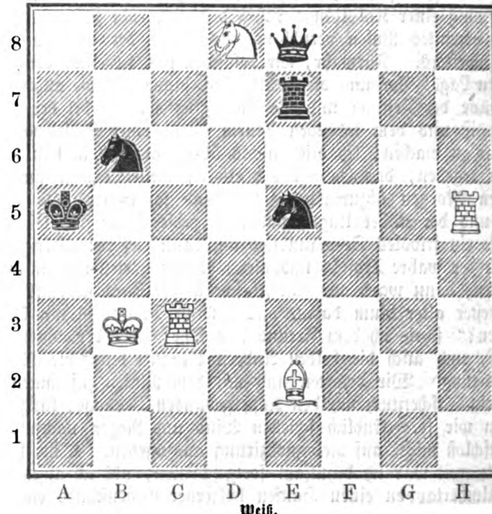
An den Festen des deutschen Volkes nehmen gewöhnlich auch jene Spiele Theil, die älter sind als unsere Ureltern, aber heutzutage noch durch den Anflug von Humor erfreuen, wodurch sie die Zuschauer in lustiges Lachen versetzen. Ein solches Spiel ist auch das Wasserschütten. Zwischen vier im Boden befestigten Stangen hängt ziemlich hoch an schwankem Seil eine mit Wasser gefüllte Kufe, deren eine Daube am Boden verlängert und mit einem Loche versehen ist. Das Letztere bildet nun den Zielpunkt der ritterlichen Spieler. Auf einem zweirädrigen Wägelchen werden sie schnell unter dem drohenden Sturzbad durchgefahren. Gelingt es ihnen, mit der zielenden Lanze in das Loch zu stoßen, dann werden sie als Sieger von den Zuschauern ausgerufen; verfehlen sie aber das Ziel und stößt die Lanze neben das Loch, so schwappt selbstverständlich die Kufe um und ergießt ihren Inhalt plätschernd auf den unglücklichen Ritter, der, da er den Schaden hat, für den jubelnden Spott der Menge nicht zu sorgen braucht. Da es während der Durchfahrt unter dem bedrohlichen Joche nicht so ganz leicht ist, einen glücklichen Wurf zu thun, so findet die schadenfrohe Lachlust des Volkes immer neuen Stoff lustiger Unterhaltung.

*) Illustr. Welt 1866, S. 531 und 544.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Fliegende Blätter.

Die unterbrochene Fastnacht. Im Jahre 1570 fand die berühmte Fastnacht von Waldenburg in Württemberg statt. Der Bericht des Hohenlohe'schen Hofpredigers Apin ist so bezeichnend für die Zeit, daß er mit geringen Aenderungen hier mitgetheilt werden kann: „Anno 1570 den 7. Februar ist zu Waldenburg übel hergegangen; hat sich ein leidiger Fall begeben, da hat der leidige Satan aus Gottes Verhängnuß eine schröckliche Tragoedien und Spectacul angerichtet, und als ein arger Schadenfroh sein Müthlein nach Lust gekühlt; darum soll man ihn nit über die Thür malen, noch zu Gast laden, denn er kommt wohl von ihm selbst, oder wo er gleich selbst nit hinkommt, da schickt er seine Boten hin. Damals waren zu Waldenburg in der Fastnacht, neben den Grafen und neben denen von Adel bei einander neun Gräfinnen, deren etliche vermummten sich mit einem englischen schönen Habit, gingen daher in ganz weißer Kleidung mit weißen papiernen Flügeln, wie man die Engel pflegt zu malen, und trugen auf ihren Häuptern weiße papierne Kronen, darinnen kleine Wachslichtlein brannten und leuchteten; dagegen vermummten sich die Herren und der Adel mit einem scheußlichen Habit, ließen an ihre Hosen und Wammes, Arm und Beinen, dick Werg von Flachs mit Faden stark annähen und anknüpfen, daß sie hereintraten zottig und zerlumpt, wie man die Teufel und schwarze Höllenhund pflegt zu malen. Indem sie nun nach gehaltenem Tanz bei nächtlicher Weile um Schlag 10 auf dem oberen Saal bei dem Licht kniend einander einen Mummentanz bringen und mit dem Licht nicht fürsichtig umgehen, da gehet vom brennenden Licht das Werg unversehens an; bald da wird auf dem Saal ein großer Tumult und Auflauf, ein großer Schreck, Schreyen und Klagen. Kuntz von Velberg gibt bald die Flucht, und also vermummt springt er die Schnecken (Treppen) ein, daß er unversehrt davon kommt, und von den andern nit angesteckt wird, aber Valentin von Berlichingen und Simon von Neudeck, auch Graf Albert von Hohenlohe verbrennen so hart, daß sie etliche Wochen zu Bett liegen müssen. Graf Georg von Tübingen empfähet das Nachtmahl den 22. Februar, darnach am 5. März, da ihm unversehens ein anderer und neuer Zufall zum Brand geschlagen, stirbt er um 8 Uhr Vormittags. Mein gnädiger Herr Graf Eberhard von Hohenlohe verbrannte so hart, daß man ihm hernach den 21. und 22. Februar alle Finger an beeden Händen mußte vornen abschneiden, empfing doch zuvor den 29. das hochwürdige Abendmahl; hernach den 9. März, stirbt er in der Frauenzimmerstuben und wird den 11. zu Oehringen in der Stiftskirchen begraben. Den 14. März ließ sich Graf Albrecht von Hohenlohe wieder heim nach Neuenstein fahren, und ist mit Rath und Hülf seiner Frau Müller wieder aufkommen."

Auflösung des Rösselsprungs Seite 272:

Wenn Nanny eingeladen ist
Und hat nicht Lust zu kommen,
Dann schickt sie ihre Karte hin
Zum allgemeinen Frommen.
Die ißt dann Kuchen und trinkt Thee,
Schwatzt über Faust und Marquis Posa,
Und Nanny setzt sich und studirt
Korrespondenz derweil auf — Rosa.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 22.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

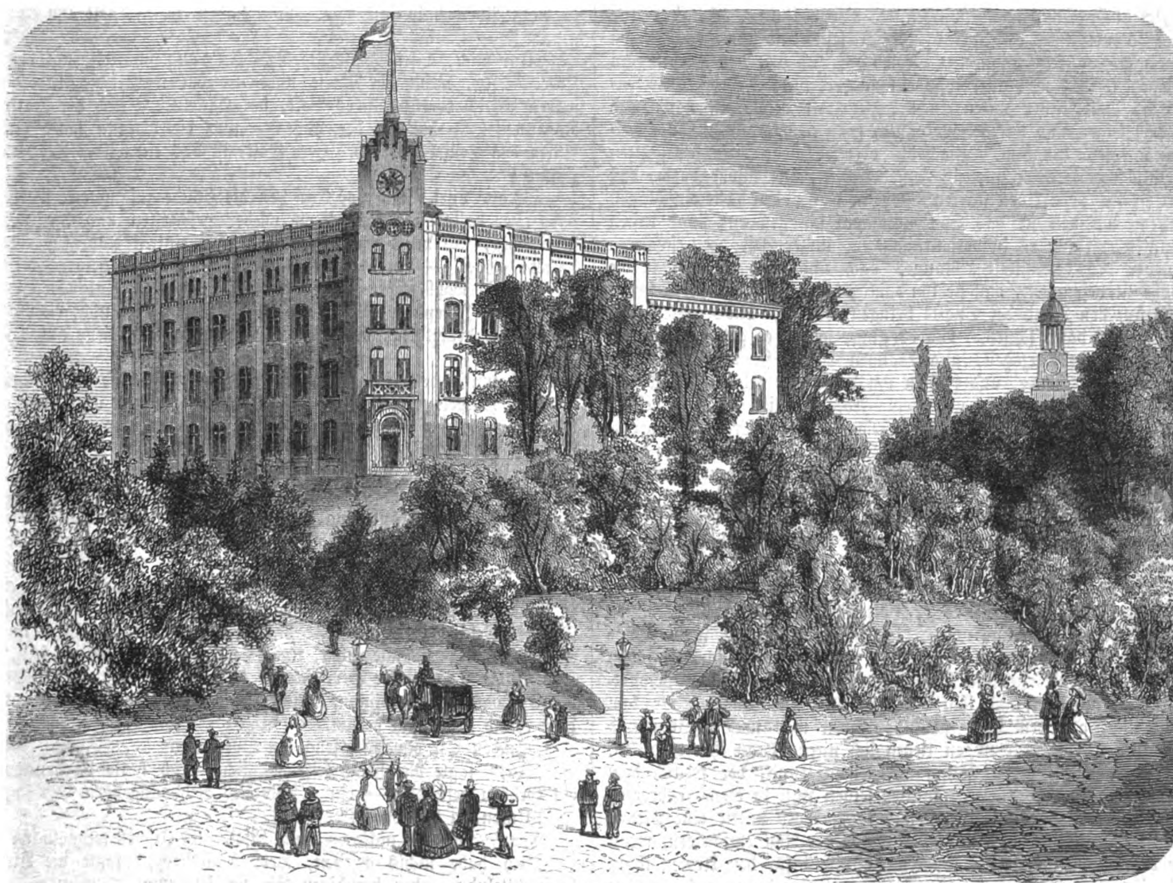
Erzählung von **Friedrich Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

Es war ein Augenblick peinlicher Erwartung, als der junge Kreiser endlich Boden unter sich fühlte und „Halt!" rief, damit die Leute oben nicht zu viel Seil nachließen und er dann vielleicht noch tiefer abrutschte. Der Förster hielt ihm dabei die Laterne so, daß er sie mit der Hand erreichen konnte, und der Mann nahm sie, um umher zu leuchten. Es dauerte aber nur wenige Sekunden, als er schon ausrief: „Hier liegt er!"

„Du großer Gott!" stöhnte der alte Förster; „ist er todt?"

„Ja, ich weiß nicht," sagte der Mann, und seine Stimme klang von unten herauf dumpf und hohl — „er fühlt sich aber noch warm



Das Seemannshaus in Hamburg. Von Kleemann. (S. 260.)

an — und da liegt auch der Dachshund und der Fuchs — er ist mit dem Kopf gerad auf seinen Dachs gestürzt. Das sieht gut hier unten aus."

„Und wie kriegen wir ihn herauf, Müller?"

„Ja, ich weiß nicht — das wird ein bös Stück Arbeit werden."

„Könnt Ihr nicht Stufen in die Lehmwand hauen?"

„Das ginge vielleicht," sagte der Mann nach einer Weile. „Jedenfalls muß aber von oben nachgeholfen werden, und dazu ist am Ende das Gestell nicht stark genug."

„Wir legen noch ein paar stärkere Stangen hinüber. Wollt Ihr die Spitzhacke haben?"

„Ja — aber Sie müssen sie langsam herunterlassen, sonst fällt sie Einem von uns auf den Kopf. Das Seil können Sie locker lassen — es geht hier nicht weiter ab — nur in den Berg hinein zieht sich noch eine Spalte."

Die nöthigen Vorkehrungen nahmen jetzt wieder eine gute Weile in Anspruch — es mußten noch ein paar starke Stangen draußen abgehauen und herbeigeschafft werden, was immer eine längere Zeit dauerte. Müller hatte sich indessen bemüht, den Forstgehülfen zum Bewußtsein zu bringen, aber vergebens. Der Förster ließ ihm seine Flasche Branntwein hinab, daß er ihm damit die Schläfe waschen sollte, aber es half nichts — er blieb still und regungslos liegen und schien nicht zu fühlen, was um ihm her vorging.

Müller bekam auch jetzt die Spitzhacke hinab, aber das Einhauen ging nicht so leicht, als er gedacht, da er nicht ordentlich ausholen konnte. Trotzdem aber hackte er doch in etwa vier Fuß vom Boden der Höhle einen Platz ein, wo ein Mann fest stehen konnte, und bis dahin Stufen hinauf, und wie er das erst fertig hatte, gelang es ihm auch weiter oben noch einen Stand zu Wege zu bringen, von dem aus er wenigstens nachhelfen konnte.

Jetzt begann das Aufwinden des Verunglückten. Müller hatte ihm so vorsichtig als irgend möglich sein Seil unter den Armen durchgezogen, stützte ihm dann den Kopf und gab das Zeichen zum Anziehen. Es war allerdings ein schwer Stück Arbeit, aber dadurch, daß Müller unten einen festen Halt bekommen hatte und höher steigen und nachhelfen konnte, ging es doch, wenn auch freilich nur sehr langsam. Die Höhe oder vielmehr Tiefe der ganzen Spalte mochte etwa zwanzig Fuß betragen, und nur dadurch, daß der Förster oben einen starken Pflock in den Boden hatte einschlagen lassen, um den sie das Seil manchmal schlagen und dann rasten konnten, gelang es in verhältnißmäßig kurzer Zeit, den schweren Körper des bewußtlosen Mannes nach und nach so weit in die Höhe zu bekommen, daß sie ihn endlich oben an den Kleidern fassen und auf den Rand der Spalte bringen konnten. An's Freie schafften sie ihn dann schnell. Wo es ging, wurde er getragen, wo es zu eng wurde, gezogen, und draußen rieben sie ihm Stirn und Schläfe mit Schnee, und suchten ihn durch alle erdenklichen Mittel wieder zum Leben zurückzubringen. Aber es blieb Alles vergeblich und ihnen zuletzt nichts weiter übrig, als eine Tragbahre herzustellen und ihn damit zur Forstei zu schaffen. Von dort sollte dann augenblicklich ein Bote in den nächsten Ort gesandt werden, um einen Wundarzt herbeizuholen.

Der Förster wollte übrigens auch den so theuer erkauften Fuchs mitnehmen, den Müller unten mit dem todten Dachshund und der Spitzhacke zusammenbinden mußte, und erst als sie das Alles oben hatten, ließ sich der junge Kreiser das Seil wieder herunter geben, schnürte sich selber daran fest, kletterte dann, so weit er eingehauen hatte, nach und wurde die letzte kurze Strecke in die Höhe gewunden. Das Gestell blieb noch vor der Hand in der Höhle, da man keinen Augenblick Zeit versäumen wollte, um den Bewußtlosen fortzuschaffen und ihm ärztliche Hülfe zu bringen. Er kam auch nicht auf dem Weg zu sich; Leben war noch in ihm und eigentliche böse Verletzungen ließen sich nirgends an ihm entdecken. Möglich, daß auch der Sturz auf seinen Hund, der freilich dem armen Dachs das Rückgrat knickte, seinen Fall in etwas gebrochen hatte, denn wie Müller aussagte, lagen dort unten eine Menge scharfer Steine. Das Alles aber mußte der Arzt entscheiden, wenn er kam, und bis dahin konnten sie nichts für den Armen thun, als ihn eben so sorgsam als möglich nach Haus und auf sein Bett schaffen, wo er ja jede nöthige Pflege hatte.

Siebentes Kapitel.

Die Einladung.

Der Tag war damit vollständig auf die Neige gegangen und es wurde sehr spät, ehe der nächstwohnende Chirurg herbeigeholt werden konnte. Reischbach gab auch jetzt noch kein Lebenszeichen von sich, und nach geraumer Untersuchung zeigte sich denn, daß allerdings kein Knochenbruch vorhanden sei — wenigstens keiner, der sich jetzt erkennen ließ, jedenfalls aber eine Gehirnerschütterung stattgefunden habe, deren Erfolg und Entwickelung man eben abwarten müsse, denn es ließ sich darin nichts weiter thun.

Am Kopf zeigten sich allerdings einige leichte Schrammen, auch die rechte Hand war etwas verletzt, aber das Alles heilte bald wieder, sowie nur das Hauptübel gehoben worden. Für jetzt verordnete der Arzt deßhalb nur Ruhe und Schneeumschläge um den Kopf, um das Wundfieber so viel als möglich fern zu halten.

Bernhard Reischbach lag so zwei volle Tage und Nächte ohne Besinnung, und die alte Lisei wich indessen nicht von seinem Lager und pflegte ihn mit wirklich rührender Aufopferung. Sie hatte aber den jungen Mann, der immer so freundlich gegen sie war und sie nie über einer Erzählung auslachte, ordentlich lieb gewonnen und nur sehr selten ließ sie sich von der Frau Försterin oder einem der Kreiser ablösen, um selber einmal ein paar Stunden zu schlafen. Sie behauptete immer, sie wäre gar nicht müde.

Am dritten Tag endlich, nachdem der Chirurg zweimal wieder da gewesen war und immer bedenklicher mit dem Kopf geschüttelt hatte, schlug der Kranke endlich die Augen auf und schien seine Umgebung zu kennen.

„Ja, Lisei," sagte er erstaunt, „wie kommst Du denn hierher?"

„Ich, Herr Forstgehülfe?" rief die alte Person; „aber dem Himmel sei Dank, daß Sie nur wieder reden können. Nun wird ja auch Alles bald gut sein. Wir haben recht Angst um Sie gehabt."

„Um mich, Lisei?" lächelte Reischbach und schüttelte mit dem Kopf. „Ja, wenn die Marie nicht gewesen wäre, die Anderen waren freilich verrätherisches Volk, der Hackelnberg und der Hans Jagenteufel — hol' sie der Böse — und die Berchta hatte vor Allem den Teufel im Leib. Herr Gott, ist das ein wildes Frauenzimmer!"

Die alte Lisei schlug vor Entsetzen die Hände zusammen; Bernhard aber hatte die Augen schon wieder geschlossen und lag still und ruhig, als der Förster auf den Zehen eintrat und flüsterte: „Holla, Lisei — hat denn der Reischbach nicht eben gesprochen?"

„Ach ja wohl, Herr Förster!" stöhnte die Alte; „aber, Jesus Maria und Joseph, lauter tolles Zeug! Er ist hier nicht richtig" — und sie deutete sich mit einer äußerst bestürzten Miene auf den Kopf.

„Phantasirt er?" frug der Forstmann, indem er leise näher kam.

„Er pappelt irre!" sagte die Alte — „immer vom wilden Jäger und solchen Geschichten und dann auch wieder von der Jungfrau Maria dazwischen."

Der alte Förster winkte ihr nur beruhigend mit der Hand und wollte eben das Zimmer wieder verlassen, als Reischbach zum zweiten Mal die Augen aufschlug, sich jetzt aber gar nicht nach den in der Stube Befindlichen umsah, sondern nur im Bett herumfühlte, als ob er etwas suche.

„Heda, Reischbach!" rief da Buschmann freundlich, indem er zu seinem Bette trat und seine Hand faßte; „das ist recht, daß Sie die Geschichte abgeschüttelt haben; nun halten Sie sich nur noch ein oder zwei Tage ruhig, und es wird Alles wieder gut sein."

„Guten Tag, lieber Herr Förster," sagte der Kranke mit allerdings etwas matter Stimme, fühlte aber immer noch mit der andern Hand neben sich herum.

„Suchen Sie etwas?" frug ihn Buschmann.

„Ja," sagte Reischbach leise — „ich — ich hatte da drunten ein Gehörn gefunden — ein prachtvolles Rehbocksgehörn."

„Unten im Fuchsbau?"

Der Forstgehülfe nickte — „ach, Lisei, habt Ihr es weggethan?"

„Ich habe nichts gesehen, Herr Reischbach," sagte die Alte kopfschüttelnd; „aber beruhigen Sie sich jetzt nur — wenn es da war, wird es sich auch schon wieder finden, der Doktor hat aber

gesagt, daß Sie sich nicht so viel bewegen dürfen. Hübsch still müssen Sie liegen."

Der Kranke fühlte in der That, wie ihn die Bewegung schmerzte, und sank auf sein Kissen zurück, lag auch wieder eine lange Zeit still und regungslos und schaute nur wie träumend an die Decke, that aber keine Frage und verlangte nichts. So verging der ganze Tag, und die Nacht schlief er fest und ruhig, fühlte sich auch am nächsten Morgen bedeutend besser und bat jetzt selber die Lisei, daß sie den Förster heraufrufen möge, um von diesem alles Nähere über seinen Zustand zu erfahren. Dieser zögerte auch nicht, da er den Kranken völlig ruhig und seiner selbst bewußt fand, ihm Alles zu erzählen, wie es sich an jenem Tag begeben. Wie Metzler seine Spur im Schnee gefunden und sie zur Hülfe herbeigerufen habe, und was sie für eine nichtswürdige Arbeit gehabt hätten, ihn aus der engen Spalte wieder herauf an's Tageslicht zu bekommen.

Reischbach hörte, ohne ein Wort hineinzureden, Alles ruhig an, bis er erfuhr, daß der Kreiser Müller unten bei ihm gewesen wäre und also den Platz genau gesehen habe. Er bat jetzt den Förster, ihm den nachher einmal heraufzuschicken, damit er ihn über Manches fragen könne. Müller war freilich jetzt draußen im Wald, als er aber zurückkehrte, wurde er augenblicklich zu dem Kranken beordert, der schon in seinem Bett saß und nur noch den Kopf in die Hand stützte. Es summte und hämmerte ihm doch noch ein wenig von dem Sturz im Hirn.

Der junge Bursche mußte dem Kranken jetzt eine genaue Beschreibung des Platzes selber geben, und Reischbach horchte besonders hoch auf, als er ihm erzählte, daß von da unten aus noch eine Seitenspalte in den Berg hineinführe.

„Ob er dort drinnen gewesen?"

„Nein, wahrhaftig nicht; sie hatten gerade genug mit ihm selber zu thun gehabt, um in den dunklen Ritzen und Höhlen herum zu kriechen. Keinenfalls ging die auch weit hinein, und das Gestein war da wohl nur auseinander gerissen."

„Und ein Rehbocksgehörn hatte er dort unten nicht gesehen, ein starkes Gehörn?" frug Reischbach.

„Da unten? nein!" sagte der Kreiser erstaunt. „Wie sollte das auch dahin kommen? Haben Sie etwa den Abwurf *) von dem alten Bock gefunden? — Aber das ist ja nicht möglich, es liegt ja Schnee."

Der Forstgehülfe schüttelte mit dem Kopf, und der Kreiser mußte jetzt erzählen, wie er gelegen hatte. „Armer Dachs!" sagte er dabei, als er hörte, daß er mit dem Kopf gerade auf seinen eigenen Hund gestürzt sein mußte, was freilich den Fall gebrochen hatte.

„Und das Gestell, das sie gebaut, war noch in der Höhle?"

„Gewiß — was lag an den paar Stangen Holz, und es arbeitete sich verwünscht schlecht in dem engen Loch."

Der Kranke legte sich auf sein Kissen zurück, und da Müller glaubte, daß er vielleicht schlafen wolle, verließ er leise das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Abwurf ist das Geweih, was Hirsch oder Rehbock im Winter verliert, um im Frühjahr wieder neue Stangen anzusetzen.

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

J. Ristori.

(Bild S. 256.)

10. Unverhofft kommt oft.

Nicht ganz zwei Stunden später, nachdem ich meinen Chef nochmals gesprochen, nahm ich mit Leverrier Plätze in der nach Alessandria gehenden Diligence. Wir hatten verabredet, auf der Reise Fremde gegen einander zu scheinen, die nur zufällig zusammen getroffen. Ich selbst war verkleidet und hatte noch verschiedene Anzüge in meinem Reisesacke. Zunächst galt ich als Antiquitätenhändler. Nach der Ankunft in Alessandria, der bekannten piemontesischen Festung und Hafenstadt, nahmen wir Quartier im Viktor-Emanuel-Hotel. Nach der Abdankung Karl Albert's figurirte überall der Name seines Nachfolgers auf den Schildern. Am andern Morgen begannen wir, Jeder auf eigene Faust, eine Streife durch die Stadt. Ich hatte zu diesem Zwecke die Uniform eines Lieutenants der Chasseur d'Afrique angezogen, die mir ganz gut stand. Damals galt ja die französische Nation, weil sie ihr Selbstbestimmungsrecht wieder erlangt hatte, als der Messias aller unfreien Völker, und jeder Franzose war in Italien wohl gelitten. Nie habe ich an einem Tage so viele Hotels, Kaffeehäuser, Tabagien ꝛc. besucht, wie an diesem, aber ich hatte bis Mittag keinen Erfolg.

Das Hotel, in dem wir abgestiegen, war das bedeutendste, von Fremden am Meisten besuchte der Stadt. Die table d'hôte war gut besetzt. Leverrier erschien jedoch nicht, und ich bemerkte kein Gesicht, das dem Pseudovicomte geglichen hätte. Erst im Verlaufe des Mahles ward ich auf einen am oberen Ende der Tafel sitzenden Juden aufmerksam, der mit geläufiger Zunge von edlen Steinen sprach, sich als einen der bedeutendsten italienischen Edelsteinhändler ausgab und die Behauptung aufstellte, daß seine Rubinen oft eben so werthvoll seien wie Diamanten. Der Gegenstand des Gesprächs elektrisirte mich und ich setzte mich in die Nähe des Juden unter dem Vorwande, einer Schale mit köstlichen Früchten näher zu sein.

Der Herr, mit welchem der Edelsteinhändler sprach, zog sich bald von der Unterhaltung zurück, ich aber nahm sie auf, und der Jude entwickelte mit großer Zungenfertigkeit seine Geschäftskunde, vermuthlich um wo möglich ein Geschäft zu machen. „Zufällig," sagte ich, „habe ich an dem Gegenstande Ihrer Unterhaltung ein besonderes Interesse. Der Oberst meines Regiments, welcher in Kurzem ein sehr reiches Mädchen heirathet, beabsichtigt, seiner Braut eine prachtvolle Diamantcoiffure zu verehren und hat mich, wie wohl noch andere seiner Bekannten, beauftragt, während meines Aufenthalts in Italien ihm wo möglich etwas Passendes an Diamanten und Smaragden ausfindig zu machen." — Der Jude war sofort in Feuereifer. „Es ist nur zu leicht, Herr Lieutenant," erwiederte er, „mit edlen Steinen getäuscht zu werden. Sie sind gewiß, gleich Ihrem Herrn Oberst, ein tüchtiger Soldat, ob Sie aber sicher sind vor Schwindlern mit Edelsteinen, das steht dahin. Ich, mein Herr, würde Ihnen nichts von meinen Schätzen zu einem imaginären Werthe offeriren, ich würde Sie gut und ehrlich bedienen, und ich habe Diamanten und Smaragde, wie Sie dieselben wünschen können. Wollen wir ein Geschäft machen? Wie viel gedenkt Ihr Herr Oberst für den Kopfschmuck seiner Dame aufzuwenden?" — „Das kann ich so genau nicht sagen, jedenfalls aber eine erkleckliche Summe, da seine Braut aus sehr vornehmem Stande und, wie gesagt, sehr reich ist. Ich habe ihm bloß Vorschläge nach eigener Anschauung zu machen." — „Ganz gut und sehr räsonnabel. Wann belieben Sie, Herr Lieutenant, meine Diamanten zu sehen?" — „Je nun, das kann in den nächsten Stunden geschehen!" — Der Jude überlegte einige Augenblicke, dann fuhr er in einem Flüstertone fort: „Warten Sie, mein Herr, ich habe eben einen neuen Kauf von edlen Steinen der köstlichsten Art abgeschlossen, es sind Diamanten und Smaragde von hohem Werth darunter. In einer, höchstens zwei Stunden kann ich im Besitz der Steine sein. Ich habe billig gekauft, Herr, sehr billig, und kann daher auch relativ billig wieder verkaufen. Namentlich ist dabei ein Schmuck von Diamanten und Smaragden in antiker Fassung, sichelförmig, mit Sternen besäet . . ." — Ich faßte mit einiger Hoffnung diese Andeutung auf. „Es werden doch nicht etwa dieselben Steine sein, die mir bereits heut morgen von einem Herrn zum Kauf angeboten worden sind?" — „Wie sah der Herr aus?" fragte der Jude eifersüchtig. Ich beschrieb Mangard. „O das ist der meinige nicht, Herr! Der meinige hat eine sehr große Nase, eine Nase, sage ich Ihnen, die aussieht wie ein Mauerbrecher. Zudem ist mein Mann quersichtig. Sein rechtes Auge sitzt unbeweglich im Kopf und blickt bohrend wie ein Stilet. Doch, was thut das zu unserem Geschäft? Ich glaube nicht, daß es Signor Palza war, der Ihnen die Steine anbot, um die ich gehandelt habe. In zwei Stunden bin ich im Besitz der Steine. Wann wollen Sie dieselben sehen?" — „Bestimmen Sie selbst! Wo schließen Sie das Geschäft ab?" — Der Jude besann sich wieder. „Warten Sie! Ich werde mit dem Herrn nach Abschluß des Geschäfts im Café Santa Lucia Kaffee trinken. Dort könnte ich Sie treffen." — „Gut, ich werde

Sie aufsuchen." — „Bald hätte ich vergessen, um Ihren werthen Namen zu bitten." — „St. Evremont." — „Ah, ein feiner, berühmter Name! Und hier ist meine Karte: Jakobs, Diamantenhändler aus Florenz."

Nach dieser Unterredung erhob ich mich und zog mich auf mein Zimmer zurück. Bald darauf kam Leverrier ermüdet, niedergeschlagen und ohne allen Erfolg. Ich war so klug, ihn vorläufig nicht von meinem Verkehr mit dem Juden zu unterrichten, er hätte durch seine kopflose Heftigkeit mir meinen Plan verderben können. Ich griff jetzt zu einer andern Maske, indem ich einen falschen Bart anlegte und mich in das malerische Kostüme eines Bewohners der Abruzzen warf. Mein Aeußeres war so vollständig verändert, daß weder Leverrier noch einer der Kellner mich erkannte. Dann ging ich zur bestimmten Zeit nach dem Café an der Piazza grande. Es war mit Gästen aller Farben und Zungen gefüllt. Der Rauch von einigen hundert Cigarren hatte eine blaugraue Atmosphäre erzeugt und hinderte die klare Ueberschau. Ich ließ mich an einem Tische nieder und konnte weder von meinem Juden, noch von der langen Nase etwas entdecken. Plötzlich aber schlug die scharfe, näselnde Stimme Jakobs' an mein Ohr. Ich blickte hinter mich und sah wirklich im Hintergrunde eines Salons den Juden mit einem andern Manne Schach spielen. Unbemerkt ging ich näher und konnte mit Muße das Gesicht des Fremden betrachten. Dieß Gesicht hatte ich vorher nie gesehen. Ich studirte vor Allem die riesige Nase, die sicher unter Tausenden ihresgleichen sich nicht fand. Auch mit der größten Aufmerksamkeit vermochte ich keine Spur von einem künstlichen Vorgebirge zu erkennen. Auch das starre rechte Auge erschien nicht als ein künstliches. Aber die Stimme war genau so wie die Mangard's. Foppte mich ein merkwürdiges Spiel der Natur, oder hatte ich es wirklich mit einem Komödianten zu thun, der sich geschickter zu maskiren verstand als ich selbst? Ich fühlte ein eigenthümliches Jucken in meinen Fingern, als sollte ich sofort meine Nägel in die verteufelte Nase bohren, um mich zu überzeugen, ob sie ein Erzeugniß der Natur oder der Kunst war. Je länger ich die ganze Figur des Fremden beobachtete und die scharfe Tenorstimme hörte, desto heftiger ward in mir das Verlangen, dem Manne an die Nase zu fassen. Jedenfalls mußte ich beide Männer im Auge behalten. Als sie ihr Spiel beendet hatten, erhoben sich Beide. Der Jude durchlief alle Räume und blickte umher; ohne Zweifel suchte er die französische Jägeruniform. Da er sie nicht fand, sagte er seinem Begleiter einige Worte und verließ mit ihm das Kaffeehaus. Ich folgte ihnen unbeachtet. Langnase schien außerordentlich gut aufgelegt, sprach lebhaft, lächelte und scherzte. Das Gold des Juden klang ohne Zweifel in seinen Ohren wie in seiner Tasche.



Memoiren eines italienischen Polizeibeamten. **Eine wichtige Nase.** Von C. Stone. (S. 256.)

An der Straße Pepoli blieben Beide einige Augenblicke stehen. „Ich habe einen Gang nach dem Vittorio Emanuele zu machen," sagte Jakobs. „Morgen sehen wir uns hoffentlich."

Jetzt war für mich der Moment gekommen, die Echtheit der langen Nase zu prüfen. „Entschuldigen Sie, Signor Palza," sagte ich, rasch auf ihn zutretend, „ich glaube nicht, daß diese Nase Ihnen gehört!" Damit that ich einen heftigen Griff nach dem mächtigen Vorgebirge und — behielt sie richtig in der Hand. „Corpo di Bacco, meine Vermuthung war recht! Sie sehen, diese Nase ist in meiner Hand und sie beweist mir, daß ich es mit dem Herrn Vicomte de Beauregard, alias Mangard zu thun habe!" Während ich dieß sagte, lief dem Entlarvten auch schon das Blut von der natürlichen Nase, die ich mit meinem nervigen Griff mit erfaßt hatte. Mangard stand wie erstarrt und vermochte kein Wort hervorzubringen. „Kommen Sie!" fuhr ich fort, „die Farce ist vorüber und die nächste Szene wird vor dem Kriminalrichter spielen. Thun Sie auch das bohrende Auge von sich, Sie sind entlarvt!" Ein geschickter Griff nach dem fixirten rechten Auge zeigte mir, daß es ebenfalls ein künstliches war, es fiel zu Boden. Der Jude stand erschreckt dabei, seine Wangen wurden saffrangelb, es arbeitete in ihm eine furchtbare Bewegung. „Was soll das heißen?" wisperte er, bald mich, bald Mangard ansehend. „Haben der Herr eine Forderung? Hat Signor Palza Sie übervortheilt? Ich bitte, klären Sie mich auf!" — „Das soll sogleich geschehen, Herr Jakobs. Können Sie sich nicht den Fall denken, daß man gestohlene Diamanten billig kauft? Wohlan, Sie haben Ihr Geschäft mit einem abgefeimten Räuber gemacht, der die Steine bei dem Juwe-



Neue londoner Skizzen. **Das Orangenmädchen.** Von Watler. (S. 258.)

lier Napoleon Leverrier, Piazza del Po in Turin, mittelst nächtlichen Einbruchs stahl. Wäre Signor Palza, der in Turin mit ziemlichem Geschick einen Vicomte de Beauregard und Pair von Frankreich zu spielen wußte, in diesem Augenblicke nicht mit Schweigen geschlagen, so könnte er Ihnen wohl sagen, daß er in mir, den Sie selbst heute für einen Lieutenant St. Evremont hielten, einen Agenten der Polizei wiedererkennt."

Der Israelit that vor Schrecken einen Satz in die Luft. „Was," schrie er auf, „ich habe mit einem Spitzbuben zu thun und muß die gekauften Steine wieder herausgeben? Und was wird mit meinen gezahlten 80,000 Franken? Mein Geld heraus, Betrüger, oder ich will Dein Herzblut!" Er sprang wie ein Tiger dem falschen Vicomte an die Brust. — Letzterer erwiederte stammelnd, die Herren möchten ihn in sein Hotel begleiten, dort wolle er das Geld restituiren, ich könne die Diamanten zurücknehmen und Alles sei in Ordnung. — „Das ist räsonnabel, Herr Offizier!" eiferte der Jude. „Lassen Sie uns sogleich nach dem Hotel gehen, denn ich muß mein Geld wieder haben!" — Ich mußte dagegen protestiren. „Vor Allem, Herr Palza, oder Mangard, werden Sie mir nach meinem Hotel folgen und sich mit Herrn Leverrier konfrontiren lassen, denn Sie wissen wohl, daß wir außer den Diamanten noch ein anderes Geschäft zu ordnen haben." — Der Verhaftete begann zu zittern. „Um Gottes willen, sparen Sie mir die Begegnung mit Herrn Leverrier!" bat er. — „Unmöglich! Sie werden mir sofort folgen, oder ich wende Gewalt an und rufe, wenn es nöthig werden sollte, Hülfe herbei." Ich hatte Mühe, den Juden zu beschwichtigen, der vor allen Dingen wieder in Besitz seines Geldes gelangen wollte. „Diese Person geht in diesem Augenblicke mit mir," erklärte ich peremtorisch, „und wenn Sie, Herr Jakobs, klug sein wollen, so fassen Sie den Mann am andern Arme, damit er uns nicht entwischt." — „Er entwischen? Ohne mir mein Geld wieder gezahlt zu haben? O fürchten Sie das nicht, Herr Offizier, eher will ich ihm das Herz aus dem Leibe reißen!" erwiederte Jakobs erbost und krampfte seine Hand fest in Mangard's Arm. So führten wir ihn, unter fortwährenden Verwünschungen und Lamentationen des Juden, zum Hotel „Viktor Emanuel". Unterwegs versuchte der Verhaftete noch einen Bestechungsversuch, indem er sagte, er wolle mir 4000 Franken, die er bei sich habe, überlassen, wenn ich ihn erst in sein Gasthaus begleite. Dieß bestärkte mich nur in meinem Beginnen.

Als wir im Viktor Emanuel anlangten, war der Juwelier anwesend und es entwickelte sich eine unbeschreiblich heftige Szene. Mangard war in Gefahr, von Leverrier auf der einen und von Jakobs auf der andern Seite in Stücke gerissen zu werden. Der Eine schrie um sein Geld, der Andere um seine Tochter. Ich mußte mich in's Mittel legen, um Mangard nicht in die Unmöglichkeit versetzt zu sehen, der Gerechtigkeit Genugthuung zu geben. Was Adriane anlangt, so versuchte der Betrüger vorerst, sich auf's Läugnen zu legen; er behauptete, nichts von dem Mädchen zu wissen. Dann aber, als er von allen Seiten bestürmt ward und Leverrier ihm den von ihm geschriebenen Brief vor Augen hielt, schlug er eine „Transaktion" vor. Er erklärte, Fräulein Adriane zurückschaffen zu wollen, wenn Leverrier ihm 40,000 Franken zahle. Diese Unverschämtheit setzte den Juwelier augenblicklich dermaßen in Wuth, daß er auf Abführung Mangard's in's Gefängniß antrug. Der Jude protestirte heftig. „Dieß ist nicht räsonnabel, meine Herren!" kreischte er. „Lassen Sie erst diesen Dieb und Betrüger mein Geld zurückerstatten, dann thun Sie mit ihm, was Sie wollen. Ich reiße ihm sonst an dieser Stelle noch das Herz aus dem Leibe. Bitte, helfen Sie einem armen, ruinirten Manne zu seinem Gelde!"

Als es wirklich den Anschein gewann, daß Mangard nach Turin werde transportirt werden müssen, ohne sich über das Schicksal Adrianens zu äußern, ging in dem Juwelier eine rasche Wandlung vor. Die Angst um sein wahrscheinlicherweise irgendwo eingesperrtes Kind bestimmte ihn, auf des Räubers Forderung einzugehen. Er verlangte Schreibmaterial und war im Begriff, sich zur Bezahlung von 40,000 Franken unter gewissen Voraussetzungen verbindlich zu machen, als ein Kellner erschien und mir einen kleinen Zettel überreichte. Dieser Zettel forderte mich auf, dem Kellner zu folgen. Ich bat Leverrier und Jakobs, genau auf den Verhafteten Acht zu haben. Zwei Minuten später war ich veranlaßt, an Leverrier zu schreiben: „Unterzeichnen Sie nichts, bis ich zurückkomme;" und eine Viertelstunde später hatte ich die Freude, Adriane als Gattin des Oberstlieutenants Marco, diesen selbst und den jungen Mogard den Ueberraschten vorzustellen.

Der phantasiereichste Poet hätte keinen drastischeren Theatercoup erfinden können, und doch war diese Wendung der Dinge vollständig real.

Adriane, die eingesehen hatte, daß ihrem Vater über den „Vicomte" keine andere Meinung beizubringen war, ging am Tage vor ihrer Entfernung zum Schein auf Mangard's Plan, sie zu entführen, ein. An der Stelle aber, wo der Postwagen harrte, lagen Marco und der junge Mogard, mit denen sie sich verständigt, auf der Lauer, retteten sie aus den Händen Mangard's und seines Stiefbruders, und trieben diese mit Drohungen davon. In Folge dessen reisten die Betrüger allein ab, während Adriane in Turin verborgen ward und ihrem geliebten Marco heimlich die Hand reichte. Kaum aber erfuhren die Neuvermählten durch Mogard, Leverrier sei den Räubern nachgereist, so schlugen sie dieselbe Richtung ein und erschienen zur rechten Zeit, um dem ohnehin geplünderten Juwelier 40,000 Franken zu ersparen. Die Versöhnung hatte nun keine Schwierigkeiten.

Der Jude erhielt den größten Theil seines Geldes, Leverrier fast alle seine Kleinodien zurück. Mangard kam für alle seine Verbrechen auf Lebenszeit in den Kerker, dagegen war es seinem Genossen geglückt, zu entwischen. Nach der Rückkehr aus Alessandria richtete Leverrier eine splendide Hochzeit aus.

Neue londoner Skizzen.

Von

Julius Rodenberg.

(Bild S. 257.)

IV. Das Orangenmädchen.

„Orangen! Kauft Orangen! Frische Orangen! Zwei für einen Penny!"

Wo sind wir in London? In welcher Straße, auf welchem Platz? Wir haben nichts, um uns zu orientiren, als ein Haus mit einem Gitter, ein Hansomkab, einen Omnibus und ein Orangenmädchen. Dieses sind aber just die vier Dinge, welche überall in London zu finden sind!

„Die Bank! Die Börse! Londonbridge! Der ganze Weg drei Pence!" ruft der Omnibusmann.

„Hiß! Hiß! Hiß!" ruft der Kabmann.

„Orangen! Kauft Orangen!" ruft das Orangenmädchen.

Daß in London so viele Leute nach Börse, Bank und Londonbridge fahren, hat mich niemals Wunder genommen; ich war selber oft genug unter der Zahl. Aber daß es in London so viele Leute gibt, welche Apfelsinen essen und daß jeder Einzelne davon so viele Apfelsinen essen muß: das ist es, was mich zuweilen wirklich in Erstaunen gesetzt hat. Ich will nicht übertreiben. Es gibt schlimme Beispiele. Ich weiß noch wohl, und mancher Andere wird auch noch wohl wissen, wie man einmal vor drei oder vier Jahren einem gewissen Verfasser von „Tag und Nacht in London" nachrechnete, als dieser behauptete, daß man in London jährlich zwei Billionen Häringe verspeise. Man fand, daß, um dieser plausiblen Summe gerecht zu werden, jeder Londoner in den 24 Stunden von Tag und Nacht 252 Centner Häringe, das heißt an jedem Tage (Sonntage nicht ausgeschlossen) 2740 und in jeder Stunde $114\frac{1}{6}$ Stück zu essen gezwungen sei. Zwar hat der Verfasser diese Grausamkeit, welche zum unauslöschlichen Gelächter seiner deutschen Landsleute die armen Londoner zu den ebenso unauslöschlichen Qualen des Tantalus verdammte, später bereut, indem er in der neuesten Auflage seines Werkes (s. „Vorwort zur vierten Auflage" pag. VI.) die Häringslast auf nur 2000 Millionen reduzirte; allein wir werden uns in Acht nehmen, und wir zitiren nach amtlichen Quellen, wenn wir den Apfelsinenverbrauch von London auf rund 62 Millionen Stück im Jahr festsetzen. Da nun London höchstens drei

Millionen Einwohner hat, so würden auf jeden Londoner, Säuglinge eingeschlossen, 20 Stück Apfelsinen per Jahr kommen.

Ich erinnere mich, einmal einen ganz ähnlichen Kalkul angestellt zu haben, sehr weit von London und auf einem ganz andern Fleck der bewohnten Erde, nämlich in Kroatien, an der Militärgränze, vranoviner Bezirk. Dieser Bezirk, ein äußerst anmuthiger, hügelreicher, fruchtbarer Landstrich (wenn man ihn nur bebauen wollte!), etwa zwei Stunden von der Türkei gelegen, zählt 60,000 Einwohner und produzirt jährlich 600,000 Flaschen Wein, ein ganz herrlicher Wein, den röthlichen Oticzer, der wie Sherry aussieht und fast wie Burgunder schmeckt. Es war im Monat Mai, und ich hatte nicht übel Lust, ein Fäßchen dieses köstlichen Rebensaftes mit mir in die Heimat zu nehmen. Aber, siehe da! — es war in der ganzen Nachbarschaft nicht mehr so viel davon aufzutreiben; was sie hätten, gab man mir zur Antwort, das wäre gerade noch genug bis zur andern Ernte.

„Wie ist es möglich," rief ich aus, „600,000 Flaschen für 60,000 Einwohner!"

„Das macht für Jeden 100 Flaschen das Jahr," sagte mein Kutscher, „das ist nicht zu viel."

„Gut, Janko," sagte ich, „jeder Mann soll seine 100 Flaschen haben! aber die Frauen?"

„Frauen wollen auch trinken," erwiederte Janko.

„Aber, um Gottes willen, die Kinder?"

„Schauen's," versetzte Janko, „bei uns trinken die Eltern für die Kinder."

Vor diesem Argument nahm ich natürlich den Hut ab; aber so ist es: in Kroatien trinken die Eltern Wein und in London essen sie Apfelsinen für ihre Kinder. Doch glaube ich von diesem Beweis elterlicher Liebe die höheren und eigentlich auch die mittleren Stände in London ausnehmen zu müssen. Die Apfelsine ist die Frucht des niedern Mannes in London; es ist sein Obst „all the year round" (das ganze Jahr hindurch). Die Aepfel und Birnen, die Trauben und Kirschen, welche theils aus Frankreich und den normannischen Inseln, theils vom Rhein kommen, sind ihm zu theuer; er ißt die goldenen Früchte, welche in den hesperidischen Gefilden und Hainen Italiens, Spaniens und Portugals reifen, und bestreut mit den duftigen Schalen das nicht immer duftige Parterre von Londons Straßen. An zahllosen Straßenecken leuchten die rothen Pyramiden, und in zahllosen Körben wandern sie hinter Kabs und Omnibussen, von Haus zu Haus, Morgens, Mittags und Abends, bis spät in die Nacht hinein, um die Theater und in die Theater.

Der Blumen- und Gemüsemarkt von London ist bekanntlich in Coventgarden. Der Fruchtmarkt hat sein Hauptquartier in der City. „Der Fußgänger," sagt Dr. Wynter in seinen Kuriositäten der Civilisation (Curiosities of Civilisation), „welcher Fishstreet Hill hinabgeht, würde sicher nicht vermuthen, daß zu gewissen Jahreszeiten eine reguläre Fruchtausstellung in diesen finstern Backsteinhäusern, vor welchen die schlanke Säule des ‚Monumentes' ihr Haupt erhebt, abgehalten wird. Alle Welt kennt die Firma Keeling und Hunt, deren Bild, für das Publikum im Allgemeinen, auf einer ungeheuren Ananaspyramide zu stehen scheint. Dieses Haus hält wöchentliche Fruchtauktionen in ihren dazu bestimmten Räumlichkeiten in Monument Yard. Bei dieser Gelegenheit bietet die lange Reihe von fruchterfüllten Gemächern einen Anblick, vor welchem, was die Menge betrifft, die großen Fruchtausstellungen von Paris sich ausnehmen würden wie die berliner Aepfelkähne auf der Spree. Ananas zu Tausenden, Melonen und Mangoes sind dort aufgeschichtet vom Boden bis zur Decke, von einer Wand zur andern; so berühmt in der That ist diese Ausstellung, daß es lithographische Bilder davon gibt, auf welchen man die erstaunten Käufer herumgehen sieht, von der berauschenden Fülle so entzückt, wie Adam vielleicht in seinem eigenen glücklichen Garten gewesen ist. Der Ananasmarkt ist von neuerem Datum. Die erste Ladung ward vor 25 Jahren nach London gebracht, und seit jener Zeit hat der Handel damit solche Fortschritte gemacht, daß gegenwärtig etwas wie 300,000 Stück jährlich importirt werden, von welchen die Firma Keeling und Hunt allein neun Zehntel verkauft. Sie kommen hauptsächlich von den Bahama-Inseln in Westindien, wo sie fast wild wachsen, und eine Flotte von Klipperschiffen ist beständig in Thätigkeit für den Transport dieser einzigen Frucht. Die Melonen kommen von Spanien, Portugal und Holland. Spanien ist das Land der Melonen: jeder Bettelknabe auf den Gemälden Murillo's ißt Melonen. Aber bei Weitem am Stärksten ist der Handel mit Apfelsinen. Die Zahl von 62 Millionen wird noch gesteigert durch ein Plus von etwa fünfzehn Millionen der verwandten Lemonen oder Citronen. Unaufhörlich, zu jeder Zeit zwischen den Monaten von Dezember bis Mai kann man die Orangenklipper von den Azoren und Lissabon ihre duftreichen Frachten von der Themse aus in die großen Lagerhäuser von Pudding- und Bottolph-Lane ausladen sehen. Nicht weniger als 240 dieser schnellsegelnden Fahrzeuge sind stets auf der Reise, um die Auktionsräume von Keeling und Hunt zu versorgen, aus welchen die Früchte nur zu einem Drittel in die Fenster der Fruchthändler, zu zwei Dritteln aber in die Hände der sogenannten „Mittelleute" übergehen. Diese Mittelleute, meist wohlhabende Juden in der Nachbarschaft von Duke's Place, vertheilen sie an den Wanderstamm der „Costermongers", welche, zum größern Theil von irländischer Abkunft, sich alle Tage zu gewissen Stunden hier versammeln, um ihre Karren und Körbe mit Apfelsinen zu füllen und dann durch die Straßen zu fahren. Wieder nur eine Unterabtheilung dieser Costermongers sind die Orangenmädchen, Orange-girls oder Orange-Moll's genannt, welche, als die fliegenden Corps und leichten Truppen der ganzen Apfelsinen-Armee, mit ihrem Tragkorb durch die Haupt- und Nebenstraßen ziehen und regelmäßig während der Zwischenakte in den Theatern erscheinen, das Parterre und die Gallerie nicht nur mit Erfrischungen, sondern auch mit Geschossen versehend, „to pelt down a piece" (ein Stück auszuwerfen), weßhalb junge Schauspieler und Verfasser von neuen Stücken die Apfelsinenschalen gerade so fürchten, als das Publikum im Allgemeinen die Apfelsinen liebt. Das Orangenmädchen ist eine stehende Figur in den londoner Schauspielhäusern, und ihr Ruf: „Oranges! will you have any Oranges?" (Orangen! wollen Sie Orangen!) ist darin ununterbrochen gehört worden seit der Restauration des Theaters unter Karl II. Damals hatten sie ihren eigenen Platz im Theater; sie standen im Parterre, dicht unter der Bühne, dieser den Rücken zukehrend und den Zuschauern ihre hübschen Gesichter. Die Stutzer der Stadt pflegten sich mit ihnen zu unterhalten, denn diese Mädchen waren nicht minder wegen ihrer Schönheit als ihres Witzes berühmt; mit ihnen um den Preis zu feilschen, ward eines Gentlemans für unwürdig erachtet, und die Apfelsinen, die man von ihnen kaufte, präsentirte man einer von den maskirten Damen, welche in den Logen saßen. Denn die vornehmen Damen jener Zeit trugen Masken im Theater, „damit man nicht sehe, wie sie bei den unsittlichen Stücken errötheten", sagte Colly Cibbar, oder „damit man nicht sehe, wie sie **nicht** dabei errötheten", fügte Voltaire hinzu. Nun, die Moral hat sich etwas gebessert seitdem, sowohl auf als vor der Bühne.

Aber die Orangenmädchen mit ihrem typischen Hütchen, dem „Bonnet" mit herabhängenden Bändern und Haarnetz, ihrem Umschlagetuch und Hängekorb sind noch immer recht anmuthige Geschöpfe; unser Bild zeigt es. Ist mir doch, als hätte ich dieses Mädchen hundertmal schon gesehen. Ich glaube, es war vor dem Theater von Coventgarden. Und ich höre sie wieder rufen mit dem alten Ruf: „Orangen! Kauft Orangen! Frische Orangen! Zwei für einen Penny!" — Sie hält sie mir entgegen und ich nehme sie.

„Sag' mir, Du kleine Moll," fragte ich sie, indem sie mir auf den Schilling herausgibt, „kennst Du die Geschichte von Nelly Greyem?"

„Wie sollt' ich nicht?" erwiedert sie, das Silber meines Schillings prüfend, indem sie mit den Zähnen darauf beißt und ihn dann einsteckt. „Sie war ein Orangenmädchen wie ich und sie lebte vor zweihundert Jahren, dort drüben, in Coalyard, über Drury-Lane hinaus, und sie war ein hübsches, wunderhübsches Mädchen."

„So wie Du, Moll!"

„Viel hübscher, viel hübscher; wie hätte sich sonst König Karl in sie verliebt! Gott segne den lustigen König, der sich in ein Orangenmädchen verliebt hat! Und er machte sie zu seiner rechtmäßigen Geliebten, und sie wurde sehr beneidet von den vornehmen Damen, aber sehr geliebt von den geringen, und ihr Sohn wurde ein Herzog, und sie hat das Chelseahospital für die kranken Soldaten gestiftet, und sie ward in der Kirche von St. Martins in

the Field begraben, und in den Thurm dieser Kirche wurden für ihr Andenken Glocken gestiftet, welche an jedem Freitag Abend eine Stunde lang geläutet werden und dann immer sagen: Remember Nelly! Denkt an Nelly! — So, Sir, hier ist Kleingeld — sechs Pence, drei Pence und zwei macht elf."

Dann geht sie weiter, und durch die kleine Straße hör' ich es immer ferner schallen: „Orangen! Kauft Orangen! Frische Orangen! Zwei für einen Penny!"

Das Seemannshaus in Hamburg.

Von

Löwy.

(Bild S. 253.)

Wer sich Hamburg von der Elbseite nähert, wird vor Allem ein bewimpeltes Gebäude gewahr, das über den Mastenwald hinausragend durch seine schmucklose Majestät das Auge fesselt — und mit einem dankbar-stolzen Hurrah begrüßt der fernher segelnde Matrose die Willkommen rauschende Flagge wie den Leuchtthurm seiner Heimat nach lang bestandenen Gefahren.

Dieß Gebäude ist das Seemannshaus, ein Produkt des segenbringenden Genossenschaftswesens und der Selbsthülfe — jenes Gemeingeistes aller heutigen Stände.

Frühzeitig hatte die permanente Lebensgefahr, die Mühseligkeit und Wandelbarkeit ihres Berufs die hamburger Schiffskapitäne zu einer Vereinigung geführt, die unter dem Namen „Kasse der Stücke von Achten" gewisse regelmäßige Beiträge und Einlagen verwaltete, um sie später zu Pensionen der Einzahler oder ihrer Hinterbliebenen zu verwenden. Aber dieser Verein zählte nur Kapitäne zu seinen Mitgliedern, während die weitaus überwiegende Mehrzahl von Seeleuten in der Welt umherschweifte, unbekümmert um die Zukunft, um die Familie, wenn sie welche hatten, um das Alter, das sie früh genug knickte. Und wenn sie landeten, verschwand ihre kleine Ersparniß gar rasch in der durstigen Kehle, und wüst und roh schallte es aus den berüchtigten Matrosenkneipen.

Um hierin Wandel zu schaffen und dem Seefahrer Gelegenheit zu geben, sein Erübrigtes zu einem Fonds für das Alter oder die Seinen zu sammeln, regte im Jahre 1852 die hamburger Kommerz-Deputation zuerst die Bildung einer Seemannskasse an, bei der die Kapitäne vorläufig von der Betheiligung ausgeschlossen bleiben sollten, da diese meist verheirathet sind, und die wünschenswerthe Höhe der etwaigen Pensionen durch ihre Konkurrenz beeinträchtigen. Verhandlungen darüber mit Senat und Bürgerschaft ergaben bald die Nothwendigkeit — sollten die Seeleute nachhaltig für das Projekt interessirt werden — daß damit die Errichtung eines Asyles für zeitweilig am Land befindliche Seefahrer, sowie eine Krankenstation verbunden würde, und als sich hiefür auch die Rheder zu regelmäßigen Beiträgen bereit erklärten, überwies die Stadt einen Platz von 142,750 Quadratfuß in der Vorstadt St. Pauli, am Hafen, auf dem sogenannten Hornwerke, der nunmehr gesicherten Seemannskasse zur Errichtung eines Seemannshauses.

Unter Leitung des Architekten Ch. Zimmermann ward im Oktober 1858 der Grundstein gelegt, und am 1. März 1863 wehten die Stadtfarben von dem vollendeten Gebäude.

Das Hornwerk ist eine vom Ufer allmälig ansteigende Erdböschung, von der aus der Hafen in seiner Mastenfülle, das bunte Treiben auf der Elbe und die jenseitigen Ufer bis weit in's Hannöver'sche hinein in reizender Landschaftsmannigfaltigkeit sich vor dem Auge ausbreiten. Auf ihm thront das Seemannshaus im rechten Winkel, die Fenster dem regen Bilde zugekehrt. Eine Halle im gothischen Rundbogenstyl führt in ein Vestibul, von dem aus rechts und links sich in paralleler Reihe drei Stockwerke hoch Korridore abzweigen. Das Parterre birgt Matrosensäle, Saal für Steuerleute, Billardzimmer ꝛc., die Wohnung des Oekonomen; die erste Etage ein Lesezimmer, ein Lehrzimmer für Navigationsschüler; die zweite Etage eine Kirche mit Orgel. Alle drei Stockwerke gewähren ferner in einer Reihe von Schlafsälen zweihundert Personen Aufnahme. Diese Säle enthalten je acht (vier und vier neben einander liegende) oben offene, also stets luftige Kabinen, welche, durch Bretterwände geschieden, Bett und Kommode bergen. Die Einrichtung sämmtlicher Säle und Zimmer zeugt von spartanischer Einfachheit. Die Wände sind kahl, überall aber blickt die Landschaft durch die Fenster in immer frischen Farben, und Alles heimelt hier an wie der Frieden des Ruhetages.

An das eigentliche Seemannshaus schließt sich die Krankenstation auf der Ostseite des Winkels; im Souterrain endlich liegen die kolossale Küche und die Vorrathsräume für die leiblichen Bedürfnisse der Insassen.

Das Parterre enthält zugleich ein Sparkassenbureau, das den Seeleuten ein sicheres Depot für Ersparnisse gewährt, die sie zu jeder Zeit wieder erhalten können. Sämmtliche Räumlichkeiten werden im Winter durch erhitzte Luft geheizt. Ein Garten nebst Kegelbahn, Spielplatz ꝛc. bietet den Bewohnern auch im Freien Erholung.

Die Rücksichten, welche im Schooß der Familien herrschen, müssen in öffentlichen Anstalten durch Hausordnungen ersetzt werden — und das Seemannshaus hat sich eine musterhafte geschaffen, ganz dazu angethan, die Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit zu erhöhen: Regelmäßige Speisezeiten, Büffet- und Thorschluß um elf Uhr, Verbot übermäßigen Trinkens, und — was mindestens von großer Menschenkenntniß zeugt — Zutritt von Damen ist nicht gestattet. Die Gemüthlichkeit fängt eben an, wo die Leidenschaft aufhört!

Bei dieser Einrichtung kann es nicht Wunder nehmen, daß seit dem kurzen Bestande der Anstalt schon viele Hunderte sie benutzt haben. Wo könnten die Seeleute es auch besser haben für 9 Mark Cour. (3 Thlr. 18 Sgr.) pro Woche Wohnung und Mittagstisch, und für 12 Sch. (9 Sgr.) pro Tag ohne Mittagstisch.

In der That, die Seeleute haben sich da ein Anwesen gewonnen, das ihnen leibliche Pflege wie nirgend sonst gewährt; aber auch die sittlichen Wirkungen desselben sind bald klar an den Tag getreten. Nichts veredelt den Menschen mehr als das Bewußtsein eines angenehmen Heimwesens. Aus dem wüsten Treiben des Hafenlebens schafft das Institut eine genossenschaftliche Behaglichkeit, aus Trunk und Schwelgerei Pflege der Gesundheit und des Geldbeutels.

Und muß das farbenreiche Marinebild vor seinen Augen dem Seemann nicht immer neues Entzücken über seinen Beruf einflößen und jene Begeisterung, die jede Thätigkeit veredelt?

„Es solle mit der Anstalt den Matrosenlogis durchaus keine Konkurrenz gemacht werden," hieß es in der Eröffnungsrede des Herrn Senators Godeffroy; — wird aber noch ein Matrose über die Wahl seines Landlogis zweifelhaft sein? Werden die dumpfen Herbergen noch fernerhin dem Seemannsgeschmacke genügen?

Das wird nicht der letzte Erfolg des hamburger Seemannshauses sein.

Fliegende Blätter.

Der beste Dienst. Der beste Dienst, den wir unsern Freunden leisten können, besteht bisweilen darin, daß wir ihre Wünsche nicht befriedigen, der beste Dienst eines Hofmannes und Ministers bisweilen darin, daß er seinem Fürsten ungehorsam ist. Markgraf Karl Friedrich Wilhelm von Ansbach-Bayreuth, einer der zahlreichen kleinen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, welche die eigentlichen Pflichten eines Herrschers völlig vergessen zu haben scheinen, ritt einst mit seinem Oberstallmeister von Reitzenstein auf der Heerstraße spazieren. Es begegnete ihnen ein Schäfer mit seiner Heerde, welche nicht rasch genug auswich, so daß das Pferd des Markgrafen zu scheuen begann. Dieser, ein hitziger Mann, verlangte sofort von dem Stallmeister seine Pistolen, um den unschuldigen Schäfer niederzuschießen. Reitzenstein verweigerte dieselben indeß mit den kurzen Worten, sie seien nicht geladen. Als der Markgraf beim Nachhausereiten nahe beim Schloßthore war, ergriff der Stallmeister unerwartet seine beiden Pistolen und schoß sie ab zu großer Ueberraschung seines Herrn. Dieser fragte bestürzt: „Was gibt's? Was gibt's?" — „Gnädigster Herr," versetzte Reitzenstein, „ich meine nur, daß Sie heute Nacht viel süßer schlafen werden, nachdem Sie meine Pistolen jetzt erst krachen hören, statt eine Stunde früher."



Martha zu den Füßen ihres Großvaters. (S. 263.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

13. Martha's Pflegling.

Ehe Martha mit sich in's Reine kommen konnte, ob sie — allein im Hause und spät Abends — nachsehen solle, wer Einlaß begehre, schlug es zum zweiten Male stärker an die Thür. Sie ging jetzt die Treppe hinab und öffnete die Thür, ohne jedoch die starke Kette zu lösen, welche das Eindringen verhindern sollte. Das Gesicht des „Kapitäns" erschien in der Oeffnung. Er trug etwas in ein großes Tuch gehüllt im Mantel. „Rasch öffnen Sie!" sagte er leise. „Es sind Leute auf der Straße, welche mir aufpassen." — „Für Niemand wird diese Nacht die Thür aufgemacht!" erwiederte Martha entschieden. — „Aber Ihr Großvater erwartet mich!" — „O, mein Großvater hat mir nur aufgetragen, wenn Sie ein Kind brächten, solle ich es nehmen." — „Aber die Polizei ist mir auf der Fährte!" — „Das ist nicht meine Schuld. Geben Sie mir, was Sie mir zu überliefern haben, oder ich schließe die Thür." — „Nun denn, nehmen Sie es, zum Teufel!" knirschte der Kapitän und warf das eingehüllte Kind durch die Spalte, so daß Martha es auffangen mußte. „Ich glaube, der Wurm ist todt vor Kälte und Hunger," fügte er hinzu. „Aber Sie thun mir unrecht mit Ihrem Verdacht, Martha! Ich habe Sie viel zu lieb, um Ihnen etwas Uebles zuzufügen!" — Martha schloß die Thür, ohne etwas zu erwiedern.

In ihr Gemach zurückgekehrt, wickelte sie das Kind aus dem Tuche und fand, daß es lebte. Die wohlthuende Wärme erweckte es und es stieß einen schwachen Schrei aus. Martha hatte glücklicher Weise ein wenig Speise für das Kind bei der Hand, sprach ihm freundlich zu und fütterte es. Das halbverhungerte kleine Geschöpf verschlang förmlich das Dargebotene und lohnte Martha's Eifer mit einem schwachen Lächeln. Dann schlief es an Martha's Brust wieder ein.

Martha entkleidete sanft das Kind und legte es in ihr Bett. Es trug ein Band um den Hals, an welchem verschiedene Kleinigkeiten hingen; darunter befand sich ein Amethyst, als Petschaft geschnitten, mit der eingravirten Figur eines Hundes und dem Wahlspruche: „Halte an der Wahrheit." Martha löste alle Kleinodien ab und beschloß sie aufzubewahren, um vielleicht einst mittelst derselben die Verwandten des Kindes wieder aufzufinden. Sie erinnerte sich, etwas Aehnliches wie die Gravirung des Petschaftes schon gesehen zu haben. Nach einigem Nachdenken wurde ihr gegenwärtig, daß sich unter einer Anzahl Kleinodien in Peter Quin's Besitz auch eine Uhr befand, welche dieselbe Devise trug. Diese Kleinodien hatte der Wucherer von dem „Kapitän" gekauft und mehr als einmal hatte Martha den Alten bei dieser Uhr schwören gehört, daß er den Mann auf die Galeere bringen könne. „Es sind dieselben Worte," flüsterte sie schaudernd, „und ich begreife nun, woher all' die Dinge kommen, die er hier verkauft. Ein Glück, daß der Schurke dieß Petschaft nicht bemerkt hat!"

Therese Moore hatte nach dem Tode ihrer Schwester das Petschaft unter anderen Gegenständen in dem Toilettenkästchen gefunden, und ohne dessen Bedeutung zu ahnen, es nebst einigen anderen leichten Schmucksachen der kleinen Fanny an den Hals gehängt, um ihr damit Spielzeug zu geben.

Martha, die ihre Entdeckung weiter zu verfolgen wünschte, kannte das Versteck unter der Diele, wo der Wucherer seit vielen Jahren seine Schätze und wichtigen Dokumente verbarg; sie öffnete dasselbe, nahm ein Schlüsselbund heraus und erschloß eine Kassette, in welcher sich die Uhr befand. Ihre Voraussetzung ward durch eine kurze Besichtigung bestätigt. Unter der Uhr lag ein zusammen-

gefaltetes Papier mit der Aufschrift: „Sehr wichtig.“ Sie öffnete das Papier; es enthielt nichts als die Beschreibung eines jungen Offiziers, welcher, zum Schrecken seiner Angehörigen, in räthselhafter Weise verschwunden und für dessen Wiederauffinden oder Nachweis über denselben eine bedeutende Belohnung ausgesetzt war. Die, welche darüber etwas mitzutheilen hatten, sollten sich an den Advokat Foster, Inner Temple, wenden.

Martha schrieb diese Bekanntmachung genau, Wort für Wort ab, verbarg die Abschrift sammt den Kleinodien vom Halse des Kindes im Strohsacke ihres Bettes und brachte Alles wieder in die frühere Ordnung. Dann begab sie sich dicht neben dem süß schlummernden Kinde zur Ruhe.

Ihr erster Gedanke beim Erwachen war das Kind, dem sie sogleich sein Frühstück bereitete. Kaum war sie damit zu Ende, so klopfte es an die Thür und Frau Gurton erschien unter irgend einem plausiblen Vorwande zu einem Besuche. Martha glaubte, es sei die Neugier, das Innere der düstern Wohnung ihres Großvaters zu sehen. „Sie sehen, es ist ein trauriger, öder Aufenthalt,“ bemerkte das Mädchen verlegen. — „Nichts ist anders geworden, wie ich sehe,“ bemerkte Mrs. Gurton mit bezeichnendem Lächeln. „Ich möchte mein bestes Kleid verwetten, daß ich jeden Gegenstand im Hause nennen kann, von den mit chinesischem Lack bestrichenen Stühlen bis zu dem alten Schranke Ihres Großvaters, der, wie man sagt, mehr Geld enthalten soll, als sich in der englischen Bank befindet. Haben Sie niemals Peter Quin von Mary Bright sprechen hören?“ — „Nein, niemals!“ — „Das nimmt mich nicht Wunder. Man spricht nicht gern von Denen, welchen man Uebles zugefügt hat.“ — „Aber ich bitte Sie, liebe Mrs. Gurton, sprechen Sie deutlicher! Sie spannen mich auf die Folter! Schon gestern erwähnten Sie meiner Mutter, deren Namen ich nicht einmal kenne. Wissen Sie etwas von ihr?“ — „O, ich war bei ihr, als sie starb. Damals war ich noch jung. Ihr Gemahl, der Sohn Peter Quin's, war kurz vorher gestorben. Sie waren damals kaum sechs Jahre alt; armes Kind! Der Verlust ihres Gatten brach angeblich der Mutter Herz, aber ich habe darüber stets meine besonderen Gedanken gehabt.“ — Martha bat um nähere Erklärung dieser Worte. — „Nein, nein!“ versetzte Mrs. Gurton. „Mein Mann würde mir's nie verzeihen, wenn er wüßte, daß ich Ihnen nur dieß gesagt habe. Nur Eins noch: Peter Quin und Ihr Vater waren associrt, in einem andern Geschäft, als das ist, was er jetzt treibt. Als Ihr Vater starb, hinterließ er Alles seiner Wittwe und seiner Tochter, das weiß ich gewiß. Ich erinnere mich der Wuth Ihres Großvaters, als er von dem Testamente hörte. Ja, Sie sind reich, ohne es zu wissen, Miß Quin. Ihr Großvater überwarf sich mit Ihrer Mutter und von diesem Tage an siechte sie hin. Die Aerzte freilich sagten, sie sei am gebrochenen Herzen gestorben. Nach ihrem Tode war das Testament verschwunden; ohne Zweifel hatte Ihr Großvater es unterdrückt. Nun wissen Sie Alles, was ich Ihnen sagen darf.“ — „Aber den Namen meiner Mutter?“ — „Es ist wahr! Sie war die Tochter eines spanischen Kaufmanns Namens Mendez. Einige meinten, er sei ein Israelit gewesen, aber dieß ist unwahr; er war Christ wie Ihre Mutter. Ich habe diese oft an Ihrer Wiege beten hören.“

Thränen flossen bei diesen Mittheilungen über Martha's Wangen. Mrs. Gurton ergriff theilnehmend ihre Hand. „Es ist nun Ihre Schuld, Miß Quin, wenn Sie sich noch länger von einem Menschen wie Ihr Großvater tyrannisiren und Ihr Vermögen vorenthalten lassen. Bedürfen Sie unserer Hülfe, so bin ich wie mein Mann Tag und Nacht bereit dazu. Nur seien Sie vorsichtig. Der erste Verdacht, den Peter Quin schöpfte, wäre Ihr Verderben!“ — „Und warum?“ fragte Martha forschend. — Mrs. Gurton zuckte die Achseln. „Ich mag mich nicht deutlicher aussprechen, Kind! Denken Sie an das, was ich Ihnen über den Tod Ihrer Mutter sagte, und handeln Sie klug. Was Sie auch thun mögen, lassen Sie sich — dieß ist mein Rath — nicht das Geringste davon vorher merken, sondern handeln Sie rasch und plötzlich. Sonst erheben Sie die Hand und empfangen selbst den Streich.“

Nach dieser Warnung verabschiedete sich Mrs. Gurton. Martha versank in tiefes Sinnen. Zum ersten Male in ihrem Leben erwachte in ihrem Geiste der Gedanke, sich der erniedrigenden Tyrannei zu widersetzen, welche sie seit Jahren zur Sklavin gemacht hatte; aber die Empfehlung der Mrs. Gurton, sie möge nur „plötzlich“ handeln, stand zugleich vor ihrer Seele wie ein gespenstiger Schatten.

Als Peter Quin zurückkehrte, war seine erste Sorge, sich nach dem Kinde umzuschauen. Indem er es bemerkte, drückte ein sardonisches Lächeln seine Befriedigung mit der pünktlichen Ausführung seiner Ordre durch den „Kapitän“ aus. Das Kind barg sich, erschreckt durch den Anblick des Wucherers, an Martha's Busen. „Es fürchtet sich vor Dir,“ bemerkte Martha. — „Bah, sie wird sich mit der Zeit an mich gewöhnen müssen,“ erwiederte der Alte, woraus Martha freudig die Hoffnung schöpfte, daß das Kind lange werde bei ihr bleiben dürfen.

Peter Quin erkundigte sich nach den Vorkommnissen während seiner Abwesenheit, und aß dann mit gutem Appetit, ja er verstattete sich sogar, was auf seinen guten Humor schließen ließ, den Luxus einer Flasche Weins.

„War Jemand bei Dir?“ fragte er argwöhnisch. — Martha antwortete: „Eine einzige Person versuchte den Eintritt — der Kapitän; aber ich löste glücklicher Weise die Kette nicht von der Thür. Er wollte mich glauben machen, daß er mich liebte, aber seine List war zu plump, als daß ich sie nicht sogleich begriffen hätte.“ — Der Alte zeigte eine sehr verwunderte Miene. „O, solch' Spiel will er mir spielen?“ murmelte er für sich. „Nun, wir werden uns treffen, Bursche!“ Das verdächtige Lächeln, womit Quin diese Worte begleitete, flößte Martha einen Schauder ein; sie dachte an die Uhr und das dabei liegende Papier. Der Alte schlug mit einem Male einen ganz andern, sanftern Ton an. „Du thatest ganz recht, Martha, wohl über das Haus zu wachen; doch ist, genau genommen, der Kapitän ein recht hübscher Mann und erwirbt viel Geld bei seinem Handel. Er könnte einer Frau ein recht angenehmes Leben bereiten, und wenn er Dir sonst gefällt . . .“ — Martha sah es ihm an, daß er sie mit dieser scheinbaren Willfährigkeit nur auf die Probe stellen wollte. „Du treibst einen furchtbaren Scherz,“ versetzte sie mit Abscheu. — „Nun, das steht doch nicht so fest,“ erwiederte er lauernd. — „Warum nicht, Großvater? Ich möchte um keinen Preis der Welt als Frau des Kapitäns einen Tod sterben, der mich noch im Grabe mit Schande bedeckte!“ — „Gut, gut!“ erwiederte der Alte, zufrieden, daß er von einer etwaigen Neigung seiner Enkelin gegen den Kapitän nichts zu fürchten hatte. „Er wird Dich nicht mehr beunruhigen.“ — „Das kannst Du nicht wissen.“ — „Ja, das weiß ich — ich!“ sagte Quin mit starkem, drohendem Ausdrucke. „Ich bin wohl alt und meine Körperkräfte nehmen ab, aber mein Geist ist noch jung und frisch. Niemand soll meinen Weg kreuzen, ohne daß ich Mittel finde, mich seiner zu entledigen.“ Martha dachte erbebend an die Andeutungen der Mrs. Gurton über die Art des Todes ihrer Mutter. Sie fürchtete den geheimnißvollen Alten, ohne Mittel oder den Muth zu finden, sich seiner Gewalt zu entziehen, und da sie das Kind behalten durfte, welches sie über Alles lieben gelernt hatte, so vergingen, trotz der Mahnung und Warnung der Mrs. Gurton, noch drei lange Jahre in alter Weise, obschon der alte Geizhals Tag für Tag „den kleinen Balg“, der ihn bloß Geld koste, zur Thür hinauszuwerfen drohte.

Martha war in möglichster Unwissenheit gehalten worden, aber das Wenige, was sie wußte, lehrte sie Fanny. Alte Briefcouverts und Papierschnitzel benützte sie, um das Kind im Schreiben zu üben. Ein einziges Mal wagte sie für dasselbe um ein Schreibheft zu bitten, aber die Wuth, welche dieß Verlangen erzeugte, hinderte sie an jeder Wiederholung desselben. Ihr kleiner Zögling war ärmlich, aber doch reinlich gekleidet. Schuhe indeß hatte Fanny niemals. Martha sann Tag und Nacht darüber nach, wie sie dem Kinde diesen „Luxus“ verschaffen könne. Der Zufall war ihr in dieser Beziehung endlich hold. Peter Quin theilte ihr eines Tages mit, daß er Jemand erwarte, den sie ohne die üblichen Vorsichtsmaßregeln bei ihm einführen könne. „Aber auf welche Weise erfahre ich, ob der Erscheinende der Rechte ist?“ fragte sie gleichgültig. — „Nun, er wird Dir seinen Namen nennen; es ist Foster, der berühmte Advokat. Warum überrascht Dich dieser Name?“ — „Ich bin nicht überrascht, Großvater!“ erwiederte

Martha ausweichend. Ich — ich dachte nur, daß Du dergleichen Besuche nicht zu bekommen pflegst." — „Was weißt Du von meinen Besuchen!" fuhr er auf. „Es scheint, Du passest mir auf! Du glaubst, ich bin alt und sterbe bald; aber ich werde noch lange leben, und wenn mein Ende naht, werde ich Mittel finden, daß Du keinen Penny von meinem Vermögen erhältst!" — „O, wer denkt an Geld!" erwiederte Martha empfindlich. — „Doch, Du denkst daran, Du träumst davon! Ich habe gesehen, wie Du meine Schritte beobachtest, um zu erkennen, ob ich schwächer werde! Du zählst die Tage, die mir noch bleiben! Aber hier, hier im Kopfe bin ich noch frisch und werde Dich überleben, und dieß dumme Geschöpf, welches Du reich zu machen gedenkst, wird auf den Straßen betteln gehen!" — „Gott verzeihe Dir diese Worte, Großvater!" sagte das Mädchen, während Entrüstung ihre bleichen Wangen röthete. „Es genügt Dir nicht, mein Leben vergiftet zu haben, Du wendest Dich auch gegen dieß unschuldige Kind!" — „Insolente Person!" grollte Quin. „Nur zu lange habt ihr Beide von meiner Barmherzigkeit gelebt!" — Das war selbst der sanften Dulderin zu viel. „Von Deiner Barmherzigkeit!" rief sie spöttisch. „Du weißt, daß dieß falsch ist! Du weißt, welches Glück Du mir entzogen hast!"

Peter Quin's Antlitz nahm einen entsetzlichen Ausdruck an. „Weiter, weiter!" rief er höhnend. — „Ich habe Alles, Alles stumm ertragen und Alles entbehrt!" fuhr Martha fort. „Ich erinnerte mich stets daran, daß Du der Vater meines Vaters warst. Zwinge mich nicht, es zu vergessen!" — „Ah, bist Du nun zu Ende? So höre, was ich Dir sage! Noch heute entferne ich dieses Bettelkind aus meinem Hause!" — „Dann gehe ich mit ihr," sagte Martha gelassen. — „Und wohin?" fragte Quin mit grausamem Spott. Die Unglückliche rang weinend die Hände. Wohin konnte sie ihre Schritte wenden? Sie hatte keine Freunde, keinen Schilling, um Nahrung zu kaufen. „Und wohin willst Du gehen?" wiederholte der Alte im vorigen Tone. „Dummkopf, Du glaubst mich fürchten zu machen! Ich kann Dein Herz brechen, wenn ich will!"

Es klopfte. Martha warf sich dem Alten zu Füßen und flehte, sie nicht von dem Kinde zu trennen. „Ich will arbeiten wie eine Sklavin und nichts fordern, als den Besitz dieses Kindes! Lasse mir's, Großvater, ich bitte Dich!" — „Gut, gut!" versetzte er, indem er sich den Anschein gab, als sei er gerührt. „Wir sprechen noch darüber. Jetzt geh' und öffne! Es ist der Erwartete!" — Martha entfernte sich mit dem Kinde und führte den Advokaten Foster ein. Dieser war ein hochgewachsener, hagerer Mann von sehr würdigem Aussehen, mit sanften, gutmüthigen, aber durch Arbeit abgespannten Gesichtszügen. Er schien etwa fünfzig Jahre alt.

Nachdem Foster vielleicht eine Stunde mit Peter Quin verhandelt hatte, ward Martha durch die Klingel gerufen und von dem Advokaten beauftragt, aus dem Hause Parlamentsstraße Nr. 14 ein Packet Papiere abzuholen. Diese vollzog eilend den Auftrag und Foster drückte ihr, als er sich später entfernte, eine halbe Guinee als Belohnung in die Hand. Nun hatte das beglückte Mädchen die Mittel, ihrem kleinen lieblichen Zöglinge ein neues Kleid und ein Paar Schuhe zu kaufen. Dieser Gedanke versetzte sie in eine so freudige Stimmung, daß sie mehr flog als ging, als Quin ihr befahl, den Miles herbeizurufen. Dieser Miles wohnte nebenan und war seit Jahren das gefügige Werkzeug Peter Quin's, in dessen Gewalt er sich insofern vollständig befand, als der Wucherer ihn jeden Augenblick als Verbrecher in's Gefängniß liefern konnte.

Bald nach dessen Erscheinen ging Peter Quin mit ihm fort. „Gott sei Dank, er hat das Kind vergessen!" flüsterte Martha aufathmend.

14. Eine teuflische List.

Der alte Wucherer war, als er in seine Behausung zurückkam, noch in derselben angenehmen Stimmung, in welche ihn die ohne Zweifel zu seinem Vortheile ausgefallene Verhandlung mit dem Advokaten Foster versetzt hatte. Er brachte eine Anzahl Bankbillets aus der Tasche, die er in sein Pult verschloß, und sagte dann seiner Enkelin in einem heitern Tone, er habe die Absicht, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen und seine letzten Tage gemächlich in einem Landhause, einige Meilen von London entfernt, zuzubringen. Um dieß Landhaus anzusehen, wolle er am folgenden Morgen ausfahren; Martha möge das Frühstück zeitiger als gewöhnlich bereiten." Das Mädchen war um so glücklicher über den plötzlichen Wechsel in Peter Quin's Lebensanschauungen, als er ihr, auf dringendes Bitten, mit halben Worten die Bewilligung zu geben schien, auch in der neuen Wohnung die kleine Fanny bei sich behalten zu dürfen.

An dem bezeichneten Morgen fuhr ein Miethwagen am Hause vor, der Alte empfahl, wie gewöhnlich, Martha die sorgfältigste Ueberwachung des Hauses und entfernte sich. Kurze Zeit darauf klopfte es und ein Mann, der sich für den Führer des Miethwagens ausgab und den Martha auch als diesen erkannte, erschien an der Thür. „Der alte Herr, den ich zu fahren habe, hat ein wichtiges Päckchen auf seinem Pulte liegen lassen und läßt Sie ersuchen, dasselbe sogleich ihm nachzubringen; er warte an der Brücke."

Nichts erschien Martha an dieser Botschaft verdächtig; sie kannte des Alten Vorsicht, die nie etwas von Bedeutung fremden Händen anvertraute. Als sie daher wirklich auf dem Pulte ein verschlossenes Packet liegen sah, nahm sie dasselbe, schloß das Haus zu und eilte neben dem Wagenführer nach der Brücke, wo sie ihren Großvater im Wagen harrend fand. Ein zweideutiges Lächeln umspielte seine Lippen, als er des Mädchens ansichtig ward. Er nahm das Packet, hielt sie noch in einer kurzen Unterredung über unbedeutende Gegenstände auf, befahl ihr, das Abendessen für ihn bereit zu halten, und hieß sie dann nach Hause zurückgehen.

Martha hatte bereits wie auf Kohlen gestanden, denn die kleine Fanny war von ihr allein in dem verschlossenen Hause zurückgelassen worden, und es kam über sie wegen des Kindes plötzlich eine unerklärliche Angst. Ohne ein Wort des Abschieds flog sie davon, erschloß mit zitternder Hast das Haus und eilte treppan . . . Das Kind war nicht mehr da! Sie durchsuchte das ganze Haus vom Dache bis zum Keller, es war keine Spur mehr von Fanny zu entdecken. Das Haus war wie ausgestorben. Jammernd und mit Verwünschungen warf sich die Unglückliche zu Boden und rang die Hände. „O Du Ungeheuer!" rief sie. „Ich hatte keine Freude auf der Welt, als dieß Kind, und Du hast es mir geraubt! Unsinnige, die ich war, mein Kleinod einen Augenblick zu verlassen! Unsinnige ich, die diesem Schurken vertraute! Man rieth mir einst, plötzlich zu handeln . . . ja, handeln will ich!" sagte sie, entschlossen sich aufrichtend. „Ich habe genug gelitten und geweint." Sie trocknete ihre Thränen und begab sich mit kalter Ruhe an's Werk. Zunächst verschloß sie die Hausthür, dann öffnete sie in Peter Quin's Zimmer die Diele und entnahm der Höhlung sowohl ein Schlüsselbund, als eine Art Hauptbuch, in welcher der Wucherer die Geschäfte, die er gemacht, sowie die Summe, die er erhalten, verzeichnet hatte. „Ah, dem Henker könnte ich ihn überliefern!" flüsterte sie, sich schüttelnd. „Ich weiß nicht, was ich thue, wenn er mir mein Kind nicht zurückschafft!"

Mit den gefundenen Schlüsseln öffnete sie den alten, bedeutungsvollen Schrank des Wucherers und durchsuchte alle seine Fächer und Schubladen. Auch hier fielen ihr eine Menge der entsetzlichsten Geheimnisse in's Auge. Nach vieler Mühe, als sie schon verzweifelnd den Schrank wieder schließen wollte, entdeckte sie endlich ein verborgenes Fach, das zwei ihre persönlichen Verhältnisse betreffende Papiere enthielt: einen Brief ihres verstorbenen Vaters, worin er dem Alten das Schicksal seiner Gattin und seines Kindes an's Herz legte, das heißt dem Wolfe das Lamm empfahl, und — das Testament ihrer Mutter, durch welches deren Bruder, der londoner Kaufmann Gabriel Mendez, zu Martha's Vormund ernannt und ferner bestimmt ward, daß Martha mit dem Eintritt in ihr einundzwanzigstes Jahr die königliche Autorisation für die Annahme des Namens „Mendez" erwirken solle. Selbstverständlich war Martha durch dieß Testament zur Universalerbin des Vermögens ihres Vaters und ihrer Mutter bestimmt, und das Mädchen begriff nun vollständig, warum sie der alte Wucherer systematisch in Unwissenheit und von allem Verkehr mit der Welt entfernt gehalten hatte. Sie war zum Reichthum geboren, und der alte Schurke hatte sie gleich der ärmsten Sklavin gehalten.

Entschlossen, ihre Lage zu ändern und für die Wiedererlangung Fanny's zu wirken, nahm sie die beiden Familienpapiere und das

Hauptbuch an sich, brachte die übrigen Gegenstände wieder in Ordnung und sann darüber nach, wessen Schutz sie sich anvertrauen solle. Die Gurton's hielt sie dafür nicht geeignet, wohl aber den würdigen Advokaten Foster, dessen ganzes Wesen ihr großes Vertrauen eingeflößt hatte. Vorher indeß wollte sie es wagen, die Rückkehr des Wucherers zu erwarten, um wo möglich einen Fingerzeig über das Verbleiben des Kindes zu erhalten. Als gegen Abend Peter Quin heimkehrte, war er überrascht, seine Enkelin ruhig und gefaßt zu finden, während er Thränen, Klagen und Bitten, vielleicht auch Vorwürfe erwartet hatte. Der Thee und das Abendessen standen für ihn bereit. Es wurde kein Wort gewechselt. Der Alte unterbrach endlich die Stille, indem er eine Bemerkung über die tiefe Ruhe des Hauses machte. „Es wird bald noch ruhiger werden, wenn ich auch fort bin," versetzte Martha kalt. — „Du? Ah, wahrhaftig?" rief er spöttisch. — „Ja, ich! Ich spreche im vollen Ernst!" — „Und Du willst gehen — wohin?" — „Mein Kind zu suchen! Gott wird mich geleiten! Es ist Zeit, daß wir endlich einander verstehen!" — Ihr Ton bekundete so viel Energie und eine so deutliche Drohung, daß die schlechte Natur des Alten in vollen Aufruhr gerieth. Er ärgerte sich schon vorher, das Schauspiel ihrer Thränen zu vermissen. „Es ist Zeit, daß Du mich verstehst!" rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Der Wurm ist da, von wo er nie wieder kommt. Nun weißt Du es!" — „Und wo, wenn ich fragen darf?" sagte sie erbebend. — „Auf dem Grunde der Themse! Oder vielleicht an Zigeuner verkauft! Ich pflege diejenigen Kreaturen, die mir im Wege sind, gründlich zu beseitigen!" — „O Gott!" rief Martha erbittert. „So nah am Grabe einen zweiten Mord zu begehen!" — Peter Quin erblaßte, und sein Blick fiel auf ein auf dem Tische liegendes Messer. — „Gib mir das Kind zurück, wenn es noch am Leben ist," fuhr Martha fort. „Vergiß nicht, daß Verzweiflung mir eine Kraft gibt, von welcher Du keine Ahnung hast, Peter Quin! Wenn auch nur ein Haar auf dem Haupte dieses Kindes gekrümmt ist, bringe ich Dich auf das Schaffot!" — „Was? Bist Du denn wahnsinnig?" entgegnete der Alte versteinert. — „Nein, ich handle mit klarem Bewußtsein und spiele nicht mit leeren Drohungen!" — „Ist das die Frucht meiner Barmherzigkeit, Du Elende?" — „Deiner Barmherzigkeit! Schände das Wort nicht! Bin ich nicht reich? Hast Du mich nicht um meine schöne Jugendzeit und um mein Vermögen bestohlen? Dieß Vermögen werde ich wieder erlangen; das Gesetz wird es Deinem eisernen Griff entreißen! Wer aber gibt mir meine verlorene Jugend und meine Träume wieder? Doch es ist Thorheit, von derartigen Dingen zu einem Menschen zu reden, dessen Herz von Stein ist! Ich werde jetzt meinen eigenen Weg gehen!" — Sie nahm ihr verschossenes Shawltuch und ihren alten Hut von der Wand und bekleidete sich damit. „Du gehst nicht von der Stelle!" rief der Alte befehlend. Martha that, als habe sie nichts gehört. Er raffte sich auf und griff nach dem auf dem Tische liegenden Messer. Beherzt trat ihm das Mädchen gegenüber. „Thue, was Du im Sinne hast!" rief sie heftig. „Ermorde auch mich, wie Du meine Mutter ermordet hast!" — Wie vom Schlage getroffen wankte Peter Quin kraftlos zurück und fiel mit schlaff herabhängenden Armen in seinen Sessel. Das Messer gleitete aus seiner Hand.

„O, wenn ich Kraft hätte!" knirschte er. „Wenn ich nicht so alt wäre! . . . Rufe mir Miles!" — Martha lächelte verächtlich. — „Er wird Dir das Kind zurückholen, ich schwöre es Dir!" fuhr der Alte heuchlerisch betheuernd fort. — „Ah, Du schwörst es! Und bei welcher Macht? Ich wüßte keine Art von Eid, den Du nicht schon gebrochen hättest. Soll ich Miles holen, damit er mich erwürge? Hättest Du das Werkzeug Deiner Verbrechen bei der Hand, so würde ich wahrscheinlich nicht lebend diese Mauern verlassen!" Der Alte fluchte und lästerte mit schäumendem Munde, aber es gelang ihm nicht, sich zu erholen. Der Schreck über Martha's Worte und der Aerger hatten zu tief den Rest seiner Kräfte erschüttert. „Vielleicht sind dieß die letzten Worte, die ich zu Dir spreche, Peter Quin!" schloß Martha. „Wenn Fanny nicht bis morgen Mittag in meine Hände zurückgeliefert ist, sollst Du vor Gericht über Deine Verbrechen Rechenschaft geben!" — Ohne seine Erwiederung abzuwarten, verließ sie das Haus. Es regnete in Strömen, sie fühlte es kaum. Den Ersten, der ihr begegnete, fragte sie nach der Richtung, die sie zum Temple einzuschlagen hatte, und eilte fort.

Als Peter wieder einigermaßen Herr seiner selbst geworden war, schleppte er sich langsam zur Hausthür und verschloß diese. Dann kehrte er mühsam in sein Kabinet zurück und untersuchte sein Versteck. Hier vermißte er das inhaltschwere Hauptbuch. Ein Zittern durchzog seinen ganzen Körper. „O, die Verdammte!" stöhnte er, die Hände ballend, „sie hat mich bestohlen! Ich bin in ihrer Gewalt! Es war also keine leere Drohung, als sie sagte, sie wolle mich auf's Schaffot bringen!" Er suchte weiter, und sein Schrecken steigerte sich, als er das Testament und den Brief seines Sohnes aus dem Schranke vermißte. Wie seine Enkelin auf den Verdacht gekommen war, er habe ihre Mutter gemordet, war ihm ein Räthsel; er allein glaubte zu wissen, ob er an ihrem Tode schuld sei oder nicht. Auf Mary Gurton kam er um deßwillen nicht, weil er nichts von der Verheirathung der früheren Mary Bright wußte.

„Wenn ich mir das Leben nähme!" murmelte er düster. „Aber ich fürchte mich davor! Ob nach dem Tode wohl Alles vorüber ist?" Schauder erfaßte ihn. Auf der einen Seite gähnte ihm das Grab mit seiner schrecklichen Ungewißheit, auf der andern die kalte, öde Zelle von Newgate, das Gericht und der Henker! Er brach in lautes Schluchzen und Heulen aus und rang lange vergeblich nach Fassung.

Peter Quin hatte recht; er war vollständig in der Gewalt Martha's. Seit vielen Jahren hatte er regelmäßig bei der indischen Bank eine gefälschte Vollmacht seiner Enkelin produzirt, welche ihn berechtigte, die Zinsen ihres Vermögens einzuziehen. Ja, er würde sich bereits das Vermögen selbst angeeignet haben, wenn die dabei nöthige Prozedur nicht zu gefahrvoll für den Fälscher gewesen wäre. Seine einzige Hoffnung war, daß Miles nicht allzu pünktlich seine Anweisung ausgeführt habe. Nach seiner schlangenklugen Weise hatte er nur ganz unbestimmt ausgedrückt, er wünsche das Kind sicher beseitigt zu haben. Wenn dasselbe ihm zurückgeliefert werden konnte, das heißt, wenn es nicht schon getödtet war, dann stand es vielleicht in seinem Vermögen, Martha künftig noch beliebige Bedingungen vorzuschreiben. Dieß schien ihm der einzige Vortheil. Zum Fliehen war er zu alt; außerdem war der geführte Streich zu plötzlich gekommen, als daß er, selbst wenn er den Gedanken der Flucht gefaßt hätte, sein Vermögen, oder auch nur einen großen Theil desselben, sofort in seinen Händen zu konzentriren vermocht hätte, und ohne sein Geld entflieht ein Geizhals nicht!

„Wenn sie zurückkäme!" dachte er, indem er verstört nach seiner Schlafkammer schlich. „Wo fände sie, zu dieser späten Stunde, ohne einen Schilling ein Unterkommen? Und wer sollte die Arme, die Obdachlose gegen mich unterstützen? O, ich habe mich ohne Noth in Angst gesetzt! Niemand wird ihr helfen, sie wird zu mir zurückkehren und dann — dann sprechen wir uns, Canaille! Man entschlüpft mir nicht zum zweiten Male!" Seine Augen funkelten in unheimlichem Glanze, als er diese Worte flüsterte. Mordgedanken erfüllten seine teuflische Seele. Er warf sich angekleidet auf sein Bett und wachte. Sein Kopf brannte; er lauschte auf jedes Geräusch und hoffte alle Augenblicke, Martha's Klopfen an die Hausthür zu hören; doch war dieß Hoffen vergeblich. Dann versank er in den Zustand des Schlafwachens. Gespenstige Erscheinungen zogen drohend an seinem Blicke vorüber. Er verbarg den Kopf unter dem Kissen, und die Gesichte verschwanden doch nicht. Da riß er das Kissen wieder weg und erhob den Oberkörper. „Warum zittere ich denn?" rief er fast laut, sich selbst ermuthigend. „Es ist doch nichts da, außer in meiner Einbildung! Ich träume wachend diese Nacht, das ist Alles!" Aber die Selbstermuthigung nützte ihn nichts; er sah im Geiste die Gestalten seiner Opfer, seiner Feinde, er sah Konstabler, die ihn verhafteten, Richter, die ihn mit tief ernster Miene verurtheilten; er sah ein hohes, unheildrohendes Gerüst und daneben die robuste Figur des Henkers.

So dämmerte der Tag durch das erblindete Fenster und Peter Quin wälzte sich noch immer ruhelos auf seinem Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. № 23. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

Von dem Tag an erholte sich Reischbach außerordentlich rasch. Schon am nächsten Morgen konnte er aufstehen und im Zimmer herumgehen, und wenn ihn auch die Glieder noch schmerzten, denn er sah am ganzen Körper braun und blau aus, war er doch im Stande, sich frei zu bewegen, und hatte die gewisse Ueberzeugung, daß er keine böse Verletzung, besonders keinen Knochenbruch, davon getragen. — Acht Tage später war er wieder im Wald, und langsam, mit der Büchse unter dem Arm, schlug er unwillkürlich die Richtung nach der Stelle ein, an welcher er damals verunglückt. Aber er durfte jetzt noch nicht wagen, die eigentliche Höhle selber zu betreten, dazu waren ihm die Glieder noch nicht wieder gelenk genug — nur den Platz wollte er sehen und — wieder einmal in der Nähe sein, und als er sich dort umgeschaut, kehrte er nach Haus zurück. Wie er aber den Hang hinaufstieg, was ihm noch



Der Schuster. Von C. Offterdinger.

immer ein wenig schwer wurde, so daß er sich oft hinsetzen und ausruhen mußte, raschelte plötzlich etwas im Laub, und als er unwillkürlich seine Büchse in die Höhe nahm, stand der alte Bock, dem er so oft nachgegangen, auf kaum dreißig Schritt ruhig und breit vor ihm und sicherte nach einer ganz andern Richtung hinüber; er hatte ihn gar nicht bemerkt.

Reischbach lachte still vor sich hin; wie manchen mühsamen Pirschgang hatte er dem Bock zu Liebe gemacht, und wie genau kannte er ihn an dem breiten Kopf und kurzen Hals — und immer und immer vergebens; und jetzt, da er ihn nicht brauchen konnte, denn er hatte ja in dieser Zeit sein prachtvolles Gehörn abgeworfen und ging kahl umher, stellte er sich breit vor ihn hin und schien so vertraut, wie nur möglich. — In dieser Jahreszeit war nichts mit ihm anzufangen, und der Forstgehülfe hob die Hand und winkte ihn ab. — Im Nu bemerkte auch der Bock die Bewegung, warf scheu den Kopf herum, sah den gefürchteten Feind dicht vor sich, schreckte mit lauter tiefer Stimme und war dann mit einem Satz im Dickicht verschwunden, wo ihn der Forstgehülfe noch konnte weitab durch die Büsche brechen hören.

So mochten vierzehn Tage vergangen sein — es war bitterkalt geworden, lag aber nur wenig Schnee — als Reischbach den Kreiser Müller eines Morgens bat, ihn zu begleiten und — das Seil mitzunehmen, dem Förster aber nichts davon zu sagen. Er wolle sich, wie er meinte, nur einmal den Platz selber ansehen, in den er damals hinabgestürzt. Müller machte allerdings Einwendungen, da er ihn aber versicherte, daß gerade die Holzmacher da unten arbeiteten und sie jede Vorsicht gebrauchen würden, um ein Unglück zu vermeiden, ließ er sich endlich überreden, und die Beiden traten ihren Marsch an.

An Ort und Stelle angekommen, wurde in der That jede nur mögliche Vorsicht gebraucht, und Reischbach ließ sich nun selber, mit einer wieder hergestellten Kienfackel, in den Spalt hinunter. Der Platz lag aber öde und kahl. Nur die alten Blutspuren fand er noch vor, wo der Fuchs gelegen, und vergebens leuchtete er nach etwas Anderem darin umher. Aber er begnügte sich damit noch nicht, sondern wollte auch in die in den Berg führende Felsspalte eindringen, mußte das aber bald wieder aufgeben, denn kaum zwei Schritt darinnen wurde dieselbe so eng, daß er sich gar nicht mehr hindurchpressen konnte — dort ging auch wieder eine tiefe Kluft hinunter und er mußte zuletzt den Versuch aufgeben. Ein Mensch konnte dort nicht einpassiren.

*

So verging der Winter; der Schnee schmolz, das Frühjahr brach mit seinen tausend Knospen aus — der Auerhahn balzte, die Schnepfe strich, die Rehböcke hatten wieder frisch aufgesetzt und die Zeit rückte heran, wo schon ein Grashirsch geschossen werden konnte. Es war Juni geworden und im Walde klang und jubelte es von der muntern Vogelwelt.

Reischbach sah das Alles an sich vorübergehen, ohne Theil daran zu nehmen. Er war seit jenem Sturz nicht mehr der lustige, fröhliche Waidmann wie vordem, sondern still und einsylbig geworden und schien es am Liebsten zu haben, wenn man ihn ruhig in irgend einer Ecke sitzen und seinen Gedanken nachhängen ließ. Anfangs glaubte der alte Förster auch, es sei das noch Alles eine Folge des Sturzes, der ihm doch vielleicht das Gehirn mehr, als man früher geglaubt, erschüttert haben mochte. Das schien aber nicht der Fall; er klagte auch nie über Kopfschmerzen oder Schwindel und befand sich körperlich vollständig wohl. Was ihm aber auf dem Herzen lag, darüber sprach er mit Niemanden, ging jedoch dabei seiner Pflicht auf das Eifrigste nach und versäumte oder vergaß nie etwas.

Sein liebster Pirschgang, wenn es ihm nur immer seine Beschäftigung erlaubte, blieb aber nach jenem Revier, in welchem der Fuchsbau lag, und der Förster neckte ihn oft darüber, daß er den alten Bock noch nicht vergessen könne — aber Reischbach dachte an Anderes als den Bock — er wollte dem Mädchen wieder begegnen, das er damals an jener Stelle getroffen, und mußte — immer und immer wieder in seiner Hoffnung getäuscht — den Heimweg antreten.

Hatte er denn jenes Begegnen auch nur geträumt? Es wurde ihm manchmal ganz wirr im Kopfe und er saß dann oft stundenlang still und regungslos im Wald, stützte die heiße Stirn mit beiden Händen und sann und sann.

So war er auch eines Tages wieder draußen gewesen — gerade an einem solchen Tag wie damals, als er das wunderliebliche Mädchen im Wald getroffen, und hatte stundenlang oben am Rand des Grundes gesessen und hinabgesehen, als ob er sie gerade dort an der unheimlichen Stelle erwarte. Umsonst, kein lebendes Wesen regte sich, einen Geier ausgenommen, der über ihm in der Luft kreiste und dann und wann seinen scharfen Schrei ausstieß. Er bekam es endlich satt — der Mond war auch schon lange aufgegangen, und er mußte an den Heimweg denken.

Es war völlig Nacht, ehe er das Forsthaus erreichte, und er wunderte sich, die untere Stube so hell erleuchtet zu sehen, denn sonst brannte Abends immer nur die ziemlich trübe Lampe, bei der die Frau Försterin und die alte Lisei spannen und der Förster noch seine Dampfwolken dazwischen blies.

„Merkwürdig," dachte er bei sich, „was die nur heute da drinnen haben — ob Besuch angekommen ist? Aber woher — wer soll uns hier im Wald besuchen? Wenn ich's nur wüßte, so machte ich gleich, daß ich oben in meine Kammer käme und ließe mich vor keinem Menschen mehr heut Abend sehen. Hunger hab' ich doch nicht, und meine Suppe kann mir die alte Lisei auch später heraufbringen."

Er glitt vorsichtig dem Hause zu, aber der alte Schweißhund, der im Sommer vor der Thür lag, hatte ihn schon gewittert und schlug an, und gleich darauf öffnete sich eines der unteren Fenster und des Försters Stimme rief heraus: „Reischbach, sind Sie das?"

„Ja, Herr Förster," erwiederte der junge Mann.

„Aber, Donnerwetter! wo haben Sie heute so lange gesteckt? Wir glaubten schon, daß Ihnen wieder ein Unglück zugestoßen wäre — na, machen Sie nur, daß Sie hereinkommen."

„Aber ich werde mich erst umziehen müssen, Herr Förster! Ist denn Besuch da?"

„Besuch? — wo soll denn der herkommen?" rief Buschmann. „Keine Seele ist da, als meine Alte und ich und die Lisei."

„Weil es so hell im Zimmer war."

„Ach so — na, kommen Sie nur; die Frau hat gerade heißen Kaffee, und der wird Ihnen gut thun."

Reischbach schüttelte mit dem Kopf; der alte Förster kam ihm so ausgelassen lustig vor; hatte er vielleicht einen Schluck über den Durst gethan? Aber das geschah doch eigentlich nie, und heute, mitten in der Woche, wäre er gewiß nicht draußen gewesen. Aber er trat in's Haus, hing dort sein Gewehr an einen der dafür bestimmten eisernen Haken und ging dann wie gewöhnlich in's untere Zimmer.

Dort sah es aber in der That festlich aus, und wenn auch kein Besuch da war, schien es doch, als ob welcher erwartet würde — was aber, zu so später Stunde und hier oben im Wald, unmöglich gewesen wäre. Förster Buschmann trug seine Sonntagsjoppe mit den neuen großen Hirschhornknöpfen, und die Frau Försterin die große Haube mit den beiden langen weißen Zipfeln, von denen der Alte früher behauptet, sie sehe damit aus, als ob sie sich „verlappt" hätte. Selbst die alte Lisei hatte eine reine weiße Schürze vorgebunden und ihren „Geh zur Kirche Rock" angezogen, und auf den Tisch war ein weißes Tuch gedeckt und die Kaffeekanne dampfte dort, während neben ihr ein frischgebackener und dicht mit Zucker überstreuter Kuchen zwischen ein paar großen Blumenbouquets stand.

War denn dem „Alten" sein Geburtstag? Gott bewahre, der fiel ja in den Februar und der der Frau Försterin war im März, und wann die alte Lisei geboren sei, wußte Niemand, da sie den Tag vergessen hatte, und er selber war in der Neujahrsnacht zur Welt gekommen.

Und wie förmlich sich die Frau Försterin vor ihm verneigte, als er in's Zimmer trat; es wurde ihm ordentlich unheimlich zu Muthe. Irgend etwas mußte auch vorgefallen sein, aber er fühlte sich gerade nicht in der Stimmung, einen „festlichen Abend" zu verleben, und wollte sich eben still in seine Ecke hinter dem Ofen drücken, als ihm Buschmann den Weg vertrat, seine Hand ergriff und mit feierlicher Stimme sagte: „Herr Förster Reischbach, es freut mich unmenschlich, daß Sie überhaupt heute Abend noch nach Hause gekommen sind."

„Guten Abend, Herr Förster!“ sagte jetzt auch die alte Frau mit tausend freundlichen Runzeln über ihr gutes Gesicht und reichte ihm die Hand, und „guten Abend, Herr Förster!“ wiederholte die alte Lisei und machte einen tiefen, ehrfurchtsvollen Knix.

Reischbach sah sie Alle der Reihe nach erstaunt an und würde es nicht um eine Idee wunderbarer gefunden haben, wenn in dem Moment die Thür aufgegangen und Graf Hackelnberg, der wilde Jäger, ebenfalls hereingetreten wäre und gesagt hätte: „Guten Abend, Herr Förster, wie befinden Sie sich?“ Ueberhaupt waren ihm in der letzten Zeit so wirre und wilde Bilder durch den Sinn gegangen, daß er Traum und Wachen kaum noch von einander unterscheiden konnte, und er mochte auch wohl bei der Anrede ein ganz verzweifelt verdutztes Gesicht gemacht haben, denn der alte Förster lachte laut auf und rief: „Nun, mein lieber Herr Förster, Sie sehen ja gerade so verdutzt aus wie ein Hirsch, der gegen das Zeug anrennt und nicht daraus klug werden kann, was ihm da auf einmal im Weg steht. Sie glauben's am Ende gar nicht?“

„Ich weiß gar nicht mehr, was ich noch glauben soll,“ sagte Reischbach endlich, — „aber warum nennen Sie mich denn Alle ‚Herr Förster‘, als ob ich im Wald draußen umgewechselt wäre?“

„Sind Sie auch,“ lachte der Alte, „sind Sie auch, mein lieber Herr Förster — rein umgewechselt oder aus der Puppe gekrochen, denn aus dem Forstgehülfen ist plötzlich, mit Hülfe dieses kleinen Stückes Papier, ein stattlicher Förster ausgekrochen, den ich von jetzt an ‚Herr Kollege‘ nennen kann.“ Und damit hielt der alte Jäger Reischbach einen großgesiegelten Brief vor, auf dem mit klaren, deutlichen Worten stand:

Sr. Wohlgeboren
dem Herrn Förster Bernhard Reischbach.

Jetzt ließ sich aber die Frau Försterin nicht mehr länger halten, sondern gratulirte mit herzlichen Worten dem jungen Manne zu seiner so wohlverdienten Beförderung. Auch Buschmann selber holte ein erhaltenes Schreiben vor — denn der Brief an den neuen Förster war in dieses eingeschlossen gewesen — und las ihm daraus eine Stelle des Oberforstamts vor, in welchem sich die Herren sehr günstig über die von Reischbach bewiesene Thätigkeit und dessen persönlichen Muth den Wilderern gegenüber aussprachen und ihm deßhalb, in Anerkennung seiner Verdienste, die Beförderung zusandten.

Aber die alte Lisei mahnte, daß der Kaffee ganz kalt würde, wenn sich die „Leutchen“ nun nicht bald zu Tisch setzten, und die Frau Försterin fuhr auch gleich geschäftig in der Stube herum, rückte die Stühle zurecht, klirrte mit den Tassen und schenkte ein, so daß an ein längeres Zögern nicht zu denken war.

Allerdings that es den alten Leuten wohl leid, daß sie den jungen wackern Mann jetzt bald verlieren sollten denn mit dem neuen Rang verstand es sich auch von selbst, daß er eine eigene Forstei bekam, aber das war ja doch nicht zu ändern, und seinem Glück mochten sie nicht einmal mit einem Wunsch im Wege stehen.

Wohin er nun versetzt werden würde, wußten sie freilich nicht; im Brief stand, daß er darüber in den nächsten Tagen eine Anordnung bekommen solle, aber weit weg war's gewiß, denn so nahe lagen die Forsteien nicht neben einander in dem wilden Waldland. Daran ließ sich auch nichts ändern, und das mußte eben abgewartet werden — besuchen konnte man sich ja doch wohl dann und wann einmal, und Reischbach versprach schon heilig, daß er herüber kommen wolle, und wenn sie ihn an's andere Ende des Staates brächten — den Spessart vergäße er im ganzen Leben nicht.

„Apropos, Reischbach,“ sagte der Förster Buschmann — „beinah hätt' ich's vergessen. Kennen Sie denn den Oberförster Böckler im Hessischen drüben? Das hab' ich ja gar nicht gewußt.“

„Ich? — nein!“ sagte Reischbach kopfschüttelnd — „seit ich hierher versetzt wurde, bin ich erst ein einziges Mal über die Grenze gekommen, und das war damals, wie wir Nachts den angeschossenen und drüben verendeten Hirsch herüberholten — hab' mich aber dabei wohl gehütet, den Oberförster aufzusuchen.“

„Ja, ich weiß wohl,“ lachte der Alte. „Die Geschichte hätte Ihnen auch bös bekommen können — na, es ist gut abgelaufen und vorbei — aber der Oberförster — ein alter Freund von mir, wenn wir uns auch über Jahr und Tag nicht gesehen haben, kennt Sie doch.“

„Mich?“ sagte Reischbach mit dem Kopf schüttelnd; „das ist wohl kaum möglich — woher sollte er mich kennen?“

„Ja, das weiß ich auch nicht,“ meinte Buschmann, während er den Kuchenteller zurückschob und die Pfeife wieder vorholte — „aber morgen hält seine einzige Tochter Marie Hochzeit, und da hat er heute einen expressen Boten herüber geschickt, um mich und meine Alte und den ‚Forstgehülfen Reischbach‘ dazu einzuladen — da liegt der Brief, die Braut muß ihn selber geschrieben haben, denn Böckler hat seinen Kindern eine gute Erziehung gegeben, und die Buchstaben sehen ordentlich wie gedrechselt aus.“

Dabei reichte er dem jungen Mann den Brief, den jedenfalls eine Frauenhand geschrieben, und dieser las in der That zu seinem Erstaunen den eigenen Namen, wie es schien, absichtlich mit großer Deutlichkeit ausgeführt und noch außerdem besonders — wenn auch nur ganz fein — unterstrichen.

„Das ist ja doch merkwürdig!“ sagte er; „und wo wohnen denn die Leute? — weit von hier?“

„Gar nicht so weit,“ sagte Buschmann, „vielleicht eine halbe Stunde Wegs über der Grenze drüben bei Hettenbach im sogenannten Bau.“

„Im Bau?“ rief Reischbach, ordentlich erschreckt emporfahrend.

„Das Thal heißt so,“ nickte der Alte, „wo die Forstei liegt, weil es von beiden Seiten eng eingeschlossen ist und das Haus selber, besonders wenn man in die Nähe kommt, ordentlich so aussieht, als ob es in einem grünen Gewölbe stäke. Es ist wirklich ein reizender Platz und schon der Mühe werth, daß man ihn einmal besucht.“

„Im Bau!“ wiederholte Reischbach noch einmal, aber mehr zu sich selber als dem Alten redend: „das ist doch sonderbar — und seine Tochter heißt Marie und macht morgen Hochzeit?“

„Da steht ja die ganze Geschichte im Brief. Sie heirathet aber aus dem Wald hinaus, einen Doktor, und mir wär' das nicht recht, wenn ich Töchter hätte. Mich wundert's, daß es der alte Böckler gelitten hat.“

„Er wird's nicht haben hindern können, Vater,“ nickte freundlich die alte Frau. „Wenn sich ein paar junge Leute erst einmal lieb und ihr Brod haben, wer kann sie da auseinander halten? — Aber nicht noch eine Tasse, Herr Förster? — Sie haben ja beinah gar nichts getrunken.“

„Ich danke wirklich, Frau Försterin!“

„Oder wenigstens noch ein Stückchen Kuchen.“

Der junge Mann hatte sein Aeußerstes an Essen und Trinken gethan — es war auch spät geworden, und nachdem er seine Pfeife ebenfalls in Brand gebracht, zog er sich bald darauf, unter dem Vorgeben, heute Abend besonders müde zu sein, auf sein Zimmer zurück. Die Frau Försterin rief ihm aber noch nach, sich morgen früh ja um zehn Uhr etwa bereit zu halten, daß sie dann zusammen nach Böckler's hinübergingen, weil er allein gar nicht den Weg gefunden hätte. Länger durften sie auf keinen Fall warten, sonst kamen sie zu spät, denn um zwölf Uhr sollte die Trauung sein und anderthalb gute Stunden hatten sie zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vereinsleben in Berlin.

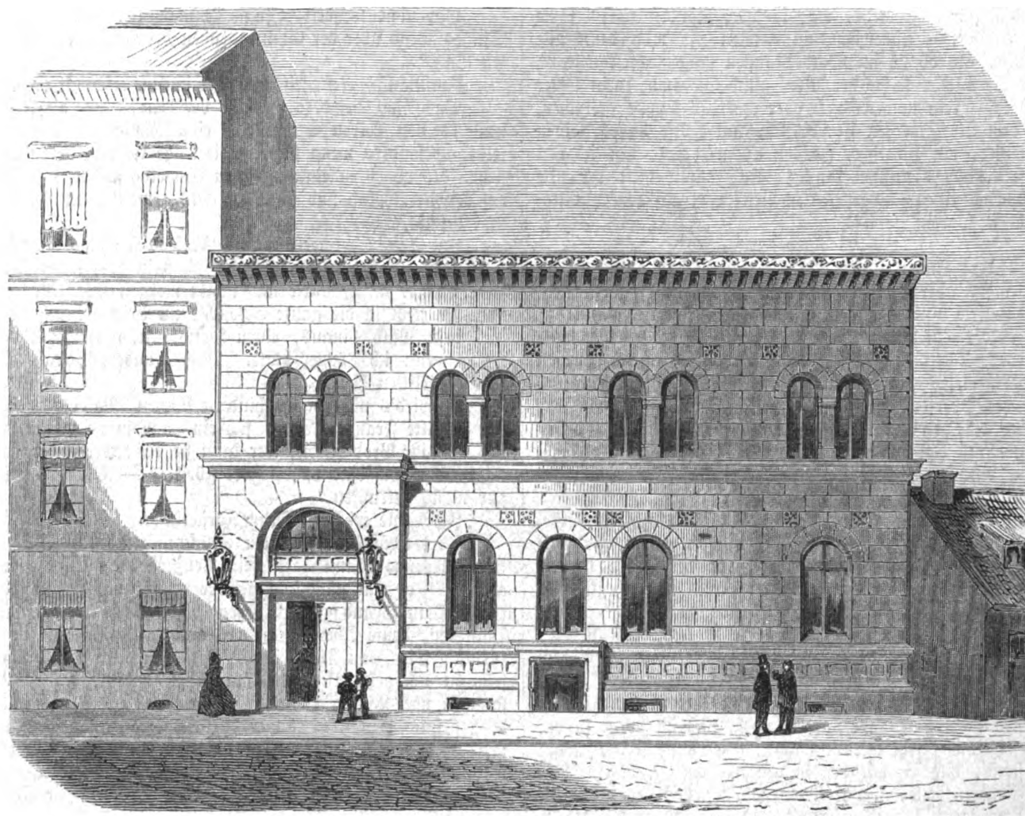
Von

Max Ring.

(Bild S. 268.)

Wohl in keiner deutschen Stadt hat das Vereinsleben so kräftige Wurzeln gefaßt und eine so große Bedeutung gewonnen, als in Berlin. Fast jeder Bezirk hat seinen besonderen Verein zur Wahrung seiner bürgerlichen, sozialen und politischen Interessen. Hier werden bald die städtischen Angelegenheiten, bald die wichtigsten Fragen der Gegenwart eingehend erörtert und oft wahrhaft bedeutende Vorträge über die wichtigsten Gegenstände, über Gesundheitspflege, Armenwesen, Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen von besonders geeigneten Rednern gehalten, Beschlüsse gefaßt, Uebelstände der Verwaltung zur Sprache gebracht und ihre Beseitigung

auf friedlichem Wege angestrebt. Der Einfluß dieser Bezirksvereine auf die Bildung und Intelligenz der berliner Bevölkerung kann nicht hoch genug veranschlagt werden, da sich hier die verschiedensten Elemente der Gesellschaft, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Gelehrte und Künstler verbinden, um ihre Gedanken auszutauschen, sich gegenseitig zu belehren, aufzuklären und zu fördern. Man findet hier oft neben dem berühmten Mann der Wissenschaft den schlichten Arbeiter, neben dem Arzt und Rechtsgelehrten von europäischem Ruf den einfachen Maschinenbauer, Tischler, Zimmermann und Maurer durch ein gemeinschaftliches Band verknüpft, so daß die Kluft zwischen den Gebildeten und dem sogenannten Volke immer mehr schwindet und manches alte Vorurtheil, das die Stände von einander trennt, dadurch vollständig beseitigt wird, indem der Handwerker und Kaufmann den Werth der Wissenschaft, der Gelehrte das praktische Leben und die reale Wirklichkeit besser kennen und schätzen lernt. Nächstdem besitzt Berlin eine große Anzahl von Vereinen für die verschiedensten Berufsarten und Zwecke, auf theologischem Gebiete den bekannten „Gustav-Adolphs-Verein“ und den freisinnigen „Unionsverein“; auf medizinischem „die Hufeland'sche Gesellschaft“ und den „ärztlichen Verein“; auf dem Felde der Jurisprudenz „die juristische Gesellschaft“. Andere Vereine widmen hauptsächlich ihre Thätigkeit den sozialen Fragen der Gegenwart, wie der große „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen“, an dessen Spitze der allgemein verehrte Präsident Lette steht. Der „Verein berliner Arbeiter“, der im Gegensatz zu der Lassalle'schen Theorie auf dem Prinzip der Selbsthülfe beruht, und die „gemeinnützige Baugesellschaft“ unter dem Protektorat des Kronprinzen, die für billige und gesunde Wohnungen zu sorgen sucht. Auch die berliner Frauen betheiligen sich lebhaft an dem Vereinsleben, indem sie ihre Kräfte hauptsächlich der Armen- und Krankenpflege, sowie der Kindererziehung, besonders nach den Grundsätzen des großen Pädagogen Fröbel, widmen.



Das Versammlungshaus des berliner Handwerkervereins. Von Häntschel. (S. 267.)

Die interessanteste und bedeutendste derartige Erscheinung ist und bleibt jedoch der „berliner Handwerkerverein“, der gegenwärtig mehr als 3000 Mitglieder und darunter die ersten und bedeutendsten Männer der Hauptstadt zählt. Derselbe wurde von Handwerkern und Freunden des Handwerks im Jahre 1843 gegründet, in Folge der politischen Ereignisse nach der Märzrevolution vorläufig suspendirt und erst im Jahre 1859 wieder mit dem überraschendsten Erfolge eröffnet. Sein ausgesprochener Zweck ist: allgemeine Bildung, tüchtige Berufskenntnisse und gute Sitte unter seinen Mitgliedern zu befördern. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes nennt das Statut: Vorträge, Besprechungen, Unterricht, Gesang, Turnen, Bibliothek, Zeitschriften und gemeinsame gesellige Vergnügungen; letztere auch unter Theilnahme der Frauen und Kinder der Vereinsmitglieder.

Ein Besuch des berliner Handwerkervereins gehört unstreitig zu den lohnendsten Exkursionen in der neuen Weltstadt. Das der Gesellschaft zugehörige Haus liegt in der Sophienstraße, nahe bei dem rosenthaler Thore, und ist erst in jüngster Zeit zu diesem Zwecke eigens aus den Mitteln und durch Beiträge der Mitglieder erbaut worden. Aus dem hohen, mit Glas gedeckten Flur gelangt man zunächst in den weiten, geräumigen Lesesaal, dessen schlichte Wände mit Bildern, Karten und Tabellen behängt sind. Mehr als hundert Leser sind hier eifrig mit ihren Zeitungen, Wochenschriften und Journalen beschäftigt. Schwerlich wird ein Fremder, der hier zum ersten Mal erscheint, auch nur entfernt ahnen, daß diese Männer mit den intelligenten Zügen und oft selbst geistreichen Physiognomieen meist einfache Handwerker sind, welche nach hartem Tagewerk hier des Abends ihren Durst nach Wissen und Belehrung befriedigen, während sie sonst ihren materiellen Durst in der Kneipe zu stillen suchten. Nicht minder erstaunt wird man sein,

wenn man die hier nur leise geführten Gespräche belauscht, welche gewöhnlich einen hohen Grad gesunden Verstandes und tüchtiger Bildung ohne jede Ueberhebung bekunden. Siebenzig größere deutsche Zeitungen, die besten technischen und belletristischen Journale werden gehalten und, wie man sich überzeugen kann, eifrig benützt.

Mit dem Lesesaal ist „die Bibliothek“ verbunden, welche außer



Kindesauge.

Gedicht von **A. Scherer**, illustrirt von **C. Baum.**

Will keine Freude Dich erquicken,
Verzehrt das Herz Dir Gram und Pein:
Dann schau' mit stillgefassten Blicken
In Deines Kindes Aug' hinein!

In seine Tiefen wird versinken
Der Erde tausendfaches Leid,
Aus ihm wird Dir ein Himmel winken
Voll nie geahnter Seligkeit.

den Werken über verschiedene Fachwissenschaften fast alle bedeutenden Erscheinungen der neueren und neuesten Literatur, besonders aber unsere deutschen Klassiker enthält. Es macht allerdings einen eigenthümlichen Eindruck, wenn ein Schneider, Schmied oder Schuhmacher „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ von Goethe, oder ein Tischlergeselle den „jungen Tischlermeister“ von Tieck fordert. Daß aber ein gesunder Sinn hier vor Ueberbildung und Halbwissen schützt, beweist wohl am Besten der Umstand, daß das Verlangen

nach gewerblichen und technischen Büchern so stark und vorwiegend ist, daß, selbst wenn sie wie gewöhnlich in mehreren Exemplaren vorhanden sind, wegen der allzu großen Nachfrage lange vorher darauf abonnirt zu werden pflegt. Die Bibliothek zählt jetzt gegen 4000 Bände und wird so fleißig benützt, daß an den beiden Abenden, wo sie in der Woche geöffnet ist, ungefähr 300—500 Bände umgetauscht werden. Selbst die theuersten Werke, mit Kupfern und Holzschnitten, wie „Barth's Reisen", „Brehm's Thierleben", werden ohne besondere Kaution verliehen, und es ist bis jetzt noch kein Fall zur Kenntniß gekommen, daß ein solches Vertrauen gemißbraucht worden wäre.

In den oberen Etagen des Hauses befinden sich eine Anzahl von Stuben, worin von der sogenannten „Lehrerschaft" der Unterricht in den verschiedensten Gegenständen, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, deutscher Sprache, Buchführung und Wechselkunde, Hand-, Bau- und Maschinenzeichnen, Projektionslehre, Stenographie, Modelliren, Musterausnehmen und außerdem im Englischen und Französischen ertheilt wird. Das Lehrgeld beträgt vierteljährlich 7½—15 Silbergroschen, doch wird der Unterricht grundsätzlich gratis ertheilt, da der genannte Betrag in die gemeinschaftliche Vereinskasse fließt. Die Lehrerschaft zählt die bedeutendsten Namen, welche selbst der berühmtesten Universität zu Ehre und Ruhm gereichen würden. Männer wie Virchow und Dr. von Holtzendorff, die Professoren Märker, Baeyer und Dr. Stahlschmidt, Schulmänner wie der leider vor Kurzem verstorbene Diesterweg und Rektor Steinert; Volkswirthe und Statistiker wie der Geheimerath Engel, Boeckh, Hübner und Schwabe; Schriftsteller und Dichter wie Berthold Auerbach, Spielhagen, Karl Frenzel, Julius Rodenberg, Joseph Lehmann, Streckfuß und Girndt; ferner Architekten wie die Professoren Lohoe und Manger; Maler wie Plackhorst; Gewerbtreibende wie der Buchhändler Franz Dunker und die Fabrikanten Friedheim, Dr. Cohn und Dr. Burg, leiten und betheiligen sich an dem Unterricht des berliner Handwerkervereins. Außerdem fungiren noch als Lehrer Juristen wie Lasker und Professor Gneist, Aerzte wie Löwe-Calbe, höhere Staatsbeamte wie der Präsident Lette, Mitglieder des Abgeordnetenhauses und der Stadtverordnetenversammlung, wie Herr von Hennig, Runge u. s. w.

Es ist eine Freude, den Eifer dieser hochgestellten Lehrer und den Fleiß ihrer Schüler zu beobachten. Kaum dürfte es zum zweiten Male in der Welt eine ähnliche Anstalt geben. Man sieht hier bärtige Männer, angesehene Meister und Familienväter neben jungen Gesellen und Lehrlingen auf derselben Bank sitzen und andächtig den Worten ihrer Lehrer lauschen, um die Lücken eines mangelhaften Schulunterrichts zu ergänzen und sich jene allgemeine Bildung zu erwerben, welche diese wackeren Handwerker und strebsamen Arbeiter als die sicherste Grundlage für ihren Beruf und ihr Gedeihen oft erst in vorgerückten Jahren erkannt haben. Fast jedes Alter und die verschiedensten Länder sind vertreten, wie sich aus der Mannigfaltigkeit der Dialekte schließen läßt: neben dem Norddeutschen der Süddeutsche, neben dem gewandten, feinen Sachsen, Braunschweiger, Oldenburger und Hanseaten der derbe Bayer, der gemüthliche Württemberger, der Bewohner des Schwarzwaldes und der strebsame Rheinländer. An dieser Stelle schwindet der Unterschied und jedes trennende Vorurtheil, ist die erstrebte deutsche Einheit durch das gemeinsame Band der Bildung und Intelligenz zur Wahrheit geworden.

Ein anderes Förderungsmittel sind die gemeinschaftlichen Versammlungen, welche wöchentlich viermal stattfinden. Den Kernpunkt derselben bilden die ernsten und heiteren Vorträge, an die sich gewöhnlich Gesang und andere musikalische Leistungen schließen. Der große, 80 Fuß lange, 60 Fuß tiefe und 30 Fuß hohe Saal bietet an solchen Abenden ein eben so interessantes als bewegtes Bild. Gegen 2000 Personen aus allen Ständen sitzen hier in traulicher Gesellschaft. Ein Lied, oft von einem Mitglied des Vereins gedichtet und auch komponirt, schallt mächtig und ergreifend durch den weiten Raum. Dann betritt der dazu bestimmte Redner, einer von den Lehrern, die erhöhte Tribüne und bespricht irgend ein wichtiges Thema aus der älteren oder neueren Geschichte und Kulturhistorie, aus dem weiten Reiche der Naturwissenschaften, der populären Medizin und Gesundheitspflege oder aus der Literaturgeschichte, über einen berühmten Helden, Dichter oder Erfinder in volksthümlicher und doch gewählter Sprache. Zuweilen werden mit diesen Vorträgen Vorlesungen aus den vorzüglichsten klassischen Werken älterer und neuerer Schriftsteller verbunden. Mit gespannter Aufmerksamkeit und dem höchsten Interesse folgen die Zuhörer dem Redner, der nicht zu der großen Menge herabsteigt, sondern diese zu sich emporzuheben weiß. Es ist kaum glaublich, welche Theilnahme diese Vorträge finden und welch' ein Verständniß selbst für abstrakte Gegenstände dieses Publikum besitzt. Alle Vorträge sind unentgeldlich und umfassen, mit Ausschluß der Politik und Religion, alle Zweige gemeinnützigen Wissens. Da es dabei vor Allem auf eine klare und faßliche Darstellung ankommt, so gewinnen Schüler und Lehrer in gleicher Weise; Erstere dadurch, daß sie keine leeren Phrasen und verwirrten Begriffe heimtragen, Letztere, indem sie sich vom Schulstaube befreien und die Wissenschaft den Anforderungen des praktischen Lebens anpassen lernen. Während der Jahre 1861—1865 haben, wie die Jahresberichte ergeben, 592 Vorträge stattgefunden, darunter nahezu die Hälfte über Gewerbekunde und Naturwissenschaften. An die Vorträge schließt sich stets die Beantwortung und Besprechung der darauf bezüglichen Fragen. Die daraus entstehenden Debatten legen das beste Zeugniß für die Aufmerksamkeit und Intelligenz der Zuhörer ab, und nicht selten muß man die Kenntnisse und den Scharfsinn dieser Handwerker und Arbeiter bewundern, womit sie die schwierigsten Fragen behandeln und oft Gelehrte in Verlegenheit bringen. An Sonn- und Feiertagen gestalten sich diese Versammlungen durch die Theilnahme der Frauen und Kinder zu wahren Festen. Dann reicht wohl kaum der große Saal für die Menge aus, und selbst der daran grenzende weite Garten ist im Sommer an solchen Abenden überfüllt. Arbeit und Vergnügen, ist die Losung des Vereins; aber er hat sich zugleich die Aufgabe gestellt, das Vergnügen des Handwerkers zu veredeln und es zu einem Hebel sittlicher Förderung, körperlicher und geistiger Gesundheit zu gestalten. Gesang, Musik und Turnen müssen zu diesem Zwecke beitragen, Geist und Körper zu wecken. Ein eigener Männerchor unter Leitung eines ausgezeichneten Musikers trägt bei solchen Festen vierstimmige Lieder der vorzüglichsten Komponisten vor und verleiht schon dadurch der ganzen Versammlung eine weihevolle und gehobene Stimmung. Die Macht der Töne und der Einfluß der Kunst auf die Bildung und sittliche Haltung des Volkes bewährt sich hier wieder auf das Schönste, und kaum dürfte in der sogenannten vornehmen Gesellschaft ein solcher Anstand, ein so feiner Takt und ein so sicheres Gefühl für das Geziemende gefunden werden, als bei den Männern und Frauen des berliner Handwerkervereins. Die Vermischung der sonst getrennten Stände, die Vereinigung der verschiedensten Elemente, Gemeinsamkeit zwischen Arbeitern und gelehrten Männern der Wissenschaft und der Praxis üben den vortheilhaftesten Einfluß nach allen Seiten aus und haben in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine bewunderungswürdige Umwandlung in den Sitten, dem Benehmen und der Ausdrucksweise der Mitglieder hervorgebracht. Im Sommer werden wohl auch an geeigneten Tagen gemeinsame Landpartieen und weitere Ausflüge in die Umgegend unternommen, wobei es nicht an Gesang, Scherz und Heiterkeit fehlt. Im Winter dagegen bieten Konzerte, Bälle und musikalisch-deklamatorische Aufführung eine willkommene Unterhaltung und Zerstreuung nach des Tages Mühe und Lasten. Man hört schöne Lieder ausgezeichnet singen, Gedichte trefflich rezitiren und Stellen aus den klassischen Dramen Shakspere's, Schiller's und Goethe's eben so ergreifend als mit klarem Verständniß vortragen. Fragt man nach den Sängern und Schauspielern, so erfährt man, daß es meist Handwerker, Meister und Gesellen sind, deren Leistungen unsere Bewunderung erregen müssen.

Getreu dem Prinzipe der „Selbsthülfe", sucht der berliner Handwerkerverein nach jeder Richtung die soziale Stellung seiner Mitglieder zu verbessern und ihre Lage zu sichern. Zu diesem Zwecke besteht unter seinem Schutz eine besondere „Spargesellschaft", die sich nach den von Schultze-Delitzsch ausgesprochenen Grundsätzen zur Beschaffung von billigen Lebensmitteln und Rohstoffen ausgebildet hat. Ebenso haben viele Mitglieder unter sich eine Lebensversicherungs- und Sterbekasse begründet, welche sich an die bekannt. Versicherungsgesellschaft „Harmonia" anlehnt.

Die Verfassung des Vereins ist eben so einfach als zweckmäßig.

Durch allgemeine Wahl der Mitglieder wird jährlich ein Kollegium von 36 Repräsentanten und 12 Stellvertretern gebildet, von denen zwei Drittel Gewerbtreibende sein müssen. Dieselben führen die Aufsicht, prüfen und bewilligen die Ausgaben, beschließen über Abänderung und Ergänzungen der Statuten und wählen den Vorstand, dem die eigentliche Verwaltung obliegt. Der Vorsitzende, gegenwärtig Herr Buchhändler Franz Dunker, mit seinen beiden Stellvertretern wird auf je drei Jahre gewählt. Außerdem bilden noch 12 Mitglieder und 6 Stellvertreter, von denen zwei Drittel Gewerbtreibende sind, den Vorstand. Alle diese Aemter werden unentgeldlich verwaltet. Diese Verfassung hat sich in den sieben letzten, für den Verein ereignißreichen Jahren auf das Beste bewährt, indem sie mit der Sicherheit des Bestandes und Schnelligkeit der Ausführung durch das beständige Zurückgreifen auf die Gesammtheit der Mitglieder das innere Leben jederzeit rege hält und jedem Einzelnen die Gelegenheit bietet, im edlen Wetteifer für das Gute, Wahre und Schöne seine Kräfte zu entfalten und für das Ganze segensreich zu wirken.

Fragen wir nach den Erfolgen, so dürfte sich kaum ein zweiter Verein ähnlicher Resultate in so kurzer Zeit zu rühmen haben. Die überraschende Hebung des berliner Handwerkerstandes, die zunehmende Bildung und Gesittung, selbst der größere Wohlstand des Arbeiters muß zum größten Theil ihm zugeschrieben werden. Tausende von Männern verdanken dem Verein eine höhere und bessere Richtung, ein edleres Streben, die Erkenntniß dessen, was vor Allem ihnen Noth thut. Statt der früheren Vorurtheile, Vornirtheit und Rohheit herrscht jetzt in diesen Klassen der Gesellschaft ein Drang nach Belehrung, ein Streben nach Tüchtigkeit, welche bereits die schönsten Früchte getragen haben. Statt die Kneipe und das Wirthshaus, besucht der Handwerker den Verein und findet seine Lust nicht an schmutzigen Liedern, Gassenhauern, Zoten und zweideutigen Reden, sondern an erhebenden Gesängen, an belehrenden Vorträgen und an sinnigen Unterhaltungen, welche keineswegs das Vergnügen und die Heiterkeit ausschließen. Die Wissenschaft ist ihm nicht mehr eine unnahbare Fremde, sondern eine vertraute Freundin, welche mit ihrem Licht sein Auge erhellt und ihn bisher verborgene Schätze finden läßt. Der Gelehrte und Gebildete ist nicht mehr ein Gegenstand seines Vorurtheils, sondern ein Bruder, der ihm freundlich die Hand reicht und ihn zu sich emporhebt. Beide aber streben gemeinsam nach demselben hohen Ziel: Veredlung der Arbeit, fortschreitende Kultur und humane Gesinnung.

Mit Recht darf daher der berliner Handwerkerverein stolz auf seine Wirksamkeit sein, da er in seiner Art einzig dasteht und weder Frankreich noch England seinesgleichen aufzuweisen hat. Er vor Allen liefert den Beweis, daß der deutsche Geist berufen ist, die Kluft zwischen Theorie und Praxis, Wissenschaft und Handwerk auszufüllen und die soziale Frage der Gegenwart in friedlicher Weise durch Selbsthülfe zu lösen.

Russische Volks- und Gesellschaftsbilder.

Von C. Bauer.

I.

Die moskauer Stände.

(Schluß.)

Kehren wir jedoch in das Haus des Kaufmanns zurück, dem wir einen Besuch abstatten wollten und der ganz natürlich verheirathet ist und Familie hat; Hagestolze gibt es überhaupt hier weniger, als man an anderen Orten zu finden gewöhnt ist, und dieß geht selbstverständlich aus dem Bedürfniß des Russen hervor, seine bequeme Häuslichkeit zu haben, da er kein Freund des Gasthauslebens ist und dieses ihm auch keinenfalls den Comfort bietet, den wir bei uns zu Lande finden. Bis vier Uhr Nachmittags ist er in seinem Comptoir oder auf der Börse beschäftigt, — nach dieser Zeit, der Stunde des Diners, widmet er sich seiner Familie und deren Zerstreuungen. Denn das Gasthaus besucht er freilich nicht, weil es überhaupt nicht Sitte für einen Mann seiner Würde ist, — einen Klub zu besuchen, paßt ihm ebenfalls nicht, und wenn er's thut, geschieht es nur in Gemeinschaft seiner Familie, und auch dieses äußerst selten; um in guter Gesellschaft ein Glas Wein zu trinken, braucht er das Haus auch nicht zu verlassen, denn derselbe fließt reichlich genug beim Souper oder Diner, und was die Unterhaltung betrifft, so zieht er es unter allen Umständen vor, dieselbe nach Innen zu kehren, und während des materiellen Genusses seinen Gedanken lieber Audienz zu geben, als sie nach Außen hin leuchten zu lassen.

Das Leben der Frauen dieses Standes ist ein äußerst langweiliges, und erst der heranwachsenden Generation wird es vorbehalten sein, etwas mehr Geist und Leben, etwas mehr interessante Bildung in ihre Verhältnisse hineinzubringen. Obgleich die Ersteren fast Alle ohne Ausnahme mit großer Leichtigkeit französisch parliren, zuweilen auch ziemlich geläufig Deutsch und Englisch sprechen — obgleich der in jeder Wohnung befindliche Flügel, dessen reichverzierter Kasten von Palissander- oder Mahagoniholz jedenfalls kostbarer ist, als das musikalische Werk, ebenfalls mit ziemlicher Virtuosität gespielt wird, — so sind dieß doch nur die äußeren, glänzenden Zeichen der Bildung; das innere Feld des Geistes ist, wenn auch nicht gerade unfruchtbar, doch unbebaut und kahl geblieben, und es ist gewiß höchst selten, daß man mit einer russischen Kaufmannsdame eine angenehme, geistvolle Unterhaltung zu führen im Stande ist. — Ihr ganzes Denken und Trachten dreht sich, nächst den alltäglichen Ereignissen, welche die Neugierde hervorrufen und befriedigen, um ihre Garderobe, und das, was die neueste Mode erfordert, um die größere Eleganz, welche sie bei nächster Gelegenheit an den Tag legen will; ihre liebste Beschäftigung ist Nüsse zu knacken (es gibt hier eine Art derselben, die kleinen Cedernnüsse, welche allgemein sind, bei deren Genuß einige Damen eine wahre Leidenschaft an den Tag legen, die aber ungeheuer viel Zeit erfordern und daher von anderen beschäftigten Menschen nicht goutirt werden können), — und allerlei Konfektsachen zu kauen, von denen sie immer einen bedeutenden Vorrath um und bei sich haben; eine andere Beschäftigung kennen sie nicht und würden es auch außerdem sehr unter ihrer Würde halten, ihre Hände und Augen mit diesen hundert kleinen Tändeleien zu verderben, bei deren Anfertigung unsere deutschen Frauen so viel Reiz und Vergnügen zu finden wissen. — Daß ich nur im Allgemeinen spreche und es manche ganz von der Regel abweichende Ausnahmen gibt, wird wohl Niemand bezweifeln, da ja in der ganzen Welt die Bäume von einerlei Art doch verschiedene Blätter und Früchte tragen. Nächst der oben erwähnten Beschäftigung des Nüssekuackens ist der Samowar (Theekessel) derjenige Gegenstand, welcher sich der größten Liebe der Damen erfreut; zu jeder Tageszeit und alsdann stundenlang können sie um denselben mit einem nicht zu beschreibenden Wohlbehagen sitzen, und fünf bis sechs Tassen ist das Wenigste, was man jedesmal zu genießen pflegt. — Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie der Thee hier getrunken wird, dessen Zubereitung übrigens auf ganz andere Weise als bei uns geschieht und auf dessen Vortrefflichkeit ein großer Werth gelegt wird. Wenn man den Thee nicht mit Confituren (oder sogenanntem Saft), die immer in großer Auswahl und außerordentlich gut vorhanden sind, genießt, geschieht dieß mit Raffinade, von der man in kleinen Pausen ein Stückchen in den Mund nimmt und dann den Thee ohne weitere Beimischung nachtrinkt. Dieß nennt man per Kuski trinken, und es ist die am Meisten beliebte Art sowohl bei den Reichen, als auch beim Volke.

Wenn nun die russische Dame, von der wir sprechen, außer diesen nothwendigen, täglichen Beschäftigungen, nicht das Theater besucht, in welchem sie gewöhnlich für sich und ihre Familie eine ganze Loge abonnirt hat, deren Preis nahe an 2000 Rubel für die Saison beträgt, wenn sie kein Konzert besucht (die allerdings unter Rubinstein's Leitung sehr vortrefflich sind, deren Genuß aber unter zwei bis drei Rubel per Person nicht zu ermöglichen ist), — wenn sie keine Gesellschaft empfängt oder Besuche macht, bei denen sie Gelegenheit hat, ihre kostbaren Stoffkleider und noch kostbareren Brillanten bewundern zu lassen, — so bringt sie die ihr übrig bleibende Zeit mit Beten zu, und dieß ist ein gar wichtiges Geschäft für sie, dem sie je nach Laune und Bedürfniß ganze Stunden wid-

men kann. Fast in jedem Zimmer findet man in einer Ecke der Eingangsthür gegenüber ein Muttergottesbild, zuweilen klein und zierlich, zuweilen in ziemlich großen Dimensionen, immer aber sehr geschmückt und theilweise mit Brillanten umgeben, vor dem an Sonn- und Festtagen eine sogenannte heilige Lampe brennt, und welches von den Hausbewohnern gleich einem Altar betrachtet wird, vor welchem sie unter häufigen Bekreuzungen ihre Gebete verrichten.

Der Sommer bringt insofern einige Abwechslung in das obenbeschriebene Leben, als dann entweder eine Reise in's Ausland gemacht, oder aber die in der reizenden Umgebung Moskaus gelegene Datsche (das Landhaus) bezogen wird, von wo aus man jedoch häufige Besuche nach Petrowski-Park (einem ehemals kaiserlichen Garten, der jetzt der vornehmen Welt zum Versammlungsort dient und alle nur möglichen Vergnügungen, als Feuerwerk, Konzert, Lottospiel und dergleichen bietet), oder nach der Eremitage macht, einem ebenfalls nur der vornehmen Gesellschaft zugänglichen Etablissement.

Ein ganz besonderer Werth wird heutzutage auf die Erziehung der Söhne und Töchter gelegt — und schon in frühester Jugend erhalten sie eine französische Bonne, da die Erlernung dieser Sprache den Russen das Hauptbedürfniß zur Bildung zu sein scheint, später wird auch eine deutsche Bonne hinzugefügt. — Während die Söhne, sobald sie das nöthige Alter erreicht haben, das Gymnasium besuchen, deren es übrigens in Moskau vier gibt, welche fast durchweg die ausgezeichnetsten Lehrkräfte besitzen — werden die Töchter in eine der zahlreichen, ausgezeichneten Mädchenschulen gegeben, welche man mit dem Namen „Pensionen" bezeichnet und die, ganz nach französischer Art eingerichtet und in der Regel auch von Franzosen geleitet, den Schülerinnen neben dem Unterricht zugleich Wohnung, Kost und Pflege gewähren. — Vorzüglich wird auf die körperliche Ausbildung durch den Tanz gesehen (das Turnen hat bis jetzt noch nicht Eingang genug gefunden, um als allgemein betrachtet werden zu können), und als ich einst einem Examen in einer der nobelsten Pensionen der Stadt beiwohnte, sah ich mit Erstaunen die schwierigsten Pas, wie ich sie im Ballet von einer Taglioni und Elsler gesehen habe, hier von acht- bis zwölfjährigen Kindern ausgeführt, die in allen ihren Bewegungen ungemein viel Grazie und außerordentliche Sicherheit an den Tag legten.

Sobald die Tochter des Hauses aus der Pension zurückgekehrt ist, was gewöhnlich beim Beginn des achtzehnten oder neunzehnten Jahres geschieht (in seltenen Fällen früher), ist man darauf bedacht, sie zu verheirathen, und gewöhnlich wird dieser Zweck alles Strebens gar bald erreicht, da die Vermögensverhältnisse keine Hindernisse in den Weg legen, und man eifrig bemüht ist, sie überall, wo es die Schicklichkeit erlaubt, zu präsentiren, und zwar in der Umgebung der ihrem Reichthum gebührender Pracht und Eleganz. Die Ausstattung wird in größter Munifizenz vorbereitet und Pelze zu dem Werthe von 2—3000 Rubel dürfen bei derselben durchaus nicht fehlen. Nächstdem sind Brillanten, Gold- und Silbergeschirr und ein außerordentlich umfangreicher Brautschatz von Wäsche Haupterforderniße (denen in der Regel auch gleich eine vollständige und sehr reiche Ausstattung für den einstens zu hoffenden Erben beigefügt wird), und wahrlich keine Fürstentochter dürfte sich schämen, ihrem künftigen Gatten eine solche Aussteuer zuzubringen, wie sie die Tochter eines russischen Kaufmanns ersten Ranges, der indessen vielleicht noch vor Kurzem Leibeigener war und die Freiheit seines Handelns mit schwerem Gelde erkaufen mußte, beibringt.

Es ist im Auslande gewiß bekannt, daß die Leibeigenen der großen Herren früher die Erlaubniß erhielten, sich in den Städten zu etabliren und dort für ihre Rechnung ein ihrer Neigung zusagendes Geschäft zu betreiben, wofür sie natürlich ihrem Herrn eine sehr bedeutende jährliche Summe zu zahlen hatten. — Je mehr nun durch ihre Umsicht und Thätigkeit ihr Reichthum wuchs, desto vortheilhafter war das Geschäft für den fürstlichen oder gräflichen Herrn, der fortwährend das Damoklesschwert seiner Laune und Willkür über dem Haupte seines Unterthanen hängen ließ und bei der geringsten Weigerung desselben, ihm die für seinen Luxus bedürftigen Summen zu zahlen, ihn gar bald wieder zu Pflug und Arbeit zurückführen konnte.

Rösselsprung.

der-	trinkt	und	den	spon-	from-	sie	und
nan-	la-	denz	und	schickt	ist	re-	men
thee	weil	dann	sa	nen	chen	hat	ih-
ge-	ny	schwatzt	auf	nicht	re	die	kor-
ü-	men	ein-	mei-	po-	dirt	ku-	kar-
ny	ge-	setzt	lust	ro-	ißt	quis	sin-
kom-	ber	zum	wenn	sich	und	te	dann
all-	nan-	zu	faust	hin	sa	und	mar-

Bilderräthsel.



Fliegende Blätter.

Die newyorker Goldkammer. Das Spiel mit Gold steht an der Spitze der amerikanischen Spekulationsmänner, und die „newyorker Goldkammer", in welcher diese Spieler operiren, ist ein Institut von der größten Wichtigkeit geworden, da es das Geschäft in allen seinen Branchen vollständig beherrscht. In dem unteren Theile der Stadt, in einem kleinen viereckigen Hofe, steht ein marmorner Kupido auf einem Springbrunnen und um denselben gehen im Kreise, 20—30 Fuß von einander Abstand, zwei eiserne Geländer. Zwischen diesen beiden Gittern bewegen sich 20—30 Menschen mit lautem Geschrei, fordernd und bietend, während eine Art Uhr mit drei Zeigern den Stand des Preises für Gold angibt. Um den äußeren Kreis lungern die „Todtgeschlagenen" und „lahmen Enten", diejenigen, die in dem gefährlichen Glücksspiel ihren Ruin gefunden und doch den Ort nicht meiden können, und zwischen den Kreisen sind nur die Zahlungsfähigen zum Geschäft zugelassen. In diesem Raum belaufen sich die Käufe und Verkäufe von Gold nicht selten auf 100,000,000 Dollars per Tag, und diese 20—30 Männer, kann man sagen, beherrschen alle Preise in Amerika.



Hinter der Szene am Abend vor Fanny's erstem Auftreten. (S. 288.)

Die heimliche Ehe.

Roman von **J. F. Smith.**

(Fortsetzung.)

17. In die Enge getrieben.

Bald nach Miles' Entfernung von Peter Quin klopfte es wieder an dessen Thür. Der Alte steckte den Kopf durch's Fenster und sah den Advokaten Foster stehen. „Ich kann mich heut auf kein Geschäft einlassen, Sir!" sagte er mürrisch. „Ich bin unwohl und habe zu thun." — „Sie werden zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen, Mr. Quin!" erwiederte der Advokat in festem Tone. — „Ich mache niemals Ausnahmen, Sir! Uebrigens habe ich Ihrem Klienten schon mehr Geld vorgeschossen, als sein Besitzthum werth ist. Will er's verkaufen, so bin ich bereit, sechstausend und sogar siebentausend Pfund dafür zu zahlen . . ." — „Ein sehr freigebiges Anerbieten, Mr. Quin, bei welchem Sie mindestens zehntausend Pfund gewinnen würden! Wahrhaftig, das Geschäft eines Geldleihers ist sehr profitabel — ich werde mich damit befassen! Indeß, Mr. Quin, so hoch auch Ihr Vermögen gestiegen sein mag, habe ich Ihnen doch noch mehr anzubieten!" — Diese Worte waren entscheidend. Die Aussicht auf neuen Gewinn war zu verlockend, als daß der alte Wucherer ihr hätte widerstehen können. Das Raubthier witterte Beute und öffnete seine Höhle.

„Sind wir allein?" fragte der Advokat, als Beide in Quin's Kabinet angelangt waren. — „Ganz allein. Warum fragen Sie dieß, Mr. Foster?" — „Einfach deßhalb, weil das, was ich Ihnen zu sagen habe, von keinem Dritten gehört werden darf. Sie werden wohlthun, die Hausthür zu verschließen." — „Sie ist verschlossen!" versetzte der Wucherer betroffen. „Sprechen wir nun von dem Geschäft, obschon ich meinen Kopf sehr zusammennehmen muß. Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, Sir!" — „Das glaube ich gern!" erwiederte Foster in einem Tone, welcher die Betroffenheit des Wucherers steigerte. Letzterer nahm sein Notizbuch vom Pulte, zog den Stift heraus und bat um den Namen von Foster's neuen Klienten. „Martha Quin!" sagte der Advokat langsam. Dem Alten fiel vor Schrecken der Stift aus der Hand. „Martha Quin, Ihre Enkelin," wiederholte der Advokat; „dieselbe, welche Sie seit Jahren in Unwissenheit erzogen, wie eine Sklavin behandelt und um ihr Vermögen betrogen haben." — „Wo befindet sie sich?" fragte Quin, sich mühsam fassend. — „Da, wo Sie sie nicht erreichen werden, selbst wenn Sie wahnsinnig genug wären, es zu versuchen! Sie sehen, ich weiß, was ich spreche! Wo weder Treue noch Ehre zu finden, ist Delikatesse überflüssig. Hören Sie also die Bedingungen, von deren Erfüllung möglicher Weise Ihre Existenz abhängt." — „Meine Existenz!" rief der Alte mit affektirter Entrüstung. „Sie sind sehr im Irrthum, Sir!" — „Das sollte ich wirklich selbst glauben, Mr. Quin, wenn ich erwäge, was Ihnen zur Last fällt. Leider handelt es sich aber um nicht wegzuläugnende Thatsachen. Ich habe die Vollmacht in Augenschein genommen, durch welche Sie regelmäßig die Zinsen der bedeutenden, in der Bank und bei anderen Gesellschaften angelegten Kapitalien erhoben haben." — Der Alte ließ stöhnend den Kopf sinken, nicht aus Scham über seine Handlungsweise, sondern weil er die Früchte seiner Verbrechen verloren sah. „Nennen Sie die Bedingungen!" murmelte er. — „Zunächst: alsbaldige Rückzahlung der in Martha's Namen empfangenen Gelder. Dieß geschieht am Einfachsten durch Cession der Hypotheken, welche Sie auf dem vorhin genannten Besitzthum stehen haben. Diese werden ungefähr so viel betragen." — „Weiter!" — „Ferner haben Sie London und die bisherige Art Ihrer Geschäfte sofort zu verlassen!" — „Ist das Alles?" — „Nein, das Wichtigste kommt noch: das Kind, welches Ihre Enkelin liebt wie ihr eigenes und welches Sie haben

verschwinden lassen, muß ihr zurückgegeben werden. Ohne Erfüllung dieser Bedingung ist gar nichts gethan.“ — „O, sie will mich zum Hängen bringen, merke ich!“ — „Ganz gewiß mit eben so wenig Gewissensskrupeln, wie ich selbst empfinden würde!“ erwiederte kalt der Advokat. — „Ungeheuer! Ungeheuer ohne Mitleid!“ rief Peter Quin grimmig. „Sie hat keine Achtung vor meinen grauen Haaren und vor der Blutsverwandtschaft, die uns verbindet!“ — „Haben Sie Achtung vor dieser gehabt, Sir? Nein, Sie haben die göttlichen und menschlichen Bande verletzt; Sie verdienen auf eine exemplarische Art bestraft zu werden! Was das Kind betrifft, so besitzt Martha ein Memorandum über die Art und Weise, wie dasselbe in Ihre Hände gelangt ist.“ — „Hat sie es Ihnen gezeigt?“ fragte der Wucherer rasch. — „Noch nicht!“ — Foster bemerkte nach dieser Antwort, daß der Alte freier athmete. Das gab ihm die Gewißheit, daß alle Angaben Martha's auf vollkommener Wahrheit beruhten. „Welche Antwort soll ich meiner Klientin bringen?“ — „Ich werde überlegen und morgen . . .“ — „Dann können Sie Ihre Ueberlegungen im Gefängniß von Newgate fortsetzen! Von dem Augenblicke an, in welchem ich resultatlos dieß Haus verlasse, wird die bereit liegende Klage in Gang gesetzt.“ — Peter Quin sah, daß er vollständig umgarnt war. Es blieb ihm kein Hinterthürchen offen. „Wohlan,“ sagte er, „ich bin bereit, die Hypotheken behufs der Herausgabe der Gelder zu cediren.“ — „Und das Kind?“ — „Soll morgen in Ihren Händen sein.“ — „Das genügt nicht! Gerade in diesem Punkt sind meine Instruktionen genau. Ich kann ohne das Kind nicht von hier gehen!“ — „Aber ich bin nicht im Stande, Zeit und Raum zu überspringen!“ erwiederte Quin verzweifelt. „Ich habe das Kind zurückgeschickt und kann es nicht wie mit einem Zauberschlage hierherschaffen!“ — „Sie haben es zurückgeschickt?“ fragte der Advokat, ihn mißtrauisch beobachtend. — „Nun, Sie setzen doch nicht etwa voraus, daß ich's ermordet habe!“ Foster antwortete nicht. „Wie wenig Sie doch die Welt kennen!“ fuhr der Wucherer fort. „Ein vorsichtiger Mann begeht nie ein unnützes Verbrechen. Das Leben des kleinen Wechselbalgs ist kostbarer für mich, wie für die Elende, die sich meine Enkelin nennt. Es ist Gold für mich, pures Gold! Ich habe dafür gesorgt und gegrübelt und gearbeitet...“ — „Und Sie sind dafür verdammt!“ fügte der Advokat hinzu. — „Ja, ich habe mich dafür selbst verdammt! Indeß, urtheilen Sie doch, ob ich den Vogel tödten werde, der mir goldene Eier legt! Wenn ich das Kind zurücksandte, so geschah es aus zweierlei Gründen: für's Erste diente es meinen Plänen, und für's Zweite wollte ich Martha wegen ihres Ungehorsams bestrafen. Der Wind hat sich gedreht: ich bin in ihrer Macht, weil sie sich der meinigen entzogen hat. Also zu der Ihnen bezeichneten Stunde ist das Kind in Ihren Händen!“

Der Advokat überlegte, daß es ihn nichts nützte, die verlangte Frist zu versagen. Befand sich der Schuldige einmal in den Händen der Justiz, so konnte er ihm keine Bedingungen mehr vorschreiben; dann verweigerte vielleicht Peter Quin aus Rache jede Angabe über den Aufenthalt oder das Schicksal Fanny's. „Gut, ich bewillige die gewünschte Nachsicht,“ sagte er nach einigem Schweigen; „aber vergessen Sie nicht, daß jede weitere Minute des Zögerns Ihr Verderben ist!“ — „Diese Zeit genügt mir,“ erwiederte trocken der Wucherer. — „Und versuchen Sie nicht, zu entkommen; es wachen andere Augen über Sie, als die meinen!“ — „Daran zweifle ich nicht.“ — „Auf das erste Zeichen, daß Sie die Absicht des Entkommens hegen, treffe ich meine Maßregeln. Ich gehöre zu Denen, die nicht zweimal drohen.“ — „Und ich verstehe Sie vollkommen, Mr. Foster. Sie haben nicht zu fürchten, daß ich mein Wort nicht halten werde. Das Schlimmste vor Augen, ist man nicht lässig, es zu vermeiden.“

Kaum hatte Foster sich entfernt, so überließ der Wucherer sich dem Ausbruche der Wuth und Verzweiflung; er warf sich zu Boden, raufte sich das Haar und stieß Flüche und Verwünschungen aus. „O mein Geld, mein schönes Geld!“ schrie er rasend. „Verloren, verloren, wofür ich mein ganzes Leben gearbeitet und entbehrt habe! Daß es als glühender Strom in den Hals dieser Verdammten liefe und sie erstickte! Ha, wenn ich jung und kräftig wäre, ich wollte diesem Hund von Advokaten sein Spiel verleiden! Ich wollte ihn . . .“ Er ballte wild die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. „Dummkopf, der ich war, diese Schlange an meiner Brust zu nähren, die ich für einen nichtigen Erdenkloß hielt! Aber sie hat klug gehandelt, mir zu entwischen — ich hätte sie denselben Weg gehen lassen, wie ihre . . .“ Der Alte sprach das letzte Wort nicht aus; selbst in seiner Einsamkeit fürchtete er belauscht zu werden. Endlich ward er ruhiger. Die Hoffnung, daß Miles das Kind bringen werde, richtete ihn einigermaßen auf, obschon ihm die Größe der Summe, welche er an Martha zahlen sollte, fast das Herz zerriß. Er rechnete, daß er dann immer noch reich genug sei. „Nicht einen Penny über das Nöthige soll die Elende von meinem Gelde haben!“ knirschte er. „Wenn ich sterbe, will ich's lieber einem Irrenhause oder den Armen vermachen, den Armen, welche ich mein ganzes Leben lang verfolgt habe.“

Den Rest des Tages verbrachte der Alte natürlich in der übelsten Laune; seine einzigen Gesellschafter waren böse Gedanken. Seine Thür blieb für Jedermann geschlossen. Er hatte nicht Lust, für Andere Geschäfte zu machen, während seine eigenen so schlecht standen. Je näher die Nacht heranrückte, desto mehr wuchs seine Unruhe. Von Stunde zu Stunde erwartete er die Rückkehr seines verbrecherischen Werkzeugs. „Wenn er das Kind nicht bringt, dann wehe ihm! Ich werde ihm das sein, was Martha mir ist, ohne Barmherzigkeit! Wir baumeln dann wenigstens zusammen am Ende des Strickes — das ist ein Trost!“

Endlich spät Abends vernahm er das verabredete Zeichen. Wie mit einem Zauberschlage war die Ermattung und Niedergedrücktheit von Peter Quin verschwunden. Ein triumphirendes Lächeln erheiterte seine finstern, abgemagerten Züge. Mit einer Leichtigkeit, die ihn selbst überraschte, lief er nach der Thür, welche er, nach seiner gewöhnlichen Vorsicht, nur so weit öffnete, als es ohne Lösung der Kette möglich war. „Nun,“ fragte er hastig, „haben Sie Erfolg gehabt?“ — „Sehen Sie das nicht?“ erwiederte Miles, welcher ein Bündel auf dem Arme trug. „Aber schnell, schnell, ich glaube, ich werde verfolgt!“ — Der Alte öffnete und ließ Miles eintreten. „Rasch, holen Sie mir ein Licht!“ flüsterte Miles, während der Alte die Kette wieder befestigte. „Hier, hier ist eine Lampe!“ versetzte der Wucherer, in das Kabinet eilend.

Miles benutzte die paar Augenblicke seiner Entfernung dazu, die Kette an der Thür zu lösen, und trat dem Wucherer in dem Momente seiner Rückkehr entgegen. Durch verstellten Eifer wußte er die Aufmerksamkeit desselben abzulenken, so daß Quin seine übliche Sorgfalt vergaß und nicht wieder nach der Hausthür sah. „Warum setzen Sie kein Licht in den Korridor?“ brummte er; „es ist ja pechschwarz da wie in der Seele des Teufels!“ — „Desto besser, Miles, desto besser! Ich liebe es nicht, daß man bei mir hell sieht. Aber wo ist sie? Wo ist sie? Geben Sie her die Meerkatze!“ — „Nur Geduld, Mr. Quin; Sie werden es immer noch zeitig genug sehen!“ — „Was soll das heißen?“ — „Es ist nöthig, Patron, daß wir eine kleine Unterredung haben,“ erwiederte Miles trocken, indem er sich, ohne das Bündel zu öffnen, auf einen Stuhl warf. „Ja, es ist Zeit, Mr. Quin, daß wir uns verstehen!“ — Ein schlimmer Argwohn bemächtigte sich der Seele des Alten. Er riß das Tuch auf, welches das Bündel verhüllte, und sah mit Schrecken, daß es nur einen Haufen Lumpen enthielt. „Betrüger!“ rief der Wucherer grimmig. „Du sollst am Ende eines Strickes baumeln, das schwöre ich Dir!“ — „Einer von uns wenigstens wird daran baumeln,“ entgegnete Miles kalt. „Ich kann das Unmögliche nicht möglich machen, ich habe nach allen Richtungen hin gesucht, aber das Kind habe ich leider nicht finden können.“ — „Und Sie kommen, mir dieß zu sagen?“ — „Natürlich! Ein Gentleman hält sein Wort!“ Der spöttische Ton, in welchem Miles sprach, setzte den Wucherer über dessen Absichten in Furcht; er eilte, so rasch er konnte, nach der Thür, um Hülfe zu holen, und in dem Augenblicke, als er dieselbe öffnen wollte, trat der „Kapitän“ ein. „Ereifern Sie sich nicht, mein lieber Peter!“ sagte ironisch der Neueingetretene. „Es könnte Ihrer Gesundheit schaden! Sie sind, wie Sie nicht vergessen dürfen, nicht mehr jung.“ — „Aber noch sehr thatkräftig,“ fügte Miles höhnisch hinzu. — „Sie sehen ohnedieß leidend aus diesen Abend,“ fuhr der Kapitän fort; „bei allen möglichen Heiligen, Ihr Gesicht ist fast so weiß wie Schnee!“ — „Der allerdings in London immer ein wenig schmutzig aussieht!“ höhnte Miles.

Peter Quin merkte jetzt den Anschlag, er wußte, daß seine Werkzeuge auf sein Leben abzielten, und schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Augenblicklich warfen sich beide Männer auf ihn und verstopften ihm den Mund mit einigen von den Lumpen, die Miles gebracht hatte. Der Wucherer machte keinen Versuch mehr, sich zu widersetzen. Dennoch band Miles ihm mit einem Tuche die Hände auf den Rücken. „Sie haben gedroht, uns dem Stricke zu überliefern, alter Sünder; wir drohen nicht, sondern wir handeln, indem wir Ihrem Streiche zuvorkommen. Mit unsern eigenen Händen werden wir Sie aufhängen, obschon Sie dieser Ehre gar nicht würdig sind."

Die Augen des Alten schienen aus ihren Höhlen zu treten. Er machte eine verzweifelte Anstrengung zu sprechen, aber nur ein ersticktes Grunzen ward hörbar. „Mache rasch!" murmelte der Kapitän. — „Oho, nur keine Ueberstürzung!" erwiederte Miles grausam, indem er einen Strick aus der Tasche zog und gemächlich zu einer Schlinge vorbereitete. „Wir haben Zeit genug vor uns, und warum sollen wir aus einem Vergnügen eine Arbeit machen?"

Inmitten der Decke des Zimmers befand sich ein eiserner Haken, der vielleicht zum Aufhängen einer Lampe oder eines Vogelkäfigs gedient hatte. Miles rückte den Tisch unter diesen Haken und überzeugte sich, daß letzterer genügend fest sei, einen Menschen zu tragen. Bei diesem Anblicke hatte Peter Quin bereits das Aussehen einer Leiche. Miles näherte sich ihm und löste den Knoten seines Halstuchs. „Ich bin kein Kammerdiener von Fach," spöttelte er dabei, „aber ich werde mein Bestes thun, wie immer, und bitte um Nachsicht gegen einen alten Freund. Es soll nicht wieder geschehen. Alles an seinen richtigen Platz," fügte er hinzu, das Halstuch auf einen Stuhl legend.

Der Kapitän trieb ihn zur Eile. „Nur gemach!" versetzte Miles. „Die Justiz hatte auch keine Eile, als sie meinen Freund William Starlight zum Galgen verurtheilte, wozu ihn dieser alte Schurke gebracht hat. Es war ein braver Kamerad, dieser William, und ich hab' ihm damals versprochen, seinen Verräther ebenfalls an den Galgen zu schaffen, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet. Hier ist sein eigener Galgen! Wollen wir ihm nicht erst die Schlüssel abfordern, Kapitän?" — „O, wir finden sie schon!" erwiederte dieser. „Machen wir, daß wir zu Ende kommen! Mir wird übel um's Herz bei diesem Geschäft!" — „Bah, Sie vergessen, daß er schön gelacht haben würde, wenn er uns hätte hängen sehen!" — Diese Bemerkung erstickte alles Mitleid in der Brust des Kapitäns, den das Bewußtsein der eigenen Gefahr zum Theilnehmer an dem Verbrechen machte. Mit seiner Hülfe hob Miles den Alten auf den Tisch, legte die Schlinge um seinen Hals und befestigte diesen an der Decke. „Hängen Sie wenigstens ein Tuch vor sein Gesicht!" flüsterte der Kapitän. — „Nein, das würde uns den Spaß verderben," versetzte Miles. „Schade, daß so wenig Zuschauer anwesend sind," bemerkte er spöttisch. Dann zog er den Tisch weg, den er so umlegte, daß es den Anschein gewann, als hätte Quin ihn mit dem Fuße weggestoßen, und der Wucherer hatte nach wenigen Konvulsionen geendet. Die beiden Mörder sahen sich einige Augenblicke schweigend an; mit dem Vollzug ihrer That war auch die Aufregung der Rache geschwunden und das Bewußtsein des Verbrechens trat nackt und kalt vor ihre Seele. „Er hatte es verdient!" brummte Miles mit gedämpfter Stimme. — „Wohl wahr," antwortete der Kapitän, „aber ein Mord ist es nichtsdestoweniger."

Beide begannen nun eifrig nach den Schlüsseln zu suchen, um sich die Beweise ihrer Betheiligung an den von Peter Quin veranlaßten Verbrechen anzueignen; aber sie vermochten trotz des angestrengtesten Suchens nichts zu finden. Sogar die Taschen des Erhenkten wurden vergeblich durchforscht. Das Schloß des Schrankes war viel zu fest, um sich ohne die größte Gewalt aufsprengen zu lassen. Gewalt aber verbot sich aus doppelten Gründen: sie machte Geräusch und hob die Vermuthung auf, daß der Wucherer sich selbst das Leben genommen habe. „Wir sind verloren!" flüsterte Miles mit einem Fluche. „Das ist Ihr Fehler, Kapitän. Ich hatte die Schlüssel vor dem Ende des alten Gauners fordern wollen." — „Nur keine Vorwürfe!" entgegnete der Kapitän. „Die Dinge sind vielleicht nicht so schlimm als wir fürchten. Angesichts seines Todes verlieren selbst seine Aufzeichnungen viel von ihrem Werthe."

Danach schickten beide Mörder sich an, die Wohnung Quin's zu verlassen. Vorher brachten sie alle Gegenstände in eine solche Ordnung, daß es den Anschein gewinnen mußte, der Wucherer habe sich entleibt. Deßhalb verließen sie auch das Haus nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern mittelst der geheimen Leiter über das Dach, so daß die Hausthür geschlossen blieb.

Als am folgenden Morgen sich der Advokat Foster einstellte, sah er zu seiner Verwunderung, daß die Fensterläden noch nicht geöffnet waren. Er klopfte einige Male an die Thür wie an die Läden und glaubte endlich, der Alte habe über Nacht das Weite gesucht. Mehrere Nachbarn traten herzu und machten ihre Bemerkungen. Der Eine meinte ironisch, ohne Zweifel sei „der alte Herr" zu seinem Kollegen, dem Satan, auf Besuch gegangen; ein Anderer sagte, vermuthlich sitze er im Keller und zähle Geld. Ein Dritter machte auf Miles aufmerksam und sagte dem Advokaten, dieser Miles wisse jedenfalls ganz genau, wo der Wucherer sei. Foster bat, ihn zu rufen, und Miles kam sofort, erklärte aber natürlich mit schlau erkünstelter Verwunderung, daß er nicht die mindeste Auskunft geben könne.

Der Advokat verfügte sich zum nächsten Polizeibureau und kehrte bald darauf mit einem Beamten zurück, welcher, unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge, gewaltsam einen Fensterladen öffnete, da die Thür trotz aller Anstrengungen den Versuchen des Schlossers widerstanden hatte. Kaum hatte der Polizeibeamte durch das geöffnete Fenster einen Fuß in's Zimmer gesetzt, als er zurückprallte. „Der Teufel soll mich holen, wenn Peter Quin sich nicht erhenkt hat!" rief er heraus. Ein allgemeiner Schrei erhob sich in der Menge. Den Meisten erschien sein Selbstmord als das gerechte Ziel seiner zahllosen Schändlichkeiten, Viele aber bedauerten, daß die Justiz um einen der ärgsten Verbrecher betrogen worden war. Miles entfernte sich lächelnd, Foster kehrte in seine Behausung zurück, um der völlig veränderten Lage gegenüber mit Martha weitere Maßregeln zu berathen.

18. Fanny's erstes Debüt.

Dank der eifrigen Lektionen des Signor Du Bast und seiner Gattin Karoline hatte Fanny in ganz kurzer Zeit solche Fortschritte in der Kunst eines Theaterkindes gemacht, daß sie die Rolle des Genius in dem neuen Ballet, welches gegeben werden sollte, zu spielen vermochte. Mit einer Leichtigkeit, welche nur durch die Freude über ihre neue Umgebung und über die Zuneigung der Signora Du Bast erklärt werden konnte, hatte Fanny alle Pas begriffen und war über den Theaterputz, den man ihr zur Probe anlegte, ganz selig. Wenn sie auch Martha, die es stets gut mit ihr gemeint hatte, nie vergaß, so schreckte sie doch nicht mehr der widerliche Anblick und die rauhe, krächzende Stimme des alten Wucherers, und sie brauchte nicht mehr in der düstern Einsamkeit seines Hauses ihre Tage zu vertrauern. Sie hatte Gespielen von gleichem oder etwas höherem Alter gefunden, die immer lustig waren — obschon ihre Eltern, wie alle arme Schauspieler, oft nicht wußten, wo sie das Brod hernehmen sollten.

Es war nahe an Weihnachten, als Fanny zum ersten Male auf der Bühne erscheinen sollte. Das Theater war voll von Zuschauern, in den Logen befanden sich die wohlhabenderen Bürger mit ihren Familien, im Parterre die Ladendiener, Flaneurs und subalterne Angestellte; oben im Paradiese waren Kopf an Kopf die Individuen placirt, welche drei Monate sparen mußten, um einen einzigen Abend „in die Komödie" gehen zu können. Mr. Alfred Bounce, der Regisseur, welcher an diesem Abende ein wirklicher Monarch zu sein glaubte, hatte die Tragödie „Hamlet" und ein Ballet zusammengestellt, aber Niemand schien sich für ein so ernstes Ding wie eine Tragödie zu interessiren, außer dem Träger der Titelrolle, Mr. Theophile Snarles, der früher einmal auf dem Drury-Lane-Theater aufgetreten war und seitdem das Recht zu haben glaubte, sich selbst für ein großes Licht zu halten. Für alle Uebrigen drängte sich das Ballet mit seinen glänzenden Kostümen in den Vordergrund. „Ich bin gewiß," sagte Mr. Snarles leise zu einem Kollegen, als der Vorhang noch nicht aufgegangen war, „daß man heute für nichts Anderes Sinn haben wird, als für dieses infernalische Ballet, das sich hier so nichts-

würdig breit macht. Sehen Sie nur dieß Gespreiz dieser halbnackten Nymphen und Sylphiden mit ihren Hüftfähnchen und papierenen Flügeln! Ich weiß nicht, ob ein Künstler meines Ranges sich neben solchem Geschmeiß zeigen kann, ohne sich tödtlich zu entwürdigen! Bounce hat in der That nicht nobel gegen mich gehandelt. Welcher Affront, Hamlet neben ein Ballet zu stellen! Und zwar mit einem Künstler, der auf dem Drury-Lane . . .“ Das Erscheinen des Regisseurs unterbrach diesen malcontenten Redefluß, und Mr. Snarles fand für gut, den Allmächtigen mit schmeichelnden Lobeserhebungen über seinen feinen Geschmack und sein glänzendes Geschick im Anordnen zu überschütten.

Der berühmte Tragöde hatte recht: Niemand konnte seinem Hamlet Geschmack abgewinnen; man warf sogar aus dem Paradiese mit faulen Aepfeln. Die Zuschauer hatten nur Augen und Ohren für die Erscheinungen des Ballets: den geheimnißvollen Drachen, welcher eine in einen alten Thurm eingesperrte Schöne bewachte, für den tapfern Ritter, welcher seine Bereitwilligkeit erklärt, der Gefangenen zu lieb in den Tod zu gehen u. s. w. Die Dekoration des Feengartens war ein glänzender Triumph des Regisseurs: ein halbes Dutzend Rosenknospen, groß wie der Souffleurkasten, öffneten endlich ihre Blätter und gestatteten den seit einer Stunde darin eingesperrten weißgekleideten Kindern, ihre Gliedmaßen wieder auszustrecken und sich um die Fallthür zu gruppiren, durch welche die Königin der Schönheit zur Erde emporstieg, während Fanny, als Genius, an einem eisernen Draht aus der Luft herabgelassen ward und der Schönen mit Grazie eine Krone auf's Haupt setzte. Bei dieser Szene erreichte der Applaus seinen Gipfelpunkt. Kein Wunder, daß Fanny den Akt der Krönung so gelungen ausführte und daß ihr Lächeln das Publikum, besonders den weiblichen Theil desselben, so sehr entzückte, da die Rolle der Königin von ihrer Pflegemutter, der Signora Du Bast, gespielt ward, welche ihr, noch während sie in der Luft schwebte, einige Liebesworte zuflüsterte.

Nachdem Fanny ganz auf die Bühne herabgelassen war, hatte sie ein Solo zu tanzen, welches ihr sorgfältig einstudirt war und wobei Fanny's reiche blonde Locken wie flüssiges Gold um ihre Schultern wallten. Ihr Adoptivvater spielte in diesem Ballet die Rolle des Harlekins und machte vor Freude über den guten Takt seiner kleinen Schülerin die meisterhaftesten Luftsprünge. Kaum war der Akt geschlossen, so umarmte er jubelnd das Kind und pries im Stillen den Schurken, dessen Mordversuch im Adelphigewölbe ihn in Fanny's Besitz gebracht hatte.

In Folge dieses ersten gelungenen Debüts erhielt Signor Du Bast für Fanny die Zusicherung von wöchentlich einem Pfund Sterling. Dafür mußte sie aber auch drei Wochen hinter einander jeden Abend im Ballet mitwirken. Am Ende der dritten Woche gestaltete sich das Ballet selbst zu einer Tragödie. Der Harlekin, Signor Du Bast, hatte beim Beginn der letzten Szene einen Luftsprung vom Monde zu machen und mußte dabei jedesmal von zwei anderen Mitwirkenden aufgefangen werden. Diese fehlten dießmal im rechten Augenblicke, man glaubte, aus Brodneid. Der arme Lustigmacher stürzte mit schrecklicher Wucht auf die Bühne und vermochte nicht wieder aufzustehen.

Während zwei andere Lustigmacher, ein Pierrot und ein Clown, das Publikum durch ihre Sprünge und Grimassen von dem unglücklichen Ereignisse ablenkten und lautes Gelächter durch das Haus schallte, ward ohne Aufsehen der Körper Du Bast's weggeschafft und die Dekoration gewechselt. Der Regisseur rang vor Verzweiflung die Hände. „Mein Gott, Sie haben nur noch eine Szene, Signor Du Bast; können Sie nicht mehr mitwirken?“ Der Harlekin suchte sich stöhnend zu erheben, fiel aber sogleich wieder zurück. „Nun, so lassen Sie Ihren letzten Pas bei Seite, geht's auch da nicht?“ — Der Pierrot nahm den grausamen Regisseur am Arme und flüsterte ihm in's Ohr: „Lassen Sie ihn nach dem Foyer bringen, Sir! Ich glaube, er macht keine Pas mehr.“ Du Bast wurde vorsichtig emporgehoben und weggetragen. Auf einem Sopha im Foyer legte man ihn nieder. Alle Mitwirkenden umstanden ihn. Unerbittlich trieb sie der Regisseur hinaus zur letzten Szene. „Das Stück darf nicht gestört werden, meine Herrschaften — das Publikum ist in seiner heitersten Laune!“

Eine andere Aktrice mußte Du Bast's Frau als Königin der Schönheit ersetzen, und unter bengalischem Feuer und losgebrannten Petarden fiel der Vorhang, ohne daß die Abwesenheit des Harlekins bemerkt ward. „Gott sei Dank, daß die Geschichte nicht beim Beginn des Stücks passirte!“ rief der Regisseur aufathmend. „Ich werde morgen Mr. Kenneth die Rolle des Harlekins geben müssen!“

Während noch das Publikum sich an der letzten Szene amüsirte, spielte sich im Foyer eine Szene entgegengesetzter Art ab: der arme Lustigmacher lag im Sterben. Zwei herbeigerufene Chirurgen erklärten, das Kreuz des Verunglückten sei gebrochen. Du Bast lag regungslos und stöhnend auf dem Sopha; einer seiner Arme umschlang sein gutes Weib, das in Thränen aufgelöst neben ihm kniete, während die kleine Fanny, ebenfalls weinend, ohne zu wissen, um was es sich handelte, sich an ihre Pflegemutter klammerte. Hinter den beiden Aerzten gruppirten sich die Schauspieler, Einige noch in ihren Kostümen, Andere bereits in Mäntel gehüllt, um das Theater zu verlassen. Die Meisten trauerten aufrichtig, denn welches auch die Fehler und Irrthümer Derer sein mögen, welche in die lustige Carrière der Bühne gehen, Gutherzigkeit ist eine ihrer schönsten Zierden!

„Weine nicht, Karoline!“ sagte der Sterbende mit schwacher Stimme. „Du wirst Freunde finden, wenn ich nicht mehr bin. Verlasse diesen elenden Beruf und kehre zu Deiner Familie zurück. Dort findest Du Achtung und Bequemlichkeit und brauchst nicht zu darben.“ — Die unglückliche Frau schluchzte laut und fragte verzweifelnd die Aerzte, ob keine Hülfe möglich sei. Diese zuckten die Achseln. „Meine Herren und Damen, Alle morgen früh zehn Uhr!“ rief der Theaterdiener im Geschäftstone zur Thür herein und zog sich wieder zurück. Nach und nach entfernten sich die Meisten. Der Clown harrte bei seinem guten Kameraden aus und zerfloß in Thränen, während er vor einer Viertelstunde noch Salven von Gelächter erregt hatte. Er hielt eine Hand des Sterbenden in den seinen und sprach ihm Trost zu. Von Minute zu Minute verschlimmerte sich sein Zustand. Nur seine Gattin hoffte noch. Ihn verlieren, den sie so heiß geliebt hatte, war ihr ein unfaßbarer Gedanke. Henry war ihre einzige Stütze gewesen; aus Liebe zu ihm hatte sie ihre Familie, ihre Bekannten, ihren Wohlstand verlassen, hatte sie jede Art von Elend gekostet, nur das eine nicht: Mangel an Liebe! — „Sei getrost, Karoline!“ sagte der Sterbende zuletzt. „Sie geben für Dich eine Benefizvorstellung. Davon kannst Du bis zur Eröffnung der Saison mit Fanny leben. Aber es ist besser, Du kehrst zu Deiner Familie zurück. Und vergiß Deinen armen Burschen nicht, der Dich über Alles geliebt hat — ach, Gott weiß es! Ich weiß, daß ich Dich niemals Deinem Vater hätte entziehen sollen, bei welchem Du im Wohlstand leben konntest, während ich Dich an meine erbärmliche Existenz kettete! Gott segne Dich! Du hast mir niemals einen Vorwurf gemacht, selbst als uns das Nöthigste fehlte: Brod!“

Nach diesen Worten sprach der Sterbende nichts mehr, aber seine Lippen bewegten sich noch im stummen Gebet für das Heil seiner Gattin und seines angenommenen Kindes. Gegen zwei Uhr früh hauchte er den letzten Seufzer aus. Die Wittwe wollte seine Leiche nicht verlassen, sie mußte mit Gewalt weggetragen werden. Eine Aktrice und der Clown begleiteten sie in einem Wagen nach ihrer Wohnung, und in einem andern Wagen folgte die Leiche ihres Gatten nach, die sie bis zu dem kümmerlichen Begräbniß bei sich in dem einzigen Zimmer behielt.

Mr. Bounce, ein intelligenter Kopf, wußte aus Allem Vortheil zu ziehen. Eine glänzende Vorstellung zum Besten der Wittwe des Verunglückten ward pomphaft angekündigt. Das Theater war zum Erdrücken voll. Jedermann war voll Lobes über die Generosität des Regisseurs, und dieser, nachdem er von der Einnahme alle Auslagen vorweg bestritten, theilte mit der Wittwe den Gewinn! Das, was Karoline erhielt, gestattete ihr, einige Tage mit ihren Thränen für sich zu bleiben. Fanny war ihr einziger Trost, und der Clown blieb ihr einziger wahrer Freund. Um Fanny's willen, von welcher sie getrennt zu werden fürchtete, entschloß sie sich auch, nicht zu ihrer Familie zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. № 21. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

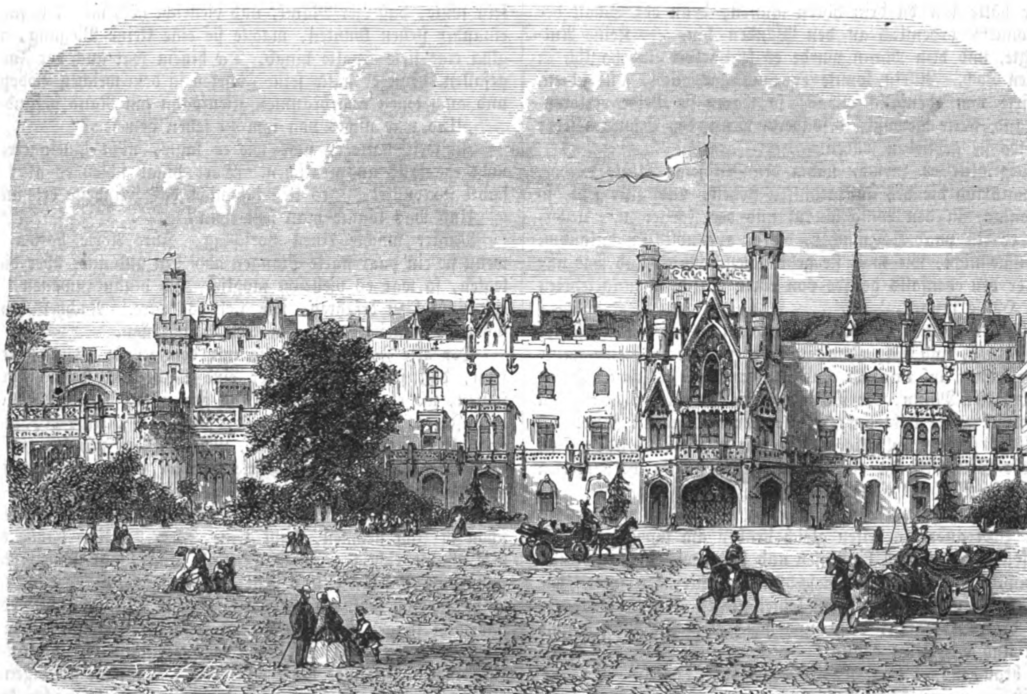
Der Verunglückte.

In der nämlichen Zeit, in welcher der Forstgehülfe Reischbach mit den Kienspähnen in den Grund zurückgekehrt war, um seinen Hund zu suchen, kam der Kreiser Metzler von der andern Seite des „Fuchsbaues" — wo er das Revier abgekreist hatte — heran und wollte den nächsten Weg nach der Forstei einschlagen, denn er hatte eine Menge Füchse gespürt, und wenn sie ein paar Klappertreiben machten, konnten sie vielleicht vier oder fünf davon schießen. Da kreuzte er auf einmal Reischbach's Fährte im Schnee und blieb erstaunt stehen, um sie näher zu betrachten.

„Alle Wetter!" brummte er vor sich hin, „zweimal hinein und einmal heraus, da muß er doch noch drin stecken — und dem Schuhwerk nach ist das unser Forstgehülfe; was hat der aber hier im Grund zu suchen?"

Langsam und unwillkürlich ging er eine kurze Strecke der Fährte nach, als er etwas dicht daneben auf dem Schnee liegen sah, und sich danach bückend einen kleinen Kienspahn aufhob.

„Na nu?" sagte der Kreiser kopfschüttelnd, „er wird sich doch da drin kein Feuer anmachen wollen. Was kann der nur vorhaben?"



Schloß Eisgrub in Mähren. Von Provost. (S. 244.)

Er blieb einen Augenblick stehen und horchte, es wurde aber nichts laut, als er plötzlich einen Pfiff zu hören glaubte, der aber ganz dumpf und weitab klang. Antworten mochte er nicht gleich, weil er fürchtete, dem Jäger da drin vielleicht die Jagd zu verderben; aber was hatte er nur? etwa seinen Hund in einem Bau gelassen? Na ja, da kam er schön an, denn der Platz war dafür berüchtigt; wer einen guten Dachshund hatte, führte ihn dort gewiß nicht hinein, und das wußte der Forstgehülfe ja auch gut genug. Er blieb eine ganze Weile im Schnee stehen, aber es ließ sich nichts weiter vernehmen, und er beschloß endlich, lieber einmal langsam und vorsichtig auf der Spur nachzugehen.

Das that er, und bald entging dem geübten Auge des Waldläufers auch die Stelle nicht, wo der angeschossene Fuchs abgestürzt war — den Schuß hatte er überdieß gehört, wenn er auch nicht genau gewußt, von welcher Seite der Schall kam. Im Schnee klingt aber ein Schuß überhaupt dumpf, und dadurch, daß Reischbach in den Grund hineingefeuert hatte, mochte sich der Schall wohl noch mehr gebrochen haben.

„Alle Teufel!" rief er aber plötzlich, als er zu der Felsspalte kam und dort wohl Reischbach's Gewehr lehnen und den Jagdranzen liegen sah, sonst aber keine Spur von dem Forstgehülfen entdecken konnte.

Wohin er sich gewandt, zeigte allerdings deutlich genug der Schnee: in die Wand hinein — und dazu etwa der Kien? Wahrhaftig, da lag ein abgebrannter kleiner Spahn und etwas Asche. Der Mann schüttelte den Kopf, denn er kannte die bösen Spalten und Klüfte in der Wand hier schon seit langen, langen Jahren. — Aber wenn er da drinnen stak, mußte er wenigstens Antwort geben, und dort konnte er auch durch ein Bischen Lärm nichts verderben. Er stellte also seine alte Flinte ebenfalls draußen ab, drängte sich ein Stück in die Spalte hinein und rief den Forstgehülfen bei Namen — keine Antwort folgte; er pfiff auf dem Finger — mit dem nämlichen Erfolg. Er wartete eine Weile und rief nochmals — immer dasselbe. Da drinnen herrschte Todtenstille, und kein Laut ließ sich hören, kein Hundewinseln oder Bellen, wenn der Dachs vielleicht noch hinter seiner Beute hergewesen wäre.

„Herr Reischbach!" schrie der Kreiser noch einmal, denn diese Stille wurde ihm unheimlich. Sollte dem jungen Mann etwa ein Unglück zugestoßen sein? „Herr Reischbach!" er schrie so laut er konnte; er hätte ihn da drin hören müssen, denn der Schall der Stimme donnerte ordentlich an den Wänden hin. — Keine Antwort erfolgte, und dem Mann wurde es jetzt selber unbehaglich in dem dunklen Loch. Allein konnte er auch gar nichts ausrichten, denn passirte ihm ebenfalls etwas, so waren sie Beide verloren, und Niemand hätte gewußt, besonders wenn der Schnee wieder wegging, wo sie geblieben wären.

Vorsichtig glitt er zurück, nahm draußen seine Flinte wieder, ließ aber natürlich die des Forstgehülfen stehen, und eilte jetzt, so rasch er konnte, in den Wald hinauf und der Forstei zu. Unterwegs traf er ein paar Holzmacher, die er augenblicklich mitnahm, denn er wußte nicht, wie man sie gebrauchen konnte, und war nur froh, daß er den ebenfalls gerade von einer Pirsche zurückgekehrten Förster zu Hause fand.

Der alte Buschmann erschrak aber ordentlich, als ihm Metzler Bericht abstattete, und lief, ohne ein Wort zu sprechen, eine ganze Weile im Zimmer auf und ab und kratzte sich das weiße Haar. Er war aber kein Mann, der sich lange mit Ueberlegen abgegeben hätte, denn er wußte recht gut, wie er hier zu handeln hatte.

„Metzler," sagte er plötzlich vor diesem stehen bleibend, „Euch hat der liebe Gott vielleicht zur rechten Zeit an den verdammten Platz geführt. Wie viel Holzhauer habt Ihr bei Euch?"

„Zwei, Herr Förster."

„Gut; zwei andere arbeiten gleich drüben am schwarzen Bach. Die Lisei soll augenblicklich hinlaufen und sie abrufen. Den Müller habe ich hinüber zu der neuen Pirschhütte geschickt, den finden wir unterwegs, und von den Forstschutzleuten liegen zwei, die gerade die Nacht draußen waren, oben und schlafen. Die müssen auch mit, dann sind wir Leute genug."

„Und brauchen wir sonst was, Herr Förster?"

„Gewiß — meine Frau soll Euch gleich einmal die Laterne mit ein paar Lichtern geben — oben auf dem Boden habe ich auch noch zwei Pechfackeln, die holt ebenfalls. Dann nehmt das starke neue Heuseil mit — und eine Schaufel und Spitzhacke ebenfalls, der liebe Gott weiß, was wir brauchen. Die Holzmacher sollen auch ihre Aexte nicht vergessen und noch ein paar kurze Seile — weiter wird wohl nichts nöthig sein. — Und meine Frau soll mir die Schnapsflasche füllen. — Es war reiner Wahnsinn von dem Menschen, dort hinein zu kriechen."

„Schön, Herr Förster."

„Vergeßt mir nur nichts, Metzler — zwei Lichter wollen wir mitnehmen und Feuerzeug — na, das nehme ich selber, und ein Bischen rasch, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der alte Mann befand sich in großer Aufregung, dachte aber dabei an Alles, und kaum eine halbe Stunde später war die kleine Kolonne vollständig gerüstet auf ihrem Weg nach dem Fuchsbau, um den, wie man allen Grund zu vermuthen hatte, Verunglückten aufzusuchen und zu retten. In kaum einer Stunde hatten sie auch den Platz erreicht, stiegen an den Felsen hinab und sahen hier augenblicklich, daß Reischbach den Grund noch nicht verlassen haben konnte — die Fährten waren noch, wie sie Metzler gelassen, und als sie dorthin einbogen, lehnte auch noch das Gewehr draußen an der Felsspalte.

Der Förster selber schrie jetzt ein paar Male in den Bau hinein, erhielt aber eben so wenig Antwort, wie vorher sein Kreiser, und sie verloren nun auch nicht viel Zeit, um ihr Rettungswerk vorzubereiten.

Vor allen Dingen wurde eine der Pechfackeln angezündet und der Kreiser Müller, den sie abgerufen hatten, ein junger, gewandter Bursche, damit voran hineingeschickt, um zuerst einmal das Terrain genau zu rekognosziren. Buschmann warnte ihn aber, auch nur einen voreiligen Schritt zu thun, und rieth ihm an, Zoll für Zoll weiter zu rücken und mit der Fackel immer vor sich auf den Boden zu leuchten, damit er das Uebel nicht noch schlimmer mache und ebenfalls zu Schaden käme.

Müller war auch der richtige Mann dazu und kroch unerschrocken in die Spalte hinein, während seine Begleiter indessen in ziemlicher Ungeduld seine Rückkehr erwarteten. Er blieb aber nicht lange; bald sahen sie den Schein der Fackel wieder; aber sein Bericht lautete nichts weniger als tröstlich.

Kaum zwanzig Schritt drin, wo die Höhle indessen so geräumig sein sollte, daß vier Mann, und vielleicht noch mehr, bequem neben einander stehen konnten, machte sie eine kleine Biegung, und dort ging eine tiefe Spalte hinab. Da hinein war auch der Forstgehülfe gefallen, denn er hatte seine Fährten in dem weichen Boden gesehen und auch einen angebrannten Kienspahn am Rand gefunden.

„Und war nichts von ihm zu sehen gewesen?"

Zu weit hatte er sich, wie er sagte, nicht hineingetraut, um nicht ebenfalls auszurutschen. Dort hinab schien es aber tief und dabei stockdunkel — es ließ sich nicht das Mindeste erkennen.

Und was konnte man jetzt thun?

Müller machte einen Vorschlag. Ihre Aexte hatten sie mit; wenn sie ein paar starke Stangen abhieben und quer über die Spalte legten, so war es vielleicht möglich, sich hinauszuwagen, um nur erst einmal zu erfahren, wie tief es wäre. Nachher könne man sich auch vielleicht an einem Seil hinablassen.

Der alte Förster schüttelte mit dem Kopf; es war ihm nicht recht, daß seine Kreiser über eine Sache eine Disposition treffen sollten, wo er daneben stand und gar nichts davon wußte.

„Ich will Euch was sagen, Müller," meinte er, „ich werde erst selber einmal hineingucken, um zu sehen, wie der Hase läuft."

„Aber, Herr Förster!" rief Metzler erschreckt, „ich bitte Sie um Gottes willen — wenn Ihnen dann auch —"

„Seid kein Esel, Metzler," sagte der Förster, „ich werde mich schon in Acht nehmen, habt keine Sorge." Und damit warf der alte Mann richtig seine Sachen ab, zog sogar seinen Rock aus, nahm die Pechfackel und trat getrost seine Wanderung an. Er wußte ja auch jetzt, wo die Gefahr eigentlich begann, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er den Platz erreicht und übersah jetzt leicht, was hier zu thun sei, um dem jedenfalls Verunglückten Hülfe zu bringen. Müller hatte ganz recht, ein paar Stangen konnten leicht quer übergelegt werden, denn die Spalte mochte kaum vier Fuß breit sein; aber es mußten dann auch Querhölzer daran ge-

schnürt werden, damit man einen festen Halt darauf bekam. Das war also vor allen Dingen fertig zu machen, alles Weitere mußte verschoben werden, bis man von dort aus rekognosziren konnte.

Der alte Mann versäumte auch keine Zeit. Mit ordentlicher Jugendfrische kroch er zurück und eilte dann selbst mit den Holzmachern in den Wald hinaus, um die nöthigen Hölzer in der gehörigen Länge abzuschneiden. Zusammengebunden mußten sie freilich erst in der Höhle selber werden, da man sie sonst nicht hineingebracht hätte; aber das ging ja auch leicht an, da der Raum da drinnen gar nicht so beschränkt war, so daß man sich ziemlich frei bewegen konnte.

Der Förster hatte allerdings, schon wie er das erste Mal in der Höhle war, wieder und wieder hinabgerufen, um zu hören, ob der Forstgehülfe noch am Leben sei; aber er horchte vergebens. Ein paar Mal war es ihm, als ob er da unten ein dumpfes Brausen höre, und einmal hätte er darauf schwören mögen, daß er Hundegebell vernommen. Jagte der Dachs noch? — aber dann klang es auch wieder wie das ferne Heulen des Windes, und zuletzt summte es ihm so vor den Ohren, daß er gar nicht mehr im Stande war, etwas Bestimmtes zu unterscheiden.

Müller und Metzler mußten jetzt mit in die Spalte kriechen, und während ihnen der Förster mit der Fackel leuchtete, schnürten sie unter seiner Leitung eine Art Gestell zusammen, das fest genug war, drei Mann mit Leichtigkeit zu tragen, und jetzt erst begann die nähere Untersuchung der Felsspalte, in welche der unvorsichtige Forstgehülfe jedenfalls hinabgestürzt sein mußte.

Zu diesem Zweck mußte die Laterne herbeigeschafft werden, die Buschmann an ein Seil band und dann selber vorsichtig über den hier ziemlich schlüpfrigen Boden hinaus auf das Gestell rutschte, um von dort aus die Laterne hinabzulassen.

Die Spalte war aber tiefer als er selber geglaubt — es ging ein ganz verwünschtes Stück hinunter, und das trüb brennende Talglicht verbreitete dort unten lange nicht genug Helle, um irgend etwas deutlich zu unterscheiden.

„Es kann nichts helfen, Müller," sagte da der Förster, „Ihr seid von uns der Leichteste und müßt einmal hinunter — bindet Euch das Seil um den Leib und laßt dann die Anderen draußen mit hereinkommen und anfassen, dann rutscht in Gottes Namen. Hier an der einen Seite scheint auch feuchter Lehmboden zu sein, und Ihr findet vielleicht unterwegs einen Fußhalt."

Es wurde weiter kein Wort gesprochen. Metzler, ein durchaus praktischer Kopf, hatte das rasch geordnet; die Holzmacher und Forstschutzleute wurden nacheinander durch die Felsspalte postirt, so daß Jeder einen festen Halt an dem Seil bekam. Müller knotete sich dasselbe dann fest unter den Schultern durch, und sich auf den Boden setzend gab er Befehl, langsam nach und nach ihn hinunter zu lassen. Der Förster saß dabei noch immer auf dem Gestell und ließ jetzt die Laterne langsam mit dem Niedergleitenden sinken, so daß dieser doch immer etwas Licht um sich hatte und sehen konnte, wo er sich befand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Frühmesse der tyroler Landesvertheidiger.

Von

A. Rastwalden.

(Bild S. 245.)

Die italischen Kämpfer aller Orten kannten während der Kriege in den letzten Jahren die ihnen gegenüberstehenden Tyroler nur als „Diavoli!", Teufel! Sie theilten dieselben in „Diavoli grigi", graue, und „Diavoli neri", d. i. schwarze Teufel. Die Ersteren waren die tyrolischen Kaiserjäger, welche graue Uniformen tragen, und die Letzteren waren die Landesschützenkompagnieen und Landstürmer, welche häufigst mit dem dunkelbraunen Lodenrock bekleidet sind, der wohl in der Ferne für schwarz gehalten werden mag, um so mehr, wenn es dem Feinde schwarz vor den Augen wird!

Jeder Kompagnie der Landesvertheidiger schließt sich von selbst ein Geistlicher an, sei er aus einem Orden oder weltlich, oder die Kompagnie sorgt selbst dafür, den frommen Trost und Beistand nicht entbehren zu müssen. Wenn die Grate der Berge vom ersten Morgensonnenglanze berührt werden, bläst der Hornist „Sammeln!" Die Krieger erheben sich in den Bergschluchten, auf den grünen Höhenwiesen, im Thal- oder Hochwalde. Steht wo zufällig ein frommes Kreuz, so wird rasch dabei der Altar in irgend welcher Form aufgeschlagen. Im Walde eignet sich wohl bald ein Felsblock zum Tische des Herrn, oder eine Erderhöhung. Frommer und inniger wird sicher in keiner prunkvollen Kirche gebetet, als hier unter dem Laube und freien Himmel. Die Männer haben Heimat und Familie verlassen; wer weiß es, ob heute nicht schon die Kugel im Laufe steckt, welche den Betenden trifft und ihm keine Wiederkehr auf Erden läßt? Er empfiehlt dem Herrn seine arme Seele! Das Meßglöcklein läutet durch die Schluchten, Felstrümmer und Baumwirrnisse hindurch, die Kerzen flammen und der Geistliche vollzieht die Messe! „Amen!" tönt es dumpf und ernst, die Männer ziehen hinaus zum Tode, zum Siege!

Memoiren eines italienischen Polizeibeamten.

Von

J. Ristori.

9. Die Entführung.

Drei Tage lang hörte ich nichts weiter von dem Juwelier in der Porta del Po, und es konnte auch zur Entdeckung der Einbrecher nichts Besonderes geschehen, da der Beschädigte selbst einer solchen Entdeckung die größten Hindernisse bereitete. Ich traf eben Anstalten zur Uebernahme einer auswärtigen, gefährlichen Mission, da erschien ein Dienstbote Leverrier's im Bureau und bat mich, ihm so schnell als möglich zu seinem Herrn zu folgen. Fräulein Adriane sei mit List und Gewalt entführt worden.

Als ich in Leverrier's Haus kam, fand ich Alles in Bestürzung; der Juwelier selbst war außer sich; er rannte umher, schrie nach seiner Tochter und hielt in seiner konvulsivisch zitternden Hand einen offenen Brief, den er mir bei meinem Erscheinen reichte. Der Brief lautete wörtlich:

„Mein geehrter Herr! Ehe diese Mittheilungen Sie erreichen, wird die lange Abwesenheit Ihrer Tochter, die bekanntlich heut früh acht Uhr zur Kapuzinerkirche des Monte Rosa zu gehen vorgegeben, Sie beunruhigt haben. Aengstigen Sie sich jedoch nicht mehr, denn die reizende Adriane ist sicher aufgehoben und wird sich nicht mehr von mir trennen. Wir sind im wahren Sinne des Worts Eins. Es wäre sicher ganz fruchtlos, mein ehrenwerther Freund, an Verfolgung denken zu wollen, überhaupt unklug und nutzlos, Geschrei zu machen über eine Affaire, die zumal abgemachte Thatsache geworden ist. Ich werde, seien Sie versichert, wahrhaft zärtlich gegen Ihre liebenswürdige Tochter sein; diese selbst ist im vollen Bewußtsein der Unwiderruflichkeit der Thatsache und vergißt keinen Augenblick, daß Sie selbst das reizende Kind für mich bestimmt haben. Sie findet Trost über die zeitweise Trennung von ihrem Vater in der fortwährenden Bethätigung meiner Liebe, und vergilt diese Liebe eines Mannes, der um ihretwillen so viel gelitten und so viel gewagt, durch dankbare Hingebung. Was mich betrifft, so blieb mir ein anderes Verfahren nicht übrig. Die verrückte Eifersucht und die fortwährenden Verdächtigungen des neidischen, verächtlichen Gecken Mogard, sowie andere Ursachen nöthigten mich, mir auf ungesetzlichem und ungewöhnlichem Wege einen so köstlichen Schatz, wie Ihre Tochter, zu erringen. Entweder ich mußte sie entführen, oder ich hätte auf sie verzichten müssen, und wie konnte ein Mann mit warmem Blut in seinen Adern sich für die letztere Alternative entscheiden? Mehr habe ich für jetzt nicht zu sagen. Es wird lange, sehr lange dauern, ehe Adriane wieder nach Turin kommt; indessen beruhigen Sie sich, mein lieber Leverrier, durch den Gedanken, daß sich Ihre himmlische Adriane im Schutze eines Mannes befindet, der sie anbetet. Wir werden uns in wenigen Tagen auf der Fahrt nach dem Orient befinden und aller Wahrscheinlichkeit nach vor Ablauf von drei oder vier Jahren nicht wiederkehren.

Ihr ergebenster Diener und Freund
Henry Vicomte de Beauregard."

„Schurke! Schurke!" Das war mein erster unwillkürlicher Ausruf, als ich diesen Brief gelesen hatte. Leverrier, der sich auf ein Sopha geworfen hatte, deutete mit den Augen nach einem andern geöffneten Briefe, der auf dem Tische lag. Er kam von Paris und war an Herrn Alphonse Mogard gerichtet. Der angebliche Vicomte de Beauregard war danach Niemand anders als ein gewisser Philipp Mangard, sein Diener aber sein Stiefbruder, welcher sich durch zwei besondere körperliche Kennzeichen verrieth: er hinkte ein wenig und es fehlte ihm der kleine Finger der linken Hand. Beide waren berüchtigte Betrüger und Schwindler. Philipp war längst verheirathet; sein Weib, dessen bescheidenes Vermögen er durchgebracht, befand sich zur Zeit krank in einem pariser Hospital. Dem Gerücht nach hatte dieser Mangard aber noch ein halbes Dutzend andere Frauen, und die Polizei hatte ihn längst auf dem Korn; nur wurde er von einflußreicher Seite geschützt, weil er Spiondienste leistete und wegen seiner Kunst, sich zu verstellen, zu maskiren und den vornehmen Mann zu spielen, sehr geschätzt und sogar gut bezahlt war.

Guter Gott! Und in der Hand eines solchen Schandbuben befand sich die liebenswürdige, hochherzige und sittenreine Adriane! Wer rettete sie aus so nichtswürdiger Gesellschaft? Der unglückliche Vater verfolgte jede meiner Mienen und Bewegungen mit den Augen, als wolle er daraus neue Hoffnung schöpfen. „Ist Herr Alphonse Mogard zu Hause?" fragte ich. „Ich möchte wohl mit ihm sprechen." Flammen des Hasses sprühten aus des Juweliers Augen, als ich dieß sagte. — „Ja wohl," erwiederte er, „der junge Herr ist oben. Sprechen Sie mit ihm, wenn Sie wollen. Er wird uns auch nicht helfen können, aber er wird sich im Stillen freuen über das Unglück, das mich betroffen." — „Sie sind sehr ungerecht, Herr Leverrier; ungerecht und im Irrthum, denn ich bin überzeugt, daß Herr Alphonse Mogard ein zartfühlendes Herz hat." — „Verdammniß über solch' ein zartfühlendes Herz!" eiferte der Juwelier. „Vor kaum einer halben Stunde erwähnte er in meiner Gegenwart den Namen des Oberstlieutenants Marco, obschon er weiß, daß ich diesen Verehrer meiner Tochter hasse. Gehen Sie und sprechen Sie ihn! Er war heut den ganzen Morgen abwesend, und als er zurückkam, brachte er diese pariser Hiobspost mit. Ich werde mit Ihnen weiter reden, wenn Sie wieder herabkommen. Mein Herz ist von Stein und meine Nerven von Stahl geworden. Ich habe eines Vaters Aufgabe zu erfüllen, und bei Gott, ich werde nicht schwanken!"

Ich verließ den aufgeregten Mann und begab mich zu Mogard, den ich weit ruhiger fand, als ich erwartet hatte. Er vermochte zu meinem Erstaunen von einer Katastrophe, die selbst das Blut eines Polizisten in Eis verwandeln konnte, mit einer gewissen gleichgültigen Gelassenheit zu reden, obschon er doch selbst, wie er mir entdeckt, ein Verehrer Adriane's gewesen war. Als ich meine Verwunderung über seine Haltung ausdrückte, lachte er, doch war dieß Lachen sicher gezwungen. „Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden," sprach er, die Achseln zuckend. „Warum hörte dieser egoistische Vater trotz aller Vorstellungen nur auf den Betrüger! Warum wies er den braven Offizier, den Einzigen, den seine Tochter liebte, mit so thörichtem Widerwillen zurück? An allem Unheil trägt er allein die Schuld und ich bedaure ihn nicht. Uebrigens ist die letzte Lüge des sauberen Vicomte: er reise nach dem Osten, in ihrer Plumpheit der Leichtgläubigkeit eines solchen Vaters würdig. Was sollte der Mensch im Orient? Viel sicherer wird er in irgend einem Quartier von London oder Paris aufzufinden sein." In dieser Anschauung stimmte ich mit Mogard überein. Er sagte noch, daß er über das neue Ereigniß bereits an seinen Freund in Paris geschrieben hätte, um wo möglich weitere Spuren von Mangard aufzufinden.

Als ich zu dem Juwelier zurückkehrte, saß er fast regungslos in einem Armstuhle und starrte vor sich hin. Die Wuth der Verzweiflung hatte einer gewissen Resignation Platz gemacht. „Adriane ist verloren!" sagte er. „Wozu sich hierüber noch Skrupel machen. Ich muß sie als für mich todt und begraben betrachten und es bleibt mir nichts übrig, als sie und mich an ihrem Räuber zu rächen. Und so sei es; in dem Blute des Elenden will ich die Flammen meines Grimmes auslöschen — machen Sie keine Einwendungen, Signor Ristori! Predigen Sie nicht! Ich weiß ganz genau, was ich zu thun habe. Ich habe Ihren offiziellen Beistand gewünscht und werde dankbar sein. Sie sind arm und seit Kurzem verheirathet. Der Vicomte, oder Mangard oder wie der Bube sonst heißen mag, ist ganz sicher der Räuber der Juwelen, die wegen ihrer seltsamen Formen leicht wieder zu erkennen sind. Die Polizei und Justiz hat also den vollsten Grund, einzuschreiten, und ich denke, ich hoffe, das Verbrechen in Verbindung mit der Entführung und Entehrung meines Mädchens ist der Art, daß es dem Verbrecher lebenslängliche Strafarbeit einbringen wird. Das ist mehr als Tod und das freut mich. Ein Mensch, an die luxuriösesten Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, in Eisen, verdammt zu Entbehrungen, ohne die Möglichkeit der Erlösung — dieß Schicksal erflehe ich für den tückischen Buben, dem ich mein Alles vertrauen wollte. Wohlan, thun wir unser Bestes, um ihn zu erreichen. Sagen Sie Herrn Pinelli, der, wie ich weiß, ebenfalls arm ist, daß, wenn es durch irgend ein polizeiliches Mittel gelingt, den Betrüger und Räuber zu fangen, ich ihm ein Präsent von zehntausend Franken machen will. Dieß ist erlaubt und gewiß nur ein wohlverdienter Dank. Und Sie, Signore, bitte ich, mich auf einer schnellen Reise zu begleiten, was hoffentlich keine Schwierigkeiten haben wird. In einer Stunde bin ich bereit. Wir haben Eile. Ich habe mein Geschäft geschlossen und lasse Niemand zurück als einen alten Schnurrbart, auf dessen Treue ich bauen kann, als Wächter meines Hauses. Alle meine Dienstleute sind entlassen — das alte Leben ist ja todt und vorbei! Die Mogard's werden noch diese Woche ausziehen, ich will Niemand mehr in meinem Hause haben." — Ich erklärte mich zu sofortigem Handeln bereit. — „Tausend Dank!" rief Leverrier. „Nur handeln, handeln! Die Unthätigkeit brächte mich um (oder in's Irrenhaus! dachte ich im Stillen). Machen Sie sich schnell reisefertig, damit der Raubvogel nicht gar entkommt."

Was hätte ich gegen die rapiden Phantasieen des unglücklichen, halb wahnsinnigen Vaters aufstellen können? Ihm war es gewiß, daß wir den Räuber fingen, und er würde keine Gründe kühler Ueberlegung gehört haben. Nur noch ein Verlangen hatte ich — die Zimmer des falschen Vicomte mußten durchsucht werden. Dagegen hatte Leverrier in der Voraussetzung, daß es nicht lange aufhalte, nichts einzuwenden. Ich machte mich an's Werk und fand binnen Kurzem mehrere Schlüsselabdrücke in Wachs, und unter andern den des Juwelenkastens. Dieß gab über den Autor des Verbrechens völlige Gewißheit.

Ein Fürstensitz in Mähren.

Eisgrub.

Von

A. Silberstein.

(Bild S. 241.)

Der Glanz des Kaiserhauses in Oesterreich schaarte noch bis zu diesem Jahrhundert die reichsten Fürsten um dasselbe, und die Prunkliebe derselben, genährt theils am eigenen Stamme, theils an dem, was sie einstmals in fernen Landen sahen, brachte Erscheinungen zu Tage, welche wir noch heute anstaunen und an deren Buntheit und Ergötzlichkeit wir noch jetzt gerne das Auge weilen lassen. Der Fürstensitze gab es im Lande viele, von großer Berühmtheit der Schlösser und Parke, selbst der geistlichen Herren; sie enthielten Wasserkünste, maurische, gothische, chinesische Thürme und Pavillons 2c.; es gab Jagd- und Lustschlößchen der komplizirtesten Art, selbst Theater, Thierhetzen u. s. w. Einer der berühmtesten Fürstensitze, welcher sich in der Kunstgeschichte am Dauerndsten eingezeichnet hat, ist Eisenstadt nächst Oedenburg in Ungarn, durch die Eisenbahn nur mehr einige Stunden von Wien entfernt, wo Graf Esterhazy selbst den Kaiserhof zu Gast laden konnte und die fürstliche Hauskapelle von einem Manne wie Haydn dirigirt wurde. Der nächstberühmte Fürstensitz im Lande, welcher ihn sogar an äußerer Schönheit und Eleganz übertrifft, ist Eisgrub, dem Fürsten Liechtenstein als Majoratgut gehörig. Es liegt zwischen den neuerdings so berühmt gewordenen Städten Olmütz und Nikolsburg.



Tyroler Landesvertheidiger bei der Frühmesse im Walde. Von Gerasch. (S. 243.)

an der sogenannten brünner Straße, und ist von der Eisenbahnstation Lundenburg, welche man von Wien aus in kaum drei Stunden erreicht, nur mehr eine Stunde, d. h. zu Wagen, entfernt. Man ist dann bereits mitten im Parke, welcher mehr als eine Quadratmeile umfaßt und alle Schönheiten bietet, welche man nur in einem solchen ahnen und wünschen kann. Aussichten nach den Ausläufern der Karpathen und den sogenannten polauer Bergen, mittelalterliche Romantik und moderne Schönheit, Buntes aus allen Theilen der Welt u. s. w. Fast bildet das nur zwei Stunden entfernte Feldsberg mit all' diesem ein Ganzes, und eine prachtvolle Allee vereinigt sie. Mitten durch den Park zieht sich die mährisch-österreichische Grenze und an der Stelle ist ein stattlicher Tempel gebaut. Er wurde erst 1827 vollendet und ist 240 Fuß lang. Der Park trägt noch den französischen Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts an sich, in welchem er entstand; die spätere Zeit hat Manches hinzugethan, namentlich die Ritterburg, welche eine vollständige Waffenwerkzeugsammlung, Rüstungen und den ganzen schauerlichen Gerichtsapparat enthält. Aus früherer Zeit stammen die Moschee mit dem Minaretthurme, das chinesische Lusthaus und der steinerne Aquädukt. Wir finden ferner griechische Kolonnaden, einen Musentempel und römische Triumphbogen. Die Orangerie ist die größte Deutschlands, über 500 Fuß lang und enthält an tausend Stämme, unter denen viele das zweite Jahrhundert bereits hinter sich haben. Die Kunst ist ferner in Grazien-gruppen (Cirkus der Grazien), durch Psyche, Amoretten und derlei von berühmten Meistern vertreten. Im Schlosse selbst ist eine Gemäldesammlung von hohem Werthe. Das Ländliche vertreten ein idyllischer Meierhof und Fischerhütten aus Baumrinde, mit allen bezüglichen Einrichtungen, und die Fischzucht wird hier auch so großartig betrieben, daß die Teiche eine Berühmtheit erlangt haben. Man kann hier ein und zwei Tage, namentlich wenn man das nahe, ähnliche Feldsberg besucht, zubringen und immer Neues, Anziehendes entdecken. Der dem Publikum eröffnete Park wird viel von den Brünnern, Olmützern und Wienern besucht, und man kann hier im bunten Wechsel die mannigfaltigen österreichischen und mährischen ländlichen Trachten mit ihren hellen, zierlichen Farben sehen.

Russische Volks- und Gesellschaftsbilder.

Von

C. Bauer.

I.

Die moskauer Stände.

Wenn man eine Sache genau kennen lernen und beurtheilen will, ist es nöthig, sie von allen Seiten zu betrachten, auch selbst, wenn die Kehrseite einen unserem Geschmack nicht zusagenden Anblick darbietet. Noch nothwendiger ist es, diese Regel zu beobachten, wenn man es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Charakter eines Volkes zu studiren, und man darf sich daher nicht scheuen, ebensowohl die etwaigen Blößen und verborgenen Schwächen, als auch die geschminkte Außenseite desselben zu betrachten.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, meine Betrachtungen gleichermaßen in den niedrigsten Regionen, unter der Hefe des Volks, als in den aristokratischen Sälen der höheren Gesellschaft anzustellen, und gerade an diesen beiden entgegengesetzten Polen habe ich die am Meisten hervortretenden Merkmale gefunden, welche die russische Nation charakterisiren. Alle die verschiedenen Schichten, welche dazwischen liegen, wenn sie auch ihre besonderen, nationalen Eigenthümlichkeiten bewahren, gleichen doch mehr oder weniger dem überall so ziemlich ein und dasselbe Gepräge tragenden Mittelstande aller Länder und Völker, so daß es schwer sein würde, aus demselben heraus einen entschieden in die Augen fallenden Typus des Volkes zu finden. Versuchen wir die verschiedenen Schattirungen zu unterscheiden, welche uns in dem Mittelstande entgegentreten, so ist es hauptsächlich der Kaufmann, welcher unsere Aufmerksamkeit fesselt und der besonders in Moskau eine ganz bedeutende Stellung einnimmt.

Bis noch vor ganz Kurzem war dieser ehrenwerthe Stand in drei Klassen getheilt und nach ihren, dem Staate schuldenden Abgaben Kaufleute erster, zweiter und dritter Gilde genannt. Seit kaum vier Jahren ist die letzte, die dritte Gilde, aus Gründen, welche unten näher bezeichnet werden, aufgehoben — und dagegen eine im Auslande gebräuchliche Einrichtung eingeführt, derzufolge die kleineren Händler für die Erlaubniß, Handel treiben zu dürfen, und im Verhältniß zu der früheren Gildesteuer, eine geringe Abgabe zu zahlen haben, ohne daß ihnen jedoch die Berechtigung eingeräumt ist, sich Kaufmann zu nennen. Es wurde allerdings früher mit dem Anspruch an diese Bezeichnung ein großer Mißbrauch getrieben, und jeder Schneider und Schuster, ja jeder Muschik, der durch den Verkauf von Zündhölzchen, gebackenen Eiern, Kohl, Obst und Konfekten — sowie durch manche andere, dem Auge verborgenen Erwerbsquellen sich so viel Vermögen erworben hatte, um die etwa 80—100 Rubel jährlich betragende Gildesteuer zu zahlen — hatte das Recht, sich dem Kaufmannsstande zuzuzählen und die mit diesem Stande verbundenen Rechte in Anspruch zu nehmen.

Daß eine derartige Gleichstellung das aristokratische Gefühl der durch Bildung und Herkommen sowohl, als durch die größere Ausdehnung ihrer Geschäfte sicherstehenden Kaufleute bedeutend verletzen mußte, ist einleuchtend, doch wäre dieß keineswegs der Grund gewesen, eine andere Einrichtung zu treffen, wenn nicht in den letzten Jahrzehnten so viele Schwindelgeschäfte und häufige, unter den Kleinbürgern vorgekommenen Bankerotte das Auge der Staatsverwaltung auf diesen Uebelstand gelenkt und man entdeckt hätte, daß der Ehrgeiz, sich Kaufmann nennen zu hören, vielleicht auch öfter die Sucht, den Kredit auszubeuten, welcher den zur Gilde zahlenden Gewerbtreibenden immer bereitwilliger und in größerem Maße bewilligt wird, als dem gewöhnlichen Handwerker — hauptsächlich die Triebfeder war, welche die Letzteren zur leichtsinnigen Erweiterung ihrer Geschäfte veranlaßte, und daß oft die Ausdehnung, der Ertrag derselben in gar keinem Verhältniß zu den zu zahlenden Abgaben stand und daher nothwendig über kurz oder lang ein Fallissement herbeiführen und den vorher vielleicht ehrlichen, rechtschaffenen Menschen zum Betrüger stempeln mußte. Während man also die dritte Gilde gänzlich aufhob, hat man den Betrag der zweiten Gildesteuer, welcher früher fast 300 Rubel jährlich betrug, beinahe um die Hälfte herabgesetzt und dadurch den wirklich ein kaufmännisches Geschäft betreibenden Leuten, — wozu jedoch auch die Hotelbesitzer und Gastwirthe ersten und zweiten Ranges gerechnet werden, — die Last ihrer Abgaben bedeutend erleichtert, indessen der Kleinhändler, der Handwerker nur eine geringe, dem Ertrag ihres Gewerbes angemessene Steuer zu zahlen haben und ihrem Range nach das bleiben, was sie sind. — Der russische Kaufmann hat an der Art und Weise, wie er sich emporzuschwingen versteht, sehr viel Aehnlichkeit mit den Söhnen Israels, und die Verläugnung alles zum menschlichen Leben nothwendigen Comforts, die Schlauheit und Ausdauer, mit welcher er zu Anfang seiner Laufbahn, seinem Ziele, reich und angesehen zu werden, entgegenstrebt, grenzt fast an's Unglaubliche. — Von Hause aus nur wenig Bedürfniß kennend, an Entbehrungen gewöhnt und mit strengster Mäßigkeit und Enthaltsamkeit seinen Weg verfolgend — weiß er durch ruhiges, bedächtiges Handeln, durch Umsicht und namentlich durch die zuvorkommendste Höflichkeit, welche überhaupt und hervorstechender Charakterzug des russischen Volkes ist — sich allmälig eine ausgebreitete Kundschaft und dadurch eine behagliche Stellung zu sichern, und erst, wenn diese wohlbegründet und fest ist, umgibt er sich mit den äußeren Zeichen des Wohlstandes, die dann mit dem Wachsen seines Reichthums zu der äußersten Schaustellung russischen Luxus übergehen. — Man hat auffallende Beispiele dieser Art, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß wir heute vielleicht einem in eleganter Karrosse dahinrollenden Russen begegnen, der mit seiner in Sammet und Seide strotzenden Familie, in seiner sich breit machenden, behaglichen Würde, das Bewußtsein des sicheren Wohlstandes zur Schau trägt — und in dem wir bei näherer Betrachtung einen ehemaligen Dwernik (Hausknecht) erkennen, der neben seiner ziemlich einträglichen Stellung die Obliegenheiten und die Bewachung irgend eines Hauses wahrzunehmen, auch noch das bedeutend mehr lukrative Geschäft betrieb, in einer verborgenen Ecke des Thorweges oder Hofes das Obst, das Gemüse, die Eier und Kuchen, so wie noch hundert andere Kleinig-

leiten feil zu bieten, welche Bedürfniß und Jahreszeit gerade erforderlich machten. — Das Glück hat ihn begünstigt, Sparsamkeit und Ausdauer sind ihm behülflich gewesen, bald gibt er seine Stellung als Hausknecht auf, um sich eine kleine Lawka zu miethen, die er nach seinem Geschmack mit den verschiedenen Gegenständen anfüllt, welche dem Käufer niemals zu theuer erscheinen, da ihr Werth nicht nach Rubeln, sondern nach Kopeken berechnet wird — und die dem Verkäufer doch immer einen bedeutenden Gewinn abwerfen. Ehe man es sich versieht, ist ihm auch dieser Kreis zu eng geworden, er schreitet weiter, immer weiter und gelangt endlich auf den Standpunkt, auf welchem wir ihn jetzt erblicken. — Besonderer Kenntnisse und Bildung bedarf dieser Russe bei seinen Geschäften nicht; natürliche Schlauheit bei Berechnung seines Vortheils und praktische Uebung ersetzen bei ihm alles das, was wir im Auslande mit einem großen Aufwande von Zeit und Mühe erst erlernen müssen. Selbst die Rechenkunst hier zu Lande ist so eigenthümlich und dabei so einfacher und doch sicherer Art, daß sie Lesen und Schreiben ganz entbehrlich macht und wohl einer besonderen Erwähnung verdient. — Diese Rechenmaschine, Stchtaty genannt, welche man in jedem Geschäft, sowohl in den größten Comptoiren wie in den kleinsten Buden findet und die auch in einem gewöhnlichen Haushalt nicht fehlen darf, besteht nämlich aus einem länglich viereckigen Rahmen, in welchem, an den längsten Seiten laufend, sieben messingne oder eiserne Stäbe in gleichmäßiger Entfernung gezogen sind; auf einem dieser Stäbe sind zwei oder drei — auf den übrigen sechs jedesmals zehn runde Knöpfe angebracht, welche sich hin- und herschieben lassen, gewöhnlich von gelber Farbe sind und nur in der Mitte durch zwei oder drei von abstechender, in der Regel schwarzer Farbe unterbrochen werden. — Der erste der Stäbe bedeutet die Tausende, der zweite die Hunderte, der dritte die Zehner, der vierte die einzelnen Rubel; dann kommt der nur mit zwei oder drei Knöpfen versehene Stab, der hauptsächlich dazu dient, die Rubel von den Kopeken zu trennen, nächstdem aber für den Fall gebraucht wird, daß die Rechnung den Betrag von 10,000 Rubeln übersteigen sollte. — Auf dem nächstfolgenden Stab werden nun die Kopeken zu Zehnern, und auf dem letzten die Einzelnen gerechnet, und aus dieser einfachen, jedem Kinde leicht begreiflichen Einrichtung besteht die ganze nothwendige Rechenkunst des russischen Kaufmanns — womit ich jedoch keineswegs sagen will, daß man nicht auch andere Arten der Berechnung und wohlgeführte Bücher, selbst bei den kleineren Kaufleuten antrifft. — Mit unglaublicher Schnelligkeit verstehen dieselben ihre Knöpfe hin und her zu schieben, und in einem Nu sind sie mit der Berechnung auch selbst der größten Summe zu Stande gekommen, ohne sich zu irren. Man findet diese Rechenmaschinen häufig sehr klein, zierlich und elegant von Elfenbein oder Knochen gearbeitet, am Gewöhnlichsten aber sind sie von Holz.

Die Kaufleute erster Gilde nehmen unbestritten einen bedeutenden Rang in Rußland überhaupt ein, am Meisten ist dieß jedoch in Moskau, dieser Metropole des russischen Binnenhandels, der Fall, wo sie allein die Aristokratie bilden und mittelst ihrer pekuniären Macht die übrige Gesellschaft beherrschen. Kann man sich in Deutschland wohl einen Begriff von dem kolossalen Vermögen einiger dieser Geldaristokraten machen? — Ich glaube, nein! — Jeder dieser Leute ist ein Fürst im Kleinen und seine Paläste sind nicht etwa auf Schwindel und Spekulation, sondern auf sicheren Grund und Boden gebaut. Werfen wir einen Blick in das Innere eines dieser Kaufmannshäuser, um unsere Idee über dasselbe einigermaßen klar zu machen. Ich will nicht von dem äußeren Luxus, von der ungeheuren Pracht sprechen, die uns bei jedem Schritte, den wir thun, in die Augen fällt; das sind Sachen, welche wir anderwärts auch finden können, ohne daß wir deßhalb auf positiven Besitz schließen dürfen. — Diese türkischen Teppiche, diese Sammettapeten, diese Alabastervasen und Statuen, diese werthvollen Oelgemälde und seltenen Kunstsachen aus Japan und China dürfen im Verein mit dem übrigen Ensemble der Ausstattung unsere Augen nicht blenden. — Wir wollen das Leben, die Familie des Mannes kennen lernen, — erst dann können wir uns einen richtigen Begriff von seinen Verhältnissen machen.

Bei unserem Eintritt in das Haus ist es zuerst die ungemein zahlreiche Dienerschaft, welche uns Ausländern namentlich auffällt und die mit zu den Haupterfordernissen des guten Tons gehört. Fast für eine jede Art der häuslichen Arbeit gibt es eine besonders angestellte Person, und die Dame von Welt ist so sehr gewöhnt, sich fortwährend von diesen dienstbaren Geistern umringt und gefolgt zu sehen, daß sie dieselben nicht mehr als Menschen, sondern als zum Leben nothwendige Dinge ansieht und sich nicht scheut, manche Handlung, die man sonst vor den Augen Anderer sorgsam verborgen hält — selbst den Blicken des männlichen Personals auszusetzen, sowie denn überhaupt, in Parenthese sei es gesagt, die Ungenirtheit der russischen Damen alle ausländischen Begriffe übersteigt. Dagegen hat man in anderer Beziehung über den Anstand seine eigenen Ansichten, die man auch skrupulös befolgt. So ist es zum Beispiel nicht guter Ton, sich an den Fenstern seiner Wohnung zu zeigen, oder gar an denselben zu sitzen — noch weniger aber darf das schöne Geschlecht sich zu Fuße auf der Straße zeigen, und es ist eine große Seltenheit, wenn man das Glück hat, einer dieser zuweilen sehr graziösen Gestalten auf dem breiten Trottoir zu begegnen, und auch dann nur immer in Begleitung einer alten weiblichen Duenna und eines in respektvoller Entfernung sich haltenden Bedienten, der selbst bei einem Gange zur Kirche nicht fehlen darf, und wäre es auch nur, um die Thüren bei dem Eintritt ihrer Herrinnen zu öffnen und zu schließen, ein Geschäft, womit dieselben schon in keinem Falle, auch zu Hause nicht, sich befassen würden. — Unter dem reichen Dienstpersonal, von dem der höher stehende, männliche Theil in schwarzem Anzuge mit weißer Kravatte, der niedere Theil in dem so kleidsamen Nationalkaftan von brennend rother Farbe erscheint, fällt uns ganz besonders die Amme des Hauses auf, deren eben so kostbarer als origineller Tracht wir eine besondere Beschreibung widmen wollen. — Der ziemlich lange, weite, oben in dicke, bauschige Falten gelegte Rock von schwerem rothem, blauem oder sehr bunt gemustertem Seidenstoff hat häufig unten einen Besatz von Gold- oder Silberborten; hieran schließt sich ein Oberleibchen von weißem, klarem Zeug mit weiten, bauschigen Aermeln, züchtig am Halse geschlossen, — was im Winter natürlich durch wärmeren Stoff ersetzt wird — und eine lange, breite Schärpe, fast bis auf die Füße fallend, von weißem feinen Mousselin, mit breiter, kostbarer Stickerei ringsum, welche über der Brust befestigt wird, vervollständigt diesen reichen Anzug, zu welchem einige Schnüre Perlen, ein goldenes oder silbernes Heiligenbild, in einzelnen Fällen auch eine goldene Kette nicht fehlen dürfen. Das Originellste ist aber jedenfalls der Kopfputz, der aus einem eigenthümlichen, den Kopf gleich einem Halbmond umgebenden Schirm, Kakaschaik genannt, und einer hinten an demselben befestigten, in breite Falten gelegten Haube aus schwerem Sammet- oder Seidenstoff besteht, welche letztere ganz die niederhängende Form der jetzt von unseren Damen getragenen Netze hat. Beides, Schirm und Haube, sind gewöhnlich von ziemlich greller Farbe und reich mit Gold, Silber und Perlenstickerei verziert; sehr oft hängen auch noch fünf bis sechs breite Seidenbänder in verschiedenen Farben vom Nacken bis auf die Füße herab. Diese Kakaschaiks haben oft einen im Verhältniß zu ihrer Bestimmung fabelhaft hohen Werth, da jede Familie eine gewisse Eitelkeit an den Tag legt, die Ausstattung ihrer Amme so kostbar als möglich zu machen — und der ganze Anzug wird gleich einer Livree für die verschiedenen, desselben bedürfenden Personen aufbewahrt und nur für besonders geleistete Dienste, oder wenn man derselben nicht mehr nöthig zu haben glaubt, der Trägerin zum Geschenk gemacht. Sehr oft wird die Amme eines oder des anderen Kindes für ihre ganze Lebenszeit in dem Hause aufgenommen und versorgt, wo sie alsdann, nur mit leichten Arbeiten beschäftigt, immer ihren Antheil besonderer Liebe genießt. In Petersburg ist diese Ammentracht einer Modifikation ihrer Form nach unterworfen, doch kann ich nicht gerade sagen, daß dieselbe geschmackvoller wäre. Die dort am Meisten vorherrschende Farbe bei der Wahl des Anzugs ist ein grelles Roth und die Unmasse der beinahe handbreiten Goldborten, welche daran verschwendet ist, läßt diesen Anzug sehen von einem Ende der Straße bis zum anderen, aus der Menge hervortreten und übt, wenn auch einen sehr auffallenden, doch keineswegs wohlthuenden Anblick auf den Beschauer aus. Der Kopfputz ist dort derselbe wie in Moskau.

(Schluß folgt.)

Der Vetter auf Besuch beim Neffen Studio.

Von C. Juch.



Auf der Promenade erläutert der Bursch die erlangte Kunst des Fechtens durch Handgriffe.



In der Kneipe wird ein Rundgesang angestimmt: „Bruder, Deine Liebste heißt?!“



Der Herr Vetter muß „Smollis!“ trinken, selbstverständlich aus dem Horn der Verbindung.



„Fest und unerschütterlich!“



Beim Heimgange aus der Kneipe entstehen verschiedene Ansichten zwischen Polizei und Burschen.



Der Herr Vetter wird als Hauptbetheiligter bei den Excessen arretirt und hat Muße, über das schöne Leben an der Universität reifliche Erwägungen anzustellen.



Der Fremde an der Gruft der Trevanian's. (S. 251.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

11. Der Wucherer und seine Geschäfte.

„Also Sie erinnern sich meiner?“ fragte der Fremde im Mantel den „Geschäftsmann“, als Beide allein waren. — „Ganz genau, Sir! Ein Jahr ist keine lange Zeit und das Geschäft war nicht derart, daß man es leicht vergißt; es hat meine Börse geschröpft, obschon Sie viel bezahlt haben. Der Mann, welchen ich brauchte, nahm das Brod vom Altare. Was er forderte, war so bedeutend, daß ich genöthigt gewesen sein würde, als Bettler aus dem Lande zu gehen. Sie hätten müssen das Doppelte geben, Sir!“ — „Wohlan, wenn Sie jetzt für mich arbeiten wollen, setzen wir uns in's Vernehmen und ich werde reichlich bezahlen.“

Die Augen des Wucherers funkelten. Gold war sein Gott; er wagte Alles, um es zu erhalten. Indeß gab er sich mit gewohnter Arglist ein gleichgültiges Ansehen und brummte Einiges von seinem hohen Alter, welches ihm nicht mehr gestatte, so thätig zu sein wie früher. — „In diesem Falle muß ich anderwärts Bereitwilligkeit suchen,“ bemerkte der Fremde, indem er sich zum Gehen anschickte. — „Nein, nein!“ entgegnete Peter Quin rasch; „ich möchte um Alles in der Welt keinen Klienten unbefriedigt gehen lassen. Sie können mir noch immer völlig vertrauen. Dieser alte Kopf weiß die gefährlichsten Geheimnisse festzuhalten ... Donner und Doria, wenn ich sprechen wollte! Aber ich bin stumm, stumm wie das Grab! Also, um was handelt es sich?“ — „Um die Entfernung eines Kindes. Die Sache ist leicht; es gehört armen Leuten, welche in einer isolirten Hütte weit von hier wohnen.“ — „Bloß um die Entfernung — um nichts weiter handelt es sich?“ fragte Quin mit einem forschenden Blick auf seinen Besucher. — „Um nichts weiter, wenn sich Jemand findet, der gegen eine entsprechende Summe das Kind bewahrt, ohne nach seiner Herkunft zu fragen.“ — „Und wo befindet sich das Kind?“ — „Sie werden es erfahren, sobald wir über die Bedingungen einig geworden sind. Wollen Sie übernehmen, was ich verlange?“ — „Ja, gewiß, Sir! Es handelt sich ja nur um die Entfernung eines Kindes. Wäre es etwas Anderes gewesen, so hätte ich's wahrscheinlich nicht übernommen, denn die Justiz ist jetzt wachsamer als sonst, und ich bin alt, sehr alt, es ist Zeit, daß ich daran denke, meine Rechnung mit dem Himmel in Ordnung zu bringen. Indeß — der Himmel ist barmherzig, und ich habe nichts Schlimmeres gethan als viele Andere. Mein Gott, es ist doch nöthig, daß man seine Existenzmittel erwirbt!“

Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des Fremden, als er in dieser Weise den alten Wucherer von der himmlischen Barmherzigkeit reden hörte. „Also — Ihr Preis, Mann?“ fragte er ungeduldig. — Es war nicht Peter Quin's Gewohnheit, ohne Weiteres die Summe zu nennen, die er verlangte, sondern er pflegte vorher von den verschiedenen Wechselfällen, Schwierigkeiten und Hindernissen zu sprechen, die er mit in Rechnung ziehen müsse; so bereitete er allmälig seine Auftraggeber auf die übertriebenen Forderungen vor, die er stellte, und wenn er dann seinen Preis einmal genannt hatte, vermochte keine irdische Macht ihn zur Verringerung desselben zu bewegen. „Es ist jetzt sehr schwierig, passende Leute mit gutem Willen zu finden,“ sagte er zögernd, „und noch seltener sind Gehülfen, die volles Vertrauen verdienen. Ich aber bin zu alt, um selbst handeln zu können. Ich vermuthe, es ist viel für Die zu gewinnen, welche die Entfernung des Kindes wünschen?“ — „Nein, es gehört armen Leuten, wie ich schon bemerkte.“ — „Es ist für mich nöthig, die Entfernung des Aufenthalts des Kindes von hier zu kennen. Sie haben keine Idee davon, Sir,

wie unvernünftig jetzt die Welt ist. In meiner Jugend riskirte man ohne Bedenken seine Haut, jetzt fürchtet man sich vor einer simplen Deportation. Die Leute lieben es jetzt viel zu sehr, die Heiligen und Angenehmen zu spielen. Darum kommt es darauf an, zu wissen, wo man zu handeln hat." — „Das kümmert mich Alles nicht!" versetzte der Fremde verdrießlich. „Ich habe keine Zeit mit unnützen Diskussionen zu verlieren. Sagen Sie mir Ihren Preis!" — „Tausend Pfund!" antwortete Peter Quin langsam und bestimmt. „Viel Geld, aber für Sie ein Leichtes, Sir." — „Was wissen Sie davon, Mann!" — Peter Quin lächelte und schwieg. Es war selten, daß er nicht irgend etwas von Denen wußte, die seine Dienste in Anspruch nahmen. — „Darauf kommt es nicht an, ob es mir schwer oder leicht wird, die Summe zu bezahlen," fuhr der Fremde fort, „wenn ich sie nur bezahle! Ist Alles in diesem Betrag begriffen?" — „Alles, Sir." — „Und Sie versprechen, dafür das Kind in unbedingte Sicherheit zu bringen?" — „Ganz gewiß!" — „Unter welchem Modus soll die Zahlung geschehen?" — „Siebenhundert Pfund sogleich, den Rest acht Tage nach der Entfernung des Kindes. Ich sage, acht Tage nachher, wobei ich voraussetze, daß Sie sich während dieser Zeit nicht weit entfernen; aber diese Frist dürfte nicht überschritten werden." — „Und wenn es geschähe?" — „Dann würde das Kind seinen Verwandten zurückgegeben und die gezahlten siebenhundert Pfund wären für Sie so gut wie in die Themse geworfen."

Der Vertrag ward unter diesen Bedingungen abgeschlossen, der Fremde bezahlte sofort die bedungene Summe in Gold und Banknoten und entfernte sich.

„Er glaubt mich betrügen zu können," brummte der Wucherer, als er allein war. „So reich und so geizig! Es gibt keine Ehre mehr in der Welt!" Wieder in sein Kabinet eingetreten, kroch er unter den Tisch, öffnete nicht ohne Mühe eine Diele des Fußbodens und hob aus einer Höhlung eine kleine eiserne Kassette heraus. Diese schloß er mit einem an seiner Uhrkette hängenden Schlüsselchen auf, zog ein Papier daraus hervor und las es aufmerksam. „Derselbe Name!" flüsterte er. „Meine Erinnerung täuschte mich nicht. Oho, den Peter Quin betrügt man nicht, Sir! Sie waren hinterlistig und das erspart mir den Streich!" Er rieb sich vergnügt die Hände. „Ein ergiebiger Tag, ein glänzender Tag heute! Tausend Pfund und dazu das Kind im Besitz!"

Es klopfte jetzt von Neuem an die Hausthür. Die Kassette wurde sorgfältig wieder verschlossen und in ihr Versteck zurückgebracht. Der Alte war mit diesem Geschäft zu Ende, als Martha erschien und meldete, der Kapitän sei angelangt und wünsche Peter Quin zu sprechen. Ein großer, schöner Mann von etwa dreißig Jahren trat ein. Er legte ohne Umstände die Hand um Martha's Taille; diese fuhr mit Abscheu zurück. — „Geh' in Deine Kammer, Martha!" sagte der Alte zornig. Diese verließ sofort das Kabinet. — „Alter Freund, immer noch so hart? Sie stehen ja dem Mädchen im Lichte! Es ist doch Zeit, daß sie einen Mann bekommt!" — „Sie vielleicht, Kapitän, he?" — „Warum nicht? Meine Familie ist nobel!" — „Bah, ich kümmere mich viel um Familien! Die schlauesten Halunken, welche ich kennen gelernt, hatten aristokratisches Blut in ihren Adern. Martha heirathet übrigens nicht, so lange ich lebe. Ich mag nicht, daß sich die Gentry in meine Angelegenheiten mischt und ihre Nase in meine Geheimnisse zu stecken sucht." — „Und den Herrn Schwiegervater an den Galgen bringt, damit der Gemahl das Vermögen seiner Enkelin in Besitz nehmen kann!" versetzte der Kapitän mit boshaftem Spott. „Sie haben recht, alter Plutus, vollkommen recht." — Peter Quin biß sich auf die Lippe. „In diesem Falle würde ich zuvorkommen," bemerkte er mit überlegenem Lächeln, „denn es gibt wenige von Denen, die bei mir aus- und eingehen, welche ich nicht auf die Anklagebank und in's Zuchthaus oder nach Australien bringen könnte. Meine Gliedmaßen beginnen mir zwar den Dienst zu versagen, aber mein Kopf ist fest und mein Gehirn in gutem Zustande. Ich wollte Den sehen, der den Versuch machte, mich dem Galgen zu überliefern!"

Vielleicht nahm der Kapitän an, diese Worte gälten ihm, wenigstens änderte er sofort den Gegenstand des Gesprächs und kam auf die Angelegenheit, die ihn zu Peter geführt hatte. Es handelte sich um nichts Anderes, als den Verkauf von Silberzeug und Kleinodien, welchen der Kapitän bewirken wollte. Der Alte übernahm Alles, was Jener ihm anbot, zu niedrigen Preisen. Die Menge solcher und anderer Gegenstände, welche der Kapitän zu verschiedenen Zeiten an Peter Quin bereits verkauft hatte, war ganz erstaunlich. Immer starb zu rechter Zeit ein Verwandter oder sonst Jemand, um dem Kapitän eine Erbschaft zu hinterlassen.

Dieß Geschäft war übrigens das letzte, welches Peter Quin an diesem Abend machte; nachdem der Kapitän sich entfernt und der Alte vorsichtig im ganzen Haus die Runde gemacht hatte, um sich zu vergewissern, daß Thüren und Fenster gehörig verschlossen waren, las er ein Kapitel in der Bibel und begab sich dann zu Bett.

12. Hochzeit und Trauer.

Das Erstaunen in Farmsfield war groß, als bekannt ward, daß der Organist Graham Therese Moore heirathen werde. Frau Franklin und die Misses Shark schlossen ganz einfach, daß der junge Mann verrückt sei. Die Rolle, welche Doktor Benett bei der Sache spielte, erweckte gegen ihn lebhafte Mißstimmung; denn nicht allein, daß er den Brautvater machte und in seiner Behausung das Hochzeitmahl herrichten ließ, er erklärte auch laut und feierlich, er bedaure, keine Tochter zu besitzen, welche als Ehrenjungfrau diese muthige, unschuldig verleumdete Therese zum Altar geleiten könne.

Am Morgen des zur Trauung bestimmten Tages erschien Doktor Benett in einem Wagen an der Wohnung Theresens, um diese, sowie die alte Mary Page abzuholen, welche sich's nicht nehmen ließ, ihre gute Gebieterin auf ihrem schönsten Gange zu begleiten. Therese hatte glänzende Toilette gemacht, weil sowohl Benett als ihr Bräutigam dieß verlangten. Als Alle zur Fahrt nach der Kirche bereit waren, küßte Therese die kleine Fanny, welche einstweilen in der Obhut der Frau blieb, in deren Häuschen das Mädchen mit der Magd wohnte, und ließ sich dann in den Wagen heben.

Die Kirche war dicht gefüllt; mehr als eine Bemerkung ward vernehmlich, als Doktor Benett die zitternde Braut aus dem Wagen in dieselbe führte. Einige ihrer früheren Bekannten traten nach Beendigung der Ceremonie an's Altargitter und beglückwünschten sie; eine Genugthuung, welche Therese mit wehmüthiger Freude empfing. Graham, der mit Stolz seine junge Gattin führte, mußte nahe an der Stelle vorüber, wo Frau Franklin mit den beiden Töchtern des Gerichtsschreibers Platz genommen hatte. Die Mädchen lächelten höhnisch und wendeten sich verächtlich ab, obschon sie sich gedrängt gefühlt hatten, der Trauung beizuwohnen. Die Augen Benett's sprühten Flammen, als er bemerkte, wie dieß widerwärtige Betragen die junge Frau verletzte. „Das Frauenzimmer hat Glück gehabt," bemerkte Frau Franklin so laut, daß ihre ganze Umgebung es hören konnte; „denn sie hat zuletzt doch einen Mann bekommen!" — „Mr. Stephan hätte sie mit Vergnügen genommen," versetzte Mary Page in demselben lauten Tone; „aber Niemand mag den Sohn wegen seiner Mutter!" — Therese zitterte heftig. Mr. Benett trat neben sie und ergriff ihre Hand. „Ich schätze mich glücklich," sagte er sehr vernehmlich, „daß diese malitiöse und nichtswürdige Frau (auf Stephan's Mutter deutend) mir Gelegenheit gibt, das, was ich vertraulich bereits erklärt, laut und öffentlich zu wiederholen. Ich bin ein alter Mann, und ihr Alle kennt mich. Vor Gott und in seinem Hause versichere ich, daß das Kind, welches Therese Moore, nun Therese Graham, den Zorn ihres Vaters und die schändlichsten Beschuldigungen ihrer Nachbarn zugezogen hat, nicht das ihrige ist. Ich war bei dessen Mutter in der Stunde seiner Geburt, ich habe seinen ersten Schrei gehört, und ich bin jeden Augenblick bereit, dieß zu beschwören. Aengstigen Sie sich nicht mehr, Therese; Sie sind rein wie das Sonnenlicht, und es wird gewiß der Tag kommen, der Ihre Unschuld und die Bosheit Ihrer Feinde offenkundig macht!"

Ueberwältigt von innerer Bewegung, stützte sich Therese auf den Arm ihres Gatten und wankte zum Wagen, während Frau Franklin und die Töchter des Gerichtsschreibers, von einigen Spöttereien begleitet, die Kirche verdutzt verließen.

Mittlerweile hatte sich in der bisherigen Wohnung Theresens

ein seltsames Ereigniß zugetragen. Ihre alte Hauswirthin konnte der Versuchung nicht widerstehen, verstohlener Weise ebenfalls dem schönen Schauspiele der Trauung beizuwohnen. Einen Augenblick dachte sie daran, die kleine Fanny mitzunehmen, aber die Befürchtung, den bösen Zungen durch die Gegenwart des Kindes neue Nahrung zu geben, ließ sie diese Idee aufgeben. Sie rief die zwölfjährige Tochter einer Nachbarin, Katharina Burnes, herbei, vertraute ihr das Kind an und ließ sich versprechen, daß diese bis zu ihrer Rückkehr das Haus nicht verlassen wolle. Dieß geschah, und die Wirthin eilte ohne die mindeste Unruhe in die Kirche.

Etwa eine halbe Stunde nach ihrer Entfernung hielt ein Reiter von robuster Gestalt hinter dem Häuschen, band sein Pferd an und trat durch den Hof in die Küche, wo Katharina mit dem Kinde auf dem Schooße saß. Das Mädchen erschrak beim Anblick des Fremden, der einen großen Bart, eine mächtige Reitpeitsche unter dem Arme und hohe Reiterstiefeln trug. „Ist dieß das Kind der Therese Graham?" fragte der Mann mit rauher Stimme. — „Ja, Sir!" antwortete Katharina. Ohne weiter ein Wort zu sagen, nahm der Fremde die Kleine, wickelte sie in ein Tuch und schlug einen Theil seines Mantels um dieselbe. Seine Augen ruhten einen Moment wie glühende Kohlen auf der erschrockenen Wärterin. „Ich mache Dich todt, wenn Du nicht ruhig hier sitzen bleibst, bis ich wieder hereinkomme!" sagte er und entfernte sich. Gleich darauf hörte Katharina den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes, und der Fremde kam mit dem Kinde nicht wieder.

Als die alte Wirthin nach Beendigung der Trauung wieder in ihre Behausung kam, war diese wie ausgestorben. — Katharina war weinend zu ihrer Mutter zurückgegangen und es kostete Mühe, den Sachverhalt von ihr zu erfahren. Unter lautem Schluchzen erzählte sie das Erscheinen und die That des fremden Mannes. Mit Schrecken eilte die Alte in Doktor Benett's Haus, wo die wenigen Hochzeitgäste in froher Stimmung bei der Tafel saßen. Sie ließ den würdigen Arzt herausrufen und theilte ihm mit, was geschehen. Als dieser in das Zimmer zu den Gästen zurückkehrte, war er blaß und verstört. „Meine guten Kinder," sagte er, die Hände der jungen Gatten ergreifend, in traurigem Tone, „der Schmerz wohnt immer dicht neben der Freude. Ich bin genöthigt, euer Glück durch eine betrübende Kunde zu stören." Therese dachte unwillkürlich an ihren alten Vater. „Nein," fuhr Doktor Benett fort, „nicht er ist's, von dem ich zu sprechen habe." Er erzählte die Wegnahme der kleinen Fanny — ein furchtbarer Schlag für die arme Therese! Die Tafel ward sofort aufgehoben, und der Kummer trat an die Stelle der Freude.

Doktor Benett und Graham trafen sofort Anstalten zur Erforschung des Urhebers des Raubes. Die Spuren des Reiters ließen sich über Mansfield bis Nottingham verfolgen. Von dort hatte er das große Pferd geliehen, das er geritten; aber in Nottingham verloren sich die Spuren. Selbst eine Belohnung von fünfundzwanzig Pfund Sterling, die Benett öffentlich versprach, und die Nachforschungen der Polizei blieben ohne Erfolg.

Begeben wir uns auf kurze Zeit nach dem an der Kirche befindlichen Friedhofe zurück, wo der alte Mike nach der Trauung langsam und sinnend umherging. Die Szene in der Kirche, namentlich die Erklärung des Doktor Benett beschäftigte ihn lebhaft, ohne daß er zu einem klaren Resultate gelangen konnte. Als er, aus der den Friedhof umgrenzenden Pappelallee heraustretend, um eine Ecke bog, sah er plötzlich einen Fremden auf den Stufen der Gruft der Trevanian's sitzen.

Dieser Fremde war augenscheinlich älter als er selbst; sein Nacken war gebeugt und die langen Haare, welche unter seinem breiten Hute auf den Kragen seines schwarzen Ueberrocks herabfielen, waren weiß wie Schnee. Ungeachtet seiner guten Kleidung gefiel der Greis dem alten Todtengräber nicht. Lavater's Name war ihm jedenfalls unbekannt, aber er war Physiognom in seiner Weise und erblickte nichts Gutes hinter diesen dicken, niedergezogenen, finsteren Brauen, diesen kalten grauen Augen und dem Netze tiefer Furchen, welches den untern Theil des Gesichts überzog. Der Mund deutete mindestens auf Geiz, auf List und vielleicht auf Grausamkeit. „Wer ist er? Was will er hier?" fragte sich Mike. „Er sitzt nicht umsonst hier auf dem Kirchhofe und schielt verdächtig unter dem Hute hervor!"

Mike schlenderte weiter und machte sich hie und da an einem Grabe zu schaffen, wobei er sich absichtlich mehr und mehr dem Fremden näherte. Letzterer erhob sich jetzt und redete, auf einen Stock mit goldenem Knopf gestützt, den alten Mike an. „Eine schöne Kirche das!" sagte er, vor dieser stehen bleibend. — „Eine sehr schöne Kirche!" versetzte Mike, ihn forschend betrachtend. „Kein Fremder pflegt nach Farmsfield zu kommen, ohne sie anzusehen. Ich kenne sie seit sechzig Jahren." — „Sie sind wohl hier geboren?" — „Ja; ich bin hier Todtengräber, Gerichts- und Polizeidiener, wie mein Vater vor mir war." — „Dann können Sie mir auch sagen, wem dieß Monument gehört, das ich eben betrachtet habe." — „Natürlich, Sir! Es gehört einer sehr alten Familie, einer der ältesten des Landes, wie ich wohl sagen kann. Es gibt hier kaum einen Stein, welcher nicht von der Familie Trevanian spräche." — „Ah, Trevanian; ich habe von diesem Namen schon gehört. In meiner Jugend habe ich einen John Trevanian gesehen, dieser aber ist gewiß schon todt. Erinnern Sie sich vielleicht dessen?" — „Ei gewiß, Sir; ich hab' ihn ja begraben! Sir John war der Vater des jetzt lebenden Baronets und nicht der schlimmste des Hauses. Er war erst vierzig Jahre alt, als er starb — die Trevanian's pflegen nicht lange zu leben." — „Und seitdem hat die Gruft einen neuen Zuwachs bekommen, wie ich bemerkt habe." — „Ja, Sir, den Sohn des jetzigen Herrn, Mr. Edmund; das war ein bedauernswerther junger Mann, den alle Welt liebte. Er starb an demselben Tage, an welchem er mündig ward. Er war der älteste Sohn Sir Richard's aus seiner ersten Ehe." — „Mit der Tochter des . . ." Der Fremde unterbrach sich selbst, denn er war im Begriff, vollständige Kenntniß mit den Familienverhältnissen der Trevanian zu verrathen. — Michel Tippin ergänzte den Satz: „Von der Tochter eines reichen londoner Kaufmannes, dessen Vermögen die ausgedehnten Güter schuldenfrei machte. 's ist ärgerlich, daß der arme gute Junge nicht zur Erbschaft gelangte!" — „Er war nicht verheirathet?" — „Nein."

Während dieser Unterredung hatte Mike vergeblich versucht, das Gesicht seines Gegners genau zu betrachten; bei jedem Versuche schoß ihm ein so fürchterlicher Blick aus den kalten grauen Augen zu, daß er selbst die seinigen niederschlug. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß ihm dieß begegnete. „Ich möchte ihn ohne seinen breiten Hut sehen," dachte er, und um ihn zu nöthigen, denselben abzunehmen, schlug er ihm vor, das Innere der Kirche zu beaugenscheinigen, aber der Fremde wies den Vorschlag mit Widerwillen zurück. Beide gelangten jetzt an die Räume des achteckigen Gebäudes, welches vor Zeiten das Gemach des geistlichen Kapitels gebildet hatte. Gleich einem düstern Mantel hüllte der Epheu die Ruinen ein, nur hie und da einen Blick auf die reichen Skulpturen, das schöne Säulenwerk und die Wappenschilde der alten Aebte gestattend. Die Kirche von Farmsfield hatte früher zu einer Abtei gehört, welche die Reformation beseitigte. Dicht an der Südseite der Friedhofsmauer befand sich ein isolirtes Grab. Kein Stein auf demselben nannte den Namen, das Alter oder den Stand der darunter schlummernden Person. Ein gewaltiger Strauch weißer Rosen wucherte indeß zu Häupten des Grabes; da man aber im September war, so befanden sich nur noch ein oder zwei blühende Rosen an dem Strauche. Der Fremde erhob den Arm und brach eine davon ab. „Ah, jetzt kenne ich ihn!" dachte Mike, den eine Erinnerung wie ein Blitz durchschoß. — „Wem gehört dieß Grab?" fragte der Fremde, indem er sich die Rose ansteckte. — „Mary Beacham ruht hier." — „Mary Beacham?" — „Eins der hübschesten Mädchen von Farmsfield. Ich erinnere mich ihrer aus der Zeit meiner jungen Jahre. Sie war der Stolz dieses Dorfes. Armes Mädchen! Als sie starb, verlangte sie, hier begraben zu werden. Es ist, wie Sie sehen, die abgelegenste Stelle des Friedhofs." — „Eine seltsame Wahl!" — „Ja; Leute, die jung sterben, haben oft kuriose Ideen. Aber sie hätte eigentlich wo anders begraben werden sollen!" Mike sagte die letzten Worte mehr mit sich selbst beschäftigt. — „Und wo denn?" fragte ihn der Fremde. Mike hatte unwillkürlich seine Augen auf die Gruft der Schloßherrschaft gerichtet. Er beantwortete die Frage nicht, und der Fremde wechselte das Thema, indem er von dem hübsch gelegenen Landhause sprach, welches der alte Moore mit seinen Töchtern bewohnt hatte. Michel erzählte geschwätzig die Geschichte dieser

Familie und der Fremde hörte sie mit verstecktem Interesse. Dann dankte er seinem Cicerone für die Mittheilungen und für die gehabte Unterhaltung und bemerkte, daß es für ihn Zeit sei, in sein Gasthaus zurückzukehren. Dabei zog er eine sehr schöne alte Taschenuhr hervor und sah danach. Beim Anblick dieser Uhr schwanden in Mike alle Zweifel in Bezug auf die Persönlichkeit, mit der er sprach. „Ich bin gewiß, Sie wieder zu erkennen!“ rief er, seine Hand auf den Arm des Fremden legend. — „Mich wieder zu erkennen?“ entgegnete der Fremde mit gezwungenem Lächeln. — „Ja, ich erkenne Sie, Peter Quin, eben so genau, wie Sie mich wieder erkannt haben. Die Jahre haben zwar unsere Gesichter gefurcht, aber hier, diese Uhr, die Sie in der Hand haben, ist für mich ein Merkmal, das die Zeit nicht geändert hat. Ich selbst habe diese Uhr in meiner Jugend oft in den Händen gehalten.“ Peter Quin, welcher in Wahrheit der Fremde war, steckte rasch die Uhr wieder ein. „Oho, Michel Tippin täuscht sich nicht!“ fuhr der Todtengräber lachend fort. „Ich wollte Sie unter Tausenden wiedererkennen. Es ist noch derselbe graue und kalte Blick, womit Sie auf Mary Beacham sahen, wenn diese mit Sir John Trevanian um den Maibaum tanzte! Diese Idee hatte ich schon, als Sie mich nach Mary's Grabe fragten. Herrlich! Als wenn Sie nicht so gut wüßten wie ich, daß ich's gegraben habe!“

Es ist hier zu bemerken, daß der Vater Peter Quin's vor vielen Jahren in Farmsfield Kirchspielschreiber war. Michel war als Knabe viel bei ihm gewesen und hatte sich an seiner schönen Taschenuhr ergötzt. Kurze Zeit nach dem Tode Mary Beacham's hatte der Sohn des Schreibers der Pfarrei, eben genannter Peter Quin, plötzlich das Dorf verlassen, und man hatte seitdem daselbst nie wieder etwas von ihm gehört. Sein eigener Vater nannte nie seinen Namen, selbst nicht gegen seine vertrautesten Freunde, und als er starb, vermachte er Alles, was er besaß, seinem Neffen.

„Nun ja,“ sagte der alte Geschäftsmann, „ich bin Peter Quin, Ihr alter Bekannter. Wie Sie sich denken können, hatte ich nicht im Entferntesten die Absicht, mich Ihnen zu verläugnen, obschon es mich amüsirte, nicht gleich erkannt zu werden. Auch das Alter hat seine Marotten, lieber Freund! Ich will Ihnen sogar gestehen, daß Sie der einzige Mensch hier sind, den ich sehen wollte. Es darf Sie dieser Widerwille gegen die Andern nicht wundern, wenn Sie an das unnatürliche Testament meines Vaters denken!“ — „Hat er Ihnen wirklich keinen Penny hinterlassen?“ — „Nicht einen!“ erwiederte Quin mit einem gräßlichen Schwure. „Aber sein Geld hat dem Erben auch keinen Segen gebracht!“ — „Das ist richtig,“ versetzte Mike sich schüttelnd; „Ihr Cousin starb verarmt.“ — „Und ohne Kinder?“ — „O nein, er hat einen Sohn hinterlassen, welcher hier Organist war und jetzt dasselbe Amt in Mansfield begleitet. Vorhin feierte er hier in der Kirche seine Hochzeit.“

Bevor der Geschäftsmann sich entfernte, fragte er noch, ob sein Vater nach seinem Abgange von Farmsfield ihn erwähnt habe. — „Niemals!“ erwiederte der Todtengräber, „und das erschien Jedermann räthselhaft, denn so viel man sehen konnte, war kein Zerwürfniß zwischen ihm und Ihnen — er würde Ihnen auch sonst die Uhr nicht gegeben haben, die Sie tragen. Warum hat er Sie doch enterbt?“ — Peter Quin brummte einige Worte über die Phantasieen der Alten und fügte hinzu, daß sein Cousin ihn jedenfalls betrogen habe. — „Das ist schwer zu glauben,“ sagte Mike. „Der alte Graham war der honetteste Mann, welchen es geben konnte. Jedermann achtete ihn; aber die Erbschaft bekam ihm nicht gut. Sein Vieh starb; man sagt an Gift. Mehrere Wechsel, die er zu bezahlen hatte, blieben ungedeckt, die Justiz griff zu. Seine Gattin starb vor Gram und er folgte ihr sehr bald nach, der arme Teufel!“

Peter Quin hörte diese Schilderung des Elends seines Vetters mit größter Genugthuung; seine Augen glänzten vor Freude, und ein Lächeln, gleich dem Schillern einer Schlange, bewegte seine Gesichtsmuskeln. „Mir war das Glück mehr hold,“ bemerkte er. „Ich komme aus Indien zurück, aus dem Lande der Verheißung, wo Alles, was ich angriff, sich mir in Gold verwandelte. Ich könnte ganz Farmsfield kaufen, wenn es verkäuflich wäre! Darum klage ich nicht um das elende Almosen, welches mein Cousin mir gestohlen hat. Doch nun will ich gehen. Sie können mich noch in Mansfield im Gasthof zum goldenen Engel besuchen, wo ich einige Tage bleiben werde.“ Tippin versprach, sich an demselben Abend einzustellen. „Gut; kommen Sie nicht zu spät und fragen Sie nur nach Mr. Quin!“ rief der Geschäftsmann, schon einige Schritte entfernt, ihm zurück.

Eine Stunde später befand Peter Quin sich auf der Straße nach London.

In's Dorf zurückgekehrt, hörte Mike die Neuigkeit, daß die kleine Fanny verschwunden sei. Er dachte sogleich an einen Zusammenhang dieses traurigen Ereignisses mit dem Erscheinen Quin's, aber die Unmöglichkeit, einen triftigen Grund für dieß Verbrechen aufzufinden, hielt ihn ab, die Idee weiter zu verfolgen. Als er Abends einen vergeblichen Weg nach Mansfield gemacht, erneuerte sich sein Verdacht; jetzt aber sprach er, aus Furcht, als Genarrter zu erscheinen, erst recht nicht davon.

Den alten Wucherer trieb es, nachdem sein Zweck erfüllt, wieder nach seinem Hause und seinen Schätzen. Er traute Niemand als sich selbst, obschon Martha bei seiner Abreise bestimmte Weisungen erhalten hatte. Einigen seiner Klienten durfte sie sagen, er sei abwesend; anderen ganz einfach, er sei beschäftigt. Das einsame Mädchen freute sich aus tiefster Seele, für einige Tage allein zu sein, und als hätte das Schicksal sich vorgesetzt, die Verschiedenheit der beiden Naturen stets grell zur Erscheinung zu bringen, rettete Martha an demselben Tage, an welchem ihr Großvater ein Kind stahl oder stehlen ließ, ein Kind seinen Eltern.

Das Wetter war schön, sie ging aus und gelangte bis nach Hampstead. Eine Menge Spaziergänger belustigte sich in dessen Umgebung. Zahlreiche Gruppen spielender Kinder schwärmten umher. Plötzlich bemerkte Martha, daß ein kleines Mädchen, dessen Brüder einen Ball warfen, danach springend in einen Morast gerieth und schreiend darin versank. Sie stürzte an die gefährliche Stelle, watete hinein und rettete das Kind, das sie den nun herbeieilenden Eltern freudig überlieferte. Zufällig bewohnten Mr. und Mrs. Gurton ein Haus in der Nachbarschaft Peter Quin's. Sie ließen ihren Wagen herbeikommen, da die Kleider ihres Kindes nicht gewechselt werden konnten, und forderten Martha auf, mitzufahren und bei ihnen zu speisen. Obschon sie abzulehnen suchte, wurde sie doch genöthigt und mit zartester Rücksicht behandelt. Mrs. Gurton gab ihr andere Kleider, weil die ihrigen beschmutzt waren. Als sie gegen Abend endlich aus Gurton's freundlicher Wohnung aufbrechen wollte, erbat sie sich ihre Kleider zurück.

Mrs. Gurton schlug ihr vor, sie wolle ihr dieselben am andern Tage zusenden und die ihrigen dagegen zurückfordern lassen. „Ich bin Ihnen sehr dankbar,“ erwiederte Martha verlegen, „aber dieß geht nicht an.“ — „Warum nicht?“ — „Weil diese Kleider die einzigen sind, die ich besitze.“ — „Die einzigen, die Sie besitzen!“ rief Mrs. Gurton, ihre Hände verwundert zusammenschlagend. „Und Ihr Großvater ist so reich! Aber hätten Sie Ihr Vermögen, das Vermögen, welches Ihre Mutter besaß, als sie heirathete! Alle Welt weiß, daß Peter Quin . . .“ — „Bst, Peggy!“ unterbrach ihr Gatte. „Das geht uns nichts an!“ — „Haben Sie meine Mutter gekannt?“ fragte Martha in höchster Gespanntheit, da sie bis dahin nicht einmal den Namen ihrer Mutter wußte. Die Frau Gurton's sah ihren Gatten an, welcher ihr ein Zeichen machte, daß sie schweigen solle. Martha wiederholte ihre Frage, aber vergeblich. Gurton mochte wohl einen Grund haben, Schweigen zu beobachten, und seine Frau wagte sein Gebot nicht zu übertreten. Martha verließ hiernach Gurton's Wohnung sehr traurig und kehrte in Peter Quin's Haus zurück, das ihr nun erst, nachdem sie freundlichere Räume gesehen, wie ein düsterer Kerker erschien. Ein starkes Klopfen an die Hausthür schreckte sie aus ihren Träumen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 236 enthaltenen Räthsels:

Acht.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 25.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

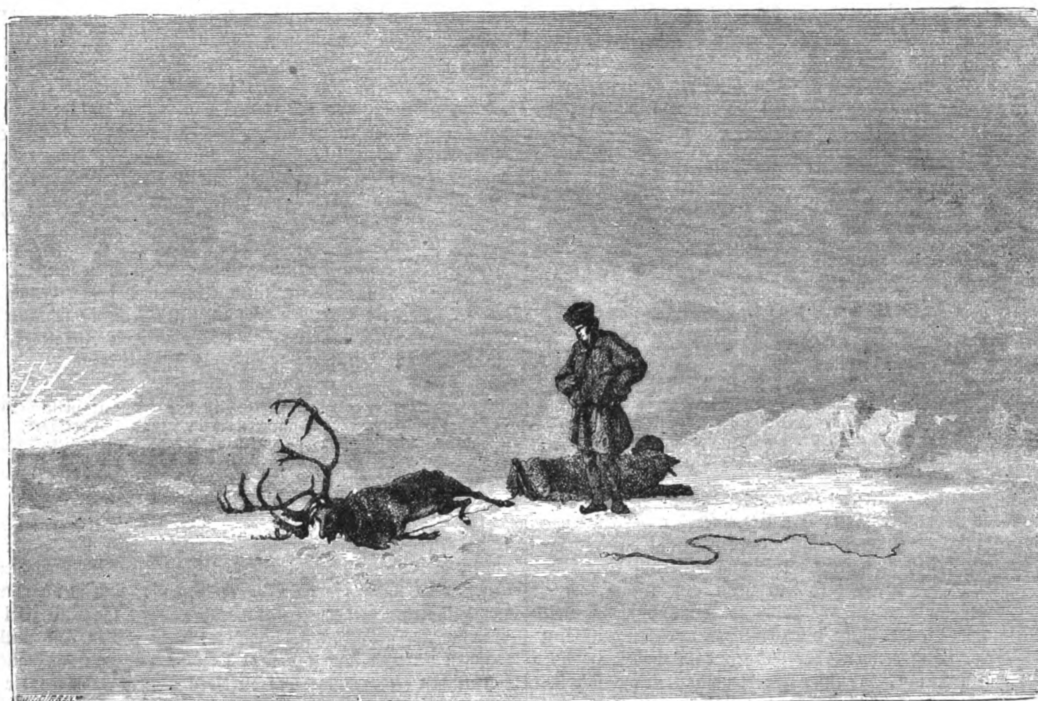
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Eine Reise zur Messe.

Von

G. Hartwig.

Epochemachend im Leben des Fjäll-Lappen, wie des nordischen Nomaden überhaupt, ist der Besuch der Wintermesse, die in den hauptsächlichsten Städtchen oder Dörfern gehalten wird, welche die betriebsameren Schweden, Norweger oder Finnen hier und dort an den Küsten und Seen oder in den Thälern seines Vaterlandes angelegt haben. Hier erscheint er alljährlich mit den Produkten seiner Heerde, mit Rennthierfellen und Geweihen, mit getrocknetem Fleisch oder gefrorner Milch, oder wohl auch mit dem Ertrage seiner Jagd. Nachdem er dem Steuereinnehmer einen mäßigen Tribut entrichtet, fangen die Geschäfte an; da er sich aber vom Käufer bei jedem Handel, den er abschließt, ein volles Glas Branntwein einschenken läßt, so weiß er oft schon mitten am Tage nicht mehr, was er thut — ein Umstand, den der schlaue Kaufmann wohl zu benutzen weiß. Beim Erwachen aus dem Rausch ist seine Reue um so bitterer, da blanke Thaler einen ungemeinen Reiz für ihn haben und seine leidenschaftliche Liebe zum Mammon nur durch das noch leidenschaftlichere Verlangen nach dem Genuß des verführerischen Schnapses übertroffen wird. Bei seiner unstäten Lebensweise und seinem Mißtrauen weiß er kein anderes Mittel sein Geld zu sichern, als es irgendwo zu vergraben, und so sterben Viele, von denen man wußte, daß sie mehrere tausend Thaler besaßen, ohne daß ihre Erben diese Schätze heben können. Zu seinen Winterreisen bedient sich der Lappe der Schneeschuhe oder des Schlittens. Die Schneeschuhe, deren einer gewöhnlich so lang wie die Person des Trägers, der andere ungefähr einen Fuß kürzer ist, werden aus



Der Tod des Rennthiers. Von Saal.

Fichtenholz verfertigt und mit Rennthierhaut überzogen, so daß das Haar gegen den Schnee sich ansträubt, weil sie sonst zu glitscherig sein würden. Die Füße kommen in der Mitte dieser langen und schmalen Schlittschuhe zu stehen, an welche sie mit Riemen festgeschnallt werden. Der auf diese Weise ausgerüstete Lappländer führt einen langen Stab in der Hand, an dessen Ende eine runde hölzerne Kugel befestigt ist, damit die Spitze nicht zu tief in den Schnee eindringe, und hiermit hält er sich zuweilen an. So legt er oft seine zwölf Meilen an einem Tage zurück, schwingt sich auf hohe Berge und fliegt mit erstaunlicher Schnelle wieder in's Thal hinab. Das flüchtige Wild, dessen Spuren er auf dem Schnee verfolgt, holt er nicht selten im Laufen ein. Mit noch größerer Geschwindigkeit rutscht er in der Pulke über die schneebedeckte Fläche dahin. Dieser Schlitten ist wie ein kleines Boot geformt und gleitet auf einer einzigen Sohle; der scharfzugespitzte Schnabel durchschneidet den Schnee, so wie das Schiff die nachgiebige Welle zertheilt. Mit einem Stabe regiert der Lappe das Fahrzeug und lenkt es von den Steinblöcken und Baumstümpfen ab, an welche es anstoßen könnte. Auch muß er mit seinem Körper das Gleichgewicht zu halten verstehen, damit sein Schlitten nicht umschlage. So zeigt er uns auf dem Lande dieselbe Geschicklichkeit, die wir an dem in seiner Baidare pfeilschnell über das Meer dahinfliegenden Aleuten bewundern. Das vorgespannte Rennthier ist mit kleinen Glöckchen behangen, deren Geklingel sein Ohr erfreut, und legt 10 bis 12 deutsche Meilen in einem Tage zurück. Der gewöhnliche Gang ist weniger als eine Meile in der Stunde. Durch die wilde Einöde weiß der Lappe seinen Weg mit erstaunlicher Sicherheit zu finden: hier ein Fels, dort eine Fichte sind Leitsterne, die er im getreuen Gedächtniß aufbewahrt, und so steuert er trotz dem besten Lootsen dem fernen Reiseziel zu. Oft beleuchtet das flammende Nordlicht seinen Weg. So weit das Auge reicht, an jedem Punkt der schneebedeckten Landschaft nimmt er eine zitternde Bewegung wahr. Alle Berggipfel sind von diesem flackernden Schein umhüllt, der sich aus dem Felsen selbst, wie aus einem Krater zu erheben scheint. Der magische Lichtglanz verbreitet sich über den ganzen Himmel, flackert einige Zeit und erbleicht, um sich nach einer Weile wieder auf dieselbe Weise zu erheben und zu verschwinden. Aber nicht immer geht es glücklich ab. Das arme Rennthier, erschöpft von Müdigkeit und Hunger, bricht mitten auf dem Wege zusammen, vielleicht dreißig bis vierzig Meilen von dem Wohnort des armen Lappen. So steht er allein mitten in der ungeheuren Einöde, in Gefahr selbst umzukommen, wenn ihm nicht ein anderer reisender Lappe begegnet, der ihm gestattet, seinen Schlitten anzuhängen. Wer kann sich in unserer von Eisenschienen durchzogenen Heimat einen Begriff von solcher Einsamkeit und Verlassenheit machen?

Ein Stück „unterirdisches Würzburg".

Der Schloßkeller.

Von

Fr. Lampert.

(Bild S. 293.)

„Nu gesegen dich got, du liebe rebenbru
Vmb dich hab ich groß erbeit vnd mu
Doch wer zu lang bei dir wil harren
Den zelen die weisen für einen narren."
(Weinsegen aus dem 15. Jahrhundert.)

Als vor einigen Jahren die Generalversammlung der katholischen Vereine in Würzburg tagte, begrüßte einer der hochwürdigen Herren die Festgäste mit einer sinnigen Anspielung auf das „unterirdische Würzburg", das auch seine Anziehungskraft auf diese Versammlung ausüben würde, wie es das schon auf andere, wenn auch nicht gerade ähnliche, gethan. Nun sollte man, wenn diese Hindeutung auf das unterirdische Würzburg vor so vielen geistlichen Herren geschehen, billig meinen, der Redner habe dabei an das Grab des heiligen Kilian, so unter der Neumünsterkirche sich befindet und wohin am Gedächtnißtage des Heiligen Hunderte mit allerlei Gebresten wallfahren, oder ähnliche geweihte Stätten unter dem profanen Erdboden, da Grethi und Plethi drüber hinschreitet, gedacht, — aber weit gefehlt: er zielte auf ganz andere Schätze, als auf die in Gold und Edelgestein gefaßten Gebeine des fränkischen Missionärs, auf ganz andere, die allerdings auch eine gewisse magische Heilkraft für empfängliche Gemüther besitzen, und die schließlich auch von den hoch- und ehrwürdigen Herren als „ein ganz besonderer Saft" erkannt und gewürdigt wurden, auf das edle Gewächs, so da „Stein" und „Leisten", „Pfälben" und „Kalmut" heißt, von Saleck und Hörstein stammt, in heißen Sommertagen an den Ufern des Mainstroms reift und dann als köstliches Naß in den berühmten Kellern des Bürger- und Juliusspitals und vor allen des königlichen Hofkellers, wohlverspundet und verwahrt in Fässern und Flaschen, zu Nutzen und Frommen der all- und sonntäglich durstigen Menschheit lagert. Wir denken unsern lieben Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ein wenig sie in den geheimnißvollen, dunklen und doch unter Umständen so leicht illuminirenden Gewölben wenigstens eines dieser Keller herumführen.

Ein prächtiges Schloß ist das Residenzschloß in Würzburg, mehr noch als ein „schönes Pfarrhäusl", wie Maria Theresia den schmucken Bischofssitz genannt hat, ein großes stattliches Schloß, wie es in seinem reichen, heitern, französisch-italienischen Styl den weiten, freien Residenzplatz flankirt, von außen nicht weniger imposant als von innen, wo die vielen Säle und Prachtgemächer, die kunstreich in ununterbrochener Beleuchtung ineinander gefügten Gänge, das grandiose Stiegenhaus u. s. w. sattsam bekunden, daß es kunstliebende Fürsten gewesen, die bischöflichen Grafen von Schönborn, die den Bau veranlaßten, und ein kunstverständiger Mann, der Artilleriehauptmann Neumann, der ihn entworfen und auszuführen wenigstens angefangen hat. Aber auch was nicht sofort in's Auge fällt an dem Prachtbau, das, was unter der Erde eben ist, ist merkwürdig und beachtenswerth: fast unter der ganzen Ausdehnung des Schlosses laufen die schönsten, geräumigsten Keller hin, deren ganze Anlage und frühere Benutzung schon deutlich verräth, daß auch schon die früheren Herren von Würzburg, seine geistlichen Gebieter, es verstanden haben, den reichen Besitz, der ihnen an Wein- und Rebenbergen zugefallen war, zu behandeln und zu verwerthen.

Massenhaft muß in früheren Zeiten die Weinproduktion in jener Gegend gewesen sein. 1631 hatten die Schweden, als sie Franken besetzt hatten, in den Kellern der Klöster und Stifter tüchtig aufgeräumt, und doch fand sich nach ihrem Abzug nach amtlicher Aufnahme noch ein Vorrath von 35,000 Fudern vor. Auch der Fürstbischof von Würzburg hatte, als die Feinde sein damaliges Residenzschloß Marienberg einnahmen, seinen Kellerschatz in ein glückliches Versteck gebracht, und noch lagert von diesem 1631er Wein in dem königlichen Keller zu München, wie es auch Anno 1796, als noch durstigere Gesellen, als die Schweden waren, die Neufranken Jourdan's, Altfranken überflutheten, glückte, ein 36 Eimer haltendes Faß mit 1540er Wein, neben vielen andern nicht minder kostbaren, nach dem damals unter preußischer Herrschaft stehenden nahen Marktsteft, also auf neutralen Boden, zu retten.

Die Kriegsjahre gingen vorüber und unangefochten ruhten nun die langen, langen Fässerreihen unter den hohen Gewölben des Residenzkellers, die ältesten und edelsten Weine in früherer Zeit in einer besondern Abtheilung, welche wegen ihres Inhalts scherzweise die Sakristei genannt wurde und die Inschrift trug:

„Ein Auszug besten Weins von Stein- und Leistenhöhen,
Auch von zweihundert Jahr', ist hier verwahrt zu sehen,
Ein Wein, der, wenn er wird in ferne Land' verführt,
Sogar auch über's Meer, sein' Tugend nicht verliert.
Beglücktes Frankenland! freu' dich in jenen Gaben,
Die Leiste und der Stein dir Mund und Herze laben;
Wir aber wollen Gott für diese Gaben danken,
Er segne fernerhin das edle Land der Franken."

Und dieser Segensspruch ist jahraus jahrein Wahrheit: kommt nicht alle Jahre auch gleich guter Most zu den alten bewährten Gesellen da unten, so fehlt's doch eben nie, und wenn man so an den Hunderten von Fässern hingeht und sie sogar in zwei Reihen übereinander gethürmt sieht und sich dazu fast in den weitläufigen Gängen verirren kann, so sieht's da nicht wie Mangel aus. Die eigentlichen Kellerräume sind dieselben heutzutage noch, die sie seit der Erbauung des Schlosses waren, aber die rationelle Behandlung des Weinbaus hat sie jetzt natürlich ganz anders und zweckmäßiger

eingetheilt. Kleinere Fässer von höchstens 32, meist von 16 bis 8 Eimern, sind an die Stelle der früher beliebten größeren von 100 bis 200 Eimern getreten, die sich bei der Massenproduktion und den früheren Naturalabgaben, die der Hofkeller an „Bestallungswein", „Vespertrunk" u. s. w. zu leisten hatte, damals wohl als brauchbar erkennen ließen. Eins derselben (auf dem Bild im Hintergrund zwischen zwei großen Stücken von ovaler Form gelagert) enthielt sogar 600 Eimer, das Franz Ludwig anfertigen ließ, um an alle gleichberechtigte Beamte einen Wein von möglichst gleicher Qualität abgeben zu können.

Schauen wir nun Bau und Einrichtung des Hofkellers näher an, so theilt er sich seiner Verwendung nach in zwei von einander abgelegene Hauptpartieen, deren eine, die kleinere, die Pressen und Keltern wie die jüngeren Weine aufnimmt, die andere größere vorzugsweise zur Bebauung und Lagerung der Weine bestimmt ist. Auf 31 Stufen gelangt man auf einer Treppe in den Vorkeller und von diesem zu einer merkwürdigen Kellerrotunde, in deren Mitte eine gewaltige Säule zum Gewölbe emporstrebt und so den Träger desselben bildet. Dieses Rondell, durch vier Kelleröffnungen beleuchtet, deren innere Ausmündung von solchem Umfange sind, daß in einer derselben eine steinerne Staffel bis zum Kellerfenster hinaufgeführt werden konnte, bildet den Mittelpunkt der von hier aus nach links und rechts fortziehenden Abtheilungen, genannt Most- und Kammerkeller, an welche sodann die weiteren Partieen: Bandhauskeller und Schwedenkeller, anstoßen.

Der Flächeninhalt sämmtlicher Abtheilungen beträgt 41,603 Quadratfuß, die Höhe der Gewölbe 19 Fuß 6 Zoll, die Breite 33 Fuß. Dermalen mögen circa 600 Fässer, die eine Gesammtquantität von circa 18,000 Eimer aufnehmen können, im Hofkeller lagern; die Lagerung selbst ist in den verschiedenen Abtheilungen je nach Bedürfniß und Zweck bald zweireihig, bald, wo es die weite Spannung des Gewölbes gestattet, dreireihig, sowie zweistöckig, so daß zur Bearbeitung der Weine auf der oberen Etage ein leichtes Holzgerüste mit eiserner Gallerie benutzt wird, welches die Länge von drei Fässerbreiten einnimmt und, mit Rollen versehen, nach Bedürfniß leicht hin- und herbewegt werden kann. Und wie in der Höhe, so sind auch im Kellerboden praktische Einrichtungen getroffen, indem in diesem in gemessenen Entfernungen Vertiefungen angebracht sind, in welche — sämmtliche Keller umlaufende — steinerne Rinnen ausmünden, die, wenn mit irgend einem Fasse ein Unfall sich ereignen sollte, den etwa ausfließenden Wein auffangen können. Ebenso ist fließendes Wasser in den Keller geleitet und hiedurch Gelegenheit gegeben, mit dem kürzesten Zeitaufwand jede nöthige Reinigung der Fässer, Geschirre u. s. w. vorzunehmen. Die Keltern sind mit den neuesten, besten Einrichtungen versehen, so daß die Beeren in einem sehr langen, zum Transporte geeigneten Ladfasse eingeführt und vom Wagen aus unmittelbar mittelst eigener, durch die Kellerlöcher geführten Rinnen auf die Kelter aufgeschüttet werden, wenn nicht eine die Güte des Weines so sehr erhöhende Edelfäule deren Stehenbleiben in Kufen oder Butten behufs der besseren Auflösung des Zuckerstoffs erforderlich macht. An Licht fehlt's den Räumen nicht; ist's auch nicht das volle, helle des Tages, so ist's doch das geheimnißvolle Halbdunkel, welches gerade für derartige Gänge, wie wir sie hier unternehmen, so eigenthümlich anmuthend wirkt. Gibt's aber, was auch vorkommt, größere Festlichkeiten im Hofkeller, dann strahlen die beiden großen Kronleuchter, welche in den beiden größeren Abtheilungen hängen, in blendendem, fast zauberischem Licht. Ist einer derselben in Moosgeflechten ausgeführt und mit farbigen Gaslaternen versehen, so ist der andere durchgehends, auch ohne den kleinsten fremdartigen Theil, aus Kellerrequisiten zusammengesetzt. Rothgesiegelte Flaschenstopfer spielen als Steine um einen an seinem Rand mit Römergläsern verzierten Zuber; an dem Faßreifenhängwerk dieser Krone ist eine weite Kufe mit abwechselnd rothen und weißen Dauben befestigt, die, gleichsam den Korpus des Lüsters vorstellend, 48 hölzerne Hahnen nach allen Richtungen hin ausstreckt, deren Zwicker wieder durch Champagnergläser ersetzt sind, in welchen die Kerzen eingesteckt werden. Und brennen diese nun im hellen Glanze, dann läßt sich's freilich sehr gemüthlich sitzen, meinethalben auch stehen unter diesen allmälig dem Auge immer höher und höher sich zu heben scheinenden Gewölben, angelehnt an die inhaltschweren Fässer, in der Hand den funkelnden Römer, daraus die köstliche, den ganzen Keller mit duftigem Hauch durchziehende Blume entsteigt. Ja, man ist gastlich im königlichen Keller zu Würzburg, und je nachdem's ist, wird der Heber auch in die köstlichsten Fässer gesenkt und dem Gaste nicht bloß eine einfache Probe kredenzt.

Und versteht man auch nicht allzu viel vom Weinbaum, so bekommt man doch bald heraus, daß er hier unter der bewährten, sachkundigen Leitung des königlichen Hofkellermeisters Oppmann, dem wir gar viele unserer Notizen verdanken, rationell und gewinnreich wie irgend einer in den deutschen Landen betrieben wird. Darin hat die neueste Zeit die der alten Bischöfe bedeutend überflügelt. Die alten, durch mangelhafte Behandlung theilweise sehr herabgekommenen Rebensorten wurden durch neue, den einzelnen Lagen besser angepaßte ersetzt, die besten des Auslandes akklimatisirt; im Gegensatz gegen früher sah man mehr auf Qualität als auf Quantität; große und kostspielige Erdarbeiten wurden vorgenommen, neue Mauern aufgeführt und dadurch früher der Sonne abgewendetes Terrain dieser zugänglich gemacht; die Spätlese wurde eingeführt, der Hofkeller Centralpunkt für die sämmtlichen ärarischen Weinbergbesitzungen, deren, außer in Würzburg und seiner nächsten Umgebung, noch bei Triefenstein, Saleck, Hörstein u. s. w. zu finden sind und die nun längst als Musterschule für sämmtliche Rebenpflanzungen Frankens gelten können. Auch der kaufmännische Betrieb ist wohlgeregelt; denn was man sich so zu veredeln die Mühe gibt, will man auch der andern Menschheit nicht vorenthalten, und liegt dem Staate daran, dem Frankenwein den wohlverdienten Ruf, den ihm schon die alten Bischöfe durch Handelsverbindungen, die sie mit Bergen, Danzig, Frankfurt u. s. w. anknüpften, zu verschaffen suchten, auch heute noch zu erhalten und immer mehr zu fördern. Darum werden nicht nur in periodischen Zwischenräumen größere Versteigerungen abgehalten, sondern auch nach bereitwilligst abgegebenen Preislisten die gewöhnlichen Weine in kleineren Gebinden, die feineren in Flaschen verkauft, und nach dem Verhältniß der ausgezeichneten Qualität, die man erhält, sind die fixirten Preise unter keiner Bedingung hoch zu nennen.

Den Reigen führen Stein und Leisten; wer kennt sie nicht, die königlichen Namen? Klein ist ihr Gebiet, aber gar mächtig ihre Kraft. Unter ganz besonders starkem Schutze reift die „Leiste" ihre Trauben; an der östlichen und südlichen Abdachung der Festung Marienberg gelegen, ist sie von deren äußern Mauern umschlossen und so gegen widrige Winde gar wohl geborgen, und so hat sich die wohl schon früh auf dem sterilen Kalkfelsen angelegte mühevolle, mit Latten und Leisten (daher der Name) an den steilen Abhängen befestigte Pflanzung längst belohnt. Ist die Leiste der edelste, feinste und bouquetreichste, so ihr vis à vis, der „Stein", der gehaltvollste aller Frankenweine, in dem Feuer und Kraft im vollsten Maße sich konzentriren. Den ganzen Tag liegen die Sonnenstrahlen auf dem am rechten Mainufer auslaufenden, auf hohe Mauern und Pfeiler gestützten Kalkfelsen, der dem auf ihm gereiften Wein den Namen Stein eingebracht hat, der aber als „Bocksbeutel" weit bekannter und landläufiger ist. Stein und Leiste streiten sich um das höhere Alter der Anlage und Pflanzung. Doch scheinen die Urkunden jenem die Priorität zugestehen zu wollen, indem schon die älteste Beschreibung der Markung Würzburgs vom Jahr 779 deren Grenze an einen Weingarten, Fredthantes Wingarton, eben an den Steinberg legt und schon der heilige Bonifazius seinem Freunde, dem Bischof Eckbert, etwas Wein zum Geschenk gemacht hat. So klingt denn der alte Vers:

„Zu Würzburg am Stein,
Zu Klingenberg am Main,
Zu Bacharach am Rhein,
Da wächst der beste Wein"

schon aus wirklich alter Zeit herüber. Diesen beiden Fürsten und Gewaltigen des Hofkellers reihen sich nun noch mehrere, wahrlich auch nicht zu verachtende, edle Sprößlinge der fränkischen Weinberge an. Da wachsen in Randesacker, einem eine Stunde oberhalb Würzburgs gelegenen weinberühmten Dorfe, der „Pfülber", der „Spiel-" und „Lämmerberger", die früher auch in Mönchs- und Klosterbesitz, namentlich dem reichen Cisterzienserkloster zu Heilsbronn gehörig, ihren Herren manch' heitere Stunde eingebracht

haben, und auch heute noch durch ihre Feinheit und Stärke und das eigenthümliche sie auszeichnende Bouquet das Herz erfreuen; und weiter drunten im Land, wo die fränkische Saale in kurzer Wendung an den altersgrauen Ruinen der Burg Saleck vorüberfließt, erntet der bayerische Staat abermals von köstlichen Weinbergen, die von Karl dem Großen schon dem Stifte Fulda geschenkt, lange dessen Stolz und besonderes Pflegkind waren, so daß es sie mit johannisberger und rüdesheimer Reben bestockte und der Salecker sowohl an Preis als an Güte ein würdiger Rival des Johannisberger geworden ist. — Und auf gleiche geistliche Pflege führen sich auch die beiden letzt zu nennenden Weine zurück, welche der Hofkeller immer zu seinen besten und edelsten zählt: der in

Deutsche Lieder mit Illustrationen.



D'Eisenbahn.

Gedicht von K. Stieler, illustr. von C. Raupp.

(Im oberbayerischen Dialekte.)

Es liegt in die Berg' a kloan's Kirchei hint,
In die Tanna versteckt und die bischpern beim Wind,
Und a Wasserl schleicht für, bei der Gottsacker-Wand,
Und da liegen die Alten so hoamli beinand.

Do jetzt baun's in dees Thal nei an Eisenbahn halt
Und derschlagen die Baam und verschandeln an Wald,
Und han an Spektakel mit Ihnener Fahrt —
Was denkt so ein Alter wohl, wenn der dees g'wahrt?

Dem raffelts wohl b'sunderli nei in sein Traum
Und er werd net wissen, san's d'Berg oder d'Baum,
Oder geht's leicht gar scho zum jüngsten G'richt?
So bal er dees narrete Fuhrwerk sicht:

Na werd er si wundern, was is jetz dees?
Und na werd er brummeln: Ees Sakra Ees,
Habt's uns im Leben scho plagt grad gnua,
— Jetzt lasst's uns auch no im Grab koa Ruah!



Würzburg und sein Schloßkeller. Von J. Merte. (S. 290.)

älteren und besseren Jahrgängen an Geschmack dem Malaga sehr ähnelnde „Kalmut", welcher in der Nähe des ehemaligen Klosters Triefenstein, sechs Stunden unterhalb Würzburg zwischen Homburg und Lengenfurt, auf einem sonneverbrannten Muschelkalkberge reift — und der Hörsteiner auf dem Abtsberg unweit Hanau, den der gekrönte Dichter und Geschichtschreiber der Abtei Seligenstadt, Wienkens, „schmackhafter als den Falerner, als den gesündesten aller Weine" preist. So muß er wenigstens auch dem spanischen Klosterbruder erschienen sein, den die gastfreien Konventualen der Abtei Seligenstadt, welcher der Abtsberg gehörte, der Sorten verschiedene des Klosterkellers vorsetzten; er trank und trank, einen Humpen nach dem andern, aber stets schüttelte er das Haupt und sprach: non est vinum (das ist kein Wein); wie aber das köstliche Naß vom Abtsberg seine durstige Kehle hinabfloß und er seine auch heute noch unveränderte Frische, Kraft und Wohlgeruch schmeckte, da rief er jauchzend aus: hoc, hoc est vinum! (das, das ist Wein!).

Ja, hoc est vinum — haec sunt vina, und, sagt Shakspeare: „guter Wein ist ein gutes geselliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal davon begeistern lassen," und wer das nicht glauben will, der mache einmal eine Wanderung durch das „unterirdische Würzburg", und wenn er wieder das Tageslicht erblickt, so gibt er vielleicht nicht nur dem großen Britten, sondern auch mir recht, daß ich ihm, wenn ich ihm zu dieser Wanderung und Einkehr hiemit freundlich rathe, gut gerathen habe.

Der Fuchsbau.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Schluß.)

Dieser röhrenartigen Allee verdankte die Forstei ihren Namen „im Bau", und Reischbach besonders erfaßte ein ganz wunderbares eigenthümliches Gefühl, als er jetzt darin hinschritt und sich fast wieder dabei in seinen Traum zurückversetzt fühlte. War er nicht auch damals mit seiner holden Führerin durch jenen langen, von flimmernden Lichtern erhellten Gang geschritten und hatte in der Ferne die geheimnißvolle Stadt herausleuchten gesehen, gerade so fast, wie jetzt da die Forstei vor ihnen lag? — aber die Führerin eben fehlte heute, die ihn sonst geleitet, und die alte Frau Försterin konnte sie ihm, trotz ihres gutmüthigen Gesichts, doch nicht ersetzen.

Und sollte er sie dort in dem kleinen Forsthaus finden? — finden als Braut? — als das Weib eines andern Mannes? Es wurde ihm recht weh, recht bitter weh zu Sinn, als er vorwärts schritt, und er hatte schon lange die freundliche Gegenwart um sich her im Brüten über das Vergangene, Erlebte — Erträumte nur vielleicht — vergessen, als er sich plötzlich den Laubgang öffnen sah und den eigentlichen Forsthof mit seinem reizenden rosengefüllten Garten und dem im tyroler Styl erbauten Jägerhaus betrat, und nun allerdings keine Zeit zu weiterem Grübeln und Denken behielt.

„Halloh! die Spessartleute!" schrie ihnen eine tiefe Baßstimme jubelnd entgegen — „das ist gescheidt und gerade noch zur rechten Zeit. Hurrah! wie geht's, alter Buschläufer — was treibt Ihr da drüben in Eurem Waldwinkel?" — Und ein großer stattlicher Mann mit einem sonngebräunten Gesicht, aber dem freundlichsten Lächeln in den guten Zügen, kam ihnen entgegen und streckte beide Hände nach den alten Leuten aus.

Es war der Oberförster Böckler selber, der seine nur etwas entfernten Nachbarn auf das Herzlichste begrüßte und mit Händeschütteln fast gar nicht wieder aufhören wollte, bis sein Blick auf den etwas hinter ihnen stehenden Reischbach fiel und er sich rasch an diesen wandte.

„Alle Wetter!" rief er, „da ist ja auch unser Wilddiebsschütze, unser Forstgehülfe von drüben — Herr Reischbach oder wie er heißt. Herzlich willkommen, junger Freund, freut mich aufrichtig, Ihnen einmal die Hand zu schütteln, denn Sie haben sich nicht allein das Diebsgesindel selber vom Leib gehalten, sondern uns auch hier unten Luft damit gemacht."

„Bitte um Verzeihung, Herr Oberförster!" fiel aber hier die alte Dame ein. „Nichts mehr mit Forstgehülfe, wenn's gefällig ist. Habe die Ehre, Ihnen den seit gestern wohlehrbaren Herrn Förster Reischbach vorzustellen!"

„Förster geworden, hah? na das ist recht!" rief Böckler vergnügt; „da gratulir' ich von Herzen, und das hat er sich auch wahrhaftig ehrlich und sauer genug verdient. Aber jetzt dürfen wir uns hier nicht länger mit Redensarten aufhalten, denn die jungen Leute da drin werden mir sonst ungeduldig und meine Alte zappelt sich schon seit einer Stunde ab, um fertig zu werden und zum Aufbruch zu blasen. Erst trinken wir aber noch ein Glas Wein und dann kann die Geschichte meinetwegen losgehen."

Er führte auch seine Gäste jetzt ohne Weiteres in's Haus, und Reischbach schlug das Herz wie ein Hammer in der Brust, als er die Schwelle überschritt, auf welcher er sein Traumbild jetzt mehr zu finden fürchtete als hoffte. Zuerst mußten sie aber noch die Begrüßung der Frau Oberförsterin mit durchmachen, die, während ihr Mann in seine gewöhnliche Sonntagsjoppe gekleidet ging, den höchstmöglichen Staat angelegt hatte und mit Bändern und Schleifen fast bedeckt schien — war es doch auch der Ehrentag ihres einzigen Kindes.

Und jetzt betrat das Brautpaar das Zimmer, und der Alte stellte sie mit launiger Förmlichkeit vor. — „Herr Doktor Westphal aus Kassel als Bräutigam und Fräulein Marie Böckler aus dem Bau als Braut — und hier Herr Förster Buschmann, direkt aus dem Urwald, mit Gemahlin, eben so wie der neue Herr Förster Reischbach von ebendaselbst."

Die Braut war ein liebes holdes Kind von kaum achtzehn Jahren, eigentlich fast zu zart für eine Försterstochter, aber mit treuen lichtblauen Augen und blonden Haaren, auf denen jetzt der Myrtenkranz ruhte, während ein schneeweißes,[1] duftiges Kleid ihre schlanke Gestalt umschloß — aber Reischbach sah ein vollkommen fremdes Gesicht vor sich. Dem Mädchen war er nie im Wald begegnet — das war nicht „seine Maid aus dem Bau", und so verlegen stand er ihr in dieser plötzlichen Enttäuschung gegenüber, daß er kaum im Stand war, die freundlich nach ihm ausgestreckte kleine Hand zu nehmen, um die Begrüßung zu erwiedern.

Also doch nur ein Traum das Ganze — und jene Begegnung im Wald? — damals konnte er ja doch nicht geträumt haben, wo er, Morgens auf dem Pirschgang, bei vollkommen kaltem Blut, das junge fremde Mädchen draußen angetroffen.

„Aber wo steckt denn nur eigentlich die Margareth?" sagte da die Frau Oberförsterin fast ärgerlich — „schon seit einer vollen Stunde habe ich sie mit keinem Auge gesehen."

„Die wird sich in ihren Staat werfen," lachte der Oberförster. „Hast Du doch selber heute Morgen drei volle Stunden zu dem Deinigen gebraucht, Alte."

„Fehlgeschossen, Herr Onkel!" rief da plötzlich eine lachende Mädchenstimme, und als sich Reischbach blitzschnell darnach umdrehte, hätte er laut aufjubeln mögen vor Lust und Seligkeit, denn vor ihm, das Gesicht aber jetzt wie mit Purpur übergossen, stand sein „Waldweible", die er monatelang vergebens gesucht, mit einem frischen Waldblumenkranz im Haar, und sah in ihrer halben Verlegenheit so frisch, so lieblich aus, daß er hätte auf sie zuspringen und sie vor allen Leuten an's Herz drücken mögen — ein ganz natürliches Gefühl übrigens, das andere Menschen wohl ebenfalls dann und wann überkommt, wenn sie einem so lieben Mädchengesicht begegnen — selbst wenn sie noch nicht so viel und oft davon geträumt haben wie der junge Forstmann.

„Hoho!" rief da der alte Oberförster, „unsere wilde Hummel, die, wie mir scheint, den ganzen Wald geplündert hat, um sich einen Kranz daraus zu flechten."

„Ja, und Bergnelken auch," sagte die Frau Oberförsterin, „und da bist Du wieder an dem steilen Hang hinaufgeklettert, was Dir der Onkel schon so oft verboten hat, denn das ist der einzige Platz, an dem sie hier in der Nähe wachsen."

„Aber heute, an Mariens Ehrentag, durften sie doch nicht fehlen!" lächelte das junge Mädchen.

„Ist das eine Nichte von Dir, Böckler?" frug ihn Buschmann.

„Fräulein Margareth Böckler, meines Bruders, des Försters Böckler in Schmalkalden, ehrsame, aber etwas sehr wilde Tochter,"

stellte sie der Alte vor, „die uns schon einmal vor etwa einem Jahr besucht hat und jetzt zur Trauung meiner Marie wieder herübergekommen ist. — Hier, Grethel, Herr Förster Buschmann mit Frau, und den neugebackenen Förster Reischbach kennst Du ja wohl schon, denn Du wußtest wenigstens seinen Namen."

War das junge Mädchen schon vorher etwas verlegen gewesen, so goß sich ihr jetzt plötzlich tiefe Röthe über Wangen und Nacken, aber trotzdem lächelte sie und sagte schelmisch: „Der Herr Förster hat sich mir einmal selber im Walde vorgestellt, als ich mich verirrt hatte und nicht mehr wußte, wohin ich mich wenden sollte."

„Da bist Du an den Rechten gekommen," lachte der Oberförster, „der spürt alles Fremde auf, was in sein Revier kommt, und daß er Dich damals nicht gepfändet hat, ist ein reines Wunder."

Reischbach konnte kein Wort erwiedern, es war ordentlich, als ob ihm Jemand die Kehle zuschnüre; aber die alte Dame kam ihm zu Hülfe, denn die Gäste konnten unmöglich den wohl viertelstündigen Weg in die Dorfkirche antreten, ohne vorher, nach ihrem langen Marsch, einen Imbiß genommen zu haben. Stand doch auch Alles schon seit frühem Morgen dazu bereit, und dem Nöthigen zum Essen und Trinken mußte jetzt jede andere Unterhaltung weichen.

Dann ordnete sich der Zug zur Kirche, nach altem Gebrauch. Voran der Bräutigam mit der Braut. Hinter diesen der Oberförster und Margareth als Brautführer, dann die Uebrigen, wie sie sich eben zusammenfanden, mit jungen Mädchen aus dem Dorf, die herübergekommen waren, um Marie abzuholen. Die Trauung selber dauerte allerdings etwas lang, da es der Dorfgeistliche für seine Pflicht hielt, ehe er zu der wirklichen feierlichen Handlung überging, den beiden Brautleuten einen kurzen Ueberblick von der Erschaffung der Welt und der ganzen biblischen Geschichte zu geben; aber sie nahm doch auch ein Ende, und nun begann der fröhliche Heimzug und das Hochzeitsmahl im Försterhause, bei dem der große eichene Tisch unter der Last der aufgetragenen Speisen ordentlich ächzte.

Also deßhalb hatte Reischbach das Mädchen in der ganzen Zeit nicht gesehen — nur zum Besuch war sie damals da gewesen, und jetzt erst in den „Bau" zurückgekehrt? Und wie freundlich sie gegen ihn war — aber auch wie scheu, denn sie wich ihm aus, wo sie immer konnte, und doch gestand sie ihm noch an demselben Nachmittag, daß sie am Morgen auf dem Fußpfad oben am Hügel gewesen wäre und gesehen hätte, wie sie „von drüben herüber" kamen. — Hatte sie ihn wirklich erwartet? — o, wie glücklich wäre er gewesen, wenn er das hätte glauben dürfen.

Das Mittagessen war vorüber, und Abends wurde natürlich ein kleiner Ball arrangirt, wenn man auch nur einen Geiger und einen Flötenbläser zum Musikkorps hatte. Reischbach tanzte fast nur mit Margarethen — wie lieb er schon den Namen hatte — und als sie den Heimweg endlich antraten, da Buschmann nicht bewogen werden konnte, im „Bau" über Nacht zu bleiben, gingen ihm so viele Dinge im Kopf herum, daß er fast wie ein Trunkener durch den Wald schwankte und von seinem alten Förster weidlich ausgelacht wurde, da er, statt den Pfad zu der Forstei einzuschlagen, in den schmalen Weg bog, der nach dem Fuchsbau hinüberführte.

Innerhalb drei Tagen, so lautete das Schreiben, das ihm seine Beförderung angekündigt hatte, sollte er sich bei dem Oberforstamt melden, um dort seine definitive Anstellung als Förster entgegen zu nehmen — wie kurz war die Zeit, die er da auf seine eigenen Angelegenheiten verwenden konnte, denn fast zu der nämlichen Frist mußte Margareth, wie sie ihm an dem Abend gesagt, nach Hause zurückkehren. Aber Reischbach war nicht der Mann, der sich eine einmal aufgespürte Beute so leicht hätte entgehen lassen.

Schon am nächsten Tag, da ihn sein Dienst jetzt nicht mehr an die Forstei band, wanderte er wieder nach dem „Bau" hinüber, und es war erst spät Abends, als er von dort zurückkehrte — so spät, daß er Buschmann nicht einmal mehr sprechen konnte.

Am nächsten Tag mußte Margareth heimwärts reisen und Reischbach ebenfalls seinen Marsch antreten, um zur rechten Zeit beim Oberforstamt einzutreffen. Hier wurde er sehr freundlich begrüßt, und da erst vor kurzer Zeit eine recht gute Forstei erledigt worden, rückte er mit einem Gehalt, der seine kühnsten Hoffnungen noch überstieg, in dieselbe ein.

Buschmann's hörten von da ab, da sein neuer Wohnplatz sehr entfernt von ihnen lag, lange nichts mehr von ihm, und nicht einmal geschrieben hatte er, obgleich er ihnen das fest versprochen; aber du lieber Gott, Buschmann war ihm deßhalb nicht böse, denn er wußte gut genug aus eigener Erfahrung, wie ungern Jäger — wenn nicht dazu gezwungen — eine Feder in die Hand nehmen und einen Brief fertig bringen. Es ist etwas Unnatürliches und wird eben so lang als irgend möglich hinausgeschoben.

So war fast ein volles Jahr vergangen, als eines Tages, es war ein Sonntag, und der alte Förster deßhalb sicher zu Hause, ein kleiner, leichter Einspänner, dessen Kutscher ganz entsetzlich mit der Peitsche knallte, den Waldweg herauffuhr.

Wenn es nun etwas in der Welt gab, was Förster Buschmann nicht leiden konnte, so war es Peitschenknallen oder überhaupt irgend ein Lärm im Wald, der, wie er manchmal äußerte, sein feierliches Schweigen bewahren müsse, oder es sei eben kein Wald mehr, sondern nur ein Bauernholz. Seinen Holzfuhrleuten war es deßhalb auch auf das Strengste verboten, und er litt es überhaupt von keinem durchziehenden Kärrner, ohne wenigstens entsetzlich grob zu werden und ihnen auch gar nicht selten zu drohen, daß er ihnen „die Peitsche aus der Hand schießen würde". — Das half gewöhnlich, denn da die Leute nicht glaubten, daß er den dünnen Peitschenstiel treffen würde, so war es nachher vollkommen unsicher, wohin die Kugel schlagen könne, und sie unterließen es wenigstens in seiner Nähe.

Buschmann saß gerade vor dem Haus unter der alten Linde und trank mit seiner Frau Kaffee, denn der neue Forstgehülfe, den er hatte und den das Leben auf der einsamen Forstei langweilte, war in den nächsten Ort zu Bier gegangen. Da hörte er das ganz unsinnige Peitschenknallen des Einspänners, der sich jedenfalls nur hierher verfahren hatte und nun den lästerlichen Skandal machte, um Jemanden herbeizurufen und auf den rechten Weg gebracht zu werden. Der kam dem Alten aber gerade recht, denn er war just nicht in besonderer Laune und hatte sich schon irgend etwas gewünscht, an dem er seinen Grimm auslassen konnte. Zuerst fuhr er empor und horchte, wie er sich aber über den Laut nicht mehr täuschen konnte und der Einspänner auch bald darauf in Sicht kam, sprang er auf, rannte ihm entgegen und überschüttete nun den Kutscher mit einer solchen Flut von Verwünschungen und Flüchen, daß das Pferd ordentlich scheu wurde und der arme Teufel bestürzt auf seinem schmalen Bock saß. Es sah auch in der That so aus, als ob der alte Mann jeden Augenblick über ihn herfallen werde, und kräftig genug schien er, um das ganze Gefährt in den Busch zu werfen.

„Hurrah!" jubelte da plötzlich in den Ingrimm hinein eine laute lachende Stimme, „hab' ich's mir doch gedacht, daß er beim Peitschenknallen wie der Bock auf's Blatt anläuft — Hurrah, Vater Buschmann, kennen Sie mich nicht mehr?"

Und heraus aus dem Wagen sprang Reischbach und schüttelte dem erstaunten alten Mann herzlich die Hand. Dieser aber, so sehr er sich freute, seinen alten Forstgehülfen wieder begrüßen zu können, sagte ihm kaum ein Wort, denn er bemerkte jetzt erst, daß er nicht allein in dem Einspänner gesessen habe. Eine jugendliche schlanke Frauengestalt sprang hinter ihm her aus dem kleinen Wagen und mit einem Freudenruf auf ihn ein: „Herr Förster Buschmann!"

„Soll mich der Teufel holen, die Margareth!" rief der Alte ganz verdutzt aus.

„Frau Försterin Reischbach," stellte sie aber der junge Mann jetzt förmlich vor, als nun auch die Frau Försterin und die alte Lisei, die eben das Kaffeezeug abräumen wollte, herankamen um zu sehen, was es da gäbe. Gehörte doch ein Fremder auf der Forstei ohnedieß zu den größten Seltenheiten, und die Frauen bekamen jetzt die schönste Gelegenheit, um die Hände über dem Kopf zusammen zu schlagen. — Aber das war nun auch ein Gratuliren und Wünschen und Küssen und Drücken und Erzählen, und die Lisei stürzte vor allen Dingen in die Küche, um wieder einen frischen Topf mit Kaffee anzusetzen.

Reischbach mußte indeß erzählen, wie es so rasch mit seiner Heirath gekommen sei, und da erfuhren sie denn, daß er, als er sich von Margareth wieder getrennt sah, kurzen Prozeß gemacht

habe und selber nach Schmalkalden hinübergefahren sei, um bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten. Vor vierzehn Tagen sei nun die Trauung gewesen und sie selber noch auf der Hochzeitsreise, und jetzt wollten sie, ehe sie nach Hause zurückkehrten, erst ihre Freunde im Spessart und — den alten Platz besuchen, wo sie sich zum ersten Mal gesehen.

„Und was für ein hübsches Frauchen haben Sie sich ausgesucht, Herr Förster," sagte die alte Lisei, die mit gefalteten Händen vor dem jungen Paar stand und es mit ordentlich mütterlicher Liebe betrachtete.

„Ja, Lisei," lachte Reischbach, „das ist aber auch kein gewöhnliches Menschenkind, sondern ein echtes Waldweible, das ich mir aus dem Fuchsbau geholt und zu meiner Frau gewonnen habe, und die kennt den wilden Jäger, den Grafen Hackelnberg, den Hans Jagenteufel, die schöne Berchta und die alte Urschel ganz genau, von Jugend auf."

„Gott sei uns gnädig!" sagte die alte Frau erschreckt, denn sie hielt etwas Derartiges gar nicht etwa für unmöglich. Margareth aber ging zu ihr, reichte ihr lächelnd die kleine Hand und sagte herzlich: „Glauben Sie dem wilden Menschen kein Wort. Fühl' ich mich an wie eines von den Gespenstern, die er in seinem Fiebertraum gesehen? Aber am Fuchsbau, wie der Platz ja wohl heißt, hat er mich allerdings im Wald gefunden, und eines Försters Kind und Frau bin ich auch, also ein Waldweible, wenn wir's so nennen wollen."

„Und erinnern Sie sich noch, Herr Förster," rief da Reischbach, „was Sie mir an dem Morgen, wo ich den Prachtbock geschossen hatte, sagten? — ich habe die Worte bis auf den heutigen Tag nicht vergessen: ‚Heute sollten Sie in die Lotterie setzen, Reischbach,' meinten Sie, ‚denn daß Sie dem Bock begegnet sind, zeigt, daß Ihr Glückstag ist.' — Nun, das hab' ich an dem nämlichen Tag gethan und wie Sie sehen, hier das große Loos gewonnen."

Es bleibt kaum noch etwas zu erzählen. Daß Reischbach und seine junge Frau „im Bau", wohin er mit ihr am nächsten Morgen zu Fuß hinüberging und ihr dabei auch unterwegs die Stelle zeigte, wo er damals in den Fels gekrochen — mit Jubel empfangen wurde, versteht sich von selbst. Drei volle Tage blieb er auch dort und bei Buschmann's, und erst als sein Urlaub abgelaufen war, fuhr das junge Paar durch den schönen rauschenden Wald, und jetzt nur Glück und Liebe im Herzen, der Heimat — dem „eigenen Herd" entgegen.

Bilder aus Brasilien.

Von

Arnold Welmer.

2. Ein Mulattenmädchen.

Unter den Mulatten Brasiliens findet man schon viel freie Leute; diese sind durch das eifrige Bestreben, sich luxuriös und modisch zu kleiden, leicht von den Mulattensklaven zu unterscheiden. So findet man gerade von den Mulatten die theuersten pariser Toiletten, Diamanten, goldene Ketten und Ringe im Uebermaße und möglichst auffällig zur Schau getragen. Meistens sind die Mulatten sehr hübsch und von zierlichem elegantem Wuchse. Ihr Haar ist glänzend schwarz oder braun und anmuthig gelockt, das Auge lebendig und geistvoll, Hand und Fuß zart und klein. Ihr Benehmen ist zuvorkommend und gewandt. Es gewährt einen reizenden Anblick, junge, schlanke Mulattinnen ihren Lieblingstanz — die Betuka — tanzen zu sehen; gewöhnlich machen einige alte Neger auf der Viola, Geige und einer Art Hackbrett die Tanzmusik. — Man wirft den Mulattinnen Unmoralität — Zügellosigkeit in der Liebe vor — — aber was für eine Erziehung haben diese Kinder des Südens mit dem heißen Blute, der glühenden Phantasie gehabt? — eine Erziehung, die viel schlimmer ist als keine. Die schlimmsten Versuchungen haben die hübschen Mulattenmädchen von den eingewanderten Weißen zu bestehen. Ihre Treue in dieser wilden Liebe ist oft rührend. — Hier ein Geschichtchen. Ein junger Deutscher ist mit dem Reste seines vergeudeten Vermögens nach Brasilien gekommen, um schnell reich zu werden. Ja, das wollen alle Einwanderer. Senhor Edmund ist ein schöner eleganter Mann mit feucht verschleierten dunkelblauen Augen; in ihnen liegt ein unwiderstehlicher magnetischer Zauber. Solche magnetische Augen sind sehr schön — nur zu oft aber auch tödtlich böse! — Durch die Urwälder Brasiliens schlängelt sich eine giftige gefräßige Schlange: schaut sie einen Vogel auf dem Baume fest an, so ist er wie bezaubert, festgebannt sitzt er auf seinem Zweige — sein Gesang ist verstummt, die Flügel hängen matt nieder — — und dann kommt die Schlange und verschlingt das Vögelein! — Senhor Edmund wohnte in Rio de Janeiro bei einer freien Mulattin und ihrer Tochter. Beide Frauen ernähren sich durch zierliche Nähtereien für die eleganten Läden der Rua Direita und durch das Vermiethen eines Zimmers. Lizzy zählt erst fünfzehn Sommer und ist fröhlich wie eine Gazelle und schön wie der glühende Morgen ihrer Heimat. Die Schlange ist lüstern auf das hübsche Vögelein. Die magnetischen Augen spielen — das Vögelein ist in ihrer Gewalt! Senhor Edmund spielt eine Zeitlang mit der hübschen Mulattin, aber er verliert darüber sein Ziel, schnell reich zu werden, keine Minute aus den Augen. Er geht nach Minas unter die Goldgräber; Lizzy folgt ihm heimlich wie ein Hündlein. Die Mutter hätte es nicht geduldet. Lizzy gräbt in der Erde nach Gold und Diamanten, bis ihr das Blut unter den zarten Nägeln hervorspritzt; sie kniet Tag für Tag an den Flüssen und wäscht den Goldsand — sie hungert und legt jedes Körnlein Gold, jeden Diamanten in die Hände des geliebten Mannes. Edmund kauft für das Gold große Flächen Urwald und verkauft dann mit großem Gewinn das Land in kleinen Parzellen an die Einwanderer. So wird er in wenigen Jahren ein reicher Mann — sein Ziel ist erreicht. Er kehrt nach Rio zurück. Lizzy folgt ihm wieder wie ein Hündlein. Ihre Mutter ist gestorben, — Lizzy sagt sich: aus Gram um ihr verlorenes Kind. In stillen Nächten weint sie heiße Thränen der Schuld — oder Reue; bei Tage lächelt sie — Senhor Edmund hat ihr ja gesagt, daß er das Gewinsel nicht leiden kann. Edmund ist des Lebens in Brasilien und der armen Lizzy überdrüssig. Heimlich bestellt er sich einen Platz auf einem Schiffe nach Europa. Er sagt Lizzy nicht, daß sie sich trennen müssen — für immer, sie würde weinen — und er liebt ja die Thränen nicht. Aber die Liebe hat scharfe Augen und Ohren, — Lizzy weiß Alles. Sie sagt aber nichts, sie weint nicht — sie hat ihren Entschluß gefaßt. Edmund's Schiff ist auf offener See. Er lehnt am Steuerbord und schaut lächelnd auf das immer mehr verschwindende Land zurück, das ihm Vergnügen und Reichthum gab, — er denkt auch wohl an das lästige fortgeworfene Spielzeug — pah! Lizzy wird ein Weilchen weinen — dann wird ein Tröster kommen und die hübscheste Camerada Rios zu sich nehmen — sie ist ja nur ein Mulattenmädchen — — Da fühlt er heiße Küsse, brennende Thränen auf seiner Hand: „Vergib mir, Senhor, ich kann nicht ohne Dich leben — stoße die arme Lizzy nicht von Dir!" — Lizzy hatte sich auf dem Schiffe so lange verborgen, bis es unmöglich wurde, sie zurückzusenden. Edmund ist ein Mann von kalter, schneller Ueberlegung. Er hat den Grundsatz, was nicht zu ändern ist, mit Anstand zu tragen. Sein Entschluß ist gefaßt, — schließlich wird Lizzy ja auch ganz angenehm die Langeweile der Ueberfahrt verkürzen. Die magnetischen Augen blitzen — armes Vögelein! — Das Schiff ist ein französisches; endlich läuft es in den Hafen von Marseille ein. Alle Passagiere drängen zum Landungsplatz — Edmund voran. Lizzy will ihm folgen — da fühlt sie sich ergriffen und festgehalten: „Sachte, Kindchen, Du gehörst jetzt mir an — wenn Du artig bist, sollst Du es gut haben!" Ein alter Franzose mit häßlichen, lüsternen Augen steht hinter ihr und hält ihr ein Papier vor das sich verdunkelnde Auge. Edmund, der glühend Geliebte, hat das freie Mädchen als Sklavin verkauft. Das ist zu viel für das getretene Herz. Mit einem heisern Schrei reißt sich Lizzy los und springt in's Meer — — eine Minute schwimmt ihr glänzendes Lockenhaar auf den schäumenden Wogen — dann verschwindet es für immer — — die Schlange hat das Vögelein verschlungen!



William am Sterbebette seiner Schwester. (S. 300.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

19. Eine reiche Erbin.

Der plötzliche Tod Peter Quin's machte alle von Seiten Martha's durch den Advokaten Foster gegen seine Person eingeleiteten Maßregeln überflüssig und brachte sie in Besitz seines kolossalen Vermögens; aber sie fühlte sich tief unglücklich. Sie würde Alles hingegeben haben für die einzige Freude, das unschuldige Kind umarmen zu können, welches gleich einem Sonnenstrahl in's Dunkel ihres Lebens gekommen war; doch der alte Wucherer hatte das Geheimniß des Schicksals dieses Kindes mit in's Grab genommen.

Sechs Tage nach dem stillen Begräbniß des vermeintlichen Selbstmörders hatte Martha den Advokaten in das verlassene Haus begleitet, in welchem so viele Schandthaten ausgebrütet und vollführt worden waren. Bis dahin war dasselbe, zum großen Verdrusse von Miles, welcher nur zu gern sich behufs eines Raubes in dasselbe geschlichen hätte, von der Polizei bewacht worden. Nur mit Schaudern vermochte das Mädchen die bekannten düsteren Räume zu betreten. Sie öffnete das geheime Versteck unter den Dielen, zog seinen Inhalt hervor und ließ ihn, nebst dem wichtigen alten Schranke, in ihre neue Wohnung befördern.

Die Persönlichkeit, welche Martha zunächst in's Auge faßte, war Miles, von welchem sie jedoch nicht voraussetzte, daß er bei der Entfernung des Kindes die Hand im Spiele gehabt habe. Miles erschien vor der Erbin mit jenem Anschein von Sicherheit, den Schuldige erheucheln, um ihre Furcht zu verbergen. Er hatte sogar die Keckheit, Martha's Hand zu ergreifen, als er sie grüßte. „Sie waren der Vertraute meines Großvaters," begann Martha, ihren Blick fest auf ihn heftend. — „Sein Vertrauter, Martha? wollt' sagen: Miß Martha! Da haben Sie, glaube ich, den Alten schlecht gekannt. Er hatte wohl einige Helfershelfer, wie mich, mein Weib Betty, Fogle Jem und den Kapitän, aber Vertraute hatte er nicht!" — „Wer ist der Mann, von dem Sie sprechen?" — „Welchen meinen Sie?" — „Den Sie ‚Kapitän' nennen. Aus seinen Händen habe ich einst mein Kind erhalten, und er ist es ohne Zweifel gewesen, welcher beauftragt worden, dasselbe zu stehlen. Spielen Sie nicht mit mir, Miles betrügen Sie mich nicht! Meine Leiden haben mich fürchterlich gemacht! Ich bin nicht mehr das schwache, unterwürfige Wesen, als welches Sie mich sonst gekannt haben, sondern bereit, den niederzuschmettern, welcher mich betrügen will, und ich habe die Mittel, dieß zu können, verlassen Sie sich darauf!" — Miles erbebte und begann zu glauben, daß er, indem er den Wucherer vernichtete, nur den Meister, der ihn verderben könne, gewechselt habe. — „Ich bin bereit, Miles, zu strafen, aber auch zu belohnen!" fuhr Martha fort. — „Bei Allem, was heilig ist!" betheuerte Miles, seine knotige Hand auf die breite Brust legend, „ich habe den Kapitän nicht gesehen seit . . ." — „Nun, seit wann?" — „Ich besinne mich eben! Gewiß nicht seit dem Tode Peter Quin's. Sie können mir glauben. Welches Interesse hätte ich, Sie zu betrügen? Ich selbst hatte meine Ursachen, ihn aufzufinden, und hab' ihn aller Orten und Enden vergeblich gesucht. Es muß ihm irgend etwas begegnet sein." — „Und seine Wohnung?" — „Ist noch so, wie er sie verlassen hat. Nichts ist in Unordnung. Das einzige Auffallende, was ich bemerken konnte, war, daß er in der letzten Nacht vor seiner Entfernung eine Quantität Papiere verbrannt hat. Ich fand Reste davon im Kamin." — „Haben Sie dieselben näher untersucht? Doch, es bedarf der Frage nicht! Ich bin sicher, daß Sie dieß gethan haben, da Sie die List einer Schlange mit der Fürchterlichkeit des Löwen in sich vereinigen. Haben Sie Andeutungen gefunden?" — Miles lächelte; er konnte sich nicht verhehlen, daß Martha den Scharfsinn ihres Großvaters besaß. Indem

er ein beschmutztes Portefeuille aus der Tasche zog und drei Stückchen beschriebenes Papier auf den Tisch legte, wollte er auch seinerseits Scharfsinn beweisen. Er erinnerte sich, daß der Kapitän die Bemerkung gemacht hatte: Martha sei nach ihres Großvaters Tode eine gute Partie, und glaubte, daß eine stille Neigung die Triebfeder des Mädchens sei. „Wenn der Kapitän wüßte, mit welcher Sehnsucht er erwartet wird, er würde keine Stunde säumen, herbeizufliegen." — Martha sah ihn mit einem unsäglich verächtlichen Blicke an, richtete jedoch ihre Aufmerksamkeit sofort auf die Papierreste; es waren Bruchstücke eines Briefes von anscheinend weiblicher Hand, aus welchen Martha mit Mühe die Aufforderung an den Kapitän, zurückzukehren, und den Ort „Brierly-Grange" zusammenstellte. „Sagen Sie mir die reine Wahrheit, Miles: seit wann kennen Sie diesen Kapitän?" — „Seit fünfzehn Jahren." — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt? Antworten Sie rasch! Ich lasse Ihnen keine Zeit, sich eine Lüge zu ersinnen!" — „Warum sollte ich lügen? In Southwall habe ich ihn kennen gelernt." — „Bei welcher Gelegenheit?" — „Je nun, Ihr Großvater hatte mich beauftragt, ein gewisses Blatt aus dem Kirchenbuch von Southwall zu stehlen. Der Kapitän, damals noch sehr jung, war mit mir; gewandt wie ein Affe, kletterte er durch's Fenster der Sakristei, öffnete von Innen die Thür und — wir vollbrachten das Werk miteinander." — „Wissen Sie nichts Näheres über seine Familienverhältnisse?" — Miles zuckte die Achseln. „Man sagt, er sei der Sohn eines reichen Kaufmanns; Andere wieder meinen, er stamme von einem Lord. Gewisses kann ich nicht sagen. Nur so viel weiß ich: er ist einer der gewandtesten Diebe Londons und hat wegen seiner Kühnheit den Namen ‚Kapitän' erhalten."

Martha sann einige Augenblicke nach. Dann erklärte sie dem Verbrecher, daß sie ihn nur unter einer einzigen Bedingung mit seiner Frau in der Wohnung, die er in einem der von ihr ererbten Häuser inne hatte, lassen wolle. — „Unter welcher Bedingung?" fragte Miles betroffen. — „Daß Sie fortan ein ehrenhaftes Leben führen." — „Ein ehrenhaftes Leben!" versetzte Miles höhnisch. „Und wer schenkte mir Glauben? Wer gäbe mir Beschäftigung? Niemand! Man glaubt nicht an die Umkehr eines Menschen, wie ich bin. Ich hab's versucht. Nur ein einziges Verbrechen hatte ich mir erst zu Schulden kommen lassen, und Niemand wollte mir mehr vertrauen. Ehrlich? Du lieber Himmel! Im Gegentheil: ich fand Leute genug, die mich zu schlechten Streichen verwandten, und darunter war Peter Quin einer der Ersten. Wer sollte mir helfen?" — „Ich, Miles, ich will es thun." — Die Augen des Mannes leuchteten triumphirend; wenn es ihm gelang, sich in ihre Geheimnisse zu mengen, glaubte er das Vergangene nicht fürchten zu dürfen. — Martha schien seine Gedanken zu errathen. „Sie täuschen sich vielleicht in mir, Miles," sagte sie, ihn scharf fixirend. „Hören Sie, was ich will! Nach Ihrer bisherigen Lebensweise zu urtheilen, sind Ihnen jedenfalls die Schlupfwinkel der Elenden, die vom Verbrechen leben, genau bekannt." — „Und wenn dieß der Fall wäre, Miß Martha?" — „Ich will Ihnen die Mittel geben, diese Höhlen zu besuchen. Bemühen Sie sich, den Kapitän wieder aufzufinden, und ich werde Sie dann mit einer Summe belohnen, die Ihnen gestattet, mit Ihrer Gattin auszuwandern und sich in einem fremden Lande eine ehrenhafte Existenz zu gründen. Sind Sie damit einverstanden?" — Miles bejahte und gab das Versprechen, Alles aufzubieten, um Martha's Wunsch zu erfüllen.

Kurz nach seiner Entfernung hatte die Erbin eine Unterredung mit dem Advokaten Foster. „Nun," fragte Letzterer, „haben Sie Ihren Mann gefunden?" — „Noch nicht, leider!" — „Vielleicht würden Sie besser thun, Miß Quin, die Sache in meine Hände zu legen. Mit Hülfe der Polizei würden wir sicher die Spuren des Verschwundenen entdecken." — „Nein, nein!" erwiederte die Erbin lebhaft. „Er würde beim ersten Alarm das Land verlassen, denn er fürchtet seit langer Zeit die Justiz. Ich komme auf einen andern Punkt, Sir, welcher einen gewissen Georg Maitland betrifft. Unter den nachgelassenen Papieren meines Großvaters fand ich die darauf bezügliche Ankündigung." Sie reichte dem Advokaten das Papier, unter welchem sein Name befindlich war und in welchem eine bedeutende Belohnung dem versprochen ward, welcher über den Verschwundenen Nachricht zu geben wisse. Foster erzählte ihr den Besuch Maitland's bei seinem Freunde Eduard Trevanian, seine Abreise von Farmsfield und sein plötzliches Verschwinden. „War er vermählt?" fragte Martha rasch. — „Nein." — „Ich habe den Namen Trevanian schon vernommen," fuhr das Mädchen nachdenklich fort. — „Sehr möglich; der Vater Eduard Trevanian's, Sir Richard, ist einer der renommirtesten Baronets des Königreichs." — „Hatte er ein Interesse am Verschwinden Maitland's?" — „Dieß ist eine Frage, Miß Quin, welche ich mir längst selbst vorgelegt habe, aber es wäre ungerechtfertigt, einen Mann zu verdächtigen, dessen Ruf makellos ist." — Martha lächelte ironisch, da die Papiere Peter Quin's dieses Urtheil des Advokaten als irrig erscheinen ließen; aber sie nahm sich vor, auf Grund des Memorandums, welches sie nebst der kostbaren Uhr in des Wucherers Nachlaß gefunden, zunächst selbst weitere Nachforschungen anzustellen. Ein geringfügig scheinendes Merkmal, das von Miles im Kamin der Wohnung des Kapitäns gefundene Papierstückchen mit dem Ortsnamen Brierly-Grange, gab ihr den äußeren Anhalt.

Ein kurzer Rückblick auf die Familie Trevanian ist geeignet, den Leser über den Zusammenhang aufzuklären. Walter Trevanian, welcher inzwischen Kornet in einem Garderegiment geworden war und im Spiel, sowie in jeglicher Ausschweifung bedeutende Fortschritte gemacht hatte, hielt sich gerade zu einem kurzen Besuch in Farmsfield auf, als daselbst nachstehendes Schreiben an den Baronet anlangte: „Geehrter Herr! Ich erfülle eine peinliche Pflicht, indem ich Ihnen den in verflossener Nacht plötzlich erfolgten Tod ihres Cousin, Sir John Mordaunt, anzeige. Angestellte Recherchen haben nicht zur Auffindung eines Testaments geführt; er ist also, allem Anschein nach, ohne Bestimmung über seine Hinterlassenschaft gestorben. Da das Leichenbegängniß nicht ohne Ihre Gegenwart dürfte stattfinden können, so hofft in den nächsten Tagen Sie zu sehen Ihr ganz ergebener und gehorsamer Diener John Mortlock, Intendant."

Hiernach eröffnete sich für Sir Richard die Aussicht auf ein Erbe von jährlich etwa zehntausend Pfund Revenüen. „Es ist nöthig, daß ich sogleich nach Berkshire reise," sagte der Baronet. „Dergleichen Interessen dürfen nicht vernachlässigt werden. Du kannst mich nach Brierly-Grange begleiten, Walter!" Dieser, ein kompleter Egoist, war gern dazu bereit, da es wieder etwas zu erben gab.

Die Erbberechtigung der Trevanian beruhte auf folgendem Umstande: Sir John Mordaunt hatte einen einzigen Sohn gehabt, der wegen seiner Verheirathung mit einer Frau aus unbekannter Familie von seinem Vater verstoßen ward. Es hieß seit Jahren, dieser Sohn sei gestorben und sein Weib mit ihrem Kinde im Elend umgekommen.

Bei ihrer Ankunft in Brierly-Grange wurden Sir Richard und Walter vom Intendanten, der ihnen ergeben war, zuvorkommend empfangen. Auch ein Notar war anwesend. Nach einem in Eile eingenommenen Mahle verfügten sich die genannten vier Personen nach dem Bibliothekzimmer. „Es ist sehr traurig — ein so rascher Tod!" sagte der Intendant mit erheucheltem Beileid. — „In der That, sehr traurig!" versetzte Sir Richard, der sich ein ernstes Ansehen zu geben suchte. — „Und es ist zu beklagen," bemerkte der Notar, welcher sich dem Baronet gefällig zeigen wollte, „daß Sir John seine Angelegenheiten in völliger Unordnung gelassen hat. Die Güter sind verschuldet. Glücklicher Weise jedoch beläuft sich das liquide Vermögen auf mindestens hundert und zwanzigtausend Pfund. Es ist zunächst wohl nöthig, Sir, die Begräbnißfeierlichkeiten anzuordnen." — „Ich glaube Ihnen diese Sorge ersparen zu können!" ließ sich plötzlich eine kräftige Stimme hinter ihnen vernehmen. Die vier Personen blickten um sich und sahen einen Mann, welcher, gefolgt vom Kammerdiener und der Wirthschafterin des verstorbenen Barons, unbemerkt in die Bibliothek eingetreten war. Dieser Mann zählte ungefähr dreißig Jahre, war groß und robust, und sein Gesicht gehörte zu solchen, die man nicht vergißt, wenn man sie nur ein einziges Mal gesehen hat. Augen und Haare waren glänzend schwarz, die Stirn frei, die Haltung kühn und stolz, die Züge regelmäßig, so daß man diese Erscheinung, ohne den stereotypen Ausdruck von bitterem Spott in seinem Lächeln, schön hätte nennen können. „Und wer sind Sie,

mein Herr?" fragte Sir Richard stolz. — „Ihr Cousin, Sir John Mordaunt," erwiederte der Fremde lächelnd und streckte die Hand aus, um Sir Richard willkommen zu heißen. Letzterer ergriff die dargebotene Hand nicht. — „Ah, Sie wollen nicht?" fuhr Jener fort. „Ganz nach Ihrem Belieben! Ihr Widerwille ist allerdings sehr erklärlich, da Sie sich schwer getäuscht sehen." — „Ich begreife Sie nicht, Sir!" — „Aber ich, ich begreife Sie vollkommen, Sir Richard! Seit manchen Jahren haben Sie auf die Erbschaft meines Großvaters gerechnet. Diese Spekulation war vielversprechend, das ist nicht zu läugnen, und um sie mit Erfolg gekrönt zu sehen, haben Sie kein Mittel verabsäumt, den Zorn meines Großvaters gegen seinen verstorbenen Sohn aufzustacheln; ja, Sie haben sich sogar nicht gescheut, den Todten zu verläumden!" — „Das ist infam!" schrie der Baronet. — „Ich bin vollständig Ihrer Meinung — es ist infam!" — „Entweder Sie nehmen Ihre Beschuldigung zurück, oder . . ." — „Oder ich beweise sie, natürlich!" versetzte kalt der Fremde. „Nun wohl, Sir, Dank der Anhänglichkeit dieser alten treuen Diener kamen Ihre zahlreichen Briefe an meinen Großvater stets in meine Hände! Ebenso kann ich beweisen, daß Sie gewisse Recherchen über meine Existenz vermittelst eines Peter Quin angestellt haben. Was meine Identität betrifft, so ist sie außer allem Zweifel. Diese gute Frau hier war bei meiner Geburt gegenwärtig, und dieser treue Kammerdiener kennt mich seit meiner Kindheit." — Die zwei gegenwärtigen Dienstleute bestätigten, daß seit seiner Geburt nie mehr als ein Jahr vergangen sei, ohne daß sie ihn wiedergesehen hätten. Seine Persönlichkeit galt also als vollkommen festgestellt, und er war, wegen mangelnden Testaments, unbestreitbarer Erbe.

Sir Richard sann einige Augenblicke nach; er sah ein, daß das bedeutende Vermögen, das zu erlangen er sich große Mühe hatte kosten lassen, ihm für dießmal entgangen war, und versuchte es nun, wenigstens den guten Schein zu wahren. In dieser Absicht reichte er dem neuen Baronet Sir John Mordaunt die Hand. „Seien Sie gegrüßt im Schlosse Ihrer Vorfahren!" sagte er in verändertem Tone. „Ich erkenne Ihre Rechte an. Die Vergangenheit sei vergessen!" — „Angenommen!" entgegnete Sir John. „Ich beabsichtige nicht, alte Schäden wieder aufzufrischen. Niemand wünscht lebhafter als ich, die Vergangenheit vergessen zu sehen!" — Der Ton dieser Worte klang eigenthümlich. Sir Richard betrachtete den Erben mit einer Mischung von Achtung und Grauen. Sicher war er kein gewöhnlicher Mensch. Er quälte sich ab, das Räthsel zu lösen, wie dieser Mensch von seiner Abmachung mit Peter Quin Kenntniß erhalten hatte, aber Sir John Mordaunt war über die Vergangenheit stumm wie das Grab. Nur das konnte er aus ihm herausbringen, daß er von dem Gerüchte, er sei in der Fremde gestorben, sehr wohl gehört hatte, und daß er nicht verheirathet sei.

Obschon der neue Besitzer seine Gäste — zu welcher Rolle nun Sir Richard und Walter verurtheilt waren — höflich einlud, bis nach Beendigung der Begräbnißfeierlichkeiten zu bleiben, so entschuldigte sich doch der Baronet mit der Nothwendigkeit, daß sein Sohn sofort zu seinem Regiment nach London zurückkehren müsse, und nahm Abschied. Sir John blickte ihnen nach. „Geht!" murmelte er für sich. „Niemals hat ein größerer Schelm das Haus eines ehrlichen Mannes verlassen, wie dieser Sir Richard, und noch dazu ein Schelm ohne jeden Entschuldigungsgrund. Er hat niemals Noth gelitten, er hat nie gewußt, was es heißt, ohne Obdach in den Straßen der Weltstadt umherzugehen, die Polizei auf der Fährde! Endlich, endlich habe ich das Spiel gewonnen! Der Gewinn wiegt die Verbrechen auf, die ich darum begangen habe!"

Kurz nach dem Antritt der Erbschaft entließ Sir John alle Dienstleute mit Ausnahme des schon genannten Kammerdieners und der alten Wirthschafterin; dann machte er den Kammerdiener zu seinem Verwalter, die Frau zur Schloßhüterin und trat eine Reise nach Italien an, während Schloß Brierly-Grange zum Vermiethen ausgeboten ward. Acht Tage darnach erschien Martha, die den Namen „Mendez" angenommen hatte, und erklärte, daß sie zu jedem geforderten Preise Miethenin von Brierly-Grange werden wolle.

*

20. Fanny's Pflegemutter.

Die Saison der italienischen Oper in London hatte mit einer Art musikalischer Epidemie begonnen. Die gesammte elegante Welt war in Bewegung, nicht um sich zu erholen, sondern um Partei zu nehmen, Gold, Banknoten und Beifall zu spenden. Eine möglichst glänzende Theaterloge zu erhalten, war den vornehmen Damen und ihren Sklaven wichtiger, als das Schicksal der englischen Flotte. Es gab in dieser Saison, die, wie gesagt, glänzender war als eine Reihe vorhergegangener, zwei hervorragende Sterne: die Cherini und die Garrachi. Die Cherini war noch immer das Idol der Theater della Scala und San Carlos, eine mehr blendende als erwärmende Schönheit, Vollblut-Italienerin mit der eigensinnigen Laune, dem hochmüthigen Stolze und der hinreißenden Leidenschaft als vornehmsten Charakterzügen. Ihr Erscheinen machte unter den vornehmen Dilettanten Furore. Dennoch zitterte die Cherini im Stillen für ihre Triumphe, als eine junge Sängerin, Madame Garrachi, anlangte, deren Ruf ihr schon manche schlaflose Nacht verursacht hatte. Die Cherini haßte die Garrachi, ohne sie jemals gesehen oder gehört zu haben.

War der Erfolg der Ersteren ein sehr großer, so überstieg ihn doch der ihrer Rivalin bedeutend. Die Garrachi berauschte. Der wundervolle, bezaubernde Klang ihrer Stimme, ihr großer und reicher Styl, ihr dramatisches und leidenschaftliches Spiel erregten nicht bloß Bewunderung, sondern Begeisterung. Die Dame war kaum eine Woche aufgetreten, als alle vornehmen Frauen sich à la Garrachi coiffürten und alle Männer auf ihre Schönheit schwuren. Signora Cherini war entschieden verdunkelt; die Abende, an welchen sie auftrat, waren nur noch Vorstellungen zweiten Ranges.

Fanny, das Pflegekind der Du Bast, war vermöge ihrer lieblichen Erscheinung zu der Rolle eines Pagen in der Oper „Semiramida" gewählt worden und befand sich auf der Szene, als die Garrachi in der Titelrolle eine Cavatine begann. Sie hatte dieselben Töne von der Cherini schon mehrmals und stets mit Entzücken gehört, aber solch' ein Strom zarter Melodie, wie er den Lippen der jungen Sängerin entquoll, brachte sie außer sich. Zum Staunen und Schrecken der Koryphäen brach sie in Thränen und Schluchzen aus. Dadurch wurde die berühmte Künstlerin einen Augenblick aus der Fassung gebracht. „Man entferne die Thörin!" flüsterte der Direktor, und Fanny wurde den Händen ihrer Pflegemutter überliefert, welche sie hinter den Coulissen zu beruhigen suchte. Der Direktor trat in großem Zorne herbei. „Zürnen Sie nicht, Sir, es wird nicht wieder vorkommen!" bat die Wittwe unterwürfig. — „Wie ist Ihr Name?" herrschte der Direktor sie an. — „Du Bast, Sir!" — „So gehen Sie zur Kasse, lassen Sie Ihre Rechnung in Ordnung bringen und betreten Sie mit keinem Fuße wieder die Bühne! Haben Sie verstanden? Was man sich einbildet!" — Ein Donner von Applaus unterbrach seine Rede. Die Garrachi verließ eben die Szene, und der Herzog von Devonshire legte den kostbaren Kaschemir um ihre Marmorschultern, den er bereits seit einer Stunde wie ein Sklave für sie bereit hielt. Seine Gnaden waren nichts weniger als musikalisch gebildet, aber Dank seinem kolossalen Reichthum, der ihn befähigte, die hervorragenden Künstlerinnen mit Bracelets, Diamantenhalsbändern, Broschen &c. zu beschenken, war sein Kunstgeschmack Gesetz für die Klasse von Menschen, in welcher er hervorragte. Gleichzeitig überschüttete er die Sängerin mit mühsam gedrechselten Komplimenten, für welche die Garrachi dießmal kein Ohr zu haben schien. „Wo ist das Kind?" fragte sie hastig auf Englisch, was sie fast eben so geläufig sprach, als ihre Muttersprache. Der Direktor näherte sich ihr und verbeugte sich so tief, daß seine Nase fast die Erde berührte. „Ich habe Mutter und Kind bereits ein- für allemal entfernen lassen, meine Gnädige!" — „Warum das?" — „Sie werden durch einen so albernen Auftritt nicht wieder gestört werden!" — „O, Sie haben eine schlechte Handlung begangen!" rief die Sängerin entrüstet. „Die Thränen dieses Kindes waren für mich ein schönerer Triumph, als alle Schmeicheleien der Herzlosen und Unwissenden. Rufen Sie dasselbe zurück!" — Der Herzog von Devonshire beeilte sich, ihr völlig beizustimmen, damit er sich vor sich selbst von dem Verdachte reinige, zu der Kategorie der Herzlosen und Unwissenden zu gehören.

Kurz darauf ward Fanny, deren Pflegemutter im Hintergrund stand, ihr vorgestellt; sie beschenkte das Kind mit einem prächtigen Bouquet und fragte, Fanny's goldblonde Locken streichelnd, ob sie singe. Vielleicht wäre dieß der beste Augenblick gewesen, in Fanny's Geschick eine günstige Wendung herbeizuführen, wenn nicht der blasirte Herzog durch seine anmaßende Bemerkung: „Die Engländerinnen können nur plärren, Signora; nur den Italienerinnen ist die Himmelsgabe des Gesanges verliehen!" die gute Absicht der Garrachi durchkreuzt hätte.

Fanny hatte also durch die Intervention der berühmten Künstlerin keinen andern Gewinn, als mit ihrer Pflegemutter bleiben zu dürfen; aber der Direktor und Regisseur hatten für den ihnen durch die Italienerin angethanen Zwang ein sehr gutes Gedächtniß, und weder die Wittwe noch Fanny hatten sich guter Tage zu erfreuen. Es gibt an und für sich kaum eine elendere Existenz, als diese einer Figurantin; von Mittag bis vier Uhr Repetition, dann ein mageres Mittagessen, hierauf Toilettemachen zur Abendvorstellung, die mehrere Stunden Anstrengung kostet, und endlich in der kalten, düstern Nacht Heimkehr in die dürftige Wohnung, und alles dieß für ein Salair, welches eine Kammerfrau als zu karg zurückweisen würde.

Signora Du Bast hatte dieß Leben nach dem Hinscheiden ihres Gatten mehrere Jahre geführt. Fanny war ihr Trost; um dieses Kindes willen erhob sich die gebrochene Frau zu immer neuen Anstrengungen, obschon die bitterste Armuth sie oft heimsuchte. Gegen Ende der Saison erlag ihr Körper den Anstrengungen und dem Gram um den verlorenen Gatten — sie sank auf's Krankenbett, und der rachsüchtige Direktor beeilte sich, ihr und Fanny's Engagement aufzulösen. Während dieser Krankheit geriethen Beide in die äußerste Noth; alles Werthvolle, wie die Uhr ihres Gatten, ihr Trauring, gute Kleider &c., mußte verkauft werden.

Ihre treueste Besucherin war in dieser Zeit ein fünfzehnjähriges Mädchen, Lucy Carroll, die sich glücklich pries, am königlichen Theater im Ballet ein Engagement von einem Pfund wöchentlich zu bekleiden. Sie liebte Fanny wie eine Schwester, tröstete die kranke Wittwe aus voller, schwärmerischer Seele und half mit den kleinen Beiträgen, welche ihre eigene dürftige Lage ihr zu entbehren gestattete. Wenn die Wittwe davon sprach, daß Fanny nach ihrem Tode völlig verlassen sei, so betheuerte Lucy, sie werde vereint mit ihr leben und Alles mit ihr theilen, und die Kranke mußte wehmüthig lächeln. Eines Tages, als die Letztere sich besonders hinfällig fühlte, klopfte es, und der öffnenden Lucy trat die Hauswirthin entgegen. Auf den ersten Blick glaubte die erschrockene Wittwe, die Wirthin komme, um wegen der rückständigen Miethe zu mahnen; diese war jedoch ungewöhnlich freundlich und meldete, daß ein fremder Herr Mrs. Du Bast sprechen wolle, der sich William nenne.

Es war der Bruder der Kranken. Diese sank in furchtbarer innerer Bewegung auf ihr Schmerzenslager zurück, und Fanny, welche sie sterbend wähnte, brach in lautes Wehklagen aus. In diesem Augenblicke trat der Fremde ein; er war groß und von angenehmer Figur, hatte aber nicht den milden Ausdruck der Gesichtszüge seiner Schwester. William wünschte, daß die übrigen Personen sich entfernen möchten; nur Fanny verließ das Bett ihrer treuen Pflegerin nicht. „Du hier, William?" rief die Wittwe mit schwacher Stimme. — „Ist es Dir nicht lieb, mich zu sehen?" erwiederte der Fremde. — „O doch, wenn Du mir den letzten Trost dieses Erdenlebens bringst: die Verzeihung meines Vaters!" — William warf einen Blick auf den Flor an seinem Hute, welchen er in der Hand hielt, und die Augen der Wittwe folgten derselben Richtung. — „Todt!" hauchte sie nach langem, erschütterndem Schweigen. — „Leider, todt!" — „Und ohne Barmherzigkeit bis an sein Ende? Ich habe meinen Fehler schwer gebüßt. Noth und Elend jeder Art suchten mich heim. Das Schicksal legte mir seine schwerste Prüfung auf: erst mein Kind, dann meinen Gatten zu beweinen." — „Also ist dieß Kind nicht das Deine?" fragte William, auf Fanny deutend. — „Es ist mein Adoptivkind," erwiederte die Wittwe; eine Antwort, welche den Bruder sehr zu befriedigen schien. — „Der Vater verzieh Dir sterbend," sagte er. „Dieß Elend ist schrecklich, Karoline, aber die Vorsehung ist gerecht. Du bist geprüft worden, um für eine bessere Welt geläutert zu werden. Warum hast Du mir aber nicht geschrieben?" — „Habe ich's nicht gethan, William? Ich schrieb Dir, als mein Kind starb, ich schrieb auch, als mein Mann von mir genommen war, und nicht eine Zeile erhielt ich! Dein Herz ist von Stein!" — „Nun, wenn dieß wahr wäre, warum wäre ich hier?" fragte er empfindlich. — „Warum? Weil das Geld, das elende Geld Dich reizt! Unser Vater that vielleicht mehr, als seiner Tochter zu verzeihen; er war vielleicht gerecht! O, ich bitte Dich auf meinem Sterbebette: gib mir wenigstens die Versicherung, daß Fanny, dieß treue Wesen, nicht Hungers sterben soll!" — William haschte nach Ausflüchten. Karoline hatte recht: ihr Vater hatte, trotz der Schmeicheleien William's, das Vermögen testamentarisch in zwei gleiche Theile getheilt, und es war dem Selbstsüchtigen nicht gelungen, das Testament zu unterschlagen. „Sprechen wir nicht von irdischen Dingen," sagte er mit heuchlerischer Frömmelei. „Denke an ein künftiges Leben, an Deinen Ungehorsam, an die unwürdige Profession des Menschen, dem Du folgtest!" — „Beleidige den Todten nicht!" entgegnete die Wittwe heftig. „Er war gut, treu, sorgsam gegen mich. Es war keine heuchlerische Frömmigkeit auf seinen Lippen, aber Wahrheit in seinem Herzen. Er wäre nicht fähig gewesen, lieblos von einem Andern zu sprechen."

William, der sich durch diesen Vorwurf getroffen fühlen mochte, faltete statt aller Erwiederung die Hände und gab sich den Anschein, als sei er tief in stummes Beten versunken. Dieß Beten dauerte lange. „Beantworte mir eine Frage," sagte Karoline, als er aufhörte, die Lippen zu bewegen. „Was ist aus dem Vermögen unseres Vaters geworden?" — „Es ist mir zugefallen," antwortete er gelassen. — „O, es ist schrecklich, es ist schrecklich!" stöhnte die Arme, zurückfallend. „Sei Du gerecht, William, ich beschwöre Dich! Sei mild gegen dieß Kind, welches ich liebe wie das meinige! Versprich mir, für Fanny zu sorgen, bei dem Frieden Deiner Seele!" — „Ich werde Deine Bitte nicht vergessen, Karoline, obschon Dein beleidigender Argwohn gegen mich nicht gerade zur Mildthätigkeit herausfordert. Aber Du fühlst Dich schwach, hast Du nichts Stärkendes hier?" — „Nur Wasser!" antwortete die Wittwe, und er erhob sich, um ihr Wasser zu reichen! Es war ja nicht seine Schuld — dachte der Frömmler — daß sich in dieser nackten Kammer kein Tropfen Wein oder sonst etwas Kräftigendes befand.

Die Wittwe versuchte es mit Aufbieten der letzten Kraft, die hageren Arme um Fanny zu schlingen, welche sich weinend an sie schmiegte. Ihr Blick ruhte mit voller Liebe auf dem Kinde, dann richtete er sich auf William. „Du hast für mich gebetet, Bruder! Sieh' dieß Kind an, welches er, mein Gatte, von der Hand des Verderbers errettete — es ist das schönste Gebet, welches Gott eben so gern annehmen wird, als Gebete, von Lippen gesprochen. Verlasse das Kind nicht, William, ich flehe Dich an!" — „Nein, nein, Du kannst auf mich rechnen! Du weißt, daß ich Wort halte." — „Gott segne Dich, Gott verzeihe Dir dafür!" Dieß waren ihre letzten Worte; ihre Lippen bewegten sich noch in lautlosem Gebet, und mit dem Gebet stieg ihre Seele zum Himmel empor.

Fanny bemerkte dieß zuerst; sie kannte den Tod, seitdem sie den unglücklichen Komiker hatte sterben sehen. Laut aufschreiend eilte sie nach der Thür, um Lucy Carroll und die Wirthin herbeizurufen. Während diese wieder erschienen, blieb William unbeweglich zu Füßen der Todten knieen und hielt die Hände gefaltet, den Blick gesenkt. Selbst der geldgierigen Wirthin kam sein Benehmen seltsam vor. Zwar hatte er ihr verheißen, die Schuld seiner Schwester zu decken, aber er hätte doch billiger Weise einen Arzt herbeirufen sollen. Nein, dieser Mann hatte für die Sterbende nur Gebete und ein Glas Wasser!

Ohne sich mit Fanny weiter zu beschäftigen, erhob er sich endlich und forderte die Wirthin auf, ihm zu folgen. Beide verließen die Kammer der Todten, von welcher Fanny sich nicht trennen konnte. „Arme Mama!" schluchzte sie; „nun bist auch Du fort von der Erde! Ach, wer liebt mich nun so wie Du?" — „Ich, meine gute Fanny!" erwiederte Lucy, sie umfassend. „Ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister — Du sollst meine Schwester sein! Wir wollen zusammen arbeiten und uns niemals trennen!"

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 26.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Wie meine Großmutter Kaffee kochte.

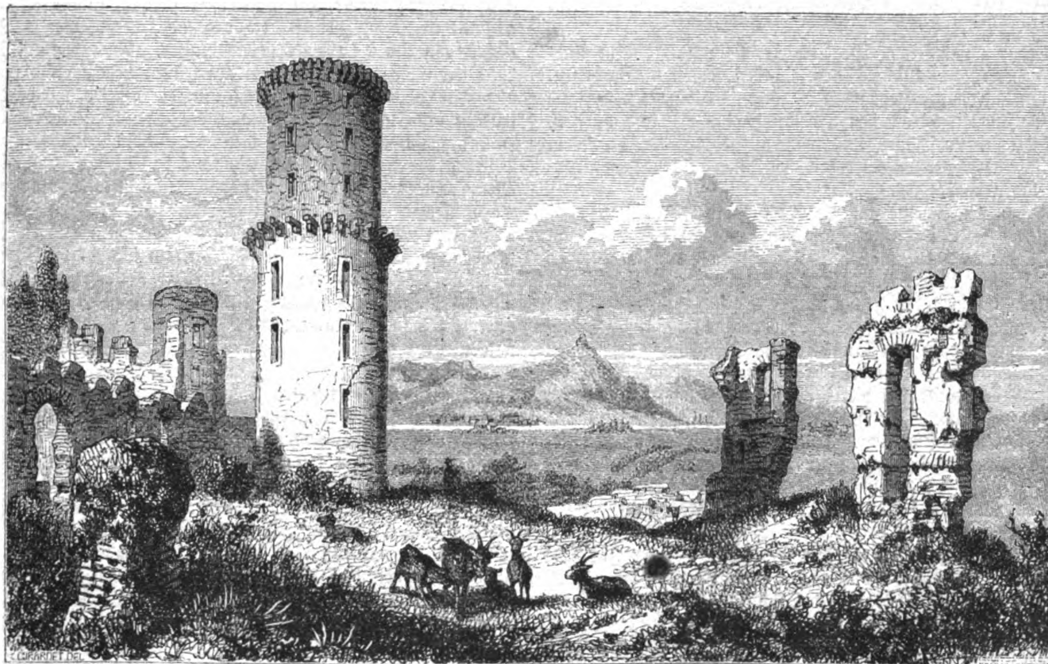
Eine Hausgeschichte.

Von

Siegfried Kapper.

Mitangesehen habe ich es nicht. Denn als sie es that, und zwar auf die höchst merkwürdige Weise, über die der freundliche Leser sogleich Näheres erfahren soll, war noch nicht einmal meine Mutter geboren, und als ich für mein Theil das Licht der Welt erblickte, hatte sie nicht nur bereits aufgehört, welchen zu kochen, sondern aß auch, was man so sagt, längst keine Suppe mehr. Erzählt aber hat meine Mutter, die sie unzählige Male aus der Gottseligen eigenem Munde vernommen, die denkwürdige Geschichte so oft, daß sie am Ende mir selbst wie ein Stück eigenes Erlebniß geworden, und ich meine Tasse des höllischen Giftes, daran der unglückselige Mensch unseres selbstmörderischen Jahrhunderts bekanntlich achtzig Jahre lang stirbt, nun gar nicht mehr an die Lippen zu führen vermag, ohne immer und immer wieder ihrer zu gedenken.

Es war zu jener Zeit, als „der König und die Kaiserin" des langen Haders noch nicht müde genug waren, um endlich Frieden zu schließen. Man hatte damals noch keine Shrapnels, keine gezogenen Kanonen und keine elektrische Minen, um staatsrechtliche Fragen mittelst ihrer auf ferne Distanzen, dafür aber um so kürzere Methode zu lösen, und den Armeen, die in den Tod zu treiben der herzerhebende Appell, „ob denn die Canaille ewig leben wolle!" allein schon genügte, trichterte man den Heroismus noch nicht rationenweise mit schwarzem Kaffee ein. Das wäre übrigens auch noch gar nicht möglich gewesen. Die Wunderbohne von Mokka war noch eine viel zu rare, nur für theures Geld zu habende De-



Oberwesel. Von C. Girardet. (Siehe Anmerkung Seite 304.)

likatesse der höheren und feineren Kreise. In Paris hatte erst vor Kurzem der Sizilianer Prokopio seine Kaffeestube geöffnet, die erste in der tonangebenden, Luxus propagirenden Weltstadt, und gab es auch derlei Förderungsanstalten des geselligen Müßiggangs in London, in Amsterdam, in Wien, in Genua und in einigen andern der Großstädte Europas schon seit mehr oder minder früher, so war der köstliche Trank doch weit davon, ein allgemeines tagtägliches Bedürfniß der zivilisirten Menschheit zu sein. In die Hütten des Landmanns, und zumal in die der tiefen Waldgaue Böhmens, in deren einem die Geschichte sich zutrug, die wir eben erzählen wollen, war dieser Luxus noch nicht einmal oder doch kaum dem Namen nach gedrungen.

Aus dem ansehnlichsten Gehöfte dieses Dorfes nun trat zur ebenbesagten Zeit an einem ziemlich vorgerückten heißen Sommervormittag ein stattlicher Mann hervor, nicht fern von den Sechzigen, den breitkrämpigen Hut tief rückwärts in die langwallenden grauen Locken gedrückt, die eine Hand in der Seitentasche seines kurzschößigen grünen Kamisols, mit der andern einen langen braunen Birkenstab würdevoll vor sich auf den Boden setzend. Ein Paar hellgelbe hirschlederne Kniehosen, blaue Wollstrümpfe und bequeme, frischgefettete Schuhe, vornauf mit silbernen Schnallen, vollendeten seinen Anzug.

„Gute Verrichtung und Glück auf den Weg!“ rief ihm, während er über den Steg schritt, der vom Gehöfte über den schmalen Wassergraben nach der Straße führte, eine um etwa zehn Jahre jüngere Frau nach, indem sie ihr rothes Fürtuch über die verschränkten Arme emporzog. „Geb's Gott, daß Ihr ihn nicht umsonst thut! Aber ich halt' nichts davon, und Ihr werdet wieder einmal sehen, daß wir Weiber am Ende immer recht haben ...!“ Das „Ihr“ darf uns nicht beirren, in der so Sprechenden die Frau Ehegenossin des eben Fortgehenden zu erkennen. Die Sitte damals forderte es noch so, daß die Frau dem Eheherrn den Vorzug dieser auszeichnenden Ansprache gab, und hat selbst bis auf den heutigen Tag in einzelnen Gegenden des Landes sich erhalten.

„Geleit' Euch Gott, Väterchen!“ hüpfte ihm ein frischwangiges, etwa siebenzehnjähriges Mädchen bis auf die Straße nach. „Und vergeßt nicht, daß ich der Excellenz-Frau schönstens die Hand küssen lasse!“ — küßte ihm selbst die Hand und sprang darauf mit einem leichten Satze über den Graben in das Gehöft zurück, hinter dessen mächtige Thorflügel die Frau bereits vor ihr sich zurückgezogen, um dem in Stall und Scheuer beschäftigten Gesinde allerlei Befehle zuzurufen.

Der Mann nahm seinen Weg die Straße entlang, dem Ausgange des Dorfes zu. Die wenigen Insassen, die ihm begegneten, grüßten ihn mit zuvorkommendem Respekte. Einige Kinder, die auf dem Rasen rings um den Dorfweiher junge Gänse hüteten, liefen auf ihn zu, um schallende Schmätze auf seine Hand zu drücken, die er im sichtlichen Bewußtsein dessen, was ihm gebühre, entgegenkommend ihnen darbot.

Einige hundert Schritte außerhalb des Dorfes, bei dem rothangetünchten hölzernen Kreuze, an dessen Seite ein Wegweiser mit der einen Hand nach dem nahen Pfarrdorfe, mit der andern nach dem drei Stunden entfernten Schlosse N** deutete, grüßte ihn, das bis zur Unkenntlichkeit der Farbe abgenützte Käppchen lüpfend, die abgehärmte, hagere Gestalt eines Mannes, dessen vorgebeugte Haltung und hohle Wange von langwierigem Siechthum zeugten, und der, auf dem Betschemel unterhalb des Kreuzes sitzend, seit einer geraumen Weile bereits ihn hier erwartet hatte.

„Da bin ich denn ...!“ sprach dieser ihn an.

„Und was wollt Ihr hier?“ frug unser Mann, stehenbleibend, mit dem Ausdruck übelvernehmender Verwunderung zurück.

„Mit Euch gehen ... auf's Schloß ...!“

„Nachbar Thomas, hab' ich nicht einmal schon nein gesagt? Muß ich's noch einmal ...?“

„Zürnt mir nicht darum, Herr Gevatter; — aber Ihr habt der Güte mir so viel schon erwiesen, der Unannehmlichkeiten meinetwegen so viel Euch zugezogen, daß ich unmöglich es geschehen lassen kann, daß Ihr mir zulieb noch weiteren Verdruß auf Euch nehmt, zumal jetzt, da die gnädige Herrschaft da ist ...“

„Und ich sag' Euch, daß das meine Sache ist und daß Ihr nicht hingehen dürft, weder mit mir, noch allein! Hört Ihr? nicht dürft! Denn ich, merkt wohl darauf, ich verbiet' es Euch! Trachtet lieber, daß Ihr wieder heim kommt, sonst kommt der Gregor Euch zuvor, und Ihr habt es auf dem Gewissen, wenn Ihr dem guten Jungen auch nur eine Schmerzensstunde verursacht! Oder ... ist er gar schon gekommen?“

„Da ich von Hause ging, war er's noch nicht. Aber wir erwarteten ihn jeden Augenblick!“

„Um so mehr hättet Ihr meinem Befehl Euch nicht widersetzen und fein bei Hause bleiben sollen! Jetzt aber sag' ich's Euch noch einmal: ich gehe und Ihr bleibt! Und wenn ich Abends heim komm', laßt Euch mit Eurem Gaste bei mir sehen!“

Hiermit setzte er seinen Stab wieder vorwärts.

„Herr ...!“ rief der Andere ihm bekümmert nach.

„Habt Ihr sonst was?“

„Wenn der Herr Rentmeister derweilen den Schloßmusketier wieder schickt?“

„So schlagt ihm die Thür vor der Nase zu und heißt ihn draußen warten, bis ich komme! Damit Gott befohlen!“

Der Mann, Wenzel Dudek mit Namen, der mit so viel Selbstbewußtsein sprach und auftrat, und dem, wie er den Weg nach dem Schlosse einschlug, der Andere eine gute Weile noch mit einem Gemische von verzagender Besorgtheit und doch wieder vertrauender Zuversicht nachsah, hatte auch Grund, etwas auf sich zu halten. Er war für's Erste kein gewöhnlicher Bauer, kein Unterthan irgend einer Herrschaft, Keiner von Denen, die zwei Drittel des Jahres mit ihren eigenen Gäulen, ihren eigenen Knechten und Mägden, ja selbst mit ihren und ihrer eigenen Kinder Armen die Felder, Wälder und Wiesen der gnädigen Obrigkeit befrohnden mußten, um während des übrigen Drittels zur Noth auch dem eigenen Grund und Boden einige Pflege zuzuwenden. Er war Lehensmann der nahen königlichen Burg Karlstein. Der Grund und Boden, darauf er saß, war königliches Land. Kaiser Karl IV. hatte einst seine Vorfahren damit belehnt gegen die Ehrenpflicht, auf den Zinnen jener Burg, die bekanntlich eigens erbaut worden, um die Kleinodien der böhmischen Krone darin aufzubewahren, eine bestimmte Anzahl Tage im Jahre Wache zu halten. Er war darauf sein eigener freier Herr, wie jeder Freiherr und Fürst auf dem seinen, und weiter Niemanden dafür verpflichtet als unmittelbar dem König, in dessen Kammer, da auf dem Karlsteine nichts mehr zu bewachen war, er statt dessen eine kleine Abgabe bezahlte, ohne daß er im ganzen Lande weiter um irgendwen sich zu kümmern brauchte. Aber er war noch etwas! Er war auch der Richter eines Komplexes von einem halben Dutzend Dörfer. Auch dieses Ehrenamt hatte seit unvordenklichen Zeiten auf seinem Lehensitz sich fortgeerbt und war das Band, das nicht nur die offiziellen Beziehungen, sondern althergebrachtermaßen auch ein gewisses vertrauliches Verhältniß zwischen den Trägern dieses Lehens und den freiherrlichen Besitzern der Herrschaft vermittelte, der das übrige Dorf mitsammt allen jenen Andern unterthänig war. Daß die Barone und die Baronessen von N** bei den Söhnen und Töchtern der Dudek, wenn auch nicht gerade in hocheigenen Personen Pathen standen, so doch als solche angemessen sich vertreten und in die Taufregister eintragen ließen, war ein nicht minder altes Herkommen, und auch unseres Richters einzig Töchterlein — jene frischwangige Kleine — erfreute sich solcher Auszeichnung. Sie trug von dem Dutzend Taufnamen der dermaligen Gutsherrin von N** die ersten zwei, Anna Elisabeth.

In dieser seiner letzteren Eigenschaft nun war es, daß Wenzel Dudek heute nach dem herrschaftlichen Schlosse sich begab, und in ihr wiederum Verschiedenerlei, was er dort zu richten hatte. Erstlich galt es, in die freiherrliche Rentenkasse die Steuern für das eben abgelaufene Quartal abzuführen, die er während der letzten Tage von den Insassen seiner Dörfer eingehoben. Er trug sie in blanken Silberrollen bei sich in der Seitentasche seines Kamisols und hielt, besserer Sicherheit halber, seine Hand darauf fest. Dann hatte er der hohen Herrschaft, die gestern, nach drei Jahren wieder zum ersten Mal, unverhofft aus Wien auf ihren Gütern angekommen, um, soweit die kriegerische Zeit es zuließe, eine kurze Sommerfrische zu genießen, statt des festlichen Empfanges, der überraschungshalber unterblieben, seine und der Insassen seiner Dörfer geziemende Reverenz auszusprechen. Weiter aber hatte er

noch ein Besonderes an Seine freiherrlichen Gnaden, den Herrn Baron selbst, auf dem Herzen, mit dem außer ihm, dem Unabhängigen, vor Seine wohlmächtigen Gnaden, den Grundherrn, hinzutreten, wenn schon nicht aus Furcht vor üblem Ankommen, so doch, weil dergleichen einer Obrigkeit gegenüber geradezu etwas Unerhörtes gewesen wäre, nicht leicht ein Zweiter auf der ganzen Herrschaft auf sich genommen hätte.

Der Richter schritt mit Bedacht, aber doch rüstig seines Weges. Als er den steilen Schloßberg erklommen hatte, war es bereits zwei Stunden über Mittag. Das Geschäft mit der Rentkasse, die im Erdgeschoß eines Nebengebäudes nächst dem Schloßthore sich befand, war bald abgethan, und unser Mann, — er hatte seinen guten Grund, mit dem pausbackigen, katzenaugigen Herrn Rentmeister, wiewohl dieser auf allerlei Art anzuknüpfen suchte, in ein langes Gerede sich nicht einzulassen, — schritt quer über den Hof schnurgerade auf den Hauptbau zu. Einige Kaleschen mit geputzten Gespannen und bezopften Kutschern waren hier zu beiden Seiten der Freitreppe aufgefahren. Einige Reitpferde, umhergeführt von betreßten Reitknechten, zerwühlten mit ihren Hufen ungeduldig den frischaufgeschütteten Sand. Die Herrschaft war bei der Tafel und beabsichtigte nach derselben mit einigen hochadeligen Nachbarn, die so zuvorkommend gewesen waren, zu ihrer Begrüßung sich einzufinden, die erste Ausfahrt auf Hochihro Territorium.

Jeden Andern um diese Stunde würde der Schloßschaffner, der während der Anwesenheit der hohen Herrschaft zugleich das Amt des Portiers zu versehen pflegte, und in dieser Würde, angethan in seine zeisiggrüne Sonntagsjacke und das spanische Rohr, das Symbol derselben, in der Hand, hoch oben mitten in den Eingang sich postirt hatte, den Eintritt unbedingt verwehrt haben. Den Richter Dudek, indem er ihm noch dazu einen schönen guten Tag bot, ließ er ungehindert passiren.

Als dieser die breite Haupttreppe emporgestiegen und im Korridor oben angelangt war, flog eben die Saalthür auf. Ein Lakai in galonirtem rothem Frack sprang daraus hervor, machte in den Saal hinein eine tiefe Verbeugung, und heiter unter einander schwatzend und lachend trat aus demselben ein Dutzend älterer und jüngerer Herren und Damen über die Schwelle, um durch eine Glasthür am Ende des Korridors, die der rothbefrackte Lakai voraneilend gleichfalls bereits angelweit aufgerissen, zur Einnahme des Desserts in den Garten sich zu verfügen. Die Letzten erschienen die Excellenz-Frau Gräfin, eine nicht mehr junge, aber feine, anmuthige Dame in hochgethürmter Puderfrisur und langwallendem Brokatgewande, am Arme eines ganz schwarz gekleideten Herrn, den sie „Excellenz Herr Appellationspräsident" titulirte, und Seine freiherrlichen Gnaden der Herr Baron, ein hochgewachsener, wohlansehnlicher Herr von soldatisch herrschender Haltung in hechtgrauem Dragonercampagnerock, mehlweißer Perrücke und goldbortirtem Dreimaster, gestiefelt und gespornt, den linken Arm in schwarzer Schleife und in der Rechten eine goldgeknöpfte Reitgerte.

„Ei sieh' da, unser lieber Gevatter Dudek!" blieb die Excellenz-Frau stehen, als sie den stattlichen Lehner gewahrte, der, nachdem er vor den vorangehenden Herrschaften einen Schritt bei Seite getreten, nun, da sie vorüber waren, den Hut zwar abgenommen, den Birkenstab aber würdevoll vor sich hinsetzend, festen Fußes durch den Korridor herankam. „Das ist ja gar freundlich, daß Ihr Euch bei uns sehen lasset."

„Ah! Richter Dudek!" winkte der Herr Baron mit der goldgeknöpften Reitgerte seinerseits zu. „Schön von Ihm! Freut mich, Ihn zu sehen!"

„Wie geht es Euch doch? Wie steht's zu Hause? Die Frau Gevatterin ... Aennchen ... Alles wohl auf?"

„Das Befinden ...?"

„Dank der beiderseitigen Nachfrage!" versetzte der Richter. „Auch die hochfreiherrliche Herrschaft ist nun wieder einmal wohlbehalten bei uns, und ich und meine Dörfer heißen dieselben bestens willkommen! ... Einen besondern schönen Handkuß," wandte er sich hierauf mit einer gar nicht ungeschickten Verneigung gegen die Dame, „hab' ich von unsrem Aennchen an die excellenz-gräfliche Frau Pathe zu bestellen! ..."

Der Herr Baron nahm die pflichtgemäße Begrüßung mit dem Ausdruck angenehmer Befriedigung entgegen. Die Excellenz-Frau, — sie war eine geborne Gräfin und hielt darauf, daß man sie als solche titulire, ungeachtet sie einen Baron geheirathet, eine Schwäche, die ihrer leutseligen Art übrigens durchaus keinen Abbruch that, — dankte mit einem freundlichen Lächeln, das den Besteller des Handkusses des unverändert bewahrten Wohlwollens für ihr bäuerliches Taufkind versichern sollte.

„Sonst Alles wohlbestellt?" fragte der Herr Baron, durch den Korridor weiterschreitend.

„So weit sich's thut!" meldete der Richter. „Die Steuern habe ich so eben auf den hochfreiherrlichen Renttisch gezählt. Es ist zwar nicht Alles, aber die Zeiten sind bös. Der Krieg läßt die Leute nicht zu sich kommen. Indeß, sie bitten nur um ein gnädiges Zuwarten bis nach dem Schnitt. Sobald das Erste ausgedroschen, werden sie mit ihrer Schuldigkeit pünktlich sich einstellen. Was aber außerdem mich heute zu Ihro hochfreiherrlichen Gnaden führt, das ist ein ganz besonderes Anliegen ..."

„Nämlich? ..."

„Freiherrliche Gnaden ..." zögerte der Richter, „das läßt sich nicht so wie die silbernen Siebenzehner aus der Hand zählen! Dazu, wenn's sein kann, möcht' ich mir doch schon ein Viertelstündchen gnädiger Audienz erbitten."

„Die soll Er haben!" nickte der Herr Baron. „Zu jeder Stunde, ... morgen ... übermorgen ... wann Er selbst will ..."

Man war darüber bei der Thür angelangt, die in den Garten führte, und der Herr Baron machte mit der goldgeknöpften Reitgerte dem Richter ein Zeichen der gnädigen Verabschiedung.

Im selben Augenblick wandte die Excellenz-Frau, die einige Schritte voraus war, sich um.

„Ihr wollt doch nicht schon fort, Gevatter Dudek?"

„Ich glaube, daß ich bleiben darf," erwiederte dieser mit Ruhe, aber nicht ohne Nachdruck, „wenn die freiherrlichen Gnaden erfahren, daß mein Anliegen nicht darnach ist, daß es aufgeschoben werden könnte! Herzeleid darf dem lieben Herrgott auch in die Messe hineinweinen, und Billigkeit soll nie sagen: jetzt hör' ich nicht!"

„Wie das?" wurde der Herr Baron aufmerksam. „Herzeleid? Billigkeit?" Es ließ sich das nicht läugnen. Der Oberstwachtmeister Freiherr von N**, der als junger Offizier bereits im Erbfolgekrieg sich hervorgethan und auch im gegenwärtigen seinen Platz rühmlich ausfüllte, — er hatte das Schlachtfeld nur auf kurze Zeit verlassen, um sich von seiner Wunde zu erholen, — hatte seine rauhen Seiten. Er war als Soldat barsch, als Kavalier schroff und als Grundherr herrisch, Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe im strengen, abweisenden Sinne, ganz der Gegensatz hierin von seiner sanftgearteten, leutseligen, bei all' ihrem vornehmen Wesen doch gegen Jedermann herablassenden gräflichen Gemahlin. Aber er war durchaus ein Ehrenmann und hielt nicht minder auf Recht und Billigkeit als auf die strenge Beobachtung des ihm schuldigen Respektes. Die letzten Worte des Richters galten ihm als ein Appell an seine Ehre. „Darf kein Mensch sagen," sprach er, „daß ich je versäumt, ihm sein Recht werden zu lassen! Richter Dudek, ich bin Ihm zu Befehl!"

„Beim Kaffee," nickte die Excellenz-Frau, „sehen wir uns wieder!" ließ den Arm des Herrn Appellationspräsidenten, den der Herr Baron zu bleiben ersucht, und schloß sich der übrigen Gesellschaft an, die in den Laubgängen des Gartens sich zerstreute.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Aprilltag in London.

Von

Arthur Wallis.

(Bild S. 305.)

Das ist schon ein Gewirr zum Tollwerden in London an gewöhnlichen Tagen beim freundlichsten Wetter, und nun erst wenn plötzlich ein Regenschauer die mit Menschen und Wagen überfüllten Straßen und Plätze der Stadt überfällt. Beim schönsten Wetter hatte man sein Haus, natürlich ohne Schirm, verlassen und nun fegt der Wind und der Regen über den Häuptern hin. Alles eilt,

ein Unterkommen zu suchen. Wer kein schützendes Dach findet — und bei den verschlossenen Häusern ist das nicht so leicht — sucht in einem Omnibus unterzukommen, und das demokratische Prinzip tritt nun vollständig in seine Rechte. Der Lord, der Millionär ist froh, ein Plätzchen neben dem Arbeiter zu finden, die feine Dame froh, sich neben der Wascherfrau niederlassen zu können. Der Omnibuskutscher wählt nicht lange unter seinen Fahrbedürftigen, aber der Cabman macht schon seine Unterschiede. Der alte Herr mit der dicken Dame hat wenig Aussicht neben dem Gentleman mit der jungen Lady: er weiß wo ihm der höchste Lohn winkt. Schon streiten sich die Straßenjungen, wer die Wagenthüre öffnen darf, wem der Schilling zufallen wird. Ein anderer Kamerad hat sein Schuhputzergeschäft trotz Wind und Wetter nicht suspendirt und packt eben den Fuß eines Vorübereilenden. Aber seien wir nicht ungerecht. So viel Unbehagliches, so viel Schmutz ein solcher Aprilschauer in der Stadt mit sich führt, für das Land ist er ein Segen; jeder Tropfen birgt einen Sonnenstrahl für die Erde in sich. Und vor Allem, der Winter ist vorbei. Die Blumen sprossen wieder aus der Erde und die Stimmen der Vögel erfüllen die Luft. Der Frühling ist da!

Auf der natürlichen Grenze.

Katz und Maus am Rhein *).

Von

Richard Andree.

(Bild S. 145.)

An einem sonnigen Herbsttage des verflossenen Jahres, als die deutsche Welt sich wieder dem Frieden zuneigte, fuhr ich den alten Vater Rhein hinab, dessen sonst so klare und grüne Wogen mir heute getrübt erschienen. Der Mainstrom hatte ihnen Bruderblut zugeführt, und das Trübselige, das in dieser Thatsache lag, das Ungewisse der ganzen Situation lastete schwer auf allen Fahrgästen, die sonst beim Anblicke der herrlichen Landschaft naturgemäß zu Freude und Lust hingerissen werden. War auch die Zahl der Fremden in all' den rheinischen Städten und Städtchen in diesem Jahre geringer als sonst, so stiegen doch Vertreter der meisten europäischen Nationen auf unserem Dampfer ein. In Bingen kam ein Russe zu uns, der in Kissingen während des Kampfes in große Noth gerathen war und haarsträubende Dinge von den Preußen und Bayern erzählte, die ihm zufolge schlimmer als Kalmücken und Kosaken waren. Ein Engländer hatte sich das Schloß eines Zündnadelgewehrs zu verschaffen gewußt; er nahm es als allerneueste Rarität mit in seine Heimat, erklärte aber unterwegs unermüdlich allen Landsleuten, die er traf, den Mechanismus und ließ die kleine Nadel an der Spiralfeder hin- und herschnellen. Der interessanteste Mann war jedoch für mich ein Franzose, ein Professor vom Gymnasium zu Orleans, welcher als Berichterstatter für eine pariser Zeitung den Kämpfen am Main und Neckar beigewohnt hatte. Der kürzeste Heimweg wäre für ihn über Mainz oder Straßburg gewesen; er zog jedoch die Tour rheinabwärts über Köln vor, um sich, wie er sagte, „die natürliche Grenze Frankreichs" genau anzusehen. Mit staunenswerther Beharrlichkeit fand er in jedem Ortsnamen am Rhein französischen Klang. Für ihn gab es nur Mayence, Bergence, Cologne statt Mainz, Bingen, Köln. „Und," fügte er nach einer Diskussion mit mir triumphirend hinzu, „sagen die Deutschen nicht selbst Eltville für den hübschen Ort im Rheingau?" — Hier mußte ich den aus dem Lateinischen stammenden Namen allerdings als undeutsch anerkennen. Doch die Erklärung, daß hier viele Römerkolonieen einst gestanden, machte meinen Mann nur noch eifriger in der Vertheidigung der französischen Ansprüche, die er, wie sein Kaiser, bis in die Zeiten Cäsar's zurückführte.

Oberwesel und der Lurleifelsen, dessen Romantik durch Heine's berühmtes Gedicht dem Herrn Professor schon bekannt war, lag hinter uns. St. Goar mit seiner wildromantischen Umgebung, mit seinen alten Mauerresten und Thürmen tauchte von schroffen Felsen umgeben vor uns auf. Der Franzose studirte wieder fleißig, warf nur selten einen Blick auf die Landschaft und richtete dann an mich die Frage: „Was ist das: Katzenellenbogen? Le coude du chat! Sonderbares Wort!"

Ist nun auch die Geographie, und zumal diejenige vergangener Zeiten, nicht, wie bekannt, die stärkste Seite der Franzosen, so konnte ich diese Frage dem Franzmann doch nicht übel nehmen, da gewiß auch mancher Deutsche über das Wort schon gelächelt hat. Ich raffte also meine historischen und geographischen Kenntnisse zusammen und erklärte folgendermaßen: „Unser Vaterland zerfiel bekanntlich früher in viele größere und kleinere Länder, die allmälig der Zahl nach zusammenschmolzen und nach dem Jahre 1815 auf sechsunddreißig reduzirt wurden. Jetzt scheint wieder eine Verringerung eintreten zu wollen. Denn sehen Sie hier das rechte Rheinufer, das zu Nassau gehört, jetzt aber schon so gut wie preußisch ist, war einst auch unter viele kleine Herren vertheilt. Einer davon war ein Graf von Katzenellenbogen, und dort in St. Goar war seine Hauptstadt. Das Geschlecht starb jedoch schon 1479 aus und seine Länder kamen an Hessen, später theilweise an Nassau. Darum nannten sich sowohl die Herzoge von Nassau als die Großherzoge von Hessen Grafen von Katzenellenbogen, und trügt nicht Alles, so wird der König von Preußen binnen Kurzem statt des nassauer Herzogs diesen Titel zu seinem halben Hundert anderer Titel hinzufügen."

„Sehr verwickelt," meinte der Franzose, dem meine Auseinandersetzung nicht ganz klar geworden war; nur so viel konnte er begreifen, daß Deutschland allmälig im Begriffe war, zu einem Ganzen sich zu gestalten, wie sein Vaterland es schon lange bildete.

Historische Erörterungen waren einmal im Zuge und so erzählte ich meinem Gefährten denn die Legende vom heiligen Goar, der hier im sechsten Jahrhundert sich eine stille Klause gebaut, in der er gottselig gelebt, vielen Heiden das Christenthum gepredigt und Wunder gewirkt hatte. Er brachte Säuglinge zum Sprechen, hing sein Pilgerkleid, wenn kein Nagel vorhanden, an einen Sonnenstrahl, und nährte sich von der Milch der Hirschkühe, die aus dem Walde zu ihm kamen und sich melken ließen. Karl der Große ließ an der Stelle, wo die Klause des heiligen Mannes stand, einen Dom bauen, um den sich die Stadt entwickelte. Dann fiel mir wieder die beglaubigte Geschichte von der Jungfernversteigerung in St. Goar ein, eine gar lustige Sitte, die verdiente, auch heute nachgeahmt zu werden. Am Osterfeste versammelten sich die ledigen Bürgerstöchter schön angeputzt im großen Rathhaussaale. Dahin kamen auch die jungen Bursche, und an sie wurden die Mädchen für Geld ausgeboten, das in die Stadtkasse floß. Für die Schönste bot man natürlich am Meisten, und wer sie erstand, erhielt dafür das Recht, das ganze Jahr mit ihr allein tanzen zu dürfen. Der Stadtsäckel befand sich dabei wohl, und manches Paar war, ehe neue Ostern in's Land kamen, schon Mann und Frau.

„Wieder eine echt französische Sitte," meinte mein Begleiter. „Wir haben in Frankreich heute noch Aehnliches; ich erinnere an die Blumenspiele in Toulouse, an die Troubadours, die durch Minnegesang die Schönste erwarben, was sicher viel poetischer ist als nur durch Geld!"

All' mein Protestiren half nichts, und der Mann wird seine Entdeckung, zu der ich ihm verhalf, gewiß in dem Feuilleton irgend eines pariser Journals niedergelegt haben. Und damit die französischen Erinnerungen kein Ende nahmen, kamen wir jetzt in eine Gegend, an welche sich Napoleon's Namen knüpft. Petersberg, Reichenberg mit dem Burgthurme, Bierscheid, Weier, Bornich, Weissel und viele andere blühende Ortschaften zeigten sich unsern Blicken, und am Abhange des Gebirges fesselten die Ruinen der Katze das Auge. Dann kamen endlich die Ruinen des Thurmbergs in Sicht, und gewahrten wir weiter abwärts die Brüder und unter ihnen die Kirche von Bornhofen.

Die Katz, diese alte, nun in Trümmern liegende Burg wurde im Jahre 1363 von dem Grafen Johann III. erbaut. In den Fehden am Rhein spielte sie eine große Rolle. Im siebenzehnten Jahrhundert zerstörte sie ein Brand; doch war das Schloß, das ursprünglich Neu-Katzenellenbogen hieß, so fest, daß Napoleon für

---

*) Das Bild von Katze und Maus steht — gestehen wir offen das Versehen ein — Seite 145, während die Schilderung Seite 148 unser heutiges Bild von Godesberg illustriren sollte.



Ein Apriltag in London. Von Walker. (S. 303.)

nöthig hielt, es 1806 sprengen zu lassen. Das interessirte meinen Franzosen ungemein und er war nahe daran, in St. Goarshausen auszusteigen, um das Werk der Zerstörung in der Nähe zu betrachten. Doch hielt ich ihn mit Mühe und Noth zurück, um seine sonderbaren Ansichten, die doch nur diejenigen des größten Theils seiner Nation waren, noch näher kennen zu lernen, und erzählte ihm sogleich die Geschichte von der Burg Maus auf dem Thurmberg über Welmich, das hier mit seinem gothischen Thurm recht malerisch aus Gärten und Wiesen hervorlacht. Die Maus gehörte den trierer Erzbischöfen; ihr Erbauer war im vierzehnten Jahrhundert Erzbischof Kuno aus dem Hause Falkenstein, und da die eine Burg, die ursprünglich Thurmberg hieß, dem Schlosse Neu-Katzenellenbogen sehr unbequem und nahe lag, so verwandelten die Besitzer des letzteren den Namen in „Maus“, indem sie glaubten, dasselbe von ihrer „Katze“ aus leicht fangen zu können.

Dankbar notirte der Franzose auch diese Geschichte. In Boppard stiegen wir zusammen aus und sprachen im „Rheinischen Hof“ bei einem Glase rothen Petersbergers noch viel von den natürlichen Grenzen. In dem alterthümlichen Städtchen herrschte reges Leben. Preußische Soldaten, die bei Tauberbischofsheim gefochten hatten, waren gerade zurückgekehrt und zogen singend an unsern Fenstern vorüber. Laut und melodisch klang es zu uns herein:

Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

„Wie lautet der Text?“ fragte der Franzmann. Und nun übersetzte ich ihm denselben, als die beste Antwort auf seine „natürlichen Grenzen“. Ob er wohl diese Uebersetzung auch in seinen Reiseskizzen mit abdrucken ließ?

Von unten herauf.

VII.

Der Fingerhut und die Weiber von Schorndorf.

Von

Karl Ludwig.

Der Doppeltitel ist nicht zufällig, noch weniger absichtlich, um es den Erzählern gleichzuthun, welche manchmal diese Sitte an sich haben sollen, damit man schon vornherein ihres Ueberflusses an geistreichen Gedanken vergewissert werde. Es hat sich vielmehr von selbst so gemacht, weil eben von dem Fingerhut und einem Manne besagter schwäbischen Landstadt, nebenbei auch von ihren heldenmüthigen Weibern zu handeln ist, von dem Einen nicht mehr und nicht weniger als von dem Andern.

Ueber die mancherlei Stücke des Nähtisches, als da sind: Nadeln, Nadelbüchse, Seide und Baumwolle, Wachs und Scheere, hat man schon da und dort Artiges und Lehrreiches lesen können; besonders die Nadelfabrikation ist nach ihren kleinsten Einzelnheiten in belehrenden und unterhaltenden Zeitschriften beschrieben; der Fingerhut harrt meines Wissens noch der gerechten Würdigung. Sie soll ihm nicht länger vorenthalten bleiben. Wir knüpfen sie an die Geschichte eines Mannes aus dem schwäbischen Städtchen Schorndorf.

Wiederum sind wohl alle geneigten Leser unserer Blätter, wenigstens im Württembergerland, im Allgemeinen bekannt mit der Geschichte der schorndorfer Weiber. Dabei mag wohl manchem Manne — ob auch der Damenwelt, mag dahingestellt bleiben — verdrießlich gewesen sein, daß bei dieser Heldengeschichte unserer Ahnfrauen ein Theil unserer Ahnherren eine so klägliche Rolle spielt. Und wenn man vollends weiß, daß seit jenen Tagen von 1688 das bedenkliche Sprüchwort aufgekommen ist, in der guten Stadt Schorndorf sei es von dem fatalen Vorgang her Sitte, daß in der oberen Stadt die Weiber den Meister spielen, in der unteren aber die Männer nichts gelten — kann man's da Einem verdenken und verargen, wenn er bei Gelegenheit auch ein gutes Wort für die Männer daselbst einlegt?

Nun diese Gelegenheit könnte nicht besser erdacht werden, als sie sich uns jetzt darbietet eben dadurch, daß wir dem genannten Artikel des Nähtisches unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Denn just der Fingerhut ist es der einen Mann von Schorndorf der Ehre werth machte, daß er hier genannt und gerühmt werde. Einen Mann meine ich, der von unten heraufkam, durch eigene Erfindung und auch, wie fast alle Erfinder, unter nicht geringer Sorge und Pein dieses unscheinbare Werkzeug der Frauenhand zu einer wirklich schönen Gestalt gebracht und eine Fingerhutfabrik gegründet hat, die unseres Wissens einzig in ihrer Art in ganz Deutschland dasteht. Sollten wir nun, wie man vor lauter Bewunderung des Auslands viele Schönheiten und Wunder des eigenen Landes noch lange nicht genug kennt und schätzt, so auch unser Staunen und unsere Anerkennung immer nur an Nadel- und andere Fabriken des stolzen Britanniens verschwenden, aber vorübergehen an dem, was unsere Heimat Sinniges erfunden und Großes zu Tage gefördert hat? In diesem Betracht darf auch Kleines, dürfen auch Haus- und Stadtgeschichten auf Theilnahme rechnen. Und zudem kennen wir ja den Spruch des Dichters:

Wenn Einer sich groß im Kleinen däucht,
So denke: er hat was Großes erreicht.

So soll denn also für den Fingerhut wie für den Mann von Schorndorf hier ein Schutz- und Trutzwort abgegeben werden, und wir können, was ja immer für erwünscht gilt, zwei Fliegen mit Einem Schlag bekommen.

Doch, mit einem Mal fällt mir mit Schrecken schwer auf's Herz, daß denn doch die meisten unserer Leser draußen im Reich die Stadt, welcher unsere Mittheilung gilt, kaum dem Namen nach bekannt sein wird und daß sie auch sogar von den berühmten Weibern von Schorndorf hier zum ersten Mal eine Kunde erhalten. So unglaublich dieß einem guten Bürgerskind dieser Stadt klingt, das nicht begreifen kann, wie Jemand in der europäischen Welt von seiner Vaterstadt nichts wissen könne, wird dem doch also sein. Und so dürfen einige Vorbemerkungen hier nicht fehlen.

Wohl das lieblichste und fruchtbarste Seitenthal des Neckars ist das Remsthal, ganz im Herzen Württembergs gelegen und mit seinen drei Städten dem ersten Grundstock des jetzigen Königreichs angehörig. In der Geschichte stehen zuerst Gmünd, das am oberen Lauf, und Waiblingen, das am unteren Lauf des Flüßchens liegt, im Vordergrund; die erstere Stadt als Reichsstadt, die letztere als diejenige Oertlichkeit der Hohenstaufenzeit, welche im Namen Gibellinen in der Geschichte fortlebt. Das gerade zwischen beiden gelegene, von einem weitgeschwungenen Kreis schöner und hoher Waldberge und Rebenhügel umzirkte Schorndorf hat viel Ungemach, aber auch einige historische Berühmtheit dem Umstand zu danken, daß Herzog Ulrich im sechzehnten Jahrhundert eine für jene Zeit stattliche Festung daraus machte. In dieser Eigenschaft hatte die Stadt nach der nördlinger Schlacht 1634 eine schwere Belagerung und Beschießung von Seiten der Schweden zu bestehen; ein großer Theil der Stadt ging in Feuer auf, doch blieb eines der schönsten gothischen Baudenkmale in Württemberg, der Chor der Kirche, beinahe unversehrt.

Noch schlimmer hätte es aber der Einwohnerschaft ergehen können, als noch in demselben Jahrhundert (1688) der Mordbrenner Melac in's Württembergerland eingefallen war und seine Truppen sengend und brennend darin ihr Wesen trieben. Um dieselbe Zeit, da die französischen Streifzügler Tübingen in ihre Gewalt bekamen, das nur durch den trefflichen Johannes Osiander von völligem Untergang gerettet wurde, kam ihre Lust und die Reihe auch an die Stadt und Festung Schorndorf, deren Besitz ihnen besonders erwünscht gewesen wäre, um den Reichstruppen den Eingang in's Württembergische zu erschweren. Auf deren Hülfe schien die einzige Hoffnung zu beruhen. Denn der Herzog Administrator, Friedrich Karl, welcher seit elf Jahren an der Stelle des minderjährigen Thronerben, Eberhard Ludwig, regierte, hatte kurz zuvor die Truppen des Landes der Republik Venedig in den Sold gegeben. Das Allerschlimmste aber war, daß man ein doppeltes Regiment im Lande hatte. Während der Administrator und die Muthigeren überhaupt entschlossen waren, dem vertragsbrüchigen Feinde mit Entschiedenheit entgegenzutreten, ihm jeden festen Punkt streitig zu machen und mit Hülfe der Reichsvölker ihn aus dem Lande zu jagen, hatte eine andere Partei, sei es aus Furcht vor der Macht der Eindringlinge und ihres gewaltigen Oberhauptes, Ludwig's XIV.,

oder aus noch viel schlimmeren Beweggründen, die Schwäche, demselben alle möglichen Zugeständnisse zu machen. Und diese Letzteren hatten zum Unstern, da der Administrator abwesend war, zu Ende des genannten Jahres die Macht in den Händen und schickten von der Residenzstadt aus ihre von Muthlosigkeit eingegebenen Befehle.

So erging auch nach Schorndorf eine Aufforderung von Seiten der Regierung in Stuttgart, es solle die Stadt den Franzosen übergeben werden, und man versprach dazu noch dem Kommandanten der Stadt 2000 Dublonen zur Verehrung. Aber dieser Ehrenmann — Günther Krummhaar soll sein Name gewesen sein — war nicht zu erweichen. Und als sodann ein französischer Offizier ihn fragte, ob er nicht einen Befehl von der Regierung erhalten hätte, daß er ihnen die Festung überlassen sollte, antwortete er: er hätte zwar deßwegen einen Befehl überkommen, allein er respektire denselben nicht so hoch als den ersten, den er von Ihro Durchlaucht, dem Herrn Administrator, empfangen, welcher ihm die Festung mit hoher Eidespflicht zu vertheidigen anbefohlen. Diesem hochfürstlichen Befehl wolle er auch möglichsten Fleißes gehorsamlichst nachkommen, so lange ihm Gott das Leben gönne. Und so handelte er auch, ganz in ähnlicher Weise, wie fünfzig Jahre zuvor Konrad Widerhold, der mannhafte und edle Vertheidiger von Hohentwiel. Und als die Bürgerschaft und andere ehrliche Leute, so in der Nachbarschaft wohnten und ihr „Armüthlein" hineingeflüchtet, diesen treuen Eifer sahen, bekamen sie auch Muth und schwuren dem Kommandanten, ihm treulich mitzuhelfen, wie denn dieser gleichfalls sich verbindlich machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihnen beständig zu verbleiben und mit seinen Untergebenen sich zu wehren. Nach diesem begab sich die Mannschaft mit ihrem Führer auf ihre Posten und die Wälle, und erwarteten den Angriff des Feindes.

Doch all' das wäre wohl fruchtlos, Stadt und Festung wäre trotzdem verloren gewesen, wenn nicht die Weiber der Stadt mitgeholfen und den wichtigsten Theil der Arbeit auf sich genommen hätten. Das ging aber so zu.

Auf dem Rathhaus wollte man zwar Anfangs von Seiten des Magistrats auch nichts von den Forderungen der Stuttgarter Abgesandten wissen. Allein da diese schlechterdings darauf bestanden, der herzogliche Befehl müsse respektirt und schleunig befolgt werden, fingen einige der Stadtbehörden bereits an zu wanken. Und wer weiß, wohin es gekommen, wenn nicht dem mißlichen Handel auf unerwartete Weise eine günstige Wendung gegeben worden wäre.

Es verlautete nämlich bald unter der Bürgerschaft, daß der Erste der Kommissarien stets den Kommandanten bei sich zu haben wünschte, daß der Kommandant sehr zornig von ihm weggegangen sei und daß er ihm auf seine Drohung, wenn er diesen Ort den Franzosen nicht übergeben würde, sei Stuttgart mit Plünderung und Brand bedroht, geantwortet habe: „Lasset sie immerhin plündern und brennen, wenn sie es mit gutem Gewissen thun können; ich kann um dessen willen noch lange nicht diese Festung so liederlich übergeben."

Hinwiederum sagte es Einer dem Andern, daß es den Anschein habe, es werde auf dem Rathhaus schief gehen; die Herren daselbst neigen sich mehr und mehr auf Seiten der Kommissarien, und es stehe auf dem Punkte, daß man in deren Verlangen willige.

So herrschte eine große Gährung unter der Bürgerschaft. Man ließ da und dort scharfe Reden fallen von Verrath und Feigheit, und wie zuletzt doch der Bürger der betrogene Theil sein werde. Das könne man sich nicht gefallen lassen; ob denn die Bürger mit dem wackern Kommandanten und dessen Mannschaft für nichts zu achten, sonderlich bei so guten Mauern und Wällen; hätte man nur einmal die Herren von Stuttgart aus der Stadt geschafft, so würde Alles einmüthig sein und sich mannhaft wehren gegen die Wälschen. Diese wollen ja doch nichts als plündern und stehlen und es laufe Alles darauf hinaus, daß man den Feind in Stuttgart sich vom Hals schaffen wolle; dafür solle derselbe am armen Bürger auf dem Lande sein Müthlein kühlen und sich schadlos halten.

So gereizt demnach die Stimmung in der Stadt und so kampfbereit der Muth Einzelner war: daß die Worte zur raschen That wurden, das war dennoch ein Werk nicht der Männer, sondern der Weiber darinnen. Auch diese vernahmen, was der Kommandant gesprochen; das Andere, daß Etliche auf dem Rathhaus gerade entgegengesetzten Sinnes seien, blieb ihnen gleichfalls nicht unbekannt, und die Angst, was ihrer und der Ihrigen warte, wie es ihren Kisten und Kästen, Kellern und Speisekammern erginge, wenn der Landesfeind in die Mauern eingelassen würde, war nicht gering.

Wie nun aber dieses Einschreiten der Weiber in's Werk gesetzt und durchgeführt wurde, möge uns gestattet sein, etwas ausführlicher zu berichten. Dieß schon deßhalb, weil, wie gesagt, die Weiber von Schorndorf seit dazumal, wenn auch nicht in allen Stücken, doch in dieser Angelegenheit berechtigt sind, das große Wort zu führen. Zudem aber haben wir bei dieser Geschichte den Vortheil, streng geschichtliche Wahrheit bieten zu können, indem ein Zeitgenosse gleich im darauffolgenden Jahre eine Art Spottschrift verfaßt hat unter dem Titel: „Der durch das schorndorfische und göppingische Weibervolk geschüchterte Hahn", worin mit einem eben so frommen als patriotischen Sinn die einzelnen Vorgänge des damaligen Einfalls der „Gallier" geschildert sind. Wer mit uns den Schmerz empfindet, den es einem Schwabengemüth bereitet, daß die neueste Geschichtsforschung an der Wirklichkeit der Geschichte von den weinsberger Weibern zu zweifeln beginnt und ernstlich diese Thatsache bestreitet, wird es mit besonderer Genugthuung erkennen, daß wir jedenfalls doch Eine ganz unzweifelhafte große Weiberthat im Schwabenland behalten. Lassen wir darum deß zum Dank im Folgenden noch mehr als bisher unserem alten Berichterstatter das Wort.

Die Anführerin der Weiber nun war nach demselben die Bürgermeisterin, welche in der Geschichte den Namen ihres im Jahr darauf geheiratheten Mannes, Kunkelin, trägt, obgleich sie damals noch die Frau von J. H. Walch war. Diese Kunkelin also, eine kleine unansehnliche Frau, war es, die sich an die Spitze stellte und mit keckem Entschluß ihre Vaterstadt rettete.

Sie berieth sich zuerst insgeheim mit einer gleichgesinnten Freundin, der Hirschwirthin Katzenstein, sagte derselben, wie man sich vor Allem vergewissern müsse, was die Herren auf dem Rathhaus ausmachen, und wenn dem so sei, daß man dort an Uebergabe denke, so müsse etwas geschehen, dieß zu hintertreiben. Als diese ganz ihre Zustimmung gab und die Kunkelin in ihrem Entschluß bestärkte, begab sich die Letztere in aller Stille auf's Rathhaus, versteckte sich in den Ofen der Rathsstube und horchte auf die Reden, die drinnen fielen.

Es fand sich richtig so, daß die Mehrzahl der Herren auf dem Punkte war, zu einer Uebergabe der Stadt Ja zu sagen. Sie rief daher ihren Mann heraus, redete ihm in's Gewissen und beschwor ihn, ja nicht in diesen schmählichen Vorschlag zu willigen und vor allen Dingen nur wenigstens die Sache hinauszuziehen. Zugleich trug sie ihm auf, seinen Kollegen zu melden, daß ihnen, wie auch ihm, von ihren Ehehälften der Tod drohe, wenn sie in die Kapitulation willigten. Darauf kehrte sie zu ihrer Hirschwirthin zurück und verabredete mit ihr, was weiter zu thun sei. Man war bald im Reinen und beschloß, den Weingärtner Kurz, einen schlauen Mann, bei allen Weibern der Stadt herumzuschicken und sie aufzufordern, sie sollen sich alsbald wohlbewaffnet im Haus der Bürgermeisterin einfinden.

Gesagt, gethan! In weniger als einer Stunde strömte es aus allen Gassen und Gäßchen im Bürgermeisterhaus zusammen, mit allerhand Küchen- und Stallgewehr, als Ofen-, Heu- und Mistgabeln, Sicheln, Misthacken, Schneiddegen (so im Lande bräuchlich, Holzstängel damit zu zerhauen), Bratspießen, Hackmessern, alten Partisanen und Hellebarden. Damit Ordnung in die Sache käme, machten die Amazonen unter sich gewisse Kompagnieen von je vierzig Köpfen, erwählten Oberoffiziere —. Nota bene: die bösesten Weiber wurden zu Offizieren gemacht, und das war ihr Zeichen, daß solche Degen an der Seite und kurz Gewehr trugen — und zogen nun in vollem Zuge auf den Markt.

Eben kamen die Herren vom Rathhaus herab und waren hoch erstaunt über den Anblick der seltsamen Kriegsmannschaft; der Eine erschrak, der Andere wollte, man solle die Weiber heimtreiben, die Meisten aber machten gute Miene zum bösen Spiel und begaben sich in aller Stille nach Hause, der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

(Schluß folgt.)

Die verrätherischen Schatten. Von Morin.



Stolz und Unterwürfigkeit.



Was die Angst aus einem Menschen macht.



„Lassen Sie mich!“ sagte Lucy Carroll mit zitternder Stimme. (S. 311.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

21. Eine neue Versorgung.

Es war am frühen Morgen, als der schlichte Leichenzug der Wittwe Du Bast sich nach dem Friedhofe bewegte. Ihr Bruder verbat sich die Gegenwart und Begleitung Aller, welche der von ihm verachteten Theaterlaufbahn angehörten. Derselbe Grund hielt ihn ab, der Leiche zu folgen. Niemand begleitete sie zu Grabe, als die Wirthin, Fanny und Lucy Carroll. Während dieser Zeit untersuchte William sorgfältig alle Kästen und Schränke des Gemachs der Verstorbenen, um sich alle Briefe und sonstigen Papiere anzueignen, die den Namen der Familie der Verstorbenen hätten verrathen können. Bei dieser Gelegenheit öffnete er auch den alten Koffer, in welchem sich unter andern Gegenständen verborgen die Kleider, welche Fanny getragen, als Miles sie beseitigen wollte, das Tuch, womit ihre Hände gebunden gewesen, und die schriftlichen Aufzeichnungen Du Bast's befanden. „Seltsam! Wie in einem Roman!“ murmelte William, als er diese Aufzeichnungen gelesen.

Zufrieden, daß nichts im Nachlasse seiner Schwester sich befand, welches ihn oder seine Familie hätte kompromittiren können, legte er den Inhalt des Koffers in denselben zurück und sann eine Weile darüber nach, was er für Fanny thun solle, da er das arme unschuldige Mädchen nicht gänzlich ohne Hülfe lassen wollte. Er kam zu dem Entschlusse, die im Koffer befindlichen Beweismittel an sich zu nehmen, mit deren Hülfe er eines Tages ihre Verwandten wieder auffinden konnte.

Nach der Beendigung des Leichenbegängnisses bezahlte William, ohne seinen Namen zu nennen, die Kosten desselben, sowie die rückständige Wohnungsmiethe; dann ließ er Fanny eintreten. Lucy Carroll folgte ihr, weil sie dieselbe nicht allein lassen wollte. „Tritt näher, mein Kind!“ sagte der Fremde. „Hat die Verstorbene niemals über Deine Zukunft gesprochen?“ — „O ja, zu mir!“ antwortete Lucy rasch. „Fanny soll bei mir bleiben und mit mir leben. Ich habe versprochen, für sie zu sorgen.“ — „Sie, Kleine?“ fragte William überrascht. „Und wie wollen Sie das in's Werk setzen? Haben Sie Eltern?“ — „Nein, Sir!“ — „Aber wie und wovon leben Sie denn?“ — „Ich bin Tänzerin und beim Theater angestellt; ich erhalte wöchentlich ein Pfund Sterling und werde vielleicht bald günstiger besoldet.“ — „Und davon wollen Sie noch eine zweite Person unterhalten?“ — „O gewiß, Sir! Ihre Mama war so gut gegen mich, und ich habe Fanny so lieb, als wenn sie meine Schwester wäre. Wer sollte denn das arme Kind nehmen, wenn ich's nicht thäte?“ — „Das ist sehr löblich, mein Kind, sehr löblich! Dergleichen Handlungen verherrlichen die Menschheit. Doch warum wollen Sie Ihren Lebensunterhalt nicht auf eine mehr ehrenhafte Weise erwerben?“ — „Auf was für eine Weise?“ fragte Lucy verwundert. — Der Tugendprediger stockte; er konnte beleidigen, aber nicht rathen. „Ich kann nichts als tanzen!“ versetzte Lucy freimüthig.

William hatte der Sterbenden versprochen, für Fanny zu sorgen, und gedachte in seiner Weise Wort zu halten. Indem er entschlossen seine Börse zog, entnahm er derselben fünf Louisd'or. „Hier,“ sagte er, die Goldstücke einzeln in Lucy's Hand zählend, „hier ist etwas, um Sie in Ihrer lobenswerthen Absicht zu unterstützen.“ — „Ich danke, Sir!“ — „Und Gott segne euch Beide!“ fügte William mit Salbung hinzu, indem er seine Börse wieder in der Tasche verschwinden ließ. Bald darauf verließ er das Haus und noch an demselben Abend London, ohne eine Spur zurückzulassen.

Fanny war nun lediglich auf die Herzensmilde der jugendlichen

Lucy angewiesen, welche sie aus dem Trauerhause mit sich nahm. Das Haus, wo Lucy wohnte, war im Besitz einer alten Schauspielerin, Namens Watkins, einem von den bizarren Geschöpfen, welche das Herz voll edler Empfindungen und den Kopf voll lächerlicher Vorurtheile haben. Sie hatte früher einige Male die Rolle der Herzogin von York in „Richard III." neben Garrick gespielt, ein Umstand, den sie ohne Unterlaß erwähnte.

Mrs. Watkins war mindestens fünfzig Jahre alt. Das Theater war für sie die Welt, ihre Empfindungen, ihr Geschmack, ihre Manieren wurzelten darin. Auch ihre hauptsächlichsten Vorurtheile betrafen das Theater. Niemals konnte sie es Kemble verzeihen, daß er Macbeth im Hochländerkostüm gespielt hatte. Garrick, welcher diese Rolle in einem Gewande von Scharlach und Gold gegeben, galt ihr als Ideal eines Macbeth. Als aber nun gar Mrs. Siddons die Reifröcke und sonstige Eigenheiten der alten Zeit aufgab, erreichte ihre Entrüstung den Gipfelpunkt, und sie prophezeite den gänzlichen Verfall der Kunst. Die Folge davon war, daß sie die Bühne verließ, obschon Andere behaupteten, ihr Alter habe einen wesentlichen Antheil an diesem Entschlusse gehabt.

Mit Hülfe der geringen Ersparnisse, welche sie gemacht, möblirte Mrs. Watkins ein kleines Haus in Sankt Martins Court, sonderte dessen Räumlichkeiten in kleinere Wohnungen und vermiethete diese an einzelne Personen oder Ehepaare ohne Kinder. Im ersten Stock wohnte seit Jahren ein alter, verschlossener, blinder Offizier, der kein Anderer war, als Lieutenant Moore, früher in Farmsfield. Im zweiten Stock hatte sich ein alter deutscher Musiker und Gesanglehrer, Namens Weitzer, mit seiner würdigen Gattin eingenistet. In den Dachstuben logirten ein junger Maler, Namens Barry, eine Tänzerin der Oper, Miß Josephine, und Lucy Carroll. Letztere bezahlte wenig, aber, wie die Alte sagte: „es half auch mit einspeichern." Mrs. Watkins wohnte mit ihrer Magd, Margarethe, gewöhnlich Meg genannt, einer großen, hagern Frau mit weißen Haaren, im Entresol.

Mrs. Watkins saß in ihrem kleinen, nett ausgestatteten Besuchszimmer, als Lucy mit Fanny, jede ein Päckchen tragend, anlangte. Trotz ihrer Lebhaftigkeit fürchtete Lucy ihre Wirthin, die sie mit Strenge überwachte. „Nun, sind Sie endlich wieder da?" fragte Mrs. Watkins mit einem Vorwurfe. „Ich war nahe daran, Meg nach Ihnen auszusenden." — „Wir haben nicht eher kommen können, beste Mrs. Watkins, verlassen Sie sich darauf!" betheuerte Lucy. — „Wir?" wiederholte die Alte mit einem fragenden Blick auf Fanny. „Es ist schon sehr spät, um noch Besuch zu empfangen!" — „Ja wohl ist es sehr spät!" lispelte das junge Mädchen, die in Verlegenheit war, wie sie ihren Wunsch, Fanny Theil an ihrer Kammer nehmen zu lassen, vorbringen sollte. Endlich sagte sie schüchtern: „O Mrs. Watkins, ich möchte Sie einige Augenblicke sprechen." — „Mich sprechen? Nun, ich höre!" — „Nein, ich möchte Sie ganz allein sprechen!" versetzte Lucy, besorgt, daß ihr Schützling durch irgend ein Wort verletzt werden könnte. — „Dann folgen Sie mir in mein Apartement," sagte die ehemalige Künstlerin, indem sie sich erhob und gravitätisch durch eine Seitenthür ging. Lucy folgte ihr mit der Unterwürfigkeit eines Kindes, welches gescholten zu werden fürchtet, und Fanny blieb in der Bangigkeit, die ihre Lage natürlich hervorrief, allein zurück. „Mrs. Watkins," begann Lucy in dem kleinen Wohnzimmer der Alten, „das kleine Mädchen ist Fanny Du Bast." — „Du Bast?" Ah, der Komiker, ich erinnere mich, von ihm in den Zeitungen gelesen zu haben." — „Ihre Mutter ist auch gestorben." — „Hm, ja, ich hörte es. Nun, und ...?" — „Und wenn Sie nichts dagegen haben, will ich Fanny bei mir behalten. Sie hat keinen Freund, keine Verwandten, kein Obdach. Ich wollte Ihnen wöchentlich einen Schilling mehr für mein Logis bezahlen. Schelten Sie nicht! Schlagen Sie mir's nicht ab! Ich weiß, daß ich nicht viel zu geben habe, aber wenn die Wintervorstellungen beginnen, hoffe ich etwas mehr Geld zu bekommen."

Es war nicht dieß Geldanerbieten, welches die Wirthin überraschte, sondern der schöne Entschluß des jungen Mädchens, das kaum für sich selbst den nöthigsten Unterhalt erwerben konnte. „Bevor ich antworte," erwiederte Mrs. Watkins, „ist es nöthig, daß ich Alles genau weiß." — Lucy erzählte von dem traurigen Ende der Wittwe, von dem Erscheinen des fremden Mannes, welcher die Begräbnißkosten bezahlt hatte. Gleichzeitig brachte sie die erhaltenen fünf Louisd'or zum Vorschein.

Mrs. Watkins beachtete dieß Geld nicht, sondern stellte sich nur lebhaft das unglückliche Kind vor, welches allein und hülflos in der weiten Welt gelassen war, und ihr Herz fühlte Erbarmen. „Gut, sie bleibt hier!" sagte sie entschieden. Lucy vergaß in diesem Augenblicke all' ihre Furcht vor der gestrengen Frau und schlang jubelnd ihre Arme um deren Hals; aber der ernste Blick von Mrs. Watkins scheuchte sie plötzlich zurück. „Mein Himmel, welche ungestüme Manieren!" sagte sie verweisend. „Das ist so die neue Schule, wie mir scheint. Ich zu meiner Zeit wagte kaum die Hand von Mrs. Pritchard zu küssen, wenn sie es mir erlaubte." — „Ja, aber diese liebten Sie vielleicht nicht, Mrs. Watkins!" entgegnete das Mädchen mit komischer Betrübniß, und die Wirthin mußte lächeln, indem sie ihren durch die Umarmung in Unordnung gerathenen Anzug wieder ordnete.

Auf Lucy's Bitten nahm sie die fünf Goldstücke in Verwahrung; was aber den angebotenen Schilling pro Woche betraf, so verzichtete Mrs. Watkins auf denselben und erklärte, die Erhaltung Fanny's sei fortan ihre Sorge. Hierauf gingen Beide in's Besuchszimmer zurück; Fanny's Demuth und Schönheit bezauberte die alte Schauspielerin so, daß sie völlig für dieselbe eingenommen ward, und Lucy durfte triumphirend ihren Schützling in ihr Kämmerchen führen, das ihr von nun an nicht mehr öde und traurig erschien. Das Vorrecht der Jugend, den Schmerz bald zu vergessen, machte sich auch bei Fanny geltend: die Melancholie, in welche der Tod ihrer Pflegemutter sie versetzt hatte, räumte allmälig der Heiterkeit das Feld. Abends, wenn Lucy im Theater war, mußte sie der Wirthin Gesellschaft leisten. Diese las ihr Stellen aus Shakspere vor oder hörte sie singen. Fanny hatte neben andern Vorzügen auch die reiche Stimme ihrer Mutter und ihre Vorliebe für Musik geerbt. „O, wenn ich reich wäre," sagte Mrs. Watkins oft, „welche glänzende Erziehung wollte ich diesem herrlichen Mädchen geben!"

Kaum hatte Fanny einmal ihre Stimme hören lassen, so ward der alte Lieutenant Moore aufmerksam und lauschte gespannt. Jeden Montag pflegte er einen kurzen Besuch der Wirthin zu empfangen, um ihr den Betrag ihrer Rechnung für die verflossene Woche zu entrichten und einige freundliche Worte mit ihr zu wechseln. Der Alte war seiner Wirthin ein ungelöstes Räthsel; er sprach sonst mit Niemand, außer mit der alten Magd, die ihm aufwartete, empfing auch keine Briefe und hatte nicht den mindesten Verkehr mit der Außenwelt. Nun aber benutzte er die Gelegenheit, Mrs. Watkins zu fragen, ob sie in ihrer Familie Zuwachs bekommen habe. Offenbar that er diese Frage bloß, um Näheres über die Sängerin zu erfahren. Mrs. Watkins nannte den Namen „Fanny", wobei der Alte heftig erbebte. Er erkundigte sich weiter, doch vermochte die Wirthin ihm nur wenig über die Vergangenheit des Kindes zu erzählen, so daß der blinde Greis nicht im Entferntesten auf die Idee kommen konnte, daß er in diesem Kinde seine Enkelin vor sich habe. Nur der Name und der Klang ihrer Stimme weckten in seinem Herzen immer wieder die Erinnerung an vergangene Zeiten und erhielten ein gesteigertes Interesse für das Mädchen.

Während er sonst sich jeder Gesellschaft schroff entzogen hatte, kam er nun der Einladung seiner Wirthin, manchmal Abends einige Stunden in ihrem „Salon" zu verbringen, entgegen und hörte Fanny singen, wobei ihm häufig Thränen in die erloschenen Augen traten. Mrs. Watkins lud zu diesen abendlichen Zusammenkünften, welche sie in ihrer seriösen Weise mit dem pomphaften Namen „Soirée" belegte, an Tagen, wo weder Miß Josephine noch Lucy im Theater beschäftigt waren, alle ihre übrigen Miether, und die Kunst wie die Liebe feierten dabei ihre Triumphe. Während der junge Maler Barry, zum großen Aerger der koketten Josephine, sich zu Lucy hingezogen fühlte und zwischen Beiden sich ein zartes Verhältniß ausbildete, gerieth der würdige Jünger Polyhymnias in wahrhaftes Entzücken, als er Fanny's Stimme im Vortrage kleiner Lieder vernahm. Er sagte ihr freudig eine große Laufbahn als Theatersängerin voraus, während Mrs. Watkins, als ehemaliges Mitglied des rezitirenden Schauspiels, es für würdiger hielt, eine berühmte Tragödin aus ihr zu machen. Letztere hatte, als verantwortliche Pflegerin Fanny's, natürlich die entscheidende Stimme

und nahm sich vor, in dem jungen Mädchen als Künstlerin wieder aufzuleben. Von diesem Tage an gab sie Fanny Unterricht im dramatischen Vortrag, im Geberdenspiel, in allerlei Körperstellungen &c., zum großen Schmerze des deutschen Musikers, welcher es für eine Sünde hielt, eine so köstliche Stimme unausgebildet zu lassen.

Als im Theater von Coventgarden die Wintersaison eröffnet war, dachte Mrs. Watkins daran, ihren Plan, Fanny zum ersten Male auftreten zu lassen, zu verwirklichen. Sie kleidete dieselbe vollständig neu, wozu sie die aufbewahrten fünf Louisd'or verwendete, und sagte ihr eines Vormittags, daß sie um Mittag mit ihr in einer wichtigen Angelegenheit ausgehen wolle. Die ehemalige Künstlerin machte zu diesem Zwecke selbst glänzende Toilette. Zur bestimmten Zeit verließ sie, ganz in Seide und Spitzen gehüllt, mit Fanny das Haus. Der junge Maler mußte sie begleiten. „Darf ich fragen, wohin wir gehen?" sagte Barry. — „Nach Coventgarden, Sir!" — „Nach dem Markt von Coventgarden?" — „Nein, zum Tempel Shakspere's. Können Sie nichts errathen?" — „König Johann soll wieder gegeben werden; Mrs. Siddons in der Rolle der Konstanze, ihre Brüder als König und sein Vertrauter." — „Die Rolle des Prinzen Arthur habe ich meiner kleinen Schülerin Fanny zugedacht, wenn mein Plan gelingt."

Als sie das Theater erreichten, wollte der Thürsteher, welcher Mrs. Watkins persönlich kannte, sie gleichwohl nicht nach dem Foyer passiren lassen, indem er anführte, ihr Name stehe nicht auf der Liste Derer, welche das Privilegium des Einlasses hätten. Die stolze Dame war außer sich. Trotzdem, daß sie einen berühmten Künstlernamen zu tragen glaubte und daß sie zwanzig Jahre lang an demselben Thürhüter vorbei jeden Tag in den Tempel der Kunst eingetreten war, reichten fünf Jahre hin, alle Spuren ihres theatralischen Nimbus zu verwischen. Zum Glücke erschien zufällig der Regisseur, John Kemble, der berühmte Darsteller. Er erkannte auf der Stelle die frühere Kollegin und bot ihr freundschaftlich die Hand. Als sie ihm mittheilte, daß sie eine Bitte auf dem Herzen habe, nahm er ihren Arm und führte sie, von Barry und Fanny gefolgt, nach dem Foyer. Ihr Blick fiel mit stolzer Genugthuung auf den gestrengen Cerberus der Theaterpforte, welcher den Respekt gegen sie so eklatant aus den Augen gesetzt hatte. Im Foyer saß auf einem Fauteuil, welcher vor Zeiten als Thronsessel gedient hatte, die berühmte Schauspielerin Siddons, noch immer schön, obwohl die Frische der Jugend längst von ihren Zügen verschwunden war. Mrs. Siddons lächelte bei dem pompösen Eintreten der verabschiedeten Künstlerin, die von Allen geliebt worden war; sie erklärte sich mit Vergnügen bereit, Fanny's Deklamation in der Rolle Arthur's zu hören.

Trotz der immerwährenden Unterbrechungen von Mrs. Watkins, welche ihren Rococogeschmack zur Geltung bringen wollte, legte Fanny eine glänzende Probe ab; Mrs. Siddons war damit einverstanden, daß das Kind die Rolle des Prinzen Arthur im Stücke spiele, und als dieselbe bald darauf mit ihrer Pflegerin und dem Maler das Theater verließ, war sie zu dem Preise von fünf Schillingen für jeden Abend, an welchem sie beschäftigt werde, engagirt. Die Proben des Stückes „König Johann" währten einen Monat. Mr. Barry pflegte zu denselben in der Regel Fanny nach dem Theater zu begleiten, sowie er dieß, aus Neigung, mit Lucy Carroll that, wenn Meg nicht Zeit dazu hatte. Miß Josephine, welche gegründetere Ansprüche an die Aufmerksamkeiten des Malers zu haben glaubte, wußte ihre Wuth über die vermeintliche Zurücksetzung kaum zu zügeln und sann auf Rache.

Eines Abends, als die Vorstellung in Coventgarden länger als gewöhnlich gedauert hatte, wurde Lucy von dem ihrer wartenden Maler verfehlt und trat allein den Heimweg an. In Haymarket näherten sich ihr zwei, anscheinend halb berauschte Offiziere in kleiner Uniform und hielten sie auf.

Damals hatte London noch nicht die wohlorganisirte Polizei wie jetzt, sondern es gab daselbst, wie in Provinzialstädten, nur eine Anzahl alter, meist invalider Nachtwächter zur Bewahrung der nächtlichen Sicherheit, so daß Anfälle des Nachts nicht zu den Seltenheiten gehörten. „Wahrhaftig, sie ist schön wie Hebe!" rief der eine der beiden uniformirten Attentäter, welcher Lucy's Arm ergriffen hatte und seine Hand um ihre Taille legen wollte. — „Halbpart, Freund Walter!" versetzte der Zweite, sich von der andern Seite der Tänzerin nähernd. — „Lassen Sie mich!" sagte Letztere mit zitternder Stimme. „Ich bin sogleich zu Hause." — „O, was wollen Sie zu Hause, schönes Kind! Kommen Sie mit mir, ich kann Ihnen das reizendste Obdach gewähren!" rief der erste Offizier wieder, der kein Anderer war, als Walter Trevanian. Lucy wehrte sich mit aller Kraft, aber der Offizier ließ ihren Arm nicht los. Auf der Straße zeigte sich kein Mensch, außer den Droschenkutschern der Station, deren Einer sich näherte und die Offiziere unterwürfig fragte, ob sie einen Wagen befehlen. Walter antwortete bejahend, und sogleich war eine Droschke bereit. Die beiden Offiziere versuchten, das Mädchen in dieselbe zu spediren. Lucy schrie um Hülfe. Walter befahl ihr fluchend, zu schweigen; aber sie würde trotz ihres Schreiens binnen wenigen Sekunden sich im Innern des Wagens befunden haben, wenn nicht plötzlich der junge Maler und Meg, die riesige Magd von Mrs. Watkins, erschienen wären. Barry drängte sich zwischen die Offiziere und die Wagenthür und suchte Lucy zu befreien. Der Kutscher nahm Partei für die Offiziere. Barry schlug ihn mit der Faust zu Boden. Dennoch würde seine Stellung bedenklich gewesen sein, wenn nicht Meg kräftig geholfen hätte. Sie zog einen ihrer großen Nägelschuhe aus und schlug damit Walter Trevanian dermaßen über den Kopf, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. „Sie haben ihn getödtet!" murmelte Barry. — „Sehr möglich!" erwiederte die Magd trocken. „Ich habe niemals nöthig, zweimal zu schlagen." — Jetzt bat der zweite Offizier, kein Aufsehen weiter zu erregen, sondern sich zu entfernen, damit er seinen Kameraden, der vermuthlich „seinen Scherz" theuer habe bezahlen müssen, mit Hülfe des Wagens fortschaffen könne. Barry weigerte sich einen Augenblick und wollte die Offiziere, die sich gleich Räubern betragen hatten, der Polizei überliefert wissen; die beiden Frauen jedoch baten ihn flehentlich, den Schauplatz dieser soldatischen Rohheit zu verlassen. „Gut, ich werde sie zu finden wissen!" sagte er, als der unverwundete Offizier dem Kutscher die Ordre gab, nach der Knightsbridge-Kaserne zu fahren. Seit diesem Abend ging Lucy nie mehr allein in das Theater oder aus demselben, sondern Mr. Barry, von nun an ihr erklärter Bräutigam, war auch ihr steter Begleiter.

22. Miles auf der Spur.

Der Tag des ersten Auftretens Fanny's als Prinz Arthur war gekommen. „König Johann" mit neuen Kostümen und neuen Dekorationen war dem Publikum angekündigt. Barry begleitete Mrs. Watkins in's Theater. Das Personal des Stückes enthielt so viel bedeutende Talente, daß die Rolle eines Kindes selbstverständlich ganz in den Hintergrund trat. Dennoch erntete Fanny in einer Szene lauten Beifall, so daß Mrs. Watkins, in Entzücken gesetzt, einmal über das andere bemerklich machte, sie sei die Lehrerin der kleinen Künstlerin.

Es war im vierten Akte, in der Szene, wo Prinz Arthur sich aus dem Thurmfenster stürzt, daß Fanny die Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Sie erhob sich halb vom Boden, ihre Züge veränderten sich, ihre Augen erweiterten sich wie in furchtbarer Angst und mit beklommener Stimme sprach sie die Schlußverse:

„Bis hierher selbst verfolgt das Schreckbild mich!
Nimm, Erde, meinen Leib, o Himmel meine Seele!"

Dann fiel sie regungslos zurück und ihre Augen, die zuletzt nach der Gallerie hinaufgestarrt hatten, schlossen sich. Während das Publikum applaudirte und Mrs. Watkins vor Entzücken außer sich war, fand der Schauspieler, welcher den todten Arthur aufzunehmen hatte, das Mädchen eiskalt und bewußtlos. Nachdem er sie von der Bühne getragen, ward ein Arzt gerufen, welcher fand, daß das Kind fieberte. Mrs. Watkins und ihre Hausgenossen nahmen Fanny betrübt in Empfang und brachten sie nach Hause. Unbeobachtet folgte ihnen ein Mann, der Fanny schon von der Gallerie aus beobachtet hatte — es war Miles, der von dieser Zeit an seine kostbare Beute nicht mehr aus den Augen ließ. Mehrmals sah Meg einen ihr unbekannten Mann in der Nähe des Hauses, nach der Thür oder nach den Fenstern emporlugend. Er versuchte es sogar, mit der Magd eine Unterhaltung anzuknüpfen und sie auszuforschen, was ihm aber bei der alten treuen Seele nicht gelang.

Während ihrer Krankheit sprach Fanny oft phantasirend von Miles, dem schrecklichen Menschen, den man nicht zu ihr lassen solle, weil er sie sonst tödten werde. Andere Male glaubte sie, ihre Hände seien gebunden und bat mit der rührendsten Stimme, ihr Gebet sagen zu dürfen. Später wußte sie mit größter Genauigkeit in Gegenwart Meg's und des Malers die Szene im Adelphigewölbe zu erzählen und die Persönlichkeit von Miles zu schildern. Sofort erinnerte sich Meg des Mannes, welcher das Haus umschlichen hatte. „Ja, ja, 's ist derselbe!" murmelte sie. „Aber wenn ich ihn fasse, dann wehe ihm!" fügte sie mit geballter Faust hinzu. — „Wie, Sie haben ihn gesehen?" rief erbleichend das Mädchen. — Barry gab der Alten ein verstohlenes Zeichen. Meg war schnell gefaßt. „Ei," erwiederte sie, „hast Du nicht selbst gesagt, Fanny, daß er sich auf der ersten Gallerie im Mittelplatze befunden habe? Ich und Mr. Barry, wir haben ihn Beide gesehen, wie er seine stieren Augen auf Dich gerichtet hielt. Aber habe nur keine Furcht, mein Schätzchen; wenn ich ihn jemals wiedersehen sollte, dann werde ich ihn erdrosseln, darauf kannst Du Dich verlassen!"

Von dieser Stunde an verband sie sich mit Mr. Barry, um auf Miles aufzupassen. So viele Mühe sie sich indeß auch gaben — der unheimliche Mensch ließ sich nicht mehr sehen. Miles hatte sich inzwischen genau unterrichtet, daß die kleine Künstlerin, welche sich in der Obhut der alten Watkins befand, und Fanny, welche er so eifrig suchte, eine und dieselbe Person sei, und es galt ihm nun, sich die bedeutende Summe zu verdienen, welche ihm Martha Mendez, die Enkelin Peter Quin's, für die Wiedererlangung Fanny's versprochen hatte. Zu diesem Zwecke traf er im Stillen mit aller Vorsicht seine Maßregeln.

Inzwischen ward auch noch von einer andern Seite die Hoffnung der Erbin, ihr Adoptivkind wiederzusehen, neu angefacht. Statten wir derselben in ihrem splendiden Aufenthalte Brierly-Grange einen Besuch ab. Martha Mendez gehörte nicht zu den „Emporkömmlingen", welche mit ihren durch irgendwelche Glücksumstände erhaltenen Reichthümern ihre Unwissenheit verdecken zu können glauben, sondern sie hielt Unwissenheit neben dem Reichthum für eine Schmach und war daher fest entschlossen, die absichtliche Vernachlässigung ihrer geistigen Ausbildung von Seiten des alten Wucherers nach Möglichkeit wieder gut zu machen. In diesem Sinne bat sie den Advokaten Foster, ihr eine junge Dame mit den nöthigen Kenntnissen als Lehrerin und Gesellschafterin zu rekommandiren.

Die Person, welche Foster zu diesem Zwecke erwählte, war die verwaiste Tochter eines Advokaten, der ihm befreundet gewesen und nach dessen Tode er sich des Mädchens angenommen hatte. Harriet Wyndham war außerordentlich gebildet; obschon kaum achtzehn Jahre alt, sprach sie mit Gewandtheit mehrere Sprachen, war sehr musikalisch, hatte Kenntnisse in der Literatur, in den Naturwissenschaften u. s. w. Ohne regelmäßig schön zu sein, war ihr Gesicht doch ausdrucksvoll und verführerisch, ihr Wuchs schlank und geschmeidig. Mr. Foster hatte doppelte Beweggründe zu ihrer Wahl: er wollte ihr eine angenehme Stellung verschaffen und glaubte zu gleicher Zeit seiner Klientin ein weibliches Wesen geben zu können, das sie zu lieben vermochte.

„Sie werden Miß Mendez sehr zurückhaltend finden," meinte der Advokat; „aber sie ist gut und von Natur intelligent. Klugheit und Milde werden Ihnen mit der Zeit ihr Herz öffnen." Indem Foster der jungen Dame diese Rathschläge gab, argwöhnte er nicht im Mindesten, daß die listige Harriet bereits zwei Projekte nährte: das eine war, sich in Martha's Geheimnisse einzuschleichen; das andere, Alles aufzubieten, um einst Erbin der reichen alleinstehenden Jungfrau zu werden.

Als sie ihre Stellung in Brierly-Grange antrat, war sie in sich gewiß, daß Alles nach ihrem Willen gehen werde; aber nachdem sie kaum eine Woche daselbst zugebracht hatte, fand sie ihr Selbstvertrauen schon sehr erschüttert. Auch nicht eine einzige Schwäche konnte sie in Martha's Charakter entdecken, auch nicht die mindeste Bresche hatte Harriett zu legen vermocht. Martha zog sie nicht in ihr Vertrauen. Doch so rasch gab die Gesellschafterin den Kampf um ein bedeutendes Ziel nicht auf. Sie hatte sich ein Unterrichtssystem arrangirt, durch welches sie ihrer Schülerin die Demüthigung, unwissend zu erscheinen, klug ersparen wollte, aber der Charakter Martha's machte auch diese Vorsicht unnütz. Diese gestand ohne Weiteres, daß sie außer Lesen und Schreiben fast gar nichts wisse und daß die Gouvernante sie in allen ihren Lektionen gleichsam als ein Kind betrachten müsse. Dieser vollständige Mangel an Eigenliebe setzte Harriet in die äußerste Verlegenheit; sie erklärte mit erkünstelter Bescheidenheit ein solches Verfahren, einer Dame gegenüber, die sie als ihre Gebieterin betrachten müsse, als unmöglich. „Und doch ist es die einzige Manier, welche bei mir Erfolg verspricht," versetzte Miß Mendez. „Lieber will ich als unwissend gelten, denn gebildet scheinen, ohne es zu sein."

Danach handelte Martha und hatte nach sechs Monaten angestrengtesten Fleißes so große Fortschritte gemacht, daß ihre Lehrerin häufig sehr in's Gedränge kam. Niemand hätte in der graziösen und geistvollen Miß Mendez die schlichte Enkelin Peter Quin's wiedererkannt. Harriet war es nicht entgangen, daß ihre vermögende Schülerin selbst in Momenten der äußersten Aufmerksamkeit oft eine gewisse Betrübniß und Zerstreutheit bekundete, woraus sie auf ein tiefes Geheimniß schloß; aber so viele Wege sie auch einschlug, um in dessen Besitz zu gelangen, es glückte ihr nicht.

In diesem Stadium befanden sich beide Damen, als eines Tages Klemens Foster, der Sohn des Advokaten, welcher inzwischen zu einem hübschen schlanken Jünglinge aufgeschossen war, mit einem wichtigen Schreiben seines Vaters an Miß Mendez in Brierly-Grange ankam. Kaum hatte Letztere die ersten Zeilen des Briefes gelesen, als sie in großer Aufregung das Zimmer verließ. Harriet's Neugier war dadurch auf's Höchste gespannt. „Hoffentlich greift die Mittheilung, welche Miß Mendez erhalten, nicht in ihre gesellschaftliche Stellung und in ihr Vermögen!" sagte sie zu Klemens, den sie von Jugend auf kannte. — „O, fürchten Sie das nicht!" erwiederte Klemens. „Wie mir Griffiths sagt, ist Miß Mendez die reichste Klientin meines Vaters." — „Ah, dann muß ihr Vermögen ganz enorm sein. Wissen Sie wohl, wie sie dazu gelangt ist?" — „Je nun, sie hat geerbt!" — „Von wem?" — „Von ihrem Großvater, von ihrer Mutter — was weiß ich! Dieß ist ja von keinem Belang! Sagen Sie mir, Harriet, gefällt Ihnen das Landleben? Kommen Sie bald nach London zurück? Ich habe hunderterlei Fragen an Sie zu richten, und Sie sprechen zu mir von Martha Quin und deren Vermögen!" — Martha Quin! das war ein neuer Reiz für Harriet's Neugier. Sie erfuhr, daß ihre Schülerin den Namen gewechselt hatte, wovon sie ihr nie ein Wort gesagt, und es erfüllte ihre Seele mit einer gewissen Pein, daß selbst Klemens ihr die Ursache des Namenswechsels nicht angeben konnte. Der Eintritt Martha's störte die fernere Unterhaltung. „Ich werde Ihnen unhöflich erschienen sein," sagte diese, die Hand des Jünglings ergreifend, „aber die Neuigkeiten, welche mir Ihr Herr Vater gesendet, sind so wichtig, daß ich mich selbst darüber vergaß. Ihr Vater schreibt mir, Mr. Klemens, daß Sie einen wichtigen Besuch in der Nachbarschaft, bei dem Reverend William Rede abzustatten haben?" — „Ja, ich habe ihm ein Päckchen zu überbringen und Papiere in Empfang zu nehmen." — „In diesem Falle bitte ich Sie, einige Tage ein lieber Gast in Brierly-Grange zu sein, wenn anders Sie sich in solcher Zurückgezogenheit einiges Amüsement verschaffen können." — „Einiges Amüsement, Miß Mendez? Es muß hier eine ganz famose Jagd geben. Als ich den Park durchschritt, fand ich Rehe und Hasen in Menge. Doch Verzeihung, daß ich in Gegenwart von Damen eine solche Sprache führe!" — „O, wenn Ihnen die Jagd Vergnügen macht, so handeln Sie ganz nach Lust!" rief Martha lebhaft. „Bleiben Sie, so lange Sie wollen; kommen Sie wieder, wann und so oft Sie wollen! Ich werde glücklich sein, Ihnen eine Freude bereiten zu können." — Klemens dankte erregt, denn Jagd war eine seiner vorwiegenden Neigungen.

Martha erklärte, daß sie sogleich nach London reisen müsse. Harriet bot sich zur Begleitung an, um sich diese Gelegenheit, ihr Interesse zu wahren, nicht entgehen zu lassen; aber Miß Mendez sagte ihr, sie wünsche, daß Harriet in ihrer Abwesenheit die Hausherrin vertrete. Sie mußte sich also mit dem Gedanken trösten, einige Zeit mit Klemens Foster zu verleben, und Martha reiste allein ab.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 27.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

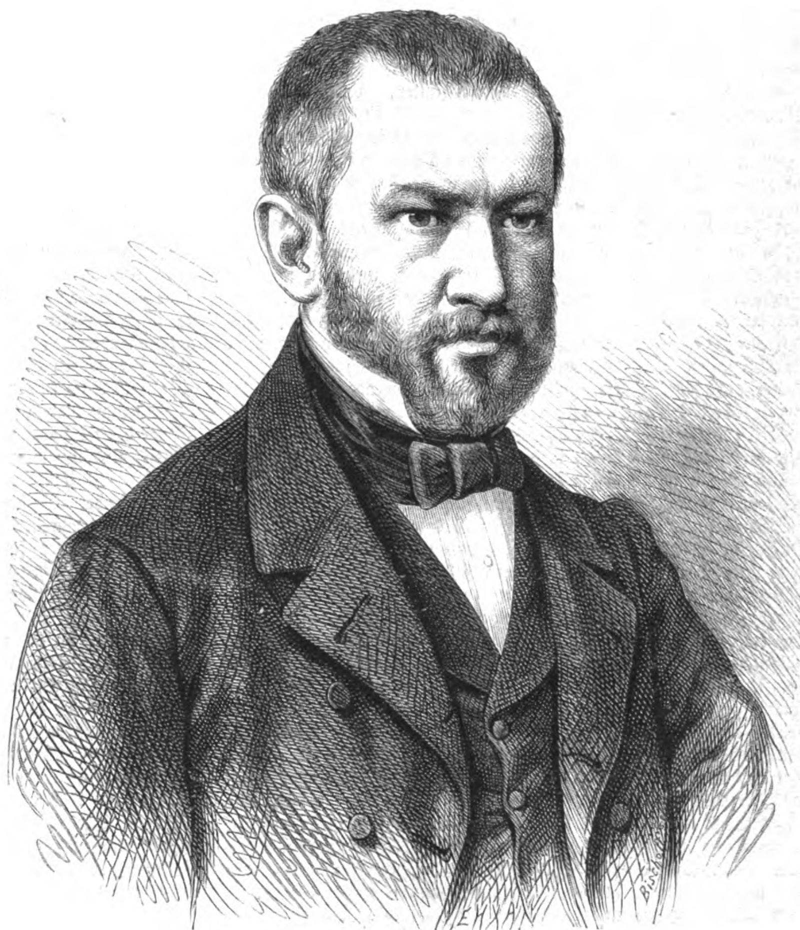
Graf Eulenburg,

preußischer Minister des Innern.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Als Herr von Bismarck im Herbst 1862 das Portefeuille als Ministerpräsident erhielt, ward Graf Eulenburg mit dem Portefeuille des Innern betraut. Es war dadurch bewiesen, daß er unbedingte Unterstützung der Politik Bismarck's zugesichert hatte, wie sie der Leiter von seinen neuen und selbstgewählten Kollegen verlangte. Graf Eulenburg ist streng konservativ. Sein ganzes Bestreben geht dahin, sich keinen Vorwurf machen zu lassen, mit seinem Gewissen im Reinen zu sein, als eine gute Stütze des Ministerpräsidenten zu erscheinen und dem leidenschaftlichen Parteitreiben ein harmloses Ende zu machen. Als er kurz vor dem Eintritt des Grafen Bismarck gefragt wurde, ob er das Ministerium übernehmen wolle, lehnte er wegen der damaligen Konflikte dieß ab und scheute sich auch, an einer zu befürchtenden Reaktion, die bis zur Aufhebung der Verfassung gehen könnte, Theil zu nehmen. Als ihm dann aber der König ausdrücklich versicherte, mit der Politik Bismarck solle nicht an einen Umsturz der Verfassung gedacht werden, übernahm er das Portefeuille. Er war damals ein Mann von Anfangs der vierziger Jahre und ist auch heut noch Junggeselle.



Graf Eulenburg. Von Fritz Kriehuber.

Graf Eulenburg war bis dahin wenig bekannt gewesen. Als junger Regierungsbeamter wurde er vor einigen zwanzig Jahren als Censor nach Köln am Rhein geschickt, um durch strengere Censur namentlich die damalige, sehr demokratische „Rheinische Zeitung“ todt zu machen, was ihm auch gelang, indeß auch nicht verhindert hatte, mit dem Redakteur derselben vergnügte Abende zuzubringen. Der erste derselben endete in der Stadtwache, die deßhalb die „Eulenburg“ getauft wurde. Schon hieraus ist ersichtlich, daß Graf Eulenburg ein lebenslustiger Mann ist. Später hatte er dann die Generalkonsulate in Holland und in Polen, bis er zum politischen Chef der preußischen Expedition nach Ostasien ernannt wurde und als solcher die zweijährige Reise nach Japan

und China machte. Kurze Zeit zurück und im Ministerium beschäftigt, erging dann an ihn der Ruf, das Portefeuille des Innern zu übernehmen.

Wie meine Großmutter Kaffee kochte.

Eine Hausgeschichte.

Von **Siegfried Kapper.**

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick später hatten der Herr Baron und der Herr Appellationspräsident an einem Tische, über den eine alte Buche ihre Schatten breitete, Platz genommen, und Wenzel Dudek ihnen gegenüber in einem Lehnsessel aus ungeschälten Birkenästen sich's bequem gemacht. Wenzel Dudek nahm seinen Stab zwischen die Kniee, hängte oben darauf seinen Hut, faltete darüber seine Hände zusammen und hub an: „Es ist von wegen des Viertlers im Windbruch unten."

Der Herr Baron entsann sich und seine Miene nahm den Ausdruck erhöhter Strenge an. „Der Rentmeister hat mir über ihn berichtet ... vor längerer Zeit schon ... ganz seltsame Dinge ...!"

„Die Tinte sagt zu nichts nein," zuckte der Richter mit den Achseln, „das Papier ist geduldig und die Feder, hat man sie einmal in der Hand, kann nicht davonlaufen!"

„Doch derselbe," betonte der Baron finster, „der seit Jahren mit allen Steuern und Leistungen im Rückstand ist, dazu Aufstand und Rebellion angezettelt, und dem man vordem schon seinen nichtsnutzigen Sohn übler Aufführung wegen pflichtgemäß abstellen und unter die Stuckknechte hat stecken lassen müssen? Thomas Kratky?"

„Was die Steuern und Leistungen betrifft," bestätigte der Richter, „derselbe; nicht aber im Punkt all' des Andern! Der Mann ist in diesen Rückstand auch nicht aus Muthwillen gerathen, oder gar aus Widersetzlichkeit. Er hat Unglück gehabt, viel und schweres Unglück. Vor drei Jahren um Lichtmeß hat man ihm, — die freiherrlichen Gnaden wissen es, — den Sohn auf den Assentplatz gestellt. Ob seiner oder weß Andern übler Aufführung wegen ... darüber wird der oben einmal zu Gericht sitzen, ich will der Ankläger nicht sein! Gleich zu Josephi darauf, gerade als die Feldarbeit am Strengsten war, wurde er gen Prag auf Vorspann requirirt. Als er zurückkam, ohne Pferde und ohne Karren, die die Preußen ihm irgendwo in Schlesien genommen, war es bereits längst nach dem Schnitt. Der Mann hatte nicht, wovon zu zehren, und gerieth in Schulden. Das Jahr darauf, gerade zu der Zeit, da er auf den herrschaftlichen Gründen seine Frohne hätte leisten sollen, fiel er auf's Krankenlager. Er lag da zwanzig Wochen und hätte darüber vollends an den Bettelstab kommen müssen, hätten nicht die Nachbarn seiner sich erbarmt und ihm den Acker bestellt. Sein erster Gang, sowie er nur den Fuß vor's Haus setzen konnte, war auf's Rentamt. Er bat, ihm eine Arbeit zuzuweisen, damit er seine Schuldigkeit noch nachträglich ableisten könne. Der Herr Rentmeister schickte ihn auf den Drasch. Der Mann ging, mußte aber den Dreschflegel schon den andern Tag wieder aus der Hand legen. Er war dazu zu schwach. Er bat um eine andere, leichtere Arbeit. Der Herr Rentmeister schickte ihn in den Forst, Scheiter schichten. Der Viertler versuchte auch das, bezahlte es aber mit einem Blutsturz, der ihn um ein Haar auf's Brett brachte. Den Winter über mußten die Nachbarn dazu herhalten, ihn und die Seinen vor'm Verhungern zu schützen. Auch sein Sohn, der Soldat, that sein Möglichstes. Er sandte ihm den letzten Kreuzer, den er von seiner Löhnung aufgespart. Nun kam das Frühjahr, und der Mann, so hart es ihm auch ankam, ging hinaus und arbeitete redlich seine Jahresfrohne ab, ja zur Ableistung des Versäumten noch etwas darüber. Als er aber damit fertig war, da beschied ihn der Herr Rentmeister auf's Schloß und befahl ihm unverzüglich die volle Nachleistung für die rückständige Zeit, auch für die Zeit, die er mit dem Vorspann ohne sein Verschulden in den Kriegslagern hingebracht. Das konnte der Mann unmöglich schlucken. Die hochfreiherrlichen Gnaden werden schon als kaiserlicher Herr Oberstwachtmeister das gnädige Einsehen selbst haben, daß zwei Herren dienen ein schwer Stück ist, und daß ein Mensch, der einen Sommer lang den Kriegskarren der Kaiserin geschleppt und darüber Gaul und Wagen und Ernte eingebüßt, darum von seiner gnädigen Obrigkeit daheim nicht auch noch extra gebüßt werden sollte, und werden wohl gnädigst auch das gelten lassen, daß der Mensch, und wär' er auch nur ein Bauer oder ein Viertler, nicht bloß dazu geschaffen ist, um nur für Andere zu arbeiten, und sei dieß auch seine gestrenge Grundherrschaft! Der Mensch hat Weib und Kind, und da ihm auf dem Strohdach wohl das grüne Moos, nicht aber das grüne Korn wächst, so muß er eine Weile auch zu dem Seinen schauen! Das sagte der Viertler auch dem Herrn Rentmeister. Der aber fertigte ihn rundweg ab. Herrendienst gehe vor Gottesdienst und um so mehr vor eigener Arbeit. Die hochfreiherrlichen Renten könnten um Krieg und Krankheit sich nicht kümmern und dürften seinetwegen keine Verkürzung erleiden. Und da der Viertler auch dieß Jahr, nachdem er seine Jahresfrohne geleistet, das Rückständige nicht völlig nachleisten konnte, und statt das ganze Frühjahr nur auf den hochfreiherrlichen Gründen zu frohnden, sein eigen Stückchen Feld bestellte, belegten der Herr Rentmeister ihn zuerst mit dem Doppelten, dann mit dem Dreifachen und zuletzt gar mit dem Vierfachen des Geldbetrags für die rückständige Frohnzeit, und schickte schließlich zur Exekution den hochfreiherrlichen Schloßmusketier, ihm das Stroh vom Bette zu pfänden und ihn selbst mit Weib und Kind aus seiner Schaluppe zu werfen, wenn er nicht zur Stelle bezahle! ..."

Hier hielt der Richter einen Augenblick inne. Er wollte den Eindruck prüfen, den seine Erzählung hervorgebracht. Es konnte ihm auch nicht entgehen, daß es kein angenehmer sei. Der Herr Baron saß da, die goldgeknöpfte Reitpeitsche in der Rechten hin- und herschwingend, die Brauen finster emporgezogen. Man merkte es ihm an, daß, was er eben vernommen, zu dem, was ihm berichtet worden, nicht recht stimmen mochte, und daß er, unwillig hierüber, in seiner strengen Rechtlichkeit darnach rang, zwischen all' den Widersprüchen der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Der Herr Appellationspräsident seinerseits holte aus seiner goldenen Dose eine mächtige Prise hervor und beaugenscheinigte sie, ehe er sie ihrer Bestimmung zuführte, eine geraume Weile. Der Fall hatte offenbar den Juristen in ihm angeregt und schien auch diesem allerlei Bedenken erweckt zu haben.

„Das Alles? ..." unterbrach der Herr Baron endlich die Pause.

„Genug wär' es jedenfalls gewesen," fuhr der Richter fort. „Doch blieb's dabei nicht! Denn der Mann natürlich konnte nicht zahlen, und der Musketier fing sonach an zuzugreifen und einzupacken, was ihm unter die Hände kam, die Betten vom Lager, die Gewänder aus der Truhe, das Geschirr vom Herd, die Heiligen von der Wand. Der Viertler bat, das Weib rang die Hände, die nackten Kinder schrieen und das ganze Dorf über dem Lärm lief zusammen. Auch ich kam dazu. Und da ich der Richter im Dorfe und nicht bloß dazu da bin, um von meinen Leuten den Zehent und die Steuer einzutreiben, sondern auch um mich ihrer anzunehmen, so nahm ich mir's schon heraus, meine Hand derweil auf des Viertlers seine Habe zu legen, dem hochfreiherrlichen Musketier in allen Ehren die Thür zu weisen und dem Herrn Rentmeister sagen zu lassen: den Mann zu ruiniren, damit habe es keine Eile und er möge sich gedulden, bis ich auf's Amt komme, da wollen wir schon sehen, wie die Sache in Ordnung zu bringen; bis dahin stehe ich und mein ganzes Dorf für den unglücklichen Mann ein. Und welches war die Antwort? Den Musketier schickt der Herr Rentmeister gestern mir in's Haus mit dem schriftlichen Befehl Namens der hochfreiherrlichen Gnaden, den Renitenten, den Rebellen, den Bauernaufwiegler Thomas Kratky gebunden und gefesselt auf's Schloß gestellig zu machen, damit er ihn an Ketten in's Verließ lege, bis er bezahlt haben würde. Und da, freiherrliche Gnaden, da bin ich denn! Den Viertler aber, den bring' ich nicht mit; und wenn sonach hier und da ein Renitent, ein Rebell ist, so bin ich es, der königliche Lehensmann und hochfreiherrliche Richter Wenzel Dudek, und auch der Viertler am Windbruch, — und da stell' ich mich zu Gericht! ..."

Wieder trat eine Pause ein. Der Herr Baron schien zu überlegen, der Herr Appellationspräsident nahm abermals eine Prise.

„Habe den Richter angehört," nahm der Herr Baron jetzt das

Wort, „und will nun mit meiner Meinung auch nicht hinter dem Berg halten! Sind jedenfalls böse Dinge das! Ist mein Wille nie gewesen, daß meinen Unterthanen hart geschehe, — Er weiß das wohl! — Kann daher auch mein Wille nicht sein, daß dem Viertler dergleichen angethan werde! Hat der Kaiserin gedient, und weiß ihm das gut zu halten! Allein kommt doch letztlich Alles darauf an, wer und wie der Mann ist, mit dem man Nachsicht üben soll. Dieser Thomas aber ist ein Schlemmer, ein Spieler, ein widerspenstiger, halsstarriger Mensch, ein Krakeler, vor dem Niemand des Lebens sicher ist, ein Mensch, der schon an seinem Sohn bewiesen, weß er werth ist, kurzum ein schlechtes Subjekt, das Mitleid und Nachsicht nicht verdient! . . ."

„Halten zu Gunsten!" fiel bei dieser Eröffnung der Richter dem Herrn Baron in die Rede. „Wer dergleichen über den Viertler Thomas berichtet, sei er wer immer, und meinethalben auch der Herr Rentmeister, der lügt wie ein Kalender! Der Viertler ist der rechtschaffenste, friedlichste Mann in meinem Dorfe, darin es überhaupt, seit ich darin Ordnung halte, keine Schlemmer, Spieler und Krakeler gibt, es sei denn, daß zufällig einmal irgend ein gewisser Jemand . . . doch das gehört auf ein anderes Blatt, der königliche Lehensmann Wenzel Dudek hat Besseres zu thun, als vor anderer Leute Thüren zu fegen! Und was seinen Sohn betrifft, — nun, wie der und anstatt wem den grauen Rock hat anziehen müssen, das sucht auch einmal noch die liebe Sonne auf, wenn ich's auch nicht sein mag, der ihr's entgegenträgt! . . ."

„Jedes Ding hat zwei Seiten," räusperte sich jetzt Seine Excellenz der Herr Appellationspräsident, „die eine heißt Billigkeit, die andere Recht. Was nun die Billigkeit anbelangt, so meine ich allerdings, daß Krieg und Krankheit Kalamitäten sind, die für sie fürsprechen und in Anbetracht derer das Recht zuweilen wohl thut, ein Auge zuzudrücken. Doch steht, solche zu üben, nur der Gnade des Herrn zu, kleidet selben auch gar wohl! Allein was das Recht betrifft, so fordert dieß gleichwohl, daß das Ansehen der Obrigkeit, die väterliche Gewalt der Herrschaft über ihre Unterthanen unter allen Umständen gewahrt und aufrecht erhalten werde. Fühlen die Unterthanen sich beschwert, so ist die hohe Appellation dazu eingesetzt, ihnen Abhülfe zu verschaffen. Insofern sonach im vorliegenden Falle zur offenbaren Selbsthülfe geschritten worden, möchte der Vorgang allerdings und trotz alledem kein korrekter gewesen sein! . . ."

„Das verhüte Gott!" versetzte der Richter mit Nachdruck. „Den Rechten der hohen Herrschaft will auch da Niemand Abbruch thun! Gib Gott was Gottes, und der Obrigkeit was der Obrigkeit ist, so denkt auch der Bauer. Doch gibt es noch etwas, was selbst über Billigkeit und Recht steht, und das ist — das Herz am rechten Flecke, der schlichte Sinn, und wär's auch nur ein Bauernsinn; und wenn der sich fragt, ob es das Ansehen der hohen Obrigkeit wahren heißt, wenn man sie als den unbarmherzigen Dränger hinstellt, der den Unterthan an den Bettelstab bringen will, — ob es die Liebe zu ihr mehren heißt, wenn man eines unverschuldeten Frohnrückstandes wegen einen armen, siechen Mann in Ketten und Bande wirft, und das an demselben Tage, an welchem die gnädige Herrschaft nach langer Zeit wieder einmal ihre Unterthanen besuchen kommt, und der unglückliche, ohnehin hart genug heimgesuchte Mann überdieß nach jahrelanger Trennung seinen im Dienste der Kaiserin krummgeschossenen Sohn heimerwartet, und sich darauf sagt: nein! . . . so . . ."

„Wie das?" unterbrach ihn der Herr Baron mit einer haltgebietenden Handbewegung. „Wer ist krummgeschossen worden?"

„Der, von dem ich spreche, — des Viertlers am Windbruch braver Junge . . . Gregor Kratky! . . ."

„Wann? Wo? Bei welcher Affaire?"

„Das, freiherrliche Gnaden, ist mehr als ich zu sagen vermag! Ich weiß nur, daß dem armen Jungen in irgend einer Bataille eine preußische Kugel ein Bein vom Leibe gerissen, daß er monatelang darüber im Feldlazareth gelegen, daß er als Krüppel nun nach Hause kommt, um mit dem Vater die elende Schaluppe und das Bischen Noth darin zu theilen, und daß Ihro freiherrlichen Gnaden schon um dessenwillen es nicht zugeben können, daß . . ."

„Genug!" fiel der Herr Baron ihm in's Wort. „Werde die Sache prüfen, — genau prüfen, und was möglich, das soll werden! Das fordert die Billigkeit. Daß Er dem Recht in den Weg getreten, die Exekution eigenmächtig verhindert, den Viertler nicht in Strick und Banden auf's Schloß geliefert, das war . . . nicht korrekt zwar, aber wohlgethan von Ihm, — ganz wohl! Bin Ihm dafür zu Dank verbunden! Den Gregor Kratky übrigens, das versteht sich, den will ich sehen, den muß Er mir herschicken! . . ."

Hiermit erhob sich der Herr Baron, zum Zeichen, daß die Audienz beendet. Auch der Herr Appellationspräsident erhob sich, und Wenzel Dudek mit einem herzlich freudigen „das dank' den freiherrlichen Gnaden der liebe Herrgott! Hab's auch anders gar nicht erwartet!" schickte sich, der von der Excellenz-Frau ihm geworbenen Einladung längst nicht mehr gedenk, nun ernstlich zum Fortgehen an, als die Letztere mit den Herren und Damen eben aus dem Laubgange wieder hervortrat.

„Meine Herrschaften!" sprach sie, „der Kaffee ist bereit! . . . Gevatter Dudek, eine Tasse! Ihr habt mir's ja zugesagt! . . ."

*

Eine kleine halbe Stunde später rollten die Kaleschen den Schloßberg hinab, die Herren zu Pferde trabten zu beiden Seiten neben ihnen einher, und auch der königlich karlsteiner Lehensmann Wenzel Dudek, sichtlich guter Dinge, setzte seinen Birkenstab über den Hof dem Schloßthore entgegen.

„Heda! Bst! Herr Nachbar!" hörte er in der Nähe desselben sich angerufen.

Er sah auf. Es war der Rentmeister Schluck, dessen pausbackiger Kahlkopf mit den wulstigen grauen Katzenaugen aus einem der Fenster der Rentkanzlei zwischen einem förmlichen Bollwerk allerleifärbiger Liqueurflaschen, Erzeugnissen seiner eigenen häuslichen Privatindustrie zum Behufe ausschließlichen Selbstverbrauches, lauernd hervorlugte und von dem der Ruf ausging.

„Was gibt's?" frug Wenzel Dudek trocken.

„Ich denk', Ihr werdet die Sache doch für weiter nichts genommen haben, als was sie war und zwischen uns auch hätte bleiben sollen, — für einen bloßen Spaß, einen heilsamen Schreckschuß, der obrigkeitlichen Autorität wegen, da mit dem störrigen Volke ja sonst kein Auskommen wäre!"

„Wofür ich's genommen," antwortete Wenzel Dudek eben so trocken, „daran kann dem gestrengen Herrn blutwenig gelegen sein. Kommt bloß darauf an, wie's die hohe Herrschaft nimmt!"

„Alle Teufel!" fuhr der Rentmeister zwischen den Flaschen hervor. „Ihr habt doch nicht die Dummheit begangen . . ."

„Zu — schwatzen?" maß ihn Wenzel Dudek verächtlich. „Sei der gestrenge Herr ohne Sorgen! Kein Wort über gewisse Dinge, die wir Zwei — allein wissen und die nur uns allein angehen! Dazu, rund heraus gesagt, Herr Rentmeister Schluck, halt' ich auf mich selbst viel zu viel, als daß ich sie an die große Trommel hängte und meinen Namen mit! Was aber meine Dorfsassen betrifft, das zu verschweigen hab' ich kein Recht."

„Nun, wenn's nur sonst weiter nichts ist," zog der Rentmeister einigermaßen beruhigt sich wieder zurück, „damit hat es seine guten Wege! Ich kenne meine Pflicht, weiß, was ich darf und was nicht, und Seine Gnaden kennen Dero treue Diener! Im Uebrigen konnt' ich mir wohl denken, daß Ihr reinen Mund halten werdet! Der Richter Dudek ist ein feiner Kopf und weiß, daß es in unser Beider gemeinsamem Interesse liegt . . ."

„Gemeinsames Interesse?" dehnte der Richter spöttisch. „Wüßte wahrlich nicht, daß wir ein solches hätten! . . ."

„O, der Herr Richter ist ein Schelm! Weiß gewiß noch nicht, daß mein lieber Felix zum Oberwaldbereiter vorgerückt! Gestern, gleich nach Ihro Ankunft haben die freiherrlichen Gnaden das Dekret unterschrieben! Was meint Ihr dazu? Was habt Ihr nun, alter Hartnuß? . . ."

„Wünsch' alles Glück dazu!"

„Sonst nichts? Wie? Gar nichts, kein Wort weiter? He?"

„Und wenn's nicht genug ist, noch ein Bischen drüber als Aufwag'! . . ."

„Hochfreiherrlich N**scher Oberwaldbereiter, — fünfhundert Spezies fix, — Wohnung im Schloß, — zwanzig Klafter Holz, — ein paar Pferde frei, — drei Kühe, — Getraide und Heu, — und dreimal so viel, was daneben fällt! Der Junge ist ein gemachter Mann und kauft sich in fünf Jahren zu dem Bauerngut,

das der Vater für ihn erwirthschaftet, ein zweites, in zehn Jahren ein drittes! Unter uns gesagt, Ihr wißt ja, wie sich das macht! Was meint Ihr also? Wär's nicht an der Zeit, aus der Sache endlich einmal ein Wörtchen Ernst zu reden?"

„Hab' schon gesagt, daß er meinen Segen dazu hat!"

„Und Euer Aennchen, das muß ihn mit ihm theilen! Anders thu' ich's nicht!"

„Herr Rentmeister," versetzte Wenzel Dudek, „die, wenn's beliebt, lassen wir derweil noch aus dem Spiele!"

„Nichts da! Keine Ausflüchte!" drängte der Rentmeister halb im Scherz, halb im Ernst. „Mit dem ewigen Ausweichen kommt man nie in's Geleis! Und in's Geleis müssen wir Zwei einmal kommen, soll der Hochzeitswagen drüber zuletzt nicht gar in Stücke gehen!"

„Nun denn," warf Wenzel Dudek trotzig den Kopf zurück, „wenn der Herr Rentmeister es gerade rund heraus wissen will und es nicht anders thut, — für mein Theil ist er gar nie ganz gewesen!..."

Das hatte der Rentmeister offenbar nicht erwartet. Er stutzte einen Augenblick mit verglasten Augen, brach aber gleich darauf in ein höllisches Gelächter aus. „Und meint Ihr wirklich, alter Schlaukopf, es sei mir auch nur einen Augenblick Ernst gewesen? Nicht eine Minute, darauf schwör' ich Euch! Euren Hochmuth, königlicher Lehensmann, wollt' ich nur ein wenig untergründen, und das ist mir geglückt, excellent, prachtvoll, Ihr seid aufgestiegen, daß es eine Freud' ist! Daß Ihr aber seht, daß ich Euch nicht gram bin, so will ich auf den Heimweg Euch noch etwas anvertrauen, etwas recht Schönes, Ihr sollt Eure Lust daran haben! Gegen den Gregor ist vor einer Stunde ein Steckbrief eingelaufen! Der Taugenichts hat im Lazareth seinen eigenen Kameraden auf dem Sterbebett bestohlen! Wenn sie ihn kriegen, so hat er den Galgen darauf! Ich sag' Euch das nur, damit Ihr seht, daß ich Euch gut Freund bin! Trachtet, wie Ihr Euren Schoßjungen aus dem Staube schafft, eh' sie nach ihm die Hand ausstrecken!"

„Herr Rentmeister," lachte Wenzel Dudek jetzt hell auf, „wenn das ein Trumpf sein soll, um den, den ich Euch ausgespielt, zu stechen, so hätt' der Herr ihn auch lieber in der Karte behalten mögen! Und damit, gestrenger Herr Rentmeister, Adjes!"

Hiermit wandte er sich und setzte seinen Stab zum Thor hinaus, dem pausbackigen Herrn Schluck das verdutzte Nachsehen lassend.

(Fortsetzung folgt.)

In der dunkeln Tiefe.

Von

Dr. Karl Ruß.

(Bild S. 317.)

I.

In allen seinen Gestaltungen erscheint das Meer uns schön, — großartig, erhaben, unendlich. Mag die Sonne mit glühendem Golde die leichtgewellte Fläche überziehen, mögen schaukelnde Fahrzeuge vor einer linden Brise gleich Schwänen dahingleiten, mag der Mond sein bleiches Zauberlicht auf die schwellende Flut werfen, daß sie in Millionen Funken ersprühe — immer sind diese Bilder des Friedens hier wunderbar schön; mag der Sturm dann die unermeßliche Fläche aufwühlen, mag das schrecken- und entsetzenerregende Toben der entfesselten Wogen uns in's Ohr donnern, mögen die haushoch wogenden Fluten, vom schneeweißen Gischt gekrönt, in donnerndem Anprall an den Dünen emporspritzen — immer ist das Meer großartig schön, erhaben, unendlich.

Die wahre, eigentliche Schönheit des Meeres lernt aber erst Derjenige recht kennen, dem es vergönnt ist, den Schleier zu lüften, der die Geheimnisse der dunkeln Tiefe dem gewöhnlichen Blicke verdeckt.

An schönen Sommertagen fahren wir in einem leichten Nachen hinaus auf die spiegelglatte, krystallene Flut, und während wir unter dem leichten Ruderschlage still und sanft dahingleiten, enthüllen sich unserem entzückten Auge nie geahnte Wunder, deren Fülle und Mannigfaltigkeit nur mit dem formen- und farbenreichen Leben der Tropenwelt verglichen werden kann.

Hin und wieder ist das Ufergestein mit dem lebhaftesten Grün überzogen. Hier sind es seidenartige Lederbildungen, dort breite, glänzende Bänder, die an der Hochwassergrenze bald in der Luft schweben, bald mit den Wogen hin- und herfluten. Algen und Tange sind es, diese wunderbaren Gebilde, die hier kräftig wuchern und gedeihen. Weiterhin im tieferen Wasser zeigen sie eine wundervolle orangenrothe Färbung. Bis zu einer Tiefe von mehreren Klaftern, überall, wo sie nur festen Boden finden können, ziehen die Laminarien einen unterseeischen Waldgürtel rings um die Küste. Es däucht uns, als schauten wir aus der Vogelperspektive auf einen lieblichen Palmenhain, durch dessen Laubwerk Tausende von Fischen ein- und ausschlüpfen. Klafterlang strecken sich hier handbreite Bänder nach allen Richtungen hin aus und wogen und wiegen in ewiger Bewegung auf und nieder; dort breiten sich dünne schlanke Riemen strahlenförmig von einem Hauptstamm aus; das Gewirr von Tausenden der zierlichsten, in allen Farbenschattirungen spielenden Stämme und Zweige bannt unsere Blicke förmlich mit magischem Zauber, so daß wir sie kaum abzuwenden vermögen.

Allein diese Urwälder unserer einheimischen Meere Nord- und Ostsee erscheinen noch gar gering gegen die Riesentange fremdländischer Gewässer. Vom Sturme losgerissen, bildet eine einzige Pflanze, mit ihren ineinander verschlungenen Aesten und Zweigen, ganze schwimmende Inseln; Hunderte von Fußen in die Länge mißt der Hauptstamm solcher kolossalen Massen, die, von den Strömungen des Meeres zusammengetrieben, jene riesenartigen Anhäufungen bilden, welche die Gefährten des Columbus in Schrecken versetzten. Doch viele Seiten ließen sich mit der Schilderung dieser Pflanzenwunder füllen, denen das Festland nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat.

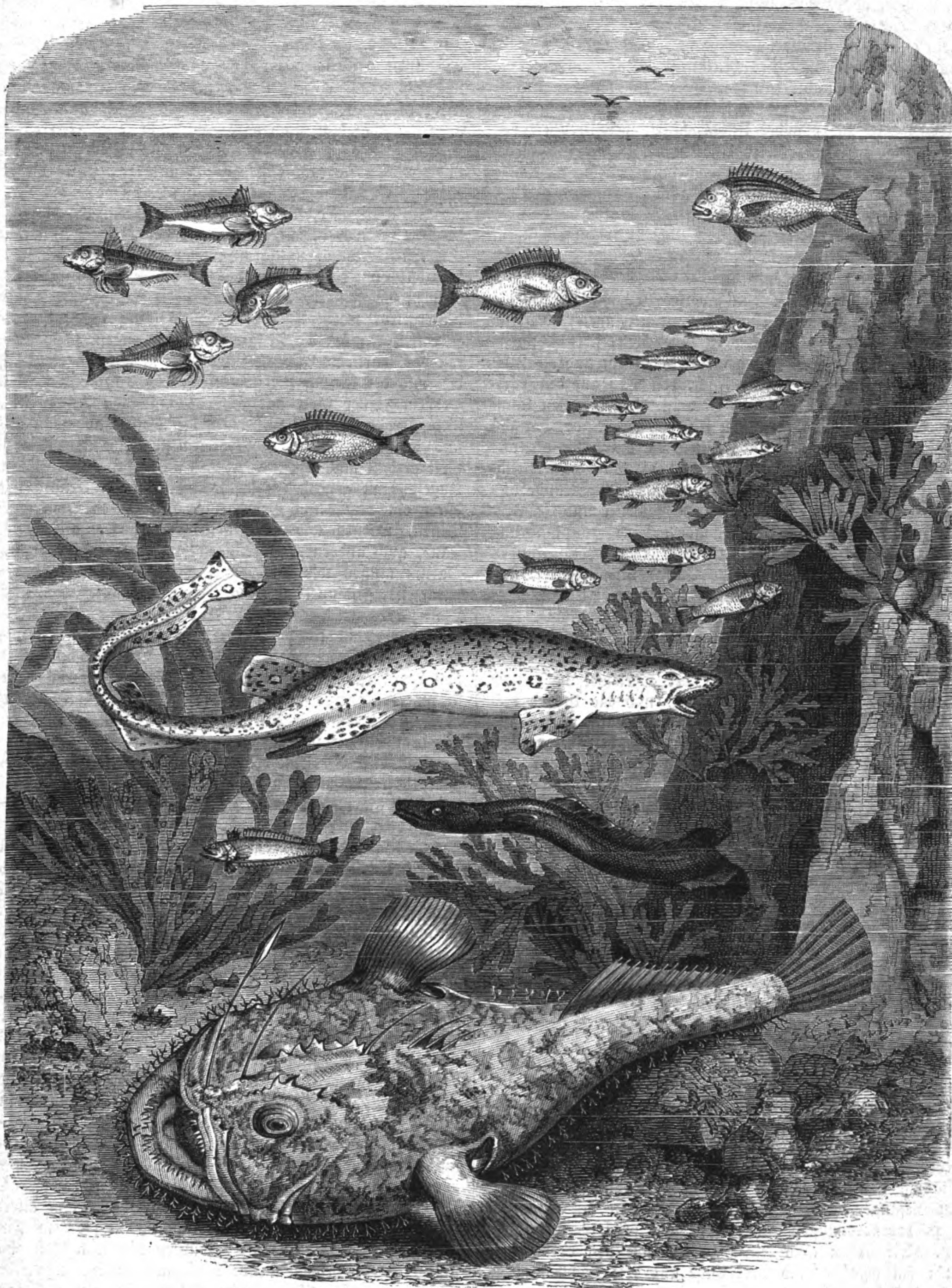
Eine eben so reiche Thierwelt belebt aber diese unterseeischen Waldungen und verleiht ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz. Gorgonien, Caryophyllien und tausend andere Polypen entfalten ihre bewegten, lebendigen Blumenkronen und sind kaum zu unterscheiden von den Pflanzengestalten, mit deren Zweigen sie ihre Arme verschlingen. Hier kriechen ungeheure, schön blaue Holothurien mit Hülfe ihrer Fühlfädenkronen langsam dahin, dort streckt ein Seestern regungslos seine brennendrothen fünf Arme aus. Die mannigfaltigsten Formen von Schnecken schleppen sich langsam fort, während mancherlei Krustenthiere im Dickicht spielen, auf Raub ausgehen und wieder in ihren Schlupfwinkeln verschwinden.

Vor Allem aber sind es die Fische, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Hier ziehen ihrer ganze Trupps einer Art, gleich Schwalben und Tauben in der Luft, vorüber, dort tummeln sich andere Arten einzeln umher, umschwimmen die Felsen, durchstöbern das Dickicht und schießen pfeilschnell davon, sowie der Schatten unseres Kahns über sie hinweggleitet.

Die Fische haben ihre Stationen, hoch oben oder tief unten, wie es die Natur ihnen vorschreibt und wir es durch ein Bild anschaulich machen wollen.

Eine Schaar hübscher Goldbrassen streichen in den oberen Regionen des Wassers dahin und spielen in den Sonnenstrahlen. Sie führen ihren Namen von den schmalen Goldstreifen, welche auf silberfarbenem Grunde ihren Körper schmücken. Seitwärts spielen ebenso einige Seeschwalben, vom Volksmund Knurrhähnchen genannt. Sie sind leicht kenntlich an den drei freien Strahlen, welche vor den Breitflossen stehen. Wenn man diese Fische aus dem Wasser zieht, so geben sie eigenthümliche knurrende Laute von sich: daher der Name. Auf dem Grunde im Schlamme liegt ein höchst sonderbares Geschöpf. Es gehört freilich eine erhitzte Phantasie dazu, in diesem ungestalteten, plattgedrückten Wesen etwas so Unheimliches zu finden, als das Mittelalter, welches in ihm den wirklichen Teufel erblickte, wovon er bis auf unsere Zeit den Namen Seeteufel behalten hat. Die Brustflossen dieses Thieres ruhen auf einem fleischigen Sockel, der wie ein gekrümmtes Bein aus dem Körper hervorragt; die Strahlen der Flossen stehen wie starke Nägel heraus, und der Fisch kann in Folge dessen sich derselben wie Füße bedienen und über den Boden des Meeres hinkriechen. Das Schwimmen aber fällt ihm außerordentlich schwer, sowohl seiner

Gestalt als seiner unvollkommenen Schwimmwerkzeuge wegen. Bei seiner Gefräßigkeit würde er Hunger leiden, sollte er seine schnellflossige Nahrung schwimmend erhaschen. Er verbirgt sich daher unter Seegewächsen, hinter Steinen, in Löchern u. s. w., wo er



Die Fischstationen im Meere. I. An der Küste. Von Freeman. (S. 316.)

auf seinen Flossen steht und mit seinen merkwürdigen, fleischigen Bartfäden seine Beute anlockt.

Ueber ihm schwimmt ein Petermännchen, ein unserem Flußbarsch verwandter Fisch, dessen vordere Rückenflosse sehr spitze Stacheln

besitzt, die, aufgerichtet, eine das Thier ergreifende Hand empfindlich verletzen können. — Jetzt plötzlich schießt ein gewaltiger Tyrann des Wassers daher, und all' das harmlose niedere Leben flüchtet eiligst von dannen, nach rechts, links, oben und unten hurtig davon. Der mit göffnetem Rachen heransausende Bursche ist „des Meeres Hyäne", ein Hai, den alle übrigen thierischen Geschöpfe des Meeres meiden und fliehen. Allein nicht ihnen allein, sondern auch dem menschlichen Meer- und Strandbewohner, Schiffer oder Fischer, ist kein Thier verhaßter als der Hai. Wie mancher Unglückliche, der über Bord fiel, wie mancher Unvorsichtige, der in den lauen Fluten badete, ist ein Opfer dieses Ungeheuers geworden. Sechs Reihen scharfer, spitzer Zähne, die er noch dazu beliebig aufrichten oder niederklappen kann, bewaffnen die riesigen Kinnladen, und wenn er auch, in Folge seines eigenthümlichen Kopfbaues, immer erst auf den Rücken sich werfen muß, um eine Beute zu erhaschen, so geschieht das doch mit einer so blitzartigen Schnelligkeit, daß sich ihm eine Beute nicht so leicht entzieht.

Während die Goldbrassen schleunig vorwärts dahinschießen, um eine Felsöffnung noch vor dem Ungethüm zu gewinnen; während die Knurrhähnchen und andere rückwärts davoneilen, schlüpft unterhalb aus der Felsspalte in Schlangenwindungen ein anderer Fisch hervor. Es ist ein Sandaal, jener Fisch, den man auf den Fischmärkten aller Seestädte für geringes Geld in Menge kaufen kann. Ohne Waffen zur Vertheidigung gegen seine vielen Feinde, hat ihn die Natur mit einer Eigenschaft ausgerüstet, die ihn besser als alle Waffen schützt. In manchen Nächten macht die Makrele fortwährend Jagd auf ihn, aber blitzschnell eilt er nach dem Strande und verschwindet spurlos im losen Sande. Die Würmer und Schalenthiere, welche den Sand bevölkern, machen seine Hauptnahrung aus, und er verlebt die geraume Zeit von etwa zwölf Stunden täglich regelmäßig 5—6 Zoll tief im Sande vergraben. Dann kommt er hervor und tummelt sich mit großer Lebendigkeit im Wasser umher.

Nicht lange, da ist Alles wieder still und friedlich wie vorher. Der Hai hat wohl seine Beute erwischt und ist damit abgezogen, der Aal ist im Sande verschwunden, der Seeteufel hockt noch regungslos glotzend und auf Beute lauernd, und die kleinen und größeren Fische tummeln sich oberhalb wieder lustig umher. — Wie wenig man auch im Allgemeinen von dem besondern Leben und Treiben selbst der bekanntesten Seegeschöpfe weiß, so ist dieß Geringe doch bereits vollkommen genügend, unser Staunen und unsere Bewunderung im höchsten Grade zu erregen.

Von unten herauf.

VII.

Der Fingerhut und die Weiber von Schorndorf.

Von **Karl Ludwig.**

(Schluß.)

So wußten die Kommissarien nichts Besseres zu thun, als sich wieder in's Rathhaus zu flüchten. Das war's eben, was die Weiber wollten. Nun wurde von Ihnen das Rathhaus besetzt, auf öffentlichem Markte Feuer angezündet, weil es im Dezember war; jedesmal mußte eine Kompagnie auf dem Platze bleiben und die Arrestanten bewachen. Was für Schmach- und Spottreden die armen Gefangenen in dieser Zeit, verbunden mit allerhand Martern, ja Todesdrohungen haben einnehmen müssen, ist nicht zu beschreiben. Sie haben auch keinen Herrn, wie hoch er auch gebeten, zu ihnen gelassen und zwei Tage und drei Nächte lang so das Rathhaus besetzt gehalten.

Der eine der stuttgarter Herren wurde nächtlicher Weile aus der Stadt geschafft; der andere aber, Hofjunker von Hoff, mußte, um sein Leben zu retten, nicht nur der Ausführung seines mitgebrachten Auftrags entsagen, sondern auch selbst Anstalten zur Gegenwehr machen helfen. So war also jetzt von der Uebergabe mit keinem Wort mehr die Rede. Auch versprach der Kommandant den geharnischten Weibern, keinen Kommissarius von der jetzigen Regierung dießfalls je mehr einzulassen, am Wenigsten aber diese Gesellen.

Und als einige Tage darauf Melac mit seinem Regiment Kavallerie vor die Stadt kam, in der Meinung, nach dem stuttgarter Vertrag ganz ungehindert einziehen zu können, mußte er zu seinem Erstaunen wahrnehmen, wie die Besatzung nicht vom Walle wich und die Thore geschlossen blieben. Er ließ also unter harten Drohungen durch seinen Trompeter zur Uebergabe auffordern. Als er aber sah, daß man auch daran sich nicht kehrte, zog er ab, weil er nicht mit Geschütz versehen war, verbrannte im Zorn eine Mühle und drei Häuser in der Umgegend und trieb starke Brandschatzung ein. Die Stadt aber blieb ganz unversehrt.

So haben also, schließt unsere Geschichtsquelle, die Weiber, weil den Männern verboten gewesen, wider Frankreich sich zu wehren, den ersten Anfang und Aufstand gemacht, und sind so die stolzen französischen Kriegeswellen durch Weibercourage zu ihres Ruhmes ewigem Gedächtniß, der hochmüthigen Reiter aber ewigem Spott niedergelegt worden. Wäre diese Festung Schorndorf auch, wie z. B. Asperg, an die Franzosen übergegangen, so wäre der Ueberrest des württembergischen Landes in nicht geringer Gefahr gestanden und der Einzug der stets erwarteten Hülfsvölker sehr erschwert worden. Aber Gott hat dem hochmüthigen Feind ein seltsames Gebiß, Schrecken und Ziel durch die Weiber angethan und gesetzet, und dieses haben sie nicht können überwinden. Und hat dieses Gott gethan und ist ein Werk des Höchsten. Aber wie nichts von Ungefähr zu geschehen pflegt, so mögen diese französischen Prozeduren eine Ruthe und Geißel über Deutschland gewesen sein wegen Dessen, wodurch wir uns gegen Gott mit französischer Pracht und Tand, auch andern „Regierungen" dieser Nation versündiget haben. Darum müssen wir auch, so lange es Gott wird haben wollen, durch sie gestäupet werden, doch hoffentlich aber zu unserer Besserung.

Doch es ist höchste Zeit, daß wir von den Frauen zu dem Manne von Schorndorf zurückkehren und, wie im Vorangehenden von dem Dienste erzählt worden ist, den sie den Männern geleistet, so nun Genaueres von dem Frauendienst berichten, den er geübt hat. So hoffen wir das „Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden zu paaren".

Daß dieß Verdienst dem Fingerhut gilt, ist schon gesagt. Nun fehlt es freilich nicht an Leuten, die denken: Fingerhut ist Fingerhut, und die wohl den Kopf schütteln, wenn bei einer so einfachen Sache von einer sinnreichen Fabrik die Rede sein soll. Um eine Antwort auf diese Einrede brauchen wir aber nicht verlegen zu sein. Schon ein altes lateinisches Sprüchwort sagt: ars non habet osorem nisi ignorantem, zu deutsch: wer eine Sache in ihrer Vollkommenheit, eine Kunst in ihrer Ausbildung noch nicht kennt, der verachtet sie und will nichts von ihr wissen. Wer noch nie ein gut gefertigtes Kleid auf dem Leib gehabt hat, ist mit jeder Stümperarbeit zufrieden und meint am Ende, das verstehe sich von selbst, daß ein Rock oder Schuh da und dort zwicke und zwacke. Weiß man ja selbst von einem Bauersmann zu erzählen, der dem Zahnkünstler Vorwürfe machte, weil er ihm schmerzlos den Zahn ausgezogen, und dagegen seinen Dorfbarbier rühmte, welcher ihn bei dieser Prozedur um seine zwei Groschen auch noch eine halbe Stunde auf dem Boden herumzerre. So ist's auch in unserem Falle. Du hast vielleicht noch nie ein wirkliches schönes Werkzeug dieser Art gesehen, oder aber, wenn Dir ein solches vorkam, ihm nicht die volle Aufmerksamkeit geschenkt. Da ist es nicht zu verwundern, wenn Du auch denkst: Fingerhut ist Fingerhut, nur daß etwa der Stoff einen Unterschied macht, oder daß allerdings der Schneider und die Nähterin auf dem Lande dem Finger nicht eigentlich einen Hut aufsetzt, sondern vielmehr bloß einen Küraß anlegt, das übrige nähende Personal aber ihm neben dem Küraß auch einen Helm gibt. So ist es schon einem sachkundigen Berichterstatter über den Nähtisch begegnet, daß er den edlen Fingerhut — man höre! — ein gepreßtes Stück Blech nennt, dem ein Stahlrädchen seine Pockennarben eingeprägt habe.

Wer aber schon Gelegenheit gehabt hat, zwei Fingerhüte neben einander zu sehen, von denen der eine der älteren deutschen Bearbeitungsweise angehört, der andere die moderne Gestaltung hat,

wie sie aus der schon genannten Fabrik hervorgeht — und dieß ist nahezu unter hundert Stücken von besserem Metall bei neunzig der Fall — der wird sicherlich anders urtheilen. Die Narben zeigen sich jetzt viel tiefer, gleichförmiger und von unten bis zur Spitze schön in einander laufend, die untere Guirlande zierlicher und mannigfaltiger, der Kopf insbesondere nicht wie früher aufgelöthet und daher meist gedrückt und fast platt, nach Art der Schädel gewisser Stämme von Wilden, sondern schön gewölbt und kühn geschwungen wie bei unserer kaukasischen Rasse, die Vergoldung rein und tadellos, wie man's nur wünschen mag, und — was noch das Wichtigste ist: das Ganze ist aus Einem Stück, so zierlich und geschmackvoll, wie es vor vierzig oder fünfzig Jahren kaum der eine und andere Meister der französischen Hauptstadt herzustellen vermochte, der sich aber dann auch einen fast doppelt so hohen Preis bezahlen ließ. Also eine solche reine, elegante und billige Arbeit liefert eine deutsche, eine schwäbische Fabrik, mit ganz eigenthümlichen, sinnreichen Einrichtungen, die vor etwas mehr als dreißig Jahren ein einfacher Silberarbeiter von Schorndorf ausgesonnen und in's Werk gesetzt hat.

Doch die Bedeutung der Sache verstehen wir und den vollen Antheil daran gewinnen wir erst dann, wenn wir uns im Einzelnen mit dem Lebensgang des Mannes und dem ganzen Wesen seiner Erfindung bekannt machen, wenn wir uns sagen lassen, wie und von wie kleinem, schwierigem Anfang aus das Alles geworden ist und welchen Umfang es dermalen gewonnen hat.

Vater Gabler — dieß ist der Name des Gründers der Fabrik, die unter der Leitung zweier, des Vaters würdiger Söhne in stets wachsender Blüte besteht — Vater Gabler wurde zu Anfang der neunziger Jahre von seinen Eltern, bemittelten Handwerksleuten, einem der geschicktesten Silberarbeiter von Stuttgart in die Lehre gegeben. Bei ihm wurde er neben den gewöhnlichen Arbeiten auch mit der künstlerischen Seite des Handwerks, dem Zeichnen, Graviren und Ciseliren bekannt gemacht.

Zur Zufriedenheit des Meisters und seiner Eltern beendigte er die Lehre und begab sich sodann nach der damals in der Silberarbeit hervorragenden Stadt Augsburg. Zu weiterer Ausbildung ging er von da in die Schweiz. Auch hier wurde seine Geschicklichkeit gebührend geschätzt und ließ ihn in der bewegten Zeit manche interessante Bekanntschaft machen. So kam General Massena während seines Aufenthalts in der Schweiz oft in die Werkstätte, um die Fertigung eines silbernen Theeservices mit anzusehen, den er bei einem Meister in Zürich bestellt hatte und dessen Ausführung dem geschickten Gehülfen aus Schwaben übertragen war. Und aus ähnlicher Veranlassung lernte er den österreichischen General Schulenburg kennen, dessen Leutseligkeit ihm in besonders freundlichem Andenken blieb.

Nach Schorndorf zurückgekehrt, verheirathete er sich mit der Schwester des aus Stuttgart gebürtigen Mechanikus Bauer, nachherigen Erfinders der Buchdruckerschnellpresse; doch wurde diese Ehe nach kurzer Zeit durch den Tod der geliebten Frau gelöst.

Schorndorf hatte damals eine Garnison, und bald blühte das Geschäft in erwünschter Weise. Gabler verheirathete sich wieder und hatte eine von allen Sachkundigen gerne aufgesuchte Werkstätte. Allein die gewöhnliche mechanische Arbeit genügte seinem erfinderischen Geiste je länger je weniger. Als daher ein Silberarbeiter von Gmünd einem schorndorfer Zeugschmied den Auftrag ertheilte, ihm einige Werkzeuge zum Aufziehen von Fingerhüten anzufertigen, brachte ihn dieß auf den Gedanken, eine Fingerhutfabrikation in größerem Maßstabe anzulegen, durch die alle bisherige Arbeit überflügelt werden sollte.

Mit aller Energie ging er an die Ausführung dieses Plans. Aber trotzdem, daß er Schritt für Schritt, freilich unter unsäglicher Mühe und jahrelangen Versuchen, dem Ziele immer näher rückte und gleich Anfangs seine Maschine zum Löchern der Fingerhüte, die etwas ganz Neues war und jetzt noch in der Fabrik im Gebrauche ist, glücklich zu Stande kam, traten dann von allen Seiten unglückliche Verhältnisse ein.

Die Versuche und Maschinen kosteten viel Geld. Das bisherige Geschäft, die eigentliche Silberarbeit, wurde dabei mehr oder weniger vernachlässigt und brachte wenig Geld in's Haus. Die Hausfrau, darüber unmuthig, von ihren Verwandten noch gereizt, machte dem Mann bittere Vorwürfe, und die Folge war eine Scheidung der Ehe und der Gant, der jedoch durch einen wohlmeinenden Beamten in ein Arrangement mit den Gläubigern verwandelt wurde. Bei der Scheidung theilte man die zwei Knaben der Familie dem Vater, die zwei Töchter der Mutter zu.

Da stand nun der Mann am Rande der Verzweiflung. Außer den zwei Knaben, ein paar Betten, Tischen und Stühlen war ihm nichts, gar nichts geblieben. Wohl hatte er alles Wesentliche seiner Erfindung fertig und schon ganz klar und sicher im Kopfe, einzelne gute Maschinen waren auch schon beigeschafft gewesen. Diese waren aber bei der Scheidung der Gattin zugewiesen worden, ebenso die Wohnung. Sollte irgendwie fortgeschritten werden im Werke, so mußte jetzt Beides gepachtet, es mußten überhaupt Mittel, namhafte Mittel beigeschafft werden, um arbeiten, um überhaupt leben zu können. Woher sollten diese dem Manne ohne Kredit, ohne Bürgen und Pfand kommen?

In dieser Zeit der Noth und Verzweiflung, da nach dem Fehlschlagen verschiedener Plane zur Abhülfe nachgerade auch mancher sogenannte Freund den Bedrängten zu meiden anfing, besuchte ihn einer seiner Gläubiger. Dieser, einer der Stillen im Lande und insofern durch seine religiösen Ansichten von Gabler etwas geschieden, hatte den Mann dennoch, als sie zusammen Stadträthe gewesen waren, wegen seiner Biederkeit schätzen gelernt und fragte ihn nun aus freien Stücken: „Wie viel brauchen Sie, um Ihr Geschäft wieder anfangen zu können?" — Gabler erwiederte: „Fünfhundert Gulden" — und erhielt sie noch an demselben Tage auf seinen ehrlichen Namen hin.

Mit diesen fünfhundert Gulden, welche der fromme und einzige Freund Gabler's vorstreckte, wurde die ganze Familie aus dem Unglück gerissen. Jetzt wurde mit neuem Muthe das Werk wieder begonnen, nach kurzer Frist eine der Idee des Erfinders ganz entsprechende Anzahl silberner Fingerhüte fertig gemacht, diese in einen Tornister gepackt und auf einer beschwerlichen Fußreise in ziemliche Ferne an Silberarbeiter abgesetzt. Das Geschäft war begründet.

Nicht lange stand es an, so liefen mehr und mehr Bestellungen von auswärtigen Silberarbeitern ein, Einnahme und Kredit hoben sich, bald war die Familie über die schlimmste Zeit, die der Nahrungssorgen, hinaus; nach wenigen Jahren ward auch der schwerste Druck von dem Meister genommen: er konnte den Verlust der bei dem Arrangement durchgefallenen Gläubiger vollständig decken. Die bisherige Sorge war jetzt in innige Freude und völlige Befriedigung verwandelt.

Je mehr nun das Geschäft in Blüte kam, um so mehr konnte jetzt an die Verbesserung der Maschinen und weitere Vervollkommnung des Fabrikats gedacht werden. Zu diesem Behuf wurde der ältere Sohn in seinem neunzehnten Jahre nach Paris geschickt, um die feinere Feuervergoldung dort zu erlernen; denn dieß war das Einzige, was die französischen Erzeugnisse noch voraus hatten. Der jüngere Sohn wurde in gleicher Weise durch Unterricht und Arbeit in der Hauptstadt und größere Reisen allseitig ausgebildet. Gegen Ende der dreißiger Jahre, bei steigender Verbesserung der äußeren Umstände, wurde das ganze Geschäft nochmals gänzlich umgestaltet und der Fabrikbetrieb auf die Höhe der Zeit gebracht.

Auch wagte sich jetzt unser Erfinder, nachdem es ihm einmal mit der Hauptaufgabe seines Lebens so geglückt war, auf andere, ferner liegende Gebiete, und hierin zeigte sich die Eigenthümlichkeit seines Wesens in besonders hervorleuchtender Weise.

Um die Zeit, da man daran dachte, die Eisenbahnen auch in Württemberg einzuführen, sah man ihn längere Zeit noch mehr als sonst schweigsam und in sich gekehrt. Es war nicht mehr so leicht, wie sonst wohl, den gern allein wandelnden Mann auf seinem Spaziergang zu treffen oder im Vorübergehen an seinem Garten zu einem freundlichen Zwiegespräch zu veranlassen. Auf der Kegelbahn, wo er als Meister ersten Ranges galt, war er fast nie mehr zu sehen. Drang man mit Fragen nach seinem Befinden und Treiben in ihn, so konnte ein ihm näher Befreundeter etwa Aeußerungen von ihm hören, wie: „Ja die Eisenbahn, die Eisenbahn, das ist eine merkwürdige Geschichte. Doch ich bin der Sache schon auf dem Sprung." So mochten einige Monate verflossen sein, als die Kunde sich verbreitete, bei Gabler sei das Modell einer Eisenbahn zu sehen, wie er es sich nach seinem Kopf ausgesonnen

habe. Sobald nämlich verlautet war, man fahre jetzt auch in Deutschland da und dort mit eigenthümlich gebauten Wagen auf eisernen Schienen, hatte sich der erfindungslustige Mann angeschickt, sich selbst die Sache klar zu machen und ein Modell ganz allein nach seinen Gedanken zu fertigen, ohne zuvor eine Eisenbahn oder ein Buch über die Sache anzusehen. Er wollte einmal wieder, wie das immer so seine Art gewesen und sich bei seinen Fingerhüten so gut bewährt hatte, sehen und darthun, was er rein aus dem eigenen Kopfe heraus zu Stande bringe. Und siehe da, er brachte es bald zu einem Schienenweg und zu einem Wagen, beides in einem artigen Modell gar lustig anzuschauen. Und wie er nun und Andere nachsahen, ob es auch so sei, wie man anderwärts solche Bahnen gebaut habe oder wie die Beschreibung davon laute, da fand es sich, daß bei Gabler's Modell Vieles ganz und gar anders sei, insofern dasselbe viel größere Krümmungen zulasse, und daß auch der Unterbau um ein Namhaftes billiger herzustellen wäre. Kurz, man hatte eine ganz neue selbstständig erfundene Eisenbahneinrichtung vor sich, sinnreich und eigenthümlich genug, daß auf Betrieb des Geheimenraths Kerner, der von dem Modell Einsicht genommen und sich daran erfreut hatte, in einer Sitzung von Sachverständigen ernstlich davon die Rede war, ob bei dem Bau der württembergischen Eisenbahn nicht dieses neue System in Anwendung gebracht werden solle. Es scheint jedoch, daß sich dazumal für die Ausführung im Großen unerwartete Schwierigkeiten herausgestellt und von den beabsichtigten Versuchen nach diesem ungewöhnlichen Muster abgehalten haben. Man blieb bei dem schon bewährten älteren System, und nach einiger Zeit hörte man nichts mehr von der Sache.

Unter solchen Nebenbeschäftigungen brachte Gabler seine Zeit zu, seitdem er nur noch die Oberleitung seiner Fabrik zu besorgen hatte, die Arbeit selbst aber den geschickten Händen seiner Söhne überlassen durfte. Ein heiteres Alter, einzig durch den theilweisen Verlust seines Gehörs getrübt, war neben der nie erlöschenden Freude an Verbesserungen seiner Maschinen der Lohn seiner früheren Anstrengungen und Opfer. Der Trost des frommen Freundes, der ihm so treulich aus der Noth geholfen hatte und welchem die Familie jederzeit das dankbarste Andenken bewahrte, fehlte ihm auch in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht. Er starb am 23. Juni 1853 im fünfundsiebenzigsten Lebensjahre, betrauert nicht bloß von den Seinigen, sondern von der ganzen Gemeinde, die in diesem schlichten, aber ebenso erfindungsreichen wie charakterfesten Manne einen ihrer bedeutendsten Mitbürger erkennen und schätzen gelernt hatte.

Ueber den jetzigen Stand der Fabrik ist noch zu sagen, daß sie fortwährend eine größere Zahl Arbeiter beschäftigt und mit einer Turbine von zehn Pferdekräften arbeitet. Zwei Walzwerke und drei größere Pressen dienen für die rohere Arbeit, eine Anzahl feinerer Maschinen zum Löchern und für die Bordüren; zum Vergolden wird ein galvanischer Apparat verwendet.

Die Fabrikate sind goldene, silberne, neusilberne und messingne Fingerhüte; auch solche werden viele verfertigt, deren Kopf aus einem edleren Steine besteht. Sie gehen, außer dem ganzen Zollverein, wo sie nahezu gar keine Konkurrenz mehr neben sich haben, nach Oesterreich, Dänemark, Rußland, Amerika und Asien. Fast alle feinen Fingerhüte in den Nähetuis stammen jetzt von Schorndorf. Bei den industriellen Ausstellungen in München und Paris erhielt die Fabrik ehrende Zeichen der Anerkennung. Die londoner Ausstellungen wurden nicht beschickt, weil in die Zeit der ersten die Krankheit und der Tod des Vaters fiel, und als die zweite gehalten wurde, Kanalbauten und dringende Geschäfte die Fertigung der Karte verhinderten.

Wenn nun endlich der Leser die Frage stellt, wie man sich die Fertigung dieser Fingerhüte im Einzelnen vorzustellen habe, wie das zierliche, geschmackvolle Werkzeug Schritt für Schritt aus dem Rohstoff hervorgehe und allmälig seine edle Gestalt erhalte, so fürchtet wohl Mancher, gerade darauf bleibe die Antwort versagt. Nicht umsonst steht ja an den Thüren solcher Fabriken die Aufschrift: Verbotener Eingang. Meist geht es in solchen Fällen, wie unlängst in den Blättern von einem Zuchthäusler in Irland zu lesen stand. Dieser, ein tüchtiger Dieb von Profession, sollte auch, wie es dort weislich eingerichtet ist, bei seiner Einlieferung im Strafhaus photographirt werden, weigerte sich aber dessen beharrlich mit dem Ausruf: „Ihr bringt mich um's Brod, ihr bringt mich um's Brod!"

Allein so dachte unser Freund Gabler nicht. Er hat seiner Zeit mir und Jedem, der ihn freundlich darum anging, ein Stück um das andere gezeigt und erklärt und dabei lächelnd bemerkt: „Es macht mir's doch Keiner nach."

So ist es daher möglich, so weit es ein Laie vermag, auch diese letzte Frage noch in der Kürze zu beantworten. Das rohe Silberblech, vorerst noch von schwärzlicher Farbe, wird, nachdem es in einem Walzwerk auf die nöthige Dicke zurückgeführt ist, unter eine starke Schraube gebracht, mittelst deren Druck sodann durch eine scharfe Kante an ihrem unteren Ende in einem Augenblick ein Stück von der Größe eines Thalers durchgestoßen wird. Diesem Blechstück sofort nach und nach die Form eines Fingerhuts zu geben, ist die Aufgabe einer eigenthümlichen weiteren Vorrichtung, welche eben die größte Mühe und die schwersten Opfer bei der Erfindung gekostet hatte. Eine Reihe von immer spitziger zulaufenden Kegeln drücken dasselbe zuerst in die Form eines flachen, dann eines minder flachen und nach mehreren Verwandlungen zuletzt cylinderartigen Schüsselchens, just von der Gestalt, wie er zur Hülle eines mehr oder minder zarten Damenfingers paßt. Das noch immer schwarz aussehende Ding erhält nun rasch an zwei gar geschickt sich windenden Schraubstöcken theils die Bordüre, theils in schön gegliederter Aneinanderreihung die Seitenlöcher, so wie die für den Kopf erforderlichen Narben, wird weiß gesotten, zuletzt entweder kalt, oder aber, zu größerer Dauer, im Feuer vergoldet und — das kleine Kunstwerk ist fertig, zur Reise in die weite Welt ausgerüstet, geeignet die Freude kundiger, schöner Augen zu werden, denen es aus zierlichem Etui entgegenstrahlt.

Dieß sind die Fingerhüte der schorndorfer Fabrik. So weit hat es also unser erfinderischer Landsmann durch Nachdenken und Ausdauer gebracht, und so glänzt seine Vaterstadt nunmehr nicht allein durch seine berühmten Frauen des siebenzehnten Jahrhunderts, sondern auch durch den Namen eines wackern Mannes der Neuzeit. Dieß um so mehr, da in beiden Fällen ein Triumph über denselben Feind, unsern wälschen Nachbar, gefeiert worden ist, das eine Mal durch den Muth und die Energie über die brutale Soldateska eines Melac, das andere Mal durch einen schlichten Gewerbsmann über die elegante Friedenskunst französischer Industrie, die wenigstens einmal in diesem Falle aus dem Felde geschlagen ist durch den — Mann von Schorndorf.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 272:
Waldeinsamkeit.



„Herunter vom Bocke, alter Kujon!" rief Lee Strange. (S. 322.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

23. Eine Entführung.

Miles hatte, indem er Mrs. Watkins' Wohnung umkreiste und umlauerte, herausgebracht, daß Fanny erkrankt war. Es blieb ihm also zunächst nichts zu thun übrig, als ihre Wiedergenesung abzuwarten und sich von Zeit zu Zeit zu überzeugen, daß sie nicht auf irgend eine Weise entfernt worden sei. Als er Fanny in Begleitung Lucy's und Mr. Barry's wieder ausgehen sah, rieb er sich befriedigt die Hände und beschloß, nunmehr sich die von Martha versprochene Summe zu verdienen.

Fanny wurde durch Vermittelung der Sängerin Garrachi wieder am Coventgarden-Theater engagirt. In Folge dessen begab Miles sich zum Advokaten Foster und übergab ihm den Brief an Martha, welcher deren Abreise von Brierly-Grange nach London veranlaßte. Sobald diese angelangt war, ließ sie durch Foster Miles unterrichten und hatte wenige Stunden später mit ihm eine geheime Unterredung. „Nun," fragte Martha mit Spannung, „haben Sie den Kapitän gefunden?" — Miles ärgerte sich, daß Martha mehr an den Kapitän als an das Kind zu denken schien. „Nein, Miß Martha," antwortete er fest. „Es ist sicher und gewiß, daß er England verlassen hat. Ich habe mir erstaunliche Mühe gegeben, ihn zu finden. Er ist entflohen!" — „Aber warum haben Sie mir denn geschrieben? Was wollen Sie, wenn Sie mir kein günstiges Resultat zu melden haben?" — Miles kniff ein Auge zu und schwieg. — „Sprechen Sie!" rief Martha ungeduldig. „Versuchen Sie nicht, ein albernes Spiel mit mir zu treiben!" — Miles war verblüfft, Martha Quin so völlig verändert zu finden. Ihr ganzes Wesen bekundete eine Eleganz und Würde, die ihn unwillkürlich zu einer demüthigeren Haltung zwang. „Den Kapitän habe ich allerdings nicht wiedergefunden, Miß Martha," erwiederte er vorsichtig, „wohl aber — das Kind."

Martha sank vor freudigem Schrecken fast in die Kniee. „Wo, wo ist sie?" stammelte sie hastig. — „Das kann ich nicht so recht sagen, weil — weil ich's nicht weiß!" antwortete Miles schlau. „Aber ich kenne Jemand, welcher ihren Aufenthalt weiß und mir versprochen hat, das Kind herbeizuschaffen, wenn Sie ..." — „Nicht einen Schilling, so lange ich das Kind nicht wieder gesehen habe!" unterbrach ihn Martha rasch. — „Eher verlangt er auch nichts." — „Nun, was fordert er also für die Wiederherbeischaffung?" — „Fünfhundert Pfund, und zugleich verbittet er sich jede weitere Nachforschung. 's ist ein seltsamer Kauz, welcher die Fragen nicht leiden kann." — „Ganz wie er will, Miles, ganz wie er will!" — Der Gauner bedauerte bereits, daß er nicht eine größere Summe gefordert hatte. „Fünfhundert Pfund," wiederholte er langsam. „Natürlich ohne die Ausgaben, die er zu machen hat und die sehr bedeutend sein mögen." — „Sie sollen bezahlt werden, wenn ich nur mein theures Kind wieder erhalte!" — Miles nahm plötzlich einen sehr entschiedenen Ton an, wie ihn Martha noch nicht an ihm bemerkt hatte. „Freilich, Miß Martha, es ist nicht zu läugnen, daß Geld eine sehr schöne Sache ist, aber Geld allein schafft keine Beruhigung. Ich kann nicht sicher auf einem Kopfkissen voll Banknoten schlafen, wenn ich Deportation oder Galgen vor Augen haben muß! Es ist nöthig, daß Sie mir versprechen — nein, daß Sie mir schwören, niemals etwas Nachtheiliges gegen mich zu unternehmen. Was geschehen, ist geschehen!" — Martha wurde von einem Schauer erfaßt, sie glaubte den Sinn seiner Rede zu errathen. — „Alles erwogen," fuhr Miles fort, „er war doch Ihr Großvater, und wenn Sie mich dem Gericht überliefern wollten, so würde sein und Ihr Name doch mit in die Ge-

schichte verflochten." — „Es ist genug!" unterbrach ihn Martha. „Ich schwöre, was Sie wollen, wenn ich Fanny wiedererlange!" — „Danke bestens! Ich bin damit zufrieden, Miß Martha." — „Und wann werde ich mein Kind erhalten?" — „Das kommt auf die Umstände an. Vielleicht schon heute Abend, vielleicht morgen. Ich kann die Gelegenheit nicht machen, sie muß geboten werden. Fanny ist Denen, welche sie bewahren, sehr nützlich, und ich glaube, sie werden sich ungern von ihr trennen. Wohin soll das Kind gebracht werden?" — „Zu Mr. Foster, Portlandstreet 26." — „Sie mißtrauen mir immer, Miß Martha, aber ich will Ihnen trotzdem vertrauen. Halten Sie das Geld für den Augenblick bereit, wo ich komme; sei's am Tage oder in der Nacht, der Andere will es bereit finden! Und nun adieu! Vergessen Sie Ihren Schwur nicht. Ich werde nicht fehlen."

Hierauf verließ er das Haus des Advokaten und begab sich nach seiner Wohnung, zum ersten Male seit langer Zeit, ohne unterwegs in einer Taverne Station zu machen.

Am Abende desselben Tages erwartete, wie gewöhnlich, Mr. Barry an den Pforten des Theaters das Ende der Vorstellung, um Lucy und Fanny nach Hause zurückzubegleiten. In Gedanken verloren hatte er es überhört, daß ein schlanker junger Mann in etwas nachlässiger Kleidung schon dreimal seinen Namen gerufen hatte. „Ah, Du bist's, Lee Strange!" sagte er, als dieser ihm endlich auf die Schulter klopfte. — „Es scheint, ich bin Dir ganz aus dem Gedächtniß gekommen," entgegnete der Andere lächelnd, „seitdem Du ein berühmter Maler geworden bist. Keine unnütze Bescheidenheit, Barry! Peter Grill hat unverholen erklärt, Dein letztes Gemälde sei ein Meisterwerk und Du werdest mit dessen Ausstellung einen wirklichen Triumph ernten. Daß Künstler einander nicht schmeicheln, weißt Du. Wirst Du mir das Bild zeigen, Freund?" — „O, mit größtem Vergnügen! Aber sage mir, was treibst Du hier? Suchst Du poetische Stoffe oder bist Du auf der Jagd nach Abenteuern?" — „Bah, ich könnte Dir die Frage zurückgeben: was treibst Du hier? Aber ich bin dafür zu rücksichtsvoll! Wimmeln nicht die Straßen Londons von poetischen Stoffen aller Art? Sieh' den alten Bettler, uns zur Seite! Welch' ein Kopf! Der weiße Bart, die Stirn und Wangen gefurcht, der Blick traurig gesenkt. Auf der Leinwand und in der Gallerie irgend eines Millionärs wäre diese Figur bewundert und Gott weiß zu welchem hohen Preise gezahlt ... Hier und in dieser Situation wendet man die Augen von ihm ab. Und siehst Du dort den glatten Burschen in die Kalesche der Lady Mary steigen? Es ist Richard, derselbe, welcher die schöne Jane, das arme Waisenmädchen, verführte und verließ. Jetzt flüstert er lügenhafte Liebesworte in's Ohr der alten Kokette, die seine Mutter sein könnte und doch nach Art eines jungen Mädchens darauf hört. Ich hab' heute auch Jane gesehen, gekleidet in die dürftigen Reste ihrer sonst reizvollen Toilette. Das arme Kind hat dem Buben Alles gegeben; nachdem er sie ausgezogen, wird er der Libertin einer reichen Megäre! Ist das nicht dichterischer Stoff?" — „Hm, es ist eine Art von Elegie," erwiederte Barry. — „Nein, es ist eine Satyre auf das Menschengeschlecht, auf jene Rasse, die immer das Göttliche als Basis ihres Wesens zu haben affektirt. Es gibt indeß auch Burlesken hier. Vorhin bemerkte ich einen Menschen, der einem Stationskutscher fünf Louisd'or für das Vergnügen bot, zwei Stunden lang seinen Platz einnehmen zu dürfen. Ich glaube, dort ist er!" — „O, dahinter kann auch eine Schurkerei stecken, Kamerad!" sagte Barry zerstreut.

Während Beide sich noch unterhielten und die herausströmenden Gruppen beobachteten, hatte sich ein Stationswagen, mit zwei Gäulen bespannt und von einem Menschen geführt, welcher in einen weiten Paletot gehüllt war und den Hut tief in die Stirn gedrückt trug, dem kleinen Theatereingange genähert. Neben dem Wagen schritt ein anderer Mann, welcher die Thür desselben geöffnet hielt. „Nun gut aufgepaßt und rasch gehandelt!" murmelte der Mann auf dem Kutschersitze, sich zu dem Andern herabbeugend. — „Sie werden gleich kommen!" versetzte dieser ebenso. „Glück zu!" — Was nun folgte, war die That weniger Sekunden. Fanny eilte schnellfüßig dem kleinen Ausgange des Theaters zu; Lucy und Meg, die Beide ebenfalls aus dem Innern kamen, befanden sich kaum vier Schritte von ihr, waren aber von ihr abgedrängt. Fanny hatte die Schwelle noch nicht überschritten, als der Mann, welcher an der geöffneten Wagenthür harrte, ihr ein großes Tuch überwarf und sie sofort in den Wagen hob. Fanny hatte kaum Zeit, halb erstickt den Namen „Barry" zu rufen, als auch ihr Räuber bereits neben ihr im Wagen saß, sie fester und fester einhüllte und die Räder sich zu bewegen begannen. Als dieß geschah, befand sich der Maler mit seinem Freunde Lee Strange schon neben der Thür, sah Lucy und Meg und fragte, wo Fanny sei. „Nicht bei Ihnen?" riefen beide Frauen erschrocken. Barry schaute bestürzt um sich, und da er nirgends das Kind bemerkte, richtete sich sein Blick mit schlimmer Ahnung auf den forteilenden Wagen. Ohne sich weiter zu besinnen, rief er den Frauen zu, seiner zu harren, und rannte dem Wagen nach. Nicht achtend der Gefahr, welche ihm auf jedem Schritte in den schlecht beleuchteten und schlecht gepflasterten Straßen die zahlreichen Equipagen bereiteten, suchte er nur jenen verdächtigen Wagen im Auge zu behalten. An der Ecke der Parlamentsstreet, als dieser eine Wendung machen mußte, ereilte er ihn und es gelang ihm, sich auf den hinter dem Wagen angebrachten Bediententritt zu schwingen.

Miles, der Wagenführer, bemerkte es und that eine Frage, und da Barry nicht antwortete, trieb er die Pferde zu noch größerer Eile; aber in Whitehall angelangt, nahm er die Peitschenschnur in die Hand, erhob sich von seinem Sitze und führte mit dem Peitschenstocke einen kräftigen Hieb nach Barry; dieser wich glücklicherweise aus. Noch ehe Miles zum zweiten Male hauen konnte, erschien ein zweiter Verfolger — es war Lee Strange. „Herunter vom Bocke, alter Kujon!" rief Letzterer, seinen Stock schwingend. Einen Augenblick betroffen, mäßigte Miles den Gang der Pferde. — „Gottlob, daß Du da bist!" rief Barry von seinem Brette herab. — „Was wollen Sie?" fragte Miles. „Ich bin hier gleich am Orte meiner Bestimmung." — „Wen haben Sie im Wagen, Elender?" schrie Barry ihm zu. — „Eine Dame und einen Herrn." — „Sie lügen! Sie sind erkannt, Miles!" — Statt aller Erwiederung hieb Miles auf die Pferde los und jagte weiter in der Richtung nach Westminsterabtei. Indem er dieß that, rechnete er auf einen Zufall, entweder daß einer der Verfolger vom Wagen herabstürze oder ein Rad breche. Es ereignete sich aber nichts Derartiges. „Soll mich der Teufel holen!" knirschte Miles. „Sie brechen den Hals nicht! Ich habe doch niemals mehr Glück, ich! Alles wendet sich mir zum Bösen!"

Der Wagen langte endlich vor der Lordskammer an, wo eine lange Reihe glänzender Equipagen der Herren wartete, die im Parlamentsgebäude über Wohl und Wehe des brittischen Reiches debattirten. Die Dienerschaft, in Gruppen zusammenstehend, politisirte ebenfalls, während die Kutscher schläfrig auf dem Bocke hockten und es verschmähten, sich an dem Straßenparlament ihrer betreßten Kollegen zu betheiligen. Die lebhaften Debatten der Letzteren wurden durch das Erscheinen des Wagens unterbrochen, welcher zwar ohne allen äußeren Schmuck war, aber zwei Lakaien auf dem Trittbrette hatte. „Ein Minister, ohne Zweifel!" bemerkte ein reichgekleideter Bedienter. — „Oder ein Herzog!" versetzte ein Anderer. — „Platz da!" schrie ein Dritter dem schlafenden Kutscher eines Lords zu, dessen Wagen die Anfahrt versperrte. Dieser fuhr aus dem Schlafe auf und lüpfte fluchend die Zugleine. Fast wäre der von Miles geführte Wagen mit dem seinen zusammengerannt. Kaum stand er still, als auch bereits Barry und Lee Strange von ihrem Tritte sprangen; unglücklicher Weise warfen sich Beide auf dieselbe Wagenthür, die sie mit einiger Mühe aufrissen.

Während der Kutscher des Lords auf Miles schimpfte und die plaudernden Diener den Wagen kritisirend umringten, benutzte der mit Fanny darin sitzende Mann die Verwirrung und entschlüpfte durch die jenseitige Thür aus dem Wagen. Miles sah ihn im Dunkel verschwinden und hätte vor Freude aufjauchzen mögen. Wohl wissend, daß jede gewonnene Minute kostbar sei, verharrte er ruhig auf seinem hohen Sitze. Die Bedienten machten laute, spöttische Bemerkungen über den schlechten Fiaker, welcher mit solchem Pomp aufgefahren war. Miles benutzte diese Stimmung, sich selbst zu rechtfertigen und die Leute auf dem Platze gegen seine Verfolger aufzuhetzen. „Sie werden mich hoffentlich nun für den Spaß bezahlen, den Sie sich gemacht haben, meine schönen Her-

ren!" rief er laut. „Sie haben durch Ihren Lärmen meine Pferde scheu gemacht, und es ist nicht meine Schuld, daß mein Gefährt hier Störung verursachte." — Barry ergriff ihn am Mantel. „Wohin ist das Kind gebracht worden?" donnerte er ihn an. — „Das Kind?" rief Miles, sich höchst verwundert stellend. „Was für ein Kind?" — „Das, welches Sie gestohlen haben!" — „Eine schöne Beschuldigung! Hab' für die Meinigen nicht genug zu essen und soll mir noch ein Maul zugelegt haben — das ist, weiß Gott, lustig! Wenn übrigens die feinen Herren nicht als arme Schlucker gelten wollen, so bezahlen Sie mich für das Vergnügen, das Sie sich gemacht haben!" — „Ja, ja, zahlen! Das ist in Ordnung!" riefen Kutscher und Bediente in erregtem Durcheinander. „Und wenn sie nicht bezahlen, muß man sie arretiren!" — „Gewiß, das muß man!" versetzte Miles, den die Szene höchlich belustigte. „Die Herrschaften hier werden nicht dulden, daß man einen armen Mann wie mich zum Besten habe! Nach meiner Meinung sind diese Beiden da ein paar Spitzbuben. Schade, daß keine Pumpe in der Nähe ist, um sie abzukühlen." — „Hier ist eine! hier ist eine!" rief ein Dutzend Stimmen, und eben so viel Hände waren bereit, Barry und Lee Strange zu ergreifen.

In dieser Krisis bewies Lee's schwerer Stock seinen Nutzen. Ohne sich darüber zu beunruhigen, wen er treffe, hieb Lee Strange mit wuchtigen Streichen auf Kutscher und Bediente ein und brach sich Bahn. „Zu mir, Freund!" rief er Barry zu, indem er sich in den Friedhof von Sankt Margaretha zurückzog. Der Maler folgte seiner Stimme, und die sehr dunkle Nacht begünstigte den beiderseitigen Rückzug. Die eifrigsten Verfolger ließ Lee Strange noch seinen Stock fühlen, den Uebrigen entzogen sie sich hinter Grabsteinen und Kreuzen. Während dieser Hetze hatte auch Miles Gelegenheit gefunden, sich mit dem gemietheten Wagen rasch zu entfernen; er war fest überzeugt, daß er bei seiner Heimkehr seinen Helfershelfer Sem mit der entführten Fanny bereits antreffe.

Die beiden Freunde verweilten einige Augenblicke erhitzt und keuchend unter einer Laterne in einer Straße von Almonry, und Lee, der bis jetzt keinen triftigen Grund für die Verfolgung und Paukerei wußte, fragte Barry, was ihn eigentlich dazu veranlaßt habe. „Ein junges Mädchen!" erwiederte Barry mit schmerzlichem Ausdruck. — „Ein ... was?" rief Lee erstaunt. „Ein junges Mädchen? Bin ich betrunken? Ich habe zwar von Jägern gehört, die, wenn sie keine Rehe fanden, sich einen Häring fingen, aber der Geier soll mich holen, wenn ich jemals Leute von Deinem Alter wie wahnsinnig habe hinter kleinen Mädchen herjagen sehen! Mein lieber Freund, begreifst Du nicht, daß wir uns sehr lächerlich gemacht haben?" — Barry mußte, trotz seiner Betrübniß, über den komischen Ernst, womit Lee diese Worte sprach, lächeln. Mit wenigen Worten machte er Letzterem die Gefahr, in welcher Fanny schwebe, verständlich, und Lee beklagte, dieß nicht früher gewußt zu haben, da er dann sicher den tückischen Wagenführer mit einem Streiche vom Bocke gestürzt haben würde. Beide suchten noch an verschiedenen Punkten, namentlich am Parlamentshause und am Theater, fast die ganze Nacht, mußten sich indeß zuletzt trennen, ohne eine Spur entdeckt zu haben, und Barry erschien trostlos in seiner Wohnung. Niemand von dem Hausstande der Watkins war diese Nacht zu Bett gekommen, sondern Alle harrten mit ängstlicher Spannung der Heimkehr des Malers, und als er nun ohne Fanny, mit verstörten Mienen erschien, brach unter den Frauen ein lautes Jammern aus.

Bald darauf kamen auch der alte blinde Lieutenant Moore und Mr. Weitzer und seine Gattin herab. Barry erzählte genau den Hergang. „Armes Kind!" sagte Moore. „Sie hat augenscheinlich mächtige Feinde, welche kein Mittel scheuen, um in ihren Besitz zu gelangen." — „Man hat sie ermordet!" rief Mrs. Watkins außer sich, die Hände ringend. Bei dem Worte „ermordet" schrak Lucy heftig zusammen und beschwor ihren Verlobten, von Neuem nach Fanny zu suchen. „Ich will Dich nicht wiedersehen, bis Du das Kind gefunden!" rief sie verzweifelt aus. Der Maler war mit seinem Witz zu Ende; er wußte nicht mehr, was er beginnen und wo er die Verlorene suchen sollte. Dennoch schickte er sich an, zu gehen. Der Lieutenant legte die Hand auf seine Schulter. „Bleiben Sie, junger Mann," sagte er beruhigend. „Ich glaube nicht, daß dem Kinde unmittelbar Gefahr droht. Die, welche es entführt haben, konnten bemerken, daß Fanny auch sorgsame Freunde besitzt, und der eine der Entführer, der verkleidete Kutscher, muß fürchten, jederzeit von Ihnen, Mr. Barry, wiedererkannt zu werden." — „Ich will ihn unter Tausend herausfinden," versetzte der Maler eifrig, indem er wie Miles seinen Hut in die Stirn drückte und seinen Blick nachahmte. — „Das ist er! das ist er!" rief Meg, die Faust ballend. „Hätte ich doch den Kerl, als er dieses Haus umschlich, beim Kollet genommen!" — „Begeben Sie sich morgen früh zur nächsten Polizeistation, um Anzeige zu machen," rieth der Lieutenant Mr. Barry. „Ich bin nicht reich, aber ich leide deßhalb nicht Noth, wenn ich hundert Pfund Belohnung auf die Entdeckung Fanny's setze." — Hundert Pfund! Diese Summe setzte die drei Frauen in bewunderndes Staunen über die Generosität des Lieutenants und fachte ihre Hoffnung, daß das Kind dadurch sicher wieder erlangt werde, zur hochlodernden Flamme an.

Auf den Rath des alten Mannes begaben sich demnächst Alle auf einige Stunden zur Ruhe.

Miles hatte Gründe, den geraden Weg nach seiner Wohnung zu scheuen; er durchschritt den Park, indem er dessen Barrièren überkletterte, und kam in Almonry an, ohne einer lebenden Seele zu begegnen. „Da bin ich!" raunte er seiner am Herdfeuer eingeschlafenen Frau zu. „Wo ist sie?" — „Wer? Hast Du schon wieder eine ‚Sie' im Kopfe?" — „Halt' mich nicht auf mit Deinem Gebelfer! Ich bin müde wie ein Jagdhund. Ich meine das Kind, das Sem gebracht hat." — „Es ist kein Kind und kein Sem da! Mache Deine Späße mit wem Du willst. Vermuthlich hast Du wieder einen dummen Streich gemacht, man ist das von Dir gewöhnt." — Ohne sich aufzuhalten lief Miles nach der Kammer, die er für Sem und das Kind hatte zurecht machen lassen — sie war leer und das Bett unberührt. Er stieß einen gräßlichen Fluch aus und rannte wie wahnsinnig umher. „Mißglückt! mißglückt! Tausend Pfund verloren! O, so wollt' ich doch ..." — „Daß ich gescheidter wär' als ich bin!" unterbrach ihn höhnisch Bet. „Alles, was Du unternimmst, ist dumm! Andere fischen Dir die Beute weg! Schäme Dich Deines Ungeschicks, das Dich noch an den Bettelstab bringen wird!" — „Oder an den Galgen!" brummte Miles und stützte mürrisch den Kopf in die Hände. So blieb er schweigend bis nach Tagesanbruch.

Am Morgen begab er sich in Foster's Bureau, wo Martha in einem besondern Kabinet ihn längst in banger Unruhe erwartete. „Sie kommen allein?" fragte sie mit tonloser Stimme. — „Es ist nicht mein Fehler," erwiederte Miles. „Der Andere hat nicht Wort gehalten." — „Ich mag von diesem Geheimniß nichts mehr wissen! Warum verberge ich meine Handlungsweise vor der Welt? Warum setze ich nicht offen alle Mittel in Bewegung? Wer ist jener ‚Andere'? Wie nennt er sich und wo finde ich ihn?" — „Ich kenne selbst seinen Namen nicht," antwortete Miles. — „Das ist Lüge!" — „Weiß auch nicht, wo er wohnt." — „Abermals Lüge!" — „Ich sage nein! Er ist schlauer als ich, er hält mich hin und läßt mich zappeln. Was den Namen anlangt, so führt er deren hundert. Ihr Großvater selber, wenn er noch lebte und ihn für sich arbeiten ließe, würde nicht mit Sicherheit wissen, wer er sei." — „Kann ich Ihnen dieß Alles glauben?" — „Mein Himmel, ich frage Sie zum hundertsten Male: warum sollte ich Sie betrügen? Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich die Gelegenheiten nicht machen kann. Geben Sie mir noch einige Tage oder Wochen Zeit und ich werde das Kind wiederfinden. Nicht einen Penny will ich haben, so lange ich es nicht gebracht habe!"

Martha mußte wohl oder übel auf sein Verlangen eingehen; sie bat nur von Neuem, nicht mit ihrer Angst und ihrem Kummer zu spielen, sie drohte wieder mit ihrer gerechten Rache, indem sie ihm andeutete, daß sie von Peter Quin noch andere Dinge geerbt habe als Geld, und daß sie ihn verderben könne, wenn sie wolle. Miles leistete die heiligsten Versprechungen und ward mit der Beruhigung entlassen, daß man ihm trauen wolle. Was hätte Martha Anderes thun können? Miles aber hatte noch in den letzten Momenten seiner Unterredung mit ihr einen Gedanken gefaßt, den er jetzt mit Eifer verfolgte: „Wenn ich erfahren könnte, wo sie wohnt, dann könnte ich sie vielleicht zu einer andern Sprache gegen mich zwingen." Während er versuchte, sie zu umlauern, umstellte ihn Martha ihrerseits mit Spähern, damit er

es nicht bemerke, als sie beklommenen Herzens nach Brierly-Grange zurückkehrte.

24. Fanny auf der Flucht.

Als das entführte Kind, in dem verschlossenen Wagen von rauhen Männerhänden festgehalten, gelegentlich des Wortwechsels die Stimme ihres früheren Verfolgers und Räubers erkannte, glaubte sie sich verloren. Aber die Verzweiflung, der Gedanke an Lucy und an die gute Watkins, die sich jedenfalls um sie ängstigten, gaben ihr Muth und Ruhe der Ueberlegung. Sie wollte sich vom Verderben retten, wenn Rettung möglich sei. Als sie den Streit zwischen Miles und Barry hörte, hätte sie um Hülfe rufen können, doch der Mann, welcher sie hielt, drohte sie beim ersten Laute zu erwürgen, und sie verharrte schweigend. In den Momenten der Verwirrung aber, als die Droschke am Parlamentshause mit der Karosse des Lords in Kollision kam und ihr Hüter selbst den Kopf verlor, benutzte sie die Gelegenheit besser. Kaum hatte der Mann die Wagenthür geöffnet, so schlüpfte sie blitzschnell hinaus und kroch mit Lebensgefahr unter den Pferden durch. Die Dunkelheit erleichterte ihr Entkommen. Vergeblich suchte ihr Hüter sie nach allen Seiten; sie erreichte den Hof des Palastes und Westminsterbridge ohne belästigt zu werden. Auf der Brücke bewegten sich noch eine Menge Equipagen. Mit einer seltenen Kraft, welche ihr die Gefahr verlieh, sprang sie auf den Tritt einer rasch vorübersausenden Kalesche, und hielt sich an den Riemen fest.

Westminsterhall, Vauxhall wurden passirt, ohne daß Fanny einen Verfolger bemerkte, und als der Wagen außerhalb der Stadt war, glaubte sie sich gerettet. Dennoch war ihr Herz voll Bangigkeit. Wie sollte sie nach ihrer Wohnung zurückkommen? Wer zeigte ihr den Weg? Wer schützte sie in der dunklen Nacht? Während sie diese traurigen Betrachtungen anstellte, hielt der Wagen am Eingange einer der umstehenden Villen. Sie konnte herabsteigen und sich entfernen, ohne bemerkt zu werden.

Die Nacht war kalt, und zum Unglück begann es auch zu regnen. Fanny setzte sich an den Rand der Straße und weinte still. Sie gedachte an Mrs. Watkins, an die gute Lucy und an ihr warmes Bett. Unwillkürlich faltete sie ihre Hände und flüsterte ihr Nachtgebet, und dieser Aufblick zum höchsten Helfer gab ihr Trost und Ruhe. Um ein Obdach gegen den stärker werdenden Regen zu finden, ging sie auf einer schmalen Gasse fort, die neben dem Garten einer Villa hinführte; in einiger Entfernung bemerkte sie auf einem Felde einen Heuschober, den sie als momentane Zuflucht benutzte. Plötzlich aber vernahm sie Männerstimmen, deren Unterhaltung nur in abgerissenen Worten und Sätzen bis zu ihr drang. „Dieß dort ist das Fenster!" hörte sie von einer Stimme sagen. — „Ich möchte wissen, was den William wieder zurückhält?" sagte eine andere Stimme. — „Was wird's sein?" erwiederte die erste. „Eine Schürze hat für ihn mehr Reiz, als eine volle Börse. Wir brauchen ihn nicht." — Der Andere machte eine Bemerkung über die Zeit, wann „im Hause" Alles schlafen werde. — „Seit wann ist der Andrews beim Bankier?" fragte der Erste. — „Seit drei Monaten ... Der Alte ist enorm reich. Dazu die prächtigen Diamanten der Garrachi!" — Dieser Name machte Fanny erbeben. Die Sängerin hatte durch ihre Güte und ihre wunderbare Stimme für sie gleichsam die Bedeutung einer göttlichen Erscheinung. Sie lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit und entnahm den Reden der beiden Männer, daß es sich um nichts weniger handle, als um die Beraubung, erforderlichenfalls mit Anwendung von Gewalt, der benachbarten Villa. Der eine der Gauner spielte auf einen reichen Lord an, welcher an diesem Abend mit der Garrachi bei dem Bankier speise; der Andere fügte hinzu, seine herrlichen Doppelpistolen würden ihnen, sobald sie sich rührten, schon Respekt einflößen. „Andrews hat mir bestimmt versprochen, das Fenster in der untern Garderobe zu öffnen, wir werden also nicht auf William warten!" brummte der Mann mit den Pistolen.

Fanny schlich sich unhörbar fort und eilte nach der von den Gaunern bezeichneten Villa. Diese gehörte dem Bankier Fauntleroy, bekannt durch seine große Verehrung für Berühmtheiten der Oper und der Konzerte. Am selben Abend waren Madame Garrachi und ihr Gemahl, sowie der junge Lord Vesey, welcher hohe Summen im Geschäft des Bankiers hatte, eingeladen und saßen an einer kleinen, auf das Kostbarste besetzten Tafel. Keines der Anwesenden ahnte in diesem Augenblicke, daß Fauntleroy einige Jahre später auf dem Schaffot enden werde.

Madame Garrachi hatte verschiedene Piècen gesungen; die Musik, die Poesie, die Kunst, die feine Gesellschaft waren Gegenstand der animirtesten Unterhaltung gewesen. Die Sängerin und ihr Gemahl hatten eine Reihe pikanter und seltsamer Anekdoten vorgetragen. So war es fast drei Uhr Morgens geworden, ohne daß es die kleine Gesellschaft zu kümmern schien. Auf inständiges Bitten Vesey's erklärte sich Madame Garrachi bereit, noch eine letzte Romanze zu singen, und war eben im Begriff, nach dem Piano zu gehen, als Fanny blaß, mit verwilderten Locken und verstörter Miene eintrat und auf sie zustürzte. Die Sängerin erkannte das Kind auf der Stelle. „Du hier, mein Kind, und zu so ungewöhnlicher Stunde!" rief sie, den Kopf Fanny's zwischen ihre Hände nehmend. „Was soll das bedeuten? Sprich!" — „Nehmen Sie sich in Acht! Seien sie vorsichtig!" flüsterte das Kind angstvoll, doch so vernehmlich, daß auch Lord Vesey es hören konnte. — „In Acht nehmen sollen Sie sich? Droht Ihnen Gefahr, Madame?" sagte er, sich nähernd. — Die Sängerin beugte sich zu Fanny herab und forderte sie wiederholt auf, ihr Erscheinen zu erklären. Leise erzählte das Kind, was sie vernommen. Der Bankier beobachtete diese Szene in einiger Entfernung und meinte, Alles dieß sei sehr seltsam. Er erhob sich, um zu klingeln. „O, lassen Sie sich noch nicht stören, lieber Fauntleroy!" sagte ihm Vesey. „Gewiß ist diese Szene ein von unserer Freundin arrangirter Theatercoup, dessen Hauptüberraschung noch folgen wird." — „Ja, ein Theatercoup," entgegnete die Sängerin sehr laut, „ein Theatercoup, welcher uns ohne den Muth dieses Kindes das Leben hätte kosten können. Das Haus ist von Räubern umstellt." — Bei diesen Worten sprangen die Männer bestürzt auf. Der Gemahl der Sängerin sprach davon, die Kalesche zur Rückkehr in die Stadt vorfahren zu lassen. „Ein wenig Fassung, wenn ich bitten darf!" sagte die Sängerin, ihm einen tadelnden Blick zuwerfend. „Wie heißt Ihr Kammerdiener, Herr Bankier?" — „Andrews." — „Seit wann ist er in Ihren Diensten?" — „Seit drei Monaten." — „Das stimmt genau. Nun, Ihr sauberer Kammerdiener steht in Verbindung mit den Dieben, welche das Haus überfallen wollen." — „Unmöglich!" — Die Garrachi erzählte nun Alles, was Fanny aus dem Munde der Einbrecher vernommen hatte, und die erstaunten Männer verabredeten, daß der Bankier, wie üblich, zweimal nach dem Kammerdiener klingeln solle.

Andrews erschien, sehr verlegen, als er zu so später Nachtzeit ein fremdes Kind bemerkte, das ohne sein Wissen hereingekommen war. „Wie ist's, Andrews," fragte der Bankier ironisch, „hast Du das Fenster geöffnet?" — „Welches Fenster, Sir?" — „O, Du verstellst Dich! Das in der Garderobe! Um welche Stunde hast Du Deine Freunde bestellt?" — Der Diener bemerkte aus dem Tone seines Herrn, daß er verrathen war, und zog sich nach der Thür zurück, doch Lord Vesey vertrat ihm den Weg. „Nicht so rasch, Bursche! — Signor, helfen Sie mir gefälligst diesen Menschen an einem Tischbein festbinden! Wenn er sich rührt oder den Mund aufthut, um seine Kumpane zu avertiren, wird mir dieß Tischmesser einen sehr ersprießlichen Dienst leisten!" — „Gestehe, Schurke!" rief Fauntleroy. — „Was ist da zu gestehen?" erwiederte Andrews kaltblütig. „Die Sache ist falsch gegangen und statt der Diamanten von Madame erwartet mich das Gefängniß. Das ist Alles!" — „Elender, und ich setzte ein so großes Vertrauen in Dich! Ich habe Dich für grundehrlich gehalten!" — „Man hält Manchen für grundehrlich, bis er am Galgen baumelt!" Diese Phrase klang so höhnisch, daß der Bankier unwillkürlich zusammenfuhr. Es war ihm fast erwünscht, daß der feurige Lord, welcher mit einem Tischmesser bewaffnet nach dem betreffenden Fenster zu gehen verlangte, ihm Gelegenheit gab, die Inquisition abzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. | № 28. | Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

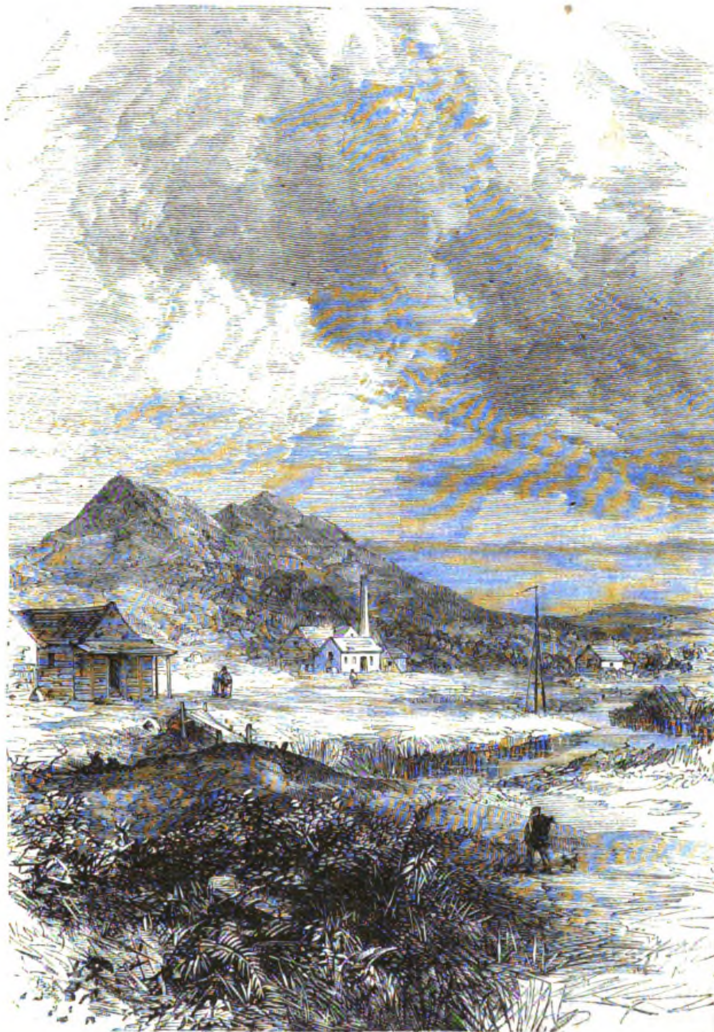
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Ein Goldmacherdorf auf Neuseeland.

Von Robert Wille.

(Bilder S. 325 u. 328.)

Fünfundvierzig Meilen ostwärts von Aukland, gegenüber dem Golf von Hauraki, liegt eine kühn vorspringende Landspitze, welche von kleinen Inseln umgeben ist und den Hafen von Coromandel bildet. Dieser Hafen entsteht durch eine Kette von Hügeln, die sich vom Ende der Halbinsel in die See hinausziehen und eine willkommene Zuflucht für die kleinen Schiffe bieten, die um den Golf kreuzen. Die Szenerie dieses Theils des Hafens ist äußerst malerisch; noch vor mehreren Jahren war er eine verhältnißmäßige Einöde. Ein kleines Dorf von Eingebornen dicht an der Mündung eines breiten Baches, der sich durch die gebüschreiche Ebene windet, gab allein durch den Rauch, der aus den Hütten emporwirbelte, Kunde von menschlichen Wohnungen an dieser Küste. Weiter hinauf in dem langsam ansteigenden Thale hörte man durch das dunkle Laub eines prachtvollen Waldes das ferne Gesumme eines Wasserrades und das unermüdliche Arbeiten einer Sägemühle, wo das Kauriholz für den Markt zugeschnitten wurde. Jetzt hat die Szene ein anderes Ansehen, der Zauber der ursprünglichen Einsamkeit ist gebrochen. Gold, dieses wunderbar anziehungskräftige Metall, ist aus dem Boden aufgewühlt worden, und die ruhelose Thätigkeit Derer, welche nach dem kostbaren Stoffe suchen, ist in diese Thäler eingezogen. Man glaubt, daß die reichsten Lager noch unberührt in den Hügeln von Coromandel ruhen. Gold wurde in den Quarzformationen wie in dem Flußbett gefunden, wo es in einem mehr oder weniger vom Wasser zerfressenen Zustande liegt. Der Reichthum des Coromandelquarzes soll den aller andern Länder übertreffen, aber das Graben nach Quarz, wenn es nur mit geringem Kapital und unbedeutenden Maschinen vorgenommen wird, braucht lang, um ergiebig zu werden, und läßt auch nicht dieselbe Masse von Goldsuchern zu als das Suchen nach Alluvialgold, bei welchem sich jeden Abend das Resultat von des Tages Last und Mühe zeigt. Im Themsethal ist ein ausgedehntes Alluvialgoldfeld, aber die Regierung hat es wegen der Kon-



Ein Goldmacherdorf auf Neuseeland. Simpson's Hotel. Von A. Martin.

flikte nicht geöffnet, welche das Zusammenströmen von europäischen Goldgräbern mit den Maoris um den Besitz des Bodens hervorrufen würde. Jetzt sieht es überall noch sehr ursprünglich aus, und wer sich die Wohnung eines Goldgräbers nach dem Worte Gold aufbaute, würde sich gewaltig enttäuscht sehen, erblickte er die Hütte des Mannes, der sich vielleicht bereits Millionen erworben, oder das Hotel Simpson, das für die sozialen Bedürfnisse der Goldgräber erbaut ist. Nirgends fühlt man mehr, wie schwer das Reichwerden durch eigene Arbeit ist, als hier!

Der Platz der Feste in Paris.

Von

Gustav Rasch.

(Bild S. 329.)

Die „Place de la concorde" oder „der Eintrachtsplatz" in Paris ist wohl der interessanteste Platz in Europa, insofern er seit mehr als achtzig Jahren alle Revolutionen repräsentirt, welche Frankreich und zugleich Europa erschüttert haben. Er wechselte so oft seinen Namen, wie diese Revolutionen in einem andern Gewande auftraten. Zur Zeit der schändlichen Wirthschaft Ludwig's des Fünfzehnten führte er den Namen nach diesem „guten Könige" und hieß „der Platz Ludwig's des Fünfzehnten"; die blutige Revolution, welche aus dieser schändlichen Wirthschaft hervorging, taufte ihn „place de la révolution"; im Jahre 1799 erhielt er den Namen „place de la concorde". Im Jahre 1814 feierten die Truppen der Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen auf dem Platze, der von ihnen wieder „place de Louis XV" genannt wurde, den Sturz Napoleon's mit einer russischen Messe. Während der Februarrepublik nahm er von Neuem seinen alten Namen an: „place de la révolution", bis Louis Napoleon Bonaparte, der jetzige Kaiser der Franzosen, die Republik stürzte und ihn wieder den „Eintrachtsplatz" nannte.

„Revolutionsplatz" war jedenfalls sein passendster Name. Der Platz sah sämmtliche Revolutionen der letzten achtzig Jahre in ihren blutigsten Phasen. Wo heute der Obelisk von Luxor steht, stand während der sogenannten Schreckenstage die Guillotine. Man schlägt die Zahl der auf dieser Stelle während zweier Jahre guillotinirten Opfer auf mehr als zweitausend an. König Ludwig der Sechzehnte machte den Anfang. Muthig bestieg er das Schaffot, wie fast alle Republikaner und Royalisten der damaligen Zeit. Man kann ja auch das Sterben lernen, und wer damals starb, starb eben für seine Ueberzeugung. Auch das schöne Haupt Charlotte Corday's, welche durch eine antike That das Vaterland zu retten glaubte, fiel auf dem Revolutionsplatze. Dann bestiegen die Girondisten das blutige Gerüst. In ihnen waren alle Tugenden, sowie alle Talente des republikanischen Frankreichs verkörpert; den Girondisten fehlte nur die Energie der That. Alle starben muthig, wie man von ihnen nicht anders erwarten konnte, unter dem Gesange der Marseillaise. Auch der Kopf der Roland fiel in diesen Tagen — eine That, welche Robespierre nie verantworten konnte. Die Revolution war aus dem Hause dieser geistvollen, heldenmüthigen und edlen Frau hervorgegangen; sie war die erste Republikanerin Frankreichs gewesen. Robespierre hatte, als er ihr Todesurtheil unterzeichnete, jene Zeit vergessen, wo er sie fragte: Qu'est ce que c'est donc la république *)? Dann wurde Marie Antoinette, die Wittwe König Ludwig's des Sechzehnten, hingerichtet, bald darauf der Herzog von Orleans, Philipp Egalité, der Vater des „Bürgerkönigs". Er starb wie er gelebt hatte: wie ein Roué. Auch eine Frau, welche durch ihre Mätressenwirthschaft viel zur Entwicklung der französischen Revolution beigetragen hat, wurde in hohem Alter auf dem Revolutionsplatz von der Hand des Schicksals erreicht. Ich meine die Gräfin Dubarry. Dem Fallbeile gegenüber hatte die einst so übermüthige Courtisane allen Muth verloren. „Herr Henker," schluchzte sie, „lieber Herr Henker, nur noch einen Augenblick." Und als der Henker kein Mitleid hatte, kratzte, schlug und biß sie dergestalt um sich, daß drei Knechte zu thun hatten, sie nur auf dem Brette festzuhalten, bis ihr Kopf gefallen war. Im Frühjahr des folgenden Jahres wurden Hebert und seine Parteigenossen hingerichtet, darauf die Orleanisten und die Anhänger Marrast's. Die Guillotine auf dem Revolutionsplatz begann ihren Rundgang durch alle Parteien. Danton, Camille Desmoulins und Herault de Séchelles wurden auf dem Revolutionsplatze hingerichtet. Danton wollte seinen Freund Herault de Séchelles nochmals umarmen, bevor er die Treppe zur Guillotine hinanstieg. Der Henker verweigerte ihm die Erfüllung seines Wunsches. Da rief Danton: „Kannst Du grausamer sein als der Tod? Du wirst doch nicht verhindern, daß unsere Köpfe sich im nächsten Augenblicke im Korbe küssen." Acht Tage nach ihnen kamen die Frauen Hebert's und Camille Desmoulins', Chaumette und Anacharsis Cloots an die Reihe, und im folgenden Monat starb die arme Prinzessin Elisabeth. An ihrem Todestage war es das schönste Frühlingswetter. Die Frauen, welche wie gewöhnlich in großer Zahl Zuschauer der schrecklichen Szene waren, hielten fast sämmtlich Rosensträuße in den Händen. Rund um die Guillotine duftete die Atmosphäre vom Geruche der Rosen. Welch' entsetzliche Kontraste! Das rauchende Blut und die duftenden Rosen! Nun nahmen die Hinrichtungen auf dem Revolutionsplatz einen entgegengesetzten Charakter an. Die Royalisten, die Girondisten, alle Unentschiedenen und alle Halben waren vor der Energie des Wohlfahrtsausschusses gefallen — nun trat das Schicksal an seine eigenen Mitglieder und an die Mitglieder des Gemeinderaths, welche seine hauptsächlichste Stütze gewesen waren, heran. Am 28. Juli 1794 starben unter dem Fallbeil der Guillotine auf dem Revolutionsplatz Robespierre, sein Bruder Saint Just, Couthon und die andern Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, und am 29. Juli siebenzig Mitglieder des Gemeinderaths, denen am folgenden Tage zwölf andere Mitglieder derselben Körperschaft folgten. Den „rothen Schrecken" nennen heute alle Geschichtsschreiber der europäischen Reaktion die blutigen Jahre, deren Zeuge der Revolutionsplatz in ihren fürchterlichsten Momenten war. Aber war der „weiße Schrecken", der vom 10. Thermidor (30. Juli) bis zur Einsetzung des Direktoriums in den südlichen Provinzen Frankreichs wüthete und dessen empörende Scheußlichkeiten Louis Blanc in seiner „Geschichte der französischen Revolution" zuerst geschildert hat, etwa von blasserer Färbung? Stehen die Metzeleien von Muscadins, stehen die Hinrichtungen in den südlichen Provinzen während jener Zeit etwa in ihrer Grausamkeit den Hinrichtungen auf dem Revolutionsplatze nach? Und fielen die Opfer des „rothen Schreckens" nicht während des Revolutionskampfes, indeß die Opfer des „weißen Schreckens" nach dem Revolutionskampfe fielen? Trotz alledem war die permanente Guillotine auf dem Revolutionsplatze ein politischer Fehler, dessen Entschuldigung im Fanatismus der Zeit, in den Revolten der Royalisten und in der Gefahr der äußeren Lage zu suchen und zu finden ist.

Auch nachdem die „place de la révolution" in die „place de la concorde" umgetauft war, sah der interessante Platz wiederum die Geschichte Frankreichs in ihrer verschiedensten Wandlung über sich hinwegschreiten. Nochmals hielt „der Kaiser" während der „hundert Tage" hier eine Revue; Karl der Zehnte, der letzte Bourbone auf dem Throne Frankreichs, zog mit dem Reste seiner Truppen an ihm vorüber, als das Volk von Paris den Louvre in den Julitagen im Sturm genommen hatte, um weit vom „schönen Frankreich" einsam in der Verbannung zu sterben und unter den Todtengesängen einiger armen Mönche in einer böhmischen Klosterkirche begraben zu werden; und der Bürgerkönig bestieg wenige Schritte von dem Obelisken von Luxor, den ihm einst der Pascha von Egypten geschenkt hatte, den armseligen Fiaker, der ihn aus den Barrièren „des wild empörten Meeres Paris" in die Verbannung trug.

Aber auch einer der schönsten Plätze in der Welt ist wohl der pariser Eintrachtsplatz. Wenn man auf dem etwas erhöhten Plateau von Asphalt in seiner Mitte neben dem Obelisken steht, so reicht der Blick auf der einen Seite bis zum Palast der Tuilerien, auf der andern bis zum Triumphbogen Napoleon's, während man rechts auf die säulengetragene Fronte der legislativen Versammlung, die sogenannte „Chambre des deputés", und links auf eine pracht-

*) Was ist denn die Republik?

volle Kirche im griechischen Gewande, das Abbild des Parthenons, schaut. Es sind kaum hundert Jahre her, als der Platz noch ganz wüst lag. Nach dem aachener Frieden (1748) „begnadigte" König Ludwig der Fünfzehnte den Bürgermeister von Paris mit der Erlaubniß, ihm auf dem Platze ein Standbild errichten zu dürfen. Natürlicher Weise legte man sofort Hand an's Werk; aber erst im Jahre 1763 erhob sich auf dem Platze, der nun nach dem Könige seinen Namen erhielt, ein von Bourchardon gearbeitetes Reiterstandbild aus Erz, an dessen Piedestal die allegorischen Bilder der Weisheit, des Friedens, der Kraft und der Gerechtigkeit angebracht waren. Aber das pariser Volk hing dem Könige, welcher mit lorbeergekröntem Haupte im römischen Gewande hoch zu Pferde saß, einen Strick mit einer blechernen Büchse um den Leib, verband ihm die Augen und befestigte am Piedestal eine hölzerne Tafel, auf der die Worte zu lesen waren: N'oubliez pas le pauvre aveugle *). Einige Tage später wurde hinzugefügt:

„Il est ici comme à Versailles,
Il est sans coeur et sans entrailles **)."

Die Revolution stürzte die königliche Statue in Trümmer und stellte auf dasselbe Fußgestell eine kolossale Statue aus Thon, die Göttin der Freiheit darstellend. Nun wurde der Revolutionsplatz zugleich der Platz, auf dem alle Feste, welche die einzelnen Stadien der Revolution begleiteten, gefeiert wurden. Schon zur Zeit Ludwig's des Fünfzehnten war er der Zeuge eines durch sein unglückliches Ende berühmt gewordenen Festes gewesen. Auf dem Platze wurde zur Feier des Einzugs der mit dem Dauphin vermählten jungen Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich in Paris jenes großartige Feuerwerk abgebrannt, wo über fünftausend Menschen den Tod fanden, die Verstümmelten nicht mitgerechnet, weil die Stadtbehörde, welche allein für das Bouquet des Feuerwerks 80,000 Franken vergeudet hatte, den Garden keine Vergütung zur Aufrechthaltung der Ordnung bezahlen wollte. Am 10. August 1791 feierte der Revolutionsplatz die Abschaffung des Königthums. Das Fest war zugleich das Einigungsfest aller Departements, wo ihre Vertreter mit einem Becher von Achat aus dem Brunnen der Wiedergeburt schöpften und miteinander das „Wiedergeburtswasser" tranken. Alle folgenden Feste: das Fest des höchsten Wesens, das Fest der Abschaffung der Sklaverei, das Fest der Tugend, das Fest der Ehegatten, das Fest der Greise, wurden hier eben so wohl wie auf dem Bastilleplatze, sowie auf dem Marsfelde gefeiert. Der Revolutionsplatz wurde zum Platze der Feste. Von dem Feste, welches die Restauration hier feierte, habe ich gesprochen. Nach dem Jahre 1830 wollte die Regierung des Bürgerkönigs den Platz, welcher nun wieder „place de la concorde" getauft wurde, mit einem Gegenstande ganz gleichgültiger Natur, ohne alle politischen Beziehungen, schmücken. Dazu fand sich die beste Veranlassung durch den „Obelisken von Luxor", den der Pascha von Egypten dem Könige der Franzosen als Dank für manche ihm geleistete Dienste anbot. Er stand vor dem großen Tempel des alten Theben, dem heutigen Luxor, und ist von allen bekannten Obelisken einer der schönsten. Er besteht aus einem Stücke röthlichen Granits, hat eine Höhe von 72 Fuß und repräsentirt ein Alter von 3400 Jahren, da die auf seinen Seiten eingemeißelten Hieroglyphen den König Sesostris den Großen, welcher etwa 1500 Jahre vor Christi Geburt lebte, preisen. Die Kosten seiner Herschaffung von Theben nach Paris haben sich auf zwei Millionen Franken belaufen. Die beiden prächtigen Springbrunnen zu beiden Seiten des Obelisken wurden ebenfalls während der Regierung Louis Philipp's errichtet. Jeder von ihnen besteht aus einem runden Wasserbecken, aus welchem zwei kleinere Wasserbecken sich übereinander erheben. Das untere Wasserbecken ist mit Tritonen und Nereiden besetzt, welche Delphine halten, die ihre Wasserstrahlen in das mittlere Becken speien. Der südliche Springbrunnen ist den Meeren gewidmet. Die Figuren, welche sein zweites Becken tragen, stellen den großen Ozean und das mittelländische Meer dar, die Genien die vier Arten der Fischerei. Die Hauptfiguren des nördlichen, den Flüssen gewidmeten Springbrunnens stellen den Rhein und die Rhone dar; die Genien deuten die vier Haupterzeugnisse Frankreichs an: Korn, Wein, Blumen und Früchte. Die unteren Becken beider Springbrunnen bestehen aus Granit, die oberen sowie die Figuren aus bronzirtem Eisenguß. Im weiten Umkreise umgeben den ganzen Platz acht Marmorgruppen auf marmornen Unterbauten, welche die Hauptstädte Frankreichs repräsentiren: Lille, Straßburg, Lyon, Marseille, Bordeaux, Nantes, Rouen und Brest. Zwanzig hohe, mit Schiffsschnäbeln verzierte, bronzirte Säulen dienen als Kandelaber. Auch während der letzten sechzehn Jahre hat der schöne Platz sowohl der Republik wie dem Kaiserreiche als Festplatz gedient. Die demokratische Republik des Februar feierte auf demselben jedes Jahr ihr Konstitutionsfest, während heute der Gemeinderath von Paris seine Statuen, Brunnen und Kandelaber alljährlich mit strahlenden Girandolen und Feuerguirlanden zur Feier des Napoleonstages, des Festtags des Bonapartismus, schmückt. Welche Feste oder welch' schreckenvolle Tage wird der Revolutionsplatz nach der Feier des Napoleonstages sehen?

*) Vergeßt nicht den armen Blinden.

**) Er ist hier wie in Versailles, hat weder Herz noch Liebe.

Wie meine Großmutter Kaffee kochte.

Eine Hausgeschichte.

Von **Siegfried Kapper.**

(Fortsetzung.)

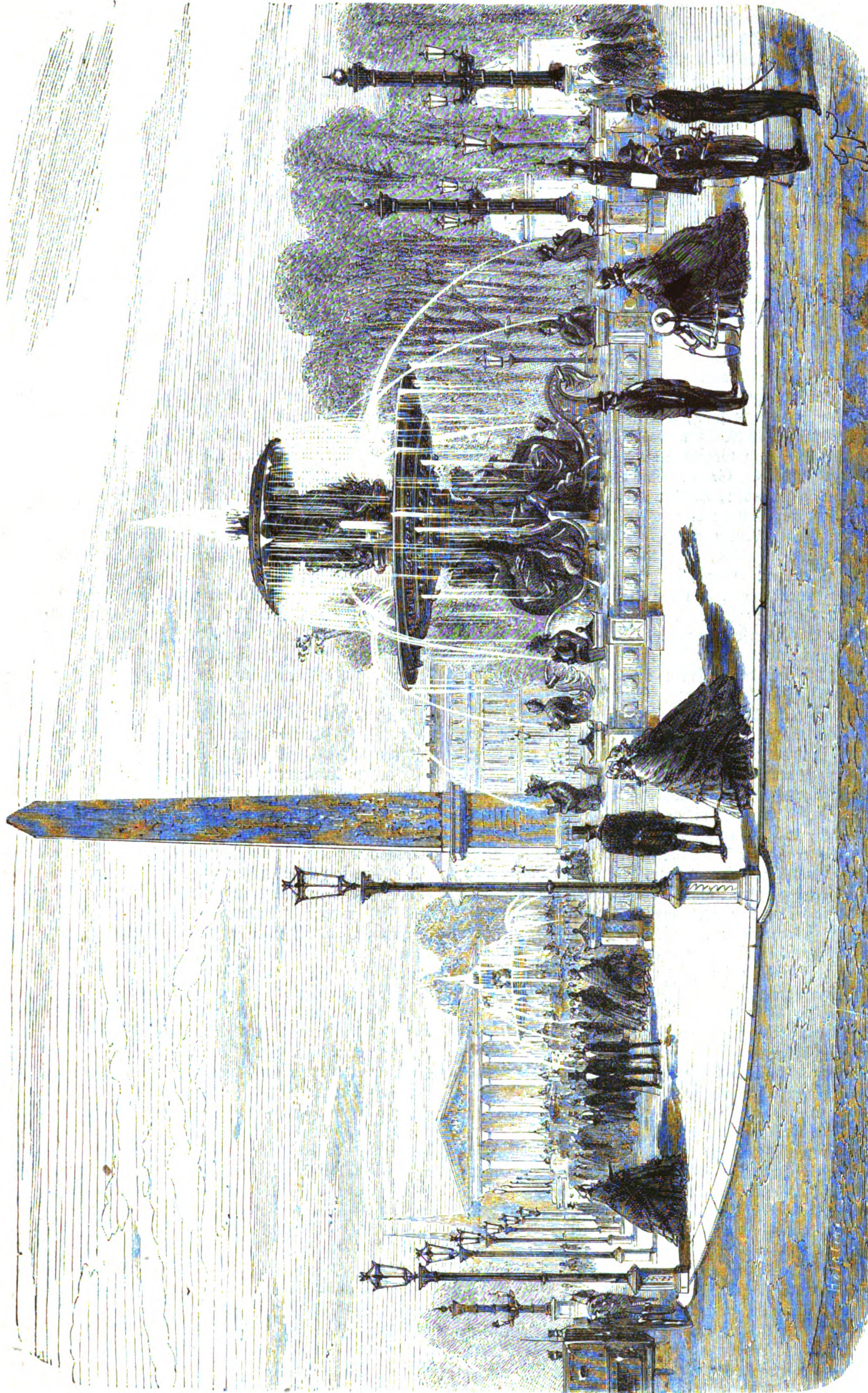
Der Nachmittag war heiß, und wie Wenzel Dudek, der Abkürzung des Weges wegen von der gewöhnlichen Straße abweichend, so für sich allein bald auf den schmalen Rainen, bald auf schattigen Waldpfaden dahinschritt, konnte es nicht fehlen, daß seine Gedanken, an- und aufgeregt durch die allerlei Red' und Antwort im Schlosse, vornehmlich aber durch den letzten Wortwechsel mit dem Rentmeister Schluck, in wechselndem Erfassen und Wiederfahrenlassen sich mit den Personen und Beziehungen beschäftigten, die den Inhalt seiner Sorgen ausmachten, der lieben sowohl wie der drückenden, der Pläne, mit denen er sich trug, der Widerwärtigkeiten, mit denen auch er, der auf Meilen in der Runde Beneidete, zu kämpfen hatte.

Seine einzige Tochter war sein einziges Kind. Der angesehene und wohlbegüterte Lehensstamm der Dudek, der, während all' die andern mit ihm gleichzeitig gestifteten, worunter selbst solche hochberühmten Ursprungs, wie zum Beispiel der beiden Meister Dietrich von Prag und Nikolaus Wurmser aus Straßburg, die den Karlstein so schön ausgemalt und vom Kaiser dafür in der nächsten Nachbarschaft mit stattlichen Lehen bedacht worden waren, bis auf dunkle Sagen, die im Munde des Volkes umliefen, und bis zur Unkenntniß der Stätte, wo sie einst bestanden, längst verschollen waren, durch länger als vier Jahrhunderte kräftig und blühend sich erhalten, war mit ihm, dem Letzten dieses Namens, im Aussterben begriffen. An wen sollte nun dieser stattliche Sitz, dieses wohlbestellte Gehöfte, das mit seiner gezinnten und gethürmten Ringmauer, seinen altehrwürdigen Giebeldächern, seinen weitläufigen Scheuern und Stallungen, seinem saubern, geräumigen Wohngebäude und dem königlichen gekrönten Wappenlöwen über dem Thore beinahe wie ein Herrensitz sich ausnahm, — an wen dieser wohlgeordnete Komplex der trefflichsten Acker-, Wiesen- und Waldgründe, an wen diese nicht unbedeutenden Baarschaften übergehen, die, von Geschlecht zu Geschlecht angesammelt und vermehrt, auf Schlössern und Klöstern in guter Sicherheit ausstanden? Deß konnte er sich für gewiß halten, seinem Kinde werde diesen Besitz Niemand streitig machen. Allein wer sollte ihn mit ihr theilen? Wer an der Seite Aennchen's den uralt festbegründeten Wohlstand verwalten und zusammenhalten? Auf wen das Ansehen seines Namens sich vererben, wer dasselbe bewahren und auf kommende Geschlechter übertragen? Diese Sorge war seit Jahren die einzige, jedenfalls die ernsteste seines Lebens. Frühzeitig deßhalb hatte er unter den jungen Bauernsöhnen näherer und fernerer Nachbarschaft sich umzuschauen und über Den und Jenen im Stillen seine Nachforschungen und Betrachtungen anzustellen begonnen. Denn daß sein künftiger Lehens- und Stammhalter aus gutem, wohlberechtigtem Hause sein müsse, galt ihm neben Anstelligkeit, Geschick und

guter Sitte als eine der ersten Bedingungen. Da, nachdem er so im Stillen für sich eine ziemliche Reihe ihrer bereits seiner Erwägung unterzogen, ohne zur Entscheidung gelangen zu können, trat eines Sonntags nach dem Kirchgang mit einer Art Werbung oder doch entgegenkommenden Anklopfens ganz unerwartet der hochfreiherrliche Rentmeister Schluck an ihn heran. Man muß der ungeheuren Kluft eingedenk sein, die damals noch in ihrer vollen feudalen, durch nichts auszufüllenden Tiefe und durch nichts zu überbrückenden Breite zwischen dem souverän gebietenden adeligen Herrschaftenthum und dem knechtisch, beinahe leibeigen unterwürfigen, fast ausnahmslos hörig an die Scholle gebundenen Bauernthum gähnte; — man muß ermessen, daß die Kluft, welche die Beamten und Diener dieses Herrenthums, die, einen Theil der Souveränetät ihrer Gebieter für sich in Anspruch nehmend, eine allmächtige, festgegliederte Kaste für sich bildeten, von dem durch sie verwalteten und regierten Volke schied, eine kaum geringere war, um zu begreifen, daß eine Annäherung dieser Art selbst einen auf sich gestellten Mann wie Wenzel Dudek einigermaßen überraschen mußte. Der Rentmeister war ein wohlhabender Mann, nicht sonderlich beliebt zwar bei dem Volke, dafür aber wohlangesehen bei der hochfreiherrlichen Herrschaft, in deren Diensten er schon seit seinem Vater her gewissermaßen erbgesessen war. Er hatte einen einzigen Sohn, den der Herr Baron als Knaben schon mit nach Wien in sein Palais genommen, um ihn da unterrichten, und später nach Ungarn zu einem verwandten Magnaten gegeben, um ihn da für's Forstwesen ausbilden zu lassen, und der nun heimkommen sollte, um in den weitläufigen Waldungen der Herrschaft N** die erworbenen Kenntnisse nutzbringend zu verwerthen. Eine einflußreiche Stellung, eine ehrenvolle Laufbahn stand ihm bevor. Die angeregte Verbindung, veranschlagte man dazu auch die Gunst, deren das Mädchen bei der hohen Herrschaft sich zu erfreuen hatte, durfte sonach als eine gleich auszeichnende wie vortheilhafte erscheinen, und Wenzel Dudek, ohne zuzusagen oder abzulehnen behielt sich vor, sie in den Kreis seiner Erwägungen zu ziehen, unter der stillen Voraussetzung, daß anders der junge Mann darnach sein werde. Allein gerade das war dieser am Allerwenigsten. Die Fremde, statt ihren Mann zu schulen, hatte einen wüsten, wilden Schützen gezeitigt, einen hochmüthigen Bauernverächter, dessen sittenlose, rohe und böse Art bald genug zu Tage trat, um den besonnenen Lehensmann entschieden auf die lockende Ehre, aber sichere Gefahr verzichten zu lassen, ihn auf seinem königlichen Lehensitze als seinen Tochtermann und Nachfolger einzusetzen. Fest in diesem seinem Entschlusse, hatte er jedoch nicht für nöthig gehalten, dem Rentmeister, so oft dieser auch wieder „anklopfte“, dieß entschieden herauszusagen. War es Schonung für den hochfreiherrlichen Amtswalter, den er nicht beleidigen wollte? War es der alte Stolz der Dudek's, der es ihm widerstreben ließ, etwas zu sagen, was sich von selbst verstand, und in dem er dem Rentmeister geruhig es überlassen zu können glaubte, es einzusehen, daß eine Verbindung zwischen einem Aennchen Dudek und einem ungerathenen Rentmeisterssohne zu den ausgemachten Unmöglichkeiten gehöre? „Lass' gehen!“ sprach er nur zu seiner Frau, wenn diese, vorhersagend, daß die Sache kein gutes Ende nehmen könne und wie sich da wieder einmal zeigen werde, daß die Weiber am Ende doch recht haben, zur unumwundenen Abfertigung rieth. „Was faul ist, braucht erst die Axt nicht, — es fällt von selbst!“ Allein gerade dieß Inderschwebelassen — sei es nun aus Rücksicht oder aus Selbstüberschätzung, jedenfalls eine Schwäche, die ein Mann wie Wenzel Dudek von sich hätte abweisen sollen, — sollte für ihn der Ursprung endlosen Haders und der schlimmsten Verbitterungen werden. Der Herr Rentmeister nämlich war eine jener Naturen, die man treffend Dickhäuter nennt. Er verstand weder das Eine, noch sah er das Andere ein. Dafür aber, auflauernd und zähe wie er war in der Verfolgung alles dessen, worauf er einmal sein Auge gerichtet, glaubte er das hauptsächlichste Hinderniß der Verbindung, worauf er es so sehr abgesehen hatte, in einem jungen Burschen zu entdecken, der im Lehenhofe auffallend viel ein- und ausging, und den, wie es schien und man selbst sagte, des reichen Lehensmannes schönes Töchterlein keineswegs ungern sah. Der Bursche, der älteste Sohn des an Kindern eben so reich wie an Sorgen gesegneten Viertlers am Windbruch, war um etwa fünf Jahre älter als das Mädchen, ein stattlicher, bildschöner Junge, der, wie in seiner äußern Erscheinung, so auch in seinem Wesen und in seiner ganzen Art und Weise von dem landläufigen Schlage der damaligen Dorfburschen vortheilhaft sich unterschied. An das Bischen Lesen, Schreiben und Waldhornblasen anknüpfend, das er von dem alten Schulmeister des benachbarten Pfarrdorfes erlernt, war er, so wenig dem auch die Verhältnisse



Ein Goldmacherdorf auf Neuseeland. **Goldgräberhütte.** Von A. Martin. (S. 325.)



Der Eintrachtsplatz (Place de la Concorde) in Paris. Von Fath. (S. 326.)

günstig waren, unter denen er heranwuchs, für's Weitere sein eigener Lehrer und Meister geworden, und hatte aus allerlei Büchern, die er Gott weiß woher sich zu verschaffen wußte und aus nah und fern in der dunkeln Rüstkammer der väterlichen Schaluppe daheim zusammentrug, sich manches nützliche Wissen eigen gemacht, das bei den jungen Leuten des Dorfes zwar ihm den Scherznamen des „Herrn Kaplans in Holzschuhen" eingetragen, dafür aber bei den älteren und verständigeren Nachbarn den Ruf und auch die Beachtung eines gescheidten, ordentlichen und brauchbaren jungen Menschen erworben. Mit besonderer Vorliebe übte er sein Waldhorn, und hatte in der That auf demselben eine nicht geringe Meisterschaft erlangt. Vor Allen der Richter hatte auf den bescheidenen und gegen Jedermann dienstwilligen Jungen sein Augenmerk geworfen und ihn anfänglich mit allerlei kleinen Gängen und Schreibereien in seinem Amte, dann mit einer Art Aufsicht in seiner ausgedehnten Hof-, Feld- und Waldwirthschaft, und endlich, so weit es die Zeit zuließ, mit der Unterweisung seines Töchterleins in den dazumal von dem weiblichen Theile der bäuerlichen Bevölkerung noch höchst selten geübten Künsten des Lesens und Schreibens, wie auch in der des Gesanges betraut. Die Sonn- und Festtage, an denen Aennchen, von Gregor Kratky auf dem Waldhorn begleitet, auf dem Chore der Pfarrkirche sang, waren für ihn Tage erhöhten väterlichen Stolzes, für das Mädchen wahre Festtage ihres kindlich unbefangenen Gemüthes, für Gregor Tage stillen, erhebenden, ihn reichlich lohnenden Glückes. Gregor war dem Lehenhofe bereits eben so unentbehrlich geworden, wie der Lehenhof ihm selbst, und wenn die zweifach scharfsichtigen Augen der kleinen Dorfwelt zwischen den beiden jungen Leuten nachgerade eine zarte Beziehung emporkeimen zu sehen glaubten, so mögen sie vielleicht so ganz unrecht nicht gehabt haben. Gewiß ist, daß in demselben Maße, als der königliche Lehensmann, dem bei aller Vorliebe, die er für den armen Viertlerssohn hegte, es auch im Traume nicht einfiel, sich in ihm einen Schwiegersohn zu erziehen, an die Möglichkeit der Entwicklung einer derartigen Beziehung nicht einmal dachte, das junge Mädchen selbst bei den leisesten Anspielungen, die darauf zielten, in scheue Verlegenheit gerieth, und Gregor, der sonst so friedfertige und besonnene Junge, über nichts so in Harnisch gerathen konnte, als über die Neckereien seiner Genossen, die dem „Kaplan in Holzschuhen" prophezeiten, daß er noch mit dem Wächterspieß einmal auf den verfallenen Zinnen des Karlsteins als königlicher Lehensmannstochtergatte Wache stehen werde. Der gutmüthige Junge, dessen Ehrgeize nichts ferner lag, als dergleichen hochfliegende Pläne, und der dergleichen Unzartheiten weit weniger auf sich bezog, als er sie für das Mädchen verletzend fand, wurde dann mit einem Male ihr tapferer Ritter, dem es ab und zu selbst auf ein paar drohend geballte Fäuste nicht ankam, um die losen Mäuler hinter die Schranken respektvollen Schweigens zurückzuweisen. So sehr jedoch dieser ritterliche Zug seinem Herzen zur Ehre gereichte, so verhängnißvoll sollte er für ihn selbst werden.

Es war vor drei Jahren im Winter, an einem Sonntag im Fasching, als eine patriarchalisch altböhmische Dudelsackpfeife die jungen Leute des Dorfes in der Schenke zu einem ehrsamen Tänzchen vereinte. Wenzel Dudek, dessen lehensmännischer Stolz nicht so weit ging, daß er selbst in Gesellschaft ehrenwerther Insassen seines Dorfes nicht auch einmal gerne einem Krüglein stärkenden Gerstengebräues zusprach, mochte seinem einzigen Kinde die Theilnahme an dem harmlosen Vergnügen nicht versagen, und das um so weniger, als er es unter der Aufsicht seines getreuen und verläßlichen Majordomus Gregor Kratky wohl geborgen wußte. Auch der junge Herr Schluck in Begleitung einiger unternehmender junger Waidbursche hatte die Gesellschaft mit seiner unerwarteten Gegenwart beglückt, weniger, wie sich bald zeigte, um die Unterhaltung durch herzliche Theilnahme, als um sie durch ungeberdige Hochfahrenheit und verletzendes Herausfordern zu beleben. Als Zielscheibe schien er ganz besonders den armen „Kaplan in Holzschuhen" sich auserlesen zu haben. Nicht nur, daß er gleich im Augenblicke seines Eintretens ohne alle Umstände der Schutzbefohlenen desselben sich bemächtigte, um sie nicht mehr loszulassen und einen Tanz um den andern mit ihr im Kreise herumzutoben, und den armen, schon hierdurch genug Betroffenen den gewohnten, unter diesen Umständen zweifach empfindlichen Neckereien seiner Genossen preisgab: nicht nur, daß er seine würdigen Gesellen offenbar bloß zu dem Zwecke mitgebracht, um auf den armen Jungen mit allerlei händelanzettelnden Angriffen Jagd zu machen: er selbst ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um ihm mit rohem Spott und schnödem Hohn auf's Empfindlichste an den Leib zu rücken. Gregor, wie sehr es auch in ihm sott, ließ alles das schweigend über sich ergehen. Er fühlte, daß er des königlichen Lehensmannes Wenzel Dudek Töchterlein nicht zum Gegenstande einer Szene machen durfte, und paßte nur des Augenblicks, sie und sich auf schickliche, unauffällige Weise der peinlichen Situation zu entziehen. Als jedoch das Mädchen, erschöpft vom Tanze und außer sich über die Zudringlichkeiten des widerwärtigen Galans, sich in seine Arme flüchtete, und mit dem Ausrufe: „Gregor, ich bleib' nicht länger da, führ' mich nach Hause!" sich an seinen Hals hängte, und der junge Herr Schluck darauf, da er seinen Arm schützend um die Geängstigte schlang, um sie hinauszuführen, vornehm verächtlich auf ihn zuschritt und mit den Worten: „Nichts da, Herr Kaplan in Holzschuhen! Das Mädchen bleibt, und Er schaut, wie Er sich hinaustrollt!" ihn bei Seite schob und das Mädchen an sich zog, — da konnte er sich nicht mehr halten. Seine Fäuste ballten sich und der Drohruf: „Dirnenmarder, wenn Dein Leben Dir lieb ist, leg' Deine Hand nicht an sie!" entrang sich gellend seinen zitternden Lippen. Das war aber auch das Signal zum allgemeinen Tumult. Die Waidbursche fielen über ihn her, die Dorfbursche, alle Neckereien vergessend, ergriffen seine Partei. Bald hagelte es Faustschläge durch die ganze Stube. Bierkrüge, Tabakspfeifen und die Trümmer von Tischen und Bänken flogen umher und selbst blanke Waidmesser blitzten auf. Es war ein heilloser Lärm. Man schrie Mord und Todtschlag. Die Fensterscheiben splitterten, die entsetzten Tänzerinnen sprangen in die schneeige Nacht hinaus. Gregor, betäubt und von Schlägen bewältigt, wand sich unter den Füßen eines halben Dutzend handfester Kerle am Boden. An Händen und Füßen gebunden, war er im nächsten Augenblick an einer Waidschnur, die sie ihm um den Hals geschlungen, seiner nicht mehr bewußt, zur Thüre hinaus in den schneeerfüllten Straßengraben geschleift.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich, niedergedrückt von einer Wucht schwerer Ketten, in einem niedrigen, finstern Loche. Es war das Malefikantenloch auf Schloß N**. Morgens darauf, noch in der Dämmerung, hob man ihn auf einen Wagen. Vier Männer, darunter der Schloßmusketier, mit Hellebarden bewaffnet, nahmen neben ihm auf den Strohbunden Platz und fort ging es in eiligem Trab gen Prag. Vor einem hohen Hause mit eisenvergitterten Fenstern machte man hier Halt, hob ihn vom Wagen und führte ihn über mehrere Treppen hinauf und durch mehrere dunkle Gänge in eine dumpfe, düstere Stube. Es war der Assentsaal des prager Rekrutentransporthauses. Eine Minute darauf erschien ein alter Offizier in Begleitung mehrerer Herren und Soldaten. Der Schloßmusketier überreichte ihm ein Schreiben. „Ah, ein Tumultuant!" sprach dieser. „Herr Regimentsfeldscheer, visitiren Sie den Kerl!" Der Regimentsfeldscheer riß ihm den Mund auf, kniff ihn in den Arm, stieß ihn mit der Faust vor die Brust, daß es dröhnte, und sprach: „Tauglich!" — „Korporal," gebot der Offizier weiter, „stell' Er ihn unter das Maß!" Der Korporal stellte ihn an einen Klafterpfahl, streckte ihm mit einem Faustruck das Kinn in die Höhe und sprach: „Flügelmannsmaß!" Der Schloßmusketier darauf ging, und Gregor Kratky blieb. Er war Soldat, und wie der Korporal, der ihn nun in die Transportsammelstube abführte, um statt des neuen Kamisols ihm einen groben grauen Mantel umzuhängen, und statt der schönen neuen Biberkappe eine plumpe, schwere Holzkappe aufzusetzen, ihm bedeutete — Stuckknecht.

Als Wenzel Dudek diesen Ausgang des offenbar vorherberechneten Tumults erfuhr, war es längst zu spät, etwas dagegen zu unternehmen. Es wäre auch, zumal in dieser kriegerischen Zeit, völlig fruchtlos gewesen. Die Kanonen brüllten nach Futter und man hatte nicht Muße, sich erst auf langes Wählen einzulassen, was man ihnen vorwerfen sollte, viel weniger auf weitschweifiges Untersuchen. Wo man Gesellen aus den Werkstätten, junge Ehemänner aus den Armen der Weiber, die Schüler aus der Schule auf den Drillplatz trieb, um für sie das Schlachtfeld zu appretiren,

war da zu hoffen, daß man sich Zeit nehmen werde, erst viel zu inquiriren, ob einem armen, wegen Beschimpfung, Tumult und lebensgefährlicher Drohung pflichtgemäß abgestellten Viertlersjungen Unrecht geschehe oder nicht? Erfuhr ja überdieß der Viertler selbst erst, nachdem er im Herbst ohne Karren und Gäule vom unglücklichen Vorspann heimgekommen, aus einem Briefe des Sohnes, wie es ihm ergangen, was aus ihm geworden und wo er sich befand! So hatte denn der arme Junge den „Dirnenmarder" weg, und über Wenzel Dudek's Lippe kam kein Wort weiter über das, was vorgefallen, keine Sylbe über das, was nur er — und der Rentmeister Schluck darüber wußte. Er war nicht der Mann, der gerne sprach, was nichts nützte; liebte es nicht, zu toben, zu poltern und die Welt rebellisch zu machen, wo am Ende doch nichts dabei heraussah, als Herumklingelbeuteln mit seinem und seines Kindes Namen, die er in Achtung gehalten wissen wollte. Alles, was er that, war, daß er den Herrn Rentmeister Schluck wo dienlich mied.

Was den Letztern anbelangt, so würde nach diesem Vorgange jeder Andere an seiner Stelle seine Pläne wahrscheinlich aufgegeben haben. Eine einfache Erwägung der Dinge mußte ihm nun doch begreiflich werden lassen, was er vordem einzusehen sich gesträubt oder auch wirklich nicht vermocht. Dem Manne jedoch war der reiche Lehensitz ein zu reizender Preis, als daß er so leichthin ihm hätte entsagen sollen. Ja, er ging in seinem Verharren darauf so weit, sich schließlich einzureden, daß er den Lehenbauern durch die Beseitigung des anmaßenden Viertlersjungen, der sich schon auf den erklärten Freier der schönen Erbin zu spielen anhub, einen nicht geringen Dienst erwiesen, für den ihm Jener schließlich doch nur zu Dank verpflichtet sein müsse. Er rückte nach einiger Zeit mit seinem beglückenden Antrag von Neuem heraus, er ließ sich sogar so weit herab, dieß zu wiederholten Malen zu thun. Als er jedoch die gehofften Dankgefühle bei dem königlichen Lehensmann sich nicht nur nicht einstellen sah, sondern diesen von einem zum andern Male nur um so zurückhaltender und spröder fand, begann er auf neue Mittel und Wege zu sinnen, um den störrischen Hartnuß endlich doch zu brechen. Am Liebsten hätte er unmittelbar ihm selbst, den er von Stund an gründlich haßte, einen recht empfindlichen Schlag versetzt, an seiner Ehre etwa oder an seiner Habe, der ihn seiner Gnade hätte überliefern müssen. Selbst ein bloßstellender Gewaltstreich auf das Mädchen wäre ihm recht gewesen. Allein da das Alles sich viel leichter wünschen als ausführen ließ, kehrte er seinen Grimm schließlich gegen den armen Viertler am Windbruch. Die Schläge, die er gegen diesen führte, waren mittelbar auf den störrigen Lehensmann gemünzt. Sie waren darauf abgezielt, diesen zu reizen, ihn aus seiner Fassung zu bringen und ihn zu Unbesonnenheiten fortzureißen, durch die er sich in schlimme Händel verwickeln mußte, aus denen ihn wieder herauszuwickeln in seiner, des Rentmeisters Schluck, Hand allein lag. Das, seiner Meinung nach, würde ihn mürbe machen! Die Rechnung hatte freilich ihre Fehler. Aber die Menschen, wenn sie in ihre Berechnungen die Charaktere Anderer einzubeziehen haben, statt deren nicht sich selbst einsetzen, sind eben selten, und der Herr Rentmeister war keiner ihrer. Die Mißfälle, die den armen Viertler einer nach dem andern trafen, kamen ihm gerade so zurecht, und wir wissen auch bereits, wie er in seiner Weise sie auszubeuten verstanden und — mit welchem Erfolge!

Wenzel Dudek hatte allen Grund, mit diesem Erfolge vorläufig zufrieden zu sein. Der Viertler für's Erste mußte nicht in's Verließ. Das hatte er, der unter andern Umständen um nichts in der Welt sich dazu hergegeben hätte, den Gang des Rechtes zu behindern, gegen den schlauen Kahlkopf, der die bösen Ränke, die er unter dem Deckmantel des Rechtes zettelte, nun als bloße Schreckschüsse auszugeben sich genöthigt sah, glücklich durchgesetzt. Gregor sogar sollte auf's Schloß kommen! Alles Andere, durfte er hoffen, werde sich nun von selbst geben. War es ja ohnehin doch nur eine Frage, die sich um eine Summe Geldes drehte, und die er aus Eigenem längst beigelegt haben würde, hätte sie nicht nebenbei eine schreiende Unbill in sich geschlossen, die er, Wenzel Dudek, als Richter und Anwalt seiner Dorfsassen auf keinen Fall gelten lassen durfte noch mochte. Weßhalb er aber ganz besonders mit sich zufrieden war, und was, so oft er in seinen Gedanken darauf zurückkam, ein überaus heiteres Lächeln in seine sonst so ernsten Züge zauberte, das war, daß er an den faulen Stamm endlich denn doch einmal die Art gelegt und dem Herrn Rentmeister von wegen des Hochzeitswagens seine Meinung rund und unverblümt herausgesagt hat. Vorzüglich lachte er selbst in der Erinnerung noch über den kindischen Trumpf vor sich hin, den der Schlaukopf zu guter Letzt' noch ihm auf den Weg ausgespielt, und den selbst ein minder Gewiegter unschwer als die verzweifelt lächerliche Erfindung eines bankerotten Ränkemachers erkennen mußte, der sein Spiel verloren sieht, es aber doch noch an irgend einem Fädchen, und sei es ein noch so dünnes und elendes, wenigstens in der Schwebe erhalten zu können hofft. (Fortsetzung folgt.)

Wilde Früchte.

Skizze

von

Friedrich Gerstäcker.

Wenn man in Deutschland von Urwald und besonders von tropischen Wäldern hört, so denkt man sich gewöhnlich diese mit allerhand herrlichen, wildwachsenden Früchten gefüllt, und doch ist es merkwürdig, wie wenig wilde Früchte gerade in diesen Wäldern wachsen, so daß der Jäger draußen, oder gar ein Verirrter, in den meisten Welttheilen Hungers sterben oder sich von Baumrinden und Gras nähren müßte, um nur etwas in den Magen zu bekommen.

Nehmen wir unsere deutschen Wälder, so bieten sie im Herbst allerdings wilde Beeren in Menge: Preißel- oder Kronsbeeren, Brombeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, im Sommer auch an manchen Stellen Erdbeeren, aber sonst gibt es wenig oder gar nichts, von dem sich ein Mensch im Wald ernähren könnte, er müßte denn bittere Eicheln oder Buchekern verzehren wollen, von denen die Letzteren allerdings so leidlich schmecken. Unsere wilden Aepfel, sogenannte Holzäpfel und Birnen, sind hart und sauer, und die kleine wilde Kirsche kommt nur sehr selten vor.

Noch schlimmer ist es in Australien bestellt, wo in den öden Gumwäldern, oder dem „Busch", wie der Wald dort genannt wird, auch fast gar nichts Genießbares wächst, so daß die schwarzen Eingebornen sich mit dem Harz einiger Baumgattungen begnügen müssen und dazu Alles verzehren, was sie bekommen können, wie Schnecken, Engerlinge, Wespenmaden und tausend andere ekelhafte Dinge. Allerdings wachsen im australischen Wald Birnen und Himbeeren, aber die Ersteren sind — wie das wunderliche Land überhaupt die sonderbarsten Dinge hervorbringt — durchaus von Holz, und zwar von so hartem Holz, daß man mit einem scharfen Messer kaum einen Spahn herunterbringt, und die Letzteren, die Himbeeren, die den unseren täuschend ähnlich sehen, vollkommen saftlos und faserig, und schmecken genau so, als wenn man eine angefeuchtete Flocke Baumwolle in den Mund nimmt.

Allerdings kommt dort noch eine kleine winzige Art von Kirschen vor, die merkwürdiger Weise den Kern außen, und zwar oben an der Spitze hat, aber sie ist ebenfalls kaum genießbar und jedenfalls völlig geschmacklos.

Nur im Norden von Australien gibt es einen Fruchtbaum, der in ziemlicher Menge wächst und pflaumenähnliche, aber wie frische Datteln schmeckende Früchte trägt.

Die Nachbarinseln in der Südsee, trotz ihrer prachtvollen und üppigen Vegetation, sind fast eben so arm an wilden Früchten, und mancher arme Matrose, der seinem Schiff entfloh und nun glaubte, er könne in diesem Wald doch sicher Nahrung finden, bis sein Fahrzeug die Küste wieder verlassen habe, hat das zu seinem Schaden erfahren müssen.

Oben in den Bergen wächst allerdings hie und da die Banane oder der Pisang wild (von den Eingebornen Fé genannt), aber so vereinzelt und selten, daß Glück dazu gehört, in dem kaum durchdringbaren Dickicht eine einzelne fruchttragende Pflanze anzutreffen, und nur unmittelbar am Seestrand und in der Niederung haben die Guiaven Wurzel gefaßt und überstreuen mit ihren süßen, rosen-

rothen Aepfeln mit gelber Schale den Boden. Aber auch die Guiave ist kein eigenthümliches Gewächs dieser Inseln, sondern erst von Brasilien hierher verpflanzt, und hat sich denn freilich jetzt so verbreitet, daß sie fast zu einer Landplage geworden und gar nicht wieder auszurotten ist.

Das Land erzeugt Alles, was man hineinpflanzt, aber der Wald ist überall arm an Früchten, und nur am Seestrand steht die prachtvolle Kokospalme, diesen Inseln eigenthümlich, und bildet, wo sich der Boden günstig dafür zeigt, ja selbst auf kaum mit Sand überdeckten Korallenriffen ganze Wälder. Es gibt sogar Inseln, deren Bewohner sich fast nur von der Kokosnuß erhalten, ja nicht einmal einen Tropfen süßen Wassers auf ihrem Boden haben, so daß die Insulaner statt dessen allein auf die Milch der Nuß angewiesen bleiben.

Der ostindische Archipel ist ebenfalls arm an wild im Wald wachsenden Früchten, und so reich die Thierwelt auf vielen Inseln Ersatz dafür bietet, das heißt so viel Wild es dort für den Jäger geben mag, im Wald selber könnte man trotzdem verhungern, wenn man sich von dem ernähren wollte, was die Bäume auf nicht kultivirten Plätzen an Früchten bieten.

In Afrika findet das Nämliche statt. Das Land erzeugt fast nichts als Mimosen oder Akazienarten — reich an Dornen gewiß, aber entsetzlich arm an Früchten, und nur der amerikanische Kontinent scheint davon eine Ausnahme zu machen — besonders die nördliche Hälfte desselben.

Nordamerika und vorzüglich die Vereinigten Staaten bieten darin wirklich einen außerordentlichen Reichthum, und Kanada vielleicht abgerechnet, wo Nadelholzwälder vorherrschen und das Klima auch schon zu kalt wird, findet der Wanderer in den amerikanischen Wäldern, vorzüglich im Herbst, einen ungeheuren Reichthum von wilden Früchten.

Zuerst treffen wir dort im Frühjahr und Sommer alle unsere Beerenarten, ja in Kalifornien sogar noch eine ganz neue Kirschenart, die in Traubenform wächst und delikat schmeckt; dann kommen eine Unzahl von anderen Früchten, süße Kastanien, eßbare Eicheln, Maulbeeren, Persimons — eine Art von rosenfarbener, sehr süßer Mispel-Papaos, Wallnüsse in den verschiedensten Gattungen, Haselnüsse und besonders drei verschiedene Arten von Weintrauben, die aber auch den ganzen Winter hängen bleiben und noch bis tief in das Frühjahr hinein von Bären und wilden Truthühnern aufgesucht und verzehrt werden.

Mittelamerika und das nördliche Südamerika ist ärmer an wilden Früchten, als man seiner Lage und Vegetation nach vermuthen sollte. Kakao und Vanille wachsen dort allerdings wild, aber doch nur immer vereinzelt, wie das auch mit dem Maulbeerbaum in Arkansas, Louisiana, Texas und Mexiko der Fall ist. Ebenso kommen im Wald einzelne Zapotebäume vor, aber wirklich nur einzelne, und in den Niederungen ist das einzige Eßbare, was der Wanderer an vegetabilischen Nahrungsmitteln findet, die Kugel der Elfenbeinpalme — wenn noch in jungem Zustand, eine Art wilder Kastanien, aber mehr bitter als süß, und — wenn er eine Axt bei sich hat — das Mark verschiedener Palmenkronen; man sieht also, daß sich ein Wanderer, der nicht im Stand wäre, auch zugleich mit seiner Büchse für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, in diesen Wäldern, trotz ihrer prachtvollen Vegetation, sehr schlecht befinden würde.

Nicht viel besser sieht es in Südamerika aus — Brasilien bietet da vielleicht noch das Meiste, in der richtigen Jahreszeit — im dortigen Herbst, soll es manche sehr wohlschmeckende wilde Früchte im Wald geben; außer der Jahreszeit aber ist er leer, und als ich hindurchritt, bot er nicht das Geringste an wilden eßbaren Früchten.

In den Pampas oder weiten Wiesenflächen jener Länder wächst natürlich gar nichts wild, als Gras und Disteln, und in den Kordilleren eben so wenig; nur in Chile, und sogar in einem kleinen Distrikt an den östlich von der Kordillere liegenden Lagunen gibt es eine Masse wilder Aepfelbäume, die aber, ungleich unseren wilden Aepfeln, die verschiedensten Gattungen oft sehr delikater und feiner Sorten tragen und von den Chilenen sowohl gegessen, als auch zu Apfelwein — sogenannter Mansanentschitscha — gepreßt werden. Außerdem kommt in den chilenischen Wäldern, am Westhang der Kordilleren, noch die Pinie oder Araukaria vor, die in ihren tannenzapfenartigen Früchten eine Unzahl delikater, mandelartiger Kerne birgt, so daß sich die dort wohnenden Indianer in der richtigen Jahreszeit Vorräthe ansammeln und eine Zeitlang davon leben. Besonders im Lande der araukanischen Indianer findet man ganze Wälder dieses schönen und edlen Baumes, der auch dem Land und Stamm den Namen gegeben hat.

Man sieht daraus, daß es mit den wilden Früchten, selbst in den Wildnissen der heißen Zone, gar nicht etwa so reich bestellt ist, als Mancher vielleicht gedacht hat. In der Herbstzeit, ja, könnte man sich in manchen Distrikten und Wäldern monatelang von dem, was der Wald bietet, am Leben erhalten; ist die Zeit aber vorüber, so stehen die Bäume, wenn auch mit grünen Blättern bedeckt, so leer als bei uns, und wer dann nicht seine Büchse bei sich führt und Wild erlegen kann, muß entweder Hunger leiden oder die Nähe menschlicher Wohnungen suchen.

Rösselsprung.

die-	hal-	pa-	das	und	ihn	grol-	ten
nen	größ-	se	hal-	vom	soll	was	mußt
lies-	ra-	stück	de-	häus-	der	spal-	le
te	scheid-	chen	grund	de-	wie-	chen	ist
fi-	das	im	zu-	hans	sel	der	da
se	e-	ßen	will	der	nach-	niß-	ap-
klei-	lend	braucht	und	ge-	le	hans	ver-
den	lie-	ne	schmol-	der	häng-	den	vel-

Schach.

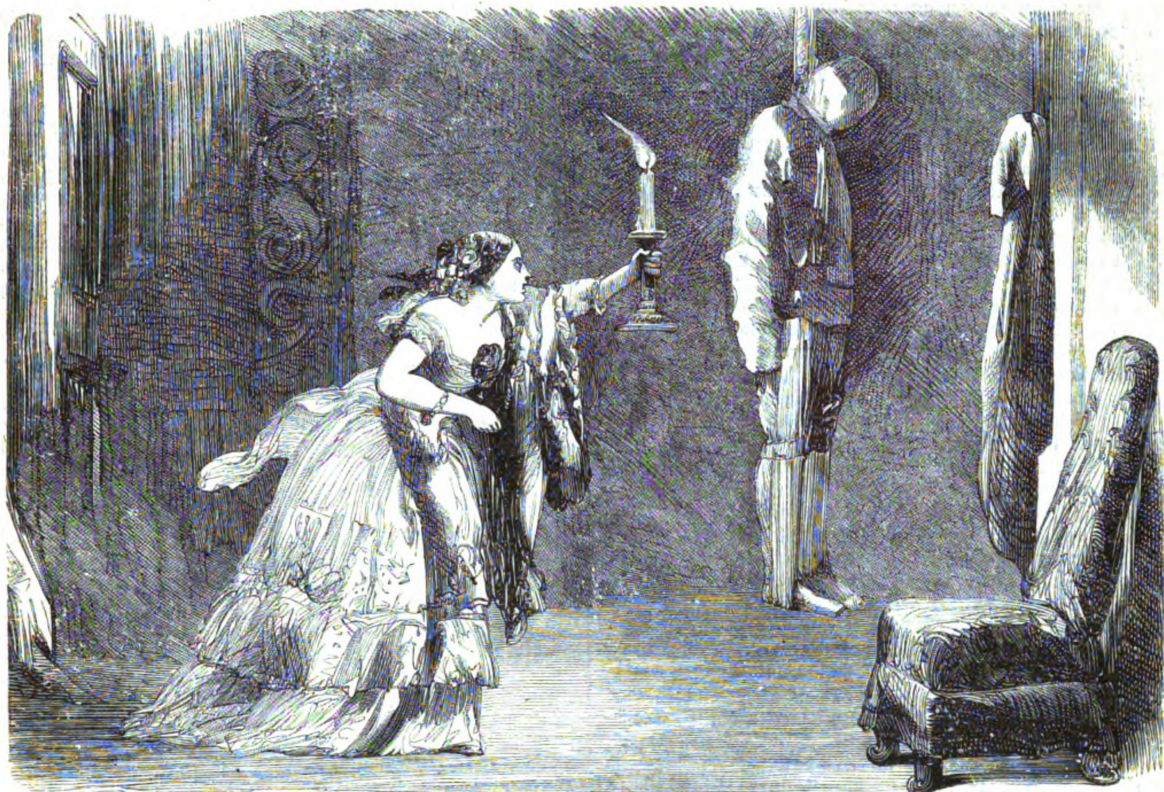
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Auflösung der Schachaufgabe Seite 284:

Weiß.	Schwarz.
1) T. C 3 — C 5 †	1) D. E 8 — B 5 †.
2) T. C 5 nimmt B 5 † . .	2) K. A 5 — A 6.
3) T. B 5 — A 5 † . . .	3) K. A 6 nimmt A 5.
4) S. D 8 — B 7 Schach und Matt.	

Fliegende Blätter.

Die Zwergpalme. In Nordafrika wächst in großer Menge eine Art parasitischer Staude, Zwergpalme genannt, welche bis vor Kurzem als Unkraut betrachtet ward. Inzwischen sind aber damit eine Anzahl chemische und medizinische Versuche gemacht worden, welche den großen Nutzen der Pflanze, die sich außerordentlich rasch vermehrt, dargethan haben. Der Zuckersaft von dieser Pflanze ersetzt bei Wechselfiebern die Chinarinde; ebenso fand ein Apotheker in Algier darin einen reichen Farbenstoff. Die Haupteigenschaften des Zwergpalmensaftes, der als Zucker krystallisirt werden kann, sind erregend, zusammenziehend und unter gewissen Verhältnissen vergiftend. Ein pariser Chemiker, Gargault, hat bei seinen Untersuchungen über die Wirkungen des Zwergpalmenzuckers gefunden, daß eine Auflösung davon das Ausfallen der Haare verhindert und in gewissem Sinne auch das Wachsthum derselben befördert. Vermuthlich wird der Stoff bald Handelsartikel werden.



Garrachi in dem geheimnißvollen Zimmer. (S. 333.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

25. Das Geheimniss des schwarzen Kabinets.

Während die drei Männer sich anschickten, die Einbrecher, deren Zahl ihnen unbekannt war, zu empfangen, ließ Madame Garrachi, auf wiederholtes Andringen ihres Gemahls, sich überreden, mit Fanny in einem sichern Zimmer der ersten Etage den Erfolg abzuwarten. Dieß Zimmer, der Lieblingsaufenthalt des Bankiers, war mit großem Luxus ausgestattet. Werke von Tizian und Greuze zierten die Wände und die Möbel waren von der kostbarsten eingelegten Arbeit. Die Sängerin, welcher außer persönlicher Beherztheit noch der Bühnenheroismus anhing, suchte nach irgend einer Waffe. Zu Füßen eines prachtvoll ausgeschmückten Bettes war eine Thür, in welcher der Schlüssel stak. Die Dame öffnete und prallte sofort zurück. „Nicht da hinein, Kind!" sagte sie hastig und zog Fanny zur Seite. Fanny blieb gehorsam an der ihr angewiesenen Stelle stehen, die Sängerin aber nahm ein Licht vom Tische und trat in das Seitenkabinet, um den Gegenstand zu beleuchten, welcher die Ursache ihrer Ueberraschung oder vielmehr ihres Schreckens war.

An einem verzierten Deckenbalken, welcher das Kabinet durchzog, hing, am Halse aufgehängt, die Figur eines Menschen in natürlicher Größe. Auf den ersten Blick sah die Erscheinung ganz einfach aus wie ein Erhenkter, bei näherer Untersuchung aber stellte sie sich als ein Apparat heraus, welcher nur die Umkleidung eines Menschen war und dazu dienen konnte, das Aufhängen gefahrlos zu machen. Starke Leinwandbandagen gingen unter den Füßen weg bis an die Kniee, wo sie durch kupferne Reifen befestigt waren. Von hier setzten sie sich fort bis zum Halse. Um den Leib und um den Hals waren ebenfalls Metallringe angebracht, und am Halsringe befanden sich drei starke Haken, an welchen der Strang des Gehenkten befestigt werden konnte, ohne den Athmungsprozeß desselben zu beeinträchtigen.

Madame Garrachi stand einige Minuten vor diesem seltsamen Apparate, ohne dessen Zweck zu begreifen. Jedenfalls konnte er als ein sinnreiches Mittel gelten, der Gerechtigkeit den zum Henkertode Verurtheilten zu entziehen, vorausgesetzt, daß der Henker durch Bestechung gewonnen werden konnte, den Delinquenten vor der Exekution unter seiner gewöhnlichen Kleidung den Apparat anlegen zu lassen. Die Sängerin schloß die Thür wieder und stellte das Licht auf den Tisch. Fanny sah ihre Gesichtszüge bleich und düster. „Sind Sie böse auf mich, Madame?" fragte das Kind besorgt. — „O nein, mein süßes Herz!" erwiederte die Garrachi, Fanny zu ihren Knieen ziehend; „aber wenn Dich irgend Jemand fragen sollte, ob ich in diesem Kabinet gewesen, so sage ‚Nein'." Sie nahm als gewiß an, daß das Geheimniß dieses Apparats nur die Person des Bankiers angehe, und konnte sich eines plötzlichen tiefen Abscheus gegen ihn nicht erwehren.

Zum großen Verdruß des kampfmuthigen Lord Vesey, welcher Geschmack an dem Abenteuerlichen hatte, kam der Ueberfall der Villa nicht zu Stande, sondern der verschmitzte Kammerdiener hatte, noch ehe die drei Herren in den Salon zurückkehrten, Mittel gefunden, sich loszumachen, die Flucht ergriffen und seine Genossen gewarnt, gerade in dem Augenblicke, als sie sich dem Hause von der Rückseite hatten nähern wollen. Er wie der Bankier beeilten sich, die Sängerin vom Verschwinden der Gefahr zu unterrichten; aber beim Eintreten in das Gemach erblaßte Fauntleroy. Sein Blick fiel auf den seltsamen Gesichtsausdruck der Sängerin und dann auf den an der Seitenthür steckenden Schlüssel; er errieth den Zusammenhang, biß sich auf die Lippe und steckte, wie beiläufig, den verhängnißvollen Schlüssel in die Tasche.

Lord Vesey erzählte, was vorgekommen. „Und nun," fügte er gegen die Sängerin gewendet hinzu, „gestehen Sie nur, schöne

Dame, Sie haben sich sehr gefürchtet, wie?" — „Gefürchtet? vor was?" erwiederte Madame Garrachi gelassen. Ihre Augen begegneten bei dieser Frage denen Fauntleroy's, der kaum seiner Bestürzung Meister werden konnte. Aber der junge Lord trieb das Spiel noch weiter. „Schade, daß dieser Schelm von Kammerdiener entwischt ist!" bedauerte er; „man kann nichts thun. Wir müßten ihn denn im Bilde hängen, wie, Fauntleroy?" — Das Wort „hängen" mußte für diesen von ganz besonderer Wirkung sein, er ward so verlegen, daß Alle es bemerkten. „Ich glaube wohl," warf Signor Garrachi ein, „daß unser freundlicher Wirth Ursache hat, sich zu fürchten, da er sicher mindestens eine halbe Million bei sich aufbewahrt." — „Eine halbe? Sagen Sie: eine ganze Million!" rief Vesey. „Er ist ein Krösus!"

Der Bankier lächelte gezwungen zu dieser Erklärung seines Erblassens und läugnete bescheiden den Besitz einer so großen Summe in seinem Hause. Die Gesellschaft kam überein, nach diesem aufregenden Abenteuer nicht zu Bett zu gehen, sondern im Salon den Tag zu erwarten. Fauntleroy bot seinen Gästen ein Frühstück an, die Garrachi lehnte jedoch entschieden ab und wünschte den Wagen. Eine Stunde später fuhr sie allein bei Mrs. Watkins vor. Meg, die alte Magd, weckte plötzlich die kaum eingeschlummerte Lucy und meldete ihr, daß die gefeierte Opernsängerin Garrachi sie sprechen wolle. „Mich sprechen? Unmöglich!" sagte die kleine Tänzerin. — „Es ist aber doch so! Ich habe Madame in's Besuchszimmer eintreten lassen und hoffe, daß unsere Hausherrin deßwegen nicht ihren Zorn gegen mich losläßt. Sie kann alle fremden Sängerinnen nicht leiden und meint, daß sie die Kunst ruiniren. Wenn sie's auch thäten — 's ist ganz einerlei!"

Kurz darauf trat Lucy in's Besuchszimmer, die Sängerin kam ihr entgegen und reichte ihr die Hand. „Mein liebes Kind, ich komme, um Ihre Thränen zu trocknen — Fanny ist wiedergefunden." — Mehrere Augenblicke vergingen, ehe das Mädchen begriff, was sie vernahm; als sie aber Alles gehört und begriffen hatte, flog sie, das von Mrs. Watkins streng gebotene Dekorum vergessend, in deren Schlafgemach, umarmte sie stürmisch und rief jauchzend: „Fanny ist gefunden! Fanny ist gefunden!" — „Miß Carroll," entgegnete die Alte entrüstet, „Sie vergessen sich schon wieder!" Die alte Frau gestattete nämlich Niemand außer Meg, sie in der Nachthaube zu sehen. Aber Lucy achtete dießmal nicht auf den Verweis, sondern tanzte vor Freude in der Kammer umher und jubelte in einem fort: „Wiedergefunden! Wiedergefunden!"

*

Die frohe Neuigkeit machte rasch die Runde durch's ganze Haus. Barry hatte das Glück, vom Banne erlöst zu sein und wieder in Lucy's von Freudenthränen feuchte Augen sehen zu dürfen. Madame Garrachi bat mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit die Anwesenden, sie zu besuchen, um Fanny zu sehen. „Ich will sie einige Zeit bei mir behalten; sie hat gefährliche Feinde und findet in meinem Hause größere Sicherheit, namentlich da anzunehmen ist, daß nichtswürdige Verfolger sie von Neuem hier suchen werden."

Die gefährlichste, giftigste Gegnerin war die Cherini. An demselben Abend, an welchem Madame Garrachi in der Villa Fauntleroy's soupirte, hatte sie im Theater einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert; sie war zweimal gerufen worden. Der Regent und sein Bruder hatten ihre Loge verlassen, um sie zu beglückwünschen, und deren Mutter, die alte Königin Charlotte, hatte ihr eine besondere Auszeichnung, eine kostbare Diamantenbrosche, behändigt.

Darüber glaubte die Cherini vor Neid sterben zu müssen. Auf die Kleinodien legte sie das mindeste Gewicht — ihre Schönheit vermochte ihr dergleichen auch zu verschaffen; aber die rasenden und rauschenden Beifallsbezeugungen des gesammten Publikums, die schmeichelnden Komplimente der Großen reizten die hintangesetzte Rivalin zur äußersten Wuth. Die Garrachi hatte sie genöthigt, vom Throne herabzusteigen. Das Wort „Haß" war zu mild, um die Empfindung auszudrücken, welche sie gegen die glücklichere Künstlerin hegte. Zehn Jahre ihrer Schönheit hätte sie hingegeben, um dieselbe unter ihre Füße bringen zu können. Aber sie war klug wie eine Schlange; wenn sie mit ihrer Rivalin zusammentraf, nannte sie dieselbe in melodischen Schmeicheltönen „Cara mia" (meine Liebe) und drückte ihr mit innerem Beben der Wuth die Hände.

Madame Garrachi nahm diese Beweise von Freundlichkeit als wahr; mochte sie auch vielleicht nicht völlig von der Uneigennützigkeit der Cherini überzeugt sein, so war doch ihre treue und gerechte Seele fern von dem Glauben an Verrath.

Nach der oben genannten Vorstellung warf die erbitterte Schlange sich in ihren Wagen, ohne dießmal die zahlreichen Anbeter ihrer Schönheit eines Blickes zu würdigen, und fuhr im schlechtesten Humor von der Welt in ihre glänzende Wohnung, Jerminstreet, zurück. Hier erwartete sie Madame Montereau, eine Art von bequemer Ehrenwächterin. Diese Dame Montereau zählte ungefähr sechzig Jahre; früher sehr schön, machte sie sich mit Hülfe von Karmin und Reispuder die Illusion, daß sie sich wohlerhalten habe. Ganz unter der Hand sagte man, die Cherini sei ihre Tochter, doch wußte über diesen Punkt Niemand etwas Gewisses.

„Du bist wieder außer Fassung, mein Kind!" sagte die Montereau, als Signora Cherini sich schwer athmend auf ein schwellendes Fauteuil mit Kaschmirbezug warf. „Hat etwa wieder Lord Adolph mit einer Tänzerin kokettirt?" — „Ah bah, der Tropf wagt ohne meine Erlaubniß weder nach rechts noch nach links zu blicken." — „Dann ist die Garrachi wieder applaudirt worden?" — „Applaudirt!" rief die Sängerin schäumend. „Es war ein Sieg und eine Ovation! Dreimal gerufen! Die alte Königin hat ihr eigenhändig eine Diamantenbrosche überreicht!" — „Nun nun, Du liebst, wie mir scheint, seit einiger Zeit die Diamanten mehr als sonst." — „Ha ha, wie albern! Ich habe ein Dutzend Broschen in meinem Schmuckkästchen, die mehr werth sind, als die der Garrachi. Nicht die Diamanten regen mich auf, sondern der Erfolg!" — „So gestehst Du endlich doch ein, daß Du die Garrachi beneidest!" — „Ich hasse sie!" — „Das Eine bedingt das Andere, Estella." — „Diese Canaille zerstört mein ganzes Glück, meinen Ruf, mein Leben!" — „Zuversichtlich, mein Kind, aber es liegt an Dir, daß sie es kann. Was mangelt Dir? Du bist jung, schön, reich, talentvoll; kann der Erfolg einer Gegnerin Dir alles dieß nehmen?" — „Nein, aber vergessen machen! Die Garrachi hat mehr Talent als ich." — „O, Du irrst! Die Garrachi hat nur mehr Glück als Du; sie besitzt das, was Du nicht hast." — „Ich verstehe Dich nicht! Was habe ich nicht?" — „Ihren Mann! Einen Mann, welchen sie liebt mit jugendfrischem, gläubig vertrauendem Herzen. Nie ist ein Argwohn gegen ihn in ihre Seele gekommen, obschon alle Welt die Unbeständigkeit Garrachi's kennt, obschon alle Welt sagt, daß er sie nur geheirathet hat, um von ihrem Talent zu profitiren." — „Ich verachte diesen Menschen!" — „Estella, ich muß Dich wahrhaftig bedauern! Bist Du so unklug, nicht zu begreifen, daß Du nur dann über Deine Gegnerin triumphiren kannst, wenn Du ihr das nimmst, was sie glücklich macht? Du hast den Vortheil, daß dieses Glück von einem leichtfertigen, schwachen, jeder großen Leidenschaft unfähigen Menschen abhängt, und willst keinen Nutzen daraus ziehen?" — „Ich will darüber nachdenken," sagte die Sängerin finster. „Ja, ja, es ist ein infernalischer Plan. Nur habe ich einen Skrupel." — „Liebes Kind, die Skrupel beweisen einen schlechten Geschmack, namentlich beim Theater." — „O, Du mißverstehst mich. Ich meine: der Mann ist so nichtig." — „Um so geringer die Gefahr, sich mit ihm zu beschäftigen." — „Er ist so geckenhaft!" — „Und daher leicht zu fesseln." — „Ohne wieder fesseln zu können. Eine solche Möglichkeit käme gar nicht in Betracht." — „O, sei nicht so zuversichtlich, Kind! Ich habe die Erfahrung gemacht, daß solche Spielereien manchmal doch mit einer wirklichen Neigung endigen. Ich zum Beispiel erinnere mich, daß meine erste und einzige Liebe mit Abneigung begann." — „Hast Du, mit Deiner kaltherzigen Philosophie, mit Deinem Stolze, jemals lieben können, Montereau? Ich möchte den Mann gesehen haben, der Dein Herz bezwingen und erwärmen konnte!" — Die Züge der alten Dame veränderten sich, sie unterdrückte mit Mühe eine innere Bewegung. — „Ist Dir unwohl?" fragte Estella betroffen. — „Nein, es geht schon vorüber. Bleiben wir bei Deiner Angelegenheit! Willst Du meinen Rath beherzigen?" — „Ist schon geschehen. Ich werde dieß Glück der Garrachi, von welchem Du sprichst, zerstören, selbst auf Kosten meines eigenen." — „Bravo, Kind! Du wirst als Siegerin aus diesem Kampfe hervorgehen, sei dessen gewiß!"

*

26. Signor Garrachi.

Es ist Zeit, die Leser mit der Person Garrachi's bekannt zu machen. Alberto Garrachi, Italiener von Geburt, war der Sohn eines angesehenen Bürgers von Mailand. Die Natur war in Allem, was nicht Empfindungen betraf, freigebig gegen ihn gewesen. Schon in seinen Knabenjahren zeichnete er sich durch die Eleganz seiner Haltung und Manieren, durch die regelmäßige Schönheit seiner Gesichtszüge aus. Maler und Bildhauer betrachteten ihn als Ideal körperlicher Schönheit. Mit siebenzehn Jahren war er der Liebling der Damenwelt, aber mit neunzehn sah er sich bereits genöthigt, Mailand zu meiden. Ein hoher österreichischer Offizier ward eifersüchtig auf ihn, und da die Oesterreicher Herren der Lombardei waren, hielt Alberto es für gerathener, nach Frankreich zu gehen, als sich einer politischen Verfolgung auszusetzen. Mit leichter Börse in Paris angelangt, hatte er Mühe, den Schrecken der Revolution zu entgehen. Ein Jahr später war er Zeuge der napoleonischen Unternehmung gegen die Alpen und des Endes der österreichischen Herrschaft in seinem Vaterland. Doch fesselten ihn die Genüsse von Paris, und er blieb.

Seinen Unterhalt gewann er im Spiel, durch einige Lektionen im Italienischen, durch ein untergeordnetes Theaterengagement, in welchem einiges musikalische Talent ihm förderlich war. Beim Theater lernte er ein sehr junges schönes Mädchen kennen, die Tochter eines französischen Emigranten, welche durch die Noth gezwungen worden war, ihre Stimme auf der Bühne zu verwerthen. Gern hätte Garrachi sich die Ceremonie des Heirathens erspart, aber das Mädchen war tugendhaft und edel, und er heirathete sie. Die rasche Entwicklung ihrer köstlichen Stimme setzte ihn erst in Staunen, dann in Entzücken; sie versprach ihm eine reichlich fließende Geldquelle zu werden. In Jahresfrist war Madame Garrachi bereits der Liebling des Publikums und seitdem war ihr künstlerisches Leben nur eine ununterbrochene Kette von Triumphen. Ein einziges Kind nur, ein lieblicher Knabe, etwa im Alter Fanny's, war der Sprößling dieser Ehe.

Madame Garrachi war in keinem Stücke ein gewöhnliches Weib. Die fortwährende Aufregung der Kunstübung, das stete Wechseln des Aufenthalts, Reisen, Huldigungen, Einladungen und immer neue Erscheinungen, genug der ganze Strudel und Wirbel ihres Lebens gestatteten ihr nicht Zeit, die Grundlage ihres Glückes zu untersuchen. In blindem Vertrauen hielt sie für Felsen, was nur loser Sand war. Ihr Gemahl benutzte den reichen Gewinn ihrer Kunstproduktionen, um seine Figur in eleganter Equipage spazieren zu führen, glänzende Tafel zu halten, sich modisch zu kleiden und jeden Luxus eines Zierbengels zu erlauben, ohne nur im Entferntesten Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit zu beweisen. Das, was seine Gattin dafür nahm, war nur die ängstlichste Sorgfalt für die Erhaltung seiner Geldquelle.

Dieß war der Mann, nach welchem die Sängerin Cherini nun ihr Netz auswarf. Ihre ersten Angriffe waren kaum merklich. Garrachi's Gedankenlosigkeit ließ ihn einige Zeit nicht auf die Idee kommen, daß die gefeierte Schönheit des königlichen Theaters ihn begünstigen wolle. Endlich aber bemerkte er es, und seine Eitelkeit unterlag. Es schmeichelte ihm ganz außerordentlich, sich einzubilden, daß eine Cherini in ihn verliebt sei. „Bravo, mein Kind!“ flüsterte die Montereau im Foyer ihrer Schülerin in der Kunst der Heuchelei zu. „Der Vogel ist gefangen!“

Etwa einen Monat nach der ersten Attake auf Garrachi's Nichtigkeit sang seine Gattin die Rolle der Desdemona. Einen Blick in die Coulisse werfend, sah sie ihren Mann in der zärtlichsten Unterhaltung mit ihrer Rivalin, welche absichtlich diese Szene herbeigeführt hatte. Madame Garrachi zählte diese Rolle zu ihren gelungensten, sie sang hinreißend; plötzlich aber, am Schluß der Romanze, worin Desdemona sich über die Grausamkeit Othello's beklagt, versagte ihre Stimme. Im Publikum entstand erst ein Murmeln, dann brach ein Beifallssturm los; man hielt dieß Ende für einen neuen Effekt, während der armen Frau das Herz zugeschnürt war. Garrachi war außer sich vor Zorn über das Aussetzen der Stimme seiner Frau. — „Hörst Du, wie sie applaudiren?“ flüsterte die Cherini der Montereau zu. „Wäre ich es gewesen, man hätte gezischt.“

Garrachi machte seiner Gattin Vorwürfe, nahm sich aber im Stillen vor, nie mehr in ihrer Gegenwart auf Kosten ihrer Erfolge mit der Cherini hinter den Coulissen zu sprechen. Seine Frau sang den noch übrigen Theil der Partie auf's Glänzendste. Die Zuschauer jubelten und weinten abwechselnd. In der Seele der Sängerin saß einmal der Dorn und sie hauchte als Desdemona nur ihren eigenen Schmerz aus. Am andern Morgen bei der Probe erkundigte Signora Cherini sich mit erheuchelter Theilnahme nach dem Befinden ihrer Rivalin, und diese, dankbar für die ihr bewiesene Aufmerksamkeit, versicherte, daß sie sich ganz wohl befinde. „Ich schätze mich darüber glücklich!“ versetzte die listige Feindin. „Und nun, Signor Alberto,“ fügte sie hinzu, indem sie sich einen Sessel dicht neben den des Italieners rückte, „seien Sie so charmant, wie Sie zu sein verstehen, und erzählen Sie mir Ihre gestern Abend abgebrochene Geschichte zu Ende.“ — „Welche Geschichte?“ fragte Garrachi, welcher die teuflische Absicht der Cherini nicht völlig erkannte. — „Charmant wie Sie zu sein verstehen!“ wiederholte sich bitter seine Gattin. — „Welche Geschichte, fragen Sie?“ entgegnete die Cherini. „Nun ich meine die, welche unterbrochen ward, als der unangenehme Zufall im Rezitativ des dritten Aktes sich ereignete.“ — „Ah so, die von Bianca Capello!“ — „Nein nein, die von dem jungen Studenten, der auf dem Schaffot starb.“ — Bei dem Worte „Schaffot“ verließ die Garrachi erbleichend das Foyer. Mehrere Mitglieder ihrer Familie hatten unter der Guillotine geendet, und jede Erinnerung daran machte die empfindsame Frau nervös. Garrachi erklärte dieß seiner Zauberin. „Ich bedaure meine Unvorsichtigkeit, lieber Freund; aber die Geschichte!“ — „Ein andermal!“ erwiederte Garrachi. — „Wann da?“ — „Heute Abend, in Ihrer Wohnung,“ sagte der Gefragte ganz leise. „Wollen Sie?“ — Die Sängerin machte den Versuch zu erröthen, und Garrachi nahm dieß entzückt als bejahende Antwort.

„Die Krisis ist gekommen!“ sagte die Cherini, in ihre Wohnung zurückgekehrt, mit funkelnden Augen zur Montereau. „Er findet sich heute Abend hier ein.“ — „Hast Du ihn dazu aufgefordert?“ — „O, das wäre einfältig!“ — „Dann ist's gut! Ja, Estella, das ist die Krisis. Er wird sich heute Abend jedenfalls erklären. Du mußt unbedingt die Spröde spielen — eine Zurückweisung verdoppelt seine Leidenschaft.“ — „O, er ist nur eitel!“ — „Gleichviel; auch die Eitelkeit kann Leidenschaften bedingen. Du erröthest, scheinst betroffen, fast ungehalten, heißest ihn gehen um Deiner Ruhe willen, und wenn er gehorcht, darfst Du nicht verfehlen, einige Thränen wie verstohlen fallen zu lassen.“

Die Cherini bedurfte der Lehren ihrer klugen Führerin nicht, sie verstand es, Garrachi nach seinem Erscheinen dermaßen zu fesseln, daß er völlig besiegt und wahnwitzig verliebt von der Sirene ging.

Das Glück der Garrachi wurzelte aber nicht nur im Besitz eines Mannes, dem sie ihr Herz gewidmet, sondern auch ihres Sohnes Felix. Dieser Knabe war intelligent, sehr hübsch und von cholerischem Temperament. Garrachi war immer stolz auf ihn gewesen und seine Mutter liebte ihn über Alles. Als Fanny in's Haus kam, schien sich der kapriziöse Knabe zu ärgern, weil er das Mädchen mit Aufmerksamkeit behandelt sah; aber nach Verlauf einer Woche duldete er sie und später entwickelte sich zwischen beiden Kindern die zärtlichste Zuneigung.

Es gab kaum ein lieblicheres Bild, als dieß Paar zu sehen: der Knabe mit Augen und Haar schwarz wie Ebenholz, Fanny mit reichen blonden Locken und hellen freundlichen Augen, Beide der reine Ausdruck harmloser Kindlichkeit und Munterkeit, gleich zweien Engeln, welche zu unzertrennlicher Gemeinschaft auf die Erde gesandt worden. Madame Garrachi empfand im Anblick dieser beiden Kinder eine ungeahnte Wonne. Indeß, auch diese Wonne ward ihr getrübt. Das Klima Englands war dem Knaben verderblich, er magerte ab und hüstelte — die Auszehrung streckte ihre schrecklichen Arme nach dieser zarten Beute aus. Madame Garrachi machte voll Angst ihren Gatten darauf aufmerksam; er lächelte und redete ihr die Idee, daß Felix krank sei, aus. „Wenn der sonnige Frühling kommt,“ sagte er, „wird auch der Knabe sich wieder wohl befinden.“ — Aber der Frühling kam, und das Kind kränkelte mehr als je. Seine Mutter verlangte einen Arzt, und Garrachi war bereit, einen solchen zu rufen. Da er aber

mit Grund fürchtete, seine Gemahlin sei im Stande, um des Knaben willen England und damit den goldenen Boden des Erwerbs zu verlassen, so instruirte er den Arzt vorher und bezahlte ihm ein glänzendes Honorar im Voraus.

Der Arzt untersuchte den Knaben und erklärte, es sei kein Ansatz zur Schwindsucht vorhanden; um aber sein Gewissen zu beruhigen, verordnete er einen Luftwechsel und empfahl zum Aufenthalt des Knaben das Haus eines Freundes, der gern Geld verdiente, in der Nähe von Richmond. Er war sogar selbst bereit, alle Vorbereitungen zur Uebersiedelung zu treffen. Einige Tage später befand Felix sich mit Fanny, die seine Gefährtin bleiben sollte, in seinem neuen Asyl; aber kaum vier Wochen waren verstrichen, so ward sein Zustand als ein solcher erklärt, der seinen Rücktransport nach London unmöglich mache. Fanny hielt getreu an seinem Lager aus, suchte ihn zu ergötzen und zu zerstreuen und seine peinliche Reizbarkeit zu beschwichtigen. Sie dachte wohl auch jetzt noch mit dankbarer Liebe an ihre alten Freunde in St. Martins Court, aber eine Art Pflichtgefühl lehrte sie, die Sehnsucht nach ihnen ohne Qual zu überwinden, die kleine barmherzige Schwester!

Dreimal in der Woche entzückte die Mutter des Kranken, trotz ihres Seelenschmerzes, das londoner Publikum durch ihren Gesang, aber all' ihre übrige Zeit verbrachte sie an der Seite ihres theuren, langsam hinsterbenden Lieblings. Jetzt bewirkte sogar das bis zu ihren Ohren dringende Gerücht von dem Liebesverhältnisse ihres Gatten mit der Cherini keinen neuen Schmerz in ihr, so sehr zog die Krankheit des kleinen Felix ihr ganzes Wesen von der übrigen Welt ab; während ihr Gatte dagegen sich sagte: ihr melancholischer Gesichtsausdruck deute zwar auf Kenntniß seines untreuen Gebahrens, doch ignorire sie dasselbe aus Furcht, ihn, der sich über Alles geliebt glaubte, zu verlieren.

Fast alle Rollen der Garrachi waren tragischer, wenigstens sehr ernster und feierlicher Natur; wenn sie also jetzt, inmitten ihres tiefen Leids, hinreißender, so zu sagen göttlicher sang als je, wenn sie selbst steinerne Herzen bis zu Thränen zu rühren vermochte, so war das logisch sehr erklärbar. Nur ihr nichtiger Gatte und ihre erbittertste Feindin schrieben Alles einzig auf Rechnung ihres angebornen Talents und ihrer künstlerischen Bildung. Signor Garrachi war stolz, über eine solche Stimme gebieten zu können, während das Herz seiner Frau nur mit einem sterbenden Kinde sich beschäftigte.

Es gibt keine schrecklichere Krankheit als die Auszehrung; ein Tag bringt neue Hoffnung, der folgende Verzweiflung. Die fliegende Röthe der Wangen, der Glanz des Blickes, der lebhafte Pulsschlag scheinen auf die Wiedererstarkung des Lebens zu deuten, aber plötzlich folgt die tiefste Ermattung und Hinfälligkeit bis zum Sterben. Das letzte Mal, als Madame Garrachi ihren Knaben sah, nahm sie frohe Hoffnung mit hinweg. Felix bat sie, ihm Blumen mitzubringen, und sie versprach es. „Leb' wohl, bis morgen, mein Kind!" flüsterte die Mutter mit leidenschaftlichen Küssen. Dann stieg sie in ihren Wagen und eilte mit stillem Beten der Weltstadt zu.

In ihrer Wohnung anlangend bemerkte sie, daß ihr Gatte sich angelegentlich mit ihrem Schmuckkästchen beschäftigte; er schien bei ihrem Anblicke verlegen und stellte zwar die Kostbarkeiten mit gezwungener Gleichgültigkeit beiseite, doch konnte er eine gewisse geheime Absicht nicht so vollkommen in seinem Aeußern verwischen, daß Madame Garrachi nicht einen leisen Verdacht hätte schöpfen sollen. Sie sagte ihrem Gatten, daß Felix sehr krank sei und daß er nach seinem Papa verlange, und Garrachi erklärte, daß er sofort nach Richmond eilen wolle. Die scheinbare Vernachlässigung des Knaben entschuldigte er mit „dringenden Geschäften", die ihn abgehalten hätten. Die unglückliche Frau mußte bitter lächeln; sie wußte genau, welches Wort an Stelle der „dringenden Geschäfte" gepaßt hätte.

Garrachi nahm Hut und Handschuhe, um, wie er sagte, nach Richmond zu fahren. „Sei muthig, Eugenie," sagte er, ihr beim Abschied die Stirn küssend. „Der Regent und sein Bruder, die Königin und die Prinzessin Charlotte werden heute im Theater sein. Zeige Dich diesen Abend in Deinem ganzen Glanze!" Damit ging er. — „Glänzen!" rief die Garrachi mit herber Ironie. „Ein Rath, leicht gegeben und schwer zu befolgen! Ich soll glänzen während mein Herz bricht! O, mein Glückstraum ist so kurz, aber ich fühle, er geht zu Ende!"

Ihr Auge fiel auf den Schmuck, den Garrachi auf einem Pfeilertische hatte stehen lassen. Der Werth desselben war enorm; von einer Königin rührte das köstliche Kästchen her, und eine Menge europäischer Fürsten und Fürstinnen hatte Beiträge zu seinem Inhalte geliefert. Eine plötzliche Idee bestimmte sie zu dem Entschlusse, die Steine nicht mehr anzulegen, sondern sie in die Kassette zu verschließen. „Ich will wenigstens dieß für die arme Fanny retten, welche mein Kind nicht verläßt!" sagte sie leise. Dann warf sie einen Shawl um die Schultern und verließ das Haus zu Fuß, damit kein Dienstbote erfahre, wohin sie sich begebe. Erst in Haymarket nahm sie einen Wagen und fuhr zu dem Bankier Coutts. Nach der seltsamen Entdeckung des Hängeapparats bei Fauntleroy hatte sie zu diesem kein Vertrauen mehr.

Mr. Coutts, der Gründer der Firma „Coutts & Co.", war ein kleiner, glatter, intelligenter Mann, dessen Klugheit und Beharrlichkeit sein Glück begründet hatten. Als der Schwiegersohn der alten Königin, der verrückte Prinz-Regent, in den Tower gesperrt ward, ließ sie den Bankier unterrichten, daß er dafür zu sorgen habe, gewisse große Summen, die sie bei ihm deponirt hatte, in drei Tagen zurückzahlen zu können. Die Antwort von Coutts stellte die ganze Beschaffenheit seiner Lage dar. „In drei Tagen? Sagen Sie Ihrer allergnädigsten Majestät, daß mir drei Stunden genügen, um eine solche Summe dreimal zurückzuzahlen!"

Mr. Coutts war ein großer Freund des Theaters und seiner Celebritäten; er hatte reservirte Logen sowohl in der Oper als auch in Drurylane und Coventgarden. Kurz nach dem Tode seiner ersten Frau heirathete er eine bekannte Schauspielerin, Miß Mellon, welche schon lange vorher seine „Freundin" gewesen war.

Der kleine Mann empfing Madame Garrachi in seinem Privatkabinet; er kannte sie und schätzte ihr Talent, wie er ihren Gatten verachtete. Die Sängerin fragte ihn, ob er geneigt sei, ihre Diamantenkassette in Depot zu nehmen. Auf seine Bemerkung, daß er geglaubt habe, Fauntleroy sei ihr Bankier, antwortete sie ausweichend: „Ich habe kein rechtes Vertrauen mehr zu diesem. Mein Gemahl hat zwar, zu meinem Leidwesen, bedeutende Summen bei ihm angelegt, aber meine Diamanten will ich sicherer und ganz unter der Hand aufheben." — Der Bankier verstand sie vollkommen und nahm die Kassette. Ehe noch die Sängerin sich wieder entfernte, erschien Coutts' Gemahlin, eine schöne, große Dame. Neugier, vielleicht auch ein wenig Eifersucht, hatten sie herbeigezogen; als sie aber in den großen, feuchten Augen der Garrachi den unverschleierten Ausdruck von Schmerz bemerkte, erwachte in ihrem Herzen sofort das Mitgefühl. Sie kannte zur Genüge die Liebschaft Garrachi's mit der Cherini. Uebrigens ist das Menschenherz ein seltsames Ding: auch wenn es selbst, hingerissen von Leidenschaft, Untreue übte, billigt es diese sammt ihren Folgen doch selten an Anderen, sondern bricht über diese um so härter, weil bewußter den Stab. Beide Frauen hatten eine kurze, freimüthige Unterredung und schieden als innige Freundinnen.

Am Abend hatte Madame Garrachi die Rolle der Königin Dido zu spielen. Das Publikum war höchlich überrascht, sie zum ersten Male ohne allen Schmuck auftreten zu sehen. In der Schlußszene, wo Dido den Scheiterhaufen besteigt, trug die Sängerin statt der königlichen Prunkgewänder nur eine schlichte Tunika von weißem Musselin. Einige billigten, Andere tadelten diese Aenderung, Alle aber waren darüber einig, daß die Schönheit der jungen Frau nie reizvoller hervorgetreten sei.

Beim Fallen des Vorhangs, als eben Massen von Bouquets auf die Bühne niederregneten, stieß die Heldin des Stücks plötzlich einen entsetzlichen Schrei aus und stürzte nach der Coulisse. Hier stand zitternd, bleich und schwer athmend Fanny, welche von Richmond herbeigeeilt war. „Mein Kind — mein Kind ist todt!" kreischte die Sängerin, welche diese Botschaft in Fanny's Antlitz gelesen hatte, und sank ohnmächtig zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 29.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Wie meine Großmutter Kaffee kochte.

Eine Hausgeschichte.

Von **Siegfried Kapper.**

(Fortsetzung.)

Wohl aufgeräumt, mit der trefflichen Laune eines Mannes, der das Bewußtsein, was Rechtes gethan zu haben, mit sich trägt, schritt Wenzel Dudek so seines Weges, und erst als er das Dorf erreicht hatte und seinem Gehöfte sich wieder näherte, fiel ihm ein, was er über seinen Gedanken beinahe vergessen, — die Bestellung, mit der die Excellenz-Frau, die vor dem Abschiede ihn eigens deßhalb einen Augenblick auf ihr Zimmer gebeten, ihn beauftragt, und deren Gegenstände, eine große blaupapierne Düte und ein kleines rothsaffianenes Schächtelchen, er in derselben Tasche seines grünen Kamisols, darin er vordem die Silberrollen verwahrt, an sich trug.

„Das wäre so was," dachte er vor sich hin lächelnd, nachdem er nach der Tasche gegriffen und von dem richtigen Vorhandensein der gedachten Gegenstände sich überzeugt hatte, „wenn ich die Dinge da verloren hätte! Die Verrichtung zwar war gut, am Ende aber hätte meine gute Alte mit ihrer Voraussage, daß es schlimm werden werde, doch recht behalten!"

Im Thore harrten seiner bereits Frau und Tochter, die aus einem der Fenster in der Ferne schon ihn hatten kommen sehen.



Das Schützenfest in Amsterdam zur Feier des westphälischen Friedens (1648) von Bartholomäus van der Helst. (S. 339.)

„Nun, wie ist's Euch gegangen?" frug die Frau. „Viel versprochen hab' ich mir ohnehin nicht!"

„Desto besser ist's abgelaufen! Ich denk', Du siehst mir's an!" schwang er den Hut in die Höhe. „Steht Alles gut, wie die liebe Feldfrucht nach einem tüchtigen Sommerregen!"

„Und Seine freiherrlichen Gnaden, — was sagte der?"

„Schön von Ihm, sagte der," scherzte Wenzel Dudek. „Hat eine Blessur ... Nicht korrekt zwar von Ihm, aber wohlgethan, sagte er weiter ... und trägt den Arm deßhalb in einer Schleife."

„Und die Excellenz-Frau?" frug Andulka.

„Läßt euch Beide grüßen und schickt einer Jeden da etwas Mitgebrachtes!" dabei überreichte er seiner Frau die Düte und der Tochter das Schächtelchen.

Es verstand sich von selbst, daß das Letztere zuerst geöffnet werden mußte. Mutter und Tochter waren gleich neugierig, zu erfahren, womit die excellenzgräfliche Frau Pathe ihr bäuerliches Taufkind in der Ferne bedacht. Doch weit größer als die Neugierde war die Ueberraschung, als aus dem geöffneten Behältnisse im Glanze der bereits tiefgeneigten Sonne, deren voller Strahl eben darauf fiel, ein gar zierliches goldenes Halskettlein auffunkelte, in dessen Mitte, an einem Ringlein niederhangend, ein mit den schönsten grünen Steinen besetztes und mit Perlen gesäumtes Kreuzlein im wundervollsten Farbenspiel erblitzte.

„Ei!" rief die Frau aus, „das ist ja schöner wie alle Deine Doppeldukaten und Granaten!"

„Und weit kostbarer!" ergänzte Vater Dudek. „Solche Steine tragen nur die Prälaten in ihren Kreuzen. Wenn der Gregor da wär', der wüßt' auch gleich, wie sie heißen und wo sie herkommen."

„Ja," löste sich das freudige Erstaunen des Mädchens, in das versunken sie das Kleinod eine gute Weile sprachlos angestaunt. „Und dem will ich's auch gleich zeigen, wie er kommt!"

Nun kam die Reihe an die Düte. Ihr Inhalt offenbarte sich als etwa ein Seidel kleiner, blaßgrüner, etwas seltsam geformter Bohnen.

„Und was soll Das vorstellen?" fragte die Frau einigermaßen unsicher.

„Das ist — Kaffee!" belehrte sie Wenzel Dudek.

„Kaffee? ..." sah die Frau die grünen Körner verwundert an.

„Den die gute Excellenz-Frau Gräfin Dir schickt," berichtete Dudek weiter; „sollst ihn auch einmal verkosten."

„Also das ist das Zeugs!" ließ sie die Körner geringschätzig durch die Finger gleiten, „von dem die vornehmen Herrschaften so viel Wesens machen? Nun," fügte sie kopfschüttelnd hinzu, „sieht mir ganz und gar nicht darnach aus ...! Und Ihr werdet wieder einmal sehen, daß wir Weiber am Ende immer recht haben!"

„Dießmal, Alte, nicht!" trat Wenzel Dudek in's Gehöfte. „Respekt davor! Das mußt Du nur erst kosten und kennen lernen, wie ich's heute an der Excellenz-Frau ihrer Tafel kennen gelernt! Das schmeckt Dir wie der süße Teufel und räumt in Herz und Seele auf, daß es eine Lust ist! Mußt's nur gleich 'mal versuchen, wie der Gregor kommt, — dem Jungen zu Ehren, — der verdient's! ..."

„Und ich will's kochen!" hängte Aennchen sich ihm an den Arm.

„Ja, Kind, und Du sollst's kochen! Vor Allem aber muß er erst da sein! Noch keine Nachricht da? ..."

„Er kommt!" sagte die Frau. „Der Viertler hat's heraussagen lassen durch den Hirten."

Damit gingen die Drei in's Haus, Aennchen in fröhlicher Aufregung, um die jüngern Mägde das schöne Kettlein mit dem Kreuze und den prächtigen Steinen bewundern zu lassen, von denen Gregor gewiß wisse, wie sie heißen, und sie es ihnen sagen wollte, sobald sie es von ihm erfahren; — die Frau, um der verständigen alten Hofmagd die sonderbaren, nicht einmal gehörig ausgereiften grünen Bohnen zur Beurtheilung vorzulegen, welche von der vornehmen Welt „Kaffee" genannt würden; — Wenzel Dudek, um in der großen Stube Hut und Stock und, wie er zu sagen pflegte, die Müdigkeit des Weges abzulegen.

*

Die Sonne war bereits hinter den Bergen hinab. Ihre letzten feuerrothen Strahlen, nur noch hervorleuchtend wie glühende Lanzen zwischen den minder dicht gedrängten Stämmen der nahen Waldhöhe, fielen durch die rebenumrankten Fenster in die große Stube des Lehenhofes, als in dieser eine Szene schmerzlich und doch wieder glückselig ergreifenden Wiedersehens sich vollzog.

Wenzel Dudek blätterte eben in seinen Kalendervormerkungen, die Frau Richterin breitete über den Tisch in der Ecke, über welchem von einem uralten, möglicherweise noch aus den Tagen des Kaisers Karl stammenden Kruzifix ein rothes Lämpchen glomm, ein buntgeblümtes Tuch, und Aennchen stellte darauf in einem zierlich geformten zinnernen Kännlein einen frischgepflückten Blumenstrauß, — als im Hofe draußen der alte Fidel ein helllautes Bellen erhob, ein Bellgejauchze und Freudeknurren, dessen Veranlassung unschwer zu errathen war. Im Augenblick darauf ging die Thür auf, und umsprungen von dem in seiner Freude ganz unbändigen Hüter des königlichen Lehenhofes, trat Thomas Kratky mit seinem Sohne herein. Keine Frage — er war es! Es war derselbe prächtige Junge von ehedem mit den einnehmenden, bescheiden treuherzigen und freundlichen Zügen, dem frischrothen, kleinen Munde und den gescheidten Augen, — nur die Wange etwas gebräunter, die Oberlippe von einem dunkeln, emporgespitzten Schnurrbart beschattet, und hie und da auf der Stirne und zur Seite des Mundes eine kleine, ernste Furche eingeprägt; derselbe stattliche Bursche, der alle Jungen des Dorfes um einen ganzen Kopf überragte, — nur entwickelter, breitschultriger, männlich gedrungener, nur daß die jugendlich stramme, soldatisch aufrechte Gestalt, während sie mit der nervigen Rechten auf einen kurzen Krückenstab sich stützte, anstatt des linken Beines bis über das Knie hinauf auf einem stumpfen, unförmlichen Stelzfuß aufstand.

Eine gute Minute lang, nachdem die Beiden eingetreten waren, konnte es scheinen, als hätten die fünf Personen, die einander da gegenüber standen, sämmtlich das Vermögen der Sprache verloren. Nur Blicke, feuchte Blicke irrten zwischen ihnen hin und wieder. Die Lippen zitterten, aber ein Wort vorzubringen war Keines im Stande.

„Gregor!" ermannte Wenzel Dudek endlich sich als der Erste. „Guter, braver Junge, — Gottswillkommen auf meiner Schwelle!" Dabei schloß er ihn an seine Brust, und geschah, weß noch Keiner an ihm sich erinnerte, — er schluchzte.

„Frau Richterin! ... Aennchen! ..." streckte Gregor hierauf den Beiden seine Arme entgegen. „Gott Lob und Dank dafür, daß ich dieß Haus wiederseh'! — und Euch, meine liebe Wohlthäterin, — und Dich, Aennchen, mein theures, treues ...! Kein Tag verging, keine Stunde, daß ich nicht Eurer, daß ich nicht Deiner gedachte und daran verzweifelte, daß mir jemals noch das Glück werden sollte! Und nun, — nun ist's mir doch beschieden, und bin ich wieder bei euch!"

Die Frau Richterin folgte dem Beispiele ihres Haus- und Eheherrn, das heißt, sie faßte den Kopf des Wiedergekehrten in beide Hände, drückte ihm einen recht herzlichen mütterlichen Kuß auf und schluchzte. Aennchen reichte ihrem ehemaligen Meister und Beschützer ihre Rechte und ließ sie lange, lange darin ruhen, während sie mit der andern Hand ihr abgewandtes Angesichtchen in die Schürze barg, um die Thränen zu verbergen, die ihr heiß und reich aus den Augen schossen.

Hiermit aber war der ergreifende Moment auch abgethan.

„Und nun," faßte Wenzel Dudek seinen Gast bei der Hand, „nun setz' Dich hieher zu uns, obenan an den Tisch, und erzähl', wie's Dir all' die Zeit ergangen! Du hast ein Stück Welt gesehen und was Rechts mitgemacht, und ein Junge wie Du muß eine ganze, hochbeladene Fuhre voll Neues und Merkwürdiges heimbringen! ... Du, Aennchen, indessen, — geh', Kind .... weißt schon! Was Du versäumst, das sollst Du Alles noch 'mal zu hören bekommen! Derlei Dinge hat man nicht genug von einmal! ... Und Du, Alte, schaff' derweil etwas zum Vorhinein bei! Die Herren Soldaten sind immer bei gutem Appetit! ..."

Aennchen, wie gerne sie geblieben wäre, eilte zur Stube hinaus. „Dem Jungen zu Ehren!" hatte der Vater gesprochen, als er die neuartigen grünen Bohnen, die die Excellenz-Frau gesandt, in Schutz nahm. Ihr war es zugefallen, diese Ehrenbezeugung auszuführen, und sie freute sich, in den Augen des Gastes, der den Eltern so lieb war und dem sie selbst so viel schuldete, sich nun auch wirklich als aufmerksame, dankbare Wirthin zu beweisen.

Nebenbei war sie wohl auch froh, von einer eigenthümlichen, unbeschreiblichen Beklommenheit, für die ihr das volle Herz schier zu eng wurde, unbeachtet und abseits sich erholen, still für sich wieder sammeln zu können. Die Frau Richterin ihrerseits brachte einen Laib frischangeschnittenen Kornbrodes und einen Teller frischgeschlagener Butter und stellte dazu einen Krug Bier auf den Tisch.

Die drei Männer inzwischen hatten sich gesetzt, Gregor, wie Vater Dudek es nicht anders geschehen lassen wollte, obenan unter dem alten Kruzifix. Die Frau Richterin schenkte ein und Gregor hub seinen Bericht an.

Es war ihm anfangs schlimm genug ergangen. Der Ruf eines Tumultuanten, angemerkt in seiner Assentliste, war ihm wie ein böser Schatten mit in's Feld gefolgt. Wurden die Stuckknechte, wie man damals und noch bis in die vormärzliche Zeit herauf die Leute vom Train im österreichischen Heere nannte, als die Parias der Armee gehalten, — man rekrutirte sie aus dem Bodensatze der Bevölkerung und steckte unter sie, als gleichsam in ein Strafkorps, nicht allein den ausgepeitschten und degradirten Auswurf aller Regimenter, sondern auch alle Vagabunden, alles verdächtige Gesindel, den Abhub aller Zuchthäuser und Gefängnisse, und der ehrliche Soldat scheute sich sogar, sie als Seinesgleichen anzuerkennen, — so war das Traktament, das er erfuhr, das eines Parias unter den Paria. Selbst die tadelloseste Aufführung, die musterhafteste Willfährigkeit vermochten vor demüthigender Zurücksetzung und schimpflicher Abstoßung ihn nicht zu schützen. Nach der Schlacht bei Kollin war er dem Troß der Kroaten zugetheilt worden, an deren Spitze General Hadik seinen abenteuerlichen Brandschatzungszug gen Berlin unternahm. Von diesem überging er an den Troß des Grafen Nadasdy, fuhr bei Moys, als dieser den General Winterfeldt schlug, einen Karren mit Charpie und Bandagenzeug, bei Schweidnitz einen Karren mit Heu, feierte seinen Einzug in Breslau auf einem Wagen voll erbeuteten preußischen Kochgeschirrs und durfte es schon als eine Art Aufbesserung ansehen, daß er bei Leuthen damit betraut wurde, einen Pulverkarren zu führen. Hier auch war es, wo sein Schicksal endlich zum Besseren sich wandte. Er rasselte mit seinem Karren inmitten einer Batterie vor, die vom Marschall Daun zur Unterstützung eines Reiterangriffs aufgebrochen war. Die Reiter inzwischen, von den Preußen geworfen, stürzten sich auf die eigene Batterie zurück. Der Wirrwarr war fürchterlich. Reiter und Geschütz durcheinander, ein lärmender Knäuel von Leuten, Rossen, Kanonen und Karren, die wie eine Lawine auf die österreichische Schlachtordnung sich zurückzuwälzen und diese in verhängnißvoller Auflösung mit sich fortzureißen drohten. Nur das Trompetersignal noch hielt die wirre Masse einen Augenblick bei Stand. Da verstummte auch dieses. Ein preußischer Kartätschensplitter riß dicht neben Gregor den Trompeter todt vom Rosse. In demselben Moment, um die Ordnung wieder herzustellen, sprengte mit seinem Gefolge der Marschall heran. „Jungen!“ schrie er, „ihr seid ja Böhmen, lauter Musikanten! Ist denn Keiner unter euch, der blasen kann?“ Da sprang Gregor vom Pulverkarren, warf die Peitsche hin, nahm die Trompete auf, die neben dem eben Gefallenen am Boden lag, schwang sich auf dessen Roß und schmetterte hellaut das Signal der Vergatterung auf, und so rein und kräftig und lustig, wie es die Reiter seit lange schon nicht mehr zu hören bekommen. „Bravo!“ rief der Marschall. „Stabstrompeter, zu mir her!“ Der Knäuel entwirrte sich, die Reiter sprengten weiter vor, in ihrer Mitte, vom Marschall mit abermaligem „Bravo so!“ entlassen, der Trompeter im Stuckknechtsrock an der Seite der Standarte. Die Schlacht ging darum nicht minder verloren. Als aber bald darauf, mitten im Dezemberfrost, die Feldtruppen des Marschalls Schlesien räumten, um für den Rest des Winters die böhmischen Kantonnements zu beziehen, trug Gregor Kratky nicht mehr den plumpen Stuckknechtsmantel, sondern ein schmuckes weißes Reiterkoller mit kirschrothen Aufschlägen, an breitem, schwarzgoldenem Bandelier hing ihm die blinkende Feldzinke und vom bordirten Dreimaster empor schwankte ihm stolz der rothe Reiherbusch des wohlbestallten, allseits respektirten Stabstrompeters.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Friedensfest.

Von

Dr. C. v. Lützow.

(Bild S. 337.)

Es war im Jahre 1648, als der Friede zu Münster geschlossen wurde, welcher dem dreißigjährigen Kriege ein Ende machte. In der Gallerie des Trippenhuis zu Amsterdam, jener herrlichen Nationalgallerie, dem Stolz der Holländer, schmückt eine Darstellung eines Festes, das die Schützen in den Doelen der reichen Handelsstadt zu Ehren dieses für sie so wichtigen Friedens gefeiert, die ganze Wand gegenüber der berühmten Nachtwache Rembrandt's. Bartholomäus van der Helst (Illustr. Welt 1856, S. 81) ist der Meister dieses Bildes. Wir haben hier einen Moment aus dem nationalen Festwesen vor uns, welches für die damaligen Holländer ungefähr die Bedeutung gehabt haben mag, wie gegenwärtig die Sänger-, Turner- und Schützentage für uns Deutsche. Die Bürgergarde von Amsterdam hat sich im großen Schützensaal auf dem „Singel“ zu Amsterdam versammelt, um den eben abgeschlossenen Frieden von Münster, das ersehnte Ende dreißigjähriger Bürgerkriege, an reichbesetzter Tafel festlich zu begehen. Fünfundzwanzig Personen sind um den länglichen Tisch herumgruppirt. Auf den ersten Blick dünkt uns ihre Anordnung eine völlig kunstlose, zufällige zu sein, ähnlich wie bei zwei Schützenbildern der Gallerie des Rathhauses zu Harlem. Ein aufmerksames Zergliedern unseres Gemäldes überzeugt uns jedoch vom Gegentheile. Die Figuren lassen sich deutlich in drei Reihen sondern, welche dem Vordergrunde, Mittelgrunde und Hintergrunde der Komposition entsprechen. In die erste Reihe gehören sechs Personen, offenbar die Führer der Garde, die Tonangeber des Festes. Man bemerkt auch in der gegenseitigen Stellung und Haltung derselben eine gewisse Gesetzmäßigkeit. Die mittleren vier Figuren sitzen, die äußeren zwei stehen. Der Fahnenträger in der Mitte und die kleine stehende Figur links richten ihren Blick aus dem Bilde heraus, dem Beschauer zu. Die übrigen vier Personen dagegen sind zu Gruppen von je zwei zusammen geordnet, welche im lebhaften Gespräch begriffen scheinen, und von rechts und links gegen einander gekehrt sind. Auf diese Weise bekommt die Reihe eine eben so natürliche als angenehme rhythmische Abwechslung. Die zweite Reihe besteht aus den eigentlichen Schützen der Garde. Meistens barhaupt sitzen sie an der andern Seite der Tafel, theils mit Essen beschäftigt, theils konversirend oder toastirend, und so geordnet, daß ihre Köpfe mit den Figuren der vorderen Reihe harmonisch zusammengehen. Die dritte Reihe endlich wird gebildet durch eine weitere Schützenschaar, welche, nach ihren bedeckten Häuptern zu schließen, eben erst zur Thüre hereingekommen sind, und einige andere Nebenpersonen, worunter namentlich Wirth und Wirthin, mit Einschenken und Auftragen beschäftigt, die uns noch bemerkenswerth erscheinen. Durch das halbgeöffnete Fenster blickt man auf die Häuser von Amsterdam und eine bildgeschmückte Parkanlage hinaus.

Versuchen wir nun, uns über das Charakteristische des betrachteten Gemäldes Rechenschaft abzulegen, so ist wohl offenbar, daß der hohe Werth desselben viel weniger in der allerdings, wie wir sahen, mit kunstvoller Berechnung angelegten Komposition, als vielmehr in der unübertrefflichen Wahrheit, Kraft und Lebendigkeit der einzelnen Personen zu suchen ist. Es werden uns denn auch bestimmte historische Namen für die Hauptfiguren des Bildes genannt, und es ist kaum zweifelhaft, daß van der Helst jede einzelne von diesen bis auf das Kostüm und das sonstige äußere Beiwerk herab treu nach der Natur wiedergegeben habe. So stellt die sitzende Mittelfigur der vorderen Reihe den Fahnenträger der Garde, Jakob Banningh dar, eine herrliche, stolz hingelehnte Gestalt von jener wohlgenährten, unerschrockenen Mannhaftigkeit, woran die Heere eines Philipp und Ludwig fruchtlos abprallten. Der ihm links zur Seite Sitzende, der die eine Hand betheuernd auf die Brust legt, in dunkelgrauer, goldgestickter Jacke, blauer Schärpe und gelben Lederstiefeln, ist der Lieutenant Jan Waveren, ein kleiner, feiner Mann mit bleicher Gesichtsfarbe und etwas mitge-

nommenen Zügen. Den geraden Gegensatz dazu bildet die vierschrötige Gestalt des Hauptmanns Jan Cornelius Wits, der mit leutseliger Miene des Andern Hand ergreift, vermuthlich um den alten Bund der Freundschaft neu zu besiegeln, auf deren Wohl die Beiden so eben aus dem kostbaren Horn getrunken haben, das der Hauptmann auf den Schenkel stützt. Mit gleicher Lebendigkeit sind der Tambour Willem und die beiden Sergeanten Dirck Thoveling und Thomas Hartog vorgeführt. Letztere zwei, rechts von dem Fahnenträger, stehen in einem ähnlichen Gegensatze des Alters, wie jene des Temperamentes. Der alte Herr hat gemüthlich sein Glas erhoben, um den Jüngeren zu einem Toaste aufzufordern; dieser aber scheint sich schwer von dem gewaltigen Stücke Schinken loszureißen, gegen das er soeben das Messer schwingt. Der Anderen Namen sind uns nicht überliefert; aber wir meinen sie doch zu kennen, so treuherzig blicken sie uns an; es wird uns wohl in ihrem Kreise, wir gewinnen die Vorstellung einer glücklichen, blühenden Volksgemeinschaft, aus deren Anschauen jedem empfänglichen Menschenherzen Befriedigung und Heiterkeit entgegenquillt. Und ist eben dieß nicht die höchste Aufgabe der Kunst? Durch diese persönliche Wahrheit und Aufrichtigkeit hat sich van der Helst den Ruhm seines Namens erworben, und wird ihn behalten, so lange die Menschheit aus der ungetrübten Betrachtung ihrer selbst Freude und Kräftigung zu schöpfen versteht.

Berliner Skizzen.

Von

Schmidt-Weißenfels.

II.

Das norddeutsche Parlament.

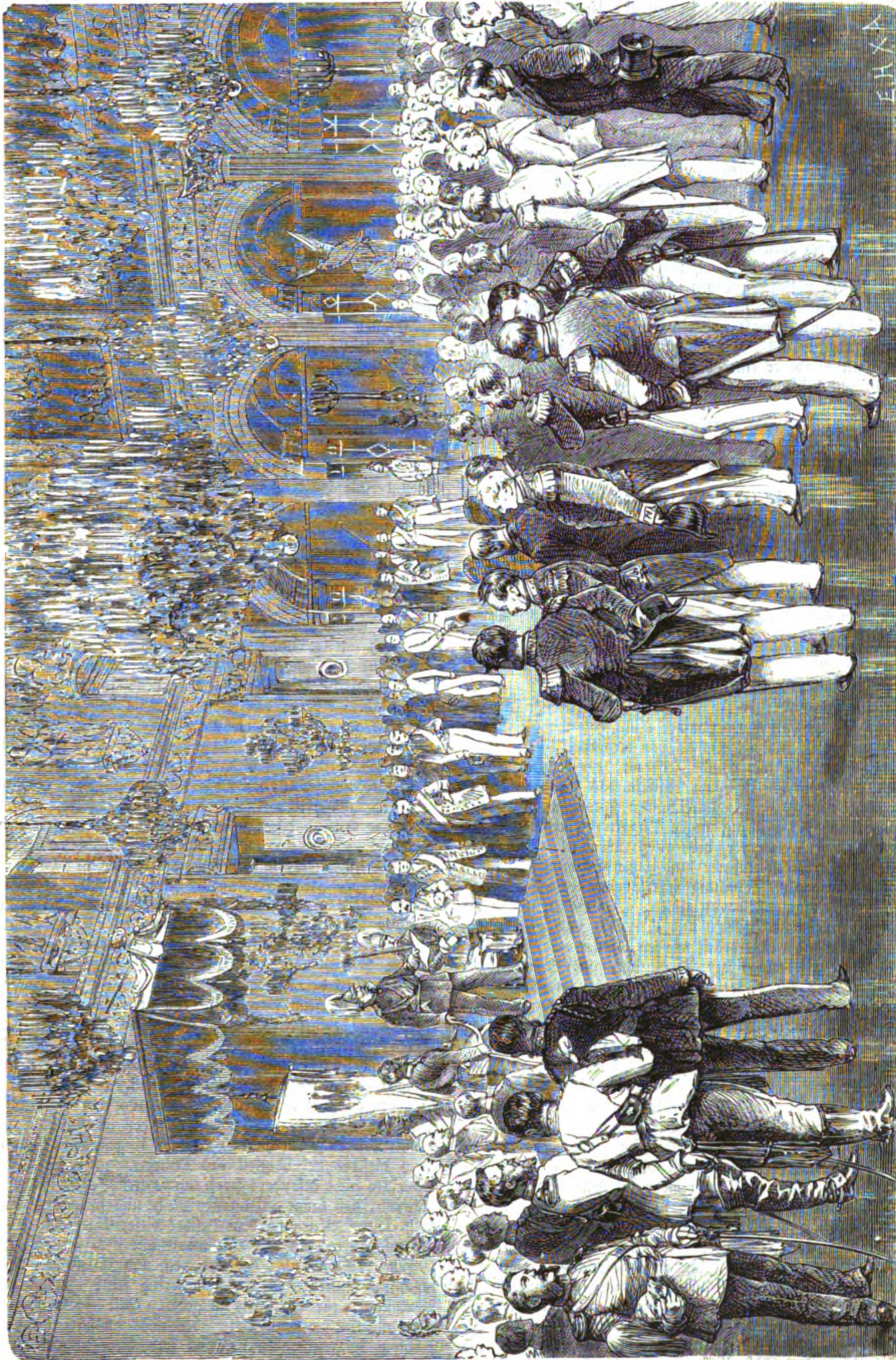
(Bild S. 341.)

Der Einmarsch der siegreichen Truppen in Berlin durch eine Straße von eroberten Trophäen; die Zähmung des trotzigen Löwen der parlamentarischen Opposition durch den Zucker der Indemnitätsbitte; Dank-, Sieg- und Friedensfeier, Jubiläum des Königs mit Prunk und Pracht; norddeutsche Ministerkonferenzen; Besuch des Sachsenkönigs; Eröffnung des norddeutschen Reichstags mit allem Glanz der Hofgala: — dieß Alles folgte binnen wenigen Monaten auf einander und belebte die norddeutsche Hauptstadt, ohne daß ihr Herz dabei in allzu große Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Die norddeutsche Natur ist ruhiger, kälter als das Volk am Rhein und im Süden des Main, und eben deßhalb ist auch der norddeutsche Reichstag nicht mit jenem berauschenden Jubel in Berlin empfangen worden, mit welchem das deutsche Parlament 1848 in Frankfurt begrüßt wurde. Vielleicht ist auch das deutsche Volk seither erfahrener, besonnener, resignirter geworden. Es schadet auch nichts, wenn man in Sachen der Politik sich von etwelcher diplomatischer Ruhe beherrschen läßt; sanguinische Hoffnungen enden hier gewöhnlich mit — niederschlagender Täuschung, wie man solche 1849 hat erleben müssen. Mögen umgekehrt in Betreff des norddeutschen Parlaments die Hoffnungen des Volkes von demjenigen, was es für deutsches Heil zu schaffen fähig ist, fröhlich übertroffen werden.

Besehen wir uns aus der Vogelschau das norddeutsche Parlament etwas näher.

Vier Felder bietet der viereckige, nicht allzugeräumige, aber würdig und geschmackvoll dekorirte Sitzungssaal der 297 dar, und, um es kurz zu sagen, die rechte Hälfte nehmen unter den Regenbogenfarben des Konservatismus die Regierungsfreunde ein, die linke Hälfte allerlei Volks, was ein Lüstchen zum Opponiren hat, von den gutherzigen Altliberalen Schwerin und Vincke an, bis zu den national-liberal getauften Fortschrittlern, den Demokraten, den grollenden Partikularisten, den protestirenden Polen. Bekannte Persönlichkeiten aus der preußischen Volksvertretung sind natürlich zahlreich vertreten; aus dem Herrenhause mehr die gemäßigten Großgrundbesitzer, aus dem Abgeordnetenhause schon eine starke Mischung von Konservativen, indeß die Linke desselben Niederlagen genug erlitten hat. Von den Koryphäen des Herrenhauses sieht man auf der Rechten den Herzog von Ujest, den Herzog von Ratibor, Graf Eberhard Stolberg, den Präsidenten desselben und als Leiter der Johanniter-Lazarethpflege im Felde noch besonders ausgezeichnet, den Fürsten Pleß, Fürst Hohenlohe — sämmtlich Mitglieder der Fraktion, welche den Namen der „freien konservativen Vereinigung“ führt und zu der aus dem Abgeordnetenhause ihr Begründer, Graf Bethusy-Huc, und Graf Renard gehören. Von den bekannteren Mitgliedern des preußischen Abgeordnetenhauses finden wir die alten Kreuzritter von Blankenburg, v. Gottberg, und der zum Minister in spe aufgezogene jetzige Geheime Regierungsrath Wagener, ehemals Kreuzzeitungs-Redakteur; dann die Chefs der Altliberalen: Simson, Vincke, Graf Schwerin, Präsident Lette, v. Bethmann-Hollweg — aber den alten, würdigen Grabow nicht. Von der rechten und linken Fortschrittspartei dann den ehemals sächsischen Minister von Carlowitz, v. Unruh, Assessor Lasker, Baron v. Vaerst; dann das alte Haupt der Demokratie Waldeck und um ihn Schulze-Delitzsch, v. Hennig, Franz Duncker, Besitzer der Volkszeitung, Dr. Becker von der Rheinischen Zeitung, Michaelis, den Volkswirth der Nationalzeitung, Runge, Twesten. Interessanter noch sind die neuen Persönlichkeiten, welche schon zu den politisch oder sonst Bekannten gehören. Unter diesen ist zuerst Prinz Friedrich Karl, der preußische Feldherr, zu nennen und dann die Generale v. Moltke, der Gneisenau des letzten Krieges; Vogel von Falkenstein, der die Mainarmee kommandirte; Steinmetz, der silberhaarige Eisenkopf, der bei Nachod und Skalitz Wunder verrichtet. Sie sitzen auf der Regierungsseite natürlich, ebenso die früheren Minister v. Jagow und v. Holzbrinck. Sonst haben sich die eigentlichen Annexirten und Nichtpreußen noch keiner der bestehenden Fraktionen angeschlossen — zur liberalen oder preußenfeindlichen Opposition werden sie aber wohl meist sich schlagen. Da sitzen die ehemaligen Welfenminister v. Windhorst und v. Erxleben, da Rudolf v. Bennigsen, der Präsident des Nationalvereins, und seine Genossen Miquel aus Hannover, Dr. Braun aus Wiesbaden, Rechtsanwalt Fries aus Weimar, Moritz Wiggers aus Rostock, Dr. Schaffrath aus Sachsen. Auch Baron v. Rothschild sitzt im norddeutschen Parlament, der Vertreter Frankfurts und des Geldes, welches die Welt bedeutet, eine gedrungene, breite Persönlichkeit mit spärlichem, von hinten nach vorn sorgsam gekämmtem Haar und diplomatisch-großkaufherrlichem Bart; ferner Gustav Freytag, der Dramatiker und Verfasser des Romans „Soll und Haben“, der Professor Max Duncker, und für sich in einer Gruppe die guten Sachsen und die bösen Polen. Gegenüber dieser Versammlung sitzen auf einer Estrade die preußischen und nichtpreußischen Bundeskommissäre von Graf Bismarck an bis zu Dr. Gildemeister, der schon auf der norddeutschen Konferenz Bremen vertrat. Zwischen ihren Bänken ist das Präsidialbureau. Aus dem heißen Kampf bei der Präsidentenwahl ist das liberale Element siegreich hervorgegangen, und dieß dürfte anzeigen, daß die entscheidenden Beschlüsse in gleichem Sinne ausfallen, wobei die Regierung, da der Altliberalismus ihr im Ganzen zustimmt, zufrieden sein kann.

Der Präsident des norddeutschen Reichsraths ist Appellations-Gerichtsrath Dr. Simson geworden, er, der einst in der Paulskirche und in Erfurt auch diese Ehrenstellung eingenommen. Er, ein Haupt der preußischen Gironde, ihr Vergniaud, aus der Stadt der reinen Vernunft — Königsberg, hat sich überall als ein tüchtiger Präsident bewährt, wenn auch in dieser Eigenschaft vor Jahren im preußischen Abgeordnetenhause ihm Heftigkeit manchmal zum Vorwurf gemacht wurde. Simson ist ein untersetzter Mann mit dunklen, sprechenden Augen, krausem, grau gewordenem Haar, mit einer Physiognomie, die das Gepräge seiner Abstammung nicht verleugnet. Mit Leib und Seele Parlamentsmann, beweist er durch die elegante Sicherheit seines Auftretens, daß er sich auf längst gewohntem Boden bewegt. Neben Gagern's imponirender Leitung war die seinige in der Paulskirche berühmt. Er ist ein vortrefflicher Redner, tiefgebildet, reichen, edlen Geistes, der mehr als einmal sich als Meister in Vermeidung aller prinzipiellen Carambolagen und diplomatischer Feinheit altliberaler Wasserpolitik bewährte, der aber auch hat, was ein Parlaments-Präsident eigentlich nicht haben soll: Herz und Blut. Bismarck hat im Abgeordnetenhause während des Konflikts von ihm mit das Aergste zu hören bekommen; er war es, der seine Politik eine Seiltänzerei nannte — und heute hilft er sie ergebenen Sinnes mit ausführen. Sic tempora mutantur et nos mutamur in illis!



Die Eröffnung des norddeutschen Parlaments durch König Wilhelm I. im weißen Saale des Schlosses. Von C. Mende. (S. 340.)

Der erste Vizepräsident des Parlaments ist der Fürst von Hohenlohe-Oehringen, seit der Krönung Herzog von Ujest betitelt, eine einnehmende Persönlichkeit und bei freieren Grundsätzen voll Geist, Witz und weltmännischer Tournure, feiner politischer Bildung und ein wahrer Aristokrat. Man sah ihn im Herrenhause oft auf seinem Platze sich mit Bleistiftzeichnungen beschäftigen, und eine ganze Gallerie von edlen Pairs mag sich als superbes Karrikatur-Album in seinem Besitz befinden.

Zum zweiten Vizepräsidenten gelang es Herrn v. Bennigsen durchzubringen, jenen talentreichen, als Redner wie als Staatsmann hervorragenden hannöver'schen Edelmann, der 1857 die wuchtige, liberale Opposition auf dem hannöver'schen Landtag gegen die Reaktion des Herrn von Borries begann und hierdurch der Führer der hannöver'schen Opposition wurde. Jurist von Haus aus, aber unabhängig und begütert, trat er aus dem Staatsdienst, um sich ganz dem politischen Leben eines liberalen Parteiführers zu widmen. Im Jahre 1859 war er es mit 35 Hannoveranern, der eine deutsche Centralgewalt und ein starkes deutsches Parlament forderte und Preußen als zur Schöpfung derselben einzig berufen erklärte. Damit wurde er einer der Gründer des Nationalvereins und blieb bis jetzt dessen Vorsitzender.

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter

von

Gustav Rasch.

I. In Straßburg.

Die politische Situation Deutschlands im November 1848. Deutsche Flüchtlinge in Straßburg. Ein Besuch bei Friedrich Hecker in Muttenz. Eine phrenologische Analyse an Hecker's Kopfe. Erinnerungen an Louis Napoleon Bonaparte. Persigny. Miß Gordon. Twickenham. Die Söhne Louis Philipp's.

Es war im November des Jahres 1848. Die wiener Oktoberrevolution war niedergeworfen. In der Aula hausten die Soldaten des Windischgrätz und des Banus von Kroatien. — Die akademische Legion war in alle Winde zerstreut, der Reichstag war auseinander getrieben — in Wien regierte das Standrecht und der Belagerungszustand. Die österreichischen Kolonnen setzten sich in Bewegung, um den Feldzug gegen Ungarn zu eröffnen. In Berlin hatten die Regimenter des alten Wrangel ihren Einzug gehalten, ohne Kanonenfeuer und ohne Schwertstreich, und die preußische Nationalversammlung fristete eine traurige Scheinexistenz in einer einsamen Provinzialstadt. In Baden waren die republikanischen Aufstände Hecker's und Struve's von großherzoglichen und Reichssoldaten unterdrückt worden, Hecker war, in tiefem Unmuth über die Niederlage der Revolution, nach Amerika gegangen; Struve und Blind, welche neuerdings im badischen Oberlande die Fahne der Republik erhoben hatten, befanden sich gefangen im Zuchthause zu Bruchsal; das deutsche Parlament in Frankfurt ging, nach dem verunglückten Aufstandsversuche in den Septembertagen, seinem Ende entgegen. Robert Blum, Messenhauser, Jellinek und Becher hatten ihr Leben unter den Kugeln österreichischer Jäger im wiener Stadtgraben und in der Brigittenau geendet. Die Macht hatte in ganz Deutschland entweder bereits gesiegt, oder sie war in vollem Siege begriffen. Auf das Kanonenfeuer und Gewehrknattern war überall die Stille des Friedhofes gefolgt. Straßburg füllte sich immer mehr mit Flüchtlingen, welche über den Rhein kamen, um ihr Leben und ihre Freiheit zu retten, versprengte Männer aus allen Gauen, aus Baden, aus Württemberg, aus Nassau, aus Frankfurt, aus Hessen, aus Preußen, aus Oesterreich, meistens aus dem südlichen Deutschland. Frankreich war seit der Vertreibung der Bourbonen immer eine sichere Zufluchtsstätte für die Flüchtlinge aller Nationen. Damals regierte in Paris noch der General Cavaignac, als provisorischer Chef der demokratischen Republik nach den unglücklichen Junitagen. Die Präsidentenwahl stand für den Monat Dezember bevor; aber Niemand glaubte an die Wahl Louis Bonaparte's, des „Helden von Straßburg und Boulogne", der als Deputirter auf den Bänken der Nationalversammlung im Palais Bourbon in Paris eine ziemlich unbedeutende und untergeordnete Rolle spielte. Ich war bereits seit dem Monat Juni aus Berlin flüchtig geworden, um der Verhaftung und der Anklage wegen Aufruhrs mit Anwendung von Waffen und Gewalt zu entgehen. Es war mir in Berlin ergangen, wie es Gustav Schlöffel, Edmund Monecke, Max Dortü und einem halben Dutzend entschlossener, junger Männer erging, welche weder von Transaktionen mit dem Ministerium Camphausen, noch mit den Konservativen, noch mit dem konstitutionellen Klub etwas wissen wollten, sondern die Fahne der demokratischen Revolution aufrecht hielten und dieselbe in ihren Konsequenzen nöthigenfalls mit den Waffen zu verfolgen gedachten. Sieben Achtel der berliner Bevölkerung wiegten sich bereits seit dem April in der süßesten Vertrauensseligkeit auf die sogenannten „Errungenschaften", trotz der von allen Seiten auf die Revolution heranschreitenden Macht, und alle Gothaer und Konstitutionellen bliesen in das Horn des unfähigsten Ministeriums, welches wohl je im Jahre 1848 zusammengestellt worden ist. Nach einer kaum zweimonatlichen revolutionären Wirksamkeit befanden wir uns sämmtlich entweder auf der Flucht im Auslande oder im Gefängniß. Den armen Dortü und den armen Schlöffel, welche Beide bereits im nächsten Frühjahre ihren Tod unter preußischen Kugeln finden sollten, hatte das letztere Schicksal getroffen; mir war es gelungen, der Verhaftung zu entgehen und nach der Schweiz zu fliehen. Seit dem Monat Juli hatte ich mich in verschiedenen Kantonen aufgehalten. Ich hatte Hecker in Muttenz besucht und war gerade zu der Zeit an den Ufern des Lago maggiore angekommen, um die Trümmer der italienischen Freiheitsarmee die schweizerische Grenze überschreiten zu sehen, welche von der egoistischen und verrätherischen Politik des Sardenkönigs Karl Albert im Stich gelassen war. Friedrich Hecker war sehr erschüttert von dem Mißlingen der republikanischen Erhebung, welche er in Baden in Gemeinschaft mit Weißhaar, Mögling und Struve unternommen hatte, und theilte mir schon im Juli seine Idee mit, Deutschland zu verlassen und sich in Amerika eine neue Heimat zu suchen. Vergebens suchte ich ihm seine Absicht an dem Abend, den ich mit ihm im Wirthshause zu Muttenz zubrachte, wo er damals wohnte, auszureden; Hecker glaubte nicht an ein Gelingen der deutschen Revolution, sah ganz schwarz in die Zukunft und hielt seinen Gedanken, Europa so bald wie möglich zu verlassen, unerschütterlich fest. Bereits im August schiffte er sich, wenn ich mich in der Angabe der Zeit nicht irre, nach New-York ein. Die dritte badische Revolution würde, wenn Hecker in Europa geblieben — ich meine die Revolution im Frühjahr 1849 — wahrscheinlich einen ganz andern Ausgang genommen haben, da Hecker dann an die Stelle Brentano's getreten wäre. Damals war ich erstaunt über die Schwäche des gefeierten „Volkserweckers"; jetzt wundere ich mich darüber nicht mehr, da ich eine phrenologische Charakterschilderung Hecker's von der Hand seines Freundes Gustav Struve besitze, welche derselbe nach einer genauen Untersuchung seines Kopfes bereits im Jahre 1845 schrieb, als Hecker noch Advokat in Mannheim war. Es heißt in dieser phrenologischen Analyse, deren Mittheilung wohl Manchem interessant sein dürfte: „Die besondere Lebendigkeit des Temperaments, in Verbindung mit einem ungewöhnlich starken Einheitstrieb, welche sämmtlichen übrigen geistigen Kräften einen gleichzeitigen Impuls zur Thätigkeit zu geben geeignet ist, verleiht diesem Charakter eine große Geistesgegenwart, und in Verbindung mit den überhaupt kräftigen thierischen Trieben einen hohen Grad von Ungestüm in Rede und That. Doch dieselbe Lebendigkeit des Temperaments, im Zusammenhalt mit einer nicht besonders stark entwickelten Festigkeit, lassen darauf schließen, daß lange andauernde Mühe und fortgesetzte Anstrengung in derselben Beziehung dem Besitzer dieser Eigenschaften weit weniger zusagen werden als eine momentan noch so starke geistige Bewegung. Damit nicht bei längeren und mühsamen Arbeiten Erschlaffung eintrete, wird es erforderlich sein, ihm wiederholt neue Anregungen zur Thätigkeit zu geben. Mit einem Worte, konzentrirte momentane Thätigkeit, aber nicht ausharrende Geduld und mühsam fortgesetzte Anstrengung sind hier zunächst zu erwarten. Selbstgefühl und Beifallsliebe sind beide groß; eine Verletzung dieser Gefühle wird daher nothwendige lebendige Explosionen herbei-

führen. Unter den moralischen Gefühlen sind Wohlwollen und der Sinn für das Wunderbare am Stärksten entwickelt. Unter den Organen der Intelligenz stehen sich diejenigen des Erkenntnißvermögens und des Denkvermögens so ziemlich gleich; doch waltet das Letztere etwas vor. Der thatsächliche Theil seiner Arbeiten, die Beobachtung der Außenwelt, wird für ihn fast eben so viel Reiz haben, als das Verarbeiten des gegebenen Stoffes, und sein Geschick wird sich nicht bloß oder auch nur zunächst in dem Räsonnement, sondern auch in der Behandlung der thatsächlichen und gegenständlichen Basis desselben bewähren. Unter den Organen des Denkvermögens ist übrigens die Vergleichsgabe entschieden kräftiger als das Schlußvermögen, und da der Ersteren eine gute Beobachtungsgabe aller körperlichen und zeitlichen Verhältnisse zur Seite steht, so wird es ihm an Stoff zu Vergleichungen nicht fehlen. Nicht in der Analyse der Begriffe, sondern in der Vergleichung von Thatsachen und Gegenständen wird er daher seine Stärke bekunden."

Im Monat September fing der diplomatische Druck, den die deutschen Regierungen bereits seit Juli auf die Schweiz ausübten, an zu wirken. Ein Theil der Flüchtlinge wurde in die inneren Kantone gewiesen, da die süddeutschen Regierungen durch ihren Aufenthalt an der Grenze beunruhigt wurden; diejenigen, welche sich seit ihrem Aufenthalt in der Schweiz schon mehrmals kompromittirt hatten, wurden ausgewiesen und schlugen größtentheils den Weg nach Frankreich ein. Ich gehörte zu den Letzteren und reiste, da ich zu dem von Struve und Blind im badischen Oberlande erhobenen Aufstande zu spät an der badischen Grenze anlangte, um mich an demselben betheiligen zu können, über Basel durch das Elsaß nach Straßburg. Nachdem ich einige Tage in dem Hotel de Paris gewohnt hatte, bezog ich eine Privatwohnung in der rue des tonneliers in einem Hause, welches dem Buchbinder Rayger gehörte. Die Wohnung befand sich im ersten Stock und war dieselbe Wohnung, welche der Prinz Louis Napoleon Bonaparte bewohnte, als er seinen straßburger Streich ausführte und eine bonapartistische Erhebung gegen die Regierung Louis Philipp's versuchte. Er wohnte dort mit dem jetzigen Herzoge von Persigny, dessen eigentlicher Name Fialin ist, und der früher Unteroffizier in einem französischen Infanterieregimente war und sich schon damals seinen Titel „de Persigny" eigenmächtig von seinem kleinen Geburtsorte zugelegt hatte, und mit seiner damaligen Geliebten. Es war Miß Gordon, eine Engländerin, die Vorgängerin von Miß Howard, welche kürzlich in der Nähe von Paris gestorben ist, im Herzen Louis Bonaparte's. Die von mir angegebenen Verhältnisse Persigny's sind damals in dem vor der Pairskammer geführten Prozesse des „Abenteurers von Straßburg", welcher heute Kaiser der Franzosen ist, thatsächlich festgestellt worden. Der alte Buchbinder Rayger erzählte mir während meines Aufenthalts in seinem übrigens recht gastlichen Hause häufig von dem damaligen „Bürger" Louis Bonaparte, der mit Cavaignac, Ledru Rollin, Lamartine und Barbès um die Präsidentschaft der französischen Republik kandidiren wollte. Nach seiner Ansicht war Persigny das eigentlich bewegende Element in der straßburger Affaire gewesen. Er hatte dem Prinzen Louis die Idee zu derselben gegeben und war auch die Seele der Ausführung. Die Gordon schilderte mir der alte Mann als ein sehr muthiges und entschlossenes Mädchen, welches die Pläne Persigny's unterstützte. Noch am Morgen der Ausführung, als sich Louis Napoleon in die Kaserne begab, um das Regiment zum Aufstande aufzufordern, schwankte derselbe, war bleich und unentschlossen; aber Persigny und die Gordon, besonders die Letztere, redeten ihm mit feurigen und energischen Worten zu, seinen Plan auszuführen. Ich habe mich lebhaft der Schilderung des alten Mannes von dem Verlauf dieses verhängnißvollen Morgens erinnert, als ich vier Jahre später in Paris die Worte hörte, welche Persigny zu einem Vertrauten äußerte, welcher in Betreff des Gelingens des Staatsstreiches im Dezember 1851 starken Zweifel hegte: „Ich habe ihn schon zweimal in's Wasser geworfen, ich werde ihn nochmals in's Wasser werfen." Persigny meinte den Streich in Boulogne und die straßburger Affaire, als er von dem „zweimaligen in's Wasser werfen" sprach. Das dritte Mal war es der Staatsstreich, der die französische Februarrepublik zerstörte, und der eben so gut zum Schaffot hätte führen können, wie zum Kaiserthron, wie die boulogner und die straßburger Affaire in den Kerker des Schlosses Ham und in die Verbannung nach Amerika führten. Die Söhne des „Bürgerkönigs", welche jetzt in Twickenham in der Nähe von Richmond in England in der Verbannung leben, die Herzoge von Nemours, Aumale, Joinville und Chartres und der Graf von Paris, werden diese unzeitige Schwäche oder Großmuth ihres Vaters gewiß oft genug beklagt haben.

(Schluß folgt.)

Rösselsprung.

Von **O. Luck**, Realschüler in Michelstadt.

doch	dann	lem	hei=	nur	rast	und	kei=
hel=	me	im=	ganz	zu	det	schein	noch
mer	tag	ge=	auch	ob's	sel=	ne	fin=
kräf=	bei	bleich	delt	nimmt	es	ruh	nen=
und	hat	te	auch	ten	ster=	und	nimmt
noch	er=	wan=	bald	still	es	ein	um=
det	schwach	nicht	hat	beim	nachts	bald	ganz
ganz	man	grün=	es	ab	all=	her	des

Auflösung des Bilderräthsels Seite 320:

Ein Laster kostet mehr zu unterhalten, als man im Anfang glaubt.

Fliegende Blätter.

Ein Denkmal. In dem zu Württemberg gehörenden ehemaligen Kloster Schönthal, welches hauptsächlich auch als Grabstätte der Familie Berlichingen bekannt ist, findet sich die Gruft eines wohl im Anfang des 18. Jahrhunderts gestorbenen Herrn Wolfgang Christoph Kapler, genannt Bauz von Oedheim. Das übliche Steindenkmal des Todten hat zwei Inschriften, deren eine eben so hübsch, wie die andere sonderbar ist. Sie lauten nämlich:

Heut an mir,
Nächst an dir!
Allezeit
Steh bereit.

Der grimmig Tod,
sit quis quae quod,
Kein Pracht noch Macht,
Kein Menschen acht.
All Augenblick
sic tecum dic:
Es ist vollbracht,
Adieu gut Nacht!
Herr Bauz hat dieß
prae ceteris
Gar wohl bedacht,
Die Welt veracht.
Zletzt starbe er
feliciter.
Sein Jahr er bracht
Auf zehnmal acht.

Rastr-Fatalitäten. Von E. Juch.



Nur fest anziehen und aufdrücken, daß es fein schneidet!



Das Einseifen ist eine Hauptsache, welche Geduld und Geschick braucht!



Es ist heute aber doch zum Teufelholen!



Was nur das verdammte Messer hat?



Gräßlich! gräßlich! die Guillotine muß doch eine schöne Erfindung sein!



Sapperment, auch noch ein Messersplitter im Handtuch!



Klemens' Eintritt in die Gallerie. (S. 348.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

27. Zerstörtes Glück.

Ohne sich Zeit zum Umkleiden zu nehmen, warf die Sängerin sich in den Wagen, um in Begleitung Fanny's nach Richmond zu eilen. Die unglückliche Mutter lehnte unbeweglich, als wäre sie aus Marmor geschaffen, in einer Ecke des Wagens; ihre Augen standen weit offen und starrten in die dunkle Nacht, aber sie weinte nicht, und kein Seufzer entstieg ihrer Brust. Fanny, welche diese Starrheit erschreckte, ergriff leise ihre Hand. „Sei ruhig, mein Kind, sage mir nichts!" sprach die Dame in dumpfem Tone. „Ich darf nicht mehr irdisch fühlen und muß von Eisen sein, von Eisen!"

Obschon der Kutscher die Rosse zur schärfsten Eile trieb, war ihr die Fahrt noch immer zu langsam. Ein einziges Mal sprach sie noch unterwegs, halb für sich: „O warum habe ich mein Kind nur einen Augenblick verlassen!" — Endlich hielt der Wagen vor dem Hause. Die Sängerin sprang heraus und flog treppan. Ihr Theatergewand hing schlaff um ihre Glieder, sie dachte nicht daran, wie sonst, es mit kunstfertiger Hand zu drapiren. Ihr dunkles Haar fiel in wilder Auflösung über Hals und Schultern. Das todtenblasse Antlitz dazu gab ihr das Aussehen einer echt tragischen Erscheinung. Die Dienstboten wichen scheu zur Seite und sprachen kein Wort. Aber kaum hatte der Sängerin Fuß die Kammer ihres Sohnes betreten, kaum sah sie die starre, bleiche Gestalt des Gestorbenen, so stürzte sie mit wildem, markerschütterndem Schrei über ihn her und bedeckte ihn mit Küssen und Thränen. Der Arzt und eine Wärterin blieben regungslos im Hintergrunde stehen — jede Einmischung in den Schmerz der Mutter wäre fruchtlos gewesen. — Lange, lange dauerte es, ehe die Sängerin sich von der Leiche erhob und mit verstörtem Blicke umherschaute. Erst jetzt ward ihr deutlich, daß nicht einmal der Vater des Kindes in dessen Todesstunde anwesend gewesen war. Dieß Bewußtsein erfüllte sie mit unendlicher Bitterkeit, es vollendete das Gemälde, welches ihre Seele sich in diesem Augenblicke über die Zukunft schuf. Alles war für sie vorüber: Genie, Ruhm, Reichthum, Liebe — Alles!

Der Arzt und die Wirthsleute versuchten es nun mit allen möglichen Vernunft- und Trostgründen, die Mutter vom Todtenbett zu entfernen. „Lassen Sie mich allein!" erwiederte sie mit einer majestätischen Geberde. Der Arzt zögerte. „Mutterschmerz ist heilig!" rief die Trauernde in einem Tone, der selbst den abgehärteten Mann der Wissenschaft erbeben machte. Er zog sich zurück, die Sängerin verschloß hinter ihm die Thür, um durch keine banale Sympathie ihre Einsamkeit stören zu lassen. „Todt, todt!" flüsterte sie nach langem Schweigen. „Mein höchster Schatz ist mir genommen! Ich kann nicht mehr weinen, selbst diese Erleichterung ist mir versagt. O, wie hart bin ich bestraft! Ich hätte auf die Stimme meines Herzens hören sollen, die mich forttrieb von diesem verfluchten Boden, fort nach meinem schönen Frankreich! Nun ist's zu spät, zu spät — o mein Gott!"

Als die ersten Strahlen der Morgensonne in die Todtenkammer fielen, war die Sängerin noch immer eingeschlossen. Es klopfte an die Thür. Sie hatte einen Wagen ankommen hören und rieth, daß jetzt erst ihr Gemahl komme. Dieser hatte allerdings am Tage zuvor seine Wohnung in der Absicht verlassen, nach Richmond zu fahren; aber die perfide Kreatur, welche sein Herz gefesselt, hatte ihn genöthigt, sie zu einer glänzenden Soirée zu begleiten, zu welcher sie eingeladen war. „Sie kommen noch zeitig genug!" hatte sie gesagt und den Elenden bis gegen Morgen zurückgehalten.

Er klopfte wiederholt, als seine Gattin nicht sofort öffnete.

„Ich bin's, Eugenie!" rief er halblaut. Sie erhob sich und öffnete. Er wagte nicht, seine Frau anzusehen. Der Anblick der Leiche durchschauerte ihn. „Todt!" murmelte er. „Todt!" — „Ja, und ohne Deinen Namen zu nennen, ohne noch nach Dir zu verlangen!" erwiederte die Sängerin bitter. „Er wußte, daß sein Vater ihn vergessen hatte, wie er mich . . ." Sie sprach den Satz nicht aus, eine widerliche Empfindung erstickte ihre Stimme.

„So plötzlich! Armes Kind!" sagte Garrachi befangen, indem er sich dem Bett näherte und sich zwang, den todten Körper zu küssen. „Zurück!" rief seine Gattin heftig. „Rühre ihn nicht an! Entweihe nicht mit erheuchelten Liebkosungen die Majestät des Todes!" — „Eugenie, ich begreife Dich nicht!" — „O mein Gott, mein Gott! Und ich habe diesen Mann geliebt!" rief sie schmerzvoll, indem sie mit gerungenen Händen in die Kniee sank. Von Scham und Gewissensbissen erfaßt, machte Garrachi den Versuch, sie aufzurichten; sie stieß ihn zurück. — „Besinne Dich, Eugenie, sei nicht hart! Ich that vielleicht unrecht, ich war vielleicht nachlässig, aber ich bin nicht schuldig. Du weißt, daß ich Dich liebe und daß ich unser Kind vergötterte. Ich bitte Dich jetzt, verlaß diesen Ort! Denke an Deine Gesundheit!" rief er lauter, als er ihre Verstörung beobachtete. „Um Gottes willen, denke an Deine Stimme!" — Ein höhnisches Lachen, das ihn erzittern machte, antwortete ihm. Sie sprang rasch auf und stand aufrecht, bleich wie die Leiche ihres Sohnes, dicht vor ihm. Seine letzten Warnungsworte sagten ihr Alles. „Meine Stimme!" rief sie heftig. „Ja, meine Stimme streute Gold auf Deinen Weg! O, warum verstummte sie nicht an demselben Tage, an welchem Du sie zum ersten Male vernahmst? Ich wäre Dir dann entgangen! Meine Stimme hast Du geliebt, Albert, weil sie für Dich ein Vermögen war, ein Mittel, Deine Genußsucht, Deinen Hang zum Luxus und alle Deine Leidenschaften zu befriedigen. Nichts verbindet uns mehr! Mag ich leben oder sterben — denke nicht mehr an mich, wie ich nicht mehr an Dich denke!" — „Eugenie!" — „Lasse mich mit meinem Todten allein! Laß mich über das Scheitern aller meiner Hoffnungen und Träume nachsinnen und über die Wunde, die keine Zeit heilt! Laß mich oder ich werde — — doch nein, ich will Dich nicht verfluchen! Die Zukunft wird meine Rächerin sein!"

Garrachi wurde jetzt ernstlich beunruhigt, da seine Interessen in's Spiel kamen. „Die Eifersucht ist's, die Dich wahnsinnig macht!" rief er aus. — „Die Eifersucht? O, Du irrst Dich, Albert! Ich verachte Dich und die Art von Liebe, welche Du mir gewidmet hast und die eine verächtliche Kreatur mir stahl. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie! denn — sehen Sie nur! — Ihre Geliebte erwartet Sie!" Sie hatte das Fenster aufgerissen und sah hinab, wo eben die Cherini in einer offenen Kalesche angelangt war. Die Blicke beider Frauen begegneten sich. — „Ah, der Tod ist hier!" sagte aber Signora Cherini, sich schüttelnd. „Nach dem Hotel, Kutscher!" Die erschreckte Feindin fühlte sich nicht eher wieder frei, als bis sie weit von dem Trauerhause entfernt war.

Die Nerven der Garrachi versagten unter der äußersten Ueberspannung den Dienst; dicht neben dem Fenster, von wo sie ihre Gegnerin davoneilen sah, sank sie ohne Bewußtsein zu Boden. Ein Gehirnfieber folgte und es vergingen mehrere Wochen, ohne daß die Kranke irgend Jemand, selbst nicht Fanny, die treu neben ihr ausharrte, wiedererkannte. Ihr leichtsinniger Gatte ward doppelt bestraft; seine Frau starb nicht, aber als sie wieder zu sich kam, war ihre Stimme vollständig zerstört. Trotz aller Anstrengungen der Wissenschaft behielt sie die trockene Rauhheit, welche eine heftige Erkältung und Ueberreizung in der Todesnacht ihres Kindes ihr zugezogen hatte.

Der Triumph der Cherini war demnach vollständig — sie hatte keine ebenbürtige Rivalin mehr. Zwar hörte das Publikum sie noch einige Zeit mit einer gewissen Kälte, so lange die Erinnerung an die Garrachi vorhielt; aber allmälig verminderte sich diese Kälte, man wollte sich amüsiren, die Besucher der Oper wollten ein Idol haben, und in Ermanglung eines andern nahmen sie die Cherini dafür. Gegen Ende der Saison wurden ihre Vorstellungen wieder zu Ovationen. „Nun," sagte eines Abends nach neuem Triumphe die Montereau zu ihr, „bist Du nun befriedigt, Estella?" — „Ich bin befriedigt!" — „Und ich denke, Du kannst nun diesen faden Menschen, den Alberto Garrachi, von Dir entfernen. Mich ermüdet seine Leerheit schon seit langer Zeit. Der Geck bildet sich ein, Dich besiegt zu haben, und ist doch nur ein gehänselter Narr!" — Die Sängerin erwiederte nichts. — „Ich weiß, daß Du ihn verachtest!" fuhr die Montereau fort. — „Es ist wahr!" — „Und er langweilt Dich!" — „Dein Rath hatte leider üble Folgen auch für Andere als für meine Feindin!" entgegnete die Sängerin mit den Achseln zuckend. „Zwar gelang es mir, ihr Glück zu zerstören und mir die Gunst des Publikums wieder zu erringen, aber — ich habe dafür eine Wunde empfangen." — „Wie so, Kind?" — „Ich liebe Alberto!" — „Barmherziger Himmel! Dann bist Du ja mehr zu bedauern wie Deine Gegnerin, welche Du unter die Füße zu treten vermochtest! Ihre Pein ist zu Ende, die Deinige beginnt erst!"

Die Cherini erbebte; sie fand etwas Prophetisches in den Worten ihres weiblichen Macchiavelli's, und nachdem der Gedanke, daß sie selbst leide, sich ihrer einmal bemächtigt hatte, lebte sie fortan nur mit bedrücktem Herzen.

Ihre niedergeschmetterte Rivalin blieb noch längere Zeit, nachdem die Delirien von ihr gewichen, bedenklich krank und vermochte sich vor Schwäche nicht vom Bett zu erheben. Mehrere Male hatte Garrachi währenddem versucht, die Juwelen seiner Frau aufzufinden; doch gelang ihm dieß nicht. Er war elend genug, ihre Fieberphantasieen für seine Entdeckung zu benützen, und sprach mit ihr von der Diamantenkassette — ein wildes Lachen war die einzige Antwort der Kranken. Daraus schloß er, daß sie damals, als er das Kästchen in den Händen hatte, ihn errathen und den Schmuck verborgen habe. Dieß war ihm um so unangenehmer, als der größte Theil des Vermögens seiner Gattin in Frankreich angelegt war, wo die Rechte der Frauen mehr respektirt sind, wie in England.

Seine Stellung ward noch verzweifelter, als Madame Garrachi, nach wiedergekehrtem normalen Bewußtsein, mit Bestimmtheit ihre Absicht erklärte, sich von ihm zu trennen, in welcher Absicht sie besonders durch Mrs. Coutts, sonst Miß Mellon, bestärkt ward. Letztere nahm sich ihrer Freundin während ihrer Krankheit mit der größten Sorgfalt an, sandte ihr durch Vermittelung des Bankiers die renommirtesten Aerzte und bestellte zwei gewissenhafte Krankenwärter, welche nie gemeinschaftlich das Krankenbett verlassen durften. Fanny war von Mrs. Coutts besonders beauftragt, sie stets von Allem, was vorkomme, genau zu unterrichten, und löste ihre Aufgabe so gründlich, daß Garrachi das Kind ebenso, wie Mrs. Coutts, heimlich zu hassen begann. Diesem wäre jetzt nichts erwünschter gekommen, als der Tod seiner Gattin, um sie beerben zu können.

Mit einer geheimen Absicht, vor Allem aber um sie dem Einflusse der Mellon zu entziehen, gedachte er die Kranke in das Haus eines Landsmannes, mehrere Meilen von London, zu übersiedeln. Die Nothwendigkeit des Luftwechsels sollte als Vorwand dienen, und er traf in seinem Hotel mit aller Raschheit seine Maßregeln. Am Morgen des zur Ausführung bestimmten Tages sah er plötzlich Mrs. Coutts ankommen; er stieß eine Verwünschung aus über diese Person, die ihm stets in die Quere kam; doch ahnte er nicht, daß die aufmerksame Fanny die Freundin ihrer Beschützerin unterrichtet und diese seit drei Tagen einen besondern Wächter aufgestellt hatte. Diese Dame war durch ihren Gemahl in Besitz eines Geheimnisses gekommen, dessen Schleier sie nur im äußersten Nothfalle zu heben versprochen hatte, welches aber den Italiener völlig in ihre Gewalt gab. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Unter den französischen Emigranten damaliger Zeit gab es auch eine Partie Schwindler, welche unter der Maske politischer Märtyrerschaft sich in die bessere Gesellschaft drängten und von deren Vertrauen oder Mitleid profitirten. Einer der raffinirtesten dieser Schwindler trat in London als Oberst Delille auf, schmuggelte sich in die vornehmste Gesellschaft ein und spielte seine Rolle so geschickt, daß mehrere von Denen, mit welchen er in Berührung gekommen, nicht an seine Schuld glauben wollten, und ein edler Lord, welcher bei Tafel neben ihm zu sitzen pflegte, seine Eigenschaft als Parlamentsmitglied dazu benützte, um den Minister zu fragen: mit welchem Recht die Verhaftung des Colonel Delille erfolgt sei. Die Antwort war positiv. Niemals hat sich die englische Aristokratie gröblicher täu-

schen lassen als durch diesen Schwindler. Er ward nach Newgate transportirt.

Gegen Alberto Garrachi lag der schwerste Verdacht vor, mit dem falschen Oberst gemeinschaftlich betrogen zu haben; er hatte an das Bankhaus Coutts & Co. mehrere, angeblich von dem Hause Van Haesselt in Amsterdam acceptirte Wechsel zur Zahlung gebracht, welche offenbar gefälscht waren. Mr. Coutts wußte das, hatte das Geld an ihn bezahlt und hielt ihn in seiner Hand, bis dahin Schonung übend aus Verehrung gegen seine Gattin.

Garrachi empfing, als echter Italiener, die Bankiersfrau auch bei diesem verhaßten Besuche mit verstellter Freundlichkeit und sagte ihr, er sei im Begriff, seine kranke Gemahlin in ein gesünder liegendes Haus in der Nähe Londons schaffen zu lassen. „Wo da?" fragte Mrs. Coutts in einem ungewöhnlich entschlossenen und kalten Tone. — „Ganz nahe bei London, in's Haus eines Bekannten, wo ihr mit größter Sorgfalt abgewartet werden wird und sie hoffentlich den Verlust ihres Kindes vergißt," antwortete Garrachi ausweichend. — „O, der Tod einer geliebten Person vergißt sich nicht so leicht!" entgegnete die Dame schneidend; „so wenig wie der Betrug von Seiten Derer, die man geliebt hat. Aber Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet, Signor! Wo liegt das Paradies, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft ohne Zweifel der Lethestrom fließt, und wohin meine so sehr schwache und hülflose Freundin geschafft werden soll?" — Der eigenthümliche Ton dieser Frage verdroß Garrachi heftig. „Der Ort ist so bescheiden, Mrs. Coutts, daß wir auf die Ehre, Sie dort zu empfangen, werden verzichten müssen!" antwortete er in ähnlichem Tone. — „Es scheint, Signor, als wenn meine Besuche Ihnen lästig zu werden beginnen!" — Garrachi verbeugte sich stumm. — „Wohlan, ich habe Ihnen bestimmt zu erklären, daß meine kranke Freundin hier bleibt!" — „Ha ha! Wer will das gebieten?" — „Ich, Signor!" — „Sie? Ich bin der Mann der Kranken!" — „Und das ist ihr größtes Unglück, denn, Signor, dieser Mann ist — ein Verbrecher!" — „Madame!" — „Bitte, Signor Garrachi, lassen Sie Ihre Grimassen. Verstehen Sie mich recht: in dem Augenblicke, wo Sie den Versuch machen, meine Freundin von hier zu entfernen, verfüge ich mich zum Staatssekretär und überliefere ihm drei Wechsel, gezogen auf das Haus Van Haesselt durch den Pseudooberst Delille, jetzt im Gefängniß von Newgate, aber unter Ihrem Namen und durch Sie negozirt beim Bankhause Coutts & Co. ausgezahlt."

Der Italiener zitterte und sah sich überwunden. Mit dem Betrage des letzten von ihm gefälschten Wechsels hatte er der Cherini ein Bracelet gekauft. „Also, meine Freundin bleibt!" fuhr die Dame diktatorisch fort. „Aber noch mehr: ich gebe Ihnen zwölf Tage Zeit; befinden Sie sich am dreizehnten noch in England, so geschieht es auf Ihre Gefahr! Sie werden mich verstehen!" Garrachi verließ lautlos und völlig niedergeschmettert das Gemach. Solch' ein innerlich hohler Geck wie er wußte nichts von Energie und Widerstand — noch an demselben Tage verließ er London und England. Mrs. Coutts theilte ihrer erstaunten Freundin am nächsten Tage das erzielte Resultat mit. „Und das sind," fügte sie hinzu, „die Männer, welchen wir unsere Herzen weihen, die, welche uns beherrschen mit all' unserem Glück und Vertrauen! Ihre Stärke beruht allein in unserer Schwäche! Ja, unsere eigene Elendigkeit ist ihre Macht!"

Seit der Abreise Garrachi's verdoppelte Mrs. Coutts ihre Sorgfalt für die Kranke. Sobald ihr Zustand eine Uebersiedelung gestattete, brachte die Freundin sie in ihre eigene, prachtvolle Villa in Highgate, welche längst für ihren Aufenthalt vorbereitet war. Dem Bankier Coutts gelang es, den größten Theil des Vermögens der Garrachi von Frankreich nach England zu überführen; den Rest überließ Letztere ihrem Gatten, welcher mit der Cherini in Paris lebte. „Sie können nun ruhig und sorglos leben, liebe Freundin!" sagte Mrs. Coutts, „und Sie werden mich verstehen." — Letztere vernahm im benachbarten Zimmer eine frische Mädchenstimme, voll, weich und durchdringend wie die der Nachtigall. Fanny sang ihre Tageslektion. „Sie thun recht!" versetzte Mrs. Coutts, voll Bewunderung der Reinheit und Klangfülle des Tons der jungen Sängerin; „ein solches Talent ist würdig, ausgebildet zu werden, und diese Beschäftigung wird Ihnen Zerstreuung und Freude bereiten." — „Ganz gewiß!" erwiederte die Garrachi mit bitterem Lächeln. — „Und das herzige Kind liebt Sie, wie ich oft bemerkt habe." — „O, sie muß mehr thun, als mich lieben!" — „Noch einmal, ich verstehe Sie nicht!" — „Sie muß mich rächen!" entgegnete die Leidende zähneknirschend. „Ich lebe nur, um gerächt zu werden!"

28. Der vermeintliche Landwirth.

Miles schlug, wie ihm eigenthümlich, den krummen Weg der List ein, um Martha's Aufenthaltsort zu entdecken. Zu diesem Zwecke suchte er ein Wirthshaus auf, in welchem Schreiber und Studenten zu verkehren pflegten. Griffiths, der erste Schreiber des Advokaten Foster, war hier täglicher Besucher, und auf ihn hatte Miles es gemünzt, weil er voraussetzte, daß dieser bis zu einem gewissen Grade die Geschäftsgeheimnisse seines Prinzipals kenne. Sein erster Angriff war, daß er Griffiths mit der feinsten Höflichkeit, die ihm möglich war, zu einer Partie Piquet aufforderte, die er absichtlich verlor. Dann rühmte er die Feinheit, mit welcher Griffiths zu spielen wisse, und dieser gab in seiner Weise das Kompliment zurück. „Wollen Sie mir Revanche geben?" fragte Miles. — „Gewiß, gern!" erwiederte der Schreiber und bestellte sich ein zweites Glas Ale, was ihm sehr selten passirte. Miles verlor natürlich auch die zweite Partie.

Durch diese scheinbar geringfügigen Umstände war die Bekanntschaft zwischen beiden Männern geknüpft, und Miles, den Griffiths für einen wohlhabenden und gebildeten Menschen hielt, brachte sie mit größter Behutsamkeit allmälig bis zur Intimität, obwohl ihm nicht unbemerkt blieb, daß Griffiths eben so pfiffig war als er selbst. Er ließ lange Zeit vergehen, ehe er von dem Gegenstand sprach, der sein ganzes Sinnen und Trachten ausmachte. Er begann damit, daß er das Geschäft des Advokaten Foster als sehr einträglich rühmte und dann hinzufügte, ohne Zweifel werde Mr. Griffiths der Nachfolger seines Chefs werden. „Dieß wäre nicht unmöglich," erwiederte der Schreiber, „wenn Mr. Foster nicht einen Sohn hätte, den er für sein Geschäft einrichtet." Hieran knüpfte der Schreiber ein sehr wenig schmeichelndes Porträt des jungen Foster, auf den er eifersüchtig war, weil er so oft auf Martha's Landsitz verkehrte, während er selbst die Idee nährte, der Erbin einen Antrag zu machen. Dabei kam er auf diese selbst, als Besitzerin von mindestens einer halben Million, zu sprechen. „Es würde mich nicht wundern," setzte er spöttisch hinzu, „wenn der junge Einfaltspinsel (Foster's Sohn) eines Tages Miß Mendez seine Hand anböte. Wenigstens hat er Mittel gefunden, sich in ihre Gunst zu schleichen. Man ladet ihn ein, zu jagen und sonst in der Grange die Zeit zu verbringen, wie ihm beliebt." — „In der Grange — was?" fragte Miles ganz gleichgültig. — „Nun ja, ich meine Brierly-Grange!" — „Ah so, da wohnt die Holde!" — „Ja!" — „Richtig! Sie werden doch nicht so göttlich bescheiden sein und dem jungen Laffen das Feld lassen? Ein Mann wie Sie!" — Damit wendete sich die Konversation einem andern Thema zu. Der geschmeichelte Griffiths fuhr an demselben Abend noch mit Miles auf dessen Rechnung nach dem Drury-Lane-Theater und fand außerordentlichen Geschmack an dem freigebigen Gentleman, welcher dießmal seinen pfiffigen Genossen so vollkommen überlistete, daß er mit aller Sicherheit herausbekam: Klemens Foster sei auf Brierly-Grange, in Berkshire, dem Landsitze von Martha Mendez, sonst Quin.

Am folgenden Tage befand sich Miles auf der Reise nach Berkshire. Er hatte sich seinen Bart abrasirt und sein kurzes Haar mit einer ehrwürdigen Perrücke bedeckt, so daß er, wie schon Bet, seine Frau, bemerkte, ein sehr respektables Aussehen hatte. In dem Dorfe, wo Brierly-Grange lag, gab er vor, er wolle eine kleine Farm in der Nachbarschaft kaufen. Dann ging er auf Rekognoszirung aus. Brierly-Grange, mit einem großen, alten, schloßartigen Wohnhause, hatte eine Art von historischem Rufe: Cromwell hatte eine Nacht daselbst zugebracht, und die Gemäldegallerie des Besitzthums war die namhafteste der ganzen Grafschaft.

Miles verfolgte einen verzweifelten Plan: er wollte unter allen Umständen in dieß Haus eindringen, nicht zu einem flüchtigen Besuche, sondern mit wirklichem Erfolge; daher verbarg er sich tage-

lang in der Holzung des Meierhofs und lauerte. Am dritten Tage bemerkte er, daß ein Wagen am Portale vorfuhr und Martha nebst einer andern jungen Dame (es war Miß Wyndham) einstieg; sie fuhren nach London, um Einkäufe zu machen. Eine halbe Stunde später erschien Miles in der Grange und bat Mrs. Everett, die Wirthschafterin, ihn das merkwürdige Gebäude sehen zu lassen, wo Cromwell geschlafen habe.

Mrs. Everett zauderte einige Augenblicke, weil sie nicht mit Sicherheit wußte, ob ihre Gebieterin über die Einführung eines Fremden nicht sehr böse werde; Miles wußte jedoch in schlauer Weise Harry Rudge, einen Landwirth des Dorfes und Bekannten der Everett, zu erwähnen, und dieß schlug durch; er ward eingelassen und Mrs. Everett trieb die Gastlichkeit so weit, ihm ein Glas Wein anzubieten, das Miles mit warmem Danke annahm. Dann sah der verkleidete Gauner die Kammer Cromwell's und hierauf die Bildergallerie, in welcher ihn zwei Gegenstände in die größte innere Aufregung versetzten: der alte Schrank Peter Quin's, worin er seine geheimen Papiere und Werthsachen aufzubewahren pflegte, und ein Porträt, welches schon früher Martha's Aufmerksamkeit erregt hatte. Er wußte seine Bewegung klug zu beherrschen. „Ein unfreundlicher Aufenthalt, diese Gallerie!" sagte er, sich schüttelnd. „Ich möchte keine Nacht hier zubringen, denn ich würde mir immer einbilden, diese alten Figuren da stiegen aus ihren Rahmen hernieder, um einen gespenstischen Tanz aufzuführen." — „Es fällt auch Niemand ein, hier zu übernachten," entgegnete Mrs. Everett. „Die Dienerschaft fürchtet sich, hierher zu gehen, und die Zimmer der Herrschaft sind auf der andern Seite des Hauses." — „Gut, daß ich dieß weiß!" dachte Miles. Nachdem er noch den übrigen Theil des Hauses besehen, empfahl er sich mit wortreichem Dank und schmeichelnden Komplimenten.

Unterwegs dachte er behaglich über das Gesehene nach. In dem alten Schranke glaubte er zu finden, was er suchte. Fast mehr noch beschäftigte ihn das Porträt, von welchem Mrs. Everett ihm gesagt hatte, daß es den Eigenthümer des Gutes vorstelle. Miles erinnerte sich der Reste von verbrannten Briefen im Kamine der Wohnung des Kapitäns, worauf „Brierly-Grange" gestanden. „Er ist's, hol' mich der Teufel!" murmelte er. „Ihm gehört dieß schöne Besitzthum und der Titel — dacht' ich doch immer, daß der Schelm ein Edelmann sei! Alles dieß ist sein — Donnerwetter! Nein, es ist unser! Der Tod Peter Quin's hat uns zu Associés gemacht! Etwas später, guter Freund, will ich mich mit Dir beschäftigen! Ha, wie wird er sich wundern, wenn ich ihm eines Tages zurufe: „Halbpart, Herr Baron, von wegen Peter Quin!""

Als er das Gehölz durchschritt, begegnete er dem jungen Foster, welcher mit dem Schloßwächter und zwei mächtig großen Hunden von der Jagd kam. Ungeachtet seines respektvollen Grußes kam Miles ihm verdächtig vor. „Wer ist dieser Mann?" fragte er den Wächter. — „Ich kenne ihn nicht, Sir. Er ist nicht aus hiesiger Gegend, es heißt aber, er wolle sich hier herum ankaufen." — „Er sieht mir nicht aus wie ein Landwirth." — „Mir auch nicht, Sir! Könnt' eben so gut einen großen Spitzbuben abgeben." — Weiter wurde über Miles nichts gesprochen und bald darauf war er Beiden aus dem Gedächtnisse.

Gegen Abend kehrten Martha und Harriet aus London zurück. Der Abend selbst verstrich in Gesprächen und musikalischen Vorträgen. Miß Wyndham spielte ausgezeichnet Klavier und hatte eine reizende Singstimme. Damit übte sie auf Klemens eine besondere Wirkung. Martha war trübe gestimmt. „Glauben Sie an Ahnungen?" fragte sie kurz vor Schlafengehen. Harriet antwortete, schon um ihr gefällig zu sein, bejahend, während Klemens ungläubig lächelte. „Mir ist, als müsse mir diese Nacht etwas Böses begegnen," fuhr Martha fort. — „O, was sollte das sein?" versetzte Foster. „Sie fürchten sich wohl gar?" — „Nein, aber ich kann eine trübe Ahnung nicht los werden." — „Ich wünsche Ihnen eine sanfte Ruhe, Miß Mendez! Wenn Sie schlafen, wird Ihre böse Ahnung von selbst verschwinden!" scherzte Klemens. „Ich habe auch eine Ahnung für morgen, aber eine gute: ich hoffe morgen auf der Jagd Glück zu haben und Ihnen den Damhirsch bringen zu können, welchen John heute im Gesträuch bemerkt hat. Ich hab' ihn fast den ganzen Tag vergeblich gesucht und meine Kugeln sind leider in den Läufen geblieben."

Harriet stieß beim Anblick des geladenen Gewehrs, welches Klemens aufnahm, um sich in seine Kammer zu begeben, einen kleinen Schrei aus. Martha bat den jungen Mann, sich mit dem Gewehr überall in Acht zu nehmen, damit ihm kein Unglück zustoße. Hierauf begaben sich alle Drei in ihre Schlafgemächer. Klemens Foster konnte, trotz der Strapaze des Tages, nicht schlafen. Jagdbilder zogen reizvoll an seiner Seele vorüber. Der Wunsch, den Hirsch zu erlegen, setzte ihn in eine gewisse Aufregung. Auch der vermeintliche Landwirth, der sich in der Nachbarschaft ankaufen wollte und hinter dessen Außenseite er einen verdächtigen Menschen witterte, kam ihm wieder in's Gedächtniß, und von dieser Figur ging er, ohne indeß an eine direkte Verbindung zu denken, auf Martha's Ahnung über. „Albernheit!" dachte er. „Was sollte in diesem stillen Hause ihr begegnen? Sie wohnt schon lange unbehelligt hier und Jedermann liebt und achtet sie . . ."

Das Schlafzimmer des jungen Foster lag auf dem linken Flügel des Herrenhauses und ward durch die Gallerie und einen großen, selten benützten Salon vom rechten Flügel geschieden. Hier befanden sich die Gemächer Martha's und Harriet's. Klemens war kaum eingeschlafen, als ein Geräusch ihn erweckte. Es war, als ob eine Handvoll Sand an's Fenster geworfen werde. Er richtete sich halb auf und horchte. „Es ist doch noch nicht Tag!" sagte er sich. Das Geräusch wiederholte sich; es ward wirklich mit Sand an sein Fenster geworfen. Dieß war das verabredete Signal. Klemens stand auf und öffnete das Fenster. „Sind Sie es, Sir?" fragte unten eine gedämpfte Stimme. — „Ja; wer fragt mich?" — „John, der Wächter." — „Aber zum Kukuk, John, was soll das heißen? Es ist doch noch Nacht! Haben Sie Wilddiebe bemerkt?" — „Etwas Schlimmeres, Sir! Der Mann, Sie wissen, wen ich meine, er ist heute Abend aus dem Wirthshause gegangen, wo er wohnt. Bryant, der Schäfer, hat ihn spät in den Park schleichen sehen; ich habe den ganzen Park durchstreift und ihn nicht angetroffen. Er muß im Hause sein!" — „Ach, wie wäre das möglich!" — „Sir, sehen Sie sich vor! Sind Sie in der Gallerie gewesen?" — „Wann denn?" — „Vor einer halben Stunde etwa." — „Bewahre! Ich bin schon fast zwei Stunden im Bett." — „Aber ich kann beschwören, daß vorhin Licht in der Gallerie war; es verschwand schnell wieder."

Das ganze Gespräch ward ziemlich leise geführt. Plötzlich ließ einer der beiden Hunde, die zusammengekoppelt in Klemens' Zimmer schliefen, ein leises Knurren hören; gleich darauf ward in einiger Entfernung ein Schrei vernehmbar, und beide Hunde fuhren wild aufgeregt mit lautem Anschlag in die Höhe.

Jetzt zweifelte der junge Mann nicht mehr, daß den Bewohnern von Brierly-Grange eine Gefahr nahe sei. Er fuhr rasch in die Kleider, griff zu seinem Gewehr und eilte durch sein Wohnzimmer nach der Gallerie. Die Hunde stürzten wie Furien an ihm vorbei. Gleich beim Eintritt in die Gallerie bemerkte er beim Schimmer einer Blendlaterne zwei miteinander ringende Gestalten. „Zu Hülfe!" rief die Stimme Martha's, halb unterdrückt durch fremde Gewalt. Ohne weiteres Zaudern legte Klemens auf die Figur des Mannes an und gab Feuer. Eine der kämpfenden Gestalten fiel; welche? das vermochte er nicht zu sehen, weil das Licht der Laterne eben verlöscht war. „Miß Mendez!" schrie Klemens angstvoll. „Miß Mendez, antworten Sie mir! Sind Sie verwundet?" Ein leises Stöhnen war Alles, was er vernahm. „Großer Gott," stammelte er entsetzt, „ich habe sie erschossen!"

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rösselsprungs Seite 332:

Schmollend sitzen Hans und Liese
Im bescheid'nen Paradiese;
Und was ist der Grund vom Grolle?
Wieder der verhängnißvolle
Apfel. Hänschen mußt' ihn spalten,
Soll das größte Stück behalten,
Lieschen will das kleine eben!
Braucht der Hans da nachzugeben?

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 30.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

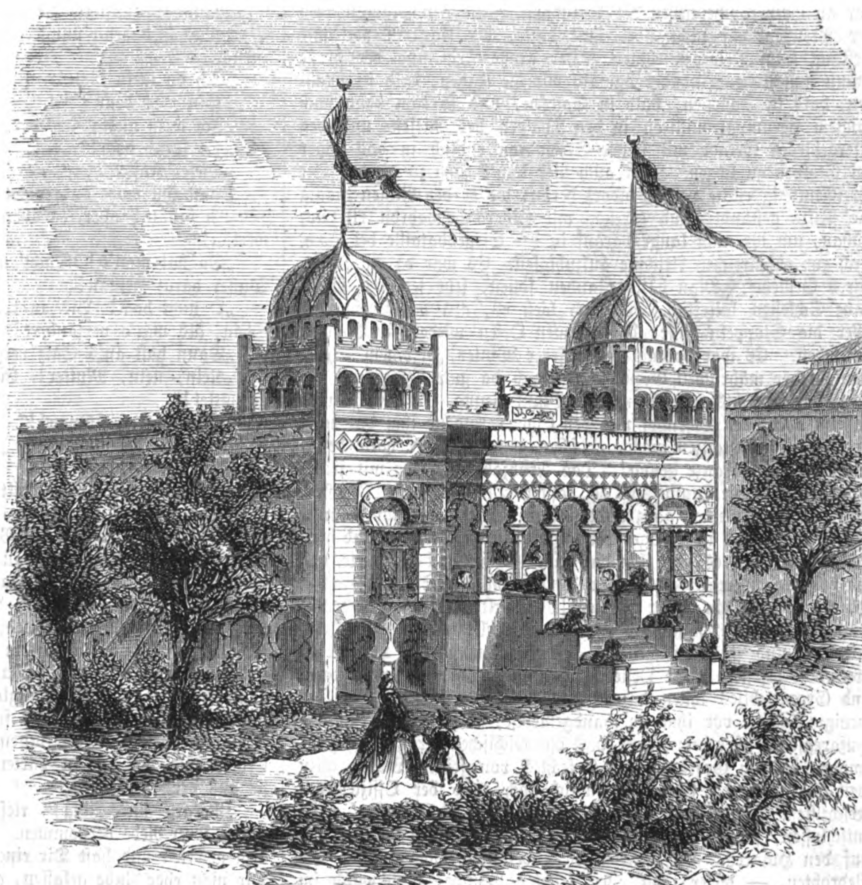
Wie meine Großmutter Kaffee kochte.

Eine Hausgeschichte.

Von **Siegfried Kapper.**

(Fortsetzung.)

In diesen Winterquartieren aber, auf den öden, schneebedeckten Haiden am Fuße des Jeschken, wo die vereinzelten Hütten der weit auseinander gelegenen Dörfer bis über die kleinen Fenster im tiefen Schneebett eingefroren lagen, wie war es da so traurig! Man lag da wie abgeschieden von aller Welt, in trostloser, föhrenummauerter, eiszapfenumwallter Einsamkeit, wie lebendig begraben. An sonnigen Tagen noch, wenn es galt, in kleinen Sammelkolonnen die winterzottigen Rosse auf dem hartgefrorenen, glitzernden Schneeplan zu tummeln und den starrenden Reitern mit den frostrothen Gesichtern eine ermunternde Weise aufzublasen, da that sich's. Auch die Ausflüge nach Fourage hatten ihr Erlustigendes. Aber an Tagen, an denen der mürrisch umhüllte Jeschken von seinem unsichtbaren Haupte nicht enden wollende Schneelasten herabschüttelte, die die Luft verdüsterten und den Himmel verfinsterten, und dann an den unendlich langen Abenden beim Scheine des Kienspahns, bei dem die armen Hüttenbewohner verdrießlich schweigend ihre Rocken abspannen, wie war es da so freudlos und öde! Da saßen die Reiter, die nichts Besseres anzufangen wußten, in der Stube eines armen Webers, die sie sich zur Schenke eingerichtet, hinter dem Webstuhl und qualmten betäubend schweren Tabak und fochten fluchende Kartenscharmützel oder warfen die Würfel. Gregor aber zog in die dunkle Ecke neben dem Ofen sich zurück, stützte den Kopf in die Hand, schloß die Augen und flüchtete in die ferne, ferne Heimat, in die Rückkammer der väterlichen Schaluppe, in den Lehenhof, auf den Weg in das benachbarte Pfarrdorf, den er an der Seite Aennchen's und Vater Dubek's so oft geschritten, hinauf auf den Chor neben die Orgel, — und dann langte er wohl auch nach der Feldzinke, die neben ihm über seinem Lager hing, und sang in Gedanken die schönen Weisen, die Aennchen da neben ihm gesungen, und blies dazu leise, leise die Begleitung...



Drei Bilder aus der pariser Weltausstellung. **Tunesischer Pavillon.** Von Worms. (S. 351.)

Da that sich die Thür auf, nur ein klein wenig . . .

Es war das runde, blühende, von einer dichten schwarzen Flechte umrahmte Gesichtchen Aennchen's, das, der Mutter zuwinkend, in derselben sichtbar wurde.

„Mutter! . . ." rief sie leise.

„Was ist's?" frug diese ebenso.

„Ich weiß nicht, — aber . . ."

„Nun was denn?"

„Es will damit nicht recht werden! . . ."

„Womit?"

„Nun — Ihr wißt ja! Mit dem Kaffee! . . ."

„Und was ist's mit dem?"

„Er will so gar nicht... nun, Ihr könnt Euch's ja denken!..."

„Freilich, wohl dacht' ich mir's!" erwiederte die Frau Richterin bedeutungsvoll. „Doch geh' nur, geh' und leg' ein tüchtig Scheit zu! . . . Es wird wohl doch . . ."

Damit, nicht ohne einen flüchtigen Seitenblick nach dem Erzähler im Reiterkoller, der wieder seinerseits mit unverwandtem Auge nach der Thür sah, nicht anders als wäre es die Thür der verschneiten Hütte am Fuße des Jeschken, die sich dort aufgethan, zog das Köpfchen rasch wieder sich zurück.

„Lass' Dich das nicht stören, Junge!" mußte Vater Dudek ihn beinahe wecken. „Eine Küchenberathung! Erzähl' Du nur weiter! Wir sitzen verschneit im Winterquartier, und wie Du das Alles so hübsch vorbringst, geht mir der Frost beinahe selbst schon durch alle Glieder!"

„Ja wohl, im Winterquartier, — auf dem Chore! . . ." sammelte sich Gregor und fuhr in seinem Berichte weiter fort.

Auch am Fuße des Jeschken liegt der Schnee nicht ewig. Er schmolz, das Frühjahr brach herein, die Reiter sattelten, und Gregor an ihrer Spitze neben der Standarte rückte gen Mähren, wo der Preußenkönig nicht übel Lust hatte, der Kaiserin die gute Festung Olmütz wegzunehmen. Der große Fritz und der große Daun umschlichen einander damals wie die Katzen, bald in Mähren, bald in Schlesien, bald in Sachsen, und so kam denn nach langem Herumpatrouilliren in den Thälern des Riesen- und des Isergebirges Gregor mit seiner Schwadron endlich in das Lager bei Stolpen zu liegen. Aber auch hier kam's noch zu nichts. Der Preußenkönig rückte von Zorndorf heran, wo er den Russen tüchtig die Pelze gestäubt, und Gregor mit seiner Schwadron ritt auf Löbau, um ihr nicht lange darauf in der Siegesbataille bei Hochkirch zur ruhmreichen Attaque aufzublasen. Es war da ein furchtbares Gemetzel. Man hätte glauben sollen, jetzt sei und bleibe ganz Schlesien kaiserlich. Dennoch hieß es, als der Herbstwind über die Stoppeln fuhr, die warmen Oefen wieder in Böhmen aufsuchen. Es war dasmal ein besserer Winter, in einem Städtchen an der mährischen Grenze. Es gab da gute Pflege und ein lustiges Fastnachtsleben, Tanz und Musik genug. Die Schaluppe daheim aber, den Lehenhof und den Chor vermochte ihm das nicht zu ersetzen, und tanzen mochte er schon gar nicht. Er hatte dessen seit dem letzten Tanze genug! Das Frühjahr rückte er mit seiner Schwadron in die Lausitz, wo der tapfere Daun mit dem Preußenprinzen Heinrich einen ganz andern Tanz hatte. Mit ihm kam er gen Dresden und in's Lager beim plauen'schen Grunde, und hier, in Sachsen, war es, wo ihm das fatale Mißgeschick begegnete, das ihn vom stolzen Kriegsschimmel an den erbärmlichen Stelzfuß brachte. O, es war das ein heißer Moment! Es galt, den Preußengeneral Fink, der bei Maxen sich eingenistet hatte, elftausend Mann stark, mit Sack und Pack aufzuheben. Die Preußen schossen und hieben drein wie besessen. Die Oesterreicher zahlten mit blanken Klingen, und Gregor blies ihnen dazu auf, daß es ein Jubel war. Da, wenige Schritte vor ihm im Handgemenge, blitzte ein preußischer Husarensäbel über dem Kopfe eines österreichischen Dragoneroffiziers empor, der im Gedränge des Gefechtes von seinen Leuten allzu weit abgekommen. Einen Augenblick noch, und der Offizier mit zerschelltem Schädel lag unter den Hufen der Rosse. Da, rasch entschlossen, stürzte der Stabstrompeter mit gezücktem Pallasch sich auf den Husaren. Er parirte den Todesstreich vom Haupte des Bedrohten, — dieser, mit einer leichten Wunde, verschwand im Getümmel, — ihm selbst aber im selben Momente riß eine feindliche Kanonenkugel das linke Bein ab. Der General Fink mit seinen Elftausend wurde glücklich gefangen genommen. Den braven Stabstrompeter aber, den man in der Hitze der Affaire für todt liegen gelassen, las man erst des andern Tags von der Wahlstatt auf und schaffte ihn in's Feldlazareth.

„Und hiermit," schloß Gregor, „war meine kriegerische Laufbahn auch zu Ende, — ein Stück Leben, das ich nun, da es hinter mir liegt, um nichts in der Welt nicht erprüft haben möchte, dafür ich aber auch einen ganz anständigen Preis gezahlt! . . ." Er griff dabei wehmüthig lächelnd nach seinem Stelzfuß.

„Ei was!" kämpfte Wenzel Dudek den Rückfall in die thränenweiche Stimmung nieder, von dem er durch die eben vernommene unglückliche Katastrophe vereint mit dem traurigen Angedenken, das dem Helden derselben für ewige Zeiten von ihr verblieben, sich bedroht fühlte. „Immer doch noch besser ein gesunder Stamm mit einem Ast, als ein verdorrter mit deren tausend, und am Ende noch weit besser mit einem Beine lebend, als mit zweien irgendwo in Schlesien verscharrt und verschollen!"

„Und doch wieder ein Preis," fuhr Gregor fort, „den ich herzlich gern verschmerze und der mir überreich vergolten ist durch die Freude, wieder bei Euch zu sein, Euch nützen, meinem alten Vater da, dem es mittlerweile auch nicht gerade zum Besten ergangen, zur Hand sein zu können!"

„So ist's recht!" schlug Wenzel Dudek in die dargereichte Rechte des jungen Mannes ein. „So soll's sein und soll's bleiben und kann's auch nicht anders sein! Kommt ja auch die Schwalbe immer wieder gerne in ihr Nest zurück, sei's auch, daß sie auf ihrer Wanderung irgendwo eine Feder aus ihrer Schwinge gelassen!"

Da knarrte die Thür in ihren Angeln wieder, und wieder in derselben wurde Aennchen's flechtenumrahmtes Köpfchen sichtbar, nur merklich scheuer und verlegener denn vorher.

„Mutter!" flüsterte die Kleine wieder.

„Was ist's denn nun? . . ." fragte die Frau Richterin ebenso zurück.

„Ach du mein Gott!"

„Nun was denn? . . ."

„Ich weiß nicht; — aber — aber —"

„So sprich doch!"

„Dieser Kaffee . . ."

„Hast ihn wohl anbrennen lassen?"

„Ei behüte! aber — aber — er will ja gar nicht . . . gar werden!"

„Da hat man's! Dacht' mir's gleich! Hast gewiß zu wenig Wasser daran gethan!"

„O nicht doch! Bis an den Rand hinauf! Stein aber bleibt Stein, als wär's verzaubert!"

„Dann hast an's Salz vergessen!"

„Nein, nein, Mutter! Eine ganze Handvoll hab' ich drein geschüttet!"

„Also an den Kümmel!"

„Auch an den nicht!"

„Und Zweifel? . . ."

„Einen ganzen Kopf schnitt ich drein!"

„Und Pfeffer? . ."

„Ich nahm, was in der Büchse da war!"

„Hm!" schüttelte die Frau Richterin den Kopf. „Dann weiß ich nicht, woran es fehlt! Hab's aber gleich gesagt, das Zeugs gefällt mir nicht recht! . . . Will 'mal selber nachschauen, was der Haken ist! Möcht' wetten, Du hast die Dinger statt in weichem, am Ende gar in hartem Wasser aus dem Brunnen zugesetzt, und dann freilich ist's kein Wunder! . . . Aber so sind die jungen Mädchen eine wie alle!" fügte sie etwas lauter hinzu. „Geht ihnen weiß der Himmel was für Schrulle im Kopf herum und da versalzen sie den Brei, lassen die Brühe überlaufen und setzen Erbsen und Bohnen in hartem Brunnwasser zu!" Damit ging sie aus der Stube.

„Verarg' ihr's nicht!" rief Vater Dudek, der den letzten Abschnitt ihrer Rede vernommen. „Bist auch einmal ein junges Mädchen gewesen und hast Dir eine Schrulle in den Kopf gesetzt, die Dir nicht eher Ruhe gelassen, als bis der Pfarrer dazu sein Amen gesagt! . . . Und Schrullen bei unserem Aennchen!" wandte er sich hierauf gegen seinen Gast. „Du wirst's nicht glauben, daß

die Kleine seit jenem Abend, der Dir den Stuckknechtsrock eingebracht, auch nicht einmal den Fuß auf den Tanzboden gesetzt, geschweige daß bei der eitles Burschengeschwätz Audienz fände! Dazu hält sie viel zu viel auf sich und ist — Wenzel Dudek's Tochter!"

Das Gespräch führte von dieser Bemerkung ohne lange Umwege auf den jungen Herrn Schluck und von diesem auf dessen würdigen Vater, den Herrn Rentmeister. Die Reihe des Berichterstattens war damit an Wenzel Dudek. Dachte auch dieser nicht daran, was die beiden genannten Personen anbelangt, seine beiden Gäste tiefer als irgend Jemand Andern in sein Vertrauen zu ziehen, so gab es doch da dessen genug, was er dem Heimgekehrten als Dinge, die ihn auf's Nächste angingen, mitzutheilen hatte, und worüber diesem sein Vater doch nur unzureichend Auskunft zu geben vermochte, — von des Letzteren erstem Frohnrückstande an bis zu seinem eigenen heutigen Besuche im Schlosse.

Der junge Mann hörte aufmerksam zu, anfangs mit sichtlicher schmerzlicher Erregung. Er mochte sich sagen, daß zu all' den Chikanen, die sein Vater zu erdulden gehabt, daß zu der noch keineswegs beschwornen Gefahr der Inhaftnahme, die zur Zeit über ihm schwebte, zuletzt doch nur er die Veranlassung gewesen. Bald aber kehrte seinen Zügen die Ruhe getrosten Selbstbewußtseins wieder und um seinen Mund spielte sogar ein Lächeln, als wollte er sagen: „Nun, so weit wird's nicht kommen! Dazu bin ich da!" Als er vollends erfuhr, der Herr Baron, der Herr Oberstwachtmeister Freiherr von N**, erwarte, er werde ihm seine Aufwartung machen, schwand von seiner Stirn auch die letzte Falte, der letzte Schatten der Sorge.

„Ganz reglementsgemäß!" strich er sich den Schnurrbart empor. „Ein Soldat kennt seine Schuldigkeit, — ein Sohn die seine auch! . . ."

Eine geraume Weile war darüber vergangen. Da knarrte die Thür wieder; dießmal aber nicht, um nur Aennchen's flechtenumrahmtes Köpfchen hereinlugen, sondern um sie selbst in ihrer ganzen leichtgeschwungenen, anmuthig schwebenden Gestalt erscheinen zu lassen. Wer sie so eintreten sah in den kurzen, weißgebauschten Aermeln, die den Arm nur bis etwas Weniges unter die Schulter herab deckten, in dem schwarzen, mit Silber besetzten Schnürmieder, das oben in eine dichte Faltenkrause schloß, in dem kurzen scharlachrothen Röckchen und dem breiten schwarzseidenen Fürtuch darüber, der konnte in der That nicht anders als sie reizend nennen. Und dennoch! Es lag etwas in ihrer Haltung, ihrem Gange, ihrem ganzen Wesen, eine gewisse Befangenheit, eine Aengstlichkeit, eine Unsicherheit, eine heimliche Besorgniß, die sie nicht unterdrücken zu können schien, — beinahe etwas . . . Unheimliches!

„Nur immer heran, kleine Wirthin!" glaubte Vater Dudek sie aufmuntern zu müssen. „Hübsch muthig, das ziert die Mädchen! . . Kaffee!" wandte er sich hierauf zu Gregor. „Wir sind im Lehenhof große Herrschaften worden, — der Excellenz-Frau zu lieb und Dir zu Ehren, wackerer Junge!"

Wie groß aber war des sonst so gemessenen und gleichmüthigen königlichen Lehensmannes und hochfreiherrlichen Richters — Erstaunen, möchten wir sagen; aber nein, wir können es nicht verschweigen! — Entsetzen, als die kleine Wirthin anstatt des wohlduftenden, heißen, schwarzen Trankes, den er vor wenigen Stunden erst im Schlosse kennen gelernt, und der, von der Excellenz-Frau in zierlicher Tasse kredenzt, ihm so trefflich gemundet, ihn so wohlig angeregt, eine zinnerne Schüssel grüner Bohnen auf den Tisch niederließ, die zwar gleichfalls einen heißen Dampf, aber keineswegs einen wohlduftenden aushauchten.

„Alle Musketiere und Wetter!" bleibt er wie versteinert sitzen. „Was ist denn das? . . . Das ist ja gar kein Kaffee nicht! . . . Das ist ein mißrathenes Gericht grüner Bohnen! . . . Der im Schloß war schwarz, rabenschwarz . . . Was habt ihr Weibsen denn da wieder angegeben?"

„Schwarz hin, grün her!" erwiederte die Frau Richterin. „Wie Ihr's in's Haus gebracht, so bringt sich's aus der Küche! Wir haben Beide unser Möglichstes gethan, — hexen aber kann von uns Keins!"

Aennchen stand wie angedonnert und sah, plötzlich leichenblaß geworden, mit großen Augen bald den entsetzten Vater an, bald Gregor, der wieder seinerseits, nicht wenig verlegen, seine erstaunten Blicke abwechselnd zwischen Aennchen, dem Herrn Richter und dem unergründlichen Gerichte hin- und herirren ließ.

„Und was wär's sonst?" unterbrach die Frau Richterin die kurze Pause allgemeiner Betroffenheit. „Habt Ihr, Vater, es nicht selbst heimgebracht, und noch dazu als Präsent aus dem Schlosse, und gesagt, daß dieß Zeugs da Kaffee heiße? Und hab' nicht ich darauf gesagt: sieht mir ganz und gar nicht darnach aus? . . . Nun seht Ihr's selbst! . . "

Das klang wie eine Art Beschuldigung, und Vater Dudek, da er das Thatsächliche daran nicht läugnen konnte, sah Gregor an wie Jemand, der nach einem Helfer in der Noth ausschaut, — mindestens aber wie ein Halbverurtheilter, der die Rettung seiner Ehre noch vom Allerletzten erwartet, — von einem entlastenden Zeugniß, einem rechtfertigenden Gutachten.

Allein — auch Gregor konnte nicht in Abrede stellen, daß das Gericht, das er vor sich sah, von jenem, das er die Herren Obersten und Generale in ihren Zelten zuweilen als Kaffee schlürfen gesehen, all' seinen Wahrnehmungen und seiner innersten Ueberzeugung nach himmelweit verschieden sei. Selbst von dem aufopfernden Versuche, die Genießbarkeit des Vorliegenden wenigstens zu konstatiren, mußte er als von einem schlechterdings unausführbaren Wagestück abstehen.

Das war aber mehr, als worauf Aennchen selbst im schlimmsten Falle gefaßt gewesen. Die unheimliche Ahnung war in vernichtendste Erfüllung gegangen! Sie barg ihr Angesicht in die seidene Schürze, wandte sich und floh zur Stube hinaus.

Der weitere Verlauf dieser Szene darf füglich übergangen werden. Der Moment war ohne alle Frage ein kritischer, und das Peinliche desselben drückte mehr oder minder schwer auf alle dabei Betheiligten. Es bedurfte in der That aller Gutmüthigkeit und allen treuherzigen Humors Gregor's, um über dasselbe endlich glücklich hinwegzukommen und bei dem frischgefüllten Kruge die gute Laune von vordem wieder herzustellen.

Triumphirend ging aus derselben nur die Frau Richterin hervor. „Hab's gleich gesagt," sprach sie, „und da hat sich's denn wieder einmal zeigen müssen, — wir Weiber haben immer recht!"

(Fortsetzung folgt.)

Drei Bilder aus der pariser Weltausstellung.

(Zu den Bildern S. 349, 352 und 353.)

Die olympischen Spiele Griechenlands waren die schönsten Feste, welche das Alterthum kannte. Da erfreuten die gymnastischen Uebungen, die wundervollen Wettkämpfe eines von der Natur so hochbegünstigten Volkes die Zuschauer; da entzückten sie die herrlichen Werke der Künstler, und begeistert hingen sie an den Lippen der Geschichtschreiber und Dichter, die zu Olympia die ruhmreichen Thaten der Vergangenheit in treffenden Worten vortrugen, oder in kunstreich gefügten Versen die Helden und Götter und das herrliche Land des hellenischen Volkes besangen. Aus allen Ländern Griechenlands, von seinen entlegenen Inseln pilgerte Alles zu den Festen von Olympia, und eine so hohe Bedeutung nahmen dieselben in der Landesgeschichte ein, daß nach ihnen die griechische Zeitrechnung datirt wurde.

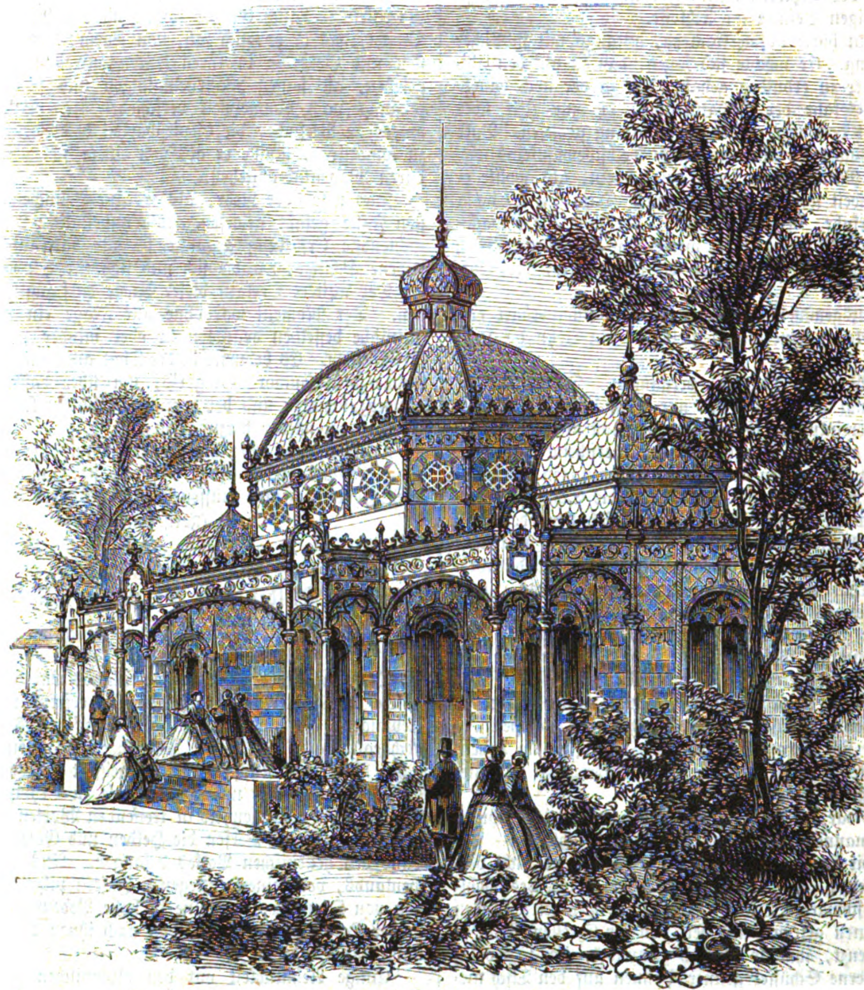
Einige Aehnlichkeit mit den olympischen Festen haben unsere Industrieausstellungen, nur daß dieselben an Inhalt, Glanz und Bedeutung die Grenzen eines einzelnen Landes, die Produktionsfähigkeit einer weit hinter uns liegenden Zeit naturgemäß um ein Unendliches überschreiten. Unsere Industrieausstellungen sind keine bloß patriotischen Feste mehr, es sind kosmopolitische, welche diesen Charakter im vollständigsten Wortsinne erhalten werden, wenn die Bahnschienen den ganzen Erdkreis umgürten und die Drähte der Telegraphen über die Höhen der Gebirge steigen und sich durch die Meerestiefen hindurchziehen. Wir wissen noch nicht, wie die zukünftige Kulturgeschichte mit knapper und zutreffender Ueberschrift das Kapitel charakterisiren wird, welches unser so erfindungsreiches Zeitalter darstellen soll; es wird immerhin ein höchst inhaltreiches werden, was sofort augenfällig ist, wenn wir einen Vergleich anstellen zwischen dem, was kaum hinter der Grenze eines Menschen-

alters liegt, und dem folgenreichen Umschwung in allen Lebensverhältnissen, der sich seither in so wundervoller Weise vollzogen hat. Gewehr mit Feuersteinschloß — Zündnadelgewehr; Stahl, Zunder, Feuerstein — Streichzündhölzchen; Postkutsche — Eisenbahn; Marktschiff — Dampfschiff; optischer Telegraph — elektrischer Telegraph; Handarbeit — Maschinenarbeit; Porträtmalerei, Photographie; Talglicht — Gaslicht: nur diese paar Worte bezeichnen einen in der Weltgeschichte noch nie dagewesenen Fortschritt.

Und die Ergebnisse solchen Fortschrittes — nicht die That einer einzelnen Nation, sondern die Gesammtarbeit der modernen Kulturvölker — die Erzeugnisse ihrer Industrie, den sinnigen Fleiß ihrer Hände, den Triumph ihres erfindungsreichen Geistes wohlgeordnet zur Schau aufgestellt zu sehen: wahrlich, das ist ein Stolz für unser Jahrhundert, wie sich dessen kein früheres rühmen kann.

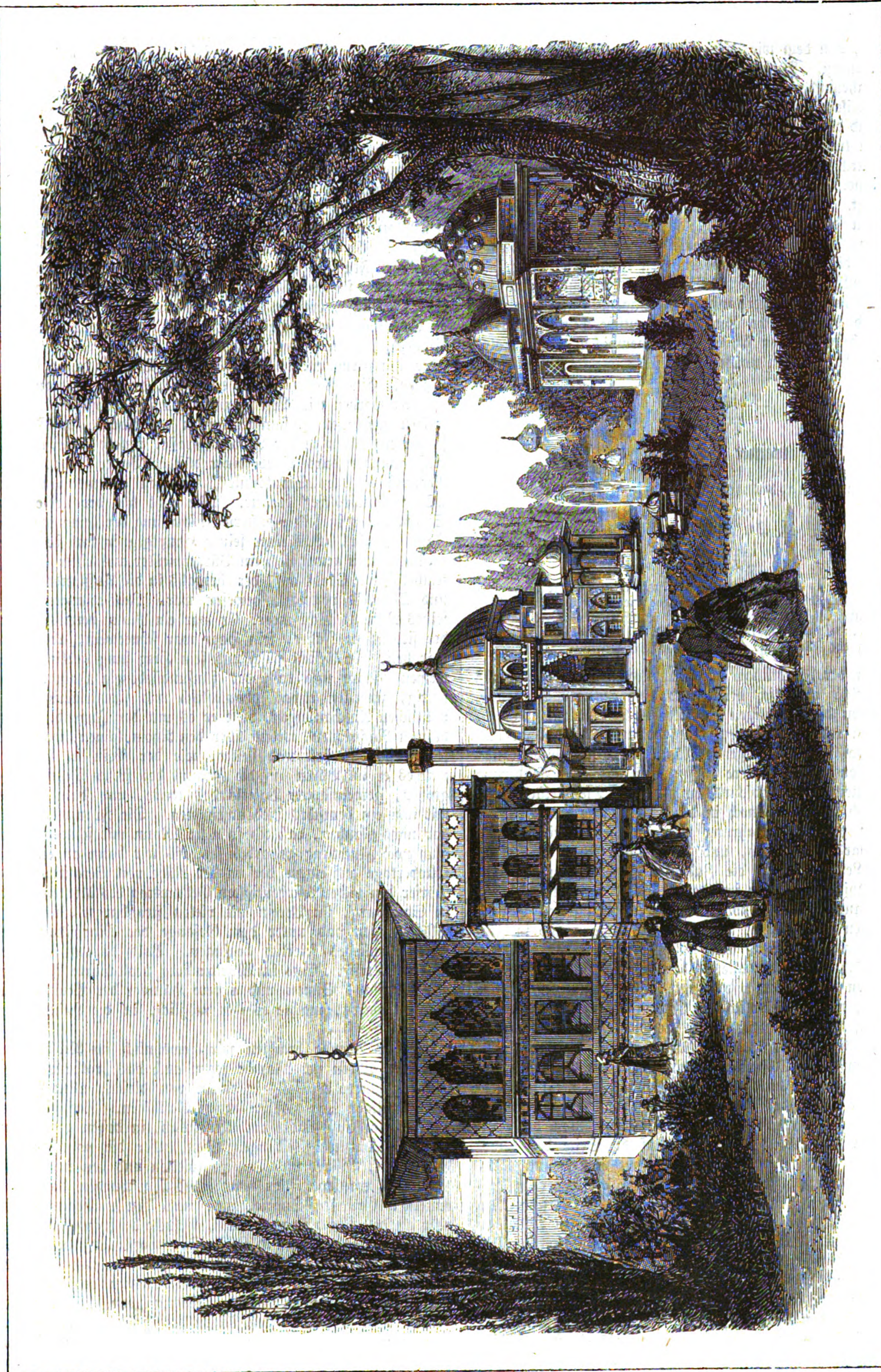
Wir haben in diesen Blättern bereits der pariser Weltausstellung gedacht und unsere Leser in Betreff der großartigen Ausstellungsgebäulichkeiten vorläufig zu orientiren gesucht. Seitdem sind diese Gebäude zu einer wundervollen Stadt angewachsen, wie sie in einem Feenmärchen vorkommen mag, in der wirklichen Welt aber bisher noch nicht dagewesen ist.

Besonders ziehen die fremdländischen Bauten mit ihrem phantastischen Stylcharakter unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir führen



Drei Bilder aus der pariser Weltausstellung. **Portugiesischer Pavillon.** Von Worms. (S. 351.)

unsere Leser heute in die türkische Abtheilung der pariser Industrieausstellung. Dieselbe umfaßt einen größeren Platz, der durch drei Gebäude begrenzt wird, die sich in gleicher Entfernung von seinem Mittelpunkt erheben: eine Moschee, ein Kiosk von Konstantinopel und ein in Holz aufgeführtes Gebäude. Mit aller orientalischen Pracht erhebt sich die Moschee, die im schönsten muselmännischen Styl Kleinasiens sich aufbaut. Genau ausgeführte Verzierungen nach Motiven von der Moschee von Brussa schmücken im verkleinerten Maßstabe die Fassaden des Gebäudes. Auch die Gemälde, welche das Innere der Kuppel beleben, sind gelungene Nachbildungen solcher in der genannten Moschee. Der Altar, der ganz in emaillirten gebrannten Steinen aufgeführt ist, hat eine Höhe von etwa fünf Meter und ist nach persischer Art mit einer Scheidewand versehen. — Das Kiosk gleicht einer Villa des Bosporus und ist von durchaus origineller Bauart. Dasselbe enthält einen prächtigen Saal, in welchen das Licht durch die bemalten Fensterscheiben mit einer Farbenglut der seltensten Art einfällt und über die bunten Teppiche zittert. Schwellende Divans ziehen sich an den Wänden hin und in der Mitte wirbelt eine Wassersäule empor, die eine angenehme Frische unterhält. Das Bad, das in dem Kiosk nicht fehlen durfte, ist von durchaus eigenthümlicher und spezifisch orientalischer Bauart. Die so eben genannten Bauten,



Drei Bilder aus der pariser Weltausstellung. **Türkische Abtheilung.** Von Worms. (S. 351.)

sowie das in Holz aufgeführte türkische Haus zeichnen sich im Ganzen und Einzelnen durch rein gehaltenen Styl und diesem entsprechende Dekoration aus. — Von anderer Stylart ist der portugiesische Pavillon, von dem wir, wie von den türkischen Bauten, eine Abbildung bringen. Derselbe erinnert an die Baudenkmale des sechzehnten Jahrhunderts, von denen Portugal noch so viele und schöne aufzuweisen hat, unter welchen sich besonders der Palast von Cintra und das Kloster Batalha auszeichnen. — Unser weiteres Bild stellt den tunesischen Pavillon dar, der auf Kosten des Bey von Tunis durch baukundige Araber aufgeführt wurde und nach Styl und innerer Einrichtung einen durchaus korrekt arabischen Charakter trägt.

So werden die Völkerschaaren, die aus allen Ländern und Welttheilen zur Ausstellung nach Paris strömen, hier ihre Heimat wieder finden, die türkische Moschee und den spanischen Palast, das preußische Schulhaus und die schweizerische Sennhütte, und der indische Nabob und der amerikanische Plantagenbesitzer, der russische Prinz und der englische Lord, der deutsche Bürger und der französische Arbeiter werden sich in der formenreichen, buntgestalteten Industriestadt auf dem pariser Marsfelde freundlich die Hände reichen.

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter von **Gustav Rasch.**

I. In Straßburg.

(Schluß.)

Leben der Flüchtlinge in Straßburg. Der Rebstock. Der schwarze Bär. Café Cadet. Flüchtlingsbilder. Ein Abend im schwarzen Bären. Frau Drüsar. Amalie Struve. Theodor Mögling. Müller in Pforzheim. Karl Schaible. Neue Aufstände. Reklamationen der badischen Regierung. Amnestie. Internirung der Flüchtlinge. Abreise von Straßburg.

Das Leben der Flüchtlinge in Straßburg war im Spätherbst des Jahres 1848 eigentlich heiter und voll geistiger Anregung. Wir Alle hielten die damaligen Zustände in Deutschland nicht für dauernd, wenn auch die Niederwerfung der wiener Oktoberrevolution und der bald darauf folgende klägliche „passive Widerstand“ der berliner Bevölkerung unsere Hoffnungen auf eine Aenderung der Dinge momentan sehr abschwächen mußten. Die Meisten unter uns waren noch sehr jung, noch in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre; unsere politische Erfahrung war eine sehr geringe, aber desto größer war unser Muth, und die Jugend schaut ja immer rosig in das Leben und in die Zukunft. Wir hofften auf eine allgemeine Frühjahrserhebung im Jahre 1849, auf eine Konsolidirung der französischen Republik und deren zukünftigen Einfluß auf die deutschen Verhältnisse, auf Siege in Ungarn und in Italien, welche ja auch sämmtlich nicht ausblieben, auf den allgemeinen revolutionären Geist, der alle Hindernisse bewältigen würde — jedenfalls waren wir heiter und zuversichtlich, wenn auch einige ältere Männer, welche die politischen Ereignisse der letzten Monate nach Straßburg geführt hatten, gerade nicht die rosigen Anschauungen der jungen Generation theilten. Unter ihnen schaute die politische Lage Europas am Düstersten an eine schon seit den politischen Kämpfen der dreißiger Jahre in Süddeutschland vielbekannte Persönlichkeit, Herr Alexander Simon in Stuttgart, ein talentvoller Maler und früherer Freund des Ministers Römer. Nach der französischen Februarrevolution war er ganz auf die Seite der demokratischen Partei getreten, hatte in Stuttgart eine Zeitung, die „Sonne“ herausgegeben, welche die Grundsätze der äußersten Linken vertrat, und hatte dann mit Rau von Gaildorf versucht, die badische Revolution durch eine gleichzeitige Erhebung in Württemberg zu unterstützen. Rau hatte diese energische und demokratische Politik auf den Hohenasperg geführt, Alexander Simon war es gelungen, sich dem bereits ausgefertigten Verhaftsbefehl durch eine schleunige Flucht über den Rhein zu entziehen. Simon war, wie gesagt, bereits seit den dreißiger Jahren auf dem Felde der konstitutionellen Verfassungskämpfe thätig gewesen; als ein Mann über die Mitte der Vierziger hinaus hatte er eine lange Reihe von politischen Erfahrungen und Täuschungen hinter sich; wie war es da zu verwundern, wenn er mit unsern heitern Zukunftsbildern und hoffnungsvollen Plänen häufig in Konflikt gerieth? Auch er hatte, wie Hecker, bereits den Plan gefaßt, Europa zu verlassen und mit seiner starken Familie, welche in Stuttgart zurückgeblieben war, nach Amerika auszuwandern. Sein Reiseziel war indeß nicht nach Nordamerika, sondern nach Chili gerichtet. In der zweiten Hälfte des Dezember, wo die Meisten von uns Straßburg bereits verlassen hatten, hat Simon auch seine Reise nach Südamerika angetreten. Er schrieb mir noch einen Abschiedsbrief nach Paris, bevor er den europäischen Boden verließ. Alle meine Vorstellungen, welche ich ihm nochmals von Paris aus machte, zu mir zu kommen und seinen Plan aufzugeben, waren vergeblich. Armer und unvergeßlicher Freund! Er war mir von allen in Straßburg damals lebenden politischen Flüchtlingen, trotz des großen Unterschieds unserer Jahre, am Meisten sympathisch. Intelligent, auf allen Gebieten des Wissens zu Hause, von entschieden demokratischen Anschauungen, war er ein Mann von höchst liebenswürdigem Wesen und eleganten Umgangsformen. Nur einmal habe ich aus Südamerika etwas über ihn vernommen. Es war seine Todesnachricht in den Zeitungen. Eine Korrespondenz berichtete, daß er von den Botokuden getödtet worden sei. Wir nannten ihn in Straßburg, wenn er bei unsern geselligen Zusammenkünften am Abend, im Gasthof zum schwarzen Bären in der Austerlitzstraße, unsere heitern Pläne und Anschauungen durch eines seiner düstern Bilder störte, in unserem Verdruß oft die „Staatsunke“, wogegen er uns mit dem Titel „Staatslaubfrösche“ beehrte. Wie recht hat der arme Alexander Simon leider in seiner düstern Anschauung der kommenden sechzehn Jahre gehabt! Als einer seiner Hauptgegner trat in solchen Gesprächen dann gewöhnlich ein Bürgermeister aus einer kleinen württembergischen Stadt auf, der ebenfalls in die Aufstandspläne Rau's und Simon's verwickelt gewesen war. Ich erinnere mich leider seines Namens nicht mehr. Er war ein Mann bereits in der Mitte der siebenziger Jahre, sein Haar war schneeweiß, aber sein Auge war hell, sein Gesicht frisch und sein Herz jung geblieben trotz der weißen Haare und trotz der fünfundsiebenzig Jahre. Lebendig, feurig, zuweilen etwas phantastisch und schwärmerisch in seinen politischen Anschauungen, hielt er es mit der Jugend. Trotz aller düstern Nachrichten, welche über den Rhein kamen, war am Abend sein Gesicht so hell und heiter, wie der Wein in seinem Glase, welches er im Bären auf die Zukunft des freien Deutschlands, des großen, gemeinsamen Vaterlandes leerte, und dann mußten wir mit ihm ein deutsches Lied anstimmen. Die Franzosen wollten es gar nicht glauben, daß ein so alter Mann mit schneeweißem Haar auch noch Flüchtling geworden sei, bis wir dann an einem heitern Oktobertage auf einem der in der Nähe von Straßburg belegenen Dörfer den sechsundsiebenzigsten Geburtstag des ältesten Flüchtlings in Straßburg, im Verein mit vielen straßburger Bürgern, unter Gläserklingen und unter dem Gesange der Marseillaise und des Girondistenliedes feierlich begingen. Bald darauf schied er aus unserem Kreise. Eine in Württemberg proklamirte Amnestie, von der nur Rau, Simon und andere Häupter der Bewegung ausgeschlossen waren, machte es ihm möglich, in die Heimat zurückzukehren.

Unsere Abende brachten wir gewöhnlich im Rebstock oder im schwarzen Bären zu; Manche zogen auch das „rothe Männle“ vor. Gespeist wurde ebenfalls in einem von diesen, allen Flüchtlingen der damaligen Zeit wohlbekannten Gasthöfen. Nachmittags trafen wir uns im Café Cadet am Kleberplatz, in dessen großen und eleganten Sälen wir Zeitungen lasen, über die politische Weltlage debattirten, Billard und Domino spielten und den üblichen schwarzen Kaffee tranken. Vor dem Abendessen wurden dann noch von einzelnen Gruppen Spaziergänge nach den umliegenden Dörfern oder an den Rhein unternommen, Besuche bei französischen Bürgern gemacht, Manche hörten auch eine Opernvorstellung in dem ziemlich guten Stadttheater an; aber Abends war man sicher, alle Freunde und Leidensgenossen in den gastlichen Räumen des Rebstocks, des Bären oder des rothen Männle wiederzufinden. Wir befanden uns ja Alle noch in jenen ersten Tagen des Exils, wo die Meisten auf eine baldige Rückkehr in die Heimat, sei es auch auf Grund einer jener Amnestieen, womit im Herbst des Jahres 1848 die süd-

deutschen Regierungen recht freigebig gewesen sind, rechnen konnten: die Noth war auch noch an Niemanden herangetreten, und wenn Einem unter uns die Mittel momentan ausgingen, so half der Andere aus. Nach zwei Jahren auf dem naßkalten Straßenpflaster von London war die äußere Lage der deutschen Flüchtlinge freilich eine andere geworden. Ich habe mich immer jener heitern Abende mit Vergnügen erinnert, bei denen oft das große Gastzimmer im schwarzen Bären kaum alle die Gäste fassen konnte, deren Zahl durch die vielen Besuche aus Baden, aus der Pfalz und aus Württemberg, welche einen oder mehrere Tage währten, vergrößert wurde. Da saßen drei schöne junge Mädchen mit dunkelbraunen Augen und reichem, dunklem Haar neben einem Freiheitskämpfer aus der letzten Struve'schen Erhebung, der in dem Gefecht bei Staufen den Kugeln und der Gefangenschaft glücklich entgangen war; zwei waren seine Schwestern, die dritte seine Braut; da waren Cousinen und Freundinnen; sie wollten einen Vetter und Freund besuchen, der sich schon seit dem Hecker'schen Freischaarenzuge in Straßburg aufhielt, ohne unter den verschiedenen Begnadigungskategorieen, welche seit dem Sommer in Karlsruhe verkündet waren, bis jetzt einen Platz finden zu können; da war auch eine Mutter oder ein Vater, welche den einzigen Sohn „im Elend" besuchten und ihm seine Börse füllten, um sich noch einige Monate „im Elend" recht behaglich zu fühlen, bis die neue, erwartete Amnestie ihm gestatten würde, in die Heimat zurückzukehren. Ein zärtliches Paar hatte sich in die dunkle Ecke des Saales gedrückt, um mit einander leise zu flüstern, nicht von der Politik und von der Zukunft Europas, sondern von der Liebe und von zärtlichen Dingen; sie wollten sich bald miteinander verheirathen. Er war schwer bei dem Hecker'schen Zuge kompromittirt, an eine baldige Amnestie war nicht zu denken, — indeß, man konnte sich ja auch in Straßburg verheirathen, und die nächste Revolution stand ja bei den feurigen und jugendlichen Köpfen in allernächster Aussicht. Aber nicht weit von ihnen, auch in einer dunkeln Ecke, saß in der Mitte mehrerer Freunde eine bleiche, blonde Frau. Ihre Züge waren fein und äußerst einnehmend und trugen noch heute das Gepräge ehemaliger großer Schönheit, obschon die stattliche Frau bereits am Ende der vierziger Jahre sein mochte. Wer war die bleiche Frau mit dem schönen, lichten, blonden Haar? Thränen perlten in ihren dunkeln Wimpern, während sie sprach, und rollten langsam über die bleiche Wange. Es war Gustav Struve's Schwiegermutter, Frau Düsar, die Mutter der schönen und geistvollen Amalie, welche vor zwei Jahren fern von Europa in Amerika starb, als ihr Gatte, mein edler und hochherziger Freund Gustav Struve, als Hauptmann der Unionsarmee gegen die feindlichen Sklavenhalter im Felde stand. Arme und tapfere Amalie! Wie sangst Du so schön in einem Deiner Lieder: „Der Freiheit schönster Tag wird nah'n, der größte, den die Völker sah'n!" Deine Augen haben ihn nicht gesehen, diesen Tag, aber die Völker werden ihn schauen. Du warst noch nicht lange todt, da fiel Richmond, da fiel Petersburg, da fiel Charleston, die Burgen der feindlichen Sklavenhalter, — und der große Sieg der Freiheit und der Republik jenseits des Ozeans war schon nicht mehr zweifelhaft. Die bleiche Frau erzählte ihren Freunden von der Gefangenschaft ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes in Freiburg, wohin sie nach dem Gefecht von Staufen gebracht worden sind. Und dort in der kleinen Stube gleich neben dem großen Saale sitzt hinter dem Tische, eine Flasche neuen Weines trinkend, ein großer, stattlicher Mann mit dunklem Haar und feurigem, dunklem Auge. Auf seinen Gesichtszügen vereinigen sich Intelligenz und Energie mit Wohlwollen und Herzensgüte; seine Stimme klingt stark und sonor; sein ganzes Wesen ist außerordentlich sympathisch. Es ist Oberst Theodor Mögling, der mit Weißhaar und Hecker und Struve die erste badische Erhebung führte. Tapferer und lieber Freund, Du schaust so fröhlich aus und trinkst mit solchem Wohlgefallen das Glas neuen Weines, welcher da vor Dir steht; wenn Dir heute Jemand das Schicksal gesagt hätte, was Dich nach Ablauf von kaum sechs Monaten treffen sollte! Von einer Kugel getroffen, stürztest Du schwer verwundet im Kampf mit den Preußen im Sturm auf Waghäusel vom Pferde — — und dann brachtest Du, dem Tode durch Pulver und Blei wie durch ein Wunder vor dem Kriegsgericht entgangen, neun lange Jahre in einer Einzelzelle des Zuchthauses zu Bruchsal zu. Aber Dein Muth und Deine energische Seele haben Dir über das Alles hinweggeholfen, und da lese ich so eben Deinen Namen auf dem in London erscheinenden „deutschen Eidgenossen", als einer der Streiter und Ritter des Geistes, welche sich unverbrüchlich treu geblieben sind. Und die zarte, jugendliche, blonde Gestalt da neben dem großen und starken Manne, mit den sanft blickenden blauen Augen, wer ist es? Ueber seinen blonden Scheitel sind wohl noch kaum fünfundzwanzig Jahre dahingezogen. Es ist auch ein badischer Flüchtling, ein Student der Medizin, Herr Karl Schaible, heute Professor an der englischen Militärakademie in Woolwich und Examinator an der londoner Universität. Sein ganzes Wesen macht einen so sanften Eindruck, daß man den feurigen Revolutionär gar nicht in ihm suchen sollte. Er hat bereits an dem Hecker'schen und am Struve'schen Freischaarenzuge Theil genommen, war in den Gefechten bei Kandern und bei Staufen und ist schwer kompromittirt. Im Jahre 1849 war er Civilkommissär der Brentano'schen Regierung und hat sich durch seine Energie und durch sein Organisationstalent ausgezeichnet. Auch damals entging er den Kugeln und der Gefangenschaft, und vor zwei Jahren sollte ich ihn in London wiedertreffen. Ihnen gegenüber sitzen Müller von Pforzheim, der „Finanzminister", Alexander Simon und eine damals viel genannte Persönlichkeit, durch den frankfurter Aufstand am 18. September kompromittirt. Ich will ihn nicht nennen, denn ich habe ihn damals geliebt; er ist für die Freiheit und auch für die Ehre verloren gegangen. Alle Flüchtlinge, welche damals mit uns in Straßburg waren, werden wissen, wen ich meine. Aber es wird leise gesprochen an dem kleinen Tische; es wird von Gewehren und von Munition geflüstert, eine Karte war auf dem Tische ausgebreitet, es ist von einer neuen republikanischen Schilderhebung am andern Ufer des Rheines die Rede; verlassen wir das kleine Zimmer im schwarzen Bären.

Zwei Tage darauf berichteten die badischen Zeitungen von einem neuen Aufstandsversuch im Großherzogthum Baden. Nachts waren die Flüchtlinge auf Kähnen über den Rhein gefahren. Straßburger Nationalgarden hatten Gewehre und Munition geliefert; während eines halben Tages hatte die Fahne der deutschen Republik wieder am andern Ufer des Rheins geweht. Vor vierzehn Tagen hatte ein ähnlicher Versuch, von Straßburg aus geleitet, auf einem andern Punkte stattgefunden. Die Reklamationen der badischen Regierung bei der Regierung der französischen Republik wegen Entfernung der Flüchtlinge von der Grenze mehrten sich. In der verflossenen Woche erst hatte zwischen uns und den badischen Gendarmen und Wachtposten am andern Ufer mitten auf der Rheinbrücke eine Rauferei stattgefunden, französische Soldaten und Nationalgarden waren uns zu Hülfe gekommen, und wir hatten den badischen Gendarmen und Soldaten mit Gewalt zwei Flüchtlinge entrissen, welche einen Besuch in Kehl gemacht hatten und dort von einem Gendarmen erkannt wurden. Wir hatten in unserer siegreichen Rauferei auf der Mitte der Brücke sogar einen badischen Gendarmen gefangen genommen, ihn natürlich vom jenseitigen Ufer wieder laufen gelassen, da wir nichts mit ihm anzufangen wußten. Einige Wochen früher bemächtigten sich badische Flüchtlinge in Straßburg zweier badischer Offiziere, welche zu der kehler Besatzung gehörten und im Civilanzuge in Straßburg umherspazierten. Sie wurden in ein Haus gelockt, dort gefangen genommen und der Kommandant von Kehl durch Drohungen kaum glaublicher Art gezwungen, die beiden Offiziere gegen zwei in Kehl gefangen gehaltene politische Flüchtlinge auszuwechseln. Die französischen Behörden wurden veranlaßt, sich in die höchst fatale Geschichte hineinzumischen. Mehrere Flüchtlinge wurden verhaftet, nach einigen Tagen indeß von den Assisen freigesprochen, obschon sämmtlichen Geschwornen der volle Thatbestand der Sache bekannt war. Wer konnte deßhalb der badischen Regierung verdenken, daß sie fortwährend auf Internirung der Flüchtlinge drang? Endlich gab die Regierung des Generals Cavaignac derartigen flagranten Thatsachen gegenüber nach. Den badischen Reklamationen wurde in Paris Gehör gegeben. Eine neue, in Karlsruhe proklamirte Amnestie gestattete allen in Straßburg anwesenden Flüchtlingen, welche nicht schwer kompromittirt waren, die Rückkehr, und sämmtlichen schwer kompromittirten Flüchtlingen wurde von der französischen Regierung aufgegeben, binnen einer bestimmten Frist Straßburg

zu verlassen und sich einen andern Ort im Innern des Landes zum Aufenthalt zu wählen. Nach vier Wochen war Straßburg leer von Flüchtlingen. Ich reiste mit der Mallepost durch Lothringen und durch die Champagne nach Paris.

Bilder aus Brasilien.

Von

Arnold Wellmer.

3. Eine Venda.

In einem grünen frischen Thale an der Landstraße steht ein geräumiges Haus, kunstlos aus Holz gezimmert, mit offener Halle und breiter Veranda. Ein Garten mit Gemüse schließt sich daran, einige Rasen sind in der Nähe.

Kehren wir ein, denn wir stehen vor einer Venda, einer Herberge mit Kramladen. Der Kram des Ladens ist ein sehr buntscheckiger; zu kaufen sind: Viktualien, Pökelschweinefleisch, Wein, Champagner, Porterbier, Sardinen, Pickels, kandirte Früchte, Glas, Porzellan, Haus- und Küchengeräthe, Kleider und Stiefel, Feldgeräthschaften, Peitschen, Pferdezäume, Sättel u. s. w.

Der Wirth unserer Venda, eine runde, behäbige Figur, hat in dem gutmüthigen Gesichte einen unverkennbar deutschen Zug. Auf gut Glück reden wir ihn in der uns so theuren Frau Muttersprache an. Da fliegt über sein stark geröthetes glänzendes Gesicht ein ganzer Büschel von Sonnenstrahlen, er streckt uns beide derbe Fäuste auf einmal hin und ruft herzlich: „Freundlichst willkommen, Herr Landsmann, — ein heißer Tag in Brasilien, während daheim lustig die Schneeflocken fliegen und das Feuer im Kamin den Takt dazu prasselt! — Doch jetzt legen Sie ab und thun ganz, als wären Sie zu Hause, ich will nur schnell meine Alte rufen, — die wird sich freu'n, mal wieder echt deutsch schwatzen zu können!"

Gleich schallt es gewaltig durch die Venda: „Mutter — Alte — ein Landsmann, — Lise — Dore — ein Deutscher, ein Deutscher!"

Freudestrahlend eilt die Mutter herbei, eine kleine behagliche Frau mit reichem Haar und rosigen Wangen, — unter dem Grübchen im Kinn einen ganz kleinen Anflug von — Kropf! Der ist auch ein Andenken aus der Heimat — aus Thüringen.

Dore und Lise, kernige rosige Mädel mit blitzblauen Augen und strotzenden Haarzöpfen unter dem rothseidenen Kopftüchel bilden verschämt den Nachtrab. Und jetzt wird rechtschaffen geschwatzt — wovon? — O natürlich von der Erde jenseits des Ozeans — von dem lieben, lieben deutschen Heimatlande! „Aber, Mutter, der Herr muß nach seinem langen Frühritte einen barbarischen Hunger haben, das dürfen wir über dem Schwatzen nicht vergessen!" — „Was befehlen der Herr? — Hähnchen — Bohnen — Schweinefleisch — Reis — Farinha — Manioc? . . ." — „Alle diese werthen brasilianischen Nationalgerichte, mit dem unvermeidlichen Schweinefett und Cayennepfeffer bereitet, habe ich mir schon recht herzlich zuwidergegessen, ich möchte um etwas Heimatliches bitten!" — „Birnkloß?" — „Birnkloß! Birnkloß!" wiederhallt es jubelnd von Dore und Lise; „heute gibt's Birnkloß!" — „Birnen, hier in Brasilien?"

Triumphirend führt uns der Hausvater auf die Veranda, — richtig, im Garten steht ein junger Schmalzbirnenbaum, reich behangen mit rothbackigen Früchten. „Den haben wir ganz klein aus Thüringen mit herübergebracht; er hat uns auf der Ueberfahrt viel Mühe gemacht, — dafür gibt's jetzt aber auch in Brasilien echten thüringer Birnkloß!"

Da trappelt es das Thal herauf — „Eine Tropa!" In langer Reihe schreiten wohl achtzig Maulthiere, mit Kaffeesäcken beladen, bedächtig den holperigen Weg daher. Die sie begleitenden Neger feuern sie beständig durch ihr schrilles Geschrei und den geschickten Wurf ihrer Stecken an.

Vor der Venda macht die Tropa Halt, um hier über Mittag zu rasten. Die Kaffeesäcke werden abgeladen, die Maulthiere abgezäumt und in den Schatten des Waldes entlassen. Die Thiere laufen nicht davon, sie sind viel zu müde und hungrig. Sie fressen sich satt und werfen sich träge in's Gras; werden sie von den Muskitos arg belästigt, so wälzen sie sich umher. Die schwarzen Führer der Tropa verzehren im Schatten der Venda ihr frugales Mahl von Bohnen und Speck oder trockenes Maniocmehl. Dann legen sie sich zum Schlaf, bis die größte Hitze vorüber ist.

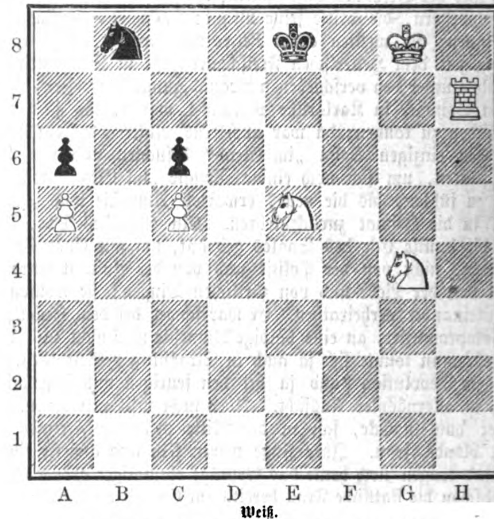
Wir speisen üppiger wie die armen Maulthiertreiber. Ein goldbraunes Hähnchen und ein riesiger Birnkloß duften vor uns auf dem Tische — o, wie Dorens und Lisens Augen leuchten!

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von **de Musset.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 343:

Räthsel.

Es wandelt still und ganz allein
Des Nachts umher beim Sternenschein,
Nur selten auch bei hellem Tag,
Doch immer dann ganz bleich und schwach.
Bald nimmt es ab, bald nimmt es zu
Und findet keine Rast noch Ruh.
Ob's auch geheime Kräfte hat,
Man noch nicht ganz ergründet hat.

Fliegende Blätter.

Die Rettung. Der berühmte französische Lustspieldichter Molière besaß ein Landhaus zu Auteuil bei Paris, wo er einst den Besuch einiger Freunde empfing; da er selbst unwohl war, so bat er einen derselben, den Dichter Chapelle, den Wirth zu machen. Dieses Auftrages entledigte Chapelle sich mit so vortrefflichem Erfolge, daß die Köpfe sehr bald heiß wurden. Man kam auf das menschliche Leben und seine mannigfachen Sorgen und Leiden zu sprechen; und endlich vereinigten die Freunde sich in dem Ausspruch, es sei so erbärmlich auf der Welt, daß es am Besten sei, gar nicht geboren zu werden, und daß man diesem thränenreichen Dasein ein möglichst rasches Ende machen müsse. Der Seinefluß war in der Nähe, und so beschloß die von Wein erhitzte Gesellschaft aufzubrechen und sich sofort in's Wasser zu stürzen. Einer der Versammelten, welcher seine fünf Sinne noch beisammen behalten hatte, eilte zu Molière und benachrichtigte ihn von dem tollen Entschluß seiner Gäste. Sofort erschien Molière, um denselben zu hindern, aber er merkte sogleich, daß mit vernünftigen Vorstellungen hier nichts auszurichten sei. Also faßte er die Sache anders an: er meinte, es sei nicht freundschaftlich gehandelt, wenn seine Freunde sich ohne ihn ertränken wollten. Chapelle rief: „Nun, so komme nur gleich mit heraus!" — „Nicht doch," sagte Molière, „eine so erhabene Handlung darf nicht bei Nacht und Nebel unternommen werden; morgen früh, wenn wir alle ausgeschlafen haben, stürzen wir uns kopfüber in's Wasser; heute aber wollen wir unsern Wein austrinken!" Die Freunde jubelten Beifall; man trank weiter, man schlief gut, und am andern Morgen — fuhr die Gesellschaft wohlbehalten heim nach Paris.



Der sterbende Miles macht Martha Geständnisse. (S. 359.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

29. Bekenntnisse eines Gauners.

Zum Glücke für Klemens Foster hatte der Donner seines Gewehrschusses die Dienerschaft des Schlosses allarmirt, welche halb angekleidet, zitternd und verschlafen in der Gallerie erschien. Er glaubte Martha getödtet zu haben, fand aber beim Scheine mehrerer Lichter einen Mann im Blute schwimmend und Martha einige Schritte davon entfernt, unverletzt. Einen Freudenruf ausstoßend, stürzte er auf sie zu, ergriff ihre Hand, und seine Augen wurden von Thränen feucht. „Gott sei gelobt!“ rief er aus. „Wenn meine Kugel Sie getroffen hätte, so würde ich nie wieder in meinem Leben eine glückliche Stunde gehabt haben.“

Ein von der Dienerschaft ausgestoßenes Geschrei verursachte, daß er auf's Neue zum Gewehr griff. „Da bin ich, Herr!“ rief die wohlbekannte Stimme des Wächters. Dieser hatte, als er Klemens vom Fenster verschwinden sah und den Gewehrschuß hörte, die Gallerie des Balkons erklettert und war auf diese ungewöhnliche Weise in's Haus gelangt. „John! Es ist John!“ kreischten die Weiber, welche im ersten Augenblick geglaubt hatten, daß Räuber einbrächen. Klemens näherte sich dem Getroffenen, um die Wunde zu untersuchen. „Nehmen Sie sich in Acht!“ sagte die Kammerfrau. „Er stellt sich todt und wird uns Alle ermorden!“ — „Er ist noch nicht todt,“ versetzte der Wächter, welcher den Oberkörper des Verwundeten erhoben und die Hand auf's Herz desselben gelegt hatte, „aber er wird's nicht mehr lang treiben. Ein ausgezeichneter Schuß, Sir; gerade in's Herz!“

Miß Wyndham, welche sich, hinter der Thür lauschend, erst klug versichert hatte, daß alle Gefahr vorüber sei, stürzte nun auch herein und rief mit erkünstelter Aufregung die Dienerschaft „zur Vertheidigung ihrer geliebten, angebeteten Herrin“ auf. Klemens bemühte sich, ihr begreiflich zu machen, daß Miß Mendez unverletzt sei, aber die junge Dame wollte sich nicht überzeugen lassen. Die Gelegenheit, ihre vermeintlich uneigennützige Anhänglichkeit an die reiche Bewohnerin von Brierly-Grange an den Tag zu legen, war viel zu günstig, als daß sie sich dieselbe hätte entgehen lassen mögen. Indem sie sich neben dem Sessel, auf welchem Martha allmälig wieder zum Bewußtsein kam, auf die Kniee warf, flehte sie diese an, sich zu beruhigen, zu ermannen, wieder zu leben um der armen Waise willen, die Niemand auf Erden habe als sie.

Die Köchin, welche für ihre Gebieterin eine weniger romantische, aber nützlichere Theilnahme bekundete, entfernte sich, um ein Glas Wasser herbeizuholen. „Tragt sie in ihr Zimmer!“ sagte Miß Wyndham, „aber sanft, ganz sanft!“ — „Ich danke!“ versetzte Martha, nun zum ersten Male wieder sprechend, mit schwacher Stimme. „Ich fühle mich schon besser, weit besser. Wo ist mein Retter?“ Ihre Augen fielen auf Klemens, welcher, blaß wie der Tod, auf sein Gewehr gestützt dastand. „Mein braver Freund,“ fuhr sie mit mattem Lächeln fort, „Ihnen verdanke ich mein Leben. Nie kann ich Ihnen diese That vergelten!“ — „O, Sie leben, Miß Mendez, das ist mein schönster Preis!“ entgegnete Klemens. „Wenn Sie wüßten, welche Angst ich erlitten, nachdem ich den Schuß abgefeuert, bis zu dem Moment, wo die Leute mit Licht erschienen und ich mich überzeugen konnte, daß Sie nicht getroffen waren! Sprechen Sie nicht von Dank, meine gütige Freundin! Aber ich bitte Sie, sich zurückzuziehen; diese Szene ist nicht für Frauen gemacht — die Männer allein können hier bleiben.“ — „Nein, nein!“ entgegnete Martha fest; „mein Werk ist hier noch nicht beendigt. Dieser Elende — lebt er noch?“ — „Er lebt, Madame!“ entgegnete der Wächter, welcher den Verwundeten auf

ein Sopha gelegt hatte; „aber er wird bald enden. Der Bluterguß ist innerlich.“ — „Kann er sprechen?“ — „Ja wohl, er ist bei Besinnung.“

Mit einer Kaltblütigkeit, welche Alle überraschte, gab Martha Befehl, in aller Eile einen Chirurgen herbeizuschaffen. Dann ließ sie den nächstwohnenden Dorfmagistrat in der Person des Reverend William Rede herbeiholen. Nachdem sie diese Weisungen ertheilt, entnahm sie der Hand eines nahestehenden Dieners ein Licht und schritt damit auf das Sopha zu, auf welchem Miles lag. Die Blicke Beider trafen und maßen sich einander schweigend; Martha's Gesichtszüge waren bleicher als die des Gauners, dessen Augen im Feuer der Wuth glühten. „Mit mir ist's aus!“ sagte er mit Anstrengung, denn das Blut hatte ihm die Brust gefüllt. „Wenn es ein Mann gewesen wäre, der mir diesen Streich versetzte, dann wollte ich's gelten lassen; aber ein solcher Gelbschnabel wie Jener dort, dem ich den Hals zwischen zwei Fingern hätte zerdrücken können — das ist zu viel für Unsereinen!“ — „Das ist der Lohn Ihres abscheulichen Lebens,“ versetzte Martha kalt. „Sie sind gewarnt worden, vergebens gewarnt worden; nichts vermochte dieß Herz von Stein zu bewegen!“ — „Hm, die Kugel hat's schließlich getroffen! Verdammt soll diese Kugel sein und die Hand, die sie absandte!“ — „Mein Himmel!“ rief Mrs. Everett, plötzlich Gesicht und Stimme des Sterbenden erkennend. „Dieß ist ja der Freund von Harry Rudge! — Wer hätte denken können, daß ein Mensch von so respektablem Aussehen ein Spitzbube wäre!“ — Miß Mendez gab ihr ein Zeichen zu schweigen. „Miles,“ fuhr sie gegen diesen gewendet fort, „Ihre Verbrechen werden nun bald mit Ihren Leiden endigen; aber es gibt ein anderes Leben! Sie entgehen zwar der irdischen Gerechtigkeit, aber dem Richterstuhle Gottes können Sie nicht entfliehen. Denken Sie daran, ehe es zu spät ist! Oeffnen Sie Ihr Herz der Reue! Sagen Sie mir, wo mein Kind ist! Bekennen Sie!“ — „Ich soll bekennen?“ entgegnete Miles rauh. „Was soll ich bekennen? Und was sollte mir das helfen?“ — „Gott wird Ihnen dafür verzeihen!“ — „Mir verzeihen — mir! Es gibt für mich keine Gnade. Ich würde ein ehrliches Leben geführt haben, wenn die Menschen barmherzig gewesen wären; aber ich mußte stehlen, um nicht Hungers zu sterben. Ich konnte den Klauen des Satans, Ihres Großvaters, nicht entgehen und bin nun in Ihre eigenen gefallen. Ich hab's wohl versucht, mich davon loszumachen, aber — na, sei es! Bet und ihre armen Würmer können jetzt darben!“ — „Nein!“ rief Martha lebhaft, indem sie hoffte, damit das Mittel gefunden zu haben, diese wilde Natur zu besiegen. „Nein, trotz alles Uebeln, welches Sie mir zugefügt haben, verspreche ich Ihnen, Ihrer Frau und Ihren Kindern zu helfen, daß diese auf ehrliche Weise ihr Brod erwerben. Aber sagen Sie mir, was Sie über mein Kind wissen!“

Miles antwortete nichts, aber er kämpfte einen gewaltigen innern Kampf. Mittlerweile erschienen nun auch der Wundarzt und der Magistrat; während Ersterer die Wunde untersuchte, begab Letzterer sich mit Klemens und Martha in's Bibliothekzimmer, um über das Geschehene ein Protokoll abzufassen. Reverend William Rede war eine von den genauen und methodischen Persönlichkeiten, von denen alle Welt nur Gutes spricht, weil die Mittelmäßigkeit das Privilegium zu besitzen pflegt, weder Eifersucht noch Haß zu erregen. Als obrigkeitliche Person that er, ohne überhaupt eine bemerkenswerthe Thätigkeit zu entfalten, seine Schuldigkeit. Er flößte allen Vagabunden, die in seine Nähe kamen, eine heilsame Furcht ein, und verurtheilte nie einen solchen Unglücklichen wegen Bettelns zu einem Monat Gefängnißstrafe, ohne ihm, wenn er aus der Haft entlassen ward, dringend zu empfehlen, sich ein ehrliches Existenzmittel zu verschaffen. Wie die meisten seiner Amtsbrüder, wußte er Andern immer sehr viel zu rathen, hatte aber für sie keinen wirklichen Trost. Als Priester, und zwar reicher Priester, erfüllte er die ihm obliegenden Pflichten; er zeichnete seinen Namen in die Listen der Wohlthätigkeit, vertheilte eine kleine Partie Brennmaterial und Leinenzeug oder wollene Decken an die ärmsten Leute seiner Pfarrei, sowie zweimal jährlich Thee und Kuchen an die Kinder der Armenschule.

„Dieß ist ja ein schreckliches Ereigniß, Miß Mendez!“ begann er, nachdem er Platz genommen hatte. „Sagen Sie mir, wie Alles zugegangen ist. Vermuthlich ein verzweifelter Dieb, der nicht Lust hatte, auf ehrliche Weise sein Brod zu verdienen?“ — „Ich glaube nicht, Sir, daß der Diebstahl der einzige Beweggrund seines Verbrechens war,“ erwiederte Martha. — „Schrecklich, entsetzlich!“ rief der Magistrat. — „Er wollte, so darf ich wenigstens voraussetzen, sich gewisse Papiere aneignen, durch welche seine Freiheit, wenn nicht gar sein Leben, in meine Hände gegeben ist.“ — Der Reverend begann sich sichtlich mehr für die Sache zu interessiren. „Sie kennen den Menschen also?“ — „Ja.“ — „Soll ich mich vielleicht zurückziehen, Miß Mendez?“ fragte Klemens. „Ich kann das, was ich über den Vorfall weiß, angeben, wenn Sie zu Ende sind.“ Er erhob sich mit der Absicht, sich zu entfernen, und Miß Wyndham, deren Neugier nie reger gewesen war, schickte sich wohl oder übel an, ein Gleiches zu thun. „Ich werde nie wieder eine solche Gelegenheit haben, in ihr Geheimniß zu dringen,“ dachte Letztere mit Verdruß. — „Bleiben Sie!“ sagte Martha. „Ich habe nichts zu verbergen.“ Klemens und Miß Wyndham nahmen wieder Platz, die junge Dame mit einem Ansehen von Befriedigung, welches sie vergeblich zu verstecken suchte. — „Ja,“ fuhr Miß Mendez fort, „ich kenne jenen Menschen seit meiner Kindheit; er war Agent meines Großvaters in mehr als einer dunkeln Geschäftsangelegenheit. Manchmal schon habe ich gedacht, er habe für diesen den Auftrag ausgeführt, ein Kind zu beseitigen, welches ich angenommen hatte und liebte, als wenn es mein eigenes gewesen wäre. Seit dem Tode Peter Quin's habe ich Miles in Dienst genommen, das Kind wieder aufzusuchen; er war in meiner Gewalt: das ist's, was ihn an mich band.“ — „War das verschwundene Kind ein Mädchen?“ fragte der Magistrat, indem er sich bemühte, die Ueberraschung zu verbergen. — „Ja, ein Mädchen.“ — „Und wie ward es genannt?“ — „Fanny.“ — „Nur noch ein Wort, Miß Mendez, und ich weiß Alles: wie war der Name des Elenden?“ — „Miles,“ sagte Martha, betroffen durch die Bewegung des Reverend, welcher einen besonderen Grund zu seinen Fragen haben mußte. — „Seltsam, ganz außerordentlich seltsam!“ rief der Magistrat. „Es ist noch kein Jahr her, seitdem ich dieß Kind gesehen habe.“ — „Sie haben es gesehen?“ erwiederte Martha erregt. „Wo? Sprechen Sie um der Liebe Gottes willen! Ich bitte Sie, meinen Schmerz nicht auf neue Foltern zu spannen! Wie befand sie sich? War sie gut gekleidet? Sah sie wohl aus? Hörten Sie sie von mir sprechen, oder hatte sie mich vergessen? Mich, seine zweite Mutter, die es so sehr liebte?“

Ihre heftige Bewegung, der angstvolle Blick, welcher ihre Worte begleitete, die Thränen, welche ihren Augen entquollen, bewegten das egoistische Herz des Geistlichen. Zum ersten Male in seinem Leben war er gerührt, und er konnte sich diesen Luxus wohl erlauben, da er nicht kostspielig war; aber er dachte nicht daran, seine Verwandtschaft mit Madame Du Bast, der Wittwe des armen Lustigmachers, preiszugeben. „Ich befand mich in London,“ erzählte er sehr langsam und jedes Wort betonend, „wegen eines Wohlthätigkeitswerkes; mein geistliches Amt und das Interesse, welches ich für die Unglückliche hatte, führten mich dahin. Nach dem Tode dieser — dieser unglücklichen Person entdeckte ich in ihrer Wohnung ein Kind, Namens Fanny, welches der Gatte der Gestorbenen einst vom Tode gerettet und unter Umständen adoptirt hatte, welche mich sofort bei Erwähnung des Kindes an dasselbe erinnerten. Ich besitze selbst die geschriebene Erzählung der Umstände bei Errettung des Kindes, von der Hand des Gatten meiner — der unglücklichen Person, und in dieser Erzählung befindet sich der Name Miles; auch ein Taschentuch ist dabei, womit der Elende dem Kinde die Hände gebunden hatte, und das Kleid, welches dieß an jenem Tage getragen.“ — „Ein Kleid von braunem Merino?“ fragte Martha rasch einfallend. „Es war von dem Gelde gekauft, Klemens, welches Ihr Vater mir schenkte, als ich ihn zum ersten Male meinen Großvater besuchen sah.“ — „Allerdings ein braunes Kleid, so viel ich mich erinnere!“ versetzte William Rede. „Es wird dieß wohl sein.“ — „Und man hat mein armes Kind ermorden wollen — diese Barbaren, diese Ungeheuer! Aber wo ist sie denn? Wo kann ich sie jetzt finden? Eine so edle Barmherzigkeit, wie die Ihrige, würdiger Mann, hat gewiß das Kind nicht hülflos in der weiten Welt gelassen. O, tausendfach will ich Ihnen das ersetzen, was Sie an ihm gethan haben!“ — Der Reverend empfand Gewissensbisse; es war ihm jetzt bitter, daß er

eben nicht sehr barmherzig an der armen verlassenen Waise gehandelt hatte. „Ich ließ eine Summe Geld in den Händen einer Freundin meiner — der Beschützerin des Kindes, einer sehr achtungswerthen jungen Person, trotz des Gewerbes, welches sie trieb. Sie wollten beisammen bleiben und waren durch nichts zu bewegen, sich zu trennen. Doch, es wird nicht schwer sein, ihre Spuren wieder aufzufinden." — Ein Seufzer der Enttäuschung war Martha's Erwiederung. Der Reverend wiederholte, daß der geschriebene Bericht, das Tuch und Kleid noch in seinem Besitz seien. Klemens beglückwünschte Martha wegen dieser günstigen Neuigkeiten mit Wärme und versicherte ihr, daß sie in kurzer Zeit wieder im Besitz ihres Kleinods sein werde, indem er sich zugleich erbot, sofort nach London abzureisen und seinen Vater wegen der zu thuenden Schritte um Rath zu fragen. Die Freude, welche Harriet Wyndham an den Tag zu legen für gut fand, war weniger aufrichtig. Martha drückte schweigend dem jungen Manne die Hand. „Sachte, mein lieber Herr," bemerkte der Magistrat lächelnd. „Sie vergessen, daß Ihr Zeugniß in der Untersuchung, welche ich anzustellen habe, erforderlich ist. Ich kann Sie im Augenblicke noch nicht abreisen lassen. Sie haben ohne Zweifel, so jung Sie auch sind, muthvoll und edel gehandelt, aber wenn auch wir, Ihre Freunde, dieß wissen, so ist es doch nicht aller Welt bekannt. Der Verwundete wird sicher sterben." — „Nun, mein Herr?" — „Es ist eine Untersuchung darüber nöthig, deren Verdikt ohne Zweifel ‚Tödtung eines Menschen in gesetzlicher Vertheidigung' sein wird; aber bis zu dem Moment, wo dieß Urtheil ausgesprochen ist, dürfen Sie Brierly-Grange natürlich nicht verlassen." — „Schreiben Sie an Ihren Vater, Klemens!" sagte Miß Mendez. „Seine Erfahrung, seine ruhige Ueberlegung und sein Urtheil sind uns in dieser Angelegenheit von größter Wichtigkeit."

Es klopfte in diesem Augenblicke leise an die Thür; Mrs. Everett erschien, um den Magistrat zu unterrichten, daß Doktor Marsh ihn sprechen wolle. Dieser ward gebeten, nach dem Bibliothekzimmer zu kommen. Der Wundarzt trat ein. „Mr. Rede," sagte er, „der Verletzte hat kaum noch einige Stunden zu leben; ich habe nie einen miserableren Lump gesehen. Es ist entsetzlich, ihn fluchen zu hören!" — „Ich werde ihn besuchen," erwiederte der Reverend salbungsvoll. „Es ist meine doppelte Pflicht, als Magistrat und als Geistlicher. Meine Ermahnungen werden Reue in ihm erwecken. Schrecklich für ihn, so plötzlich, mit besudelten Händen von hinnen gerufen zu werden!" — Das Geständniß des Gauners erschien Martha weniger bedeutsam, seitdem Mr. Rede ihr seine eigenen Beobachtungen über Fanny mitgetheilt hatte; doch wünschte sie lebhaft, der Bösewicht möge in sich gehen. Sie gedachte ihres Großvaters und es fröstelte sie bei der Idee, daß ein Mensch, den er vielleicht zum Bösen verleitet, mit verhärteter Seele vor Gottes Richterstuhl treten sollte. „Sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe, und versichern Sie ihm, daß ich für sein Weib und seine Kinder Sorge tragen würde," bemerkte sie dem Geistlichen.

Als der Reverend in der Gallerie erschien, sah er, daß der Wundarzt nicht zu viel gesagt hatte. Der Tod lag bereits im Antlitz des Verbrechers. Er athmete mit Unterbrechungen und großer Schwierigkeit — das angesammelte Blut begann ihm das Herz abzudrücken. Mr. Rede erbebte vor dem gehässigen Blicke, welchen Miles auf ihn warf. „Wie befinden Sie sich?" fragte er in einem mitleidig sein sollenden Tone. — „Ich kann mich wohl befinden in meiner Bequemlichkeit, nicht wahr?" erwiederte Miles unter Stöhnen mit bitterem Spott. „Mit mir ist's aus, daß Sie's wissen!" — „Gott wird Ihnen gnädig sein, mein Lieber!" — „So? Ich sehe nichts davon. Eine schöne Gnade das!" — „Er läßt Ihnen Zeit zur Buße und ihn um Erbarmen anzuflehen. Benützen Sie die wenigen Minuten, welche Ihnen noch gegeben sind!" — „So sprechen die Richter, wenn sie einen Menschen hängen wollen... O, o! — Sie wollen, daß man flennen soll... O, o! — Der Teufel soll sie holen, die Richter und alle meine Feinde! Ich werde kein Narr sein, zu bekennen, daß Sie's wissen! Was geschehen ist, ist geschehen, damit holla! Meine Geheimnisse sollen mit mir gehen — o, o! Das soll meine Genugthuung sein." — „Eine sehr traurige Genugthuung!" versetzte der Geistliche. — „Und ich habe zu meinem Bedauern keine andere." — „Auch diese bleibt Ihnen nicht, Unglücklicher! Der Mensch ist, mit all' seiner Klugheit, nur ein elendes Insekt vor der Allmacht Gottes; dieser hat das Bekenntniß des Sünders nicht nöthig, um seine Verbrechen zu kennen. Verbergen Sie wie Sie wollen, was Sie gethan, er wird den Schleier davon hinwegziehen, und es wird Alles offenbar werden am Tage des Gerichts. Bevor es zu spät ist, Mensch, gehe in Dich und bereue!" — „O, o!" entgegnete Miles stöhnend und knirschend. „Ich weiß, daß Martha Sie abgeschickt hat, um mich auszuforschen . . . o, o! Sie glaubt mich auf diese Weise zu kriegen, aber es gelingt ihr nicht — ich werde mich nicht unterwerfen, soll mich gleich der Teufel holen!" — „Lästerer, wisse, daß der Himmel Dich hört!" — „Meinetwegen!" — „Ja, Unseliger, der da oben sieht und hört Dich, wie er Dich sah und hörte, als Du das Kind seiner Mutter stahlst! Sein Auge war auf Dich gerichtet, als Du am Ufer der Themse standst, um das Kind zu ertränken! Du bandest seine kleinen Hände mit einem Tuche, in welchem blaue Quarrés waren — weißt Du noch? Du erhobst es mit Deinen Armen, um den Mord zu begehen — Gott sah Alles, was Du verbrachst!"

Während der Reverend dieß sprach, starrte Miles ihn schreckenvoll an. Gleich Vielen von Denen, welche verbrecherische Wege gehen und über religiöse Dinge spotten, war er nicht von Aberglauben frei, und die Beschreibung der Manier, wie er Fanny hatte tödten wollen, schien ihm auf natürliche Weise nicht erklärbar; aber er machte noch eine verzweifelte Anstrengung, seinen frechen Trotz zu behaupten. „Es ist eine Lüge!" rief er heftig. — „Nein, es ist Wahrheit, schreckliche Wahrheit!" entgegnete der Geistliche. „In dem Momente, wo Du Dein Verbrechen ausführen wolltest, sandte Gott einen Retter, und das Kind ward Deiner entsetzlichen Hand entrissen!" — „Man hat mir's mehr als einmal entführt," murmelte Miles. „Rufen Sie mir Martha — ich will ihr Alles sagen!" — „Ich bin hier, damit Sie mir Ihr Inneres öffnen." — „Nein, nein!" versetzte der Sterbende mit heftiger Anstrengung; „nur sie soll Alles wissen — sie allein. Sie hat mir versprochen, für Bet und meine armen Würmer zu sorgen — o, o! — Rufen Sie mir Martha! Es hat Eile — o, o!"

Ein Blutsturz führte eine bedenkliche Krisis im Zustande des Verwundeten herbei, und der Reverend begriff, daß keine Zeit zu verlieren sei; aber er wollte Zeuge der Geständnisse des Verbrechers sein und ließ durch einen Diener Miß Mendez herbeirufen. Doch er irrte sich; Miles verlangte so heftig, daß er sich entferne, daß ihm nichts übrig blieb, als sich zurückzuziehen. Eine gleiche Enttäuschung ward Miß Wyndham zu Theil, welche ihre Gebieterin hatte begleiten wollen. Nur Klemens ließ es sich nicht nehmen, sich zu allfälligem Schutze Martha's hinter die Thür der Gallerie zu postiren. Als Martha eingetreten war, richtete Miles mühsam seinen Oberkörper etwas auf und sagte mit halberstickter Stimme: „Setzen Sie sich; ich habe Ihnen verschiedene Dinge zu sagen und meine Zeit ist kurz gemessen." Martha gehorchte mechanisch. Nach und nach, so wie sein Zustand es erlaubte, erzählte er nun, oft durch Schmerzgestöhn unterbrochen, welche Anweisungen ihm Peter Quin in Bezug auf Fanny gegeben hatte und was danach geschehen war. — „O, dieser Elende!" sprach Martha halb für sich. — „Nicht wahr, es war elend, es war niederträchtig?" versetzte Miles, der in den verbrecherischen Anschlägen Quin's eine Art Rechtfertigung für seine eigene Bosheit suchte. „Nicht wahr, er verdiente dafür gehenkt zu werden, Martha?" — „Ich bin nicht sein Richter," antwortete sie erblassend, weil sie in den gerötheten Augen des Verbrechers einen unheimlichen Ausdruck bemerkte. — „Gleichviel! Vielleicht kam es mir auch nicht zu, sein Richter zu sein, aber — gehenkt hab' ich ihn doch!" — „Wie? Ungeheuer!" — „Ja, ich hab's gethan! ich und der Kapitän! Er reizte uns erst, er drohte, daß er uns dem Galgen überliefern würde, denn er wußte wohl, daß er dieß konnte, und wir wußten's auch. Es ist eine schlimme Sache, Martha, Jemand dem Galgen überliefern zu können und ihm alle Tage damit zu drohen! Was mich betrifft, so sterbe ich und mir kann Niemand mehr etwas anhaben; aber den Kapitän, Martha, den können Sie fassen, den können Sie hängen lassen, und ich an Ihrer Stelle würde es thun; er hat ein schönes Besitzthum, der Halunke, und handelte doch wie ein Hungerleider. Mit mir war's etwas Anderes — ich war wirklich einer, er aber war ein Edelmann. Lassen Sie ihn hängen, Mar-

tha!" Die Wuth, womit er diese Aufforderung ausstieß, zog ihm einen neuen Blutsturz zu; Martha rief den Wundarzt herbei, der aber das abscheidende Leben nicht mehr aufhalten konnte.

Die Mittheilung über die Ermordung Peter Quin's blieb Martha's Geheimniß. Am andern Tage konnte Klemens nach London abreisen, denn das Urtheil der Todtenschaujury lautete, wie William Rede vorausgesagt, auf Tödtung in legitimer Vertheidigung. Martha erklärte, Brierly-Grange nach diesem blutigen Auftritt nicht mehr bewohnen zu wollen. Der Intendant erwiederte, daß er zwar diesen Entschluß an Sir John Mordaunt nach Italien melden wolle, daß er aber nicht glaube, sie werde ohne volle Entschädigung ihres Kontrakts entbunden werden. „Nicht einen Penny werde ich zahlen — schreiben Sie das Ihrem Herrn!" sagte Miß Mendez entschlossen. „Und fügen Sie hinzu, der Mann, der sich hier in so frecher Weise bei mir eingeführt und mir gebeichtet hätte, heiße Miles." Der Intendant, völlig betroffen, that wie ihm geheißen, und erhielt nach einiger Zeit zu seinem noch größeren Staunen von Sir John Mordaunt die Antwort, es solle Alles nach Martha's Willen geschehen.

30. „Denke an Deine Stimme!"

Im Charakter der stumm gewordenen Sängerin Madame Garrachi, welche sich bekanntlich in der Villa der ehemaligen Schauspielerin Mellon aufhielt, war zum großen Befremden der Letzteren seit einigen Monaten eine große Wandlung vorgegangen. Sie sprach nur noch selten von ihrem verstorbenen Sohne und niemals mehr von ihrem Gatten, ob schon es der genauen Beobachterin nicht entgehen konnte, daß die Erinnerung an die beiden Wesen, welche Madame Garrachi über Alles geliebt hatte, keineswegs in deren Seele erloschen war. Die Sängerin widmete ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit Fanny, welche den durch den Tod Felix Garrachi's leer gewordenen Platz eingenommen zu haben schien; und dennoch war im Benehmen der Sängerin gegen Fanny nichts von der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, womit sie ihren Sohn stets behandelt hatte. Sie hielt dem lieblichen Mädchen die ausgezeichnetsten französischen und italienischen Lehrer, so daß ihr in verhältnißmäßig kurzer Zeit beide Sprachen geläufig wurden. Ebenso erhielt sie Unterricht im Tanz und in der Anstandslehre, genug in Allem, was ihr geistige Feinheit, Grazie und Zauber verleihen konnte.

Was die Musik betraf, so übernahm die Sängerin diesen wichtigen Unterrichtszweig selbst. Die Tochter eines Fürsten hätte keine vorzüglichere Lehrerin haben können, als Fanny, und ihre raschen Fortschritte waren derselben ebenso würdig, wie sie ihre Bemühungen lohnten.

Madame Garrachi's Freundin und sorgsame Wirthin dachte häufig über die einst aus deren Munde gehörten Worte nach: „Sie wird mich rächen!" Aber die Grundsätze der Sängerin ließen in der ehemaligen Schauspielerin keinen Augenblick den Gedanken aufkommen, Fanny solle dazu herangebildet werden, um die Anziehungskraft der Cherini auf den charakterlosen Garrachi zu brechen. „Ich begreife Ihre Beweggründe in Bezug auf Fanny nicht," sagte sie eines Tages zu Madame Garrachi. „Anstatt das junge Mädchen sich zur Gesellschafterin und zu heiterem Trost zu erziehen, sind Sie durch Ihr eigenes Verhalten vollkommen deren Sklavin. Keine bezahlte Lehrerin vermöchte ihre Schülerin mit gleicher Ausdauer zu überwachen. Sie gönnen sich kaum eine freie Stunde. Ist es nöthig, daß Fanny eine so vollendete Erscheinung wird?" — „Ja, es ist durchaus nöthig," erwiederte die Sängerin kurz. — „Aber auch die Gesundheit Fanny's leidet; sie ist noch so sehr jung und schießt rasch auf." — „Ah, Sie haben recht," versetzte die Sängerin, wie von einem neuen Gedanken durchzuckt. „Es ist nöthig, daß ich mein Erziehungssystem wechsle, oder es könnte Fanny ergehen wie meinem unvergeßlichen Felix — sie könnte gleich einer in kaltes Klima versetzten tropischen Blume verwelken. Das Klima Italiens ist ihr nöthig; dort, in der Heimat des Genies, wird sie wieder neu aufleben."

Gegen diesen Gedanken, welcher sich der Sängerin wie mit einem Zauberschlage bemächtigt hatte, konnte kein Eindruck aufkommen; sie verfolgte ihn mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit, und ein besonderer Umstand beschleunigte seine Ausführung. Um Fanny eine zerstreuende Abwechslung zu bereiten, waren ihre ehemalige Gefährtin Lucy, der Maler Barry und Mrs. Watkins zu einem Besuche eingeladen worden. Nachdem die Gesellschaft sich erfrischt und Fanny vor ihren Freunden durch Klavierspiel und Gesang ihr reiches Talent entfaltet hatte, schwärmten die beiden jungen Mädchen in den Garten. „Das Gras ist feucht!" rief Madame Garrachi ihnen nach. „Denke an Deine Stimme, Fanny, und bleibe auf den trockenen Wegen der Alleen!" Aber die beiden Freundinnen, die sich so glücklich fühlten, daß sie einander auf einige kurze Stunden wiedergefunden hatten, hörten kaum auf die erhaltene, nach ihrer Meinung von allzu großer Sorgfalt eingegebene Warnung. Nach einiger Zeit machte sich die Sängerin selbst auf, um Fanny zu suchen; sie bemerkte, daß Beide in einen Pavillon eingetreten und in lebhaftem Gespräch begriffen waren. Madame Garrachi fing einige Worte auf, die ihre Aufmerksamkeit erregten, und lauschte hinter den grünen Jalousieen. Lucy theilte ihrer jungen Freundin mit, daß ein Herr im Hause der Mrs. Watkins gewesen sei und sich nach ihr erkundigt habe; es sei, so viel sie sich erinnere, derselbe gewesen, welcher die Begräbnißkosten für Madame Du Bast bezahlt habe; ob seine Erklärung, Fanny's Mutter habe sich gefunden, wahr sei, oder ob sein Erscheinen mit einer neuen Verfolgung zusammenhänge, wisse sie nicht. Aus der Besorgniß, welche Fanny verrieth, glaubte Madame Garrachi auf eine Gefahr schließen zu dürfen. Sie betrieb, ohne das Motiv zu verrathen, die Abreise nach Frankreich so eifrig und mit so zarter Klugheit, daß Fanny selbst lebhaft für das Reiseprojekt eingenommen ward.

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden rasch getroffen und die Sängerin nahm Plätze für sich und ihre Schülerin auf einem nach Holland segelnden Schiffe, weil der tobende Krieg diese Route allein freigelassen hatte. Als das Fahrzeug in See war, hüpfte Madame Garrachi's Herz vor Freude; der schwierigste Theil ihres Unternehmens lag hinter ihr, ihr Racheplan war vollständig ausgearbeitet und das Werkzeug zu demselben befand sich auf alle Fälle in ihren Händen.

Am Morgen nach ihrer Abfahrt hielt ein Wagen vor der Wohnung der Mrs. Watkins, welchem Miß Mendez, der Reverend William Rede und der Advokat Foster entstiegen. Martha hörte mit dem lebhaftesten Interesse alle Einzelnheiten des früheren Lebens und der Entwickelung Fanny's unter der Obhut der alten Watkins, ihrer Uebersiedlung zu Madame Garrachi und ihrer vorzüglichen künstlerischen Ausbildung. Mit Entzücken hörte sie, daß Fanny von Mrs. Watkins, Mr. Barry und Lucy noch vor kaum drei Tagen besucht worden sei. „Endlich, endlich werde ich mein theures Kind wieder sehen, wieder umarmen!" jubelte Martha. — „Wohlan," sagte der Maler, „Sie haben Ihren Wagen zur Hand; ich schlage vor, Sie fahren sofort nach der Villa, und wir werden Sie begleiten." (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Der Kopf Richelieu's. Am 15. Dezember 1866 sollten in dem 1793 zerstörten, nun wieder hergestellten Grabe der Sorbonnekirche zu Paris die Reste des großen Kardinals Richelieu beigesetzt werden, aber der Kopf fehlte. Plötzlich kam er in Biarritz zum Vorschein, wo ein ehemaliger Deputirter, Armez, ihn dem Kaiser in einem mit Sammet überzogenen Käftchen präsentirte. Dieser Kopf, welcher einst den Scharlachhut trug, welcher den Regenten und den König beherrschte, die Königin tyrannisirte, die Königin-Mutter verbannte, die Protestanten blutig verfolgte, La Rochelle eroberte und eine Reihe der wildesten Kriege entspann oder leitete, rollte unbeachtet bei Seite, als die Jakobiner 1793 den Frieden der vornehmen Gräber störten. Ein Krämer, welcher damals bei der Zerstörung half, nahm ihn an sich, trennte ihn in sein Vorder- und Hintertheil, um das Gesicht besonders zu haben und verschloß beide in einen Schrank. Er besaß diesen welthistorischen Kopf lange Jahre, dann ging er in Armez' Hände über. Bei der Besichtigung, also 224 Jahre nach Richelieu's Tode, fand sich das Gesicht von der Farbe des Acajouholzes, die Nase an der Spitze leicht eingedrückt; der halb geöffnete Mund zeigte zwei Reihen weißer, gut erhaltener Zähne; Schnurr- und Kinnbart waren etwas spärlich und durch die Zeit verletzt worden. Das historisch bekannte Profil war noch völlig sichtbar. Dieser denkwürdige Kopf wurde mit den übrigen Theilen des Körpers wieder vereinigt und mit großem Gepränge beigesetzt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 31.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Wie meine Grossmutter Kaffee kochte.

Eine Hausgeschichte.

Von Siegfried Kapper.

(Fortsetzung.)

Größere Köche bereits als Aennchen Dudek haben den Brei verdorben, ohne im Mindesten sich es zu Herzen gehen zu lassen. Auch des königlich karlsteiner Lehensmannes schönes Töchterlein würde aller Wahrscheinlichkeit nach wohl schwerlich es Jemand zum Vorwurf gemacht haben, wenn sie über das Küchenmißgeschick, das ihr widerfahren, mit heiterem Gleichmuth sich hinweggesetzt hätte. Die Annalen der Menschheit bewahren aber auch Beispiele von sonst ganz vernünftigen Menschen, die kulinarisches Unglück in den Narrenthurm, ja sogar bis zum Selbstmord getrieben, und wir werden Angesichts dieser konstatirten Thatsache es wenigstens nicht mehr gar so erstaunlich finden, daß auch das arme Mädchen das widerliche Geschick, das ihr auf demselben Gebiete zugestoßen, nicht gerade auf die allerleichteste Achsel nahm.

Sie hatte sich in ihr Kämmerlein oben im Giebel geflüchtet und den ganzen Abend weiter in der großen Stube unten nicht mehr blicken lassen. Als sie die Mutter die Treppe heraufkommen hörte, schob sie von innen den Riegel vor, und als diese sie aufforderte, doch nur auf einen Augenblick herabzukommen, da Gregor sich verabschieden wolle, erklärte sie entschieden, für heute für Niemand mehr sichtbar sein zu wollen, — was sie jedoch nicht hinderte, gleich darauf zwischen den Blumenstöcken des Kammerfensterleins auf die sommerprächtig mondhelle Straße hinabzulugen; wir wissen nicht, ob um vom kühlmilden, linden- und quendelduftgesättigten Lufthauch die brennende Stirne sich anfächeln zu lassen, oder vielleicht den beiden Männern nachzuspähen, die, eben erst aus dem Lehenhofe hervorgetreten, nicht ganz unverdächtig um den Rand des Weihers dort in die Nußbaumallee einbogen, gerade dort, wo unweit des Vaters frischgemähter Klee lag und der Weg in den



Dr. Martin Eduard Simson, Präsident des norddeutschen Parlaments.
Nach einer Photographie, von G. Kühn. (S. 366.)

Windbruch hinabführte, und von denen der Eine, wofern sie recht sah, ein weißes Reiterkoller trug und auf einem Stelzfuß dahinschritt. Sie sah da lange hinaus, und zwar immer in der Richtung nach den Nußbäumen, und wir wissen abermals nicht, ob bloß um ihr harmlos Träumespiel mit den seltsam gestalteten Schatten zu haben, die, während der Mond knapp über ihren Wipfeln dahinglitt, die stillen Bäume neben sich auf die Erde warfen — oder vielleicht vorsichtshalber, um abzuwarten, was die beiden Männer dort beginnen möchten, und ob nicht etwa der Eine oder der Andere aus dem Dunkel der Allee wieder hervorkäme. Nicht zu läugnen jedoch ist, daß, nachdem sie das Fensterlein endlich geschlossen und unentkleidet auf ihr Lager sich geworfen, sie eine schlaflose Nacht hatte, während die störrischen grünen Bohnen, heimtückisches hartes Wasser, mißgünstiges Salz, neidische Zwiefel, trügerischer Kümmel und bösartiger Pfeffer, untermischt mit weißen Reiterkollern, schwarzen Stelzfüßen und spitzen Schnurrbärten, in wirrem, wahrhaft grauenerregendem Durcheinander sie umgaukelten. War es wirklich nichts als gekränkter „Ehrgeiz in der Küche“, was den Schlaf von ihren Augen scheuchte, diese peinigenden Visionen gespenstisch vor ihnen aufstöberte? Man könnte freilich fragen, wie es dann geschah, daß ferne, ganz anders geartete Erinnerungen, wie zum Beispiel liebliche Waldhornklänge, blütenprangende Gartenbeete, der Chor der Pfarrkirche und dann wieder Schenkenlärm, splitternde Fensterscheiben, umherfliegende Bierkrüge, Pfeifenköpfe und Trümmer von Tischen und Bänken zwischen jene ängstigenden Gesichte sich einschlichen? Allein wer will die Fäden entwirren, aus denen das Kummer- und Sorgengewebe einer schlaflosen Nacht sich zusammenwirrt, zumal wenn es ein junges Mädchen ist, das in einsam stiller Dunkelheit sie aus aufgeregtem Köpfchen spinnt! Dem sei daher wie ihm wolle, wir können nur berichten, daß die ersten Goldlichter, die der Morgen in das Kämmerlein warf, unsere Kleine bereits auf den Beinen fanden, doch nicht etwa übernächtig müde und schlummersüchtig, sondern vollkommen munter, ruhig, gesammelt. Es lag dabei ein Ernst in ihren Zügen, der entnehmen ließ, daß die willensfeste Tochter des Richters und königlichen Lehensmannes Wenzel Dudek, dem sie in diesem Augenblicke auch auffallend ähnlich sah, von den Qualbildern der eben verflossenen Nacht sich nicht nur so umsonst hat narren lassen, sondern mit sich in's Reine gekommen und entschlossen war, der fatalen grünen Bohnengeschichte, die sie so höchlich peinigte, gehörig und an rechter Quelle auf den Grund zu schauen.

Sie öffnete zuerst das Fenster, um einen Zug labendfrischer Morgenluft einzuathmen und einen Blick auf die noch frühstille Straße hinaus zu thun, — nicht ohne einen kurzen Moment, aber auch nur einen sehr kurzen, in der Richtung nach den Nußbäumen ihn abirren zu lassen. Dann trat sie an die Truhe und holte daraus ihre besten Sonntagskleider hervor, — einen reichfaltigen gelbbrokatnen Rock mit breitem himmelblauem Saume, ein veilchenfarbenes Mieder mit handbreiten Goldtressen, scharlachrothe Strümpfe, Schuhe mit handgroßen silbergefransten Maschen und hohen rothen Stöckeln, eine blendendweiße, reichgestickte Halskrause und ein ebensolches Kopftuch. Die schwarzseidene Schürze und ein Kranz thalergroßer, schwerer, vierfacher Dukaten, den sie an einer zehnfachen Granatenschnur um den Hals schlang, gaben diesem Anzuge die festtägige Vollendung. Einen Augenblick war sie unschlüssig gewesen, ob sie nicht das Kettlein mit dem funkelnden Kreuze wählen sollte, das die excellenz-gräfliche Frau Pathe gestern ihr gesandt. Ihre Stimmung aber mußte nicht darnach sein; sie barg es kopfschüttelnd wieder in die Truhe. Darauf verschloß sie das Kämmerchen und stieg die Treppe in's Haus hinab.

Hier war noch Alles still. Sie lauschte an die Thür der großen Stube. Drin regte sich Niemand. Auf dem Hofe draußen machte der aufmerksame Fidel seine letzte Wächterrunde und stattete bei dieser Gelegenheit dem Geflügel, das krähend und schnatternd in den versperrten Steigen bereits ungeduldig mit den Flügeln schlug, seine Frühvisite ab. Von ihm, der bei ihrem Anblicke freudig grüßend auf sie zusprang, gefolgt, ging sie in den Garten, an dessen Sonnenseite einige kleine Beete, die Gregor einst angelegt, zur Pflege von Blumen überlassen waren, pflückte von den schönsten davon einen stattlichen Strauß und schritt dann, von Fidel bis an die kleine Thür geleitet, zum Gehöfte hinaus. Der Hofmagd, die, mittlerweile erwacht, in ihren schweren Holzschuhen eben dem Brunnen zuklapperte, um Wasser zu schöpfen, und zum frühen Ausgange des Hoftöchterleins gar verwunderte Augen machte, rief sie nur zu: „Wenn sie nach mir fragen, sagt, ich sei zur Excellenz-Frau auf's Schloß gegangen.“

Es war ein herrlicher Morgen. Flur und Wald umher lagen in funkelnder, goldschimmerumflossener Pracht. In den Lüften schmetterte frühwacher Gesang. Den Saum der Felder umwob frühemsiges Gesumm. Sonst war's still umher und weit und breit noch keine lebendige Seele zu schauen. Erst nachdem sie eine gute Stunde weit auf dem Wege fortgegangen, der vom Kreuze nach dem Schlosse sich abzweigte, begegnete sie einigen Leuten, die Klee machen gingen, und um ein Gutes später einigen Mädchen aus einem unfernen Dorfe, die eine Kuh und ein paar Ziegen an Stricken auf die Waide führten und der schönen Richterstochter, die zuvorkommend grüßte, mit eben so großer Befremdniß über ihren ungewöhnlich frühen Morgengang als Bewunderung ihres prächtigen Anzuges so lange als möglich nachsahen. Eine Begegnung jedoch, die ihr leicht verhängnißvoll werden konnte und um deren willen sie ihren frühen Ausgang schier bereute, war die des jungen Herrn Felix. Kaum einen Büchsenschuß vor ihr, eben als sie eine kleine Anhöhe emporgeklommen war, brach er in der Niederung unten aus dem Gebüsch hervor. Er brauchte nur aufzuschauen, um sie zu gewahren, und wenn das arme Mädchen Angesichts dieser Möglichkeit wie versteinert stehen blieb und unfähig, auch nur einen Schritt weiter zu thun, schier in die Erde hätte sinken mögen, so hatte das wohl seine guten Gründe. Denn an Nachstellungen hatte der junge Herr Schluck es bisher wahrlich nicht fehlen lassen, und wenn sie bei all' der rücksichtslosen Hartnäckigkeit, mit welcher er diesem edlen Geschäfte oblag, bisher erfolglos geblieben, so war das entschieden weit eher ein Wunder, als sein wenn auch unwillkürliches Verdienst. Wir wollen auch gerne glauben, daß in den Augen manches unserer Leser die vorliegende Geschichte eine ungleich pikantere Wendung hätte gewinnen können, wenn das Schicksal es so gewollt, daß der junge, neuavancirte Waldbereiter, anstatt höchst unsichern Fußes quer über den Weg zu wanken und im gegenüber gelegenen Dickicht sich zu verlieren, sein übernächtiges Auge aufschlug und das holde Wild, dem er seit Jahren nun vergeblich nachschlich, inmitten dieser traulich sichern Waldeinsamkeit so urplötzlich erspähte. Allein das Schicksal, in diesem Augenblicke gerade weniger pikant als großmüthig aufgelegt, wollte dieß eben nicht, und wir gestehen aufrichtig, schon aus leichterklärlicher Pietät, ihm dieß von ganzem Herzen Dank zu wissen. Es brauchte eine geraume Weile, ehe die bis in den Tod Erschreckte sich zu erholen vermochte. Ueber die Stelle aber, über welche der gefürchtete Verfolger eben querüber gewankt, mochte sie sich denn doch nicht getrauen. Sie schlug einen Seitenpfad ein und eilte, als wüßte sie den Dränger hinter sich her auf der Ferse, über Wald und Wiesengrund dem Schlosse zu. Erst als sie des alten runden Wartthurmes ansichtig wurde, von dessen Gallerie weit in die Gegend hinaus die wehende Fahne die Anwesenheit der hohen Herrschaft verkündete, kam sie wieder zu Athem. Sie ließ sich auf einen Stein nieder, um vorerst auszuschnaufen, und stieg dann langsam den Schloßberg hinan.

Der Schloßschaffner, da zu so früher Stunde mehr oder minder hochadelige Gäste in der Regel sich nicht einzustellen pflegen, hatte die zeisiggrüne Jacke noch nicht angelegt, war jedoch freundlich genug, auch den nichtadeligen Gast sofort anzumelden, und kehrte alsbald mit der Nachricht zurück, die Excellenz-Frau Gräfin sei bereit, denselben in Hochihro Garten zu empfangen.

Mit pochendem Herzen stieg Aennchen die Freitreppe, die innere breite Haustreppe hinan, mit hochaufhämmerndem trat sie durch die Thür im Korridor in den Garten. Sie war hier nicht fremd. Sie hatte als Kind, wenn die excellenz-gräfliche Frau Pathe auf dem Schlosse weilte, auf diesem Rasen, zwischen diesen Bäumen tagelang sich umhergetummelt. Sie wußte, daß sie an der Excellenz-Frau eine nicht weniger liebevolle als hohe, beinahe mütterliche Gönnerin besaß. Allein, — es war doch immer eine Excellenz, eine Gräfin, eine Herrschaft, zu der man nicht so mir nichts dir nichts kommen und gehen konnte, wie zu Nachbars Mutter Bärbe. Die Tochter hatte wohl etwas von dem Muthe, aber doch nicht die stolze, selbstbewußte Unbefangenheit des Vaters.

Die Excellenz-Frau war allein. Sie saß, im leichten Morgenanzug, dem Eingang gerade gegenüber in einer Laube und las. Als sie das Mädchen gewahrte, das langsamen, beinahe zögernden Schrittes sich ihr näherte, schlug sie das Buch zu und winkte demselben, freundlich nickend, entgegen.

„Ei sieh' mal, wie groß Du worden bist!" sprach sie, als Aennchen mit ihrem bestmöglichen Knixe sich auch das Herz gefaßt, ihr die dargereichte feine Hand zu küssen. „Und wie schön! Sind nun freilich drei Sommer her, daß wir einander nicht gesehen, und drei Sommer, die schaffen in Deinem Alter mehr als die ganzen drei Lenzmonde im Jahre!"

„Excellenz-gräfliche Frau Pathe!" ermannte Aennchen auf diese freundliche Ansprache sich noch mehr, „ich bin gekommen, vor Allem der excellenz-gräflichen Frau Pathe meinen schönsten Dank zu sagen für das schöne Mitgebrachte . . ."

„Lass' gut sein, Kind!" lehnte die Excellenz-Frau ab; „sonst zwingst Du mich, mir selbst darüber Vorwürfe zu machen, daß ich Dich nicht erst gesehen und dann für Dich gewählt! Gewiß, ich hätt' es dann anders gemacht; denn Schmuck und Zierrat, wahrlich, deren bedarfst Du nicht erst! . . ."

„Und dann," fuhr Aennchen fort, „der excellenz-gräflichen Frau Pathe zum allerschönsten Willkommen auch ein paar Blumen darzubringen . . ."

„Wie charmant!" nahm die Excellenz-Frau den Strauß. „Und wie prächtig! Was für schöne, volle Rosen, was für herrliche Nelken das sind! Und was für allerliebste Veigelein! Das ist wohl Alles aus Deinem eigenen Garten? Nun, kleine Gärtnerin, das muß man Dir lassen, Du verstehst Deine Beete zu pflegen!"

„Ach," seufzte Aennchen, „ich halte sie so gut ich's kann! Es gab aber da noch viel schönere Blumen, Liebstöcklein, Kaiserkronen, Schwertlilien, und die sind nun alle eingegangen, eine nach der andern . . ."

„Da ist ja schade drum!" bedauerte die Excellenz-Frau. „Das hättest Du nicht lassen sollen!"

„Ach, wohl ist's schade!" seufzte Aennchen abermals. „Aber ich konnt' es ja nicht hindern! Sie starben eben Eins nach dem Andern ab, und die Beete von einem Frühjahr zum andern wurden leerer und öder und trauriger."

„Und woran lag die Schuld?"

„Ach, wenn ich das wüßte! Ich that, was ich konnte und so gut ich mich darauf verstand. Aber seit Er nicht mehr dazu schaut, ist's gerade, als läg' ein Bann darauf und als freute die Blumen auch kein Blühen mehr!"

Er! Die Excellenz-Frau war nicht nur eine höchst leutselige, sie war auch eine überaus kluge und feinfühlende Dame, die es verstand, aus Gesprochenem auf Unausgesprochenes, ja selbst Unaussprechliches und vielleicht sogar Unbewußtes zu schließen, besonders wenn ein junges Mädchen es war, aus dessen Munde es kam. Sie dachte aber auch viel zu zart und besonnen, um mit unberufener, vielleicht auch allzu vorzeitiger Neugierde den Schleier eines Geheimnisses auch nur leise zu lüpfen, das vielleicht sich selbst noch ein Geheimniß, ein knospengleich Räthsel war. Sie ging über das halb verrätherische Wörtchen mit unmerklichem Lächeln hinweg, that den Strauß, der dazu Veranlassung gegeben, in eine Vase, die auf dem Tische stand, und zog die unglückliche kleine Gärtnerin neben sich auf das Kanapee von Birkenstäben nieder.

„Blumen haben Launen!" sprach sie. „Sie werden sich wohl besinnen und der fleißigen Pflegerin durch um so reicheren Flor das Versäumte wieder einbringen. Komm' lieber! Setz' Dich hübsch her zu mir und erzähle! Wie ist es Dir, wie ist es der Mutter, wie euch Allen unterdeß ergangen?"

Die Excellenz-Frau bewies das theilnehmendste Interesse an Allem, was das Haus der Dudek anging. Sie knüpfte in ihren freundlichen Erkundigungen an ältere und neuere Erinnerungen an, und Aennchen gab über Alles bescheidene und ausführliche Auskunft. Was jedoch die Excellenz-Frau am Meisten interessirte, das blieb immer ihre kleine schöne Pathe selbst. Es war keine bloße Redensart, daß sie, insoweit natürlich sich dieß mit ihrem hohen Range vertrug, mit einer besondern Zuneigung sie in ihr leutseliges Herz umschloß. Sie hatte sie als Kind gerne um sich gesehen, sie hatte das verständige, anmuthig heranblühende Mädchen lieb gewonnen, und es war kein bloßes Huldwort, mit dem die Vornehmen die armen Menschenkinder aus der niedern Welt, in der Meinung, sie Gott weiß wie himmelhoch damit zu beglücken, so gerne abzufertigen lieben, wenn sie ihrer Freude über die lieblich erblühte Jungfrau wiederholt schmeichelhafte Worte gab.

„Sag' mal, kleine Nachtigall!" frug sie, nach hundert größern und mindern Wichtigkeiten auf sie wieder zurückkommend, „singst Du auch noch fleißig?"

Aennchen schlug die Augen nieder. „Nur selten . . . und nur an hohen Festtagen, wenn der Herr Pfarrer es gerade nicht anders haben will; im Hause aber — beinahe gar nicht mehr . . ."

„Ei," versetzte die Excellenz-Frau, „das ist ja unverzeihlich! Das hättest Du nicht vernachlässigen sollen! Ich erinnere mich oft und mit Vergnügen des glockenhellen Engelstimmchens, wie das so klar und fromm vom Chore niederklang, und dann durch Feld und Wiese trillerte wie heller Lerchenschlag!"

„Es that sich nicht mehr gut . . "

„Und woran lag's denn?"

„Wenn man so — allein singen soll . . ."

„Sangst Du denn nicht immer allein? So viel ich mich entsinne, konnt' es ja mit Dir gar Niemand aufnehmen?"

„Ach nein! . . ." Sie erfaßte den Saum der Schürze und ließ ihn, gesenkten Auges, langsam durch die Finger gleiten. „Damals — blies er dazu auf dem Waldhorn . . ."

Abermals Er! Die Excellenz-Frau sah die kleine verstummte Nachtigall forschend an. Sie erinnerte sich des jungen Dorfvirtuosen ganz wohl. Sie kannte sein Schicksal. Sie hatte ihn immer bedauert. Sie wußte vom Herrn Baron, daß und wie er heimgekehrt.

„Nun," sprach sie lächelnd, „wenn es an nichts Anderem lag, so kann ich mich ja schon wieder trösten! Es wird sich wieder finden, liebes Aennchen . . . es wird sich finden! Im Uebrigen," versuchte sie das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken, „sind ja weder Blumen noch Gesang eines Mädchens alleinige Welt! Da ist ja auch das Haus, der Hof, die Wirthschaft, die Küche . . ."

Aennchen verfärbte sich.

„Für eine tüchtige Wirthin, — und eine solche ist doch wohl Nachbar Dudek's braves Töchterlein, — gibt es da zu schaffen und zu walten genug, also auch genug, was das Herz erfreut!"

Aennchen schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Oder wie, Kleine," faßte die Excellenz-Frau sie liebevoll am Kinn, „freut Dich vielleicht auch das nicht mehr?"

„Doch wohl!" versetzte Aennchen. „Ich arbeite gern und lange bei Allem gerne zu! Aber — wenn man so von Herzen gerne möchte, und es geht Alles fehl, als wär's gerade zum Trotz, und schafft statt Freude nichts als Kummer und Herzeleid . . ." Ihre Lippen bebten, in ihre Augen traten die Thränen.

„Kummer? Herzeleid?" fragte die Excellenz-Frau theilnehmend. „Was könnte Dir Kummer und Herzeleid verursachen?"

„Ich will's nur gerade heraussagen . . ." faßte Aennchen nicht ohne kurzen Kampf mit sich selbst sich ein Herz; „ich bin ja eigentlich deßhalb auch zur excellenz-gräflichen Frau Pathe gekommen . . . Diese sonderbaren grünen Bohnen, welche die excellenz-gräfliche Frau Pathe der Mutter geschickt . . . dieser — dieser — Kaffee! . . ."

Die Excellenz-Frau glaubte nicht recht gehört zu haben. „Wie das?" fragte sie erstaunt. „Der — Kaffee? . . ."

„Ach ja wohl, der Kaffee!"

„Und wie kam der arme, unschuldige Kaffee dazu, an Dir zu solchem Uebelthäter zu werden? Das klingt ja wie ein Räthsel, ganz unbegreiflich!"

Sie sollte es bald begreifen, die gute Excellenz-Frau! Ohne Rückhalt und Beschönigung, in seiner ganzen Schauerlichkeit, entrollte vor ihr die unglückliche kleine Köchin das Schreckensgemälde des Mißgeschicks, das ihr mit den unglücklichen grünen Bohnen widerfahren.

„Und das ist Alles?" vermochte die Excellenz-Frau nur mit Mühe des Lachens sich zu enthalten. „Und das macht Dich so unglücklich? Und darum Thränen und Seufzer? Geh', kleine Närrin, und schäme Dich! . . ."

„Ach, ich schämte mich ja!" stürzten Aennchen die Thränen nun hell aus den Augen, „und das bis in den Tod hinein, und habe noch gar nicht aufgehört, mich zu schämen . . ."

„Und bist so ein gescheidtes Mädchen! Das ist ja eine ganz

einfache Sache, Kind, die einem Jeden im Leben tausendmal widerfährt! Was man nicht weiß, wie es anzufangen, das gelingt einem eben nicht; und was man nicht kann, das läßt sich lernen, und darum braucht man noch nicht so trostlos zu sein!"

„Ach, das weiß ich wohl Alles, und ich wär' es ja auch gar nicht, wenn . . ."

„Nun?"

„Wenn — nur er nicht dabei gewesen wäre! . . ."

Wieder Er! Das war ein wiederholter, ein deutlicherer Anklang des schlummernden Geheimnisses! Das gefesselte Räthsel quoll in seiner Knospenhaft und rang offenbar, sie zu sprengen. In solchen Augenblicken hört es auf, verletzende Zudringlichkeit zu sein, es ist Wohlthat, es ist ein Werk weiser Milde, dem ringenden erleichternd entgegen zu kommen.

„Er?" fragte die Excellenz-Frau bedächtig. „Wer, meine Kleine, wer ist denn dieser Er? . . ."

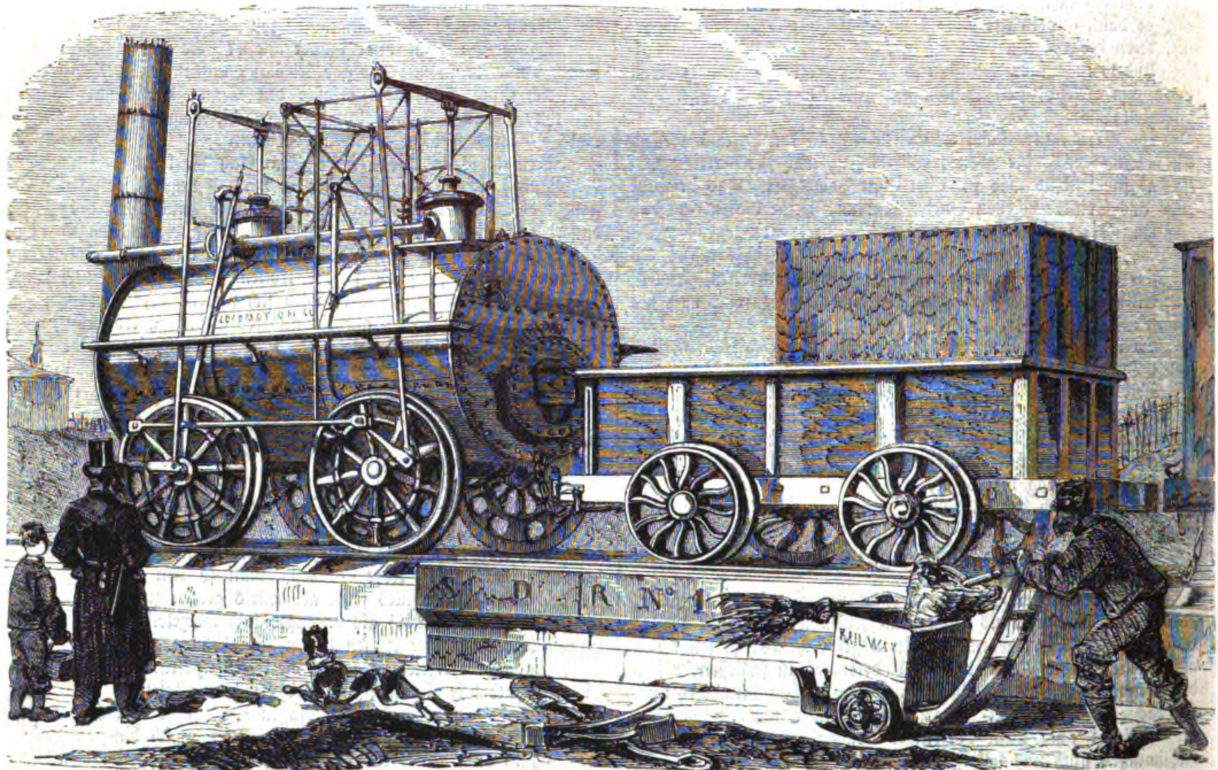
„Ach, sagt' ich's denn nicht schon?" schluchzte Aennchen. „Gregor! . . ."

Sagt' ich's denn nicht schon? Das lüpfte den Schleier, das sprengte die Knospe. Damit war es heraus. Der Name war noch nicht über ihre Lippe gekommen, doch wollte sie ihn genannt haben. Sie konnte es nun im Stillen, in ihren Gedanken, in ihrem Herzen.

„Gregor!" wiederholte die Excellenz-Frau. „So! Gregor! . . . Heißt nicht so auch der hübsche junge Bursche, der, wenn Du in der Kirche sangst, Dich mit dem Waldhorn zu begleiten pflegte? Ich entsinne mich seiner. Ich glaube wenigstens, ihn so nennen gehört zu haben . . . Oder . . ."

„Es ist derselbe!" bejahte Aennchen, und ihre feuchten Augen leuchteten dabei auf. Es that ihr offenbar wohl, daß die excellenzgräfliche Frau Pathe den Namen im Gedächtniß behalten.

„Und hieß vielleicht nicht Der auch so, der Dir sonst — Deine Blumen pflegen half? . . ."



Die erste Lokomotive. Von Bertrand. (S. 366.)

„Es war derselbe!"

„Er mußte in den Krieg . . ."

„Sie haben ihn unter die Soldaten genommen."

„Er ist nun wieder heimgekommen . . ."

„Ach, erst nach drei Jahren, — gestern erst! . . ."

„Doch —" zögerte die Excellenz-Frau mit einem prüfenden Blicke auf das Mädchen — „wie ich höre . . . verstümmelt, — mit einem Stelzfuß . . . "

„Aber," fiel Aennchen ihr eifernd in's Wort, „ganz so brav und gut, wie er vordem gewesen!"

„Ah so!" lächelte die Excellenz-Frau mit verständigem Aufblick. „Dann — dann freilich begreift sich Alles! Allein," fügte sie dann, des Mädchens Hände erfassend, hinzu, „die Schuld an Deinem Kummer, Du kleine Trostlose, fällt am Ende doch nur mir zu! Ich hätte Dein Herzleid Dir ersparen können, Dich zuerst belehren sollen, wie man die spröden grünen Bohnen behandeln muß, damit sie sich darein fügen, uns ihren köstlichen Duft zu spenden, eh' ich sie sandte. Ich habe das versäumt, und ich verspreche Dir, so viel ich vermag, — es wieder gut zu machen! Bist Du's zufrieden?"

Aennchen blieb die Antwort schuldig, — im anstoßenden Baumgange wurden Schritte und die Stimme des Barons hörbar.

„Lass' Er sich Sein Geld . . .!" sprach der Herr Baron. „Die Sache mit Seinem Vater ist abgemacht; aber quitt sind wir darum noch nicht! Ich bin Ihm mehr schuldig! . . ."

Eine Minute darauf trat der Herr Baron zwischen den Bäumen hervor. Ihm zur Seite schritt ein stattlicher junger Mann in kirschroth ausgeschlagenem Reiterkoller mit einem Stelzfuß.

„Frau Gräfin," sprach er in die Laube tretend, „habe die Ehre, Ihnen den braven Reitersmann vorzustellen, der bei Maxen Ihrem Gemahl das Leben gerettet und nach dem alle meine Nachforschungen bisher vergebens gewesen! . . ." (Forts. folgt.)

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Erlkönig.

Von **Joh. Wolfgang von Goethe.**



Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht? —
Siehst, Vater, Du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm' geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater, und hörest Du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, Du mit mir geh'n
Meine Töchter sollen Dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen Dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt;
Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“
Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Dr. Martin Eduard Simson,

Präsident des norddeutschen Reichstags.

(Bild S. 361.)

Mit der Präsidentenwahl stellt sich gewöhnlich jede größere Versammlung das Zeugniß ihres politischen Charakters aus; sie ist in der Regel der richtigste Gradmesser ihrer Gesinnung und Stimmung. Als das Ergebniß der Wahlen in den Reichstag bekannt war, konnte man einzelne Gewählte wohl dieser oder jener Farbe zutheilen; bei vielen Andern aber war dieselbe fraglich, so daß es schwer im Voraus zu sagen war, welches die politische Physiognomie der in jeder Beziehung ziemlich bunt zusammengesetzten Versammlung sein werde. Die Präsidentenwahl war ihr erster Gesinnungsausdruck; sie ist überall, wo billige Einsicht über heißblütige Herzenswünsche die Oberhand behalten hat, mit Befriedigung aufgenommen worden. Zu Königsberg, in der Vaterstadt der „reinen Vernunft“ geboren, repräsentirt Simson einen maßvollen deutschen Liberalismus, der schon längst in allen gebildeten Kreisen des deutschen Volkes der herrschende geworden ist, jenen konstitutionellen freiheitlichen Bürgersinn, unter dessen Fahne sich je länger je mehr der intelligente Theil der bevorrechteten Stände schaart, der zur Einsicht gekommen ist, daß wahre Bürgertugend doch die höchste Tugend im Staate repräsentirt und daß das werthvollste Adelsdiplom immer dasjenige sein wird, das man in charaktervoller Bewährung dieser Tugend sich erworben. Aus einer kaufmännischen Familie stammend, erbte Simson, der am 10. November 1810 geboren wurde, das kalt berechnende, verständige, abwägende Wesen seines Vaters; es fehlt ihm nicht das warme Herz, nicht eine ideale Lebensanschauung. Aber bei der jetzigen Einrichtung der Welt verlieren selbst die edelsten Herzenswünsche die lebengebende Triebkraft, wenn sie ihre Wurzeln nicht in den gegebenen Boden der realen Verhältnisse einsenken. In die Zucht einer ernsten Schule hatte sich unser Simson schon in früher Jugend begeben. Zunächst besuchte er die Lehranstalten seiner Vaterstadt mit eben so großem Fleiß als Erfolg und erwählte als seine Berufswissenschaft die Rechtsgelahrtheit. 1829 erlangte er die juristische Doktorwürde. Dann bezog er die Universitäten von Berlin und Bonn und studirte hierauf in Paris die französischen Rechtsverhältnisse, wo unter der parlamentarischen Regierung Louis Philipp's Schule und öffentliches Leben der fruchtbringendsten Anregungen Mancherlei boten. Eine im Jahre 1847 nach England unternommene Reise gab Simson, der sich inzwischen in seiner Vaterstadt als Dozent an der juristischen Fakultät habilitirt hatte und Vorlesungen über römisches Recht hielt, die erwünschte Gelegenheit, mit den altenglischen Instituten der Geschwornengerichte und der Friedensrichter, sowie überhaupt mit den englischen Verfassungszuständen sich aus eigener Anschauung bekannt zu machen und mit dem reichsten Ertrag der vielseitigsten Erfahrungen in sein Vaterland zurückzukehren, wo seinem Talent und seinem Wissen bald eine weit über den akademischen Hörsaal von Königsberg hinausreichende Wirksamkeit angewiesen werden sollte.

Es kam die sturmbewegte Zeit von 1848. In das frankfurter Parlament entsendet, wurde er hier bald zum Vizepräsidenten und dann zum Präsidenten erwählt. So sicher, gewandt, parteilos und doch entschieden und energisch leitete er die Verhandlungen dieser vielköpfigen Versammlung, daß er sich das Vertrauen aller Fraktionen derselben in seltenem Maße erwarb und nach Ablauf seiner Amtsperiode wieder fast einhellig zum Präsidenten ernannt wurde. Zugleich ehrte ihn die Versammlung durch wichtige diplomatische Missionen, die sie ihm aufgetragen. Freilich hatten diese so wenig den erhofften Erfolg, als es dem frankfurter Parlament beschieden war, auch nur einen nennenswerthen Theil einer zufriedenstellenden Lösung seiner Aufgaben herbeizuführen. Dem erfurter Parlament, das Simson mit erprobter Gewandtheit und Festigkeit präsidirte, ist nicht viel Besseres nachzurühmen, und das Jahrhundert trat seine zweite Hälfte an, ohne daß Deutschland auch nur um Einen Schritt seiner Einheit und Freiheit näher gekommen wäre. In den fünfziger Jahren in das preußische Abgeordnetenhaus erwählt, machte Simson dem reaktionären Ministerium tapfer Opposition und vertrat mit dem entschlossensten Freimuth die konstitutionellen Rechte des Landes. Auch das preußische Abgeordnetenhaus ehrte ihn mit der Präsidentenwahl. Im Jahre 1860 übernahm er das Amt eines Vizepräsidenten des Oberappellationsgerichts zu Frankfurt a. d. O. Ohne Zweifel ist es der Versammlung, die er jetzt zu Berlin präsidirt, endlich vergönnt, Größeres, Dauerhafteres, Beglückenderes zu schaffen, als die Verhandlungen zu Frankfurt und Erfurt zu Stande gebracht haben.

Die erste Lokomotive.

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Karl Ruß.

(Bild S. 364.)

Gerade jene Zeit, welche Europa befreite von der drückenden Gewaltherrschaft des korsischen Tyrannen, sie sollte auch die Menschheit frei machen von der fast zu schweren Unterthänigkeit unter Raum und Zeit. Wie würde sich freilich die Weltgeschichte so ganz anders gestaltet haben, wenn Napoleon bereits die Eisenbahnen zur Verfügung gehabt! Es gehört keine zu große Phantasie dazu, um die Folgen und den Ausgang sich vorzumalen, den des Eroberers Adlerflug genommen haben würde, wenn die große Armee 1812 nicht von der furchtbaren Katastrophe ereilt worden wäre. Sehen wir indessen ab von den müßigen Spekulationen solcher „Wenn“ und „Aber“ und halten wir uns lieber an die Wirklichkeit.

Es dürfte fast als eine rührende Pietät gelten, die Nutzbarmachung der Dampfkraft für den Menschen von ihren ersten spielenden Versuchen bis zu den riesigen Erfolgen der Jetztzeit zu überschauen — und zu einem solchen kurzgefaßten Rückblick dürfen wir unsere Leser wohl nicht vergeblich einladen.

Schienenwege zur Fortschaffung schwerer Lasten wurden schon im Alterthum benützt. Dennoch dachte bei den ersten Versuchen mit Dampfwagen Niemand an Schienen, sondern man fing dort an, wo man jetzt wieder angekommen ist: bei jenem Dampffuhrwerk, bis jetzt Straßenlokomotive genannt, welches auf jedem Wege frei und ungehindert durch die Schienenfessel dahinbrausen soll, — das zweifellos einer großen Zukunft entgegensieht, bis jetzt aber immer die ersten Kinderschuhe noch nicht verlassen hat.

Daß bereits im hohen Alterthum, vor Christi Geburt, in Alexandrien, später in Konstantinopel u. s. w. verschiedene Versuche mit Dampf und Dampfmaschinen gemacht worden, ist wohl als ziemlich sicher anzunehmen. Die dann folgenden Versuche des

Engländers Somerset, späteren Marquis von Worcester, beschränkten sich auf Spielereien ohne Zweck und Ziel. Ungleich wichtiger sind bereits die Erfindungen des Hugenotten Papin, der als Flüchtling zuerst in England und dann in Deutschland lebte. Seine Versuche, ebenso wie die des Kapitän Savery, der gemeinhin als der thatsächliche Erfinder der Dampfmaschine betrachtet wird, sind jedoch noch äußerst unvollkommen. Erst James Watt, den heutzutage ja jedes Kind als Erfinder der Dampfmaschine kennt, baute die erste wirklich praktische Maschine dieser Art, nach deren Muster und Prinzipien alle übrigen entstanden, welche seitdem auf allen möglichen Gebieten der Gewerbsthätigkeit und des Verkehrslebens dem Menschen mehr und mehr die rohe schwere Arbeit abnehmen und die thierische Kraft ersetzen.

Die ersten Dampfwagen wurden, wie erwähnt, für gewöhnliche Landstraßen erbaut und konnten bei ihrer mangelhaften Einrichtung keinen durchschlagenden Erfolg haben. Dahin gehören die Versuche von Cantier, Robert Watt, Cugnot u. A.; Trevithik's und Vivian's hieran sich reihende Konstruktionen zeigten bereits die Benutzung des Hochdrucks. Erst im Jahre 1811 aber versuchte es Bleckinson mit einem Schienenwege, dessen eine Schiene aber eine gezahnte Stange war, in die ein Triebrad eingriff. Dann erst kam Georg Stephenson mit den völlig glatten Schienen und stellte eine Eisenbahn her, wie sie im Wesentlichen heute noch im Gebrauch ist.

Georg Stephenson theilte anfangs das Geschick der meisten Erfinder; er wurde verspottet, als er die Idee aussprach, Wagen durch Dampf in Bewegung zu setzen. Zum Glück fanden sich aber reiche Männer, welche ihm das nöthige Geld in die Hand gaben, um seine Versuche im Großen ausführen zu können. Im Jahre 1814 ward sodann die erste Lokomotive hergestellt, welche mit einer Schnelligkeit von vier englischen Meilen in der Stunde lief und eine Last von 80 Tonnen zog. Trotz dieses glänzenden Erfolges, der sich zuerst freilich nur auf den Kohlentransport in einem Bergwerke beschränkte, erhoben sich von allen Seiten Stimmen gegen die Erfindung, und selbst Priester auf der Kanzel eiferten dagegen. Stephenson ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern vollendete im Jahre 1825 eine Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington. Diese brachte ihm die Ueberzeugung, daß sich die Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit der Lokomotive noch bedeutend steigern ließen, und es glückte ihm, im Parlamente den Plan zu einer Eisenbahn zwischen den beiden wichtigsten Handels- und Fabrikstädten Liverpool und Manchester zur Genehmigung durchzubringen. Am 15. September 1830 legte der erste, bereits Personen befördernde Zug unter Stephenson's persönlicher Leitung diese Strecke zurück, und zwar mit einer Schnelligkeit von 30 engl. Meilen in der Stunde.

Jetzt kamen dann auch die Anerkennungen von allen Seiten, deren größte und den Erfinder beglückendste natürlich in den gewaltigen Folgen sich zeigten. Eisenbahn nach Eisenbahn entstand, wie aus dem Boden hervorgewachsen; Tausende von Arbeitern fanden gutes, dauerndes Brod; Tausende von Lieferanten wurden reiche Leute. Jedenfalls ist die Eisenbahn als die bedeutsamste und weitgreifendste aller neueren Erfindungen zu betrachten; sie ist es gewesen, die fast sämmtliche Gewerbs- und Verkehrsverhältnisse umgestaltet. Wer früher von Stuttgart nach Berlin reisen mußte, machte vorher wo möglich sein Testament; heute ist es ein kleiner Ausflug, eine kleine Geschäftsreise, welche nicht die geringste Unterbrechung im Häuslichen veranlaßt und in eben so vielen Stunden als früher Tagen abgemacht ist. Früher rissen die Leute die Fenster auf, wenn Jemand vorbeiging, der in Wien oder gar in Paris gewesen; heute ist, mit Hülfe der Eisenbahnen und Dampfschifffahrt, die Reise um die ganze Erde gar nichts so Außerordentliches mehr. Näher gerückt einander sind alle Länder, nichts fesselt den freien Menschen mehr an die Scholle, daß er nicht hinauszufliegen vermöge, wohin seine Sehnsucht ihn zieht — und wohin sein Geldbeutel es ihm erlaubt. Und denken wir an alle die unaufzählbaren Segnungen des schnellen und freien Verkehrs, an den immerfort so reißend zunehmenden und immer großartiger und regelmäßiger sich gestaltenden Austausch aller geistigen und industriellen Schätze der einander fernsten Völkerschaften, denken wir an die kostbare Ueberwindung von Zeit und Raum, an die Hebung und Förderung von Kultur und Civilisation, Wissenschaft und Industrie, Sitte und Humanität, kurz und gut an all' den unermeßlichen Segen, den die Berührungen der Völker wie einzelner erhabener Menschen der gesammten Menschheit seit der Verallgemeinerung der Eisenbahnen gebracht haben — dann erst vermögen wir Stephenson's Erfindung recht zu ermessen und zu würdigen.

Was muß dieser Mann wohl im Anschauen der reißenden Ausbreitung seiner Erfindung gefühlt haben! Wahrlich ein beneidenswerthes Loos, wie es selten einem Erfinder zu Theil wird. Er starb erst 1848, hat also noch eine große Anzahl von Eisenbahnen entstehen gesehen. Schon zehn Jahre vor seinem Tode wurde auch die erste deutsche Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden erbaut. Wie lange wird's dauern, und die ganze Erde ist vom Schienennetze umspannt; denn am Ende des Jahres 1863 befanden sich bereits 8000 deutsche Meilen Eisenbahnen im Betrieb (welche ein Herstellungskapital von circa 4500 Millionen Thalern repräsentiren), fernere 2200 Meilen waren im Bau begriffen (im Betrage von abermals 1500 Mill. Thlrn.). Bedenken wir nun diese Gesammtsumme von 6000 Millionen Thalern, dazu den Betrag der seitdem in drei Jahren hinzugekommenen neuen Bahnen, veranschlagen wir die Zinsensumme, zu 5 Proz. ausgeliehen, auf 300 bis 350 Millionen Thaler jährlich, und nun bedenken wir, daß diese ungeheure Summe nicht bloß an Arbeiter, Handwerker, Lieferanten u. s. w. bereits ausgezahlt worden, sondern daß sie als lebendiges Kapital dem gesammten Volksleben die herrlichsten Erträge liefert: — so stimmen wir wohl gewiß Mann für Mann in den begeisterten Ruf: Gesegnet sei das Andenken des Erfinders und Erbauers der ersten Lokomotive!

Der Gußstahl.

Von

Dr. F. G. Kapff.

Die Dichter haben bekanntlich die Geschichte des Menschengeschlechts in vier Zeit- oder Weltalter eingetheilt und diese nach den Metallen genannt: das goldene, silberne, eherne und eiserne. Letzteres aber haben wir nicht sowohl im Mittelalter zu suchen, da „der eiserne Ritter turnirte" und wo einst der Gallier Brennus sein Schwert in die Wagschale des Gesetzes warf, sondern vielmehr vom zweiten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts an zu rechnen, von wo an in Dampfmaschinen, Dampfschiffen und Eisenbahnen das Eisen die Hauptrolle spielt. Aber auch dieses Zeitalter ist bereits überwunden und in ein verfeinertes und stärkeres übergegangen, in das des Stahls, welcher in der neuesten Zeit, abgesehen von kleineren Fabrikationsartikeln, seine Hauptverwendung an Dampfmaschinen, Lokomotiven, Waggons, Kesseln, Schiffspanzern, gezogenen Gewehren und Kanonen, sowie an Glocken findet, und bei den beiden Letzteren das Erz (Bronze) in nicht ferner Zeit verdrängt haben wird. Es möchte für unsere Leser vielleicht nicht uninteressant sein, Einiges über dieses Kunstprodukt zu vernehmen.

Stahl, von Eisen durch größere Härte, durch Politurfähigkeit und Elastizität verschieden, kommt weder gediegen, wie manche Metalle, in der Natur vor, noch wird er, wie die meisten derselben, unmittelbar aus Erzen gewonnen, sondern durch eine Verwandlung, gleichsam Veredlung des Eisens. Er besteht aus Eisen und Kohlenstoff und wird entweder aus Gußeisen durch einen modifizirten Frischprozeß erhalten, so daß das Eisen noch mit Kohlenstoff verbunden bleibt, oder aus Stabeisen (schmiedbarem Eisen) durch Cementation, indem man dasselbe von Neuem mit Kohlenstoff durchdringt. Jenes ist der Roh- oder Schmelzstahl, dieses der Brenn- oder Cementstahl. Beide lassen sich durch mehrmaliges Schweißen (Gerben) oder durch Umschmelzen in ihrer Masse gleichartiger machen oder verfeinern, und so erhält man Gerbestahl und Gußstahl.

Durch das Einschmelzen wird der Stahl auf eine doppelte Art verbessert: er wird in seiner Masse gleichartig, was der sonstige Stahl, wie er auch bereitet sein mag, nicht leicht sein kann. Ueberdieß wird die Stählung dauerhafter, während ungeschmolzener Cementstahl durch mehrmaliges Glühen sich oft wieder in Stabeisen umwandelt. Gußstahl ist nichts als umgeschmolzener Stahl, und jeder Stahl läßt sich in Gußstahl umwandeln. Das Umschmelzen

aber erfordert eine sehr große Hitze, eine weit bedeutendere als das des Gußeisens, zumal da das Metall ganz dünnflüssig werden muß. Gewöhnlich wählt man Cementstahl und nimmt das Schmelzen in 30 bis 40 Pfund haltenden Tiegeln in Windöfen mit hohen Rauchfängen und mit Coaksfeuerung vor. Dabei muß jede Entkohlung, somit aller Zutritt der Luft verhindert werden. Der Stahl wird, wenn er recht dünnflüssig ist, in eiserne Formen zu Stangen gegossen und darauf zu dünneren noch ausgeschmiedet oder ausgewalzt. Erst in neuerer Zeit hat man die Kunst erfunden, auch größere Gußstahlmassen zu fertigen, welche dann ihre letzte Vollendung durch Glühen und durch Hämmern mit schweren Hämmern erhalten.

Die älteste, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstandene und noch immer berühmte Gußstahlfabrik ist die von Huntsman zu Sheffield in England, daher der Name Huntsmanstahl. Die Verfertigung wurde lange Zeit sehr geheim gehalten. Der dort gefertigte Stahl wird vorzugsweise aus schwedischem Eisen (Dannemora-Eisen) bereitet. Er dient hauptsächlich für eine Menge kleinerer Stahlartikel, Tischmesser, Gabeln, Rasirmesser, Scheeren u. s. w., welche polirt werden sollen, und längst sind die englischen Stahlwaaren durch ihre feine Politur berühmt. Den sheffielder Gußstahlfabriken aber hat in neuester Zeit die Gußstahlfabrik von Krupp in Essen unweit Köln den Rang abgelaufen. Zu der Weltausstellung in London im Jahr 1851 wurde aus Sheffield ein Gußstahlstück von 20 Zentnern geliefert, was damals als etwas Außerordentliches galt, weil man in den einzelnen Tiegeln nur Massen von 30 bis 40 Pfund schmelzen kann. Krupp lieferte einen Gußstahlblock von 45 Zentnern. Am Auffallendsten aber traten die kolossalen Fortschritte, welche in der Krupp'schen Gußstahlfabrikation in der neuesten Zeit stattgefunden, bei der letzten Weltausstellung in London im Jahr 1862 hervor. Die Fabrik stellte einen massiven Stahlzylinder von 44 Zoll Durchmesser, 8 Fuß Länge und 400 Zentnern Gewicht aus; um das innere Gefüge, das ganz homogene Korn beurtheilen zu können, war mittelst des Krupp'schen 1000 Zentner schweren Dampfhammers ein Stück abgeschlagen. Ebenso waren zwei Kurbel-Achsen für Schiffe, die eine im Gewicht von 220, die andere von 310 Zentnern aus dieser Fabrik zu sehen. Weiter waren sogenannte Tyres oder Bandagen für Lokomotivräder aufgestellt, deren damals bereits 40,000 Stück aus der Fabrik hervorgegangen waren. Ein solcher Stahlreif, den die londoner Nordbahn von Krupp bezogen, hatte vom Juli 1860 bis März 1862, bei einer Belastung des Lokomotivrades von mehr als 100 Zentnern, einen Weg von mehr als 16,080 deutschen Meilen zurückgelegt, ohne daß derselbe auch nur einmal wäre abgedreht worden. Gezogene Gußstahlkanonen hat die Krupp'sche Fabrik für alle Theile der Welt erzeugt; die größte für Rußland, im Gewicht von 500 Zentnern, war in der Seele 11 Zoll und für Kugeln von 600 Pfund Gewicht bestimmt. Im Jahr 1863 wurden 25 Millionen Pfund Gußstahl erzeugt, und in der ersten Hälfte des Jahres 1864 betrug diese Erzeugung bereits schon 18 Millionen Pfund. Bei unsern Wanderungen durch die pariser Weltausstellung werden wir Gelegenheit haben, von den riesigen Arbeiten zu berichten, welche Krupp zur Ehre unserer Industrie dahin gesandt. Die Fabrik beschäftigt, ohne Hinzurechnung der in neuester Zeit von Krupp acquirirten Erz- und Kohlenminen verwendeten Bergleute, gegen 8000 Arbeiter; der Arbeitslohn derselben beträgt an dem zweiwöchigen Zahltag 80,000 Thaler. In der Fabrik sind 75 Dampfmaschinen von den kleinsten bis zu einer Größe von 1000 Pferdekräften vorhanden, welche zusammen die Arbeit von 3—4000 Pferden leisten. Zur Erzeugung des Gußstahls befinden sich in der sehr ausgedehnten Gußhütte 240 Schmelzöfen zur Aufnahme der Schmelztiegel; letztere werden für jeden Guß erneuert. Beim Guß großer Gußstahlblöcke arbeiten 800—1000 Mann nach Kommando; bei jedem kaum zehn Minuten dauernden Gusse ist der ungeheuren Hitze wegen die Anstrengung und Erschöpfung der Arbeiter so groß, daß ihnen eine Ruhezeit von zwei Stunden gegeben wird. Der obengenannte Dampfhammer von 1000 Ztrn. Gewicht, der größte in der Welt, hat ein Fundament von Gußeisen im Gewicht von 30,000 Ztrn.; das Anlagekapital für denselben allein wird auf 600,000 Thlr. angeschlagen. Wenn der Hammer arbeitet, macht jeder Schlag den Eindruck eines abgefeuerten Schusses aus einer Kanone größten Kalibers in weiter Entfernung; die Erde erbebt und die Fenster des mehrere hundert Klafter entfernten Wohnhauses erdröhnen. Die Fabrikanlagen bedecken eine Grundfläche von 700 preußischen Morgen oder etwas über 310 österreichischen Jochen; es ist ohne Zweifel das größte Etablissement der Welt.

Aus Gußstahl werden in neuester Zeit auch Kirchenglocken von trefflichem Klang gefertigt, vorzugsweise in Bochum in Westphalen. Die dortige Fabrik lieferte eine solche von 3000 Ztrn. nach Moskau.

In Ostindien war schon längst die Verfertigung eines gegossenen Stahls bekannt; der treffliche sogenannte Woozstahl, der ehemals von da in kleinen 2—3 Pfund schweren Stücken bezogen wurde, ist ein wahrer Gußstahl.

Der Damaszenerstahl wurde zuerst und lange ausschließlich im Orient und in der Türkei gemacht. Berühmt waren vornehmlich die daraus gefertigten, oft zu ungeheuren Preisen verkauften Säbelklingen wegen ihrer lange unerreichbaren Güte. Der damaszirte Stahl ist kein Gußstahl; er wird erzeugt, wenn man Stäbe von zweierlei Stahl oder von Stahl und Eisen zu wiederholten Malen zerstückt und wieder übereinander schweißt, oder einen Stahl mit Eisendraht umwickelt und ausschmiedet. Immerhin aber scheint zugleich eine eigenthümliche mechanische Behandlung wesentlich nöthig und diese in Indien als eine seltene und weniger bekannte Kunst geübt zu werden.

Die Alten wußten, daß glühendes Eisen durch Abkühlen in Flüssigkeiten gehärtet wird, allein die Umwandlung des Eisens in Stahl schienen sie nicht gekannt zu haben. Manche staunenswürdige Denkmale Egyptens und Indiens sind aus Porphyr oder Granit mit ausgehauenen Figuren aller Art verziert. Diese Skulpturarbeiten weisen auf Werkzeuge hin, fähig, Gesteine von solcher Härte zu bearbeiten. In Ostindien finden sich ausgedehnte Tempel in Fels gehauen und ruhen auf Säulen von eben dem Gestein. Es ist also zu vermuthen, daß die Alten im Besitze eines Metallgemisches waren, so hart oder härter als unser Stahl, oder daß ihnen eine nun verlorene Methode eigen gewesen, gewisse Metalle zu härten.

Fliegende Blätter.

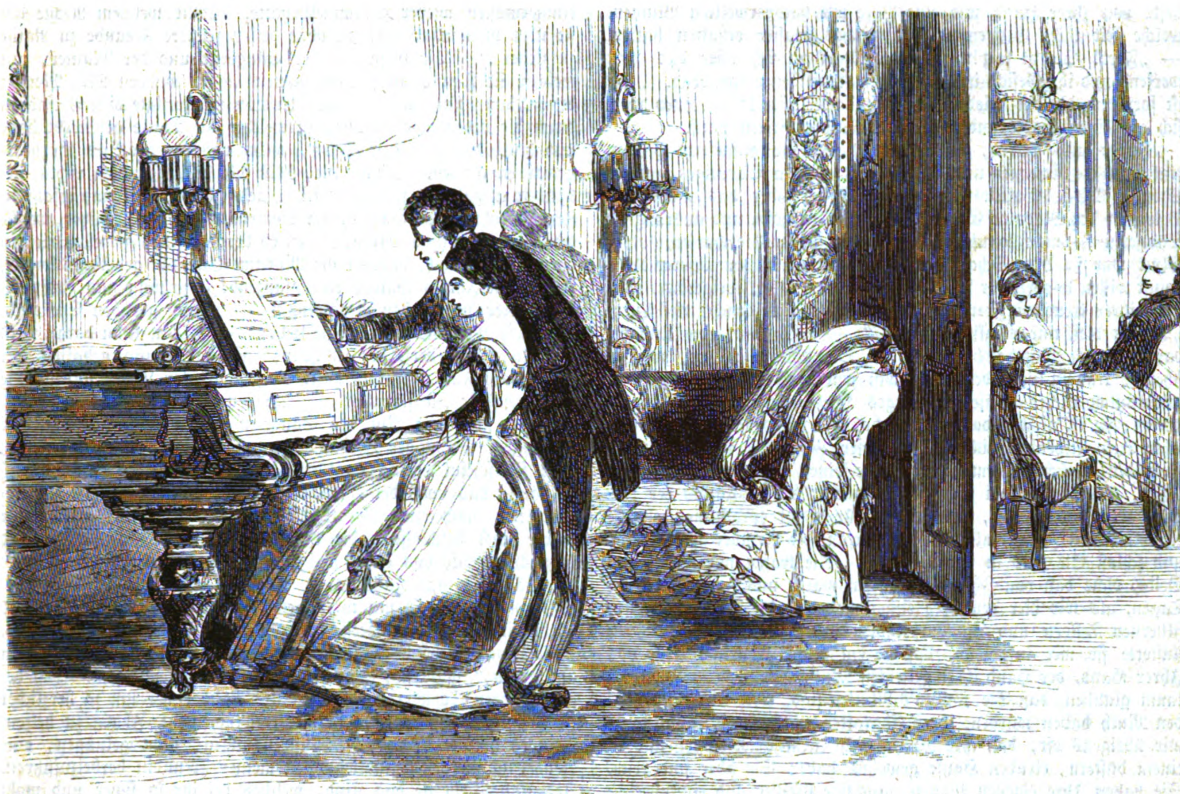
Die Gastfreundschaft. F. Jagor sagt in seinen Reiseskizzen aus Java: „Ich kann nicht unterlassen, der großen Gastfreundschaft in Java und der Art ihrer Ausübung zu gedenken, denn sie bildet einen der hervorragendsten Züge im dortigen Reiseleben. Bei den Völkern lateinischer Abstammung wird einem im ersten Auflodern der Gefälligkeit so viel mehr versprochen, als gehalten werden kann, daß Alles nothwendig auf eine höfliche Formel hinauslaufen muß, die aber gerade, weil sie nichts kostet, so allgemein ist, daß der oberflächliche Verkehr mit ihnen dadurch eine angenehme Färbung erhält. Die Engländer, die das, was sie versprechen, auch wirklich zu halten gedenken, zaudern vorsichtig mit ihrem Entgegenkommen und stoßen anspruchsvolle Ausländer durch ihre kalte Gemessenheit ab. In Java wird die Formel der Spanier: ‚Sie sind in Ihrem Hause, dieß Haus ist das Ihrige‘ zur Wahrheit, ohne je ausgesprochen zu werden, wie überhaupt die unzähligen, dem Fremden erwiesenen Dienste aus Furcht, daß er sie ablehnen könnte, nie zuvor angeboten werden. Daß der Bediente nach den kleinen Gewohnheiten, den Lieblingsgerichten, den Speisestunden seines Herrn ausgefragt und daß darnach die Hausordnung abgeändert wird, ist durchaus nichts Seltenes; aber nicht nur auf die Dauer des Besuchs beschränkt sich die liebenswürdige Fürsorge: mehreremal, wenn ich auf einem Berggipfel oder in einem abgelegenen Rastanggrahan das tägliche Huhn mit Reis essen wollte, fand ich den Tisch mit allerlei Leckerbissen besetzt, welche die Frau des Hauses, in dem ich zuletzt eingekehrt war, dem Diener heimlich zugesteckt hatte."

Auflösung der Schachaufgabe Seite 356:

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 7 — D 7	1) S. B 8 nimmt D 7.
2) S. E 5 nimmt C 6	2) Beliebig.
3) S. G 4 — F 6 Schach und Matt.	

Auflösung des in der Auflösung des Rösselsprungs, Seite 356 enthaltenen Räthsels:

Mond.



Harriet Wyndham am Klavier. (S. 371.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

31. Der Besuch in der Villa.

Wird sie mich wiedererkennen? wird sie meiner sich freuen? wird endlich die Hoffnung meines Lebens, das größte Verlangen meines Herzens sich verwirklichen? das waren die Fragen, welche Miß Mendez sich vorlegte, während der Wagen Highgate zurollte. Die nächsten Stunden mußten Antwort darauf geben, und nie war ihr ein Weg so lang geworden als diese Fahrt. In ihrer Ungeduld hätte sie Zeit und Raum überfliegen mögen. Jeder Augenblick, welcher sie noch von ihrem Kleinod trennte, schien ihr ein Jahr zu sein. Sie hätte die Hälfte ihres Vermögens hingeben mögen für die sichere Erlösung von der Pein längerer Trennung. Ihre Reisebegleiter verhielten sich schweigend oder sprachen unter sich nur mit leiser Stimme. Sie wußten, das jedes Hineinziehen Martha's in die Unterhaltung diese nur unangenehm berühren könne, und daß ihre Gemüthsspannung nur mit dem Wiedersehen Fanny's aufhören werde. Fanny war in dieser Stimmung ihr einziger Gedanke — alles Andere war nichtig. Je länger der Mann des Gesetzes sie verstohlen beobachtete, desto stärker drängte sich ihm wieder die Frage auf: ob wirklich die Adoption und die durch Gewöhnung erzeugte Liebe das einzige vereinigende Band zwischen Martha und Fanny sei. Wenn sie nicht durch Geburt ihr gehört, wem gehört sie dann? erwog er.

An dem Pavillon angelangt, welcher zur Villa gehörte, sahen sie mit Ueberraschung, daß das Gitter geöffnet und die tiefe Spur eines Wagens in der zum Hause führenden Gartenallee sichtbar war. Stroh lag auf dem Wege und über das angrenzende Strauchwerk zerstreut. Martha faßte mit einem einzigen Blick diese bemerkenswerthen Spuren auf und wendete sich erblassend zu ihren Reisegefährten. „Ohne Zweifel sind hier Möbel transportirt worden," sagte der Advokat Foster. „Glauben Sie?" erwiederte Martha mechanisch. „Vor drei Tagen waren sie ja noch hier und kein Wort ließ auf eine Wohnungsveränderung schließen," bemerkte Barry. „Sie können so plötzlich nicht weggezogen sein!" Mrs. Watkins und Lucy protestirten lebhaft gegen einen solchen Gedanken. „Zu verreisen, ohne uns zu schreiben oder sonst zu unterrichten, wäre lächerlich. Es ist nicht möglich!" — Leider aber macht häufig etwas, welches für unmöglich erklärt wird, den Eindruck von Geschehenem. „Alles sieht hier so öde und traurig aus," flüsterte Martha unter diesem beängstigenden Eindrucke. Der Wagen hielt. Statt Fanny's oder der Sängerin Garrachi erschien die Tochter des alten Beschließers der Villa und fragte nach dem Begehr der Herrschaften. Martha erbebte, sie vermochte, ohne sich selbst Rechenschaft darüber geben zu können, ihre trübe Ahnung nicht zu verscheuchen. „Wir wollen zu Fanny und Madame Garrachi!" rief Lucy rasch. „Zu wem sonst? Erkennen Sie uns nicht wieder?" — „Ich bedaure, die Damen sind gestern abgereist," versetzte das Mädchen. Martha stieß einen leisen Schrei aus. — „Abgereist? Sie wollen sagen: abwesend, ausgefahren; vielleicht nach London," versetzte Barry ungläubig. — „Sie sind wirklich abgereist, Sir; ich glaube ganz von England fort." — Barry und Foster sprangen nichtsdestoweniger aus dem Wagen und halfen den Damen beim Aussteigen. Martha vermochte ihre Verzweiflung, ihre Thränen nicht mehr zu bannen; sie eilte hastig in's Haus von Zimmer zu Zimmer, wehklagte und rief Fanny bei den zärtlichsten Namen. Nicht minder groß war der Schmerz Lucy's.

Nur in Fanny's Kammer waren die Möbel noch vollständig vorhanden; ihr von weißen Vorhängen umgebenes Bett, das Kissen, worauf ihr jugendschöner Kopf geruht, auf dem Tische einige Schreib-

hefte von ihrer Hand und eine Vase mit halbverwelkten Blumen, welche seit ihrer Entfernung kein frisches Wasser erhalten hatten. — „Fort! Sie ist fort!“ schluchzte Martha, sich über das Bett werfend und ihr Gesicht in dem weißen Kopfkissen vergrabend. „Sie ist fort und ich bin wieder allein und verlassen!“ — Lucy warf sich auf einen Sessel und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Foster und Barry, welche den Beschließer aufgesucht hatten, traten in die Kammer und blickten mit ernstem Schweigen auf die Szene. Mrs. Watkins äußerte sich heftig über das unwürdige Betragen der Madame Garrachi. „Eine Französin und ausrangirte Sängerin — man konnte von ihr nichts Besseres erwarten. Zum Glück war sie keine Schauspielerin, ich hätte mich um unserer edlen Kunst willen doppelt für sie schämen müssen.“ — „Fortgereist, ohne mir, ihrer treuesten Freundin, ein Wort zu schreiben!“ rief Lucy. „Wie ist dieß nur möglich gewesen?“ — „O sie ist eine Undankbare!“ brach Martha bitter aus. „Sie hat ihr Wesen, wie es scheint, traurig verändert — gewiß waren es Andere, welche in unverantwortlicher Weise ihr junges Herz verdorben haben!“ — „Nein, sie ist nicht undankbar, sie hat kein verdorbenes Herz,“ versetzte Lucy leidenschaftlich. „In dieser Beziehung muß ich meine Freundin in Schutz nehmen und werde keinen Makel auf sie kommen lassen. Sie haben am wenigsten Ursache, Miß, Fanny der Undankbarkeit anzuklagen, denn Nacht für Nacht sprach sie, ehe sie einschlief, von Ihnen, als von der Person, die sie über Alles liebte, und schloß Sie stets in ihr Gebet ein. Nie trafen wir später uns Beide, ohne daß von Ihnen gesprochen ward, und noch vor wenig Tagen, als wir hier den Thee einnahmen und die Dienerschaft auf silbernen Tellern und Schalen Kuchen und Früchte herumreichten, flüsterte sie mir in's Ohr, daß sie ein Stück trockenes Brod von Ihrer Hand, der Hand ihrer geliebten Mutter, vorziehe. Ich kann kaum glauben, daß Sie Fanny's Mutter sind, weil Sie dann nicht den Muth haben würden, ihren Charakter zu tadeln. Fanny sagte mir übrigens oft, daß ihre Mutter sehr arm gewesen sei und in einem düstern, elenden Hause gewohnt habe; Sie aber sind reich, Sie haben Ihre eigenen Wagen, prächtige Kleider und einflußreiche Freunde.“ — „Ich war arm,“ entgegnete Miß Mendez, „ja blutarm, ohne jede Stütze und verachtet wie ein Ausgestoßener; eine schändliche Ungerechtigkeit hatte mir mein Vermögen entzogen, aber die Gerechtigkeit hat es mir endlich wieder verschafft und ich bin jetzt reich.“ Martha war keineswegs ungehalten über die scharfe Erwiederung Lucy's, im Gegentheil war jedes bittere Wort, welches die junge Tänzerin sprach, ein sanfter Wohlklang für ihr Ohr, weil es ihr bewies, daß ihr Adoptivkind sie nicht vergessen hatte, sondern daß sie noch wie sonst den ersten Platz in ihrer Liebe und in ihrer Erinnerung einnahm. Statt gegen Lucy dieselbe Bitterkeit zu zeigen, welche sie vorher in die Beurtheilung Fanny's gelegt, umschloß sie dieselbe bewegt mit ihren Armen und preßte sie an's Herz: der gleiche Schmerz glich den Unterschied ihrer Jahre aus und machte Beide zu ebenbürtigen Freundinnen.

Barry hatte inzwischen die Schreibhefte zur Hand genommen und darin geblättert; er fand unter Anderm den unvollendeten Entwurf eines Briefes, welchen Fanny an ihre „Schwester“, an Miß Lucy geschrieben hatte. Darin sagte sie, daß Madame Garrachi zwar stets zärtlich und aufmerksam gegen sie sei, daß sie sich aber nur höchst ungern von ihren Freunden trenne. Madame Garrachi habe ihr gesagt, sie habe von neuen feindlichen Anschlägen gegen Fanny's Leben und Freiheit gehört und halte für nöthig, daß Beide für einige Zeit England ganz verließen. Der Luftwechsel soll nebenbei, wie Madame Garrachi geäußert, ihrer etwas angegriffenen Gesundheit dienen. „Aber wo ich auch sein möge,“ setzte sie hinzu, „ich werde nicht aufhören an euch zu denken und euch zu lieben. Du und meine Mutter nehmt den ersten Platz in meinem Herzen ein. Es sind allerdings noch andere Personen in der Welt, die ich liebe, aber nicht mit gleicher Innigkeit. Auf Wiedersehen also, meine theure Schwester und Freundin! Ich werde Dir gleich schreiben, sobald unsere Rückreise festgesetzt ist, oder wir zurückgekehrt sind.“

Martha führte dieses Blatt an ihre Lippen und ward durch dessen Inhalt so getröstet, daß die junge Tänzerin, für welche der Brief bestimmt war, nicht wagte, ihn abzufordern. „Aber nun, wer ist diese Madame Garrachi?“ fragte Martha, nachdem sie sich einigermaßen wieder gesammelt hatte. „Mit welchem Rechte hat sie über mein Kind verfügt, ohne dessen frühere Freunde zu Rathe zu ziehen?“ Die Geschichte der Sängerin und der Manier, mit welcher sie Fanny an sich genommen hatte, wurden Miß Mendez durch Barry und Lucy erzählt. Ersterer rechtfertigte dieß Verfahren durch die bedeutende Gefahr, in welcher die Waise geschwebt habe und durch den geringen Schutz, welchen Mrs. Watkins ihr hatte gewähren können. „Wir Alle, Miß Mendez, glaubten richtig gehandelt zu haben,“ fuhr er fort. „Selbst die ältesten und erfahrensten Bewohner des Hauses, der Lieutenant und Mr. Weitzer, welche dem Kinde zugethan waren, als sei es deren eigenes gewesen, riethen dazu. Der Schutz, welchen ihr Madame Garrachi gewähren konnte, ermöglichte Fanny zugleich eine glänzende Erziehung und Entwickelung ihrer natürlichen Begabung.“ — „Und glauben Sie auch, daß diese Madame Garrachi sie liebt?“ — „Man kann daran nicht zweifeln,“ erwiederte der Künstler; „sie hat Fanny gehalten wie ihr eigenes Kind. Fanny hatte die geschicktesten Lehrer und machte ungewöhnliche Fortschritte.“ — „Haben Sie irgend etwas Nachtheiliges über den Ruf der Sängerin gehört?“ — „Nicht das Mindeste. Selbst der Verdacht hat sich ihr nie zu nahen gewagt; aber sie scheint ebenso unglücklich als tugendhaft zu sein — dieß ist häufig das Loos der edelsten Frauen.“ Martha fühlte sich beruhigter. Nach einer Berathschlagung mit dem Advokaten Foster wurde noch beschlossen, die Besitzerin der Villa aufzusuchen und möglicher Weise von dieser einige nähere Auskunft über die Abreise der Sängerin und Fanny's zu erhalten. Die ehemalige Schauspielerin empfing sie mit ihrer gewöhnlichen Zuvorkommenheit und hörte mit lebhaftem Interesse die frühere Leidensgeschichte Martha's. „Die Motive, welche Madame Garrachi leiteten, vermag ich nicht anzugeben,“ sagte sie, „aber es müssen bedeutende sein. Ich begreife Ihren Schmerz vollkommen und habe daher um so herzlicher zu bedauern, daß es nicht in meiner Macht steht, Ihnen zu helfen, denn es ist mir, trotz aller Anstrengungen, nicht gelungen, eine Aenderung in den Entschließungen meiner Freundin herbeizuführen. Jedenfalls liebt sie das Kind, welches bei ihr so sicher und wohl aufgehoben ist, als wäre es bei seiner eigenen Mutter. Was aber das Geheimniß der Handlungsweise von Madame Garrachi betrifft, so kann die Zeit allein dessen Schleier lüften.“ — „Hat sie wirklich England verlassen?“ fragte Mr. Foster. — „Zuversichtlich, Sir, Sie erhob zu diesem Zwecke noch gestern eine bedeutende Geldsumme bei meinem Gemahl.“ — „Und Sie glauben, daß Madame Garrachi nach Frankreich gegangen ist?“ — „Es ist möglich!“ — „Haben Sie keine Vermuthungen,“ forschte Martha in bittendem Tone. „Erwägen Sie die Angst eines Mutterherzens!“ — „Ich fühle diese Angst völlig mit,“ entgegnete Mrs. Coutts, „und wollte der Himmel, es wäre mir gestattet, zu ihrer Verminderung beizutragen! Doch selbst mir, die doch ein Recht auf Freundschaft und Vertrauen der Madame Garrachi besaß, sind ihre Absichten und Pläne ein tiefes Geheimniß geblieben. Nur das kann ich Ihnen sagen, meine Dame, daß meine Freundin unendlich viel gelitten hat und daß ihr Lebensglück zerstört ist. So viel ich aus ihren Aeußerungen habe entnehmen können, hat sie sich einen gewissen romantischen Racheplan erdacht, dessen vornehmstes Werkzeug Fanny sein soll.“

Nach dieser unvollständigen Auskunft zog sich Martha mit ihren Freunden zurück. Eine Last wenigstens war von ihrer Brust gewälzt: sie hatte die Versicherung erhalten, daß Fanny geliebt werde und daß sie dem Elend mit allen seinen Folgen entzogen sei. Demgemäß suchte sie die Vorstellung in sich zu befestigen, daß Fanny glücklich sei. Die Freude, welche Miß Wyndham darüber empfand, daß das Adoptivkind ihrer Gebieterin nicht aufgefunden worden war, wirkte so mächtig auf ihr ganzes Wesen, daß es sie große Mühe kostete, sie zu verbergen. Ihr Lächeln und die strahlende Freude in ihrem Blicke entgingen Martha nicht vollständig, doch waren deren Gedanken viel zu sehr von andern Dingen in Anspruch genommen, als daß sie darüber weitere Betrachtungen angestellt hätte. Harriet Wyndham hatte, wie wir ihrer früher erwähnten, seit der ersten Stunde ihres Eintritts bei Miß Mendez davon geträumt, daß sie einst deren Erbin sein könne; die Umstände schienen bis jetzt günstig zu sein. „An irgend Jemand muß die Einsame sich anschließen,“ dachte das kluge Fräulein. „Ein Frauenherz kann nicht stets leer bleiben. Also — noch ein wenig Geduld und ein

wenig List, und ihr Vermögen ist vielleicht mein." In diesem Entschlusse bestrebte sie sich eifriger als je, sich bei Martha beliebt zu machen. Was ihre Beziehungen zu Klemens Foster betraf, so erschöpfte er sich mit der natürlichen Galanterie seines Alters häufig in Aufmerksamkeiten und allgemeinen Phrasen, welche das junge Mädchen in die Hoffnung versetzten, Klemens habe es auf ein ernstes Verhältniß abgesehen; es gelang ihr aber trotz aller Klugheit nicht, ihn zu einer bindenden Erklärung zu veranlassen; er schien ein Schmetterling zu sein, welcher eine Blume umflattert, ohne sich in ihren Kelch niederzulassen. Der Jüngling war zwar durch Harriet's Schönheit, Talente und verführerische Manieren angenehm berührt; er liebte es, sie singen und sprechen zu hören, mit ihr zu promeniren und zu kokettiren, aber sein Herz gerieth dabei nicht in tiefere Bewegung. Miß Wyndham glaubte deßhalb, er sei kaltherzig, weil sie keine Ahnung von dem hatte, was in der Seele des jungen Menschen vorging.

32. Ein vortrefflicher Vater.

Wie wir unsern Lesern bereits mitgetheilt haben, beseelte den Advokaten Foster das lebhafte Verlangen, sein Sohn möge, wie er, das Geschäft der Advokatur verfolgen; wir haben auch gesagt, daß Klemens dazu entschlossen war, daß es aber außer seiner Macht lag, diesen Beruf zu lieben. Eine seiner Tanten hatte ihm ihr Vermögen von etwa dreitausend Pfund Jahresrente mit der Bestimmung hinterlassen, daß ihm nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre völlig freie Verfügung darüber zustehen solle. Klemens wußte dieß, aber wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er daraus nie Veranlassung nahm, sich den Wünschen seines Vaters zu widersetzen. Seine kindliche Zuneigung war so groß, daß er ungeachtet des Widerwillens gegen die Advokatur mit einem unvergleichlichen Eifer arbeitete und die Bahn durch das Labyrinth der Prozeßangelegenheiten in einer Weise verfolgte, die seinen Vater glauben machen sollte, daß er Neigung für sein Geschäft habe. Selbst Mr. Griffiths, der erste Schreiber im Bureau Mr. Foster's, konnte nicht läugnen, daß Klemens für sein Alter ein ausgezeichneter Advokat zu werden versprach. Mr. Foster war von dem Betragen seines Sohnes entzückt, aber sein Vaterherz kämpfte dennoch einen schweren Kampf zwischen Zärtlichkeit und dem, was er für seine Pflicht hielt. Manchmal glaubte er wahrzunehmen, daß Klemens mißmuthig aussehe, und daß sich um seine Augen jene bläulichen Ringe bildeten, welche auf ein inneres Leiden schließen lassen. Er ließ ihn in Folge dieser Wahrnehmung die Bücher zumachen und auf eine oder zwei Wochen auf's Land gehen. Klemens machte von dieser Erlaubniß gern Gebrauch und verbrachte, wie wir gesehen haben, seine meiste Zeit auf dem Landsitze Brierly-Grange. Die Rückkehr Martha's zur Stadt machte diesen Besuchen ein Ende. Martha ergriff, während sie bei Mr. Foster in Harleystreet speiste, Gelegenheit, das Gespräch auf dessen Sohn zu lenken. „Klemens wird sich nie in Ihre Geschäfte verbeißen," sagte sie. — „Warum nicht?" fragte der Advokat mit gezwungenem Lächeln. — „Weil er keinen Beruf dafür hat." — „O das findet sich mit der Zeit, Miß Mendez!" — „Ja, mit der Zeit stellt sich vielleicht vollkommene Resignation oder Abstumpfung ein, aber nicht jener wahre, innerliche Eifer, welcher den Erfolg sichert. Armer Bursche, dessen Herz von Trübsinn erfüllt ist! Ich kann das nicht ansehen, es verursacht mir Qual. Seien Sie mir deßhalb nicht böse, Mr. Foster, aber meine freundschaftliche Gesinnung und mein Dankgefühl gebieten mir, davon zu sprechen." — „Klemens arbeitet sehr fleißig," versetzte der Advokat, welcher sich nicht überreden lassen wollte. — „Er thut es nur, um Ihnen zu gefallen, weil er ein guter Sohn ist, weil er Sie liebt; aber seien Sie weise und edel, Mr. Foster! Sie wissen, daß ich Ihrem Sohne zweimal mein Leben danke, das erste Mal seiner Güte, das zweite Mal seinem Muthe. Denken Sie daran, daß es sich um sein Lebensglück handelt, und vergessen Sie nicht, daß, wie ich gewiß weiß, ihm Herz und Geist seit frühester Jugend nach dem Soldatenleben gestanden hat." — „Und wer ist in meinem Bureau mein Nachfolger?" fragte Foster trocken. — „Klemens nicht, Sir! So lange Sie leben, ist dieß möglich, sogar höchst wahrscheinlich, weil er Sie zärtlich liebt und ihm das Bestreben, Ihnen zu gefallen, heilig ist, aber sobald er völlig Herr seiner selbst ist, wird er seine Freiheit benützen. Sie wissen, wie ich ihn schätze — ich bin reich, entsetzlich reich, und wenn irgend eine Ursache des Interesses . . ." — Der Advokat erhob sich. „Sprechen Sie nicht so, Miß Mendez, ich bitte Sie, nicht so! Geld! Ich glaubte, Sie würden mich besser kennen, um zu wissen, daß kein Geldinteresse der Grund meiner Handlungsweise sein kann. Außerdem ist Klemens mit dem Antritt seines einundzwanzigsten Jahres, Dank der Thorheit einer alten Tante, vollkommen unabhängig." — „Weiß er das?" — „Ja." — „Dann ist sein Verhalten um so edler, seine Aufopferung um so größer." — „Die Aufopferung, sagen Sie?" — „Ja, Mr. Foster, täuschen Sie sich nicht! Sie wissen, daß Sie und Ihr Sohn meine einzigen Freunde sind, die mir Beide in gleichem Maße am Herzen liegen. Ohne Zweifel haben Sie beobachtet, daß Klemens seit einiger Zeit blasser und abgezehrter aussieht, daß sein Antlitz, sonst so helleuchtend, verdüstert und schwermüthig ist." — „Ja ja, das hab' ich gesehen!" — „Die innere Unzufriedenheit ist sein Todfeind, der ihn richten wird." — „Oder vielleicht die Liebe, Miß Mendez!" erwiederte der Advokat lächelnd. Martha zeigte sich über diese Wendung auf's Höchste überrascht; Klemens war so häufig ihr Gast gewesen, und sie hatte aus innerem Interesse seinen Charakter, seine Neigungen und sein Benehmen so gründlich studirt, daß die Empfindung, welche Mr. Foster's Voraussetzung in ihr wachrief, ihr ebenso peinlich wie unerwartet war. — „Sie glauben, er liebe, Mr. Foster? Aber er ist fast noch ein Kind!" — „O es gibt in unsern Tagen nur noch sehr wenig Kinder von siebenzehn Jahren!" entgegnete sehr ernst der Advokat. „Zu meiner Zeit war es so, jetzt ist es anders. Wär's möglich, daß Sie in dieser Beziehung bei meinem Sohne keine Beobachtung gemacht haben sollten?" — „Gewiß, ich habe trotz des eifrigsten Studiums keine gemacht." — „Nun, dann hören Sie!" Der Advokat deutete bei diesen Worten auf das Nebenzimmer, wo während der Unterredung zwischen ihnen Klemens und Miß Wyndham sich mit Gesang und Klavierspiel unterhalten hatten. Das junge Mädchen begann aber eine Romanze, und Klemens stand dicht neben ihr, um die Notenblätter umzuwenden. „Dieß ist's!" fuhr der Advokat fort. „Seine Besorgniß und Traurigkeit rührt vermuthlich davon her, daß er fürchtet, er habe eine mir nicht angenehme Wahl getroffen. Ja ja, dieß ist's! Aber glauben Sie mir, gerade eine solche Verbindung ist mir erwünscht, denn Harriet ist die Tochter eines alten Freundes. Klemens liebt sie, ich werde mit ihm darüber sprechen und Alles ist in Ordnung." — „Ist's möglich," sagte Martha lächelnd, „daß Sie, ein so erfahrener hellsehender Weltmann, sich in einem so wichtigen Punkte irren konnten?" — „Mich irren?" — „Ja, und vollständig! Ihr Sohn liebt Miß Harriet nicht und hat für sie nie ein anderes Gefühl gehabt, als höchstens das eines Bruders gegen seine Schwester, oder eines jungen Freundes gegen eine Freundin gleichen Alters." — „Aber sehen Sie doch seine zarte Aufmerksamkeit für das Mädchen!" — „Ah bah, er liebt die Musik! Uebrigens ist ja die Gesellschaft Harriet's für Jedermann angenehm. Wollen Sie sich überzeugen; wollen Sie über meine Behauptung genaue Beobachtungen anstellen?" — Der Advokat war dazu bereit, und während derselbe seinen Sohn herbeirief, ersuchte Martha das junge Mädchen, die Ouverture zu „Don Juan" zu spielen, um sie auf mindestens zehn Minuten zu beschäftigen. Da Harriet wußte, daß ihre Gebieterin eine große Verehrerin Mozart's war, kam ihr die Aufforderung nicht unerwartet. „Wir wünschen Sie zu sprechen," begann Martha, als Klemens neben ihr und ihrem Vater Platz genommen und Harriet die ersten Akkorde angeschlagen hatte. „Wir unterhielten uns eben von Miß Wyndham, für welche Ihr Vater eine sehr gute Heirath in Absicht hat." — Das Antlitz des jungen Mannes verklärte sich sofort durch einen freudigen Ausdruck. „Ich bin glücklich, eine so angenehme Neuigkeit zu hören," sagte er, „da ich nicht zweifeln kann, daß der erwähnte Zukünftige Harriet's vollkommen würdig ist." — „In jeder Beziehung!" — „Ist er jung?" — „Ja." — „Und liebenswürdig?" — „Liebenswürdig und schön," erwiederte Martha, einen triumphirenden Blick auf den Advokaten werfend, dessen Gesicht den Ausdruck der Enttäuschung zeigte, weil er sich in der Idee gefallen hatte, die Liebe sei es, die seinen Sohn elend mache. „Ich bin wirklich von Herzen erfreut, dieß zu hören," versetzte Klemens, „denn es wäre doch schade

gewesen, wenn alle Grazie und alles Talent Harriet's einem Manne geopfert würde, welcher unfähig wäre, sie zu würdigen. Ich bin gewiß, daß ich den Mann lieben werde, weil ich aufrichtig Harriet's Glück wünsche. Darf ich seinen Namen wissen?" — „Noch nicht!" — „Aber wann kann ich ihn erfahren?" — „Bald," antwortete sein Vater, Martha zu Hülfe kommend, welche durch diese vielen Fragen in Verlegenheit gesetzt ward. Aber nicht ein Wort davon an Miß Wyndham, lieber Sohn! Ihr Zartgefühl könnte verletzt werden. Gehe jetzt; die Ouverture ist fast beendet und Harriet darf nicht ahnen, daß wir in dieser Weise über ihr Schicksal sprachen. Klemens nickte zum Zeichen, daß er die erforderliche Verschwiegenheit wahren werde, und verfügte sich an's Piano zurück. „Nun, sind Sie überzeugt?" fragte Martha den Advokaten. Dieser antwortete nur durch einen Seufzer und verhielt sich seit der gemachten Beobachtung sehr schweigsam und nachsinnend. In dieser Stimmung blieb er mehrere Tage lang. Seine Schreiber vermieden es so viel als möglich, das Wort an ihn zu richten, weil seine Antworten ungewöhnlich kurz und trocken waren. Selbst Mr. Griffiths erhielt deutliche Beweise dieses schlechten Humors.

Es war Thatsache, daß sich in der Seele des Advokaten ein peinlicher Kampf entspann und eine völlige Umwälzung vorbereitete. Ohne davon nur die entfernteste Ahnung zu haben, arbeitete Klemens so emsig wie sonst, indem er hoffte, daß die Verstimmung seines Vaters bald wieder seinem gewöhnlichen Gleichmuthe Raum geben werde; aber im Gegentheil empfand Mr. Foster das Opfer, welches er zu bringen im Begriff war, lebhafter als je und schien mit sich selbst zu grollen. Eines Morgens erschien er in seinem Bureau früher als gewöhnlich. Klemens saß bereits an seinem Schreibpulte. Die forschenden Augen seines Vaters sahen die Bläße seiner Wangen und die blauen Ringe um seine Augen. Selbst eine flüchtige Apfelröthe, wie sie bei Schwindsüchtigen sich einzustellen pflegt, glaubte die ängstliche väterliche Einbildung zu erkennen. „Es muß sein!" sagte er sich mit dem Aussehen erzwungener Verzichtleistung auf seinen alten Lieblingsgedanken.

Er trat in sein Kabinet, stellte seinen Regenschirm in die Ecke, welche seit dreißig Jahren zu diesem Zwecke diente, legte Hut und Handschuhe auf einen fast ganz mit Akten bedeckten Tisch und klingelte zweimal, das Zeichen für das Erscheinen des ersten Schreibers. „Griffiths, schicken Sie mir Klemens herein!" sagte er, als der Kopf des kleinen Mannes in der Thürspalte erschien. — „Ja, Sir!" — „Und vergessen Sie nicht, daß ich unter keinem Vorwande gestört sein will!" — „Ich bitte um Entschuldigung, Sir; aber Sie haben ohne Zweifel übersehen, daß Sie in der wichtigen Sache von Winter und Beslond im Arbeitszimmer von Mr. White erscheinen wollten." — „Lassen Sie hinsagen, ich könne nicht kommen, Mr. Griffiths, und wie gesagt, sorgen Sie dafür, daß ich ganz unbehelligt bleibe." — „Gewiß, Sir, gewiß!" erwiederte Mr. Griffiths verblüfft und zog sich rücklings zurück. Er war seit dreißig Jahren im Dienst des Advokaten, und nie hatte dieser eine Angelegenheit oder ein Rendezvous verschoben. Jedenfalls, so dachte er, handelt es sich um eine äußerst wichtige Sache, aber um welche? Er richtete an Klemens den Auftrag seines Vaters aus und theilte dann dem übrigen Personal den Befehl des Advokaten mit, daß er nicht gestört sein wolle. Als die Thür des Kabinets seines Meisters sich hinter Klemens geschlossen hatte, sagte Griffiths sich im Stillen, daß er die Ursache der Unterredung zwischen Vater und Sohn zu erforschen suchen müsse. „Wer weiß, ob die Sache nicht mein eigenes Interesse berührt," murmelte er, sich verdrießlich an seinen Aktentisch setzend.

Kaum war Klemens eingetreten, so ergriff der Vater seine Hand, welche der Jüngling in der seinen preßte; er begriff, daß es sich um eine Erklärung zwischen Beiden handeln sollte. „Sind Sie leidend, Vater?" fragte er befangen, während der Blick seines Vaters fest auf ihm ruhte. — „Nein, es ist nichts, mein Sohn. Ich habe eine andere Ursache, mit Dir zu sprechen; es ist Zeit, daß wir einander vollständig verstehen. Setze Dich! Ich bin zufrieden, ganz zufrieden mit Dir. Du hast versucht, das zu thun, was ich wünschte; ja Du hast es versucht, über Deine Kräfte. Es ist nicht Dein Fehler, wenn Dein Versuch nicht erfolgreich war. Hast Du vielleicht gedacht, ich sei unvernünftig und hart gegen Dich?" — „O, mein Vater, niemals! Ich habe wohl manchmal gelitten, denn es ist nicht immer leicht, sich zu bezwingen, aber nie habe ich in meinem Herzen einen üblen Gedanken gegen Sie, einen so vortrefflichen Vater, gehegt." — „Das glaube ich Dir, Klemens, das glaube ich Dir! Und heute will ich Dir beweisen, daß ich dankbar für Dein Bestreben bin, mir Freude zu machen." — „Wie, mein Vater?" — „Ich ziehe meine Pläne hinsichtlich Deiner zurück; ja, mein lieber Sohn, ich nehme Alles zurück! Du sollst völlig nach Deinem Willen handeln, in wenig mehr als zwei Jahren bist Du ohnedieß nicht mehr von mir abhängig." — „Aber ich liebe und achte Sie, Vater, und werde Ihnen stets gehorchen, mögen die Verhältnisse sich für mich gestalten wie sie wollen." — „Unterbrich mich nicht, Klemens! Ich habe lange Zeit mit aller Zähigkeit an meinen Ansichten festgehalten, obschon ich wußte, daß Du nur gezwungen Dich denselben anschlossest. Ich glaubte dadurch gut für Dich zu sorgen, weil ich Niemand in der Welt zu lieben habe, als Dich. Jetzt bin ich andern Sinnes... Du wolltest in die Armee eintreten, nicht?" — „Nein, ich habe diese Idee aufgegeben, Vater, ich will sie gänzlich zu vergessen suchen, so weit mir dieß möglich ist, und werde Alles thun, um der Güte und Zuneigung, welche Sie mir stets gezeigt, auch würdig zu sein. Mit der Zeit..." Er vermochte vor Bewegung nicht weiter zu sprechen, die Worte erstickten in seinem Munde. Sein Vater selbst konnte nicht sofort erwiedern; das Anerbieten des Sohnes ergriff ihn mächtig, aber das Gefühl großherziger Entsagung gewann wieder die Oberhand. „Nein," sagte er entschieden, „ich hatte wohl das Recht, von Dir Beweise der Ergebenheit zu verlangen, nicht aber völlige Aufopferung. Du weißt, Klemens, mit welchem Eigensinn ich an gefaßten Entschlüssen festhalte — die Sache ist also arrangirt."

Klemens war viel zu sehr ergriffen von der Edelherzigkeit seines Vaters, als daß er in Worten zu danken vermocht hätte; er drückte nur schweigend dessen Hand und hatte Thränen in den Augen. Der Advokat wollte sich seiner Bewegung nicht ferner hingeben und schlug einen leichten Geschäftston an. „Das Weitere morgen!" sagte er; „aber bis dahin nicht ein Wort von dem, was zwischen uns vorgefallen! Ich kann das Lächeln dieses listigen Griffiths nicht ertragen, der sich ohne Zweifel fester als je einbilden würde, mein Nachfolger zu sein. Er wird sich täuschen, dieser Mann; ich achte die Interessen meiner Klienten viel zu sehr, als daß ich sie seinen Händen anvertrauen möchte." Hätte er gewußt, daß Griffiths, welcher an der Thüre horchte, in der That lächelte, seine Meinung über ihn würde sich noch ungünstiger gestaltet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



Kornet Foster vor dem General De Vere. (S. 381.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

33. Klemens Foster als Soldat.

Zwei Monate nach der geheimen Unterredung zwischen Vater und Sohn stand der Name Klemens Foster, Esquire, in der Zeitung als Kornet im Regiment der königlichen Garden. Foster war seit fünfzehn Jahren Anwalt der Agenten der Armeekommission, Cox & Greenwood, und es war ihm in Folge dessen leicht geworden, seinem Sohne die gewünschte Offiziersstelle zu kaufen. Klemens hatte sich aus Neigung für die Kavallerie entschieden, aber die Wahl des Regiments war für ihn keine sehr glückliche; dasselbe enthielt, vom Oberst bis zum Kornet, nur Söhne aus den ersten Häusern Englands. Demgemäß waren die ersten Fragen, welche man nach der Ankunft des neuangestellten Offiziers stellte: „Von welcher Familie kommt er? Ist er reich?“ — Wehe dem Emporkömmlinge, welcher diese Fragen nicht in befriedigender Weise zu beantworten vermochte! Ungerechtigkeiten, Unverschämtheiten und Neckereien wurden dann ausgeübt, um dem Neulinge den Dienst zu verleiden.

Martha's Freude war lebhaft, als sie vernahm, daß Klemens endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte. Miß Wyndham aber beklagte sich im Stillen, während sie laut ihre Freude über den Wechsel der Dinge kundgab. Sie bemühte sich indeß, Klemens' neue Richtung zu ihren Gunsten zurecht zu legen, indem sie sich sagte, daß er nun dem Blicke und dem ihr unerklärlichen Einflusse Martha's entzogen werde. Ohne sich es selbst eigentlich zu gestehen, fand sie doch beim Anblicke des Jünglings in der schmucken Uniform der Gardereiter, daß ihr Herz tiefer für ihn empfand, als sie vorher geglaubt hatte.

Klemens wurde dem Oberkommandeur De Vere, einem leutseligen Manne, welcher lange Zeit Foster's Klient gewesen war und ihm eine aufrichtige Freundschaft bewahrte, durch einen alten Oberoffizier vorgestellt, bevor er zum Regiment nach Windsor abging. „Wahrlich, ein hübscher Junge, in jedem Stücke ein hübscher Junge!“ murmelte der alte Adjutant, als Klemens durch seinen Vater bei ihm eingeführt ward; „er wird sein Glück bei der Armee machen, wenn Oberst Barratt ihn nicht, wie so Manchen, verdirbt und zu Grunde richtet.“ Dann fügte er laut hinzu: „Also Sie treten in die Garde, junger Mann! Ein famoses Regiment, Leute aus den vornehmsten Familien darin.“ — „Klemens ist wenigstens reich,“ versetzte der alte Advokat. „Seine Tante hinterließ ihm sechzigtausend Pfund, und zudem ist er mein einziger Sohn.“ — „Hm; wie viel wird er jährlich bekommen?“ — „Dreitausend Pfund.“ — „O, das ist mehr als genug, mehr als genug! Als ich in die Armee trat, hatte ich kaum zweihundertfünfzig Pfund jährlich und meinen Sold; ich konnte also ein Regiment wie dieses, welches Ihrem Sohne bestimmt ist, nicht wählen.“

Nachdem Klemens die weiter nöthigen Besuche abgestattet, erfolgte die Vorstellung beim General. De Vere begrüßte ihn freundlich. „Sollten Sie sich in irgend einer Lage von Verdrießlichkeiten und Schwierigkeiten umgeben finden, mein lieber Freund, so wenden Sie sich an mich,“ sagte der Veteran. „Ich bin ein alter Soldat und Sie ein Rekrut; ich kenne die Routine des Dienstes, während Ihnen die kleinen Einzelnheiten noch völlig fremd sind. Vermeiden Sie vom Zaune gebrochene Streitigkeiten und das Spiel; handeln Sie aber mit Vorsicht und Festigkeit. Doch vor Allem, mein Sohn, haben Sie Acht auf das, was man Sie etwa unterzeichnen läßt!“ — „Das, was man mich unterzeichnen läßt?“ wiederholte Klemens fragend. — „Es wurden von jungen Leuten Ihres Alters schon mehr Schriftstücke als Worte verloren.“ — „Verzeihung, Herr General, ich verstehe dieß nicht!“ — „Das

weiß ich wohl, aber Sie werden es verstehen lernen." — „Ich trete in den Dienst mit einer aufrichtigen Liebe für die Sache," versetzte der junge Kornet lebhaft, „und werde mit Eifer Alles thun, um stets meines Grades würdig zu sein." — „Und Sie werden dieß sein, ohne Zweifel," entgegnete De Vere gütig; „aber die Hauptsache ist, daß man Sie gehen läßt. Ein Regiment, müssen Sie wissen, ist manchmal eine schlechte Schule. Ihr Charakter wird auf das Genaueste sondirt und Ihre Führung mit einer zweifelhaften Freundlichkeit kritisirt, wenn Sie nicht den Zauber eines hocharistokratischen Namens für sich haben. Thun Sie Ihre Schuldigkeit, erinnern Sie sich meiner Rathschläge, und Sie werden dann nichts zu fürchten haben."

Bei dem Worte „fürchten" überflog die Wangen des jungen Mannes eine glühende Röthe. „Gemach, mein Sohn!" rief der General, dieß bemerkend, mit feinem Lächeln, „ich habe nicht im Entferntesten Ihren Muth anzweifeln wollen; aber die Alten lieben es, zu predigen und vor den Steinen im Wege zu warnen, während die Jugend nur das Ziel sieht. Nun, auf Wiedersehen, Kornet; und noch einmal, wenn Sie jemals das Bedürfniß eines Beistandes haben, so erinnern Sie sich, daß Sie in mir einen Freund finden. In dringenden Fällen fragen Sie den Adjutanten Ihres Regiments um Rath: er ist einer meiner ältesten Freunde und wird Ihnen nützen um meinetwillen."

Hierauf drückte er ihm die Hand und entließ ihn; bevor aber Klemens nach Windsor aufbrach, empfing er Empfehlungsbriefe von der Hand des Generals an den Oberst Barratt und den Adjutanten Bridgam. Ebenso fand er vor seiner Abreise einen Brief von Miß Mendez vor, worin sie ihn bat, von ihr als Zeichen der Achtung ein Reitpferd anzunehmen, welches ihn bei seiner Ankunft in Windsor erwarte; dieß Pferd war ein ausgezeichnetes Thier von brauner Farbe, welches mehrere Offiziere des Regiments zu besitzen gewünscht, aber nicht gekauft hatten, weil ihnen der Preis zu hoch war. Martha hatte zweihundert Pfund dafür bezahlt, ohne in ihrer Freude, dem jungen Freunde einen Gefallen erwiesen zu haben, ahnen zu können welche Feindseligkeit der Besitz des Rosses ihm erweckte.

„Der Neue ist angekommen," sagte Lord Peapod, der Neffe des Oberst Barratt, als die Offiziere bei Tafel zusammensaßen. „Kennt ihn Jemand?" Es entstand eine allgemeine Pause, während welcher jeder Offizier nach dem Kommandanten blickte. — „Er hat einen Empfehlungsbrief vom General De Vere mitgebracht," sagte Letzterer dann; „in der Zeitung habe ich gelesen, daß der General Pathenstelle bei ihm vertreten hat." — „Ist er sein Verwandter?" fragten Mehrere. Ein trockenes „Nein" war die Antwort des Obersten. — „Aber wie nennt sich dieß Individuum?" rief gähnend Walter Trevanian, welcher den Rang eines Oberlieutenants im Regiment bekleidete. — „Er heißt Foster." — „Foster? Das heißt: ein ‚von Foster'!" — „O nein, sein Vater ist kein Baronet, sondern simpler Advokat." Ein allgemeines Murmeln der Mißachtung folgte dieser Erklärung. — „Wieder ein Philister!" rief Kapitän Marshall, welcher im Rufe eines Händelsuchers und Duellisten stand. „Man wird den Menschen fortbugsiren müssen!" — „Philister oder nicht!" erwiederte der junge Kornet Mortimer; „jedenfalls ist er enorm reich, denn er hat den Braunen gekauft, welchen Peapod und der Major gern besessen hätten. Ich habe das prächtige Thier in den Ställen gesehen." — „Den Braunen!" rief Lord Peapod betroffen. „Und ich habe hundertzwanzig Pfund dafür geboten, ich!" — „Ich hundertdreißig Pfund!" rief der Major. — Von diesem Augenblicke an hatte Klemens wegen seines Pferdes zwei entschiedene Feinde im Regiment. „Wir werden ja dieß Individuum kennen lernen, wenn es zum Diner kommt," meinte der Oberst, welcher nicht wünschte, daß in diesem Augenblicke das Thema weiter besprochen wurde, weil der Adjutant daran Anstoß nahm und weil er wußte, daß der „Neue" ein besonderer Schützling des Generals De Vere war. — „Ohne Zweifel wird er mit den Zähnen essen," witzelte der Kornet Mortimer dem Premierlieutenant Trevanian in's Ohr. Dieser zuckte schweigend die Schulter. „Der Dienst geht zum Teufel," fuhr Mortimer fort, „seitdem diese Art Leute sich eindrängen darf. Aber für Geld kann man eben heutzutage Alles haben." — „Selbst einen famosen Braunen!" spöttelte Trevanian. — „Hole der Teufel die Bestie!" knurrte Lord Peapod. — „Es wäre besser, er holte den Gentleman selber," versetzte Trevanian trocken. Die jungen Offiziere wechselten Blicke miteinander, aber das Gespräch wurde fallen gelassen.

Als Klemens Foster später in die „Meß" eintrat, das Lokal, in welchem die Offiziere zu frühstücken pflegten, bemerkte er zu seiner Ueberraschung, daß sein höflicher Gruß mit einer an Unverschämtheit grenzenden Gleichgültigkeit erwiedert ward. Dieß setzte ihn eine Weile in Erstaunen, da er sich keines Fehlers gegen den guten Anstand bewußt war. „Ah bah," sagte er sich nach kurzem Ueberlegen, „dieß Benehmen ist ohne Zweifel gewohnter Gebrauch, gleichsam soldatische Etikette. Richten wir uns danach!"

Kurz darauf sagte ihm einer der Offiziere in's Ohr, daß Oberst Barratt die Ehre haben wolle, eine Flasche Wein mit ihm auszustechen, das heißt nach dem Ausdrucke des Metiers ihm Willkommen wünschen. Der Major, die Hauptleute und Lieutenants traten im Gefolge des Obersten ein. Der gewählte Wein war Champagner. Klemens bemerkte, daß nach jedem Toaste die Offiziere ihre Gläser wieder füllten; als er drei oder vier geleert hatte, zögerte er. „Mein lieber Kamerad, was denken Sie?" sagte ihm Walter Trevanian, welcher ihm zunächst saß; „wir trinken hier kein Wasser!" — „Ich bin nicht gewohnt, viel Wein zu trinken," versetzte Klemens. — „Bah! ein Dutzend Gläser Champagner machen nichts! Uebrigens könnte man glauben, es bedeute eine unserem Oberst zugefügte persönliche Verletzung." — Ohne von dem, was Trevanian ihm lächelnd sagte, Uebles zu denken, befolgte Klemens seinen Rath, trank aber, als die Reihe an ihn kam, sein Glas nur halb aus. Ein mißfälliges Gemurmel ging bei dieser Wahrnehmung um die Tafel. „Es sticht ihn in die Nase!" flüsterte Peapod. — „Der Wein macht ihm übel!" bemerkte Marshall. — „Was träumen Sie denn, Marshall?" rief ein Lieutenant laut. „Mr. Foster wartet auf Sie!" — „Mr. Foster hat sein Glas noch nicht ausgetrunken!" versetzte der Kapitän ernst.

Wäre Klemens der schüchterne Bursche gewesen, für welchen die bramarbasirenden Offiziere ihn hielten, so würde er sich entschuldigt und sofort sein Glas bis auf den Grund geleert haben; er handelte jedoch anders. „Kapitän Marshall," sagte er ruhig und fest, „hat seine guten Gesinnungen gegen mich und nicht gegen meine Kräfte gerichtet. Ich trinke nicht mehr." — „Das ist traurig! Drei Gläser Champagner nach dem Essen!" murmelte ein junger Unterlieutenant, dessen Gesicht bereits scharlachfarben aussah. — „Er trinkt wie ein Frauenzimmer!" spöttelte ein Anderer. Klemens rührte sich nicht, und Kapitän Marshall trank sein Glas schweigend aus, indem er sich steif gegen Foster verneigte.

Es war augenfällig, daß der Versuch, Klemens betrunken zu machen, als gescheitert gelten mußte. Man griff zu einem andern Mittel. „Sie haben ein verteufelt schönes Pferd!" sagte ihm der Major. — „Welches, Sir?" — „Ei, den Braunen; Peapod hat vergeblich eine hohe Summe dafür geboten. Wie viel haben Sie bezahlt?" — „Ich kann Ihnen den Preis nicht nennen," entgegnete Klemens, froh über die Wendung des Gesprächs. „Das Thier ist mir zum Geschenk gemacht worden." — „Von Jemand aus der City?" fragte der Major. — Klemens begriff, welchen Unterschied es ausmachen konnte, ob der Geschenkgeber in der City oder im Westend wohnte. Der Ton der Frage verdroß ihn und er antwortete nur mit einem trockenen „Nein". — „Ich bitte um Entschuldigung," fuhr der Major fort, „aber ich glaubte, daß dieß wohl der Fall sein könne. Man hat mir gesagt, daß in der City sehr respektable Leute wohnen. Ich wette, Ihre Freunde haben Ihnen ungeheuer viele gute Rathschläge gegeben, als sie Ihre Ernennung erfuhren!" — „Nein, wahrhaftig nicht!" erwiederte Foster leichthin. „Meine Freunde wußten, daß ich unter Leute von guten Manieren kam und konnten daher nicht glauben, daß ich des Rathes bedürfe. Nur der General De Vere hat mir empfohlen, wohl Acht zu haben." — Bei diesen Worten sahen die Offiziere einander an; sie verstanden deren Sinn ganz genau. „Dann werden die Rathschläge jedenfalls sehr erbaulich gewesen sein," bemerkte Peapod sarkastisch. — „Gewiß, ein superber Sermon!" warf ein Anderer ein. Klemens ließ seinen Blick mit kalter Entschlossenheit in die Runde schweifen. „Auf Ehre, meine Herren, die Rathschläge, welche der General mir gab, waren sehr einfach und so beschaffen, wie sie ein Mann von seinem Range und seiner Erfah-

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 32.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Wie meine Grossmutter Kaffee kochte.

Eine Hausgeschichte.

Von **Siegfried Kapper.**

(Fortsetzung.)

Die excellenz-gräfliche Kalesche war, so weit Menschengedenken reichte, im Dorfe nie anders gesehen worden, als raschen Trabes hindurchrollend. Daß sie irgendwo darin Halt gemacht hätte, das war noch nicht vorgekommen. Heute, Sonntag Nachmittags, war es der Fall, und das Haus, vor welchem das Unerhörte sich ereignete, war das des Richters und königlichen Lehensmannes, Wenzel Dudek. Den Dorfinsassen, die, aus dem benachbarten Pfarrdorfe eben vom Segen heimkehrend, die Straße entlang in größeren und kleineren Gruppen umherstanden, erschien schon das bloße Ereigniß des Haltmachens der gedachten Kalesche vor dem Lehenhofe für bemerkenswerth genug, um die Frage zu rechtfertigen, was das wohl zu bedeuten habe. Das Bemerkenswerthe erwuchs zum Räthselhaften, als vom Rücksitze der Lakai herabsprang, den dem Lehenhofe zugekehrten Wagenschlag aufriß, Ihrer gräflichen Gnaden, der Excellenz-Frau, heraushalf und diese, vom Richter und der Frau Richterin, die gleich beim Heranrollen der Kalesche vor's Haus gekommen waren, auf's Beste bewillkommt, durch das sperrangelweit geöffnete Thor in den Lehenhof trat. Daß vom Rücksitze, wo sie neben dem Lakai gesessen, nun auch die excellenz-gräfliche Kammerfrau niederkletterte, um mit einem sorgfältig mit weißem Tuche bedeckten Handkorbe, den der Lakai unter dem Sitze hervor ihr herabreichte, ihrer hohen Gebieterin zu folgen, verwickelte die Frage, anstatt in sie einiges Licht zu bringen, nur noch mehr und steigerte sie vollends bis zum Gipfel des Unerklärlichen, Unbegreiflichen. Und so blieb den Staunenden denn nichts übrig, als in dem allen neugierigen Menschenkindern unbeschränkt



Die Brennerbahn. Inneres einer Hütte italienischer Arbeiter an der Brennerbahn. Nach einer Skizze, von E. Kirchhoff. (S. 375.)

freigegebenen Gebiete der Muthmaßungen sich zu ergehen, und das thaten sie denn auch in ausgiebigster Weise. Die Einen maßen zu diesem Zwecke mit ausdauernder Aufmerksamkeit den Lehenhof, zuerst von der Schwelle bis zum Giebel hinauf und dann wieder vom Giebel bis zur Schwelle herab, als läge ihnen daran, sich zu überzeugen, ob nach solchem Ereignisse dieser überhaupt noch an seinem Platze stehen geblieben sei. Die Andern suchten das Geheimniß aus den Formen der Kalesche, aus dem silberfunkelnden Geschirr der Pferde, aus den rothen Röcken und gepuderten Perrücken der Diener zu ergründen. Die Vernünftigsten gestanden sich offen, etwas Gewisses könne man da nicht wissen, und schickten sich eben an, sich an den Lakai heran zu machen, um von ihm Aufschluß zu erlangen, als nun gar die Kalesche in den Hof einfuhr und das große Thor, nachdem es Roß und Mann und Wagen verschlungen, einem riesigen Munde gleich zu unerbittlichem Schweigen sich verschloß.

Im Innern des Lehenhofs inzwischen war ein überaus reges Leben los. Die Excellenz-Frau zwar war nicht unerwartet gekommen. Sie hatte bereits am Donnerstag, am selben Tage, an welchem Aennchen bei ihr im Schlosse gewesen, noch spät Abends durch einen besondern Boten sich ansagen lassen. Es war der Schloßmusketier, den sie zur Bestellung dieses Auftrages ausersehen, und die Augen, die dieser würdige Knecht, der schon aus instinktiver Pflichtschuldigkeit gegen seinen nächstvorgesetzten Herrn, den Rentmeister, dem stolzen königlichen Lehensmann sowohl wie dem armen Viertler seinen bittersten Ingrimm nachtrug, dazu machte, als er hörte, Ihre gräfliche Excellenz wünsche im Lehenhofe auch des Letzteren braven Sohn anzutreffen, mochten nicht gerade die kleinsten gewesen sein. Im Lehenhofe seitdem hatte es ein Scheuern und Fegen, ein Backen und Braten gegeben, wie seit der Ausheirathung von Wenzel Dudek's einziger, seitdem längst kinderlos verstorbener Schwester, das ist seit vierzig Jahren her, ein zweites Mal nicht wieder. Das ganze Haus hatte die auf ihre Ordnung und Sauberkeit stolze Wirthin förmlich umgestürzt, den ganzen Hühnerhof die Obermagd über die Klinge springen lassen, und der Backofen zu glühen vollends nicht aufgehört. Und dennoch, als die hohe Gastin nun wirklich sich einstellte, war, mit Ausnahme Wenzel Dudek's und der Frau Richterin, die Ueberraschung eine allgemeine, die Verwirrung eine nicht mindere. Es schien, als wäre noch gar nichts gethan und als sollte, was bereits gethan war, noch einmal vom Frischen gethan werden; so rathlos eifrig schossen kleine und große Mägde, kleine und große Knechte hin und her.

„Nachbar Dudek," sprach indessen die Excellenz-Frau in's Vorhaus tretend, „ich komme, Euch einmal auch in Eurem Hauswesen aufzustöbern . . . zu Euch, Frau Gevatterin, noch insbesondere, um Buße zu thun . . ."

Die Frau Richterin sah die hohe Dame groß an, die auch im Entferntesten nicht darnach aussah, als ob sie Dergleichen nöthig hätte. „Buße? . . . die excellenz-gräfliche Frau Gevatterin? . . ."

„Ja wohl, Frau Gevatterin, und das für eine Sünde, eine gar schwere Sünde . . ."

„Eine Sünde? Das wolle Gott verhüten!"

„Doch, doch!" versicherte die Excellenz-Frau scherzend. „Man soll seinem Nächsten nicht Veranlassung geben, auf Irrwege zu gerathen! . . . Mit einem Worte: — ich komme Kaffee zu kochen! . . ."

Das traf wie ein kleiner Wetterschlag. Von Seite der Frau Richterin wenigstens fehlte dazu nicht viel; denn auf ihrer Stirne zog bei dieser Ankündigung eine Wolke sich zusammen, von der Niemand, der diese Frau näher zu kennen das Glück hatte, in Zweifel sein konnte, auf was für Weise sie unter andern Umständen sich entladen haben würde.

„Ja, ja, Frau Gevatterin!" fuhr die Excellenz-Frau fort. „Mein voller Ernst! Ich bin das meinem Aennchen schuldig und gekommen, mein Wort getreulich einzulösen! . . . Die Aermste! Welchen Kummer mein Unvorbedacht ihr verursacht hat! Wo ist sie denn? . . ."

Im zierlichen Sonntagsnachmittagsputz, in der breiten Haarflechte, die sich ihr um die Stirne schlang, eine frischaufgegangene Rose, hüpfte Aennchen, aus ihrer Kammer kommend, die Treppe herab.

„Ei, da ist sie ja, unsere kleine unglückliche Kaffeeköchin!" reichte ihr die Excellenz-Frau huldvoll die Hand zum Kusse entgegen, schloß sie dann in ihre Arme und küßte sie sanft auf die Stirne. „Dein Herzeleid schon ausgeschlafen? Komm', ohne Umstände! Wir wollen Kaffee kochen! Ein erkleckliches Feuer auf dem Herd, seh' ich, flackert schon; an Wasser wird's auch nicht fehlen, — alles Andere bringt meine Kammerfrau mit, und nun soll sie Dir zeigen, wie man's anfängt, die störrischen grünen Bohnen zum köstlichsten Gebräu der Welt umzuzaubern! . . ."

Die Frau Richterin zwar, auf deren Stirne die unheimliche Wolke immer noch stand, hatte, auf ihrer eigenen untrüglichen Erfahrung fußend, gar Manches gegen die Wiederholung eines Experimentes auf der Zunge, von dem ihrer festen Ueberzeugung nach kein anderer, als abermals ein höchst kläglicher Erfolg zu erwarten stand, — irgend ein widerlicher Brei im besten Falle, dem vielleicht ein herrschaftlicher Gaumen, welcher auch sonst an gar kuriose Dinge gewöhnt ist, keineswegs aber ein bäuerlicher einigen Geschmack abzugewinnen vermöchte, und der dem Triumphe, den sie sich, im Bewußtsein ihrer Meisterschaft in diesem Fache, von ihren Kuchen, Fladen und Brätseln versprach, sogar störend werden konnte. Allein die freundliche Entschiedenheit, mit der die Excellenz-Frau ihre Absicht kundgegeben, nicht minder wie die schonende Nachsicht, die man selbst den wunderlichsten Launen des Gastes schuldig ist, geboten ihr eine Zurückhaltung, der sie sich füglich nicht zu entschlagen vermochte. Es blieb eben nichts übrig, als zum bösen Spiele heitere Miene zu machen, und das um so heiterere, als Wenzel Dudek seinerseits in untrüglicher Voraussicht des Sieges seiner gerechten Sache das freundnachbarliche Beginnen der hohen Gastin mit der allerheitersten begrüßte.

Und so machte denn die excellenz-gräfliche Kammerfrau, Aennchen an ihrer Seite, sich unverzüglich an das große Werk, während die Excellenz-Frau selbst, geleitet von Wenzel Dudek und der Frau Richterin, in die große Stube trat.

„Gevatter Dudek!" sprach hier die Excellenz-Frau, nachdem sie neben dem mit Backwerk, Obst, Honig und Blumen bis an den Rand geladenen Tische sich niedergelassen, „Ihr habt da ein allerliebstes Töchterlein! Das wird einmal eine brave Hauswirthin abgeben!"

„Viel Gnad von der Excellenz-Frau Gräfin!" lüpfte Dudek die Hauskappe, die er als Hausvater und Herr der patriarchalischen Sitte der Zeit gemäß innerhalb seiner vier Pfähle vor Niemand anderem als vor Gott und dessen Diener abnahm. „Das liegt so als Erbgut mit in der Art der Dudek's. Hat noch keins ihrer darin fehlgeschlagen . . ."

„Und wie? Nichts noch?" frug die Excellenz-Frau mit einer bedeutsamen Handbewegung.

Wenzel Dudek zuckte eben so bedeutsam mit den Achseln. Er verstand die Frage, und es war nicht zu verkennen, daß ein leichter Schatten von Sorge über seine Züge flog.

„Dann liegt's wohl nur an Euch!" erhob die Excellenz-Frau den Finger gleichsam wie zum Vorwurfe. „Ihr seid vielleicht etwas zu streng in Euren Anforderungen . . ."

„Nicht strenger," entgegnete Dudek, „als ein ehrlicher Mann sein muß."

„Möchtet gerne recht reich . . "

„Du mein Gott!" versetzte die Frau Richterin. „Man setzt nun einmal ein golden Dach nicht auf Lehmwände! . . ."

„Und recht hoch . . ."

„Nicht höher," erwiederte Dudek, „als ich mit meinem Scheitel selbst reiche."

„Und das ist etwas," bekräftigte die Frau Richterin, „worüber ich mit meinem Manne völlig eins bin. Ich sag's immer: Mann, nur keinen Geringern, keinen Schlechtern wie Ihr!"

„Nun," lächelte die Excellenz-Frau, „wir wollen uns damit bescheiden, wenn es auch nur kein Besserer ist! Unser Aennchen kann sich dann schon glücklich genug schätzen! Ich meine wenigstens, Gevatter Nachbar, so ein zweiter Wenzel Dudek wäre Euch selbst am Allerliebsten! . . ."

„Wenn's Gott so wollte," versetzte der königliche Lehensmann; „ich denk', ich brauch's nicht zu leugnen!"

„Und habt Ihr Euch schon irgend umgethan? Nicht schon Jemand auf dem Korne? . . ."

„Man nimmt Manches auf's Korn," meinte Wenzel Dudek, „so gelegentlich, im Stillen, im Hinterhalt. Wenn man's aber,

eh' daß man losdrückt, schärfer in's Aug' faßt, läßt man die Büchse wieder sinken und geht sachte weiter."

„Ich frage nicht umsonst!" zögerte die Excellenz-Frau. „Unser Rentmeister sprach etwas von seinem Sohne, dem jungen Schluck; und mein Gemahl, der Herr Baron, — ich glaube, ich darf es Euch sagen, — wäre nicht abgeneigt, dem jungen Manne eine Stellung zu geben . . ."

„Der junge Herr Felix!" sahen der Richter und seine Frau gleich betroffen abwechselnd einander und die Excellenz-Frau an.

„Er hat ihn sofort avancirt und . . ."

„Da haben wir's!" fiel die Frau Richterin beinahe erzürnt gegen ihren Eheherrn ein. „Ich sagt' Euch's immer, Ihr solltet mit dem Herrn Rentmeister nicht viel Federlesens machen! . . . Dem sein Herr Sohn ist für unser Kind noch lange nicht . . ."

Ein verweisender Blick Dudek's schnitt ihr das Wort ab. „Das Reden," sprach er, „läßt sich Niemand verbieten. Der junge Herr — Oberwaldbereiter steht bei der gnädigen Herrschaft in Gunst, . . . er mag wohl auch ein gar ehrsamer Herr sein, . . . ich will das nicht bestreiten. Allein so hoch hinaus, — Excellenz-Frau Gräfin, das ist dem königlichen Lehensmann Wenzel Dudek nie beigekommen!"

„Ich verstehe!" versetzte Excellenz-Frau. „Es sind auch die letzten Tage Dinge vorgekommen, die . . . Wir wollen hier nicht zu Gerichte sitzen! Wird es wohl einmal Ernst, hoff' ich ohnehin, daß ihr, lieber Gevatter und Frau Gevatterin, außer euch Beiden auch noch Jemand Drittem ein Wörtchen mit dreinzusprechen gestatten werdet . . . dem Herzen eures Kindes! — Doch wo ist Gregor Kratky? Ich hoffte ihn hier zu finden."

Wenzel Dudek versicherte, ihm dieß zu wissen gegeben zu haben, und daß es ihm selbst unerklärlich, warum der sonst so pünktliche „Junge" nicht längst schon da sei.

„Ihr wißt wohl noch gar nicht," fuhr die Excellenz-Frau fort, „wie tief ich in der Schuld dieses jungen Mannes stehe?"

„O," erwiederte die Frau Richterin, „es war das Erste, was Aennchen, als sie vom Schlosse heimkam, uns erzählte!"

„Und was den braven Jungen," fügte der Richter hinzu, „uns Allen noch hundertmal werther und lieber macht, als er's ohnehin schon ist!"

„Ihr habt recht! Das Lob gebührt ihm!" betonte die Excellenz-Frau mit Nachdruck. „Ein trefflicher junger Mann!"

„Ein wackerer Bursche!" sprach Wenzel Dudek.

„Eine treue Seele!" die Frau Richterin.

„Ein gescheidter Kopf!" fügte der Richter hinzu.

„Ein frommes Herz!" die Frau Richterin.

„Und dabei bescheiden," ergänzte jener, „und emsig und umsichtig und überlegt."

„Und dienstfertig," die Frau Richterin, „und zuthunlich und anhänglich als wie das Kind vom Hause."

„Kurzum," schloß Wenzel Dudek, „ein Junge, der Seinesgleichen sucht! Und was mir an ihm am Besten gefällt, — wenn's gilt, entschieden und unerschrocken, und wo es Noth thut und am Platz ist, selbst stolz! . . ."

Die Excellenz-Frau vernahm dieß Lob, das bei dem warmen Eifer, mit welchem die beiden Ehegenossen sich darin ergingen, noch eine gute Weile sich steigern zu wollen schien, nicht ohne große Befriedigung. „Mein Gemahl, der Herr Baron," unterbrach sie es, „hat deßhalb auch die Absicht, ihn dauernd an seine Person, an unser Haus zu fesseln. Es ist das nichts als unsere Schuldigkeit . . . er hat sich für uns geopfert!"

Diese Eröffnung kam Wenzel Dudek überraschend, und zwar nicht gerade angenehm. Er bedurfte eines Augenblicks, um sich ihr gegenüber zu sammeln. „Ich werde," sprach er, „ich kann Niemand halten; ich werde auch seinem Glück nicht im Weg stehen! Allein wenn Jemand gegen Gregor Kratky Verpflichtungen hat, — große Verpflichtungen, so sind wir es, ich und mein Weib da! Denn was er gelitten hat, das hat er für uns gelitten, um unseres Kindes willen! . . ."

„Wer eine Pflicht hat," warf die Gräfin sanft ein, „der hat unstreitig auch das Recht, ihr zu genügen. Wir wollen für heute es dahin gestellt sein lassen, wessen Anrecht auf den trefflichen jungen Mann schwerer wiegt! Wenn die Stunde dazu da ist, wird sich das hoffentlich entscheiden!"

Es wäre für den Augenblick auch nicht Zeit gewesen, in die Erörterung dieser Frage sich weiter einzulassen. Im Hofe draußen erhob der alte Fidel sein wohlbekanntes Bellgejauchze, und gleich darauf trat — Gregor Kratky in die Stube.

Am Herde draußen unter dem mächtigen, uraltrutzigen Schornsteinhute ging es unterdessen geschäftig her. Die excellenz-gräfliche Kammerfrau stand nicht umsonst bei ihrer Gebieterin in der Gunst einer ausgezeichneten Giftmischerin, — insoweit natürlich, als es das Eingangs dieser Geschichte erwähnte, das menschliche Leben heimtückisch achtzig Jahre lang untergrabende Gift betraf, — und Aennchen an ihrer Seite bewies sich als eine gelehrige, raschempfängliche Schülerin. Die störrischen „grünen Bohnen" wurden da zuerst in eine Pfanne eingekerkert, welche die Kammerfrau eigens zu diesem Zwecke mitgebracht, und in derselben der kirrenden Gewalt eines tüchtigen Haufens glühender Kohlen überantwortet. Gab es da drinnen ein Zischen, ein Knistern und Prasseln, eine förmliche Empörung, als gält' es die höllische Haft um jeden Preis zu sprengen! Allein das half nichts. Die kluge Kammerfrau belehrte die raisonnirenden Geister durch fleißiges, derbes Schütteln eines Bessern, und bald gab ein eigenthümlicher Duft, der durch alle Fugen des eisernen Kerkers hervordrang, genügendes Zeugniß von der darin vollzogenen erfreulichen Umwandlung. Nun wurden die Pforten erschlossen und die gewitzigten „Grünen", die zur nicht geringen Verwunderung aller umstehenden Mägde inzwischen das prächtigste, glänzendste Schwarzbraun angenommen, in einen Mörser gethan, um sammt und sonders pulverisirt zu werden. Siedendes Wasser an hochauflohender Flamme stand bereit, — die Pulverisirten wurden darein geschüttet, — ein mächtiges, letztes Aufwallen, — ein Niederschrecken durch einen kleinen Einguß kalten Wassers, — dann ein Hinstellen zur vollendigen Beschwichtigung, — und der Bann war gelöst. In ein zierliches silbernes Kännlein, das die Kammerfrau gleichfalls mitgebracht, quoll eine klare, heiße, braune Flut, in ein zweites wurde Sahne, und auf eine silberne Schale, die eine seltsam geformte Muschel vorstellte, Zucker gethan, und alles das, auf einer großen silbernen Tasse friedlich nebeneinander gereiht, der erfreuten Schülerin zum Auftragen überliefert.

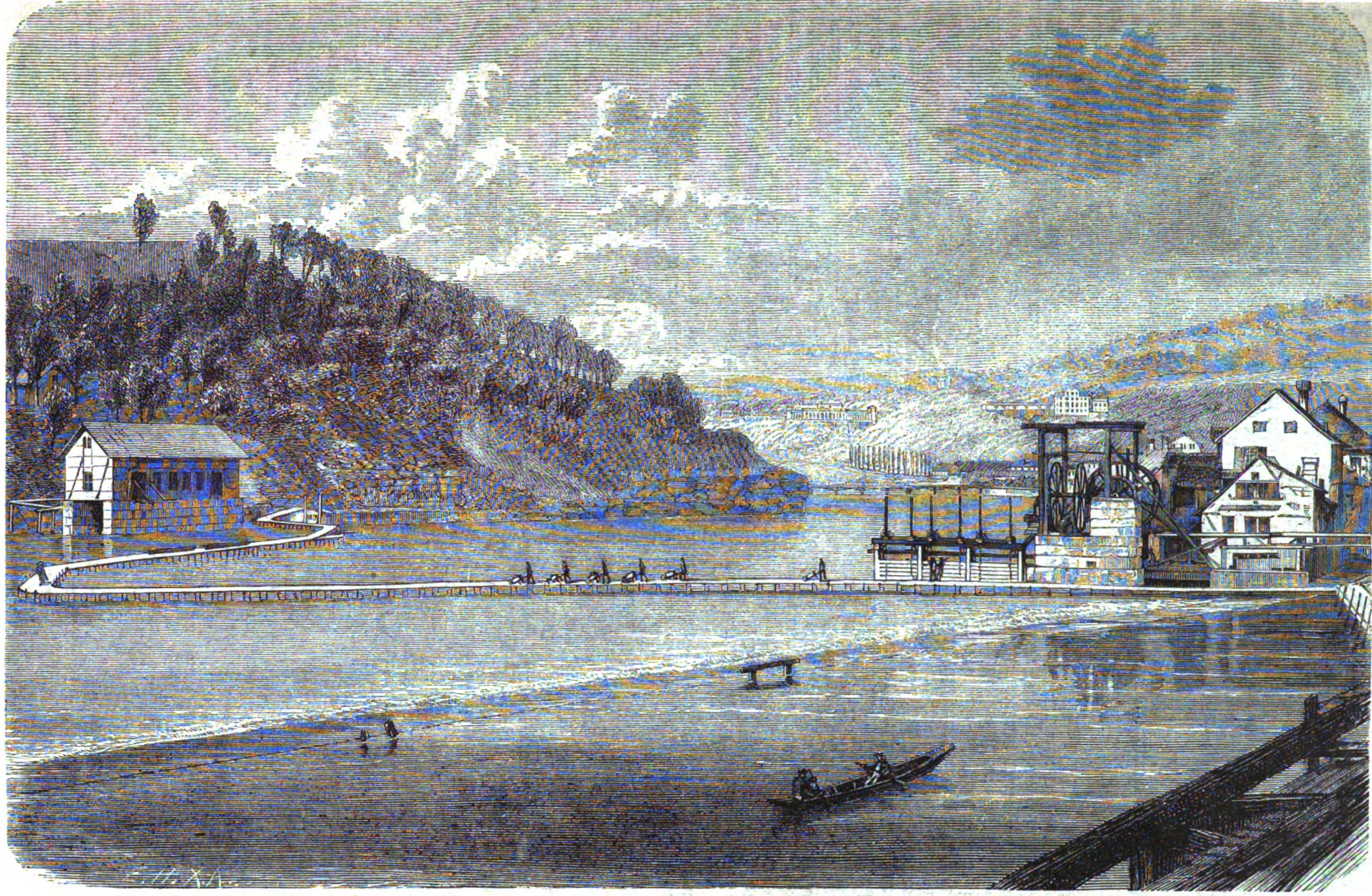
Die Hofmagd darauf als Vorbote riß die Thüre in aller Breite auf. Aennchen, den Abglanz glücklichster Befriedigung auf ihren hochgerötheten Wangen, trat behutsam ein, schwebte auf den Fußspitzen durch die Stube und ließ mit einem artigen Knix gegen die Excellenz-Frau und mit einem raschen, heimlichen Blick nach Gregor die Tasse mit den Kännlein auf den Tisch nieder.

Doch — was war das? Was hatte das zu bedeuten? Wo blieb die erwartete freudige Ueberraschung? In den Mienen Aller, mit alleiniger Ausnahme der Excellenz-Frau, die ihr freundlich aufmunternd zunickte und ihren Blick dann unbemerkt prüfend über die Andern gleiten ließ, lag statt des gehofften Beifalls ein nachdrücklicher Ernst, ja selbst ein unverkennbarer Zug tiefen Schmerzes. Was war da vorgefallen? Sie hatte keine Ahnung davon, daß Gregor gekommen war, Abschied zu nehmen, und doch hätte sie vor Pein in sich sinken mögen und würde zweifelsohne die Tasse mitsammt den Kännlein, statt auf den Tisch, an die Diele gesetzt haben, wenn sie glücklicher Weise sie nicht schon auf den Erstern in Sicherheit gebracht hätte. (Schluß folgt.)

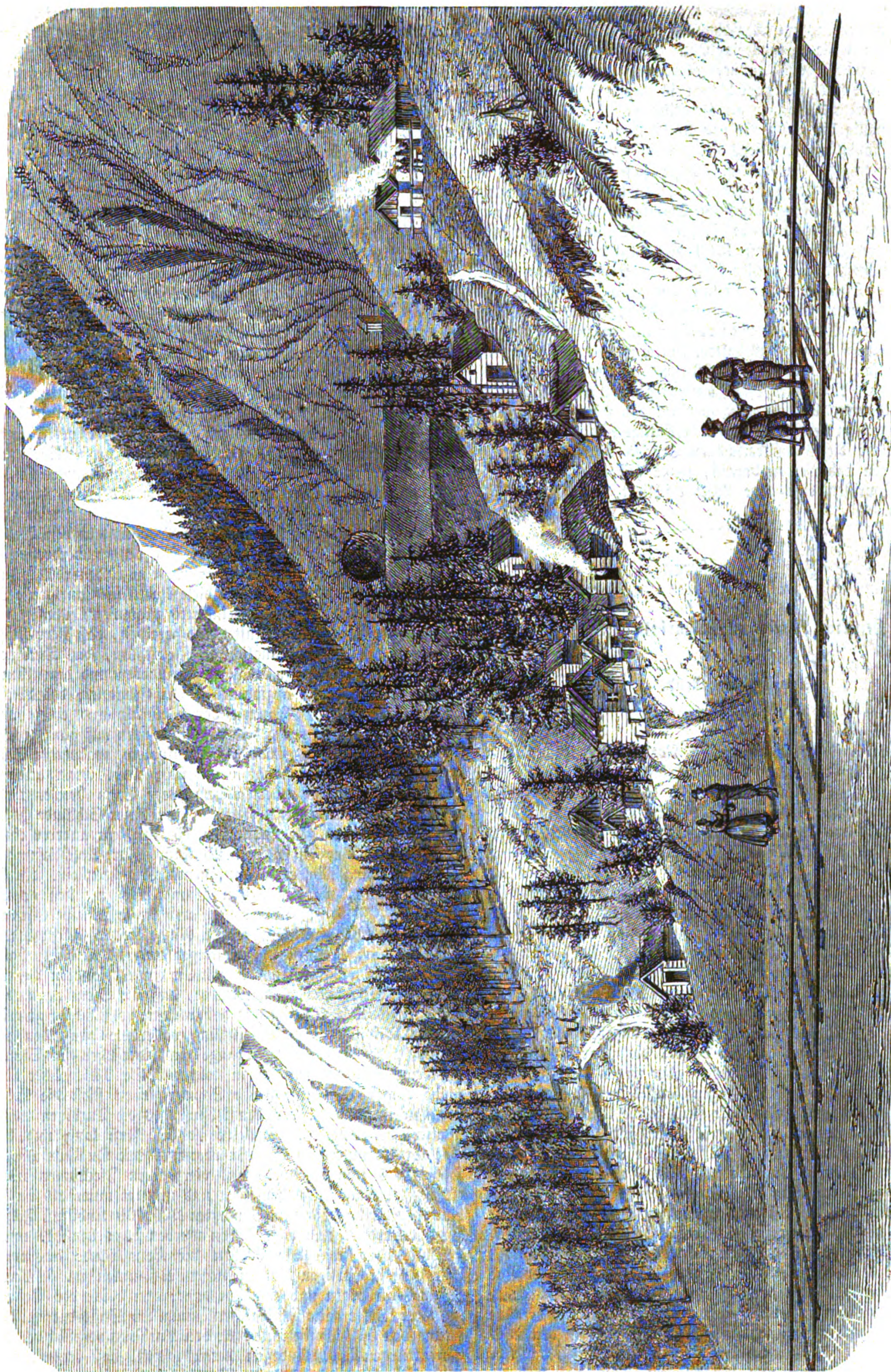
Die Brennerbahn von Innsbruck nach Botzen.

(Bilder S. 373 und 377.)

Die reizvollen Naturschönheiten des tyroler Landes haben lange dem Eindringen der Reisenden widerstanden, welche im Geiste der Zeit gewohnt wurden, mit der brausenden Lokomotive vorwärts zu eilen und nicht mehr mit den schleichenden Postwagen mühselig und mit Zeitverlust sich vorwärts zu schleppen. Die Strecke von Innsbruck nach Botzen über den Brenner erschließt eine Welt von Schönheiten! Was der romantisch gesinnte Reisende wünschen kann, abgesehen von den Forderungen der Eile, welche der gewöhnliche Geschäftsreisende stellt, ist hier vereint. In Abgründe sehen von den Höhen der Felsen, über die man fährt, am Saume von Ge-



Die schaffhauser Wasserwerke im Rhein. Nach einer Photographie, von A. Tronel in Schaffhausen. (S. 378.)



Die Brennerbahn. **Colonie italienischer Bahnarbeiter am Berge Isel.** Nach einer Skizze, von Ernst Kirchhoff. (S. 375.)

birgsseen dahinbrausen, über schwindelnde Brücken eilen, durch das Innere der Berge in langen Tunnels sich führen lassen, aufathmen im rosigsten Lichte, das zur Abwechslung über die goldigen Höhen hereinbricht, wie es die „Semmeringbahn“ bietet, alles dieses findet sich hier in ausgedehnterem, in noch abwechslungsreicherem Maße. Die Linie von Innsbruck nach Botzen ist fast 17 Meilen lang. Sie läuft bei ihrem Ausgange an der Eisak und der Sill entlang und steigt allmälig bis zur Höhe von 3500 Fuß, wo die Wasserscheide Deutschlands und Italiens ist, um sich nach den Abhängen dem Letzteren entgegen zu senken. Unser sicherlich schönes Bild stellt den Tunnel am Berge Isel dar. Schon dieser Name mahnt an die Kämpfe des tapferen deutschen Stammes, welche aus dem Befreiungskriege wie erschütternde Sagen herüberklingen. In den früher genannten Strömen floß 1809 das Blut von Freund und Feind und zog roth dahin. Hier schallte das Siegesjauchzen über die Franzosen. Oben steht das Schützenhaus, wo die Männer und Jünglinge den Stutzen wacker führen und das Treffen in's Schwarze üben. Die ganze Linie wird nicht weniger als gegen 600 Bahnobjekte, darunter 27 Tunnels enthalten, letztere mit einem Gesammtausmaße von fast 20,000 Fuß. Der Tunnel im Iselberge ist über 2000 Fuß lang. Noch wird östlich an dem ganzen Bau gearbeitet, und die Beendigung wird so rasch geführt, daß zeitweise zwanzigtausend Arbeiter an dem Riesenwerke beschäftigt sind. Wir haben hiemit die Bilder dieses wunderschönen Stückes deutschen Heimatlandes begonnen und werden darauf, sowie auf die ganze Bahn, welche den Touristen eine neue Welt erschließt, noch wiederholt zurückkommen.

Von unten herauf.

VIII.

Heinrich Moser auf Charlottenfels.

Von

August Feierabend.

(Bild S. 376.)

Wenn man auf der schweizerischen Nordosteisenbahn an dem Ufer des gewaltig einherbrausenden Rheins der in industrieller Thätigkeit jugendlich aufblühenden Stadt Schaffhausen entgegenfliegt, fesselt auf einer lieblichen Anhöhe im Gemeindebann Neuhausen außerhalb der Stadt ein in edlem Villastyl erbautes prachtvolles Schloß des Reisenden Blick. Es ist der Wohnsitz des Herrn Heinrich Moser und heißt Charlottenfels, zum Andenken an die verstorbene Gattin ihres Erbauers, dessen thatenreiches Leben ein glänzendes Beispiel ist, was Willenskraft und Ausdauer eines Mannes zu schaffen vermag.

Johann Heinrich Moser wurde in der Stadt Schaffhausen am 13. Dezember 1805 geboren und war von neun Geschwistern das jüngste. Sein Vater Eberhard war wohlbestellter Stadtuhrenmacher, ein schlichter, braver Mann und ein geschickter Meister in seiner Kunst. Noch findet man in der Stadt Schaffhausen heutzutage manche Wanduhr von Meister Moser, die zwar äußerst einfach und schmucklos geformt, dagegen aber wegen ihres vortrefflichen innern Baues und immer richtigen Ganges in hohen Ehren gehalten wird. Bei seinem Vater hatte Heinrich die Uhrenmacherkunst gelernt und zog dann als neunzehnjähriger Geselle in die weite Welt hinaus, mit dem festen Entschlusse, erst dann wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren, „wenn etwas Rechtes aus ihm geworden sei“. In kühnem, rastlosem Unternehmungssinn wanderte er nach Rußland hinein und daselbst von Stadt zu Stadt. So kam er nach Moskau und später nach Petersburg. Hier sollte er sein vorgestecktes Ziel erreichen und gründete daselbst sein häusliches Glück. In Charlotte, der Tochter eines Kaufmanns Meier, hatte er eine vortreffliche Lebensgefährtin gefunden, die ihm fünf Kinder, vier Töchter und einen Sohn, gebar. Schon vorher aber hatte er ohne besondern Schutz und ohne irgend welche Unterstützung in der russischen Hauptstadt eine Uhrmacherfabrik errichtet und betrieb das Geschäft mit solcher Thatkraft und beharrlichem Fleiß, daß dasselbe bald zu einem der bedeutendsten wurde. Man sah es dem Unternehmen an: der Segen braver Eltern ruhte auf seinem wackern Begründer, den ein edles Selbstvertrauen begeisterte. — Aber mitten in seinem Glücke hatte er in der stolzen Kaiserstadt die ferne Vaterstadt nicht vergessen. Mit mächtiger Gewalt zog ihn sein Gemüth dahin. Mit Millionen von Glücksgütern gesegnet, kehrte er im Jahr 1849 mit seiner Familie nach Schaffhausen zurück. Er durfte es wohl. Er hatte sein Wort gelöst, er war was Rechtes geworden; das hat er seiner Vaterstadt seither bewiesen. Er fand in seiner Heimat nicht das rührige industrielle Leben, das seinem Geiste entsprach, das ihn so reich gemacht. Da mußte er helfen. Trotz der reichen Wasserkräfte des Rheines blieben dieselben unbenützt. Moser sah es klar ein, daß nur durch Weckung der Gewerbsthätigkeit seiner Vaterstadt geholfen werden könne. In Locle hatte er bereits eine Uhrenfabrik errichtet und in Neuhausen eine Eisenbahnwagen- und Waffenfabrik erbaut. Dabei hatte er schon im Jahr 1850 bis 1851 dem Rheine 45 Pferdekraft abgerungen. Schon damals faßte er den großen, kühnen Plan, durch eine gewaltige Wuhre den mächtigen Strom in seiner ganzen Breite der Gewerbsthätigkeit dienstbar zu machen. Anfangs des Jahres 1864 war es Heinrich Moser mit großer Mühe endlich gelungen, für Erstellung eines Wuhrdammes quer durch den Rhein zur Gewinnung der vollen Wasserkräfte eine Gesellschaft mit einem Aktienkapital von 800,000 Franken zu bilden. Herr Moser verpflichtete sich, für die Summe von 120,000 Franken das große Werk zu übernehmen. Er wußte wohl, daß diese Summe nicht ausreichen würde, aber er war auch überzeugt, daß sein dem gemeinnützigen Unternehmen gebrachtes Opfer-Tausenden zum Segen gereichen würde, und daß die Zukunft seiner geliebten Vaterstadt in den Wellen des Rheinstroms liege. So machte er sich denn unverdrossen an die Arbeit. Auf Eisennadeln schlug er erst eine Arbeiterbrücke zur Verbindung der beiden Ufer. Schon diese Arbeit stieß auf große Schwierigkeiten. Die Felsen des Rheinbettes zeigten sich nämlich von der Gewalt der Wellen so zerklüftet und zerrissen, daß Herr Moser sich genöthigt sah, den anfänglich gefaßten Plan, das Turbinenhaus mitten in dem Rheine zu erbauen, aufzugeben und demselben einen Platz am Zürcherufer anzuweisen. Bei Erbauung des Wuhrdammes, der aus dicken Tannen von Weißholz und einem Aufwurf von Schutt und Steinen gebildet ist, stieß man auf ganz zerlöchertes morsches Gestein und gewaltige Felsenspalten, wahrhafte Schlünde, deren Ausfüllung unbedingt nothwendig war, wenn anders das Wasser sich nicht auf unterirdischem Wege Bahn brechen und dem Zwecke der Wuhre spotten sollte. Einer dieser Schlünde hatte eine Tiefe von 20 und eine Breite von 15 Fuß, ein anderer eine Tiefe von 19 und eine Breite von 20 Fuß. Zur Abschließung dieser Schlünde schlug Moser ein ganz neues Verfahren ein. An Stellen stromaufwärts, wo der Felsen gesund erschien, ließ er nämlich Löcher von 4—5 Fuß Tiefe bohren und senkte in selbe Eisenstangen ein, an welche vermittelst großer Ringe Ketten befestigt wurden. An diese hing er einen 3 Fuß langen und 12 Kubikfuß haltenden abgerundeten Quaderstein, der mittelst einer besondern Vorrichtung so in die Tiefe hinabgelassen wurde, daß ein Stein auf und neben den andern zu liegen kam und dadurch eine vollständige unterirdische Mauer entstand. Schuttausfüllung vollendete dann den Mauerabschluß, der jedem Wasserdrange zu widerstehen im Stande ist. In beide Schlünde wurden in solcher Weise 145 solcher Quadersteine eingesenkt. Auf gleiche Schwierigkeiten stieß die Erbauung des Turbinenkanals, der den Abfluß des die Turbinen treibenden Wassers bewerkstelligt. Derselbe ist 686 Fuß lang und bis auf eine Strecke unterhalb des Wuhrdammes mit Quadern überwölbt, sodann bis zum Rheinfels mit vierzölligen Flecklingen überdeckt, zieht sich hierauf durch denselben und mündet unterhalb im Rhein. Zur Herstellung des Kanals mußten 225,000 Kubikfuß Felsen gesprengt werden, und diese Felsen wurden dazu benützt, um ausgehöhlte oder schadhafte Stellen der Kanalwände auszumauern. Alle diese großartigen Bauten liegen tief unten im Felsbett des Rheines verborgen und entgehen daher dem Blicke des Beschauers.

Herr Moser hatte sich bei Herstellung der Wasserbauten für Lieferung von 500 Pferdekräften für drei Turbinen verpflichtet. Neuere Berechnungen haben indessen herausgestellt, daß jedenfalls deren 700 erreicht werden können. Von diesen sind im ersten Jahre der Erstellung der Wasserbauten 300 verkauft worden, mit mehr als

75,000 Quadratfuß Bauland zur Erbauung der Gebäulichkeiten. Herr Moser selbst erstellt eine Industriewerkstätte, welche 30,000 Quadratfuß Land in Anspruch nimmt und den Kleingewerben die Benützung der Wasserkräfte möglich macht. Die Herstellungskosten der Wasserbauten im Rhein belaufen sich auf annähernd 350,000 Franken. Es steht zu erwarten, daß Schaffhausen in wenig Jahren durch heimischen Gewerbfleiß einen großartigen Aufschwung nehmen werde. Von diesem Gefühle durchdrungen feierte diese Stadt den 9. April 1866 ein fröhliches Siegesfest über das gewaltige Element des Wassers zu Ehren des uneigennützigen Erbauers der vollendeten gewaltigen Wasserwerke im Rhein, und überreichte demselben einen prachtvollen silbernen Tafelaufsatz, ein wahres Kunstwerk der Zeichnung und Ausführung, mit der Inschrift: „Ihrem hochverdienten Mitbürger Heinrich Moser auf Charlottenfels, die dankbare Vaterstadt Schaffhausen 1866". Trotz seiner 61 Jahre findet Herr Heinrich Moser in unermüdlicher Regsamkeit und Hervorrufung neuer Schöpfungen seine Befriedigung. Schon als Knabe, Jüngling und Mann hatte er stets für eine bessere Zukunft der Vaterstadt geschwärmt. Die Liebe zur Heimat war stets sein Begleiter und, wie er selbst schreibt, zuweilen auch sein Beschützer. Diese Liebe zur Vaterstadt regt ihn immer wieder zu neuen Unternehmungen an, und ihr will er treu bleiben auch während des Restes seiner Tage, und damit hofft er am Schlusse derselben froh auf seine Arbeit zu sehen und zufrieden von seinen Freunden zu scheiden.

Die Kanincheninsel in Miloslaw.

Posen.

Ein Naturbild aus der Reisemappe

von

A. Reuß.

Wenn wir Deutsche nicht ungerecht sein wollen, — was Keiner von nur einiger wahrhaften Bildung sein wird —, so müssen wir anerkennen, daß unter den Polen, namentlich unter dem Adel, viel Sinn für Kunst und Naturschönheiten angetroffen wird. Eine der hervorragendsten Größen, die sich durch feinen Geschmack und tiefen Kunstsinn auszeichnen, ist der Graf S. von Mielzynski in Miloslaw. Er selbst ist geschmackvoller Maler, gediegener Musiker, großer Garten- und Blumenfreund und hat darum als Freund und Verehrer der Mutter Natur so manche schöne Anlagen, so manche treffliche Einrichtung auf seinen herrlichen Gütern getroffen, die natürlich nicht ohne großen Kostenaufwand in's Leben gerufen werden konnten.

Einer der anziehendsten Punkte in dem prächtigen, vom Walde umsäumten Garten war für mich die „Kanincheninsel". Als solche ist sie rings von einem breiten, mit Wasser gefüllten Graben eingeschlossen. In der Mitte derselben erhebt sich ein kleiner, mit Bäumen bepflanzter Berg und es wimmelt auf demselben ein Heer französischer Kaninchen. Diese haben die Farbe und Gestalt unserer Hasen, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie ihrem Körperbau nach kleiner und zarter und daß ihre Löffel feiner und kürzer sind.

Betrachtet man dieses harmlose Völkchen näher, so bietet sich dem Naturfreunde die trefflichste Unterhaltung dar. Wir sehen die Kaninchen in verschiedenen Gruppirungen. Hier befindet sich ein Elternpaar mitten unter seiner zahlreichen Nachkommenschaft. Der Papa sitzt nachdenklich da, als ob er überlegen wollte, was aus seinen Kindern und Enkeln in Zukunft werden solle. Er zieht, neben seiner Ehehälfte sitzend, mit ihr und seinen jüngsten Erben in steter Abwechslung das Näschen hin und her, während seine übrigen Kinder und Enkel, der einförmigen Unterhaltung müde, die lustigsten Sprünge beginnen. Das springt und tanzt herum, als wenn es auf einem Balle wäre; das neckt sich und läuft bald hierhin, bald dorthin; das hascht nach einander und jagt sich — und Alles in der friedlichsten, harmlosesten Weise.

Eine andere Familie, die stets durch die Bande der Verwandtschaft aneinander gefesselt wird, geht zum gemeinsamen Mahle, unbekümmert um die Stunde, wie sie Etikette und Gewohnheit dem Menschen vorschreiben. Ihr Stundenzeiger ist der Magen, und — wenn es darin anklopft, dann ist Frühstück, dann ist Mittag-, Vesper- und Abendbrod.

Es ist wahrhaft ergötzlich, wenn man aus unbeträchtlicher Ferne dem Treiben dieser lebenslustigen Welt zusieht. Die Einen machen Männchen, bald richten sie sich in die Höhe, bald senken sie ihren Körper zu Boden; die Andern reinigen und putzen sich, als erwarteten sie einen hohen Besuch oder wollten sich zu einer Festlichkeit schmücken. Einige schlüpfen in den Bau ein und aus, als wollten sie ihre Wirthschaft besorgen; Andere sitzen mit offenen Augen in tiefer Betrachtung, als wollten sie Fundamentalphilosophie studiren oder über die „letzten Ursachen der Dinge" nachdenken; noch Andere ergehen sich in allerhand Liebeleien wie junge Kavaliere, und verfolgen das schöne Geschlecht mit ihren glotzenden Augen und ihrem zudringlichen Wesen von einem Orte zum andern, bis sie doch endlich durch männliche Ausdauer glänzende Triumphe feiern.

Und nun die junge Welt! Ach, wie harmlos hüpfen und springen sie von einem Orte zum andern, sie, die noch weiter keinen Genuß kennen, als den ihnen der Magen vorschreibt. Aber man beobachte ihre Geschäftigkeit, sich einen Bau anzulegen, die Erde aufzukratzen und immer tiefer in dieselbe zu gehen; dieses Treiben, Drehen und Drängen, diese geschäftige Hülfeleistung von Geschwistern und Verwandten; diese Munterkeit, dieser Frohsinn und diese Gutmüthigkeit, die aus Aller Augen strahlt — dieß Alles gibt der Republik der „Langlöffel" einen ganz eigenthümlichen, ich möchte sagen für den Naturfreund einen erhebenden Anstrich.

Da entsteht plötzlich unter dem ruhigen, friedliebenden Volke, den Phäaken ähnlich, ein gewaltiges Regen und entsetzliche Unruhe! Der Feind ist vor den Thoren! Die Patriarchen sehen ihre harmlose Republik bedrängt, denn — unfern von ihnen steht ein Hühnerhund wie an den Boden gefesselt und stiert die einzelnen Insulaner mit starren Augen an. Zum Glück darf er, der Sklave seines Herrn, des vorüberschreitenden Oberförsters, nicht die Offensive ergreifen, sonst wäre mindestens einer der Inseldemokraten um's Leben gekommen; allein er geht nicht über seine Pflicht hinaus, sondern wartet auf den Befehl seines Herrn, und dieser gab das Signal zum Rückzug.

Die Patriarchen waren indessen vorsichtig gewesen; sie hatten kräftig mit den Füßen die Erde gestampft und die ganze Bevölkerung hatte sich bis auf den Kommandanten in die Festung zurückgezogen. Hier waren sie sicher, denn auf Mineurkünste verstand sich der Feind nicht. Dieser hatte kaum seinen Rückzug über den Wallgraben angetreten, da erschien auch schon wieder Groß und Klein, Jung und Alt vor den Thoren der Festung und erging sich in allerhand Lustbarkeiten.

So geht es den ganzen Sommer durch. Wenn ihnen die Fourage knapp wird, dann sorgt der thierfreundliche Besitzer für Ersatz, so daß die Bevölkerung nie Mangel leiden darf. Im Gegentheil, sie hat nicht nur Ueberfluß an Lebensmitteln, sondern sogar die mannigfachste Abwechslung. Bald sitzen sie bei Kohlblättern, bei Mohrrüben und allerhand Kraut, bald bei Runkelrüben, Klee und Gräsern verschiedener Art und schmausen, ein Jedes nach seinem Gelüste und Appetite sich auswählend, was seinem Gaumen gerade beliebt. Das Eine hüpft seitwärts, sich ein frisches, kühlendes Gräschen oder ein Waizenblättchen zu holen; ein Anderes eilt zu Kohlblättern, ein Drittes zu Rüben und ein Viertes zu Roggen, Waizen und Kartoffeln.

Das ist ein buntes, lebhaftes Treiben voll Lust und Wonne, voll Freude und Seligkeit, wie sie eben von einer Thierseele genossen werden kann.

Naht sich irgend eine Gefahr, so sind die „Väter des Volkes" nicht nur ganz Ohr auf jedes drohende Geräusch, sondern sie setzen auch sogleich durch Stampfen mit den Füßen die Bürgerschaft in Kenntniß, daß ein Jeder auf seiner Hut sei und in der Festung seine Zuflucht und seine Rettung suchen möge. Naht sich ein Aar, ein Hund oder — was der Einpferchung durch Wasser wegen seltener geschehen kann — eine Katze, namentlich wenn der Wärter die Zugbrücke nicht aufgezogen hat, so rennt das ganze Volk in der größten Eile in die Festung; höchstens bleibt ein alter, bärtiger Graukopf an dem Thore derselben sitzen, um mit größter Auf-

merksamkeit zu rekognosziren, ob sich der Feind zurückziehe oder ob er sich in den Hinterhalt gelegt habe und mit List seinen Angriff erneuern werde.

Sobald sich der Feind entfernt hat, kommt sogleich die lustige Schaar aus ihrem Versteck hervor, und das frohe Spiel beginnt auf's Neue.

Tritt indessen ein strenger Winter ein, so sind die Insulaner zwar wie gesagt in Hinsicht der Nahrung nicht verlassen, — aber wenn der Wallgraben zugefroren ist, dann macht sich nicht nur die kecke Jugendwelt auf, um in dem Gemüsegarten ein frisches Kohlblättchen aufzuschnüffeln oder im Walde ein junges Baumstämmchen zu benagen, um Abwechslung in die einförmige oktroyirte Lebensweise zu bringen, sondern sogar die alten Stammväter sind einer drohenden Gefahr von allen Seiten ausgesetzt, die ihnen „Meister Reinecke" bereitet. Diejenigen von ihnen, die ihr Vergnügen in Wald und Garten suchten, werden leicht von ihm erhascht und dienen zur leckeren Speise für Reinecke und seine Familie. Er duckt sich hinter einen Baumstamm, liegt in einer Vertiefung, versteckt sich hinter die Holzstöße, und wenn „Nickelchen" sich naht, dann springt er hastig hinzu und — mit seinem wonnigen Dasein hat's ein Ende.

Will dem Schlaukopf ein Fang im Walde oder im Garten nicht gelingen, dann besucht er die Insel. Mit der größten Verschmitztheit versteckt er sich im Schilfe, kriecht mit langgestrecktem Körper auf dem Bauche, die Eisfläche berührend, über den Festungsgraben, richtet seine Schritte dahin, wo er von der freudetrunkenen Schaar nicht bemerkt wird, und sucht sein Versteck.

Plötzlich entsteht ein Angstgeschrei. Die Patriarchen geben das Zeichen zur Flucht in die Burg — aber „Reinecke" hat seine Beute erwischt und flüchtet mit ihr in das Rohr. Hier läßt er sie erwürgt liegen, denn er ist mit Einem Kaninchen nicht zufrieden, das gewährt ihm noch kein hinreichendes Mahl für seine Familie. Siehe, da kommen auch die Herren Söhne, „Fuchs & Comp." Sie wollen wissen, wo der Herr Papa geblieben ist. Dieser führt sie in's Schilf und zeigt ihnen die leckere Beute. Er instruirt sie nun ohne Säumen. Der Eine schleicht zur rechten, der Andere zur linken Seite am Berge entlang; er selbst, der „vielgewandte" Papa, bleibt zwischen Beiden in der Mitte, als ob er von den harmlosen Thierchen für seine Kinder Widerstand fürchtete, um ihnen im Nothfalle zu Hülfe eilen zu können. Voll Bosheit und Tücke springt er den Berg hinan; die Insulaner fliehen voll Entsetzen hier- und dahin, und wenn er auch selber nichts erhascht, so hat er doch als treuer Vater für seine Kinder gesorgt, denn Dieser und Jener hat einen Braten erwischt.

Sobald Kunde von der Anwesenheit des „Meister Reinecke" in's herrschaftliche Schloß gelangt ist, werden zwar die Flinten hervorgeholt, die Hunde losgelassen und auf ihn Jagd gemacht; — er schleicht indessen schon im Walde seiner Burg Malepartus zu, um seiner Gattin und seinen jüngeren Kindern einen fetten Bissen zu bringen. Nach einiger Zeit kehrt der unverschämte Gesell wieder; der feiste Braten hat zu schön gemundet, und diesesmal bringt er seine ganze kampffähige Familie mit. Manches „Schnuppernäschen muß sein Leben einbüßen, weil das dumme Volk der Insulaner in seiner Gutmüthigkeit der Arglist und Bosheit durch Klugheits- und Vorsichtsmaßregeln nicht zu entgehen versteht.

Der Winter, der Winter! Ach, was bringst du für Gefahren über diese harmlosen Kolonisten! Wie viele derselben hauchen nicht ihr Leben aus! Wie viele werden nicht zerfetzt und zerfleischt nach Malepartus geschleppt! Wie vielen wird nicht das Sammetfellchen zerpflückt! Da sitzen die betrübten Eltern in stilles Nachdenken versunken vor dem Festungsthore und betrauern ihren braven, hoffnungsvollen Sohn, ihre biedere, tugendhafte Tochter! Ernst und Trauer verbreitet sich über die ganze Kolonie und ernste väterliche und mütterliche Mahnungen ergehen an die Nachkommen, sich doch ja nicht von der Kolonie zu entfernen, sondern stets rege und wachsam zu sein, damit sie der böse Feind nicht hinwegraffe und sie in der Blüte ihres Lebens nicht als Opfer eines grausamen Todes fortschleppe.

Aber Naschhaftigkeit hat schon so manches Herz gebrochen; Ermahnungen und Vorstellungen sind nutz- und fruchtlos; die Jugend will sie nicht beachten, sie will selbst erfahren, und sollte es ihr das Leben kosten — sie streifen dennoch herum, ihr Vergnügen zu suchen, und werden nur zu bald eine sichere Beute ihrer Genußsucht.

Endlich treten mildere Tage ein, der Schnee schmilzt, die harte Eisdecke wird locker und löst sich vom Ufer. Reinecke ist in seinen Plänen gestört; er kennt die Gefahr, die ihm das tückische Wasser bietet, und wenn er auch schwimmen kann, so fürchtet er doch Erkältung und will seinen saubern Winteranzug nicht besudeln; er betrachtet, voll Sehnsucht nach einem Schmause, die Insulaner; aber er verzieht sein Gesicht in ernste Trauerfalten und schleicht betrübt seinem Baue zu. Ueberall herrscht nun wieder das muntere, fröhliche Spiel wie zuvor, während Reinecke mit Grämen den Seinigen die Kunde bringt, die Insel sei unzugänglich.

Fliegende Blätter.

Ein projektirter Selbstmord. Die Gäste, die ohne einen Sou in der Tasche beim Restaurateur sich gütlich gethan, waren bis vor einigen Jahren eine ständige Rubrik des pariser Zuchtpolizeigerichts, wurden auch ohne Gnade verurtheilt. Seitdem der Kassationshof diese prompte Justiz aufgehoben und entschieden, daß das bloße Zechen auf Kredit noch kein Betrug sei, fand diese höchste Entscheidung natürlich einen freudigen Widerhall in allen leeren Taschen. Man setzte sich nun ganz beruhigt hin, aß und trank, was man konnte, und erklärte dann dem verblüfften Wirth ganz treuherzig, man bleibe ewig sein dankbarer Schuldner. Klagte dann der geprellte Wirth, so mußte er regelmäßig die Frage hören: „Wie konnten Sie Jemanden Kredit geben, den Sie nicht kannten?" worauf er ebenso regelmäßig die Antwort gab: „Ja, wenn ich ihn gekannt, hätte ich ihm keinen Kredit gegeben." Wie sich das Geschlecht der Restaurateurs seitdem zu helfen gewußt und in wie weit sich ihre Menschenkenntniß gesteigert, ist nicht allgemein bekannt geworden. Gewiß aber ist, daß diese fruchtlosen Klagen seitdem verstummten. Anders stellt sich freilich die Sache, wenn der insolvente Gast, wie kürzlich geschehen, zu der gratis genossenen Mahlzeit auch noch das Besteck mitnimmt. Auch der gutmüthigste Garkoch muß dann in Menschenhaß verfallen und den undankbaren Gast arretiren lassen. — Wie kommen Sie dazu, fragte der Präsident, nachdem Sie den Wirth so getäuscht, auch noch zwei Messer mitzunehmen? — Angeklagter: Ei, ich wollte sie verkaufen, um damit den Wirth zu bezahlen. — Präs.: Jedenfalls ein neues Motiv: Sie stehlen das Geschirr, um das Essen zu bezahlen, oder Sie essen, um das Geschirr zu stehlen! Was ist das Wahrscheinlichere? Wie wollen Sie uns glauben machen, daß Sie das Geld zurückgebracht hätten? — Angekl.: Doch, mein Herr, ich versichere Sie auf Ehre! — Präs.: Nun, und wir glauben es nicht, also etwas Anderes! — Angekl.: Wenn Sie es denn wissen wollen, will ich Ihnen die Wahrheit sagen: ich wollte mich erhängen! — Präs.: Hängen? Mit den Messern? — Angekl.: Das weniger, aber ich war in Verzweiflung und wollte ein Ende machen: bei dem Restaurant. Das sollte meine Henkersmahlzeit sein, und dann wollte ich für eines der Messer einen Strick kaufen... — Präs.: Und für das andere? — Angekl.: Für das andere? Mit dem anderen wollte ich... — Präs.: Wahrscheinlich den Strick wieder durchschneiden? — Angekl.: Ich verdiene dieses Mißtrauen nicht; es ist so gewiß wahr, daß ich sogar starke Nägel bei mir hatte, um den Strick daran zu knüpfen. — Präs.: Ja, man hat 21 Stück davon bei Ihnen gefunden, und ich wollte Sie eben fragen, woher Sie dieselben hätten. Sie kommen aber meiner Frage zuvor, durch eine Erklärung, die gerade so viel Glauben verdient wie die von den Messern. Einundzwanzig Nägel, um den Strick daran zu knüpfen, und zwei Messer, um für eines den Strick zu kaufen! Noch einmal, wie ist's mit den Nägeln? — Angekl.: Es hätten doch einige zerbrechen können, ich bin etwas stark . . — Präs.: Und der Strick hätte zerreißen können, daher brauchten Sie eine Reserve! Setzen Sie sich. — Das Gericht erkennt auf vierzehn Tage Gefängniß.

*

Ein gehorsames Parlament. Die pariser „Liberté" erzählt von einem neuen konstitutionellen Staat, der durch die Initiative Sr. Maj. des Königs Will in Neucalabar am Nigerfluß in Guinea in's Dasein getreten ist. Nach den Berichten des in einer wissenschaftlichen Mission in jenen Gegenden weilenden französischen Kapitäns Girard scheint in dem Negerparlament an der westlichen Küste von Afrika eine Geschäftsordnung zu herrschen, die von der der konstitutionellen Musterstaaten Europas in nicht unwesentlichen Punkten abweicht. Kapitän Girard beschreibt die feierliche Eröffnung des schwarzen Unterhauses, der er beiwohnte, folgendermaßen: „Der Präsident wandte sich an die Mitglieder der Kammer und redete sie also an: ‚Ihr seid doch alle unserem erhabenen Gebieter sehr ergeben?' — Die Neger: ‚Ja wohl, ja wohl.' — Der Präsident: ‚Sehr gut. Ihr wißt, daß es euch frei steht, gegen den Willen unseres allergnädigsten Herrn Opposition zu machen. Nur läßt unser allergnädigster Herr Jedem, der nicht sein Freund ist, den Kopf abschneiden. Nun mögen sich die Mitglieder der Opposition auf die linke, die andern auf die rechte Seite stellen.' Der Präsident hatte noch nicht völlig ausgesprochen, als schon die gesammte gesetzgebende Versammlung in einen Knäuel zusammengeballt und drängend und stoßend, damit Jeder zuerst ankomme, nach der rechten Seite rannte. — ‚Du siehst,' sprach nun König Will III. in herablassendem Tone zu Kapitän Girard, den diese Kammeröffnung höchlich ergötzte, ‚Du siehst, welche Anhänglichkeit an mich sie Alle besitzen.'"

---

rung einem jungen Manne, der im Dienste neu ist, zu geben pflegt. Er sagte mir, daß ich Vieles zu begreifen und zu ertragen und daß ich mich in Acht zu nehmen habe." — „In Acht zu nehmen, vor was?" fragte Trevanian keck. — „Je nun, in Bezug auf mein Betragen im Allgemeinen." — „Oho!" rief Lord Peapod in trunkener Aufregung. „Es ist meine unumstößliche Meinung, daß — daß De Vere eine alte Perrücke ist!"

Einige Anwesende husteten, um das gefallene Wort zu vertuschen; aber das Ohr des neuen Kornets faßte es absichtlich auf. „Darf ich Eure Lordschaft ersuchen, das Wort zu wiederholen?" fragte er mit zornrothem Gesicht. — „Hm, er ist — eine alte Perrücke! Da haben Sie die Wiederholung!" versetzte der Lord. — Klemens stand auf, um das Lokal zu verlassen. „Bleiben Sie doch hier!" raunte ihm Walter Trevanian zu, ihn am Arme fassend. „Sehen Sie nicht, daß Peapod betrunken ist? Wenn er grau ist, ist er ein Esel." — „Nein," entgegnete Foster mit gedämpfter Stimme, „nachdem ich ein solches Wort über einen meiner vornehmsten Freunde habe hören müssen, dessen Rang, dessen Verdienste und, was mehr sagen will, dessen Abwesenheit ihn selbstredend gegen dergleichen Beleidigungen schützen sollten."

Klemens hatte abermals bewiesen, daß er nicht im Mindesten geneigt war, die ihm zugedachte Rolle eines willenlosen Narren zu spielen. Es war seinen Kameraden nicht allein mißlungen, ihn grau zu machen, sondern er selbst hatte auch einen seiner Peiniger in eine falsche Lage gebracht. Zum Glücke für Letzteren kam der Oberst ihm zu Hülfe. „Mr. Foster," sagte er, „ich bemerke, daß Ihnen Sprache und Manieren von uns anderen Offizieren noch fremd und daher in manchen Stücken anstößig sind. Ein Befehlshaber, welcher genau seine Pflicht erfüllt und streng auf Disziplin hält, wird eine alte Perrücke genannt; das ist allerdings eine Art Spitzname, der aber die größte Hochachtung nicht ausschließt. Wir jungen Leute lachen darüber, wie über einen schlechten Witz, ohne dem Dinge eine andere Bedeutung beizulegen."

Klemens nahm sofort seinen Platz wieder ein, indem er erklärte, daß nach einer solchen Auslegung er keine Ursache habe, sich aufzuregen. „Sie werden mich entschuldigen," fügte er hinzu, „wenn Sie bedenken, daß ich eine Schuld der Dankbarkeit gegen den General De Vere abzutragen habe." — „Gewiß, das ist sehr natürlich!" sagten mehrere Stimmen. — „Aber Sie werden hoffentlich in Zukunft weniger empfindlich sein," bemerkte der Major. — „Ich habe mir nicht denken können," versetzte Klemens mit einer gewissen Ironie, „daß in den verschiedenen Graden der Armee eine solche Nachsicht herrscht, sondern ich hätte vielmehr wetten mögen, daß, wenn irgend ein Offizier gewagt hätte, Sie, Herr Oberst, eine alte Perrücke zu nennen, Sie diese Bezeichnung als eine Beleidigung angesehen haben würden." — „Derartige Sachen spricht man nie in Gegenwart eines vorgesetzten Offiziers aus," entgegnete der Oberst, roth vor Zorn, „und wenn sie ausgesprochen werden, so werden sie sicher nicht vergessen!" — Unfähig, seinen Zorn und seine Empfindlichkeit über die Anmaßung des Neulings zu verbergen, erhob sich Barratt von der Tafel, setzte sich in ein Nebenzimmer und verlangte Grog und Cigarren. Dieß war das gewöhnliche Signal, daß die Tafel aufgehoben sei.

Klemens verließ das Zimmer, um sich in das seine zu begeben. Im Vorzimmer traf er auf den Adjutanten. Bridgam war verheirathet und speiste nicht mit in der „Meß". „Ich mache Ihnen mein Kompliment," sagte er zu Klemens. — „Ihr Kompliment? für was?" — „Daß Sie sich bei Ihrem Willkommenschmause nicht berauscht haben; dieß geschieht selten bei einem Neuangekommenen." Der Adjutant vernahm mit besonderer Theilnahme den Bericht von den während und nach dem Mahle gefallenen Reden. „Sie haben sich demnach ausgezeichnet benommen," bemerkte Bridgam; „fahren Sie so fort und Sie werden als Sieger aus der Probe hervorgehen." — „Aus welcher Probe?" — „Bst, man kommt! Sie werden es zeitig genug erfahren." Der Major trat schnaubend in trunkener Aufregung aus dem Zimmer und die Freunde trennten sich.

Klemens zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Sein Empfang durch die Offiziere entsprach den Erwartungen nicht, die er gehegt hatte; diese Offiziere schienen ihm nicht die freimüthigen und wohlgesinnten Kameraden, die er zu finden hoffte — die erste Enttäuschung, welche der junge Foster tief genug empfand. Seine Uniform ausziehend, warf er sich halb entkleidet auf's Bett und versuchte es, sich durch Lesen zu zerstreuen, aber es gelang ihm nicht. Er schloß das Buch nach einiger Zeit und schleuderte es von sich. „Ich habe mich in Acht zu nehmen," murmelte er, „denn ich habe jetzt sicher in dem Lord Peapod, vielleicht sogar im Oberst einen Feind." Der arme Jüngling dachte noch nicht daran, daß er bereits ein Dutzend Feinde hatte. Nur die vom Adjutanten gemachte Bemerkung von einer „Probe" hielt ihn in einiger Spannung.

34. Ein Konflikt und was ihm folgt.

Die übrigen Offiziere blieben nach seiner Entfernung in wüstem Gelage noch beisammen. „Der Bursche hat uns übel mitgespielt, ihr Herren!" sagte der Oberst, sich den Schnurrbart streichend. — „Ah bah, wir rächen uns schon!" entgegnete Marshall. — „Nach meiner Meinung war er besoffen, total besoffen!" rief Peapod. — Der Major stimmte ihm bei. „Sie irren sich, meine Herren," versetzte der kurz vorher eingetretene Adjutant. „Ich habe den jungen Mann bei seinem Weggange gesehen und gesprochen und bin überzeugt, daß er ebenso bei Besinnung ist, wie — wie irgend Einer von Ihnen." Bei dieser spitzen Bemerkung biß der Oberst sich auf die Lippe. — „Eine verlorene Gelegenheit," murmelte er; „ich werde zu einer neuen kommen."

Die Offiziere tranken und qualmten weiter. Erst spät Abends sammelten sie sich, wie zu einer Verschwörung, mit allerlei wirren Reden, aus denen der Name des „Grünschnabels", des „Mädchens" Foster hervorklang. Bald darauf setzte der Schwarm sich in Bewegung. „Mortimer hat sich gedrückt!" sagte plötzlich eine Stimme. — „Was? Er will nicht dabei sein? Ist er eine Memme oder ein Heuchler?" riefen mehrere Stimmen, einige fast lallend, durcheinander. — „Das muß heraus! Bringen wir ihn auf, ehe wir zur Probe gehen!" versetzte Marshall. — „Ja wohl, auf sein Zimmer!" fügte Lord Peapod hinzu. Dieß ward ausgeführt. Mortimer, welcher mit Foster auf einem Gange wohnte und diesen wohl beobachtet hatte, glaubte nicht, daß der Spaß mit Foster zu weit getrieben werden dürfe, und zog sich beim Beginn der letztgeschilderten Szene zurück. Hier aber blieb er nicht lange ruhig; seine angetrunkenen Kameraden erschienen lärmend, und Foster, der eben eingeschlafen war, fuhr auf seinem Lager horchend empor.

Mortimer war noch in den Kleidern. „He, kleine Schlange, Du wolltest uns entschlüpfen!" rief Peapod. Zwanzig Hände griffen nach ihm. „Heraus mit ihm — er gehört zur Partie!" sagten die Offiziere; und als Mortimer protestirte, ertönte der Ruf: „Unter die Pumpe mit ihm!" — „Ein Bad kann ihm nichts schaden, er ist besoffen!" fügte Marshall hinzu. — „Ich bin weniger betrunken, als Sie, Marshall!" entgegnete Mortimer. „Sie werden mir für die eben ausgesprochene Beleidigung Satisfaktion geben!" — „Du sollst sie haben, mein Junge, unter der Pumpe!" spottete rülpsend der Major. — „Hier meine Antwort!" sagte Mortimer, indem er rasch auf Marshall zutrat und ihm eine kräftige Ohrfeige versetzte. „Feigling und Prahler, Du wirst Dich mit mir schlagen!" fügte er heftig hinzu.

Durch diesen unerwarteten Auftritt ward die Mehrzahl der Offiziere plötzlich ernüchtert. Nachdem die Ausforderung einmal erfolgt war, trat der „Comment" an seine Stelle. „Jedenfalls wird einer meiner Freunde bei Ihnen erscheinen, Major Marshall!" fuhr der Kornet Mortimer fort. — „Ich würde mich glücklich schätzen, dieser Freund sein zu dürfen!" fiel der hinzugetretene Foster ein. Alle sahen sich nach ihm um und der Anblick Dessen, welchem das ganze Unternehmen gegolten hatte, vervollständigte die allgemeine Ernüchterung. Während Mortimer Klemens die Hand reichte, zum Zeichen, daß er sein Erbieten annehme, sagte der Major mit stolzer Würde: „Gut, meine Herren; ich will mich für dießmal zu diesen beiden Knaben herablassen!" — „Es fragt sich sehr," entgegnete Klemens ironisch, „wer sich bei diesem ganzen Auftritt wie ein dummer Junge benommen hat!" — Der Major drehte ihm verächtlich den Rücken zu. — „Famos abgetrumpft, Major!" lachte Peapod. „Der kleine Advokat hat nicht ohne Gehirn zu Ihnen gesprochen."

Am folgenden Morgen wurde Major Marshall sehr zeitig zum

Oberst Barratt gerufen. „Ich kenne Ihre Geschichte," sagte Letzterer kurz und rauh; „was wollen Sie mit Mortimer machen?" — „Ihm eine Kugel durch die Brust jagen, zum Teufel!" — „Unsinn! Sie werden nichts dergleichen thun. Mortimer ist ein Mortimer, sein Onkel Lord Pomerey. Wenn es der Neuling wäre, ließe ich mir's gefallen, aber nicht mit dem Neffen des Lord Pomerey." — „Er hat nach mir geschlagen, Herr Oberst!" — „Gleichviel; es ist nöthig, daß die Sache beigelegt wird!" — Der Major biß sich auf die Lippe. „Aber wie ...?" — „Ich sage, es ist nöthig!" — „Man wird mich auslachen!" — „Lassen Sie lachen!" — „Aber..." — „Kein Aber, Sir!" — Der Major trat schweigend und mürrisch ab.

Das Duell ging vor sich, alle Offiziere waren anwesend. Mortimer hatte den ersten Schuß, seine Kugel pfiff am Ohr des Majors vorbei. Dieser hob das Pistol und schoß in die Luft; dann gegen seinen Gegner vorgehend, bot er ihm die Hand. „Sie sind ein braver Bursche, Mortimer," sagte er mit gezwungenem Freimuth; „wir haben gestern thöricht gehandelt — seien wir Freunde!"

Alle, mit Ausnahme Foster's, bewunderten die Großmuth Marshall's, welcher dann ein paar Pistolen ergriff und zweimal in einiger Entfernung ein gewähltes Kartenblatt durchschoß. „Famoser Schuß!" rief Walter Trevanian, Klemens ansehend. „Es ist ein starkes Stück, und Wenige werden es ihm nachthun." — „Ah!" machte Klemens. — „Ich wette hundert Pfund, Sie treffen die Karte nicht!" fuhr Trevanian gegen Klemens fort. — „Unter einer Bedingung gehe ich die Wette ein," versetzte Klemens; „daß Sie noch hundert Pfund setzen, wenn mein zweiter Schuß den Kopf des Nagels trifft, an welchem die Karte befestigt ist." — „Es gilt!" antwortete Walter. — „Welche Prahlerei! Er wird sein Geld verlieren!" hörte Klemens in seiner Nähe murmeln, und die Offiziere sahen ihn spöttisch lächelnd an. Ohne Zaudern legte Foster an, schoß und traf das Centrum der Karte. „Eins!" zählte er. Die Offiziere stutzten. Nach kurzer Pause schoß er von Neuem und die Kugel traf richtig den Nagelkopf. „Zwei!" — „Gewonnen, alle Teufel!" schrieen die Offiziere durcheinander. Marshall und Trevanian wechselten eigenthümliche Blicke. „Es wird nicht gut sein, mit diesem Burschen Händel zu suchen," dachten Beide.

Walter sagte einige Worte von der Nothwendigkeit, nach London zu gehen und seinen Bankier zu sprechen. „Ganz nach Ihrem Belieben," entgegnete darauf Klemens. Noch an demselben Tage bat Walter Trevanian um einen kurzen Urlaub. Obschon die Revenüe, welche ihm sein Vater zahlte, bedeutend war, brauchte er doch stets mehr. Er wußte, daß es unnütz war, sich an Lady Trevanian zu wenden, deren Mittel und Geduld zu Ende waren. Die Wucherer kannten ihn bereits zur Genüge; es blieb ihm nichts übrig, als sich wieder an die Güte seines Vaters zu wenden. „Der Teufel muß mich plagen! Wenn ich nur dieß Mittel nicht schon drei-, viermal versucht hätte!" knirschte er; aber es blieb ihm nur dieß einzige Mittel. Sir Richard Trevanian, welcher sich damals mit seiner Gattin und Tochter in London befand, hörte das Verlangen seines Sohnes kaum bis zu Ende an. „Nicht einen Penny mehr!" fuhr er auf. „Habe ich Dir nicht erst neulich gesagt, es sei das letzte Mal?" — „Aber ich muß das Geld dennoch haben!" entgegnete Walter. „Ich habe es an einen bürgerlichen Dummkopf verloren!" — „Also wieder gespielt!" seufzte Sir Richard. — „Dießmal war es nicht meine Schuld, Vater; wenn jener Advokatensohn Klemens Foster nicht gar zu anmaßend aufgetreten wäre ..." — „Klemens Foster? Der Sohn des Advokaten im Temple?" — „Derselbe; er ist soeben in's Regiment eingetreten. Es geht nicht, daß ich einem Menschen dieses Schlages Geld schulde." — Sir Richard sann einige Augenblicke nach. „Wohlan," sagte er dann, „ich will Dich aus dieser drückenden Lage befreien, aber unter gewissen Bedingungen." — „Sprechen Sie, mein Vater!" — „Vor Allem mußt Du die Bekanntschaft mit diesem jungen Manne bis auf's Aeußerste pflegen." — „Ah, Sie belieben zu scherzen, Vater!" — „Du bringst ihn hierher, Du stellst ihn unserer Familie vor," fuhr Sir Richard, ohne sich beirren zu lassen, fort. „Dann bietest Du Alles auf, um ihn in Deine Fußstapfen zu bringen; Du lässest ihn diese ganze Carrière von Lastern und Narrheiten verfolgen, in welcher Du seit drei Jahren ein solcher Ausbund geworden bist!" — „Wie, ich soll mich mit diesem Emporkömmlinge verbinden? Sie können nicht im Ernst sprechen, mein Vater!" — Sir Richard blickte ihn mit tiefem Ernst an. „Liegt Dir daran, Walter, die Domanialgüter der Trevanian zu erben?" — „Mort de ma vie! Ob mir daran liegt!" — „Du weißt, daß ich Dich nie getäuscht oder mit Dir Albernheiten getrieben habe." — „Nein; aber ich begreife nicht!" — „So höre mich an! Nicht ein Acker dieser trevanianischen Domänen kommt unter Deine Botmäßigkeit, wenn Du meinen Rath nicht befolgst." — „Aber warum, mein Vater?" — „Frage nicht warum! Es ist eine fürchterliche und tyrannische Nothwendigkeit. Wie gesagt, unter dieser Bedingung will ich Dir die verlangte Summe zahlen, sogar verdoppeln — um Deiner selbst willen!"

Walter ergriff die Hand des Baronets; der Vertrag war geschlossen ... Unsere Leser werden nicht vergessen haben, daß die zweite Kopie des Testaments Eduard Trevanian's den Händen des Advokaten Foster anvertraut war.

Gleich nach seiner Rückkehr in die Garnison schrieb Walter Trevanian ein sehr höfliches Billet an Klemens Foster, welchem die verwettete Summe beigelegt war und durch welches er ihn einlud, am folgenden Morgen mit ihm das Frühstück einzunehmen. An demselben Abend ereignete sich indeß noch eine Szene, in welcher Klemens Foster den Helden zu spielen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Aus der Geschichte der Handschuhe. Eine besonders wichtige Bedeutung hatten die Handschuhe bei den Sachsen im Mittelalter. Gewährte der Kaiser irgend einer Stadt die Bitte um ein Marktrecht, so geschah es dadurch, daß er derselben einen Handschuh sendete. Der Sachsenspiegel sagt hierüber: „Kein Ort darf einen Markt aufrichten, es sei denn, daß der Kaiser der Stadt seinen rechten Handschuh sandte." Bemerkenswerth ist die List, deren sich einige aus Flandern in Sachsen eingewanderte Kaufleute bedienten, nachdem sie lange vergeblich sich um die Erlaubniß zur Ansiedlung in Leipzig bemüht hatten. Der Kurfürst (Moritz von Sachsen), dem sie sich vorgestellt hatten, bot ihnen seine Hand dar, da ergriff dieselbe einer der Kaufleute und zog ihm den rechten Handschuh ab. Ferner galt die Sendung eines landesfürstlichen Handschuhs als Bewilligung zur Erbauung einer Stadt, nach dem Sachsenspiegel, wo es heißt: „Wo man neue Städte baut, da muß man ein Kreuz setzen auf den Markt und man hängt des Kurfürsten Handschuh daran, daß man sehe, wie dieß sein Wille ist." Ebenso galt der Handschuh auch als Zeichen des Münzrechtes: „Niemand mag neue Münze schlagen, ohne des Kurfürsten Willen, zu dessen Beweis derselbe seinen Handschuh senden muß." Auch als ein Merkmal der Huldigung wurden in jenen Zeiten Handschuhe dargebracht. So z. B. huldigte die Stadt Königsberg ihrem Herzoge dadurch, daß sie ihm einen linken Handschuh mit 800 Pfennigen gefüllt überreichte. Der Vorsatz, die Belagerung eines festen Platzes nur nach der Eroberung desselben aufzugeben, wurde dadurch angedeutet, wenn der denselben belagernde Fürst oder Feldherr seinen Handschuh abzog und von sich warf. In einigen Gegenden war es bei den Israeliten Sitte, irgend einen bedeutenderen abgeschlossenen Handel durch Umtausch der Handschuhe zu bekräftigen. Wenn ehemals Schöppen und Richter ein Urtheil fällten, so zogen sie, um an ihre Unbestechlichkeit zu erinnern, die Handschuhe aus. An manchen Orten gehörte es zum Gebrauche, bei Kindstaufen dem Geistlichen und dann der Wöchnerin ein Paar Handschuhe zu geben. Auch in den gelehrten Kreisen waren ehemals die Handschuhe von wesentlichem formellem Interesse. So z. B. erhielt zu Gießen ein neu ernannter Doktor ein Paar Handschuhe, und zu Jena wurden bei den zum Behufe des Doktorirens veranstalteten Dissertationen von der theologischen Fakultät selbst den anwesenden Doktoren Handschuhe ausgetheilt mit der Formel: „Die hochwürdige theologische Fakultät wünscht sich Glück, daß die Herren Doktoren durch ihre ehrsame Gegenwart bezeugen wollen, wie sehr sie die Fakultät und die zu ernennenden Doktoren begünstigen. Zu einem Zeichen dieser Versicherung sei es befohlen, gegenwärtiges Geschenk, nämlich ein Paar Handschuhe, den Herren zu überreichen." Uralt ist der Gebrauch der Handschuhe als Zeichen der Herausforderung auf Zweikämpfe, und bei einigen Ordalien oder Gottesgerichten mußte der Angeklagte eiserne glühende Handschuhe anziehen, um durch verletzte oder unverletzte Hände seine Schuld zu bestätigen, oder seine Unschuld zu beweisen. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges war es ein Kunstgriff der Werber, in Wirthshäusern ihre Handschuhe als Köder auf den Tisch zu legen. Wenn dann ein Bursche aus Unbekanntschaft mit diesem Gebrauche darnach langte, so war er eine Beute des Werbers, wenn er nicht mit einer empfindlichen Geldbuße davon kam. Unter die zahlreichen Qualen, womit die Märtyrer des christlichen Glaubens verfolgt wurden, gehörten auch stachelige eiserne Handschuhe, welche ihren Händen aufgenöthigt wurden. Nicht selten wurden Handschuhe als Werkzeug der Vergiftung mißbraucht. So wurde durch das Geschenk vergifteter Handschuhe Otto III. das Opfer der Eifersucht einer rachgierigen Italienerin, und die Königin von Navarra, Mutter Heinrich IV., büß ihr Leben auf eben diese Art auf Veranstaltung Katharina's von Medici.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 33.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Wie meine Grossmutter Kaffee kochte.

Eine Hausgeschichte.

Von **Siegfried Kapper.**

(Schluß.)

Der Herr Baron, kaum war die Excellenz-Frau ausgefahren, hatte durch einen reitenden Expressen aus Prag den Auftrag erhalten, wenn seine Wunde nur irgend es zuließe, unverweilt an die Spitze seiner Schwadron sich zu stellen. Wie man es befürchtet, so war es gekommen. Die Rückeroberung von Glatz durch die Oesterreicher, die neueste Kriegskunde, welche der Herr Baron nach N** mitgebracht, hatte die günstigen Folgen nicht gehabt, die man von ihr sich verheißen. Der Preußenkönig, auf die Nachricht davon, hatte die Belagerung von Dresden aufgegeben und befand sich, ohne daß Lascy ihn aufzuhalten vermochte, in vollem Marsche auf Schlesien. Der tapfere Oberstwachtmeister wollte in der Stunde solcher Gefahr an seinem Platze nicht fehlen. Er wollte morgen früh schon zum Armeekorps Laudon's aufbrechen, in welchem seine Reiter standen. Die Gräfin gleichzeitig sollte nach Wien zurück und Gregor mit ihr. Auf dem Wege vom Windbruch hieher hatte diesen der Schloßschaffner mit dem Auftrage des Herrn Barons ereilt, sich zur Abreise bereit zu machen, und ihm zugleich das Ernennungspatent zum Aufseher über das freiherrliche Palais in Wien mit dem Dekrete der lebenslänglichen Versorgung überbracht. Daher auch seine Verspätung.



Ludwig Häusser, Professor der Geschichte. Nach einer Photographie, von E. Hartmann. (S. 386.)

Die beiden Schriftstücke, mit der freiherrlichen Gnaden großem Petschaft versehen, lagen in des Richters Händen und er blickte auf sie mit sichtlicher Betrübniß nieder.

Der Eindruck, den Gregor's nicht ohne tiefstes Leidwesen kundgegebene Absicht, die fürsorgliche Gnade des Herrn Oberstwacht-

meisters nicht undankbar von sich weisen zu wollen, auf Wenzel Dudek und seine Frau hervorgebracht, war in der That der ungeheuchelter Bestürzung, die durch die Einsicht der Unmöglichkeit, den Verlust des jungen Mannes irgendwie hintanzuhalten, der ihnen Beiden lieb wie ein Sohn war und den sie nun dauernd wieder um sich zu haben gehofft, kaum gemildert werden konnte. Was konnte im Grunde genommen Wenzel Dudek ihm auch bieten, das die sorgenfreie Zukunft, die die Municifenz des Freiherrn ihm sicherte, auch nur annähernd aufzuwiegen vermöchte und ihn hätte bestimmen können, auf dieselbe zu verzichten? So lange Dudek selbst lebte und auf dem Lehenhofe als Hauswirth saß, das durchaus nicht mühe- und sorgenlose Brod einer Art Schaffners, eines besser gehaltenen Knechtes. Und nach seinem Tode einmal, oder auch nur nach der Verheirathung Aennchen's? Wer wußte, in wessen Hände der Lehenhof dann kam? Wer kennt es nicht, das traurige Loos, das grenzenlose Elend, das in den Dörfern eines armen Verstümmelten harrt? Es heißt Hungertuch und Bettelstab! Und ein Ausgeding, ein Pfründnerkämmerchen auf dem Lehenhof mit einem nach Lothen zugewogenen Gnadenbrod? Wer kennt nicht den Jammer dieser armen Ausgedingler, deren Dasein Jedem im Hause eine Last ist, die ihnen abzunehmen der Tod nie zu schnell kommen kann? Auch sagte ein inneres untrügliches Etwas dem stolzen Manne, der gelernt hatte, den armen Viertlerssohn trotz dessen Dürftigkeit nach seinem eigenen Maße zu messen, daß dieser dergleichen unbedingt ablehnen werde, und er hätte es gar nicht erst gewagt, ihm mit Aehnlichem zu kommen. Wenzel Dudek mußte nach alledem sich selbst zugeben, daß die Versorgung, die dem braven jungen Invaliden in Aussicht stand, ohne alle Frage ein großes Glück für ihn sei, vor welchem seine eigenen Wünsche entschieden nichts Besseres konnten, als bescheiden zurücktreten.

„Wenn es denn sein muß," brach er endlich das beklemmende Schweigen, „was ist da zu thun? So sei es denn in Gottes Namen!" Und gegen Aennchen sich wendend: „Kind, als Du nach langer Zeit heute wieder einmal mit Gregor in der Kirche sangst, da dachtest Du wohl schwerlich daran, daß es — das letzte Mal sei! Er verläßt uns wieder . . . für immer . . . er geht mit der Excellenz-Frau nach Wien! . . ."

Das Mädchen fuhr zusammen. Todtenblässe deckte ihr Angesicht. Ihr Auge, glanzlos und weit offen, stierte den Sprecher an. Ihre Hand griff unwillkürlich nach der Gregor's, der in ihrer Nähe stand, gestützt auf seinen Stab und seinen Stelzfuß, den Blick nachdenklich traurig zu Boden gesenkt. „Jesus, Maria, Joseph!" das war Alles, was, beinahe klanglos, ihren Lippen sich entrang.

„Gevatter Dudek, — Frau Gevatterin!" erhob sich jetzt die Excellenz-Frau. „Wir ließen es zuvor unentschieden, wessen Anrecht auf den braven jungen Mann schwerer wiege. Die Stunde, das zu entscheiden, ist schneller gekommen, als wir Beide es gedacht. Sie ist — da! Meint ihr nicht, daß das Herz eures Kindes ein Wörtlein auch hierin mit dreinzureden hat?"

Die gute Excellenz-Frau sprach kein Wort mehr.

Dem königlichen Lehensmann Wenzel Dudek aber war es, als fielen ihm mit einem Male die Schuppen von den Augen. Er verstand sie; er wußte, was sie sagen wollte, wenn sie auch schwieg. In seinen Mienen malte sich sprachlose Ueberraschung. Diese überging in lächelndes Staunen über sich selbst, daß nicht früher schon, nicht ihm selbst das eingefallen, und hinter diesem hervor endlich, zugleich mit einer Thräne im Auge, kam die lauterste Freude, die innigste Befriedigung zum Durchbruch.

„Du guter Gott im Himmel!" rief er aus. „Nun freilich! Es könnt' ja auch anders gar nicht sein! . . ." Damit umschlang er die jungen Leute und schloß sie Beide zugleich an sein Herz, um nach langer, langer Umarmung, während der in seiner stolzen, aber gerechten Brust ein mächtig erschütternder Abschluß sich vollzog, sie der nicht minder berechtigten Mutter zu überliefern.

„Ich hab' es ja immer gesagt," herzte und küßte diese zu wiederholten Malen abwechselnd die Tochter und den neuerworbenen Sohn, „wenn gleich nicht laut, so zu mir selbst im Stillen, so müss' es kommen, und nun hat sich wieder einmal gezeigt, daß wir Weiber am Ende immer recht haben! . . ."

Wir wollen mit der Frau Richterin schon um des Respektes willen, den als unserer Urahnin wir ihr schulden, hierüber nicht streiten. Es war das eine ihrer Schwächen, bei allen Dingen den Ausgang, und womöglich einen schlechten, zu prophezeien und bei jedem Ausgang, den die Dinge dann nahmen, fiel er wie immer aus, zu behaupten, daß sie ihn vorhergesagt und daß die Weiber am Ende immer recht haben. Dießmal aber, man muß es ihr lassen, hatte sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Waren es auch nicht gerade „die Weiber", so war es doch ein Weiberherz und ein Weiberauge, das am Ende recht behalten!

*

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß der Kaffee dießmal als auf's Trefflichste gerathen sich erwies, und daß die Frau Richterin Angesichts dieser unbestreitbaren Thatsache es ihrerseits für vollkommen gerechtfertigt ermaß, von ihrer gewohnten Behauptung im Punkte des Eintreffens ihrer untrüglichen Vorhersage ausnahmsweise für dießmal stillschweigend abzusehen. Auch über die beiden Herren Schluck, Vater und Sohn, Weiteres zu berichten, glauben wir füglich uns erlassen zu können. Es ist kein bloßer Usus der Dichtung, es ist leider ein unleugbares Gesetz der Wirklichkeit, daß im Leben kaum eine ernste Wendung der Geschicke, und beträfe es selbst die bescheidensten Kreise, sich vollzieht, in der nicht als Hebel irgend ein „Bösewicht" die Hand mit im Gewirre hätte. Seien wir froh, wenn er nicht obsiegt, wir ihm nicht erliegen! Was liegt auch weiter daran, zu erfahren, ob die sittliche Weltordnung in der Person eines Appellationspräsidenten, der, um sich die Langeweile eines prozeßlosen Landaufenthaltes zu vertreiben, in alten Rentpapieren herumstöbert, ihm früher oder später hinter seine diabolischen Schliche kommt, — die rächende Nemesis in der Person eines erzürnten Herrn Barons ihn heute schon oder erst morgen auf und davonjagt! Uns genügt, hier nur anzumerken, daß mit Gregor Kratky das Lehnergeschlecht der Dudek neu erblühte; — daß der neue königliche Lehensmann und hochfreiherrliche Richter die Handvoll im Felde ersparter Thalerstücke, mit denen er in's Schloß geeilt war, um die Frohnrückstände des Vaters zu bezahlen, und die der Herr Baron begreiflicher Weise zurückgewiesen, vermehrt durch reichlichen Zuschuß, zur Gründung einer Schule in seinem Dorfe verwendete; — daß unsere Großmutter von Stunde an den besten Kaffee zu kochen verstand und in alten Tagen noch sich nicht wenig darauf zu gute that, diese edle Kunst direkt von der excellenz-gräflichen Kammerfrau erlernt zu haben, und daß die zinnerne Schüssel sowohl, die Zeugin ihres Mißgeschicks, als das silberne Service, das Zeuge ihres Glückes gewesen, als hochgehaltene Denkmäler der merkwürdigen Art, „wie meine Großmutter Kaffee kochte", in den Erinnerungen meiner Kindheit noch eine Rolle spielte.

Ludwig Häusser.

(Bild S. 385.)

Ein Mann, der in Wort und Schrift, von dem Lehrstuhl und der Tribüne der Kammer, im Rathe hervorragender Vaterlandsfreunde und im Kreise größerer Volksversammlungen mit so uneigennützigem Patriotismus und so tiefer Einsicht in die geschichtlich gewordenen Verhältnisse der nach Neugestaltung ringenden Gegenwart, wie selten Einer, unablässig und unermüdlich für die nationalen Ziele und die Kulturaufgaben Deutschlands gewirkt hat, ist nicht mehr. In Folge eines Herzleidens, das er sich ohne Zweifel durch seine ausgebreiteten und angestrengten Arbeiten auf dem Gebiete der Wissenschaft sowohl wie im Interesse seines engern und weitern Vaterlandes zugezogen, verschied Häusser am 17. März zu Heidelberg im Kreise seiner Lieben, nachdem er noch bis einige Tage vor seinem Tode seinem Berufe als akademischer Lehrer obgelegen war, wie er denn überhaupt während seiner schweren und schmerzhaften Krankheit mit bewunderungswürdiger Geistesstärke sich über die Leiden des Körpers zu erheben suchte. Er starb im besten Alter, noch nicht 49 Jahre alt. Er mußte der Nothwendigkeit alles Vergänglichen seinen Tribut entrichten; die Freiheit des Geistes aber bewahrte er bis zu seinem Tode. Schätzen wir ihn glücklich: ein größeres Unglück hätte es für den immerfort thätigen,

rüstigen, geistesstarken und wohlgemuthen Mann nicht geben können, als zu leben bei siechem Körper, zu empfinden, zu denken, zu wollen, während alle Werkzeuge des Geistes immer unerbittlicher und trotziger ihre Dienste versagen. Und er starb auch nicht in einer trostlosen Zeit: am Lebensabend sah sein scheidender Blick noch die Morgenröthe glänzen, die einen neuen, glücklichen Tag über das vereinigte Deutschland heraufführen wird. Sein Hinscheiden fiel zusammen mit der Veröffentlichung jener Verträge, welche die faktische und staatsrechtliche Grundlage der Einheit von Nord- und Süddeutschland enthalten und in immer weiteren Kreisen die Herzen des Volkes für sich gewinnen werden. So sah er noch wenigstens den Anfang der Erfüllung Dessen, für das er gewirkt und gelebt, aus dem Chaos deutscher Zerrissenheit die deutlich erkennbare Neugestaltung eines einheitlichen deutschen Staatsbaus aufsteigen.

Geboren am 16. Oktober zu Cleeburg im untern Elsaß erhielt Häusser seine Schulbildung in Mannheim, wohin er nach dem Tode seines Vaters mit seiner Mutter übergesiedelt war, seine Universitätsbildung in Heidelberg, später in Jena, von wo er aber bald wieder nach Heidelberg zurückkehrte. Er war ein Pfarrerssohn, wie so viele unserer ausgezeichnetsten Männer, und wenn er seinen Vater schon in seinem zweiten Lebensjahre verloren hatte, so wirkte doch in der treuen Obhut der Mutter der Geist des Pfarrhauses fort, und nie hat Häusser diesen Ursprung verläugnet. Die religiös-sittliche Erziehung, die er in seiner Jugend genoß, hat für den Mann die schönsten Früchte getragen. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, ein hervorragender Staatsmann: vor Allem schätzen und ehren wir die sittliche Hoheit seines Charakters. Unerbittlicher Feind jeglicher Heuchelei, Feind der Versuche, den Geist in unwürdige Fesseln zu schlagen und ihm unverstandene Sätze aufzuzwingen, blieb er der kirchlichen Gemeinschaft treu und bewährte diese Treue eben dadurch, daß er sich nicht, wie so viele Andere, gleichgültig abwandte von den kirchlichen Fragen des Tages, sondern mit vollem Herzen und edler Begeisterung mitkämpfte für die Freiheit auch auf diesem Gebiete. Religiöse und politische Freiheit galten ihm als unzertrennlich, und wie er sich die Letztere nur unter der Herrschaft gesetzlicher Ordnung dachte, so war ihm die religiöse Freiheit auch nicht gleichbedeutend mit Duldung aller jener Elemente, welche im Namen der Religion den menschlichen Geist verdunkeln und verdummen wollen. Hatte er doch das lebendige Bild solcher Unterdrückung und ihrer traurigen Folgen vor sich in der Pfalz, deren Geschichtschreiber er wurde. Gerade die wiederholte gewaltsame Austreibung und Bedrängung der glaubenstreuen Bewohner, die verderblichen Ränke der Finsterlinge sind von ihm mit vorzüglicher Lebendigkeit geschildert worden.

Auf den Universitäten zu Heidelberg und Jena lag Häusser hauptsächlich dem Studium der griechischen und römischen Klassiker ob, worin er die beste Vorbereitung für seinen Lebensberuf, die Geschichtsforschung, fand. Dieser widmete er sich, durch Schlosser angeregt, schon frühzeitig mit ganzer Seele. Die deutsche Geschichte vorzüglich fesselte ihn. Tief empfand er den traurigen Zustand unseres zerstückelten und unter vielfachem Druck gehaltenen Vaterlandes; in der Geschichte der vergangenen Jahrhunderte suchte er die Ursachen auf, aus denen der gegenwärtige Zustand entsprungen war; er hoffte darin denn auch den Weg zu finden, der zur Wiedergewinnung der Einheit und Freiheit führen sollte. Reisen nach verschiedenen Orten, namentlich ein längerer Aufenthalt in Paris, vollendeten seine Vorbereitung, und als zweiundzwanzigjähriger Jüngling trat er 1840 in Heidelberg sein Lehramt an, welches er durch fast siebenundzwanzig Jahre mit seltenem Fleiß und Gewissenhaftigkeit und mit immer wachsendem äußern Erfolge verwaltet hat. Sein Hörsaal war stets einer der besuchtesten. Nicht bloß die Schätze geschichtlichen Wissens, die er in beredtem Vortrage mitzutheilen verstand, waren es, die seine Vorlesungen so beliebt machten: es war vor Allem die Weihe sittlicher Anregung, die ihm die Herzen der studirenden Jugend gewann. Ihm war es die höchste Aufgabe, gute Bürger, gute Deutsche zu bilden. An dem Spiegel der Vergangenheit lehrte er die feste Richtschnur für das Leben in der Gegenwart.

Zu öffentlicher politischer Wirksamkeit regte ihn zuerst die schleswig-holsteinische Frage im Jahre 1846 an — dieselbe, welcher er auch die letzten Zeiten seiner ungebrochenen Kraft 1863 bis 1864 widmen sollte. 1847 betheiligte er sich an der Gründung der deutschen Zeitung, deren Leitung er erst gemeinschaftlich mit Gervinus, dann allein führte. Ende des Jahres 1848 ward er in die zweite badische Kammer, später in das erfurter Unionsparlament gewählt. Hier wie dort gehörte er zur bundesstaatlich-konstitutionellen Partei. Als 1850 fast überall in Deutschland die Reaktion wieder triumphirte, widmete sich Häusser ausschließlich seinen Vorlesungen und der Ausarbeitung seiner „deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“. Das Werk, das bereits mehrere Auflagen erlebt hat, ist ein Volksbuch geworden wie wenig andere und hat unendlich Vieles beigetragen zur politischen Aufklärung des deutschen Bürgers. Es zeichnet sich vor Allem aus durch den warmen vaterländischen Sinn, der es durchweht, das streng sittlich-politische Urtheil, welches darin herrscht, durch klaren Fluß der Darstellung und einer tüchtigen Pragmatik in der Entwicklung und Begründung geschichtlicher Vorgänge. Klar und scharf stellte der Verfasser hin, was durch das Volk erreicht, was durch die Diplomaten verdorben war; und besonderes Verdienst des Werkes ist es auch, daß es die Stellung der Rheinbundsstaaten zur Zeit der französischen Invasion in Deutschland nach Gebühr charakterisirt.

Durch dieses Werk vorzüglich wurde Häusser's Name in ganz Deutschland bekannt und gefeiert. Mehrere ehrenvolle Berufungen an verschiedene Universitäten schlug er aus und blieb so Heidelberg als ausgezeichneter Lehrer und dem badischen Lande als treuer Berather erhalten.

Die kirchlich-politischen Kämpfe, welche Baden in den Jahren 1858 u. s. w. tief erregten, ja erschütterten, lockten Häusser wieder auf den Kampfplatz der Tagesdebatte hinaus. Gegen den Abschluß des Konkordats und die gewaltsame Einführung einer neuen Agende, gegen die ultramontanen und orthodoxen Extreme schrieb er kurze, schlagende Polemiken voll vernichtender Schärfe des Witzes und überwältigender Kraft sittlicher Entrüstung. Seine Beredtsamkeit fand in ganz Baden Widerhall. Echt konstitutionell der öffentlichen Meinung Rechnung tragend entließ der Großherzog seine bisherigen Rathgeber, um nun fortan im Frieden mit seinem Volke jene gesegnete Zeit zu eröffnen, in welcher auf allen Gebieten des Staatslebens die Umformung der alten Gesetze im Einklang mit den Anforderungen der gereiften Einsichten einer neuen Zeit in Angriff genommen wurde. Auch an diesem Werke half Häusser tüchtig mit. 1860 wieder in die Kammer gewählt, wirkte er hier in hervorragendster Weise für die Sicherung und den Ausbau der gewonnenen Freiheiten und für die Wegräumung alter Beschränkungen.

In seiner Eigenschaft als badischer Abgeordneter wohnte Häusser der Gründung des deutschen Abgeordnetentages 1861 in Frankfurt, dann zweier dieser Tage, in Weimar 1862 und in Frankfurt 1863, bei. Auch an der im Spätherbst 1863 in Frankfurt zu anderm Zwecke, zur Unterstützung schleswig-holsteinischer Sache, zusammenberufenen Versammlung von Delegirten deutscher Landesvertretungen nahm er Theil.

Die Vorgänge des Jahres 1866 trafen ihn schon an jenem unheilbaren Uebel, einem Herzfehler, leidend, welches ihn so früh dem Vaterlande, der Wissenschaft und seinen Freunden entreißen sollte.

Füchse vor dem Bau.

Von

Otfrid Mylius.

(Bild S. 388.)

Eine der interessantesten Seiten der Naturgeschichte ist die Kunde von dem Heimwesen der verschiedenen Thiere, denn sie wirft die belehrendsten Streiflichter auf die Lebensweise der einzelnen Thiere, Gattungen und Arten, und gerade hierin ist die Literatur unserer waidmännischen Zoologie noch lange nicht genug entwickelt und bereichert. Versuchen wir es daher im Anschluß an nachstehendes Bild, von dem Stifte des genialen Thiermalers Freeman, einen kleinen Beitrag in dieser Richtung zu liefern!

Wir haben es mit Reinecke und seinem Heimwesen zu thun, das in mehr als Einer Beziehung in üblem Geruche steht. Wenn der erste Winterschnee, ein „Neues", in Feld und Wald den Boden mit einer verrätherischen lichten Decke überstreut hat, auf welcher jede Art von Wild sich wachsfrisch abspürt, dann versäumt ein guter Waidmann gewiß nicht, sein Revier zu begehen, um dem schlauen mordlustigen Fuchs, diesem gefährlichen Feinde jeden Wildstandes, hinter seine Schliche zu kommen und vor Allem seinen Bau auszuspüren, falls er denselben nicht schon kennt. Denn wenn im Grunde auch nicht allzu viel Hoffnung vorhanden ist, dem vorsichtigen Thiere, zumal einer alten Fohe, Fähin, d. h. Füchsin, auf diesem Pirschgang schußrecht nahe zu kommen, oder es auf dem Anstand zu schießen (es müßte denn von einem Hochsitz aus geschehen oder der Fuchs durch einen Kadaver angelockt sein), ja wenn sogar der Erfolg gestellter Tellereisen sehr problematisch ist, so hat es doch seinen großen Vortheil für den Besitzer des Reviers, einen bewohnten Fuchsbau zu kennen, um denselben im Frühjahr zu beobachten und wo möglich den jungen Wurf, das sogenannte

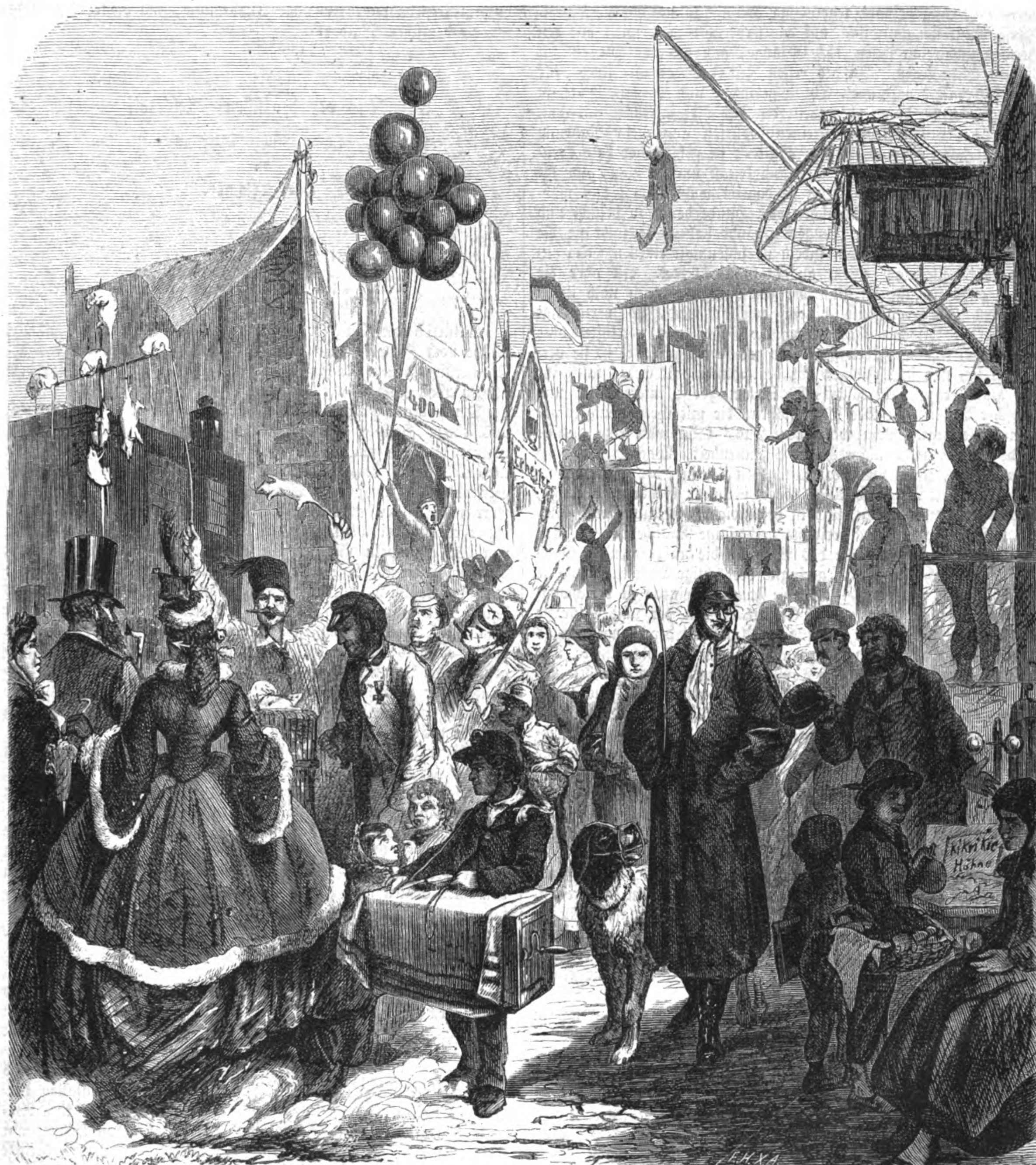


Füchse vor dem Bau. Von Freeman.

Gehecke, sammt den Alten auszugraben oder durch den Dachshund ausheben zu lassen, die einzig sichere Methode, sein Revier von diesem schädlichen Raubzeug zu befreien.

Gesetzt, mein lieber Leser, wir wüßten einen bewohnten Bau, so möchte ich Dich einladen, mich einmal an einem warmen sonnigen Tage im Mai zu diesem Bau zu begleiten, damit wir möglicherweise die Familie Reinecke's beobachten können. Die Paarungs- oder Rollzeit der Füchse fällt nämlich in die erste Hälfte des Februar, und da die Fähin genau so lange trägt wie eine Hündin, so wölft sie ihre drei bis sieben Junge erst in der zweiten Hälfte des April. Da aber die grau bewollten Jungen etwa vierzehn Tage lang blind liegen und auch während der folgenden vierzehn Tage nur höchst selten vor den Bau heraus kommen, so wird es gewöhnlich Mitte Mai, bevor Reinecke's Familie sichtbar ist. Wald und Busch sind dann entweder schon belaubt oder beginnen zu knospen, junges Gras ist emporgesproßt, die verschiedenen niedrigen Gewächse haben ausgetrieben, und der Fuchsbau, der ohnedem immer mit sehr umsichtiger Wahl der Oertlichkeit an einem geschützten Punkte und gut versteckt angelegt wird, ist dann durch den Schmuck der jungen Belaubung von Strauch und Busch noch mehr geschützt. Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß die Höhle des Fuchses, die wir seinen Bau nennen, aus einem geräumigen Kessel mit mehreren Zugängen, sogenannten Röhren, besteht, und daß der Fuchs sich diesen Bau entweder selber gräbt oder den Bau

von Kaninchen hiezu ausweitet, oder den Bau von Dächsen dazu herrichtet, oder letzteren auch mit den Dächsen gemeinsam bewohnt; daß die meisten derartigen Fuchsbaue im Walde oder an der Stelle vormaliger Waldungen liegen, und daß die Fähin ihr Wochenbett zuweilen, wiewohl nur selten, auch in einem hohlen Baum hält. Für gewöhnlich ist der Fuchs Tag und Nacht im Freien, denn bei Nacht geht er auf Aesung aus und bei Tage drückt er sich irgendwo an einer geschickten Stelle nieder, oder versteckt sich in einem



Von der Messe in Leipzig. Von G. Sundblad. (S. 390.)

sogenannten Nothbau oder einer Fluchtröhre, die gewöhnlich aus einer einfachen geschützten Höhle an einem Hang oder unter den Wurzeln eines starken Baumes besteht; und nur bei schlechtem Wetter, bei der Paarung, oder während der Roll- oder Heckzeit, d. h. wenn die Fähin ihre Jungen werfen oder wölfen will, sucht sie das Obdach eines eigentlichen Baues.

Wenn wir nun den Bau wissen, so haben wir uns zunächst in der Nähe einer seiner Röhren einen geschickten Ort zu suchen,

von wo aus wir die Einfahrt der Hauptröhre im Auge haben. Am Liebsten setzen wir uns in die Aeste eines Baumes, damit die Fähin nicht Witterung von uns bekommt, und ist die Luft linde und scheint die Sonne hell, so werden wir Morgens, Mittags oder Abends nicht allzu lang auf das Erscheinen der Familie zu warten haben, denn die Fähin führt ihre Jungen bei guter Witterung beinahe regelmäßig dreimal täglich vor die Hauptröhre, streckt sich ganz flach auf das Erdreich nieder, spielt mit den Jungen und reicht ihnen das Gesäuge, ganz so wie wir es auf obigem Bilde sehen. In der ersten Zeit hat der alte Fuchs für den Unterhalt der Jungen Sorge getragen und ist mit Beute zu Bau gekrochen; dann aber theilt die Fähin diese Sorge mit ihm, denn die heranwachsenden Kleinen bedürfen nun mehr Nahrung und die Fähin ist eine zärtliche Mutter; sie geht daher bald ebenfalls Nachts auf den Raub aus und kriecht nur zu Bau, um die Jungen zu säugen, und wenn sie daheim wahrnimmt, daß während ihrer Abwesenheit Menschen oder Hunde den Bau besucht und eines oder mehrere ihrer Jungen geraubt haben, so sucht sie die übrig Gebliebenen zu retten, indem sie schleunigst eines um das andere im Maule nach einem andern Baue flüchtet. Ist aber die Fähin etwa zufällig im Bau bei den Jungen, wenn nach ihnen gegraben oder ein Hund hinein geschickt wird, so vertheidigt sie mit der wildesten Erbitterung ihr Geheck und verklüftet oder versetzt sich mit demselben gerade so wie der Dachs, d. h. sie verschanzt sich und ihre Jungen vor dem Hunde mit Erde, falls ihr der Hund dazu Zeit läßt. Es ist ein höchst interessanter und hübscher Anblick um eine solche Fähin, die mit ihren Jungen vor dem Baue liegt. Dem wachsamen Fuchs kann man eine gewisse wilde Grazie nicht absprechen; Besonnenheit, Wachsamkeit, Geschmeidigkeit, Kraft und Mordlust geben sich in jeder seiner Bewegungen kund; Ohr und Auge (oder vielmehr Gehör und Seher, wie der Waidmann sagt) sind in beständiger Bewegung und förmlich auf der Lauer; das geringste verdächtige Rauschen oder Beben eines Busches in der Nähe des Bodens, die unbedeutendste ungewöhnliche Erscheinung, die geringste verdächtige Witterung, welche die feine Nase vernimmt — und die Familie Reinecke ist verschwunden in der Tiefe des Baues. Gegenüber von der wilden Grazie der alten Füchse hat die ungefügere Plumpheit der Jungen etwas Possierliches; aber schon ahnt man in ihnen das Raubthier; ihre Bewegungen haben nicht das Täppische, Ungeschlachte wie bei jungen Hunden — es ist mehr Rasse und Feuer darin, jene ungezwungene Freiheit und Behendigkeit, welche sich immer beim wilden Thiere in unverkennbarem Gegensatz gegen das Hausthier kundgibt. Jetzt beginnen die alten Füchse auch, ihren Jungen lebendige Thiere in den Bau zu bringen, und sobald dieses der Fall ist, weiß der Waidmann, daß nun die höchste Zeit gekommen, mit dem ganzen Gehecke der jungen Füchse aufzuräumen; denn läßt er sie nur noch einige Wochen gewähren, so laufen die Jungen mit der alten Fähin auf den Raub aus, und dann gnade Gott den Rehkitzen und jungen Hasen und Hühnern! Man muß dann so bald wie möglich entweder zum Ausgraben des jungen Gehecks schreiten, oder vor die verschiedenen Röhren des Baues sogenannte Fuchshauben oder Deckgarne legen und ein Dächsel in den Bau hineinschicken, damit er die Füchse austreibe und diese sich in den vor die Einfahrt der Röhren gelegten Netzen fangen und mit einem Knittel todtgeschlagen werden können.

Der erbitterte Krieg des Waidmanns gegen den Fuchs ist ein ganz gerechtfertigter, denn Reinecke ist ein arger Dieb und Räuber und mordet nicht bloß aus Noth, sondern auch im gesättigten Zustand, aus bloßer Mordlust. Läßt man ein einziges Geheck Füchse unbeschossen und unvertilgt, so hat man binnen weniger Jahre einen solch' zahlreichen Fuchsstand im Revier, daß man weder Hasen, noch Rehe, noch Federwild mehr ordentlich aufbringen kann, denn die Fähin lehrt ihre halbwüchsigen Jungen förmlich auf Beute treiben, wie man oft im Walde sehen kann. Von dem landwirthschaftlichen Nutzen des Fuchses als Mäusevertilger wird viel gefaselt und gefabelt, was man in das Gebiet des sentimentalen Blödsinns verweisen kann. Der Fuchs frißt allerdings Mäuse, aber nur in Ermangelung von besserer Kost; er mauset allerdings, aber mehr zu seinem Zeitvertreib; und wenn ein Dutzend Katzen ein kleines Gehöfte mit Garten nicht vor dem Ueberhandnehmen von Mäusen beschützen können, wie sollen sechs bis acht Füchse auf einer Flur von einigen tausend Morgen die Mäuseplage vermindern? Darum immerhin dem feinen Reinecke frisch den Krieg erklärt, ihr Jünger des Waidwerks! Seine Schlauheit und Gewandtheit machen ihn zu einer ehrenvollen Jagdbeute, und gegen gänzliche Ausrottung schützen den Fuchs seine scharfen Sinne und behutsames Gebahren, sowie die Ausdehnung und dichte Bestockung unserer deutschen Wälder!

Aus der deutschen Meßstadt.

Humoristischer Streifzug

von

Karl Teschner.

(Bild S. 389.)

Hört ihr des Glöckleins Läuten
Weit über der Häuser Reih'n? —
Was soll der Klang bedeuten? —
Er läutet die Messe ein.

Natürlich die leipziger Messe; denn andere deutsche Städte, welche noch Meßprivilegien besitzen, zehren entweder nur von der Erinnerung kargem Nachruhm, oder haben nie mitgezählt auf dem großen Welt- und Völkermarkt.

Deutschlands größter Dichterfürst, dessen Wiege in einer solchen, aus einem Haupte nun ein Glied gewordenen Meßstadt stand, nannte einst in einem Anfluge von Humor „sein Leipzig“ ein „Klein-Paris“; Leipzigs eigener Volkswitz taufte es „die große Seestadt“, und auch dieser Vergleich hatte, wenn man das Sprüchwort vom Hinken aller Vergleiche nicht außer Acht läßt, etwas Zutreffendes: bei allen größeren Ueberschwemmungen war Leipzig von Wassertümpeln und Rinnen umflossen, die es zu einer Art Venedig machten. Nur war es ein Braten ohne Sauce; es hatte wohl die Lagunen, aber keine See, man müßte denn „Schimmels Teich“ mit dem adriatischen Meer in Parallele stellen. Zu guter Letzt indeß kann der hinkende Vergleich selbst mit Krücken nicht mehr vorwärts, weil durch großartige Wasserbauten die Bedingungen für die Lagunen weggefallen sind und Leipzig unter allen Umständen zur Binnenstadt degradirt ist. Klein-Paris hat nur noch die Seine seiner Pleiße und den Ourcqkanal seiner Parthe; auch ein Stückchen Elster leckt lüstern an seinem Rande.

Aber warum nicht statt der Seine den Tiber setzen, warum nicht — da Leipzig sich selbst in Bezug auf seine Messen für eine „ewige Stadt“ hält — neben einem „Elb-Florenz“ von einem „Pleiße-Rom“ sprechen? Nicht etwa wegen des Kapitols der Pleißenburg, welches die Gänse — trotz ihrer sonstigen Vorzüge in der leipziger Gegend — nicht vor den Preußen retteten, sondern wegen der gewaltigen Menschenströmung, die sich zu Meßzeiten von allen Seiten nach der Stadt wälzt, wie eine kolossale Pilgerfahrt nach Rom.

Es hieße beschränkt urtheilen, wollte man sagen, daß alle diese Massen kommen, um das goldene Kalb oder seinen Vetter den Mammon anzubeten; eine andere Majestät ist's, welche hier Hof hält, die einzige vielleicht, deren Absolutismus von keiner Partei und am Allerwenigsten von den „Rothen“ angefochten wird, und deren Machtbereich nicht geographisch abgegrenzt wird: es ist die Majestät des **Verkehrs** der Nationen, und das Geld ist nur ihr Premierminister. Von allen Richtungen, aus aller Herren Ländern und aus allen Branchen menschlicher Thätigkeit eilen die Vasallen herbei, die kleinen Herren in Person, die größeren durch ihre Ambassadeurs, um der Majestät zu huldigen und für den Tribut, den sie darbringen, aus dem Füllhorn ihrer Gunst einen möglichst großen Antheil mit fortzuschleppen. Darunter sind dießmal auch die deutschen Buchhändler, zu deren Diner in der bekannten Börsenküche in der Ritterstraße wohl oder übel ein Krebsgericht gehört.

Es ist nicht die Absicht dieser Meßstreifereien, einen merkantilen Meßbericht oder volkswirthschaftliche Meßprospekte zu liefern; möge der Nachhall der Osterglocken und das Lied der Frühlingslerche,

welche sich dießmal wie Grüße mit dem Meßeinläuten vermischen, die Auferstehung einer guten Zeit bedeuten! Dieser Wunsch gilt dem gesammten Vaterlande, für dessen Wohlbefinden ja der leipziger Meßverkehr nur der Indikator und Regulator ist — eine gute Messe bedeutet immer Behagen im Geldbeutel und Herzbeutel des ganzen Volks. Nachdem in neuerer Zeit so manche berechtigte und manche muthwillig vom Zaune gebrochene Frage, wie die deutsche, die italienische, die schleswig-holsteinische, die mexikanische beantwortet oder beigelegt, manche andere, wie die verzwickte orientalische in ein vernünftigeres Gleis gebracht worden ist, möge man nur endlich an Stelle der ganzen diplomatischen Fragerei die einzige Frage treten lassen und weise beantworten: „Was thut den Menschen noth, um glücklich zu werden?" Dann wird Deutschland nicht allein gut „reiten" können, sondern auch „gut fahren", und es werden auch wieder bessere Messen kommen.

Es wird kein Wallfahrer nach Pleiße-Rom die Messe besuchen, ohne ihre vielfältigen Vergnügungen kennen zu lernen, ja man darf behaupten, daß Hunderte und Tausende der kleinen Vasallen-Potentaten und ihrer Gesandten, welche zur Hofhaltung kommen, sich schon Wochen lang vor der Reise auf den Genuß dieser Vergnügungen spitzen, wie ein Gourmand auf die ersten Austern. Der erfinderische, spekulative Menschengeist weiß das und bietet Allem auf, um Auge und Ohr, Gaumen und Seele zu kitzeln. Der eigentlich charakteristische Apparat des Meßvergnügens ist auf dem Königs- und Roßplatze, „unter den Buden", wie der etwas triviale, aber landläufig gewordene und offiziell geheiligte Ausdruck lautet. Streifen wir also „unter den Buden!" Hieher, Fremdling, gehe, schaue und genieße! Hier findest Du das bunteste, seltsamste Gemenge von Menschenkindern aller Art, und wenn auch nicht aller, so doch vieler Nationen; Vornehm und Gering, Edel und Gemein; Scherz und Ernst, den Scherz vom harmlosesten Aufjauchzen des Menschengemüths bis zur Verzerrung und zum effektiven Blödsinn, den Ernst bis zur Blöße des widerwärtigsten Elends; die hundertfältigste Zurschaustellung der Verfeinerung, der Spekulation im Dienst der Geldmacherei. Es ist freilich nicht mehr wie vor Zeiten, wo selbst ein Gellert sang:

„Um das Rhinozeros zu sehn,
beschloß ich auszugehn;"

nicht mehr so solid, so gemüthlich und so harmlos ergötzlich oder belehrend wie damals, wo gewisse Celebritäten von Schaustellern, ein Rappo, Schulz, Koltet, Kreuzberg, Müller ꝛc. regelmäßig wiederkehrten und immer wieder fesselten, wo die Menschen schaarenweise herbeiströmten, um eine Kuriosität zu sehen, sondern es ist jetzt, wo den Menschen nichts mehr kurios vorkommt, und ihre Nerven auch das Brutalste von der Welt ganz gemächlich ertragen, anders geworden. Es muß eine Pastrana oder Pepita, oder eine wirkliche Menschenfresserei sein, wenn's noch ziehen soll, oder der frechste Schwindel, hinter welchem sich das eitle Nichts versteckt, muß auf den Aushängeschildern anlocken, dann gehen wohl noch die Gimpel in's Garn; oder es muß sich — à la bonheur! — in einem mehr aristokratischen Cirkus die Schönheit und die Liebe zu Fuß und zu Pferde zeigen, das findet den Zuspruch der Zahlungsfähigen, voran die edlen Mitglieder vom Rennverein.

Im Uebrigen haben sich leider zwei häßliche Elemente der Schaustellungen bemächtigt: die Immoralität und das Elend. Wo die ärgste Bloßstellung Dessen sich zeigt, was sonst gute Sitte schamvoll zu verhüllen pflegt, da fallen die Schwärme ein, aber billig muß der Anblick sein. Und wer es irgend dahin gebracht hat, einen armen halbverhungerten Köter, einen schwindsüchtigen Affen, eine weiße Ratte, einen altersschwachen Bären mit einem Pelze, der nur aus Glatze besteht, zu irgend einem noch so primitiven Kunststücke zu prügeln und zu martern, der geht unter die Meßschausteller, wie sonst der Lump unter die Landsknechte. Die Schmerzgrimassen armer Thiere müssen dann für wenige Pfennige dazu dienen, das verehrte Publikum zu ergötzen. Aber wir sind da unwillkürlich in den tiefsten Ernst gerathen, und das sollte doch keineswegs unsere Absicht sein.

Du findest auch heitere, lustige Seiten, Meßwallfahrer — stürze Dich nur keck hinein in den bacchantischen Strudel, aber laß Dir nicht auf die Hühneraugen treten, hüte Dich vor Taschendieben und — verdirb Dir den Magen nicht! In langen Reihen bretterner Bauwerke, oft locker und simpel wie ihr Inhalt, präsentiren sich die Vorrichtungen für Augen-, Ohren- und Magenschmäuse. Eine Stunde näherer Prüfung, und man muß fürwahr Respekt bekommen davor, was die Menschennatur an solchen Schmäusen nach Quantität und besonders Qualität sich bieten läßt und — verträgt! Hier fließt Bier in Strömen, womit man eine ganze bayerische Armee in die Flucht schlagen könnte, wenn nicht zufälligerweise bereits der famose Schutz- und Trutzvertrag bestände. Hier ist der Schnäpse nie versiegbarer Quell erschlossen — Eisenliqueur mit der Devise: „Schafft Eisen in's Blut", spielt eine große Rolle; da aber das bekannte Wort „Eisen und Blut" nicht so alt ist, als der Eisenliqueur mit der genannten Devise, so ist Freigang und nicht Bismarck als Autor desselben zu betrachten. Nicht Eisen und Blut, sondern Eisen und Spiritus regieren hier die Welt!

Dort verschlingt sich in Tausenden der Würste labyrinthische Kette, um — verschlungen zu werden. Wurst und Bier, mein Leipzig lob' ich mir! . . . Einige Schritte weiter findest Du Champagner, Veuve Cliquot, aus Leipzigs ureigener Champagne oder aus der kastalischen Quelle eines kohlensauren Wasserapparats, das Glas für zwei Groschen! Herz was willst du mehr? Dort ist Punsch, mit einem Dufte — mit einem Dufte, der nur durch das Parfüm der geputzten Mamsells überboten wird, die im Hintergrunde, von Tabakswolken umhüllt, wie Göttinnen im Olymp, mit Zither und Kehle klimpern . . . Himmel, was wird hier konsumirt! Wenn in diesem Augenblicke auf jener Tonne, an welcher die Rothnase lehnt und die bauschige Lorette vorbeistreift, ein Pater aus „Wallenstein's Lager" erschiene und sein:

„Heisa, juchheisa, dudeldumdei —
Das geht ja hoch her; bin auch dabei!"

zu deklamiren begänne!

Klein-Paris liefert „unter den Buden" gleichsam einen humoristischen Abklatsch der pariser Weltausstellung. Künste und Wissenschaften, Industrie und Gewerbe und Tausende von Genußartikeln sind vertreten; alle Nationalitäten haben in irgend einer Weise, lebend oder todt ihre Beiträge geliefert — hier die Schweiz durch eine dicke Sennerin von 400 Pfund Gewicht; hier das Voigtland durch einen Riesenochsen; hier die Lausitz durch ein Riesenschwein; hier ein schwarzes Ehepaar aus dem australischen Busche, verzehrt die Tauben lebendig, wozu ein pfiffiger Dienstmann bemerkt, er könne das auch, wenn er lebendig und die Tauben gebraten seien . . Dort junge Indianerinnen, eine ganze gelbhäutige Familie aus dem Felsengebirge der Saalaue.

Tyrol liefert in jenem Bierzelte eine ganze Serie von — imitirten — Tyrolersängerinnen. Savoyen repräsentirt sich in der Person eines hoffnungsvollen Zukunftsitalieners, der — ein Virtuose im Leiern — eine Drehorgel auf dem Bauche und, wie ein naseweiser Junge bemerkt, „seinen kleinen Bruder" auf der Schulter trägt.

Dicht dabei erscheint Polen in der Gestalt einer allerliebsten Polin aus der Gegend von Halle, das wahre Bild der Bemerkung eines berühmten Staatsmannes: viel innere Freiheit und schwach nach Außen . . .

Dort in jener Bude produziren sich Akrobaten, die u. A. auf dem Kopfe stehen — weit schwieriger erscheinen uns die Kunststücke in der dicht dabei stehenden Trinkbude, wo die Menschen trotz schwerer Köpfe noch auf den Beinen stehen . . . Auch die zoologische Partie dieser humoristischen Weltausstellung ist unter Vier- und Zweifüßlern stark vertreten; sehr viele gehen mit Affen umher, ebenso viele suchen ihre Bären anzubinden, und sogar Schlangen winden sich durch die Menge der Zuschauer.

Eine Menge „Salons" (Bretterverschläge) für ausübende Photographie suchen diese Kunstwissenschaft dem Volke gemein zu machen. „Billig, billig, meine Herrschaften; Stück für Stück einen Silbergroschen!" — Mancher geht sehr ungewaschen hinein und kommt als Lichtbild wieder heraus, als „Meisterwerk" der Schöpfung — des Photographen.

Schreiten wir weiter! Ein Panorama zeigt uns die Schlachten von Königsgrätz, Langensalza, Kissingen, Tauberbischofsheim ꝛc. Die Heere platzen fürchterlich auf einander, das Blut fließt in Strömen. Doch die begleitende Drehorgel spielt bereits die Friedenshymne.

Dort ist die dramatische Partie der Schaustellungen, das wunderbarste Theater der Welt, denn der Direktor spielt alle Rollen in

eigener Person. Seine Excellenz der Herr Intendant von Kasperle ist nie in Gefahr, in Ungnade zu fallen oder von einer losen Primadonna umstrickt zu werden, oder eine tugendsame Elevin zu tyrannisiren. Er greift die Lachmuskeln sehr viel, den Geldbeutel sehr wenig an, und ist das ausgezeichnetste Muster eines diplomatischen Geheimagenten: bei allen Aktionen hat er die Hände

Kosmopolitische Hundeausstellung. Von G. Sundblad.


Im Gesandtschaftshotel.


Im Schlosse.


In der Schule.


Im Salon.

im Spiele, ohne selbst zum Vorschein zu kommen. — Doch nun genug; gehe selbst, Meßwallfahrer, und schaue, und vor Allem vergiß das Panorama des Matterhorns nicht, welches nun die dritte Bürgerschule Leipzigs schon zwei Jahre in Schrecken setzt; es ist so natürlich, daß man jeden Augenblick fürchtet, es löse sich ein vernichtender Gletscher ab, und diese Besorgniß hat auch mich sofort vom Schauplatze getrieben.



Die Offiziere stürzen in Klemens Foster's Zimmer. (S. 393.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

35. Hetze der trevanianischen Freundschaft.

Die Offiziere der Garnison zu Windsor hatten ihre verrotteten Gebräuche, ähnlich den meisten Studentenverbindungen, und es wurmte sie, daß es einen Neuling in ihren Reihen geben sollte, welcher in Folge gewisser störender Umstände, wie sie im vorigen Kapitel angegeben worden, der vollen Fuchsprobe entging. Bei der nächsten Kneiperei, die für die meisten dieser uniformirten Helden mit wüstem Rausche endete, brach der Aerger in vollen Flammen aus, und es ward stürmisch beschlossen, daß Klemens Foster, welcher an diesem Abend ebenfalls einige Gläser Wein getrunken hatte, ein Besuch in seinem Zimmer abgestattet werden sollte. „Der Oberst muß gerächt werden!" rief Einer. „Und wenn's deßwegen eine Schießerei gäbe!" — „Bah, wer fürchtet sich vor der Waffe eines Kindes!" gurgelte Peapod. „Major, führen Sie an!" — Der ganze Schwarm wälzte sich lärmend, lachend und trällernd vor die Zimmerthür des jungen Kornets. John, der ehemalige Forstwächter von Brierly-Grange, welcher Bedienter beim jungen Foster geworden war und in einer Seitenkammer schlief, fuhr auf und in die Kleider. „Es pocht, Sir!" sagte er in seinem tiefen Baß. Klemens richtete sich empor und lauschte. Deutlich vernahm er die wüsten Stimmen seiner Kameraden. „Oeffne!" befahl er. Ein Haufe Offiziere, theilweise im trunkensten Zustande, polterte herein. „Was wollen Sie, meine Herren?" fragte Klemens kalt. — „Ihnen einen Besuch abstatten, Lieber!" rief der voranstehende Marshall höhnisch. — „Sehr angenehm! Wollen Sie Grog, Wein oder Kaffee? Letzterer dürfte Ihnen vielleicht sehr dienlich sein, namentlich schwarz." — „Zum Teufel mit Ihrer Lurke!" rief der Major. — „Hier wird kein braunes Wasser getrunken!" fügte Peapod hinzu. Die Andern lachten und lärmten. — „Aber was wollen Sie dann?" — „Ei, Sie ein Bischen exerziren lassen, mein Junge — dient zur Gesundheit!" lallte der Major. — „John!" kommandirte Klemens. — „Ja, Sir!" — „Wirf mir die Gesellschaft hinaus! Sie stört unsern Schlaf!" — Mit seinen gewaltigen Fäusten begann der Diener zu boxen und zu schieben, und binnen einer halben Minute kollerte ein halbes Dutzend Trunkener auf dem Korridor übereinander. John schloß die Thür und verbarrikadirte sie mit einem schweren Koffer, auf den er seinen Fuß zur Vertheidigung fertig stellte. Es erfolgte jedoch kein weiterer Angriff, die Herren hatten genug an der Lektion und entfernten sich, wie sie gekommen waren, lachend, singend und fluchend. Der Auftritt verlief so kläglich im Sande, daß Klemens nur mit Ekel sich wieder zum Schlafen zurecht legte. Von dieser Zeit an ließ man ihn ungehänselt. Seine ganze Aufmerksamkeit ward zunächst auf Walter Trevanian gelenkt, der ihm in scheinbar so aufrichtiger Weise seine Freundschaft antrug und ihn seiner Familie vorstellte, worauf Walter auch beim Advokaten Foster eingeführt ward. Letzterer fühlte sich geschmeichelt, als er das vertrauliche Verhältniß zwischen seinem Einzigen und dem Sohne eines Baronets bemerkte und dazu erfuhr, daß es nicht sein Sohn gewesen war, der sich aufgedrängt hatte. Er bedauerte es einigermaßen im Stillen, daß er in seinen Händen die ihm von Eduard Trevanian anvertraute Akte bewahren mußte. „Es ist eine schöne Enttäuschung für diesen Walter," dachte er; „glücklicher Weise ist das Dokument erst nach dem Tode des Baronets zu öffnen und wir haben auf alle Fälle Zeit."

Die einzige Person, welche die Beziehungen zwischen Klemens und Walter entschieden mißbilligte, war Martha. Sie betrachtete Walter als einen Feind, und sein Einfluß auf den Advokatensohn

verursachte ihr Schrecken. Es kam ihr vor, als ob Walter den jungen Mann auf geheimnißvolle Weise in seiner Gewalt habe. Sie wollte erproben, ob ihr Einfluß auf Klemens noch wirksam sei, und lud beide jungen Männer zum Diner. Dann ersuchte sie Klemens, sie und Miß Wyndham zum Theater zu begleiten. „Ich bedaure, daß dieß unmöglich ist," fiel Walter rasch ein. — „Sie sprechen, wie ich annehmen darf, für sich," bemerkte Miß Mendez mit gezwungenem Lächeln. — „Für mich und meinen Freund, Madame! Meine Mutter gibt diesen Abend einen großen Ball, und wir Beide haben bereits unser Erscheinen zugesagt. „Haben wir nicht, Klemens?" — Dieser erröthete bis über die Stirn und stammelte einige Worte, die wie eine Entschuldigung klangen. — „O bitte, Sie haben nicht nöthig, sich zu entschuldigen!" sagte Martha. „Ich vermag ein Vergnügen zu entbehren, und Miß Wyndham muß es wohl in diesem Falle. Aber morgen erwarte ich Sie, vor Ihrer Rückkehr nach Windsor, zum Frühstück, Mr. Foster, und werde dann keine Entschuldigung gelten lassen." — „Und ich werde mich pünktlich einstellen!" erwiederte Klemens. — Walter wünschte dringend, in die Einladung eingeschlossen zu werden, weil er sein Opfer mit dessen Freundinnen nicht allein lassen wollte. Er bekundete eine leidenschaftliche Zuneigung für Harriet Wyndham, welche in der Hoffnung, Foster's Eifersucht zu erregen, mit Walter kokettirte und seine Bewerbung anfeuerte.

Die beiden Freunde verabschiedeten sich. „Was mag dieß Weib von ihm wollen?" fragte sich Walter argwöhnisch. „Hat sie vielleicht einigen Verdacht auf mich?" — Klemens war seinerseits ganz betroffen über die Lüge, welche Walter gesagt, denn es fiel der Lady Trevanian gar nicht ein, an jenem Abend einen Ball zu geben, und mit Recht machte er sich den Vorwurf willenloser Schwäche, daß er Martha's Ersuchen ohne triftigen Grund abgelehnt hatte. Das Geheimniß des Einflusses Walter's auf ihn hatte folgende Ursache: Klemens hatte, statt jene gewonnenen zweihundert Pfund von Walter einzustreichen, mit ihm darum gespielt und außer dieser Summe noch vierhundert Pfund, und im Laufe eines Monats ferner achthundert Pfund an ihn verloren. Walter besaß von ihm Wechselunterschriften über vierzehnhundert Pfund. Es war zwischen Beiden verabredet worden, daß dieser Betrag erst nach Foster's eingetretener Majorennität bezahlt werden sollte; Walter jedoch, von seinem Vater aufgestachelt, hatte nicht Lust, bis dahin zu warten. Als Beide in den Wagen gestiegen waren, welcher sie in die Wohnung des Baronets führen sollte, sagte Walter: „Sie werden ohne Zweifel wissen wollen, warum ich Sie aus Harleystreet entfernt habe?" — „Freilich ja, es hat mich befremdet," erwiederte Klemens. — „Die Sache ist, mein lieber Freund, daß ich mich heute in einer sehr peinlichen Lage befinde." — „Wie so, wenn ich's wissen darf?" — „Sir Richard weigert sich, mir einen Penny über meine Pension zu verabfolgen, und ich habe in der letzten Zeit viel Pech gehabt; fünfhundert Pfund habe ich an den Oberst, vierhundert Pfund an meinen alten Freund Beresford verloren. Dazu kommen noch circa dreihundert Pfund, lauter Ehrenschulden, und Sie wissen, Freund, daß man diese nicht unbezahlt lassen darf!"

Klemens fühlte, wie sein Gesicht roth ward; er verwünschte sich selbst, daß er sich in solcher Weise hatte hinter's Licht führen lassen. „Dazu kommt noch, daß ich mich wegen Ihrer beunruhige," fuhr Walter fort. „Wenn Sie majorenn wären, würde Alles gut sein." — „Zweifeln Sie denn an mir?" fragte Foster rauh. — „In keiner Weise, liebster Freund; das meinte ich nicht. Teufel, es ist nöthig, daß ich deutlicher spreche! Ihre Tratte ist nicht mehr in meinen Händen." — „Wie, trotz Ihres Versprechens?" — „Ich habe nicht anders handeln können, Freund; ich rechnete dabei auf Ihre bekannte Freundschaft und Großherzigkeit. Mein Gott, was sollte ich thun? Ich bin fast eben so viel schuldig, als Sie mir, und die Sache ist, daß ich mich nicht hinter meine Minorennität verschanzen kann." — Klemens erblaßte. „Wer besitzt denn jetzt meinen Wechsel?" — „Ein Individuum, das vernünftig sein wird, wenn Sie ihm das gewähren, was es verlangt. Ich habe den Mann vorher niemals gesehen. Wilson rekommandirte ihn mir; Ihr Name und Vermögen für die Zukunft sind ja der gesammten City bekannt, Foster!" — „Aber wie heißt er?" fragte Klemens ungeduldig.

Walter reichte ihm eine Karte; kaum hatte dieser sie in die Hand genommen, als er dem Kutscher ein Zeichen gab, zu halten. Walter sah ihn überrascht an; Klemens, der bisher von seinem Einflusse abhängig gewesen war, schien seine ganze Willensfestigkeit wiedergefunden zu haben. „In des Teufels Namen, woran denken Sie?" sagte er. „Wir sind hier noch nicht an St. James-Square." — „Ich werde heute Abend nicht bei Lady Trevanian erscheinen," erwiederte Klemens kalt. — „Welcher Unsinn, Foster!" — „Urtheilen Sie darüber, wie Sie wollen; ich bin fest entschlossen." — „Ah, nun sind Sie böse auf mich! Diese verdammte Tratte!" rief der Heuchler. „Ich wollte, daß ich sie nie in die Hände bekommen hätte!" — „Im Gegentheil, Trevanian, ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen. Indem Sie diese Tratte aus Ihren Händen gegeben, haben Sie mein Gewissen erleichtert, denn ich bin nicht mehr Ihr Schuldner." — „Aber Sie sind noch mein Freund, nicht wahr?" — „Ihr Freund!" wiederholte Klemens mit bitterem Lächeln. „Bewahren Sie dieß Wort für Solche, welche nicht wissen, wie Sie dasselbe entweihen. Wenn Sie mich Ihren Freund nennen, erröthe ich für Sie, lache aber für mich. Wir sind hinfüro zwei Freunde, wie es zwei Menschen sein können, die sich gegenseitig verachten!" — „Aber ich verachte Sie nicht!" rief Walter, der aus verschiedenen Gründen ein Zerwürfniß vermeiden wollte. „Wie könnte ich Sie denn verachten?" — „Dann sind Sie sehr nachsichtig mit meiner Schwäche, daß ich Ihren Mangel an Worttreue verachte," entgegnete Klemens mit kalter Verbeugung. — „Mein Gott, Sie haben mir doch verziehen!" — „O, man verzeiht immer Denen, die man verachtet. In Zukunft, mein Herr, sind wir einander fremd." Klemens stieg aus dem Wagen und wendete Walter den Rücken. — „Hol' ihn der Teufel!" knirschte Trevanian, ihm voll Wuth nachsehend. „Er wird hingehen und sich mit Mr. Storck arrangiren — es ist ein erbärmlich Spiel, zu welchem mein Vater mich gepreßt hat; auf alle Fälle habe ich wenigstens nach seinen Weisungen gehandelt." Er ließ den Kutscher weiter fahren.

36. Griffiths als Vermittler.

Klemens war in dem Augenblicke nach der feindseligen Trennung von Walter Trevanian wie vernichtet. Nicht der Verlust der Geldsumme an sich war's, was ihn so tief berührte, sondern der Schlag, den die üble Neuigkeit auf seinen Vater ausüben mußte. Er zitterte davor, daß irgend eine Indiskretion diesen Alles gewahr werden ließ. Aber trotz der bittern Vorwürfe, die er sich wegen seiner Unklugheit machte, empfand er eine gewisse Befriedigung darüber, daß er wieder frei war, daß nicht mehr die peinliche Einwirkung Trevanian's seinen sonst so klaren und unabhängigen Geist knechtete. Einen Augenblick dachte er daran, den General De Vere zu Rathe zu ziehen, aber er kam sogleich wieder davon ab; die Angelegenheit, wegen der Walter sein Wort gebrochen, war nicht der Art, daß Klemens sich deren hätte rühmen können, denn De Vere hatte ihm selbst ja gerathen, das Spiel zu meiden. Er entschloß sich also, den Wucherer Storck aufzusuchen, welcher seinen Wechsel in Besitz haben sollte. Auf der von Trevanian erhaltenen Karte fand er zwar dessen Namen, nicht aber seine Wohnung verzeichnet. „Griffiths wird ihn kennen," dachte er und begab sich nach dem Bureau seines Vaters. Der alte Schreiber war höchst überrascht, als er den Sohn seines Chefs zu ungewöhnlicher Stunde erscheinen sah; er las forschend in seinen blassen Gesichtszügen und stark gerötheten Augen. „Ist mein Vater da?" fragte Klemens. — „Nein, Sir." — Klemens schritt nach dessen Kabinet und ersuchte Griffiths, ihm zu folgen. „Griffiths," sagte er hier, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen, „kennen Sie einen gewissen Mr. Storck?" — „Einen Advokaten Storck?" — „Nein, der Mann, den ich meine, ist ein Wucherer." — „Ein Wucherer! Aber, Mr. Klemens, was haben Sie mit einem Wucherer zu thun?" — „Ich muß ihn sprechen." — Griffiths that, als ob ihn schauderte. „Eine üble Bekanntschaft, gewiß und wahrhaftig, eine üble Bekanntschaft!" — „O, ich kenne ihn nicht, ich habe ihn niemals gesehen und nichts mit ihm zu schaffen! Aber die Sache betrifft einen meiner Freunde. Ich will ihm schreiben und Sie, mein lieber Griffiths, werden ihn aufzufinden wissen und mir seine Ant-

wort baldigst zustellen." — Bei dem Worte „schreiben" funkelten die kleinen grauen Augen des Schreibers in unheimlichem Lichte. „Gewiß, Mr. Klemens," antwortete er rasch, „gewiß werde ich thun, was ich kann, um Ihnen gefällig zu sein." — Klemens schrieb und händigte dem Schreiber den Brief ein, während Letzterer ihn sofort zu besorgen versprach.

Samuel Griffiths war nicht allein geübt in der Kunst, ein bereits im Gange befindliches Geschäft zu verwirren oder zu entwickeln; er war nicht bloß fähig, sich in dem Labyrinthe der Advokaturgeschäfte und der Gesetze zurecht zu finden, sondern seine Gewandtheit ging viel weiter. Sein Vater, der lange Postbeamter gewesen, hatte ihn gelehrt, einen Brief unbemerkbar heimlich zu öffnen, zu lesen und wieder zu schließen, ohne das Siegel zu verletzen. Nachahmung von Handschriften, von Siegeln, Abschriftnahme von wichtigen Dokumenten gehörten ebenfalls zu seinen Fertigkeiten. Im Bureau eines londoner Advokaten befand er sich ganz in seinem Element. Hier verwerthete er die von seinem Vater ererbten Künste. Seine einnehmenden Manieren, seine Unterwürfigkeit und Hingabe an jede Arbeit setzten ihn in Gunst; aus dem Schreiberjungen Sam war nach drei Jahren Mr. Samuel und zuletzt Mr. Griffiths, der erste Expedient des Advokaten Foster, geworden. Seit dieser Zeit träumte er davon, der Nachfolger seines Chefs zu werden, und deßhalb bemerkte er mit geheimem Grimm die Fortschritte, welche Klemens auf dem Bureau seines Vaters machte. Durch eine für ihn glückliche Verkettung von Umständen hatte Klemens dieß Feld geräumt, und Griffiths verfolgte seinen Traum lebhafter als zuvor, und zwar so unverkennbar, daß, wie wir gesehen haben, selbst der Advokat Foster hinter sein Projekt kam.

Sein Charakter schreckte nicht vor dem Versuche zurück, durch Entzweiung des Vaters und des Sohnes einen furchtbaren Schlag gegen das Wohlbefinden des Alten zu führen, und in dieser Absicht konnte ihm nichts erwünschter kommen, als der Auftrag des jungen Foster hinsichtlich des Wucherers. Er öffnete dessen Schreiben mit größtmöglichster Kunstfertigkeit, fand aber zu seinem Verdrusse, daß zwar ein Vorgang angedeutet, aber nicht so dargestellt war, daß er den Zusammenhang daraus hätte errathen können. „Aha," brummte er, „er will ihn sehen und bittet ihn, bis dahin nicht über sein Billet zu verfügen. Hm, hm, er hat gespielt und jedenfalls Geld verloren. Nun quält ihn die Furcht, daß sein Vater davon erfahren könnte. O, dafür will ich sorgen! Dummkopf, der ich wäre, wenn ich mir eine solche Gelegenheit entgehen lassen wollte! Aber erst muß ich die Einzelnheiten der Geschichte kennen lernen."

Er griff zu seinem Hute und machte sich auf, den Wucherer zu besuchen. Benjamin Storck wohnte in einem kleinen Hause der Red Lionstreet. Einige medizinische und chirurgische Werke, alle mit Staub bedeckt, waren an das Fenster seines Ladens gestellt, deren Thür, zum Beweise, daß er wenig Kunden hatte, fast den ganzen Tag geschlossen blieb. Was also sein vorgeschütztes Gewerbe betraf, so konnten seine Nachbarn darauf schwören, daß er kein einziges Waarenpacket erhielt und weder ein Buch noch sonst etwas verkaufte. Er war aber Geldleiher gegen entsetzlich hohe Prozente, sogenannter Halsabschneider.

Griffiths klopfte an seine Thür und sah einen Mann, etwa sechzig Jahre alt, groß und hager, mit buschigen Brauen, welche seine kleinen stechenden Augen fast ganz verdeckten. Er begrüßte Griffiths sehr höflich und ließ ihn eintreten. „Kennen Sie Mr. Foster?" fragte der Schreiber. — „Den Advokaten Foster?" — „Nein, dessen Sohn." — „Nicht persönlich, aber ich denke, ich kenne ihn dennoch." — „Ich habe Ihnen einen Brief von ihm zu übergeben." — Während Storck den Brief langsam überlas, beobachtete Griffiths ihn genau. „Ich habe kein Zutrauen zu einem solchen Menschen," dachte er, „er schlägt uns Andere." — Storck sann eine Zeitlang nach, wie er das erbetene Rendezvous in der Schnelligkeit möglich machen könne. An demselben Abend wollte der junge Trevanian bei ihm erscheinen, und es lag ihm Alles daran, ein Zusammentreffen Beider zu vermeiden. „Ich weiß nicht," sagte er, „ich kann ihn hier nicht empfangen. Ich erwarte mehrere Personen, die nicht gesehen zu werden wünschen." — „Aber vielleicht in irgend einem Wirthshaus?" — „Nein, ich mache nie Geschäfte an derartigen Orten." — „Nun, warum wollten Sie nicht in das Bureau des Advokaten kommen?" — „Wird mich sein Vater nicht dort sehen?" — „O nein," erwiederte Griffiths, dem sehr an einer Zusammenkunft im Bureau lag; „Mr. Foster senior hat gerade heute um drei Uhr eine auswärtige Besprechung, und mein besonderes Zimmer stände ganz zu Ihrer und Mr. Klemens' Verfügung."

Nach kurzer Ueberlegung nahm der Wucherer den Vorschlag an, und Griffiths zog sich befriedigt zurück. Als Klemens von der getroffenen Uebereinkunft hörte, war sein erster Gedanke die Furcht, daß sein Vater etwas davon bemerken könnte. „Mr. Foster wird nicht anwesend sein," versicherte Griffiths; „übrigens ist auf alle Fälle ihm Mr. Storck völlig unbekannt. Fürchten Sie also nichts — ich stehe für Alles!" — „Nun denn, wohlan!" versetzte Klemens mit einem Seufzer. „Was für eine Art von Menschen ist dieser Storck, lieber Griffiths?" — Der Schreiber zuckte die Achseln. „Er ist hart durch und durch, hat weder Herz noch Seele und nichts entschlüpft ihm. Ich bedaure, daß Ihr Freund in solche Hände gefallen ist! Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher ich eine Seite schreibe, nimmt er dreißig, vierzig Prozent. Gott sei Dank, daß nicht Sie es sind, Mr. Klemens, der mit ihm zu thun hat! Ihr Vater verachtet die Spieler und Wucherer, ich weiß nicht, ob die Einen mehr als die Anderen!" — Griffiths hatte Mühe, ein spöttisches Lächeln zu unterdrücken, als er die Angst bemerkte, welche bei diesen Worten die schönen Züge des jungen Mannes überflog. Dieß war nicht die kindliche Furcht vor dem Zorne eines Vaters, sondern die tiefe Sorge, sein Vertrauen einzubüßen, welches ihn bisher so glücklich gemacht hatte.

„Ich werde den Schreibern sagen, daß sie Mr. Storck in mein Zimmer schicken, sobald er erscheint," fuhr Griffiths fort. „Machen Sie sich keine unnütze Sorge, selbst wenn Ihr Vater erscheinen sollte. Er wird mich gewiß nicht fragen. Doch ich vergesse ja, daß Sie persönlich durch diese Angelegenheit gar nicht peinlich berührt werden!" fügte er mit sarkastischem Lächeln hinzu. — Klemens hatte bis zu dem festgesetzten Rendezvous noch mehr als eine Stunde Zeit und benützte diese, um in die frische Luft zu gehen und sein brennendes Gesicht abzukühlen. Seine Aufregung war so groß, daß er das an Miß Mendez gegebene Versprechen, zum Frühstück zu kommen, ganz vergessen hatte. Kaum war er fort, so verriegelte Griffiths die Thür seines Zimmers und traf seine Vorbereitungen; er hatte sich vorgenommen, Zeuge der Unterredung zwischen Klemens und dem Wucherer zu sein, und dieser Vorsatz war leicht auszuführen. Es befanden sich zwei Schränke mit Büchern und Papieren in diesem Zimmer; Griffiths machte den einen ganz leer, um sich in diesen verstecken zu können. Dann gab er den Schreibern die nöthigen Weisungen.

Klemens war bereits zurückgekehrt und maß das Zimmer Griffiths mit großen Schritten, als der Wucherer gemeldet ward; Mr. Storck trat behutsam ein und war bemüht, sich ein mildes Ansehen zu geben; aber ein scharfer Beobachter hätte an dem Funkeln der umschatteten Augen und in dem halben Lächeln, welches seine schmalen Lippen umzuckte, einen unbeugsamen Entschluß lesen können. „Mr. Storck," begann Klemens mit fester Stimme, „ich bin in Kenntniß gesetzt worden, daß der Oberlieutenant Trevanian genöthigt gewesen ist, ein von mir unterzeichnetes Schuldanerkenntniß über fünfzehnhundert Pfund in Ihre Hände zu geben." — „Ein Schuldanerkenntniß?" erwiederte der Wucherer. „Es ist meines Wissens ein regelrechter Wechsel ..." — „Nun, meinetwegen ein Wechsel! Mir thut die Verschiedenheit des Wortes nichts zur Sache. Hat Trevanian Ihnen gesagt, warum er dieß Papier erhalten?" — „Nein." — „Es geschah im Spiel. Er bat mich, ja er zwang mich fast fort und fort um Revanche. Als ich dieß Papier unterzeichnete, gab er mir sein Wort, das Geld nicht zu beanspruchen, bevor ich majorenn sein würde." — „Ich habe darüber nichts in dem Papiere gesehen," versetzte der Wucherer kalt. — „Aber Sie werden bis dahin warten?" — „Unmöglich, Sir!" — „Es muß sein! Sie wissen, daß ich dann reich bin, daß ich über hunderttausend Pfund verfügen kann. Ich bin erbötig, Ihnen für das Warten viel zu bezahlen. Sagen Sie mir Ihre Bedingungen. Ich will die Summe verdoppeln!" — „Leichtsinniger!" dachte Mr. Griffiths in seinem Schranke. — „Das Anerbieten ist sehr

verlockend!“ bemerkte der Wucherer. — „Sie sind damit zufrieden, nicht wahr?“ fragte Klemens rasch. — „Mein Gott, es steht nicht in meiner Macht, Sir! Ich habe dieß Geschäft mit dem Gelde eines Andern gemacht. Ja, wenn es mein eigenes gewesen wäre, so würde ich warten, ohne Zweifel.“ — „Kann ich den Mann nicht sprechen, welcher das Geld gab?“ — „Nein, nein, er will gänzlich unbekannt bleiben. Er hat bereits große Summen, sehr große Summen an Ihren Freund Trevanian bezahlt, in Aussicht auf das, was er von seinem Vater erhalten wird, und wenn er auch selbst reich ist, so hat er doch wirklich das Bedürfniß, sein Geld zurückzuerhalten.“ — „Und so gibt es kein Mittel?“ rief Klemens verzweifelt; „kein Mittel, meinem alten Vater den Schmerz zu ersparen? Sprechen Sie! Fordern Sie, was Sie wollen! Ich werde vor keinem Opfer zurückbeben, um das Geschehene vor meinem Vater zu verbergen.“ — „Vor keinem Opfer!“ wiederholte Storck mit gedämpfter Stimme. — „Nein, vor keinem!“ — „Schön, schön! Vielleicht — bemerken Sie wohl, ich sage vielleicht! — kann ich Ihnen ein Mittel angeben ... Doch nein, es ist unnütz, davon zu sprechen! Sie werden das nicht thun wollen.“ — „Wie können Sie dieß wissen? Sie haben keine Ahnung davon, wessen die Achtung vor meinem Vater fähig ist. Lassen Sie mich also nicht in Ungewißheit!“ — Bis dahin hatte der Wucherer ruhig auf einem Stuhle gesessen, während Klemens aufgeregt auf- und niederging; jetzt erhob sich Ersterer mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und deutete auf einen Stuhl. „Setzen Sie sich und versprechen Sie mir, ruhig zu bleiben!“ — „Ich verspreche es!“ — „Und schwören Sie mir, nie ein Wort von dem, was ich Ihnen sage, gegen Walter Trevanian oder sonst Jemand zu erwähnen.“ — „Ich schwöre es bei meiner Ehre!“ — „Schön! Wie ich Ihnen schon bemerkte, hat mein Auftraggeber bereits große Summen an Ihren Freund auf die trevanianischen Domänen vorgeschossen. Seit der letzten Zahlung aber ist in ihm ein erheblicher Zweifel an die Sicherheit der Garantie erwacht.“ — „Wie so, ein Zweifel? Ist Walter Trevanian nicht der Erbe Sir Richard's?“ — „Er hatte einen älteren Bruder, welcher kurz vor oder kurz nach seinem Mündigwerden starb und vor seinem Tode ein Testament oder ein ähnliches Schriftstück unterzeichnete, welches den Händen Ihres Vaters anvertraut ist und erst nach Sir Richard's Tode eröffnet werden soll.“ — „Ah, davon weiß ich; ich habe das Dokument zufällig gesehen — es befindet sich in einem Schranke in meines Vaters Kabinet.“ — Der Wucherer war in diesem Augenblicke nicht der Einzige, welcher von dieser Eröffnung Notiz nahm. — „Nun gut,“ entgegnete Storck halblaut; „wenn Sie mich dieß Papier sehen lassen können, wenn Sie es über sich gewinnen können, es eine Stunde in meine Hände zu legen, so würde Ihnen die gewünschte Stundung bewilligt werden.“

Der junge Offizier erbebte auf seinem Sessel, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. „Ja, noch mehr,“ fuhr der Wucherer fort, „die Schuld würde Ihnen ganz erlassen!“ — „Wie!“ rief Klemens, glühend vor Zorn und Entrüstung, daß ihm eine solche Zumuthung gemacht werden konnte. „Wie, ich sollte meinen Vater bestehlen, um meinen Fehler zu verbergen? Sehen Sie mich an — bin ich wirklich so erbärmlich und verächtlich, daß Sie es wagen ... o, es ist schändlich, schändlich! Es ist ein Fallstrick, welchen man mir legt!“

Mr. Storck zog statt aller Antwort sein Taschenbuch hervor, entnahm ihm den Wechsel und las ihn durch. — „Ich werde Sie anzeigen, Elender!“ rief Klemens drohend. — „Sie werden sich selbst anzeigen, wollen Sie sagen!“ antwortete der Wucherer eisig kalt. „Wer wird Ihnen glauben? Ihr Vater? Nein, er wird das, was Sie ihm sagen, für eine traurige Entschuldigung halten, daß Sie Ihr Versprechen, das Spiel zu vermeiden, nicht erfüllten, sondern fort und fort verletzten; für ein Strategem, auf die Kenntniß der Akte gestützt, welche das Vermögen Ihres Gegners und Gläubigers angeht. Uebrigens haben Sie mir Ihr Wort gegeben, zu schweigen; verstehen Sie so schlecht, ein Ehrenwort zu halten, Sir?“ — „Es ist wahr!“ murmelte Klemens. „Ich habe geschworen und ich werde meinen Schwur halten; aber ich werde mich nicht entehren.“ — „Sie sprachen von Diebstahl, Mr. Foster, und wenn ich denselben Ton anschlagen wollte, wie Sie, so würde es mein Recht sein, mich für beleidigt zu halten und Genugthuung zu fordern; indeß, ich kenne das Leben, Sir, und entschuldige die Hitze der Jugend. Ich habe nichts verlangt, als das bezeichnete Papier zu sehen und eine Stunde zu besitzen, nur sechzig kurze Minuten!“ — „Und nachher werden Sie mir dasselbe zurückgeben?“ fragte Klemens zögernd. — „Das schwöre ich Ihnen!“ antwortete rasch der alte Wucherer.

Klemens erhob sich, blaß wie der Tod. „Handelt es sich denn nicht darum, vor Ihrem Vater, dessen Haar mit Ehren ergraut ist, das zu verbergen, was ihm Kummer verursachen würde?“ fuhr Storck mit erheuchelter Theilnahme fort; „nicht darum, sich die Achtung Dessen zu erhalten, den Sie so zärtlich lieben?“ — „Hören Sie auf!“ rief Klemens erschüttert. „Ihre teuflische Logik foltert mich. Wann wollen Sie die Akte haben?“ — „Noch heute, Sir!“ — „Das ist unmöglich! Lassen Sie mir Zeit bis morgen.“ — „Warum ist es unmöglich, Mr. Foster?“ — „Mein Vater ist abwesend und trägt die Schlüssel bei sich — ich habe nöthig, ihm diese Schlüssel wie ein Dieb wegzunehmen! Er pflegt sie unter sein Kopfkissen zu legen, und wenn er erwachte ...“ — „O, das hat keine Gefahr, Sir; die Alten haben einen festen Schlaf! Also morgen. Gut, halten Sie Ihr Wort! Doch ich habe nicht nöthig, Ihnen dieß zu empfehlen; Ihre Lage macht es zur gebieterischen Nothwendigkeit. Wann und wo soll ich Sie wiedersehen? Hier vielleicht?“ — „Um keinen Preis der Welt! Geben Sie mir Ihre Adresse, ich werde Sie in Ihrer Behausung aufsuchen.“ — Storck gab seine Karte, nachdem er die Wohnung darauf verzeichnet hatte. „Ich werde Sie bis Mittag erwarten, nicht einen Augenblick länger! Mit dem Schlage Zwölf mache ich mich auf und lege Ihrem Vater den Wechsel vor.“ Er grüßte höflich und empfahl sich.

„Gott sei gelobt — er ist fort!“ flüsterte der junge Mann aufathmend. „Ich glaube, ich hätt' ihn getödtet, wenn er noch länger geblieben wäre. Schrecklich, daß ich mir das Ansehen gegeben habe, als wollte ich auf seine schändliche Proposition eingehen! Aber ich habe einen Tag gewonnen; ich werde meinen Vater sehen und mein Vergehen bekennen. Er verstößt mich vielleicht, aber ich habe ihn doch nicht getäuscht! O Narr, Narr, der ich gewesen! Die Lehre ist fürchterlich!“

Klemens griff zu seiner Kopfbedeckung und eilte hinweg, ohne an Mr. Griffiths auch nur zu denken. Kaum war das Geräusch seiner Schritte verhallt, so öffnete sich leise die Thür des Schrankes und der erste Schreiber schlich sich wie ein Fuchs auf den Zehen aus seinem Versteck hervor. Er hatte jedes Wort vernommen. Auf denselben Sessel, welchen vorher der Wucherer eingenommen, ließ er sich nieder und versank in tiefes Sinnen. „Fünfzehnhundert Pfund!“ murmelte er. „Ich möchte den Mann sehen, der solcher Lockung widerstände. Aber Klemens soll das Testament doch nicht bekommen — dieses und seinen Schuldschein muß ich haben! Aber wie? wie?“ Es verging eine lange Zeit, ehe Griffiths auf diese Frage die genügende Antwort fand; endlich aber fand er sie doch. „Ich hab's, ich hab's!“ flüsterte er mit satanischer Freude, nahm Hut und Handschuhe und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Eine Schachpartie. Die seltsamste fand, wenn der „Charivari“ Glauben verdient, vor einigen Tagen in Paris statt. Vier Engländer, die wegen der Weltausstellung bereits in der französischen Metropole eingetroffen waren, hatten sich neulich in einem Café der Boulevards eingefunden und vertrieben sich die Zeit mit einer der Excentrizitäten, an denen die Söhne Albions so reich sind. Sie theilten nämlich ein Billard durch Kreidestriche in 64 Felder, sodann ließen sie anstatt der Schachfiguren Weinflaschen herbeibringen. Champagnerbouteillen stellten die Könige, Burgunderflaschen die Königinnen, Bordeaux die Thürme, Macon die Läufer vor. Die Bauern waren durch den gewöhnlichen Wein von Argenteuil repräsentirt. Die Partie begann; zwei spielten gegen zwei. Jedesmal, wenn eine Figur genommen wurde, mußten die Beiden, denen dieß gelungen war, die Flasche austrinken. Das Resultat des Spiels ist nicht schwer zu errathen. Da beim Schachspiel natürlich zuerst die Bauern verloren gehen, so ereignete es sich, daß unsere erfindungsreichen Insulaner bereits unter dem Billard unfreiwillig Platz genommen hatten, ehe eine der besseren Sorten des Weins zum Austrinken kam.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 34.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

Historische Novelle von **Ferdinand Pflug.**

I.

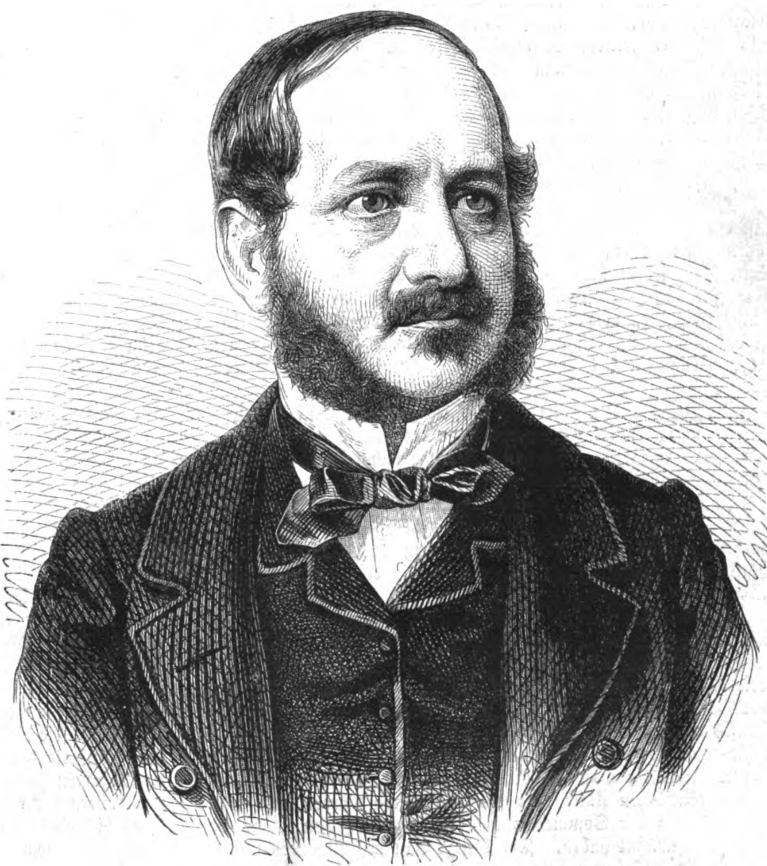
Zwei Offiziere der amerikanischen Unionsarmee befanden sich in einem einfach ausgestatteten Gemach. Der eine, ein schon ältlicher Mann, hatte es sich in einem zum Kamin gerückten Sessel bequem gemacht und schürte mit dem aufgegriffenen Feuerhaken nachlässig das Feuer. Ein Neger stand hinter demselben und beeilte sich, auf seinen stummen Augenwink noch Holz auf die Flammen zu werfen. Der andere weit jüngere Offizier blickte von seinem Standorte inmitten des Zimmers mit dem Ausdruck einer ärgerlichen Ueberraschung bald auf die Beiden, bald auf eine Thüre, welche in das Innere des Hauses zu führen schien.

„Kalkulire, daß Ihr mit dem Mädel noch nicht weit gekommen sein mögt," richtete der erste Offizier die Bemerkung an seinen Kameraden. „Brandy mit Zucker," fügte er als Befehl an den Neger hinzu.

„Daß Ihr verdammt sein möget, Kapitän!" war der junge Offizier gegen ihn aufgefahren. „Was mußte Euch auch gerade jetzt wieder in meinen Weg führen. Ich war so schön im Zuge mit der Blitzdirne, und ohne Euer täppisches Dazwischentreten konnte sie mir schon gar nicht mehr entgehen. Eine gleich günstige Gelegenheit kommt mir so bald nicht wieder."

Der mit Kapitän Angeredete hatte, nachdem er sich mit dem ihm von dem Neger gereichten Brandy zu einem vollen Glase verholfen, in der denkbar bequemsten Lage die Füße über das Kamingitter geschoben.

Die Augen des jungen Offiziers flammten, der durch das gleichmüthige Benehmen des Andern in ihm verletzte Stolz des Kavaliers lag in seinen jugendlich lebhaften Zügen ausgesprochen. Nach der Zahl der Sterne auf den Schulterstücken seines blauen Uniformrocks mußte derselbe übrigens ebenfalls als Kapitän der Unionsarmee erkannt werden. Die Art, wie der schlank und ebenmäßig gewachsene junge Mann seine Uniform trug, jede Bewegung, der keck aufgewirbelte braune Schnurrbart, der sichere Blick der dunkeln Augen, wie überhaupt seine ganze, streng militärische Haltung legten Zeugniß davon ab, daß er zuvor seine Schule in einer der großen europäischen Armeen gemacht haben mußte, und der merklich deutsche Accent in seinem Englisch ließ in ihm den Deutschen nicht verkennen. Dem Alter nach mochte er auf einige zwanzig Jahre geschätzt werden.



v. Savigny, königlich preußischer wirklicher Geheimerrath und Reichstagskommissär.
Originalzeichnung von Fritz Kriehuber. (S. 399.)

Der andere vor dem Feuer sitzende Offizier bildete in Allem beinahe den vollständigsten Gegensatz zu demselben. Der Wuchs des über die erste Halbscheid des Lebens wohl schon hinaus befindlichen Mannes durfte als fast riesenhaft bezeichnet werden, doch ohne die Uniform möchte der Stand als Militär und Offizier sicher der letzte gewesen sein. Der Mann paßte weder zu dem Rock, noch der Rock zu dem Mann. Dem verwöhnten europäischen Auge würde es bei dem ersten oberflächlichen Blick auf diese große plumpe Gestalt mit der nahezu apathischen Ruhe in den Zügen des breiten und wenig ansprechenden Gesichts sogar zweifelhaft erschienen sein, ob dem Manne überhaupt nur die Eigenschaft als Gentleman zuerkannt werden durfte. Eine genauere Beobachtung ließ jedoch von dieser anfänglich ungünstigen Beurtheilung sehr bald zurück kommen. In den kalten grauen Augen mit dem fast verschleierten Blick lag eine so scharfe Beobachtung und zwingende Intelligenz, und in seinem ganzen Wesen trotz aller Vernachlässigung der Form ein so hohes Kraftmaß nicht nur des Körpers, sondern auch des Willens ausgesprochen, daß dadurch die Beachtung fast unwillkürlich herausgefordert wurde. Wie wenig auch die Erscheinung des Mannes von dem geschulten Soldaten zeugen mochte, als Kriegsmann und Gegner blieb er keinesfalls gering zu schätzen.

Der junge Offizier war unter dem in ihm kochenden Zorn mit zwei Schritten vor denselben hingetreten. „Kapitän," stieß er die Frage hervor, „habt Ihr nicht vernommen, daß ich mir die Ehre gegeben habe, das Wort an Euch zu richten? Nun denn, warum antwortet Ihr nicht? Die Sache muß endlich zwischen uns zum Austrag kommen. Ein Benehmen, wie Ihr es gegen mich anzuschlagen beliebt, dulde ich nicht."

Der Angeredete begnügte sich die Achseln zu zucken und blickte ohne seine Lage zu ändern zu dem erregten Antlitz des jungen Mannes empor, wie man ein interessantes, aber uns selbst durchaus nicht berührendes Schauspiel betrachtet. „Schon wieder Kapitän," äußerte er, genau mit der vorigen Ruhe. „Mit Eurer Neigung zur Galanterie, Mann, meine ich, und Eurer unbezwinglichen Lust, unter vier Augen mit dem kalten Stahl und dem Pistol oder dem Revolver zu spielen, dürftet Ihr auf dieser Seite des Wassers schwerlich alt werden."

„Kapitän!" brauste der junge Offizier auf.

„Ruhig, Mann," verharrte der Andere bei seiner Meinung; „ist ein Fakt, was ich sage, und Ihr werdet bald genug die Erfahrung davon machen. Mag so da drüben in der alten Welt Sitte sein, jedem hübschen Lärvchen tief in die Augen zu sehen, oder gar gleich mit oder gegen ihren Willen den Arm um ihre Taille zu legen, doch hier auf dem glorreichen Boden der Union ist das nicht ohne Gefahr. Und was vollends Euer Auffahren bei jeder geträumten Beleidigung betrifft, so denkt an mich, je weiter nach Süden, je mehr werdet Ihr Eure Männer finden."

Der junge Mann hatte sich mit einem bösen Blick auf seinen Gegner in einen auf der andern Seite des Feuers stehenden Sessel geworfen. Ein leichter Schritt im Nebengemach trieb ihn nach einigen Augenblicken wieder empor und ließ ihn zur Thüre eilen. Seine Muthmaßung mußte ihn jedoch getäuscht haben. Mit mißvergnügter Miene kehrte er nach einer Minute des vergeblichen Spähens und Lauschens von seinem Beobachtungsposten zurück und schritt, die Hände auf dem Rücken, klirrenden Tritts in dem Gemach auf und nieder.

Es herrschte ein langes Stillschweigen zwischen den Beiden. Draußen wühlte der Dezemberwind in den Bäumen des den einsamen Landsitz umgebenden Parks, und die Dunkelheit des schon weit vorgeschrittenen Abends ließ von den beiden Fenstern des Zimmers aus kaum die nächsten, sich unmittelbar der Rückseite des Hauses anschließenden Rasenplätze und die ungefähren Umrisse der dahinter aufragenden Busch- und Baumpartieen unterscheiden. Auch hier innen würde man sich bei der trotz des helllodernden Feuers sehr empfindlichen Kälte weit eher im kalten Norden, als unter dem während der Sommermonate so glühend heißen Klima von Georgien gewähnt haben. Der luftige Bau des Zimmers und die bis auf die Sessel vor dem Kamin durchaus südliche Ausstattung desselben mit leichten Rohr- und Korbmöbeln trugen jedoch ein zu eigenartiges Gepräge, um der erwähnten Täuschung Vorschub zu leisten.

Der junge Offizier hatte nach längerem Auf- und Abschreiten wieder seinen vorigen Sitz eingenommen und halb mechanisch aus dem in der Nähe stehenden Holzvorrath ein paar neue Scheite in die Flammen geworfen. In ein finsteres Nachdenken versunken starrte er auf das Spiel der Flammen.

„Euer heutiger Ritt dürfte auch schwerlich von Erfolg gewesen sein, meine ich," unterbrach sein Kamerad mit einem langsamen Augenaufschlag zu jenem das Schweigen.

„Nein," erwiederte der Angeredete, augenscheinlich erfreut, durch die an ihn gerichtete halbe Frage seinem ihm unbequemen Sinnen entrissen zu werden. „Stundenlang habe ich mich mit meinem Kommando in diesem Gewirr von Wald, Sümpfen und Gewässern abgemüht, die Richtung nach Potocaroli zu finden und zu verfolgen, um schließlich immer nur auf ein neues, noch schwerer zu bewältigendes Hinderniß zu stoßen. Ein breiter, von einer starken feindlichen Abtheilung besetzt gehaltener Flußarm machte zuletzt mein weiteres Vordringen unmöglich. Fast meine ich, daß es gar keinen Ort dieses Namens geben kann. Der mit seinem Korps von 12,000 Mann dahin entsendete General Kilpatrick scheint wie von dem Erdboden verschlungen."

„Ist ein mächtig schönes Land," äußerte der Kapitän mit einem beifälligen Nicken des Kopfes. „Ha! ist es nicht? Auf der andern Seite des Wassers findet sich kein ähnliches, denke ich. Habt Ihr den Boden untersucht? Es ist Boden, sage ich Euch, um Reis, Baumwolle und Zuckerrohr in ungeheuren Erträgen unmittelbar neben einander zu ziehen. Und dazu diese Wasserstraßen, tief genug, um mit Lasten von fünfhundert bis tausend Ballen befahren zu werden, und jeder Acker gleichsam von seinem besonderen Kanal eingeschlossen und bewässert. Endlich aber beträgt die unmittelbare Verbindung mit Savannah keine zehn englische Meilen. In der ganzen Union gibt es keinen Platz, ein gleiches Geschäft zu machen, wie dieser. Das ist ein Fakt. Auch weiß ich wohl, was ich thue. Wenn die Rebellion niedergeworfen, wird das Land wohlfeil werden in diesem Distrikte, und ich gehöre unbedingt zu den Ersten, welche aus dem Westen nach hierher übersiedeln. Auch Ihr, Mann, solltet Euch die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen. Das ist sicher und ich will einen Eid darauf schwören, daß, wofern die Vortheile dieses Landstrichs nur einmal erst bekannt sein werden, Savannah binnen zehn Jahren selbst New-Orleans weit überflügelt haben wird."

Der junge Offizier blickte über die merkwürdige Gedankenabschweifung und den Wortschwall seines für gewöhnlich so schweigsamen Kameraden so verwirrt, als ob er seinen Ohren nicht traute. „Ja, aber Kapitän," machte sich endlich sein Erstaunen Luft, „ist denn das Euer Ernst? und seid Ihr denn nicht der Adjutant des General Storum und jetzt von demselben unserem Obergeneral Sherman zum Dienst zugetheilt? Wenn man Euch hörte, sollte man eher einen Landspekulanten, als den Offizier in Euch vermuthen."

„Pah, Mann," brummte der so Zurechtgewiesene. „Ihr werdet in der freien Luft dieses Landes noch Vieles lernen müssen, so denke ich. Das macht, weil die Nebel des Vorurtheils von da drüben jenseits des Wassers Euren Geist noch umnachtet halten. Doch es wird bei Euch werden, wie bei den Tausenden und Abertausenden vor Euch, welche hier eine neue Heimat gesucht und gefunden haben. Zunächst bin und bleibe ich, welche Stellung und welchen Stand ich im Leben auch augenblicklich einnehmen mag, der freie Bürger eines freien Staats. Soldat bin ich nur nach meinem freien Willen und Kapitän kraft der Wahl der Männer, welche sich meiner Führung anvertraut haben. So ist es seit Alters der Gebrauch in den Staaten dieser glorreichen Republik, und dadurch ist sie zu ihrer jetzigen Riesengröße gewachsen."

„Wenn die Rebellion niedergeworfen sein wird, sagtet Ihr vorhin," äußerte der junge Mann nachdenklich, mit dem Feuerhaken die Flammen schürend und augenscheinlich ohne den stolzen Worten des Andern mehr als ein halbes Ohr zuzuwenden, „indeß vorläufig ist es bis dahin und damit mit der Ausführung Eurer friedlichen Pläne wohl noch weit. Kapitän, begreift Ihr denn nicht, daß ohne ein Wunder unsere Armee unbedingt verloren gegeben werden muß?"

„Die Rebellion muß niedergeworfen werden und sie wird niedergeworfen werden!" Der Kapitän schien über diese mit felsenfester Bestimmtheit abgegebene Erklärung ein völlig Anderer gewor-

den. Mit einem einzigen Ruck gleichsam hatte er die träge Ruhe von sich abgeschüttelt und war auf seinem Sessel emporgefahren. Seine Augen leuchteten, eine furchtbare Energie sprach aus seinen Zügen und jede Sehne seines riesigen Körpers spannte sich in dem Vollgefühl der Kraft desselben. „Jene," deutete er mit dem Daumen über die Schulter, „haben sich in ihrem freventlichen Uebermuth wider das Gesetz dieses Landes aufgelehnt, doch das Gesetz wird über sie kommen. Der amerikanische Adler wird triumphirend über das ganze weite Gebiet der Union wieder seine Schwingen breiten. Die Männer des Nordens und des Westens sind einig, das Brandmal der Sklaverei von dem freien amerikanischen Boden zu tilgen und bei Gott! es soll und es wird ihnen gelingen. Illinois, das große Kriegsnest des Westens, hat 60,000 seiner Söhne und Männer zu diesem Kampfe schon in's Feld gestellt, doch wenn es nöthig sein sollte, wird es noch 100,000 stellen und ebenso alle übrigen Staaten."

Den Beiden war es entgangen, daß sie schon mit dem ersten laut zwischen ihnen gewechselten Worte hinter der Thüre, durch welche vorhin der Kapitän mit dem Neger eingetreten, von diesem und noch zwei oder drei Wollköpfen belauscht wurden.

„Was habe ich gesagt?" flüsterte der Erstere seinem Gefährten zu. „He, Bumpo Alles wissen! Schwarzer Mann Sklav sein und schwarzer Mann frei werden. Wir, wo wir nur wollen, old Jim Neil mit seiner Peitsche nicht mehr zu gehorchen brauchen."

„Was nützen all' eure frisch aufgebotenen Tausende ohne Kriegszucht, ohne Uebung, ohne Schluß und Fügung zu einem großen, mächtigen Ganzen," verharrte der junge Mann in seiner nachdenklichen Haltung. „Es sind das weder Soldaten, noch dürfen, bis auf die wenigen auf der Kriegsakademie von West-Point gebildeten Offiziere, eure Generale auf die Eigenschaft als Führer oder gar Feldherrn einen Anspruch erheben. Der Eine, für den dieß allenfalls zutreffen möchte, bleibt unser Obergeneral. Sein Zug von Atlanta bis hierher vor Savannah darf auch bei dem Anlegen eines europäischen Maßstabes als kühn und bedeutsam erscheinen. Allein sein Plan, den Krieg tief in die von demselben noch nicht betroffenen Staaten des Gegners zu tragen und von der Küste aus, gestützt auf die Flotte des Admiral Dahlgreen, den Feind im Rücken zu fassen, bietet so gut wie keine Aussichten mehr. Jene unglückliche viertägige Verzögerung in Milledgeville hat Alles verdorben. Dem feindlichen General Hardee ist es dadurch gelungen, sich mit den nächst zusammengerafften Truppen nach Savannah hineinzuwerfen, eine rasche Bewältigung der mit 15 bis 20,000 Mann besetzten Stadt bleibt jetzt nicht mehr zu hoffen, und dadurch ist uns zugleich auch die Verbindung mit der See abgeschnitten. Noch keiner unserer an den Admiral Dahlgreen abgesendeten Boten ist zurückgekehrt, und es erscheint mehr als zweifelhaft, ob derselbe nur von unserem Eintreffen hier schon unterrichtet ist. Die acht Tage Vorsprung, welche wir der konföderirten Hauptarmee unter General Beauregard abgewonnen hatten, sind nicht minder durch jenen unglücklichen Fehlgriff um die Hälfte abgekürzt worden. Nach den letzt eingegangenen Nachrichten sollen die feindlichen Vortruppen bereits bei Macon eingetroffen sein. Endlich hat zu allem Ueberfluß noch der General Kilpatrick mit seinem Seitendetaschement den Anschluß an uns verfehlt, und wir sehen uns, um ihn zu erwarten, nun schon den zweiten Tag hier festgehalten. Die befestigte Stadt vor uns, den Feind mit mindestens den gleichen Kräften hinter uns und an die 90 Meilen von unserem Ausgangspunkt entfernt, ohne jede gesicherte Verbindung mitten im feindlichen Lande, wo bleibt uns da noch eine Aussicht auf Rettung, geschweige gar auf einen glücklichen Erfolg? — Himmel! ich darf an den wahrscheinlichen Ausgang gar nicht denken. Mit welchen Hoffnungen habe ich diesen Boden betreten, um schließlich am Ende nur die Schande einer Kapitulation zu theilen."

Der junge Mann war in der ihn beherrschenden Unruhe aufgesprungen und durchmaß erneut mit großen Schritten das Zimmer.

„Pah!" warf der Kapitän, wieder in die vorige Lage zurückgesunken, gleichzeitig ein, „als ob wir uns auf dem Zuge hierher nicht schon wiederholt in einer gleich schlimmen Situation befunden hätten. Auch bleibt, um die Verbindung mit der Flotte des Admiral Dahlgreen herzustellen, ein Küstenpunkt genau wie der andere, und wenn es Savannah nicht ist, so brauchen wir uns ja nur nach Darien oder sonst einem der vielen Hafenplätze an der Südküste von Georgien oder Florida zu wenden. Ihr seht zu schwarz, Mann, es hat noch nicht die geringste Gefahr."

Der zweite Offizier hatte, sein Auf- und Abschreiten unterbrechend, einen halb zweifelnden, halb erstaunten Blick auf den Sprecher geworfen. „Wollte Gott, Kapitän," äußerte er ernst, „daß Ihr auf unseren Obergeneral und die sämmtlichen übrigen Führer unserer Armee einen Theil Eurer Zuversicht übertragen könntet. Der Zug die Küste abwärts nach einem der anderen Hafenplätze ist in dem Kriegsrath von heute Vormittag zur Sprache gekommen; allein wir müßten den Ogeechee überschreiten, und um dieß mit Sicherheit für unsern ferneren Marsch bewirken zu können, müßte sich zunächst das diesen Fluß beherrschende Fort Mac Allister in unseren Händen befinden. Wenn das aber, bedürfte es dieses Zuges gar nicht mehr, denn das genannte Fort beherrscht nicht minder zugleich auch Savannah vollständig, und mit dessen Fall wäre die Stadt bedingungslos in unsere Hände gegeben. In der richtigen Erkenntniß der Wichtigkeit dieses Punktes hat der Feind jedoch Alles gethan, sich desselben zu versichern. Der Major Felton, einer der tapfersten und befähigtsten südstaatlichen Offiziere, befehligt dort, und es bleibt für uns nicht die entfernteste Aussicht, uns des Forts mit seiner starken Besatzung anders als durch eine langwierige Belagerung zu bemächtigen, wozu uns gleicherweise die Zeit und die Mittel fehlen. Wie ernst General Sherman unsere Lage auffaßt, beweisen ja auch zum Besten seine gefurchte Stirn und das Nachdenken in seinen Zügen. Seit Mittag schon sitzt er da innen in seinem Zimmer über die Karte gebeugt. Auch mein General Osterhausen hat der uns bedrohenden Gefahr kein Hehl, und derselbe versteht den Krieg, er hat seine militärische Schule im preußischen Heere gemacht, und ihr besitzt keinen umsichtigeren und befähigteren Offizier in all' euren Armeen. Unmittelbar seit Beendung des Kriegsraths ist er nun schon aus, die Ufer des Ogeechee zu untersuchen, und noch nicht zurückgekehrt . . ."

Der Regulator an der einen Seitenwand des Gemachs schlug die achte Abendstunde.

„Schon acht Uhr," unterbrach sich der junge Mann, „so muß ich gehen, die ausgestellten Posten zu revidiren."

Er schnallte sich den aus einer Fensternische aufgegriffenen Säbel um und warf dabei durch das Fenster einen Blick in den nächtigen Garten.

„Wißt Ihr, Kapitän," richtete er das Wort zurück an seinen in finsterem Schweigen in das Feuer starrenden Kameraden, „daß ich schon froh sein wollte, durch den Aufbruch des Hauptquartiers von hier meiner Stellung als Kommandant und damit der schweren Verantwortlichkeit für die Sicherheit desselben überhoben zu werden? Es ist so finster da außen, um die Hand kaum vor Augen sehen zu können, und dieser Landsitz liegt keine zwei Stunden von Fort Mac Allister und kaum drei von Savannah selbst entfernt. Dazu der Fluß, welcher mitten durch den Park fließt und der Sumpf und Wald ringsum, welche nach allen Richtungen gleicherweise eine rechtzeitige Erkennung verhindern. Daß unser Obergeneral auch einzig um den von der Flotte erwarteten Nachrichten näher zu sein, sein Quartier fast unmittelbar in dem Bereich unserer Vorposten wählen mußte! Teufel! wenn der Feind diese Unvorsichtigkeit benutzen und uns hier durch einen geschickt angelegten und rasch ausgeführten Handstreich allesammt aufheben sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Karl v. Savigny,

königlich preußischer wirklicher Geheimerrath und Reichstagskommissär.

(Bild S. 397.)

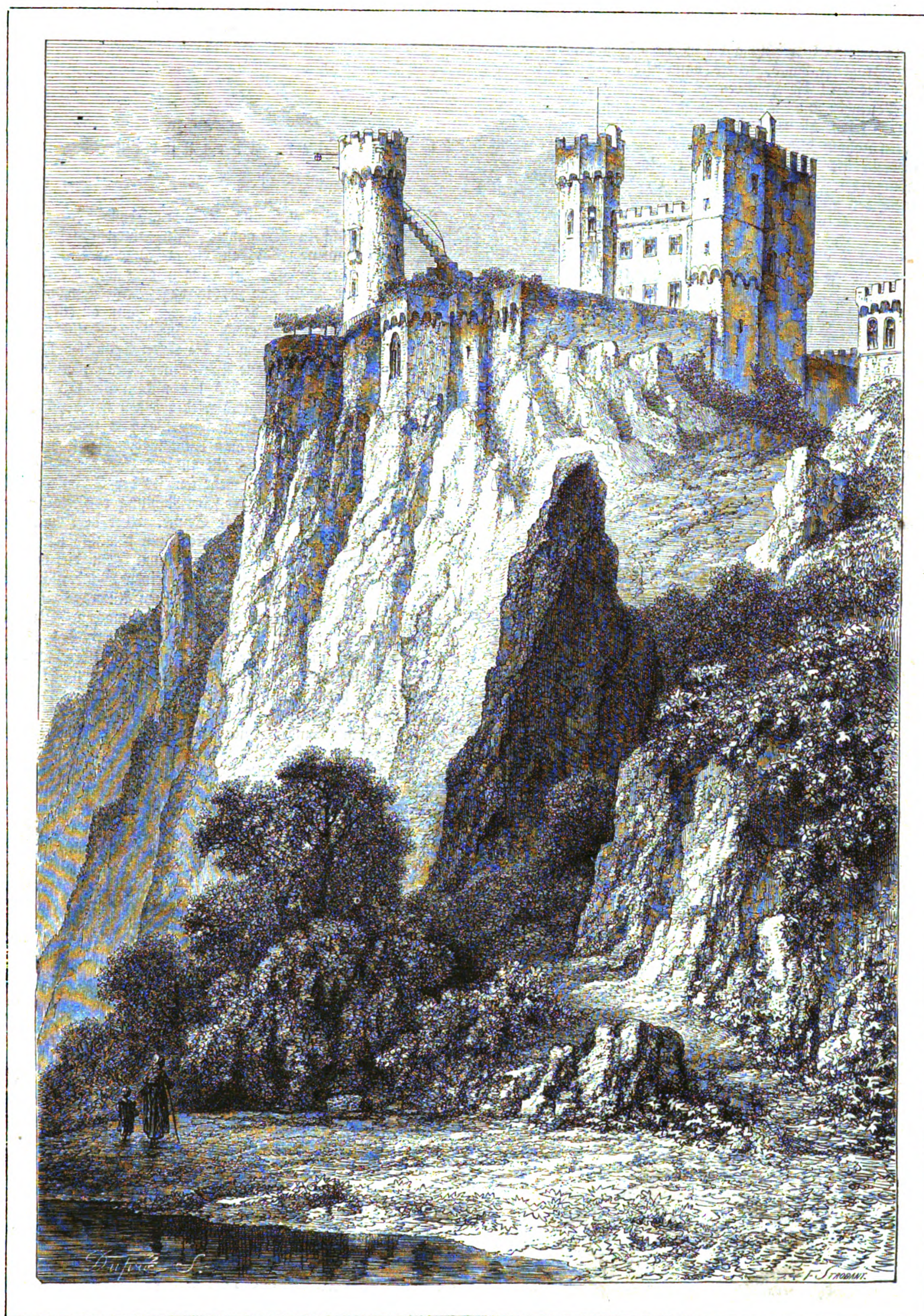
Repräsentirt Friedrich Karl von Savigny als Vertreter der historischen Schule in der Rechtswissenschaft eine berühmte Autorität, so nimmt sein Sohn, der dermalige preußische Bundeskommissär von Savigny, auf dem Gebiete des praktischen Staatslebens eine hervorragende Stelle ein. 1819 in Berlin geboren, wuchs er unter den befruchtenden Traditionen jener reichen literarischen Bildungskreise auf, die auch in seinem elterlichen Hause einen Mit-

telpunkt geistigen Austausches fanden. Seine Mutter war eine Schwester Bettina's von Arnim, eine Brentano aus Frankfurt am Main, woher auch sein Vater stammte. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien entschied er sich für die Rechtswissenschaft, studirte zunächst unter Anleitung seines Vaters auf der Hochschule zu Berlin, dann in Bonn und trat hierauf in den Staatsdienst ein, wo er bald für wichtige Geschäfte verwendet wurde. Längere Zeit war er Gesandter in Karlsruhe, in Dresden und Brüssel.



Die Löwenbraut. Gedicht von Adelbert v. Chamisso, illustrirt von Specht. (S. 402.)

Seine hervorragenden staatsmännischen Talente machten ihn zum Vertrauensmann der Bismarck'schen Politik, welche der Geschichte Deutschlands eine ganz neue Wendung zu geben berufen ist. Von Brüssel wurde er als Bundestagsgesandter nach Frankfurt a. M. berufen, und hier war es, wo er die preußische Politik auf's Entschiedenste verfocht und am 14. Juni 1866 jene verhängnißvolle Depesche in der Bundesversammlung vorlas, welche das Todesurtheil dieser Behörde enthielt, worauf bekanntlich auch sogleich



Der Rheinstein. Von F. Strebant. (S. 402.)

der Krieg folgte. Während desselben arbeitete Herr von Savigny im Ministerium des Grafen Bismarck. Beim Friedensschlusse und bei der dann erfolgten Errichtung des norddeutschen Bundes spielte er eine hervorragende Rolle, leitete namentlich in Stellvertretung des Grafen Bismarck die Konferenzen der norddeutschen Minister im letzten Dezember und Januar zur Vereinbarung über die Verfassung und bereitete die Einberufung des Reichstags vor. Schon seit mehreren Jahren zum wirklichen Geheimenrath ernannt, wohnt er gegenwärtig als Bundeskommissär regelmäßig den Sitzungen des Reichstags bei. Bereits soll er zum Bundeskanzler des norddeutschen Bundes ausersehen sein.

Die Löwenbraut.

Von

Adelbert v. Chamisso.

(Bild S. 400.)

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füssen, vor der er sich schmiegt.
Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern:
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.
Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwagtes königlich Haupt;
Ich wuchs heran, Du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindlichem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei Dir.
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muss folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.
Es fiel ihm ein, dass schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei, —
Den Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst Du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefasst, sei ruhig auch Du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muss,
So geb' ich denn, Freund, Dir den letzten Kuss.
Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erschüttern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfasst Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.
Und draussen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich schiess' ihn nieder, ich treff' ihn gut!“
Auf brüllt der Gereizte schäumend vor Wuth.

Die Unsel'ge wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein grässlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.
Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Der Rheinstein.

(Bild S. 401.)

Der Rheingau gleicht einer lieblichen Idylle, heitere, frische Fröhlichkeit herrscht in der ganzen Natur: man glaubt eher auf einem großen Binnensee, als auf einem Flusse zu sein, so unbedeutend ist die Strömung. Bei Bingen aber sagt der alte Münster „thut sich der Rhein gar zu, in enge Berge gezwungen fließt er gefangen bis gen Bonn, daß ein starker Mann an etlichen Orten gar über den Rhein werfen möcht“. Die ganze Natur nimmt ein anderes Gesicht an: der Strom in die tiefen Schluchten der Felsenufer zusammengedrängt, graue Burgruinen, graue, ernste Städte, Klöster, Kirchen, Kapellen, das hat nicht mehr den lachenden, frohen Charakter und doch auch wieder seinen wunderbaren Reiz. Mit Gewalt bricht sich der Strom seine Bahn in tausend Windungen, immer ein neues Panorama enthüllend. Selbst der köstliche Wein an den Geländen trägt ein anderes Gepräge. Die stärkeren Rheinweine wachsen nicht mehr jenseits der Schlucht von Bingen, denn der Fluß verliert hier seine Richtung von Morgen gegen Abend und so auch die Kraft der Sonne. Aber in Asmannshausen gedeiht der beste deutsche Rothwein, um den uns selbst Frankreich mit seinem Bordeaux beneiden kann. In diesem schönen Winkel deutscher Erde habe ich so oft meinen Wanderstab niedergelegt, um auszuruhen oder meine kleinen Ausflüge ringsum in die Berge, in den schönen Niederwald zu machen. Und wenn ich des Morgens meinen Blick aus den Fenstern des „Ankers“ auf die herrliche, engbegrenzte, aber köstliche Gegend hinausschweifen ließ, da schaute so freundlich zur Linken Bingen, zur Rechten der Rheinstein herüber und ich hatte zwei Edelsteine, wie in einen Ring gefaßt, ein hübsches alterthümliches Städtchen und eine neue Burg auf altem Grunde. Hier hatte auf dem ehemaligen Reichs- oder Voigtsberge einst Kaiser Rudolph von Habsburg sein Hoflager gehalten: aber die alte Burg verfiel und wurde kaum noch gekannt. Erst im Jahre 1825 richtete Prinz Friedrich von Preußen seinen Blick auf diesen schönen Punkt, und in fünf Jahren erstand unter der Leitung des Architekten Kühn aus Koblenz eine neue prächtige Burg, die von Rose mit Malereien geschmückt, mit allem Luxus fürstlichen Comforts eingerichtet ist und eine seltene Sammlung alter Waffen und Kunstwerke in sich birgt. Glasmalereien von hohem Werthe verleihen den Zimmern einen eigenthümlichen Zauber. Wie im nahen Oberstein schmiegt sich eine Kapelle an den steilen Felsen. Es ist ein stilles Felsennest, das sich der hohe Besitzer hier in der engen Schlucht erbaut hat. Der Blick kann nicht weit schweifen, aber um so mehr ist der Fürstensitz zu beschaulichem Leben geeignet, und will man hinaus in's bewegte Leben — unter unsern Füßen braust die Eisenbahn vorüber, dampfen die Boote den belebten Strom hinab und hinauf.

Aus dem Zuchthause.

Von

F. F. Engelberg.

Die Strafanstalt zu B . . ., in welcher nur zu Zuchthausstrafe verurtheilte Frauen und Mädchen Aufnahme finden, bietet reiches Material zu interessanten psychologischen Studien. Die Zahl der Sträflinge beträgt durchschnittlich zwischen dreihundert bis vierhundert Köpfe. Darunter sind nicht nur die verschiedensten Altersstufen, sondern auch die verschiedensten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft vertreten. Dort finden sich Mädchen, welche noch nicht siebenzehn Jahre alt sind, und Frauen, welche das Greisenalter

erreicht haben; dort finden sich Frauen, welche vor dem Betreten der Anstalt, im Zustande der Freiheit, zur Klasse der Proletarier zählten und ihrer Entsittlichung wegen allgemein gemieden und verachtet wurden; dort finden sich aber auch Frauen, deren Vergangenheit, deren Stellung in der Gesellschaft nicht die geringste Berechtigung gewährte, eine so entsetzliche, eine so schmachvolle Zukunft vorherzusagen. Aeußerlich ist die frühere Verschiedenheit kaum erkennbar. Denn mit dem Augenblicke, in welchem der ankommende Sträfling von dem betreffenden Beamten der Anstalt übernommen ist, hört jede Bevorzugung auf. Der Aufsichtsbeamte frägt nicht nach Geburt, Bildung und Stand; er fordert Gehorsam und Fügsamkeit, und bringt ohne Ansehen der Person unnachsichtlich die ihm zur Verfügung gestellten Mittel zur Anwendung, wenn ihm das Eine oder das Andere versagt wird. Kleidung und Kost ist für sämmtliche Sträflinge gleich und die Behandlung für Alle dieselbe. Ernst und Strenge ist überall vorherrschend, und Strafen, die in der Steigerung selbst bis zu körperlichen Züchtigungen ausgedehnt werden dürfen, kommen alltäglich zur Anwendung. Es mag dieß hart erscheinen. Allein Diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben, die, wenn ich so sagen darf, thierische Bosheit einzelner Sträflinge, die Unempfindlichkeit derselben für Ermahnungen, Verweise, Drohungen, ja selbst für Strafen kennen zu lernen, werden auch zugeben müssen, daß die unerläßlich nothwendige Ordnung in einer Strafanstalt nicht anders aufrecht erhalten werden kann. Die geregelte und ausdauernde Arbeit ist ein wesentlicher Theil der Strafe. Jeder Sträfling muß täglich ein bestimmtes Quantum fertig schaffen und fehlerfrei abliefern. Faulheit und böser Wille wird hiebei ebenso geahndet als Ungeschicklichkeit. Die Kontrole wird dadurch erleichtert, daß für jede Gattung der Arbeit eine besondere Klasse gebildet wird. Bei der Ueberweisung in die eine oder in die andere Klasse entscheidet aber lediglich die persönliche Befähigung; das Herkommen und die frühere gesellschaftliche Stellung des Sträflings bleibt auch hierbei vollständig unberücksichtigt. Sollte diese Gleichstellung einer Rechtfertigung bedürfen, so ergibt sich diese aus der Bestimmung des Strafgesetzes, nach welcher die Verurtheilung zu Zuchthausstrafe in jedem Falle den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte zur Folge hatte. — Ich mußte dieß vorherschicken, um das Seelenleiden einiger unglücklichen Frauen in seiner ganzen Größe begreiflich zu machen.

Ein leichtes Kranksein hatte mich einige Tage gehindert, in die Anstalt zu gehen. Als ich diese zum ersten Male wieder betrat, begegnete ich mehreren inzwischen eingelieferten unbekannten Gesichtern. Eines dieser Gesichter erregte vorzugsweise mein Interesse. Es war weniger die regelmäßige Schönheit desselben, die Zartheit der Haut, das weiche, kastanienbraune, glatt gescheitelte Haar, dessen Flechten an dem hinteren Theile des Kopfes nicht ausreichend Platz fanden; es war vielmehr der Ausdruck unsäglichen Leides, eines tiefen Seelenschmerzes, der mich ganz unwillkürlich zur Theilnahme nöthigte. Ich blieb stehen, um noch andere Wahrnehmungen zu machen. Die Frau schien das nicht zu bemerken; ihre Augen blieben auf die Arbeit gerichtet, mit welcher sich die Hände beschäftigten, emsig und rastlos zwar, aber, wie ich sofort erkannte, mit wenig Geschick. Die Hände waren weiß und zart, und nur oberhalb des Gelenkes, da, wo der Aermel der Jacke endigte, stark geröthet. Das aus grober Leinwand bestehende Futter der Jacke paßte nicht zu diesen weichen Händen. Um die Aufmerksamkeit der Frau auf mich zu lenken, fragte ich kurz: „Wie heißt Du?" Ich bekam keine Antwort. Aber wenigstens zehn Sträflinge ließen die Hände ruhen, hoben die Köpfe hoch und richteten die Augen auf mich. In den meisten dieser Augen spiegelte sich freche Neugierde, in Anderen Unverschämtheit und Trotz, und nur in Zweien vermochte ich nicht klar zu lesen. Sie gehörten der Frau, an die ich meine Frage gerichtet hatte. Zuerst blitzte es wie eine zornige Aufwallung daraus hervor, gerade so, wie bei einem jähzornigen Menschen, der durch eine ihm zugefügte Kränkung gereizt worden ist. Es war jedoch eben nur ein Aufblitzen. Denn fast unmittelbar darauf wurden die Augen feucht und naß, die Gesichtsmuskeln verzogen sich, die Frau lächelte, aber so tief schmerzlich, daß ich den Blick kaum ertragen konnte. Das Nasse in den Augen lief zusammen, vereinigte sich an den schönen, langen Wimpern zu einer Masse, die bald so schwer wurde, daß sie in einzelnen Tropfen sich loslöste und an der weißen Wange herabrann. Die nassen Augen blieben auf mich gerichtet, nicht frech, nicht trotzig, wie dieß bei den anderen Sträflingen der Fall war, sondern still, ja sogar demüthig bittend. Mir wurde ganz eigenthümlich zu Muthe. Ich hatte durch meine Frage nicht wehe thun wollen; dieselbe war so einfach, so unschuldig, daß durch sie wohl kaum ein Mensch verletzt werden konnte. Und dennoch diese gewaltige Aufregung. Die Frau war ein Sträfling; sie war ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, gebrandmarkt für immer, sie war bürgerlich todt. Der tiefschmerzliche Ausdruck in ihrer äußeren Erscheinung bezeugte das Bewußtsein und auch die Erkenntniß der Schuld, die stumme und doch so beredte Sprache ihrer Augen die bitterste Reue. Der erste Blick ließ erkennen, daß diese Frau unendlich viel verloren haben mußte, daß der eine Verlust größer war als der summirte Verlust aller übrigen anwesenden Sträflinge. Allein das Alles gab mir keine Erklärung für die Aufregung, welche meine Frage hervorgerufen hatte. „Nun," sagte ich, um diese zu erhalten, mit etwas stärkerer Betonung, „willst Du mir sagen wie Du heißt?" — Die Frau machte eine gewaltsame Anstrengung, dann preßte sie den Namen „Julie" heraus. — Das genügte mir nicht. Der Taufname war für mich Nebensache, ich wollte den Geschlechtsnamen kennen lernen, nebenbei auch der Frau Veranlassung geben, durch Sprechen der bedrückten Brust Erleichterung zu verschaffen. „Weiter, weiter," sagte ich mit erheuchelter Ungeduld. Die Anstrengungen, welche die Frau bisher beim Sprechen gemacht hatte, verdoppelten sich. Allein es kam kein Wort über die Lippen, der Hals schien wie zugeschnürt zu sein.

Es läßt sich denken, daß dieß Verhalten die Aufmerksamkeit aller Sträflinge auf sich zog, und daß Aller Augen sich auf die Frau richteten, die ihren Namen nicht nennen wollte oder konnte. Dadurch wurde die Aufregung derselben aber nur noch vergrößert. Mit einer raschen Bewegung legte sie, anscheinend um sich der Aufmerksamkeit zu entziehen, beide Hände vor das Gesicht, dann schluchzte sie krampfhaft laut auf. Die eine Nachbarin — die, wie mir bekannt war, wegen Kindsmord zu achtjähriger Strafe verurtheilt war und sich stets als ein freches Geschöpf gezeigt hatte — wendete sich halb zur Seite und flüsterte: „Du hast Dich aber auch gar zu gefährlich; so sag's doch." Und die andere Nachbarin — eine rückfällige Diebin, die in der Anstalt bereits wiederholte Aufnahme gefunden — versetzte darauf mit halblauter Stimme: „Du bist auch nichts Besseres als wir sind; Du brauchst hier nicht Prinzessin zu spielen, Du hast nicht nöthig Dich zu zieren." Ich konnte nicht wahrnehmen, ob diese rohen Aeußerungen von der Frau verstanden worden waren; so viel war aber gewiß, daß sie keinerlei Eindrücke hinterließen. Die Hände blieben vor dem Gesicht und das Schluchzen dauerte fort, nicht geringer und nicht heftiger als vorher. Vielleicht hatte die arme Frau gar nichts gehört, oder es waren Vorwürfe, an die sie sich bereits gewöhnt hatte. Ein Aufsichtsbeamter trat zu mir und machte der peinlichen Szene ein Ende. „In dem Register" — sagte er — „ist sie als Julie Steinmüller eingetragen." Der Name elektrisirte mich. Es wurde mir sofort klar, weßhalb die Frau nicht sprechen wollte, weßhalb sie nicht sprechen konnte. Durch die Verurtheilung zu Zuchthausstrafe hatte sie den besten Theil ihres Namens verloren; sie war losgerissen von der Familie, denn sie durfte sich nicht mehr nennen, wie sich die Eltern, die Geschwister, die Verwandten nannten, sie durfte den Namen nicht mehr brauchen, der ein Erbtheil ihrer Geburt war. Ich hatte eine Frau vor mir, deren Prozeß in allen Zeitungen besprochen worden war und der großes Aufsehen gemacht hatte. Sie war die Gattin eines alten, reichbegüterten Barons, selbst einer uralten Adelsfamilie entsprossen, noch nicht dreißig Jahre alt und in diesem Alter noch eine jugendliche, ich möchte sagen eine jungfräuliche Erscheinung. Ihre Schuld stand unzweifelhaft fest; sie selbst hatte daraus kein Hehl gemacht und von Anfang an offen und unumwunden das Verbrechen zugestanden. Aber sie hatte mit Entschiedenheit jede Auskunft über die Umstände verweigert, welche sie zu dem Verbrechen gedrängt haben mußten. Mir war es darum zu thun, diese kennen zu lernen. Ich wollte hinabsteigen in die Tiefe ihrer Brust und klar lesen auf dem Grund ihres Herzens; die Frau sollte vor mir kein Geheimniß haben und durch die Mittheilung sich Erleichterung, Ruhe des Gemüths und

Frieden der Seele schaffen. In dem Arbeitssaal durfte ich natürlich nicht hoffen, zum Ziele zu kommen; ich sagte daher dem Aufsichtsbeamten, daß ich mit Julie Steinmüller allein zu sprechen habe, daß die Zeit der Abwesenheit ihr auf das Arbeitspensum angerechnet werden sollte, und forderte nun den Sträfling auf, mir zu folgen. Die Frau folgte mit sichtbarem Widerstreben, aber sie folgte, ohne erst eine zweite Aufforderung abzuwarten. Sie hatte jedenfalls schon gelernt, daß sie als Sträfling keinen eigenen Willen habe, daß sie als solcher nur gehorchen müsse, nicht mehr als eine Maschine sei. In meinem Arbeitszimmer ließ ich sie niedersitzen, ich war indeß in Verlegenheit, wie ich die Unterhaltung einleiten sollte. Die von ihrer Höhe herabgestürzte Frau, die Alles verloren hatte, der nicht einmal ihr Name geblieben war, erregte meine Theilnahme in hohem Grade. Ich fühlte einiges Mitleiden oder vielmehr eine Zuneigung, welche es mir unmöglich machte, mit ihr so zu verkehren, wie ich dieß anderen Sträflingen gegenüber zu thun pflegte. Und dennoch durfte ich keine Ausnahme machen, ich hatte das als Beamter noch nie gethan. „Wir sind jetzt allein," begann ich, einen Ausweg suchend, „ich nehme Theil an fremden Leiden; ich suche gern zu lindern, zu helfen und zu trösten, wenn das in meiner Macht steht, ich fordere aber vor allen Dingen Offenheit und Vertrauen. Darf ich hier ein vertrauensvolles Aufschließen des Herzens erwarten?" — Frau Steinmüller hob die schönen Augen hoch und ließ ihren Blick einige Sekunden forschend auf mir ruhen. Ihre Wahrnehmungen mußten sie befriedigen. „Ja, ja!" schrie sie laut auf, indem sie mir gleichzeitig ihre kleinen zarten Hände entgegenstreckte. Sie zog diese aber hastig wieder zurück und sagte dann mehr vor sich hin: „Ach Gott! ich vergesse immer noch, was und wo ich bin. Die Hand des Verbrechers darf mit ehrlichen Händen nicht in Berührung kommen." — „Geben Sie nur her!" versetzte ich rasch, indem ich beide Hände erfaßte; „glauben Sie, ich sei Ihr Vater, Ihr Bruder, Ihr treuester Freund!" — „Mein Vater? mein Bruder?" unterbrach sie mich mit ganz eigenthümlicher Betonung. „Nein, nein, daran darf ich nicht denken, das kann ich mir nicht vorstellen, meine Brust erstarrt schon bei dem Aussprechen dieser Namen. Lassen Sie mich glauben, Sie meinten es gut mit mir, Sie wären mein Freund. Das ist mir wohlthuend. Ich habe noch keinen Freund gehabt, ich habe keinen Menschen gefunden, der es wahrhaft gut mit mir gemeint hätte. Alle haben mich niedergetreten, Keiner hat mich aufrichten und hochhalten wollen. Und doch habe ich das nöthig, wenn ich nicht gänzlich zu Grunde gehen, wenn ich das nicht werden soll, was ich zu sein scheine, was Diejenigen sind, mit denen ich jetzt Gemeinschaft machen muß, mit denen ich gezwungen bin, zu verkehren." — Ein nervöses Zittern und Zucken überlief die schöne Gestalt. Ohne daß dieß ausgesprochen wurde, wußte ich, daß für diese Frau die gemeinsame Haft eine Verschärfung der Strafe enthalten mußte und daß in diesem Falle die Einzelhaft eine Wohlthat sein würde. Unter Umständen konnte diese zugelassen werden, als Disziplinarstrafe war sie sogar geboten. Ich beschloß, einen Versuch zu machen. Ein Vorwurf konnte mich ja nicht treffen. Denn wenn darin auch eine Ausnahme von der Regel gefunden werden sollte, so konnte diese Ausnahme nach den bestehenden Bestimmungen doch keinenfalls als eine Bevorzugung gelten. Die Frau sollte indeß selbst darüber entscheiden. — „Wollen Sie wirklich allein sein?" fragte ich. „Antworten Sie nicht rasch; bedenken Sie, daß . . ." — „Ach, lieber Herr," fiel sie mir in das Wort, „wenn es möglich ist, mir diese Wohlthat zu erweisen, ich würde Ihnen auf den Knieen dafür danken." Sie glitt von dem Stuhle herab, blieb auf den Knieen liegen, und indem sie die Hände gefaltet mir entgegenstreckte, rief sie in immer steigender Erregung: „Ich flehe Sie auf den Knieen, lassen Sie mich allein, entziehen Sie mich der entsetzlichen Gemeinschaft mit den anderen Sträflingen. Ich läugne es nicht, lieber Herr, daß ich bestraft bin, bestraft wegen eines Verbrechens, das ich verübt und offen gestanden habe; ich sage mir auch, daß ich in diesem Hause nur ein Sträfling bin und nicht mehr gelte, als jeder andere Sträfling; ich weiß es aber auch, daß ich noch nicht so tief gesunken bin, daß ich noch nicht auf der Stufe der Entsittlichung, ja, lassen Sie mich sagen, der moralischen Verdorbenheit stehe, welche meine Genossen einnehmen. Dieß Bewußtsein und die Besorgniß, daß ich durch die gemeinsame Haft das werden könnte, vielleicht sogar das werden müßte, was ich jetzt noch nicht bin, erzeugt in mir eine Angst, Herr, eine Angst, — retten Sie mich vor dem vollständigen Verderben, — helfen Sie mir, daß ich nicht vollständig untergehe, — der liebe Gott wird Sie dafür belohnen."

In meinem ganzen Leben vergesse ich den Eindruck nicht, den diese Szene auf mich machte. Ich hatte noch nie einen so tief empfundenen Schmerz, eine so entsetzenerregende Seelenangst sich äußern sehen, noch nie einen Menschen vor mir gehabt, dessen äußere Erscheinung von so ergreifender, von so hinreißender Wirkung gewesen wäre. Ich wollte die vor mir knieende Frau aufheben und erfaßte die mir entgegengestreckten Hände. Aber ich vergaß, was ich thun wollte, und hielt in halber Bewußtlosigkeit ohne bestimmte Absicht die Hände fest, keines Wortes, keiner That mächtig, ganz und gar ergriffen von dem, was ich sah und hörte. Erst als die Frau aufgehört hatte zu sprechen, fühlte ich die Nothwendigkeit, daß von meiner Seite etwas geschehen müsse, um die Aufregung der armen Frau zu beschwichtigen. Ich sagte ihr, daß sie aufstehen möchte, und als das geschehen war, als sie auf dem Stuhle wieder Platz genommen hatte, tröstete ich sie durch die Zusicherung, daß sie zunächst nicht mehr in dem gemeinschaftlichen Arbeitssaale beschäftigt werden solle, daß ich auch Vorkehrungen treffen würde, daß sie während der Nacht keinerlei Belästigungen zu befürchten habe. Diese Zusage schien sie unaussprechlich glücklich zu machen. Das Gesicht wurde ruhig, ein himmlisches Lächeln umspielte den kleinen Mund, die Augen leuchteten vor innerer Befriedigung, die Lippen bewegten sich wie beim Sprechen, es kam aber kein Wort darüber hinweg, kein Wort des Dankes oder der Anerkennung wurde laut, die Freude über die Befriedigung des einen Wunsches ließ es nicht dazu kommen. Eine Minute lang saß sie so da, dann wurde sie plötzlich wieder ernst; sie stand rasch auf und trat dicht zu mir heran. „Sind Sie verheirathet, lieber Herr?" fragte sie mit leiser, zitternder Stimme. — „Ja," erwiederte ich nicht ohne Ueberraschung. — „Haben Sie Kinder?" fragte sie weiter. — „Ja." — „Und lieben Sie Ihre Kinder?" fragte sie mit einer gewissen Aengstlichkeit. — „Gewiß." — „Ach, dann werden Sie mich wohl kaum verstehen," versetzte sie hierauf betrübt. — „Weßhalb?" — „Sie werden es nicht fassen, es nicht für wahr halten können, was ich Ihnen zu sagen habe. Sie werden mir nicht glauben, wenn ich sage: der Mann, den ich Vater nenne, hat mich nie lieb gehabt; er hat es nicht zugegeben, daß ich mich ihm näherte; er hat mich von sich gestoßen, wenn ich ihm Kind sein wollte. Nicht wahr, Sie glauben mir nicht, Sie halten das nicht für möglich? Und doch ist das die reine, lautere Wahrheit. Ich habe unzählige Male versucht, seine Zuneigung und Liebe mir zu gewinnen, ich habe viele Jahre lang nur darnach getrachtet, mich in die Brust meines Vaters hineinzuarbeiten, weil ich glaubte, ein Vater könne und dürfe sein Kind nicht hassen. Aber je mehr ich darnach strebte, desto schroffer wurde mir entgegengetreten. Es blieb zuletzt nicht allein bei den verletzendsten Worten, bei den rohesten Bezeichnungen, ich wurde auch gemißhandelt. Und einmal, lieber Herr, als ich auf meinen Knieen um die Liebe meines Vaters bettelte, da stieß er mich hohnlachend mit dem Fuße von sich, da traf mich sein Fuß vor die Brust und warf mich zur Erde nieder. Das war entsetzlich; es war entsetzlich, weil an dem Fuße meines Vaters mein Herz hängen blieb. Seit dieser Zeit wurde es in meiner Brust eisig kalt. Ich habe keinen neuen Versuch gemacht, ich habe mich fern gehalten von dem kalten, hartherzigen, adelsstolzen Manne, dessen Brust, wie ich glauben mußte, der strengste Egoismus ausfüllte."

Frau Steinmüller machte hier eine Pause. Sie schien nicht weiter sprechen zu können, so gewaltig arbeitete es in ihrem Innern. Meine Theilnahme wurde immer lebendiger. Ich war weit entfernt, sie ohne Weiteres von aller Schuld freizusprechen. Das Verhalten des Vaters zur Tochter war so ganz und gar unnatürlich, daß eine äußere Veranlassung nothwendig vorhanden sein mußte. Aber ich vergegenwärtigte mir, daß diese Frau schon als Kind unendlich viel zu dulden und zu tragen gehabt hatte, und das machte mich weich. (Schluß folgt.)



„Sie sind Mr. Storck, der Geldleiher?“ (S. 406.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

37. Ein alter Bekannter.

Martha harrte an diesem Tage vergeblich auf den Besuch Klemens Foster's; es war das erste Mal, daß er sein Wort nicht hielt, und dieß war ihr so ungewöhnlich, daß sie in der Besorgniß, es könne ihm ein Unglück begegnet sein, dreimal sich zum Advokaten Foster begab und dreimal die Auskunft erhielt: Klemens sei nicht anwesend. Das vertrauliche Verhältniß zwischen dem jungen Foster und Walter Trevanian beunruhigte sie über alle Begriffe. Sie entschloß sich, darüber mit Klemens im Vertrauen zu sprechen. Als sie zum vierten Male nach dem Bureau des Advokaten kam, bemerkte sie den jungen Mann im Vorzimmer; er war blaß und verstört, was ihre Angst verdoppelte. „Ich habe Sie erwartet, Klemens,“ sagte sie, ihm die Hand reichend und ihn forschend ansehend. — „Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich nicht Wort hielt,“ erwiederte Klemens, der sich bemühte, seine Unruhe zu verbergen. „Ich kann Sie versichern, Miß Mendez, es passirt mir nicht oft.“ — „Und jetzt, wohin wollen Sie?“ — „Meinen Vater sehen, bevor ich nach Windsor zurückgehe.“ — „Ihr Vater kehrt vor sechs Uhr, wie ich bestimmt weiß, nicht zurück; aber mein Wagen wartet vor der Thür, und ich bitte Sie, mit mir eine Fahrt durch den Park zu machen. Sie dürfen mich nicht noch einmal zurückweisen.“ — Klemens zauderte. — „Ich habe Sie um einen Dienst zu bitten,“ fuhr Martha fort. — „Um einen Dienst?“ — „Ja, um einen bedeutenden.“ — Klemens folgte halb gezwungen. „Darf ich die Natur des von mir gewünschten Dienstes erfahren?“ fragte er, als der Wagen fortrollte. Er bemühte sich, einen heitern und leichten Ton anzuschlagen, aber Martha ließ sich nicht täuschen. — „Ich bitte Sie, mir Ihr Vertrauen wieder zu geben, das ich verloren zu haben scheine,“ entgegnete sie. „Sonst pflegten Sie mir Ihren Kummer, Ihren Widerwillen gegen die Profession Ihres Vaters, Ihre Besorgniß, den Letzteren zu betrüben, Ihre Kämpfe zwischen Neigung und Pflicht, genug, Alles mitzutheilen, was Sie freudig oder schmerzlich berührte; jetzt aber bewegt Sie ein Schmerz oder eine Sorge, welche Sie in den Mantel des Geheimnisses hüllen. Habe ich recht?“ — Die Lebhaftigkeit, mit welcher Klemens dieß zu verneinen suchte, bestärkte sie nur in ihrem Verdacht. Klemens haschte nach einer Menge Ausflüchte, die Martha geduldig anhörte und worauf sie nur lächelnd bemerkte, daß er eine Viertelstunde Zeit verloren habe. — „Sie glauben mir also nicht, Miß Mendez?“ — „Nun, wenn Sie mir versichern, daß ich mich täusche, so muß ich Ihnen wohl glauben, Klemens, denn ich setze volles Vertrauen in Ihr Wort und in Ihre Ehre. Sie haben aber noch jetzt meine Frage nicht beantwortet. Sie wissen, wie Dankbarkeit und Freundschaft mich an Sie fesseln. Sprechen Sie aufrichtig zu mir, wie zu einer Mutter. Wenn Sie leiden, so gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen meine Theilnahme an den Tag zu legen.“ Sie hatte sagen wollen: „meine Hülfe“, aber sie fürchtete, die stolze Empfindlichkeit des jungen Offiziers zu verletzen.

Klemens fühlte sich tief getroffen; die Theilnahme eines solchen Herzens war unschätzbar in der Lage, in welcher er sich befand. Doch die Scham und ein falsches Zartgefühl banden ihm noch die Zunge. „Sie antworten mir nichts, Klemens?“ fuhr Martha in vorwurfsvollem Tone fort. — „Mein Gott, wie kann ich, theuerste Miß Mendez? Sie sind die Güte und Theilnahme selbst gegen mich, aber es gibt Fehler, die nicht ungeschehen gemacht werden können.“ — „Verbrechen vielleicht, lieber Freund, aber Fehler nicht! Jeder Fehler kann wieder gut gemacht werden!

Also Sie versichern mir, daß Sie mir Ihr Vertrauen bewahrt haben?" — „Von ganzem Herzen!" — „Aber Sie sind in einer Verlegenheit! Verzeihen Sie mir meinen Freimuth! Ja, Sie sind in einer Geldverlegenheit, Klemens, und wenn dieß der Fall ist, so ist Ihre Zurückhaltung wahnsinnig, fürchterlich. Sie wissen, daß ich ein großes Vermögen besitze, ein Vermögen, welches für mich eine Bürde ist. Wenn ich morgen stürbe, so würde ein Theil dieses Vermögens Ihnen gehören, das wissen Sie bereits. Sagen Sie mir also Alles, verschaffen Sie mir die innere Befriedigung, Ihnen nützlich sein zu können! Es ist eine falsche Scham, die Hülfe unserer besten Freunde nicht annehmen zu wollen." — „Bitte, sprechen Sie nicht so, Miß Mendez! Wenn das Elend und die Sorge, die mich quält, nur eine simple Geldverlegenheit wäre, dann hätte ich Ihnen den Grund meiner Traurigkeit schon erklärt, und ich weiß, daß ich Ihres Beistandes gewiß wäre; aber die Ehre verbietet mir, ihn anzunehmen." — „Die Ehre! Das ist ein großes Wort!" — „Hören Sie mich denn, ehe Sie mich verurtheilen! Ich habe meinem geliebten Vater ein heilig gegebenes Versprechen gebrochen: ich habe gespielt und dabei fünfzehnhundert Pfund verloren. Ist es eine Entschuldigung für mich, wenn ich sage, daß mein böser Genius Walter Trevanian mich dazu verleitete? wenn ich seinem dringenden Verlangen nachgab, ihn einige verlorene Beträge wiedergewinnen zu lassen? Er versprach mir, mit der Bezahlung der genannten Summe bis zu meiner Volljährigkeit zu warten, er schwur mir das, aber er brach sein Wort. Mein Wechsel befindet sich in den Händen eines Wucherers, welcher ihn morgen meinem Vater vorlegen wird." — „Das darf nicht geschehen!" versetzte Martha rasch. „Es wäre ein entsetzlicher und unnützer Schlag für ihn. Lassen Sie mich diesem Uebel vorbeugen. Ich bin es, der Sie das Geld schulden; mögen Sie mir Zins dafür bezahlen, Wucherzins, wenn's Ihnen beliebt! Ich werde die Schuld bis zum letzten Farthing eintreiben — diese Erklärung wird hoffentlich Ihr Ehrgefühl beschwichtigen; aber lassen Sie mich den Schmerz von Ihrem Vater abwenden. Ich begreife Ihr Zartgefühl, einen Dienst von der Hand einer Frau anzunehmen." — „Ist dieß unrecht?" — „Ja, es ist! Betrachten Sie mich als Ihre beste Freundin! Bin ich nicht alt genug, um Ihre Mutter sein zu können? Wer hat Ihren Wechsel?"

Klemens antwortete nicht. — „Ich verspreche Ihnen, nichts ohne Ihre Zustimmung zu unternehmen," fuhr Martha mit Eifer fort. „Haben Sie kein Zutrauen zu meinem Worte?" — „O, wie zu Gott selbst! Der Mann heißt Storck." — „Storck!" rief Martha auf's Höchste überrascht. „Ist er ein alter Mann, sehr groß, hager, mit den Kennzeichen eines Heuchlers in all' seinen Zügen? Sanft und einschmeichelnd wie eine Schlange, die sich um Sie schlingen will?" — „Das ist er! Sie könnten den Menschen nicht bezeichnender schildern. Aber woher kennen Sie ihn?" — „Im Namen des Himmels, fragen Sie mich nicht darüber! In solchen Händen darf ich Sie nicht lassen, Klemens — er ist zu Allem fähig, auch zu dem Schlechtesten. Es ist nöthig, daß ich ihn spreche; geben Sie mir seine Adresse. Ich weiß gewiß, daß ich einen Einfluß auf ihn haben werde, dem er nicht widerstehen kann. Ohne ihm ein einziges Goldstück, eine Sicherheit oder eine geschriebene Zeile zu geben, wird er warten und sich demüthig unterwerfen." — „Und er wird schweigen?" — „Er wird nie zu sprechen wagen. Nur den Finger brauche ich zu bewegen, um ihn auf den Knieen zu sehen."

Klemens kam von seiner Ueberraschung sehr schnell zurück, als er sich des entsetzlichen Rufes erinnerte, in welchem Peter Quin gestanden hatte, und sich die Gewalt Martha's über Miles vergegenwärtigte; er setzte ein ähnliches Verhältniß in Bezug auf seinen Wucherer voraus und nahm Martha's Anerbieten mit der freudigsten Dankbarkeit an. „Sie sind mein schützender Engel!" rief er. „Sie haben mein Herz von der furchtbaren Last befreit, die es bedrückte. Ach, wenn mein armer, guter Vater wüßte, wie sehr ich seine gute Meinung von mir betrogen habe!" — „Ruhig, ruhig! Sie thun es ja nicht mehr. Sie werden an mir einen eifrigen Advokaten haben, auf den Sie bauen können." — „Und ich, Miß Mendez, werde keine Gelegenheit haben, Ihnen meine Dankbarkeit zu bethätigen. O, warum haben Sie keinen anderen Wunsch, als . . ." — „Nach meinem Kinde!" unterbrach Martha ihn rasch. — „Könnte ich es Ihnen zurückschaffen!" — „Wenn Gott wollte, daß ich meine Fanny wiederfände, Klemens, Sie wären . . ." Bei diesen Worten blickte sie mit unaussprechlicher Liebe auf den jungen Mann, unterbrach sich aber selbst und fuhr dann fort: „Dieser Krieg macht es mir leider unmöglich, mein armes Kind in Frankreich aufzusuchen; sonst würde ich's thun. Wann werde ich sie wiedersehen?" — „Vielleicht würdigt einst der Himmel mich des Vorzugs, sie Ihnen zurückbringen zu können. Gottes Wege sind gar wunderbar."

Während dieser Unterredung war der Wagen auf der Rückfahrt zu dem Bureau des Advokaten vor Martha's Wohnung angelangt. Hier schrieb Klemens ein Billet an Mr. Storck, worin er ihm ein Rendezvous für den andern Morgen um zehn Uhr zur Regelung der bewußten Angelegenheit anbot. Dieß Billet war von Martha's Hause in Harleystreet datirt und so gehalten, daß der Wucherer glauben konnte, Klemens werde ihm das geforderte Dokument überliefern, ohne daß dieß indeß deutlich ausgesprochen war.

Eine Stunde später kehrte der junge Foster zu seinem Regiment nach Windsor zurück. Kurz nach seiner Ankunft empfing er den Besuch Walter Trevanian's. „Foster," sagte dieser mit dem Ansehen erkünstelter Zerknirschung, „ich kann nicht ruhen, bevor ich mich gegen Sie ausgesprochen habe. Ich sehe ein, daß ich übel gehandelt habe, als ich mein Wort brach, und kann mir dieß nie verzeihen, selbst wenn Sie dieß thun. Es war halber Wahnsinn, der mich Ihren Wechsel aus der Hand geben ließ; aber wenn Sie wüßten, wie dieser alte Vampyr mich drückte, als er mich in seiner Gewalt sah, wie er mich bedrohte, der sich in seinen Klauen befand, Sie würden mich entschuldigen, Klemens." — „Ich entschuldige Sie auch, in der That," entgegnete Foster kalt. — „Die Sache wird sich ordnen," fuhr Walter fort; „ich werde meinem Vater Alles offenbaren!" — „Das ist unnöthig; sie ist schon geordnet," versetzte Klemens in demselben kalten Tone. — Walter unterdrückte ein triumphirendes Lächeln. „Gnade des Himmels! Wie ist es Ihnen möglich geworden, in dieser Schnelligkeit so viel Geld zu schaffen?" — „O, es ist unnöthig, noch davon zu sprechen; genug, daß das Geschäft beigelegt und unter uns Beiden geblieben ist." — „Er nimmt die Sache verteufelt leicht," dachte Walter, indem er glaubte, Klemens habe sich den Forderungen des Wucherers gefügt. „Wohlan, seien wir wieder Freunde, Foster," sagte er in seinem gewöhnlichen hohen Tone. — „Nein, Trevanian," entgegnete Klemens. „Die Freundschaft fordert Achtung und Vertrauen, und Beides ist todt zwischen uns. Ehre ist die Seele der Freundschaft — die Seele ist entflohen, ich werfe ihr Behältniß in's Feuer!" — „Wir wollen mindestens nicht als Feinde von einander gehen." — „Ich bin nicht Ihr Feind, ich bin nur gleichgültig — es widerstrebt mir, ein anderes Wort zu wählen. Und nun, da wir einander verstehen, leben Sie wohl, Trevanian! Sie haben meine erste Illusion zerstört; die Lektion war furchtbar, aber doch von Nutzen, wie ich hoffe. Unsere Wege sind verschieden. Wenn das Geschehene verschwiegen bleibt, so ist es zu Ihrem, nicht zu meinem Vortheil."

Die beiden Offiziere trennten sich; die gewöhnliche Begrüßung war Alles, was von ihrem Freundschaftsverhältnisse übrig blieb.

Kehren wir nach London zurück. Der Wucherer stellte sich pünktlich zu dem Rendezvous ein, in sich gewiß, daß er das verlangte Dokument erhalten werde, und bereit, es in Empfang zu nehmen. Seine Ueberraschung war groß, als er in ein sehr elegantes Boudoir geführt ward, wo Miß Mendez ihn empfing. Sie deutete mit dem Finger auf einen Stuhl und ließ sich selbst ihm gegenüber nieder. „Sie sind Mr. Storck, der Geldleiher?" fragte Martha. — „Ich heiße Storck, aber ich leihe kein Geld, sondern bin in der bewußten Angelegenheit nur der Agent Anderer." — „In welcher bewußten Angelegenheit?" — Der Alte ward trotz seiner Gewohnheit, sich zu verstellen, durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt. Sofort störte ihn der Gedanke, Klemens habe, seiner Zusage entgegen, die an ihn gestellte Forderung weiter verbreitet. „Ich glaubte, Mr. Klemens Foster hier zu finden," sagte er nach einer Pause. — „O, dieser kann nicht hier sein, da er zu seinem Regiment zurückgekehrt ist." — Der Wucherer erhob sich mit dem Ansehen eines in seinen Interessen verletzten Menschen, zog seine Handschuhe mit der Geberde eines festen Entschlusses an und

griff zu seinem Hute. — „Wohin wollen Sie?“ fragte Martha gelassen. — „Zu seinem Vater.“ — „Sie werden das nicht thun, Mr. Storck!“ — „Wer wollte mir das wehren?“ erwiederte er, die Achseln zuckend. — „Nein, Sie werden nichts der Art thun,“ wiederholte Martha. „Sie werden im Gegentheil warten, Sie werden den Schuldschein Klemens Foster's bis zu dessen Mündigkeit aufbewahren.“ — „Ich werde dieß, ich werde das? In der That ausgezeichnete Worte. Ich möchte den sehen, welcher mich zu einer Sache zwingen oder mir etwas verbieten wollte!“ — „Ah! Betrachten Sie mich!“ — „Sie?“ — „Ja, mich, die Sie mit einer einzigen Handbewegung zwingen kann, das Papier, welches Sie, wer weiß zu welchem geheimnißvollen Zwecke, erhalten haben, sofort in's Feuer zu werfen. Vor meinen Augen sollten es, wenn ich es befehle, die Flammen verzehren.“ — „Sie ist verrückt!“ hauchte Storck in grenzenlosem Erstaunen. „Wahrhaftig, eine Verrückte! Und Ihr Name, wenn ich fragen darf?“ — „Martha Quin!“

Der Alte ließ vor Schrecken den Hut fallen; er selbst sank wie vernichtet auf den Stuhl zurück. „Sie — Sie sind Martha Quin?“ stammelte er zitternd. — „Ja wohl, und wenn Sie zweifeln sollten, kann ich sogleich mit Beweisen dienen. Ihre eigenen Briefe an meinen Großvater, Ihre Instruktionen für jenen Menschen, welcher Kapitän genannt ward, sind in meinen Händen. Soll ich das Opfer nennen, dessen Gebeine in dem elenden Winkel ruhen, in welchen Sie und Miles es verborgen haben? Soll ich die Uhr herbeiholen, welche Sie jenem Opfer abgenommen haben? Ich weiß Alles, Storck, selbst den Namen Dessen, welcher Sie als Werkzeug benützt hat und noch benützt.“

Diese Worte klangen dem Wucherer in die Ohren wie der Ton der Sterbeglocke; der Schweiß troff ihm von der Stirn. Er erhob sich plötzlich, an allen Gliedern bebend. Martha legte die Hand an die Glockenschnur und hatte Geistesgegenwart genug, sich so zu postiren, daß ein Tisch zwischen ihr und dem Wucherer stand. „Meine Dienerschaft ist im Vorzimmer,“ sagte sie bedeutungsvoll; „ein Schritt mehr und ich rufe sie herbei; doch dann hätte ich nicht mehr die Macht, Sie zu schonen.“ — „Glaubten Sie denn, ich wollte Gewalt anwenden?“ stotterte der Wucherer. Martha lächelte und gab ihm ein Zeichen, sich wieder zu setzen. Storck gehorchte mit dem Aussehen eines gefesselten Stiers. Beide beobachteten einander eine Weile schweigend.

„Sie werden nicht wagen, mich zu denunziren!“ sagte dann der Wucherer. — „Und warum nicht?“ — „Weil dann Ihr Name ebenso entehrt werden würde wie der meinige. Man würde mit Fingern auf Sie deuten. Sie stehen allein in der Welt, und Frauen bedürfen der menschlichen Gesellschaft.“ — „Ich meide sie, Storck, ich setze mich ihren ungerechten Urtheilen nicht aus. Dieser junge Mann, Klemens Foster, hat gut gegen mich gehandelt, er hat mein Leben gerettet, und ich bin — was Ihnen ohne Zweifel seltsam ist — dankbar dafür.“ Der Wucherer zögerte noch. „Ich riskire nichts als ein wenig Schande, Sie aber erwartet das Schaffot!“ bemerkte Martha. — Storck schauderte. „Aber was wollen Sie denn von mir? Ich sagte Ihnen doch, daß ich in dieser Sache nur der Agent Anderer sei. Ich besitze kein Geld zum Verleihen, ich bin arm, blutarm, so daß ich kaum mein elendes Leben fristen kann.“ — „Bah, ich werde mich nicht durch ein erheucheltes Elend irre machen lassen! Sie arm! Ihr Vermögen kann aber Ihr Gewissen loskaufen, wenn solch' ein Ding überhaupt loskäuflich ist. Es ist nothwendig, daß das Papier, welches Sie von Klemens Foster besitzen, bis zu seiner Majorennität ohne jede Wirkung bleibt!“ Der Wucherer machte, fast von innerem Grimm erstickt, ein bejahendes Zeichen.

„Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß die Sache nicht zu den Ohren seines Vaters kommt, und werde keine Entschuldigung, keine Lüge gelten lassen. Ich werde ebenso taub sein für Ihre Bitten, wie Sie es waren für die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit.“ — „Aber mein Geld, mein schönes Geld!“ rief Storck, die frühere Betheurung seiner Armuth vergessend. „Es war Alles, was ich besaß. Lieber will ich sterben, als arm werden!“ — „Ich zahle Ihnen die Interessen der Summe; wenn es nicht wider mein Klemens Foster gegebenes Versprechen wäre, würde ich Ihnen gleich den vollen Betrag erlegen.“ — „Und die Briefe, die beweisenden Schriftstücke, die Sie von mir besitzen?“ fragte Storck demüthig. — „Sie werden gleichzeitig mit dem Papier in Ihrer Hand vernichtet werden.“ — „Gut, ich bin damit einverstanden,“ sagte der Wucherer.

Der Wechsel und die von Peter Quin hinterlassenen Papiere wurden zusammen in ein Couvert geschlossen, und Storck begab sich mit Miß Mendez zu dem Bankier der Letzteren; bei diesem wurde das Packet nebst einer Note deponirt, welche bestimmte, daß es nur unter Zustimmung und im Beisein beider Parteien zurückgenommen werden könne. Mit ihrer gewohnten Vorsicht hatte Martha noch beigefügt, daß im Falle ihres Ablebens Klemens Foster ihre Partei vertreten solle. Noch an demselben Tage erhielt Letzterer von Miß Mendez die schriftliche Nachricht, daß seine Angelegenheit mit dem Wucherer geordnet sei.

38. Die Zusammenkunft um Mitternacht.

Mr. Storck hatte für den Abend des Tages, an welchem er nach Harleystreet bestellt worden war, Sir Richard Trevanian eine Unterredung zugesagt. Der Zorn des Baronets war entsetzlich, als er nicht das erwartete Dokument vorfand, sondern der Wucherer ihm mittheilte, der Wechsel sei eingelöst worden. — „Wie, er ist bezahlt? Und durch wen?“ rief Sir Richard mit flammenden Augen. — „Ich kann dieß nicht sagen,“ erwiederte Storck achselzuckend; „wahrscheinlich durch einen Freund Foster's. Soll ich Ihnen einen Schein über die Summe geben, Sir Richard?“ — „Nein,“ antwortete der Baronet, dessen Stolz sich dagegen auflehnte, Geld anzurühren, welches mit gezeichneten Karten gewonnen war. „Heben Sie das Geld auf als Preis Ihrer Dienste und Ihrer Verschwiegenheit.“ — Das bisher düstere Antlitz Storck's heiterte sich plötzlich auf, denn auf alle Fälle büßte er nun wenigstens sein eigenes Geld nicht ein, wenn er auch bei dem Geschäft nichts profitirte.

„Sir Richard,“ sagte er, sein Portefeuille wieder schließend, „ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen. Foster's Freunde argwöhnen, dieß Geld sei nicht auf rechtmäßige Weise gewonnen. Man hat mir sogar von Beweisen gesprochen, deren Vorhandensein sich schwer feststellen lassen würde, weil die Sache vertuscht werden soll. Man glaubt, daß der Vater ...“ — „Genug, ich verstehe!“ — „Man hat selbst vermuthet, daß Sie ...“ — „Niemand soll es wagen!“ rief der Baronet heftig aus. „Mein Ruf ist fleckenlos. Sie lügen, Storck, Sie lügen aus einem mir nicht erklärlichen Grunde, oder Sie haben geplaudert.“ — „Wie Sie wollen!“ entgegnete kalt der Wucherer, dem nichts daran lag, sich mit einem so freigebigen Klienten zu streiten. „Erinnern Sie sich nur gefälligst, daß ich Sie in Kenntniß gesetzt habe.“

Der Baronet verließ hierauf mißvergnügt die Wohnung Storck's, mehr als je darauf bedacht, das Dokument zu erhalten, welches sich in Foster's Aufbewahrung befand. Er war nicht der Einzige gewesen, welcher diese Idee verfolgte. Drei Tage nach seiner letzten Unterredung mit dem Wucherer erhielt er durch die Post folgendes Schreiben: „Wenn Sir Richard Trevanian wirklich danach verlangt, die durch seinen ältesten, verstorbenen Sohn bei einem gewissen Advokaten deponirte Akte zu besitzen, und wenn er gesonnen ist, die Auslieferung dieser Akte liberal zu bezahlen, so kann er Denjenigen, welcher dieß schreibt, an dem Tage des Empfanges dieses Briefes um Mitternacht unter den Arkaden der Westminsterabtei sprechen. Sollte Sir Richard ein Attentat fürchten, mag er bewaffnet erscheinen; fürchtet er Diebstahl, kann er Börse und sonstige Kostbarkeiten hinter sich lassen. Dieß Anerbieten wird nicht zum zweiten Male gemacht.“ Dieser Brief war unterzeichnet: „Ein unbekannter Freund.“ — „Ein Freund!“ murmelte der Baronet überrascht. „Wahrhaftig, dann wird er seine Zusage halten. Oder sollte es eine Falle sein, um mich zu kompromittiren und mich zur Enthüllung meiner Absichten zu nöthigen?“ Diese Frage war ihm von äußerster Wichtigkeit; indeß, nach längerer und reiflicher Erwägung entschloß sich der Baronet, zur genannten Zeit unter die Arkaden zu gehen. Sein Verlangen nach dem Besitz des Dokuments war viel zu lebhaft. Es blieb dann nur noch das dem Oberst Harringdon anvertraute Exemplar, und dieß glaubte er dann auch noch erlangen zu können. Dabei bedauerte er sehr den Tod Peter Quin's, denn nie war er besser bedient worden, als durch diesen.

An jenem Abend speiste der Baronet in der Stadt, verließ das Haus gegen elf und ein halb Uhr, tief in seinen Mantel gehüllt und wohlbewaffnet. Sein Weg führte durch den Hof des Palastes und durch den St. James-Park. Er kam zuerst in dem Bogengange der alten Westminsterkirche an. Trotz seiner Kaltblütigkeit und Abgestumpftheit empfand er in der Nähe des Gotteshauses einen seltsamen Eindruck. Mehrere seiner Altvordern, treue und tapfere Krieger, ruhten darin; er aber war entartet. Die Vergangenheit rollte sich vor ihm auf, während er langsam auf- und abging. Das Weib seiner ersten Wahl, dem er sein Vermögen verdankte und welcher seine Kälte das Herz gebrochen hatte, und der von seinem Bruder getödtete Sohn standen lebendig vor dem Auge seines Geistes. Doch eine andere Erscheinung sah er, mit strengen Zügen und trübem Blick, welche ihm das Blut in den Adern in Eis verwandelte. Er preßte die Rechte gegen die Stirn, als wolle er die Erinnerung verscheuchen. „Sie folgt mir überallhin!“ murmelte er. „Mag ich wachen oder schlafen, stets ist sie gegenwärtig! Thorheit — Wahnsinn! Es ist nöthig, daß ich mich sammle, oder diese Erinnerungen tödten mich noch.“

In diesem Augenblicke schlug es zwölf Uhr, und als er zum dritten Male die Runde um das Kloster machte, sah er eine Mannesgestalt auf dem Grabmale des Abtes Islib sitzen; diese Gestalt bemühte sich, in möglichstem Dunkel zu bleiben; sie war vermummt, hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und durch ein weißes Tuch einen Theil des Gesichts verhüllt. Ohne Zweifel war dieß der Mann, der ihn erwartete. Er schritt auf ihn zu, während dieser sich weder regte noch sprach. „Sie sehen, ich bin pünktlich,“ begann der Baronet. — „Sind Sie allein?“ fragte der Unbekannte zurück. — „Ja, allein, aber bewaffnet.“ — „Ich erwartete diese Vorsicht, die ich meinerseits für unnütz hielt, weßhalb ich nicht bewaffnet bin. Nehmen Sie gefälligst Ihren Hut ab.“ Der Baronet zögerte. „Es ist nöthig, damit ich Sie erkenne,“ fuhr der Fremde fort. Der Edelmann erwiederte nichts, warf aber seinen Hut auf eines der Grabmale, die sich in der Nähe befanden. Das bleiche Mondlicht streifte seine farblosen, schroffen Züge. „Sind Sie nun befriedigt?“ fragte er stolz. — „Vollkommen, Sir Richard Trevanian. Nun zum Geschäft! Ihr Sohn, ich meine Ihr Sohn Eduard machte eine Akte, ein Testament vielleicht, das weiß ich nicht genau, wenige Stunden vor seinem Tode, und legte es in die Hände eines gewissen Advokaten Foster, mit der Bestimmung, daß das Dokument erst nach Ihrem Tode eröffnet werden solle.“ — „Es ist wahr!“ — „Wünschen Sie in Besitz dieser Akte zu kommen?“ — „Zuverlässig!“ — „Was geben Sie für den Besitz?“ — „Sagen Sie mir Ihren Preis!“ entgegnete ungeduldig der Baronet. „Ich bin nicht gewohnt, mit Denen zu mäkeln, welche mir dienen.“ — „Gesprochen wie ein echter großer Herr! Ich kann, wie ich voraussetzte, auf wirkliche Noblesse rechnen. Wohlan, Sie sollen das Papier erhalten, unter zwei Bedingungen.“ — „Nennen Sie dieselben!“ — „Ich werde es, wenn Sie mich nicht unterbrechen. Ich verlange fünfzehnhundert Pfund in dem Augenblicke, wo ich das Packet in Ihre Hände gebe.“ — „Angenommen! Und die zweite Bedingung?“ — „Daß ich den Wechsel erhalte, welchen Klemens Foster Ihrem Sohne Walter ausgestellt hat.“ — „Das ist unmöglich!“ — „Wenn dieß Ihre einzige Antwort ist,“ versetzte kalt der Fremde, indem er sich erhob, „so wünsche ich Ihnen gute Nacht; unsere Unterredung ist zu Ende.“ — „Ich wiederhole Ihnen, es ist unmöglich! Das Geld ist bezahlt und der Schein zurückgegeben worden.“ — „Bezahlt worden? Woher hat er das Geld erhalten?“ — „Irgend ein Freund hat es für ihn erlegt; ich möchte fast glauben, es sei eine Frau gewesen. Glauben Sie denn, ich würde einen Augenblick zögern, Ihr Verlangen zu erfüllen, wenn es in meiner Macht stünde? Ich wiederhole: der Wechsel ist bezahlt.“

Der Unbekannte sann einige Zeit nach. „Gut, Sir Richard,“ sagte er endlich, „ich will nicht zu hart gegen Sie sein. Geben Sie mir denn zweitausend Pfund und das Dokument kommt in Ihre Hände. Aber weit lieber, weit lieber, sage ich Ihnen, hätte ich den Wechsel gehabt!“ — „Und wenn ich auf Ihre Forderung eingehe — wann erhalte ich das Schriftstück?“ — „Kommen Sie morgen um dieselbe Stunde hierher, bringen Sie das Geld in Banknoten mit und nehmen Sie dann dagegen das Packet in Empfang.“ — „Wie übertrieben auch Ihre Forderung sein mag, ich nehme sie an,“ sagte der Baronet in entschiedenem Tone. „Nun aber, nachdem Sie Ihre Bedingungen gestellt haben, hören Sie auch die meinigen!“ — „Das ist nicht mehr als billig,“ versetzte der Fremde. — „Indem ich Ihnen das Geld zahle, muß ich das Recht haben, in Ihrer Gegenwart das Siegel des Dokuments zu brechen, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich das Testament meines Sohnes erhalte.“ — „Ganz in Ordnung, Sir Richard, ganz in Ordnung! Sie werden sich, sei es bei Mond- oder Lampenschein, diese Gewißheit an Ort und Stelle verschaffen können!“

Hierauf trennten sich beide Männer; der Baronet verließ die Arkaden zuerst und ließ den Fremden in dem Halbdunkel zurück, in welchem dieser während der ganzen Zeit der Unterredung geblieben war. „Eine ergiebige Nacht!“ murmelte der Letztere. „Ich habe mein Lebenlang wie ein Negersklave gearbeitet, um das Viertel von dem zu erwerben, was ich jetzt mit einem Schlage erobere. Zweitausend Pfund — ein schöner Preis! Aber den Wechsel des Grünschnabels hätte ich doch gern besessen!“ — Er verschwand im Dunkel der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Ein ländliches Drama. Zu den letzten Assisen der alten Hugenottenstadt Rochelle hatte sich ein ganzer Kanton des Departements Stelldichein gegeben; die ländliche Bevölkerung in kleidsamer Sonntagstracht war in Masse ausgerückt, ganze Wagenburgen nahmen die öffentlichen Plätze ein. Im Sitzungssaal fand nur der kleinste Theil Platz, aber Tausende harrten draußen geduldig bis zur sinkenden Nacht, um das Wort der Lösung wenigstens aus zweiter Hand so schnell als möglich zu erfahren. Die Heldin dieses aufregenden ländlichen Dramas war der Liebling und der Stolz des Kantons: Heloise Tachon, eine Brünette von 18 Jahren, ebenso hübsch als sittsam; kein Makel haftete auf ihr, und doch hat sie ein schweres Verbrechen begangen, welches nicht leicht vor einer anderen Jury, als einer französischen, Gnade finden würde; und daß die französische Jury weniger Recht spricht, als unter Umständen Gnade für Recht ergehen läßt, ist eine allbekannte Sache. Heloise war bereits einige Wochen mit einem jungen Manne verlobt gewesen, als eines Tages ein Oekonom, der dreiundzwanzigjährige Doucet, aus dem benachbarten Kanton in das Haus ihres Vaters kam, um einen Kornhandel mit ihm abzuschließen. Er fand nur die Mutter und die Tochter, war von der Letzteren entzückt, unterhielt sich lebhaft und schied mit der Bitte, wiederkommen zu dürfen. Das zweite Mal traf er die Tochter allein zu Hause, und über diesem tête-à-tête liegt bei dem Mangel jeglicher Zeugen ein dunkler Schleier, den auch die öffentliche Verhandlung nicht gelüftet hat. Während der junge Doucet behauptet, von dem Mädchen mit aller Zärtlichkeit aufgenommen worden zu sein, ja selbst ziemlich intime Gunstbezeugungen erhalten zu haben, die nur durch das Hinzukommen der alten Großmutter unterbrochen worden seien, versichert Heloise standhaft, seine Zudringlichkeit mit Verachtung zurückgewiesen und ihm das Haus verboten zu haben. In dieser Ungewißheit kann man sich nur mit Vermuthungen helfen, und diese sprachen allerdings für die Wahrheit von Heloisens Versicherung. Wie dem auch sei, Doucet rühmte sich gewisser ihm gemachter Avancen, selbst dem Verlobten des Mädchens gegenüber. Letzterer wurde eifersüchtig, achtete nicht auf Heloisens Betheuerungen und trat zurück. Einige Tage darauf kam Doucet mit einem Bekannten durch das Dorf und sagte diesem: à propos, hier will ich Dir ein schönes Mädchen zeigen! Damit ging er ohne Weiteres in das Haus, wo die ganze Familie beisammen war, Heloise in der tiefsten Verzweiflung. Kaum eingetreten, wurde der junge Mensch von Vater und Mutter mit Vorwürfen über sein niedriges Benehmen überhäuft; die Mutter wurde sogar thätlich gegen ihn. Die Tochter hatte das Zimmer verlassen, aber nur, um die geladene Flinte über dem Bett ihres Vaters herabzureißen; das Gewehr an der Wange, erschien sie wieder auf der Schwelle des Zimmers; ein Blick voll Haß und Rache fiel auf Doucet, und auf die Gefahr hin ihre Mutter zu treffen, gab sie Feuer. Der junge Mann stürzte zu Boden; die Kugel war durch die Nase gegangen und hatte das rechte Auge aus seiner Höhle getrieben. Heloise warf die Flinte weg, stürzte aus dem Hause und wurde erst spät am Abend im Walde gefunden. Doucet war eine Zeitlang in Lebensgefahr, kam zwar davon, hatte aber ein Auge verloren und war für immer entstellt. Allein so traurig sein Anblick war, das Herz der Geschwornen war ihm verschlossen; sie sahen in der That die Strafe seiner Rohheit und hielten eine weitere Sühne für nicht zulässig. Das Material zu einer glänzenden Vertheidigung war gegeben; ein junger Advokat trug sie vor und nicht vergebens. Nach kurzer Berathung kam die Jury mit einem Nichtschuldig zurück; die Stimme des Präsidenten wurde übertönt durch eine dreimalige Beifallssalve des dichtgedrängten Auditoriums, welches Signal draußen tausendstimmig wiederholt wurde. Die freigesprochene Heloise aber stürzte in die Arme ihrer Eltern und ihres Verlobten, der ihr schon am Morgen zu dem schweren Gang das Geleit gegeben. Der Rückweg nach dem Kanton glich einem Triumphzug, während der verstümmelte Doucet einsam auf einem Fuhrwerk nach seinem Weiler zurückfuhr.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 35.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

Historische Novelle

von

Ferdinand Pflug.

(Fortsetzung.)

Die Neger waren schon unmittelbar mit dem vorigen Aufspringen des jungen Offiziers von ihrem Lauscherposten an der Thüre verschwunden. Die zuletzt ausgesprochene Befürchtung desselben wirkte übrigens bei dem Kapitän noch nach, als längst schon die Tritte des mit freundlichem Gruße Davoneilenden verhallt waren.

„Hm! das wäre," überlegte der Kapitän noch in der aufrechten Stellung, in welche er mit der von jenem angedeuteten Muthmaßung geschnellt war. „Und er hat nicht unrecht, die Gegend hier herum ist wie zu einem Ueberfall geschaffen. — Indeß Unsinn. Die Kerl da in Savannah haben mit den rings um ihre Stadt gezogenen Verschanzungen noch viel zu viel zu thun, als daß sie an ein solches Teufelsstückchen denken sollten. Das ist ein Fakt. Und was den General betrifft — Pah! Der Sherman ist ein Pionniermann, er kennt die Grenze und darum wird er sich aus allen Schwierigkeiten schon wieder heraus zu arbeiten wissen. Verdammt sei alle Strategie! — Ist sonst ein ganz tüchtiger Bursche, der Kapitän, Hohenau ist ja wohl sein deutscher Name, lenkten seine Gedanken in eine mehr persönliche Richtung. „Kann mit noch ein, zwei oder drei Jahren auf dem glorreichen Boden der Union ein rechter Mann werden. Hm! so meine ich. Wenn er nur das höllische Grillenfangen und das Tändeln mit den Weibern lassen wollte. Ist das eine Art für einen Weißen und noch dazu einen Offizier, hinter dem Quadronenmädel, der Kammerjungfer, oder was sie sonst vorstellen mag, der Lady hier vom Hause dreinzulaufen. Mag so Sitte sein da drüben jenseits des Wassers, jeder Schürze nachzustellen, doch hier hat ein Mann mehr zu thun. — Hm! es wäre mir so, als ob ich wohl einen Mundvoll zu mir nehmen könnte. Die Abendtafel läßt heute verteufelt lange auf sich warten. Und auch mit dem



Peter von Cornelius, † 6. März. Originalzeichnung von G. Kühn. (S. 414.)

Brandy bin ich schon zu Ende. He, Du Nigger!" Der Kapitän hatte die Glocke von dem kleinen Tisch neben dem Kamin aufgegriffen, um durch deren Klang seinen Ruf zu unterstützen.

Der Neger mußte die Wünsche des Offiziers wohl schon errathen haben. Nach einigen Augenblicken erschien er mit einer auf einem silbernen Präsentirteller stehenden großen Flasche unter der Thüre. Hinter derselben würde übrigens bei seinem Eintritt ein aufmerksamer Beobachter einen ganzen Trupp Schwarzer in scharf lauschender Stellung bemerkt haben.

„So recht, Bursche," nickte ihm der Kapitän zu. „Mische mir ein Glas. — Ha? nicht übel."

„Massa Kaptain," richtete der Neger mit einem lauernden Blick die Frage an denselben, „es wahr sein, was die Leute sagen, es wirklich wahr sein, daß ihr gekommen, arm schwarz Mann, arm Nigger frei zu machen?"

Der Kapitän hatte in Erwartung der Abendmahlzeit eine mächtige Rolle Tabak sich in den Mund geschoben und nickte, wieder in die bequemste Stellung ausgestreckt, nur stumm mit dem Kopfe.

„Und arm schwarz Mann, arm Nigger nun nicht mehr den old Jim Neil zu gehorchen brauchen?" forschte der Neger weiter, „nicht mehr arbeiten, nicht mehr die Peitsche fürchten? Ganz frei sein?"

„Die Sklaverei ist durch Unionsbeschluß im ganzen Umfange der Vereinigten Staaten aufgehoben worden," bestätigte der Offizier, ohne nur einen Blick auf den mit der gespanntesten Erwartung in sein Gesicht starrenden Neger zurückzuwerfen. „Das Spiel eurer bisherigen Herren ist, wohin unsere Armee nur den Fuß setzt, aus und zu Ende, und ihr könnt thun und lassen, was euch gefällt."

Eine Ordonnanz steckte durch die in die Zimmer des Generals führende Thüre den Kopf in das Zimmer.

„Nun, Kapitän Wiggs," richtete der Mann das Wort an diesen.

„He, Sergeant Bumpkins, was gibt's?" fragte der Offizier zurück.

„Ein guter Tropfen das, so meine ich," äußerte der Soldat, den Blick verlangend auf die Flasche gerichtet und wie von derselben angezogen jetzt auch den Körper seinem Kopfe nachschiebend.

„Verhelft Euch zu einem Glase," versetzte der Kapitän. „Was soll's?"

„Ein guter Tropfen, ein verdammt guter Tropfen!" schnalzte der ihm gegebenen Weisung nachgekommene Sergeant mit der Zunge. „Was es gibt, Kapitän? Denke, der General hat einen Auftrag für Euch, das wird's sein."

Es war nichts weniger als ein Segenswunsch auf den unwillkommenen Boten, womit sich der so unversehens in seiner behaglichen Ruhe gestörte Offizier von seinem warmen und bequemen Plätzchen erhoben hatte. Dem Befehl mußte indeß gehorcht werden. Wenn der Sergeant übrigens gehofft haben mochte, sich hinter dem Rücken des Kapitäns den Rest der Flasche anzueignen, so sah er sich in dieser Erwartung schmählich getäuscht. Schon unter der Thüre kehrte derselbe wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen um und stürzte den in sein Glas geschütteten Inhalt mit einem höhnischen, mißgünstigen Blick auf jenen bis zum letzten Tropfen hinunter.

„Daß Dich!" fluchte der Sergeant hinter dem Kapitän, die leere Flasche gegen das Licht stellend. „Die Leute da in Illinois, welche den schäbigen Gesellen, den Aminadab Wiggs, zum Kapitän gewählt haben, mögen's auch noch am jüngsten Tage verantworten. — Indeß," setzte er nach einem Augenblick nicht ohne den Anklang einer halb wider Willen ihm abgerungenen Achtung und Anerkennung hinzu, „er ist ein Mann, der allüberall in seinen eigenen Schuhen steht, das ist er, ein echter Mann von der Grenze, und was er anfängt, hat den rechten Schick. Ist ein ganzer Mann, meine ich, ein Mann, von dem man lernen kann."

„Nun ihr haben gehört," dolmetschte Bumpo außen im Vorzimmer den ihn umringenden Negern, „Massa Kaptain es selbst gesagt hat, schwarzer Mann frei sein und nicht mehr zu gehorchen brauchen. Ho!" schüttelte er mit grimmverzerrten Zügen die Faust in der Luft, „jetzt old Jim Neil mit seiner Peitsche Bumpo nur kommen soll, ich ihm wiedergeben. Nun macht fort, es den andern Niggern anzusagen, ich selber will zu der Plantage hinaus. Ho! hi! Hahaha! noch heute soll old Jim Neil die Peitsche von arm schwarz Mann an sich selber erproben."

II.

Die Zofe der Besitzerin von Graycourt, dem Landsitz, auf welchem der Befehlshaber der Unionsarmee des Westens, General Sherman, seit gestern mit dem General Osterhausen und den Offizieren seines unmittelbaren Stabes sein Quartier genommen hatte, war vor einem riesigen, von einem kostbaren vergoldeten Gestell getragenen Stehspiegel beschäftigt, die letzte Hand an die Abendtoilette ihrer Gebieterin zu legen.

Das arme Mädchen mochte augenscheinlich von der Ungeduld und üblen Laune ihrer ungnädigen Herrin schon viel zu leiden gehabt haben. Auch jetzt drückte der prüfende Blick, womit die Letztere, zur halben Höhe in dem eingenommenen Sessel aufgerichtet, ihre eben vollendete Frisur in dem auf ihr Geheiß von der Dienerin hin- und hergerollten Spiegel musterte, nichts weniger als eine Befriedigung aus. Immer und immer wieder mußte die Zofe bald eine der sich wunderbar schön von der dunklen Haarfülle abhebenden Granatblüten anders stecken, bald hier ein Löckchen und dort eine Bandschleife in eine veränderte Lage bringen, ohne daß darum die Dame vom Hause sich doch je von der getroffenen Aenderung befriedigt gefühlt hätte.

Die Erscheinung der koketten Frau bedurfte übrigens der Hülfsmittel der Kunst kaum, um sich ihres Eindrucks unter allen Umständen versichert halten zu können. Es war eine stolze Schönheit, dieses Weib. Eine jener seltenen Frauen von untadelig edlem Wuchs, und allen Liebreiz der spanisch-französischen Kreolinnen mit dem mehr geistigen Zauber der Frauen des Nordens in sich vereinend, wie sie in gleicher Vollendung nur den südlichen Staaten der großen amerikanischen Republik zu eigen. Den Vorzügen fehlten indeß auch nicht die Schattenseiten. Es waren nicht nur der in ihren Augen funkelnde Zorn und die Erregtheit in ihren Zügen, welche momentan den Eindruck ihrer Reize beeinträchtigten, sondern es lagen überhaupt in ihrem Antlitz ein Hochmuth und ein Selbstgenügen, wonicht eine kalte, herzlose Berechnung ausgedrückt, die wie ein Eiseshauch die ganze liebreizende Gestalt umschwebten. Auf den ersten Blick in dieses stolze, theilnahmlose Gesicht fühlte es sich gleichsam von selbst heraus, daß diese Frau, obgleich sie wohl kaum das fünfundzwanzigste Lebensjahr überschritten haben mochte, doch jedenfalls längst mit ihrem Herzen abgeschlossen haben mußte, und daß die Leidenschaftlichkeit, welche nichtsdestoweniger in ihren schwarzen Augensternen glühte, stärkerer Reizmittel als des Empfindens von Seele zu Seele bedurfte, um noch geweckt und unterhalten zu werden. Der Typus der politischen Frau schien sich in ihr gleichsam verkörpert zu haben, der politischen Frau, wie sie auf dem weiten Boden der Union in der gleichen Vollkommenheit mit all' ihren abschreckenden Eigenschaften eben wieder nur der Süden hervorbringt.

Die Zofe bildete eine andere Eigenart der Frauenerscheinungen des amerikanischen Südwestens und Südens. Es konnte kaum etwas Lieblicheres gedacht werden, als dieses hübsche Kind mit dem dunklen Haar und Teint und der graziösen Leichtigkeit in all' ihren Bewegungen. In Europa würden das reizende Gesicht des Mädchens und ihre tadellose Gestalt die bewundernden Blicke aller Männer auf sie gelenkt haben, allein auf amerikanischem Boden klebte ihr ein Makel an, welcher sie unwiderruflich zur Niedrigkeit und Dienstbarkeit verdammte. Der schwarze Schatten unter ihren jede Bewegung ihres Innern widerspiegelnden Gazellenaugen ließ trotz ihrer sammetweichen Haut die farbige Abstammung in ihr nicht verkennen. Es war eine Quadrone, eine der beinahe weißen Hausslavinnen, denen in den halb feudalen Haushaltungen der südlichen Pflanzer der Dienst bei den Frauen und Töchtern des Hauses fast ausschließlich zugetheilt ist und gegen deren hartes Loos oft das der in den Plantagen arbeitenden Sklaven noch beneidenswerth erscheinen dürfte.

Das mit verschwenderischem Luxus ausgestattete Boudoir der Dame besaß statt der Fenster nur einen gegen den Garten vorspringenden, jetzt jedoch durch eine Glasthüre geschlossenen Balkon. Weit geöffnete Mahagonithüren gewährten nach links den Einblick in eine Reihe nicht minder prächtig ausgestatteter Gemächer, nach rechts dagegen in einen Vorsaal, welcher auf einer breiten Marmortreppe zu einem Gewächshause niederführte, während zugleich von der Rückwand verschiedene Thüren mit dem Innern und der

Vorderfront des Hauses die Verbindung vermittelten. Mit Wachskerzen besteckte Krystallkronen und geschmackvolle Bronze-Gueridons verbreiteten Tageshelle in den weiten und luftigen Räumen. Ein Feuer von wohlriechendem Holz loderte in dem Marmorkamin. Aus der dunklen Blätterfülle und der Farbenpracht der Tropenblumen in dem Gewächshause tönte durch die Entfernung gedämpft das Plätschern eines oder mehrerer Springbrunnen herüber.

„Ungeschickte!" Die unglückliche Zofe mochte bei dem Versuch, nach dem Geheiß ihrer Herrin eine goldene Nadel anders zu befestigen, die Haut derselben berührt haben, und im jäh aufflammenden Zorn hatte sich die Dame ihren Händen entzogen. „Es ist unerhört, in welchen Zustand dieß alberne Geschöpf mich versetzt hat. Aus meinen Augen, Du Abscheuliche! Geh', rufe mir Jane."

Die Bronzeuhr auf dem Kamin hub an die achte Stunde zu schlagen, und die Zürnende unterbrach sich, um mit einer auffälligen Unruhe in ihren Zügen auf den Glockenschlag zu lauschen. „Schon acht Uhr," murmelte sie, „und noch immer keine Nachricht. Sollte General Hardee auf meinen Plan nicht eingehen wollen? — Aber nein, unmöglich, er ist nicht der Mann eine Gelegenheit, wie ich sie ihm biete, von der Hand zu weisen. — Oder sollte dieser Felton meine Botschaft etwa verzögert haben? — Doch er würde das nicht wagen. — Wo nur der Jim Neil bleiben mag? Auch er scheint entschlossen, mich durch seine unverantwortliche Verzögerung zu einem Aeußersten zu treiben."

Die aufgeworfenen Fragen hatten die Frau die Beschäftigung mit ihrer Toilette ganz vergessen lassen. Von der sie beherrschenden Unruhe gepeinigt, war sie nach einigen raschen Gängen durch das Zimmer zu der den Balkon abschließenden Glasthüre getreten und starrte in Gedanken verloren in das den weitläufigen Park einhüllende nächtige Dunkel.

Die Zofe, an die Launen und Gedankensprünge ihrer Gebieterin gewöhnt, harrte in bescheidener Entfernung nach einer Wiederholung des vorigen Befehls derselben. Mit dem von dieser ziemlich laut hervorgestoßenen Namen Felton war übrigens mit dem Mädchen eine merkwürdige Wandlung vorgegangen. Die unterwürfige Demuth in ihren Zügen war plötzlich einem finsteren, drohenden Ausdruck gewichen, ihre forschend auf jene gerichteten Blicke schienen auf dem Grunde der Seele derselben lesen zu wollen, eine wilde Leidenschaftlichkeit lag in dem ganzen Wesen des Mädchens ausgesprochen.

„Und wenn doch irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß mein Vorhaben vereiteln sollte?" überlegte die Dame mehr, als daß ihre Lippen sich bewegt hätten. „Wenn General Hardee sich weigerte, auf meinen Anschlag einzugehen? — Diese Männer sind so unberechenbar, so vorsichtig zurückhaltend. Es fehlt ihnen an der Kühnheit des raschen Entschlusses. O, wenn ich mein Feuer in ihre Seele hauchen könnte! Wenn der General mir seine Unterstützung versagte, was dann? — Wenn das," entschied sie sich nach einigen Augenblicken eines finsteren Nachdenkens, und eine fast dämonische Glut leuchtete aus ihren Augen und sprach aus ihren Zügen, „so werde ich allein handeln. Lebend dürfen diese stolzen Feinde mein Haus nicht anders denn als die Gefangenen des Südens verlassen, doch auch mit ihrem Tode würde die Sache der Konföderation triumphiren. So oder so soll sich der Ruhm der Aufhebung oder der Vernichtung der übermüthigen Satrapen des Nordens an meinen Namen knüpfen. Was Hardee nicht zu unternehmen wagt, ich wage es. Wenn ich seinen Entschluß kennte, so sollte die heutige Abendmahlzeit schon ihre letzte sein. Wenige Tropfen von dem Fläschchen, das ich bei mir trage, reichen aus, um sie Alle dem Grabe zu überliefern. — Wenn ich wüßte," flüsterte sie, den Blick starr in die Dunkelheit gerichtet. „So bleibt mir schlimmsten Falls freilich nur das eine Mittel, sie unter den Flammen dieses Hauses zu begraben. Die Flucht nach Savannah ist durch Jim Neil vorbereitet worden und . . . Wo bleibt aber dieser unerträgliche Zögerer?" unterbrach sie sich. „Der Ruf zur Tafel kann keine Viertelstunde mehr ausstehen und noch immer läßt er auf sich warten. Lydia," wandte sie sich nach einem Moment des Nachdenkens zu der Dienerin, „schnell, eile, erkundige Dich, ob Jim Neil noch nicht zurückgekehrt ist, oder wenn noch nicht, rufe mir Cummings."

(Fortsetzung folgt.)

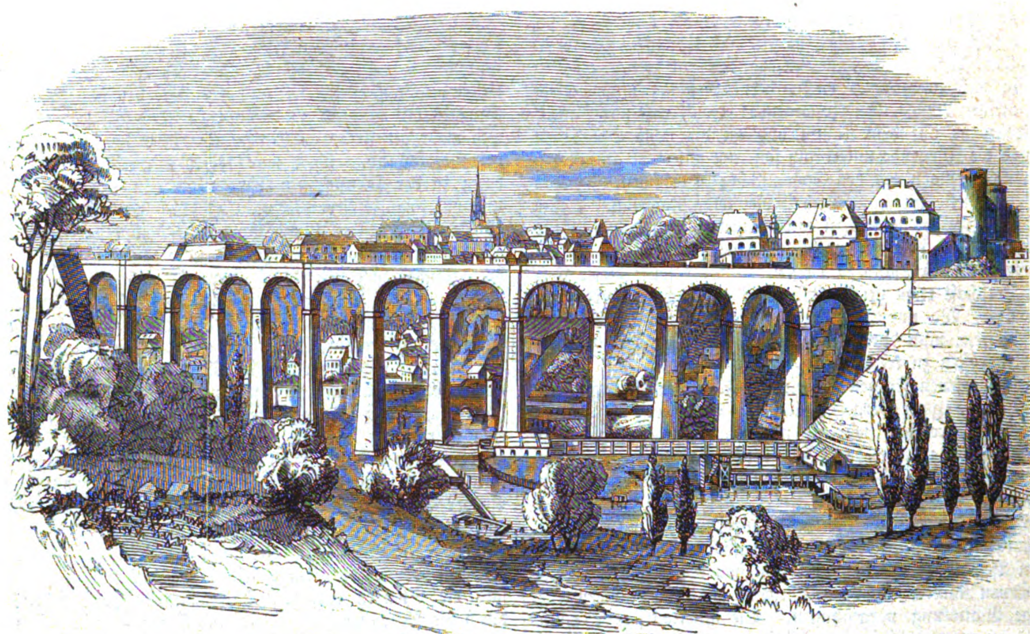
Luxemburg und seine militärische Bedeutung.

(Bilder S. 412 und 413.)

Durch die Verträge von 1815 ist Luxemburg für einen integrirenden Bestandtheil Deutschlands erklärt worden, dem es durch seine ganze Geschichte angehört. In früherer Zeit war es eine Grafschaft, bis es 1354 zum Großherzogthum erhoben wurde. Das Haus Luxemburg, welches dem deutschen Reiche mehrere Kaiser gab, besaß auch zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Mark Brandenburg. Ludwig XIV. nahm den südlichsten Theil und vereinigte denselben als Luxembourg français mit Frankreich; das übrige Land mit 127 Quadratmeilen und mehr als 300,000 Einwohnern blieb im burgundischen Kriege bei Deutschland. Dieß war lange österreichischer Besitz, wurde dann in der französischen Revolution von den Franzosen erobert und mit Frankreich vereinigt. Erst durch den wiener Kongreß ward es als ein deutsches Herzogthum zurückgenommen und dem König der Niederlande als nassauisches souveränes Erbland, als Großherzogthum zugetheilt. 1830 vereinigte es sich in der belgischen Revolution mit Belgien, aber durch die londoner Konferenz wurde es zwischen Belgien und den Niederlanden getheilt. So entstand eine belgische Provinz Luxemburg und das deutsche Großherzogthum Luxemburg. Gegenwärtig wird die Regierung des Landes gebildet aus einem Staatsminister und drei Generaldirektoren, die sich in die verschiedenen Branchen der Verwaltung theilen. Dazu kommt eine jährlich im Oktober zusammentretende Kammer von 31 Mitgliedern. Der König wird stets durch einen Stellvertreter, einen Prinzen des Hauses Oranien repräsentirt, gegenwärtig durch seinen Bruder Heinrich, der die Kammersitzungen eröffnet und jährlich etwa einen Monat in Luxemburg residirt. Die Civilliste, die sich vor 1848 auf 150,000 fl. belief, im Jahre 1848 aber auf 100,000 fl. herabgesetzt wurde, beträgt seit 1858 das Doppelte. Uebrigens sind die Steuern mäßig. Das Land ist größtentheils gebirgig durch die Ardennen, mit Wald und Haide bedeckt. Den materiellen Fortschritten unseres Jahrhunderts hat sich auch Luxemburg nicht verschlossen. Ackerbau, Viehzucht und Forstwissenschaft werden mit Eifer und steter Rücksicht auf die Verbesserungen der neuesten Zeit betrieben. Nicht unbedeutend ist die Ausfuhr an Pferden und Hornvieh, doch kommt am Meisten die Eisenindustrie in Betracht, die gestützt wird durch den unerschöpflichen Mineralreichthum des Bodens. — Abgesehen von den Ansprüchen, die Deutschland auf ein altes deutsches Land ($76_{,6}$ Quadratmeilen mit 206,574 Einwohnern nach der Zählung am Ende 1866) erheben könnte, hat der Großherzog von Luxemburg noch bestehende Verträge mit Preußen, deren erster noch vor der Bundesakte, 31. Mai 1815, abgeschlossen ward und also selbst mit Zerfall des deutschen Bundes in Kraft bleibt. Preußen erhielt dadurch das Besatzungsrecht in Luxemburg. Dieses Besatzungsrecht ward bestätigt und näher geordnet durch die Verträge von 1816 und 1817, wonach Luxemburg eine deutsche Bundesfestung ist, über welche kein Großherzog nicht so ohne Weiteres verfügen kann.

Diese Festung, die Hauptstadt des Großherzogthums, liegt auf dem linken Ufer der Mosel, etwa drei Meilen von diesem Flusse, 5½ Meilen von Trier entfernt, an der Alzette, einem kleinen Nebenfluß der Sauer, welche in die Mosel fällt. Das vielfach gewundene felsige Alzettethal ist von steilen Thalwänden eingefaßt, welche eine absolute Höhe von 300 Fuß erreichen und meist senkrecht mauerfest zur Thalsohle abstürzen. Die Festung liegt auf den dieses malerisch schöne Felsenthal umgebenden Höhen, theils auf den nackten Fels gebaut, theils in denselben hineingearbeitet, welche Eigenthümlichkeit dem Platze den Namen des „zweiten Gibraltar" eingetragen hat. Dieselbe kann eine wahre Musterkarte fortifikatorischer Anlagen genannt werden. Nahezu alle Befestigungsmanieren von der Form des römischen Kastells bis zu den Vauban'schen Mustern und neupreußischen Forts sind hier vertreten. Die Bedeutung Luxemburgs ist nun wie folgt zu präzisiren. Bei einem Kriege mit Frankreich würden die deutschen Armeen voraussichtlich auf zwei Hauptkriegstheatern zu operiren haben: Elsaß-Lothringen und Belgien-Niederrhein, getrennt durch die Mittelgebirgslandschaften zwischen Mosel und Maas. Für den

Fall der Offensive über den Mittel- und Oberrhein gegen Westen wäre zunächst die wichtige Operationslinie Mainz-Kaiserslautern-Metz, welche im weiteren Verlauf zum Marnethal führt, in Betracht zu ziehen. Diese Linie durchschneidet das Netz der zahlreichen ostfranzösischen Festungen, deren bedeutendste hier die Moselfestung Metz ist, Waffenplatz ersten Ranges, jedoch von geringerer Bedeutung, wenn Luxemburg (nur sieben Meilen entfernt) in unseren Händen ist und ihn im Schach hält. Der Besitzer Luxemburgs ist Herr des unteren Saarthales, welches nur durch den schwachen Platz Saarlouis gesperrt wird; das Saarthal durchschneidet aber geradezu senkrecht die erwähnte Operationslinie einer vom mittleren Rhein gegen die Champagne vordringenden Armee.



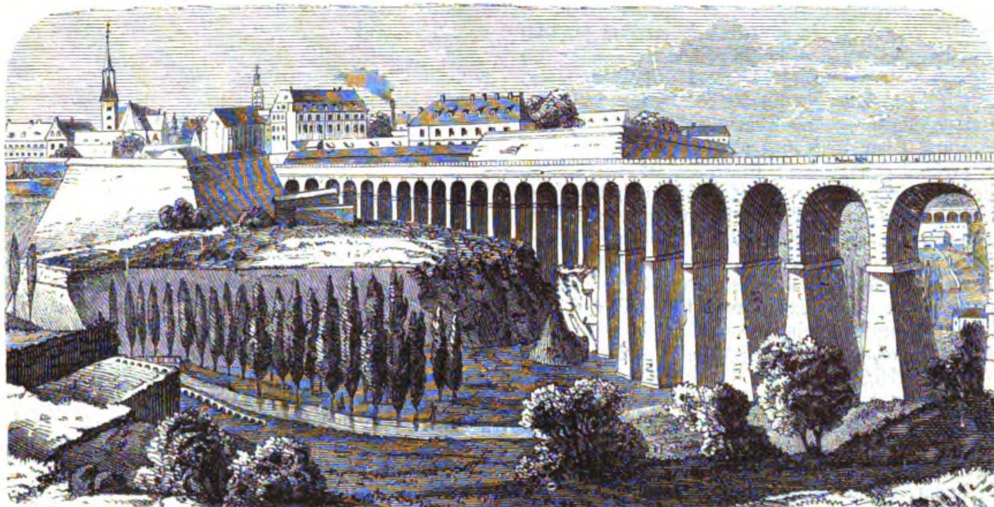
Luxemburg. **Der Viadukt über den Visserweg.** Von Besselich.



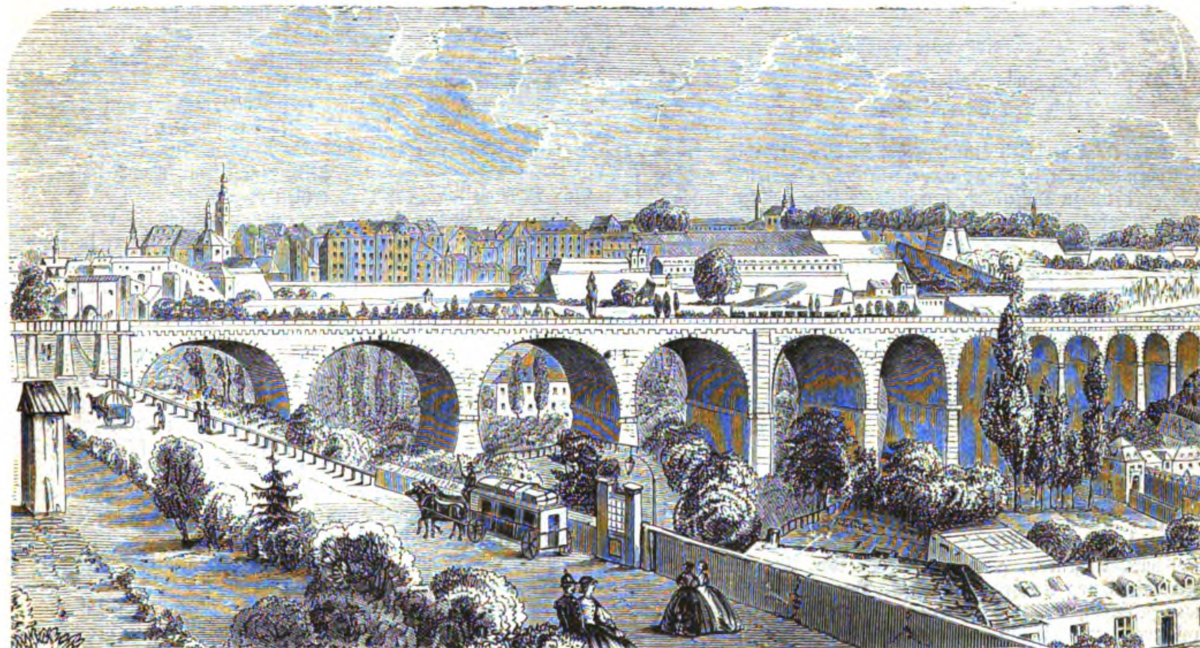
Luxemburg. **Der Viadukt von Klausen.** Von Besselich.

Eine französische Festung Luxemburg ist, in Verbindung mit Metz, deßhalb durchaus befähigt, die Verbindungslinien der Letztern ernstlich zu kompromittiren, zwingt ferner diese, sich durch Abgabe starker Blokadekorps erheblich zu schwächen. Luxemburg preußisch: bedeutet also Sicherung, französisch: Bedrohung unserer Verbindungslinien in unserer rechten Flanke. Aehnlich, wenn gleich in beschränkterem Maße, wird sich der Einfluß einer in französischen Händen befindlichen Festung Luxemburg für die linke Flanke einer vom Niederrhein durch Belgien vorbrechenden deutschen Armee geltend machen. Einen ganz besonderen positiven Werth erhält die Festung aber durch vier Bahnlinien, deren Knotenpunkt Luxemburg ist, ein Umstand, der bei der gesteigerten strategischen Bedeutung der Eisenbahnen für die heutige Kriegführung wohl zu beachten bleibt. Diese Bahnlinien sind: 1) die Linie Nancy-Metz-Luxem-

burg, 2) die Linie Luxemburg-Namur-Brüssel, 3) Luxemburg-Spaa-Lüttich, 4) Mainz-Saarbrücken-Saarlouis-Trier-Luxemburg. Die beiden erstgenannten Linien, welche in Luxemburg ihren Anschluß finden, laufen parallel den französischen Grenzen, berühren mehrere feste Plätze und stehen mit dem Centralpunkt Paris, sowie mit dem Süden und Norden des Landes in mehrfacher direkter Verbindung. Der strategische Aufmarsch der französischen Streitkräfte wird durch diesen (einzigen) den Grenzen parallelen Schienenweg sehr begünstigt, eine beliebige Verschiebung derselben von Süden nach Norden und umgekehrt sehr erleichtert. Die Linie Luxemburg-Lüttich läuft parallel der preußischen Grenze auf luxemburg-belgischem Gebiete, sie verbindet Mosel- und Maasthal auf dem kürze-



Luxemburg. **Der Viadukt über das Petrusthal.** Von Besselich.



Luxemburg. **Der Viadukt vom Pfaffenthal.** Von Besselich.

sten Wege und schneidet die Linie Köln-Lüttich-Brüssel bei Verviers. Luxemburg ist der Knotenpunkt der drei genannten Linien, welchen man, vom französischen Standpunkt aus betrachtet, einen sehr erheblichen defensiven und offensiven Werth beilegen muß. Viertens mündet hier die sehr wichtige, das Rhein-Nahe-Saar-Moselthal verbindende Bahnstrecke, welche, im Anschluß an die Linie Luxemburg-Namur-Brüssel, von deutscher Seite aus betrachtet, die wichtigste, weil einzige Verbindung des belgischen und lothringen'schen Kriegstheaters mittelst des Schienenwegs abgibt. Ohne den Besitz von Luxemburg ist die Verbindung beider sehr in Frage gestellt, ja ernstlich bedroht.

Die Bahn zwischen Luxemburg und Trier ist durch die Gesellschaft „Wilhelm-Luxemburg" auf luxemburgischem Gebiete und durch die preußische Regierung auf preußischem Staatsgebiete ausgeführt

worden. Großartig sind namentlich die Bahnbauten, welche durch den Rayon der luxemburger Festung und über Thäler hinweg zur Stadt geleiten. Von den vier Viadukten der genannten Bahnstrecke, demjenigen über den Bisserweg, dem von Klausen, dem von Pfaffenthal und dem über das Petrusthal ist der Letztere bei Weitem der bedeutendste. Die Höhe und Schlankheit der Pfeiler dieses Viaduktes, der die Kommunikation zwischen Stadt und Bahnhof vermittelt, sowie die weite und bedeutende Zahl seiner Bögen gewähren einen überraschenden Anblick. In Folge dieser Eisenbahnbauten sind in Luxemburg in neuerer Zeit mehrere fortifikatorische Werke nothwendig geworden, so daß es nun eine der stärksten Festungen Europas darstellt, wozu es durch die Natur besonders begünstigt ist. Die Stadt selber bietet außer dem im spanisch-niederländischen Style erbauten Gouvernementsgebäude wenig Sehenswerthes; dagegen hat ihre Umgebung pittoreske Landschaftsbilder und mehrere großartige industrielle Etablissements aufzuweisen. Am Wichtigsten bleibt immer die militärische Bedeutung des Großherzogthums mit seiner Festung. Luxemburg in französischen Händen, in Verbindung mit Metz und den nur drei bis vier Meilen entfernten Plätzen Longwy und Thionville, vermag die Operationen jeder den Mittel- und Niederrhein überschreitenden Armee empfindlich lahm zu legen, ist eine nicht zu verachtende Basis für die französische Offensive gegen die Rheinlinie und schließlich eine unausgesetzte bedenkliche Bedrohung unserer gesammten linksrheinischen Besitzungen. Die erhebliche Bedeutung dieses Waffenplatzes für unsere Zwecke hingegen würde sich noch bedeutend steigern nach Vollendung der projektirten Bahnstrecken Trier-Köln und Trier-Koblenz, durch welche Luxemburg mit den starken Rheinfestungen in direkte Verbindung gebracht würde, gewissermaßen als deren vorgeschobener Posten, in gleichem Maße für offensive wie defensive Zwecke gut geeignet, Grund genug, die Frage über den Besitz des Platzes der reiflichsten Erwägung zu unterziehen.

Peter von Cornelius.

Ein deutsches Charakter- und Künstlerbild.

(Bild S. 409.)

Hochbetagt verschied am 6. März in Berlin der Altmeister der deutschen Malerkunst, Peter von Cornelius. Geboren am 23. September 1783 zu Düsseldorf, bewahrte er seine geistige Frische, sein wohlwollendes, liebenswürdiges Wesen bis in das hohe Alter. Als in der Frühe seines Todestages der letzte Kampf begann, sagte er zu seiner Frau: „Ich werde diese Nacht sterben!" und als sie ihn von diesem Gedanken ableiten wollte, setzte er hinzu: „Nein, das Röcheln bedeutet Tod; es ist vorbei." Mit ungebeugter Kraft hielt er bis zum letzten Augenblick die Herrschaft des Willens und Bewußtseins aufrecht; eine Jünglingsseele wohnte bis zuletzt in dem verfallenden Leibe.

Um den Künstler Cornelius zu begreifen, müssen wir den Menschen kennen lernen. Der Kunst verleiht erst eine edle Persönlichkeit den natürlichen Boden gesunder Blüte, die wahrhaft göttliche Weihe.

Cornelius war ein gewaltiger und doch demüthiger Mann. Sein ganzes Wesen, Thun und Reden trug den Stempel des Genius. Zwar war er klein von Gestalt, hatte markige, derbe Züge; doch der wunderbare, fast dämonisch bezaubernde Blick seines durchdringenden, geistvollen, leuchtenden Auges gab der ganzen Erscheinung ein hoheitsvolles Gepräge; der Bau seines Kopfes war großartig und der Ausdruck seines Gesichtes mächtig. Charaktervoll, wie die äußere Erscheinung, war seine ganze Lebensführung. Von katholischen Eltern geboren, blieb er seiner Konfession treu bis in den Tod; aber das angestammte Bekenntniß hatte für ihn nicht die Bedeutung einer äußerlichen Sache, die sich der Zurechnungsfähigkeit entzieht, sondern es wurde ihm Sache des Herzens, das sich mit der Wahrheit der Vernunft nicht in Widerspruch setzte. Er war ein gläubiger, doch nicht ein abergläubiger Katholik; er war zuerst Christ und dann Katholik.

Von einem Künstler kann man nicht verlangen, daß er zugleich Philosoph sei. Nicht das abstrakte Denken, sondern die dichterische Begeisterung war bei Cornelius der Ausgangspunkt seiner Thätigkeit. Alle seine Werke sind im hervorragendsten Sinne geschaffen. Innere Kämpfe, wie die Meisten unserer Tage, vom Zweifel angeregt, sie in Bezug auf ihren Glauben und ihre Grundsätze durchzuführen haben, sind bei ihm nie zum vollen Durchbruch gelangt. Unbeirrt und unbefangen blieb sein Urtheil, mild und duldsam sein Gemüth.

Mit demselben unbeirrten Wesen, mit welchem er seiner Religion anhing, behauptete er seine Meinung über Welt und Menschen, da er eben auch hier ganz vorwiegend glaubte. Ein Urtheil über Verhältnisse oder Personen, das er aus eigener Erfahrung hatte, stand felsenfest, und er ließ sich zu einer Aenderung nicht bestimmen, wenn er nicht etwa selbst eine neue entgegengesetzte Erfahrung machte. Dann aber hielt er mit derselben Beharrlichkeit an diesem berichtigten Urtheile fest. Eine vermittelnde Halbheit kannte er in seinem Urtheile nicht; für ihn gab es entweder nur „edle Männer" oder, nach einem beliebten Ausdruck seiner rheinischen Heimat, „Lumpen". Diese Bestimmtheit des Charakters schloß aber nicht aus, daß Cornelius wie ein Jüngling weich, mild, schamhaft und demüthig sein konnte. Ueber die Noth des Geringsten unter seinen Mitmenschen konnte er bis zu Thränen gerührt werden. Er hat reichlich gegeben, unterstützt und geholfen und dabei das Gebot: „Laß Deine Linke nicht wissen, was Deine Rechte thut!" getreulich erfüllt. Demüthig empfand er, daß er Alles, was er kannte und hatte, nicht von sich aus besaß. Er beugte sich im Gefühl eigener Unwürdigkeit vor Dem, der auch durch ihn sprach und sich offenbarte. Gewöhnliche Bescheidenheit verachtete er, aber nach wahrhaft gottergebener Demuth rang sein Gemüth mit allen Kräften. Für die Geisteswerke aller Zeiten und Völker hatte er das tiefste Verständniß. Die Bibel, besonders das neue Testament, war ihm seit den Jugendjahren fast tägliches Brod. Dante und Shakspere verehrte er auf's Höchste, besonders aber Schiller und Goethe. Schiller stellte er als Mensch, Goethe als Künstler höher, aber Beide waren ihm gleich groß und unentbehrlich. Die sittliche Größe und die philosophische Tiefe in den Werken des Aeschylos und Sophokles erkannte er als etwas dem Christenthum Verwandtes. In demselben Sinne sagte er stets, wenn von Sokrates die Rede war: „Das war ein Heiliger!" Tiefe Sittlichkeit wie höchste Begeisterung konnte er sich nicht anders vorstellen, als auf religiösem Grunde ruhend. Der Genuß edler Werke der Dichtung und Kunst war ihm stets eine Andacht. Und so war es auch in seinem eigenen Schaffen. Seine Kunst war ihm Religion und seine Religion konnte er nicht denken ohne Kunst.

Das künstlerische Erstlingswerk von Cornelius ist eine Wandmalerei an der Kuppel der alten Kirche zu Neuß, die er in seinem neunzehnten Jahre ausführte. Bedeutender waren (1810) seine Zeichnungen zum „Faust" und zum Nibelungenlied; 1811 ging er nach Rom, wo sich ihm, in Gemeinschaft mit gleichstrebenden Künstlern, namentlich mit Overbeck, die hohe Bedeutung der großen Meister erschloß. Er arbeitete viel, unter Anderem für die Villa des preußischen Generalkonsuls Bartholdy, und seine Kompositionen begannen Bewunderung zu erregen. 1819 erhielt er gleichzeitig einen Ruf nach München und als Direktor an die düsseldorfer Akademie. Zwischen beiden Orten blieb bis 1825 seine Thätigkeit getheilt. Nun berief ihn König Ludwig zum Direktor der Akademie nach München. Die erste größere Arbeit, mit welcher Cornelius Neu-Athen schmückte, sind die Fresken in den Hauptsälen der Glyptothek. Der Bestimmung des Baus entsprechend, bildet die griechische Götter- und Heldenwelt, die hellenische Sage überhaupt, den Gegenstand der Darstellung, aber nicht in isolirten Szenen, sondern durch eine Reihe tiefer Gedanken zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden. Auch seine Bilder in der Pinakothek, welche die Geschichte der mittelalterlichen Kunst zu ihrem Vorwurf haben, weisen einen nothwendigen Entwicklungsgang auf. Sein drittes Hauptwerk ist der umfassende Bildercyklus in der Ludwigskirche, nicht mit Unrecht als ein christliches Epos gefeiert und stolz der monumentalen Malerei der Vergangenheit als ebenbürtig gegenübergestellt. Die Grundlehren des christlichen Glaubens von der Schöpfung und Erlösung, von der Gemeinschaft der Heiligen und vom jüngsten Gericht sind hier mit einer Vollständigkeit und erschöpfenden Tiefe behandelt, auf die ein Kirchenlehrer stolz sein könnte.

Ostern 1841 berief ihn Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin.

Sein erstes hier gemaltes Bild: Christus in der Vorhölle (Raczynski'sche Gallerie) wollte keinen rechten Anklang finden; einen desto gewaltigeren Erfolg hatten seine seitdem so berühmt gewordenen Kartons für das Camposanto, welche die Geschichte der Heilsoffenbarung darstellen und in denen die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des Meisters noch einmal in ihrer ganzen Schärfe zusammengefaßt sind. Im Gegensatz zu seinen früheren Werken, die sich einfach und unmittelbar verständlich darstellen, unterliegt bei diesem ausgedehnten Bilderkreise das Verständniß der zu Grunde liegenden Gedanken mannigfachen Schwierigkeiten, die dadurch gehoben werden, daß der Künstler selber die Deutung des Werkes übernommen. Das Grundthema des Bilderkreises ist die Stelle des Römerbriefes: „Der Sold der Sünde ist der Tod, die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christus unserem Herrn." Derselbe gliedert sich, den vier Wänden des Camposanto entsprechend, in vier Haupttheile: 1) die Erlösung von der Sünde und ihrer Folge; 2) die Göttlichkeit Christi, deren Erkenntniß seinem Tode erst die welterlösende Bedeutung gibt; 3) Fortsetzung des Werkes Jesu durch die Kirche, und 4) Ende des irdischen und Uebergang zum ewigen Leben. Die Konzeption und Komposition des Ganzen ist eine freie Dichterthat, eine durchaus originelle Schöpfung des Meisters: ein Epos mit eingewebten Chorgesängen, wie er sie nennt.

Wer von der Malerei zunächst Befriedigung des Auges verlangt, wird solche beim Anschauen der Werke unseres Meisters nicht finden. Cornelius konnte nicht in Oel malen und übertrug auch die Ausführung seiner Freskoarbeiten regelmäßig anderen Händen. Seine charakteristische Eigenthümlichkeit besteht darin, daß er seinen Bildern einen streng einheitlichen, dabei aber reich entwickelten Gedankenkreis zu Grunde legt und mit Vorliebe geschlossene Bildercyklen schafft. In der Erfindung ausgedehnter Bildercyklen, mit feinem Sinn für Rhythmik ausgeführt, liegt seine Hauptstärke. In der Begabung, großartige, tiefe Gedanken in weiteren Gestaltenreihen niederzulegen und in ausgedehnten Räumen scharfsinnig zu entwickeln, in der Fähigkeit, Gedichte zu zeichnen, findet Cornelius kaum einen Nebenbuhler. Von imponirender Schönheit sind besonders die Gestalten der Evangelisten und Kirchenväter (in der Ludwigskirche), die Gruppe der acht Seligkeiten, die Gruppe der Verzweifelnden im Untergange von Babel und die vier apokalyptischen Reiter. — Einfacher und doch treffender konnte Cornelius nicht charakterisirt werden, als durch die folgenden Worte von Melchior Meyr, die er voriges Jahr über ihn in der „Bayer. Zeitung" schrieb: „Wahrheit ist seine Stärke. Wahrheit verkünden seine Bilder, Wahrheit spricht sein Mund. Dadurch, daß er der wahre Mensch ist, dadurch eben ist er der wahre Künstler."

Federzeichnungen aus Baden.

Von

C. Nebenius.

I. Im Audienzsaal des großherzoglichen Schlosses.

Auch in dem badischen „Musterstaate" hat sich, trotz der vollen konstitutionellen Entwicklung, die alte konservative Einrichtung forterhalten, daß den Landesangehörigen gestattet ist, an gewissen Tagen dem Landesherrn selbst persönliche Anliegen vorzutragen. Es ist überhaupt diese Sitte des persönlichen Entgegenkommens etwas in Süddeutschland so Eingewurzeltes, daß ein Aufgeben dieses uralten Gebrauchs im Volke einen recht schlimmen Eindruck machen würde. Von diesem Rechte wird im Allgemeinen ein sehr großer Gebrauch gemacht, und dauern die Audienzen oft bis zum späten Nachmittag, da Jeder, der sich anmeldet, auch vorgelassen wird. Die Anmeldung geschieht schriftlich bei dem vortragenden Kabinetsrath. Jeder, der eine Audienz erhalten will, muß den Gegenstand derselben in einer Vorstellung einreichen und wird von dem betreffenden Beamten noch zudem vorher über die Sache gehört, damit er dem Fürsten die Sache zuvor gedrängt vortragen kann. Außer diesen Personen kommen an den gewöhnlichen Audienztagen, welche jeweils Mittwochs abgehalten zu werden pflegen, Beamte aller Art, welche ihren Dank für eine Beförderung u. s. w. darbringen wollen, und denen natürlich die Verpflichtung nicht obliegt, deßhalb gleichfalls schriftlich sich anzumelden. Hier genügt die mündliche Anmeldung, wie überhaupt derartige Personen in ein besonderes Wartzimmer gewiesen werden. Das allgemeine Wartzimmer ist gewöhnlich, wie gesagt, an Audienztagen stark besetzt. Personen aus dem Bürger- und Bauernstande, Männer, Weiber und Mädchen, oft in der Zahl von 30 bis 40, sitzen auf umstehenden Bänken und Stühlen, des Augenblicks harrend, der sie vor das Angesicht eines Mächtigen der Erde führen wird. Die bange Erwartung, welche stets Leute aus dem Volke überfällt, wenn sie einen, wie sie meinen, wichtigen Schritt ihres Lebens zu machen im Begriffe sind, drückt der ganzen Gesellschaft das Siegel des Schweigens auf. Man könnte in der Regel eher das Herz klopfen, als ein Gespräch hören. Es ist eine unheimliche Stille vorherrschend, bloß durch das Ab- und Zugehen der reich galonirten Hofdiener und den Tritt der Wachen auf dem Gange unterbrochen. Was mögen alle diese Menschen, die aus den verschiedensten Gegenden des Landes hier sich eingefunden, wohl auf dem Herzen haben! Alle drückt etwas, das beweist ihr Erscheinen, auf das sie ja ihre einzige Hoffnung setzen, das beweisen aber auch ferner die meist leicht zu beobachtende Niedergeschlagenheit und der oft trübe Anflug auf den meisten Gesichtern. Ach, es ist ja so viel Elend auf der Welt! Dieses ärmlich gekleidete Weib, was führt sie wohl herbei, etwa der Wunsch nach dem gefangenen Gatten, dem Ernährer ihrer Kinder, oder die Bitte um seine Anstellung im niederen Dienste als Bahnwart oder etwas ähnlich? Und dort der Mann mit dem abgeschabenen Rocke, den die Bürste noch mehr strapazirte, welches Anliegen mag er haben? Glaubt er sich vielleicht in seinem Rechte benachtheiligt, oder von Beamten chikanirt, oder bittet er, ihm den einzigen Sohn zu lassen, den ihm die Aushebung wegzunehmen droht? Dort den ruhigen Gesichtern der Bauern sieht man es wohl an, daß sie weniger in persönlichen Angelegenheiten, als wohl im Interesse der Gemeinde, vielleicht wegen des Waldes, oder wegen der anzulegenden Eisenbahn gekommen sind. Der Bürgermeister befindet sich darunter, das sieht man an der Amtsmiene, die er seinem Herrn Oberamtmann abgesehen haben mag. Jenen jüngeren Menschen scheint gar die Liebe bis in das Schloß gebracht zu haben. Einem Andern, der gleichfalls noch ein einfaches Papier hat, sehe ich über die Schultern auf dasselbe; es enthält die Zeichnung eines Gewehrs: mir geht ein Licht auf, der Mann hat ein neues Hinterladungsgewehr erfunden und beantragt jetzt wohl dessen Einführung in der badischen Armee. Dort wieder erblicke ich einen besser gekleideten jungen Mann, in dem ich einen armen Apothekergehülfen erkenne. Er bewirbt sich gewiß um die Personalkonzession einer neuen Landapotheke. Man hat in dem Wartzimmer lange Gelegenheit, solchen Betrachtungen und Vermuthungen nachzuhängen, denn obschon die Audienz um 10 Uhr beginnt, wo die Anmeldungsschriften abgegeben sein müssen, wird doch kaum vor 1 Uhr der Erste vorgelassen. Es ist dieß natürlich, da selbst nur ein kurzes Berichterstatten immerhin bei so vielen Angelegenheiten Zeit in Anspruch nimmt. Wer daher in die Audienz geht, sofern er es kann, weiß sich vorher durch ein reichliches Frühstück zu stärken. Bei jedem Ab- und Zugang von Bedienten, die hier wirklich oft der Gegenstand des Neides sind, wird die Erwartung rege, es werde Jemand aufgerufen. Endlich kommt auch diese Stunde, die große Sensation macht. Ein Adjutant, die Schärpe über der Schulter, ruft den Betreffenden, führt ihn durch ein Vorzimmer, in welchem mehrere andere Offiziere und höhere Beamte sich befinden und sagt ihm, er solle dem Großherzog nur sofort seinen Namen nennen. Die Thüre wird geöffnet: man steht in einem prachtvoll möblirten, mit schweren damastnen rothen Vorhängen behangenen länglichen Saale dem Großherzoge in Uniform allein gegenüber. Der Eindruck, den das persönliche Auftreten des Großherzogs Friedrich von Baden macht, ist ein wohlthuender, herzgewinnender. Die imposante schöne Gestalt mit den klaren Augen und dem stattlichen Barte, die sonore Stimme und das freundliche Entgegenkommen müssen selbst den Niedergebeugtesten ermuthigen. Es ist nicht zu verkennen, daß eine gewisse Offenheit diesem edlen Fürsten innewohnt und daß es seine Schuld nicht ist, wenn nicht alle Berge eben und alle gramerfüllten Herzen freudig werden. Jedem, dem er sich naht, bezeugt er freundliche Theilnahme, er-

kundigt sich nach den Einzelnheiten und näheren Verhältnissen und entläßt mit dem Troste, daß er den lebhaftesten Wunsch habe, daß der Bittsteller, sofern es möglich sei, in seinen Anliegen befriedigt werde. Dieser Trost mag oft ein Hoftrost sein und Viele, ja man kann sagen wohl die Mehrzahl, werden keine Häuser darauf bauen können; nicht das Herz des Großherzogs, auch die Minister haben

Parlamentsbilder.

Von **Herbert König.**

Die Fraktionen.



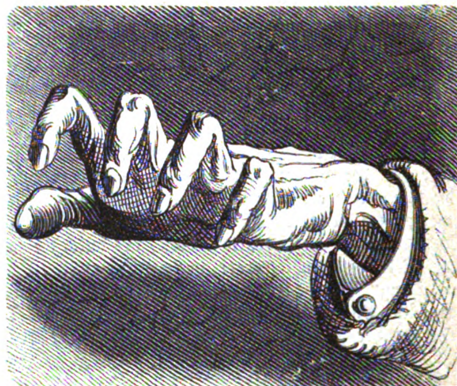
Klerikal.



Nationalliberal.



Partikularistisch.



Annexionistisch.

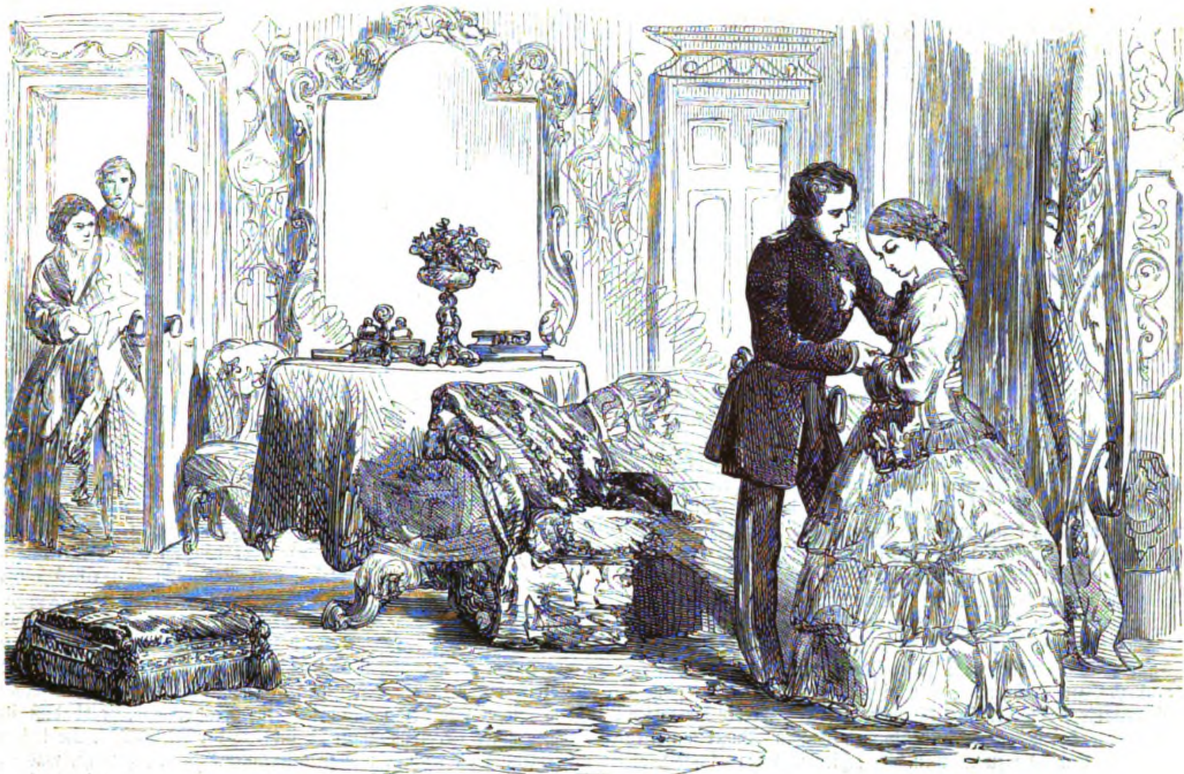


Südstaatlich.



Augustenburgisch.

dabei mit zu entscheiden. Wir leben in einem konstitutionellen Staate. Mag aber dem sein, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, Alle, die eine Audienz gehabt, gehen von Karlsruhe leichteren Herzens fort, als sie gekommen, und schon die Gewißheit, daß der Fürst des Landes Theilnahme an ihrem Schicksal genommen, wird für Viele, auch wenn ihre Bitte ohne Erhörung geblieben, wenigstens von gemüthlichem Werthe sein.



Klemens Foster's Abschied von Harriet Wyndham. (S. 419.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

39. Neue Unterhandlungen.

Am Morgen nach der zwischen Sir Richard Trevanian und dem Unbekannten an der Westminsterabtei stattgehabten Unterredung empfing Martha Mendez ein Billet von Mr. Storck, worin dieser in den demüthigsten Ausdrücken um Gehör bat. „Der Mann wartet unten," sagte der Diener, als er dieß Billet in den Salon trug, wo Martha mit Klemens Foster sich befand. „Bleiben Sie hier, bis ich zurückkomme; ich habe Sie vielleicht nöthig," bemerkte Martha gegen den jungen Offizier. Als sie hierauf sich in's Bibliothekzimmer begab, war sie überrascht durch das ängstliche Aussehen des Wucherers, dessen geröthete Augen von einer schlaflos verbrachten Nacht zeugten. „Ich habe keinen Augenblick Ruhe mehr," begann er mit gerungenen Händen, „so lange diese schrecklichen Briefe nicht in's Feuer geworfen sind. Ich sitze wie auf einem Vulkan. Wenn ich meine Augen schließe, habe ich fürchterliche Tränme; ich sehe den Henker, seine Hände greifen an meinen Hals, und wenn ich entsetzt erwache, bin ich in kaltem Schweiß gebadet und mein Herz zittert." — „Möchten diese Schrecken Sie zur Reue führen!" erwiederte Martha ernst. „Gott verzeiht dem Sünder, der Buße thut, wenn auch nicht in diesem, so doch in jenem Leben." — „Aber ich kann nicht bereuen, so lange ich nicht in Sicherheit bin!" rief der Wucherer angstvoll. „Lassen Sie mich diese schrecklichen Papiere zerstören! Ich will kein Geld haben, ich bin bereit, es zu verlieren, Alles zu verlieren! Lieber will ich betteln, als den Galgen vor Augen haben! Wenn es jetzt an meine Thüre klopft, zittere ich, während ich sonst lächelte, weil ich wußte, es kam Einer, der für Geld dreifachen Werth bezahlte!" — Martha wendete sich mit einer Mischung von Mitleid und Widerwillen ab; sie sah in dem Ausdrucke seiner Furcht keine Spur von Reue. „Sie wollen also," sagte sie, „lediglich auf den Rechtlichkeitssinn Klemens Foster's bauen, wenn diese Papiere vernichtet werden?" — „Das ist's, um was ich bitte!" entgegnete lebhaft der Wucherer. — „Gut, so sei es. Ich werde Sie zu meinem Bankier begleiten und die Papiere zurücknehmen." — Der haßvolle Blick aus Storck's kleinen Augen, welcher Martha nicht entging, ließ sie nachdenken. Sie glaubte, daß es möglicher Weise unklug sei, mit einem Menschen solcher Art in einem Wagen allein zu sitzen, besonders so lange sie die Beweismittel seiner Verbrechen in Besitz hatte; daher klingelte sie. Der Wucherer blickte sie besorgt an. „Ich wünschte Mr. Klemens Foster zu sprechen," sagte Martha dem erscheinenden Diener. — „Klemens Foster ist hier!" rief Storck betroffen. — „Nun ja, er soll uns begleiten." — Der Wucherer stöhnte in verhaltenem Zorn; er hatte wirklich die Absicht gehabt, unterwegs die Briefe und den Wechsel gewaltsam von Martha zu nehmen. „O Du verdammtes Weib!" sagte er bei sich, die Zähne zusammenbeißend. „Vielleicht kommt auch für mich der Tag der Rache!"

Als Klemens in's Zimmer trat, erbebte er unwillkürlich wie vor dem Anblicke einer giftigen Schlange, indem sein Auge auf Storck fiel, der sich vor ihm demüthig verneigte. „Ich hoffe," sagte Klemens, „es ist nicht meinetwegen, daß Sie sich durch diese Person müssen stören lassen!" — „Ihretwegen? O nein, nicht ganz. Diese Unterredung erfolgte auf inständiges Bitten Mr. Storck's; er hat sich erboten, Ihren Wechsel, welcher sich in den Händen meines Bankiers befindet, zu vernichten." — „Ich kann es nicht ertragen, Miß Mendez!" fuhr Klemens fort. „Mein Vater wird mein Erbieten, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, annehmen; ich werde ihm Alles sagen, den Dienst quittiren und in

sein Bureau zurückkehren. Es ist ein schweres Opfer, um so peinlicher, weil unser Regiment Ordre erhalten hat, sich einzuschiffen, aber ich werde es bringen, wenn mein Vater es verlangt." — „Sie sind ein edler, ehrenwerther Sohn!" versetzte Martha, seine Hand ergreifend. „Doch ist diese Probe Ihrer Hingebung unnöthig, da Mr. Storck selbst verlangt, nicht allein Ihren Wechsel zu vernichten, sondern auch mit der Bezahlung bis zum Eintritt Ihrer Mündigkeit zu warten." — Klemens blickte sie zweifelnd an. — „Habe ich Sie jemals getäuscht?" — „Nein, niemals." — „Nun denn, erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen sagte; ohne ein einziges Stück Geld, ohne Garantie und ohne Versprechen wollte ich Sie aus den Händen dieses Vampyrs befreien — es ist geschehen und ich bin glücklich darüber. Seien Sie es auch und fragen Sie nicht, wie es zugegangen ist."

Nach einer so deutlichen Erklärung hatte Klemens nichts mehr zu bemerken. Der Wagen fuhr an der Thüre vor, und die drei Personen stiegen ein, um sich zum Bankier zu begeben. Das Packet wurde in die Hände des jungen Foster gelegt, welcher den angstvollen Blick nicht ganz begriff, womit der Wucherer jeder seiner Bewegungen folgte. Nach Harleystreet zurückgekommen, stieg Jener zuerst aus dem Wagen und blieb vorsichtig an der Thüre stehen, bis Klemens und Martha in die Bibliothek eingetreten waren. „Hol' ihn der Geier!" sagte Foster bei sich selbst. „Bildet er sich ein, ich wollte ihn bestehlen?" — Sobald alle Drei Platz genommen hatten, brach Martha das Siegel des Packets, zog zunächst den Wechsel hervor, reichte ihn Klemens und ersuchte ihn, denselben in's Feuer zu werfen welches im Kamin brannte. — „Ist dieß Ihre eigene und freie Meinung?" fragte dieser den Wucherer, dessen Augen starr auf das Packet in Martha's Hand gerichtet waren. — „Ja, ja, es ist mein freier Wille," antwortete Storck, sich selbst Gewalt anthuend. — Einige Augenblicke später ging das verhängnißvolle Billet in Flammen auf. — „Aber die Briefe!" ächzte Storck, indem er seine langen hagern Finger ausstreckte, um sie in Empfang zu nehmen. — „Hier sind sie!" sagte Martha kalt. — Er ergriff einen, las ihn, dann einen andern, einen dritten und so alle, und Einer nach dem Andern wanderte nach kurzer Prüfung in's Kaminfeuer. Bei dieser Verrichtung leuchteten die Augen des Wucherers fast so glänzend, wie die brennenden Beweise seiner Verbrechen. Kaum aber hatte er sich überzeugt, daß diese Beweise nicht mehr existirten, so gewann sofort sein Gesicht einen veränderten Ausdruck und jeder Zug von Unterwürfigkeit verschwand. Das war nicht mehr der vor Furcht zitternde, mit halber Stimme sprechende Mann; aus dem kriechenden Wurme war eine sich ringelnde Viper geworden. Storck knöpfte seinen Rock zu, zog seine Handschuhe an und nahm seinen Hut. „Guten Tag, Martha Quin!" sagte er mit malitiösem Ausdruck. „Guten Tag, Herr Klemens Foster! Heute haben Sie Ihren Willen, aber ich komme vielleicht bald an die Reihe; ich gehöre zu Denen, die weder ihre Freunde, noch ihre Feinde vergessen, und bringe mit Ihnen meine Rechnung in Ordnung, wie man sie mit mir in Ordnung gebracht hat!" — „Seine Freunde!" entgegnete Klemens mit Spott. „Kann ein solcher Mensch jemals einen Freund haben?" — „O doch, ich hatte einen!" versetzte Storck höhnisch. „Fragen Sie nur diese Frau hier — ihr Großvater war mein Freund. Wir waren zu unserer Zeit Associés, nicht wahr, Martha?" — „Es ist wahr," antwortete Miß Mendez kalt. „Von diesen beiden Associés steht der Eine vor Gott, um Rechenschaft zu geben für sein schuldvolles Leben; der Andere lebt noch, und fordert den Himmel durch seine Lästerungen heraus. Aber mein Großvater war nicht Ihr einziger Freund und Vertrauter, Sie hatten noch einen — den Kapitän!" Bei Nennung des Kapitäns verlor die Haltung des Wucherers etwas von ihrer Sicherheit. „Dessen Briefe an Peter Quin befinden sich ebenfalls in meiner Gewalt," fuhr Martha fort; „sie wurden in sehr verschiedenen Angelegenheiten geschrieben." — Der Wucherer verstand den Wink und wurde bescheidener. „Ich habe Sie nicht zu betrügen gesucht," sagte er; „übrigens gaben Sie mir Ihr Wort." — „Halten Sie das Ihrige, und ich werde das meinige halten," sagte Martha streng. „Nicht ein Wort darf zu den Ohren des Advokaten dringen. Was mich betrifft, so bin ich ohne Furcht, meine Bedienten sind treu und gut bewaffnet." — „O könnten Sie glauben, theuerste Miß . . ." — „Genug, genug! Aber hören Sie noch das Eine: lassen Sie sich nicht von dem Dämon, welchem Sie dienen, fortreißen; unternehmen Sie nichts, um sich von mir zu befreien! Ihre Sicherheit hängt davon ab. Selbst im Grabe könnte ich Sie noch treffen." —

Storck verließ das Haus kriechender und elender als zuvor. — „Theuerste Miß Mendez," sagte Klemens mit Wärme, „welchem Kummer und Verdruß, ja welcher Gefahr selbst ist Ihre Freundschaft für mich ausgesetzt worden! Wenn dieser Schurke . . ." — „Sprechen wir nicht mehr von ihm — sein Leben hängt von dem meinen ab!" unterbrach ihn Martha, und bald darauf trennte sich Klemens von ihr, um vor seiner Einschiffung nur noch einmal für kurze Zeit zu ihr zurückzukehren.

Werfen wir zuförderst einen Blick auf das zweite von Sir Richard Trevanian mit dem Unbekannten verabredete Rendezvous an der Westminsterabtei. Der Baronet stellte sich pünktlich ein, doch war der Unbekannte ihm zuvorgekommen. „Ich freue mich, Sie zu sehen, Sir Richard!" sagte er. — „Still, keine Namen! Das Echo dieser alten Mauern könnte sie wiederholen!" raunte der Baronet ihm zu. — „Und wenn es wäre — hier sind nur Todte, die es hören könnten. Ich habe mich vorher ganz genau umgesehen, es ist Niemand hier." — „Haben Sie das Papier?" — „Ich habe es," antwortete der Unbekannte, ein Päckchen unter seinem Mantel hervorziehend. „Hoffentlich sind Sie gleichfalls mit der nöthigen Belohnung versehen?" — „Seien Sie ohne Sorge, Ihre Dienste werden bezahlt werden. Zunächst aber will ich mich vergewissern, daß Sie mit meiner Wißbegier und Besorgniß kein eitles Spiel treiben."

Er zog eine kleine Laterne aus der Tasche, zündete sie an und griff nach dem Päckchen, welches ihm der Unbekannte ohne Zögern überließ. Der Baronet prüfte das Siegel; es war unverletzt. Die Adresse war von der Hand seines Sohnes geschrieben. Er brach das Siegel und nahm das Testament heraus. — „Halt! dieß ist wider unser Uebereinkommen!" flüsterte der Fremde. „Sie haben übrigens nicht nöthig, mir zu mißtrauen." — „Ich weiß, was in der Welt möglich ist," versetzte der Baronet. Etwas wie ein höhnisches Lächeln entschlüpfte der dicken Halsbinde des Unbekannten, aber der Baronet achtete nicht darauf, er war viel zu sehr mit dem Dokument beschäftigt, dessen Schriftzüge genau denen des ersten Exemplars glichen, welches er bereits in Besitz hatte. „Es ist richtig," sagte er; „hier ist das verlangte Geld!" — „Wollen Sie mir einen Augenblick Ihre Laterne erlauben?" fragte der Fremde. — „Zu welchem Zwecke?" — „O, ich will mich nur von der Richtigkeit des Geldes überzeugen; ich weiß, was in der Welt möglich ist," versetzte der Fremde spöttisch. — „Donnerwetter! Sie wagen es, mir zu mißtrauen?" — „Bewahre, bewahre, Sir Richard; ich nehme mich bloß in Acht! Sie sind ohne Zweifel überrascht durch die Leichtigkeit, womit ich das Dokument in Ihre Hände gegeben habe? Aber, sehen Sie da, bei dem geringsten Versuche, es zu verbrennen oder mir zu entziehen, bevor Sie es bezahlt hätten, wären Sie ein Mann des Todes gewesen." Er zog seine Rechte unter dem Mantel hervor und zeigte dem Baron ein Pistol, an dessen Drücker sein Finger lag. — „Zählen Sie Ihr Geld und trennen wir uns dann! Es ist unsere letzte Zusammenkunft!" sprach der Baronet stolz. — „Vielleicht doch nicht die letzte," bemerkte der Unbekannte. — „Was wollen Sie damit sagen?" — „O nichts! Allein es ist doch möglich, daß Sie eines Tages noch meiner Dienste bedürfen. Weiter kann ich Ihnen jetzt nichts sagen. Es könnte doch sein, daß Sie einst noch ein anderes Testament in Besitz zu bekommen wünschten."

Der Baronet erschrak. War es ein leeres Wort, das der Fremde sprach, oder hatte er wirklich Kenntniß von der Existenz einer dritten Akte? Die ruhige Ueberlegung beschwichtigte ihn. Oberst Harringdon war in Indien gewesen und kam von da nach Portugal. Seine Abwesenheit umfaßte zwölf Jahre — der Fremde kannte ihn sicher nicht. „Adieu! Sie haben mir genützt!" schloß der Baronet. — „Und Sie mir!" entgegnete der Fremde. — „Ich habe Sie einfach bezahlt!" bemerkte Sir Richard schneidend. „Wenden Sie das empfangene Geld gut an: Amerika ist offen für dergleichen unternehmende Leute, wie Sie; namentlich wenn man hier einige verdächtige Antecedentien hat, ist es ein guter Zufluchtsort." — „Haben Sie vielleicht die Absicht, dahin zu gehen?"

höhnte der Fremde. — „Insolent!“ — „Oder glauben Sie, Sir Richard, daß Sie der Einzige sind, welcher seine Verbrechen zu verstecken vermag? Der Arme ist in solchen Sachen manchmal glücklicher als der Reiche. Sie kennen mich nicht, Sir Richard, aber ich kenne Sie!“ — Der Baronet knirschte vor Wuth; er war im ersten Augenblicke geneigt, den höhnenden Menschen niederzuschlagen, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig daran, daß dieser gut bewaffnet war, hüllte sich in seinen Mantel und schritt hinweg. „Wieder eins von den infernalischen Wischen!“ murmelte er vor sich hin. — „Zweitausend Pfund in einer Nacht!“ flüsterte davonschleichend der Unbekannte.

40. In den Krieg!

Der Krieg zwischen England und Frankreich war erklärt; Wellington's Armee hatte Befehl erhalten, sich in Bewegung zu setzen, und zu derselben gehörte auch das von Oberst Barratt kommandirte Garderegiment. Kaum war die Marschordre bekannt geworden, als alle Ausschreitungen gegen Sitten und Disziplin wie mit einem Schlage aufhörten. Die Offiziere riskirten nicht mehr ein ganzes Vermögen im Spiel, sondern brannten, als brave und treue Patrioten, vor Begier, sich auf dem Schlachtfelde des Vaterlandes würdig zu zeigen.

Der alte Foster vernahm den bevorstehenden Ausmarsch seines Sohnes mit großer Bewegung. Klemens war das einzige Wesen, welches ihn an's Leben fesselte und ihm dasselbe werth machte. Angesichts des edlen Feuers des jungen Offiziers hatte der alte Mann einen Moment der Schwäche. „Gott segne Dich, mein Sohn!“ sagte er, als Klemens vor ihm niederkniete und um seinen Segen bat. „Ich habe nicht nöthig, Dich daran zu erinnern, daß Dein Leben dem Vaterlande gehört, aber vergiß auch nicht, daß Du mir Alles bist. Handle als Soldat, mein Kind, aber gedenke dabei manchmal Deines Vaters!“ — Klemens warf sich an des Vaters Brust, und Beide verharrten einige Augenblicke in stummer Umarmung. „Begleitet Dich John?“ fragte der Advokat, seine Bewegung bemeisternd. — „Ja, mein Vater!“ — „Das ist gut. Er ist ein treuer und kraftvoller Bursche. Ich habe gehört, General De Vere kommandirt eure Division; er wird ein zweiter Vater für Dich sein, dessen Hochherzigkeit ich Dich vertraue. Und nun lebe wohl! Wenn es der Wille des Höchsten ist, so werden wir uns wiedersehen. Ich segne Dich noch besonders für die Anstrengungen, welche Du gemacht hast, um nach meinem Willen den Beruf auszufüllen, der Dir widerstrebte ...“ — „O mein Vater, verzeihe mir!“ versetzte Klemens plötzlich tief erschüttert. — „Dir verzeihen? Ich wüßte keinen Fehler, den Du begangen hättest.“ — „Sie wissen nicht, Vater, wie wenig ich Ihr Vertrauen und Ihre Liebe verdiente! Die Erinnerung meiner Vergehen ...“ — „Es waren diese der Jugend! Ich will sie nicht kennen und verzeihe Dir. Gott schütze und behüte Dich! Ich bete für Dich, Klemens!“

Eine Minute später war der junge Offizier den Augen seines Vaters entschwunden. „Ach, mein Sohn, mein theurer Klemens!“ rief der Alte, sein Gesicht in den Händen verbergend. „Werde ich ihn wiedersehen?“ — Klemens warf einen letzten Blick auf das Haus zurück, in welchem er die glücklichsten Stunden seines Lebens zugebracht hatte, dann schritt er, mit einem tiefen Seufzer, rasch fort.

Er hatte noch von Martha Abschied zu nehmen und begab sich nach Harleystreet. Hier vernahm er, daß Miß Mendez mit dem Maler Barry beschäftigt sei und er ersuchte den Diener, sie nicht zu stören; er werde warten. Miß Harriet Wyndham befand sich allein in dem kleinen Salon, als er eintrat; sie hatte diesen Moment vorgesehen und glaubte, daß einige Thränen, ein wenig Verstellung und — die günstige Gelegenheit endlich dem jungen Helden eine offene Erklärung und ein Versprechen ablocken würden, welches in Zukunft wieder zu brechen ihm seine Ehre verbieten müsse. Ihre Liebe war nichts als Berechnung; Klemens gefiel ihr, aber sie hatte für ihn nicht die Empfindung, welche das ganze Herz ausfüllt und welche nie wieder verlöscht. Schon als sie seine Annäherung hörte, brachte sie rasch einige ihrer Locken in Unordnung und fixirte in ihrem Antlitz sehr geschickt den Ausdruck der Betrübniß. Nichts vermag auf einen jungen Mann eine stärkere Wirkung zu üben, als zwei schöne Augen, in welchen Thränen schimmern; die Augen der jungen Gesellschafterin waren wirklich schön und schwammen in diesem Augenblicke wirklich in Thränen. Harriet hatte zwar seit Jahren alle Arten von Eindrücken, die ein Weib zu bewirken vermag, studirt, sie war im Stande, sich das Aussehen harmloser Naivetät und hochfliegender Leidenschaft oder Schwärmerei zu geben, ohne dabei zu empfinden; allein es war in diesem Augenblicke doch nicht ein bloßer Schein, den sie für sich wirken ließ, sondern es war etwas von wirklichem Ausdruck ihres Innern dabei. Welches Weib — es sei denn ein Teufel — sollte nicht einer schmerzlichen oder wehmüthigen Empfindung fähig sein, wenn unter sehr ernsten Umständen ein edler Freund auf lange scheidet? Sie reichte Klemens stumm die Hand. „Warum weinen Sie, Harriet?“ fragte dieser, in ihrem Gesicht forschend. — „Es ist eine Schwäche, Klemens, wir sind ja in diesem Punkte schwach,“ erwiederte das Mädchen mit leisem Vibriren der Stimme. „Es ist traurig, sich von einem Freunde trennen zu müssen, dem einzigen Freunde möchte ich sagen, den man besaß. Nie hat mich die Ahnung des Verlassenseins so vollständig erfüllt, als in diesem Augenblicke.“ — „Ich bin nicht Ihr einziger Freund, Harriet,“ erwiederte Klemens tröstend; „Sie vergessen Miß Mendez!“ — „O, diese ist gut, sehr gut gegen mich, aber das ist doch eine andere Empfindung, als eine solche, welche uns das Herz erhebt. Ich wüßte keinen Menschen auf der Welt, welchem ich weniger irgend eine Empfindung oder einen Gedanken verhehlt hätte, als Ihnen.“ Sie schlug die Augen nieder, als wenn sie mit diesen Worten zu viel gesagt hätte. — „Ihr Herz und Ihre Seele waren zu rein, um etwas verbergen zu können,“ entgegnete Klemens; „namentlich gegen mich, gleichsam Ihren Bruder.“ — „Mein Bruder!“ wiederholte Harriet zärtlich. „Ja, Sie waren es, Klemens, Sie zeigten sich immer als ein guter Bruder gegen die arme Verwaiste, die auf die Mildherzigkeit Ihres Vaters und auf Ihre Zuneigung angewiesen war; auf Ihre Freundschaft, will ich sagen.“ — „Und an dieser konnten Sie nie zweifeln, Harriet!“ — „Leben Sie wohl denn!“ sagte Miß Wyndham schluchzend, indem sie sich an die Schulter des jungen Soldaten lehnte. „Seien Sie glücklich, wo Sie sich auch befinden mögen, glücklich durch die, welche Sie lieben! Wenn Sie wiederkehren, sagt man Ihnen vielleicht, ich sei todt. Beklagen Sie mich dann nicht, denn ich leide dann nicht mehr!“ — Es ist ein gefährlicher Augenblick für einen jungen Mann wenn er, vielleicht zum ersten Male, das Herz eines schönen Mädchens an seiner Brust klopfen fühlt. Klemens befand sich in diesem Augenblicke in einer seltsamen Stimmung; er ließ Harriet an seiner Brust weilen und blickte fragend auf sie nieder. „Sie haben einen geheimen Kummer, Harriet!“ — Diese antwortete nicht, sondern beugte ihren Lockenkopf tiefer. — „Und Sie verhehlen mir diesen Kummer!“ fuhr Klemens fort. „Sprechen Sie sich freimüthig gegen mich aus, Harriet!“ — „Freimüthig — gegen ihn! O mein Gott, was verlangen Sie, Klemens!“ — Dem jungen Soldaten ging plötzlich ein Licht auf, tausend Erinnerungen und Umstände zuckten ihm durch den Kopf. „Harriet, noch ein Wort!“ rief er hingerissen, indem er seinen Arm um ihre Schulter legte. — „Was kann ich erwiedern?“ versetzte das Mädchen tief erröthend und befangen. „Sie würden mich verachten.“ — „Sie verachten? O nein, Harriet! Der, welchen Sie mit Ihrer Zuneigung beehren, kann im Gegentheil stolz darauf sein. Ich erbiete mich ...“

Ehe er diesen Satz vollenden konnte, öffnete sich die Thür und Miß Mendez, gefolgt von Barry, trat in den Salon. Miß Wyndham drehte sich dem Fenster zu, um ihre Verwirrung zu verbergen, während Klemens stark erröthete. Martha errieth auf der Stelle die Natur der Unterredung, welche ihr Erscheinen unterbrochen hatte, und sie bedauerte es herzlich, daß sie nicht einige Minuten früher gekommen war. Mit ihrer gewohnten Klugheit hatte sie seit längerer Zeit die Absichten ihrer Gesellschafterin durchschaut und war aus doppelten Ursachen dagegen; die erste war, daß sie Harriet nicht für fähig hielt, den jungen Foster wahrhaft glücklich zu machen, dann aber verfolgte sie auch einen schönen Traum, welchen unsere Leser vermuthlich schon errathen haben werden.

Barry, den nichts überraschte, weil er alle Phasen einer geregelten Höflichkeit durchlaufen hatte, gab sich den Anschein, als

wenn er mit größter Aufmerksamkeit ein an der Wand hängendes Gemälde betrachtete; sein Antlitz aber leuchtete von Glück. Martha hatte, überrascht durch sein Talent und von dem lebhaften Wunsche beseelt, Diejenigen glücklich zu machen, welche sich ihres verfolgten Kindes so wohl angenommen, ihm die Kosten eines mehrjährigen Aufenthalts in Italien angeboten, und um dieß Anerbieten nicht als einen Akt bloßer Mildthätigkeit erscheinen zu lassen, es zartfühlend in den Wunsch verhüllt, eine Anzahl Kopieen der größten Meisterwerke italienischer Künstler zu besitzen. Lucy sollte, nachdem sie den Geliebten geheirathet hatte, ihn begleiten.

„Klemens," sagte Martha, „ich komme, um Ihnen zu zeigen, welche Freude mir geworden ist, und um Sie daran theilnehmen zu lassen ... Auf morgen also, um dieselbe Stunde, Mr. Barry!" Dieser empfahl sich, und Martha ließ ein von diesem gemaltes, wunderbar gelungenes Porträt ihrer Fanny herbeibringen, welches sie einige Minuten lang mit leuchtenden Blicken betrachtete. Dann aber erhielt ihr Antlitz plötzlich einen betrübten Ausdruck, ihr Auge heftete sich auf den jungen Offizier. „Sie müssen uns also verlassen, Freund! Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, welche Stelle Sie in meiner Hochachtung und Zuneigung einnehmen. Ich habe in Bezug auf Sie nur eine einzige Besorgniß: wegen der Richtung in Ihrer Natur, dem ersten Eindruck nachzugeben und mit zu großer Leichtigkeit und Raschheit der ersten Regung Ihres Herzens zu gehorchen." — Klemens erröthete; die Lektion kam zu spät. — „In jeder wichtigen Lage Ihres Lebens, Klemens, gewöhnen Sie sich daran, vorher zu überlegen und zu prüfen, ehe Sie einen entscheidenden Gedanken fassen oder eine entscheidende That vollbringen. Sie werden gewiß bemerkt haben, daß ich mich aus einem tiefen Grunde seit Jahren bestrebt habe, Einfluß auf Sie zu üben?" — Klemens nickte bejahend und einige zweideutige Bemerkungen Harriet's bezüglich einer lächerlichen Leidenschaft Miß Mendez' für ihn kamen ihm in Erinnerung. „Welches auch Ihre Gründe sein mögen, Miß Mendez," erwiederte der junge Offizier, „ich schätze und segne dieselben; denn Sie haben dazu beigetragen, mich glücklich zu machen und Ihrer würdig zu werden." — „Wenn mir vor Ihrer Rückkehr nach England ein Unglück zustoßen sollte," fuhr Martha fort, „so finden Sie meinen letzten Willen in einem geheimen Briefe, welchen ich Ihrem Vater anvertraut habe. Und nun genug davon. Die Frauen entzücken sich einmal über schöne Träume; wer weiß, ob der meinige jemals in Erfüllung geht. Gott beschütze Sie!" — Diese vieldeutigen Worte, verglichen mit den früheren neidischen Andeutungen der Gesellschafterin, waren wohl geeignet, die Ideen des jungen Foster zu verwirren. Er ergriff Martha's Hand und führte sie an seine Lippen. Martha schien durch seine kühle Haltung verletzt. „Sie würden Ihre Mutter, wenn sie noch lebte, nicht so kalt verlassen," sagte sie bezeichnend; „wäre es mir nicht möglich, diese einigermaßen bei Ihnen zu ersetzen?" Sie neigte sich gegen Klemens und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. — „Gott sei mit Ihnen!" erwiederte der junge Mann, aufgerichtet durch den Sinn ihrer letzten Worte, indem er sie respektvoll umarmte. „Nie werde ich Ihre Freundschaft vergessen, die sich stets so edel gegen mich bethätigt hat. Ich werde Ihnen mit jeder Post schreiben, Ihnen und meinem guten Vater. Adieu, adieu!" Klemens stürzte rasch hinaus. — „Wieder ein Band zerrissen!" flüsterte Martha traurig, als sie allein war. „Wieder ein Traum verschwunden! Dieß ist nun das Leben! Wir hoffen, bis unser Auge bricht, und selbst in's Grab steigt die Hoffnung mit uns. O Gott, werde ich leben, um die schönste Hoffnung meines ganzen Daseins noch verwirklicht zu sehen?"

Eine Stunde nach dem Auftritte in Harleystreet befand Klemens sich auf dem Wege nach Falmouth.

Die Trennung Walter Trevanian's von seinem Vater war anders geartet, als die, welche wir eben in Bezug auf Klemens Foster geschildert haben. Bei diesen Leuten war gegenseitige Zuneigung eine unbekannte Sache. Allerdings hatte der Baronet seine Seele mit einer Reihe von Verbrechen befleckt, um seinem Sohne den Besitz der trevanianischen Güter zu sichern, aber nicht deßhalb, weil Walter sein Sohn, sondern weil er sein Erbe war, den er nicht ersetzen konnte. Er wollte den Namen seiner Familie glänzend und stolz erhalten, selbst um den Preis des Diebstahls und Mordes. „Höre mich an!" sagte er beim Abschiede zu Walter, nachdem er einige Geldfragen erledigt hatte. „Es ist Zeit, daß ich Dich in ein Geheimniß blicken lasse, welches für Deine Zukunft im höchsten Grade wichtig ist. Trotz all' unserer Vorsicht ist es Deinem Stiefbruder Eduard gelungen, ein Testament zu machen und in drei Exemplaren ausfertigen zu lassen, durch welches er bestimmt, daß die Herrschaften der Trevanian in andere Hände als die Deinen kommen sollen." — „Er soll verdammt sein!" rief Walter aufspringend. — „Sei ruhig und höre auf mich! Mit einer Vorsicht, welche beweist, wie er Dich haßte, hatte er die drei Exemplare des Testaments dreien verschiedenen Personen anvertraut: zwei von diesen Exemplaren habe ich bereits gewonnen und vernichtet." — „Ah!" — „Das zweite befand sich in den Händen des Advokaten Foster." — „Ah so! Nun begreife ich Alles!" versetzte Walter in großer Erregung. — „Das dritte," fuhr Sir Richard gelassen fort, „ebenfalls in unsern Besitz zu bringen, ist Deine Aufgabe. Sein Bewahrer ist mir zu fern; es ist ein Offizier, dessen Regiment seit zwei Jahren in Portugal steht." — „Und wie heißt er?" fragte Walter rasch. — „Es ist Oberst Harringdon." — „O, ein Name, den ich nie vergessen werde!" versetzte Walter bitter. — „Wohlan, es ist Deine Aufgabe, Dir das Testament zu verschaffen; wie, ist Dir überlassen. Eduard hat die Bestimmung getroffen, daß dieß Testament erst nach meinem Tode geöffnet werden soll. Diese Vorsicht gab mir gerade Zeit und damit auch die Mittel an die Hand, sie unnütz zu machen. Aber unsere Mühe wäre dennoch fruchtlos gewesen, wenn uns das dritte Exemplar entginge. Darnach handle! Ich gebe Dir keine speziellen Instruktionen; alle Mittel gelten!" — „Ich verstehe und werde mein Recht zu wahren wissen!" erwiederte Walter Trevanian, der sich bald darauf ebenfalls auf dem Wege nach Falmouth befand.

In diesem Hafenorte ereignete sich vor der Einschiffung des Regiments eine Szene, die Klemens nahe berührte. Die Offiziere saßen beim Frühstück; Alle, bis auf Walter Trevanian, der seine kalt reservirte Stellung beibehielt, begegneten jetzt Klemens mit höflicher Achtung, denn kriegerische Bewegungen heben unter Waffenbrüdern alle kleinlichen Widerwärtigkeiten und Zwiste auf. Einige Offiziere, namentlich Peapod und Marshall, sprachen von den weiblichen Schönheiten, welche sie in Spanien zu finden hofften. Ein Anderer nahm die Engländerinnen gegen Andalusierinnen und Kastilianerinnen in Schutz und schlug einen Toast auf die heimischen Schönheiten vor, der mit Enthusiasmus getrunken ward. Dann kamen weibliche Persönlichkeiten an die Reihe; die meisten Offiziere nannten eine Dame, welche ihnen zugethan war. Walter brachte Harriet's Gesundheit aus. „Ohne Zweifel eine neue Beleidigung!" dachte Klemens verletzt, aber er hielt an sich, so lange die Gesellschaft beisammen war. Später folgte er, von Unruhe gequält, dem Oberlieutenant Trevanian in seine Kabine und fragte ihn, wie er dazu komme, Harriet Wyndham, eine junge Dame, die durch ihre Stellung zu seiner Familie ihm gleichsam Schwester geworden sei, als seine Erklärte zu nennen. „Sie liebt mich, ohne Zweifel!" antwortete Walter ironisch. — „Das ist unmöglich!" — „Warum unmöglich? Ich finde diesen Zweifel komisch. Wollen Sie Beweise? Hier ist einer!" Er nahm ein zierliches Briefchen aus einem Toilettekasten, und Klemens las zu seiner Ueberraschung: „Lieber Walter! Ich kann zu der Stunde, welche Du bezeichnest, nicht zu Hause sein; Miß Mendez nimmt mich in Anspruch. Komme aber diesen Abend. Klemens kann Dich mitbringen. Harriet."

Der junge Foster gab das Billet mechanisch zurück und war wie versteinert. Einige Tage fühlte er sich in Folge dieser Enttäuschung sehr elend; dann hatte er den Schlag überwunden und achtete Harriet als das, was sie war, als eine Kokette.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Bilderräthsels Seite 372:

Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 36.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

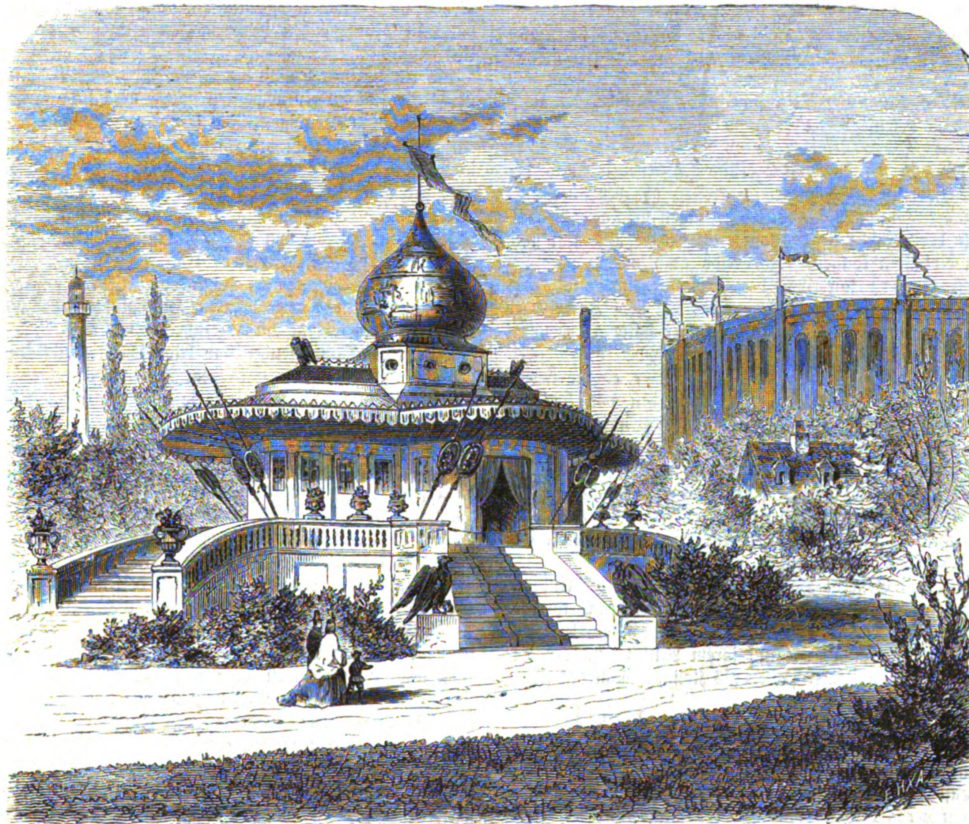
Historische Novelle von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung.)

„Mylady, da ist er selbst," erwiederte die Dienerin, auf einen eben in die Vorhalle tretenden Mann deutend.

„So sorge, daß wir nicht gestört werden. — Endlich," richtete sie mit der Entfernung des Mädchens in einem halblauten Geflüster das Wort an den Erwarteten. „Nun denn, sind meine Befehle ausgeführt worden? Ist Alles sicher? Doch vor Allem: warum ist mir noch keine Nachricht zugegangen?"

„Alles sicher, hm!" murrte der Mann, eine untersetzte plumpe Gestalt in der Winterkleidung, der kurzen grauen Juppe und den bis über die Kniee hinaufgezogenen Stiefeln der Plantagenaufseher. „Nun, es könnte sicherer sein, meine ich." Die am Boden haftenden Augen des finsteren Gesellen blinzelten von der Seite zu dem



Bilder von der Weltausstellung. **Der Pavillon des Kaisers im Park.** Nach einer Skizze von Th. Weber, von C. Kolb. (S. 428.)

Antlitz der bestürzt ihn anschauenden schönen Frau empor, und Groll und Aerger wie eine gewisse Verlegenheit stritten in seinem gemeinen rothen Gesicht um die Herrschaft.

„Um Gott, Mann, was ist geschehen?“ stieß die Letztere die angstbeklommene Frage hervor. „Ist unser Anschlag entdeckt worden, oder gar etwa der Bote des Generals Hardee den Nordstaatlichen in die Hände gefallen?“

„Was geschehen ist?“ griff der Mann die erste Frage auf. „Ich habe die Peitsche nicht scharf genug über den Rücken dieses schwarzen Gesindels geschwungen, denk' ich mir so. Das ist's. Es ist ein Wort von dieser gottverdammten Befreiungsakte, welche die Schurken da in Washington erlassen haben, zu den Ohren der Schelme gedrungen, und es summt und schwirrt wie in einem Bienenkorbe da unten in den Hütten des Gesindels. Nach dem Geschrei und Lärmen dieser höllischen Brut zu urtheilen, gebe ich keine Stunde mehr, daß sich unsere sämmtlichen Sklaven im vollen Aufstand befinden.“

„Weiter nichts?“ äußerte die Dame mit einem Seufzer der Erleichterung. „Was Ihr mich erschreckt habt. Ein Aufstand der Schwarzen, was bedeutet das weiter? Für heute muß uns der General Sherman als Gast dieses Hauses Schutz gewähren, und mit morgen ist dieß unbotmäßige Gesindel mehr als je zuvor in Eure Gewalt gegeben.“

„Ha, wenn das wäre!“ flammte der Mann auf. „Peitschen wollte ich die Brut, daß das Fleisch ihnen von den Knochen niederhängen sollte. — Indeß, noch ist es nicht so weit,“ drehte er unter den ihm schnell wieder aufgestiegenen Bedenken den breitkrämpigen Filzhut zwischen seinen plumpen Fäusten, „und das ist es eben, was ich fürchte. Die Unseren da aus Savannah können mit jedem Augenblick hier eintreffen, und wenn die Schwarzen aus der Umzäunung der Plantage ausbrechen, so bleibt eine vorzeitige Entdeckung fast nicht zu vermeiden. Auch sonst wird nichts vor den Späherblicken dieser schwarzen Teufel verborgen bleiben, und die von mir getroffenen Vorbereitungen zur Flucht werden ihnen ebenfalls nicht entgehen.“

Die Dame dachte nach. „Ihr habt recht,“ murmelte sie, „dem muß vorgebeugt werden. Indeß General Sherman kann mir seine Hülfe nicht versagen, und zu Eingang der Abendtafel gleich will ich ihn um dieselbe ersuchen. Doch sagt mir, Mann, warum ist von Savannah noch keine Nachricht eingetroffen?“

„Hm!“ überlegte der Gefragte, „der Cummings hat die Mittheilung von Mylady im Fort Mac Allister abgegeben, und der Weg über das Fort ist um eine Stunde weiter, als der über Ebenezer. Wenn der Dummkopf meinen Weisungen gefolgt wäre, so würde er trotz der feindlichen Vorposten die gerade Richtung nach dorthin haben einhalten können. Ich habe mich vorhin noch erst überzeugt, daß der von mir ihm bezeichnete geheime Pfad vom Feinde noch nicht aufgefunden und besetzt worden ist. Besser wäre es schon gewesen, wenn ich die Botschaft selber hätte übernehmen können; indeß keinesfalls hat es mit dem Ausbleiben des Bescheides irgend eine Gefahr. Die Aufhebung der hier einquartierten nordstaatlichen Generale und Offiziere ist nach den von Mylady dem Herrn da in Savannah gegebenen Weisungen zu sicher, als daß die Letzteren nicht mit Freuden auf das ihnen vorgeschlagene Stückchen eingehen sollten. Der Major Felton ist nun vollends nicht der Mann, sich eine so herrliche Gelegenheit zur Auszeichnung entgehen zu lassen. Vielleicht hat derselbe die Ausführung gleich selbst übernommen, und die nöthigen Vorbereitungen werden Zeit erfordern. Was bedarf es auch eigentlich noch einer . . .“

„Ihr meint, daß General Hardee den Major mit der Ausführung des Handstreichs beauftragen würde?“ unterbrach ihn die Dame mit einem deutlichen Anflug des Unmuths und der Betroffenheit sowohl in ihrer Stimme wie auf ihrem Antlitz. „Aber unmöglich, der Major kann seinen Posten als Kommandant des Forts Mac Allister nicht verlassen.“

„Der Major Felton!“ meldete die Zofe unter der Thür.

„Was schreit die Dirne den Namen, um ihn außen auf dem Vorhofe hören zu können?“ fuhr der Plantagenaufseher das Mädchen an. „Teufel!“ kehrte er sich zu der Frau vom Hause, „wenn einer von diesen verdammten Wollköpfen den Major gesehen haben sollte! Ich will hinaus, mich von dem Stand der Dinge zu überzeugen und selber die Wache übernehmen.“

„Nein, Jim Neil, bleibt!“ hielt die Dame ihn zurück; „ich will nicht mit . . . Es könnte sein, daß wir Eurer Aufschlüsse bedürften,“ versuchte sie, mit rasch wiedergewonnener Besonnenheit einlenkend, ihre hastige Einsprache zu erklären. „Lydia genügt vorläufig zur Beobachtung. — Führe den Herrn ein,“ richtete sie den Befehl an die Letztere.

Ueber der Bestürzung, in welche die unerwartete Ankunft des Majors die Herrin von Graycourt versetzt hatte, waren derselben die heftige Erregung in dem Antlitz ihrer Sklavin und die funkelnden Blicke ganz entgangen, womit diese die Wirkung der abgestatteten Meldung in ihrem Gesicht zu entziffern versuchte. Auch bedurfte es bei dem Mädchen erst noch des Zurufs Jim Neil's: „Na, worauf wartet die Dirne noch, soll ich ihr etwa Beine machen?“ um dieselbe zu sich selbst zurückzurufen und sie dem erhaltenen Befehl Folge leisten zu lassen.

III.

Die Blicke Lydia's hafteten auf der aus dem Vorflur des Hauses in die Gemächer ihrer Gebieterin führenden Thüre, hinter welche der Major Felton eben verschwunden war. Der Kopf des armen Mädchens brannte, das ungestüme Pochen ihres Herzens drohte ihr den Athem zu rauben. Der Major, der sonst immer so freundlich gegen sie gewesen war, hatte heute außer dem hastig hervorgestoßenen Auftrag, ihn zu melden, kein Wort, ja kaum einen Blick für sie besessen. Fremd und kalt, vielleicht ohne sie nur zu sehen, war er an ihr vorübergeschritten, und sie — bis jetzt mochte sie sich über ihre Gefühle für den schönen und immer heiteren, immer liebenswürdigen Offizier selber nicht klar geworden sein, doch plötzlich leuchtete es wie ein Blitz in ihre Seele, daß sie diesen Mann liebte, liebte mit der ganzen unbezähmbaren Leidenschaft dieses heißen Klimas und ihrer afrikanischen Abstammung.

Doch nicht nur nach dieser einen Richtung äußerte der Tropfen des afrikanischen Bluts in ihren Adern seine Wirkung. Auch die bisher nicht minder unbestimmte Empfindung gegen ihre Herrin hatte in dem gleichen Moment Form und Gestalt angenommen. Ein wahnsinniger Rachedurst erfüllte sie wider dieselbe. Seltsamer Weise war es jedoch nicht die eigene empörende Behandlung, welche sie so oft von derselben erlitten hatte, was in dem glühenden Verlangen, sie zu vernichten, alle ihre Pulse klopfen machte, sondern einzig der Gedanke an den Geliebten. Hatte sie doch gesehen, wie ihre Gebieterin mit allen Künsten der raffinirtesten Koketterie danach getrachtet, den jungen Mann an sich zu locken, nur um ihn wie alle Anderen ihren Plänen dienstbar zu machen und sich nachher kalt und herzlos von der entflammten Leidenschaft abzuwenden! Kannte sie doch dieses Weib! Und jetzt —

Das Verständniß, daß möglicher Weise ein anderer Anlaß, als ihrer Gebieterin die gewohnten Huldigungen darzubringen, den Major so unversehens hiehergeführt haben möchte, lag außer dem Ideenkreise des unwissenden und leidenschaftlichen Naturkindes. Die Spannung und Erregung in dem Antlitz des Letzteren konnte nach ihrer Auffassung nur eine Ursache haben. Er hatte das Wagstück, hier mitten unter den Feinden zu erscheinen, nur unternommen, um durch diesen Beweis seiner Leidenschaft seine Werbung bei ihrer Herrin zu unterstützen. Jetzt, schon der Gedanke daran ließ ihr Blut sieden, lag er dort zu deren Füßen, ihr sein Herz und seine Hand anzutragen. Was sie selber wollte, wünschte, hoffte, wußte sie nicht. Wann hätte sich je auch eine Farbige im Reiche der Liebe zu einem klaren Bewußtsein über ihre Wünsche und Handlungen aufgeschwungen. Nur in dem Einen trafen alle ihre Gefühle zusammen: sie, die Gehaßte, sollte ihr Idol nicht besitzen.

Ein Gedanke schoß ihr durch das Hirn — Verrath. So viel war ihr aus der ungewöhnlichen Erregung und Unruhe ihrer Herrin, aus der geheimen Sendung des zweiten Sklavenaufsehers Cummings, sie wußte freilich nicht wohin, und aus den wiederholten Zwiegesprächen zwischen dem ersten Aufseher Jim Neil mit ihrer Gebieterin klar geworden, daß sich irgend etwas Besonderes im Hause vorbereitete. Wenn sie dem jungen Offizier, welcher ihr seit der Einlagerung der Fremden gestern so viele Aufmerksamkeit erwiesen hatte, einen Wink ertheilte, dann . . .

„Schönste Lydia,“ raunte die zum halblauten Geflüster gedämpfte Stimme desselben plötzlich ihr in's Ohr, „dießmal, Sie

Böse, halte ich Sie und Sie sollen mir nicht entkommen." Der von seiner Posteninspektion zurückkehrende junge Kapitän hielt lachend ihre Taille umschlungen. Ueber dem Sturm in ihrem Innern war ihr dessen Eintreten in die Halle und sein Näherschleichen völlig entgangen.

„Ein Küßchen nur, mein reizendes Kind," versuchte der Offizier die Bitte mit der That zu vereinen, doch über das verstörte Aussehen und die Leichenblässe des Mädchens erschreckt, hielt er mitten in der Ausführung seiner Absicht inne. „Lydia, was ist Ihnen?" richtete er die theilnahmsvolle Frage an dieselbe. „Um Gott! wie sehen Sie aus, was ist geschehen?"

Der junge Mann hatte in seiner Besorgniß die aufgeworfenen Fragen eher mit erhöhter als gedämpfter Stimme an die durch seine unvermuthete Erscheinung völlig Verwirrte gerichtet. Sein mit ihrem eben gefaßten Gedanken zusammenfallendes Auftreten und seine Theilnahme wirkten zusammen, dieselbe halb wider Willen mit sich fortzureißen.

„Um des Himmels willen!" flüsterte sie, sich seinen Armen entwindend und den Finger auf ihren Lippen, „wenn man Sie hörte da drinnen — Sie und Ihr General sind verrathen."

Der junge Offizier war auf das erste Wort auf die ihm bezeichnete Thür zugestürzt, um sich durch den Augenschein zu überzeugen. Allein das durch seinen raschen Entschluß zum Tode erschreckte Mädchen war seiner Absicht bereits zuvorgekommen und versperrte ihm den Weg.

„Nein, nein! wollen Sie mich verderben?" wehrte sie seinem Vordringen. „Es sind die Zimmer von Mylady. Und der Major! Gott, was habe ich gethan!"

„Welcher Major?" drängte der Offizier. „Sprich, Mädchen, wer sinnt hier auf Verrath?"

„Mylady," stieß sie fast tonlos hervor, „Mylady und Jim Neil. Alle die fremden Herren im Hause, Sie und Ihr General sind von den Beiden nach Savannah verrathen worden. Der Cummings hat die Botschaft dahin ausgerichtet." Das Mädchen hatte in der sie beherrschenden Angst in halber Bewußtlosigkeit gesprochen; sie besaß nicht die entfernteste Ahnung davon, wie genau sie das Richtige getroffen hatte.

„Wer sind der Jim Neil und der Cummings?" forschte der Offizier weiter.

„Der erste und zweite Aufseher der Plantage," antwortete die Gefragte. „Doch laßt mich, Herr, ich muß fort, meine Gebieterin bedarf meiner."

„Halt! rühre Dich nicht von der Stelle!" Von einer ihm aufgestiegenen Idee erfaßt, befand sich der junge Mann schon außen im Garten, und man hörte ihn dem nächsten Posten seine Befehle ertheilen.

Durch diese letzte Handlung war der Schrecken des Mädchens vollends auf den Gipfel gesteigert worden. Eine solche Folge ihres Schrittes hatte nicht im Entferntesten in ihrer Absicht gelegen. Die augenscheinliche Gefahr, welche sie über das Haupt des geliebten Mannes heraufbeschworen hatte, raubte ihr fast die Besinnung. Sie wollte fliehen, doch die Füße versagten ihr den Dienst; sie wollte rufen, ohne doch nur einen Laut hervorbringen zu können. In ihrer Verzweiflung hämmerte sie mit ihren geballten Fäusten an die zu den Gemächern ihrer Gebieterin führende Thür, um dadurch wenigstens denen innen ein Warnungszeichen zu geben.

Der Plantagenaufseher hatte dieselbe aufgerissen.

„Was gibt's? Was hat die Dirne?" richtete er die bestürzte Frage an das Mädchen.

„Der Major ist gesehen worden," stammelte dieselbe. „Rettet den Major!"

Ein warnender Blick des Mannes verschloß ihr den Mund. Der wieder in das Haus stürzende Offizier mochte nichtsdestoweniger ihren Ausruf gehört haben. Mit einem Satze die zu dem Vorflur führenden Stufen hinaufstürmend, stand er vor den Beiden.

„Ein fremder Offizier ist durch diese Thür eingetreten!" herrschte er den Plantagenaufseher an. „Im Namen der Union Platz da! Der hier angesponnene Verrath ist entdeckt, und alle Ausgänge des Hauses sind umstellt. Diese Räume müssen durchsucht werden." In der ihn beherrschenden Aufregung und bei seiner ungenügenden Kenntniß der englischen Sprache war der junge Mann zum Schluß seiner Aufforderung aus dem anfänglichen Englisch derselben in seine Muttersprache verfallen.

„Ich verstehe nicht," erwiederte der Angeredete mit eisiger Ruhe. „Was will der Herr und beliebt es demselben nicht, zu mir in gutem, verständlichem Englisch zu sprechen?" Mit rascher Geistesgegenwart hatte er zugleich das verwirrte Mädchen hinter sich zurückgerissen und sich breit in die Thür gepflanzt.

„Halt!" donnerte der Offizier, „das Mädchen bleibt. Kraft meiner Eigenschaft als Kommandant des Hauptquartiers verhafte ich dieselbe. Und, Herr, auch Sie sind vorläufig mein Gefangener. Platz da!"

„Kalkulire," höhnte der Plantagenaufseher, „es mag da drüben jenseits des Wassers schon so Sitte sein, auf den ersten unbestimmten Verdacht hin die Leute gefangen zu setzen und mit Gewalt in die Wohnung der Frau vom Hause einzudringen. Doch, Herr, hier auf dem glorreichen Boden dieses freien Landes gelten andere Sitten und Gesetze. Auch der Krieg wird daran nichts geändert haben, denk' ich mir so. Die Gemächer der Frauen sind allerwege von jeder Gewaltmaßregel ausgenommen, kein fremder Fuß ist ohne die spezielle Erlaubniß der Besitzerin dieselben zu betreten berechtigt, so fordern es das Herkommen und der altgeheiligte Gebrauch, diesseits wie jenseits des Potomaks. Zweifle auch, daß Ihr General Sherman aus eigener Machtvollkommenheit und auf seine Gefahr an diesem von beiden kriegführenden Theilen beobachteten Rechtsgrundsatze etwas geändert haben sollte. Wo ist wenigstens dessen schriftliche Vollmacht zu den von Ihnen beabsichtigten Handlungen?"

„Herr, ich werde die von mir verfügten Maßregeln zu verantworten wissen!" versuchte der Offizier durch seine gesteigerte Heftigkeit seiner augenblicklichen Verlegenheit Herr zu werden.

„So besitzen Sie keine Vollmacht?" Der Plantagenaufseher hielt die Thür schon in der Hand.

„Vollmacht oder nicht, geben Sie Raum, Herr!"

Die Thür schlug vor ihm in's Schloß und der Schlüssel drehte sich von innen. „Kalkulire, daß wir nicht länger miteinander zu verhandeln haben," spottete von der andern Seite derselben die Stimme des Plantagenaufsehers. „Erscheinen Sie hier wieder mit dem Gesetz in der Hand, oder mindestens doch mit der Vollmacht Ihres Generals, und ich werde Ihnen Rede zu stehen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Zuchthause.

Von F. F. Engelberg.

(Schluß.)

„Sie sprechen nur von der Schuld Ihres Vaters," unterbrach ich die Pause; „warum sprechen Sie nicht auch von der Ihrigen? Warum verschweigen Sie alle Umstände, durch welche Ihr Vater zu seinem Verhalten bestimmt wurde?" — „Meine Schuld?" fragte sie gedehnt, fügte dann aber rasch hinzu: „Ich sagte es ja, daß Sie mich nicht verstehen könnten. Wie kann ich denn bekennen, daß ich den grenzenlosen Haß meines Vaters verschuldete, wenn ich mir keiner tadelnswerthen Handlung bewußt bin? Ich war noch ein Kind mit einem weichen, empfänglichen Gemüthe, das alleinstehend nur darnach trachtete, geliebt zu werden. Ist das etwa Schuld? Ich forderte ja nur das, was die Natur mir gewähren mußte, was das Kind zu fordern ein Recht hatte. Und das that ich nicht einmal laut; in größter Stille habe ich mich abgemüht, dieß zu erreichen; ich habe gelauscht auf jeden Athemzug, der mir günstig zu sein schien, der mich zu Hoffnungen berechtigen konnte. Und wenn ich dann glaubte, daß ein solcher mir günstiger Augenblick gekommen sei, da habe ich gebettelt wie um ein Almosen, nicht stürmisch, nicht anmaßend, nur demüthig flehend. Ein einziges Mal bin ich weiter gegangen. ‚Vater!‘ rief ich damals ganz hingerissen von meinem Schmerze, ‚sagen Sie mir um Gottes willen, weßhalb hassen Sie mich? Ich thue ja nichts Böses, ich befolge willig und gern Ihre Befehle, ich hasche darnach, Ihnen beweisen zu dürfen, wie innig ich Ihnen ergeben bin,

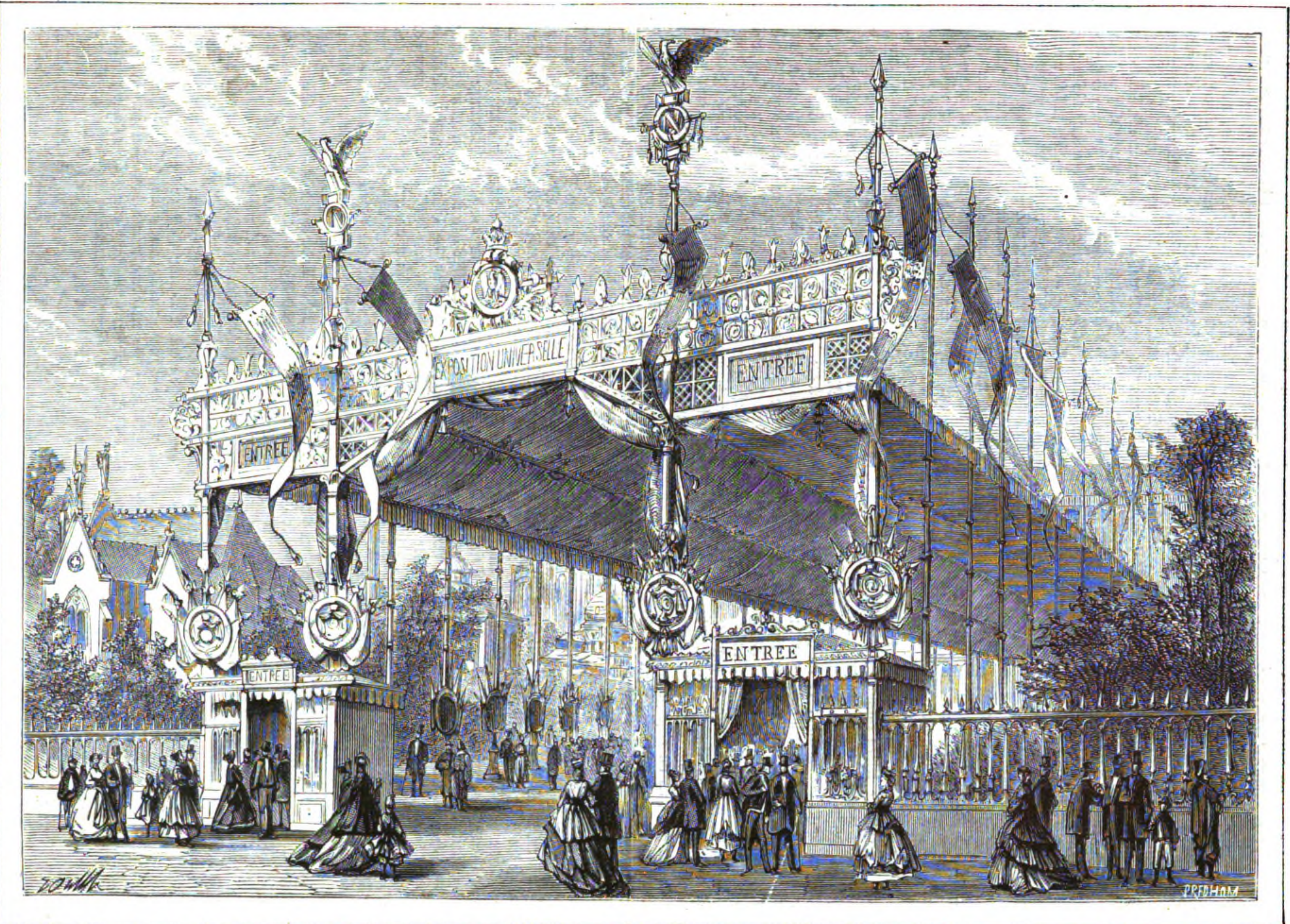
wie gern ich Ihnen kindlich dienen möchte. Vater! Vater!' schrie ich, als ich keine Antwort erhielt, als mein Vater kalt blieb wie der todte Stein, in größter Verzweiflung; ‚nur dießmal ein liebes, ein freundliches Wort, stoßen Sie mich nur dießmal nicht hart zurück!' Und die Antwort war — ein Fußtritt." — „Suchten Sie," fragte ich, um die Frau auf andere Gedanken zu bringen, „nicht Trost bei der Mutter?" — „Bei der Mutter?" wiederholte sie fragend und Thränen traten bei diesen Worten in ihre Augen. „Mir hat keine Mutter zur Seite gestanden, ich habe keine Mutter kennen lernen, nie von einer Mutter reden hören, nie nach ihr fragen dürfen. In dem Hause meines Vaters war nicht das Geringste aufzufinden, was meine Mutter zurückgelassen hatte und an sie erinnern konnte. Ist das nicht seltsam? Ich habe viel darüber nachgedacht und mich oft im Stillen gefragt, ob wohl der Haß meines Vaters gegen mich mit dem Andenken an meine Mutter zusammenfalle, ob dieser Haß nicht aus dem Grabe meiner Mutter emporgeschossen sei? Eine Antwort aber habe ich nicht erhalten, mein Grübeln hat mir nichts geholfen." — „Sie haben aber doch Geschwister?" warf ich hier ein. — „Nur einen Stiefbruder, der, zwölf Jahre älter als ich, den Vater an Härte noch übertraf, weil er zugleich neidisch und rachsüchtig war und kein Zusammentreffen, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mich auf das Bitterste zu kränken. Erlassen Sie mir, von ihm zu reden." — „Nun, so sagen Sie mir," versetzte ich hierauf ernst, „wie Sie dazu gekommen sind, eine Handlung zu verüben, die Sie in dieß Haus brachte." — „Das ist nicht so leicht. Haben Sie, lieber Herr, mit mir Nachsicht, wenn ich etwas weitläufig werden sollte. Von da ab, wo mein Vater mich mit dem Fuße von sich stieß,



Episode aus dem letzten Kriege. **Zwei Husaren.** Von H. Lüders. (S. 427.)

habe ich sieben Jahre lang ein eigenthümliches Leben geführt. Ich weiß nicht, wie ich meinen damaligen Zustand erklären soll. Ich aß und trank, wenn Essen und Trinken mir gereicht wurde, und schlief, sobald es Nacht geworden war. Aber ich hätte eben so gut Essen, Trinken und selbst Schlaf entbehren können, denn ich fühlte nie ein Bedürfniß. Obgleich ich mir vollständig bewußt war, daß ich nicht allein in der Welt stand, daß neben mir noch unzählige Menschen lebten, so war mir es doch, als befände ich mich allein in einer Wüste, als sei ich ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Menschen, als sei der Eintritt in diese Gemeinschaft mir unmöglich gemacht. Ich hatte auch keinerlei Gefühl. Ich blieb eben so theilnahmlos, wenn Andere Freude äußerten, wenn neben mir gescherzt und gelacht wurde, als wenn ich Andere weinen sah. Ohne irgend welche Empfindung sah ich Armuth und Gebrechen, Noth und Elend an mir vorübergehen: in mir regte sich nichts, es blieb Alles still und kalt. Denn mein Herz war an dem Fuße meines Vaters hängen geblieben, ich hatte kein Herz, meine Brust umschloß einen leeren Raum.

„In diesem Zustande hatte ich das zweiundzwanzigste Lebensjahr überschritten. Da ließ mich mein Vater eines Tages vor sich rufen. Das war noch nie geschehen, ich mußte daher auf etwas ganz Außerordentliches mich vorbereiten. Furcht kannte ich nicht, ich hielt es aber für nöthig, auf meiner Hut zu sein und mich durch nichts überraschen zu lassen. ‚Du kannst und darfst nicht länger in meinem Hause bleiben,' herrschte mir mein Vater bei meinem Eintreten zu. Ich erwiederte nichts; ich that dieß aber nicht deßhalb, weil ich eingeschüchtert gewesen wäre, sondern nur, weil ich mit einer gewissen Neugierde die weiteren Eröffnungen erwartete. ‚Du wirst Dich verheirathen,' fuhr mein Vater in demselben harten Tone fort. Auch hierauf gab ich keine Antwort; ich



Bilder von der Weltausstellung. Die Ehrenpforte am Pont de Jena. (S. 428.)

wollte das Ende dieser Mittheilungen abwarten. ‚Der Baron von Steinmüller hat um Deine Hand bei mir angehalten, und ich habe ihm diese zugesagt,‘ begann mein Vater mit größerer Heftigkeit, die vielleicht durch mein Schweigen erzeugt wurde, vielleicht auch eine andere Entstehungsursache hatte oder erheuchelt war. Ich muß gestehen, daß diese Steigerung des Affektes mich mit einem gewissen Wohlbehagen erfüllte, daß ich kalt und ruhig blieb, und daß ich dadurch die Erregung bis auf den Gipfelpunkt bringen wollte. ‚Weßhalb sprichst Du nicht?‘ schrie mein Vater mit vor Zorn bebender Stimme. Und als ich auch hierauf nichts erwiederte, da faßte er mich an den Armen, drückte diese, daß ich Schmerzen empfand, und schrie dann kreischend: ‚Du willst mir trotzen? Du willst meine Pläne zerstören? Wurm Du, ich zertrete Dich!‘ Obgleich der Anblick meines Vaters mir Entsetzen einflößte, so gelang es mir doch, mich zu beherrschen, und mit einer Seelenruhe, als ob es sich um ganz gleichgültige Dinge handle, entgegnete ich: ‚Was wollen Sie denn? Sie haben mich ja noch nicht gefragt und mir geboten, mit Ihnen nur zu sprechen, wenn ich gefragt werde.‘ Mein Vater zog seine Hände zurück, er wurde ruhig, ging einige Male im Zimmer auf und nieder und blieb dann vor mir stehen. Seine Augen waren trocken, der Blick aber nicht so fest, nicht so scharf wie gewöhnlich. ‚Willst Du dem Baron von Steinmüller Deine Hand geben?‘ fragte er ernst, aber ohne Härte. ‚Ich habe keinen Grund Nein zu sagen,‘ erwiederte ich ohne Zögern. ‚Du thust wohl daran. Vielleicht findest Du dort das, was Du hier vergeblich suchen mußtest.‘ Er betonte das letzte Wort ganz eigenthümlich; es klang mir so, als ob damit zugleich ein Bedauern ausgesprochen werden solle, daß meine Bemühungen keinen Erfolg hätten haben können. Mein Vater ließ mich hierauf allein. Ich hatte meine Zusage ohne alle Prüfung, ja ohne eigentliches ruhiges Nachdenken, rein unter dem Einflusse einer augenblicklichen Erregung gegeben. Der Baron von Steinmüller war mir nicht einmal persönlich bekannt, ich hatte noch nie seinen Namen aussprechen hören. Es war daher auch gar nicht denkbar, daß ich an diese Zusage bestimmte Erwartungen hätte knüpfen können, es schwebte mir nur dunkel vor, daß ich bei einem Wechsel meines Aufenthalts nichts verlieren könne und daß eine Aenderung in meiner Lebensstellung eine Aenderung meines Seelen- und Gemüthszustandes mit sich führen werde. Diese Ahnung bestätigte sich indessen nicht. Der Baron von Steinmüller war etwa in demselben Alter wie mein Vater. Allein es war nicht dieselbe kernige und imponirende Gestalt, nicht derselbe starke und gewaltige Geist. Ich fand einen früh gealterten, siechen Körper, der jeglichen Haltes entbehrte, ein launenhaftes, leidenschaftlich erregtes Gemüth, eine schwache Seele. An der Seite dieses Mannes verließ ich mein Vaterhaus, an der Seite desselben betrat ich meine neue Heimat. Der Tausch brachte mir keine Vortheile. In dem Hause meines Vaters stand ich zwar allein, aber unbelästigt und mir selbst überlassen, wenn ich dieß wollte. In dem Hause meines Gatten war das anders. Hier durfte ich nicht allein sein, hier durfte ich keinen Schritt thun, ohne eifersüchtig überwacht zu werden. Und wenn es mir je einmal gelang, mich dieser Aufsicht zu entziehen, so wurde ich über mein Thun roh und maßlos zur Rechenschaft gezogen. Der Verlust gänzlicher Freiheit kümmerte mich indeß immer noch weniger, als die Ansprüche, die außerdem an mich gemacht wurden und die ich ohne Selbstüberwindung unmöglich erfüllen konnte. Meine Brust blieb leer. Ich will keine Einzelnheiten aus meinem Eheleben wiedergeben, einen Zeitraum von sechs Jahren, der keinerlei Aenderungen brachte, überspringen und bei einem Ereignisse verweilen, das mich hierher geführt hat. Im Frühjahre vor nun zwei Jahren kündigte eine Bruderstochter meines Gatten uns ihren Besuch an. Ich kannte diese Dame nicht. Mein Gatte, dem der Besuch nicht sehr gelegen kam, erzählte mir nur, daß sie jung und an einen hochstehenden Offizier verheirathet sei. Wenige Tage später traf die Dame ein, aber nicht allein, sie brachte ein etwa dreiviertel Jahre altes Kind und zu diesem eine Wartefrau mit. Mutter und Kind waren die ersten Menschen, an denen ich Gefallen fand, für die ich mich interessirte. Das muntere, freundliche, herzinnige Wesen der jungen, bildhübschen Frau war mir wohlthuend, und die aufopfernde Liebe zu ihrem Kinde stimmte mich so mild, so weich, daß ich darüber Alles vergaß und nicht selten zu Thränen gerührt wurde, zu Thränen, die ich mich nie erinnerte geweint zu haben. Diese Tage des Zusammenlebens bereiteten mir ein Glück, von dem ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Ich gewann eine Freundin, die ebenso klug als zärtlich war, mit der ich scherzen und lachen konnte, und die mit mir weinte, wenn ich von meiner traurigen Vergangenheit, von meiner trostlosen Zukunft sprach. Das Kind, der kleine Engel, wurde der Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Zärtlichkeit, und wenn wir je in Streit kamen, so geschah dieß nur deßhalb, weil es die Eine der Anderen in Liebesbeweisen zuvorthun wollte. Ach hätte es doch für alle Zeit so bleiben können, wie unendlich viel Kummer würde weniger zu ertragen gewesen sein. Ich war wieder allein, meine Freundin nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte zu ihrem Gatten zurückgekehrt. Die Erinnerung an die so schön verlebten Tage hätte mich trösten, die Hoffnung auf die mir in Aussicht gestellte baldige Wiedervereinigung mich aufrecht halten sollen. Allein ich fühlte nur ein stürmisches Verlangen, eine unbesiegbare Sehnsucht nach meiner Freundin, eine ungleich größere aber noch nach ihrem Kinde. Ueberall wo ich mich befand, bei Tag und Nacht trat es mir vor die Seele, wie ich das Kind auf meinen Armen getragen, wie dasselbe an meiner Brust geruht, wie ich es geherzt und geküßt hatte, und wie ich dafür von ihm geliebkost worden war. Ich vermochte nicht, mich loszureißen von diesen Vorstellungen, ich kämpfte vergeblich um Ruhe, immer verlangender wurde meine Sehnsucht nach dem Kinde. Ich schrieb meiner Freundin, daß ich ohne das Kind nicht leben könne, daß sie mir dasselbe überlassen möchte. ‚Wäre das Kind ausschließlich mein, hätte mein Mann nicht gleichen Theil,‘ hieß es in der Antwort, ‚ich schickte Dir dasselbe ohne Weiteres zu, da ich weiß, wie lieb und gut Du mit ihm sein würdest. Mein strenger Herr hat aber n e i n gesagt, und ich als gehorsame Gattin muß mich fügen. Aus Deinem Briefe entnehme ich übrigens, daß Du Dich selbst nicht kennst. Denn Deine Sehnsucht scheint nicht unserem, sie scheint überhaupt nur einem Kinde zu gelten. Ich bin überzeugt, daß es Dich vollkommen zufriedenstellen würde, wenn Du nur für ein Kind zu sorgen hättest, gleichviel für welches. Was hindert Dich nun, dieß zu thun? Hat der liebe Gott Dein Haus nicht mit Kindern gesegnet, nun so gibt es arme Mütter genug in der Welt, welchen mit dem Kinde zugleich eine Last abgenommen wird. Gebrauche Du nur ein wenig Klugheit und ein wenig mehr Vorsicht, und Deine Sehnsucht wird bald gestillt sein.‘ Dieser unselige Brief öffnete mir die Augen, er riß mich aber auch aus meiner Unthätigkeit heraus. Ich begann nachzudenken, wie ich es anzufangen habe, zum Ziele zu gelangen; ich suchte Mittel auf; ich prüfte diese Mittel mit einer peinlichen Genauigkeit; ich erwog alle nur denkbaren Hindernisse mit einem Scharfsinn, den ich mir vorher gar nicht zugetraut hatte, und war, nachdem ich das Alles gethan, des Gelingens gewiß. Daran dachte ich allerdings nicht, daß ich mich durch mein Unternehmen strafbar machen könnte; ich wollte ja nur mir Ruhe schaffen, die Leere in mir ausfüllen, ein Herz mir erkaufen; ich wollte nicht umsonst leben; ich wollte sorgen, wie eine Mutter und wie meine Freundin für ihr Kind gesorgt hatte; ich wollte in dieser Sorge glücklich sein, und durch mein Glück Andere glücklich machen. Gott weiß es, daß ich nicht mehr und nichts Anderes gewollt habe. Ach, und wie glücklich war ich, nachdem mir das Alles gelungen war, als ich ein Kind hatte, das nicht mein eigen war, aber doch für mein eigenes galt, das ich warten und pflegen, für das ich sorgen und mich abmühen konnte, von dessen Bettchen ich Tag und Nacht nicht fortkam, dessen Athemzüge ich belauscht, für das ich den Tod hätte erdulden mögen. Ich hatte mein Herz wieder gefunden, in mir war es nicht mehr kalt, denn bei jeder Unruhe des Kindes fühlte ich mich geängstigt, wohlthuend geängstigt, ich fühlte das Herz schneller schlagen, und das machte mich unaussprechlich glücklich. Das Glück war nur von kurzer Dauer. Der Betrug wurde entdeckt, das Kind mir wieder entrissen, ich war wieder allein, aber elender als zuvor, denn ich hatte die Seligkeit kennen gelernt, nicht allein zu sein. Gott ist mein Zeuge, ich fühlte mich damals elender als jetzt in diesem Hause.“

Die Frau schwieg. Sie hatte mir über ihre Schuld nichts mehr zu sagen. Verdiente sie Mitleid? war sie bedauernswerth? — Die Haft wurde ihr, so viel nur irgend zulässig war, erleichtert.

Sie blieb allein, bekam nur leichte Arbeiten, und erhielt sogar kurze Zeit später nur Schreibereien für das Bureau zu besorgen. Etwa nach Jahresfrist wurde der Tod ihres Vaters gemeldet und gleichzeitig ging ein in dessen Nachlasse aufgefundener Brief ein, in welchem vielfache, Familienverhältnisse betreffende Aufschlüsse gegeben wurden. Diese Aufschlüsse bestätigten die Vermuthung der Tochter. Der Haß ihres Vaters traf mit dem Andenken an die Mutter zusammen; die Schuld der Mutter hatte die Tochter büßen müssen. Bemerken muß ich noch, daß die Entdeckung des Verbrechens durch die Freundin der Frau Steinmüller herbeigeführt worden war, und daß die Letztere behauptete, von ihrer Freundin verrathen zu sein. In den Akten, die ich durchgesehen habe, fand diese Behauptung keine Bestätigung.

Bilder aus Brasilien.

Von

Arnold Wellmer.

4. Eine Sklavenjagd.

Sally war eine schlanke anmuthige Mulattin und Dodo ein gewandter hübscher Mulatte. Sally hatte von Kindheit an einer guten Senhora und Dodo einem milden Senhor zu eigen gehört. Beide hatten sogar eine christliche Erziehung genossen und zum Gott der Weißen beten gelernt. Das ist ein seltenes Beispiel im Sklavenleben. Da starb die Senhora, der Senhor machte Bankerott. Die Erben und Gläubiger schickten eiligst das schwarze und braune lebende Inventar der Masse in die Auktionshalle. Dort sahen sich Dodo und Sally zum ersten Mal. Bald saßen sie in einem Winkel der Auktionshalle Hand in Hand bei einander. Hierher hatten sie sich vor der thierischen Rohheit der andern Sklaven geflüchtet. Sagten sie einander, daß sie sich in diesen traurigen Stunden so recht von Herzen gut geworden waren? Davon kam kein Wort über ihre Lippen — sie dachten es nur in ihren Herzen. Sie waren sehr betrübt und suchten doch einander zu trösten. Sie beteten leise, daß ein Herr sie zusammen kaufen möchte. Die beiden jungen Mulatten-Sklaven fanden bei der Auktion viele Kaufliebhaber. Sie wurden von allen Seiten gemustert und betastet. Der armen Sally schossen die Thränen in die lichtbraunen Augen und die Röthe der Scham in die Wangen. Dodo knirschte mit den Zähnen, — die Peitsche des Aufsehers schwirrte und der junge Sklave schwieg. Sally trat auf den Auktionsblock. Alte und junge Herren überboten sich mit frivolen Spässen, Jeder wollte das schöne frische Mädchen besitzen. Ein reicher Plantagenbesitzer erstand sie. Der Senhor brauchte noch einen gewandten Kammerdiener und kaufte auch Dodo. Das Gebet der armen Sklaven war erhört; sie kamen auf dieselbe Pflanzung. Warum hatte Don Manuel 1500 Dollars für Sally bezahlt? Konnte ihre Arbeit in der Kaffee- oder Baumwollen-Plantage ihm dieß bedeutende Anlage-Kapital bei der baldigen Abnutzung des lebenden Inventars wieder einbringen? Der edle Senhor brauchte nicht so kleinlich zu rechnen, er hatte Geld genug, um auch für eine Liebhaberei — ein hübsches Spielzeug, einige Hundert Dollars fortwerfen zu können. Sally weinte, flehte, sträubte sich gegen die unreinen Liebkosungen; da peitschte der Herr die Sklavin. Dodo hörte das Geschrei, er verstand die Szene nur zu gut, er ergriff den peitschenden Arm des Massa. Dodo ward bis auf's Blut gepeitscht. Der Massa hätte seinen Sklaven zu Tode peitschen lassen können, und kein Alkalde hätte sich drum gekümmert, aber Dodo war zu theuer zum Todtpeitschen, er hatte 1000 Dollars gekostet. In der Nacht schlich Sally zu Dodo, der sich ächzend vor Schmerz schlaflos auf seinem Lager von Maisstroh umherwälzte. Sie küßte seine brennenden Wunden und weinte heiße Thränen auf seine Hände. „Lass' uns fliehen, Dodo!" — „Ja, fort, fort von hier, wenn Gott will in den Tod!" Und sie entflohen in der dritten Nacht, so schnell Dodo's zerfetzte Glieder fort konnten. Sie liefen die ganze Nacht hindurch. Beim Sonnenaufgang hörten sie es wüthend hinter sich her kläffen und heulen; die gut dressirten Negerfänger hatten ihre Spur aufgefunden. Mit der Todesangst des gehetzten Wildes eilten die Flüchtlinge dahin, da hemmte ein breiter Fluß ihren Lauf. Näher, immer näher heulten die Fanghunde, schon hörten sie durch den Wald das Pferdegetrappel der Verfolger. „In Gottes Namen!" rief Sally und zog Dodo mit sich in den Fluß, „lieber vereint sterben, als in die Hände des weißen Teufels zurückkehren!" Hand in Hand schritten die Flüchtlinge in den Fluß, weiter und tiefer. Das Wasser wuchs ihnen bis an die Achseln, jetzt schon bis an's Kinn. „Flieh! flieh! Dodo, Du kannst schwimmen!" — „Nicht ohne Dich, Sally!" und er umklammerte das Mädchen, der Strom hätte die Wankende sonst fortgerissen. Am Ufer tobten die Verfolger, vergebens hetzten sie die Fanghunde auf die Flüchtlinge, die Hunde waren nicht in's Wasser zu bringen. „Komm' zurück, Sally, mein Schätzchen, sollst es gut bei mir haben; auch dem Burschen soll nichts geschehen, wenn er freiwillig zu seinem Herrn zurückkehrt!" rief Don Manuel. Vom Flusse keine Antwort. „Kommt zurück, ihr Hunde, oder ich schieße!" Don Manuel legte drohend die Büchse an. Keine Antwort. — „Ein köstlicher Gedanke, den Kopf des Burschen zum Ziel zu nehmen, mir zuckt es schon in den Fingern!" lachte Don José, der von Don Manuel nebst andern Freunden zu dem köstlichen Vergnügen der Sklavenhatze eingeladen war. — „Beim Wogen des Wassers schwankt der Kopf des Burschen hin und her, der Schein auf dem Wasser blendet, ich parire hundert Dollars, daß Ihr vorbeischießt, Don José!" rief Don Henriquez. — „Topp! ich halte die hundert Dollars, erlaubt Ihr, Don Manuel, daß ich einen Meisterschuß auf Euer Wild versuche?" — „Ein verdammt theures Wild, aber gut, es sei, auch ich halte hundert Dollars gegen Euch; es ist doch keine Aussicht, die Bestien lebend wieder zu fangen; ehe wir ein Boot auftreiben, hat der Strom sie fortgerissen; entschädigen wir uns also durch den Spaß der Wette!" Die Büchse knallt, ein leiser Schrei aus dem Flusse, die Köpfe der jungen Mulatten sind verschwunden. Eine Sekunde liegt ein purpurrother Schein auf dem Wasser, dann ist er erblichen. Den Fluß hinunter treiben zwei Leichen, sie halten sich fest umschlungen, ihre Seelen sind frei! — „Ein verdammt theurer Morgen," brummte Don Manuel und addirte in Gedanken die 1500 Dollars für Sally und die 1000 Dollars für Dodo und die 100 Dollars der verlornen Wette zusammen: Verlust summa summarum 2600 Dollars. Lachend strich Don José die 200 Dollars ein, und die Herren ritten nach Hause zum Frühstück.

Zwei Husaren.

(Episode aus dem letzten Kriege.)

Erzählendes Gedicht von **August Silberstein.**

(Bild S. 424.)

Zwei Husaren waren ausgezogen
In des Krieges wildbewegtes Wogen.
Ob dasselbe Dorf sie Heimat nannten,
Ob sie auch seit Jugendzeit sich kannten,
Ob getheilt sie einst die Lust und Leiden,
Grimmer Hass war nun entflammt in Beiden,
Und die Herzen, einst so treu beisammen,
Glühten in des Zornes wilden Flammen!
Ach, das Dorf, das kleine, barg das Wesen,
Welches alle Engel auserlesen,
Um es für sein ganzes Erdenwallen
Zu begaben mit den Reizen allen,
Welche nur ein Mädchen wonnig schmücken
Und den Bursch' beglücken und entzücken! —
Beide sah'n die Holde sich entfalten,
Fühlten ihrer Reize mächtig Walten,
Sah'n sie schaffen, sah'n im Tanz sie schwingen,
Hörten ihres Worts und Liedes Klingen! —
Was im Scherze schien den Keim zu heben,
Wollte, wachsend, sich mit Kraft beleben,
Und in Blüten, die den Strauch geschmücket,
War zugleich der scharfe Dorn gezücket! —
Prangt der Eine in dem Schmuck der Rose,
Ward dem Andern blut'ges Leid zum Loose.
Und indem sich, an des Altars Stufen,
Zwei beglückt die sel'gen Worte rufen,

Irrt ein Dritter in des Waldes Wildniss,
Tiefsten Leides jammervolles Bildniss!
Jahre waren wohl dahingegangen,
Doch vom Hasse blieb das Herz befangen,
Denn das einst'ge schwere Ringen, Kämpfen,
Schien die Rache nimmermehr zu dämpfen! —
Heute stehen sie in gleicher Reihe,
Dass ihr Schwert demselben Ruf sich weihe,
Dass sie, auf des Krieges blut'gen Pfaden,
Sei'n einander echte, treue Kameraden! —
Stumm und trüb, so reiten sie zusammen
Gen den Feind, dem Tapf're viel entstammen,
Und begegnend seinem wachen Posten,
Lässt das Schwert die ersten Streiche kosten!
Immer wilder drängt's heran, aus Weiten,
Immer wirrer wird im Drang das Streiten,
Bis in bunten Mengen und im Knäuel
Sich entfalten alle blut'gen Gräuel!
Fest sind sie in einen Kreis geschlossen,
Und der Hufschlag hilft den tapfern Rossen,
Während vor des Schwertes scharfen Streichen
Beide Reiter kaum dem Tod entweichen! —
Jetzt erliegt der Eine der Husaren,
Fast, im Ueberdrange der Gefahren,
Und gelingt's dem Hieb, ihn zu erreichen,
Sinket er hinab zu andern Leichen!
Doch der And're, eh' der Streich sich senkte,
Wirft die Brust dahin, die tief gekränkte,
Und aus seiner Wunde, schwer und tödtend,
Springet rasch das Blut, das Eisen röthend! —
Neue Schaaren schnell zu Hülfe eilen,
Es gelingt, die Massen zu zertheilen,
Und der Eine, der sich durchgeschlagen,
Bringt den Wunden, hoch zu Ross getragen! —
Alle Lieb' und Sorgfalt sind vergebens,
Nimmer lange währt die Frist des Lebens,
Und die Hand noch reichend mag er sprechen,
Ehe ihm die treuen Augen brechen:
„Grüss' Dein Weib, und grüss zum letzten Male,
Recht ist's so, dass ich mein Leben zahle
Für die Liebe, die mich einst durchdrungen.
Denn sie wiegt als Mutter nun den Jungen!
Nimmer sollen ihre Augen weinen,
Euch, statt Trauer, nur ein froh Vereinen!
Was bedeutet's, wenn ich sterbend scheide,
Meiner denkt kein Weib und Kind im Leide,
Lebe wohl und grüss' zum letzten Male —
Süsser Tod, mit dem die Lieb' ich zahle!“ —
Wohl verlernt hat der Husar das Weinen,
Reiche Thränen fliessen doch dem Einen.
Und am Grab, umweht vom linden Winde,
Beten knieend Eltern mit dem Kinde! —

Bilder von der Weltausstellung.

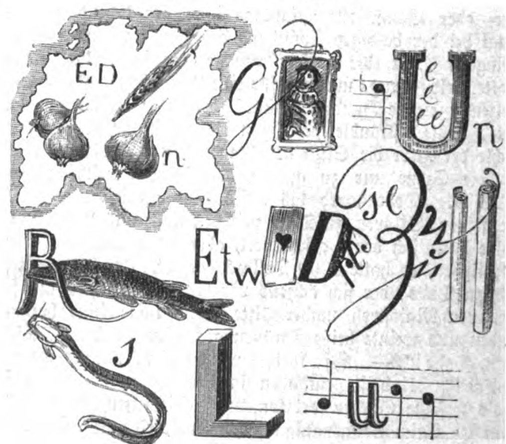
(Bilder S. 421 und 425.)

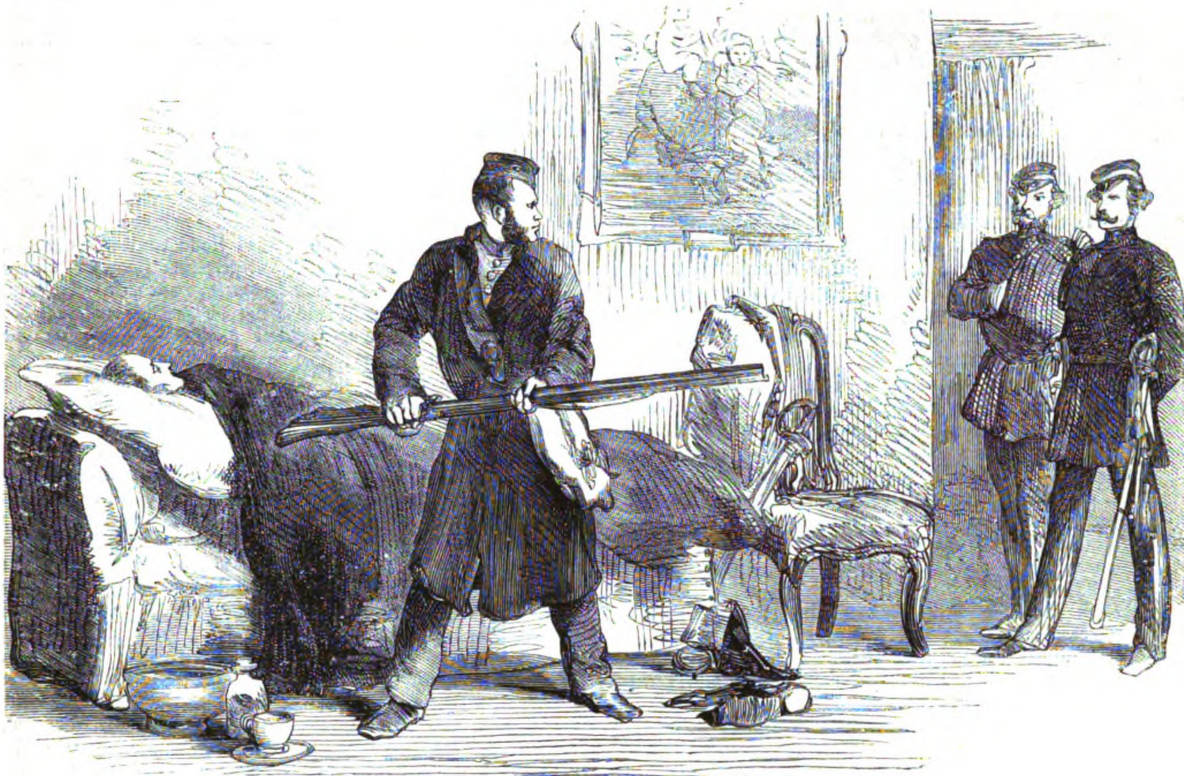
Der erste Schritt in den Park der Weltausstellung ist für den Deutschen mit einer ernsten Erinnerung verknüpft. Wir gelangen auf das Feld, das ein Versöhnungsfest aller Völker feiern sehen soll, über den Pont de Jena, welchen Namen die Brücke zu Ehren jener Schlacht an der Saale erhielt. 1814 wollten die Verbündeten bei ihrem Einzuge in Paris diese Brücke ihres Namens wegen in die Luft sprengen: die Vorbereitungen waren bereits getroffen, als Ludwig XVIII., davon benachrichtigt, den Führer der preußischen Armee bitten ließ, noch einen Moment zu warten, er wolle sich selbst auf sie begeben, um mit ihr zu enden. Da wurde der Befehl gegeben, sie zu schonen. Und heute wogt eine unabsehbare Menge über diese jetzt durch vier Rossebändiger geschmückte Brücke dem Friedensfeste zu, das in dem Palaste gefeiert werden soll, der die Werke der Industrie, des aufbauenden Gewerbfleißes, statt der zerstörenden Kriegstrophäen zeigen soll. Hier am Pont de Jena empfängt uns eine Eingangspforte, deren ungeheures Dach oder Velum sich bis zum Palaste beinahe achthundert Fuß lang fortzieht, während der Eintretende zwischen einem Wald von seltenen Pflanzen zu wandeln glaubt. Dieses Velum ist von grünem, mit goldenen Bienen besäetem Stoffe. Die Säulen schmücken Fahnenbündel und Schilde. Durch das Grün und die flatternden Draperieen sieht man zur Rechten in die verschiedenen Etablissements des englischen Parks, zur Linken in die des französischen Parks. Durch diese Ehrenpforte schritt der Kaiser, als er die Ausstellung betrat. Für den häufigen Besuch des hohen Protektors wurde im Park ein eigener Pavillon errichtet. Ein prachtvolles Zelt, dessen Dach auf schiefgestellten Lanzen mit den kaiserlichen Adlern ruht und zu dem sanft ansteigende leichte Treppen führen, wird von einer Kuppel im indischen Geschmack überwölbt und verbindet leichte Eleganz mit dem Charakter imponirenden Reichthums, der sich besonders auch im Innern zeigt. Zwanzig der ersten französischen Aussteller haben dazu beigetragen, dem Kaiser ein wirklich echt kaiserliches Zelt zu erbauen. Möge der Kaiser in jenen Räumen, umgeben von der völkerverbindenden Industrie aller Welttheile, zur Einsicht gelangen, daß nur die Einigung der Völker sie stark macht, die Eifersucht ihren Wohlstand fort und fort auf's Spiel setzt und zuletzt vernichtet.

Rösselsprung.

hab'	zwar	wenn	doch	würf-	dann	niß	ich
sen	ne	trink'	grad'	doch	kein's	zer-	mit
und	ich's	die-	daß	stein	niß	wenn	dürf-
ter-	ge-	mit	ich	ha-	ist	der	ein
auch	be	ich	ein	ne	des	be-	mir
steh'	nüch-	wein	wasj-	was-	be	zwar	lo-
la-	mich	ßes	ger-	und	ist	an-	ein
für	ich	ser	es	sto-	ser	gik	dieß

Bilderräthsel.





„Keinen Schritt näher, oder ich gebe Feuer!" rief Duncan. (S. 432.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

41. Das Schloss bei Toulouse.

Es ereignet sich manchmal im Leben, daß die von einem Feinde angewandten Mittel, uns zu verderben, gerade die entgegengesetzte Wirkung äußern. Dieß geschah mit dem Oberst Barratt. Jedesmal, wenn ein gefährlicher Befehl zu vollziehen war oder sonst eine hervorragende, aber gefahrvolle Gelegenheit, sich auszuzeichnen, erschien, sahen sich Lord Peapod und Klemens Foster ohne Ausnahme gewählt. Foster erklärte sich diese Bevorzugung seiner Person anfangs damit, daß der Oberst bemüht sei, sein früheres gehässiges Benehmen gegen ihn wieder gut zu machen, aber diese Illusion verschwand bald. Sein Name wurde trotz seines rühmlichen Verhaltens nie in den Rapporten des Obersten genannt, und ohne die Aufmerksamkeit des Generals De Vere würde der Sohn des Advokaten nur als ein sehr mittelmäßiger Offizier gegolten haben.

Ruhiges Nachdenken gab endlich Foster den Schlüssel zu diesem seltsamen Räthsel. Durch Peapod's Tod gewann Letzterer die Peerschaft mit einem bedeutenden Vermögen, und Foster's Tod befreite ihn von einem Menschen, dem er es nie vergaß, daß er sich ihm einst gegenüber gestellt hatte. Aber die gemeinschaftliche Gefahr machte gerade die beiden jungen Männer zu Freunden. Lord Peapod besaß, abgesehen von seinen Thorheiten und seiner Verschwendungssucht, Eigenschaften eines wahren Edelmannes; er war muthig bis zum äußersten Grade und schlug sich mit demselben Feuer, welches er schon in seinen jugendlichen Spielen und Boxereien gezeigt hatte. Bei Salamanka ward Peapod schwer verwundet, und Foster trug ihn unter heftigem Kugelregen aus der Gefechtslinie, so daß er sein Leben rettete. Seit dieser Zeit war es gefährlich, in Gegenwart Peapod's übel von Foster zu reden. Er war unendlich mehr empfänglich für Alles, was Foster, als was ihn selbst betraf.

Während des Marsches der englischen Armee gegen Toulouse folgten die Blessirten mit den Bedienten und einer Arrièregarde von Soldaten dem Regiment. In dem Augenblicke, wo der Trupp der Blessirten sich dem Gitter eines der zahlreichen Schlösser bei Toulouse näherte, entstand eine Bewegung unter denselben. Ein verwundeter Offizier schwankte auf seinem Sattel, und wenn Klemens Foster ihn nicht rasch gestützt hätte, wäre er vom Pferde gestürzt; er hatte seinen Kräften zu viel zugemuthet. „Da hinten ist etwas passirt," sagte Lieutenant Mortimer, welcher mit einigen Dragonern an der Spitze des Zugs ritt. — „Oberst Harringdon befindet sich schlecht!" rief Lord Peapod. — Walter Trevanian wendete sich rasch um, und ein seltsames Lächeln flog über sein Gesicht. Er sah, daß Oberst Harringdon todtenblaß war und daß ein athletisch gebauter Diener ihn in seine Arme nahm. Dieser Letztere zog ein kleines Fläschchen Wein aus der Tasche und bot es seinem Herrn. „Wasser, nur Wasser!" murmelte der Oberst.

Jedermann hatte mit Wein oder Branntwein gefüllte Flaschen bei sich, aber kein Tropfen Wasser fand sich zur Stelle. Man entschloß sich also, an das Thor des Schlosses zu klopfen und Gastfreundschaft für den kranken Oberst anzurufen. Lord Peapod erklärte es für unmöglich, denselben weiter zu transportiren. Die Anklopfenden erhielten keine Antwort, weil die Dienerschaft des Schlosses aus Furcht ihren Posten verlassen hatte. Man klopfte wiederholt und stärker; endlich öffnete sich ein Fenster gerade über dem Haupteingange und ein weiblicher Kopf zeigte sich. Es wurden einige Worte gewechselt, und gleich darauf erschien an dem geöffneten Thor ein etwa sechzehnjähriges Mädchen in Begleitung zweier bewaffneter Bedienten.

Klemens Foster und Lord Peapod sagten sich gleichzeitig, daß sie nie ein reizenderes Geschöpf gesehen hätten. Sie hatten bisher die schwarzen Augen und den gebräunten Teint der Spanierinnen bewundert; in der Gestalt dieser jungen Schönen war ein Ausdruck von Weichheit und sanfter Unschuld, der mehr fesselte, als die verführerischen Bilder spanischer Koketten. Das Mädchen ersuchte die Begleiter des Verwundeten, ihn in's Schloß zu schaffen. Harringdon erhielt zu seinem Aufenthalte ein weites Gemach, das mehr einem Atelier als einem Salon glich. Die Wände waren mit kostbaren flandrischen Tapeten bedeckt. Mehrere Porträts, welche eine und dieselbe Frau in verschiedenen Trachten darstellten: als Königin, als Vestalin, als römisches Landmädchen 2c., trugen die Signaturen berühmter Meister. Die Möbel waren von Eichenholz, theils mit rothem Sammet überzogen. Ein Pianoforte, eine Harfe, Stöße von Musikheften, Opernpartituren 2c. bewiesen, daß unter den Schloßbewohnern viel musikalischer Sinn herrschte oder musikalische Studien getrieben wurden.

Kaum war der Oberst auf ein im Salon befindliches Kanape gelegt worden, als dasselbe junge Mädchen wieder eintrat, dießmal aber mit einer älteren Dame, deren Züge, noch von großer Schönheit, sich in den Porträts an den Wänden wiederfanden. Diese Dame war blaß; ihre Robe von dunkelgrünem Damast hob die Noblesse ihrer Erscheinung besonders hervor; ihre dunklen Augen hatten einen fremdartigen, etwas wilden Ausdruck. Die Jüngere erglänzte in der vollen Frische der Jugend; ihr Haar war aschblond und fiel, rebellisch gegen das blaue Band, welches sie fesseln sollte, in reichen Wellen auf Hals und Schultern von tadelloser Weiße. Ihre großen ausdrucksvollen Augen waren tiefblau. Es konnte nichts Schöneres geben, als diese Augen, die rosigen Lippen, den herrlichen Teint, die vollkommenen Umrisse ihrer Taille, Arme und Schultern. Sie erröthete, als sie das bewundernde Murmeln der anwesenden Offiziere vernahm.

„Wasser, Wasser!“ ächzte der Oberst Harringdon. Sogleich sorgte das junge Mädchen dafür, daß solches herbeigebracht ward, und der Kranke richtete einen Dankesblick auf das Mädchen, als sie ihn hatte trinken lassen. „Ich werde Sie nicht lange mit meiner Gegenwart behelligen,“ sagte er dann mit matter Stimme, „sondern stark genug sein, um weiter zu marschiren.“ — Das Mädchen wechselte mit der älteren Dame einige Worte in deutscher Sprache, worauf diese bejahend den Kopf neigte. „Sie können uns in diesem Zustande nicht verlassen,“ sagte nun das Mädchen in gutem Englisch. „Bleiben Sie wenigstens die Nacht über hier und die Ruhe wird Ihnen zum Segen gereichen.“ — Der Oberst gehörte zu den Soldaten, die sich ungern mit ihren Pflichten vergleichen; er sprach den Entschluß aus, sich in sein Quartier begeben zu wollen, und befahl der anwesenden Ordonnanz, sein Pferd gesattelt bereit zu halten. Der Soldat gehorchte mit Bedauern; als aber der Oberst sich wieder aufrichtete und kaum auf den Füßen stand, überzog eine tödtliche Bläße auf's Neue sein Antlitz und er fiel matt auf das Sopha zurück. „Ich fürchte, Duncan, daß ich gezwungen bin, von der Höflichkeit dieser Damen Gebrauch zu machen!“ sagte er resignirt.

Bei dem Namen „Duncan“ schrak Walter Trevanian zusammen, und zum ersten Male sah er den Diener, welcher genannt worden war, genauer an. Er erkannte ihn: die Ordonnanz war kein Anderer, als jener treue Diener seines Stiefbruders Eduard, dem er einst den Arm zerschlagen und ihn dann aus dem Schloß hatte jagen wollen, ohne ihm ein Zeugniß ausstellen zu lassen.

Jetzt trat die ältere Dame neben das Lager des Kranken und fühlte ihm den Puls. „Ist kein Wundarzt in der Nähe?“ fragte sie. Unglücklicher Weise mußte die Frage verneint werden. „Ich glaube, der Blutverlust ist nicht bedeutend gewesen und ich habe ein Mittel, welches den Kranken auf einige Stunden aufrecht hält, aber er bedarf sehr bald gründlicherer Hülfe als der meinigen.“ — Marshall und Trevanian wechselten Blicke. Alle Anwesenden, bis auf Harringdon und seinen Diener, zogen sich nun zurück, um sich nach ihren Quartieren zu begeben. Foster blieb auf dem ganzen Wege schweigend, und die Scherze Peapod's konnten ihm kein Lächeln abnöthigen. „Ich wette hundert Louisd'or,“ sagte Letzterer, „daß ich weiß, was Sie beschäftigt!“ — „Sie vergessen, daß ich niemals mehr wette!“ erwiederte Foster ernst. — „O, ich tadle Sie deßhalb nicht, denn ich kenne das Warum. Aber wissen Sie, daß das Mädchen verdammt hübsch ist und daß sie eher eine Engländerin als eine Dame hiesigen Landes zu sein scheint?“ — Foster murmelte einige Worte, welche ausdrücken sollten, daß er nicht wisse, wie Peapod zu gewissen Voraussetzungen komme. — „Ich setze nichts voraus, lieber Freund, sondern mache nur eine einfache Bemerkung. Aber ich bin wahrhaftig sehr geneigt, zu glauben, daß ich in das Mädchen verliebt bin bis über die Ohren, und es wäre doch traurig, wenn wir Rivalen sein sollten.“ — „Sehr traurig!“ versetzte Foster zerstreut. — „Welch' eine allerliebste Gräfin sie machen würde, Foster!“ — „Welche meinen Sie?“ — „Sie fragen welche? Kann darüber ein Zweifel sein, daß ich die schöne Nymphe mit goldenem Haar und blauen Augen, und nicht die Sibylle mit schwarzem Haar meine, bei deren Anblick mir zu Muthe war, als wenn ich zu Eton am Tage des Examens vor dem gestrengen Rektor stand.“ — „Machen Sie wirklich Ernst mit dem, was Sie da sagen, Peapod?“ — „Gewiß, wie stets in solchen Dingen.“ — „Nun, dann wird die Neigung sicher nicht von langer Dauer sein,“ entgegnete Foster lächelnd. „Sie erinnern sich doch Ihrer Passion für die Tochter des Gouverneurs von Valladolid? Ihres Zwistes mit dem General Valesteros wegen der Comtesse Trucha, und Ihres — verzeihen Sie den Ausdruck — Ihres spaßhaften Aussehens, als Sie hörten, er sei Ihr Bruder? Ich weiß ferner die hübsche Tochter von Howard und die beiden schönen Nichten des Bankiers Gomez zu nennen. Wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, waren Sie in die beiden Schwestern gleich sehr verliebt und entkamen Ihren Netzen nur durch die Unmöglichkeit, sich für die Eine oder Andere von Beiden zu entscheiden. Die arme Inessa . . .“ — „Gnade, Gnade!“ rief Peapod lachend. „Ich ergebe mich auf Diskretion. Kann man einem armen Teufel seine kleinen Abenteuer mit so vorwurfsvollem Ernst vorhalten, wie Sie es thun? Sie halten ja förmlich doppelte Buchführung über meine Handlungen und Geberden? Aber nun, Freund, nun kenne ich doch Ihr Geheimniß, und weiter wollte ich nichts!“ — „Mein Geheimniß? Ich bewahre auf Ehre kein solches, oder ich würde es Ihnen schon anvertraut haben. Wenn Sie mich fragen, ob ich das junge schöne Wesen, welches wir eben verlassen haben, bewundere, so antworte ich freimüthig mit Ja. Noch mehr: ich habe nie ein weibliches Wesen gesehen, welches mich in gleicher Weise gefesselt und zur Bewunderung hingerissen hätte. Aber was weiß ich von ihrem Herzen, von ihrem Geist und Charakter? Sie ist vielleicht längst an einen Andern gebunden und denkt nicht im Entferntesten an einen der Unsern.“ — „An mich wenigstens nicht, Klemens, das ist sicher. Mich lieben überhaupt die Frauen weder viel, noch lange; aber mit Ihnen ist's etwas Anderes. Sie gehören zu jenen ruhigen und tiefen Gewässern, welche plötzlich zu Vulkanen werden können und Alles in ihren Feuerstrudel hineinreißen. Ich habe des Mädchens Augen mehrere Male mit ihrem sanften und demüthigen Ausdrucke auf Ihnen ruhen sehen, und dann, wenn sie bemerkte, daß ich sie beobachtete, schlug sie verschämt den Blick zu Boden. Sagen Sie, was Sie wollen, Sie haben doch auf sie einen großen Eindruck gemacht!“ — „O, Sie sind nicht bei Trost, Peapod!“ erwiederte Foster mit einem Versuche zu lächeln. „Wie kann man sich auf den ersten Blick verlieben?“ — „Oho, Freund! Ist dieß nicht längst in unserem englischen Sprüchwort nachgewiesen?“

Während die beiden Offiziere in dieser Weise sich unterhielten, bemerkten sie nicht, daß Trevanian und Marshall ihre Pferde in Galopp gesetzt hatten, um so rasch als möglich nach dem Orte des Stabsquartiers zu gelangen, nicht um dem Oberst Harringdon Hülfe zu bringen, sondern in der Absicht, sich selbst Quartierbillets für das Schloß zu verschaffen, in welchem er lag. Die außerordentliche Schönheit des jungen Mädchens hatte die beiden jungen Männer lebhaft erregt, und Marshall, welcher Klemens wohl beobachtet und den tiefen Eindruck bemerkt hatte, den jene Dame auf ihn gemacht, nahm sich dabei noch besonders vor, diesen auf jede mögliche Weise zu vexiren und zu beunruhigen.

Foster's nächste Sorge dagegen war, einen Chirurgen nach dem Schlosse zu senden. Als er mit Peapod am Hauptquartier vorbeiritt, sah er Trevanian und Marshall bereits daselbst. „Geben Sie Acht, diese führen einen schlechten Streich im Schilde!“ flüsterte

Peapod. Foster ward dadurch auf's Aeußerste beängstigt. „Wohin haben Sie Trevanian und Marshall gelegt?" fragte Foster den Regimentsschreiber. „Nach dem grünen Schlosse, weil es Freunde der Besitzer desselben sind." — Das „grüne Schloß" war dasselbe, wo Harringdon sich befand. „Ah, ich dachte es!" raunte Peapod seinem Freunde zu. „Aber nicht so muthlos drein geschaut, Foster! So wüste Bursche es auch sind, sie werden den Respekt gegen die Damen nicht aus den Augen zu setzen wagen, sobald sie bemerken, daß diese nicht ohne Beschützer sind, und diese werden wir sein, Foster!" — Beide nahmen ihre Quartierbillets und schickten sich an, ihr Gepäck nach dem betreffenden Orte zu dirigiren. Obschon Foster's Meinung von Trevanian und Marshall eine sehr schlechte war, hoffte er doch nicht, daß sie sich eines dreisten Benehmens gegen die beiden Damen schuldig machen würden; aber der Gedanke an die Möglichkeit war ihm dennoch peinlich genug.

42. Ein Rencontre im grünen Schlosse.

Die beiden Damen, welche das „grüne Schloß" bewohnten, waren im Salon geblieben und widmeten dem verwundeten Offizier mit der den Frauen eigenen Sorgfalt ihre Pflege, als Walter Trevanian und Marshall unangemeldet eintraten. Diese Unhöflichkeit ward ihnen indeß nachgesehen, weil sie von den Damen für Wundärzte gehalten wurden; aber Marshall rief: „Der Teufel hole alle Wundärzte, Madame! Wir sind Offiziere der Armee und sollen hier wohnen! Edelleute, von den vornehmsten Familien Englands. Weisen Sie uns unsere Zimmer an! Doch nein, wir sind hier ganz gut aufgehoben, nicht wahr, Walter?" — Dieser gab seine Zustimmung zu erkennen. Seine Augen waren auf das junge Mädchen gerichtet, welches durch den frechen Blick derselben dergestalt erschreckt ward, daß es sich rasch bis zu dem Sopha, auf welchem der Verwundete lag, zurückzog.

Die ältere Dame, welche die Mutter der Anderen zu sein schien, erklärte den Offizieren kalt, daß sie ihr Zimmer sogleich vorbereiten lassen werde, sobald sie wisse, mit welchem Recht sie sich bei ihr vorstellten. „Hier!" sagte Marshall kurz und reichte die Quartierbillets hin. Die Dame las und zog sofort eine Glockenschnur, worauf ein bewaffneter Bedienter erschien. „Geleite diese Herren in mein Zimmer!" befahl sie. „Verabfolge ihnen an Speisen und Wein, was wir besitzen, und lasse es an nichts fehlen. Ich werde die Nacht über im Zimmer von Mademoiselle zubringen." — „Ohne Zweifel machen Sie Ihre Gastfreundschaft vollkommen, indem Sie uns mit Ihrer Gegenwart beehren," versetzte Walter ironisch. „Der beste Wein und das leckerste Mahl sind nichts ohne den Anblick der Schönheit ... Marshall, reiche Madame Deinen Arm, während ich den meinigen diesem reizenden Mädchen offerire, deren Augen einen Heiligen aus dem Paradiese locken könnten und deren Jugendfrische einer aufblühenden Rose gleicht."

Indem er diese Worte, mit denen er ein sehr gelungenes Kompliment gemacht zu haben glaubte, aussprach, näherte er sich dem Sopha und versuchte die Hand des Mädchens zu ergreifen; aber diese erbebte bei seiner Annäherung und flüchtete in die Arme der älteren Dame, welche sie um Schutz bat. — Der kranke Oberst, entrüstet durch den Anblick dieser Szene, richtete sich mühsam empor; das Blut kochte in seinen Adern, und obschon jede Aufregung in seinem Zustande den Tod herbeiführen konnte, war doch seine edle Seele sofort entschlossen, gegen die Rohheit der beiden Offiziere bis zum letzten Hauche anzukämpfen.

„Entfernen Sie sich, Sir!" rief er Walter zu. „Sie entehren Ihre Uniform! Ich, Ihr Vorgesetzter, befehle Ihnen, diese Damen zu respektiren!" — Die jungen Leute brachen statt aller Antwort in ein lautes Gelächter aus; sie sahen wohl, daß der sterbende Oberst nicht mehr im Stande war, ihnen zu schaden. — „Hast Du kein Vertrauen zu mir, Louise?" sagte die ältere Dame, mit einem auf die insolenten Offiziere berechneten eisigen Tone. „Diese Leute werden Deinem Rufe keinen Schaden zufügen. Vertraue auf mich!" — „Ich glaube, diese Frau kann Wunder thun!" höhnte Trevanian laut auflachend. — „Wenigstens kenne ich Sie, Walter Trevanian, Brudermörder!" rief die Dame heftig aus. — Der junge Offizier erblaßte und trat einen Schritt zurück. Wie eine Vision ging an seinen Augen die Erinnerung an jene Nacht, in welcher er an die Glocke im Schlosse Trevanian schlug und seinem Bruder den letzten Stoß gab, vorüber; aber dieß war nur ein Moment, im nächsten hatte er seine kecke Fassung wieder gewonnen. „Kommen Sie, meine Schöne!" sagte er, von Neuem gegen das Mädchen vordringend. — „Elender Feigling!" rief plötzlich die Stimme Klemens Foster's hinter ihm. Trevanian wendete sich um und sah neben Foster den Lord Peapod und einen Chirurgen. „Ha, Foster!" knirschte Trevanian voll Wuth. — „Zucken Sie nicht mit den Brauen, Sir!" erwiederte Klemens. „Ich wiederhole: Sie sind ein Feigling, und ich erinnere Sie daran, daß ich Ihnen jede Genugthuung verweigere. Ihr Degen ist nicht würdig, sich mit dem meinigen zu kreuzen!" — „Wohl gesprochen, Foster!" rief Peapod. „Ich sage Ihnen dasselbe, Marshall!" Er näherte sich der älteren Dame, welche ihm ihren Arm reichte. — „Innigen Dank!" sagte sie dabei. „Louise, wir wollen das Zimmer verlassen, so lange diese Herren da sind!" — „Hoffentlich haben Sie keine Furcht vor mir, nicht wahr?" fragte Klemens die junge Dame, ihr seinen Arm bietend. — „Nein," erwiederte diese mit einer wunderbar harmonischen Stimme; „ich bin ruhig, wenn Sie da sind." Diese Worte hatte sie, vielleicht ohne es zu wollen, englisch gesprochen. — „Wie, Sie sind eine Engländerin?" fragte Klemens. — Die Dame lächelte. „Von Geburt und von Herzen. Ich war noch ein Kind, als ich England verließ, aber ich habe weder dieses noch meine Freunde vergessen." Diese einfache Erwiederung klang, trotz des milden Lächelns, mehr traurig. Der Ton drang Klemens in's Herz; er glaubte sogar Thränen in Louisens Augen zu bemerken. Was hätte er darum gegeben, wenn er diese Thränen hätte wegküssen dürfen! Er blickte die noch immer leise Zitternde forschend an — war es ein Traum, oder hatte er wirklich diese Züge schon gesehen? Diese Frage legte er sich unwillkürlich vor, während er Louise über einen langen Korridor nach ihrem Zimmer geleitete.

Marshall und Trevanian blieben in ihrem Grimme einige Minuten im Salon, dann begaben sie sich in ein anstoßendes Zimmer, weil der Chirurg bei dem Obersten war. „Verdammt sei dieser Foster!" knirschte Walter. „Ueberall finde ich ihn in meinem Wege. Seit dem ersten Tage, wo ich ihn gesehen, ist er mir zuwider. Jeder Versuch, ihm ein Bein zu stellen, ist zu seinem Vortheil ausgeschlagen!" — „Du hassest ihn also?" — „Aus den Tiefen meiner Seele, Marshall! Es gibt keine Worte dafür, wie sehr mir dieser Mensch zuwider ist!" — „Nun, bist Du denn in irgend einer Weise in seiner Gewalt?" — „O nein!" — „Oder hast Du sonst ein Interesse, den Burschen beim Teufel zu wissen?" — „Auch das nicht, ausgenommen den Drang, meine berechtigte Rache zu kühlen. Es ist hier Einer, Marshall, dessen Tod ich leider weit ernster und dringender wünschen muß." — „Ah! Wer denn?" — „Oberst Harringdon!" — „Harringdon? Nun, den brauchst Du nicht lange mehr zu hassen, er wird kaum die Nacht überleben." — „Mein Vermögen, meine Zukunft hängt von einem gewissen verwünschten Papiere ab, welches er in seinem Besitz hat und welches ich wieder haben muß." — „Ich werde Dir dabei helfen, Freund!" — „Gut, ich nehme das dankbar an." — „Aber mit welchen Mitteln?" — „Mit allen, außer der Gewalt." — „Außer der Gewalt! Vielleicht weil Foster und Peapod im Schlosse sind?" murmelte Marshall.

Trevanian wollte etwas erwiedern, doch in diesem Augenblicke klang eine wunderbar schöne Melodie aus den Damenzimmern zu ihnen herüber. „Sie singt, sie singt für ihn! Hörst Du es, Marshall?" rief Walter ingrimmig. — „Lasse sie doch!" versetzte Marshall ärgerlich. „Hast Du nichts im Kopfe als diese Kleine, die allerdings verteufelt hübsch ist? Du wirst sie schon noch erobern; erst aber sorge für die Niederlage Deines Feindes!" — „Nein, ich will nicht, daß er jetzt stirbt! Er soll das Mädchen in meinen Armen sehen, ohne sie mir nochmals entziehen zu können!" — „Haha, Du Epikuräer!" lachte Marshall.

Beide brachen dieß Gespräch ab und erwarteten günstigere Umstände; aber Foster und Peapod blieben die Nacht über zum Schutze der Damen da, ohne sich auszukleiden. Auch der Wundarzt blieb bis zum Morgen und entfernte sich dann, gleichzeitig mit Foster und Peapod, indem er erklärte, daß er den Oberst Harringdon nicht mehr retten könne. Der Dienst nöthigte Trevanian und seinen Freund zu einstweiliger Entfernung, und Harringdon blieb mit

seinem Diener allein. Er rief ihn mit schwacher Stimme an sein Lager. „Duncan," sagte er, „ich fühle, daß mir der Tod naht. Ich werde England und meine Freunde nicht wiedersehen; wir können uns jeden Augenblick auf Trennung gefaßt machen, mein Lieber. Du bist mir immer treu ergeben gewesen, daher will ich Dir etwas sehr Wichtiges anvertrauen." Duncan schluchzte und ergriff die Hand seines Herrn. „Du weißt," fuhr dieser fort, „ich war der Freund Deines früheren Herrn, Eduard Trevanian." — „Ich weiß es, Sir!" versetzte der Diener rasch. „Ach, wenn Sie wüßten, wie lebhaft er kurz vor seinem Ende nach Ihnen verlangte!" — „Ich habe ihn noch gesehen und gesprochen, Duncan." — „Ah, wirklich?" — „Ja, und er vertraute mir eine heilige Sache, seinen letzten Willen, an. Ich muß aber sterben, Freund, und nun sollst Du der Bewahrer des Testaments werden, und wenn die Gelegenheit es nöthig macht, es vollstrecken." — „Ich, ein armer, unwissender Diener ..." — „Das thut nichts, Duncan; Du bist eine kreuzbrave Seele, der ich unbedingt vertrauen kann. Erst hatte ich die Absicht, einem von den beiden Offizieren, die hier im Quartier liegen, das Papier anzuvertrauen, aber ihr Betragen hat mich von diesem Gedanken zurückgebracht." — „Sir," erwiederte der Diener erschrocken, „wissen Sie denn nicht den Namen des einen dieser Herren?" — „Nun?" — „Walter Trevanian, der Stiefbruder meines früheren Herrn, ist hier." — „Mein Gott, Duncan, dann gilt es, wachsam zu sein! Höre mich an! Das Testament befindet sich ..."

Seine Mittheilung ward durch den Eintritt Walter Trevanian's und Marshall's unterbrochen, die sich mit spöttischem Lächeln seinem Lager näherten. Bei ihrem Anblick gerieth Harringdon in heftige Zuckungen. Zorn flammte in seinem matten Auge auf, aber dieß war das letzte Aufflackern der schwindenden Lebenskraft. Er wollte sprechen, doch seine Lippen bewegten sich nur lautlos. In wenigen Minuten streckte er sich und sein Auge brach. Der Zorn und die Angst um sein Geheimniß hatten ihm den Todesstoß versetzt. „Er ist todt!" rief Duncan und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen. — „Ja; er ist todt!" versetzte Trevanian. „Es wird nöthig sein, Marshall, daß wir seinen Nachlaß bewahren." Bei diesen Worten blickte er sorgfältig im Salon umher, ergriff dann den Tornister und einen großen Ledersack des Obersten und ging damit, von Marshall gefolgt, in sein Zimmer.

Duncan blieb neben dem Leichnam. „Mein armer Herr," sagte er mit Thränen, „verzeihe Deinem Diener, daß er zu schwach ist, Dein Eigenthum zu schützen!" Er wollte dem Körper eine andere Lage geben; dabei fühlte er an der Uniform in der Gegend der Brusttasche etwas Hartes, wie eine Brieftasche. Er sah genauer nach und fand, daß der Gegenstand in's Futter eingenäht war. Rasch nahm er sein Messer, schnitt das Futter auf und zog ein Papierpäckchen hervor, welches die Aufschrift trug: „Nach dem Tode des Baronet Sir Richard Trevanian zu öffnen." Duncan überlegte einige Augenblicke, dann eilte er mit dem Papier rasch unbemerkt in's Zimmer der Dame. In kaum drei Minuten war er wieder bei der Leiche und eben beschäftigt, einen Mantel über dieselbe zu breiten, als Trevanian und Marshall zurückkehrten; sie hatten Felleisen und Mantelsack vergeblich nach dem Testamente durchsucht. „Du hast wohl Papiere an Dich genommen, Bursche, welche dem Oberst gehörten!" fuhr Walter den Diener an. — „Nein, Sir!" antwortete dieser kurz. — „Du lügst! Ich weiß, daß in dem Felleisen wichtige Papiere gewesen sind." — „Dann müssen Sie doch in dem Felleisen gestört haben, Herr Kapitän!" erwiederte Duncan mit Bitterkeit. — „Halunke!" schrie Trevanian, welcher den Stich empfand. „Du hast ihn ohne Zweifel bestohlen!" — „Bestohlen?" stammelte der Diener blaß vor Wuth. — „Ja, bestohlen, Bursche! Da, warum ist hier die Uniform aufgeschnitten? Gestehe!" Er drang auf Duncan ein. Dieser griff rasch nach dem in der Ecke lehnenden Doppelgewehr Harringdon's. „Keinen Schritt näher, oder ich gebe Feuer!" rief er. „Hier ist weder Soldat noch Kapitän, sondern ein ehrlicher Mann und ein Feigling! Feigling und Mörder! Hören Sie es, Walter Trevanian?"

Während des Lärmens dieses Auftritts erschienen Peapod, Foster und ein Adjutant. „Sir," schrie Walter, wahnsinnig vor Wuth, „dieser Bursche muß sofort arretirt werden; er hat sich einen bewaffneten Angriff gegen mich erlaubt!" — „Ich unterwerfe mich," murmelte Duncan, das Gewehr hinstellend; „aber ein Dieb bin ich nicht!" — Foster blickte ihn mit tiefem Bedauern an, da er ohne Zweifel harter Strafe nicht entging. — „Es wird geschehen, was Rechtens ist," bemerkte der Adjutant. „Sie können ja," setzte er gegen Foster und Peapod gewendet hinzu, „den Soldaten einstweilen im Auge behalten. Sie, meine Herren, Kapitän Trevanian und Oberstlieutenant Marshall, habe ich zu ersuchen, mir sofort zum Regiment zu folgen." — „Aber wir haben hier Quartier!" — „Thut mir leid. Ich habe Befehl vom Kommandeur en chef." — „Ah, ich errathe, wem ich dieß zu verdanken habe!" sagte Walter mit einem haßvollen Blick auf Foster. — „Ich habe den General De Vere von Allem, was hier geschehen, in Kenntniß gesetzt," erklärte dieser, auf den Blick antwortend. — „Und ich ebenfalls!" fügte Peapod hinzu. „Wenn es den Herren nicht gefallen sollte, bedaure ich!"

Trevanian und Marshall mußten sich in Begleitung des Adjutanten entfernen. Für Duncan, der als Arrestant ebenfalls abgeführt ward, verwendete sich die ältere Dame des Schlosses, indem sie Foster und seinen Freund Peapod dringend bat, ihn, den Unschuldigen, zu retten. Wichtige Gründe, die sie verschweigen müsse, machten dessen Rettung doppelt nöthig. Die Offiziere versprachen, das Möglichste zu thun. (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Die brittische Bibel-Gesellschaft bei der Main-Armee. Die brittische und ausländische Bibel-Gesellschaft hat ihre großartige Wirksamkeit auch während des letzten Krieges von Neuem bewährt und insbesondere auf dem ihrer Haupt-Agentur für Süd- und Mittel-Deutschland zu Frankfurt a. M. zunächst belegenen Kriegs-Schauplatze am Main eine umfassende Thätigkeit entfaltet. In dem Gebiet südlich von Darmstadt beschränkte sich dieselbe allerdings darauf, die Bibel-Vereine von Stuttgart und Karlsruhe mit dem nöthigen Vorrath an Testamenten zu versehen, und es wurden für diesen Zweck 10,000 Exemplare reservirt. Für das Gebiet nördlich von Darmstadt dagegen leitete der Haupt-Agent der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft, Palmer-Davis zu Frankfurt a. M., sowohl die Beschaffung des Vorraths, als die wirkliche Vertheilung der heiligen Schriften. Derselbe war von dem Kriegsminister v. Roon mit einer schriftlichen Empfehlung versehen, welche ihm den Zutritt zu den Truppentheilen und die Versendung der Bibel-Vorräthe nach allen Theilen des Kriegsschauplatzes wesentlich erleichterte. Er hatte Vorsorge getroffen, daß seine Colporteure überall, wohin die preußischen Truppen vordrangen, rechtzeitig zur Stelle waren. Die Colporteure hatten die Weisung erhalten: an Gesunde keine Neuen Testamente zu verschenken; Kranken, Verwundeten oder Gefangenen keine zu verweigern. Folgende einem uns vorliegenden Berichte entnommene Zahlen gewähren uns einen Einblick in den Umfang dieser Thätigkeit. 1) Durch die Colporteure der Gesellschaft wurden verkauft (zu 2 Sgr. das Neue Testament mit Psalm) 38,386 Exemplare. 2) An Bibel-, andere religiöse Vereine, an Feldprediger und Privat-Personen für die Verwundeten verkauft 21,133 Exemplare. 3) Verschenkt an Kranke, Verwundete und Gefangene 2618 Exemplare. Im Ganzen 62,137. Davon sind abgesetzt: a) unter den Preußen 38,001, b) unter den Bundestruppen 24,136. Der größte Theil dieser Neuen Testamente war in der deutschen Uebersetzung theils von Luther, theils von Kistemaker; aber auch in italienischer, polnischer, ungarischer, böhmischer, englischer und littauischer Sprache sind eine große Zahl von Exemplaren abgesetzt.

*

Stiftungsfest des deutschen Hospitals in London. Das deutsche Hospital in London feierte jüngst den 22. Jahrestag seines Bestehens und diese festliche Gelegenheit vereinigte die Freunde und Gönner des wohlthätigen Instituts bei einem Banket in der London Tavern unter Vorsitz Meinerzhagens. In einem Rückblick auf die Geschichte des Hospitals hob dieser bei seinem Toaste auf das Gedeihen der Anstalt die Prinzipien der Liberalität und Toleranz hervor, auf denen das Institut basirt sei. Für Unterstützung dürftiger Rekonvaleszenten, die das Haus schon verlassen haben, ist ein Fond gegründet, und zu den 1086 Kranken, die das Hospital im vergangenen Jahre verpflegte, kam eine große Anzahl anderer, die außerhalb desselben von Seiten der Anstalt ärztliche Hülfe und Medikamente erhielten. Die Beiträge für das vergangene Jahr beliefen sich auf 1320 Pfund Sterling. Bei dem letzten Stiftungsfeste gingen an Schenkungen 2317 Pfd. St. ein, und mit anderen Einnahmen zusammen stellt sich die Summe der Einkünfte auf 5291 Pf. St. Der Redner theilte sodann mit, daß die Königin eine Schenkung von 100 Guineen zu dem Fond gespendet, und der König von Preußen seinen jährlichen Beitrag von 100 Pfd. St. auf 200 Pfd. St. erhöht, und daß einer der Herren, die sich mit der Verwaltung des Hospitals befaßten, unter seinen Freunden 1500 Pfd. St. für dasselbe gesammelt habe. Mr. Meinerzhagen appellirte schließlich an die Wohlthätigkeit der zahlreich anwesenden Freunde der Anstalt für weitere Unterstützung und mit so gutem Erfolge, daß das Resultat der Subskription die Summe von 3217 Pf. St. erreichte.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.



Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 37.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

An die deutsche Nation.

Vor dreißig Jahren tauchte plötzlich in Deutschland ein Dichter auf, den das Publikum mit Staunen, die Besten seiner Zeit mit Liebe und Bewunderung begrüßten. Eine zaubervolle Märchenwelt, Luftspiegelungen der Wunder anderer Zonen berauschten die Phantasie und senkten sich dauernd auf unsere Erde nieder. Die deutsche Lyra wurde mit einer neuen Saite bespannt, die dichterische Welt mit neuen Gestalten bevölkert, und von neuen Tönen widerhallte das deutsche Gemüth. Der Dichter, dem wir die neue Schöpfung verdankten, war Ferdinand Freiligrath. Ihm gelang, was nur wenigen Auserwählten gelingt: er vermehrte und vergrößerte die geistige Schatzkammer seiner Nation! — Er that das auf vielfache Weise. Der größte Meister der Uebersetzung, verpflanzte er auch die herrlichsten Schöpfungen fremder Dichtung auf deutschen Boden mit solcher Kunst, daß sie unser Eigenthum und bei uns so heimisch wurden, wie in der eigenen Heimat und bei uns erwachsen und erblüht scheinen. Ja, es ist wahr, was von ihm gesagt wurde, daß jene Dichtungen unter seiner Pflege zu neuem und schönerem Leben in vollendeterer Gestalt erstanden. Kein Wunder, daß der Mann, der seiner Nation so Vieles und so Schönes gegeben, einer der Lieblinge der Nation wurde. Aber man konnte sich mit der Liebe allein nicht begnügen. Da man sich nach dem dichterischen Liebling, dem Bezauberer der Stunden näher umsah, erfuhr man, daß einer unserer trefflichsten Dichter auch einer unserer besten Männer war. Er lebte das Leben eines Weisen in bescheidener Zurückgezogenheit; während seine Dichtungen in aller Welt erglänzten, beschied er sich mit einem stillen Loose und kämpfte er redlich den Kampf des Lebens in wackerer bürgerlicher Arbeit.

Und der brave Mann, der gute Mann war ein großer Bürger!

Er liebte sein Vaterland; er opferte ihm seine Ruhe, sein Behagen, alles äußere Glück, das ihm sein Ruhm versprochen hatte. Er sprach seine Wahrheit aus, er verleugnete seine Ueberzeugung nicht, keine Versuchung wagte sich an ihn heran — fest stand er in schwankender Zeit — er ging in's Exil, er mußte die Heimat verlassen, die für ihn die frischesten Kränze hatte.

Jetzt kommt aus der Fremde die traurige, die beschämende Kunde: An der Schwelle des Alters erwartet den edlen Verbannten die Sorge, die schwarze Sorge um das tägliche Brod für Weib und Kinder.

Kein Wort weiter. — Auf! deutsche Nation!

So eben hat die französische für ihren Dichter Lamartine auf's Großartigste gesorgt: lassen wir keine beschämenden, demüthigenden Vergleichungen aufkommen. Hier, nicht auf dem Schlachtfelde, ist der Boden, auf dem sich edle Nationen zu messen haben.

Ueberall in Deutschland bilden sich Comités, um diesen Wettstreit zu einem schönen Ziele zu führen und dem theuren Dichter sorgenfreie, heitere Tage zu sichern. Auch Stuttgart und Schwaben wird seine Pflicht thun. Ganz Deutschland wird sich ehren, indem es einen seiner besten Söhne ehrt.

Stuttgart, den 1. Mai 1867.

Die Mitglieder des Stuttgarter Comités zur Gründung eines Freiligrath=Fonds:

J. G. Fischer.	**Moritz Hartmann.**	**Wilhelm Raabe.**
F. W. Hackländer.	**Feodor Löwe.**	**Georg Scherer.**
Ed. Hallberger.	**Eduard Mörike.**	**Fr. Vischer.**

Die Redaktion der „Illustrirten Welt" sowie jedes der unterzeichneten Comitémitglieder ist gerne bereit, Beiträge zum Freiligrath=Fonds entgegenzunehmen.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

Historische Novelle von **Ferdinand Pflug**.

(Fortsetzung.)

Einen Moment schaute der junge Offizier auf die Thür, als ob er sich auf dieselbe stürzen und sich mit Gewalt den Eintritt bahnen wollte; doch hielt er sich zurück. „Verdammt!“ murmelte er, „und wenn die Dirne ihren Scherz mit mir getrieben hätte! — Aber nein, die Bestürzung des Mädchens war zu auffällig, als daß hier eine absichtliche Täuschung mit unterlaufen könnte. Indeß der Kerl hat recht, ein Erbrechen der Thür ist unmöglich, die Sitte und Landesart stehen dem entgegen. Es ist hier eben Alles anders, als in Deutschland oder sonst irgend einem Lande in Europa, und der General würde mir einen solchen gewaltthätigen Schritt niemals verzeihen, wofern nicht der auffälligste Erfolg das angewendete Verfahren etwa übersehen ließe. Entgegengesetzten Falls stünden freilich seine und meine Ehre, wie unser beiderseitiger Anspruch auf die Stellung als Gentlemen auf dem Spiele, und wer weiß, in welchem unauffindbaren Versteck sich der Fremde bereits geborgen befindet. — Noch kann derselbe jedoch das Freie nicht wieder gewonnen haben, sein Austritt aus dem Hause würde sonst von den durch mich benachrichtigten Posten gewiß bemerkt worden sein. Und dieß Eine mindestens steht bei mir. Entkommen soll er nicht, es wäre denn, daß er sich unsichtbar zu machen oder zu fliegen vermöchte.“

„Folgt mir!“ rief er einer unter Führung eines Korporals eilig vor dem Eingang des Vorflurs eintreffenden Wachtabtheilung zu. „Ein feindlicher Spion hat sich in unser Hauptquartier eingeschlichen. Er darf uns nicht entrinnen. Jedes Fenster und jeder Ausgang des Gebäudes müssen in die genaueste Beobachtung genommen werden.“ — —

„Nun denn, Herr Major, da sehen Sie selbst die Folgen Ihrer unbedachten Handlung!“ hatte die Herrin von Graycourt den von ihrer Zofe auf die an dieselbe gerichteten Fragen hervorgestotterten Bericht unterbrochen. „Der fremde Offizier, welcher Lydia fast unmittelbar vor der zu meinen Gemächern führenden Thür in Empfang genommen und das Verhör mit ihr angestellt hat, muß Ihnen beinahe auf dem Fuße gefolgt sein. Welche Unbesonnenheit aber auch, sich am frühen Abend noch hier einzuschleichen, und zu welchem Zweck am Ende? Als ob nicht jeder beliebige Bote die gleiche Benachrichtigung hätte übernehmen können. Der Vortheil der Ueberraschung ist uns nun unwiederbringlich verloren gegangen. Die Feinde sind gewarnt und allein die Anwendung offener Gewalt bleibt noch übrig. Wenn nur die Truppen aus Ebenezer schon eingetroffen sind, so muß der Ueberfall gleich zur Stelle ausgeführt werden.“

Der Major, ein junger, schöner Mann in der kleidsamen Uniform der virginischen Schützen, strich sich, wie um seine Gedanken zu sammeln, das schwarze, lockige Haar aus der Stirn und blickte finster vor sich zur Erde.

„Aus Ebenezer,“ äußerte er und seine Stimme klang beinahe tonlos vor innerer Erregung, „steht das Eintreffen keiner Truppen zu gewärtigen. Der Postenkommandant dort ist von mir gar nicht benachrichtigt worden.“

„Himmel!“ flammte die Frau vom Hause ganz außer sich auf, „so ist mein ganzer, mit der genauesten Erwägung aller Umstände angelegter Plan schmählich vereitelt, Herr, und Sie besitzen die Stirn, mit dieser Nachricht vor mich zu treten? Verloren, Alles verloren! — Aber was wollen Sie noch hier?“ richtete sie mit zornfunkelnden Blicken die Frage an den ihre Vorwürfe stumm über sich ergehen lassenden Offizier. „Sind Sie gekommen, sich an meiner Verzweiflung zu waiden?“

„Eugenie, Lady Morgan, hören Sie mich!“ versuchte der Major die schöne Zürnende zu besänftigen, „Sie müssen mich hören! Wenn ich gefehlt habe, so tragen Sie doch mit einen Theil der Schuld. Ich vermochte die Kälte, welche Sie in letzter Zeit meiner glühenden Neigung entgegengesetzt haben, nicht länger zu ertragen. Die Bestellung, welche Sie heute Mittag durch Ihren Boten an mich ausrichten ließen, sollte mir dazu dienen, mich in Ihrer Meinung wiederherzustellen. Warum auch irgend einem Andern einen Theil an dem von Ihnen vorgeschlagenen kühnen Unternehmen gönnen, da die mir zur Verfügung stehenden eigenen Kräfte zur Ausführung des beabsichtigten Ueberfalls mehr als ausreichten? Ich vermochte es nicht, mir Ihren Namen gerade bei dieser glorreichen, allein aus Ihrer Feuerseele entsprungenen Handlung mit einem andern Namen, als dem meinigen, in Verbindung zu denken. Vielleicht, daß Sie mit der durch mich glücklich ausgeführten That wieder einen freundlichen Blick mir zugewendet, vielleicht gar, daß Sie meiner Werbung Gehör geschenkt haben würden.“

Ein niederschmetternder Blick der Dame ließ den Redenden sich unterbrechen, ein verächtliches Lächeln kräuselte ihre Mundwinkel. „Und mit diesen jammervollen Beweggründen glauben Sie Ihre unverantwortliche Handlungsweise vor mir entschuldigen zu können?“ warf sie mit schneidendem Hohn die Frage ein. „Lydia, führe den Herrn hinaus.“

Das Mädchen rührte sich nicht, sie mochte die an sie gerichtete Aufforderung wohl kaum vernommen haben. Alles Blut war unter der vorigen Erklärung des Majors aus ihren Wangen entwichen, ihre Blicke schweiften mit einem fast irrsinnigen Ausdruck von Einem zum Andern.

Der junge Mann stand über dem ihn getroffenen Entscheid wie erstarrt. „Das mir!“ murmelte er, „das mir!“

„Aber, Major, Sie müssen doch irgend einen Plan gehabt haben?“ beeilte sich der Plantagenauffseher einzuwerfen. „Sprechen Sie doch, die Sekunden sind jetzt kostbar, was ist von Ihnen verfügt worden? Vielleicht ist die Ausführung des Plans doch noch möglich.“

„Nichts ist von mir versäumt worden,“ griff der Gefragte die willkommene Gelegenheit auf, durch die Darlegung der von ihm getroffenen Maßregeln das harte Urtheil der stolz und abweisend von ihm abgewendeten Dame vielleicht noch zu seinen Gunsten zu wenden. „Dreihundertundzwanzig Mann der Besatzung von Mac Allister liegen, keine halbe Stunde von hier entfernt, in dem Dickicht gerade unterhalb der großen Fenn versteckt; die Kähne, auf welchen wir gekommen sind, befinden sich unter Bewachung von weiteren achtzig Mann in dem undurchdringlichen Röhricht der großen Bucht am linken Ufer des Ogeechee verborgen.“

Der Plantagenauffseher murmelte einen schweren Fluch zwischen den Zähnen. „Die große Fenn,“ unterbrach er den Offizier, „grenzt fast unmittelbar an den Staketzaun der Plantage, und wenn die schwarzen Halunken aus derselben ausbrechen, so müssen ihre ersten Schritte schon sie auf die versteckten Soldaten stoßen lassen. Darum, Major, für so gut der von Ihnen zum Hinterhalt gewählte Platz auch unter gewöhnlichen Umständen erscheinen möchte, für so gefährlich muß er doch in dem gegenwärtigen Moment erkannt werden. Unsere Neger befinden sich so gut wie in vollem Aufstande begriffen.“

„So muß der Ueberfall gleich zur Stelle erfolgen,“ versetzte der Offizier. „Die Meinen sind den die Bedeckung des feindlichen Hauptquartiers bildenden zwei Kompagnieen um das Doppelte überlegen. Ein rascher Schlag kann nicht mißglücken.“

„Seit Absendung der Botschaft von heute Mittag sind mit Einbruch der Dunkelheit noch vier Kompagnieen auf Graycourt eingetroffen,“ wandte Jim Neil nachdenklich ein, „und zu einem offenen Gewaltangriff reichen deßhalb Ihre dreihundert Mann nicht aus. Auch denk' ich mir so, daß diese Schelme, nachdem der hergelaufene Kerl, der deutsche Offizier, einmal über seine unglückliche Entdeckung Lärm geschlagen hat, jetzt doppelt auf ihrer Hut sein werden. Das Schlimmste ist schon, Major, daß Sie sich selber hier so leichtsinnig in die Falle begeben haben. Hm!“ — Er überlegte. „Ich kalkulire, so wird es gehen. Noch ist nichts verloren.“

„Was haben Sie?“ forschte in wiedererwachter Hoffnung die Frau vom Hause. „Sprechen Sie, Mann, was kann geschehen?“

Die Tischglocke schallte aus dem Flur des Hauses dazwischen.

„Ho! gut!“ lauschte der Gefragte auf den Klang derselben; „der Ruf zur Tafel wird uns eine willkommene Ablenkung gewähren. Was geschehen kann? Zunächst und vor allen Dingen muß der Major fort von hier, um seine Mannschaft in dem Röhricht an der großen Bucht des Ogeechee in ein sicheres Versteck zu legen,

Zehn Späher und selbst die scharfen Augen dieser schwarzen Teufel werden ihn und die Seinen dort nicht finden. Ich aber will nach Ebenezer hinüber, um Unterstützung von dort herbeizurufen. Zum Glück ist der geheime Pfad dahin noch offen, und mein Pferd habe ich vorsichtig, gesattelt und gezäumt, in der Vogelhütte auf dem Wege dahin zurückgelassen. In einer oder höchstens zwei Stunden kann die Hülfe von dort eintreffen."

„Und ich?" fragte die Dame.

„Mylady mögen zur Entkräftung jeden Verdachts an der Tafel die Honneurs übernehmen. — Aber," unterbrach er sich, „wer wird den Major führen? Der Austritt durch die Schlupfpforte auf der Rückseite des Gewächshauses ist zwar sicher weder von diesem neunmal verdammten deutschen Spürhunde, noch von einem dieser stutzköpfigen Yankees ausgespürt worden, allein der Pfad durch die Hintergebäude und die Felder der Pflanzung ist schwierig, und ein nochmaliges Zusammentreffen mit Einem von dem Gelichter würde Alles verderben. Der Cummings ist zu dumm, als daß ich mich ihm nochmals anvertrauen möchte." Die Glocke schallte zum zweiten Male.

Die Dame vom Hause war durch den Klang derselben aus dem finstern Nachsinnen aufgeschreckt worden, welchem sie sich nach dem letzten ihr gewordenen Bescheid überlassen hatte.

„Jim Neil," richtete sie zögernd und unentschlossen das Wort an denselben, „es fehlt die Zeit, daß Eure Absicht noch glücken könnte. Selbst für den günstigsten Fall werden die Truppen aus Ebenezer erst gegen Mitternacht hier eintreffen."

„Unbesorgt, Mylady," versicherte der Mann, „wofern es uns gelingt, den Major ungesehen aus dem Hause zu schaffen, stehe ich für Alles. Gerade Mitternacht ist die beste Zeit, den beabsichtigten Schlag in's Werk zu setzen. Doch die Glocke ruft schon zum dritten Male. Eilen Sie sich, Mylady, Ihren Platz an der Tafel einzunehmen. Wenn ich nur wüßte, wem ich die Führung des Majors übertragen sollte."

„Ich werde den Major führen," erbot sich mit einem flammenden Blick auf ihre Gebieterin die Zofe.

„Du, Lydia? Hm!" Das sich in dem Gesicht des Mädchens spiegelnde Frohlocken über den ihr so unverhofft vom Zufall gewährten Vorzug, dem geliebten Manne näher zu treten, mochte das Mißtrauen Jim Neil's geweckt haben.

„Was hat die Dirne?" murmelte er mit einem scharfen, prüfenden Blick auf sie zwischen den Zähnen. „Sie ist eine Farbige, und der Teufel traue dem schwarzen wie dem gelben Gesindel. — Indeß, sie kennt allerdings die Gelegenheit genau, und bleibt mir denn eine Wahl? — Nun denn, gut, es sei!" fügte er laut hinzu. „Doch höre, Lydia, nimm das von mir noch auf den Weg: die geringste Unvorsichtigkeit Deinerseits oder nur der Schatten eines Verraths, und Du stirbst von meinen Händen."

Die Herrin von Graycourt hatte diesem neben ihr sich abspielenden Vorgang nicht die geringste Beachtung zugewendet. Zögernd und unschlüssig verharrte sie noch immer auf der vorigen Stelle; ein mächtiger innerer Kampf zuckte in ihren Zügen.

„Wohlan," raffte sie sich auf eine abermalige Mahnung Jim Neil's auf und zusammen, „ich will mich fügen und die mir zugetheilte Rolle übernehmen; allein nur unter einer Bedingung: auf alle Fälle muß ich von dem Ausfall der getroffenen Maßregeln benachrichtigt werden. Oder besser noch," unterbrach sie sich, das Zifferblatt ihrer an einer goldenen Kette am Gürtel getragenen kostbaren Uhr mit dem der auf dem Kaminsims stehenden Stutzuhr vergleichend; „es ist jetzt dreiviertel auf Neun. Bis halb Elf will ich warten; wenn aber bis dahin keine Benachrichtigung an mich erfolgt ist, werde ich handeln. Wenn auch der von mir entworfene Plan gescheitert sein sollte, das andere mir noch verbleibende Mittel, diese furchtbaren Feinde der glorreichen Sache des Südens zu vernichten, kann nicht fehlschlagen."

„Lady," war der Major der Davonrauschenden in den Weg getreten, nur ein Wort! Sie werden sich so nicht von mir wenden. Ein Wort der Verzeihung nur für meine unglückliche Uebereilung. Sie wissen es, den letzten Tropfen meines Bluts bin ich bereit, für Sie zu verspritzen. Befehlen, fordern Sie! Und noch ist nichts verloren. Durch verdoppelten Eifer werde ich mein Verschulden sühnen. Gewähren Sie mir nur einen Blick, ein wenn auch noch so schwaches Zeichen der Hoffnung."

Die schöne Frau war, das Haupt stolz und unnahbar in den Nacken zurückgeworfen, vor dem Bittenden einen Schritt zurückgetreten. Sie sprach kein Wort, der den jungen Mann streifende kalte und abweisende Blick heischte gebieterisch, ihr Raum zu geben. Unwillkürlich gehorchte derselbe dieser stummen und doch so beredten Weisung.

„Fort, Major!" drängte der Plantagenaufseher den wie ein Träumender auf die Thür, hinter welcher sie verschwunden, blickenden Offizier; „es ist nun schon zu viel Zeit verloren worden."

„Ja, fort, fort!" machte dessen Verzweiflung sich Luft. „Jetzt bleibt mir nur noch zu sterben."

„Halt, Major!" umspannte der Eisengriff Jim Neil's den Arm des jungen Mannes. „Kalkulire, Mann, es sind gerade genug Thorheiten, welche Ihr an diesem gesegneten Abend begangen habt. Der Teufel! wer hieß Euch auch einem solchen Weibe, wie unsere Lady, mit einer Nachricht, wie Ihr sie bringt, unter die Augen zu treten? Wer hieß Euch, in eigener Person Eure Ankunft hier zu melden? Alles, Herr, wäre gewonnen, wenn Sie das unterlassen hätten. Doch Sie sind Offizier, und was Ihnen zu thun bleibt, ehe Sie an Sterben denken können, ist, denk' ich mir so, Ihre Ehre zu retten. Es bedarf dazu Ihre ganze Kaltblütigkeit zusammenzunehmen, denn nicht nur das Gelingen unseres Anschlags, sondern auch die Behauptung des Ihrem Kommando anvertrauten Forts Mac Allister stehen dabei auf dem Spiele und sind wesentlich allein Ihrer eigenen Klugheit und Vorsicht anheimgegeben. Mit dem Falle des Letzteren aber, das brauche ich Ihnen doch nicht erst zu sagen, wäre Savannah selber verloren."

Ein tödtlicher Schrecken zuckte in dem Gesicht des Offiziers. „Ich muß fort," murmelte er. „Himmel! wenn . . ." Er sprach den ihm aufgestiegenen Gedanken nicht aus, und nur die sich in seinen Augen spiegelnde Bestürzung und Verzweiflung deuteten auf die Größe der ihm eben erst zum Verständniß gelangten neuen Gefahr.

„Gewiß müßt Ihr fort," stimmte der Plantagenaufseher, ohne auf den kurz abgebrochenen Ausruf des Majors zu achten, demselben bei, „seit einer halben Stunde schon verlange ich nichts Anderes. Auch ich muß mich eilen, aufzubrechen. Indeß Vorsicht vor Allem. Lydia, mein Mädchen, thue Dein Bestes, es soll Dein Schaden nicht sein. Vorwärts denn mit euch Beiden! Gott befohlen, Herr Major! — Und halt, Herr, noch Eins: Sie sollen mit meiner Rückkehr von Ebenezer von den getroffenen Verabredungen benachrichtigt werden. Mac Allister und Savannah sind das Losungswort."

„Der Teufel!" brummte er den sich eilig durch das Gewächshaus Entfernenden nachschauend, „ob ich nicht doch lieber selber wenigstens bis über die Plantage hinaus die Führung des Mannes hätte übernehmen sollen? Der schmale Pfad durch den Park und an den Hecken der Felder entlang ist nicht ohne Gefahr, und Wetter noch mal, wenn dieser schuftige deutsche Hungerleider gar am Ende doch den Beiden den Paß da hinaus verlegt haben sollte! Pah!" beruhigte er sich, „die Lydia kennt den geheimen Weg besser als ich, und für den Fall, daß ihnen eine Widerwärtigkeit begegnet, würde ich durch die Uebernahme des Geleits nur unnöthig mit in dieselbe verstrickt werden. Das Wichtigste bleibt zunächst doch, so eilig als möglich Unterstützung aus Ebenezer herbeizurufen. — Dieser Major!" schüttelte er, schon im Begriff aufzubrechen, den Kopf. „Kalkulire, es muß schon so sein, daß nichts in gleichem Maße, als ein Paar schwarze feurige Augen, die Leute zu verblenden vermag. Der Mann soll sich bei Bulls Run, bei Sheffield und was weiß ich wo noch sonst vorzüglich bewährt haben, und hat sich doch heute nicht viel besser als der albernste Gimpel benommen. Aber dieses Weib — was ist sie für eine Frau! Wie sie den Major abgefertigt hat, und fürwahr, ich meine, sie hatte ein Recht dazu. Ihre Erwartung ging dahin, an der Seite der gefangenen nordstaatlichen Generale im Triumph in Savannah einzuziehen, und der Narr, der Felton, verlangt, daß sie sich für die mögliche Vereitlung ihrer Hoffnung mit seiner Liebe begnüge. Was sie nur mit dem andern ihr noch bleibenden Mittel gemeint haben mag? — — Die Beiden müssen jetzt den geheimen Ausgang längst erreicht haben, und ich höre nichts. Also ist Alles sicher. Vorwärts denn! Für mich ist es schon zum Besten, wenn

ich den Weg ganz offen über den Vorhof einschlage. Wofern ich bis halb Elf hier wieder eintreffen will, habe ich keinen Augenblick mehr zu versäumen." (Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter

von

Gustav Rasch.

II. In Paris.

Paris im Dezember 1848. Wiener Flüchtlinge. Fenneberg, Tausenau, Hrizka, Haug, die beiden Gritzner, Mahler. Alexander Herzen. Friedrich Kapp. Max Dortu. Flüchtlingsleben in Paris. Erinnerungen an Robespierre und Rousseau.

Paris im Dezember 1848 war auch noch in seiner äußern Gestalt die alte Stadt der Revolution, auf deren weltberühmtem Straßenpflaster alle fünfzehn bis zwanzig Jahre, wenn die Luft wieder bis zur Genüge mit dem revolutionären Miasma gesättigt ist, aus dem Schooß der geheimen Gesellschaften, aus dem auch die erste welterschütternde große französische Revolution hervorgegangen ist, eine Revolution in Szene gesetzt wird, welche in der ganzen französischen staatlichen Organisation das Oberste nach unten kehrt und dem übrigen Europa den nöthigen Anstoß gibt, um auf der Bahn freiheitlicher Entwickelung vorwärts zu schreiten. Die Vorstädte Saint Antoine, St. Marceau, St. Jacques, die Umgebung des Justizpalastes, der zwischen dem Louvre und dem Greveplatz sich ausdehnende Stadttheil mit seinen zahllosen engen Gäßchen und Winkeln, alles das war noch in demselben Zustande, wie es in den letzten zehn Jahren des verflossenen Jahrhunderts oder wenigstens in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts gewesen war. Da waren noch alle jene körperlichen Erinnerungen aus den Tagen Robespierre's und Danton's, und ragte noch über die Häusermasse des berühmten Quartier du Temple der düstere Tempelthurm hervor, in dessen Kerkern der Sohn Ludwig's XVI. und Maria Antoinette's verloren gegangen ist; da sah ich noch das Gewirr von Sträßchen und Gäßchen in der Nähe des Justizpalastes, in denen die meisten französischen Schauerromane der vierziger Jahre spielten, da zeigte man noch die Straßenecke, wo König Heinrich IV. unter dem Dolchstiche Cavaignac's den Jesuitenränken zum Opfer fiel; der Platz Mouffetard, der berüchtigte Platz in Faubourg St. Marceau, von dem alle Revolutionen in den Vorstädten ihren Anfang zu nehmen pflegten, war noch in seiner Umgebung ganz unversehrt, die revolutionäre Rue de la Harpe mit ihren Nebengäßchen, das Häusergewirr in der Nähe der Medizinschule und das Hotel de Cluny war noch vorhanden, — jetzt ist dieß ganze alte und berühmte historische Paris von den neuern strategischen Straßenlinien, Plätzen und Kasernen, welche der Bonapartismus hineingelegt hat, nur in einzelnen übrig gebliebenen Resten wieder zu erkennen. Ich war zum ersten Male in Paris und verbrachte die ersten acht Tage im Anschauen und Aufsuchen alter historischer Erinnerungen und Merkwürdigkeiten. Um mich ganz in die Revolution hineinzuleben, bezog ich eine Wohnung im Quartier latin in der berühmten Straße St. Jacques, welche, wie die Straße Saint Martin, sich wie eine lange steinerne Schlange durch das alte Paris wand. Das Haus, wo ich wohnte, lag gerade dem berüchtigten Platze Maubert, wo während der Junitage der Kampf zwischen dem Sozialismus und der Bourgeoisie am Heftigsten gewüthet hatte, gegenüber. Paris war im Monat Dezember 1848 recht erregt. Die Präsidentenwahl sollte stattfinden, Niemand glaubte in Paris, daß Louis Napoleon Bonaparte bei der Wahl eine so kolossale Stimmenmajorität über den General Cavaignac haben würde, wie es geschah. Louis Bonaparte wohnte noch im Hotel du Rhin am Vendomeplatz, wo er die Statue seines Onkels auf der Spitze der Säule gerade vor Augen hatte, und rechnete auf die Propaganda, welche seine Agenten unter der ländlichen Bevölkerung der Departements und welche die Geistlichkeit mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln für seine Wahl machten. Schon im Elsaß hatten wir die Spuren dieser Propaganda auf dem platten Lande überall bemerken können, während sich die in Straßburg erscheinenden politischen Gedichte sämmtlich für die Wahl des Generals Cavaignac oder Ledru Rollins aussprachen.

Unter den in Paris anwesenden deutschen Flüchtlingen hatte die niedergeworfene wiener Oktoberrevolution bis dahin das größte Kontingent geliefert. Die Erfinder und Anstifter des passiven Widerstandes in Berlin hatten ja auch nicht die geringste That gethan, welche sie hätte zwingen können, auf französischer oder schweizerischer Erde eine Zuflucht zu suchen. Schlöffel war während der wiener Oktoberrevolution aus der Festung Magdeburg entsprungen, von seinem Aufenthalte in Deutschland wußte Niemand etwas; von unsern Kampfgenossen während des Frühjahrs befanden sich Dortu, Monecke und Feenburg im Gefängniß; Andere waren spurlos verschwunden. Freiligrath wartete im kölner Arresthause sechs Monate lang auf den Richterspruch der Geschwornen über sein berühmtes Gedicht: „Die Todten an die Lebendigen". Die preußischen Flüchtlinge, welche die im November zu Gunsten der berliner Nationalversammlung in den Provinzen entstandenen Aufstände in's Ausland getrieben hatte, befanden sich meistens in Brüssel. So war die deutsche Emigration in Paris bis zum Frühjahr und Sommer, wo die Niederwerfung der republikanischen Aufstände in Baden und in Sachsen durch die preußischen Truppen und die Besiegung des ungarischen Aufstandes große Massen von süddeutschen, mitteldeutschen und ungarischen Flüchtlingen nach Paris warfen, außer einigen walachischen und polnischen Flüchtlingen meistens, wie gesagt, auf die wiener Flüchtlinge beschränkt, welche den weiten Weg durch ganz Deutschland von Wien bis Paris gefunden hatten. Da waren Dr. Karl Tausenau, der berühmte Redner in den wiener Volksversammlungen und in Pest, der Talentvollste, den ich unter der wiener Emigration gefunden habe. Da waren Ernst Haug, Oberst im Stabe der wiener Nationalgarde, früher österreichischer Hauptmann. Da waren die Trümmer der wiener Legion in dem Redakteur des großen wiener Blattes „Der Freimüthige", jener damals in ganz Oesterreich berühmten Bauernzeitung, in Dr. Moritz Mahler, in Dr. Hrizka, in Anton Niederhuber, in Alexander Podulak, der während der Belagerung Roms durch die Franzosen als ein Streiter der Republik unter französischen Bajonneten fiel, vertreten; da waren die beiden Gritzner, Vater und Sohn, dann Fenner von Fenneberg, der ehemalige Oberkommandant von Wien. Da waren zwei Vertreter der wiener revolutionären Presse, deren Namen im Sommer des Jahres 1848 in Oesterreich vielfach genannt worden sind, Siegmund Engländer, Redakteur eines Witzblattes in Geist und Form des Kladderadatsch, und Häfer; Beide haben sich, nachdem sie zuerst der reaktionären und imperialistischen Presse in Paris dienstbar wurden, zu Agenten der französischen Polizei herabgewürdigt. Auch der bekannte russische Agitator und Schriftsteller Alexander Herzen hielt sich damals in Paris auf. Er war reich, hatte sich ein Haus in einer der Avenüen der elyfäischen Felder gekauft, und unterstützte mit seinen Mitteln die revolutionäre französische Presse und die mittellosen deutschen Flüchtlinge, für die immer ein Dutzend Couverts an seiner gastlichen Tafel gedeckt wurden. Wenn ich nicht irre, hat er zweimal oder dreimal die Kaution für Proudhon's Blätter, für «le peuple» und für «la voix du peuple», Summen von dreißig- bis vierzigtausend Franken aus seiner Tasche bezahlt. Friedrich Kapp, der bekannte Schriftsteller, jetzt Advokat und Notar in New-York, damals Referendar an einem rheinischen Gerichtshofe, und wegen mehrerer politischer Vergehen flüchtig, wohnte unter der Form eines Erziehers der jüngsten Herzen'schen Kinder in dessen Hause. Der arme Kapp, ein stattlicher, hochgewachsener Jüngling in der Mitte der zwanziger Jahre, hatte keine Mittel. Herzen hatte ihn zu sich in's Haus genommen und ihn formell zum Erzieher seiner jüngsten Kinder ernannt, um ihm den Aufenthalt nicht drückend zu machen. Auch der österreichische Hauptmann Kuchenbäcker, eine während der wiener Oktoberrevolution vielgenannte Persönlichkeit, war mit einer sehr hübschen Frau in Paris angekommen. Seine Frau erwartete ihre Niederkunft. Der hochherzige Herzen quartierte sie bei seiner Mutter ein, da des Hauptmanns Mittel sehr beschränkt waren. Auch zwei preußische Offiziere traf ich flüchtig auf dem Straßenpflaster von Paris, früher Beide Lieutenants bei einem rheinischen Infanterieregiment. Sie hatten sich im November

für die berliner Nationalversammlung ausgesprochen und es für rathsam gehalten, dem Urtheil des Kriegsgerichts durch eine Abreise ohne Urlaub nach Paris zu entgehen. Der Eine von ihnen war der Lieutenant v. Beust, der andere der Lieutenant v. Adamski. Letzterer war bei einer Dame der italienischen Emigration, welche sich damals in Paris aufhielt, bei der vielgenannten Fürstin Belgiojoso, da er ohne Mittel war, Sekretär geworden. Georg Herwegh hatte sich mit seiner geistvollen Frau auch wieder nach Paris



Der Löwenritt. Gedicht von Ferdinand Freiligrath, illustrirt von O. Fikentscher. (S. 438.)

begeben. Er wohnte ebenfalls in einer Avenue der elysäischen Felder. Aus der Rheinprovinz muß ich noch eines geistvollen und bedeutenden Mannes erwähnen, der, nachdem er in einem politischen Prozesse im Verein mit Bürgers, Anneke und Freiligrath von dem kölner Schwurgerichte freigesprochen war, auf einige Monate nach Paris reiste. Es war das Dr. Andreas Gottschalk, preußischer Arzt in Köln. Bereits im kommenden Jahre sollte auch er schon zu den Todten zählen. Er unterlag seinen Anstrengungen

als Arzt in der damals in Köln heftig auftretenden Choleraepidemie. Schade um ihn! Es war ein Mann von vielem Geist, von ausgezeichneten Kenntnissen, von Energie und kühner Leidenschaft. Dann kam Max Dortu. An einem trüben Wintermorgen stand er in meiner Stube in der Rue St. Jacques vor meinem Bette. „Ich bin Max Dortu," sprach eine mir ganz unbekannte sonore Stimme. In Berlin war ich nie mit Dortu zusammengetroffen, weil Potsdam größtentheils der Platz seiner revolutionären Wirksamkeit war. Im trüben Dämmerlicht des Wintermorgens erblickte ich, um so mehr da die Fenstervorhänge niedergelassen waren, nur die unbestimmten Umrisse einer hohen und kräftigen Männergestalt. Dann zog der Ankömmling die Vorhänge auf und setzte sich zu mir an's Bett. Es war ein schöner junger Mann von einigen zwanzig Jahren, mit dunkelm Haar, mit braunen prächtigen Augen und von edler Gesichtsbildung. Um den Mund lagerte sich ein etwas wehmüthiger Zug. Es gibt Menschen, welche einander so sympathisch sind, daß sie in der ersten Viertelstunde, wo sie in der Welt zusammentreffen, Freunde werden. So erging es mir mit Dortu. Als Meister Claude Favart, der Besitzer des „Hotel meublé", das Frühstück auftrug, schien es uns Beiden, als wenn wir uns schon Jahre lang gekannt und geliebt hätten. Der arme Max Dortu, der sein Leben schon nach sechs Monaten unter preußischen Kugeln aushauchen sollte, so schön und jugendkräftig er hier vor meinem Bette saß, ist während der nächsten drei Monate, welche wir zusammen in Paris verlebten, einer meiner liebsten und besten Freunde geworden, an den ich nur mit tiefer Wehmuth zu denken vermag. Er hatte eine enthusiastische Seele, war trotz seiner großen Jugend ein Mann von großem persönlichen Muthe, von Thatkraft und großer Energie; auf der Universität zu Heidelberg hatte er sich durch fleißige Studien eine umfassende Geistesbildung erworben und durch den Umgang mit den Führern der liberalen und demokratischen Partei in Baden schon vor dem Jahre 1848 eine bedeutende politische Reife erlangt. Neben diesen Eigenschaften der Seele besaß er ein kindliches Gemüth voll Liebe und aufopfernder Freundschaft. Von hoher Moralität, mäßig und nüchtern in seinen Bedürfnissen, war er strenge gegen sich selbst; nachsichtig und liebevoll gegen Andere, und besaß nur Ein Streben und Eine Leidenschaft, die Liebe für die Freiheit und für sein deutsches Vaterland. In leidenschaftlicher und überzeugender Weise sprach er zu mir von dem in Berlin gemachten Mißgriff des passiven Widerstandes. Als das Ministerium Brandenburg-Manteuffel zur Regierung kam und die Vertagung der Nationalversammlung nach Brandenburg ankündigte, war er nach Berlin geeilt, um von den Führern des Klubs und der Linken der konstituirenden Versammlung den Widerstand mit den Waffen zu verlangen. Er versprach ihnen, zu derselben Stunde in Potsdam denselben Widerstand in Szene zu setzen, den er mit großem Geschick und Energie unter der dortigen Arbeiterbevölkerung vorbereitet hatte. Es kam zwischen ihm und den Vertretern des passiven Widerstandes zu heftigen Szenen. Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Zorn und Bitterkeit im Herzen, befand er sich nach einigen Tagen, von Verhaftung bedroht und steckbrieflich verfolgt, auf der Flucht nach Belgien, nachdem er sich einige Zeit in Dessau aufgehalten hatte und seine Freiheit auch dort bedroht sah. In Brüssel war er in Konflikt mit der belgischen Polizei gerathen und dann, nachdem er mehrere Tage im Gefängnisse zugebracht hatte, an die französische Grenze geführt worden. Von dort war er nach Paris gereist. Dortu war, wie ich, zum ersten Male in Paris. In seiner Gesellschaft durchwanderte ich nach allen Richtungen die Stadt, die Vorstädte und die malerischen Umgebungen. An einem sonnigen und heiteren Tage erstiegen wir den Thurm der Notre Dame. Majestätisch und finster breiteten sich tief unter uns die Häusermassen der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau zur Rechten aus, während links die Terrassen und die Baumgruppen des Tuilerieengartens und die elysäischen Felder wie in farbiges Licht getaucht erschienen und sich die Seine wie ein Band von dunkelgrünem Smaragd durch das imposante Städtebild zog. Dortu hatte für die großartige Schönheit des Bildes keinen rechten Sinn. Sein Geist lebte nur in Einer Idee. Mit funkelnden Augen rief er aus: „Ich möchte alle Könige und Fürsten auf diesen Thurm führen, ihnen diese gewaltige Stadt zeigen und sie fragen: ‚Glaubt ihr nun noch, daß ihr die Revolution besiegen werdet?'" Ein anderes Mal besuchten wir das Thal von Montmorency und gingen zu der Quelle, wo Rousseau seine Heloise schrieb. Die Besitzerin des Grundstückes, die Frau eines reichen pariser Kaufmanns, hat die kleine epheubewachsene Cottage, wo der erste Sozialist Frankreichs wohnte, mit vandalischer Rohheit abbrechen lassen, weil sie ihren Bauplänen hinderlich war. In demselben Häuschen brachte Robespierre die letzte Nacht vor dem Tage zu, wo die Contrerevolution ihn besiegte und in die Conciergerie führte, um in dem kleinen, nach dem Quai de l'Horloge gelegenen Hofe den Todeskarren zu besteigen. Alle körperlichen Erinnerungen an beide Männer waren hier verschwunden; nur das Gemurmel der silbernen Wellen und das Windesrauschen in den Zweigen der Ulmen rief uns ihr Andenken zurück. Dortu war über eine solche vandalische Rohheit empört und verlangte gebieterisch von dem Concierge, der uns in den Garten begleitete, zu der Besitzerin des Landhauses geführt zu werden, um ihr seine Entrüstung über ihren Vandalismus auszusprechen. (Schluß folgt.)

Der Löwenritt.

Von

Ferd. Freiligrath.

(Bild S. 437.)

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Dass mit der Lagune trüben Fluten sie die heisse, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch' ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füssen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fliessen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiss bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muss ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

Fürstengrüfte.

Von

Friedr. Lampert.

1. Die preußischen Königsgräber.

Es sind uns längst gewohnte und liebgewordene Wanderungen, von den Stätten des Lebens auch manchmal zu denen des Todes zu gehen, der Vergänglichkeit irdischer Schöne und weltlicher Herrlichkeit. Wir möchten sie auch einmal in diesen Blättern aufnehmen, diese Wanderungen, dahin, wo sie, die einst auch dieses Lebens Leid und Lust erfahren, in langen, langen Reihen schlummern, oder wo sie einzeln gebettet liegen, nicht nur in den Friedhöfen, wo eine große und reiche Natur besondern Todtenschmuck darein gibt, sondern auch in stillen Grüften, zu denen sich nur manchmal ein Besucher wendet und die doch noch ein Recht an's Leben haben, weil die Geschichte den Schlüssel zu ihnen führt.

Von Fürstengrüften wollen wir zuerst hie und da einmal erzählen, von Todtenstätten, da Kronen und Diademe auf den Särgen liegen, und wenn wir da die zuerst nennen, die unsere Ueberschrift bezeichnet, so hat das seinen Grund darin, daß jüngst König Wilhelm den Befehl zur Inangriffnahme des Campo Santo in Berlin gab. Das fürstliche Geschlecht der Hohenzollern, so einheitlich, fest zusammengeschlossen es im Leben dastand, im Tode ist es sehr geschieden. Des brandenburgischen Kurhutes erster Träger ruht in der Münsterkirche zu Kloster Heilsbronn, dem alten Todtenhause seines Stammes. Wir können nicht einmal sagen: er ruht in fränkischer Erde, denn noch stehen seine Gebeine unentwirrt aus denen der mit ihm im Tode dort Gesellten, der Vollendung des langsam fortschreitenden Mausoleums harrend, das den Hohenzollern im Mutterlande werden soll. Der letzte Kurfürst, der erste König, der erste Friedrich ist im Dom zu Berlin gebettet. Mit dem großen Kurfürsten schläft er dort. So prunkvoll seine Regierung, so glanzliebend sein Leben war, so einfach und prunklos ist sein Grab. Ein vergoldeter Sarg allein hat seiner Lebensneigung Ausdruck gegeben; über der Erde steht ihm kein Monument. Der berliner Dom ist auch keine Kirche, die monumentalen Schmuckes würdig wäre. Eher würde solcher in die Garnisonskirche von Potsdam, „der Stadt der Paläste", passen — allein der erste König, der Zweite seines Hauses, der dort, dicht unter der Kanzel, sich einsargen ließ, Friedrich Wilhelm I., er hat all' sein Lebtag von den glänzenden Launen seines Vaters nichts wissen wollen, er wollte als ein einfacher Mann, als ein vor Gott armer Mensch zur Ruhe eingehen; er brauchte kein fürstliches Grabzeichen. Auch sein Sohn, der neben ihm schlummert, hat kein prunkend Grabzeichen. Braucht's für ihn eines, so steht es dort in der Residenz unter den Linden, da sitzt der alte Fritz hoch zu Roß, fest und stark, wie er noch immer im Herzen seines Volkes sitzt; aber dieß Volk selbst, sein Staat, den er geschaffen, das ist sein bestes und größtes Monument. Dem Schloß, dem er das Dasein gegeben, der wunderbaren Oase in der märkischen Sandwüste, seinem Sanssouci, wo er immer und immer am Liebsten weilte, wollte er auch im Tode nahe sein; ganz aber hat man ihm seinen Wunsch doch nicht erfüllt: er wollte auf der Terrasse dieses Schlosses, von der er in den Abendstunden seines Lebens sehnsüchtig in die scheidende Sonne hineinsah und sagte: „quand je serai là, je serai sans souci", begraben sein; allein sie haben ihn doch nicht unter seine schönen, stolzen Orangenbäume, inmitten dieser friedevollen Natur, sondern in das enge, finstere Kirchengewölbe gebettet. In einer Kirche von Sanssouci, der recht eigentlich so zu nennenden, der Friedenskirche, die er sich dafür gebaut, ruht nun auch Der, der nächst dem großen Friedrich sich hier am Heimischsten gefühlt hat. Gerade Sanssouci mußte den beiden Hohenzollern, welche unter Allen ihres Stammes von einander am Verschiedensten waren, Lieblingsaufenthalt für Leben und Sterben sein. Auch Friedrich Wilhelm IV. ist immer wieder hierher zurückgekehrt, hier wollte er, als dem armen gequälten Geist alle die ruhelosen Wanderungen, auch die nach dem so sehr von ihm geliebten Italien, nichts mehr halfen, stille halten und die endliche Befreiung erwarten. Sein Vater hatte kein Herz für Sanssouci; der Großvater hatte noch im Marmorpalast am heiligen See sein kurzes, mühevolles Regentenleben geendet; aber Friedrich Wilhelm III. schuf Parez, auch ein wüstes Sandstück, und was weiter stromauf liegt, zur reizenden Pfaueninsel um, blieb dort gern und oft und hat sich und seine schöne Königin in Charlottenburg in's Grab senken lassen. Dort im Mausoleum stehen auch die beiden einzigen Grabmonumente, die das preußische Königshaus bis jetzt aufzuweisen hat, allerdings so schöne und eindrucksvolle, wie sie wenigen Fürsten gesetzt worden sind: die lebensvollen Todtenbilder des schwergeprüften Königs und der Heldenkönigin. Ob nun in der Friedenskirche dem Letzten der Hohenzollern, dem der Tod die Krone von dem so müden Haupt genommen, ein Denkmal errichtet wird, wir wissen es nicht; es bedarf auch dessen nicht, die schöne stille Kirche selbst ist sein Denkmal. Er hat sie für sich und seine Ruhestätte gebaut und vorahnend, wie sehr er der Friedensruhe bedürfen würde, ihr ihren Namen gegeben. Und der paßt auch ganz und gar für sie. Zeichnen wir noch ihr Bild! Am Rande des östlichen Obeliskeneinganges von Sanssouci erhebt sich aus einem kleinen See die kaum hundert Fuß lange kleine Basilika, die Persius nach dem Vorbilde von San Clemente in Rom entworfen hat. Parkanlagen umgeben den geschlossenen Vorhof, dessen Westseite neben der Kirche der freistehende Glockenthurm, Schul- und Predigerhaus begrenzen. Hinter diesen Gebäuden, in Verbindung mit dem lieblichen Friedensgarten, betreten wir zunächst einen mit Bogenreihen eingefaßten Vorhof, dann, in der Breite der Kirche, ein zweites kleineres Atrium, in dessen Mitte eine Nachbildung des Thorwaldsen'schen segnenden Christus steht, während in einer Nische der Arkaden die schöne Rauch'sche Pieta, Maria neben dem todten Sohne knieend, ruht. Eine Säulenhalle zwischen Vorhof und Kirche schließt den kleinen See gegen den Friedensgarten ab. Einige Marmorstufen führen aus dem Atrium in die Kirche. Zwei Säulenreihen, schwarze Harzmonolithen, Kapitäle und Bogen von weißem Marmor, trennen das Mittelschiff von den kleineren, mit festen Kirchenstühlen gefüllten Seitenschiffen; eine altitalienische Mosaikbekleidung, Christus und die Apostel darstellend, schmückt die Altarnische. Unter dieser Nische, zu Füßen des Altars, den ein von grünen Jaspissäulen getragener Baldachin deckt, wird, sobald das Gruftgewölbe fertig ist, der Sarg des königlichen Dulders niedergelassen werden. Unter allen Fürsten seines Hauses hat er die schönste Grabstatt gefunden, weil sie ihm, wie keinem Andern, im vollsten Sinne geworden ist, was sie heißt: ein heiliger Ort des Friedens, ein Sanssouci in höherem Sinne, als sein königlicher Ahn den Beiden gemeinsam so theuern Ort für sich gedeutet hat.

Fliegende Blätter.

Eine Episode aus Goethe's Bühnenleitung. Goethe ließ den Schauspielern hinlänglich Zeit, ihre Rollen zu memoriren; dann konnte er aber auch sehr heftig werden, wenn Jemand bei der ersten Probe nicht taktfest war. Bei einer derartigen Probe zur „Zenobia" trat der berühmte Unzelmann, welcher einen Soldaten zu spielen hatte, mit der Rolle in der Hand auf die Szene und las seine Rolle ab. Sogleich ertönte Goethe's mächtige Stimme aus seiner im Hintergrunde des Parterre befindlichen Loge: „Ich bin es nicht gewohnt, daß man seine Rolle abliest!" — Unzelmann, einer der fleißigsten Künstler und zugleich Goethe's Liebling, entschuldigte sich damit, daß seine Frau krank darniederliege und er deßhalb keine Zeit zum Lernen gehabt hätte. „Ei was," rief Goethe, „der Tag hat vierundzwanzig Stunden — die Nacht mit eingerechnet." Unzelmann, der sich durch ein Zorneswort des Meisters nicht einschüchtern ließ, trat bis an das Proszenium vor und sagte: „Excellenz haben recht; der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet. Aber wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, ebenso gut bedarf ihrer auch der arme Mime, der oft gezwungen ist, Possen zu reißen, wenn das Herz ihm blutet. Excellenz wissen, daß ich meiner Pflicht stets nachgekommen, aber unter solchen Umständen bin ich wohl zu entschuldigen." Erwartungsvoll stand das übrige Personal, was auf die kühne Rede folgen werde. Nach kurzer Pause rief Goethe: „Die Antwort paßt! Weiter!"

Militärisches.

Nach **Manfried**, von **Wilhelm Diez**.

Sonst. **Jetzt.**





Kürassier.





Vor der Parade.





Artillerie-Offizier.



An der Westminsterabtei. (S. 343.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

43. Wiedersehen und Enthüllungen.

Zwei Jahre waren vorübergeeilt. Der kurze Moment der Ruhe, welcher der Rückkehr Napoleon's von Elba vorherging, gestattete, eine Anzahl Regimenter der englischen Armee in ihre Heimat abgehen zu lassen, und zu diesen gehörte auch das Garderegiment, bei welchem Foster stand. Aber sein leichtblütiger Freund Peapod begleitete ihn nicht mehr; dieser war während des Feldzugs gefallen; doch konnte, seltsamer Weise, sein Leichnam auf dem Schlachtfelde nicht aufgefunden werden. Obschon nun Klemens durch diesen Verlust tief ergriffen war und sein Herz die Sehnsucht nach der fernen Louise quälte, erhob ihn doch eine reine Freude, als er London, seine Straße, sein Haus wiedersah. Ohne Zweifel erwartete ihn sein Vater, stolz und freudig über die ununterbrochene Auszeichnung und das rasche Avancement seines Sohnes, mit hochklopfendem Herzen und offenen Armen.

Klemens hatte sich nicht anmelden lassen, sondern trat ganz unerwartet in des Vaters Kabinet. Dieser erhob sich kalt von seinem Sessel. „Welchen Zweck hat dieser Besuch?" fragte der alte Mann mit leicht zitternder und dennoch schneidender Stimme. Der erste Gedanke des Sohnes war, daß sein Vater ihn vielleicht nicht wiedererkenne. „Kennst Du Deinen Klemens nicht mehr, Vater?" fragte er betroffen. — „O, ich erkenne Dich vollkommen," erwiederte Letzterer; „aber Du hast mir die Freude des Wiedersehens verleidet, und ich bin in der peinlichen Lage, Dich fragen zu müssen, was Du nach allem Vorgegangenen bei mir willst?" — „Was ich will? Vater!" — Der Advokat antwortete nicht. — „Es ist Dein Sohn, der Dich liebt, der sich freut, Dich nach langer Trennung wieder zu haben. Sage mir, im Namen des Himmels, was ist geschehen? Womit verdiene ich diese fürchterliche Aufnahme, welche mir das Herz zerreißt?" — „O, Du hast mich entehrt, ganz einfach; und Du kehrst nicht, wie ich es hätte erwarten sollen, niedergebeugt und reuig zu mir zurück, sondern mit stolz erhobenem Haupte und zuversichtlichem Blick ... Das empört mich, Klemens!"

Der junge Hauptmann stützte sich mit der Rechten auf einen Sessel und blickte verwirrt und schweigend auf den Vater. Seine sonst so schönen, frischen Züge waren todtenblaß. Was er bei diesem Wiedersehen erfuhr, war ihm völlig unbegreiflich, aber ein plötzlicher Entschluß brach durch die Schranken des Räthsels. „Sprechen Sie deutlich, mein Vater," sagte er fest. „Ich trage die Uniform und selbst Sie, obschon Sie mein Vater sind, haben kein Recht, mich zu beschimpfen. Sie sagen, ich hätte Sie entehrt; ich müßte demnach mich selbst entehrt haben. Gott weiß, daß in den schrecklichsten Momenten des Kriegs der Gedanke, Deinen Namen zu verherrlichen, meinen Muth erhob und mich begeisterte. Doch, lassen wir das! Ich bat um eine Erklärung, Vater, und diese muß ich haben!" — „Du hast Dein Wort gebrochen, Du hast gespielt!" — „Ich habe gespielt, ja, aber nur ein einziges Mal. Eine thörichte Wette mit Walter Trevanian ließ mich gewinnen; er hatte keine Mittel, mich zu bezahlen, forderte Revanche und ich war so schwach oder so empfindlich, sie ihm zu gewähren, und ich verlor weit mehr als ich vorher gewonnen hatte." — „O, das thäte nichts! Hättest Du Dein gesammtes Vermögen verloren, ich würde Dir's verziehen haben; aber Du bist weiter, viel weiter gegangen, Du hast Dir selbst unwiederbringlich meine Achtung geraubt und mich der Verzweiflung preisgegeben. Um einen Fehler zu verdecken, begingst Du ein Verbrechen!" — „Ein Verbrechen? Ich?" — „Ja, Du hast mir äußerst wichtige Papiere ent-

wendet, die nicht einmal mein eigen waren." — „O, das ist eine schändliche Beschuldigung, wer sie auch verursacht haben mag! Sieh' mich an, Vater! Habe ich das Aussehen eines Lügners oder Betrügers? Ich will Dir sagen, was ich von der Wahrheit weiß. Es erschien ein Mensch bei mir, nicht hier in Deinem Hause, sondern in Deinem Bureau, welcher mir das ehrlose Geschäft anbot, dessen Du mich anklagst, aber ich wies es zurück. Dieser Mensch ward mir zugeführt, ich kannte ihn gar nicht, und bei Allem, was heilig ist, ich habe seiner schändlichen Zumuthung keine Folge gegeben!" — „Wer war's, der Dich mit ihm bekannt machte?" — „Griffiths, mein Vater." — „Griffiths! Und dieser ist's, der Dich beschuldigte." — „Er?! Nun, mein Vater, ich mache Dir den Vorschlag, Miß Mendez zu hören, denn diese weiß von der Sache, und ihr Einfluß auf Storck, jenen infamen Wucherer, bestimmte diesen zum Schweigen. Sie wird Dir sagen und Dich überzeugen können, daß ich unschuldig bin." — „Wie konnte ich auch nur einen Augenblick daran zweifeln!" versetzte der Advokat mit einem Vorwurfe gegen sich selbst und zog den jungen Kapitän an seine Brust. Dieser hatte Thränen in den Augen, deren Anblick dem alten Manne wahren Reueschmerz verursachte! „Du sollst Deine Revanche haben, Klemens! Hat Dich schon Jemand aus meinem Hause oder Geschäft gesehen?" — „Nur die Haushälterin." — „Gut, diese soll zum Schweigen verpflichtet werden. Wir wollen sofort zu Miß Mendez fahren, und dort sollst Du verborgen bleiben, bis die Sache aufgeklärt ist."

Am folgenden Morgen las Griffiths in der Zeitung, die er regelmäßig zur Hand nahm, folgende Ankündigung: „Wir haben mit Bedauern zu melden, daß Kapitän Foster, dessen Name in den Rapporten vom Schlachtfelde so oft rühmlich genannt worden ist, in Paris gefährlich erkrankt hat zurückbleiben müssen und sein Zustand wenig Hoffnung bietet." In einer andern Spalte desselben Journals aber stand als Inserat: „Der Edelmann, welcher vor fast drei Jahren durch die Vermittelung eines Freundes gewisse Familienpapiere erhielt, wünscht mit diesem eine Zusammenkunft. Antwort auf gleichem Wege. Der Unbekannte."

Der Advokat Foster kam zur gewöhnlichen Stunde in's Bureau. „Griffiths," sagte er mit betrübtem Antlitz, „ich muß sogleich nach Paris reisen. Mein Sohn ..." — „Ich habe es in der Zeitung gelesen, mit großem Beileid gelesen, Sir!" erwiederte der Heuchler. „Fassen Sie sich, verehrtester Sir, und seien Sie nachsichtig mit ihm! Wenn er erführe, daß Sie von seiner Handlung unterrichtet sind, es wäre sein Tod." — „Ich werde vernünftig sein, Griffiths," versetzte Foster, der nur mit Mühe seine Entrüstung zurückhielt. Er traf rasch seine Reisevorbereitungen, unterrichtete seine Dienstboten und ließ sich von Griffiths bis an den Wagen begleiten.

Kaum war er fort, so rieb sich der Schreiber vergnügt die Hände. Die nächste Nummer der genannten Zeitung enthielt, von ihm inserirt, Folgendes: „An den Unbekannten. Der, welcher gestern unter dieser Bezeichnung ein Verlangen stellte, kann den Freund, der ihm jene Papiere verschaffte, zu derselben Stunde und an demselben Orte treffen. Man erwartet ihn heute und morgen." Der Advokat lächelte, als er, mit Klemens bei Martha und Harriet frühstückend, dieß Inserat las. „Noch einige Stunden Gefangenschaft und Du wirst Genugthuung haben. Wir werden uns zu dem Rendezvous des ‚Unbekannten' begeben und auch den ‚Freund' treffen." — Nach eingenommener Mahlzeit bestieg der Advokat den Wagen, welchen Martha zu seiner Disposition gestellt hatte, und blieb den größten Theil des Tages abwesend. Um diese Zeit war Klemens mit Harriet Wyndham einige Minuten allein. Das Mädchen rief mit freudiger Zärtlichkeit seinen Namen und blickte ihn, indem sie seine Hand ergriff, mit so seligem Lächeln an, daß Klemens die Anspielung auf die Abschiedsszene nicht mißverstehen konnte. „Sie haben nicht mehr nöthig, zu weinen und sich zu sehnen, Miß Wyndham," sagte er kühl; „Walter Trevanian wird sehr bald zu Ihren Füßen liegen." — Harriet fuhr zusammen, suchte sich jedoch zu fassen. „Was wollen Sie damit sagen?" fragte sie, scheinbar befremdet. — „Ich bitte um Verzeihung," fuhr Klemens in dem früheren Tone fort; „Trevanian wußte, daß ich Sie seit Jahren als meine Schwester betrachtete, und zeigte mir in einem vertraulichen Momente einen Ihrer Briefe an ihn. Dieß war für mich eine neue Entdeckung, und ich wünschte dem Besitzer der Briefe und Ihres Herzens Glück." — Harriet erbleichte und zerbiß sich die Lippe. Unfähig, etwas zu erwiedern, verließ sie rasch den Salon und zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie hatte wieder eins ihrer kokettirenden Spiele verloren.

Bald darauf saßen Klemens und Martha in deren kleinem, zierlichen Boudoir, und Letztere hörte mit großem Interesse die Erzählung des Lagerlebens, der kriegerischen Aktionen und der Abenteuer, welche Klemens in Anspruch genommen hatten. „Der Himmel hat mich stets beschützt," sagte der junge Mann; „ich habe nur leichte Blessuren empfangen, die stets rasch wieder heilten und mich nicht außer Thätigkeit setzten. So bin ich denn mit heiler Haut wiedergekehrt." — „Auch mit heilem Herzen?" fragte Martha fein. Klemens schwieg. „O, ich schätze mich glücklich, wenn ich Ihr Vertrauen besitze," fuhr Martha mit bekannter weiblicher Klugheit fort, „aber ich will Sie nicht zu einer Antwort nöthigen, wenn Sie vielleicht doch Gründe hätten, damit zurückzuhalten." — „Warum sollte ich Ihnen nicht antworten, Miß Mendez? Ich liebe!" — Martha seufzte. — „Ich liebe das schönste, reinste und bewundernswürdigste Geschöpf." — „Und werden wieder geliebt?" — „Ich glaube es." — „Darf ich den Namen der Auserwählten wissen?" — „Sie heißt Louise und ist eine junge Engländerin, welche ich unter sehr romanhaften Umständen kennen gelernt habe." — „Und Sie wissen nichts Näheres von ihr? Wie kann zwischen Liebenden ein solches Geheimniß obwalten?" — „Und doch — lächeln Sie nicht — scheint es mir, als ob wir für einander bestimmt wären. Sicher ist jeder Zug in diesem jugendlichen Mädchen der Ausdruck der Wahrheit und der Tugend. In dem Momente, wo ich sie zuerst sah, zog es wie eine Erinnerung, ohne Zweifel ein Traum nur, an meiner Seele vorüber. Ich glaubte ihr sanftes, liebliches Antlitz schon in meinen Jugendjahren gesehen zu haben. Es war mir ... Doch, was ist das? Sie ist's, sie ist's!" rief er plötzlich erstaunt und frohlockend, und dabei stand er vor dem von Barry gemalten Porträt Fanny's, welches Martha in ihrem Boudoir hatte aufhängen lassen. — „Mein Kind? Täuschen Sie sich auch nicht?" — „Nein, nein, sie ist es wirklich! Ich setze mein Leben darauf!" — „So hätte sich die Hoffnung meines ganzen Daseins endlich doch verwirklicht?" rief Martha aus. „Sie der Gatte meines Adoptivkindes! Habe ich nicht zu diesem Zwecke Ihren Charakter studirt, Klemens? War ich nicht eben darum eifersüchtig auf Ihre Neigung für eine Andere, die Ihrer nicht völlig würdig ist? O, es war immer mein heißester Wunsch, den Rest meines Lebens im Kreise Derer zu verbringen, die ich liebe! Aber wo ist sie? wo ist diese Frau, welche sie von mir trennt?" — „Haben Sie noch Geduld, Miß Mendez! Lassen Sie das, was ich Ihnen gesagt habe, noch ein Geheimniß zwischen uns bleiben. Das Glück Ihres Lebens steht ebenso auf dem Spiele wie das meine. Ich kann in diesem Augenblicke nichts mehr sagen." — Martha fügte sich, wie schon oft in Bezug auf das verlorene Kind, in's Unvermeidliche.

Als der Advokat Foster gegen Abend nach Harleystreet zurückkehrte, war er sehr verschlossen und blieb in Martha's Wohnung bis nach elf Uhr Nachts. Dann ersuchte er seinen Sohn, sich in einen Mantel zu hüllen, statt des Tschako eine andere Kopfbedeckung zu wählen und mit ihm zu gehen. Vor dem Hause gesellte sich eine dritte Person zu ihnen, und alle Drei begaben sich schweigend in die Nähe von Griffiths' Wohnung. Dieser verließ ungefähr um dieselbe Zeit, in einen langen Ueberrock gekleidet, einen alten Hut tief in die Stirn gedrückt und das halbe Gesicht mit einer dicken weißen Halsbinde verdeckt, seine Wohnung und ward mit höchster Vorsicht, wobei die dritte, Klemens unbekannte Persönlichkeit immer allein voran war, verfolgt.

Man gelangte in die Nähe der Westminsterabtei, hinter deren Bogengange sich die Verfolger bargen. „Was mag er noch von mir wollen?" flüsterte Griffiths für sich, als er sich in dem Schatten der Arkaden verborgen hatte. „Hat er zufällig ein anderes Testament ausgewittert? Nun, wir werden ja sehen! Eine zweite Nacht, ergiebig wie die erste, welche mir die hübsche kleine Summe einbrachte, und wahrhaftig, ich kann mich von den Geschäften zurückziehen!"

Die Nacht war sehr dunkel, kein Mondstrahl erhellte den düstern Bogengang des Klosters. Nur eine in der Nähe angebrachte qualmende Oellampe flackerte im Nachtwinde. Griffiths begab sich vorsichtig nach derselben Stelle, wo er vor fast drei Jahren den Baronet getroffen hatte. Kaum war er daselbst angelangt, als sich ein verhüllter Mann mit festem Schritt ihm näherte. Griffiths schöpfte keinen Verdacht. „Sind Sie endlich da, Sir Richard?" fragte er leise. — „Bst!" machte der Andere. — „O, es hat keine Gefahr, daß man uns hört! Wir sind völlig allein und wir kennen uns ja schon." — „Gewiß kennen wir uns!" rief plötzlich eine ihm wohlbekannte Stimme, die ihn erzittern machte. Gleichzeitig aber packten ihn zwei nervige Hände am Kragen, und als er mit der Hand in die Rocktasche fuhr, um sein Pistol hervorzuziehen, wurden ihm beide Arme fast zerquetscht, so fest war der Griff seines Gegners.

„Lassen Sie mich los, Mr. Klemens!" kreischte er. „Sie haben nicht das Recht, mich hier anzuhalten!" — „Dann nehme ich mir's!" erwiederte der junge Foster. Griffiths hörte voll Angst, daß sich rasche Schritte näherten. „Lassen Sie mich fort, Mr. Klemens," flüsterte er halb bittend. „Ich will Ihnen morgen früh Alles erklären, das verspreche ich Ihnen. Ueberdieß haben Sie ja gar kein Mandat, mich zur Rede zu stellen." — „Aber ich — ich habe ein Mandat," sagte plötzlich eine tiefe Stimme dicht bei ihm. „Ich bin ein Agent der Bowstreet, wissen Sie!" Mit der Gewandtheit eines Mannes, der in dergleichen Sachen Bescheid weiß, entzog der Agent Griffiths das Pistol, welches dieser glücklich aus dem Ueberrocke hervorbrachte, und legte ihm Handschellen an. — „Diese Behandlung ist infam!" rief der Schreiber mit dem Ansehen beleidigter Unschuld. „Wessen beschuldigt man mich?" — „Das werden Sie sehr bald erfahren," erwiederte der inzwischen hinzugetretene Advokat Foster. — „Aber ich habe ein Recht, es jetzt zu wissen. Kann ich nicht hierher gehen, um mich mit Jemand zu treffen?" — „Mit wem?" fragte der Agent. — „Mit — mit meiner Geliebten," antwortete Griffiths. „Kann ich meiner Geliebten nicht ein Rendezvous geben, ohne wie ein Dieb traktirt zu werden?" — „Sie sind ein Dieb!" versetzte der Advokat entrüstet, „und Sie verdienen folglich als solcher behandelt zu werden. Wohin haben Sie das Packet gethan, welches Sie aus meinem Schranke geraubt haben?" — „Fragen Sie Ihren Sohn!" — „Elender!" knirschte Klemens, „Sie wagen es noch jetzt, mich zu beschuldigen?" — „Ei, zum Teufel, junge Leute spielen, verlieren im Spiel und machen dann ihre bösen Streiche!" — „Sei ruhig, mein Sohn!" sagte der alte Foster beschwichtigend. „Das Testament ist sicher an Sir Richard Trevanian verhandelt worden." — „Das wäre zu beweisen!" entgegnete Griffiths keck. „Heute haben Sie mich in Ihrer Gewalt, morgen gewinnen vielleicht die Dinge ein anderes Ansehen."

Er ward in's Gefängniß abgeführt, während der Advokat mit seinem Sohne nach seiner Wohnung zurückkehrte. Vor dem Magistrat vertheidigte sich Griffiths mit ungewöhnlicher Keckheit und Gewandtheit; er leugnete nicht nur jede Betheiligung an dem Diebstahl, sondern er beschuldigte auch Klemens mit aller Bestimmtheit der Ausübung desselben, indem er deutlich durchschimmern ließ, daß er im Geheimen Zeuge des Handels mit Storck gewesen. Der Magistrat ward Angesichts der besonderen Umstände unsicher, und Klemens, dessen Ehre so furchtbar verletzt war, gerieth in Verzweiflung. Er setzte seine ganze Hoffnung auf Martha, welche, wie er wußte, auf Storck besonderen Einfluß ausübte. In Begleitung seines Vaters begab er sich zu ihr. „Ich werde ihn augenblicklich aufsuchen!" erklärte Martha, als sie das Geschehene vernahm; „und ich werde ihn zwingen, vor Gericht den Namen Dessen zu nennen, von welchem er den Auftrag hatte, das Testament zu fordern. Sir Richard wird endlich die gerechte Strafe für seine Verbrechen erhalten." — „In einem andern Leben, ja, aber nicht auf Erden," versetzte tiefernst der Advokat. „Sir Richard ist in dieser Nacht an einem Schlaganfalle gestorben." — „Ist's möglich!" rief Martha überrascht. — „Ja, er ist todt. Jetzt wäre der Augenblick gekommen, wo ich das Siegel des Testaments brechen könnte, und ich besitze es nicht mehr! Ein böser Genius scheint diese Familie zu schützen."

Martha befahl, sogleich ihren Wagen vorfahren zu lassen, und begab sich, von den beiden Foster begleitet, in's Haus des Wucherers. Hier erfuhr sie, daß Storck mit dem Tode ringe. Der Advokat blieb mit seinem Sohne im Vorzimmer zurück und Martha ging leisen Schrittes in die Kammer, wo seine beiden Neffen sich befanden und ihn mit Fragen bestürmten, wo er sein Vermögen aufbewahrt habe. „Ich habe nichts, gar nichts!" schrie der Alte. „Ich bin blutarm und kann mich nicht einmal begraben lassen." — „Sei doch vernünftig, Onkel!" versetzte Einer der Neffen. „Da Du doch Dein Geld nicht mitnehmen kannst, so sage uns, wo es ist, und erspare uns die Mühe des Suchens." — „Nicht einen Penny, nicht einen blutigen Deut sollt ihr haben! Ja, ich bin reich, ich habe furchtbar viel Geld, aber ich gebe nichts her; ich habe meine Maßregeln getroffen, daß es Niemand findet!"

Plötzlich fiel sein Blick auf Martha. „Und da ist die auch, die schreckliche Frau!" kreischte er gellend. „Ihr könnt mich nicht mehr an den Galgen bringen, ich sterbe, ich ringe mit dem Tode. Seht Ihr's nicht! Laßt mich, laßt mich! Der Tod gleicht Alles aus. Führt dieß Weib hinaus! Ich kann sie nicht sehen mit ihren bohrenden Blicken!" Die Neffen näherten sich ihr, um des Alten Willen zu thun. — „Zurück!" rief Martha. „Es kostet mich nur ein Wort, und Alles, was hier ist, gehört der Justiz!" — „Nein!" rief der Wucherer mit angstvoller Hast. „Es ist nicht wahr! Ich bin kein Dieb, kein Mörder! Ich habe keinen Theil daran, und Niemand kann mir mein Geld nehmen!" — Trotz der bösen Blicke der Neffen und der Gestikulationen des Alten trat Martha an's Bett. „Storck," sagte sie mit volltönender Stimme, „Sie müssen sterben! In diesem ernsten Momente geben Sie der Wahrheit die Ehre! Klemens hat Sie bezahlt, nachdem er majorenn geworden. Gestehen Sie also, daß er Ihre Zumuthung, das Testament, welches Sie an Sir Richard Trevanian verhandeln wollten, aus dem Bureau seines Vaters zu nehmen, mit Abscheu zurückgewiesen hat." — „Nein, nein, er hat es genommen! Ich habe ein gutes Gedächtniß. Man macht mich nicht mehr fürchten... ich sterbe und keine Justiz soll mir nachlaufen!" — „Aber Gott straft Sie! Ihm können Sie nicht entgehen, Storck! Eilen Sie doch immer ohne Geständniß aus dieser Welt — die andere erwartet Sie sicher! Gott wird streng gegen Sie sein, wenn Sie ungerecht sind in Ihrer letzten Stunde. Er hört die Klagen Ihrer Opfer, welche vor Ihrem erschreckten Auge vorüberziehen! Wohlan, sterben Sie ohne Reue — Gott wird die Unglücklichen rächen!"

Der Sterbende ward vom Fieber geschüttelt. „Ich habe Furcht!" flüsterte er zitternd. „Ich habe Furcht!" schrie er dann überlaut. „Warum holt ihr mir keinen Priester? Ich will Alles bekennen — Alles! Holt mir den Priester!" Martha eilte in's Vorzimmer und ersuchte Klemens, rasch einen Geistlichen herbeizuschaffen. Als dieser kam, ging der Advokat allein mit ihm in die Kammer. Nach einiger Zeit kam Foster aus derselben; sein Blick war tiefernst. „Hat er bekannt?" fragte Martha. — „Alles!" — Martha neigte, in der Erinnerung an Ihren Großvater, wie beschämt den Kopf. — „Was hat alles das zu bedeuten?" fragte Klemens seinen Vater. — „Es ist eine traurige Entdeckung, mein Sohn. Erinnerst Du Dich des jungen Maitland?" — „Der auf so merkwürdige Weise verschwand?" — „Ja, derselbe; er wurde durch Storck, Miles und einen Dritten, welcher ‚Kapitän' genannt wurde, ermordet. Peter Quin war der Leiter dieses Verbrechens." — „Entsetzlich! Aber auf wessen Betrieb?" — Der Advokat zuckte die Achseln. „Sir Richard ist todt!" sagte er bedeutungsvoll. „Er kann nicht mehr zur Rede gestellt werden. Storck hat ebenso gestanden, daß der Körper Maitland's im Keller eines Hauses verscharrt worden ist, welches Peter Quin gehörte; mich schauert's hier; fort aus diesem Hause der Sünde!"

44. Ein neuer Stern.

Die wenigen Jahre, welche seit der Trennung Garrachi's von seiner Frau verflossen waren, hatten den Ruf der glücklichen Rivalin der Letzteren nicht zu schmälern vermocht. Signora Cherini war für die Saison von dem Direktor des königlichen Theaters abermals zu fabelhaft hohen Preisen engagirt worden, denn es war seit dem gezwungenen Rückzuge der Madame Garrachi Niemand mehr da, der ihr die Siegespalme hätte streitig machen können.

Die Herrschaft der Künstlerin war vollkommen despotisch: Direktoren wie Publikum waren nichts als ihre Sklaven. Es geschah oft, daß sie, wenn eine Oper angesetzt und das Theater zum Erdrücken voll war, aus bloßer Laune plötzlich Indisposition vorschützte und nicht sang, so daß daraus die größten Verlegenheiten entstanden. Garrachi, ihr Anbeter oder vielmehr ihr Knecht, sagte ihr oft, sie möge die Saiten nicht zu straff spannen; auch das Publikum habe seine Launen und brauche vielleicht nur eine Gelegenheit, sein bisheriges Idol zu zerbrechen. Die Cherini antwortete darauf nur mit spöttischem Lachen und mit Worten der Verachtung über das Publikum. Signor Garrachi wagte dann nicht mehr zu opponiren, denn dieser charakterlose Liebhaber war längst mit dem ihm von seiner Gemahlin überlassenen Vermögen zu Rande und mußte sich nun von der Cherini ernähren lassen. Es kommt im Theaterleben oft vor, daß Sängerinnen und Schauspielerinnen sich auf ihre Kosten einen Ritter zu allerlei kleinen Diensten halten, oder ihre eigenen Gatten dazu verurtheilen, um den Preis des Nichtsthuns die aufwartenden Ritter zu spielen, die sich aber auch, oft vor den zweideutigsten Situationen, müssen fortschicken lassen, wenn es ihren Gebieterinnen und Ernährerinnen beliebt.

Signor Garrachi litt in dieser untergeordneten Lage längst die Höllenpein der Eifersucht, theils aus Leidenschaft, theils aus Interesse. Der Hauptgegenstand seiner Eifersucht war ein russischer Baron Stollehoff, angeblich Adjutant des Kaisers Alexander. Zum Unterschied von andern Verehrern dieser Art sprach Baron Stollehoff gegen die Cherini vom Heirathen. Der Gedanke, eine hochgestellte Baronin zu werden, schmeichelte der Sängerin, und ihre Eitelkeit machte ihr die Heirath wahrscheinlich. Zudem gab der Baron höchst verlockende Schilderungen von seinen Schlössern in Moskau und Petersburg, von seinen ausgedehnten Gütern und zwei- bis dreitausend Seelen. „Ich könnte später auf diese Mariage eingehen,“ sagte sich manchmal die Sängerin; „sie würde der brillanteste Schluß einer glänzenden Laufbahn sein.“

Zu jener Zeit gab es in London zwei geschmackverdorbene Männer, welche die Rivalität der luxuriösen Verschwendung bis zum Wahnsinn trieben: den Regenten und späteren Georg IV., und den Lord Bearmouth, einen seiner früheren Freunde. Es ist unmöglich, hier all' die Tollheiten anzuführen, zu welchen jener zwecklose Wetteifer die beiden Männer verleitete. Bei einem großen Balle, welchen einst der Regent gab, hatte er dadurch Aufsehen gemacht, daß er Epauletten trug, welche dicht mit Brillanten besetzt waren. Eine Woche darauf gab Bearmouth ein Souper von nur zwölf Couverts, bei denen sechs Bediente von der Korpulenz des Regenten fungirten, die alle gleich kostbare Diamantenepauletten trugen.

Wahnsinnig vor Zorn, ordnete der Regent ein Fest an, welches alles bisher Dagewesene übertreffen sollte. In der Mitte der Tafel war ein großes Becken, gefüllt mit Fischen von gediegenem Gold und Silber, und alles Geräthe, was bei Tafel diente, war von denselben Metallen. Das Diner sollte stattfinden, wenn der Regent mit dem zum Besuch anwesenden Kaiser Alexander und den Großfürsten Nikolaus und Konstantin aus der Oper kam. Lord Bearmouth verkündete für denselben Abend ein glänzendes Fest, und halb London war gespannt darauf, wer dießmal den Andern ausstechen würde.

Bearmouth verpflichtete für die Summe von zehntausend Pfund Sterling die Cherini, an diesem Abend nicht allein in der Oper nicht zu singen, sondern auch bei seinem Feste zu erscheinen, den Direktor aber bis zum letzten Augenblicke, das heißt bis zum Beginn der Vorstellung ununterrichtet zu lassen. Zu Ehren der russischen Kaiserfamilie war die Oper „Dido“ angesetzt, deren schwierige Titelrolle keine andere Person als die Cherini singen konnte. Letztere hielt dem Lord Bearmouth ihr Versprechen; erst eine halbe Stunde vor dem Aufziehen des Vorhangs ließ sie dem Direktor melden, sie könne an diesem Abend nicht singen. Der unglückliche Direktor war in Verzweiflung; zwei Souveräne mit einer glänzenden Suite von Fürsten und Edelleuten warteten, und er hatte keine Dido! Sein erster Gedanke war, sich das Leben zu nehmen, sein zweiter, zu entfliehen, der dritte und jedenfalls vernünftigere aber bestimmte ihn zu dem Entschlusse, zum Regenten zu eilen und ihm den Sachverhalt mitzutheilen. Als er sich eben anschickte, diesen Entschluß auszuführen, ward ihm ein Billet gebracht; er las es höchst aufmerksam und überlegte einige Augenblicke. „Wer hat dieß übergeben?“ fragte er den harrenden Diener. — „Zwei Damen, Sir, welche noch in ihrem Wagen vor der Thür warten.“ — „Laß sie sofort eintreten!“ rief der Direktor. „Wahrhaftig, es ist meine letzte Hülfe!“

Hierauf hatte er mit den Damen eine geheime Unterredung und begab sich nach der Bühne. Um acht Uhr war das Theater gedrängt voll; es waren ungeheure Preise bezahlt worden, um nur Plätze zu erhalten. In der Loge des Lord Bearmouth, einer der glänzendsten des Theaters, befanden sich auf den vordersten Plätzen mehrere Stallknechte in der Livree des Lords; sein Sekretär verbarg sich hinter diesen; er hatte den Auftrag, Seiner Lordschaft über das, was sich ereigne, Bericht zu erstatten. Die Brust des Lords war von Stolz geschwellt bei dem Gedanken, daß er dem Festabend des Regenten die glänzendste Perle entzogen und ihn seinen Gästen gegenüber in Verlegenheit gesetzt habe. Die Geschichte mit den Epauletten war dagegen gehalten ohne alle Bedeutung.

Lange Zeit waren die Blicke des Publikums auf die königliche Loge gerichtet; diese öffnete sich endlich und die Souveräne mit den Großfürsten traten mit ihrem Gefolge ein. „Was Teufel soll das?“ brummte der kleine Sekretär Bearmouth's. „Wollen sie Dido ohne eine Dido spielen?“

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

fest	schick	gü=	be=	dein	oh=	der	en
tig	wah=	in	ne	ein	sitz=	sel=	wert
nur	ihn	ge=	herz	ten	das	wir	a=
ren	wor=	re	dir	sinn	schatz	nie=	freund
ße	ei=	hö=	des	den	gab	ne	ihn
tes	und	schlie=	den	chen	in	re	hie=
nen	köst=	chen	del=	treu=	der	oft	fin=
trau=	e=	ge=	li=	wir	stem	en	wah=

Auflösung des Rösselsprungs Seite 428:

Räthsel.

Mir ist Wasser ein Bedürfniß,
Doch wenn ich's hab', trink' ich Wein.
Es ist dieß zwar ein Zerwürfniß
Mit der Logik, und ein Stein
Des Anstoßes für Nüchterne;
Doch diesen gesteh' ich gerne,
Daß ich mich auch mit Wasser labe,
Und zwar grad' dann, wenn ich kein's habe.

Räthsel.

Von **J. Ehlers.**

Eins ist ein Kaiser im Frankenreich,
Eins einer Null der Römer gleich,
Eins eine schweizer Bärenhöhle,
Das Ganze ein Wort aus des Ersten Seele.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№. 38.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

Historische Novelle von

Ferdinand Pflug.

(Fortsetzung.)

IV.

In übelster Laune hatte Kapitän Aminadab Wiggs, aus den Gemächern des Generals in das Vorzimmer zurückkehrend, seinen Mantel von dem Kleiderständer herabgenommen und war mit Hülfe Bumpo's in den Aermel desselben gefahren.

Der Neger mochte ihn wahrscheinlich schon erwartet haben. So finster der Kapitän blickte, so listig und vergnügt leuchteten die Augen des schwarzen Burschen. Gelegentlich blieb von den Letzteren über das ihn kitzelnde geheime Entzücken kaum mehr als das Weiße zu erkennen. Sein Streben ging offenbar dahin, den Offizier zu einer Frage zu veranlassen, leider befand sich derselbe jedoch augenblicklich in einer viel zu geärgerten Stimmung, als daß er auf die Aufforderungen hierzu hätte achten sollen.

„Es war das ein verdammt böser Tag, meine ich," murmelte der Kapitän zwischen den Zähnen, „wo ich meine bequeme Farmerjacke mit diesem nichtswürdigen blauen Rock vertauscht habe. Ist ein mächtig schlecht Stück Arbeit, Tag und Nacht auf dem Gaule zu liegen. Ha, ist es nicht? Ich wollte, daß der General auch einem ganz Andern als mir den Auftrag ertheilt hätte, da in Dunkelheit und Regen die fünf oder sechs Meilen zu General Slocum hinüber zu reiten, und noch dazu kurz vor dem Abendessen. Wenn's nicht gewesen wäre, das Land hier unten mal kennen zu lernen und etwa bei der Konfiszirung der Güter der Rebellen gleich die Vorhand zu besitzen, kein Teufel sollte mich dazu gebracht haben, für so lange der Krieg dauert auf meine Freiheit zu verzichten. Und der Krieg kann noch lange dauern, meine ich. Dieser deutsche Kapitän Hohenau, oder wie er heißt, möchte am Ende ganz recht gehabt haben. Bei der da innen herrschenden Verwirrung hat es mir selber so scheinen wollen, als ob unser Obergeneral und die Herren seines Stabes alle miteinander nicht mehr



Ferdinand Freiligrath. Nach einer Photographie, von E. Hartmann. (S. 450.)

ein noch aus wüßten. Ich hörte so etwas von neu eingetroffenen schlimmen Nachrichten. Auch beweist ja der mir an General Slocum ertheilte Befehl, daß wir, ohne erst den General Kilpatrick abzuwarten, noch diese Nacht den Ogeechee überschreiten, zur Genüge, wie schlimm es um unsere Sache stehen muß. Hm! Verdammt und neunmal verdammt, wenn dieses höllenmäßige Gesindel des Südens über uns kommen sollte."

„Massa Kaptain wieder reiten wollen?" vermochte der Neger seine Ungeduld nicht länger zu zügeln.

Als Antwort hatte der Kapitän dem unberufenen Frager nur einen bösen Seitenblick zugeworfen. Erstaunt über das freudige Grinsen in dem Gesicht des Burschen, drehte er sich jedoch vollends zu demselben und starrte ihn an.

„Nun, was ist's?" brummte der Offizier.

„Arm schwarz Mann, arm Nigger wissen, was Massa Kaptain nicht wissen. Massa Kaptain lieber nicht reiten sollten."

„Gott verdamme mich!" fluchte der Kapitän, „ich glaube gar, der schwarze Racker untersteht sich, mir in die Zähne zu lachen."

„Massa Kaptain lieber nicht reiten sollte," verharrte der Neger bei seiner schon geäußerten Meinung.

„Aber warum, Du Nigger Du?" fragte der Offizier, durch die Beharrlichkeit des Schwarzen schon aufmerksamer geworden.

„Weil bös Mann, viel bös weiß Mann da unten im Busch stecken."

„Soldaten?" forschte der Kapitän.

Der Neger nickte nur mit dem Kopfe. Sein Mund sperrte dazu über die Luft, womit ihn das unverholene Erstaunen des Hauptmanns erfüllte, von einem Ohr bis zum andern; von seinen Augen war wieder nur das Weiße zu erblicken.

„Fremde Soldaten?"

Der Neger nickte abermals nur. Das Hinhalten des Kapitäns schien ihm augenscheinlich ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten.

„Unsinn!" murrte dieser. „Wer weiß, was Du schwarzer Satan gesehen haben magst. Wo sollen fremde Soldaten hierherkommen?"

Das von dem Kapitän angewendete Mittel, durch den scheinbaren Zweifel an dessen Aussage den Schwarzen zum Sprechen zu bringen, wirkte sofort. „Ho! Bumpo ganz gut gesehen haben," eiferte derselbe, „Bumpo Alles sehen. Sind die Mann da unten aus dem Fort. Hier da gleich unten im Gebüsch liegen eins, zwei. Bös Sergeant Gallego ist der Eine. Bumpo ihn gleich erkannt haben und Bumpo ihn kennen ganz genau, weil er vör old Jim Neil als Aufseher auf der Plantage gewesen ist. Bös Mann das, viel Peitsche, arm Nigger, arm schwarz Mann!"

Der Kapitän begnügte sich in dem Verharren bei seinem von so gutem Erfolg gekrönten Verfahren, ungläubig die Achseln zu zucken.

„Massa Kaptain nicht glauben?" fragte der Neger; „Massa Kaptain selber sehen wollen? Ho! nichts leichter als das! Die Beiden, bös Gallego mit dem Andern, liegen unter der Kaktushecke gleich beim Eingang zum Park, und der Graben von demselben läuft hart dahinter. Ich haben vorhin nach der Plantage gehen wollen, da ich hören ein Geräusch. Ich laufen fort bis weit in's Feld, und dann bin ich im Graben bis ganz nahe an sie herangeschlichen. Und da hinten unter der großen Fenn liegen noch mehr, viel mehr. Arm schwarz Mann auf der Plantage sie wohl gesehen haben. Arm Nigger sind alle vor die weiß Mann, die gekommen sind sie frei zu machen."

„So behauptest Du, daß es möglich sein würde, die Beiden ungesehen von den Uebrigen aufzuheben?" richtete mit einem nachlässigen Augenaufschlag der Kapitän die anscheinend gleichgültige Frage an den Schwarzen.

„Ho!" lachte derselbe, „Bumpo nur zu pfeifen brauchen und zwanzig Nigger sich auf die Beiden stürzen. Bumpo nichts halb thun. Old bös Gallego sich nur rühren soll und er fühlt die Faust von arm schwarz Mann an seiner Kehle. All' Nigger aus der Plantage sind aus und auf seiner Fährte."

„Und das sagst Du verdammter Holzkopf mir jetzt erst und läßt mich hier meine kostbare Zeit verlieren!" fuhr der Offizier ihn an. „Esel Du! Du verdienst, daß ich drei Peitschen gleich auf Deinem Rücken zerhiebe. Augenblicklich kommst Du, und das sage ich Dir, Du schwarzer Satan, Riemen will ich aus Deiner Haut schneiden, wofern Du mich belogen haben solltest."

Wenige Minuten nach der Entfernung der Beiden waren ein hoch und schlank gewachsener Offizier in hohen, bis zum Knie reichenden, kothbespritzten Stiefeln und vom Regen durchweichtem Ueberrock, und der Kapitän von Hohenau in das Zimmer getreten. Der Erstere, ein Mann von echt militärischem Aussehen zu Ausgang der Dreißiger etwa, hatte mit dem Eintreten die sich abgestreiften Handschuhe und seine Kopfbedeckung achtlos auf einen der vor dem Kamin stehenden Sessel geworfen und blickte, halb dem Feuer zugekehrt, nachdenklich vor sich zur Erde. Der Kapitän stand in streng dienstlicher Haltung vor demselben.

„Ja, Kapitän," richtete Jener nach einem längeren Nachdenken den Blick voll auf diesen, „die von Ihnen getroffenen Maßregeln sind ganz zweckmäßig, allein sonst läßt sich schwerlich in der Sache noch etwas thun. Das Einzige bliebe vielleicht, daß Sie das Mädchen nochmals aufzufinden und zum Sprechen zu bringen versuchten; allein nach Ihrem mir abgestatteten Bericht fürchte ich, daß Sie auch bei Der ein wenig zu rasch verfahren sind und deßhalb schwerlich noch etwas erfahren werden."

„Excellenz wollen verzeihen," versuchte der junge Mann sein Verfahren zu rechtfertigen, „unter den gegebenen Umständen glaubte ich auf die bestimmte Anschuldigung des Verraths hier gleich mit rascher Hand durchgreifen zu müssen."

„Hohenau," lächelte der Andere, „wann werden Sie sich doch gewöhnen, Ihre Anrede dem freien Boden dieses glorreichen Landes anzupassen? Ich bin der General Osterhausen, nichts weiter. Im Uebrigen," fügte er ernster hinzu, „Sie haben gehandelt, wie drüben in unserem gemeinsamen Vaterlande jeder tüchtige und umsichtige Offizier in ähnlichen Lagen handeln würde, jedoch die Verhältnisse liegen hier eben ganz anders. Schließlich läuft die Mittheilung des Mädchens am Ende auch nur auf einen Eifersuchtsanfall gegen ihre Gebieterin hinaus. Sie wissen ja zunächst gar nicht einmal, ob denn der Major, von dem sie Ihnen gesprochen hat, auch wirklich ein fremder Offizier ist. Die Besitzerin von Graycourt ist Wittwe und eben so schön als reich, drei Dinge, welche sicher geeignet sind, mehr als einen der Herren unseres Stabes zu veranlassen, ihr seine Huldigungen darzubringen. Endlich aber hat es selbst für den Fall, daß hier ein Verrath obwalten sollte, nicht mehr die geringste Gefahr. Nach der Bestimmung des Obergenerals brechen wir noch in dieser Nacht auf, und binnen höchstens einer Stunde wird sich beinahe meine ganze Division in der Nähe dieses Landsitzes vereinigt befinden. Die von Ihnen angeordnete Ueberwachung des Hauses mag bis zu unserem Abmarsch aufrecht erhalten werden, weiter läßt sich vorläufig keinesfalls etwas thun. — Hm!" unterbrach er sich, „da ruft die Glocke zur Tafel, und der lange Ritt in Wind und Wetter hat mir den Appetit geschärft. Beeilen Sie sich, Hohenau, daß Sie bald nachkommen. Diese Nacht wird es Arbeit genug geben, um ..."

Frohlockendes Lachen und der Jubel vieler Stimmen ließen den General erstaunt mitten in dem angefangenen Satze abbrechen. „Hierher mit den beiden Schelmen!" hörte man Kapitän Wiggs rufen; „nur hier hinein mit ihnen! Und wollt ihr die Mäuler halten, ihr verdammten Nigger ihr, oder soll ich über euch kommen?"

Durch die weitaufgerissene Thür wurden unter Leitung des Kapitäns im gleichen Augenblick von zwanzig und mehr Negern zwei Gefangene eher in das Zimmer getragen als geschoben. Der Eine derselben, ein wettergebräuntes, finsteres Gesicht mit starkem schwarzem Bart, trug die Blouse der georgischen Miliz und auf seinen Schulterstücken die Abzeichen des Sergeanten; der Andere, ein noch blutjunges Bürschchen von unzweifelhaft farbiger Abkunft, war in eine Art Phantasieuniform gekleidet, welche ebensowohl den Schluß auf den Soldaten wie auf den Diener zuließ. Beiden waren die Arme mit Stricken auf den Rücken zusammengeschnürt, und über das ihm als Knebel in den Mund gezwängte Tuch drohten dem Aelteren überdieß die Augen aus den Höhlen zu treten. Die Behandlung des Mannes mochte überhaupt nicht die sanfteste gewesen sein. Das Blut rann ihm aus einer unter dem dichten Haupthaar verborgenen Kopfwunde über das Gesicht und die Klei-

der hingen größtentheils in Fetzen um seinen Körper. Eine fast wahnsinnige Wuth und ein verbissener Trotz lagen in seinen Zügen ausgesprochen, während dem Jüngeren vor Angst die Zähne zusammenschlugen.

„Das ist old bös Gallego!" schrie Bumpo, dem älteren Gefangenen die Faust unter die Nase streckend. „Ho! Du noch arm Neger schlagen wollen? Jetzt Nigger über Dich lachen, Hahaha! Jetzt Du selber die Peitsche fühlen."

Die von ihrem Wortführer an den gehaßten früheren Sklavenaufseher gerichtete Verhöhnung reizte auch die übrigen Neger, demselben nachzueifern. Der ganze Haufe umringte im tollen Jubel die beiden Gefangenen; es war ein Lärm, um sein eigenes Wort kaum verstehen zu können.

„Was sind das für Gefangene?" hatte der General die verwunderte Frage an den Kapitän gerichtet. „Zurück das Gesindel!" donnerte er auf die Neger ein. „Warum sind die Leute gebunden worden, Kapitän? Nehme doch Einer dem Mann da den Knebel aus dem Munde!"

„Kalkulire, Herr," versetzte der Gefragte, „das sind meine Gefangene, und es ist mit der verrätherischen Brut noch viel zu gut verfahren worden. Sie würden, wenn ihnen ihr mordmäßiges Stückchen geglückt wäre, mit uns sicher noch ganz anders umgesprungen sein."

„Gnade, Herr!" hatte sich der durch das Dazwischentreten des Generals auf einen Augenblick von seinen Peinigern befreite junge Gefangene demselben zu Füßen geworfen. „Gnade! ich bin ja gar kein Soldat und habe nur meinen Herrn geleiten müssen."

„Willst Du schweigen, Hund von einem Mulatten!" brüllte der durch Hohenau von seinem Knebel befreite zweite Gefangene.

„Ihn nicht hören, Massa Kaptain, Massa General," beeilte sich auch Bumpo wider das Begehren des Bittenden Einsprache zu erheben. „Ich ihn kenne. Er Massa Felton, Massa Major da unten von dem Fort Diener sein. Jetzt schreien, jetzt bitten, doch sonst zum Liebsten selber den Herrn spielen und so — er verzerrte sein schwarzes Gesicht zu einer hochmüthigen Grimasse — auf arm schwarz Mann, arm Nigger herabblicken."

„Felton!" Der Kapitän von Hohenau hatte den Knieenden vom Boden aufgerissen. „Bursche, gestehe, oder Du hängst in den nächsten fünf Minuten," bedrohte er den tödtlich Erschreckten. „Der Major befindet sich hier im Hause, er ist es, der vor einer Viertelstunde bei der Herrin desselben eingetreten ist."

„Ja!" zeterte der Geängstete; „Gnade, Herr, Gnade! Ich will ja Alles bekennen."

„Laßt los!" raste der zweite Gefangene, die vier oder fünf ihn haltenden Neger durch eine riesenhafte Kraftanstrengung zu seinem Gefährten mit sich fortreißend. „Schurke, verrätherischer Schurke, die Zunge reiße ich Dir aus Deinem verdammten Schlund, Hund von einer Hündin!" Unfähig, seine Hände aus den dieselben fesselnden Banden zu lösen und bereits von den ihn wieder gepackt haltenden Negern halb bewältigt, spie er nach dem vor Schrecken Verstummten.

„Ihr Schelme, Diebe, ihr schuftige Abolitionisten!" kehrte seine Wuth sich gegen die Unionsoffiziere; „schämt ihr euch nicht, im Bunde mit Niggern und Mulatten wider Männer zu kämpfen? Doch ihr seid selber nichts Besseres als Nigger ..."

Die Faust des Kapitän Wiggs preßte ihm die Kehle zusammen. „Hierher!" herrschte er den Negern zu, „stopft mir diesem Schreihals sein großes Maul! Na, General, da sehen Sie selbst, daß bei dieser Höllenbrut von Sezessionisten eine gute Schlinge, ihnen gleich um den Hals zusammengezogen, unbedingt das beste Verfahren ist. Sind schlimmer als wilde Bestien, Herr! He, sind sie nicht? Der Teufel, wenn ich diesem Schurken vorhin bei seiner Gefangennahme auch nur einen Augenblick Athem gegönnt hätte, er würde mir durch sein Geschrei die ganze da unten hinter dem großen Fenn lauernde Bande auf den Hals gehetzt haben."

„Der Major Felton, der Kommandant des Forts Mac Allister in diesem Hause? — Wie denn, sprechen Sie doch, Kapitän," fiel der General aus einem Erstaunen in's andere; „so haben Sie die beiden Gefangenen nicht zufällig aufgegriffen, sondern es ist ein wirklicher Hinterhalt, ein Komplott, um das es sich hier handelt?"

„Kalkulire, daß ich das längst wissen würde, wenn der Herr mich hätten mit den beiden Schelmen ein ordentliches Verhör anstellen lassen. Aber das ist ein Fakt, daß da unten am Ufer des Ogeechee noch Fünf- bis Sechshundert von den mörderischen Halunken versteckt liegen."

Einige rasche, durch furchtbare Drohungen unterstützte Fragen des Kapitäns von Hohenau hatten von dem jüngeren Gefangenen ein vollständiges Geständniß erpreßt. Er und der Sergeant Gallego waren von dem Major Felton auf seinem Wege zu der Herrin von Graycourt mitgenommen und am Eingange des Parks zurückgelassen worden, um zwischen demselben und seiner im Versteck liegenden Abtheilung erforderlichen Falls deren Benachrichtigung zu übernehmen. Alle näheren Umstände des Ueberfalls, so weit der Diener nur eine Kenntniß davon besaß, und namentlich die Ortsangabe des Verstecks der Mannschaft nicht nur, sondern auch der Kähne, wie nicht minder die ungefähre Stärke des von dem Major geführten Detaschements und der noch im Fort Mac Allister zurückgebliebenen Besatzung, ja sogar das Losungswort des Feindes befanden sich im Besitz der nordstaatlichen Offiziere.

Der zweite Ruf der Tischglocke war von den Herren über dem Interesse an dem angestellten Verhör ganz unbeachtet geblieben.

„Das Haus muß sofort nach dem Major durchsucht werden!" beanspruchte der Kapitän von Hohenau. „Hier bleibt kein Augenblick zu verlieren."

„Halt, Hohenau, keine Unbesonnenheit!" wehrte der General dem Drängen des ungestümen jungen Mannes. „Hier handelt es sich um mehr als die Aufhebung des feindlichen Majors und seines Detaschements. Die Rettung unserer Armee aus ihrer gegenwärtigen bedrängten Lage, die ganze Entscheidung des Krieges vielleicht ist durch diesen glücklichen Zufall uns anheimgegeben. Mit dem Fall des Forts Mac Allister fällt Savannah, und nach dem Verlust dieser Stadt und unserem Festsetzen an der Südküste darf die Sache des Südens unbedingt als verloren erachtet werden. Vor Allem gilt es, das Fort in unsere Hand zu bringen." — Er überlegte.

„Teufel!" brummte Kapitän Wiggs, „das ist ein Fakt, ho! Ich sagte es ja immer, die Union wird siegen, die Rebellion muß niedergeschlagen werden."

Ein Offizier war mit einer Meldung in das Zimmer getreten.

„Ha!" rief ihm der General entgegen, und ein Blitz des Triumphes leuchtete aus seinen Augen. „Lieutenant Olmstead, Ihr Erscheinen gerade in diesem Augenblick soll mir als ein weiteres Pfand für das Gelingen des von mir gefaßten Plans gelten. Sie bringen mir die Meldung von dem Eintreffen der ersten Brigade meiner Division?"

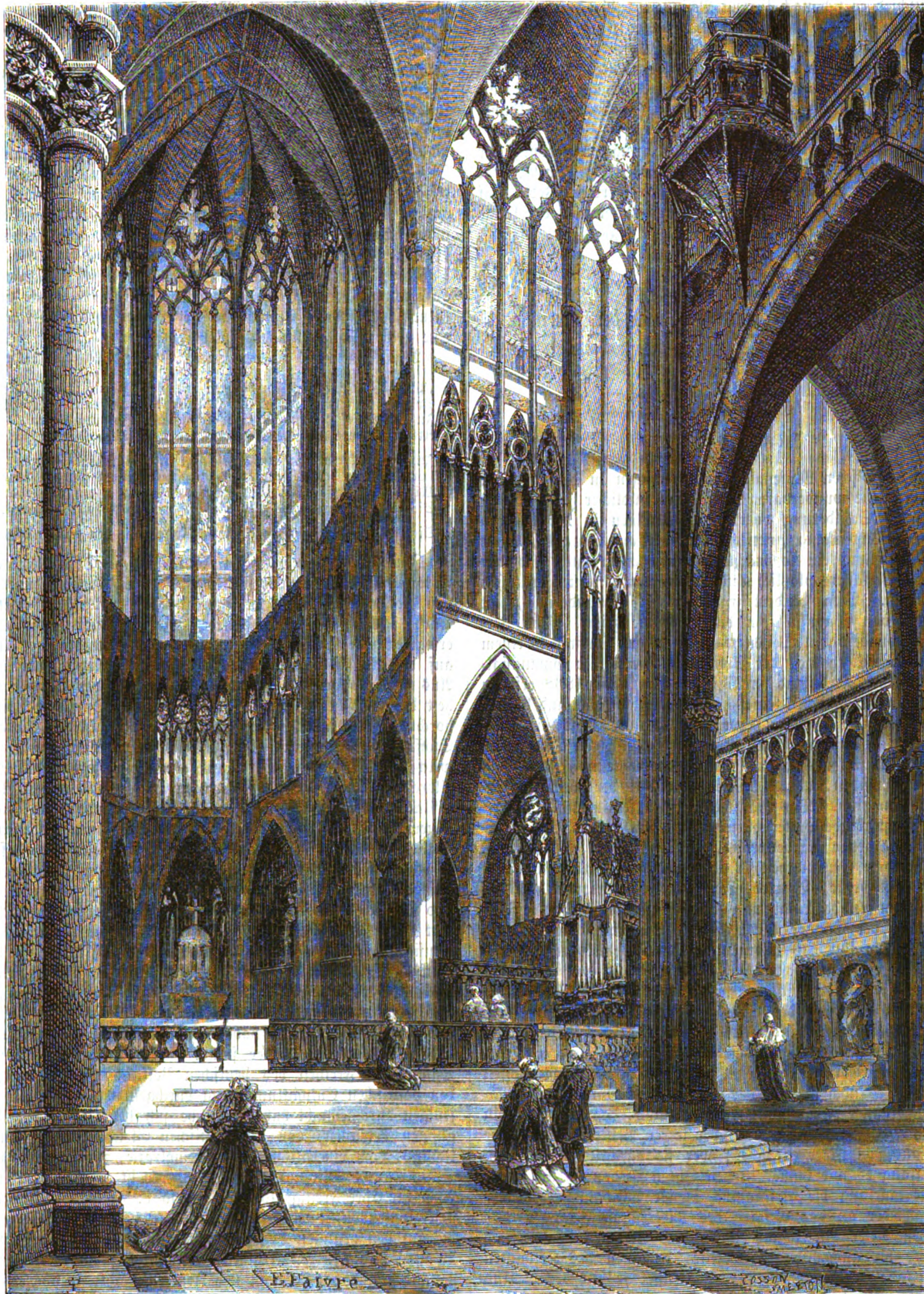
„Wohlan denn, Kapitän," kehrte er sich auf die Bejahung seiner Frage zu dem Hauptmann von Hohenau, „das zehnte Illinois-Regiment bleibt hier zu Ihrer unmittelbaren Verfügung. Zwei Kompagnieen desselben verstärken die von Ihnen schon um das Landhaus aufgestellte Postenkette, vier Kompagnieen werden bis zu dem Paß von Ebenezer vorgeschoben, um einen etwa von dort statthabenden feindlichen Versuch zu vereiteln und abzuweisen, und die vier letzten Kompagnieen endlich verbleiben auf dem freien Felde hinter dem Vorhof vorläufig noch im Rückhalt. Jedermann wird ein-, Niemand herausgelassen. Um jede unnütze Alarmirung zu vermeiden und den Feind sicher zu machen, findet jedoch eine Durchsuchung der inneren Räume des Hauses erst statt, wenn Alles entschieden ist."

„Kapitän Wiggs," wandte er sich zu diesem, „Ihnen bleibt die Aufhebung der feindlichen Abtheilung und die Wegnahme der Kähne derselben vorbehalten. Das einunddreißigste Illinois-Regiment befindet sich dazu an Ihre Befehle gewiesen. Vorläufig genügt es indeß, den Feind in der Stille zu umstellen, und die Ausführung Ihrer eigentlichen Aufgabe erfolgt erst mit dem Eintreffen meiner zweiten Brigade. Ich selber breche mit dem vierten und zwölften Regiment sofort auf, um vor Fort Mac Allister mein Leben zu lassen oder, bevor noch zwei Stunden vergehen, das Sternenbanner auf dessen Wälle zu pflanzen. Kapitän, Sie hatten recht, die Sache der Freiheit kann nicht sinken; der junge Aar dieses Landes wird der Schlange der Rebellion den Kopf zertreten!"

Die Tischglocke läutete zum dritten Male und deren Schall schien dem General eine Pflicht in Erinnerung zu rufen. Unschlüssig



Das deutsche Thor zu Metz. (S. 451.)



Inneres der Kathedrale zu Metz. (S. 451.)

blickte er einen Moment auf die zu den Gemächern des Generals Sherman führende Thür und wieder vor sich zur Erde.

„Es ist unmöglich, den Obergeneral jetzt noch zu benachrichtigen," entschied er sich nach kurzem Besinnen; „die Tafel hat bereits begonnen und die Dame vom Hause wird jedenfalls schon in den Speisesaal eingetreten sein. Wer steht mir überdieß dafür, daß der General bei der Wichtigkeit der hier ausstehenden Interessen sich vollkommen zu beherrschen vermöchte, und auch der Schatten eines der schlauen Intrigantin erweckten Verdachts könnte möglicher Weise noch Alles verderben."

„Kapitän Wiggs," fügte er laut hinzu, „nach Aufhebung der feindlichen Abtheilung, aber nicht früher, werden Sie dem General Sherman Bericht abstatten. Und nun, Ihr Herren, Jeder auf seinen Posten. So Gott will, soll in dieser Nacht noch der lange Krieg seine Entscheidung finden!" (Fortsetzung folgt.)

Der Sänger des Morgenlandes und der Freiheit.

Ferdinand Freiligrath.

Von

Gustav Rasch.

(Bild S. 445.)

Im Chamisso'schen Musenalmanach erklangen in den dreißiger Jahren zuerst jene wunderbaren Weisen voll südlicher Farbenpracht und glühender Schilderung vom „Wetterleuchten in der Pfingstnacht", vom „Wüstenkönig", von der „Stimme am Senegal", welche in ganz Deutschland ein so mächtiges Aufsehen erregten und den Namen ihres Verfassers plötzlich unter die Namen der ersten deutschen Dichter stellten. Beta schildert irgendwo die Bewunderung, mit der Adelbert von Chamisso ihm diese Gedichte zeigte. Der Verfasser dieser wunderbaren Weisen war ein junger Commis in einem amsterdamer Bankierhause, der Sohn eines detmolder Gymnasiallehrers, und hieß Ferdinand Freiligrath. Im Jahr 1838 erschien bei Cotta das erste Bändchen seiner gesammelten Gedichte und brachte eine außerordentliche Wirkung hervor. Durch die Epidemie einer süßlichen, verschwommenen Lyrik und einer einfältigen Deutschthümelei, sagt ein nun auch bereits verstorbener Freund, fegte das Buch unseres wilden, starken Westphalen mit der weichen Dichterseele reinigend hin. Das Rauschen dieser „sentimentalen Eiche" war wie eine stärkende Lufterschütterung; seine Keckheit und Kühnheit, seine glänzende Farbenpracht, seine glühende Schilderung, seine merkwürdige Gewandtheit in der Sprache riß hin, und man fand auch das Grelle, Bizarre, sprachlich Ueberladene, das unpoetische Reimen fremder Lokal- und Provinzialworte „genial". Freiligrath wurde der Sänger der Wüste, der Steppe, des Orients, ein Sänger, wie ihn das Morgenland nie gesehen und in den Reihen seiner eigenen Dichter nie hervorgebracht hat. Um die Farbenpracht, die Schönheit, die wunderbar treffende Schilderung der Lieder des Sängers des Morgenlandes ganz zu empfinden, muß man sie im Morgenlande selbst lesen. Die zehn Zeilen, „das Fragment", in denen Freiligrath die Steppe schildert, sind ein Bild, so originell, so großartig, so die Wahrheit in ihrer Fürchterlichkeit zeichnend, wie es noch nie auf der Leinwand der Pinsel eines Malers vermocht hat. Jedes Wort ein Farbenton, das Ganze ist ein in Grau und Gelb gemaltes Bild „der leeren Bettlerfaust". „Sie dehnt sich aus von Meer zu Meer; wer sie durchritten hat, dem graust", klang es mir immer in den Ohren, wenn ich auf flüchtigem Rosse tagelang die afrikanische Steppe durchjagte, um aus der Wüste wieder an das Gestade des Meeres zu gelangen und die „Furchen dieser Riesenhand" sah; „die Ströme, die sie jach durchrinnen, die ausgefahrenen Geleise, darinnen des Kolonisten Rad sich wand; die Spur, in der die Büffel traben —". Und welche Wüstenbilder! Die ganze Farbenpracht des Orients schaut uns aus den Gedichten „die seidene Schnur", „der Scheik am Sinai", „Gesicht des Reisenden" an. Was Hildebrand mit seinem farbenglühenden Pinsel in seinen letzten Bildern auf der Leinwand wiedergegeben hat, tritt uns in dieser meisterhaften Schilderung entgegen. Wer hat, wenn er zuerst und plötzlich, wie ich, im Felsenthore von El Kantara die große Wüste erblickte, nicht an Freiligrath's Verse gedacht: „Die Lagerplätze grüßen Dich, des Volks, dem ich entsprossen bin; in ihrer brand'gen Wittwentracht tritt die Sahara vor Dich hin!" Die „brand'ge Wittwentracht" ist das eigentliche, das ihren Charakter am Besten bezeichnende Gewand der Sahara; zwei Worte umfassen ein Gemälde von treffendster Wahrheit. Und wer hat nicht, wenn er Abends nach tagelangem, anstrengendem Ritte durch den fliegenden Sand im Palmenwalde unter dem braunen Araberzelte ein Obdach fand, die wunderbare Schönheit des Liedes empfunden: „Fremdling, laß Deine Stute grasen" —? Als das prächtigste, farbenreichste unter diesen Wüstenliedern, wo uns die afrikanische Thierwelt in ihrer ganzen bunten Pracht und schönen Gestaltung entgegentritt, ist mir immer der „Löwenritt" erschienen. Gazellen und Giraffen, „der Wüsten König", die Hyäne, „die Entweiherin der Grüfte", der Panther, „der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte", fliegen an uns vorüber, „krächzend schwirrt der Geier durch die Lüfte"; „eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer, wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her".

Wer kennt nicht die berühmten Verse:

„Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch' ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne,
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf, und flieht gepeinigt;
Sieh'! wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh'! die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen — —"

Im Anfange der vierziger Jahre ging in Deutschland eine neue Strömung durch die Poesie, welche durch Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben und Herwegh auf das politische Gebiet geleitet wurde. Auch Freiligrath wurde, wie bei seiner Individualität zu erwarten war, von dieser Strömung erfaßt, und betrat ein Gebiet, auf das ihn seine innerste Ueberzeugung längst gedrängt hatte. Aus dem Sänger des Morgenlandes wurde der Sänger der Freiheit des deutschen Volkes. „Sei wach den Stimmen Deiner Zeit, horch auf in Deines Volkes Grenze", singt er in dem Liede „Meine Stoffe". Er lehnte im Jahre 1844 die preußische Pension ab, welche er ein Jahr früher ganz ohne sein Zuthun auf Anregung Alexander von Humboldt's erhalten hatte, und veröffentlichte sein „Glaubensbekenntniß". Wenn politische Feinde dem Dichter aus seinem Auftreten in dieser Zeit heute noch einen Vorwurf machen wollen, so kann ich darüber nur sagen: Dieser Vorwurf ist eben so dumm wie schlecht. Wolfgang Müller von Königswinter, ein Mann, der Freiligrath's innerstes Wesen immer genau gekannt und zugleich seinen späteren politischen Ueberzeugungen nicht gehuldigt hat, sagt darüber: „Als Freiligrath im Jahre 1844 seine Pension ablehnte und sein Glaubensbekenntniß erscheinen ließ, hat man diese jähe Umkehr dem Einflusse Hoffmann's von Fallersleben und anderer Leute zugeschrieben. Ich bin aber überzeugt, daß sie aus seiner tiefsten Seele entsprang. Nicht fremde Einflüsse, seine eigenen Ueberzeugungen haben ihn auf die Seite gedrängt, auf welcher er innerlich immer stand." So sage auch ich von dem Sänger der Freiheit des deutschen Volkes: Er hat ganz einfach den politischen Entwicklungsgang durchgemacht, den fast alle Diejenigen durchgemacht haben, welche sich heute zu seinen Ueberzeugungen bekennen, von der politischen Gleichgültigkeit zum Liberalismus, vom Liberalismus zur Demokratie, zur Republik und zum Sozialismus. Mir und tausend Anderen ist es gerade so ergangen. Aber zur Ehre Freiligrath's sei es gesagt: Freiligrath ist den äußersten Konsequenzen seiner fortschreitenden politischen Ueberzeugungen bis auf den heutigen Tag immer treu geblieben; er hat dafür ohne Wanken und Murren Armuth, Verbannung und Gefängniß ausgestanden und hat es nicht wie Jene gemacht, welche aus egoistischen und schwächlichen Motiven auf ihrer politischen Bahn wieder rückwärts schritten und „den Mantel nach dem Winde drehten".

Mit dem Moment, wo Freiligrath als Dichter das politische Gebiet betrat, begannen für ihn die politischen Verfolgungen. Sein „Glaubensbekenntniß" zwang ihn, die Heimat zu verlassen, um

als Flüchtling auf fremder Erde Schutz zu suchen. Aber mit den Verfolgungen wuchs die Kraft seines dichterischen Genius; seine Gedichte gingen von nun an Hand in Hand mit seiner fortschreitenden inneren politischen Entwicklung. In seinem „Requiescat“ finden sich bereits die Anklänge des Sozialismus, als dessen Streiter Freiligrath später in der Neuen Rheinischen Zeitung aufgetreten ist. Da das, was er als Dichter erwarb, für den Lebensunterhalt seiner Familie nicht reichte, betrat er wieder die im Jahre 1839 verlassene kaufmännische Laufbahn. Er begab sich nach London und fand einen Platz auf dem Comptoir eines großen dortigen Handlungshauses. Im Anblicke des sozialen Elends der Riesenstadt an der Themse entstanden die meisterhaften Gedichte, welche die Noth und das Leid der Armen und der Elenden schildern; das Lied vom Hemde, Irland, die Seufzerbrücke und so manche andere. Die französische Februarrevolution fand den Dichter auf der Entwicklungsstufe vor, auf der er heute noch steht, hoffnungsvoll und unverdrossen trotz aller Niederlagen, welche er zugleich mit der Sache des Volkes während der letzten achtzehn Jahre erlitten hat. Mit dem Liede: „Im Hochland fiel der erste Schuß“, begrüßte er die Revolution, welche den Thron des „Bürgerkönigs“ stürzte; mit dem Gedichte „Schwarz-Roth-Gold“ die deutsche Fahne. Er kehrte nach Deutschland zurück, schlug seinen Wohnsitz in Düsseldorf auf und wurde der Führer der dortigen demokratischen Partei sowie Mitredakteur der Neuen Rheinischen Zeitung. Aus dieser Zeit stammen seine bedeutendsten politischen Gedichte, Freiheitslieder voll Feuer, Energie und begeisternder Kraft. Wer ist nicht tief ergriffen, wenn er das wunderbare Lied „vom Tode“ liest:

„Auf den Hügeln steht er im Morgenroth,
Das gezückte Schwert in der sehn'gen Hand!
Wer ich bin? Ich bin der Befreier Tod!
Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!“

Freiligrath hatte, als Opfer seiner politischen Ueberzeugungen, bereits das Brod des Exils gegessen; er sollte nun auch das Märtyrerthum des Gefängnisses bestehen. Wegen seines berühmten Liedes „die Todten an die Lebenden“ wurde er in's Gefängniß gebracht und vor die Assisen gestellt. Aber die Geschwornen sprachen ihn frei, und Freiligrath ging von Neuem nach England in's Exil, weil ihm neue politische Verfolgungen und neues Gefängniß drohten. Eines seiner letzten Lieder in der deutschen Heimat war das Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung: „Kein offener Hieb in offener Schlacht“ —

Vor drei Jahren sah ich „den Dichter des Morgenlandes und der Freiheit“ in London wieder, den ich im Jahre 1850 nur einmal flüchtig in Köln gesehen hatte. Die vierzehn Jahre hatten sein Aeußeres wenig verändert. Dasselbe „löwenmähnige“ Haar, dieselbe kräftige, etwas untersetzte Gestalt, dasselbe große, feurige Auge, das volle, runde Gesicht von einem dunkeln Barte umrahmt, während die Oberlippe ein starker, dunkler Schnurrbart bedeckte. Er empfing mich in seiner herzlichen Weise, und nach einer halben Stunde war mir, als hätten wir uns jahrelang gekannt. Uns verband ja längst, was die Menschen am Innigsten verbindet, was das Herz am Meisten zum Herzen zieht, mehr als lange Lebensgewohnheit und mehr als Blutsverwandtschaft, die Idee und der Kampf für die Idee. Manchen Abend brachte ich in seinem gastlichen Hause in Hackney im Kreise seiner Familie zu. Seine Gattin, Ida Melos aus Weimar, als Kind Goethe's Liebling, war noch immer eine schöne, stattliche Frau mit reichem, blondem Haar und zarten, intelligenten Zügen, zwei prächtige Knaben und zwei Mädchen, damals im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren, liebliche Mädchengesichter mit dunklen Augen und dem zarten Kolorit der Mutter, sinnig und intelligent. Und wenn mich mein Weg durch die City führte, konnte ich es nie unterlassen, in den „royal buildings“, einem Geschäftslokal der schweizerischen Filialbank, der Freiligrath damals als Geschäftsführer vorstand, auf eine halbe Stunde vorzusprechen. „Warum dichten Sie nicht mehr, Freiligrath?“ fragte ich dort eines Tages den Dichter des „Wüstenkönigs“. Die „royal buildings“ befinden sich in der Mitte der Börsengebäude, im geräuschvollsten Theile der londoner Geschäftsgegend. Der Donner der vielen Tausende von Wagen und Fruchtkarren, welche in nicht endenden Zügen aus allen Theilen Londons vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend über den Platz rollen, schallte wie das Brausen sich überstürzender Meereswogen zu uns hinauf. „Hören Sie dieß Geräusch, athmen Sie diesen erstickenden Dunst, schauen Sie das ruhelose Treiben dort unten,“ antwortete Freiligrath, indem er mich an's Fenster führte, „und dann fragen Sie mich, weßhalb ich nicht mehr dichte? Bis zum Abend hält mich alle Tage diese Atmosphäre fest, und seit Jahren habe ich mich nur Sonntags von derselben losmachen können. Aber am Montag Morgen muß ich wieder da sein.“ Und als ich mich mit einem Gefühl der Wehmuth bei meiner Abreise nach dem Kontinent von dem mir in kurzer Zeit so lieb gewordenen Freunde trennte, mußte ich unwillkürlich der herzlichen Worte Wolfgang Müller's gedenken, weil sie der Ausdruck meiner eigenen Gedanken waren: „Selten habe ich einen empfänglicheren und begeisterungsfähigeren Menschen kennen gelernt, als Freiligrath, selten einen, dem das Ergriffensein der Seele bei allem Edlen, Schönen und Tiefen so leicht und so schön in die ganze äußere Erscheinung drang. Er war voll der lebendigsten Theilnahme für Alles, was im Bereich seiner Kunst lag; er zeigte sich als der neidloseste Bewunderer der Arbeiten seiner Freunde, was gerade nicht Jedermanns Sache ist. Und als er seine Familie begründet hatte, da gab es keinen besseren Gatten und keinen besorgteren Vater. Ich habe hundert Einblicke in sein Haus gethan, die mich rühren und erheben mußten.“

Eine deutsche Stadt und ihr Verlust.

Metz.

Von

Dr. C. Schweitzer.

(Bilder S. 448 und 449.)

Auf der Poststraße fährt man durch das alte östliche Thor — la porte des Allemands — in die ehemals deutsche Reichsstadt Metz ein. In der Straße, die wir zuerst betreten — der Rue des Allemands — begrüßen uns rechts und links deutsche Ueberschriften an den Gewerbs- und Kaufläden, und wir werden auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß die Stadt, durch die wir wandern, einst zum deutschen Reiche gehörte und ihr Deutsch trotz zweier Jahrhunderte, die sie jetzt annexirt ist, nicht verlernt hat. Metz starrt zwar von gezogenen Kanonen, welche die Theorie der natürlichen Grenzen jeden Augenblick zu beweisen geneigt sind, aber es thut doch wohl, überall zu bemerken, wie deutscher Geist und deutscher Sinn nicht so leicht auszurotten sind. Straßburg und Metz erinnern uns aber auch wieder am Lebendigsten, wie dehnbar der Begriff der natürlichen Grenzen sei. Kaiser Friedrich III. von Deutschland hatte einmal Karl VII. von Frankreich einige tausend Söldner abgeborgt, mit deren Hülfe er die Schweizer zu Paaren treiben wollte. Das Anlehen sollte ihm theuer zu stehen kommen. Anstatt der erbetenen Fünftausend führte der französische Kronprinz deren Dreißigtausend nach den Rheinlanden, welche daselbst raubten, plünderten, mordeten, während ihr Gebieter erklärte, daß er an der Spitze seiner Mannen keine Feindseligkeiten gegen Deutschland beabsichtige, sondern lediglich die natürlichen Grenzen Frankreichs, nämlich die diesem zu Recht gehörigen Länder bis an den Rhein, Elsaß, Metz, Toul und Verdun wieder erwerben wolle. Damals boten die Bayern den französischen Annexionsgelüsten gegenüber den Landsturm auf und jagten den Fremden zum Lande hinaus. Dieser aber kam wieder und wieder, bis es ihm gelang, Straßburg zu überrumpeln.

Die Champagne bildete im sechzehnten Jahrhundert die französische Grenze gegen Deutschland und Niemand wußte von einer andern. Das Herzogthum Lothringen war das äußerste deutsche Land. Seine Herzoge waren Vasallen der deutschen Krone und Reichsfürsten, und bei der Errichtung der zehn Reichskreise unter König Maximilian I. wurde ihr Herzogthum zum oberrheinischen Kreise gerechnet. Die Hauptstadt war Nanzig (Nancy), und in den Bezirk gehörten auch die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, zusammen das bischöfliche Lothringen genannt, deren Bischöfe, gleichfalls Fürsten des heiligen römischen Reichs, alle vom Kaiser die

Investitur empfingen und unter dem Erzbischof von Trier standen. Die Herzoge von Lothringen hatten so wenig als die Bischöfe eine Souveränetät über die gleichnamigen Städte, sondern erstere nur eine Schutzgerechtigkeit über Toul. Sonst waren es freie deutsche Reichsstädte, die allein die Oberherrschaft des Kaisers und in Rechtssachen die Kompetenz des Reichskammergerichts in Trier anerkannten, gleich ihren zahlreichen Schwesterstädten diesseits und jenseits des Rheins, Straßburg, Kolmar, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt u. s. w. Toul hieß im Lande die heilige, weil die dortigen Bischöfe sich durch ihre Heiligkeit hervorgethan, Verdun die edle; weil dieser Bischofssitz seit undenklicher Zeit fast immer von fürstlichen Personen oder doch sonst angesehenen Prälaten war besessen worden, und Metz die reiche, weil es große Einkünfte besaß. Die deutschen Kaiser lebten immer viel in Metz, besonders Karl IV., der hier einen Reichstag hielt, auf welchem die berühmte goldene Bulle (das Reichsstatut) durch sieben Fürsten zu Ende gebracht und öffentlich bekannt gemacht ward. Ueberhaupt war Metz, schon der Größe nach die bedeutendste Stadt, als Grenzfestung von doppelter Wichtigkeit. Die Bürgerschaft zeigte immer eine gute deutsche Gesinnung und viele Anhänglichkeit an Gebräuche und Sprache des Vaterlandes. Wenn sie unterlag und für dieses verloren ging, so gelang es allein durch die List und Uebermacht des Feindes und die Schwäche und Nachgiebigkeit der Häupter des Reichs. Am 13. März 1552 rückte Heinrich mit 25,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reitern, die unter dem Befehl des Connetable von Montmorency, des Herzogs von Aumale und des G. v. Coligny standen, in Lothringen ein, besetzte die Reichsstädte Toul und Verdun, entzog der Herzogin Christine von Lothringen die Regierung, legte nach Nanzig eine Besatzung von 6000 Mann und ging dann nach Metz, welches inzwischen der Connetable auf verrätherische Weise unter dem Versprechen, bloß einen friedlichen Durchzug halten zu wollen, in Besitz genommen hatte. Der Bischof und einige Magistratspersonen waren im Einverständniß mit den Franzosen. Aber der größere Theil des Magistrats war unbestechlich und dem deutschen Reich ergeben, und dieser sollte nun zunächst unschädlich gemacht werden. Deßhalb legte sich der Connetable plötzlich auf das Krankenbett und rief unter dem Vorwand, sein Testament machen zu wollen, die ihm als feindlich bezeichneten Magistratspersonen als Zeugen zu sich. Kaum aber waren sie versammelt, als er vom Bette sprang, den Schöppenältesten durchbohrte und durch seine Leibwächter die Uebrigen ermorden ließ. Darauf hielt der König am 18. April seinen Einzug in Metz, entwaffnete die Bürgerschaft, zwang sie, der Krone Frankreich zu huldigen und eine neue Obrigkeit einzusetzen, und waltete überall als unumschränkter Gebieter. Kaiser Ferdinand I. forderte die Bisthümer 1560 wieder zurück, aber vergebens, und Heinrich IV. schloß sie, ebenfalls vom deutschen Reiche getrennt, wieder mit in den Frieden von Verdun ein, und um die Bürger im Zaum zu halten, wurde 1566 die Citadelle gebaut. Dieser Zustand blieb bis 1633, wo Ludwig XIII. ein Parlament in Metz anlegte und anfing, sich als unumschränkten Herrscher von Metz zu betrachten, während die seitherigen Könige von Frankreich sich mit der bloßen Schutzherrlichkeit begnügt hatten. Die kaiserlichen Kommissarien führten umsonst deßhalb Beschwerde. Allein der dreißigjährige Krieg, welcher damals mit allen Schrecken wüthete und in den Frankreich aus wohlberechnetem Interesse 1635 mit thätigster Theilnahme sich einmischte, riß jede Verhandlung in den großen Strom der Verheerung fort, wovon damals die ganze politische wie religiöse Verfassung des deutschen Reiches bedroht war. Es ist hier nicht nöthig, über den Triumph Frankreichs, den es in dem westphälischen Friedensschluß durch die schmachvolle Niederlage Deutschlands feierte, sich zu verbreiten, denn darüber ließen sich ganze Bücher schreiben und sind geschrieben worden. Der Kardinal Mazarin, Richelieu's Nachfolger und Ebenbild, legte den bereits 1643 zu Münster eröffneten Friedensunterhandlungen große Hindernisse in den Weg. Für die gemachten Anstrengungen und den erstrittenen Kriegsruhm konnte Frankreich nur geringe Entschädigungen ansprechen, denn in beiden hatte er verhältnißmäßig Unbedeutendes geleistet; um so übertriebener lauteten die Forderungen, womit er nach und nach heraustrat und die er von der Schwäche des Kaisers und Reichs eine nach der andern bewilligt erhielt. Eines der ersten Anerbieten an Frankreich war das vollkommene Souveränetätsrecht über die Bisthümer und Städte, welche bis dahin rechtens zum Reich gehört hatten, welche man demselben als Entschädigung überlassen wolle, einzig und allein zur Wiederbringung guter Freundschaft, da man ihnen schlechterdings keine Genugthuung schuldig sei. Auch den Elsaß, den Henegau, Breisach abzutreten, worauf die französischen Unterhändler bestanden, zeigte sich der Fürstenrath nichts weniger als willig, wobei Oesterreich vortrefflich die künftige Gefahr darlegte, welche aus der Bewilligung jener Forderungen entstehen müßte. Allein der Erfolg entsprach dem Anfang nicht. Die Friedensunterhandlungen spannen sich unter steter Besorgniß gewaltsamer Auflösung in die Länge. Das Glück des Krieges kehrte sich wider den Kaiser, und Mazarin's Gold lockte einen von den deutschen Ständen nach dem andern zu Frankreich herüber. Es war die schändliche Staatskunst, den Einzelnen zu heben und zu kräftigen, um das Allgemeine, das Ganze zu drücken und zu schwächen, welche, durch die unzähligen Gebrechen der deutschen Kriegsverfassung begünstigt, lohnende Siege erfocht.

Nachdem die zwei letzten Jahre dieser westphälischen Friedensunterhandlungen eine Kette von Demüthigungen und Mißhandlungen des Kaisers und der Reichsstände durch die fremden Diktatoren gewesen, deren Wille fast einzig und allein galt, ward endlich der fast hundertjährigen in Ansehung der Stadt Metz und der anderen zu Lothringen gehörenden Reichsglieder bewiesenen Ohnmacht und Schwäche, Schlaffheit und Nachgiebigkeit gegen die Fremden das Siegel aufgedrückt durch den §. 70 des Friedensinstruments, welcher besagt: „Die Oberherrlichkeit, das Souveränetätsrecht, sowie alle anderen Rechte auf die Bisthümer von Metz, Toul und Verdun, sowie die gleichnamigen Städte gehören auf dieselbe Weise, als sie bisher zum römischen Reich gehörten, für die Zukunft zur Krone Frankreichs und sollen ihr einverleibt werden ewig und unwiderruflich.“ Spricht hier und im Vorstehenden nicht eine ernste Mahnung an uns und bieten sich nicht überall Parallelen zur Gegenwart?

Seit der Zeit ist Frankreich in ungestörtem Besitz dieser deutschen Gebietstheile geblieben. Metz ist die Hauptstadt des französischen Departements Moselle. Sie gilt als eine Festung ersten Rangs, wohl im Stande, einer zweiten Belagerung das Schicksal der ersten zu bereiten. Sie liegt am Einfluß der Selle in die fortan schiffbare Mosel, an der Eisenbahn von Nancy nach Saarbrück, die sich hier nach Luxemburg abzweigt, hat im Ganzen ein altmodisches Aussehen, doch auch viele gerade und gut gepflasterte Straßen, schöne Häuser und mehrere öffentliche Plätze. Die Mosel fließt in verschiedenen Armen durch die Stadt und bildet mehrere Inseln. Inmitten des lothringen'schen Zwinguri fesselt unsere Blicke die prachtvolle Kathedrale, einer der schönsten gothischen Dome im edelsten Style, mit zahlreichen Strebepfeilern. Während das Schiff schon 1342 vollendet war, schloß sich der Chor erst 1519 ab, und das Portal stammt sogar aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die Revolution hat Denkmäler und Bildwerke vernichtet, und die kahlen Wände erhalten nur aus dem Chor durch die prachtvollen Glasfenster ihren wechselnden Zauber. Der Thurm ist 363 Fuß hoch und umschließt die Glocke La Muette, welche noch größer ist, als die bekannte erfurter Susanne. In den offenen Hallen des westlichen Portals breitet der Gemüse-, Frucht- und Blumenmarkt seine üppigen Erzeugnisse des berühmten Gemüsebaues aus. Das Standbild des Marschalls Fabert erhebt sich auf dem angrenzenden Napoleonsplatz. Das Arsenal und die große Artillerieschule bezeichnen Metz als einen der wichtigsten Waffenplätze Frankreichs. Die Südseite der Stadt schließt die Esplanade mit ihren schönen Spaziergängen und großartigen Kasernen. Indeß ist nicht Alles in Metz Militär; auch der Handel und die Gewerbe blühen und der deutsche Fleiß ist dort noch sprüchwörtlich.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 444:

Der wahre Freund.

Gab Dir ein gütig Geschick nur einen Getreuen hienieden,
Schließe ihn fest in Dein Herz, wahre den köstlichen Schatz; –
Selten besitzen wir ihn in des Wortes edelstem Sinne,
Aber das Wort ohne Sinn hören und brauchen wir oft.



„Ich stelle Ihnen hier eine sehr respektable Person vor.“ (S. 455.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

45. Gestillte Rache.

In der Oper „Dido“ hat die Königin von Karthago zu Anfang ihrer Rolle ein kurzes Rezitativ hinter der Couliſſe zu singen. Rezitative waren die Schwäche der Signora Cherini, welche ihre Hauptforce in Trillern, Rouladen und andern Schnörkeleien der Musik hatte. Zur großen Ueberraschung des Publikums wurde dießmal das Rezitativ mit einer Reinheit und Frische des Tons gesungen, deren man sich aus den besten Tagen der Cherini nicht erinnern konnte. „Es ist nicht die Cherini, welche singt; aber wer ist es?“ Diese Frage legten die Meisten sich vor.

Jetzt trat Dido auf: ein wunderschönes junges Mädchen, die lieblichste Erscheinung, die sich auf der Bühne denken ließ. Beim Anblick dieser Hunderte von lauschenden und gespannten Gesichtern zögerte die junge Sängerin einen Augenblick ... ein einziges, geringes Zeichen von Mißfallen in diesem Momente, und sie wäre verloren gewesen; aber die Gegenwart der Souveräne verbot jedes lärmende Geräusch, und das Publikum war in jenem Augenblicke des Zagens der Sängerin über deren Erscheinung ebenso betroffen wie diese selbst. Sie sang ihre erste Cavatine mit solcher Vollendung, daß es Bouquets in Masse zu ihren Füßen regnete. Am Schlusse des vierten Aktes erzitterte der Saal von donnerndem Beifall und der Sekretär Lord Bearmouth's verließ ganz beschämt das Theater. Signor Garrachi hatte dieß kurz vorher gethan. Baron Stollehoff geleitete eben Signora Cherini an's Piano, als Garrachi eintrat; die Sängerin bemerkte sofort die Blässe seines Gesichts und die Wuth der Eifersucht in seinem Blicke, als er den schönen Russen so zärtlich mit seiner Geliebten — oder Gebieterin — sprechen sah. Garrachi übte in diesem Augenblicke eine sehr bequeme Rache. „Ich komme eben aus der Oper,“ sagte er gelassen. — „Ah; was hat man gegeben?“ — „Nun, Dido!“ — „Wie? Und welche Person hätte es gewagt, mich zu ersetzen?“ — „Ein liebreizendes junges Mädchen,“ erwiederte der Italiener mit feiner Malice. — „Und man hat sie ausgepfiffen?“ — „O, im Gegentheil, sie hat wahres Furore gemacht. Ihr Debüt war eine einzige großartige Ovation.“ — „Unmöglich!“ rief die Cherini, mit giftigem Blicke. „Ich werde einen halben Monat lang nicht mehr singen, um dieß insolente Publikum zu bestrafen! Meinen Wagen! Ich will das Betragen dieser stumpfen, dummen Masse beschämen, ich will ihnen in's Angesicht sehen! Aber wer ist dieß junge Mädchen, dieser plötzlich aus der Dunkelheit hervorgetretene, unbekannte Stern? Wer ist ihr Lehrer? So antworten Sie doch? Sind Sie taub oder stumm? Oder bewundern Sie sie auch, wie die andern Dummköpfe?“ — Garrachi betheuerte vergeblich seine Unfähigkeit, auf diese vielen Fragen genügend zu antworten. Signora Cherini schrie, er sei im Komplott, er verdiene wie ein Lakai gezüchtigt zu werden, daß er sie nicht früher unterrichtet habe, und stürzte hinaus, um noch etwas vom Ende der Oper zu hören. „Der fünfte Akt,“ sagte sie sich unterwegs, „hat zu große Schwierigkeiten, an denen diese fremde Person straucheln wird. Keine Debütantin hat bisher damit Glück gehabt!“

In wahnsinniger Wuth erreichte die Sängerin das Theater, gerade zeitig genug, um das Finale der Oper zu hören. Die Stimme ihrer Rivalin klang noch so voll, frisch und klar, wie beim Beginn der Oper, und schlug an der Cherini Ohr wie ihre Todtenglocke; diese fühlte sofort heraus, daß ein neuer Stern am Theaterhimmel im vollsten Glanze aufgegangen war, während der ihrige in ewige Nacht versank.

Aber so leicht gibt eine in jeder Beziehung verwöhnte Künstlerin ihrer Art das Gebiet ihrer Herrschaft nicht auf. Die Cherini blieb bis zum Ende der Oper an ihrem Platze, dann begab sie sich auf die Bühne.

Nach dem Fallen des Vorhangs ward die junge Debütantin zweimal gerufen, mit Beifall und Blumen überschüttet und vom Regenten durch den Herzog von Devonshire beglückwünscht. Dann ging sie, am Arme ihrer älteren Beschützerin hängend, nach dem Zimmer des Direktors. Dieser bot ihr ein glänzendes Engagement und deutete an, daß sie in den Hauptrollen mit der Cherini wechseln solle. „Nein," versetzte die ältere Dame, „wir wollen allein sein und mein Schützling soll mit keiner Cherini theilen!" — „Aber bedenken Sie doch, daß es mir nicht möglich ist, mich völlig einer so jungen Künstlerin anzuvertrauen!" rief der Direktor eifrig. „Signora Cherini ist für diese Saison engagirt." — „Gleichviel, sie hat selbst ihren Kontrakt gebrochen." — „Aber wir haben gewisse Opern angekündigt, in welchen die Cherini wirken muß . . ." — „Warum: wirken muß? Ich kenne Ihr Programm: Semiramis, Vestalin, Medea, Artaxerxes. Mein Kind ist in jeder dieser Rollen vollendet. Warum zögern Sie noch? Ich kenne alle die kleinen Mittel der List und der Ueberredung beim Theater. Heute handelt man über den Preis, den man uns anbietet, und morgen imponiren wir. Der Regent hat bereits den Wunsch ausgesprochen, daß meine Schülerin wieder auftreten möge. Glauben Sie, daß er die ihm von der Cherini zugefügte Beleidigung vergißt?" — „Vielleicht nein, aber . . ."

Der Rest dieser Antwort ward durch das furiose Eindringen der Cherini abgeschnitten, die wie eine zornige Königin, von dem demüthigen Garrachi gefolgt, vor den Direktor hintrat. Beim Anblick des Italieners ließ die ältere Dame ihren Schleier herab. „Sie ist hübsch!" sagte die Cherini ironisch, indem sie die fremde Sängerin von oben bis unten betrachtete; dann warf sie sich in einen Fauteuil und heftete ihren Blick durchdringend auf den Direktor. „Wer sind diese Personen, Sir? Sie können diese ein andermal empfangen, ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen." — „Ich freue mich, Signora Cherini zu sehen, welche so schnell von ihrer Indisposition genesen ist," erwiederte der Direktor mit einem Anfluge von Hohn; „aber es ist mir ganz unmöglich, Sie diesen Abend zu sprechen; indeß morgen . . ." Die Italienerin wurde von wahnsinniger Eifersucht erfaßt. — „Wählen Sie auf der Stelle!" rief sie in heftigster Aufregung. „Wählen Sie zwischen dieser und mir!" — „Ich habe schon gewählt!" erwiederte der Direktor ruhig. „Diese junge Dame ist von jetzt an Prima-Donna am Theater Seiner Majestät." — „Ha, es ist lächerlich!" versetzte die Cherini giftig. „Und die neuen Opern? Sie sprechen wie ein Wahnsinniger oder Blödsinniger." — „Möglich! Ist dieß Alles, was mir Signora Cherini zu sagen hat?" — „O, Sie werden Ihre Thorheit, Ihre Verblendung bereuen, bitter bereuen! Wie können Sie die schwierigsten Rollen einem solchen Kinde anvertrauen?" — „Sie hat einen höchst gediegenen Unterricht genossen!" — „Unterricht — von wem? Der Name ist unbekannt an den Konservatorien von Mailand, Paris und Neapel. Wer war also ihr Lehrer?" — „Ich!" rief die ältere Dame, rasch vortretend und ihren Schleier hebend. Es war Madame Garrachi. „Erkennen Sie mich?" fuhr sie mit schneidender Stimme fort. „Ja, ich sehe es an der Schamröthe Ihrer schon welkenden Wangen! Glauben Sie nun, daß meine Schülerin guten Unterricht genossen hat? O, ich war kalt und ausdauernd in meinem Rachegefühle! Ich schwöre es Ihnen, nicht in meinen herrlichsten Tagen, als ich noch der Abgott des Publikums war, kam mein Talent und meine Stimme ihren Vorzügen gleich. Was könnten Sie gegen meine geniale Schülerin sein, Sie, die schon altert, deren Schönheit verflogen, deren Herz ausgebrannt und deren Stimme ermattet ist; Sie, welcher nichts geblieben ist, als die Routine?"

Die Italienerin erwiederte kein Wort, sie wankte aus dem Zimmer und sagte tonlos vor sich hin: „Gestürzt bin ich — von ihrer Hand!" Garrachi wagte ihr nicht zu folgen, er hoffte, sich wieder an die Ferse seiner Frau heften zu können. — „Eugenie," sagte er mit dem Ansehen der Reue, „Sie sind fürchterlich, aber wenn die tiefsten Gewissensbisse im Stande sind, meinen Fehler . . ." — „Schweigen Sie!" unterbrach ihn Madame Garrachi mit einer Geberde deutlicher Verachtung. „Ihre Gemeinheit hat in meinem Herzen nichts als Gleichgültigkeit, höchstens Verachtung zurückgelassen." — „Im Namen unseres verstorbenen Felix, der mich liebte . . ." — „Elender, Du wagst es, mich an mein Kind zu erinnern, welchem Deine Erbärmlichkeit das Herz gebrochen hat! Verlassen Sie mich! Ich will nicht, daß Sie Ihr Brod betteln sollen, obschon Sie es nie verdienen konnten. Wenn jene Unwürdige Sie von sich gejagt haben wird, dann will ich Ihnen eine Pension auswerfen, hinreichend, Sie vor Noth zu schützen, welcher Sie sonst anheim fallen würden!"

Voll innerer Freude über diese neu eröffnete Aussicht, die, wie er überzeugt war, die Ehrenhaftigkeit seiner Frau ihm nicht verkümmern würde, verließ jetzt der Charakterlose das Zimmer, um seiner Geliebten nachzufolgen. Die Cherini begriff, daß ihre künstlerische Laufbahn abgeschlossen sei. Außer ihren Kleinodien, die allerdings hohen Werth hatten, besaß sie kein Vermögen, sondern hatte alle ihre reichen Einnahmen in einem lockeren und tollen Lebenswandel vergeudet. Ihr Zorn minderte sich, sie dachte nach. Zwei Wege standen ihr offen: der eine war, ihre Diamanten zu veräußern und ein bescheidenes, ehrenhaftes Leben zu beginnen; der zweite: die Hand ihres neuesten Verehrers, des Baron Stollehoff anzunehmen. Sie entschied sich für Letzteres. Noch an demselben Abend hörte der Russe aus ihrem Munde das beglückende Wort. Garrachi wurde, nach einer heftigen Szene, mit einem Fußtritt zur Thüre hinausgetrieben.

Die Vermählung des russischen Barons mit der Sängerin erfolgte mit großem Pomp, alle Journale nahmen davon Notiz. Als die neue Baronin dieß las, lächelte sie befriedigt und glaubte sich mit den Schlössern und Seelen ihres Gatten darüber trösten zu können, daß ein neuer Stern den ihrigen verdunkelt hatte. Wenige Tage nach ihrer Vermählung erfolgte die Abreise, aber eine schreckliche Strafe ereilte die stolze Frau. Kaum auf russischem Boden angelangt, legte ihr Gatte unter einem nichtigen Vorwande seine Titel ab und seine großen Güter verwandelten sich in ein ganz geringes ländliches Besitzthum, fünfzig Werste von Moskau entfernt. Die Maske fiel, der Mann der Cherini entpuppte sich als ehemaliger Bedienter eines vornehmen Russen, welcher ihre Vorwürfe mit eisiger Ruhe anhörte und, als sie, um sich von ihm sofort wieder entfernen zu können, ihre Kleinodien, die sie ihm anvertraut hatte, zurückverlangte, reichte er ihr statt derselben ein gesiegeltes Schreiben; die Cherini erbrach es und las: „Sie entzogen mir einst meinen Gatten, ich gab Ihnen einen solchen. Eugenie Garrachi." Diese Rache hatte fürchterliche Folgen; die getäuschte Frau stürzte sich in einem Anfalle von Wahnsinn in's Wasser und ward als Leiche gefunden. Ihr Gatte zuckte darüber kalt die Achseln und beschwichtigte sein Gewissen damit, daß er die Absicht, ein guter Ehemann zu sein, gehabt habe. Auf Betrieb der Garrachi hatte er in London und Paris die Rolle gespielt, welche die Eitelkeit ihrer Feindin verlockte und besiegte.

46. Das Zusammentreffen im Foyer.

Beim ersten Auftreten der jungen fremden Sängerin hatten sich zwei Zuschauer im Theater befunden, welche aus entgegengesetzten Gründen ein großes Interesse für dieselbe bekundeten: Klemens Foster und Walter Trevanian. Ersterer glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen; die liebreizende Dame aus dem grünen Schlosse bei Toulouse als Theatersängerin in London wiederzufinden, hatte er nicht erwartet. Diese Entdeckung erfüllte ihn mit Betrübniß. Walter Trevanian dagegen, der nunmehrige Baronet, empfand bei ihrem Anblick wahres Entzücken; „eine Aktrise," dachte er, „werde seinen Bewerbungen keine allzugroße Sprödigkeit entgegensetzen." — Beide begaben sich aus dem Zuschauerraume nach dem Foyer; während aber der Baronet ohne Weiteres eingelassen ward, weil er zu den Privilegirten gehörte, wies der gestrenge Cerberus von Thürsteher Klemens durchaus zurück, und selbst Geld vermochte ihm nicht Eingang zu verschaffen. Er wartete an der Thür, aber vergeblich. Die Sängerin hatte mit ihrer Beschützerin einen der hinter der Bühne liegenden kleinen Ausgänge gewählt und war längst verschwunden, als sie die Dandies und Gecken der Weltstadt noch suchten. Auch Namen und Adresse der beiden Damen vermochte

ihm Niemand zu sagen. Keines der alten Mitglieder des Theaters hatte in der schönen, lieblichen Sängerin die kleine Fanny wieder erkannt, deren theatralische Laufbahn mit der kleinen Rolle des Prinzen Arthur begonnen.

Klemens konnte die ganze Nacht nicht schlafen; am folgenden Morgen begab er sich zu sehr früher Zeit nach Harleystreet. Miß Mendez war gerade mit ihrer Toilette beschäftigt, als der Bediente den jungen Offizier meldete. Sie erschien sehr rasch in der Bibliothek und erschrak über sein blasses Aussehen. „Was ist Ihnen geschehen?“ fragte sie gespannt. — „Beruhigen Sie sich, theuerste Miß Mendez; ich habe sie wiedergesehen!“ — „Sie? Mein Kind? Meine Fanny?“ — „Ja, aber ich kenne ihre Wohnung nicht.“ — „Also sie ist hier? Aber wie sahen Sie dieselbe? Erzählen Sie rasch!“ — Klemens theilte sehr niedergeschlagen das ganze Theaterereigniß mit, fand aber, zu seinem Erstaunen, daß Martha eher angenehm, als unangenehm davon überrascht war, daß Fanny eine Theaterkünstlerin geworden. Für sie gab es keine Vorurtheile und Mißbräuche der menschlichen Gesellschaft, sie erblickte nicht im Mindesten etwas Herabwürdigendes in einer Theaterlaufbahn. — „Gott sei gepriesen!“ jubelte sie und Thränen brachen aus ihren Augen. „Warum sehen Sie doch so traurig aus, Klemens? Ist in Ihrem Herzen ein Wechsel vorgegangen?“ — „Nein, ich liebe sie noch!“ — „Noch? Was soll das heißen?“ — „O, das Mädchen ist edel und rein, das fühle ich in jedem Nerv, aber ich fürchte auch, die Begeisterung, welche nothwendigerweise ein solcher Triumph auf der Bühne in einer jungen Künstlerin hervorruft, wird sie davon abhalten, ihren Siegesflug mit der Liebe zu vertauschen, die ich ihr anzubieten habe. Sie, die der Abgott Aller sein kann, wird nicht die Göttin eines Einzigen sein wollen, und überdieß — verzeihen Sie meine Bemerkung! — die Theatersphäre wirkt verderblich auf . . .“ — „Sie haben recht!“ unterbrach ihn Martha erschrocken. „Großer Gott, mein Kind könnte von dem Strudel dieser Scheinwelt fortgerissen werden! Lassen Sie mir Zeit, ich werde sinnen, wie ich sie dieser Sphäre entziehe und zugleich prüfe!“

Einige Stunden später theilte Martha dem jungen Offizier ein Projekt mit, bei welchem er ihr behülflich sein sollte. „Ich muß einen Zweifel ersticken, der mich quält,“ sagte sie erregt. „Fanny darf nicht sehen, daß ich jetzt reich bin; ich war arm, als sie mir entrissen ward, und ich muß wissen, ob sie mich noch lieben würde, wenn ich arm wäre, wie damals!“ — „Welch' ein infernalischer Gedanke!“ platzte Klemens heraus. — „Nein, er ist sittlich! Lassen Sie mir das nothwendige Beiwerk des Spiels mit diesem Gedanken! Wir wissen Beide nicht, wie und wo Fanny zuerst in die Theatersphäre eingetreten.“

Dabei blieb es. Das zweite Erscheinen Fanny's auf den Brettern war wo möglich noch glänzender als das erste; dießmal aber bewegte Fanny ein besonderes Gefühl: sie hatte im Zuschauerraum das Gesicht von Klemens erkannt und fragte sich nun bei jeder Pièce, welche sie zu singen hatte: „Was wird er von dir denken?“

Am Schlusse der Oper bemerkte sie im Foyer unter der sie umgebenden Menge von Bewunderern und Neugierigen auch Walter Trevanian, und eine üble Erinnerung verdüsterte auf einige Augenblicke ihr Gesicht. In dem Momente, wo Trevanian sich ihr näherte, ersuchte Klemens einen jungen Lord seiner Bekanntschaft, ihn in's Foyer einzuführen. Die respektvolle Haltung, mit welcher Walter Trevanian sich der Sängerin vorstellte, war sehr verschieden von seinem dreisten Benehmen im grünen Schlosse bei Toulouse. „Ich glaube schon die Ehre gehabt zu haben, Mademoiselle früher kennen zu lernen!“ sagte er, sich verbeugend. — „Es ist wahr und ich erinnere mich dessen vollkommen genau!“ erwiederte das Mädchen stark betont. — „Darf ich hoffen, daß Sie mir meine Kühnheit verzeihen, indem ich diese Erinnerung in Ihnen auffrische?“ — „Nun, heute bemerke ich nichts von Kühnheit; in dem Falle, welcher mit jener Erinnerung zusammenhängt, war es anders, und ich bedaure lebhaft, daß Sie mir die Ereignisse im château vert vergegenwärtigen, da diese doch für Sie wenig ehrenvoll waren.“ — Sie verbeugte sich leicht gegen ihn und nahm den Arm der Madame Garrachi, welcher sie einige Worte italienisch zuflüsterte.

Alle Anwesenden bewunderten die ruhige Würde, mit welcher das junge Mädchen den Baronet zurückgewiesen hatte. „Ich werde mich an ihr rächen!“ murmelte Letzterer, indem er, unter dem ironischen Lächeln seiner Bekannten, das Foyer verließ. Der Zufall begünstigte diese Absicht rascher, als er gehofft hatte. An einer der kleinen Eingangsthüren vorübergehend bemerkte er eine Frau, deren Aeußeres große Armuth bekundete, und hörte, wie sie den Thürsteher bat, sie zu der neuen Prima-Donna zu lassen, indem sie versicherte, daß sie eine alte Freundin derselben sei. Der Thürsteher glaubte sehr erklärbar nicht an diese Versicherung und wollte aus Furcht, eine Rüge zu erhalten, die Alte zurückweisen. „Und wenn Sie ihre Mutter wären, ich könnte Sie nicht einlassen!“ demonstrirte er lebhaft. — „Nun, ich bin ihre Mutter!“ versetzte die Alte in erregtem Tone. „Sie wurde mir geraubt, als sie noch ein Kind war, und ich komme, um sie zu reklamiren!“ — „Dann rathe ich Ihnen, einen Magistrat anzugehen!“ erwiederte der Thürsteher spöttisch.

Walter Trevanian hätte einen Luftsprung machen mögen. Die Rache, der Triumph waren da. Diese elend gekleidete, fast komisch aussehende Frau in's Foyer führen, und der glänzenden Sängerin vorstellen — welch' ein Streich! „Sind Sie wirklich die Mutter der Demoiselle Louise?“ fragte er. — Beim Anblick dieses Mannes zauderte die Alte einen Moment und verbarg so viel als möglich ihr Gesicht; sie antwortete aber dann doch: „Ja, Sir; mag sie jetzt Louise heißen — sonst nannte ich sie Fanny.“ — „Dann folgen Sie mir, ich werde Sie zu ihr führen! Was Sie betrifft, lieber Mann, so beunruhigen Sie sich nicht. Ich werde Alles auf mich nehmen!“ — Der Thürsteher wußte, daß der Baronet dem Direktor gut bekannt war und begnügte sich mit stummem Achselzucken.

Fanny hatte sich eben von mehreren Personen verabschiedet und war im Begriff, sich am Arme der Garrachi zu entfernen, als Trevanian von Neuem eintrat, gefolgt von der armselig aussehenden Frau. Beim Anblick der Letzteren, welche mit gespanntester Wißbegier und mit dem Ausdrucke der freudigsten Liebe auf sie sah, ward die Sängerin unruhig. Mehrere Male strich sie sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie die Bilder einer sehr fernen Zeit in ihre Erinnerung zurückrufen. „Wer ist diese Frau?“ flüsterte sie verwirrt. — „Erlauben Sie mir, Ihnen eine sehr respektable Person vorzustellen!“ sagte Walter laut und sich mit besonderer Grazie, aber mit offenbarem Hohn im Gesicht verneigend. „Diese Person ist . . .“ — „Meine Mutter!“ rief Fanny, plötzlich wie aus einem Traume erwachend. „Ja, es ist meine geliebte, theure, lange entbehrte Mutter!“ — „Fanny! Fanny!“ jubelte Martha, und Beide umarmten sich, bedeckten sich mit heißen Küssen und weinten Thränen frohen Wiedersehens. Jedermann ward bewegt, nur Trevanian biß sich auf die Lippe und trat etwas zurück. „Du schämst Dich also meiner nicht?“ fragte Martha die Sängerin. — „Schämen? Ich sollte mich Deiner schämen, Mama, weil Du arm bist? O, Du bist deßhalb Deiner Tochter nicht weniger theuer, Du machst mir dadurch im Gegentheil die Laufbahn lieb, die ich betreten habe. Ich werde für Dich arbeiten!“ Und sich mit strahlendem Gesicht gegen den verdutzten Baronet wendend, ergriff sie seine Hand und sprach: „Wie Sie mich auch einst beleidigt haben mögen, ich vergesse Alles, denn ich habe Ihnen das unendliche Glück zu danken, mir meine geliebte Mutter zugeführt zu haben!“ — Aber wie erschrak sie, als Martha, plötzlich einen entschlossenen Ton annehmend, sie von dem Baronet wegzog und ihr zuflüsterte: „Rühre ihn nicht an — Du entehrst Dich!“ — „Was! Ist diese Alte toll oder betrunken?“ rief der Baronet wüthend und trat auf sie zu. — „O, ich bitte um Schutz für meine Mutter!“ sagte Fanny, ihren Arm um diese legend und sich im Kreise umsehend. In diesem Augenblicke nahte sich Klemens Foster. — „Das geht mich an!“ sprach er vernehmlich. „Niemand soll wagen, Sie zu beleidigen! Es mag allerdings feige Menschen geben, die dieß versuchen, aber sie haben längst die Ehre ihres Namens und der Uniform vergessen, die sie sonst tragen! Kommen Sie, Madame! Ich danke dem Zufalle, der mich hierher führte; ich erkannte an der Thür Ihren Wagen und die Livrée Ihrer Dienerschaft.“ — „Was, eine Livrée?“ murmelten verschiedene Stimmen. — „Ah, jetzt erkenne ich sie!“ rief der Baronet triumphirend. „Diese Frau ist allerdings reich, trotz ihrer

miserablen Maskerade; die sehr tugendhafte Miß Mendez ist ohne Zweifel die Mutter unserer neuen Prima-Donna!" — „Eine neue, Ihrer ganz würdige Beleidigung!" warf Klemens ihm in's Gesicht. — „Sie haben recht!" sagte Martha, gegen Trevanian gewendet, mit kalter Ruhe. „Ich bin Miß Mendez, aber die Geburt dieses Mädchens ist ohne Flecken, reiner und edler vielleicht als Ihre eigene, Sir! Ihr Vater war ein Schurke, den ein Wort von mir auf's Schaffot hätte bringen können. Hören Sie dieß? Es ist die Enkelin Peter Quin's, die Ihnen dieß sagt!" — Bei diesem Namen erbebte der Baronet und verließ das Foyer wie vernichtet. Erst seit dem Tode seines Vaters, dadurch, daß er dessen geheime Papiere in Besitz bekommen, hatte er vollständige Kenntniß des verbrecherischen Gewebes erhalten, in welches sein Vater verstrickt gewesen war.

Hierauf verließen auch Martha, Klemens und Fanny das Foyer. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß diese Szene der Autorität von Madame Garrachi über Fanny ein Ende machte. Etwas früher würde die Entdeckung den Plan der ehemaligen Sängerin zerstört haben, nun war ihre Rache gestillt, die Cherini war verschwunden und Fanny's Gegenwart war ihr nicht mehr nothwendig. „Ich sehe Dich noch einmal, mein Kind!" sagte sie, sich von Fanny mit einer Umarmung verabschiedend. „Einmal noch, um für immer Adieu zu sagen! Ich bin nun ruhig; mein Zweck ist erfüllt, und ich lasse Dich in den Händen einer liebevollen, charakterfesten Dame, sowie eines — Freundes, der, wie ich mich überzeugt habe, Deiner werth ist." Sie ließ ihren Schleier fallen und verließ das Theater.

Martha fuhr mit ihrer Wiedergefundenen und Klemens nach Harleystreet; an Schlaf war in diesem Uebermaß von Wonne nicht zu denken. Der Tag graute bereits, als Klemens Martha's Wohnung verließ. „Wenn mein Vater sie sieht, er wird sie lieben!" sagte er sich, von Glück berauscht. Martha verbrachte den Rest der Nacht mit Fanny in vertraulichem Gespräch; Beide hatten sich so unendlich viel mitzutheilen, der wild bewegte Roman ihres Lebens lag vor ihnen wie ein aufgeschlagenes Buch, und jede Seite desselben erregte ihre nun jubelnde Seele. Der Name Klemens Foster ward selbstverständlich oft genannt. „Liebst Du ihn, Fanny?" fragte Martha tief ernst. — „Ob ich ihn liebe? Ja, theure Mutter, ich liebe ihn! Warum sollte ich Dir's verbergen? Aber er?" — „O, dieß Geheimniß kenne ich seit seiner Rückkehr vom Feldzuge! Seine Liebe ist tief und edel, wie er selbst, wie er sich in jeder Lage des Lebens gezeigt hat. Ich kenne ihn seit seinem dreizehnten Jahre und stets hegte ich den Wunsch, Dich einst mit ihm vereint zu sehen. Bin ich nicht von Gott zum höchsten Maße des Glücks erkoren, daß dieser Wunsch mir erfüllt wird? Gleich einem Wunder liegt die Erfüllung vor mir; nun, da das erreicht ist, was gleich einem nebelhaften Traume auf dem Grunde meiner Seele ruhte, muß ich ausrufen: Herr, Deine Wege sind unerforschlich, aber Du führst sie herrlich hinaus!"

Am folgenden Morgen, sehr zeitig, stellte sich Madame Garrachi in Harleystreet ein; sie wollte von Fanny vor ihrer Abreise nach Frankreich Abschied nehmen. Dieser Auftritt war für Beide schmerzlich, denn Beide waren einander seit einer Reihe von Jahren treue Gefährtinnen gewesen. Fanny's Augen füllten sich, trotz ihres Glückes, mit Thränen; sie bat ihre Lehrerin inständig, in England und in ihrer Nähe zu bleiben. „Nein," erwiederte Madame Garrachi, mit feierlichem, fast traurigem Ernst; „für mich ist nun Alles zu Ende. Ich verlasse Dich, nicht allein reich, schön, voll Talent und geistiger Bildung, sondern reicher noch durch Dein edles Herz und Deinen aller eitlen Hoffart fremden Charakter." — „Aber es ist schmerzlich, zu schmerzlich, sich auf diese Weise trennen zu müssen!" schluchzte Fanny. „Ich muß Sie beklagen, wenn Sie so traurig von mir scheiden!" — „Nein, beklage mich nicht! Ich entbehre nichts, alle meine Leidenschaften sind entschlafen und ruhen da drinnen, wie in einem tiefen, stillen Grabe. Nichts vermag sie mehr zu erwecken. Das Leben ist so schön, wenn kein dunkler Schatten in dasselbe fällt — o es gibt fürchterliche Schatten! Und nun lebe wohl, theures Kind! Du warst einst die Gespielin, die treue Pflegerin meines Felix; Du machtest ihn froh in seinem Leiden, Du brachtest ihm Blumen, die er so sehr liebte ... ach, das vergißt sich nie, nie! So lange sein Bild in meinem Herzen lebt, lebt auch das Deine in mir. Gehe manchmal an das Grab meines Lieblings und schmücke es mit Blumen, weil ich es nicht mehr kann! Das ist Alles, was ich bitte!" — „O, bleiben Sie doch, bleiben Sie bei uns! Wir wollen Sie lieben und Sie erheitern!" bat Fanny, überwältigt von Rührung. — „Es ist unmöglich!" erwiederte Madame Garrachi ruhig. „Meine künftige Wohnung ist ein Kloster — das Kloster ist der Tod und ich will sterben. Nimm diese Kleinodien zum Andenken! Lebe wohl!" Sie küßte Fanny auf Stirn und Mund und verschwand. Fanny stand allein, mit dem kostbaren Juwelenkästchen der einst so gefeierten Sängerin in der Hand; sie stellte es weg und vergrub ihr weinendes Antlitz im Sophakissen. Martha trat leise aus dem Nebenzimmer herein und schloß sie stumm in ihre Arme. (Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 428:

Im Lande der Zwiebeln gilt es für ein Unrecht, etwas Anderes sein zu wollen als Lauch.

Fliegende Blätter.

Anlaß zu milden Gaben. Zwei Handwerker, der eine ein Gascogner, der andere aus Limoges, verzehrten vor kurzer Zeit Abends in einer pariser Vorstadt-Restauration ihren Kaninchenbraten und tranken ein Glas Wein dazu, als zwei umherziehende Musikanten eintraten, der eine, um zu singen, der andere, um ihn mit der Guitarre zu begleiten. Aber der Erste sang so schlecht, so leise auch, daß Niemand ihn hörte und das Geräusch der vielen essenden, trinkenden und schwatzenden Gäste ihn gänzlich übertönte. Seine Einnahme war daher absolut Null. Der Tisch, an dem die zwei Handwerker saßen, war der letzte, zu dem er kam; der Sänger hielt seine Mütze hin, sie war noch leer. „Ist das Deine ganze Einnahme?" fragt der Gascogner und warf ein Zehnsousstück hinein. — „Ja, mein Herr." — „Warte," sagt der Limoger, wirft auch ein Geldstück hinein, steht auf, postirt sich mitten in den Saal und stimmt mit mächtigem, zugleich ganz angenehmem Tenor die große Arie des Edgard aus der „Lucia" an. Allgemeine Revolution, Messer, Gabeln, Löffel, Alles bleibt still, man fragt: Wer ist der Sänger? Ein Stammgast! Und das ganze Auditorium bricht in ungeheuren Applaus aus. Da ruft der Gascogner: „Du mit der Guitarre, begleite ihn doch!" Es geschieht, und nun regnet es von allen Seiten Kupfer- und selbst Silbermünzen in den Hut des Limogers, den er zu seinen Füßen stehen hatte. Kaum hatte er geendet, als man von allen Seiten da capo! ruft. Der Gascogner leert den Hut in die Hände der beiden armen Teufel, sein Freund singt noch einmal und noch einmal halten die Armen eine reichliche Ernte — dann gehen sie glücklich davon und glücklich und fröhlich gehen auch die beiden Freunde ruhig ihren Weg weiter.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 39.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

Historische Novelle von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung.)

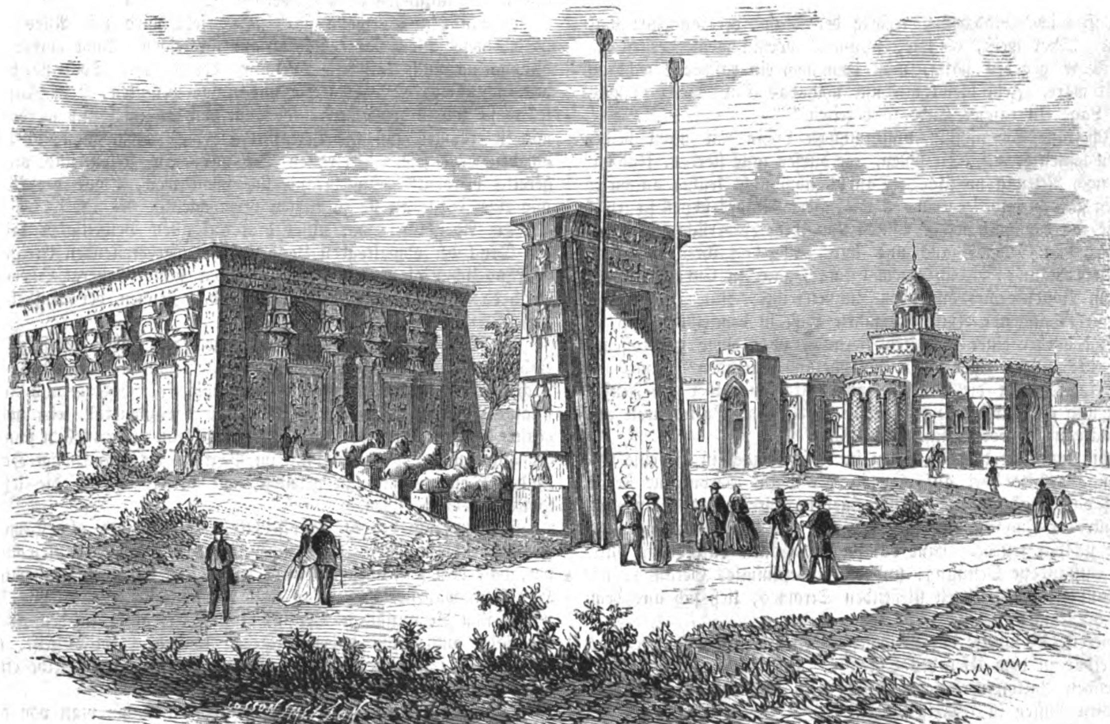
V.

„Haltet auf!" hörte man unter dem Dunkel der dichten Cypressen und Fichten des Parks rufen. „Das waren wieder die Beiden! Dort hinaus! schnell, schnell! Dießmal sollen sie uns nicht entkommen!"

Ein Trupp Soldaten brach in eiligem Lauf aus dem Dickicht auf die, die verschiedenen Baulichkeiten des Landsitzes umgebende freie Lichtung hinaus; doch die von ihnen Verfolgten mußten bereits irgend einen geheimen Zufluchtsort erreicht haben. Nirgends, sowohl in den sich hinter der Rückwand des Hauptgebäudes fortziehenden Buschpartieen, wie zwischen den Stallungen und Waarenhäusern zur Seite des großen Vorhofs fand sich eine Spur von denselben.

„Verdammt!" fluchte der Führer der Abtheilung. „Wo können sie nur hingekommen sein? Es muß hier irgend eine geheime Pforte geben, durch welche sie uns nun schon zum zweiten Male gleichsam unter den Händen entschlüpft sind."

„Warum, Sergeant, mußtet Ihr mich auch verhindern, Feuer zu geben?" murrte der eine Soldat. „Der Teufel hole den uns gewordenen Befehl, unter keinen Umständen von unserer Feuerwaffe Gebrauch zu machen! Es sind ein Mann und ein Weib; ich habe



Bilder von der Weltausstellung. **Egyptisches Quartier. Tempel und Palast des Vizekönigs.** Von Blanchard. (S. 459.)

Beide vorhin genau unterschieden und einen Moment hatte ich den Ersteren völlig schußgerecht vor dem Lauf meines Gewehrs. Sie sollten uns so nicht entgangen sein."

„Keinesfalls kann ihnen ihre Flucht geglückt sein," äußerte der Führer, ohne auf die letzte an ihn gerichtete Bemerkung zu antworten, „und bei Gott! zum dritten Male sollen sie uns nicht entgehen. Irgendwo hier herum muß sich ihr Versteck befinden. Schnell eile Einer von euch, den Kapitän von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen und noch dreißig Mann Verstärkung für diesen Posten zu fordern. Keine Maus soll von hier aus mehr ungesehen aus dem Schatten der Gebäude hervorschlüpfen."

Der Major lauschte mit angehaltenem Athem und das Ohr fest an die zu dem Gewächshause führende Schlupfpforte gepreßt, den außen von dem Sergeanten an seine Mannschaft ertheilten Befehlen. Lydia stand mit von der Eile der eben bestandenen Flucht noch hochklopfender Brust und gerötheten Wangen einen Schritt hinter ihm. Das Antlitz des jungen Mannes deckte Leichenblässe. Der starre Blick seiner Augen und seine verzerrten Züge verkündeten die in ihm tobende Verzweiflung. Die innigste Theilnahme, Furcht, Besorgniß, und doch auch wieder ein gehobener Ausdruck lagen in dem Gesicht des jungen Mädchens ausgesprochen.

„Sterben, sterben!" murmelte der Offizier; „jeder Ausgang ist mir versperrt, und es ist für mich an keine Rettung mehr zu denken. Wohlan denn! den Degen in der einen und den Revolver in der andern Faust will ich mich unter sie stürzen, um mindestens die Schmach nicht zu überleben, so unverantwortlich den mir anvertrauten Posten preisgegeben und diese Gefahr über die Sache, der ich diene, heraufbeschworen zu haben!" Seine Hand lag an dem Drücker der Pforte.

„Um Gottes willen! Herr Major, was wollen Sie beginnen?" hatte sich ihm Lydia vorgeworfen. „Da draußen wartet Ihrer Tod und Gefangenschaft; hören Sie denn nicht?" — Man vernahm von außen den raschen, taktmäßigen Tritt einer fast in vollem Laufe eintreffenden Soldatenabtheilung und gleich darauf die durch die größere Entfernung jedoch nicht genau verständlichen Befehle einer zweiten Stimme — „eben ist noch ein neuer Haufe zu unseren vorigen Verfolgern gestoßen. Der erste Schritt da hinaus würde Sie denselben verrathen."

„Laß mich, Mädchen," wehrte der Major der ihn Zurückhaltenden. „Wer weiß, ob mir, wenn ich vorhin meiner ersten Regung Folge gegeben hätte, nicht doch noch ein rascher Durchbruch geglückt wäre. Jetzt bleibt mir nur noch das Eine: dieser schmachvollen Lage ein rasches Ende zu bereiten."

„Ich lasse Sie nicht!" umklammerte Lydia mit ihren beiden Händen seinen Arm. „Sie sollen, Sie dürfen nicht sterben. Und ha! es ist noch Rettung möglich. Daß ich auch nicht früher an diesen Ausweg gedacht habe! Kommen Sie, Herr Major! schnell schnell!"

Sie zog den halb wider Willen von ihrer Zuversicht Beherrschten durch das Gewächshaus und durch alle von ihrer Gebieterin bewohnten Räume, bis zu einem Gemach ganz zu Ende der rechts von dem Boudoir sich öffnenden Zimmerreihe. Nur eine von der Decke niederhängende Ampel gewährte Licht in demselben, und die Bauart des eher einer bedeckten Veranda oder einer geschlossenen Halle, als einem eigentlichen Wohngelaß ähnelnden Raumes erinnerte insofern an die des Boudoirs, als auch hier die Fenster fehlten und ein durch eine feste Thür geschlossener Balkon weit aus der Rückwand hervorsprang.

Lydia war mit dem Eintreten in dieß Gemach in die eine Ecke geeilt und drückte dort auf eine in der Wand verborgene Feder, worauf durch das Emporschnellen einer in den Fußboden eingefügten Thür der Zugang zu einer schwarz und dunkel aufgähnenden Treppe sichtbar wurde. Eine dumpfe, feuchtkalte Luft drang durch die so entstandene Oeffnung, und ein unbestimmtes Geräusch, wie das Rauschen eines schnell fließenden Stromes, ließ sich aus demselben vernehmen.

„Gerettet!" jubelte das Mädchen. „Diese geheime Treppe führt unmittelbar zu dem Ufer des Ogeechee, und der unter dem vorspringenden Balkon verborgene Kahn wird uns mitten durch alle feindlichen Posten in's Freie führen."

„Wie soll ich Dir danken, Mädchen?" Der Major hielt die Eilende auf der obersten Stufe der Treppe zurück. Du hast mir mehr als das Leben, die Ehre gerettet. Dank, Dank! Doch Du sollst Dich um meinetwillen keiner weiteren Gefahr aussetzen. Laß mich da hinabsteigen. Auch die Ufer des Flusses sind weiter abwärts sicher von den feindlichen Posten besetzt, und nie würde ich es mir verzeihen, wenn Dich eine ihrer Kugeln treffen sollte. Bleib' zurück, mein süßes Mädchen! Einmal im Besitze des Kahns, werde ich mich selber zu retten wissen."

Die Augen des Mädchens hafteten mit einem unendlichen Ausdruck von Innigkeit und geheimem Frohlocken an seinem Munde. Seine glühenden Dankesworte und die um sie geäußerte Besorgniß erfüllten sie mit einem namenlosen Entzücken. Unter seiner Berührung erbebend, war ihr die beabsichtigte Handlung selbst fast aus dem Gedächtniß geschwunden. Willenlos fügte sie sich seinem Verlangen und gestattete ihm den beanspruchten Vortritt.

„Himmel!" rief der Offizier aus der Tiefe zu dem noch in einem Schauer von Glück starr und unbeweglich auf der vorigen Stelle verharrenden Mädchen zurück. „Die zum Wasser führende Pforte ist verschlossen!" Er rüttelte mit ganzer Kraft an derselben. „Allmächtiger Gott, so nahe der Rettung und mich noch verloren geben zu müssen!"

Lydia befand sich bereits an seiner Seite. Auch sie rüttelte vergeblich an der aus starken Eisenstäben gefügten Pforte. „Wartet einen Augenblick!" rief sie, die Treppe wieder emporfliegend. „Es kann nicht sein, die Thür ist sonst immer nur mit einem Riegel befestigt."

Nach einer halben Minute erschien sie mit einem aus einem der Zimmer aufgegriffenen Armleuchter wieder an seiner Seite. Der Kahn lag, wie bei dem durch die Gitterstäbe auf den dunkeln Wasserspiegel fallenden Lichtschimmer deutlich zu erkennen, hart vor der Pforte, die Ruder ragten über dessen Bord hervor, doch die Pforte war außer dem vorgeschobenen mächtigen Riegel noch durch ein an demselben befestigtes gewaltiges Vorhängeschloß gesichert.

Der Major raufte sich das Haar und erschöpfte sich in vergeblichen Versuchen, den Riegel zurückzuschieben oder die Thür zu sprengen. Auch das Mädchen stand einen Augenblick wie vernichtet. Ein Aufflackern der Lichter unter dem aus dem oberen Gemach dringenden scharfen Luftzug ließ sie jedoch plötzlich einen über die eine Bank des Kahns ausgebreiteten Teppich, und an dem Boden desselben noch einen ganzen Haufen Decken und Mäntel oder sonst andere Umhüllungen gewahr werden.

„Mylady!" murmelte sie. „Ha! jetzt wird mir Alles klar. „Sie, dieses Weib hat den Kahn für ihre eigene Flucht vorbereitet, und darum auch der feste Verschluß der Thüre. Doch sie besitzt den Schlüssel. — Warten Sie nur einige Minuten, Herr Major," kehrte sie sich zu demselben, „ich kenne den Schlüssel und werde ihn mir zu erringen wissen. Verlassen Sie diese Stelle nicht, ich bitte, ich beschwöre Sie. Vertrauen Sie mir, Sie sollen und müssen gerettet werden." Sie befand sich schon weit, bevor der Major nur eine Frage an sie zu richten vermochte. — —

Die Abendtafel war unter dem auf allen Betheiligten lastenden Druck der obwaltenden Lage und sich vorbereitenden Ereignisse überaus schweigsam verlaufen und eben hatte General Sherman durch das Erheben von seinem Sitze das Zeichen der Aufhebung derselben gegeben.

Die Offiziere seiner Begleitung, etwa zehn oder zwölf an der Zahl, standen im Begriff, sich in den Herrensalon zu begeben, um nach amerikanischer Sitte die Mahlzeit mit einer Cigarre und einem Glase Gemischten zu beschließen. Nur der General, ein hoher, ernster Mann mit vollem, nur leicht mit Grau gesprenkelten schwarzen Haar und Bart, tauschte, im Begriff, die Dame vom Hause in das Damenzimmer zu geleiten, mit derselben noch die letzten Höflichkeitsbezeigungen.

Den Ersteren drängte es offenbar, sich der ihm als Kavalier der Dame obliegenden Pflicht zu entledigen. Seine Gedanken mochten, nach dem sinnenden Ausdruck seiner Augen, der gegenwärtigen Handlung wahrscheinlich schon weit vorausgeeilt sein. Ohne das würde ihm die auffällige Spannung und Erregung in den Zügen der Lady auch kaum haben entgehen können. Im Begriff, den ihr gebotenen Arm des Generals anzunehmen, hatte dieselbe einen rasch sich orientirenden Blick um sich geworfen.

„Kapitän Wiggs, Sie schon zurück!" vernahm man von dem andern entgegengesetzten Ende des Saals den verwunderten Ausruf. „Und, Herr im Himmel, wie sehen Sie aus! Was ist ge-

schehen? Was bringen Sie für Nachrichten?" Die Herren hatten um den in Begleitung Bumpo's Eingetretenen einen Kreis geschlossen. Die Beiden trieften vor Nässe, und von den Stiefeln und dem Uniformrock des Kapitäns war unter dem dieselben deckenden Schlammüberzug kaum noch die ursprüngliche Farbe zu erkennen. Die nächsten als Diener fungirenden Haussklaven hatten den nicht besser aussehenden Neger in ihre Mitte genommen. Verwunderte Ausrufe begleiteten in beiden Gruppen die Mittheilung der Berichterstatter.

Der General war auf das erste zu ihm gedrungene Wort stehen geblieben und hatte einen verwunderten Blick auf den, ihm jedoch durch die sich um ihn drängenden Offiziere augenblicklich noch verborgenen Kapitän zurückgeworfen. „Habe ich denn recht gehört!" murmelte er; „Wiggs schon zurück, was kann das bedeuten?" Die höchste Besorgniß sprach aus seinen Zügen.

Auch die Dame an seinem Arm war aufmerksam geworden. „Nicht möglich!" hörte man aus der um den Kapitän gebildeten Gruppe rufen.

„Nicht möglich?" erwiederte die Stimme des Letzteren, „und warum nicht möglich? Als ob dieser Höllenbrut von Sezessionisten nicht auch ein solches Teufelsstückchen zuzutrauen wäre. Der beabsichtigte Ueberfall war ein Fakt, doch der Erfolg ist gegen sie ausgeschlagen. Nicht Einer von dem verdammten Gesindel ist uns entkommen. Binnen zehn Minuten werden die Herren die Gefangenen hier eintreffen sehen."

„Arm schwarz Mann sie ausgespürt haben," jubelte Bumpo in dem Kreise seiner staunend ihn anschauenden Zuhörer. „Ihr nicht solche Holzböcke sein, länger noch old Jim Neil zu gehorchen. Ho! ich ihn schon noch finden werde, ihn wie old bös Gallego. Jetzt arm Nigger frei sein, jetzt selber den Herrn spielen."

„Der Kapitän Wiggs!" meldete einer der Offiziere dem General. „Die Mittheilung desselben scheint von höchster Wichtigkeit zu sein."

„Mylady," richtete dieser das Wort an die von ihm geleitete Dame, „wollen es nicht mir, sondern dem unabwendbaren Gebot der Pflicht beimessen, wenn ich zu meinem größten Bedauern die mir gewährte und mir so schmeichelhafte Ehre Ihrer Begleitung gezwungen bin an einen Stellvertreter zu übertragen. Die eingetroffene Nachricht scheint in der That eine sehr wichtige zu sein. Oberst Willmot, wollen Sie an meiner Statt Mylady den Arm bieten."

Unter ihrer völlig mechanisch gegebenen Erwiederung hatten die Augen der schönen Frau nochmals mit einem Blick die Gelegenheit erkundet. Jeder Tropfen Blut war aus ihren Wangen entwichen, doch eine furchtbare Entschlossenheit lag in ihrem Antlitz ausgesprochen. „Es muß sein!" hauchten ihre Lippen. „Der Major und die Seinen sind den Nordstaatlichen in die Hände gefallen. Auch Jim Neil kehrt nicht zurück. Doch noch steht es bei mir, diesen Uebermüthigen den schon für sicher gehaltenen Triumph wieder zu entreißen. Diese eine Minute ist noch mein, und ich will sie zu ihrer Aller Verderben benützen." Indem sie ihre Linke in den ihr von dem Obersten gebotenen Arm legte, hielt sie in der Rechten bereits das Fläschchen mit dem tödtlichen Gifte verborgen.

In dem Moment, wo sie mit ihrem Begleiter die zu dem Damenzimmer führende Thür erreichte, hatte einer der schwarzen Diener von dem im Zwischengemach aufgerichteten Büffet eben das silberne Kredenzblatt mit den Gläsern und den Krystallfläschchen für den Nachttrunk der Herren aufgegriffen. Ihr den Vorrang zu lassen, war derselbe mit ihrer Annäherung einen Schritt zurückgetreten, und außer diesem Schwarzen und dem sie geleitenden Offizier befand sich augenblicklich in der Vorhalle wie in diesem Theil des Saals überhaupt Niemand gegenwärtig. Wofern es ihr deßhalb nur gelang, die Aufmerksamkeit der Beiden einen Moment von sich abzulenken, durfte sie das Gelingen des sich vorgesetzten Werks als gesichert betrachten.

Im Begriff, die Schwelle des Vorzimmers zu überschreiten, stützte sie sich, wie von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, auf den Arm ihres Begleiters, kaum daß der Oberst die schwer an ihm Niedersinkende noch in seinen Armen aufzufangen vermochte. Auf dessen Zuruf war der Schwarze, das Brett mit den Gläsern und Flaschen eilig auf den vor dem Büffet stehenden Kredenztisch aus der Hand setzend, ihr zu Hülfe gesprungen.

„Wasser! einen Tropfen Wasser!" stöhnte die Ohnmächtige. Mit einer wie unwillkürlich ausgeführten Bewegung schwankte sie, von den Beiden geleitet, zu dem nächsten Sessel. Der Tisch befand sich dadurch unmittelbar in ihrem Handbereich. „Mein Flacon!" Die Dame schien schon halb wieder zu sich gekommen; „ich glaube es auf meinem Platz an der Tafel vergessen zu haben."

Der galante Offizier eilte davon, ihren Wunsch zu erfüllen; der Schwarze, nachdem er in der Hast, aus der vom Büffet aufgegriffenen Karaffe ein Glas mit Wasser zu füllen, diese zerschlagen, war zur Befriedigung des von seiner Gebieterin ausgesprochenen Verlangens aus dem Zimmer gestürzt. Sie sah sich allein, und mit einer fast unmerklichen Handbewegung ließ sie aus der bereitgehaltenen Phiole einige Tropfen in die für die Oberoffiziere bestimmten Krystallpokale träufeln. Ein Blitz des Triumphes leuchtete in ihren schwarzen Augensternen, ihre Hand hatte nicht gezittert, ein stolzes, überlegenes Lächeln spielte um ihre Mundwinkel.

„Mylady, den Schlüssel, den Schlüssel zur Wasserpforte!" Lydia stand vor ihr. Es mochte zweifelhaft erscheinen, ob das Mädchen unter ihrem eiligen Eintritt die vorige Handlung ihrer Herrin beobachtet hatte; doch die noch nicht wieder geborgene Phiole mußte jedenfalls ihren Verdacht erwecken. Keines Wortes mächtig starrte die im ersten Schrecken von ihrem Sitz emporgefahrene Dame sie an.

„Der Major!" drängte die Zofe. „Alle Ausgänge sind umstellt, es bleibt nur noch die Flucht durch die Wasserpforte möglich. Den Schlüssel, Mylady, der Major muß gerettet werden!"

„Der Major ist noch hier!" hatte dieser die vernommene schlimme Kunde die Sprache wiedergegeben; „und Elende, Du hast die Wasserpforte an ihn verrathen!"

„Den Schlüssel!" beharrte das Mädchen auf ihrem Willen.

„Schweig, wenn Dir das Leben lieb ist!" flüsterte ihre Herrin ihr zu. „Ich selber werde dem Major öffnen." Der Oberst war mit einer Aeußerung des Bedauerns, das gewünschte Flacon nicht gefunden zu haben, in das Zimmer zurückgekehrt.

„Dank, Dank!" stieß die Dame, sich auf Lydia stützend, wie mit äußerster Anstrengung hervor, „und Entschuldigung für die vergebliche Bemühung. Meine zum Glück erschienene Zofe hat mir das Gewünschte schon gereicht und ich befinde mich wieder besser; doch fühle ich mich noch sehr angegriffen und will mich gleich auf mein Zimmer begeben. Nochmals Dank und gute Nacht, mein Herr."

Der Oberst sah sein Erbieten, ihre Dienerin zu unterstützen, zu bestimmt zurückgewiesen, als daß er darauf zu bestehen vermocht hätte. Auch übte der in dem anstoßenden Saal von dem Kapitän dem General abgestattete Bericht auf ihn eine viel zu große Anziehungskraft aus, als daß es ihm mit seiner Anerbietung wohl ein rechter Ernst gewesen wäre. Die Dame höflich bis zur Thür geleitend, beeilte er sich, die ihm von dieser gewährte Erlaubniß, sich zu entfernen, zu benützen. Ein Blick derselben hatte zuvor auch schon den mit dem verlangten Glase Wasser erschienenen Neger zurückgewiesen.

Ein Verdacht schien fast mit dem Betreten des Vorflurs dem Mädchen aufgestiegen. „Ich gehe nicht weiter," lieh sie ihrer Empfindung Worte, „bis Mylady mir den Schlüssel gegeben haben."

Ein Blick, scharf und schneidend wie eine Dolchklinge, blitzte aus den Augen ihrer Gebieterin sie an; doch die Gefahr, gehört zu werden, ließ dieselbe den in ihr kochenden Zorn noch zurückhalten. „Thörin," äußerte sie kalt, „hast Du denn nicht vernommen, daß ich selber dem Major öffnen werde?" (Forts. folgt.)

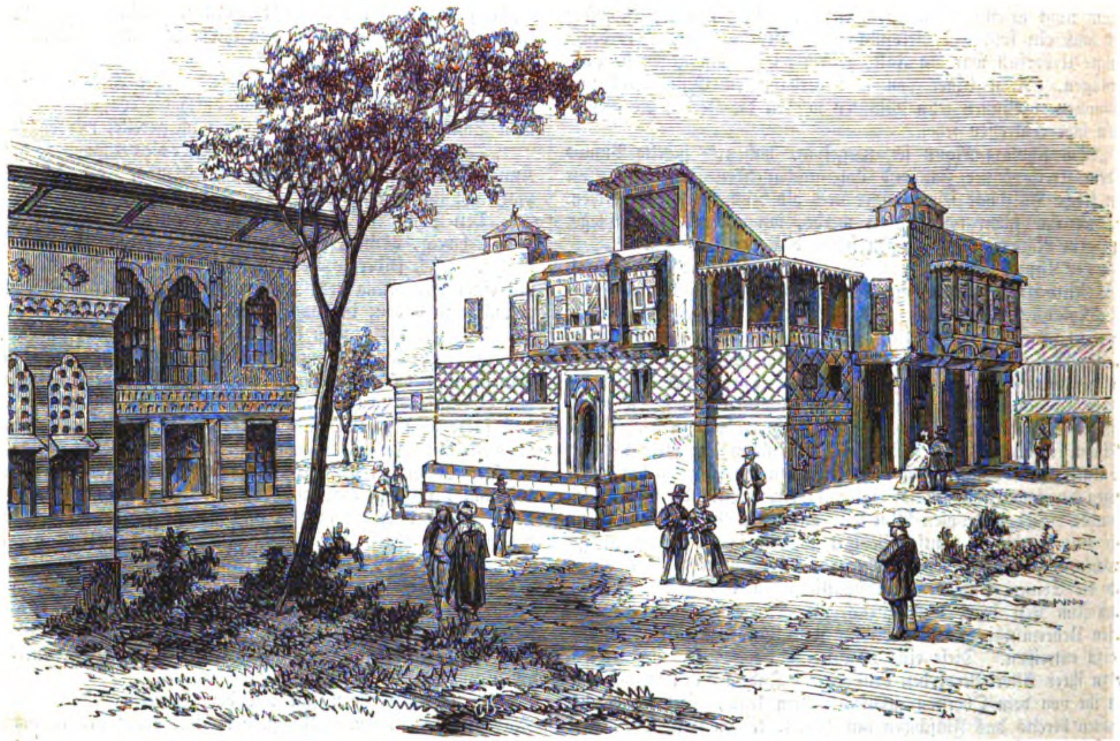
Bilder von der Weltausstellung.

(Bilder S. 457, 460 und 461.)

Bei einer Wanderung durch den Park, der den Besucher der Weltausstellung durch seine bunte Abwechslung lange, vielleicht nur zu lange fesseln wird, so daß er für den Kern des Ganzen, die Industrie im Innern des Palastes, kaum mehr den frischen Sinn, das offene Auge, die so nöthig sind, haben kann, bei dieser Wanderung tritt uns der Charakter der Nationen recht lebendig entgegen, und wir sind überzeugt, daß die Reiselust und der Touristenzug durch diese Zusammenstellung des Eigenthümlichsten aller Völker ganz

entschiedene Richtungen bekommen wird. Das Interesse für einzelne Völkerstämme wird durch diesen praktischen Geographiekursus geweckt oder abgeschwächt. England macht zum Beispiel einen entschieden langweiligen Eindruck; wie fesselt dagegen von malerischer Seite Rußland, Egypten, China, wie heimelt uns Oesterreich an! Verweilen wir einen Augenblick bei diesem. Dieß kleine Konglomerat von Gebäuden gibt uns ein beinahe vollständiges Bild von diesem Völkerbabel. Auf kleinem Raum findet man nun eine Musterrestauration — die Brauerei von Dreher, die bekanntlich alle bayerischen überflügelt hat und deren Personal einen ganzen Extratrain in Anspruch nahm. Die Wohnungen nach den verschiedenen Nationen gruppirt, welche das Kaiserreich in sich schließt, die unter sich durch Sprache, Ursprung, Sitten und Charakter verschiedenen Nationen auf einem Fleck beisammen zu sehen, hat einen ganz besonderen Reiz. In der Mitte des Hufeisens steht ein oberösterreichisches Haus, dicht daneben ein böhmisches, dort ein Stück ungarischer Architektur, eine Tscharda, die das Pendant zu einer Musterbäckerei bildet. Die beiden Enden des Halbkreises nimmt zur Rechten eine reizende tyroler Hütte, zur Linken eine Ziegelbrennerei ein. Sämmtliche Bauten sind unter der geschickten Leitung des Architekten Weber errichtet.

Besteigen wir einen Lloyddampfer und steuern hinüber nach Egypten! Doch nein, wir vergessen, wir haben es ja viel bequemer. Ein paar Schritte und wir sind in Egypten. Das ist ja der Reiz dieses lebendigen Panoramas, daß wir Alles so nahe beisammen finden. Da stehen wir vor dem Tempel. Ist es der von Edfu, von Karnak — keiner von beiden, es ist der Typus des egyptischen Tempels im Allgemeinen, dessen Zugang rechts und links von Sphinxen bewacht wird. Dort steht ein Selamlik, das Muster eines alten arabischen Baus, und zur Rechten der Palast des Vizekönigs in einer Nachahmung. — In einem Okel, einem Karawanserai ist uns die anziehende Gelegenheit geboten, die Typen, Sitten und Gebräuche des heutigen Egypten zu studiren. Um uns seinen ganzen Reichthum zu zeigen, wird Egypten auch eine Menagerie von Thieren, zahmen und wilden, des Hauses und der Wüste, vor Augen führen. Der unermüdliche Lesseps, der sein Leben der Durchstechung der Suez-Landenge geweiht, hat auf eigene Kosten ein Haus erbaut, um die Pläne aller Arbeiten dieses Wunderwerks in Relief auszulegen. Da haben wir denn sogar das Egypten der Zukunft!



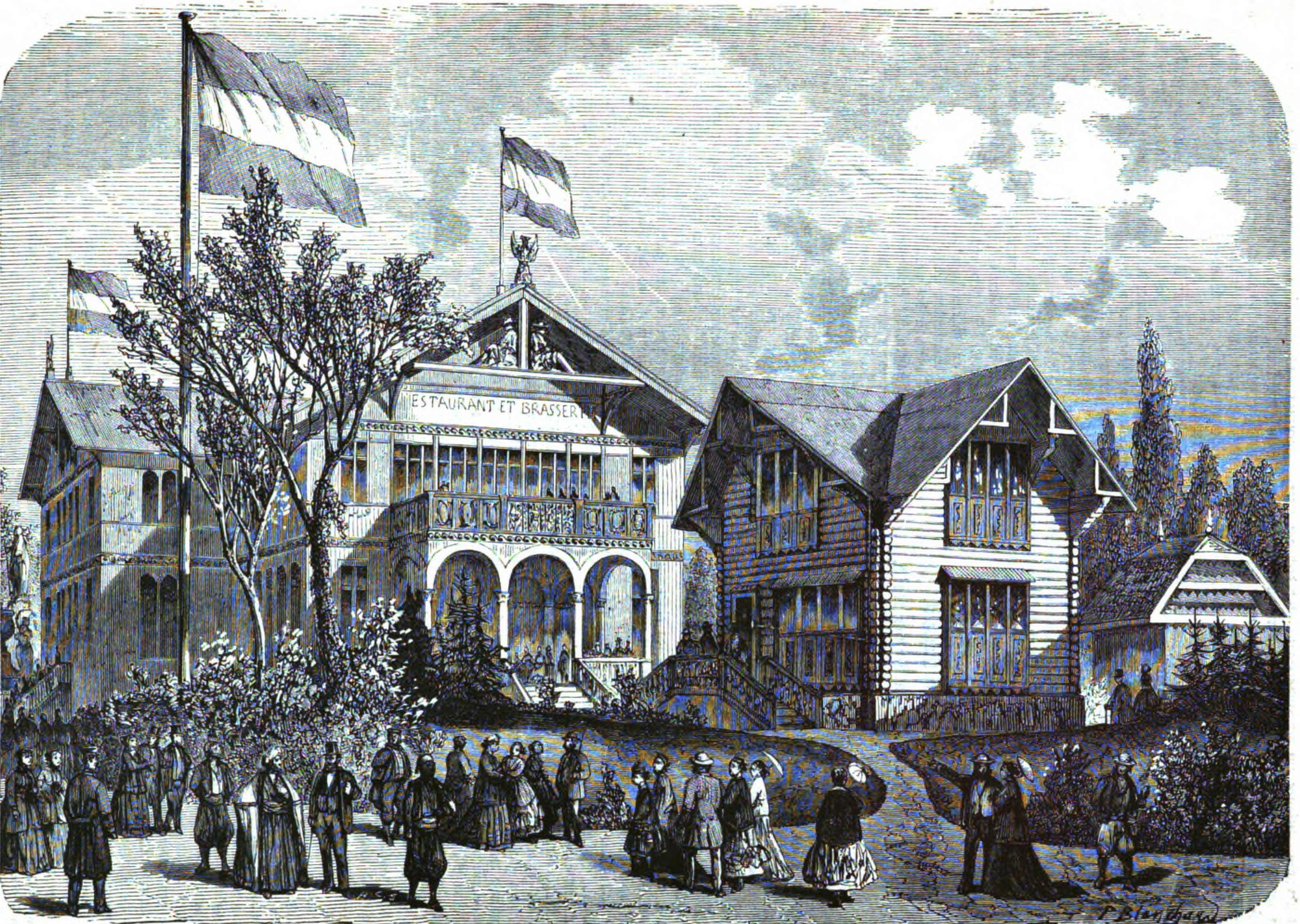
Bilder von der Weltausstellung. **Das Karawanserai.** Von Blanchard. (S. 459.)

Ulanen auf der Hühnerjagd.

(Bild S. 464.)

„In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein."

Eine Patrouille preußischer Ulanen zieht auf dem Marsch nach Pardubitz durch ein von den Einwohnern verlassenes böhmisches Dorf; aber so lustig die schwarzweißen Fähnlein auch im frischen Morgenwinde flattern, so keck die schlanke Czapka auf dem Haupte sitzt, der Magen ist desto trauriger, denn er bekam noch kein Frühstück und hat auch keine bedeutende Aussicht auf ein Mittagessen. Da sehen Einige von ihnen durch den offenen Thorweg auf den wüsten Hof des verlassenen Gehöftes. Die Thür ist aus den Angeln gefallen; die eine der beiden Kugeln von ihrem Pfeiler gesunken, und ein zerbrochener Wagen liegt wie ein invalider Krieger in einer Ecke. Ein trostloser Anblick! — Aber was bewegt sich denn da in dem hohen Stroh? Eins, zwei, drei, vier gackernde Hühner, die, unbekümmert um die feindliche Invasion, sich noch einige verlorene Körnchen aufpicken. Noth bricht Eisen, und Jeder ist sich selbst der Nächste. Weßhalb haben die dummen Bauern ihr Eigenthum auch nicht mitgenommen? Wenn wir es nicht nehmen, nimmt es ein Anderer. Von diesen Gedanken und Grundsätzen blitzschnell erleuchtet, sprengten fünf Ulanen in den Hof, und zwei schwingen sich sofort von ihren Pferden, um die erschreckten Hühner zu Fuß zu attaquiren, während die drei Anderen vom hohen Roß herab von ihrer Lanze Gebrauch machen und die unglücklichen Thiere aufzu-



Bilder von der Weltausstellung. Oesterreichisches Quartier. Brauerei von Dreher. Von Blanchard. (S. 459.)

spießen suchen. Ulanen auf der Hühnerjagd! aber doch auf einer ganz andern Hühnerjagd, wie wir sie im Frieden gewohnt sind. Im Frieden nämlich machen zahme Jäger auf wilde Hühner Jagd, und im Kriege wilde Jäger auf zahme Hühner. Das ist der Unterschied. Da reitet der Eine schon zum Thor hinaus, hoch auf der Lanzenspitze den durchbohrten Hahn mit schmerzlich gekrümmten Füßen und traurig herabhängendem Kopf. Drei Andere sind im Begriff, fast gleichzeitig ihr Opfer aufzuspießen, das sie dann wohl gemeinschaftlich zu Mittag verzehren werden, während der Vierte die Lanze bei Seite geworfen hat und, im Stroh knieend, mit nerviger Faust dem gefiederten Wecker des Morgens die krächzende Kehle zudrückt. Im Hintergrunde aber, unbemerkt von den wilden Jägern, entfernt sich mit vorsichtigem, geräuschlosen Fluge ein vierter Hahn, um hinter der aus den Angeln gefallenen Thüre Schutz zu suchen. Unser Interesse wendet sich dem schlauen Sohne unwillkürlich zu. Möge er unentdeckt bleiben und durch seine Nachkommenschaft den öden Hof wieder bevölkern!

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter von **Gustav Rasch.**

II. In Paris.

(Schluß.)

Im Hause Herwegh's. Georg und Emma Herwegh. Alfred Meißner. Johannes Ronge. Deutsche Renegaten und Spione. Louis Bonaparte's erster Staatsstreichversuch. Savoye über Louis Napoleon. Karl Blind, Friedrich Schütz und Arnold Ruge, die badische Gesandtschaft. Ein Abend im Café Lemblin im Palais Royal. Ledru Rollin. Marr. Guinard. Tausenau. Saß. Blind. Am Abend des 13. Juni. Verhaftungen und Ausweisungen. Abreise nach London.

Ausflüge in die Umgegend von Paris, nach den Höhen von Meudon, an den See von Enghien, nach Asnières, nach Vincennes, nach Sevres, nach Sceaux, in dessen dichtbelaubten Parkgängen und Boskets einst die Regentschaft ihre Orgien gefeiert hatte, nach Versailles, wurden in Gesellschaft der wiener Flüchtlinge mit ihren Frauen unternommen. Für den Abend waren gewöhnlich Zusammenkünfte in dem bekannten Café des Palais Royal, im Café Lemblin, verabredet, wo wir dann auch häufig mit den Mitgliedern des Berges und der legislativen Versammlung und mit bekannten französischen Revolutionären zusammentrafen. Für einen großen Theil der deutschen, polnischen und italienischen Flüchtlinge war auch das Herwegh'sche Haus ein angenehmer Zusammenkunftsort für den Abend. Dr. Andreas Gottschalk brachte mich eines Mittags zu dem vor wenig Jahren in Deutschland plötzlich so berühmt gewordenen Dichter. Georg Herwegh war damals ein schöner junger Mann von eleganter schlanker Gestalt, mit dunkeln feurigen Augen, dunklem, wenn auch bereits dünnem Haar, und sehr regelmäßig geschnittenen Zügen; ich hatte ihn früher in Deutschland nicht gesehen. Sein Wesen sagte mir sehr wenig zu. Er sprach mit einer Art von Degout, um nicht das Wort Widerwillen zu gebrauchen, von den deutschen revolutionären Bestrebungen und erzählte uns in einer äußerst apathischen Weise, daß er sich jetzt mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigen wolle. Zuweilen nahm seine Redeweise eine mich sehr widrig berührende Färbung von Dünkel und Hochmuth an. In leidenschaftliche Erregung brachte ihn nur eine verdrießliche Stimmung. Weit sympathischer erschien mir seine Frau, welche alle die Eigenschaften in der Konversation entwickelte, welche ich an ihm vermißte. Es ging übrigens Vielen von den deutschen Flüchtlingen so wie mir. Scherzweise verabredeten wir häufig, bei Frau Herwegh Abends den Thee zu nehmen. Eine allgemein beliebte Erscheinung im Herwegh'schen Hause war Alexander Herzen und seine schöne, sanfte Frau. Herzen war eine imposante männlich schöne Erscheinung, thatkräftig und feurig in seinem äußern Auftreten, liebenswürdig im Umgange, freigebig und nobel, ein Mann von Geist, Verstand und Energie. Der große berühmte russische Revolutionär prägte sich auch in seinem ganzen äußern Wesen aus. Auch Alfred Meißner, der berühmte Dichter des Ziska, lernte ich im Herwegh'schen Hause kennen. Er hielt sich damals in Paris auf, um sein in demselben Jahre erschienenes Buch über die soziale französische Bewegung zu schreiben. Seine Erscheinung wirkte äußerst angenehm und sympathisch. Das zuweilen schüchterne, fast mädchenhafte Wesen, der zarte Teint seines Gesichts, sein schönes blondes Haar und die feine Gestalt ließen nichts weniger als die Wildheit und die Leidenschaft seines Ziska vermuthen.

Als Louis Napoleon Bonaparte als erwählter Präsident der französischen Republik das Elysée bezogen hatte, konnte für alle französischen Republikaner die reaktionäre und ultramontane Politik, welche seine Regierung verfolgen würde, gar nicht mehr zweifelhaft sein. Bereits am 29. Januar wollte der neue Präsident einen Staatsstreich gegen die legislative Versammlung im Palais Bourbon versuchen. Ich sah ihn damals zuerst auf dem Eintrachtsplatz in der Nähe der Rue de la Paix in Begleitung Changarnier's und eines Dutzend Offiziere der Nationalgarde und der Armee. Er trug die Uniform eines Generals der Nationalgarde, saß gut zu Pferde, hatte indeß keinen Gesichtszug, der an den napoleonischen Typus erinnerte. Die feste politische Haltung des pariser Volkes, welches sich an diesem Tage zu vielen Tausenden auf dem Eintrachtsplatze eingefunden hatte, ließ ihn erst seine Absichten verschieben. Die Leiter des pariser Klubs, die Mitglieder der geheimen Gesellschaften, die Sektionschefs in den Vorstädten waren indeß von da an auf ihrer Hut und organisirten den Widerstand, der den neuen Präsidenten bei dem ersten Versuche, den er selbst auf die Republik machen würde, stürzen sollte. Es ist sonderbar, wie Louis Napoleon selbst Freunde, welche ihn lange und genau im Exil gekannt haben, zu täuschen verstanden hat. Der bekannte Freund Ledru Rollin's, der Deputirte Savoye, der, selbst aus Frankreich exilirt, mit ihm im Exil vielen Umgang gehabt hat, versicherte mir häufig, daß er ein geistig ganz unbedeutender Mensch sei. Währenddem bereiteten sich auch in Deutschland die Ereignisse zu einem allgemeinen Ausbruche im Frühjahr vor, und ein reges Leben kam unter die deutsche Emigration. Windischgrätz war nach einem achttägigen Kampfe in der Nähe von Pest bis nach Raab zurückgeworfen worden, und ganz Ungarn war im Aufstande. In Sachsen, in Böhmen, in der Pfalz und in Baden bereitete sich eine allgemeine Erhebung vor, in Rom war die Republik proklamirt und Mazzini proklamirte vom Kapitol die Freiheit Italiens. Die deutschen Flüchtlinge in Paris bereiteten sich vor, an der allgemeinen Erhebung Theil zu nehmen. Oberst Haug, der Legionär Podulak und Dortu reisten nach Italien ab, um in die Dienste der römischen Republik zu treten, und dort für die Freiheit ihre militärischen Kenntnisse zu verwerthen. Der Erstere schlug im Stabe des Generals Roselli die Neapolitaner bei Velletri und nahm dann unter dem Oberkommando Garibaldi's Theil an der Vertheidigung der ewigen Stadt gegen die Expedition Oudinot's; der Andere fiel unter französischen Bajonneten bei der Erstürmung der Villen; nur den Dritten hinderte ein ihn befallendes Fieber in Marseille an der Einschiffung nach Civitavecchia, um später in Baden erschossen zu werden.

Als in Baden und in der Pfalz die Revolution ausgebrochen war, nahm die politische Regsamkeit unter der deutschen Emigration täglich zu. Der Zeitpunkt war für sie gekommen, wo sie sich wieder thätig an den politischen Geschicken des Vaterlandes betheiligen konnte. Die Zeiten, wo wir von den Höhen von Meudon oder von St. Gervais die Sonne am Abendhimmel verglühen sahen, auf dem See von Enghien im leichten Kahne fuhren oder auf den Studentenbällen im Prado oder in der Chaumière mit den hübschen Grisetten des Quartier Latin tanzten, waren vorüber. Aus der deutschen Emigration bildete sich ein Komite, welches mit den Regierungen in Baden und in der Pfalz in Verbindung trat und die süddeutsche Revolution durch Beschaffung von Offizieren und Waffenvorräthen unterstützte; alle Flüchtlinge, welche eine militärische Ausbildung besaßen, reisten nach Straßburg ab, um in die in Baden und in der Pfalz gebildete revolutionäre Armee einzutreten. Karl Blind, Arnold Ruge und Friedrich Schütz wurden von der provisorischen Regierung der vereinigten Länder Baden und Pfalz nach Paris gesandt, um ihre Interessen bei der Regierung der französischen Republik zu vertreten; in gleichem Auftrage hielt sich Oberst Frapolli als Gesandter der römischen Republik in Paris auf. Da war in der Rue de la Victoire, wo die süddeutsche

Gesandtschaft ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, in den Sitzungen des Komites der deutschen Emigration und Abends im Café Lemblin ein reges Leben. Kommissäre der badischen revolutionären Regierung erschienen in Paris zu Waffenankäufen, Mieroslawski wurde als Obergeneral der badischen Armee engagirt, während der ehemalige polnische General Sznayde das Kommando in der Pfalz übernahm; Fenneberg, Kuchenbäcker und Beust traten in die badische Armee ein. Auch die pariser geheimen Gesellschaften und die Sektionschefs in den Vorstädten bereiteten sich zu einem Schlag vor, der die Regierung des neuen Präsidenten und die reaktionäre Majorität der legislativen Versammlung bei Gelegenheit der römischen Expedition Oudinot's stürzen und durch eine neue Regierung der Mitglieder des Berges, an ihrer Spitze Ledru Rollin, ersetzen sollte. Abends im Palais Royal, im Café Lemblin, konnte man alle Führer und Leiter der im Anzuge begriffenen Revolution, welche sofort das Prinzip der Nichtintervention für Ungarn, Süddeutschland und Polen proklamiren sollte, und die in Paris sich aufhaltenden Flüchtlingsgruppen gehen und kommen sehen. Der große kräftige Mann mit stolz getragenem Kopfe, mit den starken energischen Zügen, mit der sonoren Stimme, der dort im letzten Zimmer mit einem Offizier in der Oberstenuniform der Nationalgarde spricht, ist Ledru Rollin, der Führer des Berges und der bedeutendste Redner der französischen Tribüne; der Andere ist der Artillerie-Oberst Guinard, ein bekannter französischer Revolutionär, ein Freund Arnaud Barbé's. Die noch sehr jugendliche Gestalt mit dem frischen Gesicht, mit den dunkeln Augen, in eleganter Toilette, an der nur ein rothes, unter dem Hemdkragen geschlungenes Tuch auffällig ist, welche dort neben dem Manne mit krausem, vollem, dunklem Haar und mit den finstern verdrießlichen Zügen auf der Causeuse von dunkelrothem Plüsch sitzt, ist Karl Blind. Der siebenmonatliche Aufenthalt im Zuchthause zu Bruchsal scheint seiner Gesundheit nicht geschadet zu haben; so frisch und munter sieht er aus. Sein finsterer Nachbar ist Karl Marx, der Sozialist, der frühere Redakteur der Rheinischen Zeitung, der in Deutschland die äußerste Richtung der revolutionären Partei vertritt; der dicke Mann dort, der vor ihnen steht und sich mit ihnen über einige sozialistische Grundsätze umherstreitet, ist der wiener Flüchtling Tausenau. Er hat in seinem Wesen und in seiner Gestalt nichts Revolutionäres. Dick, behäbig, langsam in seinen Bewegungen, sieht er weit mehr einem wohlhabenden Bourgeois aus der Montmartrestraße als einem deutschen Revolutionär ähnlich. Sein schwarzes Haar ist ganz kurz geschoren; seine Gesichtsformen haben auffallende Aehnlichkeit mit der Physiognomie des Kaisers Napoleon, des Onkels des Präsidenten der Republik, so auffallend, daß in den Steckbriefen, welche Windischgrätz von Pest aus hinter dem berühmten Agitator erließ, diese Aehnlichkeit immer besonders hervorgehoben wurde. Die lange dünne Gestalt mit dem hellblonden Haar, welche alle im Zimmer Anwesenden um eine Kopfeslänge überragt und sich zum Gehen anschickt, ist Friedrich Saß, der berliner Flüchtling, der auch schon im nächsten Jahre in Brüssel der Schwindsucht zum Opfer fallen sollte. Der Mann, der jetzt aus den andern Räumen des glänzenden Cafés in das hintere Zimmer tritt, eine kräftige, etwas untersetzte Figur mit blondem, glatt anliegendem Haar, und seine Schritte auf die Causeuse hinlenkt, wo Blind und Marx sich mit Tausenau um sozialistische Probleme herumstreiten, wer ist es? Seine Stirne und sein Auge lassen den Denker und den Philosophen errathen — es ist Arnold Ruge, der deutsche Philosoph. Aber es schlägt Neun, ich verlasse das Kaffeehaus, um nach dem Herwegh'schen Hause zu gehen. Es ist nicht weit von dem Palais Royal bis zu den elysäischen Feldern.

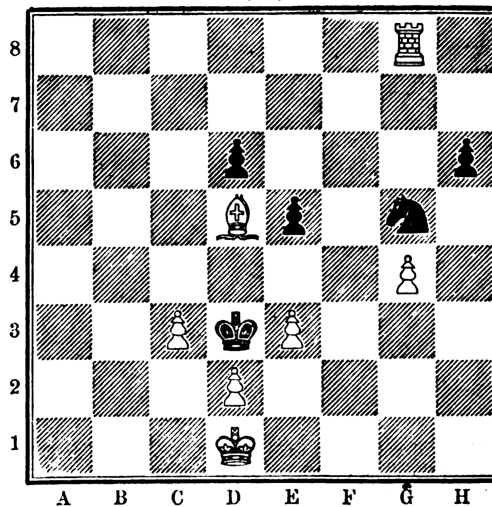
Nach vierzehn Tagen trafen wir uns eines Abends sämmtlich wieder in den glänzend dekorirten Räumen des Café Lemblin. Es war am Abend des 13. Juni. Die auf den Boulevards am Morgen zu Gunsten der römischen Revolution in Szene gesetzte revolutionäre Demonstration war mißlungen; sie war dadurch mißlungen, daß die Sektionschefs der Vorstädte und die Chefs der geheimen Gesellschaften sich mit den Abgeordneten der Nationalgarde in der Nacht vorher über die Tragweite und Prinzipien der neuen Revolution nicht einigen konnten. Nehmt den Ruf an: «vive la revolution sociale!» verlangten die Erstern. Die Revolutionäre in der Bourgeoisie wollten nur den Ruf: «vive la constitution!» zugestehen. Am andern Morgen blieben sämmtliche Vorstädte ruhig, während die Demonstration der Nationalgarde auf den Boulevards von den Soldaten und Polizisten Changarnier's auseinandergesprengt wurde. Hätten sich Bourgeoisie und Arbeitervorstädte in der Nacht vorher über die Devise: «vive la republique sociale!» einigen können, so wäre Louis Bonaparte am 13. Juni 1849 gefallen. Derselbe Zwiespalt sollte ihm dritthalb Jahre später den Staatsstreich möglich machen. Am Abend des 13. Juni ging es sehr unruhig unter den Flüchtlingen und unter den französischen Revolutionären im Café Lemblin her. Fast Jeder von den Anwesenden war schwer kompromittirt. Ledru Rollin und die andern Mitglieder der neuen provisorischen Regierung waren am Mittage im Conservatoire des Arts und des Métiers kaum der Verhaftung entgangen. Ledru Rollin war bereits nach London abgereist. Felix Pyat war am Mittage auf den Boulevards verhaftet worden. Manche der Anwesenden hielten die Gefahr für nicht so nahe bevorstehend. Oberst Guinard erklärte, die Nacht in seinem Hause zubringen zu wollen. Blind war der Meinung, daß die Regierung Louis Bonaparte's seine diplomatische Stellung in Paris nicht verletzen würde. Ich zog noch in derselben Nacht zu einem Freunde unter einem andern Namen in ein Hotel des Faubourg St. Germain. Am andern Morgen befand sich ein großer Theil der am vergangenen Abend im Café Lemblin Anwesenden bereits in der Conciergerie. Blind, Tausenau, Guinard und viele Andere waren Nachts von der Polizei in ihren Wohnungen arretirt worden. Blind wurde nach Mazas geführt. Arnold Ruge rettete sich durch einen Zufall vor der Verhaftung und entkam nach England. In den nächsten vier Wochen hörte man in Paris nur von Verhaftungen und Ausweisungen. Es wurde plötzlich leer von Flüchtlingen in Paris. Herzen und Herwegh entgingen der Ausweisung nur durch eine schleunige Abreise nach Genf. Da mein Aufenthalt in Paris nur von der Frage abhing, ob die pariser Polizei meiner habhaft würde, reiste ich mit demselben Schiffe, auf dem Blind gezwungen wurde, Frankreich zu verlassen, nach England. Wir trafen uns zu dem Zwecke auf dem Nordbahnhofe. In einigen Wochen sollten wir uns sämmtlich bis auf die Flüchtlinge, welche im badischen Aufstande beschäftigt waren und bis auf die französischen Revolutionäre, welche sich in der Conciergerie befanden und später vor den Ausnahmegerichtshof zu Versailles gestellt wurden, in London wiederfinden.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Preuß**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

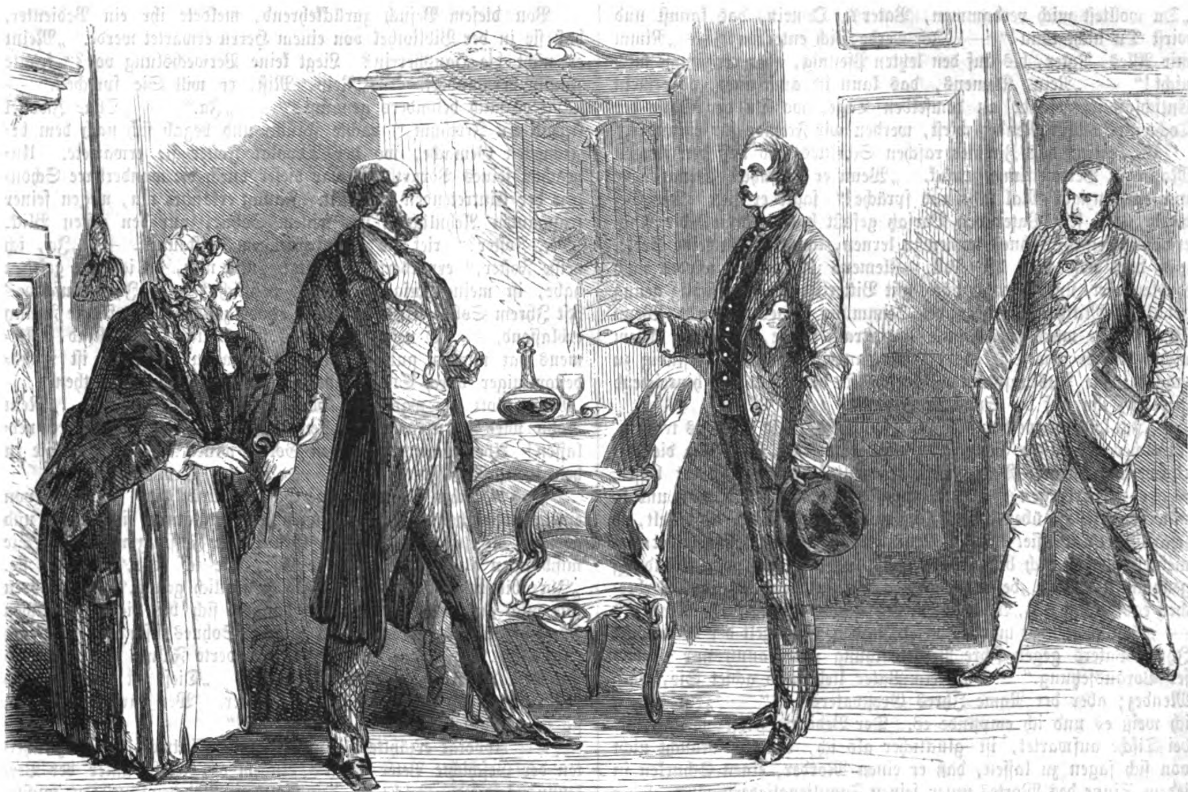
Fliegende Blätter.

Berühmte Juwelen. Die berühmten Juwelen der Esterhazy, die der londoner Goldschmied und Juwelenhändler Mr. Boore von den Kuratoren der Masse an sich gebracht hatte, wurden kürzlich nach längerer Ausstellung durch den jetzigen Besitzer unter den Hammer des Auktionators gebracht. Die einzelnen Gegenstände waren meist in verschiedene Theile auseinandergenommen, die getrennt versteigert wurden. Doch war bei dieser Theilung darauf Bedacht genommen worden, daß für den Käufer verschiedener zusammengehöriger Stücke die Zusammenstellung derselben keinerlei Schwierigkeit gewährte. Von drei Ordensdekorationen des goldenen Vließes, die auf diese Weise stückweise abgingen, brachte die erste im Ganzen 443 Pfund Sterling



Ulanen auf der Hühnerjagd auf dem Marsche nach Pardubitz in Böhmen. Von O. Günther. (S. 460.)

und die beiden anderen 480 und 651 Pfd. St. ein. Ein ditto Miniaturorden realisirte 93 Pf. St. Der St. Andreasorden in Brillanten und der Stern des englischen Bathordens fanden Käufer für 313 und 335 Pfd. St. Von den verschiedenen Theilen der Husarenuniform kamen Säbel und Scheide auf 5541 Pf. St., die Dekorationen, die zum Kolpack gehören, auf 4525 Pf. St., der Federbusch nebst Agraffe zu demselben auf 7090 Pf. St. und die Säbelkoppel auf 5344 Pf. St. zu stehen. Noch zwei prachtvolle Dekorationen des goldenen Vließes, die eine ganz in Brillanten, die andere in Brillanten und Smaragden wurden im Ganzen für 4149 und 1532 Pf. St. zugeschlagen. Die ganze, perlenbesäete Husarenuniform — auf dem einen Aermel des Dolman hat man 10,000 Perlen gezählt — erzielte als Gesammtpreis 2173 Pf. St., die Totalsumme, die aus der Versteigerung der verschiedenen Gegenstände realisirt wurde, betrug 37,760 Pf. St.



„Ein Schreiben von Martha Quin!" (S. 467.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

47. Ein besiegtes Vorurtheil.

„Ich möchte mit Dir sprechen, mein Vater!" sagte Klemens Foster, in das Arbeitsgemach des Advokaten eintretend. Letzterer bemerkte auf den ersten Blick, daß das Antlitz seines Sohnes ungewöhnlich erregt war; kein Wunder, da der junge Offizier eben in Martha's Wohnung eine Unterredung mit Fanny gehabt und von ihren schönen Lippen das entzückende Wort: „Ich liebe Dich!" vernommen hatte. — „Du hast Eile, mein Sohn?" fragte der Advokat. „Ich bin allerdings jetzt gerade sehr beschäftigt, und zwar mit der schändlichen Geschichte der Ermordung des jungen Maitland. Sein Vater ist eben nach England zurückgekehrt und verlangt, den Spuren des Verbrechens bis zum äußersten Punkte nachzugehen. Das ist fürchterlich für unsere arme Freundin, Miß Mendez!" — „Gerade wegen dieser und meiner selbst wollte ich Sie sprechen, Vater." — Der Advokat erhob sich rasch und verriegelte die Thür. „So rede, Klemens, ich höre!" sagte er gespannt.

Klemens schilderte in möglichster Kürze, aber mit besonderer Leidenschaftlichkeit die Ereignisse im grünen Schlosse bei Toulouse; er beschrieb, als Liebhaber natürlich, die Schönheit, Grazie und Lieblichkeit Fanny's, und schloß zuletzt mit der Erklärung, daß er sie zu heirathen beabsichtige. — „Von ganzem Herzen gebe ich Dir meine Zustimmung, mein Sohn, und der Himmel segne euch Beide! Aber wo ist Deine Erwählte? Vermutlich noch in Frankreich?" — „Nein, Vater, sie ist nach England zurückgekehrt." — Der Alte sah den Sohn groß an. „Du bist doch nicht etwa schon . . ." — „Verheirathet? Nein, Vater, das würde ich nicht thun ohne Deine ausdrückliche Zustimmung." — „Aber wo befindet sich denn die Dame?" — „Bei ihrer Mutter in Harleystreet." — „Harleystreet?" wiederholte der Alte betroffen.

Einige Augenblicke schwiegen Beide. „Du willst," fuhr dann der Alte fort, „ohne Zweifel Deinem Vater nicht mittheilen, daß die Tochter von Miß Mendez, deren Namen alle Zeitungen erwähnt haben, und die Dame, welche Du liebst, eine und dieselbe Person sind?" — „Ja, mein Vater, das ist's!" — „Und Du verlangst in diesem Fall meine Zustimmung?" — „Du wirst diese mir gewähren, denn ich bin überzeugt, daß Du Fanny lieben wirst, wie Du mich liebst. Ich versichere Dir, Vater, daß meine Neigung zu dem jungen Mädchen keine vorübergehende Leidenschaft ist, sondern die tiefste Empfindung, welche nie erlischt. Sie allein vermag mich glücklich zu machen." — „Das ist unsinnig! Dachtest Du nicht an den Ruf dieser jungen Dame?" — „Vater, er ist ohne Tadel!" — „Sie, eine Theatersängerin!" — „Fanny ist nur zweimal auf der Bühne erschienen." — „Ihre Geburt . . ." — „Und wäre diese illegitim, so würdest Du, Vater, doch viel zu gerecht sein, als daß Du dem edlen Mädchen daraus einen Vorwurf machen könntest. Vater, Du weißt, ich gehorche Dir in allen Punkten, aber in diesem lasse mich gewähren. Ich habe gesagt, daß ich sie heirathen wolle, sie hat mir ihr Jawort gegeben und ich liebe sie." — „O, was hast Du gethan, Klemens! Bedenke, daß Miß Mendez die Enkelin eines Mörders ist! Hast Du Dir die Folgen einer solchen Verbindung gehörig vergegenwärtigt? Dein Name wird befleckt, Verachtung wird Dich überall verfolgen und selbst Deine Freunde werden Dich nur bedauern können!" — „Ich habe Alles überlegt," erwiederte Klemens sehr blaß. — „Nein, nicht Alles!" erwiederte der Alte heftig. „Du hast das Verdammungsurtheil Deines Vaters vergessen, und den Tag, an welchem Du Schande auf sein graues Haupt herabbeschwörst!" —

„Du wolltest mich verdammen, Vater? O nein, das kannst und wirst Du nicht thun!" — „Ich werde Dich enterben!" — „Nimm mir Alles, Vater, bis auf den letzten Pfennig, aber verdamme mich nicht!" — „Nein, Klemens, das kann ich auch nicht, aber mein Entschluß ist gefaßt: an demselben Tage, wo Du der Gatte der Tochter von Miß Mendez wirst, werden wir Fremde für einander."

Er verließ das Zimmer raschen Schrittes und ließ den jungen Mann in Verzweiflung zurück. „Wenn er sie sähe! Wenn er sie nur ein einziges Mal sähe und spräche!" sagte er sich. Der Gedanke, daß sein Vater den Vorsatz gefaßt haben könne, die Auserwählte seines Sohnes kennen zu lernen, kam nicht in seine Seele, und doch war dieß der Fall. Klemens begab sich wieder nach Harleystreet, und Martha hörte mit Bitterkeit seine vorsichtig genug gehaltene Mittheilung über die Stimmung seines Vaters. Wenn sie sich dem würdigen Manne anvertraut hätte, so wäre diesem nichts leichter gewesen, als die Verwandten Fanny's ausfindig zu machen; die Auskunftsmittel, welche sie besaß, wären hinreichend gewesen, ihn auf die Spur zu bringen.

„Ich leide doppelt um Fanny's willen," sagte Klemens traurig. „Welcher entsetzliche Schlag für das arme Kind, wenn sie die Zurückweisung meines Vaters erfahren sollte! Wäre es nicht besser, es ihr zu verbergen?" — „Unmöglich, Freund! So jung und so unwissend sie ist über die Schlingen und Mißbräuche der Welt, so scharfblickend ist sie. Ach, Klemens, das arme Kind leidet um meinetwillen! Ich bin schuld, daß die Dinge eine solche Wendung genommen haben, denn ich war in meiner Liebe bis zum Verbrechen egoistisch." — „Was wollen Sie damit sagen, Miß Mendez?" — „Fanny ist nicht meine Tochter, und doch wurzelt der Widerwille Ihres Vaters gegen Ihre Verheirathung mit Fanny nur in dieser Voraussetzung." — „Mein Vater liebt und achtet Sie, Miß Mendez; aber der Name Ihres Großvaters . . ." — „Ist infam, ich weiß es und ich empfinde es. Der Bediente selbst, welcher mir bei Tische aufwartet, ist glücklicher als ich, denn er braucht nicht von sich sagen zu lassen, daß er einen Mörder, einen Schurken in jedem Sinne des Wortes unter seinen Familiengliedern zählt. Aber ich habe die Sache überlegt, Klemens; selbst auf die Gefahr hin, die Zuneigung meines Kindes zu verlieren, will ich das Geheimniß enthüllen. Wollen Sie mir dabei Hülfe leisten?" — „O, mit Freuden!"

Martha lud den Offizier ein, neben ihr Platz zu nehmen, und fuhr dann fort: „Die einzige Person, welche über die Geburt und Herkunft Fanny's sichere Auskunft geben kann, weilt gegenwärtig, wie ich durch meine Aufpasser erfahren habe, in England; aus verschiedenen mir bekannten Gründen hält diese Person ihre Rückkehr von längeren Reisen geheim. Vor allen Andern bin ich es, vor der er sich verbirgt." — „Ah, vielleicht weil er Geld haben will?" — „Geld? Er ist reich, Klemens!" — „Und wie ist sein Name?" — „Sir John Mordaunt." — „Der Besitzer von Brierly-Grange?" rief Klemens überrascht. — „Derselbe. Um an ihn zu kommen, ist ganz gewiß äußerst schwierig, ja ich glaube, sogar mit Gefahr verknüpft; wenn es Ihnen indeß gelänge, einen Brief von mir in seine Hände zu bringen, so hätten wir gewonnen. Wohlan, versuchen Sie dieß und nehmen Sie John mit sich, auf dessen Treue Sie bauen können." — „Ich fürchte keine Gefahr, das versichere ich Ihnen, Miß Mendez; aber wie kommt es, daß ein so reicher und begüterter Mann, wie Sir John Mordaunt, sich verstecken muß?" — „Wieder der Reichthum!" versetzte Martha bitter lächelnd. „Ich glaube, Sie kennen die Welt sehr wenig, Klemens. Das Geld gibt keine Sicherheit gegen . . ." — „Nun, gegen was?" — „Fragen Sie mich nicht weiter! Ich kann und ich darf Ihnen jetzt keine Erläuterung geben — der ganze Erfolg hängt von unserer Diskretion ab."

Klemens mußte demnach seine sehr berechtigte Wißbegier dämpfen und verabredete mit Martha den Plan, am andern Tage nach Berkshire abzureisen. Während seiner Abwesenheit hatte Martha eine Menge geheimnißvoller Geschäfte, und Fanny benützte die ihr dadurch gegebene freie Zeit, um ihre alten Bekannten in Martinscourt, Mrs. Watkins nebst ihrer gigantischen Magd, sowie den alten Lieutenant außer Dienst wieder aufzusuchen, während der Maler Barry sich mit seiner jungen Gattin, Dank der Freigebigkeit Martha's, noch in Italien befand.

Von diesem Besuch zurückkehrend, meldete ihr ein Bedienter, daß sie in der Bibliothek von einem Herrn erwartet werde. „Meint er nicht die Hausherrin? Liegt keine Verwechslung vor?" fragte Fanny verwundert. — „Nein, Miß, er will Sie sprechen." — „Hat er mich besonders genannt?" — „Ja." — „Ohne Zweifel irgend ein Irrthum," dachte Fanny und begab sich nach dem bezeichneten Gemache, wo der Advokat Foster sie erwartete. Ungeachtet seines Vorurtheils war dieser durch die wunderbare Schönheit der Eintretenden betroffen. Fanny erkannte ihn, wegen seiner frappanten Aehnlichkeit mit seinem Sohne, auf den ersten Blick. „Mr. Foster?" rief sie mit fragendem Erstaunen. — „Ja, ich heiße Foster," erwiederte der Alte; „und nun, da ich Sie gesehen habe, ist meine Aufgabe doppelt peinlich." — „Ihre Aufgabe? Ist Ihrem Sohne Klemens irgend etwas zugestoßen?" fragte Fanny erblassend. — „O nein, nein, das ist es nicht, mein Kind! Klemens hat mich in guter Gesundheit verlassen, aber er ist nichtsdestoweniger durch Sie in eine unangenehme Lage gerathen." — „Mein Gott — warum?" versetzte Fanny zitternd. — „Mein Sohn wird die Armee verlassen müssen." — „Die Armee verlassen! Aber warum dieß, um Gottes willen?" — „Um Sie zu heirathen, Miß Fanny!"

Das Mädchen wankte einige Schritte zurück und schien wie von einem elektrischen Schlage getroffen; sie ermannte sich jedoch und gewann bis zu einem gewissen Grade ihre Fassung wieder. „Sie mißbilligen also die beabsichtigte Ehe, wie ich sehe," versetzte sie. „Ihre bittere Höflichkeit verräth dieß deutlich genug." — „Hören Sie mich an, mein Kind. Es handelt sich bei dieser fraglichen Ehe nicht allein um das Glück meines Sohnes, sondern auch um seine Ehre." — „Seine Ehre?" erwiederte Fanny tief erröthend und dem Alten fest in's Gesicht sehend. „Diese ist mir eben so unschätzbar wie die meinige, Mr. Foster. Wer dürfte es wagen, sie zu verdunkeln? Sprechen Sie, Sir!"

Der Advokat erzählte Fanny statt aller Antwort die Einzelnheiten der Geschichte Peter Quin's, indem er, selbst unter der Verletzung leidend, welche er dem jungen Mädchen zufügen mußte, das Entsetzliche dieser Erzählung so viel als möglich durch die Wahl seiner Worte milderte. „Wenn es möglich wäre," schloß er, „der Welt Ihre Verwandtschaft mit der Enkelin Peter Quin's zu verbergen, so würde ich die Wahl meines Sohnes billigen können." — „Mittelst einer Unwahrheit?" versetzte Fanny erregt. „Ich sollte meine vielgeliebte, theure Mutter verleugnen, die um meinetwillen so viel gelitten hat? Nein, Sir, einer so schlechten Handlung bin ich nicht fähig! Ich verzichte unter dieser Bedingung auf mein Glück! Hieße es nicht, meine Mutter, die ich lieben und ehren muß, schänden und beschimpfen? Mag das Vergangene als ungeschehen gelten! Ich will ver . . ." Sie wollte sagen, „vergessen", aber die Kraft versagte ihrer Stimme, sie wankte einer Ohnmacht nahe zurück. — „O mein Kind!" rief der Advokat, auf sie zueilend und sie mit seinen Armen stützend. „Ich will Alles thun, was Sie wollen! Sie haben mir altem Manne eine Lektion in der Tugend gegeben — theures Mädchen — Tochter! Klemens soll sie heirathen, sobald er will; Sie sind wahrlich seiner würdig, Sie seltenes Wesen!"

Martha war, Beiden unbemerkt, eingetreten; sie stürzte auf Fanny zu, umschloß sie mit ihren Armen und küßte sie innig. „Hab' Dank, mein Kind!" sagte sie gerührt. „Du zahlst mir in einem einzigen Augenblicke Alles heim, was ich jahrelang erduldet habe! — Mr. Foster, gewiß, Gott hat Ihnen eingegeben, die Bitten dieses Engels zu erhören und Ihre Vorurtheile den Thränen der Theuren zu opfern. Nehmen Sie dafür meinen Dank und die Versicherung, daß in kurzer Zeit die Abkunft Fanny's als eine vollkommen ehrenvolle sich herausstellen wird. Aber ich habe jetzt eine andere Person von Wichtigkeit für uns einzuführen."

Sie öffnete die Thür und ließ einen vierschrötigen Mann in halb militärischer Kleidung eintreten. „Duncan!" rief Fanny. „Es ist Duncan, der Diener des verstorbenen Obersten Harringdon." — „Ich bitte um Verzeihung, Miß, wenn ich jetzt das Packet zurückfordere, welches ich Ihnen im grünen Schlosse bei Toulouse anvertraute," sagte Duncan. — „Da ist es!" frohlockte Fanny, rasch einen kleinen Ebenholzschrank aufschließend, dessen Schlüssel sie nie aus den Händen gegeben hatte. Duncan streckte

die Hand aus, um das Packet in Empfang zu nehmen. Mit einer fast jugendlichen Lebhaftigkeit eilte Foster auf ihn zu. „Mein Gott, dieß Packet gehört mir, es ist das von Griffiths gestohlene! Doch nein, es sieht ihm bloß ähnlich, genau ähnlich. Woher haben Sie es?“ — „Von meinem Herrn, der es mir sterbend auf die Seele band; es ist ein Testament.“ — „Es ist das Testament Eduard Trevanian's!“ schrie der alte Mann außer sich. — „Ganz richtig, das ist's!“ versetzte Duncan, verblüfft über die Mitwissenschaft des Advokaten. Das Uebrige war leicht erklärt. — „Theures Kind!“ rief Foster, Fanny umarmend. „Ein Papier, welches mir von so großer Wichtigkeit ist und mir meine innere Ruhe wiedergibt, war in Deinen Händen! Ja, ja, gewiß, Gott selbst hat mich hieher geführt und Du, Du bist sein Engel!“

„O, nun werden sie doch glücklich werden!“ flüsterte Martha, durch Thränen lächelnd; „aber ich werde wieder einsam sein, wie zuvor!“

48. Klemens in Brierly-Grange.

Als Klemens Foster und sein treuer Diener John in der Nachbarschaft von Brierly-Grange ankamen, sprachen sie zunächst in einer nicht weit davon entfernten kleinen Bauernwirthschaft ein, deren Besitzer ein alter guter Bekannter John's war. Was Foster betraf, so hatte die Zeit und das militärische Leben ihn unkenntlich gemacht; zudem hatten sich damals, als er bei Martha in Brierly-Grange Besuche machte, nur Wenige um den jungen Stutzer bekümmert. — „Ihr meint also,“ sagte John beim Mittagessen zu dem Landmanne, „daß das alte Haus drüben ganz geschlossen ist?“ — „Ja, John; die ganze Dienerschaft ist entlassen worden.“ — „Das heißt, mit Ausnahme des alten Verwalters und der Wirthschafterin, die noch drin wohnen,“ bemerkte die Frau des Bauern. „Weiß der liebe Himmel, wie die's in solchem Hause aushalten können!“ — „Sie sprechen von dem schönen Schlosse, an welchem wir vorhin vorbeigekommen sind?“ warf Klemens ein. — „Ich sehe nichts Schönes dran, Sir, zumal für Die, welche drin wohnen.“ — „Es wohnt Niemand drin!“ fuhr der Bauer seine Frau an. „Du weißt, daß Sir John in Italien ist.“ — „Gewiß in Italien!“ versetzte die Frau spöttisch. „Und das Licht, welches man alle Abende im rechten Flügel des Schlosses sehen kann, da wo die Bibliothek ist?“ — „Ich habe keins gesehen!“ — „Und Der, welcher Abends im Park unter den großen Bäumen spazieren geht?“ — „Possen! Ich hab' Keinen gesehen!“ — „Und die Eier, die Butter, die Hühner und Enten, die alle Tage in's Schloß wandern?“ — Der Bauer blinkte seiner Frau verstohlen zu, was aber dem aufmerksamen Klemens Foster eben so wenig entging wie seinem John. Beide waren überzeugt, daß der Herr des Schlosses wirklich anwesend war, aber verborgen bleiben wollte. Sie machten sich demgemäß zu ihrem beabsichtigten Besuche auf.

An dem Schloßthor angelangt, deutete John mit dem Finger nach dem Fenster über der Wölbung, durch welches er in die Gallerie eingestiegen war, als der Mordanfall auf Martha verübt ward. „Ich habe es nicht vergessen, und es ist sicher, daß Miß Mendez nicht mir, sondern Dir, mein tapferer Bursche, das Leben verdankt,“ sagte Klemens. — „O, Sie vergessen Ihren famosen Gewehrschuß, Sir! Sie allein haben das Verdienst.“ — „Hm, Du wirst sehen, daß Miß Mendez Deines Dienstes eingedenk ist.“ — „Wollen Sie wirklich in's Schloß, Sir?“ — „Gewiß, mein guter John, und das Glück meines Lebens hängt davon ab, daß ich mit Sir John Mordaunt zusammentreffe. Es gilt also, vorsichtig zu verfahren, denn er scheint sehr triftige Gründe zu haben, sich zu verstecken.“ — „Thut nichts, Sir! Vor mir kann sich Niemand in der Grange verbergen; ich kenne das Nest seit meiner frühesten Jugend und will mit verbundenen Augen jeden Schlupfwinkel finden.“

Beide klopften längere Zeit an's Thor, ohne daß Jemand antwortete. Endlich erschien die alte Wirthschafterin und öffnete. „Kennt Ihr mich noch, Mutter Everett?“ fragte der Diener. „Ich bin John, der Schloßwächter.“ — „Ei was, ei was! Sehr angenehm, wirklich sehr angenehm!“ erwiederte die Alte verlegen. „Das Schloß ist unbewohnt; indeß, wenn die Herrschaften einige Augenblicke eintreten wollen, um sich zu erfrischen . . .“ — „Gewiß wollen wir das, gute Frau!“ erwiederte Klemens. „Ich habe die Absicht, das Schloß zu miethen.“ — „Nun, bitte, zu vermiethen ist es nicht!“ sagte Mrs. Everett gedehnt. — „So ist der Besitzer selbst ohne Zweifel anwesend.“ — „O bewahre, bewahre! Sir John ist in Italien, und das Land ist seiner Gesundheit sehr zuträglich.“ Daran knüpfte die Alte eine Menge unnützer Gründe, um zu beweisen, daß Sir John nicht anwesend sei.

Klemens und John traten in's Wohnzimmer. Die Augen des jungen Offiziers fielen sofort auf ein auf der Tafel stehendes Service mit einer Flasche Rothwein und kaltem Geflügel. Die Alte beeilte sich, dieß bei Seite zu räumen. John hatte aber auf dem Silberzeug das eingravirte Wappen der Mordaunt's gesehen. „Er ist sicherlich hier,“ flüsterte er seinem Herrn zu. — „John, gib mir ein Glas frisches Wasser, ich komme um vor Durst!“ sagte Klemens. — „Ich werde sogleich eines holen,“ entgegnete die Alte eifrig und ging hinaus. „Jetzt haben wir keinen Augenblick zu verlieren, Sir!“ sagte John hastig. „Die Alte ist sicher auf dem Wege, ihn zu warnen.“

Beide schritten der Alten nach; als sie die Zimmer erreichten, welche sonst Miß Wyndham bewohnt hatte, hielten sie an, denn es wurden Stimmen hörbar. „Alte Hexe,“ sagte eine rauhe Mannesstimme, „habe ich Dir nicht ein- für allemal verboten, Jemand einzulassen?“ In diesem Augenblicke öffnete Klemens die Seitenthür und sah den Baronet. „Sie sind des Todes!“ schrie dieser wüthend, indem er ein auf dem Tische liegendes Pistol erhob. Die Alte fiel ihm in den Arm. „Sie wollen doch keinen Mordstreich begehen, Sir John!“ rief sie erschrocken. — Klemens blieb in unbeweglicher Ruhe und zog einen Brief aus der Tasche. Hinter ihm trat John in die geöffnete Thüre. „Aber was wollen Sie hier, Sir!“ sprach der Baronet herrisch. — „Ein Schreiben von Martha Quin abgeben!“ antwortete Klemens gelassen.

Sir John Mordaunt ward leichenblaß. „Und wer ist dieser Mensch?“ fragte er tonlos, auf John zeigend. — „Es ist mein Diener, Sir, auf den ich mich verlassen kann,“ entgegnete der Kapitän Foster mit besonderem Ausdrucke, denn er wußte nun vollkommen, mit welcher Sorte von Edelleuten er zu thun hatte. Sir John betrachtete Beide einige Augenblicke schweigend, dann brach er das Siegel des Schreibens und las dieses aufmerksam. Seine Züge veränderten sich dabei auffallend. „Kapitän Foster,“ sagte er dann, diesem freundlich die Hand reichend, „ich freue mich, Sie in Brierly-Grange zu sehen, und bitte tausendmal um Entschuldigung für den üblen Empfang. Sie werden hoffentlich bei mir speisen, und morgen früh fahre ich mit nach London, um die Bekanntschaft mit meiner alten und ausgezeichneten Freundin Martha zu erneuern.“

„Welch' eine Wandlung!“ dachte Klemens erstaunt und erinnerte sich dabei des ähnlichen Eindrucks, den Martha's Intervention auf den Wucherer Storck hervorgebracht hatte. Der Rest des Tages verging, und am andern Morgen reisten Sir John, Klemens und John zusammen nach London. Hier begaben sie sich sofort nach Harleystreet, und Sir John hatte eine lange Unterredung mit Martha. Das Wiedersehen war für Beide seltsam erschütternd. Sir John — der ehemalige „Kapitän“ im Solde Peter Quin's — zitterte beim Anblicke der Frau, mit der er früher so brutal umgegangen war. Er war aber eine von den heroischen Verbrechernaturen, die selten ihre Fassung verlieren. „Wir haben uns lange nicht gesehen, Martha!“ sagte er, die Hand ausstreckend. Martha reichte ihm indeß die ihrige nicht und bat Klemens, seinen Vater zu einem kurzen Besuche einzuladen, da sie ihn nothwendig sogleich sprechen müsse. „Nur ein einziges Wort!“ flüsterte Klemens, ehe er sich entfernte, ihr an der Thür zu. „Hängt das Verschwinden Fanny's irgendwie mit dieser Unterredung zusammen?“ — „Ja, das Zeugniß dieses Mannes ist nothwendig, um die Abkunft Fanny's klar zu legen.“ — „Aber sie ist nicht das Kind dieses Mannes?“ — „O, der Himmel behüte uns, Freund! Noch einmal: Fanny ist Ihrer werth!“ — Klemens ging erleichterten Herzens.

Sir John Mordaunt nahm fast den alten frechen Ton an, als er mit Martha allein war. „Nun, meine zärtliche Freundin! heraus mit Ihrem Trumpfe! Ist es Krieg oder Friede, den Sie mir ankündigen wollen?“ — „Friede, Sir!“ — „Aber

warum wiesen Sie denn vorhin, und noch dazu vor einem Dritten, meine Hand zum Willkommen zurück?" — „Weil Blut daran klebt. Haben Sie das vergessen?" — „Ah bah, Zeit verwischt Alles!" — „Nein, Sir, Blut nie!" — „Wollen Sie mir eine zweite Bußpredigt halten? Ich dächte, es wäre an der ersten, die Sie mir schrieben, genug. Und um wessen willen soll ich sie hören? Um eines Teufels willen, der jetzt in der Hölle schmort, und dieser Teufel war Ihr Großvater, Martha!"

Miß Mendez schauerte zusammen; sie bedurfte mehrerer Minuten, um sich von dieser neuen, schrecklichen Hinweisung auf das Verbrecherleben Peter Quin's zu befreien; dann sagte sie gefaßt: „Ich ließ Sie kommen, um einen Vertrag mit Ihnen zu machen. Ich will Ihnen Alles, was sich über Ihr früheres Leben und Treiben Gravirendes in meinen Händen befindet, ausliefern, wenn Sie die volle Wahrheit über Fanny's Herkunft bezeugen." — „Und Sie werden mir Alles ohne Ausnahme verabfolgen?" — „Alles!" — „Auch die Notizen bei der Uhr von Georg Maitland?" — „Auch diese. Ich will der Welt die Fleckenlosigkeit meines Kindes darthun." — „Topp, es gilt! Treffen Sie Ihre Vorbereitungen."

(Schluß folgt.)

Federzeichnungen aus Baden.

Von

C. Nebenius.

II. Der freiburger Wochenmarkt.

Von allen Städten des badischen Landes, von Wertheim bis Konstanz herauf, ist keine, die an Gemüthlichkeit der Hauptstadt des Schwarzwaldes gleichkommt. Es kommt einem vor, als ob ein Stück des schönen sonnigen Landes gleichsam städtische Formen angenommen hätte. Darum wird auch Derjenige, welcher in dieser lieblichen Stadt einmal gewohnt, immer wieder das Heimweh dorthin bekommen, selbst wenn ihn dort keine Lieben bewillkommen können. Und es ist nicht die mit Großartigkeit gepaarte idyllische Freundlichkeit der Gegend, die schönen Spaziergänge in der Nähe, der Schloßberg mit seiner weiten Fernsicht, das liebliche Günthersthal, das einladende Lillenweiler, das Jägerhaus Loretto und so fort und die prachtvollen weiteren Ausflüge in das Himmelreich und das gleich daneben beginnende noch anziehendere Höllenthal, was ihn auf den badischen Chimborasso, Feldberg genannt, nach den Schauinsland und andern Orten mehr allein zurückzieht, nicht die „Suferkeit und Nettigkeit" der Stadt mit ihrem klaren fließenden Wasser, nicht der imponirende Bau des herrlichen Münsters, der in ihrer Art vielleicht schönsten Kirche der Welt, deren Thurm trotz seiner Höhe von 395 Fuß und trotz der Wucht seiner Verhältnisse etwas Aetherisches hat und bei dessen Anblick man unwillkürlich an Sylphiden erinnert wird, nicht die Annehmlichkeiten, welche eine Stadt in Betreff der Geselligkeit und Genüsse jeder Art bietet, nicht die Universität und was mit ihr zusammenhängt, nicht die Freundlichkeit der Einwohner, wir sagen, nicht dieses für sich allein sind die Ursachen, weßhalb Freiburg nicht vergessen, vielmehr je länger man von demselben fern ist, um so mehr und inniger vermißt wird, sondern das Zusammenwirken aller dieser Verhältnisse. Wir nennen Freiburg mit vollem Grunde das badische Neapel. Sagt der Italiener sprüchwörtlich: man muß Neapel sehen und dann sterben, so könnte der Badenser ausrufen: Freiburg sehen und dort bleiben. Es ist freilich auch unser liebes Freiburg, das wie alles Bevorzugte auch seine Neider hat, nicht so ganz aller Nachrede enthoben gewesen, und seine Rivalen wollen es nicht aufkommen lassen, daß es die Perle in der Krone Badens sei. Besonders das Heidelberg dort unten will nun und nimmer zugeben, daß Freiburg mit ihm in gleicher Würdigkeit rangire. Die Frage, ob Baden-Baden nicht ebenfalls in Parallele gezogen werden könne oder vielmehr müsse, wird mehr von Touristen und Schriftstellern ventilirt als von Badenern selbst. Die Bewohner der Bäderstadt sind eben Kosmopoliten vom reinsten Wasser und lassen Andern gerne allen Stolz und Vergnügen, wenn sie nur ihr Geld bekommen. Unter den Gründen, welche mitunter gegen Freiburg geltend gemacht werden, befindet sich nächst dem allerdings fühlbaren Mangel eines Flusses — denn die Dreysam kann kaum als solcher gelten — auch der, daß diese Stadt nicht des Lebens und Treibens sich erfreue, welches nöthig sei, einer sonst nothwendig eintretenden Einförmigkeit den Weg abzugraben. Es ist wahr, daß die Bauart von Freiburg, seine meist weiten Straßen mit breiten Trottoirs, sowie der Umstand, daß die Stadt sich mehr in die Breite als Länge ausdehnt, vielleicht auch die vielen, theilweise großen Plätze Ursache sein mögen, daß im Allgemeinen das Gewühl auf der Straße kein so bedeutendes ist, wie man es in größeren Städten oder in solchen, wo Alles nahe konzentrirt ist, anzutreffen pflegt. Aber dieser Mangel, wenn er auch als solcher gelten sollte, ist kein permanenter, er wird, gleich der momentan verstopften Quelle um so mehr bei einer allwöchentlich wiederkehrenden Gelegenheit zwanzigfach aufgewogen. Wer ein reges Leben und Treiben sehen will, wie er es in der Regel wenigstens in Baden nicht findet, der gehe Samstags nach Freiburg und besuche den dortigen Wochenmarkt, den größten des Landes. Der Fremde wird zwar von vornherein Mühe haben, durch die lange Reihe der Wagenburgen, welche selbst in der breiten Kaiserstraße mächtige Barrikaden bildet, hindurchzukommen, und wahrscheinlich wird diese Schwierigkeit um so mehr zunehmen, je näher er dem Markte selbst kommt, und aus einigen Fußtritten, Rippenstößen und ähnlichen Bagatellsachen des Polizeigesetzbuches darf er sich allerdings nichts machen. Aber es ist auch andererseits lohnend, dieses Leben mit anzusehen. Bis auf acht Stunden nach allen Richtungen kommen die Bauern und Bäuerinnen in ihren bald kleidsamen, bald ungeheuerlichen Trachten, vom Markgräflerland, vom echten Schwarzwald, vom Rhein her, vom Glotterthal, Münsterthal und weiter und bieten die Erzeugnisse ihres Feldbaues in Hülle und Fülle. Wer Trachten kennen lernen will, kann hier reiche Ausbeute finden, und mancher Maler kann auf diesem Markte Studien machen, ja selbst der pariser Modeschneider könnte hier neue Muster für die nächste Maskensaison herausfinden. Auf dem Wochenmarkte in Freiburg wird, wie die meisten Hausfrauen wissen, am Billigsten gekauft und zwar nicht allein der größeren Zufuhr wegen, sondern weil die Schwarzwälder, so sehr sie auch dem Geld anhängen und darnach in aller Welt suchen, es nicht über sich bringen können, aus der geringsten Sache eine Geldfalle herzustellen. Der Schwarzwälder hat sich noch nicht zu der Höhe aufgeschwungen, allen Ernstes zu behaupten, daß seine Eier zwei Dotter hätten, weil sie badisch seien, und dieß so lange zu wiederholen, daß er es am Ende gleich Münchhausen selbst glaubt. Darum ist hier oben alles billiger als unten, und je weiter man hinunter kommt, „Mannem zu," desto mehr nimmt die Theuerung der Lebensmittel und allernöthigsten Bedürfnisse (Wohnung vielleicht ausgenommen) zu. Die Zufuhr, welche auf den Markt nach Freiburg kommt, ist so bedeutend, daß man oft nicht begreifen kann, wohin denn das viele Gemüse und Obst, die großen Ladungen von Proviant aller Art, vom feinsten Leckerbissen bis zum kleinen Käse herab, hinkommen. Jedenfalls ist daraus zu entnehmen, daß die Freiburger nichts weniger als Hungerleider sind, ein Schluß, den ich auch in jeder Beziehung während meiner dortigen Anwesenheit bestätigt fand. Wenn der Markt zu Ende, was in der Regel bereits um 11 Uhr Morgens der Fall ist, so beginnt erst recht eigentlich das Leben in der Stadt, um nicht vor Abend zu enden. Alle Wirthshäuser sind von Landleuten angefüllt, ihre Zugänge von Hunderten von Wagen besetzt. Noch stärker wird das Gewoge und Gedränge, wenn, was öfters der Fall ist, zugleich noch ein Viehmarkt abgehalten wird. Aus allen Wirthshäusern dringt der Laut und Sang fröhlicher Menschen, vermischt oft mit den Klängen einer wilden Kapelle oder eines Leierkastens. Erst Abends kehrt die gewohnte Ruhe wieder zurück, und wenn man dann den Sonntag von dem Münster einläuten hört und die Stille wahrnimmt, welche jetzt auf dem noch vor wenigen Stunden so belebten Münsterplatze herrscht, so findet man auf der bequemen Sitzbank Muße genug, seinen Gedanken über den überall stattfindenden Wechsel auf Erden und weiteren damit zusammenhängenden politischen und philosophischen Ideen nachzuhängen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von $1^1/_2$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 40.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

Historische Novelle von **Ferdinand Pflug.**

(Fortsetzung.)

Der vorige Augenblitz hatte indeß den Verdacht Lydia's vollends in Gewißheit verwandelt. „Es ist nicht wahr!" ließ sie ihrer durch die vorausgegangenen Ereignisse des heutigen Abends zur Flamme angefachten wilden Leidenschaftlichkeit den Zügel schießen. „Dieser Vorwand ist nur auf meine Täuschung abgesehen. Aber ich will nicht getäuscht werden, und Mylady befinden sich in meiner Gewalt. Das Fläschchen vorhin, es war nicht das Flacon von Mylady. Den Schlüssel will ich, oder stehenden Fußes eile ich von hier zurück in den Saal, die fremden Offiziere von der vorigen Sendung Jim Neil's und von dem ganzen von Mylady gesponnenen Verrath zu benachrichtigen."

Die Frau hielt ihr im höchsten Schrecken den Mund verschlossen. In den Augen und verstörten Zügen des stolzen Weibes kämpfte ein verzweifelter Entschluß. Vielleicht daß sie gleich zur Stelle die so unvorsichtig ihre Rache Herausfordernde erwürgt haben möchte, wenn nicht der schnelle Schritt eines eben unten in den Flur des Hauses Eingetretenen ihr noch im letzten Moment ihre Besinnung zurückgegeben hätte.

„Hier nimm!" stieß sie, dem Mädchen den Schlüssel darreichend, fast tonlos hervor. „Du selber sollst die Pforte öffnen; doch auch meines Bleibens ist hier nicht länger, ich muß mit dem Major fliehen. Ha! Jim Neil. Hierher, hierher!"

Der Genannte war mit einem vorsichtigen Blick hinter sich unten an dem Aufgang der zu dem Vorflur des ersten Stockes führenden Marmortreppe sichtbar geworden. Die Lady hielt mit raschem Griff mit der einen Hand die Kehle des Mädchens zusammengepreßt, während sie mit der andern dieser den bereits erfaßten Schlüssel wieder zu entreißen suchte.

Mit drei Sprüngen befand sich der Sklavenaufseher der Dame zur Seite. „Den Schlüssel, Jim Neil, den Schlüssel!" keuchte diese unter dem Bemühen, über das sich wüthend sträubende Mädchen die Oberhand zu gewinnen. Bereits hatte dieselbe jedoch die Hand mit dem Schlüssel freigerungen und denselben in ihren Busen gleiten lassen. Einen Augenblick gelang es ihr sogar, mit ihren beiden so freigewordenen Händen den Griff ihrer Gebieterin um ihre Kehle zu lösen und einen freilich noch halberstickten Schrei auszustoßen. Im nächsten Moment fühlte sie sich jedoch durch den gedoppelten Angriff der Beiden wieder bewältigt. Mit Henkergewandtheit hatte Jim Neil ihr die Schleife eines aus der Tasche gerissenen Stricks über den Nacken und sie sich selber über die Schulter geworfen.



E. A. Roßmäßler, ein Mann des Volkes und der Wissenschaft. Originalzeichnung. (S. 475.)

„Den Schlüssel!“ hielt ihn die Lady zurück; „Jim Neil, den Schlüssel! Die Schändliche hat mir mit Verrath gedroht, sie muß sterben!“

„Fort, fort!“ drängte der so Aufgehaltene mit der einen freien Hand die Rasende zurück. „Hören Sie denn nicht? Der vorige Schrei der Dirne ist dort innen gehört worden.“

In der That vernahm man von innen eilige Schritte. „Von wem ist ein Hülferuf hier ausgestoßen worden?“ fragte eine Stimme.

„Fort!“ Sechs Stufen auf einmal stürmte Jim Neil mit seiner leichten Last die Treppe hinunter; doch über der Eile seiner Flucht hatte sich der vom Halse des Mädchens niederhängende Strick ihm um die Füße geschlungen, und eine verzweifelte Bewegung seiner Gefangenen kam dazu, ihn vollends das Gleichgewicht verlieren zu lassen. Kopfüber rollte er mit derselben den Rest der Stufen hinunter.

„Himmel, Hölle . . .“ Das Mädchen war mit im Augenblick wiedergewonnener Besonnenheit dem Gestürzten unter den Händen fortgeglitten und in's Freie geflüchtet. Oben ward die Thür aufgerissen. „Hier war's? was ist geschehen?“ hörte man rufen. Um nicht Rede und Antwort stehen zu müssen, war Jim Neil der auf den ersten Lärm flüchtig wie ein Schatten hinter der zu ihren Gemächern führenden Thür verschwundenen Frau vom Hause dahin nachgesprungen.

VI.

Der der Lady mit dem Betreten des ihre Zimmer von dem Gewächshause trennenden Vorflurs plötzlich wieder aufgetauchte Gedanke an die Anwesenheit des Majors hatte die Flucht derselben aufgehalten, und der sorgfältig die Thür hinter sich verschließende Sklavenaufseher fand sie nahe derselben in völliger Rathlosigkeit auf dem an der Wand fortlaufenden Divan zusammengesunken.

„Muth, Mylady!“ redete der Mann sie an. „Es ist das ein schlimmer Zufall mit dem Schlüssel, allein hoffentlich werden wir dessen gar nicht bedürfen. Ich bringe gute Nachrichten. Der General Hardee in Savannah hatte auf eine andere ihm gewordene Mittheilung selber für heute Nacht einen Ueberfall von Graycourt beabsichtigt und hierzu die nöthigen Vorbereitungen bereits getroffen. Ich traf ihn in Ebenezer, und die südstaatlichen Truppen folgen mir von dort auf dem Fuße. Mit jedem Augenblick kann deren Angriff erfolgen.

Die Frau hatte auf seinen Zuspruch das Haupt aufgerichtet, und es leuchtete wie von einem Hoffnungsschimmer in ihren Augen. Ein von außen vernehmbarer Lärm ließ sie jedoch im gleichen Moment von ihrem Sitz emporspringen und mit scheuem Entsetzen ihre Blicke der Thür zuwenden.

„Sie kommen!“ stieß sie, den Arm des Sklavenaufsehers umklammernd, in höchster Angst hervor. „Sie kommen, mich zu verhaften! Ich muß fort von hier, doch durch den Verlust des Schlüssels ist mir der einzige Rettungsweg abgeschnitten.“

„Aber,“ staunte Jim Neil, „beruhigen Sie sich doch, Mylady. Was haben Sie denn auch für den schlimmsten Fall, daß die Dirne das Wenige, was sie weiß, an diese nordstaatlichen Hunde verrathen sollte, anders als höchstens eine kurze Gefangenschaft zu befürchten? Und haben Sie denn nicht gehört? Der General Hardee befindet sich an der Spitze von zweitausend Mann auf dem Wege hierher, und Alles ist von mir vorbereitet worden. Keiner der ganzen Bande vermag uns zu entrinnen. Binnen einer oder spätestens zwei Stunden werden sich der Sherman mit allen seinen hier eingelagerten Spießgesellen in unserer Gewalt befinden.“

„Der General kommt zu spät, ich habe gehandelt,“ versetzte die Frau, durch das Verhallen des Lärms in der Ferne wieder mittlerweile mehr zur Besinnung gekommen. „Der Hinterhalt des Majors ist durch den Verrath unserer Schwarzen von den Nordstaatlichen aufgespürt und dessen gesammte Mannschaft aufgehoben worden. Er selber befindet sich, soweit ich aus dem Geschwätz der Dirne, der Lydia, errathen konnte, dort in dem zu der Wasserpforte führenden Zimmer versteckt, und es geschah, um ihn zu retten, daß die Elende den Schlüssel von mir erpreßte. Auch Ihr erschient nicht wieder. Ich hielt deßhalb Alles für verloren, und unter dem Eindruck jener Unglückskunde benützte ich den letzten mir noch verbleibenden Moment, diese stolzen Feinde mit einem Schlage zu vernichten. In diesem Moment vielleicht schon haben sie mit dem Siegestrunk auf den errungenen Erfolg Gift getrunken!“

Der Sklavenaufseher war vor Schrecken einen Schritt zurückgetreten, seine Blicke hafteten mit dem Ausdruck eines scheuen Entsetzens auf dem Antlitz der in wahnsinniger Angst die Wirkung ihrer Mittheilung in seinen Zügen verfolgenden Dame.

„Teufel!“ brummte der Mann zwischen den Zähnen, „das geht uns an Hals und Kragen. Mylady, was haben Sie gethan?“

„Ich muß fort!“ jammerte das Weib in ihrer rathlosen Verzweiflung. „Es bleibt für mich keine Sekunde länger zu säumen. Und der Schlüssel zu dem einzig möglichen Rettungsweg ist verloren. Rathen Sie, Jim Neil, helfen Sie mir!“

„Gebt Feuer auf jeden Schatten, der sich blicken läßt. Der vorige Befehl ist aufgehoben!“ hörte man den Kapitän von Hohenau den außen in den Parkanlagen aufgestellten Posten zurufen. „Und ihr da, hierher!“ — Rasche Schritte stürmten die zu dem Flur des Hauses führenden Stufen hinauf. „Auf meine Verantwortung brecht diese Thür auf. Die Giftmischerin darf uns nicht lebendig entkommen. Ich selber fliege in den Speisesaal, um, wenn es dazu noch Zeit ist, das Aeußerste zu verhüten. Folge mir, Mädchen, dem General Deine Mittheilung abzustatten.“

Wieder war Lydia bei ihrer vorigen Flucht vom Zufall zuerst dem jungen Kapitän in den Weg geführt worden, und die durch die vorausgegangene Szene bis zur Raserei aufgestachelte Leidenschaftlichkeit des Mädchens hatte sie fortgerissen, demselben den vorhin wider ihre Herrin gefaßten Verdacht als Gewißheit anzugeben. Vielleicht daß auch der von dieser gegen sie geübte Ueberfall sie für die Sicherheit des Geliebten zittern ließ, daß sie in dem ihre ganze Seele erfüllenden Verlangen, Jene zu treffen, die gleichzeitige Anwesenheit des Letzteren in denselben Räumen ganz vergessen haben mochte. Jedenfalls waren von ihr die Verfolger zuerst auf deren Spur gelenkt worden.

Die Thür des Vorsaals erschütterte unter den dawider geführten Kolbenstößen. „Schafft Aexte und Brecheisen herbei,“ hörte man rufen, „das Schloß oder eine der Füllungen aufzusprengen.“

Die Frau schien unter der sie bedrohenden Gefahr unfähig, einen Gedanken zu fassen. Den Blick starr und unbeweglich auf die Thür gerichtet, flogen ihre Glieder wie im Fieber.

„Noch bleibt uns der geheime Aufgang aus dem Boudoir zu dem Damenzimmer,“ erinnerte sich der Sklavenaufseher. „Schnell fort, dort hinauf! In den unmittelbar an den Speisesaal stoßenden Räumen ist eine Durchsuchung vorläufig zum Wenigsten zu fürchten. Vielleicht daß uns der Angriff des General Hardee noch Rettung bringt. Mindestens jetzt, und hier dürfen uns diese Schelme nicht finden.“

Die Dame war Jim Neil auf den ihr ertheilten Fingerzeig vorausgeflogen; in der sie beherrschenden Bestürzung und dem instinktmäßigen Verlangen, sich selber nur zu retten, hatte sie jedoch die durch den Druck auf eine in der Wand verborgene geheime Feder aufspringende Thür wieder hinter sich in's Schloß fallen lassen. Der Sklavenaufseher sah sich dadurch den gleichen Rettungsweg versperrt. Vergeblich rüttelte er an der verschlossenen Pforte und spähte an der Wand nach dem ihm nicht genau bekannten Geheimniß, dieselbe zu öffnen.

„Narr, der ich bin,“ unterbrach er seine Bemühungen; „als ob es jetzt nicht überall für mich sicherer wäre, wie in ihrer Gemeinschaft. Der Teufel, was wird ihr auch für den schlimmsten Fall ihrer Entdeckung und Gefangennahme groß geschehen, allein diese Halunken von Abolitionisten wären, weiß Gott, im Stande, wenn ich mit ihr zusammen ergriffen würde, mich an ihrer Statt gleich an den ersten besten Baum aufzuhängen. Das ist ein Fakt, und darum, denk' ich mir so, ist es schon das Beste, wenn wir Jedes für uns selber sorgen. Wofern ich nur nicht mit ihr zusammen betroffen werde, wer kann mir irgend eine Theilnahme an dem gespielten Verrath beweisen? Und wenn die Kerle mich da außen auf dem Hofe oder sonstwo aufgreifen, was weiter? Bin ich denn nicht hier der Plantagenaufseher, und wie kann deßhalb meine Anwesenheit an irgend einem beliebigen Orte dieser ganzen Besitzung den mindesten Verdacht gegen mich erwecken? Holla! daß ich daran auch nicht gleich gedacht habe! Mir bleibt ja noch die Schlupfpforte aus dem Gewächshause, und einmal nur erst

aus dieser verdammten Mäusefalle, werde ich mich und mein Besitzthum schon noch zu salviren wissen."

Der erste Axthieb schmetterte in die Thür der Vorhalle. Auf den zu ihm gedrungenen Lärm war der Major aus dem zu der Wasserpforte führenden Zimmer, wo er auf Lydia's Rückkehr gewartet, in das Boudoir gestürzt.

„Verdammt!" murrte Jim Neil bei seinem Anblick, „der kommt mir ungelegen. Es besserte gerade meine Lage, mit dem etwa zusammen ergriffen zu werden. Mag der Dummbart zum Teufel fahren! Jeder ist sich jetzt selbst der Nächste. — Major," rief er ihm entgegen, „Alles ist verloren, Alles entdeckt! Retten Sie wenigstens Mylady. Nur zwei Minuten gilt es Denen dort vor der Thür das Eindringen zu wehren, um ihr vor ihren Verfolgern einen Vorsprung zu sichern."

Der junge Offizier hatte in der ihn beherrschenden Verwirrung und Bestürzung das Davonstürzen des Andern wohl kaum beachtet. Den Degen in der Rechten, den Revolver in der Linken stand er hoch aufgerichtet der unter den verdoppelten Anstrengungen der Soldaten außen schon in ihren Angeln schwankenden Thür gegenüber. „So wird es mir wenigstens doch vergönnt sein, für sie zu sterben," murmelten seine Lippen. „Ich darf diese Nacht und den Verlust meiner Ehre nicht überleben. Mir bleibt nur noch, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Eugen von Württemberg.

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1812.

Von

Wilhelm Müller.

(Bild S. 472.)

Der Prinz befand sich in der Schlacht bei Borodino auf dem rechten russischen Flügel. Als Generalmajor befehligte er die vierte Infanteriedivision, welche mit der siebenzehnten unter dem Korpschef Baggowut stand. Befehlshaber des ganzen rechten Flügels war Miloradowitsch. „Wir kommen heute zu Nichts," rief zürnend Major Heideggen; „es wird ohne uns ausgemacht. Schon ist Murat gefangen." — „Geduld!" erwiederte der Prinz und übersah mit Freuden die vier Divisionen, die noch frisch und wohlbehalten neben einander standen. „Ein gefangener General bringt noch nicht den Sieg; in der Front wird dieser entschieden." Die Nachrichten wechselten. Bald hieß es, Murat sei gefangen, die Schlacht gewonnen; bald kamen verwundete Offiziere und riefen: „Dort ist die Hölle! Sehe zu, wer aus ihren Klauen mit heiler Haut zu entrinnen vermag!" Plötzlich kam der Adjutant des Generals Barklay und brachte Baggowut den Befehl, sich möglichst schnell mit der siebenzehnten Division auf den linken Flügel zu General Tutschkow zu begeben. „Mit Gut und Blut, Kinder, stehen wir für den Erfolg," rief Baggowut den Soldaten zu, und tausendfacher Beifallsruf erscholl in der Luft. Der Prinz sprang auf seinen alten Freund zu und fiel ihm um den Hals. „Ich soll Sie verlassen!" rief er aus. — „Es muß sein," erwiederte Baggowut wehmüthig, „vielleicht auf ewig; doch mir bleibt der Trost, daß es für alle brave Kerle nur einen Himmel gibt. Nun vorwärts Marsch!"

Kaum hatte er dieß ausgesprochen, so sprengten Generalstabsoffiziere herbei und brachten den Befehl, daß auch die Linieninfanterie der vierten Division folgen und nur sechs Jägerregimenter als Reserve dort bleiben sollen. „Wie geht's da drüben?" fragte Baggowut. — „Grundschlecht!" war die Antwort. „Wenn Sie nicht eilen, so ist Alles verloren. Die Bagration'sche Armee ist der Erde gleich, und daß Tutschkow sich noch hält, grenzt an die sieben Wunder." — „Nun in Gottes Namen denn, drauf zu!" rief Baggowut; „wo's am Tollsten braust, da führt uns hin. Wer von euch Allen geht dahin nicht am Liebsten?" Ein lautes Hurrah! war die Antwort der Soldaten, und der Prinz kommandirte seiner Division: „Gewehr auf!" — „Nein, nein!" schrie ihm Baggowut entgegen; „so ist's nicht gemeint. Sie kennen ja Ihre Bestimmung und müssen bei den Jägern bleiben, die den letzten Stoß geben sollen." — „Gerne thät' ich's," sagte der Prinz; „aber ehe ich mich von meinen Kameraden trenne, wenn sie dem Tod entgegen gehen, gebe ich jede Aussicht auf Ruhm und Ehre preis. Lieber will ich mit ihnen sterben, als ohne sie den Sieg erkämpfen." Alles war voll Jubel bei diesen Worten. Nur die Jäger konnten nicht einstimmen. Ihr Oberstlieutenant Wolff rief dem Prinzen zu: „Wir wären Waisen ohne Sie; um Gottes willen, wir werden doch nicht zurückbleiben sollen?" Sie schlossen sich bereits an die Kolonnen an. Aber der Prinz mußte sie zurückweisen und sagte ihnen ein schmerzliches Lebewohl.

Während das zweite Korps seinen bedrängten Brüdern zu Hülfe eilte, ging es auf dem linken Flügel und im Centrum immer schlechter. Der Generalquartiermeister, Oberst Toll, sprengte dem Prinzen entgegen, um ihm Richtung und Stellung anzugeben. Baggowut zog sich mit der siebenzehnten Division mehr links, Prinz Eugen marschirte gerade der Rayewsky-Schanze zu, von deren Wiedereroberung die Entscheidung des Tages abhing. Er marschirte noch im Wald, Kugeln schlugen rechts und links in's Gebüsch und schleuderten die Aeste der Bäume auf die Köpfe der Truppen. Sie sahen noch nichts von der Schlacht; aber an dem entsetzlichen Getöse, das ihnen entgegenscholl, konnte Jeder merken, was ihn erwarte.

Endlich kamen sie aus dem Walde heraus. Rechts hatten sie die von den Franzosen eroberte Rayewsky-Schanze vor sich, von welcher ein furchtbares Artilleriefeuer herabdonnerte, links die Höhen von Semenowskoin, wo eine französische Batterie von 85 Geschützen Tod und Verderben aussprühte. Wer hier angreifen wollte, mußte das entsetzlichste Kreuzfeuer aushalten. Es war ein Schritt in die Hölle, wie sich der Prinz ausdrückt. Seine vier Regimenter, welche etwa 3600 Mann stark waren, hatten bedeutende Verluste, ehe es nur zum Angriff kam. General Barklay kam mit seinem Gefolge selbst herbei. Während einem seiner Adjutanten der Kopf, einem andern das Bein weggerissen wurde, sagte er, mit staunenswerther Kaltblütigkeit den Batterieen in's Gesicht blickend, zum Prinzen: „Sehen Sie da die Redoute? Dort haust der Feind. Ein Wort von Ihnen, und sie wird der vierten Division gehören!" — „Bataillone zum Angriff in Kolonne! Im Sturmschritt vorwärts, Marsch!" war die Antwort des Prinzen. Doch ließ das Feuer in der Schanze plötzlich nach, und man bemerkte dort ein wildes Gedränge, das auf eine außerordentliche Begebenheit hindeutete. Die Franzosen wurden durch einen neuen Angriff russischer Bataillone aus der Schanze vertrieben; zugleich aber wälzte sich links eine ungeheure Staubwolke gegen die Division des Prinzen, die Erde zitterte unter dem Hufschlage der Rosse, und wie ein reißender Strom näherten sich im Flug die französischen Kürassiere. „Bataillone! formirt Quarré!" erscholl des Prinzen Kommandowort.

Der Anprall war so heftig und unvermuthet, daß mehr als einmal die Generale Barklay, Miloradowitsch, Rayewsky und Andere in den Quarrés Zuflucht suchen mußten. „Kinder!" rief der Prinz seinen Soldaten zu, „nehmet euch Zeit, zielet gut und sehet dem Feind fest in's Auge!" Ruhig ließen diese die französischen Reiter auf wenige Schritte an sich herankommen und feuerten dann ihre wohlgezielten Schüsse ab. Die Vordersten stürzten, die Hintersten drängten nach, neue Salven hemmten auch den Ungestüm dieser, und im hellen Siegesübermuth stürzte ein russisches Bataillon hervor und griff die erschütterten Schwadronen mit dem Bajonnet an. Der Reiterangriff war mißlungen, die Truppen Eugen's blieben fest wie Mauern; verfolgt von den heranjagenden russischen Dragonern suchten die französischen Kürassiere hinter ihren Batterieen Schutz.

Kaum aber waren diese verschwunden, so zeigte sich eine starke feindliche Infanteriemasse, die zwischen der Rayewsky-Schanze und Semenowskoin die Anhöhe heraufrückte. General Barklay sprengte zum Prinzen her und rief ihm zu: „Der Tapfere zählt nicht seine Feinde. Die Schanze ist wieder erobert. Lassen Ew. Hoheit eine Brigade hier, mit der andern gehen Sie jenem dreisten Haufen zu Leibe!" Mit zwei Regimentern marschirte der Prinz dem Feinde entgegen, von der nächsten Batterie mit Kugeln überschüttet. In

wenigen Minuten lagen 700 Todte auf dem Schlachtfeld. Mehrere Generale und fast alle Adjutanten des Prinzen wurden verwundet. Plötzlich ertönte ein Ruf der Verzweiflung aus hundert Kehlen. Alles sah nach dem Prinzen, der unter seinem tödtlich getroffenen Pferde lag, die Soldaten sprangen sogar aus den Gliedern, um nach dem geliebten Führer zu sehen. „Es ist Nichts! Ein fri-



Prinz Eugen von Württemberg in der Schlacht bei Borodino. Von O. Fikentscher. (S. 471.)

sches Pferd!" rief dieser, mit Mühe sich aufrichtend. Lieutenant Münster sprang von dem seinigen herab und gab es ihm. Der Prinz bestieg es. Kaum saß er, so stürzte auch dieses Pferd zu Boden, und rings um ihn sah man den Tod in seiner fürchterlichsten Gestalt. Während er unter dem Pferde lag, wurden seine Füße von den Händen eines Soldaten, dem eine Kanonenkugel das ganze Antlitz weggerissen hatte, krampfhaft umklammert. Zwei junge Offiziere, welche niedergeschmettert sich noch sterbend

umschlangen, benetzten mit ihrem Blute den Prinzen. Dieser erhob sich aus der Masse von Leichen und verlangte ein neues Pferd. Ein Adjutant, welcher von Miloradowitsch abgesandt war, hielt ihm seinen Falben hin. Er setzte den Fuß in den Bügel; eine Granate flog her und warf das Pferd mit sammt dem Adjutanten nieder.

Es schien fast eine Unmöglichkeit zu sein, dem Prinzen ein neues Pferd zu verschaffen. In wenigen Augenblicken waren ihm drei Pferde unter dem Leib erschossen. Er selbst aber war unverwundet, ließ von einer vorbeiziehenden Batterie ein Zugpferd ausspannen, schwang sich darauf und eilte wieder an die Spitze seiner Kolonne. Das feindliche Fußvolk hatte sich indessen zurückgezogen; weiter rechts, wo Miloradowitsch stand, zeigten sich neue Gefahren. Barklay, welcher auf's Neue herankam, befahl dem Prinzen, nicht weiter vorzurücken und eine Brigade nach rechts zu entsenden. Eben ließ sich Eugen die Bügel an dem neu bestiegenen Pferde schnallen, da sprengte Bibikoff, ein Adjutant Miloradowitsch's, zu ihm, um ihn dringend zu ersuchen, augenblicklich zu diesem zu kommen. „Soll ich auch mit Ihnen das Pferd wechseln?" rief ihm der Prinz lächelnd zu. — „Der General läßt Sie um Gottes willen bitten," sagte Bibikoff. — „Sie sehen, ich bin hier beschäftigt," erwiederte der Prinz. — „Eilen Ew. Hoheit! es ist dringend," versetzte Jener. — „Nun! wo ist denn Ihr General?" fragte der Prinz. — „Dort!" sprach Bibikoff mit der Hand auf die Stelle deutend. In diesem Augenblick riß ihm eine Kanonenkugel den ausgestreckten Arm weg. Kaltblütig sagte Bibikoff: „Ich sehe wohl, daß ich den andern zu Hülfe nehmen muß," wies mit dem andern Arm nach der Stelle und sprach: „Dort! Eilen Sie!" Der Prinz überließ das Kommando dem einzigen ihm hier noch übrig gebliebenen Stabsoffizier, dem Oberstlieutenant Wolff, und begab sich zu Miloradowitsch, der bei seiner zweiten Brigade stand, bald darauf aber mit dieser auf den linken Flügel zu seinem Korpsführer Baggowut, welcher bereits einen Boten nach dem andern zu ihm geschickt hatte. Um Utitza hatte sich jetzt ein hartnäckiger Kampf entsponnen, der sich zu Gunsten Baggowut's, dessen Truppen mit dem Bajonnet sich Bahn brachen, entschied. In fester Stellung blieben hier die Russen stehen, dem Feinde eine eherne Entschlossenheit entgegenhaltend.

Erst gegen Abend, als die Schlacht im Centrum schon entschieden, die Rayewsky-Schanze von den Franzosen auf's Neue erstürmt war, fand auf dem äußersten linken Flügel noch ein Zusammenstoß statt. Eine feindliche Kolonne hatte sich zwischen Baggowut und dem weit zurückgedrängten linken Flügel des russischen Heeres hineingeschoben. Fürst Schachowsky griff sie an, ging dabei unvorsichtig zu Werk und mußte mit Verlust weichen. Baggowut erkannte nun das Gefahrvolle seiner Lage und zog sich so weit zurück, daß er in gleicher Höhe mit dem linken Flügel stand. Auf diesem Rückmarsch äußerten einige Offiziere die Ansicht, daß die Anhöhe bei Utitza nicht hätte preisgegeben werden sollen, daß man den eben verlassenen Posten nothwendig wieder besetzen müsse. Baggowut und der Prinz waren anderer Ansicht, und Jener rief endlich erzürnt aus: „Nun, so will ich denn eine Handvoll Grenadiere nehmen und den Plunder damit festhalten." Auf die Bemerkung eines Grenadierobersten, daß noch Feldregimenter da seien, rief der Prinz: „Ja



Waldeck.



Schulze-Delitzsch.



Moritz Wiggers.



Eduard Lasker.



H. Runge.



Franz Duncker.

Die Abgeordneten der Stadt Berlin zum norddeutschen Reichstag.

Originalzeichnungen von A. Meinhard. (S. 475.)

wohl, und die vierte Division wird ihren faktischen Vorrang wieder zu behaupten wissen." So sehr sich auch Baggowut sträubte, seinen Liebling neuen Gefahren preiszugeben, so mußte er doch zuletzt dem entschiedenen Willen des Prinzen nachgeben und diesen mit vier, freilich sehr zusammengeschmolzenen Regimentern abziehen lassen. Rasch warf er die Polen von der Anhöhe herab, sah sich aber bald von der verstärkten Masse derselben auf's Neue angegriffen. Ein wüthender Kampf entspann sich, die Polen an Zahl überlegen, drangen mit wilder Tapferkeit vorwärts, die Russen wollten das Terrain nicht wieder herausgeben, dem Prinzen wurde das vierte Pferd erschossen. Der Kampf war zu ungleich. Der Prinz mußte mit einem Verlust von etwa 300 Mann den Rückzug antreten und langte mit seinen vier Geschützen wieder glücklich bei Baggowut an, der ihn wie ein liebender Vater an sein Herz drückte.

Es war eine Riesenschlacht dieser Tag von Borodino. 50,000 Russen, mehr als 30,000 Franzosen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Die Tapferkeit und Todesverachtung der russischen Truppen war beispiellos. Ihr Verlust an Offizieren betrug 1700. Ein Kürassier-Regiment, das am Morgen mit 400 Reitern in's Gefecht gegangen war, hatte am Abend noch 95 Mann. Von sechs Grenadier-Bataillonen waren nach der Schlacht noch 300 Mann übrig. „Was ist das für ein Regiment?" fragte Toll, auf eine nicht zahlreiche Kriegerschaar weisend. — „Das ist die zweite Division," war die Antwort des Generals.

Von den Generalen war Miloradowitsch eines der interessantesten Originale. Klein, breitschulterig und stämmig gebaut, eine Habichtsnase und scharfe, aber launige Augen im Gesicht, einen türkischen Shawl um Hals und Leib geschlungen, lang herabhängende Federn auf dem Hut, ohne Kenntnisse, aber voll natürlicher Beredtsamkeit und Mutterwitz, war er bei allen Soldaten beliebt, wegen seiner persönlichen Tapferkeit geachtet. Er war der Sohn eines reichen, vornehmen Serbiers und galt als junger Gardeoffizier für einen der ausgelassensten Bursche in Petersburg, der in Kurzem eine ungeheure Schuldenmasse beisammen hatte. Der Vater ließ sich zwar herbei, dieselbe zu tilgen, schrieb sich aber doch die Rechnung hinter die Ohren. Der Luxus bei Hof, an dem er sich betheiligen mußte, mochte wohl stark sein; doch waren diese Rechnungen noch weit stärker, und die Ausreden des Sohnes, daß der Tanzmeister in Petersburg ein so kostspieliger Artikel sei, fanden bei dem Vater gar wenig Glauben. Da kam der Sohn in die Heimat auf Besuch. Der Vater dachte, wenn er für die Tanzstunden in Petersburg so viel Geld ausgegeben habe, so wolle er nun auch einen Genuß davon haben und Resultate sehen. Bevor er das theure Kind in seine serbischen Arme schloß, ließ er den tanzlustigen Sohn zwei Stunden lang nach dem Knall der Peitsche all' seine gelehrten Touren vormachen. Nachsichtsvoller war Kaiser Alexander gegen ihn, welcher mehr als dreimal die Schulden für ihn bezahlte. Er hatte ihn trotz seiner Extravaganzen im türkischen Feldzug, wo seine verliebten Abenteuer mit moldauischen Damen die russischen Kriegsgeheimnisse dem Feinde preisgaben, im Jahr 1812 wieder zu Gnaden angenommen und ihm ein wichtiges Kommando übertragen.

Dem Prinzen Eugen bewies er in diesem Feldzug ebenso viel Achtung als Zuneigung. „Sie sind unsere Jungfrau von Orleans," sagte er zu ihm; „ich bin nur Dunois, Ihr Begleiter und unterthäniger Diener, mit einem Wort Ihr Ritter; darauf beschränkt sich mein Ehrgeiz." Oft sagte er zu des Prinzen Adjutanten, wenn er ihn vorbeigehen sah: „Ich weiß nicht, was ich von dem jungen Menschen denken soll. Er hat eine Gewalt über mein Herz wie ein Mädchen, und wie Ihr wißt, brauche ich nicht mehr zu sagen; denn wo gab es wohl eines in der Welt, in welches Miloradowitsch sich nicht verliebte!"

In einem wahrhaft rührenden Verhältniß stand Prinz Eugen zu General Baggowut. Nach der ersten Begegnung bei Pultusk im Dezember 1806, wo der achtzehnjährige, mädchenhaft aussehende Prinz dem russischen Befehlshaber Bennigsen beigegeben war, hätte man es nicht erwarten sollen. „Da schicken sie mir wieder einen Milchbart," sagte damals Baggowut.

Das Jahr 1812 zeigte den Prinzen als einen Mann von der größten Einsicht. Sein Benehmen in den Schlachten bei Smolensk und Borodino verrieth einen außerordentlichen Charakter. Schon vor Beginn des Feldzugs hatte er die russische Strategie und den Ausgang Napoleon's deutlich vorgezeichnet, wenn er von Letzterem in einem Briefe an die Kaiserin-Mutter spricht: „Disposé à imiter partout les Romains il suivra cette fois-ce l'exemple de Crassus contre les Parthes" Nach jener mörderischen Schlacht bei Borodino blieb den Russen vollends nichts Anderes mehr übrig, als die Parther sich zum Vorbild zu nehmen. Freilich, wenn man den Bericht Kutusow's, des russischen Oberfeldherrn, an den Kaiser las, so mußte man nicht an eine Niederlage, sondern an einen Sieg der Russen glauben. Kaiser Alexander ließ in Petersburg ein feierliches Tedeum singen, schickte Kutusow den Feldmarschallsstab und erfreute ihn mit einem Geschenk von 100,000 Rubeln. Aber in der Wirklichkeit nahmen sich die Dinge doch ganz anders aus. In der Nähe von Moskau, hart an der Landstraße, saß Kutusow auf einem Lehnstuhl, von einer Menge von Generalen umgeben. Ob man Moskau vertheidigen, oder verlassen solle? Dieß war die große Frage. Es herrschte große Uneinigkeit. Wollte man die Stadt vertheidigen und vor ihren Mauern eine neue Schlacht wagen, so war bei dem dortigen Terrain und nach den bisherigen Erfahrungen eine neue Niederlage unausbleiblich, die Eroberung und Zerstörung der Stadt nothwendige Folge; wollte man sie preisgeben, so stimmte dieß schlecht zu der Siegesbotschaft von Borodino und machte einen sehr niederschlagenden Eindruck auf Volk und Armee. Es war ein Moment von ungeheurer Wichtigkeit, von der schwersten Verantwortung. Jeder wollte seine Rathschläge an den Mann bringen und glaubte damit den schiffbrüchigen Welttheil wieder flott machen zu können. Kutusow ließ sie Alle reden, ohne ein Wort zu sprechen, befand sich aber in sichtbarer Unruhe. „Mein Fürst!" flüsterte Prinz Eugen, der sich seines Vertrauens und Wohlwollens in hohem Grade erfreute, ihm in's Ohr, „ein Entschluß, aber nur keine Unentschlossenheit!" Dieser sprang auf und rief: „Hier muß mein Kopf allein entscheiden, es sei gut oder schlecht." Darauf sagte er zu den umstehenden Generalen: „Nun, meine Herren! Keine Rathschläge mehr! Fort auf Ihre Posten!" Beim Weggehen winkte er den Prinzen zu sich und küßte ihn auf die Stirne.

Graf Rostophin, Gouverneur von Moskau, bemerkte dieß, trat zu dem Prinzen heran und sagte ihm voll Eifer und Lebhaftigkeit: „Würde ich gefragt, so riefe ich: verbrennt die Hauptstadt, ehe ihr sie dem Feinde preisgebt! Dieß ist die Ansicht des Grafen Rostophin. Was aber den Gouverneur der Stadt betrifft, der dazu berufen ist, über ihr Heil zu wachen, so darf dieser einen solchen Rath nicht geben." — „Und was mich betrifft," erwiederte ihm der Prinz, „so bin ich kein Russe; nur ein solcher dürfte diesen Entschluß fassen." Seiner Umgebung, welcher er die Aeußerung Rostophin's mittheilte, sagte der Prinz: „Es ist kaum glaublich; es wäre eine Riesenthat, aber das wahre Kraftmittel in dieser entsetzlichen Krisis." So war es auch; die Verbrennung Moskaus, um welche weder Kaiser Alexander noch Kutusow irgend etwas wußte, welche lediglich das Geheimniß und die That eines rohen und fanatischen, aber nach der Art eines Weltmanns äußerlich polirten Russen, des Grafen Rostophin, war, wird mit Recht als die heroisch hingeopferte Hekatombe angesehen, durch welche Rußland die Gunst der Götter sich wieder erkauft hat. Mögen russische Schriftsteller und aus besonderen Gründen Rostophin später selbst die Urheberschaft der Regierung zu vindiziren suchen, so laufen doch alle Fäden dieser Katastrophe in das Kabinet des Grafen aus. Wenige Tage vorher richtete er an die Einwohner Moskaus folgende Proklamation: „Bewaffnet euch, gleichviel womit, besonders mit Heugabeln! Diese Waffe ist um so zweckmäßiger gegen die Franzosen, da sie nicht schwerer sind als ein Bund Stroh. Im Fall wir die Feinde nicht besiegen, wollen wir sie in Moskau verbrennen, wenn sie sich erkühnen, in die Hauptstadt einzudringen." Noch vor der Schlacht bei Borodino schrieb er an den Fürsten Bagration folgende Worte: „Ich hoffe, daß man noch eine Schlacht liefern werde, ehe man Moskau dem Feinde überläßt. Wird die Armee geschlagen und kommt sie bis Moskau, so rücke ich mit 100,000 Einwohnern zu ihrer Unterstützung aus. Gelingt es auch dann nicht: nun so sollen die Bösewichter statt Moskaus nur dessen Asche erhalten!"

(Schluß folgt.)

E. A. Roßmäßler,

ein Mann des Volkes und der Wissenschaft.

(Bild S. 469.)

Die Männer, die zugleich ein warmes Herz für das Volk und die lauterste Liebe für die Wissenschaft haben, sind so selten, daß es immer doppelt schmerzt, wenn wir die Kunde von dem Hinscheid eines solchen erfahren. Dieses Gefühl überkam uns wieder, als uns der Tod von Professor Roßmäßler gemeldet wurde. An ihm hat das deutsche Volk einen seiner treuesten Freunde, einen seiner begeistertsten Lehrer verloren. Wie Wenige verstand er den Sinn zu wecken für die ewig waltenden Gesetze der Natur, und das Auge zu öffnen und zu stärken für ihre reichen und wundervollen Schönheiten. Sein Auge hat sich für immer geschlossen — aber Tausende von Herzen, die sich an der einziehenden Blumenpracht des Frühlings erfreuen und mit Wonneschauer das Rauschen des deutschen Waldes vernehmen, werden dem Dahingeschiedenen ein dankbares Andenken bewahren. War es ja Roßmäßler, der ihnen das Verständniß für die blühende Flur und den rauschenden Wald, für die leuchtenden Gebilde des Himmels und die farbenschimmernden Bodengestaltungen der Erde, für das Leben der reichgegliederten Thierwelt und das Walten des unendlichen Meeres, für den bunten Wechsel der Jahreszeiten und die einzigen Reize der deutschen Heimat so sinnig vermittelte! Noch mehr: er führte den Menschen nicht aus sich heraus zur schalen Zerstreuung, sondern daß er durch die Außenwelt bereichert wieder um so ernster in sich zurückkehre, in der Mannigfaltigkeit die Einheit ergründe, im Wechsel der Zeiten des unvergänglich Ewigen inne werde. Wer so seiner Wissenschaft gelebt, der hat wahrlich nicht umsonst gelebt!

Roßmäßler war am 3. März 1806 zu Leipzig als Sohn eines namhaften Kupferstechers geboren. Hier erhielt er seine Schul- und Universitätsbildung. Die Theologie, die er studiren sollte, vermochte ihn nicht zu fesseln; er wandte sich mehr und mehr den Naturwissenschaften zu. In den Jahren 1827—30 war er Lehrer zu Weida, einem Städtchen bei Weimar. Die Empfehlung Reichenbach's verschaffte ihm dann eine Lehrerstelle an der Forstakademie zu Tharand, und bis zum Jahr 1848 lehrte er hier hauptsächlich Zoologie und Botanik. 1848 wurde er von dem Wahlkreis Pirna (Sachsen) zum Abgeordneten in das frankfurter Parlament gewählt. Hier nahm er seinen Platz auf der Linken ein, machte sich aber nur durch zwei Reden — über die Volksschule und die Abschaffung der Todesstrafe — bemerklich. Bei der Verlegung des Parlaments nach Stuttgart siedelte er hieher über und blieb daselbst bis zum 18. Juni, an welchem Tage bekanntlich die gewaltsame Parlamentsauflösung erfolgte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Ludwigsburg kehrte er nach Tharand zurück, ward wegen seiner Theilnahme am Rumpfparlament angeklagt, jedoch freigesprochen, kam aber nachher selbst um Versetzung in den Ruhestand ein, der ihm mit der Aussicht auf Wiederanstellung mit einer kleinen Pension gewährt wurde. Er wandte sich nun nach Leipzig und widmete seine Zeit und Kraft namentlich der naturgeschichtlichen Schriftstellerei im populären Gewande. Seine Leistungen hierin sind in hohem Grade schätzenswerth. Außer seiner naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Aus der Heimath", die er in Leipzig herausgab, sind es besonders die folgenden Schriften, die seinen Ruf als Mann der Wissenschaft und Lehrer des Volks begründet haben: „Der Mensch im Spiegel der Natur (2 Bände, 1850), „Mikroskopische Blicke in den inneren Bau und das Leben der Gewächse" (1852), „Flora im Winterkleide" (1853), „Die Geschichte der Erde" (1856), „Das Wasser" (1858), „Die vier Jahreszeiten", „Die Thiere des Waldes" u. s. w. In diesen Werken gibt Roßmäßler Naturgemälde, die hin und wieder von echt poetischem Anflug sind, vor Allem aber durch eine Detailmalerei, wie sie sich nur dem kleinsten Haushalt der Natur vertrauten Beobachter erschließt, auf das Anziehendste sich auszeichnen. Prachtvoll schildert er z. B. einen deutschen Wald im Demantschmucke eines Rauchfrostes oder die Farben- und Formenpracht eines Korallenriffes. Eine Fülle von allgemeinen Gesichtspunkten und tiefen Zusammenhängen finden wir namentlich in seiner Darstellung des Wassers. Seine chemischen und physikalischen Eigenschaften, als Bestandtheil des Luftmeers, als Regulator des Klimas, als erdgestaltende Macht, als Ernährer, als Wohnplatz für Thiere und Pflanzen, als Vermittler des Verkehrs und als Gehülfe der Gewerbe, als künstlerisches und poetisches Element — welch' ein Reichthum an Beziehungen, die in alle Natur- und Lebensverhältnisse eingreifen! Ein kleines populäres Schriftchen, das der Beherzigung der arbeitenden Klassen nicht genug empfohlen werden kann, hat Roßmäßler den „Weg zum Geiste" betitelt. Sein spezielles wissenschaftliches Fach waren die Land- und Süßwasserweichthiere, und auf diesem Gebiete gilt er als Forscher ersten Ranges. Mit besonderem Nachdruck vertrat er die Aufnahme des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den Lehrplan der Gymnasien, später auch der Volksschulen. Im Jahre 1865 ernannte ihn der leipziger Arbeiterbildungsverein, den er so oft durch seine anziehenden Vorträge erfreut hatte, zum Ehrenvorsitzenden. Auch war er längere Zeit Vorsitzender im Vorstand der deutschkatholischen Gemeinde. In politischer Beziehung blieb er der demokratischen Richtung treu bis zu seinem Tode. Schon länger leidend, verschied er am 7. April ohne Todeskampf. Bis zum letzten Hauche war er im vollsten Besitz seiner geistigen Fähigkeiten. Seine letzten Aeußerungen waren: „Ich hätte gern noch ein halbes Jahr gelebt: bis dahin wird wohl die Nacht gewichen sein, die sich über unser armes Deutschland gelagert hat." Und ein paar Minuten später: „Ich habe stets meine Pflicht zu erfüllen versucht; was ich erstrebte, halte ich auch jetzt noch für das Richtige. Ich hoffe, meine Freunde vergessen nicht, was ich ihnen immer an's Herz legte, daß kein politischer Fortschritt möglich ist ohne Volksbildung!"

Die Abgeordneten der Stadt Berlin

zum norddeutschen Reichstag.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Bilder S. 473.)

Die preußische Hauptstadt hatte sechs Abgeordnete zum Reichstag zu wählen und ließ es sich nicht nehmen, auch bei dieser Gelegenheit ihre liberale Gesinnung zu dokumentiren. Als ein erprobter Führer der demokratischen Partei ist von diesen Abgeordneten Schulze-Delitzsch in der Welt bekannt. Der vortreffliche Mann, geboren am 29. August 1808 in Delitzsch, Provinz Sachsen, hat vorzugsweise auf dem Gebiet der sozialen Frage eine wirklich praktische und schließlich sogar vom konservativen preußischen Staatsprinzip als wichtig anerkannte demokratische Thätigkeit durch Gründung und Ausbreitung des deutschen Genossenschaftswesens entfaltet, und daneben immer in erster Reihe der Partei für deren Sache gestritten. Seit dem Jahre 1848, als Schulze zur Linken der preußischen Nationalversammlung gehörte, hat er diese Führerstellung sich errungen und durch Konsequenz, Eifer und parlamentarische Bedeutung sie sich erhalten. Freilich, ohne Märtyrerthum geht dieß bei einem zum Beamten erzogenen Bürger unserer Zeit nicht ab. Schulze, von Hause aus Jurist, wurde nach seinem Prozeß als Steuerverweigerer 1849, der mit Freisprechung endete, in der Eigenschaft eines Kreisrichters nach dem polnischen Städtchen Wreschen in eine der bekannten preußischen Justiz-Verbannungen geschickt. Dieß hielt der warmblütige Mann nicht lange aus, quittirte den ganzen Staatsdienst zur Freude seines Chefs und widmete sich nun mit zäher Energie der Einführung des Genossenschaftswesens. In wenigen Jahren sah er schon seine Thätigkeit gelohnt; das Prinzip bewährte sich, die Genossenschaften erhielten eine volkswirthschaftliche Bedeutung. Im Jahre 1855 gehörte Schulze mit zu den Gründern des Nationalvereins und seit 1861 war er ununterbrochen Abgeordneter Berlins. In dankbarer Anerkennung seiner Verdienste schenkte ihm die Gesammtheit der von ihm gegründeten Genossenschaften am 4. Oktober 1863 ein Kapital von 50,000 Thalern, von welchem Schulze indeß nur die Zinsen angenommen hat. Er siedelte nun nach Potsdam über und konnte sich ohne Existenzsorgen ganz seinem Berufe widmen, den er noch einmal in dem wilden Streit gegen Lassalle bewähren mußte. Im Reichstage gehörte er natürlich zur Linken und stimmte gegen die norddeutsche Verfassung.

Der alte Waldeck nicht minder. An ihm, so lange ihn das Volk als den parlamentarischen Hauptführer der preußischen Demokratie verehrt, gibt's nichts zu deuteln; der Mann ist rein wie seine Gesinnung, über welche er niemals auch nur einen Zweifel aufkommen läßt. Schlicht als Redner, ungesucht, offen, bestimmt, klar, hat Waldeck in allen Zweideutigkeiten der politischen Fragen jedesmal den richtigen demokratischen Standpunkt eingenommen und sich auf Schielen und Blinzeln und Gefälligkeitsansichten nicht eingelassen. Das that er schon in der preußischen Nationalversammlung von 1848, in der er das Haupt der äußersten Linken war, und an ihm wollte sich denn auch die einbrechende Reaktion vorzugsweise, und zwar in der häßlichsten Weise rächen. Der Geheime Obertribunalrath Waldeck wurde im Mai 1849 unter Anklage des Hochverraths verhaftet, im Herbst aber unter moralischer Vernichtung der Reaktionspartei glanzvoll freigesprochen. Seitdem rührt den greisen Mann Niemand mehr an; auch die Gegner ehren in ihm den Bekenner einer festen Ueberzeugung.

Der Abgeordnete Lasker, Gerichtsassessor in Berlin, ist eine neuere Figur und doch schon nicht mehr dieselbe. Er ist nationalliberal geworden, und zu dieser Farbe sind alle die Mitglieder der Fortschrittspartei zu rechnen, die, wie Bennigsen, die deutsche Einheit nehmen, wie sie sie erhalten, und die auch zufrieden mit sich waren, als ihr Versuch, einige Freiheit bei dem neuen norddeutschen Verfassungswerk miteinzuschmuggeln, der Regierung nicht behagte. Lasker, ein noch junger Mann von vierunddreißig Jahren, klein, agil, schwarzköpfig und mit dem unverkennbaren Zug des Orientalischen, seit einigen Jahren durch eine oft angebrachte Suade eine politische Figur in Berlin geworden, ist politischen Ehrgeizes voll und daher jetzt auch „praktischer" Politiker.

Der ausrangirte mecklenburger Demokrat Moritz Wiggers, der „Bestrafte", ist schließlich durch den Reichstag „reinlich und zweifelsohne" befunden worden. Der schmächtige, ältliche Herr, seines Zeichens Advokat in Rostock (geboren 1816), war als Präsident der mecklenburgischen Nationalversammlung von 1848 unter der Reaktion zum moralischen Tode bestimmt worden. Er wurde zuerst wegen Begünstigung der Flucht Kinkel's aus dem spandauer Zuchthaus angeklagt, aber vergeblich; dann wegen Hochverraths glücklich zu drei Jahren Zuchthaus à la Kinkel verurtheilt und saß davon auch zehn Monate zu Dreibergen ab, wo er schustern lernen sollte, der Herr Advokat, und wo er, da er nicht schustern lernen wollte, fromme Traktätlein tüchtig abschreiben mußte. 's hat aber doch Alles bei ihm nichts geholfen, und auch das „Bestrafen" nicht, in so fern Berlin ihm nach dem Reichswahlgesetz ein Mandat gab und geben durfte.

Franz Duncker (geboren 1822), Verlagsbuchhändler und ein jüngerer Bruder des Professors, Historikers und vortragenden Raths beim Kronprinzen, ist eine schlanke Erscheinung mit trotzigem Kopf und etwas wildem, schon grau gesprenkeltem, langem Haar und einem „gefährlichen", flachsgrauen, zerzausten Vollbart, der einstmals „roth" gewesen. Konsequenz, treue Ueberzeugung haben ihm in der Partei des demokratischen Prinzips eine bedeutende Stelle gegeben. Mit der „Volkszeitung", die er trotz aller Hinckeldey'schen Schikanen auf die Beine brachte, gewann er zuerst in den Arbeiterkreisen Terrain und bewahrte sich dasselbe auch durch persönliche Betheiligung an den sozialen Fragen im Schulze-Delitz'schen Sinne so sehr, daß er zum Präsidenten des Handwerkervereins erwählt wurde. Vom Jahre 1859 an, mit der Bildung des Nationalvereins, betrat Franz Duncker mehr die öffentliche Bühne; er wurde ein sehr rühriges Mitglied des Nationalvereins, dann der Fortschrittspartei, in deren Generalstab er zuletzt gezogen wurde. Mit seinen Zwecken wuchs auch seine Kraft. Er wurde Abgeordneter, Parlamentsmann, ein klarer, fertiger Redner, und erhielt von seiner Vaterstadt Berlin das Mandat zum Reichstag, wo er wacker mit Waldeck zusammen für konstitutionelle Garantieen der Verfassung kämpfte.

Der sechste dieser Abgeordneten ist der berliner Stadtrath Heinrich Runge (geboren 1817), ein überaus eifriger, in stiller Thätigkeit für die liberale Sache nach allen Richtungen hin wirkender Mann, Vorsitzender und Mitglied mehrerer Vereine und Komites, der 1849 aus Gram über die zerstörten Hoffnungen des Jahres der Revolution in der Einsamkeit der Schweiz sich zwölf Jahre lang begrub und erst seit 1861 wieder in Berlin aufhält und dem hingebendsten Dienst der demokratischen Sache lebt, im Abgeordnetenhaus wie im letzten Reichstag, wenn auch nicht als Redner, so doch als Getreuer seiner Grundsätze sich bewährte.

Drei deutsche Brautsagen.

1. Der Schulmeister im Brunnen.

(Sage aus der bayrischen Oberpfalz.)

Ein Dorfschulmeister, der ein braver und überall beliebter Mann war, leider aber schon fünfzig Winter zählte und eine Warze auf der Nase hatte, verliebte sich in das schönste Mädchen des Ortes und freite um sie. Das Mädchen aber wollte nichts von ihm wissen, denn er war ihr nicht jung und schmuck genug, und so oft er auch sein Werben erneuerte, hörte er doch immer nur ihr Nein. Der Schulmeister, der das hübsche Mädel schon gar tief in sein Herz geschlossen hatte, sann deßhalb eine List aus, die ihm zu ihrem Besitz verhelfen sollte.

Im Dorfe war ein Brunnen, der nicht allzu viel Wasser hielt und nicht mehr zu gewöhnlichen Zwecken benützt wurde, um so weniger, als er geheime Eigenschaften besaß. Wenn die Mädchen des Ortes, die im Laufe des verwichenen Jahres achtzehn Jahre alt geworden waren, während der Johannisnacht, bei Mondschein, in den Grund hinabschauten, so sahen sie dort im Wasser das Bild des Mannes, der für sie bestimmt war. Neben dem Brunnen stand ein Baum. Den erkletterte der Schulmeister, sobald die bedeutungsvolle Nacht wieder herankam, denn sein Mädchen hatte gerade das richtige Alter erreicht und kam sicher, ihren Zukünftigen zu erspähen. Da war denn sein schlauer Plan, sich auf dem Ast zu bergen, der gerade über dem Brunnen hing, und ihr im Mondschein sein Spiegelbild im Wasser zu zeigen. Der Ast war aber nicht stark genug, um den Schulmeister und sein wohlgerundetes Bäuchlein zu tragen, und während der Freier sich's noch angelegen sein ließ, die beste Stellung für seinen Zweck zu finden, brach der Zweig und der Schulmeister fiel in den Brunnen. Zum Glück war das Wasser nicht tief und ging ihm nur bis an den Kopf. Doch fand er es naß genug, um von allen Liebesgedanken für den Augenblick abgekühlt zu werden. Auf einmal hörte er ein Gekicher, und eine Minute darauf bog der hübsche Kopf seines Mädchens sich spähend über den Rand des Brunnens. Als sie die wohlbekannte Nase mit der Warze im Zauberwasser erschaut, schrie sie laut auf und rannte, ohne einen zweiten Blick hinabzuwerfen, mit ihrer Begleiterin von dannen. Der Schulmeister aber hielt sich ganz still, bis der Nachtwächter des Weges kam; dann machte er sich bemerklich, ließ sich aus dem Brunnen helfen und schenkte dem Wächter einen Gulden, damit er den Mund halten solle.

Als der Schulmeister am Tage darauf abermals mit dem Blumenstrauß im Knopfloch als Freier zu seinem Mädchen kam, gab sie ihm bereitwillig ihr Jawort. Was hätte ihr auch alles Weigern länger helfen sollen, nachdem sie wußte und mit eigenen Augen geschaut hatte, daß dieser Freier unweigerlich für sie bestimmt war!

Da er ein guter Mann war und sie überaus lieb hatte, lebten sie glücklich und zufrieden.

Fliegende Blätter.

Eine Greisenversammlung. Die jüngst abgehaltene Feier der silbernen Hochzeit des herzoglichen Paares von Sachsen-Koburg-Gotha hat Veranlassung zu einem Festmahl gegeben, welches wohl nur in seltenen Fällen vorkommen mag. Auf Wunsch der Herzogin war nämlich durch die städtische Behörde an die ältesten Einwohner der Stadt Gotha männlichen wie weiblichen Geschlechts die Einladung ergangen, den fürstlichen Ehrentag durch ein gemeinsames Mittagessen zu feiern. Einige fünfzig Greise und Greisinnen waren darauf zu letzterm erschienen, bei welchem eine Greisin von 94 Jahren das Alterspräsidium führte. Viele der Anwesenden hatten 80 und einige Jahre gelebt, die meisten standen in dem siebenten Dezennium. An der Festtafel, welche von verschiedenen Damen aus den höhern Ständen bedient ward, herrschte viel Heiterkeit; repräsentirt waren am Tische fünfthalbtausend Lebensjahre.



„Vater, mein guter Vater!" (S. 478.)

Die heimliche Ehe.

Roman von J. F. Smith.

(Schluß.)

49. Enthüllungen.

„Mein Sohn sagte mir, Sie wünschten mich zu sprechen, Miß Mendez!" begann der Advokat Foster, als er mit Klemens in die Bibliothek eintrat. „Womit kann ich Ihnen dienen?" — „Ich werde es Ihnen sogleich mittheilen, Mr. Foster. Erlauben Sie mir zuförderst, Ihnen Sir John Mordaunt, von Brierly-Grange, vorzustellen, aus dessen Händen ich vor sechzehn Jahren mein Adoptivkind Fanny empfing!" — Foster betrachtete sich den Herrn genau, konnte sich jedoch nicht erinnern, seine Züge schon gesehen zu haben. „Es ist seltsam, Sir John," sprach er zu diesem kalt, „daß ein Mann von Ihrem Range seine Hände in einer — verzeihen Sie mir das Wort! — so wenig ehrenvollen Angelegenheit gehabt hat!" — „O, es war eine Sache der Freundschaft und Ergebenheit!" erwiederte Sir John mit seiner gewöhnlichen Keckheit. „Sie können besser als irgend Jemand diese Motive schätzen. Ich that es im Interesse meines Cousins und Freundes, Sir Richard Trevanian."

Bei Nennung dieses Namens veränderte sich der Gesichtsausdruck des Advokaten; endlich befand er sich auf der Spur, um Alles, was in Rücksicht auf das Testament Eduard Trevanian's geschehen war, zu begreifen. — „Und darf ich erfahren, Sir John, von wo Sie das Kind — entnahmen?" — „Gewiß! Aus einer sehr dürftigen Cottage in Nottinghamshire, im Dorfe Farmsfield. Man hatte es dort der Obhut eines ganz jungen Mädchens anvertraut, während die Verwandten des Kindes abwesend waren, ich glaube behufs einer Vermählung. In London übergab ich das Kind den Händen dieser Dame hier, wie mein Freund verlangte. Nun, Sir, habe ich Ihnen Alles gesagt, was ich von der Sache weiß!" — „Und Sie haben keine Idee, Sir John, welche Gründe Ihren Freund zur Entfernung und Verbergung des Kindes bewegt haben mögen?" — „Nicht die mindeste Idee!" — „Werden Sie das, was Sie mir eben mitgetheilt haben, wenn nöthig, unter Eidesbekräftigung wiederholen?" — „Vor allen Gerichtshöfen der Welt. Jedenfalls würde ich dabei keine gute Figur spielen, da ich mir darüber, daß ich mich in eine solche Affaire eingelassen habe, den Vorwurf der Schwäche machen muß, indeß, ich trage die Folgen meines Vergehens!"

Das Zeugniß Sir John's wurde in Gegenwart Fanny's wiederholt, und der alte Advokat legte freudig ihre Hand in die seines Sohnes. Martha's Antlitz nahm bei dieser Szene einen wehmüthigen Ausdruck an; die Selbstsucht der Liebe weckte auf's Neue in ihrer Seele den Gedanken der Trennung. Fanny bemerkte ihre Betrübniß, umschlang sie und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen.

„Wollen Sie mir in dieser Angelegenheit einen Rath erlauben?" fragte der Advokat. — „Von ganzem Herzen!" — „Wohlan, überlassen Sie mir es, zu handeln! Binnen einer Woche, dazu mache ich mich verbindlich, will ich den Namen der Eltern Fanny's erfahren! Ich muß ohnedieß nach Farmsfield reisen, um im Auftrage des General Maitland Alles ausfindig zu machen, was mit der geheimnißvollen Ermordung seines Sohnes in Beziehung stehen könnte, und während der Rückkehr von Farmsfield fand er bekanntlich seinen Tod." — „Was für ein Mord ist das, von welchem Sie sprechen?" fragte Sir John Mordaunt unschuldig. — „Nein, nein, lassen wir diesen Gegenstand! Er ist mir zu peinlich!" rief Martha heftig. — Foster machte dem Baronet ein Zeichen. „Ihr Großvater, Peter Quin, war in diese Sache verwickelt," flüsterte er ihm ganz leise zu, „und der Körper des Er-

mordeten, obwohl völlig unkenntlich gemacht, ward im Keller eines Hauses aufgefunden, welches ihr als Erbtheil von Peter Quin zufiel. — Traurig, sehr traurig!“ sagte Sir John in dem früheren Tone.

Klemens bemerkte, daß Martha wiederholt den Versuch machte, den Baronet zu bewegen, noch einige Tage in London zu bleiben. — „Nicht um Alles in der Welt!“ versetzte indeß Sir John. „Ich habe meine Gewohnheiten als alter Garçon, welche Andere sehr geniren. Aber ich werde mir erlauben, wieder zu kommen, um mich nach Ihrer und der Gesundheit dieser liebenswürdigen jungen Dame zu erkundigen, welche ich noch besonders und lebhaft um Verzeihung zu bitten habe!“ — „Es ist Alles vergeben und vergessen!“ versetzte Fanny mit leuchtendem Gesicht und verließ, von Klemens geführt, den Salon, aus welchem der Advokat, um seine Reisevorbereitungen zu treffen, schon vorher sich zurückgezogen hatte.

Martha und Sir John waren wieder allein. „Sind Sie nun zufrieden?“ fragte Letzterer. „Ich war verrückt, daß ich mir beikommen ließ, nach England zurückzukehren, weil ich beabsichtigte, den Verkauf meiner Güter persönlich zu betreiben, aber ich kann die Gefahr von mir nicht mehr abwenden.“ — „Es ist keine Gefahr; oder zweifeln Sie an meinem gegebenen Worte?“ — „Nein, nein, beste Freundin! Wann erhalte ich nun die bewußten kompromittirenden Papiere?“ — „An dem Tage, an welchem Fanny als die Tochter Georg Maitland's anerkannt wird, das schwöre ich Ihnen!“ — „Ah, dieß ist Ihr Spiel! Nun, ich werde auch in dieses Dunkel Licht bringen, verlassen Sie sich darauf! Sei es denn; noch einige Tage, eine Woche vielleicht das Damoklesschwert über meinem Haupte und dann ist Alles vorüber!“

Er verabschiedete sich, hatte aber, bevor er London verließ, noch eine geheime Unterredung mit Klemens Foster, in deren Folge die Auflösung des großen Räthsels so nahe rückte, daß eines Morgens der General Maitland vom Advokaten Foster die Neuigkeit erfuhr, sein Sohn Georg sei vermählt gewesen und Fanny sei das Kind dieser Ehe. Maitland war durch diese Neuigkeit zwar keineswegs erbaut, aber er war ein vollkommener Ehrenmann und erklärte sich bereit, Fanny als seine Enkelin anzuerkennen. „Ich werde sie der Obhut meiner Schwester, Lady Peters, übergeben,“ sagte der alte General. „Jedenfalls will ich nicht, daß sie unter dem Dache der Enkelin Peter Quin's bleibt. Mag diese auch eine ganz achtungswerthe Person sein, ich zweifle nicht daran, weil man mir's von so respektabler Seite versichert.“ — „Sie vergessen, Sir,“ sagte Foster, durch seinen Ton verletzt, „daß es sich noch um einen andern Großvater handelt ...“ — „Ah, Sie meinen den Vater der jungen Person, welche mein Sohn zu heirathen so thöricht war!“ — „Ganz recht, und welcher ebenfalls ein langgedienter Offizier ist.“ — „So, so! Wie heißt er doch?“ — „Moore.“ — „Was! Moore? Welchen Grad hat er?“ — „Er war Lieutenant und Adjutant.“ — „Mein alter Kriegskamerad also! Ein höchst würdiger Mann, ein Mann comme il faut! Er selbst beging ja einst die Thorheit, ein Mädchen ohne Vermögen zu heirathen; aber dennoch, er ist ein braver Ehrenmann und mein Sohn hat demnach gar nicht übel gewählt. Wir werden uns rasch verständigen. Wenn mein armer Junge lebte, würde ich ihm von Herzen seinen Schritt verzeihen. Für mich, Sir, ist die Geburt von großer Bedeutung.

Der Advokat hörte diese Aeußerungen mit einem Seufzer, denn er dachte an seinen Sohn, welcher den Ansprüchen des Generals an Geburt nicht Genüge leisten konnte. Es thürmte sich da eine neue Schwierigkeit auf, die vielleicht weniger leicht zu überwinden war, als die anderen. „General,“ sagte er endlich sehr fest, „diese Entdeckung steht in direkter Verbindung mit der Ermordung Ihres Sohnes und es ist durchaus nothwendig, daß Sie sich zu einer auswärtigen Zusammenkunft mehrerer Personen bemühen, unter denen sich auch Miß Fanny Maitland befindet!“ — „Ja, ja, ich bin zu Allem bereit. Ach, mein armer Georg!“ — „Das Rendezvous ist in Farmsfield, Sir, wo Ihre Enkelin das Licht der Welt erblickte. Dort befand sich die Familie Trevanian, welche in der Geschichte leider eine traurige Rolle spielt, und von dort aus ging ihr Sohn seinem Verderben entgegen.“ — „Gut, gut, ich bin dabei! Diese Trevanian's ... in welcher Beziehung sollen diese zu der Sache stehen?“ — „Für heute kann ich Ihnen keine weitere Aufklärung geben, aber in Farmsfield gewiß.“ — „Wann soll die Zusammenkunft stattfinden?“ — Foster bezeichnete nach einigem Sinnen den drittfolgenden Tag und beide Männer trennten sich.

50. Lösung und Schluss.

Es war ein schöner, klarer Tag und die Sonne vergoldete die Felder, als der Advokat Foster mit Martha und Fanny in Farmsfield anlangte. Seit wenig Tagen war dieß die fünfte Reise, welche Foster in diesen besonderen Angelegenheiten zu machen hatte, und Alle, welche mit ihm in freundschaftlicher Verbindung standen, besonders aber sein Sohn, waren überzeugt, daß es keinen bessern und aufopferndern Vater geben könne. „Da unten in der hübschen kleinen Ansiedlung, deren Fenster von Epheu umrankt sind, werden wir erwartet!“ rief der Advokat heiter seinen Damen zu. — „Und von wem?“ fragte Martha. „Sie sind geheimnißvoll bis zum Ende, Mr. Foster; am Wenigsten wird unsere Fanny zufrieden sein, weil es ihr räthselhaft ist, daß Klemens uns nicht begleitet.“ — „Er hat seinerseits zu thun, viel zu thun, meine Damen, glauben Sie mir!“ versetzte Foster eifrig. „Sie müssen sich in Ihrem eigenen Interesse in die Umstände fügen.“

Der Wagen langte an der Cottage an; das Herz Fanny's klopfte zum Zerspringen, weil endlich der mysteriöse Schleier gehoben werden sollte, der ihre Abkunft verhüllte. Martha barg ihr Antlitz in düsterem Sinnen in den Händen, denn sie hatte das Bewußtsein, daß sie nun auf irgend eine Weise und durch irgend Jemand jedes Anrecht an die, welche bisher als ihr Kind gegolten, verlieren müsse. Foster trat zuerst ein; die kleine Gartenthür war offen, wie vor vielen Jahren. Ein dürftiges Gemach war durch Blumen und auf die Diele gestreuten weißen Sand zum Besuchszimmer geschmückt worden, ja es waren sogar einige Möbel und Gemälde herbeigeschafft, die offenbar in dieß dürftige Haus nicht gehörten, sondern nur vorübergehend den versammelten Personen dienen sollten.

Am Eingange dieses improvisirten Empfangszimmers angelangt, blieb Fanny zögernd stehen, denn sie hatte Klemens zu treffen gehofft und bemerkte lauter fremde Gesichter; aber noch ehe Foster den Mund aufgethan und seine Damen vorgestellt hatte, stürzte eine hübsche Frau auf sie zu und umarmte sie. „Fanny, liebe Fanny!“ rief diese Frau ganz außer sich vor freudiger Rührung. „Du kannst mich nicht wieder erkennen, denn es sind so viele Jahre verstrichen, seit man Dich mir raubte, ach, so viele Jahre des Schmerzes und der Thränen um Dich, mein Kind! Wie Du Deiner Mutter gleichst! Nicht wahr, Charles?“ — Der, welcher mit diesem Namen angeredet ward, hatte sich gleichfalls genähert und begrüßte Fanny mit größter Innigkeit. Das Mädchen richtete verlegen ihre Blicke auf das Paar. „Ich bin Deine Tante, Therese Graham, und dieß ist Dein Onkel, Charles, mein Gemahl!“ erklärte die Frau. — „Und wo ist meine Mutter, wo mein Vater?“ fragte Fanny bebend. — „Sie sind nicht mehr,“ erwiederte Graham, der uns wohlbekannte Organist, mit tiefernster Stimme.

Während Fanny, in einer seltsamen, fast peinlichen Stimmung ihr Taschentuch zu den Augen führte, ward eine andere Erscheinung eingeführt: der alte blinde Lieutenant Moore, dessen geschlossene Augen sich instinktiv im Gemache umherwendeten. „Wo bin ich hier?“ fragte der Alte. — „Vater, mein guter Vater!“ rief Therese und umfaßte seine Kniee wie damals, als sie ihn weinend um Verzeihung bat und er sie verstieß. Jetzt weinte sie auch, aber Thränen ganz anderer Art, Thränen des frohen Wiedersehens. — „Gott, o Gott — diese Szene! Wer hat sie mir bereitet!“ seufzte der Alte. „Wenn Du unschuldig wärest, Therese, dann wollte ich Gott preisen.“ — „Sie ist unschuldig!“ versetzte Doktor Benett's bekannte Stimme. „Ihre beiden Töchter, Mr. Moore, waren rein und edel, und Sie handelten damals, als Sie sich von hier entfernten, zu rasch. Fanny vermählte sich allerdings heimlich, weil auf beiden Seiten der väterliche Konsens fehlte, mit Georg Maitland; nur der plötzliche Tod desselben verhinderte, später diese Ehe öffentlich bekannt zu machen, weil man selbst die Leiche des Verschwundenen nicht aufzufinden vermochte. Fanny ließ auf ihrem Sterbebette ihre Schwester Therese schwören, das Geheimniß wenigstens bis dahin, wo sichere Spuren über die Art des Todes ihres Gatten

gefunden seien, zu bewahren ..." — „Und ich — ich habe diesem braven Mädchen so viele Leiden bereitet!" rief Moore mit einem Selbstvorwurfe. „Mein Kind, meine theure Tochter, kannst Du Deinem alten Vater vergeben?" — „O, mein lieber Vater!" versetzte Therese freudig. „Doch, hier ist ja die Tochter Deiner geschiedenen Fanny — umarme Deine schöne, edle Enkelin Fanny!"

Sie führte dem Alten das junge Mädchen zu. „Es ist dieselbe Fanny, Mr. Moore," fügte Letztere hinzu, „welche Ihnen im Hause der Mrs. Watkin's kleine Lieder vorsang." — „O, das ist zu viel Ueberraschung, zu viel Wonne!" sagte der alte Mann mit schwacher Stimme; er schien einer Ohnmacht nahe. Der Advokat Foster bemerkte, daß es gut sei, eine abkühlende Diversion zu machen, und las mit lauter Stimme zwei Schriftstücke vor: das geschriebene und notariell beglaubigte Zeugniß Sir John Mordaunt's über die Abkunft Fanny's, und das Testament Eduard Trevanian's, durch welches sein Vermögen der Person und den Abkömmlingen Georg Maitland's aus seiner Ehe mit Fanny Moore zufiel. — „Was?" rief der alte General Maitland außer sich. „Wer macht mir das Alles begreiflich? Ich empfing noch diesen Morgen den Besuch des jungen Sir Walter, welcher mich um die Hand meiner Enkelin, Miß Fanny, bat!" — „Er! Eine neue Schändlichkeit!" murmelte Miß Mendez. — „Und welche Antwort haben Sie ihm gegeben, Herr General?" fragte der Advokat. — „Ganz einfach die: daß Angesichts der vorliegenden Umstände und der ehrlosen Rolle, die sein Vater in der Sache gespielt, zwischen uns von gar keiner freundschaftlichen Beziehung, geschweige denn von etwas Näherem die Rede sein könne. Alles dieß mag vergessen sein! Was die Enkelin des Generals Maitland betrifft, so hat sie das Recht, unter den Reichsten und Würdigsten zu wählen."

Jetzt entstand ein minutenlanges, drückendes Schweigen. „Sir," sagte Fanny hervortretend, mit sanftem Tone, „ich bitte um Verzeihung — ich habe schon gewählt und Sie haben nicht nöthig, für mich eine reiche und mächtige Partie zu suchen." — „So? Ah, eh!" lachte der General jovial, indem er das Mädchen umarmte. „Nun, und auf wen ist denn Deine rasche Wahl gefallen, Du Wettermädchen?" — „Es ist keine rasche Wahl ... Kapitän Klemens Foster hat mein Versprechen!" erwiederte Fanny. — „Was, Foster? Das ist ja Unsinn! Foster ist ja nichts, er hat keine Geburt ..." — „Er ist der geehrte Sohn eines ehrenhaften Vaters!" versetzte der Advokat erbleichend und mit zitternden Lippen. — „Ja, ja, es ist wahr, es ist wahr, Sir! Aber diese Heirath ist unmöglich! Ich habe ganz andere Absichten mit diesem Mädchen, und wenn mein Sohn noch lebte ..."

Plötzlich entstand eine ungewöhnliche Bewegung hinter dem Alten; es erschienen zwei andere Personen und: „Er lebt!" ertönte eine männliche Stimme. Der General zuckte erschrocken zusammen und wendete sich rasch um. „Georg! Georg! Großer Gott!" rief er erregt, erstaunt, entsetzt. Vor ihm stand, von Klemens Forster geführt, ein etwa 38—40jähriger, schön gewachsener Mann, aber mit gefurchtem, durch Sorge oder Kummer alterirtem Gesicht und mit Grau gemischtem Haar. „Ich bin's!" erwiederte Georg Maitland, „und Du wirst nichts dagegen haben, Vater, wenn meine Tochter Keinem gehört als diesem, meinem Freunde und Retter!"

Ausrufe des Staunens, der Freude, der Neugier, Umarmungen mit Thränen und Küssen folgten diesem romantischen Auftritte. Dann erzählte Georg, wie er in der Nacht nach seiner Entfernung von Farmsfield von drei Personen, Miles, Storck und dem „Kapitän" (Sir John Mordaunt) überfallen und in einem festgeschlossenen Wagen mit verstopftem Munde und gefesselten Gliedmaßen in einen Keller nach London geschafft worden sei. Gerade der „Kapitän" sei es gewesen, der sich durch Bitten und Bestechung habe bewegen lassen, ihn zu retten; er habe Nachts einen Gauner, der zufällig gestorben sei, in den Keller gebracht, ihm Maitland's Uniform angezogen und seinen Kopf unkenntlich gemacht. Dann habe der Kapitän ihn in's Freie begleitet, um das versprochene Geld in Empfang zu nehmen; entweder aber habe er plötzlich Angst bekommen, daß er sich verrathen könne, oder es sei irgend ein drohendes Wort gefallen; genug, bei der Annäherung von Tritten habe er, Maitland, plötzlich einen furchtbaren Schlag auf den Kopf erhalten und sei bewußtlos niedergesunken.

Wiederbelebt, habe er sich, wie er sich dunkel erinnere, in einem Spital befunden, doch seine geistige Klarheit sei verschwunden gewesen; er habe gerast und sei in eine Irrenanstalt gesperrt worden. Hier sei er, als unbekannter Irrer, Jahre lang geblieben, später still, stumpf, fast unbeweglich und wortlos. Erst am Tage seiner Befreiung durch Klemens Foster habe er erfahren, daß der alte Quin, aufmerksam gemacht durch polizeiliche Nachforschungen, hinter das Geheimniß seiner Rettung vom Tode gekommen sei und der „Kapitän" seinen Aufenthalt gewußt habe.

Wir haben nur noch wenig beizufügen. Seitdem Peter Quin wußte, daß der Kapitän ihn täuschte, hatte er Argwohn gegen ihn und seitdem wurden auch die gegenseitigen Bedrohungen mit Gericht und Galgen häufiger. Beide Verbrecher hatten übrigens über den Aufenthalt Maitland's Schweigen bewahrt und erst, als bei Martha von der Ermordung des Letzteren die Rede war, hatte der nunmehrige Sir John Mordaunt Klemens Foster das Geheimniß enthüllt. Fanny und Klemens wurden von ihren Vätern und Großvätern gesegnet, und Miß Mendez erklärte, daß Klemens Foster ihr Universalerbe sein solle.

Die Sonne hatte nie so glänzend geleuchtet, die Blumen hatten nie so schön geblüht und geduftet, und nie hatte man in Farmsfield so viele heitere Gesichter gesehen, als an dem Tage, an welchem die Trauung Klemens Foster's mit Fanny Maitland stattfand. Es war noch der uralte Michel Tippin, welcher in neuem, prächtigen Kleide, das ihm von dem jungen Paar geschenkt worden war, mit reich betreßtem Hut und großem Stock mit goldenem Knopf diesen Hochzeitszug anführte.

„Sir Richard wird da oben eine schöne Rechnung auszugleichen haben, Mr. Benett!" sagte die alte Bet Guyson zum Arzte. „Erinnern Sie sich noch des Siegelringes, den ich Ihnen eines Tages gab? Er war von meiner armen Herrin, die ihr eigener Mann vergiftet hatte!" — „Lauter Verbrechen in dieser Familie!" murmelte Doktor Benett, sich schüttelnd. — „Aber an diesen hier hat der liebe Gott die Sünden der Trevanian's wett gemacht — diese sind glücklich, die Engel im Himmel lächeln auf sie herab!"

Was die Alte aussprach, bestätigte sich an dem jungen Ehepaar und an ihren Vätern für alle Zukunft. Martha blieb bei ihrer edlen Fanny bis zum Tode, während der alte Moore bei seinem Schwiegersohn Graham eine friedliche Heimat für seine letzten Tage fand.

Was den ehemaligen „Kapitän", Sir John Mordaunt und den Baronet Walter Trevanian anlangt, so führte das Verhängniß sie später auf schreckliche Weise zusammen; sie trafen sich in einem Spielhause. Walter beschuldigte Sir John des falschen Spiels und ward von diesem in der Wuth niedergestochen. Sir John ward transportirt.

Bilder aus Brasilien.

Von

Arnold Wellmer.

5. Erntefest der Neger.

Ist das Leben der Negersklaven nur Schatten? Wird es durch keinen Lichtblick — kein Sonnenlächeln von Glück erhellt? O, es gibt sogar drei ganze Tage im langen düsteren Jahre, wo der arme Nigger lustig sein, von Glück und Freiheit — träumen darf! Das ist das Erntefest der Neger im Herbste.

In Deutschland ist grüner, lachender Frühling: Flieder, Schneeballe, Goldregen blühen im Jugendglanze, Eichen- und Buchenwälder prangen im ersten Grün, Finken, Amseln und Drosseln wiegen sich in den Zweigen unter jubelnden Liedern, an feuchten warmen Abenden haucht die Nachtigall in süßen Tönen ihre alte ewige Liebesklage aus, reiche Saaten schaukeln sich auf den Feldern gleich grünen Meereswogen — — es ist Anfang Juni, rauschender, duftender, klingender Frühling! Wie sehnsüchtig wird dem Deutschen in Brasilien bei dem Gedanken: in der alten fernen

Heimat ist jetzt Frühling — wärst Du daheim, lachte auch Dir der Lenz!

In Brasilien ist es Herbst. Noch ist Alles grün, aber es hat ein ernstes, müdes, sattes Aussehen. Längst haben die Bäume die lustigen Blüten aus den Locken geschüttelt und dafür den soliden Matronenschmuck goldener Früchte in's bleichende Haar geflochten. Traurig ist der Karneval der Natur verrauscht, seine übermüthig tolle Kapelle verstimmt oder verstummt — es ist Aschermittwoch in der Natur.

Nur der Negersklave feiert jetzt seinen dreitägigen Karneval, vergißt den langen traurigen Aschermittwoch von 362 Tagen, der darauf folgt. Er ist aus der Monotonie seines schläfrigen Arbeitslebens erwacht, er hat das Joch der Sklaverei auf dreimal vierundzwanzig Stunden abgeschüttelt — er träumt sich als freier Mann! Das ganze Jahr freut sich der Nigger auf die ungebundene Lust des Erntefestes. In seinen wenigen Freistunden arbeitet er als sein eigener Sklave, aber diese Arbeit wird ihm nicht schwer, er gewinnt ja einige Mille Reis — die Mittel, jede Minute des Erntefestes im wilden Taumel zu genießen — auszukaufen.

Das Fest ist vor der Thüre; der Neger träumt und spricht nur von der zu erwartenden Herrlichkeit. Erst wird in den engsten Kreisen berathen: „Wen wählen wir zu unserem König, unserer Königin?“ Dann wird auf einen freien Sonntag eine feierliche Wahlversammlung angesetzt. Zimbo ist ein riesiger Neger und schwarz wie Ebenholz — er wird ein stattlicher König sein! Lizzy hat einen wundervollen Wollkopf, die kreischendste Stimme, einen selten schön entwickelten Embonpoint — wer wagt es, der majestätischen Lizzy die goldpapierne Krone streitig zu machen? Und doch konnte die Wahl von Zimbo und Lizzy erst durch die raffinirtesten Wühlereien, durch entsetzliches Geschrei und gewichtige Faustschläge bei der entscheidenden Wahlversammlung durchgesetzt werden. Eine Gegenpartei, bestochen durch Brandy und Rum, hatte Bimbo und Baby als Königskandidaten aufgestellt — pah! lächerlich! Geht uns doch mit dem knirpsigen Bimbo und der mageren Baby! Das Geschrei und Faustballen beginnt von Neuem: für Ihre schwarzen Majestäten den König Zimbo und die Königin Lizzy ist ein stattlicher Hofstaat zu wählen. Endlich ist auch diese schwierige Aufgabe gelöst. In allen Hütten werden mit Eifer Vorbereitungen zum Feste getroffen.

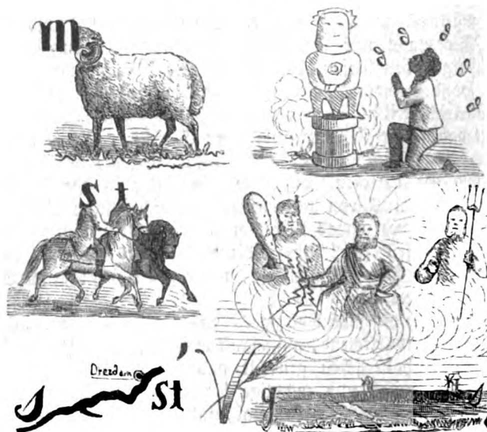
Der Festtag ist da! In der Frühe des Morgens ordnet sich der Königszug. Voran gehen Trommler und Blechvirtuosen; sie bemühen sich mit dem besten Erfolg, einen wahren Höllenlärm zu erzeugen. Der König und die Königin, mit goldpapiernen Kronen auf den schwarzen Wollköpfen, schreiten stolz und geziert unter einem prunkenden Baldachin. Beide Majestäten haben sich glänzend herausgeputzt. König Zimbo trägt weiße Unnennbare in hohen Stiefeln, eine flimmernde, wenn auch nicht ganz saubere Generalsuniform aus einer Trödelbude Rio's, auf der königlichen breiten Brust unzählige Münzen und in der schwarzen Faust ein mächtiges vergoldetes Szepter. Königin Lizzy stolzirt in niedergetretenen weißseidenen Schuhen und bloßen Füßen, in einem purpurrothen, mit Goldflittern besäeten Kleide, überreich mit goldenen Ringen und Ketten belastet, siegesgewiß einher. Prinzen und Prinzessinnen, Hofkavaliere und Hofdamen schließen sich im langen Zuge an; sie haben sich ebenfalls auf's Prächtigste mit Goldsachen und leuchtenden Gewändern herausgeputzt. Alle schwarzen Freunde haben ihren besten Staat hergeliehen — sie sonnen sich dafür mit in dem Glanze der prächtigsten Prinzessin, der blitzendsten Hofdame.

Im Ganzen nimmt man's mit der Toilette nicht gerade sehr genau; es berührt keinen von den Zuschauern im Geringsten unangenehm, wenn durch das prächtige Kleid der Königin ein isabellenfarbiges Hemd greint, wenn der stolze König seine goldstrotzende Generalsuniform auf bloßem Leibe trägt — aber blitzen muß es!

Der Königszug wälzt sich zunächst in die Kirche, wo der Padre eine Ansprache hält — aber Niemand hört auf ihn, alle Gedanken sind schon beim Feste. Mit Sing und Sang und Kling und Klang lärmt der Zug durch alle Gassen des Dorfs; ein solennes gemeinschaftliches Diner schließt sich daran. Tanz, Trinkgelage und ungeheure Heiterkeit durchtobt bei Fackelschein die Nacht, Niemand denkt an Schlaf, es darf keine Minute des Festes verloren gehen. So wird dreimal vierundzwanzig Stunden fortgejubelt, gesungen und gesprungen, gegessen und getrunken — und dann legen König und Königin und alle ihre Unterthanen mit den Staatskleidern ihre Würde und ihr Scheinglück wieder ab und gehen in die Maismühle oder Kaffeestampfe.

Der kurze lustige Traum der Freiheit ist verrauscht — der arme Nigger ist wieder Sklave seines weißen Menschenbruders! Aber der Nachgeschmack der Festlust? — das Erwachen aus dem Taumel? — Mein moralisirender Herr, werfen Sie getrost Ihren Stein auf den armen Nigger, der seine Tage jetzt noch verdrossener und lebensmüder unter der Peitsche der Sklaverei hinschleppt — — wenn Sie bei Ihrer Herzens- und Geistesbildung noch nie in Ihrem Leben voll Freiheit und Sonnenschein — Katzenjammer gehabt haben, — ich meine natürlich nicht nur den physischen!

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 456:

Wenn der Fuchs predigt, so nehmt die Gänse in Acht.

Fliegende Blätter.

Ein Kohinur. Einer der bekannten Diamanten, die eine Geschichte haben, ist mit der indischen Post von Zimbay in London eingetroffen. Es ist der sogenannte Sancy-Diamant, der unter der Beute der Schlacht bei Granson den siegreichen Schweizern in die Hände fiel. Nachdem der Stein, den man damals an der Person Karl's des Kühnen gefunden, durch verschiedene Hände gegangen war, kaufte ihn 1479 der König von Portugal, verkaufte ihn aber 10 Jahre später wieder an Nikolas de Baity, Baron de Sancy, von dem er seinen jetzigen Namen trägt. Als Geschenk wurde von diesem Edelmanne der Stein an den König von Frankreich abgesendet, der Ueberbringer indessen von Räubern angefallen, sah keinen andern Ausweg, als die kostbare Sendung zu verschlucken. Er muß trotzdem oder vielleicht deßhalb getödtet worden sein, denn die Erzählung sagt, man habe den Diamanten in seinem Leichnam gefunden. In späterer Zeit besaß Jakob II. von England den Stein und verkaufte ihn für 25,000 Pfd. St. an Ludwig XIV. Bis zur Revolution blieb derselbe dann in Frankreich und verschwand um diese Zeit zugleich mit dem noch berühmteren blauen Diamanten, der auch nicht wieder zum Vorschein kam. Der Sancy tauchte später wieder auf und wurde von Napoleon angekauft, von dem er später ebenfalls käuflich in die Hände des Fürsten Demidoff überging. Das Gewicht des Steines ist 23½ Karat. Er ist birnförmig und sein Werth wird zwischen 20,000 und 30,000 Pfd. St. angegeben.

Auflösung des in der Auflösung des Rösselsprungs Seite 444 enthaltenen Räthsels:

Ein Müller.

Auflösung des Räthsels Seite 444:

Erobern.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 41.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs

Historische Novelle von **Ferdinand Pflug**.

(Fortsetzung.)

VII.

„Du ein verdammter Holzkopf sein," zankte oben in dem Speisesaal Bumpo mit dem das Brett mit den Gläsern und Flaschen wider seinen und der übrigen Neger begehrlichen Wünsche vertheidigenden Schwarzen. „Du nicht sehen, daß all' die Massas jetzt was ganz Anderes zu thun haben, als an Deinen Rum und ihren Nachttrunk zu denken? Wir trinken können, so viel wir wollen, und Rum für schwarzen Mann eben so gut wie für weißen schmecken. Du dorthin Dein Brett niedersetzen, sage ich Dir. Willst Du niedersetzen, Du Nigger, Du."

Einer der Neger hatte sich mit raschem Griff zu einem der Pokale und ein Anderer zu einer Flasche verholfen. Alle Uebrigen griffen zu, nur Bumpo war über den Streit mit dem geängsteten Träger leer ausgegangen.

„Ihr Spitzbuben, verdammte Spitzbuben sein!" zeterte der Geprellte. „Willst Du hergeben, Du schwarzer Dieb!" Er rang mit einem der Neger um den von demselben gefüllten Becher. „Ich Dir Deinen verdammten Schädel entzweischlagen, Du Schelm, Du infamer Nigger, Du!"

Der Bedrohte hatte, durch seine überlegene Körperkraft den Wüthenden von sich zurückhaltend, den von ihm behaupteten Pokal mit einem Zuge hinuntergestürzt. „Du mir drohen willst," zeigte er mit jubelndem Gelächter dem auf ihn Eindringenden die weißen Zähne und streckte ihm die Faust unter die Nase. „Du nur ankommen sollst, selber Du verdammter Nigger, Du."

Die ausgestreckte markige Faust war dem schwarzen Burschen plötzlich wie gelähmt an dem Körper niedergesunken. Sein Gesicht erschien völlig aschfarben, ein krampfiges Zittern lief durch seine Glieder. Sich um sich selbst drehend, sank er schwer in einen der um die Tafel stehenden Sessel nieder.

„Hahaha!" lachte Bumpo, „Du sehen nun, wie es Dir bekommen ist. Du infames Holzkopf. Rum stehlen wollen und keinen trinken können. Ihr gar keine rechte Nigger sein. Seht her, wie ich ihn trinken und ob ich nur mit den Augen zucken werde."

Er hatte den, seinem sich auf dem eingenommenen Sitze in heftigen Konvulsionen wälzenden Gegner aus der Hand gewundenen



Rudolph v. Bennigsen, zweiter Vizepräsident des norddeutschen Reichstages.
Originalzeichnung von Fritz Kriehuber. (S. 486.)

Pokal aus einer sich zugleich bemächtigten Flasche wieder gefüllt. Schon war jedoch ein zweiter Neger an die Wand getaumelt und ein dritter wie vom Blitz getroffen zur Erde niedergestürzt, und die Auffälligkeit dieser gleichzeitigen Erscheinung äußerte auf den sich im Hochgefühl seiner Schadenfreude und seines Triumphes spreizenden schwarzen Taugenichts wenigstens in so weit eine Wirkung, daß er, den bis zum Ueberfließen vollen Becher in der Hand, vor der Ausführung der sich vorgesetzten Handlung einen halb erstaunten, halb belustigten Blick auf die drei Erkrankten oder, wie er meinte, Betrunkenen richtete.

Der in ihren Eingeweiden wühlende Schmerz preßte denselben ein unartikulirtes Geschrei aus. Die Augen drohten den Unglücklichen aus den Höhlen zu treten, ein blutiger Schaum stand vor ihrem Munde. Die Hände griffen tappend in die Luft, ihr ganzer Körper wurde von den ihre Glieder erschütternden Zuckungen in die Höhe geschnellt. Der donnernde Jubelruf, mit welchem schon eine oder einige Minuten zuvor unten auf dem weiten Vorhof des Landsitzes die eben in denselben eingetriebenen Gefangenen von den daselbst einquartierten und neueingerückten nordstaatlichen Truppen in Empfang genommen worden waren, hatte bei den hier oben versammelten Negern über ihrem vorigen Streit und dem jetzigen unerwarteten Begebniß nicht die geringste Beachtung gefunden.

„Was ihr so schreien!“ eiferte Bumpo gegen die Erkrankten. „Ihr dumme Schelme seid. Warum, wenn ihr den Rum nicht trinken könnt, auch die ganze Flasche mit einmal hinuntergießen? Das schon wieder vorübergehen wird. Old bös Gallego und Jim Neil oft noch viel mehr, zwei- oder dreimal so viel getrunken haben.“

„Gott verdamme mich!“ fluchte der eilig in den Saal getretene Kapitän Wiggs bei dem Anblick der Negergruppe, „ich glaube gar, daß sich diese schwarzen Racker über die Rumflaschen hergemacht haben. Richtig!“ Er hatte, mit einem Schritt gegen die Tafel vortretend, die von Bumpo dort niedergesetzte Flasche aufgegriffen und gegen das Licht gehalten; „und nicht einen Tropfen haben die Bestien mehr darin gelassen. Kalkulire, daß ich euch Halunken dafür bis auf's Blut peitschen lassen müßte.“

Sein Blick war auf den, noch den gefüllten Pokal in der Hand haltenden, Hauptübelthäter gefallen. „Ha!“ brüllte er denselben an, „hierher, Du nichtswürdiger Höllenbrand. Du bist der Rädelsführer von der Bande. He, bist Du nicht? Gleich stellst Du den Becher hierher. Und ihr da lauft hinunter in die Küche, mir, was dort noch vorhanden, zum Abendessen herbeizuholen. Na, wird's bald? — Ich habe einen Hunger zum Umfallen,“ murrte er, sich an der Tafel niederlassend, „und was noch zu thun bleibt, werden der General und die anderen Herren wohl auch ohne mich zu Ende zu führen wissen.“ Er wollte den auf sein Geheiß von Bumpo vor ihm niedergesetzten Becher behaglich zum Munde führen, doch im gleichen Moment war der ersterkrankte Neger unter den ihn schüttelnden Krämpfen aus dem von ihm eingenommenen Sessel geglitten und schlug in den letzten Todeszuckungen mit Händen und Füßen den Boden. Das markerschütternde Geschrei der Leidenden gellte von den Wänden des Saals wider.

„Was schreien die Kerle denn wie besessen?“ richtete der Kapitän, den Becher in der Hand, die gleichgültige Frage an den mit scheuem Entsetzen auf die Kranken blickenden Bumpo. „Rufe ein Paar von den aufwartenden Dienern und wirf die betrunkenen Schelme die Treppe hinunter.“

„Daß Dich“ — murmelte er, im Begriff sein Glas zum Munde zu führen. „Kalkulire, daß dieses schwarze Gesindel doch in der That eigentlich nur mit den unvernünftigen Thieren auf derselben Stufe steht. Sich so im Handumdrehen toll und voll zu saufen! Ist doch eine erbärmliche Menschenrasse, diese Neger, ohne Mark und Kraft. Schon ein Tropfen Rum wirft sie nieder.“

„Um Gottes willen, Kapitän, trinken Sie nicht! Halten Sie ein!“ Der in Begleitung Lydia's und einiger Soldaten in den Saal gestürzte deutsche Kapitän hatte dem Staunenden das Glas von den Lippen gerissen. „Der Trunk ist vergiftet!“

Der Andere war mit kreidebleichen Wangen von seinem Sitze emporgefahren, Bumpo zitterte an allen Gliedern. Die zwei oder drei eben mit den von dem Kapitän begehrten Speisen zurückkehrenden schwarzen Diener standen mit weitaufgerissenen Augen und schlotternden Knieen wie an den Boden gewurzelt.

Der im Saal umlaufende Blick des jungen Mannes war auf die drei unglücklichen Opfer gefallen. „Himmel!“ schrie er ganz außer sich, „das Unglück ist bereits geschehen. Einen Arzt! Milch! Wasser! Wo ist der General? Hat der wenigstens noch nicht getrunken? Schnell mit euch doch! Vielleicht ist noch Rettung möglich!“

„Milch! Wasser!“ Der amerikanische Kapitän und Bumpo stürzten aus der an sich gerissenen Wasserflasche ein Glas nach dem andern hinunter. „Ist eine verdammte Brut, diese Sezessionisten!“ brüllte der Erstere dazu. „He, ist es nicht? Vergiftet, wie eine Ratte vergiftet!“ Einer der schwarzen Diener war mit der Unglückskunde in das Untergeschoß hinabgeflogen. Das ganze Haus hallte von verwirrtem Geschrei und Wehklagen.

Ein Geräusch wie von dem Knarren einer verquollenen oder in ihren Angeln verrosteten Thür hatte die Aufmerksamkeit Lydia's auf das durch den zuvor schon erwähnten Büffetraum und einen Korridor mit dem Speisesaal verbundene Damenzimmer gelenkt und einen ihr plötzlich aufgestiegenen Verdacht wach gerufen. „Dort!“ rief sie dem jungen Offizier zu, „sie ist dort! Folgt mir!“

„Hierher!“ gellte fast im gleichen Moment ihr Ruf aus dem Damenzimmer. „Herbei, herbei! Sie ist's, es ist Mylady!“ Ein entsetzlicher Aufschrei kreischte dazwischen.

„Das Bajonnet ihr in die Rippen!“ hörte man einen der dem Mädchen nachgestürzten Soldaten rufen. „Tod der Giftmischerin!“

„Halt!“ schrieen Andere. „Greife dem Henker bei der Mörderin nicht zuvor. Der Strick ist für sie schon bereit. Ein Kriegsgericht mag ihr das Urtheil sprechen.“

Mehrere Offiziere waren unter der zu den Zimmern des Generals führenden Thüre erschienen. „Was ist geschehen?“ fragte der Eine. „Was bedeuten der Lärm und das Geschrei?“ Die Besitzerin von Graycourt wurde mit auf dem Rücken zusammengeschnürten Armen von den sie umdrängenden Soldaten und den mit herzugeeilten Negern in den Saal gestoßen.

„Herr im Himmel! Das ist unerhört. Wer hat es gewagt, der Dame vom Hause eine so empörende Behandlung angedeihen zu lassen?“ machte sich bei diesem unerwarteten Anblick die Entrüstung der von den vorangegangenen Ereignissen noch nicht unterrichteten Offizieren Luft. Alle drängten, sprachen und schrieen durcheinander.

„Wollt ihr die Dame freigeben!“ herrschte der mit den neu aufgetretenen Offizieren erschienene Oberst Wilmot die ihre Gefangene umschließenden Soldaten an. „Wer ist die Dirne? Um Gott, haltet doch die Rasende zurück.“ Er selber hatte Lydia, welche in der Raserei ihrer einmal entfesselten Leidenschaft im Begriff stand, sich von Neuem auf ihre Gebieterin zu stürzen, von derselben zurückgerissen. „Treibt doch die Negerhunde mit Kolbenstößen ab. Mylady, Sie sehen mich in Verzweiflung, daß ...“

„Die Giftmischerin!“ tobte es von der andern Seite. „Schlagt sie todt! Hängt sie vor der Schwelle ihres Hauses! Lyncht das Weib! Sie hat den General und alle seine Offiziere vergiften wollen.“

„Gnade! Retten Sie mich, Herr Oberst!“ richtete die bedrängte Frau ihren Verzweiflungsschrei an den sich zu ihrem Retter aufwerfenden Oberoffizier. „Es ist nicht wahr! Ich bin unschuldig!“

„Wer wagt es, solche wahnsinnige Beschuldigung gegen Mylady zu erheben?“

„Ich!“ drängte sich Lydia heran, „ich schuldige sie an. Ich habe das Fläschchen mit dem Gift selber in ihren Händen gesehen. Es muß sich noch an ihrem Körper versteckt finden.“

„Drei Neger sind von ihr vergiftet worden,“ riefen Andere. „Tod dem schändlichen Weibe! Der noch im letzten Moment entdeckte Hinterhalt ist ebenfalls von ihr angestiftet worden.“

„Unsinn!“ zweifelte der Oberst. „Das Gesetz herrscht allein auf dem Boden dieses freien Landes,“ versuchte er mit einer glücklichen Wendung durch die Berufung auf den streng gesetzlichen Sinn der Amerikaner zwischen der wutherhitzten Menge und dem von derselben bedrohten Opfer eine Schutzwehr aufzurichten. „Diese Dirne ist eine Farbige, und das Zeugniß eines Sklaven wider seinen Herrn ist nach unserem Gesetz unzulässig.“

„Halt, Mann,“ war der sich unter den Eifrigsten vordrän-

gende amerikanische Kapitän seiner Ausführung entgegengetreten. „Dieses Weib ist so gut wie auf handfester That ergriffen worden. Dieß ist ein Fakt! Drei Leichen liegen durch ihr Verschulden dort am Boden ausgestreckt, und eine Sekunde später nur und ich würde den Tod ebenfalls von ihrer Hand getrunken haben. Ueber dem geschriebenen Gesetz aber steht auf dem glorreichen Boden der Republik in einem solchen Falle der Richter Lynch; denn Auge um Auge, Zahn um Zahn, so will's der Brauch bei den freien Männern des Westens und im Felde. Durchsucht das Weib, und wofern sich das Fläschchen noch bei ihr findet, ist die Giftmischerin dem Lynchgesetz und dem Kriegsgericht verfallen."

„Durchsucht sie!" jubelte es im Kreise. „Der Richter Lynch soll entscheiden!"

„Massa Kaptän," hatte sich Bumpo an diesen gedrängt, „Ihr Bumpo nicht vergessen werdet. Böse Misses das immer gewesen. Verdammt schlimm Weib für arm schwarz Mann, arm Nigger. Viel Peitsche, niemals Erbarmen mit arm schwarz Weib und Kinder. Mir sie überlassen wollen, Sie und old bös Gallego. Ich einen sehr schönen Ast da außen an einem Baume wissen."

„Hier bringe ich den Haftbefehl des Generals!" Der unmittelbar mit der Gefangennahme der Lady zur Berichterstattung in die Zimmer des Obergenerals geeilte Hauptmann von Hohenau hatte sich, von dort zurückkehrend durch die auf das Gerücht von dem Geschehenen jetzt den ganzen Saal füllende Menge Bahn gebrochen. „Die Gefangene soll bis zu unserem Aufbruch und zur Berufung eines Kriegsgerichts in dem anstoßenden Damenzimmer verwahrt werden. Führt sie fort!"

„Rettung! Gnade!" jammerte das Weib unter den Fäusten der sich ihrer wieder bemächtigenden Soldaten. „Herr Oberst, verlassen Sie mich nicht. Ich verlange den General Sherman zu sprechen. Ich vermag ihm den Kommandanten des Forts Mac Allister und vielleicht dieses selbst in die Hände zu liefern. Gnade."

Zwei Schüsse krachten aus dem Untergeschoß schnell hintereinander. „Ein Offizier der Südstaatlichen!" hörte man rufen. „Schließt zusammen! Laßt ihn nicht entkommen!" Schuß um Schuß schallte zugleich aus der Ferne. Von dem Vorhof wirbelte die Trommel und schmetterte die Reitertrompete.

Mit einem Schrei des Entsetzens war Lydia auf den Knall des ersten Schusses aus dem Saal und die zu dem Unterstock führende Treppe hinabgestürzt. Die Thür zu der die Gemächer ihrer Gebieterin von dem Gewächshause trennenden Vorhalle war in ihrem einen, halb in Splitter gehauenen Flügel aufgesprengt, und ein Todter oder tödtlich Verwundeter lag über deren Schwelle ausgestreckt. Ein Knäuel von Männern wogte innen hin und wieder und Waffengeklirr und einzelne Ausrufe zeugten von der Erbitterung und Hartnäckigkeit des in diesem Getümmel ausgefochtenen Kampfes. Wieder fiel ein Schuß und einer der Streiter taumelte mit den Händen krampfhaft seine getroffene Brust zusammenpressend zur Erde nieder.

„Ergebt Euch, Herr!" rief eine Stimme. „So recht. Haltet ihn fest! Windet ihm die Waffen aus den Händen!" lärmten Andere. „Halt, schießt nicht, fangt ihn lebendig. Ergebt Euch, Herr!"

„In Ewigkeit nicht!" keuchte unter dem wüthenden Ringen sich frei zu kämpfen der von dieser ganzen Meute Angegriffene. „Ist denn heute ein Tag der Gnade? Tödtet mich! Feiglinge, die ihr seid, tödtet mich! Sterben, nur nicht gefangen werden!"

„Nehmt Euch in Acht!" Mit einer rasenden Anstrengung hatte der Major noch einmal die mit dem Revolver bewaffnete Faust frei gerungen. Bereits fühlte er sich jedoch wieder rücklings ergriffen und zurückgerissen. Der Schuß blitzte auf, und Lydia, die sich auf den Schall seiner Stimme mit der Riesenkraft des Wahnsinns und der Verzweiflung zu ihm Bahn gebrochen hatte, sank, von dem Geschoß in die Stirn getroffen, lautlos hintenüber.

„Wer ist das Mädchen?" Die Nächsten hatten die Umsinkende in ihren Armen aufgefangen. „Sie ist todt, die Kugel ist ihr gerade durch die Schläfe gedrungen. Hund Du, so fahre denn zur Hölle. Stoßt ihn nieder! Keine Gnade dem Frauenmörder! Von zwei, drei Bajonnetstichen durchbohrt, war der Major beinahe noch in dem gleichen Moment zusammengebrochen.

Die Dame vom Hause war oben in dem Damenzimmer des ersten Stockwerks von den sie geleitenden Soldaten unsanft genug auf eine in die Nähe des Kamins gerückte Chaiselongue niedergesetzt worden. Die Hände befanden sich ihr noch auf dem Rücken gefesselt. Zwei der miteingetretenen Mannschaften bewachten die Thür, die Anderen waren, von dem aus der Richtung von Ebenezer rasch sich nähernden Gewehrfeuer angezogen, an die Fenster geeilt, von wo sie laut ihre Bemerkungen unter sich und mit ihren dem Eingang des Zimmers in Obacht haltenden Kameraden austauschten. Die Aufmerksamkeit Aller befand sich augenblicklich beinahe ausschließlich durch das so unerwartet entbrannte Gefecht und die Vorgänge außen in Anspruch genommen.

„Das Feuer nähert sich augenscheinlich," äußerte der Eine. „Ein Glück, daß General Osterhausen's zweite Brigade bereits hier eingetroffen ist. Die Paar die Bedeckung unseres Hauptquartiers bildenden Kompagnieen würden sonst dem unvermutheten Angriff dieser ihnen offenbar weit überlegenen Macht gegenüber sicher einen heißen Stand gehabt haben."

„Ist eine Satansbrut, diese Sezessionisten," warf ein Zweiter ein. „Wie geschickt dieser Anschlag wieder von ihnen vorbereitet war! Daß sie uns so gut auf ihren Empfang vorbereitet finden würden, konnten sie freilich nicht wissen. Ho! der Sherman kennt ihre Tücken zu genau, als daß sie ihn noch zu überlisten vermöchten. Ist doch ein rechter Mann, der General. He, ist er nicht? Bei Gott! er ist der Mann dazu, die Sklaverei wegzufegen, vielleicht der einzige Mann."

„Jetzt knallt und blitzt es auch noch rechts da aus der Richtung der Sümpfe von Potocaroli."

„Die Dinge scheinen schlecht zu gehen, da werden eben die um das Haus aufgestellten Posten eingezogen."

Schon die ersten in der Ferne gefallenen Schüsse hatten der Gefangenen ihre vor dem unmittelbaren Drohen der Gefahr freilich so schlecht bewährte Besonnenheit zurückgegeben. Der Zufall war ihr außerdem zu Hülfe gekommen, ihren gesunkenen Muth neu anzufachen und ihrem Geist die gewohnte Spannkraft wieder zu verleihen. Zugleich mit dem Niederwerfen auf die ihr zum Sitz angewiesene Ottomane erinnerte sie sich auf derselben, nach der heutigen Mittagstafel ein kleines Obstmesser benutzt und vergessen zu haben. Vorsichtig tastete sie mit ihren Händen hinter sich, und Triumph! sie fühlte das Messer unter ihren Fingern. Eine fast unmerkliche Bewegung, und ihre Bande waren von dem scharfen Stahl durchschnitten.

Die geheime, aus diesem Gemach in ihr Boudoir führende Thür befand sich, ohne daß ihre Wächter von dem Vorhandensein derselben eine Ahnung besessen hätten, keine fünf Schritte von ihrem Sitze entfernt und mit dem Einziehen der um das Haus aufgestellten Posten stand, nachdem dieselbe einmal wieder hinter ihr in's Schloß gefallen war, ihrer Flucht durch die jetzt unbewachte Schlupfpforte des Gewächshauses kein Hinderniß mehr entgegen.

Mochte ihr Plan auch vereitelt sein, wenn es ihr nur gelang, sich, nachdem sie das Aeußerste zu dessen Gelingen gewagt hatte, allein durch ein aus ihrem eigenen freien Entschluß hervorgegangenes kühnes Wagestück der sie bedrohenden Gefahr zu entziehen, so durfte sie sich der allgemeinen Anerkennung und Bewunderung ihrer Partei wohl für versichert halten. Und die Gelegenheit hierzu bot sich ihr ja auch beinahe von selbst. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, ihre Augen verfolgten jede Bewegung ihrer Wächter. Scheinbar ganz in sich versunken, erspähte sie nur den Moment, wo die beiden Posten vor der Thüre ihr den Rücken wenden würden, um mit einem Sprung die verborgene Pforte zu erreichen und dieselbe zwischen sich und ihre Verfolger zu setzen.

„Endlich rücken unsere Reserven in's Gefecht!" rief einer der Soldaten an den Fenstern. „Seht ihr sie dort im Laufschritt über die freie Lichtung forteilen — das sind mindestens zwei Regimenter. Ha, und da ist der General selbst!"

„Wo?"

„Dort! Siehst Du nicht die Reitergruppe da unter den Bäumen? Beim Dahinsprengen über die offene Stelle erkannte ich ihn ganz genau."

„Das ist Oberst Wilmot's leichte Artillerie! Hört, Schlag folgt auf Schlag. Und jetzt entbrennt das Feuer auch nach jener Richtung."

„Hallo! Da kommen die Südstaatlichen an die Reihe. Seht dort über die Baumwipfel fort, wie rasch das Aufleuchten der Schüsse sich rückwärts wendet und sich zu einem immer weiteren Kreise ausdehnt. — Ha! Hussah! Da werden auch schon die ersten Gefangenen zurückgebracht."

„Was gibt's da auf dem Vorhofe?" Trommelschlag und Kommandorufe ließen auf das eben erfolgende Einrücken einer neu anlangenden Truppenabtheilung schließen.

„Es sind General Slocum's Regimenter," rief der Eine auf die an ihn gerichtete Frage in den Speisesaal geeilte Posten von dort zurück. Sein Kamerad war schon vorher zu den die Fenster hier belagert haltenden Leuten getreten. Augenblicklich befand sich die Gefangene völlig unbeachtet. Lautlos fast huschte sie durch das Zimmer. Die Thür öffnete sich dießmal willig dem Druck auf die geheime Feder. Auch bemerkte Niemand früher als der aus dem Saal zurückkehrende Soldat ihr Verschwinden. Sein Ruf: „Das Weib! Wo ist das Weib geblieben?" ließ die Uebrigen erschreckt herzustürzen.

„Verdammt!" fluchte der Eine, „daß wir daran auch nicht gleich gedacht haben. In diesem nämlichen Zimmer ist sie vorhin von dem Mädchen ergriffen worden. Es gibt irgend eine geheime Pforte hier, indeß wie dieselbe finden und bevor es uns gelungen, die Thür zu öffnen, ist sie jedenfalls schon weit."

Zwei oder drei spürten eifrig an den Wänden. „Vorwärts," eiferten Andere, „ihr nach! Sie kann noch nicht weit sein." In der blinden Hast, die Flüchtige vielleicht noch einzuholen, stürmte der ganze Haufe durch das Vorzimmer die Treppe hinunter.

(Schluß folgt.)

Prinz Eugen von Württemberg.

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1812.

Von **Wilhelm Müller.**

(Schluß.)

Am 14. September zog die russische Armee in aller Stille durch die Stadt. Alle Straßen waren verödet, man hörte keinen Laut. Zorn und Entrüstung erfüllte die meisten Herzen; denn sie sahen in der Preisgabe Moskaus ein Verbrechen an der Nationalehre, einen schimpflichen Selbstmord. Anders sah Prinz Eugen die Verhältnisse an. Er blickte mit heiterer Zuversicht in die Zukunft und erwartete von den nächsten Monaten einen ungeheuren Umschwung.

Während Moskau in Flammen aufging und Napoleon sich auf die kalte Straße des russischen Winters gesetzt sah, zog die russische Armee in der Richtung nach Süden. Murat folgte ihr mit der Avantgarde, gegen 30,000 Mann, und traf sie am 18. Oktober bei Tarutino. Hier wurde er von den Russen unter Bennigsen überfallen und hatte seine Rettung nur dem Umstande zu verdanken, daß die trefflichen Dispositionen des Oberst Toll auf's Schlechteste ausgeführt wurden.

Das Treffen bei Tarutino wurde trotz Bennigsen's unbegreiflicher Zurückhaltung besonders durch Eugen's Tapferkeit und Energie gewonnen, aber mit dem Tode des trefflichen Baggowut theuer bezahlt. Dieß hinderte Bennigsen nicht, in seinem Schlachtbericht des Prinzen gar nicht zu erwähnen, ein Benehmen, worüber sich dieser weder zum ersten noch zum letzten Mal zu beklagen hatte. Doch bekam er dießmal für diese auffallende Beleidigung dadurch eine Genugthuung, daß Kaiser Alexander, durch einen seiner Flügeladjutanten von dem wahren Stand der Sache unterrichtet, ihn zu Baggowut's Nachfolger, zum Kommandanten des zweiten Korps ernannte. An der Spitze dieses Korps hat er bei Kulm und Wachau der Freiheit Europas in den bedenklichsten Momenten eine Gasse gebahnt und war der Erste, der am 31. März 1814 in Paris einzog. Doch konnte er den Befehl nicht gleich übernehmen, sondern erhielt den Auftrag, während der Verfolgung des Feindes den Vortrab des Generals Miloradowitsch zu befehligen, in welcher Eigenschaft er bei den vielen Rückzugstreffen der französischen Armee noch glänzende Proben seiner Tapferkeit und seines militärischen Genies gab.

Die Stellung des Prinzen Eugen war am Ende des russischen Feldzugs keine geringe. Trotz seiner 24 Jahre und seiner deutschen Abkunft war er schon Generallieutenant und Chef des zweiten Armeekorps. Er hatte freilich in diesem Feldzug an sechs großen Schlachten einen entscheidenden Antheil genommen, und Kutusow wußte recht wohl, was er sagte, als er, nachdem er ihn herzlich umarmt hatte, ausrief: „Ich bin alt, aber der da wird sich über meiner Asche als Meteor erheben." Alles wies darauf hin, diese Prophezeiung zur Wahrheit zu machen. Eugen war der populärste General in der russischen Armee. Seine persönliche Tapferkeit, seine Todesverachtung, sein scharfer militärischer Blick, sein durchaus edler, ritterlicher Charakter hatten ihn zum allgemeinen Liebling gemacht. Auch in Deutschland, das damals noch unter dem Bleigewicht der französischen Herrschaft seufzte, sprach man mit Enthusiasmus von dem jugendlichen Landsmann, der alle Anträge Napoleon's abgewiesen und sich stets als einen seiner bedeutendsten Gegner gezeigt hatte. Unter seiner siegreichen Fahne hofften deutsche Patrioten, die Kräfte des sich erhebenden Vaterlandes zusammen zu fassen und im Bund mit Rußland zu neuen Siegen zu führen. Nichts Geringeres erwartete er selbst. Er wünschte und hoffte, daß das Kommando der russischen Avantgarde jenseits der Grenze ihm übertragen werde, daß dort die Deutschen, vor Allem die preußischen Truppen, sobald ihnen der Uebertritt möglich sei, sich um ihn schaaren, und daß er so berufen sei, eine selbstständige und entscheidende Rolle in dem neuen Freiheitskampfe zu spielen und als Retter Deutschlands aufzutreten. Es war ein hoher Flug, den seine Hoffnungen nahmen, aber er war berechtigt dazu. Sprach doch die Gemahlin des Kaisers Nikolaus, welche damals als die jugendliche Prinzessin Alexandra am Hofe ihres königlichen Vaters verweilte, noch in späten Jahren zu ihm die anerkennenden Worte: „Von Ihnen, Eugen, sprach man damals bei meinem Vater in Breslau so viel, daß ich auf Ihre Bekanntschaft recht neugierig war und mich wunderte; daß man den jungen Helden von 1812 nicht zu sehen bekam."

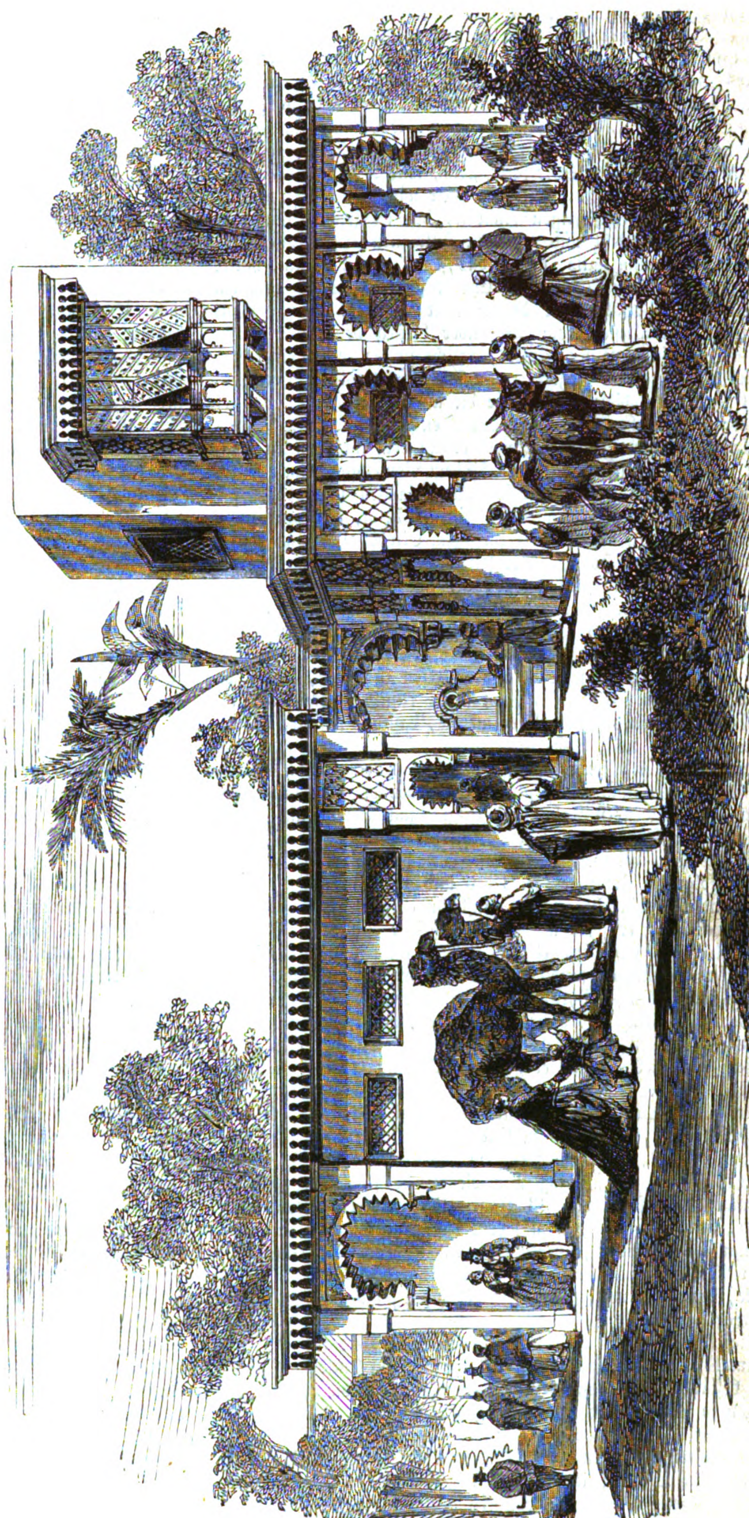
Es war in Wilna. Eugen begrüßte den Kaiser gerade in dem Moment, als er Kutusow den Georgen-Orden überreichte. Jener berief ihn dann in sein Kabinet und sagte ihm, sein Bestreben sei, gerecht zu sein; er müsse sich deßhalb selbst anklagen, Eugen bisher noch nicht in dem Maße gekannt zu haben, als er es verdiene; er könne nun aber seines Dankes versichert sein. Er schloß sein Versprechen mit den Worten: „Ich kenne Ihre Wünsche. Sie werden in unserer Sache zugleich der Ihres Vaterlandes und der Menschheit dienen." Beim Hinaustreten fand Eugen Kutusow an der Thüre, und dieser, der voll theilnahmvoller Neugier auf ihn gewartet hatte, flüsterte ihm in's Ohr: „Votre affaire est faite. Vous êtes à l'avantgarde." Bald darauf, als Kutusow den Kaiser bewirthete, mußte Eugen trotz seines zerrissenen Rockes zur Rechten des Monarchen sitzen, und der Oberbefehlshaber brachte den Toast aus: „à la santé du Prince, pour l'amour duquel on se fait tuer."

Ueber die Absichten des Kaisers ganz beruhigt, überschritt Eugen voll kühner Hoffnungen mit seinem auf 1100 Mann zusammengeschmolzenen Korps die Grenze des Großherzogthums Warschau und erwartete die zu seinem neuen Kommando beorderten Truppen dort anzutreffen. Statt dessen fand er dort den Befehl vor, er solle sich bei dem Generaladjutanten, Baron von Winzingerode, melden, dem das Kommando der Avantgarde übertragen sei. Dieß war ein Donnerschlag, der betäubend und vernichtend wirkte.

Hatte sich Kutusow's Prophezeiung nicht erfüllt, so schien dagegen eine andere, welche nur um ein Jahr älter war, zur Wahrheit werden zu wollen. Ein mit den Verhältnissen am russischen Hof sehr vertrauter Mann hatte Eugen gesagt: „Es wird Ihnen nie gelingen, den Kaiser Alexander dahin zu bringen, Ihnen aus eigenem Antrieb einen hohen selbstständigen Wirkungskreis in der Armee zu gewähren; je höher Ihr Ruf in derselben steigt, um so entfernter werden Sie diesem Ziele stehen." Dieser Mann hatte sein Terrain sehr gut ausgekundschaftet. Alexander wies ihm nicht nur keine höhere, seinem Talent und seinen Verdiensten entsprechende Stellung an, sondern duldete sogar, daß in den offiziellen Berichten, wie bei Kulm und Paris, der hervorragenden Thätigkeit Eugen's mit keinem Wort erwähnt, ja seine Lorbeeren geradezu ande-

ren Personen um das Haupt gewunden, daß sogar die Verleihung eines hohen Ordens nur in aller Stille vorgenommen wurde, ganz der bestehenden Sitte entgegen, welche eine öffentliche Ankündigung verlangte. Es war klar, daß es sich hier nicht um ein Mißverständniß, nicht um eine temporäre Abneigung, sondern um einen festen Grundsatz, um ein System handelte, das mit nichts Anderem umging, als damit, des Prinzen militärische Kräfte zu benützen und auszunützen, so lange es das Interesse Rußlands erforderte, auf seinen edelmüthigen, bescheidenen Charakter bauend, seine Verdienste mit Undank, höchstens mit ein paar bekomplimentirenden Phrasen abzuspeisen, dem russischen Volk aber und der Armee im Großen seine Thaten so gänzlich zu verbergen, daß er noch bei lebendigem Leib, mitten in der Blüte seiner Jugendkraft, mitten in seiner Heldenlaufbahn für das große Rußland als ein Todter angesehen werden konnte.

Und warum handelte der sonst edelmüthige Alexander hier so ungerecht? Die Beantwortung dieser Frage erfordert eine kurze Beschreibung der früheren Lebensumstände des Prinzen. Er war am 8. Januar 1788 zu Oels in Schlesien geboren und der Sohn des preußischen Generals, Herzogs Eugen von Württemberg, welcher im Jahr 1793 in den Besitz der Herrschaft Karlsruhe in Oberschlesien gelangte und dort seinen Wohnsitz aufschlug. Die Schwester des Vaters war die Prinzessin Maria von Württemberg, die Gemahlin des Kaisers Paul von Rußland. Es gehörte zu den Sonderbarkeiten dieses Monarchen, Verwandte und Günstlinge auf eine fast lächerliche Weise zu befördern, und so ernannte er den neunjährigen Eugen zum Oberst, machte ihn im folgenden Jahre zum Generalmajor und Chef eines Dragoner-Regiments und ließ ihn im Jahr 1801 nach Petersburg kommen. Dort behandelte er ihn mit solcher Artigkeit und Auszeichnung, daß der ganze Hof aufmerksam wurde und man sich mit den auffallendsten Gerüchten trug. Der Kaiser war in einem Geisteszustande, bei welchem eine geordnete Regierung nicht mehr möglich ist. Täglich kamen die absurdesten Dinge vor; Alles trieb zu einer raschen Katastrophe. Die Einen sagten, daß die eigene Familie ihn für blödsinnig erklären und einsperren lassen wolle; die Anderen, daß er, einer solchen Maßregel zuvorkommend, seine ganze Familie verbannen oder vernichten wolle. Die Person des Prinzen wurde damit in Verbindung gebracht und gesagt, daß Kaiser Paul seinen Neffen adoptiren, mit seiner Tochter Katharina, der nachmaligen Königin von Württemberg, vermählen und ihn, mit Umgehung seiner Söhne, zu seinem Nachfolger bestimmen wolle. Mit Ge-



Pariser Weltausstellung. Park. Egyptisches Haus mit Ställen. Von Bertrand. (S. 487.)

neral Diebitsch, dem Gouverneur des Prinzen, scheint der Kaiser solche Sachen verhandelt zu haben. Wenigstens sagte dieser, daß ihm der Kaiser mitgetheilt habe, „er werde aus Eugen etwas machen, worüber Alles Maul und Nase aufsperren solle". Ein anderes Mal kam Diebitsch verwirrt und entzückt aus dem Kabinet des Kaisers, sank in dem Wagen, den er mit Eugen bestiegen hatte, plötzlich auf die Kniee, ergriff dessen Hände, benetzte sie mit Thränen und rief: „Geliebter, gnädiger Herr! was mußte ich hören! ist es möglich, faßlich?" Auf die Frage des Prinzen, was es denn Neues gebe, fuhr Jener fort: „Ach, was Anderes, als einen Großfürsten, Statthalter, Vizekönig. Er will Sie adoptiren."

Auf den dreizehnjährigen Knaben, der indessen in ländlicher Abgeschiedenheit gelebt und von den Intriguen eines kaiserlichen Hofes keine Ahnung hatte, machte das, was er hier sah und hörte, einen gar sonderbaren Eindruck. Ehe er sich von seinem Staunen erholen konnte, erfolgte die dunkle That vom 23. März. Paul war todt, sein ältester Sohn Alexander bestieg den Thron, nicht ohne die Eifersucht seiner Mutter, welche in der Weise einer Katharina die Zügel der Regierung an sich reißen wollte, zu erregen. Für Eugen hatte diese Katastrophe die angenehme Folge, daß er aus der unheimlichen Luft Petersburgs entfernt und seinen Eltern zurückgegeben wurde. Bald erhielt er an dem intelligenten Freiherrn von Wolzogen, damals preußischem Lieutenant, einen neuen Erzieher, bezog mit ihm die Universität Erlangen und brachte die nächste Zeit theils in Stuttgart bei seinem Oheim, dem Kurfürsten Friedrich, theils in der Schweiz zu. Im Oktober 1805 wohnte er in Ludwigsburg der Hochzeitsfeier seines Vetters Paul, welcher der jüngere Sohn des Kurfürsten war, bei und kam hier zum ersten Mal mit Napoleon zusammen, der dem württembergischen Hofe einen unverhofften und folgenreichen Besuch machte. An Prinz Eugen fand er ein solches Gefallen, daß er dessen Vater den Vorschlag machte, ihn in seine Armee eintreten zu lassen, zumal da der zu frühe Tod des Kaisers Paul seiner russischen Carrière Hindernisse bereitet habe. Der Vater meinte, daß das russische Dienstverhältniß zwar noch bloße Formalität sei, daß man aber doch vorher den Abschied fordern müsse. „Ma foi, vous avez raison; eh bien, ce sera une année plus tard," war die Antwort Napoleon's. Im folgenden Jahre kam Eugen nach Berlin und wurde in Folge der Bevorwortung der Kaiserin-Mutter zur russischen Armee berufen, bei welcher er, wie oben angeführt, in Bennigsen's Gefolge die Feldzüge von 1806 und 1807 mitmachte.

Damit war seine kriegerische Laufbahn eröffnet. Thatendurstig, wie er war, zog er schon als achtzehnjähriger Jüngling die Aufmerksamkeit auf sich, erwarb sich die Achtung und Freundschaft aller edlen Gemüther, fand aber bei Kaiser Alexander nie etwas Anderes als höfliche Phrasen. Niemals konnte dieser Monarch dem deutschen Prinzen es verzeihen, daß er, wenn auch ganz gegen Wissen und Willen, sein Nebenbuhler bei der russischen Thronfolge gewesen sei. Lieber wollte er häßlichen Undank und Fälschung der Geschichte sich zu Schulden kommen lassen, als daß er seiner ungeheuren Popularität durch die nackte Veröffentlichung seiner Thaten Vorschub leistete und ihm am Ende des russischen Feldzugs eine Stellung anwies, bei welcher er zum zweiten Mal die Augen des russischen Hofes auf sich zog und die Armee für sich begeisterte. Alexander, der selbst erst 23 Jahr alt war, als er den Thron bestieg, betonte immer gar zu sehr die Jugend Eugen's und war, als man ihn bei einer früheren Gelegenheit gegenüber einem jungen russischen Fürsten auf das Dienstalter Eugen's aufmerksam machte, unartig genug zu äußern: „c'est un jeune polisson, nous arrangerons cela."

Tief kränkte Eugen diese und viele andere Beleidigungen. Daß er damals, sowie im Frühjahr 1813, auf seinem Entlassungsgesuch nicht bestand, oder daß Kaiser Alexander, dem die Person des Prinzen so unangenehme Erinnerungen verursachte, ihn nicht entließ, beides hatte seinen Grund in der Kaiserin-Mutter. Die in den Memoiren des Prinzen so oft genannte „Tante Marie" liebte ihn wie eine Mutter; ihr zu lieb ließ sich Eugen so viele Kränkungen gefallen, ihr zu lieb behielt ihn Alexander in seinen Diensten und that zuweilen „ein Uebriges". Es setzt freilich ein grundgutes Herz voraus, solche fortwährende Zurücksetzungen aus Liebe zu einer edlen Frau zu vergessen. Daß Eugen es that, dafür ist ihm die Geschichte ihren Dank schuldig; denn was wäre aus dem Rückzug der bei Dresden geschlagenen Armee, was wäre aus dem 16. Oktober bei Wachau ohne diesen „polisson" geworden?

Rudolph von Bennigsen,

zweiter Vizepräsident des norddeutschen Reichstages.

(Bild S. 481.)

Bei der neuen politischen Gestaltung Deutschlands verschwimmen und verschwinden allmälig die alten Parteigruppirungen. Frühere Gesinnungsgenossen werden Gegner, frühere Gegner Gesinnungsgenossen, ohne daß die Einen oder Andern deßhalb im Wesentlichen ihren Grundsätzen untreu geworden wären. Die Einen wollen die deutsche Einheit und die deutsche Freiheit auf einmal, die Andern sind höchlich zufrieden, wenn sie von diesen zwei so sehr zu erstrebenden Gütern wenigstens das eine haben; die Einen können es nicht verwinden, daß nicht sie, sondern die Bismarck'sche Regierung die deutsche Einheit geschaffen hat, während die Andern sich dieser Errungenschaft freuen, trotzdem sie dieselbe dem Grafen Bismarck verdanken.

Zu diesen Letzteren gehört auch Rudolph von Bennigsen. Derselbe stand schon zur Zeit an der Spitze des freisinnigsten politischen Vereins Deutschlands, des Nationalvereins, als Bismarck noch für den entschiedensten Vertreter der Rückschrittspartei gehalten wurde. Wenngleich von adeliger Herkunft, vertrat er in Hannover mit Talent, Muth und Ausdauer die Rechte des Volkes gegen die Uebergriffe der reaktionären Regierung. Gründlich gebildet treffen wir ihn zuerst im Staatsdienst, als Auditor bei der Justizkanzlei zu Osnabrück, als Justizkanzleiassessor in Aurich, als Stellvertreter des Staatsanwalts in Hannover, als Mitglied des Obergerichts in Göttingen. Der Staatsdienst konnte aber weder die Selbstständigkeit seines Urtheils beeinträchtigen, noch seinen Muth, dasselbe bei Gelegenheit freimüthig auszusprechen, einschüchtern, wodurch er sich begreiflicher Weise bei der Regierung nicht empfahl. Als er im Jahr 1855 zum Mitglied der zweiten hannöver'schen Kammer gewählt wurde, versagte ihm das Justizministerium die Erlaubniß zum Eintritt. v. Bennigsen war aber nicht der Mann, sich eine solche politische Bevormundung gefallen zu lassen; er schied aus dem Staatsdienst, aber nicht um als wohlhabender Gutsbesitzer bloß der Landwirthschaft zu leben, sondern um als muthiger Volkstribun seine mächtige Stimme zu erheben gegen die Unterdrücker der Volksrechte. Er wurde in der zweiten hannöver'schen Kammer der Führer der Opposition, als welcher er sich namentlich auf dem kurzen Landtag von 1857 und auf dem von 1858—59 reichlich Ehre und Ruhm erwarb. Sein unerschrockenes Auftreten von damals ist um so höher zu würdigen, als bei dem übermächtigen Einfluß der Regierung auf die Verhandlungen der vorwiegend aus abhängigen Beamten zusammengesetzten Kammer an einen unmittelbaren Erfolg nicht zu denken war. Er hatte aber die öffentliche Meinung wieder wach gerufen und ihr eine Gasse gemacht.

Im Jahre 1859 wurde er einer der Gründer des Nationalvereins, der die Forderung eines deutschen Parlaments mit starker, Preußen zukommender Centralgewalt aufstellte. Das Programm des Vereins rührt aus der Feder von Bennigsen her, dessen Präsident er seit der Bildung desselben war. Sein Anschluß an die preußische Politik ist nur die richtige Konsequenz seines früheren politischen Standpunkts. Seine Wahl zum Vizepräsidenten des norddeutschen Reichstags ehrt ebensowohl seine staatsmännischen Talente und seine politische Gesinnung, wie sie selber wieder der Ausdruck des liberal und national gesinnten Charakters der Mehrheit dieser Versammlung ist.

Geboren 1824, steht Rudolph von Bennigsen jetzt im reifsten Mannesalter. Unabhängig in jeder Beziehung und als charaktervoller Mann diese Unabhängigkeit nur zu menschenwürdigen Zielen nützend, darf das deutsche Vaterland gewiß von ihm noch manchen wichtigen Dienst erwarten.

Von der Weltausstellung in Paris.

(Bild S. 485.)

Die Türkei und Egypten sind vielleicht am Typischsten im Park der Weltausstellung vertreten. Nicht nur ihre Bauten haben diese Nationen in ihrer Eigenthümlichkeit vor uns aufgeführt, sie haben sie auch mit Menschen und Thieren bevölkert, wodurch sie erst ihr wahrhaft charakteristisches Gepräge erhalten. Das egyptische Privathaus mit den damit verbundenen Kameel- und Eselsställen ist ein kleines Meisterstück maurischer Baukunst: es ist wie aus einer Straße Kairos mit dem Zauberstab hierher versetzt. Die Säulenhalle, welche rings um das Gebäude läuft, trägt den kleinen Würfelbau und erhält ihren besondern Reiz durch die ausgezackten Rundbogen. Die Fenster im Erdgeschoß sind sehr klein, vergittert und des Haremsgeheimnisses wegen so hoch über dem Boden angebracht, daß selbst ein Reiter nicht hineinsehen kann. Die oberen Stockwerke der egyptischen Häuser haben keine Fenster in unserem Sinne, sondern jedes ein oder zwei schrankartige Erker, die mit Holzgitterwerk eingelegt, mitunter roth oder grün angestrichen, in der Regel aber grau gelassen und oft so zart gemustert sind, daß sie aus der Ferne mehr wie Gewebe oder Stickerei als wie Drechslerarbeit aussehen. Diese Erkerkasten, die den Gassen ein höchst eigenthümliches Gepräge geben, werden, da in ihnen ein steter Luftzug herrscht, zum Abkühlen des Trinkwassers benützt. Die Fenster der Hauptgemächer, so des Harems, führen bekanntlich in den Hof. Die Verbindung unserer egyptischen Wohnung mit den Ställen füllt ein Brunnen aus, der für die Thiere in denselben das Wasser liefert. In den Ställen stehen Kameele, Dromedare, Pferde und Esel, die vier Lieblingsthiere der Egypter. Letztere haben jüngst die Kraft ihrer Dromedare mit denen von Algier gemessen und ein Wettlaufen zu diesem Ende im boulogner Wäldchen veranstaltet, das zahllose Menschenmassen zu dem originellen Schauspiel lockte. Der Stolz der Franzosen war nicht wenig gekitzelt, als eines ihrer Thiere, das heißt der algierischen Dromedare, den Preis erhielt. Es hatte einen Raum von vier Kilometern, d. i. 13,000 Fuß, in 13 Minuten und 9 Sekunden durchlaufen.

Drei deutsche Brautsagen.

2. Der Ring.

(Sage von der Mosel.)

Auf der Burg Veldenz wohnte vor Zeiten ein gar schönes Schloßfräulein, das sich mit einem wackern Ritter verlobt hatte. Ehe aber noch das Beilager gefeiert worden war, mußte der Ritter seinem Lehensherrn zum Kreuzzuge in das Land der Sarazenen folgen. Beim Abschied steckte er seiner holden Maid ein goldenes Ringlein an den Finger und bat sie, ihm Treue zu halten bis zu seiner Wiederkehr.

Viele Monate vergingen, und keine Kunde kam von dem Entfernten; endlich kehrten die Kreuzritter heim, der Verlobte aber nicht mit ihnen, und es war auch nirgends Kunde über ihn zu erlangen. Seine Gefährten wußten nicht, ob er geblieben oder in die Gefangenschaft der Sarazenen gefallen sei. Die Braut, die von der Hoffnung nicht lassen wollte, wartete von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr auf seine Heimkehr, aber vergebens. Ihr rosiges Antlitz verblaßte, ihr blühender Leib welkte dahin in Sehnsucht und Sorge. Trotzdem fanden sich immer neue Freier, die um sie warben, denn bei all' ihrem Leid war und blieb sie die Schönste von Allen. Der Vater schalt, die Mutter drängte, das Fräulein aber blieb standhaft und wollte die gelobte Treue auch dem Todten nicht brechen. — Als einst ihre Mutter wieder in sie drang, dem Leben sein Recht zu gönnen, zu freien und glücklich zu sein, sagte das Fräulein voll Kummer: „Mutter, ich kann nicht! Siehe, dieser goldene Reif, den ich am Finger trage, bindet mich ewig — oft ist es mir, als berühre Er mich damit an der Hand, als flüstere Er mir leise Liebesworte in's Ohr!"

„Wenn das so ist, Tochter," entgegnete die Alte, „so muß ein heimlicher Zauber in dem Ringlein verborgen sein, und jetzt begreife ich auch, warum Du stets so traurig bleibst. Gib mir den Ring, daß ich ihn in den Brunnen werfe, dann wirst Du wieder froh werden." — Halb mit Gewalt entrang sie der Maid den goldenen Reif, ging in den Burghof und warf ihn hinab in den tiefen Ziehbrunnen.

Noch war seit diesem Tage der Mond nicht wieder voll geworden, als das Schloßfräulein neben ihrer Zofe stand, die eben den Eimer des Brunnens heraufwand, um der jungen Herrin das Gefäß zu füllen, das sie zum Netzen ihrer Blumen in der Hand hielt. Als der Eimer geleert ward, klang es, und die Braut fand in ihrem Gefäße das goldene Ringlein. Erblassend streckte sie die Hand darnach aus, die Mutter aber kam ihr zuvor und wollte ihr das wiedergekehrte Pfand trotz ihres Flehens nicht ausliefern.

„Will ihn das Wasser nicht behalten," sagte die Alte nachdrücklich, „so soll es die Erde thun, die wird sich gewiß nicht wehren!" — Sie grub mit einer Schaufel im Garten eine tiefe Höhlung, legte den Ring hinein und bedeckte ihn einen Fuß hoch mit fest eingedrückter Erde.

Tage und Wochen vergingen, die Welt ward sommerfrisch und grün, des Fräuleins Wange aber wollte trotz des vergrabenen Reifes nicht wieder rosig werden wie einst. Eines Tages saß die Trauernde am engen Fenster ihres Erkers und blickte trauernd hinaus. Plötzlich schrie sie laut auf, und eine Purpurglut deckte ihre Wangen. Eine blühende Bohnenranke, die sich üppig am Gemäuer emporgerankt und bis zum Fenster emporgearbeitet hatte, trug an ihrer letzten Sprosse den goldenen Reif.

Das Fräulein brach in Thränen aus, drückte das Kleinod an Herz und Lippen und gelobte, sich nimmer davon zu trennen. Arglistig aber wußte die Mutter ihr den Ring, den sie nun an dunkler Schnur um den schönen Hals trug, noch einmal abzunehmen, und sagte ihr frohlockend: „Nun soll er in die Esse! Du mußt selbst einsehen, daß ein Zauber darin steckt, dem Feuer aber, das ihn schmilzt, wird er nicht widerstehen." Sie stand am lodernden Herdfeuer und hob den Arm, um, der Thränen und Bitten ihrer Tochter nicht achtend, den Ring in die Glut zu schleudern. Da hielt eine starke Hand plötzlich sie auf, eine verhüllte Gestalt stand hinter ihr, und noch ehe das edle Angesicht sich frei zeigte, lag schon die ahnungsvolle Braut selig an der Brust des aus langer Gefangenschaft endlich heimgekehrten Geliebten.

Fliegende Blätter.

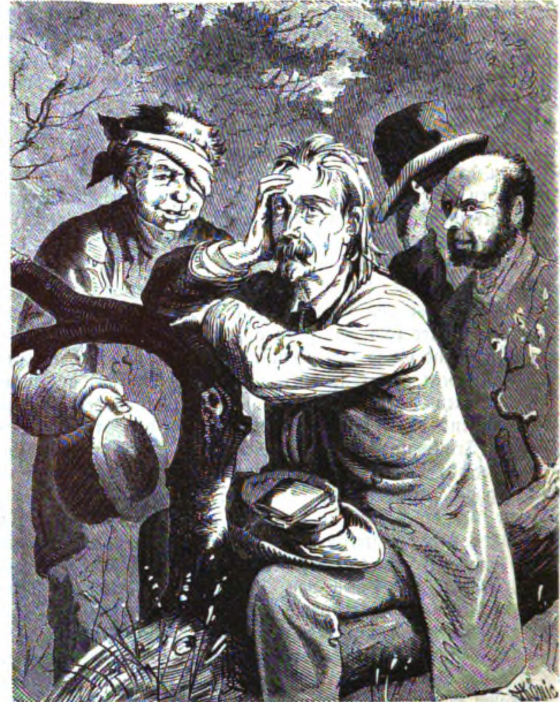
Das bedeutendste Blatt der Welt ist wohl die in London erscheinende Times. Dieselbe wird von mindestens einer halben Million Menschen gelesen. Das ganze Leben Englands spiegelt sich in ihren Spalten. Außer der Masse Anzeigen, die sie in ihrem Hauptblatt enthält, veröffentlicht sie täglich acht bis sechzehn Riesenseiten, die nur den Anzeigen gewidmet sind. Und der Preis der Letztern ist so hoch, daß eine einzelne Spalte schon ein nettes Sümmchen einbringt. Mehr als einmal haben Töchter der Familie Walter eine Spalte Anzeigen als Mitgift erhalten. Einmal enthielt die Times an einem einzigen Tag 2350 Anzeigen; durchschnittlich enthält sie fünfzehnhundert täglich. Hundertzehn Setzer und fünfundzwanzig Preßgehülfen sind in der Regel bei ihr beschäftigt. Sämmtliche Blätter in Großbritannien enthalten jährlich etwa 2½ Millionen Anzeigen; davon kommt mehr als ein Achtel auf die Times allein. Die Times enthält Tag für Tag die bestgeschriebenen Artikel; auf das Formtalent wird bei ihren Redakteuren vorzugsweise gesehen, und rasche Auffassung und scharfe Beurtheilungsgabe gilt höher als Festigkeit der Grundsätze. Sämmtliche Mitarbeiter empfangen hohes Honorar, der Oberredakteur hat einen Gehalt von 4000 Pf. St., und mancher Leitartikel über schwierige Fragen ist mit 40 bis 120 Pf. St. bezahlt worden. Die Times hat Korrespondenten in allen Welttheilen; wenn wichtige Vorgänge es erheischen, sendet sie besondere Berichterstatter. Die bekanntesten unter diesen sind: Mackay, Edwards und besonders William Russell, der im Krimkriege, Ostindien (während der Rebellion), während des amerikanischen Aufstandes und im preußisch-österreichischen Kriege die allbekannten Berichte schrieb. Eine große Menge anderer Schriftsteller, und zwar die ausgezeichnetsten, sind gleichfalls regelmäßige Mitarbeiter. In geeigneten Fällen werden neue Kräfte herangezogen; auch werden öfters, für das Eintreten von Ereignissen, die man erwarten kann, Aufsätze zum Voraus geschrieben. So kommt es, daß wenige Stunden nach dem Tod einer bedeutenden Persönlichkeit die ausführlichste und bis in's Einzelne eingehende Lebensbeschreibung in der Times erscheint. Zu den Redakteuren und Korrespondenten kommen noch die sehr zahlreichen Stenographen, welche Parlaments- und Gerichtssitzungen mittheilen, die **Reporters**, Berichterstatter über alle wichtigen Angelegenheiten des täglichen Lebens, die **Penny-a-liners**, welche den kleinen Begebnissen auf Straßen und Plätzen nachspüren, und einen Penny für die Zeile erhalten.

Komödie der Irrungen.

Von Herbert König.



Ein Herr nimmt in einem Damen-Coupé Platz — um nicht dem Tabaksrauch ausgesetzt zu sein!



Ein Dichter flüchtet in die Waldeinsamkeit — um durch lästige Besuche nicht gestört zu werden!



Ein alter Junggeselle hat sich endlich entschlossen zu heirathen — um nicht mehr allein durch's Leben zu gehen!



Eine Dame kündigt dem sehr hübschen Kammerzöfchen — um Irrungen zu vermeiden!

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle.

Von

John Nobody.

1. Ein nächtliches Ereigniss.

Es war in der Abenddämmerung eines trüben, windigen Herbsttages, als ich die Expedition des Advokaten John Argyll, Esquire, zu Bankville bei Newyork in dessen Begleitung verließ, um in seiner Familie den Thee einzunehmen und den Abend zuzubringen. Rechtskandidat in Mr. Argyll's advokatorischem Geschäft, wurde ich von ihm und seiner Familie um deßwillen sehr begünstigt, weil mein verstorbener Vater ein vertrauter Freund meines Chefs gewesen war. Beide waren als junge Männer zusammen und unter gleichartigen Verhältnissen in's bürgerliche und geschäftliche Leben eingetreten, und während der Eine starb, als ihm das Glück eben zu lächeln begann, war es dem Andern beschieden, die Früchte seines Strebens in fort und fort zunehmendem Wohlstande zu genießen. Mr. Argyll hörte indeß nie auf, sich für den einzigen Sohn seines hingeschiedenen Freundes zu interessiren; er leistete meiner Mutter Beistand, damit ich eine gute Erziehung erhalten und die Universität besuchen konnte, und nahm mich dann auf sein Bureau, um meine Ausbildung in der Rechtswissenschaft zu vollenden.

Obschon ich nicht in seinem Hause wohnte, wurde ich doch wie ein Mitglied seiner Familie behandelt und fand immer einen Platz an seinem Tische, mit der Freiheit, zu kommen und zu gehen, wie mir's gefiel. Der Tag, von dem oben die Rede, war ein Sonnabend, an welchem ich mit ihm in seiner Wohnung erwartet wurde, um den Sonntag über da zu bleiben. Wir beschleunigten unsere Schritte, als einzelne schwere Regentropfen aus dem dunkeln Gewölk herabfielen. „Es wird eine sehr regnerische Nacht werden," sagte Mr. Argyll. — „O, vielleicht klärt sich der Himmel noch auf," erwiederte ich, nach einer Wolkenöffnung im Westen blickend, durch welche die untergehende Sonne einen dunkelrothen Strahl niedersandte. Mein Chef schüttelte jedoch zweifelnd den Kopf, und wir eilten seinem Hause zu, um dem Naßwerden noch rechtzeitig zu entgehen.

In's Wohnzimmer eintretend fanden wir Niemand anwesend, als James, den Neffen Mr. Argyll's, einen jungen Mann etwa meines Alters, der sich müßig auf einem Sopha dehnte. „Wo sind die Mädchen?" fragte der Hausherr. — „Sie sind noch nicht aus den oberen Regionen herabgekommen, Onkel!" erwiederte James mit scherzendem Pathos. — „Kleiden sich wieder wie zu einem Staatsgeschäfte, vermuthe ich; — ah, jetzt fällt mir's ein warum, es ist ja Sonnabend!" rief Mr. Argyll lächelnd und begab sich nach dem Bibliothekzimmer.

Ich setzte mich an das westliche Fenster und blickte hinaus nach dem herannahenden Sturme, denn an einer Unterhaltung mit dem Neffen lag mir wenig; ich hatte weder eine besondere Neigung für ihn, noch er für mich, und obschon das Schicksal uns zu öfterem Begegnen bestimmt hatte, gingen doch unsere Richtungen sehr auseinander. An diesem Abend jedoch war James in besonders heiterer Stimmung und fuhr trotz meiner lakonischen Entgegnungen fort, zu mir über alle möglichen gleichgültigen Dinge zu sprechen. Im Stillen war ich aber einzig gespannt auf das Erscheinen Eleanor's, der älteren von beiden Töchtern Mr. Argyll's.

Endlich kam sie; ich hörte das Rauschen ihres Seidenkleides die Treppe herab, und meine Augen hafteten auf ihr, als sie in's Zimmer trat. Sie war mit gewohnter Sorgfalt und Eleganz gekleidet, auf ihrem Antlitz leuchtete ein erwartungsvolles Lächeln, aber dieß Lächeln war für Keinen von uns Beiden. Vielleicht bildete James sich dieß ein; ich dachte daran mit tief verborgener Qual, die ich vergebens zu bekämpfen suchte.

Eleanor sprach freundlich mit mir wie mit ihm, aber ihre Seele war offenbar nicht bei uns. Zu unruhig, um sitzen zu können, durchschritt sie das Zimmer, wobei ein leises Lächeln ihre Lippen umspielte und sie von Zeit zu Zeit ein Liedchen trällerte, als wisse sie gar nicht, daß sie beobachtet werde. Sie hatte ein Recht, heiter zu sein, denn sie war glücklich und in der vollsten Blüte ihrer Schönheit.

Dann trat sie an's Fenster, dicht neben mich, gerade als die scheidende Sonne noch einmal durch den schwarzen Wolkenschleier brach und ihre Gestalt mit einer goldenen Atmosphäre umgab; ihr dunkles Haar schimmerte in purpurnen Tinten, ihre reinen Wangen waren rosig gefärbt, und die Perlen ihrer Halskette blitzten wie Thautropfen auf weißen Blüten. Eine rothe Rose, welche sie am Busen trug, strömte ihren zarten Duft aus und war das schönste Sinnbild ihrer Empfindungen, das wußte ich; aber diese Empfindungen waren nicht für mich, und die bezaubernden dunkeln Augen sahen nicht nach mir, sondern — nach dem Wetter.

„Wie ärgerlich, daß es heute Abend regnet!" sagte sie, und indem dabei der Schatten des Verdrusses über ihr Antlitz zog, verdüsterte sich auch gleichzeitig der Horizont so plötzlich, daß wir im Zimmer einander kaum noch unterscheiden konnten. „O, der Regen wird Mr. Moreland nicht zurückhalten!" versetzte ich. — „Gewiß nicht; aber ich möchte doch nicht, daß er durchnäßt vom Bahnhofe hierhergehen müßte. Indeß, Billy hat für den Fall eines Gewitters den Wagen bereit gemacht."

Der Sturm war bereits ausgebrochen; es begann zu toben, daß das Haus erschüttert ward, und der Regen schlug in Strömen an die Fenster. Eleanor klingelte nach Licht. Als Sarah, die Magd, erschien, sagte sie zu dieser: „Die Köchin soll Alles bereit halten und Chokolade, auch Rahm für die Pfirsiche nicht vergessen." Sarah nickte lächelnd; sie wußte, wie ihre Gebieterin, wer gern Chokolade und Milchrahm mit Pfirsichen genoß.

Jetzt trat auch Mary, die jüngere Schwester Eleanor's ein. „Wir hätten an diesem Abend nicht nöthig gehabt, unsere neuen Kleider anzuziehen, denn es kommt sicher Niemand!" rief sie, und sowohl ich als James bedankten uns neckend bei ihr, daß sie uns Beide für „Niemand" hielt; aber das junge, fröhliche Mädchen erwiederte uns in ihrer offenen, harmlosen Weise, daß sie für uns weder ihr blauseidenes Kleid angelegt, noch ihr Haar in Puffen frisirt haben würde. „Auch nicht für Henry Moreland," fügte sie sogleich schnippisch hinzu; „versprochene Leute sind ja für die Gesellschaft gar nicht da! Ich wollte, er und Eleanor machten ein Ende und heiratheten sich. Wenn ich einmal Brautjungfer sein soll, will ich es bald sein . . ."

Der Regen floß fort und fort in Strömen, und Eleanor ging unruhig im Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihre zierliche Uhr werfend. Plötzlich machte der Sturm eine Pause, und gleich darauf ertönte um so schneidender das Pfeifen einer Lokomotive, zum Zeichen, daß der Abendzug der Eisenbahn an der Kurve angelangt war, welche ihn in der Entfernung von kaum einer Viertelstunde um den Hügel und von da in den untern Theil des Dorfes führte. Der schrillende Ton konnte weder auf Eleanor, noch auf mich und James seinen Eindruck verfehlen, denn wir wußten ja, daß Erstere ihren Geliebten mit diesem Zuge erwartete, und der Gedanke daran gab mir einen Stich in's Herz.

Eleanor machte Gebrauch von einer der kleinen weiblichen Künste, indem sie sich niederließ und ein Buch zur Hand nehmend sich den Anschein gab, als wenn sie ruhig lese; allein sie wollte ihren Geliebten nicht merken lassen, daß sie sein Erscheinen voll Unruhe erwartet hatte. Nur Mary flatterte wie ein Schmetterling umher, bald zum Piano, bald zu den Blumen, bald mit einer oder der andern anwesenden Person scherzend.

Ich deutete schon an, daß ich Eleanor liebte, aber ohne einen Funken von Hoffnung, und darum verschloß ich diese zwecklose, meine geistige Energie lähmende Neigung tief in meiner Brust. Auch James liebte sie, aber seine Liebe schien mir eben so heftige Leidenschaft wie Selbstsucht zu sein. Sein Charakter stieß mich ab, obschon ich mir oft Vorwürfe machte, daß ich ihm möglicher Weise unrecht thue. Vielleicht waren es äußere Umstände, Abhängigkeit von seinem Onkel, Verzweiflung darüber, daß er sich nicht begünstigt sah u. s. w., was ihn mürrisch machte. Eleanor war mit einem Gentleman versprochen, der ihrer in jeder Hinsicht würdig war. Henry Moreland mußte, abgesehen von seiner ausgezeichneten gesellschaftlichen Stellung, wegen seines feinen Betragens und seines gediegenen Charakters selbst von nicht begünstigten Verehrern Eleanor's geachtet werden. Er war im Bank-

hause seines Vaters in der City von Newyork beschäftigt. Die Familie hatte nahe bei Blankville eine Villa mit schönem Garten, und während seines Aufenthalts daselbst hatte Henry Eleanor kennen und lieben gelernt. Von welchem Standpunkte man auch das Verhältniß Beider betrachten wollte, man mußte zugeben: es war ein schönes Paar.

Zu der Zeit, als unsere Erzählung beginnt, fesselten ihn vermehrte Arbeiten an die Stadt; er pflegte indeß regelmäßig jeden Sonnabend zu kommen und den Sonntag in Argyll's Hause zuzubringen. Im Dezember, am neunzehnten Geburtstage Eleanor's, sollte diese nun zweijährige Bekanntschaft durch die Vermählung gekrönt werden.

Henry Moreland war in der Regel fünfzehn Minuten nach Ankunft des Abendzugs im Hause; ich konnte daher, als eine weitere halbe Stunde verging, ohne daß er dießmal erschien, bemerken, mit welcher nervösen Aufregung seine Braut mit ihrer Uhrkette spielte und wie ihre Finger zuckten, obschon sie die Augen fest auf ihr Buch gerichtet hielt. „Kommt, laßt uns den Thee nehmen, ich bin hungrig," sagte endlich Mr. Argyll, aus dem Bibliothekzimmer tretend. „Ich habe nach dem Mittagessen einen langen Ritt gemacht, und zudem, liebe Eleanor, nützt es nichts zu warten; er wird heute Abend nicht kommen." Dabei streichelte er ihr tröstend die Wange, indem er mit scherzendem Spott hinzufügte: „Ein Bischen Regenschauer pflegte, als ich noch jung war, keinen Liebhaber abzuhalten." — „Ein Bischen Regenschauer, Papa?" eiferte Eleanor. „Ich habe nie solche Ströme vom Himmel kommen sehen. Uebrigens kann es doch nicht das Gewitter gewesen sein, was ihn abhielt, denn er hätte schon vor dessen Ausbruch den Bahnhof erreicht." — „Gewiß, er wird eine andere und jedenfalls auch triftige Ursache gehabt haben; das ist recht, Ella, daß Du Deinen Verlobten vertheidigst. Aber vergiß nicht, es kann in Newyork schon vorher geregnet haben, denn das Gewitter kam aus dieser Richtung ... Ich glaube, James ist vor Langeweile eingeschlafen." — „Das werde ich sogleich untersuchen!" rief Mary lustig, indem sie zu James hineilte und ihm die Hand vom Gesicht zog. „Was ist mit Dir geschehen?" fügte sie erstaunt hinzu, denn das Gesicht des Neffen war aschfahl, und seine Augen glühten wie feurige Kohlen. — „O nichts, gar nichts," erwiederte er, sich schnell aufraffend. „Ich war nur halb eingeschlafen ... Kann ich die Ehre haben, Mary?" fragte er mit augenscheinlich erzwungener Heiterkeit, indem er der jüngeren Schwester den Arm bot, um sie zur Tafel zu geleiten, an welcher Eleanor den Vorsitz führte.

Die wohldurchwärmte Atmosphäre des Speisezimmers, der Glanz der Lichter und des Silberzeugs, der zarte süße Duft der Chokolade und der mehr aromatische des Thees, vor Allem aber Mary's Fröhlichkeit waren geeignet, unsere Gedanken von dem düstern Wetter abzulenken. Selbst Eleanor schien in eine mildere Stimmung zu kommen, obschon es ihr Mühe kostete, die Thränen aus ihren Augen zu bannen; sie machte eine Anstrengung, heiter zu sein, und war so liebenswürdig wie immer. Ich bemerkte wohl, daß ihre Hoffnung sich noch an einzelne Möglichkeiten klammerte; erst glaubte sie, Moreland sei durch irgend einen Umstand im Dorfe zurückgehalten worden, und als der dahin gesandte Wagen leer wiederkehrte, vermuthete sie, daß ihr Bräutigam wenigstens durch die Post ein sein Ausbleiben rechtfertigendes Billet geschickt habe. Sie bestand also darauf, daß trotz des üblen Wetters ein Bote zum Postamte des Dorfes laufe und nachfrage. Daß auch dieser Versuch nicht mit Erfolg belohnt ward, berührte sie tiefer, als sie sich wollte anmerken lassen. Die Heiterkeit, welche sie zur Schau trug, war nur ein um so sichereres Merkmal ihrer inneren Betrübniß. Sie sang, was von ihr verlangt ward, und spielte mehrere reizvolle Kompositionen. Selbst auf Scherz ging sie ein und machte witzige Bemerkungen, welche die Lachlust der Gesellschaft erregten. Ihre Wangen blühten wie Rosen, ihre Augen leuchteten wie Sterne, und doch war ihre Erregung im Grunde nicht wirklich heiterer Art — sie war ein Produkt des Stolzes und der Ambition. Im Stillen bedauerte ich fast, daß Moreland nicht da war, um zu sehen, wie bezaubernd und wie glänzend gerade in diesem erkünstelten Zustande ihre Gaben sich entfalteten. Am Ausgelassensten unter Allen war James, aber je stärker er auftrug, desto ersichtlicher ward es mir, dem aufmerksamen Beobachter, daß seine Lustigkeit Alles, nur nicht natürlich war. Bei Eleanor fand ich die Gezwungenheit begründet, bei ihm war sie mir ein Räthsel, wenn sich nicht etwa geheime Freude über Moreland's Ausbleiben dahinter verbarg.

Wir verlebten einen angenehmen Abend und trennten uns spät. Ich war in lebhafter geistiger Erregung und konnte lange nicht einschlafen. Der Regen schlug mit ununterbrochener Heftigkeit an die Fenster, und der Sturm tobte so gewaltig, daß man glauben konnte, er erschüttere das Haus in seinen Grundfesten. Erst gegen Morgen versank ich in Schlaf, und als ich wieder erwachte, hatte der Sturm ausgewüthet, der Regen hatte aufgehört und die Sonne schien hell in mein Zimmer. Ich erhob mich rasch und kleidete mich an, denn die Glocke rief bereits zum Frühstück. Wir waren kaum bei diesem versammelt, als die Hausglocke geläutet ward. Eleanor sprang auf, wie in dem Gedanken, daß Moreland vielleicht über Nacht im Gasthof der Eisenbahnstation geblieben sei und nun erscheine. Die Magd Sarah meldete jedoch, es sei ein Mann da, welcher Mr. Argyll und Mr. Redfield zu sprechen wünsche. „Er sagt, es sei wichtig, Sir, und gestatte keinen Aufschub," setzte die Magd hinzu.

Wir Beide begaben uns in die Vorhalle des Hauses und fanden einen Diener des Gasthofs. „Ich habe Ihnen eine sehr schlimme Nachricht zu bringen," sagte er halblaut und stockte. — „Nun, was ist es? Sprechen Sie zu Ende!" versetzte Argyll betroffen. — „Der Herr, welcher immer zu Ihnen kommt — Moreland ist wohl sein Name — ist heute Morgen an der Straße vom Bahnhof nach dem oberen Dorfe todt gefunden worden." — „Wie! todt?" — „Ja, Sir; man wünscht, die Herren möchten zur Leichenschau hinunterkommen. Der Todte liegt in einem Zimmer des Gasthofs, wohin er gebracht worden ist. Es heißt, der Schlag habe ihn gerührt, wenigstens ist keine Verletzung an ihm wahrzunehmen."

Wir Beide sahen einander an; unsere Lippen bewegten sich zitternd, aber wir vermochten einige Minuten lang kein Wort zu sprechen. Wir dachten Beide an Eleanor. „Mein Gott, mein Gott!" stieß endlich Mr. Argyll heraus. „Was soll ich thun?" — Ich schüttelte den Kopf, denn ich wußte keine Antwort zu geben. — „Ich kann es Eleanor nicht sagen — es ist unmöglich! Ach, die Aermste!" — „Es muß ihr für's Erste verschwiegen bleiben, Mr. Argyll," versetzte ich. „Wir wollen zunächst nach dem Gasthofe gehen." Indem ich mich umwendete, sah ich, daß Sarah an der Thür stand und den Inhalt der Botschaft vernommen hatte. Ich band ihr auf die Seele, kein Wort über das Vorgefallene zu verlieren, holte Mr. Argyll's und meinen Hut und zog den unglücklichen Vater mit fort, denn er war wie versteinert und ließ willenlos Alles mit sich geschehen.

Im Gasthofe angelangt, fanden wir vor der Thür und im Innern eine Menge Leute mit entsetzten Gesichtern und in einem größeren Gemache die Leiche Henry Moreland's auf einem Sopha liegen. Der Koroner und zwei Aerzte waren bereits anwesend und alle Drei hatten die Meinung, daß Moreland auf natürliche Weise sein Ende gefunden haben müsse, denn es war oberflächlich auch nicht das geringste Zeichen von Gewalt zu entdecken. Sein Antlitz hatte einen ruhigen, heitern Ausdruck, man konnte glauben, er schlummere nur, wenn man die eiskalte Stirn nicht berührte, über welche das braune Lockenhaar gebreitet war. Als aber der Leichnam behufs genauerer Besichtigung entkleidet ward, stieß einer von den Aerzten einen Ruf der Ueberraschung aus. Es fand sich ein Stich in den Rücken, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen war. Der Stich war mit einer dreischneidigen Waffe geführt worden, entweder mit einem französischen Degen oder mit einem Stilet, und so sicher und kraftvoll war der Stoß geführt worden, daß er durch die Lunge gedrungen und eine Rippe getroffen hatte, an welcher der Stahl zerbrochen war, dessen etwa dreiviertel Zoll lange Spitze sich in der Wunde vorfand. Der Tod war nach dem Urtheil der Aerzte augenblicklich erfolgt; das Opfer war auf's Gesicht gefallen und hatte sich innerlich verblutet. Die ganze Nacht hindurch war der Getödtete in Sturm und Regen liegen geblieben und erst nach Tagesanbruch hatten Vorüberkommende ihn gefunden. Seine Reisetasche, Uhr und Geld waren noch vorhanden gewesen,

die Annahme eines Raubmords also von vornherein ausgeschlossen. Welcher grimmige Feind Moreland's war's, der ihm in der stürmischen Regennacht nachgeschlichen und diesen Banditenstoß geführt hatte? Es ist unnütz, hier alle diejenigen Vermuthungen wiederzugeben, welche während der Todtenschau ausgesprochen wurden; genug, daß die Meisten sich in der Ansicht vereinigten, der tödtliche Stoß sei auf eine andere Person berechnet gewesen und Moreland irrthümlich für diese gehalten worden.

Mittlerweile ging die schreckliche Neuigkeit wie ein Wirbelwind durch den Ort und zerstörte die tiefe Sabbathsruhe. Ein Schauder bemächtigte sich Aller, die davon hörten. Die Umstände, unter welchen der Mord verübt worden, die Oertlichkeit desselben, kaum hundert Schritte von den Wohnungen der Menschen entfernt, das Unerwartete, Unerklärliche der dunklen That, alles dieß trug dazu bei, die Aufregung zu vermehren.

Als die Todtenschau zu Ende war, forderte mich mein Chef auf, den Unglücksfall an Henry's Eltern zu telegraphiren; eine schreckliche Botschaft, welche ich niederzuschreiben hatte; aber eine noch schrecklichere stand uns bevor: Eleanor davon zu unterrichten. „Ich bin so kraftlos," sagte Mr. Argyll zu mir, „und doch darf Eleanor die Kunde nicht durch Fremde hören. Gehen Sie, Richard, und sagen Sie ihr das Nöthige; Sie wissen, wie die Aermste geschont werden muß. Ich werde Ihnen nachfolgen, sobald ich die Ueberführung der Leiche in mein Haus angeordnet habe."

Er drückte mir die Hand und sah so leidend aus, daß ich mich der tiefsten Rührung nicht erwehren konnte. Auf dem Rückwege kam ich an der Stelle vorüber, wo Moreland's Leichnam gefunden worden war; hier befand sich eine stumme, verstörte, starrende Menschengruppe, nach Spuren zur Entdeckung des Mörders suchend, aber es ließen sich keine Fußstapfen verfolgen. Der Regen hatte Alles hinweggewaschen und der sandige Boden, welcher alle Nässe aufgesogen, war fast wieder trocken. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Feldzuge des preußischen Heeres in Oesterreich.

Von

Julius von Wickede.

Vor, während und nach dem Kampfe bei Gitschin.

Besonders angenehme Aufenthaltsorte bieten die kleinen böhmischen Landstädte auch im Frieden schwerlich dar, aber ihre Lage ist, wenigstens in dem Theile des alten Königreichs Böhmen, den wir uns jetzt vorzugsweise zum Kriegsschauplatz ausgesucht hatten, größtentheils malerisch schön. Reichenberg, das böhmische Manchester, wo in friedlichen Zeiten die Webstühle fast unablässig klappern und aus den großen Schornsteinen der vielen riesigen Fabrikgebäude dunkle Rauchwolken aufsteigen, Turnau, Trautenau, Skalitz, Münchengrätz, Gitschin, lauter ruhmvolle Erinnerungen in unserer letzten großartigen Kriegsgeschichte, sie alle bieten eine lange Reihe der lieblichsten landschaftlichen Bilder dar. Zwar nicht großartige, aber sehr schön geformte Gebirgszüge, hohe Kuppen und tiefe Thäler, grüne Matten und fruchtbare Felder, sich in mäandrischem Laufe durch die reiche Landschaft schlängelnde Flüsse, unter denen die hier noch nicht schiffbare Elbe der bedeutendste ist, und große klare Teiche, üppige Laub- und Nadelwaldungen und kahle Felsen, dazu eine Menge stattlicher Schlösser und gut erhaltener Landkirchen, alles, was einer Landschaft nur Reiz zu verleihen vermag, findet man hier in Hülle und Fülle. Wahrlich, ich kenne so ziemlich ganz Europa, aber nur wenige Länder sind mir bekannt, die von der Natur mit allen ihren Schätzen so verschwenderisch ausgestattet wurden, als dieß bei dem größten Theile von Böhmen der Fall ist.

Wir waren in den letzten Tagen wieder tüchtig in Bewegung gewesen und Ruhe und Rast hatten wir und unsere Pferde gerade nicht sonderlich viel genossen. Es ging ja unaufhörlich vorwärts, und abgesehen von allen Gefechten mußten die preußischen Soldaten schon allein durch ihre fast nie aufhörenden Eilmärsche das Größte leisten, was jemals in dieser Hinsicht und von den besten Truppen der Welt geleistet ist. Krieg und Kriegsleben sind mir wahrlich nichts Neues, und bei den französischen Truppen in Algier, der alliirten Armee 1853 im Orient und den Streifzügen der italienischen Soldaten unter Pallavicini in den kalabrischen Bergen gegen die dortigen Banden der Briganti, ganz abgesehen von den vier Kriegsjahren 1848—50 und 1864 in Schleswig-Holstein, habe ich gar manche Märsche und blutige Gefechte mit erlebt, aber etwas Aehnliches wie diesen rastlos vorwärts stürmenden Choc der Preußen in Böhmen und Mähren sah ich doch niemals. Nur ein Heer, das in Folge des Systems der allgemeinen Wehrpflicht eine so große Menge geistig gebildeter und moralisch gehobener Soldaten, deren Beispiel wieder belebend auf ihre minder hoch stehenden Kameraden einwirkte, in seinen Reihen zählte, und in dem vom höchsten kommandirenden General bis zum letzten Tambour das einstimmige Gefühl lebte, zur Ehre der schwarzweißen Preußenfahne die letzte Kraft in den Knochen und den letzten Blutstropfen in den Adern zu opfern, vermochte solches zu leisten.

So lagen wir denn auch jetzt wieder eines Mittags bis auf das Aeußerste ermüdet in einer kleinen, halbzerfallenen böhmischen Bauernhütte. Die Offiziere meiner Gesellschaft, die alle schon acht bis zehn Stunden unausgesetzt auf den Beinen gewesen waren, hatten sich größtentheils, in den mannigfachsten Gruppen, in dem engen Stall auf ein dürftiges Strohlager gestreckt, um wenigstens einige Stunden der Ruhe pflegen zu können, und nur wen des Dienstes unerbittlicher Ernst dazu zwang, mußte oft fast gewaltsam den Schlaf aus den müden Augen verbannen. Eine drückende, schwüle Glut lagerte dabei über dem ganzen Dorf, die Sonnenstrahlen brannten stechend vom Himmel, und Thiere wie Menschen, die es nur irgend vermochten, suchten gewiß den kühlen Schatten auf. Und in dieser Hitze, dazu bestaubt, beschmutzt und auf das Aeußerste ermüdet, zwang mich die Pflicht, noch einen langen Bericht über die Ereignisse der letzten Tage zu schreiben. Wahrlich, ich entsinne mich kaum, daß mir schon der Entschluß, mein Reiseschreibzeug aus der Mappe zu holen und mir einen Platz zum Schreiben zu suchen, jemals einen schwereren Kampf gekostet hätte, als es dießmal der Fall war; doch geschehen mußte es nun einmal, und ich durfte unmöglich länger warten, denn es war nur zu wahrscheinlich, daß wir gegen Abend wieder aufbrechen würden, und wann ich dann wieder Zeit oder Platz zum Schreiben zu finden vermochte, wer konnte dieß wissen? Es war aber wahrlich keine Kleinigkeit, eine Stelle, wo ich mein ambulantes Bureau aufschlagen könnte, zu erspähen. Die kleine Stube, die Kammer und der Stall der Hütte waren überfüllt; auf dem Hofe, kurz überall hatten sich die müden Soldaten ohne Weiteres hingeworfen, um sich durch einige Stunden Ruhe doch wieder etwas zu stärken. Hinter einer Reihe aufgefahrener preußischer Munitionswagen entdeckte ich endlich nach vielem Suchen ein kleines freies Plätzchen, das mir vielleicht für meinen Zweck dienen konnte. Nun kam es aber zunächst darauf an, sich auch einen Sitz und eine Art Tisch zum Auflegen der Mappe zu bereiten, und dieß war in der That leichter gesagt, als gethan, denn ich konnte anfänglich auch gar nichts entdecken, was ich wohl zu diesem Zweck hätte benützen können. Doch die Noth macht erfinderisch; das hatte ich ja schon oft in den vielen schwierigen Lagen, die mir mein vieljähriges Kriegs- und Reiseleben brachte, erfahren. So suchte und suchte ich und entdeckte endlich zwei alte, leere, halb entzweite Bienenkörbe von Strohgeflecht, legte sie aufeinander und siehe da, es schien mir möglich zu sein, sie als feste Unterlage für meine Schreibmappe zu benützen. Ein Sitz war freilich nicht zu haben, und so nahm ich denn die Mutter Erde als solchen, setzte mich platt nieder, schob die Bienenkörbe zwischen die Füße, legte meine Schreibmappe darauf und begann nun — im eigentlichen Sinn des Wortes — im Schweiße meines Angesichts darauf loszuschreiben, daß die Feder nur so über das Papier flog. Es war aber eine äußerst unbequeme Art zu schreiben, denn mit der linken Hand mußte ich immer meine Bienenkörbe festhalten, daß nicht der obere von dem untern abglitschte, und auch der Sitz auf der platten Erde hatte gerade nichts Angenehmes. Mußte ich doch unwillkürlich dabei eines alten Freundes, Mustapha ben Ali's, des würdigen Bimbaschi's in einem rumelischen Regimente der Armee Omer Pascha's 1853 an den Ufern der Donau gedenken, der die mir

stets unerklärliche Fertigkeit besaß, seine gekreuzten Beine zur Unterlage für seine Schreibmappe zu benützen und in dieser Stellung, in der ich es kaum einige Minuten aushalten konnte, mehrere Stunden ohne Ermüdung zu verharren.

Was mein jetziges Schreibbureau auch noch unbequemer machte, waren die Pferde des nächsten Munitionswagens, die wohl sehr hungrig sein mochten und sich nun stets an meine Bienenkörbe herandrängten, um mir deren Strohgeflecht wo möglich unter den Händen wegzufressen. Ich konnte gar nicht genug abwehren, und alle Augenblicke langte ein Pferdskopf mir über die Schulter oder den Arm oder die Füße weg, um schnell ein Strohgeflecht zu erschnuppern. Hatte ich doch wirklich mitunter Sorge, daß die hungrigen Thiere gar einmal meine Papierbogen mit erfassen möchten und so meine mühsame Arbeit in dem Magen eines Pferdes ihr Ende finden könnte, statt in eine entfernte Druckerei zu wandern und zum Nutzen und Frommen eines verehrten Publikums dann in so und so viel tausend Exemplaren in allen Theilen der Welt verbreitet zu werden; dazu noch diese zahllosen Schwärme von Fliegen und Bremsen, die, von den Pferden einer Batterie und einer starken Munitionskolonne angelockt, sich hier aus dem ganzen Böhmerwalde ein Rendezvous gegeben zu haben schienen, und denen ich Aermster, der mit der einen Hand die Feder führen, mit der andern aber die Bienenkörbe halten oder die Pferde abwehren sollte, vollkommen wehrlos preisgegeben war. In der That höchst unbequeme Stunden, und man mußte seine Gedanken oft schon gewaltig zusammennehmen, um klar und logisch zu schreiben. — Doch horch — war das nicht ein entfernter Kanonenschuß? Man ist im Kriege oft nur zu leicht geneigt, ein derartiges Geräusch für entfernten Kanonendonner zu halten. Doch wahrlich, abermals der gleiche, jetzt wirklich schon näher klingende Ton. Es konnte unmöglich mehr eine Täuschung sein. Rasch sprang ich auf und schob eilig meine Papierbogen in die zum Zusammenrollen eingerichtete Schreibmappe, diese dann nebst Fernglas an den Riemen um den Hals hängend. Mit hastiger Gier benützen die Pferde diesen Augenblick, und im Nu sind auch meine Bienenkörbe auseinander gerissen und ihr Strohgeflecht wird von sechs bis acht sehr hungrigen Mäulern verzehrt.

Der Wagen, in dessen Schatten ich geschrieben hatte, war der vorderste in der Reihe gewesen, und so konnte man von diesem Platze es gerade am Besten hören, was vor uns vorging. Auch zwei Fahrkanoniere, die nicht geschlafen, sondern sich mit ihren Pferden beschäftigt hatten, waren durch das Geräusch, welches sich jetzt zwei- bis dreimal immer stärker wiederholte, aufmerksam geworden.

Ein in vollstem Lauf seines weißschäumenden Rosses quer über das Feld sprengender junger preußischer Husarenoffizier fesselte bald meine Aufmerksamkeit, zumal wir in den letzten Minuten keine Schüsse mehr gehört hatten. Mit kühnem Satz sprengte er über den Graben, der die Straße vom Wagen trennte, parirte einen Augenblick sein Roß und rief hastig: „Wo ist der Kommandeur? Es soll schnell alarmirt werden; da vorne bei Gitschin ist die Division Tümpling schon im heftigsten Kampfe mit dem Feinde begriffen.“ Das war eine Nachricht, die konnte mich schon elektrisiren und Müdigkeit, Hunger und alles Andere leicht vergessen machen.

Mit der größten Eile lief ich nach dem Platze hin, wo der Hengst, den ich ritt, stand, riß dem Thiere den Futterbeutel, aus dem es Hafer fraß, fort und brachte Sattel und Zaumzeug wieder in Ordnung. In demselben Augenblick schmetterte auch schon der Trompeter der Husarenschwadron, die auf dem Felde rechts von uns ihre Rast gehalten hatte, das Alarmsignal, einige Minuten darauf bliesen die Trompeter der gezogenen Batterie und die Signalisten des Füsilierbataillons das gleiche Signal. Das waren Töne, welche freudig durch alle Nerven zuckten, und welches Leben kam dadurch plötzlich in diese vielen Hunderte von müden Schläfern, die überall umhergelegen hatten. Im Hui waren Alle munter, sprangen auf, ergriffen ihre Waffen und eilten an die bestimmten Plätze. Die unübertreffliche Disziplin der preußischen Armee und die Intelligenz der Mannschaft, gehoben durch das System der allgemeinen Wehrpflicht, das so viele gebildete junge Leute aller Stände in die Regimenter bringt, zeigte sich bei dieser plötzlichen Alarmirung wieder auf das Glänzendste. Nicht die mindeste Unordnung, keine Stockung, kein Fragen und Umherlaufen der einzelnen Soldaten fand statt, es ging Alles wie am Schnürchen, und kaum zehn Minuten waren seit den ersten Tönen des Alarmsignals verstrichen, so standen alle verschiedenen Truppentheile völlig marschfertig auf den bestimmten Plätzen.

In Begleitung von drei Offizieren, die wie ich nicht an einen bestimmten Truppentheil gebunden waren, sprengte ich bei den Truppen vorbei, querfeldein in der Richtung nach Gitschin zu. Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, wenn man so in den feindlichen Kanonendonner hineinreitet, und mag das Herz auch noch so sehr von der feurigsten Kampfeslust ergriffen sein, unwillkürlich kommen doch mitunter auf Augenblicke auch ernstere Gedanken, und man schließt seine Rechnung mit dem Irdischen ab. Im Jahr 1849, als die kleine schleswig-holsteinische Armee unter dem General von Bonin zuerst Kolding angriff, hatte ich dieß Gefühl das erste Mal empfunden, seitdem aber gar oft auf verschiedenen Kampfstätten in Afrika, der Türkei, Italien, Schleswig-Holstein und hier in Böhmen.

Immer lauter dröhnte jetzt der Kanonendonner, knatterte das Gewehrfeuer. Nun trennte uns nur noch eine kleine Anhöhe von dem Kampfplatze. Rasch hinaufgesprengt und unwillkürlich hielten wir unsere Rosse an, denn eine bessere Stelle, um das Gefecht zu überblicken, konnten wir nicht finden. Auf grünen Hügeln standen in sehr festen Stellungen die dichten Schlachthaufen der weißröckigen Oesterreicher und mehr links von ihnen die hellblauen Sachsen. Mit Hülfe meines guten Fernglases konnte ich mitunter deutlich die Aufschläge der Feinde erkennen und wußte demgemäß, welche Regimenter hier uns gegenüber standen. Gar manche Bekannte zählte ich darunter, namentlich unter den sächsischen Truppen, mit denen ich in Dresden mehrere Jahre vielfach verkehrte. Auch unter den Offizieren der österreichischen Brigade Kalik, die, so eben erst aus Holstein zurückgekehrt, jetzt gleich gegen uns kämpfen mußte, kannte ich von dem Feldzuge im Jahre 1864 mehrere Offiziere ziemlich genau. Und jetzt waren sie Alle meine Feinde!

Auf gut gelegenen Höhen zweckmäßig postirt standen mehrere österreichische Batterieen und richteten ihr wohlgezieltes Feuer gegen unsere Reihen. Wiederholt sausten ihre Granatschüsse hoch über unsere Köpfe hinweg, mitunter schlugen sie aber in gar nicht sehr angenehmer Nähe von uns ein. Eine Granate fuhr kaum drei Schritte von dem Kopfe meines Hengstes in den Boden, so daß das erschrockene Thier sich hoch aufbäumte. Glücklicher Weise platzte diese Granate jedoch nicht, sondern wühlte sich nur tief in den Boden ein und bewarf uns Alle tüchtig mit Schmutz.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

gen	ket	schen	die	su-	wenn	stür-	le
men-	gends	hand	en	ge-	des	che	in
len-	ti-	der	bricht	wol-	den	bens	men
nir-	durch-	trau-	sel	ster-	schick	gott-	dann
mäch-	zwei-	der	ken	ver-	er-	ne	das
hoff-	stirn	selbst	von	wo	ret-	hül-	mensch
wenn	all-	nung	seits	füllt	o	herz	tung
ge-	der	ist	des	dir	jen-	und	se

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. | № 42. | Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Die letzten Stunden des amerikanischen Kriegs.

Historische Novelle

von

Ferdinand Pflug.

(Schluß.)

VIII.

Einige Minuten vor der so glücklich ausgeführten Flucht der Lady war Bumpo mit einigen Negern eilig durch die erbrochene Thür des zu deren Gemächern und dem anstoßenden Gewächshause führenden Vorsaals getreten.

„Macht schnell," flüsterte er seinen Begleitern zu. „Es gibt da unten in dem Glashause eine geheime Thür. Ich oft genug habe unsere Misses dort verschwinden sehen. Auch führt noch ein anderer geheimer Ausgang da unter dem Balkon in dem letzten Zimmer zu dem Flusse hinunter. O Bumpo Alles wissen! Dort wir ihn finden werden. Tretet leise auf. Halt! Da ist er, da ist old Jim Neil."

Der Plantagenaufseher stand in dem Salon, dem Eingang den Rücken zugewendet. Mit dem einen Arm unterstützte er den dort auf einigen Stühlen niedergelegten Leichnam Lydia's, während seine andere freie Hand deren Körper nach dem vorhin von ihr dort verborgenen Schlüssel untersuchte. Ein Reisesack und eine schwere Brechstange lagen zu seinen Füßen.



Karl I., Fürst von Rumänien. Originalzeichnung von Fritz Kriehuber. (S. 498.)

„Endlich," murmelte er, den gefundenen Schlüssel hervorziehend. „Das erleichtert mir die Arbeit. Der Teufel! ich verzweifelte fast schon noch einen Ausweg zu finden. Ist es doch

auch nicht anders, als ob diese Höllenbrut von Abolitionisten geradewegs aus dem Boden aufgestiegen wäre. Wohin ich mich auch wenden mochte, überall stieß ich auf die von ihnen aufgestellten Posten. Ein Glück, daß ich mich dieses letzten, augenblicklich sicher nicht beobachteten Rettungswegs noch rechtzeitig erinnert habe, und ein doppeltes Glück, daß ich hier den Leichnam der Dirne finden mußte. Jetzt, wo ich sogar der Mühe enthoben bin, erst die Wasserpforte oder die Balkonthür aufzusprengen, denke ich, soll es mir um so leichter gelingen. Ho! einen alten Fuchs wie mich fängt man nicht so leicht — was war das?"

Es blieb ihm nicht mehr die Zeit nach der Ursache des hinter sich vernommenen Geräusches zu forschen. Mit einem furchtbaren Ruck fühlte er sich an der von Bumpo ihm über den Kopf geworfenen Schleife in die Kniee gerissen. Der von ihm noch gehaltene Leichnam rollte schwerfällig mit ihm zur Erde. Umsonst rang der starke Mann, unter dem sich auf ihn stürzenden Schwarzen wieder empor zu kommen. Mindestens war es ihm jedoch gelungen, mit der einen seinem Gegner entrissenen Rechten sein Messer aus dem Gürtel zu reißen. Schon fesselte indeß der Griff jenes wieder seinen Arm und der nach Bumpo geführte Stoß streifte deßhalb nur fast wirkungslos dessen Brust.

„Ho! Du noch stechen willst," schrie der Neger in rasender Wuth auf seine Füße springend. „Wart, Du Hund, ich Dir das bezahlen werde, ich Dich stechen lehren will!" Er hatte die Brechstange aufgegriffen und ein furchtbarer Schlag sauste auf das Haupt des unter der augenblicklichen Befreiung von seinem einen, schlimmsten Widersacher bereits schon halb aufgerichteten Sklavenaufsehers nieder. Die zwei oder drei mit Blitzesschnelle noch auf den Schädel des Zusammenbrechenden geführten Schläge trafen wahrscheinlich schon nur noch einen Leichnam. „Hahaha!" triumphirte Bumpo, „ich Dich getroffen habe, Du arm schwarz Mann, arm Nigger nicht mehr peitschen wirst . . ."

Eine Thür war hinter den Negern aufgestoßen worden und ein halbunterdrückter Schrei lenkte deren Blicke auf die in der Eile ihrer Flucht bis mitten in das Gemach gestürzte Lady. Bevor einer der Schwarzen jedoch der ersten staunenden Ueberraschung Herr geworden, hatte die von der Angst beflügelte Frau vor ihnen bereits den Vorsaal gewonnen.

Vielleicht daß es ihr dank dem so glücklich erlangten Vorsprung auch gelungen sein möchte, sich trotz der Nähe der Verfolger durch die Schlupfpforte in dem Gewächshause in's Freie zu retten; allein die Soldatenlaune hatte den Leichnam des Majors hart neben dem Eingange zu dem Letzteren an die Wand gelehnt und mit einem Aufschrei des Entsetzens taumelte sie vor dem unvermutheten schrecklichen Anblick zurück. Die Füße versagten ihr den Dienst, sie vermochte den Blick von dem bleichen, schmerzerfüllten Gesicht und den starren Augen des Todten nicht loszureißen. Der Jubelruf, der sich ihrer wieder bemächtigenden Verfolger tönte wie Donnerlaut in ihren Ohren, ihre Sinne schwanden, und ohnmächtig brach sie inmitten der sich um ihren Besitz streitenden Neger und Soldaten zusammen.

Der von dem General Hardee mit einem Theil der Besatzung von Savannah unternommene Ueberfall war mit schwerem Verlust für denselben auf allen Punkten zurückgewiesen worden. Seit lange fiel kein Schuß mehr. Auf dem Landhause wurden alle Vorbereitungen zu dem noch für diese Nacht bestimmten Aufbruch der Armee getroffen und Offiziere und Ordonnanzen mit der Meldung von dem Anlangen immer neuer Abtheilungen des nordstaatlichen Heeres, oder mit ihnen ertheilten Befehlen stürmten Treppe auf Treppe ab und drängten sich in dem Vorzimmer des General Sherman. Eben war bei demselben auch eine Botschaft des bereits verloren gegebenen Generals Kilpatrick eingetroffen, wonach derselbe im Begriff stand, spätestens morgen sich wieder an die dießseitige Hauptmacht anzuschließen, und großer Jubel herrschte über diese kaum noch erwartete glückliche Kunde im nordstaatlichen Hauptquartier. Nur von dem Ausfall des von dem General Osterhausen gegen Fort Mac Alister angetretenen Unternehmens fehlte noch jede Nachricht. Etwa gleichzeitig mit dem Angriff des General Hardee glaubte man jedoch auch aus der ungefähren Richtung der Lage des Forts ein heftiges und anhaltendes Feuer vernommen zu haben.

Seit ihrer zweiten Gefangennahme schien nach dem Erwachen aus ihrer Ohnmacht ein anderer Geist über die Besitzerin von Graycourt gekommen. Sie hatte durch den Kapitän von Hohenau, dessen zufälliger Dazwischenkunft sie ihre Rettung aus den Händen der ihr Leben bedrohenden empörten Sklaven und rohen Soldaten verdankte, eine persönliche Zusammenkunft mit dem General gefordert, und die Berufung auf ihren Rang und Stand, wie auf die ihr unter der ersten stürmischen Erregung widerfahrene schmähliche Behandlung hatten den menschlich fühlenden jungen Offizier wenigstens veranlaßt, aus eigener Machtvollkommenheit ihr ein erträgliches Gefängniß zu bewilligen. Die Posten vor dem ihr wieder zum Aufenthalt angewiesenen Damenzimmer des ersten Stocks waren vor die Thür zurückgezogen und ihr zu ihrer Bedienung wie zu ihrer unmittelbaren Ueberwachung eine zu ihrer Dienerschaft gehörige Mulattin und die Frau eines zum Hauptquartier kommandirten Sergeanten beigeordert worden. Ihr Gesicht erschien todtenbleich, doch deutete kein Zug darin auf eine Anwandlung der bei ihrer ersten Ergreifung bewiesenen Schwäche. Eher glühte ein finsterer Trotz in ihren Augen. Der gutgemeinte Zuspruch der einfachen Soldatenfrau wie die Anerbietungen ihrer Dienerin waren von ihr gleich stolz zurückgewiesen worden.

Die Erstere nickte jetzt, von der Müdigkeit bewältigt, in dem bescheiden zur Seite des Kamins eingenommenen Sessel, die Andere saß auf einigen herbeigeholten Kissen zu den Füßen ihrer Gebieterin, und das Schwanken ihres Oberkörpers und ihr tiefes Athmen bewiesen, daß der Schlummer sie ebenfalls gefangen hielt. Nur von den Wimpern der unglücklichen Frau zwischen den Beiden war der Schlaf fern geblieben. Mit jedem sich nähernden Geräusch richteten sich ihre Blicke in fieberhafter Erwartung zur Thür, um mit der zum hundertsten Mal erfahrenen Täuschung gedankenvoll und trübe wieder zu dem im Roste des Kamins allmälig schon beinahe ganz erloschenen Feuer zurückzukehren.

Wiederum war ihre Erwartung auf die Rückkehr ihres an den General abgeordneten Boten getäuscht worden. Der sporenklingende Tritt, welchen sie für den seinigen gehalten, verlor sich in der Ferne. Das Lachen und die Unterhaltung fröhlicher Stimmen schienen der ihr Herz zusammenschnürenden Angst und Verzweiflung zu spotten. Stunden waren ihr, seitdem der junge Offizier ihren Auftrag übernommen, nun schon in diesem gräßlichen Bangen zwischen Furcht und Hoffnung verflossen.

„Er kommt nicht wieder," murmelten ihre Lippen. „Auch er überläßt mich meinem Schicksal. Alles verloren! Bleibt mir denn keine Hoffnung mehr?"

Sie hatte ihre spähenden Blicke hinter sich auf die vorhin zu ihrer Flucht benützte Thür geworfen, doch das zufällige Klirren eines Gewehrs auf dem verschlossenen Gang erstickte den ihr vielleicht aufgestiegenen Gedanken an eine neue Flucht noch im Keimen. Unter der sie beherrschenden Unruhe war sie aufgesprungen und an eins der Fenster getreten. Die Fragen der dadurch aus ihrem Schlummer aufgeschreckten beiden Frauen nach ihren Wünschen wurden von ihr wohl kaum vernommen. Angestrengt blickte sie hinaus in die Nacht und in die Richtung nach Savannah hinüber. Es währte lange, bevor sie bei der mittlerweile eher noch gesteigerten Dunkelheit das jetzt den ganzen Park erfüllende Gewühl zu unterscheiden vermochte. Truppen drängten sich da unten Kopf an Kopf. Gelächter, Stimmengewirr, Waffengeklirr schallten von fern und nah zu ihr herauf.

„Jeder Ausweg ist mir durch diese Massen versperrt," drängte sich ihr mehr die Ueberzeugung auf, als daß sie den sie bestürmenden Gedanken Worte geliehen hätte, „und noch immer keine Botschaft von dem General . . . Wenn der junge Offizier ihm mein Verlangen gar nicht ausgerichtet haben sollte . . . Aber besitze ich denn nicht das Wort desselben und würde er es wagen, die Schande auf sich zu laden, eine Dame in meiner Lage zu täuschen? — Oder wenn der General sich weigerte, mich zu empfangen . . . Doch derselbe hat die Gastfreundschaft dieses Hauses genossen und General Sherman ist ein Gentleman, er kann und wird meine Bitte nicht zurückweisen. — Wenn aber doch! Die Nacht eilt schon dem Morgen zu und morgen, morgen . . . Den schadenfrohen Blicken der gaffenden Menge, dem blutigen, erbarmungslosen Spott

und Hohn des Gesindels und dieser brutalen Soldateska ausgesetzt zu sein. Ich ertrüge es nicht. Wenn, wenn ... Allmächtiger! ich auf der Anklagebank. Vielleicht gar ..." Krampfhaft hatte sie zum Herzen gegriffen, und ein jäher Schreck zuckte durch ihre Züge. Sie fühlte die nach ihrer unseligen That in ihrem Busen verborgene Giftphiole unter ihren Fingern. — „Das ist ein letzter Rettungsweg," murmelte sie, den Blick starr vor sich auf den Boden gerichtet, „und nein, ich will und kann die Schande meiner Niederlage nicht überleben. Mit der verlorenen Sache des Südens unterzugehen, ist wohl auch ein Ruhm ... Noch ist jedoch diese Sache nicht verloren," kämpfte sie in wieder erwachter Lebenslust gegen die sie in ihren sinnverwirrenden Wirbeln mit sich fortreißende neue Gedankenfolge an. „Es ist der Fehlschlag dieser Nacht nur einfach eins der ungünstigen Ereignisse, wie so viele im Laufe dieses vierjährigen Kampfes schon eingetreten sind und wonach die Fahne des Südens nur jedesmal stolzer geflattert hat. Ein gescheiterter Versuch, nichts weiter ..."

Sie unterbrach sich, und ihre einen Moment stolz und kühn in die Nacht hinausblitzenden Augen senkten sich wieder zur Erde. Die erfahrene Politikerin blickte zu klar in die verwirrten Verhältnisse, als daß sie sich selber zu täuschen vermocht hätte. Mit furchtbarer Klarheit sah sie vor ihrem geistigen Auge in den Ereignissen der letzten Stunden sich die Entscheidung des ganzen langen und wechselvollen Krieges gipfeln, und eisig kalt durchrieselte es ihre Adern, wenn sie sich die möglichen Folgen des verunglückten Anschlags der heutigen Nacht vergegenwärtigte. Sie wußte, welche hohe Bedeutung augenblicklich Savannah für die eigene Partei sowohl, wie für den nach seinem wunderbaren Zuge neunzig Meilen weit mitten durch feindliches Gebiet und eine fanatisch gegen die Nordstaaten entflammte Bevölkerung nur dort noch für seine Armee eine Rettung erblickenden General Sherman besaß. Sie hatte es oft genug aus dem Munde des General Hardee und anderer südstaatlichen Befehlshaber gehört, daß, nachdem der kühne feindliche Heerführer einmal bis unmittelbar zu der Meeresküste der südlichen Staaten durchgedrungen war, es für denselben nur noch bedurfte, von irgend einem gesicherten Punkte aus der schon lange diese Küste blockirenden Unionsflotte die Hand zu reichen, um den Süden wie unter der todbringenden Umstrickung einer Boa Constrictor zu ersticken, und daß mit dem Falle jener einen Stadt die Sache des Letzteren für so gut als verloren gegeben werden mußte. Endlich aber war ihr in den letzten Tagen allgemein übereinstimmend und heute noch wiederholt das Fort Mac Alister als vorläufig noch das einzige und wichtigste Bollwerk der ganzen Südwestseite dieses momentan so unendlich wichtigen und doch auf einen bis dahin für unmöglich gehaltenen Angriff noch so gut wie gar nicht vorgesehenen Platzes bezeichnet worden. Wenn der Feind den Tod des Kommandanten dieses Postens und die Aufhebung des größten Theils der Besatzung desselben zu einem raschen und kühnen Handstreich wider das Fort benützte! — Der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Vorgangs schon und noch mehr der, daß sich nothwendigerweise ein Theil der Schuld an diesem großen, nicht wieder einzubringenden Unglück an ihren Namen knüpfen mußte, drohte sie zum Wahnsinn zu treiben, und wieder schlugen die dunklen Wogen einer nur noch im Selbstmord Rettung sehenden Verzweiflung über ihrem Haupte zusammen.

Rasche, sich durch den Vorsaal nähernde Schritte rissen sie aus ihrer Selbstversunkenheit empor, ihre Blicke hafteten mit dem Ausdruck einer bis zu dem äußersten Maß der nervösen Spannung gesteigerten ängstlichen Erwartung an der Thür. Mit einem Freudenschrei flog sie dem eintretenden Kapitän entgegen, doch auf halbem Wege stockte ihr Fuß. Der tiefe Ernst und das bedauernde Mitgefühl in dem Antlitz des jungen Mannes verkündeten das Fehlschlagen der von ihm übernommenen Mission zu deutlich, als daß eine Täuschung möglich gewesen wäre.

„Sprechen Sie," stieß sie, mit äußerster Gewalt sich zusammenraffend, hervor. „Schnell, schnell! Der General hat mein Gesuch verweigert? Sagen Sie mir Alles, nur spannen Sie mich nicht länger auf die Folter."

„Mylady wollen diesen schlimmen Ausgang nicht meinem Mangel an Eifer beimessen," versuchte der Kapitän, einer direkten Antwort auszuweichen. „Schon hatte der General mir den Auftrag ertheilt, Sie trotz der Fülle der ihn augenblicklich bedrängenden Geschäfte bei ihm einzuführen, als ein unglücklicher Umstand Alles änderte ... Es ist ein eigenhändiger Brief von Mylady bei dem Major Felton gefunden worden."

„Ha! mein Brief — der Elende hat den Brief mit meiner Benachrichtigung bei sich getragen. O Gott!" Das unglückliche Weib schwankte unter der Wucht des sie so unerwartet treffenden neuen Schlages. Ohne das Zuspringen des jungen Offiziers und der beiden Frauen würde sie zu Boden gestürzt sein.

„Ermannen Sie sich, Mylady," bestrebte sich der junge Mann, den Eindruck seiner ungünstigen Mittheilung zu mildern. „Trotz der augenblicklichen unglücklichen Wendung Ihrer Angelegenheit kann sich doch vielleicht noch Alles zum Besten kehren. Nur für den Moment fassen Sie sich. Der General-Sheriff der Armee, welchem ich Sie wegen des Aufbruchs des Hauptquartiers übergeben muß, kann jeden Augenblick ..."

Ein rasendes Jubelgeschrei hatte den Kapitän unterbrochen. Lawinenhaft pflanzte der Ruf sich aus der Ferne fort. „Viktoria!" jauchzte es aus vierzigtausend Kehlen zugleich. „Fort Mac Alister ist genommen! Savannah ist unser! Hoch General Osterhausen! Hoch General Sherman!"

Der Offizier war in der ersten freudevollen Verwirrung zur Thür geeilt, und Trommelwirbel und schmetternde Feldmusik hatten die beiden Frauen an das Fenster gelockt. Die Lady saß in dem Lehnsessel, wohin sie zuvor von jenen zurückgeleitet worden, von Allen verlassen. Der helle Wahnsinn leuchtete aus ihren Blicken. Wieder griff sie zum Herzen, um dessen ungestümen Schlag zu ersticken, und wieder fühlte sie das verhängnißvolle Flacon.

Ein schwerer Fall ließ den Kapitän erschreckt sich umwenden. Mit einem Sprung befand er sich zur Seite der wie vom Blitz gefällt Zusammengebrochenen. Der Kampf in ihren Zügen, ihr rollendes Auge und die noch krampfhaft von ihren Fingern umschlossene Phiole sagten ihm Alles. Das stolze Weib hatte den Triumph der Feinde ihrer Sache und den Zusammenbruch all' ihrer Hoffnungen nicht überleben mögen.

Paris um drei Uhr Nachmittags.

Von

Julius Rodenberg.

Unter dem Titel: „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung" (Leipzig, F. A. Brockhaus), hat unser geschätzter Mitarbeiter Julius Rodenberg in einem niedlichen Buch ein möglichst vollständiges Bild der französischen Metropole zu geben versucht, wie sie sich unter dem zweiten Kaiserreich gestaltet, eine Schilderung des Lebens, eine Charakteristik der Zustände — mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolph Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond und Alfred Woltmann. Namentlich gegenwärtig dürfte sich das Buch den zahlreichen Besuchern von Paris zu ihrer Orientirung als ein willkommener Wegweiser empfehlen. Wir entlehnen demselben die nachstehende anmuthige Skizze:

Drei Uhr Nachmittags — „v'là le plaisir!" wie die Kuchenweiber rufen, die nun hier und da schon mit ihren schweren Körben und leichtem Gebäck in den Straßen erscheinen. „V'là le plaisir!" — der Corso, die kleinen hübschen Wagen, die Fahrt in's Freie, die Champs-Elysées, das Bois de Boulogne. Ganz Paris ist nun in Bewegung. Die Boulevards strahlen und glänzen in der Helligkeit des Frühlingsnachmittags, ihre Bäume schimmern vom ersten, frischesten Grün, — die glückselige Menge wogt auf und nieder, — welch' ein bunter, fröhlicher Menschenstrom! Vor den Kaffeehäusern wird geraucht, gelacht, geplaudert, Absynth getrunken. Die Omnibusse, die stattlichen Karrossen, die voitures de remise, die offenen Zweispänner und die zierlichen Coupés wirbeln durcheinander — Alles drängt hinaus in's Freie, in den Sonnenschein, in das Grüne! Paris — schöne Stadt des Frühlings, wo die Rosen früher duften und die Veilchen niemals sterben! Welch' einen Schimmer diese Sonne hat — und die Farben darin leuchten!

Wie phantastisch, bis in das Blau des Himmels hinein, diese prächtigen Steinfassaden emporsteigen, diese Kuppeln, diese Säulen im Alhambrastyl, diese Mosaikfronten, diese Dächer mit den goldenen Rändern! Wie die Ladenschilder, die Firmen, die Affichen in tausend bizarren Formen an den Wänden hinaufklettern, hier von einem Balkon auf uns herabkichernd, dort mit langen Seiltänzerbeinen aus dem ersten schräg bis in den fünften Stock steigend! Das ist Alles so sinnreich, so heiter und so amüsant. Hier, wie mit einem Federstrich in die Luft geschrieben, flimmert: „Nadar“ (Nadar, ihr wißt es, ist der große Photograph, aber laßt euch ja nicht bei ihm photographiren!); dort noch höher, noch origineller, noch toller, als sei der Blitz in seinem zackigen Laufe hängen geblieben: „Objets d'art et de fantaisie.“ Uebermüthig geniale, erfinderische, immer Neues schaffende Phantasie von Paris! Und unaufhaltsam drängen die Menschen und die Wagen hinaus — die vornehmen Damen vom Quartier St. Germain in den orthodoxen Equipagen, die schönen Damen vom Quartier Bréda, weniger orthodox sowohl in ihren Wagen als in ihren Ansichten, mit einem Pudel auf dem Rücksitz, roth oder blau gefärbt im vergangenen Sommer — wer weiß? vielleicht mit Goldpuder bestreut im andern. Alles rollt und reitet und pilgert hinaus und von allen Seiten. Halt! — welch' ein Zusammenstoß? Taschentücher und Hüte in Bewegung — vier Pferde — Vorreiter — eine Dame in reicher Toilette, mit feinem Gesicht, mit müden, blauen Augen — die Kaiserin Eugenie! Ein lautes Vivat, das sich durch die Menge fortpflanzt. „Es lebe der Kaiser!“ In einem leichten Wägelchen, von zwei wackern Braunen gezogen, fährt er vorüber, selber kutschirend und wie ein guter Kutscher nach beiden Seiten mit der Peitsche die Honneurs machend. Der kaiserliche Prinz folgt, ein hübscher Knabe mit intelligentem, wohlwollenden Gesicht — und wie er reiten kann! In gesprengtem Galopp, mit dem Stallmeister zur Linken und dem Bedienten hinter sich; und nun schließt sich die Phalanx, und in ununterbrochenem Zuge gehen die Wagen, die Damen und die Pudel vorüber — ein Schauspiel, das man als Fußgänger umsonst, und wenn man einen geflochtenen Stuhl vorzieht, für zwei Sous haben kann.

Aber wie sehr haben sich meine schönen elysäischen Felder verwandelt! Kaum, daß ich sie nach den zehn inzwischen verflossenen Jahren wiedererkenne! Wo damals ein grünes Labyrinth war und Wasser und Rasenflächen und große Bäume, da stehen jetzt Steinmassen und Boulevards. Wo ich damals in schattigen Waldwegen ging, auf diese kleinen Damen von Paris deutsche Gedichte machend (ich war damals so viel jünger, meine Herren!) da stehen jetzt gewaltige Hotels, die ich nicht wiedererkenne. Dort, über der Straße, hoch an der Giebelseite sehe ich ein Schild und darauf lese ich die Worte: „Hotel Meyerbeer“ — es ist das Haus, in welchem er gestorben. — Nun sagt mir, meine lieben Landsleute, was hat die Stadt, in der er geboren worden, für seinen Namen gethan? Wo ist die Meyerbeerstraße, die ich schon so lange suche? Wo ist sein Denkmal? Wo ist Lessing, wo ist Goethe, wo ist Mendelssohn, wo ist Stein, wo Hardenberg!... Aber es ist wahr, wir sprechen nicht von Berlin, sondern von Paris, und nicht so sehr von Paris in diesem Augenblick als von den Champs-Elysées, obwohl diese nun auch fast ganz schon zu Paris geworden. Die großen Boulevards Beaujon und Monceaux haben den Park zerschnitten, in welchem einst der Herzog Egalité lustige Feste feierte, als er noch Herzog und nicht Egalité war; und sie haben das seltsame, mystische Haus zerstört, in welchem ein anderer Herzog im Exil lebte, der Herzog von Braunschweig. Hier wohnte Balzac; das Haus ist verschwunden, aber die neue Straße heißt: Rue de Balzac. Hier dichtete Béranger seine letzten Verse:

> Frankreich, ich sterbe! Leise naht die Stunde,
> Die mich heimruft; doch soll dein Name sein
> Das Letzte, was da schwebt auf meinem Munde,
> Denn treuer liebte Keiner dich — o nein!“

Auch das Haus ist nicht mehr, aber die Passage Béranger ist geblieben. Hier lebte, vor dem Sündenfall, Lola Montez; und hier, von diesen Bäumen beschattet und verborgen, mit dem Aus-



Der Hofnarr Perkeo im Schloßkeller zu Heidelberg. Von C. Kolb. (S. 498.)

blick in einen duftenden Garten, war das kleine Hotel der Gräfin d'Agoult, ein reizender Backsteinbau, heiter, originell und malerisch — eine Villa, weitab von Paris, ein Salon, wo sich oftmals um eine der geistvollsten Damen viele von den größten Berühmtheiten versammelten.

Doch auch dieses Asyl der Anmuth und des Geistes gehört der Vergangenheit an; wenn man jetzt die Einsamkeit und das Grün haben will, so muß man es jenseits des Triumphbogens suchen.

Häusermassen, zum Theil noch im Entstehen, bedecken den Weg, den man öffnete, indem man das Trocadero sprengte: die Avenue und den Platz des Königs von Rom. Alte napoleonische Erinnerungen verbinden sich mit dieser Gegend, und der jetzige Kaiser, der in dieser Beziehung sehr viel gelernt und nichts vergessen hat, hat sie auf's Neue wieder im Namen aufleben lassen. Hier, auf der „Montagne de Chaillot", wo man einen weiten und imposanten Blick gegen das Panorama von Paris hat, wo die Seine fließt, wo der Pont de Jena steht und die Ebene des Marsfeldes sich ausdehnt: da, nach der Geburt des Königs von Rom, beabsichtigte der erste Kaiser das „Palais du Roi de Rome" zu bauen, welches in Pracht und Ausdehnung die schönsten und größten Gebäude der Welt übertreffen sollte. Schon waren die Grundmauern gelegt, als das Unglücksjahr von 1812 diesen und so manchen andern stolzen Plan unterbrach; und als Napoleon heimkehrte aus Moskaus Brand, wo zum ersten Mal die Stimme des Herrn zu seinem Gewissen geredet, und aus Rußlands Schneefeldern, die mit den Trümmern der großen Armee bedeckt waren, da sehnte er sich für einen Augenblick nach Ruhe und dachte statt des Palais nur noch an ein „Sanssouci". Aber auch ein solcher Ruheort sollte ihm nicht beschieden sein; gewohnt, das Schicksal zu kommandiren, forderte er es noch zweimal heraus — die Antwort war: Leipzig, Waterloo; und statt Sanssouci: St. Helena! Nun sanken die Grundmauern wieder in die Erde zurück, und die Restauration nannte diese Anhöhe, zum Andenken an die einzige Waffenthat des Herzogs von Angoulême und den Ort, wo er die spanische Freiheit unterdrücken half: Trocadero. Sechzehn Jahre später, als die Julidynastie in der Blüte ihrer Macht stand und im Jahre 1840 die Asche des Kaisers von St. Helena zurückgeführt ward, um „ein Grab an der Seine" zu finden, da dachte man noch einmal an das Trocadero. Monsieur Vitot, derselbe Architekt, der das Palais des Königs von Rom hatte bauen sollen, schrieb damals (in der „Revue des deux Mondes", 1. Sept. 1840): „Dort ist es, wo Napoleon die Wohnung seiner entstehenden Dynastie erbauen wollte; dort sollte seine erloschene Dynastie mit ihm begraben werden. Er würde dieses neue Paris beherrschen, dessen Schöpfer, so zu sagen, er geworden, diese Ufer der Seine, welche er mit einer langen Linie von Palästen bedecken wollte; zu seinen Füßen, unter seinem Blicke würde sich das Marsfeld erstrecken, das Schauspiel der Manöver würde noch seinen Schatten erfreuen; und wenn am Morgen unsere jungen Soldaten kämen, um sich in den Anstrengungen des Waffenhandwerks zu üben, so würden sie hoch über ihren Häuptern diese grandiose Gestalt sehen, umschimmert von dem Feuer der aufgehenden Sonne gleich einem Leuchtthurm, dorthin gestellt, um ihnen den Weg der Schlachten und des Sieges zu zeigen."



Pariser Weltausstellung. Park. Rumänische Klosterkirche. Von Bertrand. (S. 499)

Wiederum sind sechzehn Jahre vergangen. Die militärischen Schauspiele des Champ de Mars sind verschwunden, und nicht dort, sondern in der Gruft der Invaliden hat der Kaiser seine letzte Ruhestatt erhalten. Aber wo das Trocadero gewesen, auf dem Platz des Königs von Rom, steht heute nicht sein Schatten, sondern sein wieder lebendig gewordener Geist. Mit jenen Augen, die der Welt Furcht, Bewunderung einflößten und seinen Legionen abgöttische Liebe, blickt er herab auf dieß Marsfeld, wo einst im Jahre 1790 sechzigtausend Menschen den Grund ausschaufelten, um Tribünen zu bauen zum „Fest der Verbrüderung", und wo neuerdings nicht weniger Hände beschäftigt gewesen sind, um den großen und staunenswerthen Schauplatz herzustellen für den Weltmarkt des Jahres 1867. Nichts mehr als der Name und die Kriegsschule, welche mit ihrer breiten und alterthümlichen Fronte die Flanke beherrscht, werden den Besucher späterer Zeiten an die vormalige Bestimmung des Marsfeldes erinnern. Wo einst der „Altar des Vaterlandes" gestanden, eine

Drohung für die Welt, das Signal des allgemeinen Kriegs, da erhebt sich jetzt jener Tempel, der für einen Augenblick die friedlichen Schätze der Welt umschließt, die Reichthümer ihres Fleißes und ihrer Arbeit.

Zu glauben oder uns glauben machen zu wollen, daß darin eine Garantie des Friedens läge — welch' eine Täuschung! Für sechs Monate vielleicht. Aber ein Anderes, Höheres (wenn es auch in dem Kurszettel nicht so hoch verzeichnet steht) scheint darin ausgedrückt zu liegen, daß — sei es durch die Logik oder die Ironie der Ereignisse — dieses Bundespalais der Völker auf den Boden gestellt ist, aus welchem einst düster und drohend die Flammen der Freiheit emporschlugen! Welcher denkende Mann, aufrichtige Freund des Fortschritts kann, wenn er an dieser Stelle steht, die Gemeinsamkeit der materiellen Arbeit zugeben, ohne sie zugleich auf das ideale Gebiet zu übertragen, wo der Menschheit höchste Interessen liegen? Nun, was kann ihm erwünschter sein und verheißungsvoller erscheinen, als diese persönliche Begegnung dichter Völkermassen, ihre direkte Berührung und freundlicher Austausch von Begrüßungen, nachdem ihre besten Geister so lange schon über die Grenzen hinweg sich die Hände gegeben? Die Grenzen werden darum nicht aufhören — wenn vielleicht auch die Grenzschereien mit Paß- und Zollvisitationen —; denn der stärkste Glaube an die Zukunft kann weder Berge versetzen noch den Lauf der Flüsse verändern. Auch die Kriege werden darum nicht aufhören, aber sie werden wahrscheinlich einen andern Charakter annehmen, kein dreißigjähriger, kein spanischer Erbfolgekrieg wird mehr möglich sein; der Friede wird der Bundesgenosse der Freiheit sein und der Krieg sich nur gegen Denjenigen erklären, der sie zu leugnen wagt.

Ich bin nicht überzeugt, ob Monsieur Duruy, der Minister, an einen solchen Zusammenhang gedacht hat, als er die Worte schrieb: „Die Idee der periodischen Ausstellungen ist durchaus französisch; Frankreich, nachdem es der Welt die Idee gegeben, hat unaufhörlich und erfolgreich gearbeitet, sie zu entwickeln.“ Aber Monsieur Duruy, der Historiker, wird mir recht geben.

Der Hofnarr Perkeo im Schloßkeller zu Heidelberg.

(Bild S. 496.)

An den Fürstenhöfen waren in früherer Zeit die Hofnarren, auch lustige Räthe und Schalksnarren genannt, die offiziellen Zeitvertreiber Ihrer Durchlauchten, denen unter der Maske des Humors und Spasses die Hofnarren öfters ungenirter und freimüthiger die Wahrheit sagten als die Hofprediger. Von den älteren Hofnarren war am Berühmtesten der des Kaisers Maximilian I., Kunz von der Rosen, ein Mann, der nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen, insbesondere des Chronisten Sebastian Frank, nicht nur seinem Herrn allerlei Schwänke und Possen vorzumachen, sondern auch klugen Rath in Staatsgeschäften zu geben verstand und in Noth und Gefahr als treuer Diener sich bewährte. Unter der Gestalt der Thorheit, sagt Frank, gab er seinem Herrn und Kaiser gute Anschläge, weßhalb der genannte Kunz bei Seiner Majestät in hohem Vertrauen und Ansehen stand.

Noch im vorigen Jahrhundert hielten sich manche deutsche Fürsten ihre Lustigmacher oder Hofnarren, so auch Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz, kein Muster von Regententugend, sondern ein eifriger Bewunderer und Nachahmer des Prunkes und der Sittenlosigkeit von Versailles. Während seines Aufenthalts in Tyrol, woselbst er früher als kaiserlicher Statthalter fungirte, hatte er den Knopfmacher Klemens Perkeo, den man wegen seiner zwerghaften Gestalt nur den „Klementel“ nannte, kennen gelernt und lieb gewonnen wegen seines unverwüstlichen Humors und seiner burlesken Schnurren und Einfälle, die, in österreichischer Mundart und Sprechweise vorgebracht, ungemein komisch wirkten. Zur Kurwürde gelangt, nahm Karl Philipp den Klementel mit nach Heidelberg an sein Hoflager als Hofnarren, und in der Stadt ward bald nachher der Narr eine beliebtere Persönlichkeit als der Kurfürst. Diesen veranlaßte Perkeo, der auch als tüchtiger Trinker sich hervorthat, zur Wiederherstellung des fast verlechten und vermoderten großen Fasses, um das sich während der auch die Pfalz heimsuchenden Kriegsnoth Niemand gekümmert hatte, weßhalb es über vierzig Jahre leer lag. Als die Kriegsfurie einigermaßen ausgetobt hatte, und man wieder freier aufathmete im Schloßhofe und drunten im Neckarthale, erhielt der kurfürstliche Hofkellermeister Engler den Befehl zur Wiederherstellung des großen Fasses, und bald erdröhnte der unter dem Friedrichsbau befindliche große und geräumige Schloßkeller und das sogenannte Bandhaus gegenüber, in welchem in neuester Zeit manches fröhliche Banket gehalten ward, von den Hammerschlägen der dort beschäftigten Küfergesellen. Im Herbste des Jahres 1728 ward das fertig gewordene Faß wiederum gefüllt mit pfälzischem Weine, was für den geistig unbedeutenden Fürsten und seinen kleinen Hofnarren ein großes Ereigniß war. Klementel ward zum Kammerherrn des Faßkönigs ernannt, welche ehrende Auszeichnung er dadurch würdigte und rechtfertigte, daß er an manchen Tagen vier bis fünf Maas Wein trank, wobei er nicht ermangelte zu bemerken, er sei ein „mäßiger Trinker“ und der Wein erfreue des Menschen Herz und mache ihm einen frohen Muth.

Das rühmlich bekannte Atelier des großherzoglichen Hofphotographen Franz Richard in Heidelberg, ganz in der Nähe des dortigen Museums und Lyzeums, ist eines der schönsten im südwestlichen Deutschland und hat im Gebiete der lichten Kunst oder Photographie bereits Vorzügliches geleistet. Herr Richard erfreute uns auch mit dem höchst gelungenen, originellen Porträt des durch seine Spässe volksthümlich gewordenen Hofnarren Klementel, und die Schloßbesucher kaufen sich das Bild und legen es mit Vergnügen in ihr Album.

Karl I., Fürst von Rumänien.

(Bild S. 493.)

Der Stamm der Hohenzollern ist im deutschen Fürstenwald einer der gewaltigsten und hochragendsten geworden und fängt nun an, seine Aeste und Zweige immer weiter auszudehnen — hoffen wir, zum Schutze und Wohlbehagen der Völker, die in seinem Schatten wandeln. Selbst über Deutschland hinaus erstrecken sich einzelne Zweige dieses Stammes, der berufen zu sein scheint, nicht nur Deutschland mächtig zu machen, sondern halbzivilisirte Völker mit den Segnungen der deutschen Kultur zu beglücken. Diese schöne Aufgabe hat der Fürst Karl I. von Rumänien, der zweitälteste Sohn des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. Geboren am 20. September 1839 in Sigmaringen, wo sein Vater residirte, erhielt der Prinz eine sorgfältige Erziehung, trat dann in die preußische Armee ein, der er zuletzt als Rittmeister à la suite bei dem zweiten Garde-Dragonerregiment angehörte. Die Lorbeeren des letzten Jahres konnte er dieser Armee nicht mehr pflücken helfen; als der preußisch-österreichische Krieg ausbrach, in welchem sein Bruder den Heldentod fand, hatte er bereits den Thron Rumäniens bestiegen. — Im April wurde der Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen als erblicher Fürst von Rumänien erwählt und von der gesetzgebenden Versammlung der Abgeordneten der Moldau und Walachei am 13. Mai unter dem Namen Karl I. proklamirt. Am 22. Mai hielt er unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Jubelruf des Volkes seinen feierlichen Einzug in Bukarest. Man rühmt seine feinen Manieren, sein anspruchsloses, einfaches Wesen und Benehmen. Es gehörte aber auch Muth und Energie des Charakters dazu, die Regierung eines Landes zu übernehmen, dessen Sittenzustände und öffentlichen Verhältnisse des Anziehenden so wenig darbieten. Mit der Annahme der Fürstenkrone hat Karl von Hohenzollern eine schwere Last von Pflichten übernommen. Bis jetzt ist er in der redlichsten Weise bestrebt gewesen, denselben gerecht zu werden. Daß er mit Liebe an dem Land hängt, dessen Beherrscher er ist, geht aus der Antwort hervor, die er vor einiger Zeit auf das Glückwunschschreiben zu seiner Thronbesteigung an den schweizerischen Alpenklub, dessen Mitglied er war, gerichtet hat. Mit Freude, hieß es in derselben, erinnere er sich der schönen Schweiz und ihrer erhabenen, Geist und Herz erfrischenden Natur, mit welcher die Walachei so vielfache Aehnlichkeit habe. Möge es ihm gelingen, die dortigen Volkszustände in

einer Weise umzugestalten, daß auch diese einigermaßen Aehnlichkeit mit denen in der Schweiz haben! Von seinem deutschen Sinne, der nur in civilisatorischem Wirken seine höchste Befriedigung findet, von seinem schon so rühmlich bewährten staatsmännischen Geiste läßt sich denn auch mit Zuversicht erwarten, daß Fürst Karl I. von Rumänien in kurzer Zeit Land und Volk einer höheren Kultur entgegengeführt haben wird. Die vereinigten Fürstenthümer Moldau und Walachei zählen gegenwärtig fünf Millionen Einwohner. In Rußland, Oesterreich und der Türkei befinden sich weitere fünf Millionen desselben Stammes. Abgesehen von der wichtigen politischen Stellung der Fürstenthümer zwischen Rußland und der Türkei und am Ausfluß der Donau, sind sie jedenfalls in Bezug auf ihre territoriale Beschaffenheit dazu berufen, in den Geschicken unseres Erdtheils früher oder später mitzuzählen. Sie umfassen 2584 Quadratmeilen, welche in der Ebene den fruchtbarsten, erst zum dritten Theil angebauten Strich europäischen Bodens enthalten, in den Gebirgstheilen aber eine unerschöpfliche Fundgrube von Metallen, von Steinsalz, Erdpech, Salpeter, Heilquellen 2c., dazu die täglich wichtiger werdenden ungeheuren Wälder der Karpaten. So hat das Land die bedeutendste Zukunft vor sich. Mit der Ordnung seines Finanzwesens, der Ausbeutung seiner Bodenschätze, der Unparteilichkeit der Rechtspflege werden Wohlstand und Sittlichkeit sich heben, und wenn sich damit systematisch verbreiteter Volksunterricht und Aufmunterung des Handels verbinden, werden die Fürstenthümer Moldau und Walachei zu einer Entwickelung gelangen, deren nicht geringsten Vortheil für Europa die Aufstellung einer südlichen Schutzmauer gegen Rußland sein wird.

Von der Weltausstellung in Paris.

(Bild S. 497.)

Bei unsern Wanderungen durch den Park der Ausstellung, der uns ermöglicht, in wenigen Tagen bei allen Völkern der Erde einen Besuch abzustatten und von ihren öffentlichen und privaten Einrichtungen Einsicht zu nehmen, sind wir heute zu den Rumänen, das ist den Moldo-Walachen gekommen, die uns ein schönes Denkmal ihrer Kirchenbaukunst aufgeführt, in der sich Orient und Occident begegnen. Der Raum, der dem Baumeister angewiesen war, konnte ihm nur den Kern dieser Klosterbauten, die Kirche selbst zu geben erlauben. Auf dem Rücken oder in den engen Schluchten der Berge erbaut, sind die moldo-walachischen Klöster gewöhnlich von dicken Mauern mit Schießscharten und an den Ecken mit Thürmen flankirt umgeben, so daß man sie eher für Festungen als für stille, dem Studium und Gebet geweihte Asyle halten sollte. Der größere Theil hat auch wirklich eine bedeutende Rolle in der Kriegsgeschichte der Länder gespielt, zu denen sie gehören. Unter diesen Klöstern, welche durch ihre malerische Lage, ihre historischen Erinnerungen, ihre gastfreundlichen Sitten sich dem Maler, Archäologen und Juristen empfehlen, nennt man vornehmlich Niamzo, Agapia, Slatina, Biserikani, Orezu in der Moldau, Dragomitza, Putna, Tismana, Tschernika und ganz besonders Argis in der Walachei. Der Baumeister hat keines dieser Klöster genau kopirt, sondern nur eine Klosterkirche im moldo-walachischen Style aufgebaut. Sie fesselt unser Auge im Vorübergehen schon durch den schönen Aufgang zu der peristylartigen Vorhalle mit den farbenreichen Heiligenbildern auf Goldgrund, während das Gebäude von drei Kuppelthürmen eigenthümlichster Art überragt wird, deren goldene Kreuze weithinaus im Sonnenlichte glitzern. Das Innere leuchtet von Vergoldungen und Freskomalereien, die an Glanz der Farben mit unsern Glasfenstern den Vergleich aushalten. In der rumänischen Abtheilung des Ausstellungspalastes begegnen wir bei dem charakteristischen Aufbau der Industrietrophäen denselben Thurmformen mit den eigenthümlich gewundenen Linien, die uns sonst nirgends bei einem Bauwerk entgegentreten: ein Motiv, das uns die rumänische Abtheilung im Palast und Park sogleich von weitem erkennen läßt. Die jüngste Umwälzung in Rumänien, welche einen deutschen Prinzen auf den Thron jenes Landes gebracht, macht uns den Bau doppelt interessant.

Bilder aus Brasilien.

Von

Arnold Wellmer.

6. Diamanten.

Die folgenden Zeilen widme ich Ihnen, meine Damen, die Sie es so sehr lieben, auf der stolzen Stirne, an Hals und Armen, ja sogar in den durchbohrten rosigen Ohrläppchen Hunderte von Diamanten blitzen zu lassen, — die Sie so glücklich und siegsbewußt lächeln, wenn gerade Sie am Meisten funkeln, am Schwersten an der Last jener Steine tragen! Kennen Sie die Geschichte Ihrer geliebten Diamanten? Hier ist sie. Paßt sie auch nicht auf jeden einzelnen Diamanten, auf die meisten Ihrer kostbaren Steine paßt sie gewiß.

Neben einem ausgetrockneten Flußbette steht eine lange Reihe von dürftigen Sklavenhütten, einige bessere Wohngebäude für die Aufseher und ein langer luftiger Schuppen mit den Vorrichtungen zur Diamantenwäsche. Sklaven sind im Flußbette beschäftigt, die Lehmschicht abzuräumen, die zuweilen zwanzig Fuß tief den Cascalho — die Schuttschicht des Diamantenlagers — überdeckt. In dieser meist aus Quarztrümmern bestehenden Geröllschicht liegt der Diamant, tief verborgen vor dem Licht der Sonne. Die Sklaven graben den Cascalho aus und tragen ihn in hölzernen Gefäßen auf dem Kopfe in die Wäschereien. Sie schreiten dabei in langen Reihen hintereinander her und erhalten sich durch eintönigen Gesang im Takt, wie etwa bei uns die Arbeiter auf den Schiffswerften. Alle Sklaven sind vollständig nackt, damit sie nicht gestohlene Diamanten in den Kleidern verstecken können. Und doch werden unendlich viel Diamanten von den Sklaven gestohlen, denn Einen Versteck hat man ihnen nicht nehmen können — den Mund. Sehr geschickt wissen sie die Diamanten zwischen den Fingern einzuklemmen, bis sich eine Gelegenheit bietet, sie unbemerkt in den Mund zu schieben. Die Zunge hält die Steine bis zur Mittags- oder Abendzeit fest. Hehler umlaufen die Hütten bei Nacht und schleichen den Sklaven sogar in die Kirchen nach, um die gestohlenen Diamanten für Spottpreise an sich zu kaufen.

Aus dem Cascalho werden zunächst die gröbsten Steine durch Roste ausgesondert. In die mit der übrigen Masse gefüllten langen Holzkästen fließt fortwährend Wasser, um den Sand und die Erde fortzuspülen. Von den Sklaven wird der Brei mit den Händen durchknetet und jeder harte Gegenstand genau untersucht. Finden sie hierbei einen Diamanten, so klatschen sie in die Hände und halten den Stein in die Höhe. Sogleich stockt die Arbeit in der Wäscherei. Sämmtliche Aufseher steigen von ihren hohen Stühlen herab, von denen sie den ganzen Arbeitsschuppen übersehen können. Die Stühle sind ohne Lehne, damit kein Aufseher sanft entschlummern kann, ohne von seinem Throne herabzustürzen. Der Fund wird nun von den Aufsehern genau beschaut und nach Gewicht und Form mit dem Namen des Finders in ein Buch eingetragen. Für Diamanten von außergewöhnlicher Größe erhält der Finder eine kleine Geldprämie, für Diamanten von mehr als siebenzehn Karat die Freiheit. Leider sind solche Diamanten sehr selten.

Wie, gnädige Frau, der Diamant an Ihrem schönen Halse wiegt sogar achtzehn Karat? Ach, wie mich der freut! — Ich wünschte nur, Sie könnten dort hundert, oder noch besser, tausend solche Steine funkeln lassen, da wüßte ich doch, daß Ihr Schmuck einen Werth von tausend — freien Menschenleben repräsentirte!

Fliegende Blätter.

Händel, der berühmte Komponist, theilte das Loos so vieler großen Geister — er fand erst nach seinem Tode Ruhm und Anerkennung. Die Zahl der Zuhörer bei Aufführung seiner Oratorien in London war häufig geringer, als die der Orchester-Mitglieder. Beim Beginn einer solchen Aufführung in Covent-Garden verließ Lord Chesterfield das Theater, als ein anderer Lord ihm begegnete. „Sie gehen, Mylord? Ich denke, man führt ein neues Oratorium auf?" — „Ja wohl," entgegnete Jener, „man hat so eben begonnen, und ich entferne mich nur, um nicht den König in seiner Einsamkeit zu stören."

Die vier Temperamente.

Von W. Grögler.



Der Sanguiniker.



Der Choleriker.



Der Phlegmatiker.



Der Melancholiker.

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von **John Nobody.**

(Fortsetzung.)

2. Die verdächtige Gestalt.

Mr. Argyll's Haus, ein großes, massives Gebäude mit hohen, luftigen Fenstern und Säulenhallen, lag zwar hart am Dorfe, war aber von weiten Rasenflächen, Gärten und Park umgeben, so daß es als freier Sommersitz gelten konnte. Namentlich umschatteten es gewaltige Eichen, deren älteste und majestätischste ich oft bewundert hatte. Als jetzt mein Blick darauf fiel, bemerkte ich an verschiedenen Stellen der knorrigen Rinde frische Verletzungen, ohne daß mir dieß jedoch besonders auffiel, denn der Sturm hatte ja auch hier entsetzlich gewüthet; der Boden war ringsum mit herbstlichen Blättern und dürren Zweigen bedeckt und es war anzunehmen, daß ein herabstürzender stärkerer Ast die Abschürfung der Rinde verursacht hatte.

Süße, melodische Laute schlugen an mein Ohr; ich blickte am Hause empor und sah Eleanor am Fenster ihres Zimmers stehen. Sie sang für sich in leisen Tönen einen Choral. Diese Töne, diese in sich ruhige, schöne Gestalt waren der Ausdruck des Friedens, der noch über dem Hause waltete, und ich hatte jetzt die schmerzliche Aufgabe, ihn stören zu müssen, durch Entsetzen das stille, sonntägliche Behagen zu verscheuchen. Eine schwere, düstere Wolke nahte diesem sonnigen Platze, um nie mehr von demselben zu weichen. Durch eine Säulenhalle in das Bibliothekzimmer eintretend, bemerkte ich James, zum Kirchgange angekleidet; sein Gesangbuch und ein weißes Taschentuch lagen neben ihm auf dem Tische, während er selbst in einem Zeitungsblatte zu lesen schien. So wenig mir sonst an seinem Anblicke lag, dießmal war es mir eine Art Genugthuung, ihn zu sehen, denn ich konnte mich aussprechen, ehe ich zu Eleanor gelangte, deren unerwarteter Anblick mich auf's Neue zwang, nach Fassung zu ringen.

James sah an meinem Blicke, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war. „Was gibt es, Richard?" fragte er. — „Etwas über alle Maßen Schreckliches!" — „Nun, was, um des Himmels willen?" — „Moreland ist ermordet worden!" — „Moreland! Ermordet! Und auf wen hat man Verdacht?" — „Ich weiß nicht; Eleanor muß in Kenntniß gesetzt werden, und ihr Vater wünscht, daß ich es thue. Sie sind ihr Cousin, James, wären Sie nicht die geeignetste Person, den traurigen Auftrag zu vollziehen?" — „Ich!" rief er zurückprallend. „Ich sollte es thun? O nein, ich nicht! Ich wäre der Letzte, der dieß könnte. Sehe ich denn danach aus, es ihr zu sagen, wie?" — „Es wird besser sein, ich unterrichte erst Mary, diese mag es ihr sagen," versetzte ich; dabei wendete ich mich nach der Thür, und die Worte erstarrten mir auf den Lippen ... Eleanor selbst stand, einem Marmorbilde gleich, in der Thüröffnung; sie hatte augenscheinlich schon die ganze Botschaft gehört, denn sie war, ohne daß wir es bemerkt, eingetreten. Ihr Angesicht war weiß wie das Morgenkleid, welches sie trug. „Wo ist er?" fragte sie tonlos. — „Im Gasthof zum Adler," antwortete ich unwillkürlich, und erst als das Wort heraus war, erkannte ich, daß ich ohne Ueberlegung gesprochen hatte. Eleanor wendete sich rasch um und eilte durch die Halle in's Freie, dem Dorfe zu, leicht bekleidet wie sie war, in dünnen Hausschuhen, mit halb aufgelösten Haaren, flüchtig wie ein Windhauch. Ich stürzte ihr nach, ereilte sie und hielt sie fest. „Um Gottes willen, was wollen Sie thun, Eleanor? Bleiben Sie hier, Sie können so nicht fort!" — „Lassen Sie mich!" rief sie verzweifelt. „Ich muß zu ihm! Sehen Sie nicht, daß er mich nöthig hat?" Sie wollte sich losreißen, und ich mußte sie gewaltsam in's Haus zurückführen. „Man wird ihn bald hierherbringen," das war Alles, was ich zu ihrem Troste sagen konnte. Sie wankte, und ich mußte sie auf den Armen tragen. In der Halle kam uns Mary mit lautem Weinen entgegen; sie hatte von James bereits das Entsetzliche vernommen. „Sieh' nur, Mary, man hält mich ab, zu ihm zu gehen!" sagte Eleanor anklagend, wahnsinnig verstört, aber sie machte keinen Versuch mehr, loszukommen, ihre Glieder wurden schlaff, ihre Augen schlossen sich langsam, sie sank in Ohnmacht. Mary rief die Wirthschafterin und Sarah herbei, mit deren Hülfe die Ohnmächtige in ihr Zimmer gebracht ward.

James und ich gingen unruhig in den langen Hallen und unter den Säulen auf und ab, voll Angst die Nachricht über Eleanor's Wiedererwachen erwartend. Nach längerer Zeit kam endlich die Wirthschafterin heraus und theilte uns mit, Miß Argyll sei wieder zum Bewußtsein gelangt, das heißt sie habe die Augen geöffnet und blicke umher, aber sie spreche kein Wort und sehe schrecklich aus. Dann kehrte Mr. Argyll zurück; er ward von dem Zustande seiner Tochter in Kenntniß gesetzt und begab sich sofort in ihr Zimmer. Er erzählte ihr mit der äußersten Vorsicht und Zärtlichkeit die Einzelnheiten des Mordereignisses, soweit sie ihm bekannt waren, und weinte heiße Thränen, als er sah, daß nicht ein mildernder Tropfen in Eleanor's starrendes, unnatürlich blickendes Auge kam. So blieb sie; es kamen eine Menge Freunde und Bekannte, um ihr Beileid auszudrücken, aber Eleanor nahm von ihnen nicht die mindeste Notiz. Sie forderte von ihrem Vater das Versprechen, daß er sie sogleich in Kenntniß setze, „wenn er komme"; sie meinte, wenn Moreland's Leiche gebracht werde, und ihr Vater gab ihr das Versprechen, indem er sie küßte. Dann verlangte sie mit Mary allein gelassen zu werden.

Erst spät Nachmittags gestatteten die Untersuchungsbehörden die Ueberführung der Leiche nach Argyllhouse. Ich ersuchte James, mit mir zu gehen und den Transport derselben zu geleiten, aber er lehnte es unter dem Vorwande ab, daß er zu angegriffen sei. Als der von einer Anzahl Menschen begleitete Zug den Garten in der Front des Hauses erreichte, sah ich in der Menge ein Mädchen mit schmalem, blassem Gesicht, deren wilder Blick auf die bedeckte Leiche meine Aufmerksamkeit erregte. Sie schien darauf zustürzen zu wollen, schrak aber plötzlich wieder zurück, ohne daß diese Bewegung den Uebrigen auffiel. Nur ein Fremder, der sie gleichfalls beobachtet, trat zu mir und flüsterte: „Dieß Mädchen benimmt sich so seltsam, und mir ist es, als hätte ich sie gestern Nachmittag ebenfalls mit dem Zuge von Newyork kommen sehen; nicht mit dem, welcher den armen Moreland brachte, sondern mit dem vorhergehenden. Ich habe ihr gegenüber gesessen, möchte ich wetten, und ihr Gesicht betrachtet, das einen so aufgeregten Ausdruck hatte."

Da die traurige Bürde eben in's Haus geschafft ward und zudem der Fremde das Mädchen weiter zu beobachten Miene machte, so beschäftigte ich mich nur mit der Leiche und ließ sie in das hintere Zimmer bringen, wo Eleanor am Abend vorher so unruhig ihres Bräutigams harrte. Welcher Wechsel in Zeit von kaum vierundzwanzig Stunden! Er war nun gekommen, aber um nie mehr ein grüßend Wort zu sprechen. Alle Personen außer der Familie wurden aus dem Hause entfernt, und Mr. Argyll führte seine arme Tochter, die sich schwer auf ihn stützte, vom Zimmer in die Todtenkammer. Kaum erblickte Eleanor den bedeckten Körper, so sprang sie darauf zu, riß die Decke vom Gesicht desselben und warf sich darüber; und nun begann ein Auftritt, so erschütternd, so fürchterlich in die Seele schneidend, daß wir, die wir Zeuge desselben sein mußten, gewünscht haben möchten, in diesem Augenblicke taub und blind zu sein. Es wäre ein nutzloser Versuch, in menschlicher Sprache den Ausdruck schildern zu wollen, in welchem das arme Weib, dessen Herz gebrochen war, mit ihrem todten Geliebten sprach. Sie redete ihn an, als ob er lebte und sie hören könnte. „Armer Henry," sagte sie in halblautem, zärtlichem Tone, indem sie mit beiden Händen ihm die Locken von der Stirn zurückstrich, „Dein Haar ist noch naß. Wenn ich denke, daß Du die Nacht, die ganze Nacht mußtest draußen auf bloßer Erde im Regen liegen, und ich wußte nichts davon! Ich schlief in meinem warmen Bett und Du lagst draußen im Sturm, todt! Das ist doch seltsam und ich begreife nicht, wie ich das konnte! O Henry, sage mir, daß Du mir's verzeihst, Lieber, daß ich schlief, weißt Du, während Du auf bloßer Erde hülflos lagst! Sage mir's, Herz! Weißt Du, ich dachte an Dich, als ich gestern Abend die Rose von meinem Kleide nahm; ich träumte auch von Dir die ganze Nacht; aber wenn ich gewußt hätte, wo Du warst, ich würde barfuß hinausgekommen und bei Dir geblieben sein, um Dein liebes Gesicht und Dein theures Haar vor dem Regen zu bergen. Es ist fürchterlich, daß ich schlafen konnte! Aber weißt Du warum?

Ich war ärgerlich, weil Du nicht kamst, und das machte mich auch so fröhlich, ohne daß ich glücklich war. Wie dumm, daß ich mich ärgerte, denn Du konntest ja nicht kommen, weil Du todt warst!" Sie lachte bei diesen Worten, als drückten sie etwas recht Komisches aus. Wir Alle schraken heftig zusammen, denn in diesem Lachen war bereits heller Wahnsinn. Mr. Argyll konnte die Szene nicht mehr ansehen, sondern verließ stöhnend und die Hände ringend das Gemach. Ich wendete mich an Mary, um Eleanor zu bewegen, den Schreckensort zu verlassen.

„O, versucht es nicht, mich von ihm zu entfernen!" sagte sie mit einem bebenden Lächeln. „Sei unbesorgt, Henry, ich werde Dich nicht verlassen — nein, ich werde es nicht thun! Sie werden meine Hand in die Deine legen und mich mit Dir begraben ... Wie seltsam, daß ich Klavier spielen konnte und mein neues Kleid trug, ohne zu errathen, daß Du mir so nahe warst — todt — gemordet!" Sie küßte Henry's kalte Stirn und berührte seine Wangen, seine Augen so zart und leicht, als fürchte sie, ihm weh zu thun. „Aber Du sprichst nicht, Henry," fuhr sie fort; „Du sagst mir nicht, daß Du mir verzeihst, weil ich gestern Abend so heiter war — Du kannst ja nicht sprechen, weil Du todt bist ... Mein Gott, ermordet!" fuhr sie plötzlich verstört auf. „Wer, glaubst Du, kann das gethan haben?" Diese Frage richtete sie an James, wobei sie ihn so fest anstarrte, daß er zurücktaumelnd nach meinem Arme griff und darauf bewußtlos niedersank.

Die Ankunft der Angehörigen des Ermordeten am Abend führte eine neue erschütternde Szene herbei. Ich konnte und mochte nicht mehr Zeuge und Theilnehmer der Tragödie des Tages sein und schlich mich leise in den Garten und Park. Hier lehnte ich mich, entkräftet durch die entsetzliche Nervenaufregung, an den Stamm der majestätischen Eiche, welche der Patriarch aller übrigen war und später eine große Bedeutung für die Geschichte erlangte, und verfiel in düsteres Grübeln über den Mord und über dessen mögliche Ursachen.

Plötzlich vernahm ich ein leichtes Rascheln der auf den Boden gestreuten halbtrockenen Blätter und gleich darauf sah ich im Dunkeln einen Schatten, nein, eine Gestalt, die sich vorsichtig, langsam auf das Haus zu bewegte. Als sie sich mehr genähert hatte und in die Lichtung kam, erkannte ich sie als ein weibliches Wesen, mit einem Hute und einem Shawltuch bekleidet. Sie kam ganz nahe an mir vorüber, ohne mich zu bemerken, verschwand wieder im Dunkeln, wie es schien, um sich zu vergewissern, daß Niemand in der Nähe sei; dann trat sie leise, ganz leise hervor und schlich an das Fenster des hinteren Zimmers, in welchem Moreland's Leichnam, von Kerzen beleuchtet, sich befand. An diesem Fenster beugte sie sich nieder, anscheinend in knieender Stellung, und blickte lange, lange durch die Scheiben, während ich mich geräuschlos so weit als möglich genähert hatte und sie verstohlen beobachtete. Ihr Gesicht konnte ich nur auf einen Moment, als sie, um besser hineinschauen zu können, eine halbe Wendung machte, und nur theilweise sehen; doch erhielt ich schon durch diesen flüchtigen Blick, aber mehr noch durch eine bestimmte Ahnung, das Bewußtsein, daß diese Gestalt dasselbe Mädchen war, auf welches mich der Fremde am Nachmittage aufmerksam gemacht hatte. Der Gedanke, daß sie mit dem Morde oder dem Gemordeten in irgend einer Beziehung gestanden habe, lag zu nahe, als daß ich nicht in allen Fibern hätte erregt werden sollen. Wohl über eine Stunde blickte sie durch das helle Fenster, ohne Bewegung, ohne einen Laut; nur einen einzigen ganz leisen Seufzer glaubte ich zu hören. Dann trat sie eben so geräuschlos, wie sie sich genähert hatte, zurück und schlich auf demselben Wege fort, wieder an mir vorüber. Ich streckte die Hand aus, im Begriff, sie zu erfassen, aber ich that es dennoch nicht, sondern beschloß, ihr unbemerkt zu folgen. Sie ging durch die geöffnete Pforte aus dem Garten, dem Zaun entlang nach dem Dorfe, ich immer in einiger Entfernung ihr nach. Im ärmsten Theile des Dorfes bog sie in eine Seitengasse und trat in ein Haus, dessen Thür noch offen war und in dessen Parterre ein mattes Lampenlicht brannte. Hier sah ich durch's halberblindete Fenster, daß das Mädchen eingetreten war und Hut und Tuch ablegte. Eine ärmlich gekleidete Frau erhob sich vom Tische und sprach leise mit ihr. Ich überzeugte mich, daß in diesem Hause das Mädchen wohnte, und kehrte nun mit der Absicht zurück, am andern Morgen einen Sicherheitsbeamten auf sie aufmerksam zu machen und die Spuren des Verdachts, dem sie sich unzweifelhaft ausgesetzt hatte, weiter zu verfolgen.

Als ich in die Allee kam, welche zu dem Haupteingange des Argyll'schen Hauses führte, traf ich auf James; er fuhr erschrocken zurück. — „Nun?" fragte ich. — „Ach, Sie sind's!" erwiederte er erleichtert. „Ich glaubte, es sei ..." — „Ein Gespenst?" ergänzte ich, als er stockte. — „O, ich bin nicht abergläubisch!" versetzte er mit demselben Lachen, womit er am Morgen den Auftrag, Eleanor zu unterrichten, abgelehnt hatte. Er sagte mir, daß er in der frischen Luft Kühlung gesucht habe, ich erklärte kurzweg dasselbe und begab mich nach meinem Zimmer, denn es war Mitternacht.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Feldzuge des preußischen Heeres in Oesterreich.

Von **Julius von Wickede.**

(Fortsetzung.)

Immer lebhafter fing jetzt der Kampf zu toben an, denn allmälig erschienen immer mehr Truppentheile der beiden preußischen Divisionen Tümpling und Welder auf der Wahlstatt. Mit unübertrefflicher Ordnung und Sicherheit manövrirten die preußischen Truppen. Wahrlich, es war eine Freude anzusehen, wie muthig und dabei gewandt und intelligent unsere braven Blauröcke gegen den Feind vorgingen. Aber auch die Oesterreicher und Sachsen standen längere Zeit sehr fest, und es bedurfte mancher Anstrengung, um sie endlich aus ihrer gutgewählten Stellung zu vertreiben. Mit Trommelschlag und Pfeifenklang kamen immer mehr preußische Infanterieregimenter anmarschirt. Wie fest erklang der Takt des preußischen Sturmmarsches auf der Trommel, mir die Nerven durchzuckend schrillten die kleinen scharfen Pikkoloflöten dazwischen. Wahrlich, selbst auf die Gefahr hin, bei allen Aesthetikern und Musikenthusiasten als ein roher Barbar verschrieen zu werden, kann ich doch das Geständniß nicht unterdrücken, daß der preußische Generalmarsch, von Pfeifern und Trommlern ausgeführt, für meine Ohren einen größeren Wohllaut besitzt, als der Gesang der berühmtesten Sängerinnen, welche ich auf den Bühnen von Berlin, Paris und Mailand jemals vernahm. Und nun gar, wenn dieser Marsch bei Truppen, die in den wirklichen Kampf und nicht bloß zu Manövern ziehen, geschlagen wird!

Der Hügel, auf dem wir hielten, war auch zum Auffahren einer Batterie gezogener Geschütze sehr passend. In vollem Galopp der Rosse kam die Batterie bald über das Feld gezogen. Zwar sanken die Räder der Geschütze in dem durch den früheren Regen sehr durchweichten Boden tief ein, aber die Fahrkanoniere hieben auf ihre Gespanne und die prächtigen ostpreußischen Rosse überwältigten alle Hindernisse. Jetzt war noch die steile Höhe des Berges selbst zu überwinden. Ein ungestümes Antreiben der Pferde und die eifrige Unterstützung der breitschultrigen Artilleristen, welche selbst mit in die Speichen der Räder eingriffen, besiegte auch diese letzte und größte Schwierigkeit. Zwar sahen die armen Pferde von dem Schaum, der fast ihren ganzen Körper bedeckte, beinahe so weiß wie die Schimmel aus, und ihre Flanken schlugen von der Ueberanstrengung gewaltig, aber die Geschütze waren sehr bald aufgefahren und abgeprotzt. Jetzt begann auch ihr Feuer. Es ist ein eigenthümlich scharfer, in den Ohren nachklingender Ton, den ein gezogenes Geschütz von sich gibt, wenn scharf daraus geschossen wird, und da ich jetzt längere Zeit unmittelbar neben der Batterie hielt, so konnte ich ihn zur Genüge an diesem Nachmittage hören. Das wohlgezielte Feuer unserer Batterie, deren Kugeln mitunter sehr heftig in die österreichischen Bataillone einschlugen, hatte auch die Aufmerksamkeit von zwei feindlichen Batterieen mehr auf unsern Hügel hingelenkt, und sie richteten ihr Feuer besonders auf uns. Es war ein tüchtiges Sausen und Zischen und Prasseln der feindlichen Granaten über unseren Köpfen. Doch überschossen die Oesterreicher gewöhnlich und ihre meisten Schüsse gingen unschädlich über uns weg. Einzelne Kugeln richteten freilich sehr

traurige Verheerungen an. So sprang eine Granate mitten zwischen dem Gespann einer Kanone, riß dem mittelsten Fahrkanonier den einen Fuß weg, tödtete ein Pferd und verwundete zwei andere so bedeutend, daß sie ausgespannt und dann von einem Offizier mit dem Revolver vollends erschossen werden mußten, um ihnen weitere Qualen zu ersparen. Es entsteht stets eine nicht geringe Unordnung und ein Scheuen, Drängen und Umsichschlagen der Pferde, wenn eine Granate mitten zwischen der Bespannung einer Batterie einschlägt und mehrere Pferde verwundet. Unübertrefflich war aber die Kaltblütigkeit des wackeren Hauptmanns, der diese Batterie befehligte, und seiner muthigen Brandenburger, welche deren Mannschaft bildeten. Zwei Unteroffiziere und einige Fahrkanoniere mußten sogleich absitzen, und der schwerverwundete Kanonier wurde zuerst unter seinem zu Boden gestürzten und heftig um sich hauenden Pferde hervorgezogen, wobei ich selbst mit hülfreiche Hand anlegte, leider aber auch einen Hufschlag am linken Schienbein erhielt, das dadurch später so aufschwoll, daß ich zu meinem großen Bedauern dadurch verhindert wurde, der Schlacht von Königsgrätz, dem Glanzpunkt dieses ganzen Krieges, mit beizuwohnen. Während wir den Blessirten forttrugen, wurden die verwundeten Pferde ausgeschirrt und zwei Reservepferde der Batterie sogleich an deren Stelle eingespannt. Alles dieß dauerte kaum fünf Minuten und geschah so schnell und gewandt, als sei es ein längst auf dem Friedensexerzierplatz eingelerntes Manöver. Das Geschütz selbst, bei dessen Bespannung dieß geschah, unterbrach inzwischen sein Feuern keinen Augenblick. Als zuerst einige Kanoniere der Bedienung sich nach dem Knäuel der Pferde in ihrem Rücken umsehen wollten und deßhalb ihre Handgriffe minder exakt ausführten, donnerte ihnen der Hauptmann ein kräftiges: „Nicht nach den Pferden umgesehen, die gehen euch gar nichts an, denn ihr seid keine Fahrkanoniere. Wer seine Griffe jetzt nicht so sicher und schnell wie auf dem Exerzierplatz macht, den schicke ich dafür nach dem Gefecht in Arrest.“ Diese Ruhe ihres Hauptmanns imponirte der Mannschaft, und als später nochmals zwei Pferde von einer andern Kanone von den feindlichen Kugeln zerrissen wurden, sah deren Bedienungsmannschaft sich gar nicht mehr danach um, sondern feuerte ruhig weiter. Eine feindliche Granate schlug mit hellklingendem Tone auf dem Laufe einer Kanone unserer Batterie auf, explodirte aber nicht, sondern setzte wieder ab und flog über unsere Köpfe noch an fünfzig Schritte weiter, wo sie dann platzte. Zwei Kanoniere der Bedienungsmannschaft wurden übrigens noch ziemlich schwer, jedoch nicht lebensgefährlich, und einige andere leicht verwundet. Einem Kanonier wurde der Wischer kaum zwei Fuß über seiner Hand durch eine Kugel entzwei geschossen, so daß er selbst von der Erschütterung ziemlich unsanft sich auf den Boden setzte. Seine Kameraden brachen in ein lautes herzliches Gelächter hierüber aus, was den Kanonier zu dem Ausruf veranlaßte, während er den Theil seines Körpers, worauf er sich so plötzlich niedergesetzt hatte, mit den Händen rieb: „Na dat is doch zu toll, mein Wischer entzwei, meine neue Hose schmutzig und dazu noch ausgelacht. Na wartet ihr Kaiserlichen, dat will ich euch schon gedenken.“ Er nahm sich dann einen neuen Wischer und setzte seine Arbeit wieder fort.

Ein unauslöschliches Gelächter der gesammten Mannschaft erregte es, als ein armer Hase, der von dem Schlachtenlärm unter dem Hügel aufgeschreckt sein mochte, auf uns zugestürmt kam und dann plötzlich Kehrt machte, um sich in verzweifelten Sprüngen nach einer anderen Richtung hin zu retten. „Der Has' — hu hu der Has'!“ rief es lautjauchzend von allen Seiten, und für den Augenblick waren sämmtliche Kugeln der Feinde gänzlich vergessen. Selbst der sonst so ernsthafte Hauptmann lachte ein wenig, bis dann sein festes: „Ruhig, Kinder, laßt euch von nichts abbringen und denkt nur an eure Geschütze und daß ihr möglichst sicher schießt!“ die Mannschaft wieder an ihre Pflicht erinnerte.

Eine Stunde mochte das Feuergefecht wohl schon gedauert haben und die Sonne des langen Junitages neigte sich bereits zum Untergehen, als unsere Infanterie immer mehr vorzudringen, die Feinde aber immer weiter bis nach Gitschin selbst, das sie vertheidigen zu wollen schienen, zurückzuweichen anfingen. Die Oesterreicher kämpften aber sehr hartnäckig und versuchten wiederholt, von ihrer zahlreichen und gut berittenen Reiterei energisch Gebrauch zu machen. So sah ich, daß ein ganzes feindliches Kavallerieregiment im vollsten Galopp auf ein Bataillon des brandenburgischen Leibregiments, das sich, in Tirailleurskette aufgelöst, sehr weit vorgewagt hatte, einzuhauen versuchte. Vergebliches Bemühen. Die Schnelligkeit des Zündnadelgewehrfeuers und die große Manövrirfähigkeit der preußischen Infanteriebataillone sorgten schon dafür, daß alle Kavallerieangriffe gänzlich wirkungslos abprallen mußten. So auch dießmal wieder bei Gitschin. Das Bataillon des Leibregiments hielt es gar nicht einmal für nöthig, nur ein Quarré zu formiren, sondern die Kompagnieen formirten äußerst schnell und gewandt Linien, und gaben dann mit der Schnelligkeit des Blitzes wiederholt zwei bis drei Salven aus ihren Zündnadelgewehren ab. Als dieß geschehen, sprengten die österreichischen Reiter aufgelöst und in wilder Unordnung zurück, während eine Menge von todten und verwundeten Soldaten und Pferden die Wahlstätte bedeckten.

Da das Gefecht sich immer mehr gegen Gitschin hinzog, so verließen auch wir Offiziere nun unsern Hügel, um weiter vorzureiten. Auch die Batterie protzte wieder auf und ging den Hügel herunter, um mehr gegen den Feind zu avanciren. Mit lautem Hurrah empfingen die Kanoniere den Befehl zum Vorwärtsgehen. Leider deckten schon viele österreichische, sächsische und auch preußische Todte und Verwundete die Wahlstatt. Zu diesen Verwundeten gehörte auch der General von Tümpling, der muthige Befehlshaber der einen Infanteriedivision; doch war glücklicher Weise seine Wunde nur eine ziemlich leichte.

Die Oesterreicher und Sachsen waren inzwischen fast sämmtlich in das sehr malerisch auf einem hohen Hügel gelegene Städtchen Gitschin zurückgedrängt worden, suchten dieses aber sehr hartnäckig zu vertheidigen. Es war schon völlig dunkel geworden, doch erhellte der Brand einiger Häuser in der Vorstadt von Gitschin, die bei dem Gefechte in Feuer aufgingen, die Gegend. So ein nächtliches Gefecht beim Flammenschein brennender Häuser macht gar einen eigenthümlichen Eindruck. Von der Glut mit röthlichem Schein übergossen, sahen die kämpfenden Soldaten dabei oft fast diabolisch aus, während die Pferde in dem dunklen Schatten wieder ungleich größer erschienen. Dabei ist das Geräusch bei einem Nachtgefecht größer, da das Ohr theilweise dann das Gesicht mit ersetzen muß, und so ist es denn ein Gerufe, Trommeln, Signalblasen, Kommandiren, und dazwischen wieder das Knattern der Gewehrschüsse, das dumpfe Dröhnen der Kanonen, was Alles einen ganz unbeschreiblichen Lärm hervorbringt. Aber gerade bei solchen Nachtgefechten zeigte sich die unübertreffliche Manövrirfähigkeit der preußischen Truppen stets auf das Vortheilhafteste.

Ein kleines Reitergefecht fand jetzt noch unmittelbar neben uns statt, so daß wir Offiziere auch schon die Säbel zogen, um nöthigen Falls daran theilzunehmen. Eine Patrouille von acht bis zehn Mann ungarischer Husaren hatte sich in der Gegend verirrt und kam nun plötzlich — es ist mir eigentlich stets unerklärlich geblieben, auf welche Art dieß geschah — mitten zwischen die preußischen Truppen. Die Dunkelheit mußte den alten Korporal, der diese Truppe befehligte, ganz konfus gemacht haben, und verhinderte ihn auch, zu erkennen, daß es völlig unmöglich sei, zu entkommen; denn statt die Aufforderung eines preußischen Offiziers, abzusitzen und sich zu ergeben, anzunehmen, fingen die Husaren zu fluchen und zu schimpfen an und einige schossen sogar ihre Pistolen ab.

„Rajta, rajta, Paytasin!“ (vorwärts, vorwärts, Kameraden!) rief plötzlich der Korporal, und im vollsten Galopp, den hochgeschwungenen Säbel in der Rechten, stürmten diese Husaren ganz nahe an uns vorbei. Kaum dreißig bis vierzig Schritte mochte das Häuflein der Husaren geritten sein, so ertönte das laute „Zurück — sitzt ab und ergebt euch, oder ich lasse Feuer auf euch geben!“ des Hauptmanns einer preußischen Infanteriekompagnie, welche hier aufmarschirt stand. Wieder erscholl ein Gewirre und ein lautes Gerufe ungarischer Reden und Flüche aus dem Haufen der Husaren, die dann ihre Pferde herumwarfen und nach einer andern Richtung hinsprengten. Es wäre der preußischen Infanteriekompagnie ein Leichtes gewesen, diese versprengten Husaren sämmtlich zusammenzuschießen; doch ließ der Hauptmann seine Soldaten nicht feuern, wahrscheinlich weil er in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, wo überall preußische Truppen standen, und er daher fürchtete, daß durch die Schüsse

seiner Mannschaft leicht auch Leute von diesen getroffen werden könnten. Die fortsprengenden Husaren waren inzwischen auf preußische Ulanen gestoßen und wurden von diesen nach kurzem Kampfe bald zusammengestochen oder gefangen genommen. Ein einzelner ungarischer Husar kam plötzlich so recht auf eine Stelle, die vom Feuerschein mit hellem Schlaglichte grell beleuchtet war, hinter ihm drein ein preußischer Ulane.

„Nimm Pardon, Husar, Du kannst nicht mehr fort!" rief wiederholt der Preuße. „Pokoly es ördög, gacember!" (Fahre zur Hölle, Du Schuft!) rief der Ungar, sich hoch im Bügel aufrichtend und einen mächtigen Hieb gegen den Preußen führend, den dieser jedoch sehr gewandt parirte. Nun fingen diese zwei Reiter, beide gleich gut beritten und gewandte Fechter, einen Reiterkampf miteinander an, wie man solchen in einem Cirkus nicht gleichmäßiger und schulgerechter aufführen sehen kann. Da die Stelle, wo sie ihn kämpften, von dem Feuerschein recht hell beleuchtet war, so konnte ich aus der Entfernung von ungefähr vierzig Schritten mit meinem kleinen Opernglase das Ganze sehr deutlich mit ansehen. Wohl fünf bis sechs Minuten mochte dieser Kampf, in dem Beide ihre Pferde mit gleicher Meisterschaft herumtummelten, gedauert haben, als plötzlich das Roß des Ungarn strauchelte und dann mit seinem Reiter zusammenstürzte. Es hatte, wie ich später hörte, einen tiefen Hieb in die Brust von dem Säbel des Ulanen erhalten. Bevor der Husar sich wieder aufrichten konnte, war der Preuße aus dem Sattel gesprungen und hatte seinen tapfern Gegner gefangen genommen. Der gefangene Husar, mit dem ich später etwas sprach, da ich die ungarische Sprache ein wenig radebrechen kann, war ein echter Vollblut-Magyar, der kaum einige Worte deutsch verstand. Er war über seine Gefangennehmung noch sehr unwillig und sagte: „Gulya teremtette hat mich Preuß verfluchtiger gefangen genommen, und meine Fecske (Schwalbe, beliebter ungarischer Pferdename) ist todt." Als ich ihm einen Schluck Slibowitzer (Pflaumenbranntwein) aus meiner Feldflasche gab, war er munterer und meinte: es sei keine Schande für ihn, von einem so tapfern und guten Reiter, wie der preußische Ulane wäre, gefangen genommen zu werden, worin ich ihn auch bestärkte. Der preußische Ulane, der so muthig und gewandt gefochten hatte, war, wie ich später hörte, ein früherer bonner Student und Sohn eines reichen Fabrikanten, der jetzt sein Jahr als einjähriger Freiwilliger diente.

Ein schauriger Theil dieses sehr blutigen Gefechtes bei Gitschin, das den Oesterreichern und Sachsen über 6000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen kostete, war, daß zwei Bataillone des böhmischen Regiments Khevenhüller aus Terrainunkenntniß der Offiziere in einen tiefen morastigen Teich, den sie für eine grüne Wiese hielten, geriethen und Viele ihrer Soldaten und Offiziere darin elendiglich ertranken. Wir konnten mitunter das Klagen und Hülferufen der immer tiefer in den Morast gerathenden armen Opfer dieses Krieges ganz vernehmlich hören, ohne daß in der Dunkelheit, der Verwirrung des Kampfes und bei unserer Unkenntniß der Gegend auch nur die entfernteste Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, ihnen zu Hülfe kommen zu können. Dieß Regiment Khevenhüller gehörte zu der bekannten österreichischen Brigade Kalik und hatte den ganzen Winter bis vor Kurzem in Altona im Quartier gestanden, wo besonders sein treffliches Musikkorps mit Recht allgemeinen Beifall fand.

Es mochte wohl ungefähr zehn Uhr Abends sein, als die jetzt unaufhaltsam stürmenden Preußen zuerst in Gitschin selbst eindrangen. Zwar ward noch hie und da von einzelnen versprengten Sachsen und Oesterreichern ein Widerstand versucht, allein im Ganzen war das Gefecht doch beendet, und die total geschlagenen Feinde zogen sich in eiliger Flucht zurück. Die Sachsen blieben übrigens geschlossener als die Oesterreicher und halfen vielfach den Rückzug Letzterer mit decken.

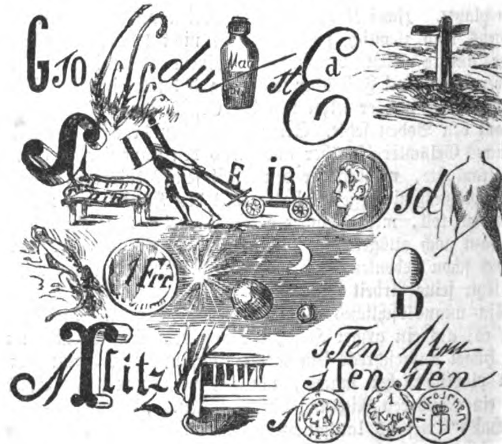
Als wir selbst in Gitschin einritten, fielen aus zwei Häusern der Vorstadt noch einige Schüsse auf eine im Laufschritt vor uns vorstürmende Füsilierkompagnie. Sogleich begann die Erstürmung dieser Häuser, was anfänglich mehr Schwierigkeiten machte, da die Hausthüren und die unteren Fensterladen stark verrammelt waren. Die wüthenden preußischen Soldaten holten aber einige Wagendeichseln, die sie von österreichischen Proviantwagen, welche überall im Wege verlassen umherstanden, abgebrochen hatten — und brauchten diese als Sturmböcke, womit die Verrammlung der Hausthüren bald eingestoßen wurde. Es kamen nun noch im Innern der Häuser wiederholt heftige Kämpfe vor, und manche preußische wie österreichische und sächsische Soldaten vergossen ihr Blut dabei.

Gitschin selbst gewährte aber in diesen Nachtstunden den Anblick einer unbeschreiblichen Verwirrung. Zwar wurde das Feuer bald gelöscht, nachdem einige Häuser niedergebrannt waren, und auch der Kampf in den Straßen hörte in nicht zu langer Zeit gänzlich auf, allein die Verwirrung auf den Straßen und auf dem stattlichen Ring oder Marktplatz des Orts währte die ganze Nacht hindurch. Hunderte von Verwundeten lagen überall umher und baten oft flehentlich um Hülfe. Hier lag ein verwundeter ungarischer Husar und fluchte ein teremtette nach dem andern, während er den Schmerz der tiefen Schenkelwunde mannhaft zu verbeißen suchte und ziemlich ruhig aus der kleinen podrocsuner Pfeife den Tabaksdampf in die Luft blies; ihm zur Seite krümmte sich auf dem harten Steinpflaster ein hübscher schwarzaugiger Sohn Venetias, dem eine preußische Kanonenkugel den rechten Arm zerschmettert hatte, und der gar kläglich wimmerte und gar oft ein schmerzliches dio mio, santa Maria ausstieß. Zwei Polen eines galizischen Regiments hatten sich mit dem Rücken in eine Ecke gelehnt, und obgleich ihre Wunden bedeutend sein mußten, so suchten sie deren Schmerz im Branntwein zu betäuben, und die vollgefüllte Flasche mit Schnaps ging unaufhörlich zwischen ihnen hin und her.

Neben diesen Hunderten von Verwundeten der sächsischen und österreichischen Truppen lagen auch viele preußische Verwundete, obgleich die Mehrzahl von diesen schon vor der Stadt gefallen war. Selbst bei dem besten Willen und der unausgesetztesten Thätigkeit vermochten die preußischen Militärärzte nicht, allen Verwundeten die nöthige Hülfe mit der Geschwindigkeit, wie solche so dringend wünschenswerth gewesen wäre, zu leisten. So vergingen freilich lange Stunden, bis Alle nur die nothwendigsten Hülfsverbände erhalten hatten, und die Sonne war bereits aufgegangen, als noch immer unverbundene Verwundete umherlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 480:

Mit der Dummheit streiten Götter selbst vergebens.

Charade.

Die Erste ein Zeichen der Treue,
Die Zweite ein Zeichen der Kraft,
Das Ganze ein düsterer Mörder,
Der Thränen und Grauen geschafft.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 43.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

1. Ein Morgen im Hochgebirge.

Noch umhüllet tiefes nächtliches Schweigen Gebirge und Thäler; hie und da blickt ein Stern am dunklen Nachthimmel, während die Waldkäuze leisen Fluges durch's Gehölze streichen. Ehe der zarte Lichthauch am östlichen Horizonte die Säume der langgedehnten Wolkenbänke entzündet hat, erschallen in den Wipfeln des Hochwaldes einige schnalzende klappernde Töne, die immer schneller hervorsprudeln, dann der Hauptschlag; endlich ein langer Faden wetzender Zischtöne. Der Auerhahn beginnt sich zu regen. Später folgen die Ringamseln, die unruhigsten aller Vögel, die oft wenige Stunden nach Mitternacht vereinzelt anstimmen.

Ein leuchtend schöner Tag steht in Aussicht. Im Osten zieht's durchsichtig purpurn auf, und sendet seine Lichtströme weit hinaus durch die unendlichen Räume des Himmels. Hoch oben herrscht ewige Ruhe, so daß das immer lauter werdende Gezwitscher der tausend und tausend erwachenden Waldsänger aus der unteren Holzregion empordringen kann. Allmälig erbleicht der Glanz der Sterne vor den immer mächtiger werdenden Lichtfluten, die höchsten Zinnen und Grate der Gebirgsriesen erglühen leise im zartesten Farbenschmelz, und ein scharfer Luftzug beginnt sein Spiel mit den



Paul Heyse. Nach einer Photographie von Hanfstängel, gezeichnet von Schweisinger. (S. 510.)

milchweißen Nebelmassen, die bisher träge in den Thalsohlen lagen.

Auf der grünen, theilweise bewaldeten Berghalde liegt das Alpendorf. Bläuliche Rauchsäulen entsteigen den niedrigen Kaminen, hie und da öffnet sich eine Thüre, aus welcher eine halbverschlafene Magd mit dem Wassereimer zum Dorfbrunnen eilt, dessen frisches krystallhelles Wasser in ein mächtiges Behältniß quellend dasselbe reichlich übersprudelt. Da erschallen die dumpfen langgezogenen Töne eines Horns, dazwischen lautes Peitschengeknall. Einzelne Kuhglocken lassen sich vernehmen. Langsam und bedächtig treten die wohlgenährten Rinder aus den Hütten, von Zeit zu Zeit um sich blickend oder laut aufbrüllend. Sie sammeln sich in der Nähe des Brunnens, und nachdem sich jedes mit einem tüchtigen Morgentrunk erfrischt hat, zieht die immer stärker werdende Heerde den holprigen Weg nach den höher gelegenen Alpenwiesen, auf welchen die Gentianen in den verschiedensten Farben schimmern, oder die blaue Bergaster, oder hie und da eine glühende Alpenrose.

Die Gehöfte stehen meist vereinzelt, weil das schroffe Abfallen des Gebirges die Anlage einer Gasse nicht erlaubt hat; aus derselben Ursache dehnt sich auch das Gebirgsdorf ziemlich weit längs der Berglehne aus, so daß die Entfernung von den ersten bis zu den letzten Hütten beinahe eine Viertelstunde beträgt. Die Gebäude sind einander fast alle ähnlich. Der Sockel besteht in der Regel aus Stein, der obere Theil, welchen eine Gallerie umgibt, ist von Holz ausgeführt und das flache Dach mit gewichtigen Steinen beschwert, um dem heftigen Andringen der Stürme Widerstand leisten zu können. Jede Hütte hat ihr Gärtchen mit Gemüsebeeten nebst etlichen Bäumchen dazwischen, und zur Frühlingszeit hängen die duftigen Fliederbüsche über das zerbröckelte Mauerwerk herab, oder es schimmern lichte Schneeballen aus dem Dunkel der Sträuche hervor.

Etwas höher an der Berglehne erhebt sich die Kirche und der Pfarrhof. Wer von hier aus das mitten in der großartigen Naturszenerie so friedlich daliegende Gebirgsdorf betrachtet und sich dem Glauben hingegeben hätte, im Innern der Hütten gehe es ebenso friedlich zu, der würde sich getäuscht haben. Dieselben waren ja von Menschen bewohnt! Gleichviel, ob unter dem Flitterkleide des Stadtbewohners, unter den Lumpen des Bettlers oder unter dem schlichten Gewande des Landmannes: in eines Jeden Brust schlummert das Heer von Leidenschaften, die, oft nur vom leisesten Funken angefacht, in lichter Lohe aufflammen, Alles verheerend und vernichtend, was in ihr Bereich kommt.

Am äußersten Ende des Dorfes steht ganz vereinzelt ein großes stattliches Bauernhaus, hinter welchem sich mehrere Wirthschaftsgebäude erheben. Es ist der Grubhof. Bei keinem der übrigen Häuser schloß sich der Heerde eine so beträchtliche Anzahl von Rindern an als hier. Nachdem das Glockengeläute allmälig verklungen ist, öffnet sich das kleine Fensterchen des oberen Stockwerkes, und zwischen den im ersten Morgenschimmer erglänzenden Blätterranken, welche nun von allen Seiten in das Innere des Gemaches einzudringen suchen, erscheint ein blonder Mädchenkopf. Hierauf beugt sich die liebliche, mit einem leichten Morgengewande versehene Gestalt weit hinaus, die frischen munteren Augen blicken nach allen Seiten umher, so daß sich der klare Morgenhimmel in denselben spiegeln kann, und gleichsam als Erfolg der eben gehaltenen Rundschau gleitet ein befriedigendes Lächeln über ihre Lippen. Dann legt sie die gefalteten Hände auf das Fensterbrett, kniet nieder und lehnt betend ihr Köpfchen auf dieselben.

Das Stübchen, welches das Mädchen bewohnt, ist ziemlich geräumig; allein, wie dieß in den meisten Bauernhäusern der Fall ist, so niedrig, daß die braunen Eichenbalken einem hochgewachsenen Manne beinahe an den Scheitel reichen. Allenthalben herrscht die größte Nettigkeit und Sauberkeit. Der Boden ist blütenweiß, die alten Prunkmöbel glänzen, als ob sie eben aus der Hand des Tischlers hervorgegangen wären, und nirgends ist ein Stäubchen wahrzunehmen. Nachdem das kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen ihr buntes Röckchen umgeworfen, eilt sie mit wenigen Sprüngen die Treppe hinab gegen den Hofraum, um in dem eiskalten Wasser des Brunnens Gesicht und Hände zu waschen, worauf sie ebenso schnell wieder zurückkehrt. Inzwischen hat sich die tägliche Morgenvisite eingefunden. Einige Sperlinge, die Proletarier des Vogelgeschlechts, sind in das Stübchen gedrungen, um die Hanfkörner aufzulesen, welche ein Kanarienpärchen verstreut hat. Die kecken Gesellen lassen sich durch die Rückkehr des Mädchens keineswegs stören, sondern flattern, während dasselbe den überreichen Haarwuchs in dichte Flechten zu zwingen sucht, zutraulich auf dem Fußboden herum, oder gar auf den Tisch, wo sie hastig nach einigen Brodkrümchen picken.

Inzwischen beginnt sich im Hofe ein reges Leben zu entfalten. Ein Theil der Knechte und Mägde geht den häuslichen Beschäftigungen nach, ein anderer, mit Sensen und Rechen versehen, tritt den Weg nach den fernen Alpenwiesen an. Mit einem Male läßt sich eine rauhe kräftige Stimme an der Vorderseite des Hauses vernehmen: „Himmeltausend! Hat schon wieder Jemand den Riegel offen g'lassen! Wart! Ich will dem Volk schon die Lust dazu versalzen!" Dann hörte man ein lautes Geräusch, welches von dem Zuschieben eines schweren Riegels in der Hausflur herzukommen schien, dem ein heftiges Zuschlagen des Hausthores folgte.

Kaum war der erste Ton dieser Stimme an des Mädchens Ohr gedrungen, so zogen sich ihre Brauen zusammen, und ein Anflug finsteren Trotzes lag auf den früher heiteren Gesichtszügen. In die Nähe des Fensters tretend, überzeugte sie sich, daß die Person, welche diese Worte gesprochen, vom Hause fortgehe, worauf der sanft kindliche Ausdruck wieder zurückkehrte. Dann wurde das Frühstück, welches aus einer kleinen Thonschüssel Milch bestand, mit einem jungen schneeweißen Kätzchen getheilt, das sich schmeichelnd an des Mädchens Seite schmiegte, und hierauf mit dem Aufräumen des Stübchens begonnen.

Während dieser Arbeit öffnete sich die Zimmerthüre ein wenig, und eine helle Stimme ertönte: „Gut'n Morgen, Sefferl (Josepha), darf ma herein?"

„Ah, e Leni, bist Du's? Nur herein!" lautete die Antwort. Gleich darauf schlüpfte ein starkes rothwangiges Mädchen herein, welches einen Bündel am Arme trug. Sie mußte mehrere Jahre älter sein als Sefferl, denn sie war schon vollständig entwickelt. Während sie sich zum Gruße die Hände reichten, sagte die Aeltere: „Sefferl, i bin a rechter Plaggeist. J bring schon wieder an Pack Wäsch' mit; aber i woaß, daß Du mir gern hilfst, nit wahr? — Denn allein kann ich's nit ermachen."

„Sei nicht kindisch, Diendl, i thu's von Herzen gern; wir waren ja von jeher die zwoa besten Freundinnen im Dorfe, und dann hast mich ja auch zu Deiner Kranzeljungfer g'wählt."

„Das hast ja vorausg'wußt, Sefferl; wir haben's ja einander so versprochen: welche von uns Zweien früher heirat', der muß die Andere als Kranzeljungfer beisteh'n."

„Ah, wie freu' i mi schon auf den Tag!" rief Sefferl auflachend, indem sie der Freundin um den Hals fiel. „Ihr werd's auch a glücklichs Paar sein: Du und Dei Jakob, denn ihr habt's euch gern, und dös is d'Hauptsach'."

„Dös is wahr, Sefferl; aber wir müssen uns tüchtig z'sammnehmen bei den schlechten Zeiten. Der Grund, den der Jakob g'pacht hat, is stark verschuldet und durch die frühere schlechte Wirthschaft herabkommen; mit'n Viehstand steht's auch nit am Besten; dazu die hohen Steuern . . ."

„Der Jakob is a fleißiger, arbeitsamer Mensch; dem wachst Alles unter'n Händen, und da kann's nit fehlen."

„Gib's Gott!" versetzte die Andere, ernst vor sich hinblickend.

„Is der Hochzeitstag schon b'stimmt?" fragte Sefferl.

„Sonntag über vier Wochen is die erste Aufbietung, und zu Peter und Pauli die Hochzeit. 'N Brautführer hoab ma auch schon ausg'sucht, — 'n rechten saubern," lachte Leni schelmisch. „Er wird Dir g'wiß gut zu G'sicht steh'n, Sefferl. Was glaubst, wer's epper sein kunt?"

„J wisset nit," versetzte die Jüngere, sanft erröthend, indem sie sich etwas zu schaffen machte.

„Du kannst Dich nit verstellen, Sefferl; mir gegenüber am Allerwenigsten! Du wirst's g'wiß schon errathen haben!"

„Epper der Vinzenz?" sagte Sefferl, hocherglühend, mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Richtig, der Vinzenz is! Ihr seid's ja das schönste Paar im ganzen Dorf! Sefferl, wie vorig's Jahr die Kronbäurin g'heirat'

hat, da war ich die Kranzeljungfer, und der Jakob der Brautführer. Wer woaß, was in a paar Jahr'ln g'scheh'n kann!"

„Leni, i bitt Dich, red' nit so."

„Warum nit?"

„Der Vinzenz is arm, und Du kennst ja mein' Vatern."

„Da müßt Dei Vater nit recht bei Sinnen sein, wenn er nein sagen möcht. Wer bekommt denn einmal den schönen Grubhof mit all' den schönen Grundstücken, Waldungen und Alpenwaiden? Niemand Anderer, als Du, Sefferl! Und da sollt'st Du nit einmal an Mann wählen können, den Du gern hast?"

„I kenn' mein' Vater," versetzte Sefferl, traurig vor sich hinblickend; „der schlagt mi eher todt."

„Laß's gut sei, Sefferl, wann's Ernst wird, dann wird er schon nachgeben. Uebrigens is noch lang Zeit bis dahin; ihr seid's ja Beide noch blutjung und könnt's noch hübsche paar Jahr'ln warten. Aber i plaudr' da schon am frühen Morgen, und hoab z'Haus alle Händ' voll z'thun. B'hüt Di Gott, Sefferl, und laß Dir deßhalb koa grau's Haar wachsen!" Damit reichte sie ihr die Hand und eilte davon.

Sefferl stand noch eine Weile in Gedanken versunken da, dann setzte sie die begonnene Arbeit fort und begab sich später in die unteren Räumlichkeiten. Als sie hierauf nach dem an der Rückseite des Hauses befindlichen Garten gehen wollte, ließ sich in der Hausflur ein dumpfer, dem Grunzen eines Thieres ähnlicher Ton vernehmen. Das Mädchen näherte sich einer niedrigen Thüre, von welcher der Ton herkam, schob den großen eisernen Riegel zurück und trat einen Schritt in den finsteren kellerartigen Raum, dem ein dumpfigfeuchter, modriger Geruch entstieg, mit den Worten: „Blasi, der Voata ist fortgangen, komm' a Bißl 'raus!"

Als Antwort erfolgte ein ähnlicher Ton wie vorher, worauf eine plumpe unförmliche Gestalt aus der Oeffnung hervorkroch, an welcher man im Halbdunkel der Hausflur nicht unterschied, ob sie einem Menschen oder einem Thiere angehöre. Erst später, als sich dieselbe dem Hofraum näherte, konnte man wahrnehmen, daß es ein Cretin sei, eines jener unglücklichen Geschöpfe, denen die Natur schon im Mutterleibe den Keim des Elendes eingeimpft hat. Zum Glücke für die meisten dieser Bedauernswerthen sind ihre Geisteskräfte so wenig entwickelt, daß sie, oft ein hohes Alter erreichend, fortvegetiren, ohne von dem erschreckenden Jammer ihrer Existenz eine Ahnung zu haben.

Unmittelbar auf dem verkümmerten Rumpfe saß ein unverhältnißmäßig großer Kopf mit struppigem Haarwuchs, fahler Gesichtsfarbe, blöden, glotzenden Augen und schlaff herabhängenden Lippen, zwischen welchen die dicke Zunge wie ein unbeweglicher Fleischklumpen lag. Die mageren, verkrüppelten Füße schienen die Last des aufgedunsenen Körpers kaum tragen zu können, während die knochigen Hände fast bis auf den Boden herabreichten. Auch war die zerlumpte Kleidung des Cretins keineswegs geeignet, den widrigen, Mitleid erregenden Eindruck zu mildern, welchen dessen Gestalt hervorrief; eben so wenig ließ dessen äußere Erscheinung einen Schluß auf sein Alter ziehen. Als er des Mädchens ansichtig wurde, klärten sich die stumpfen erschlafften Gesichtszüge zu einem kindisch-grinsenden Lachen auf, worauf er freudig mit dem Kopfe nickte und ihre Wange mit der Hand streichelte.

„Blasi," sagte das Mädchen, „setz' Dich ein wenig auf die Bank im Hof, ich will Acht geben, bis der Vater zurückkommt."

Diesen Worten folgte abermals ein schrilles heiseres Lachen und heftiges Kopfnicken, worauf er dem jungen Mädchen in den Hof nachging.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Skizzen.

Von

Schmidt-Weißenfels.

III.

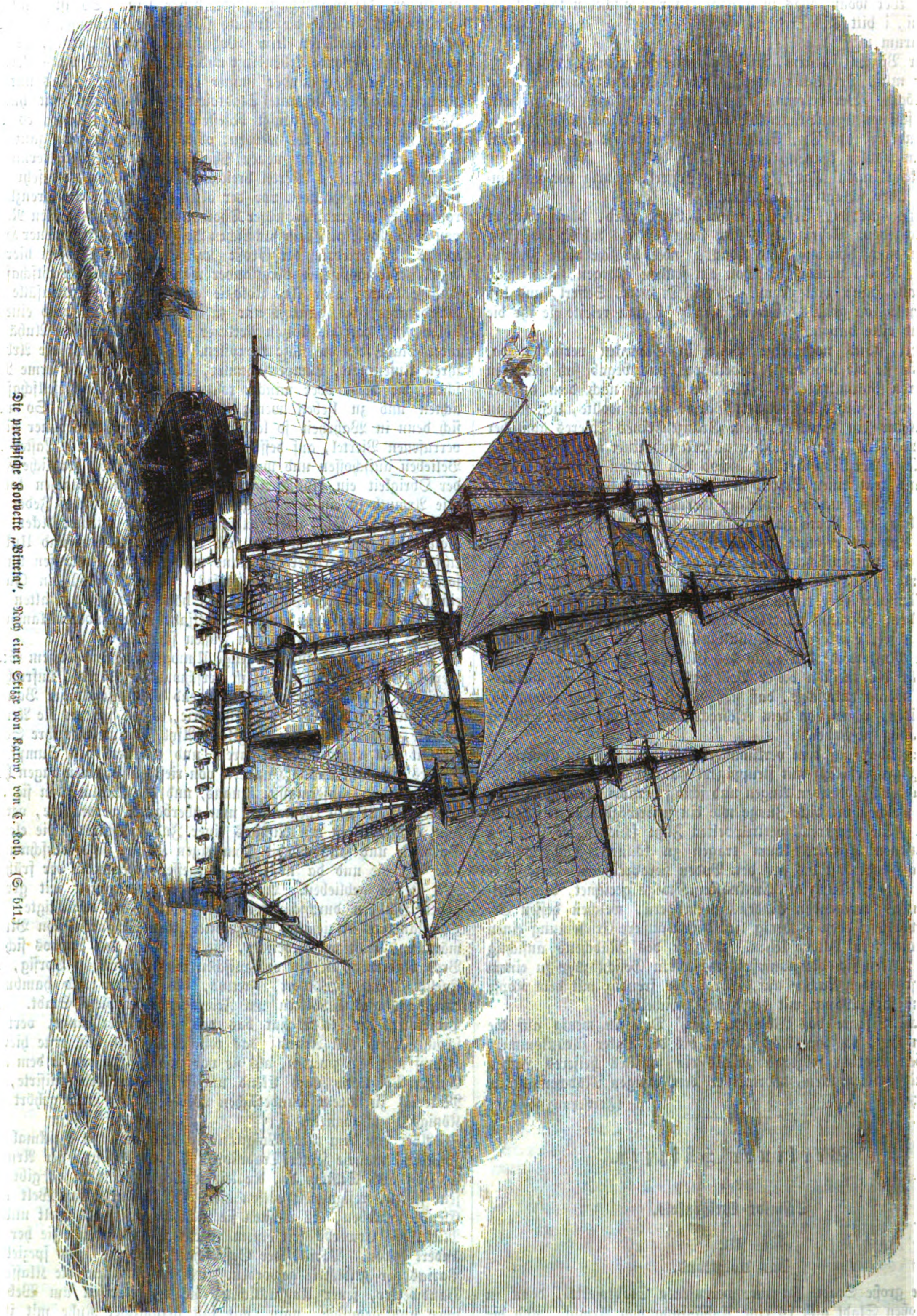
Das Voigtland.

Jede große Stadt hat ihre verrufenen Stadtviertel, denn in jeder großen Stadt gibt es eine Anhäufung von Armuth, und die Armuth ist die Hauptursache des Lasters und der Verbrechen. Würde die Armuth ausgerottet werden, so würden die Menschen glücklicher, die Gesellschaft würde besser sein. So ist denn das Stadtviertel, in dem die Armuth sich zusammendrängt, weil sie in vornehmen Quartieren keine Wohnung, keine Nahrung, ja auch nicht die ihr passende Lebensluft und Ungezwungenheit des Verkehrs findet, mehr oder minder immer ein verrufenes. Das mit dem Namen Voigtland getaufte Stadtviertel Berlins war seit hundert Jahren durch den möglichst bösesten Ruf ausgezeichnet; es kann ihn heute noch nicht los werden, obwohl es längst eine ganz neue Stadt mit einer ganz neuen Physiognomie und Bevölkerung geworden ist. Dieses Viertel breitete sich mit kleinen, oft sehr ärmlichen, elenden Häusern vor der alten Ringmauer am prenzlauer, rosenthaler und oranienburger Thore aus und erhielt seinen Namen von der Kolonie aus dem sächsischen Voigtland herbeigerufener Handwerker, die Friedrich der Große zur Hebung der Weberei hier anlegte. Die sächsischen Voigtländer waren gewiß sehr rechtschaffene, fleißige Leute; aber ihre Kolonie erhielt durch Raubanfälle und Mordthaten, die daselbst nur zu häufig vorfielen, bald einen so üblen Ruf, daß die stolzen Berliner über das plebejische Anhängsel ihrer Stadt sehr die Nase rümpften. Es nahmen hier die Arbeiter ihren Aufenthalt, Lumpensammler, Taglöhner, lauter arme Menschen, die mehr oder minder roh waren und die Gesellschaft zu achten und zu lieben wenig Veranlassung hatten. So nahte sich denn in Wahrheit so leicht kein anständiger Einwohner diesem verrufenen Viertel, auf dessen Boden wie Unkraut alle Laster nach Belieben aufschossen und wucherten, ohne daß die sorgliche Hand der Obrigkeit ein Ausjäten beliebte und möglich machen konnte. Die Armuth ist ein brach liegendes Feld, über welches Jeder nach Belieben geht, fährt oder reitet; sie ist kein bestellter Acker, den man pflegt und schützt und von dem man Disteln und Unkraut entfernt. Das berliner Voigtland war und blieb verrufen und es sorgte für Erhaltung seines Rufes. Niemals, daß ein Galgen einen bezeichnenderen Platz gefunden hätte, als der des alten Berlins, welcher bis vor einem Vierteljahrhundert noch melancholisch auf das Stadtviertel zu seinen Füßen schaute.

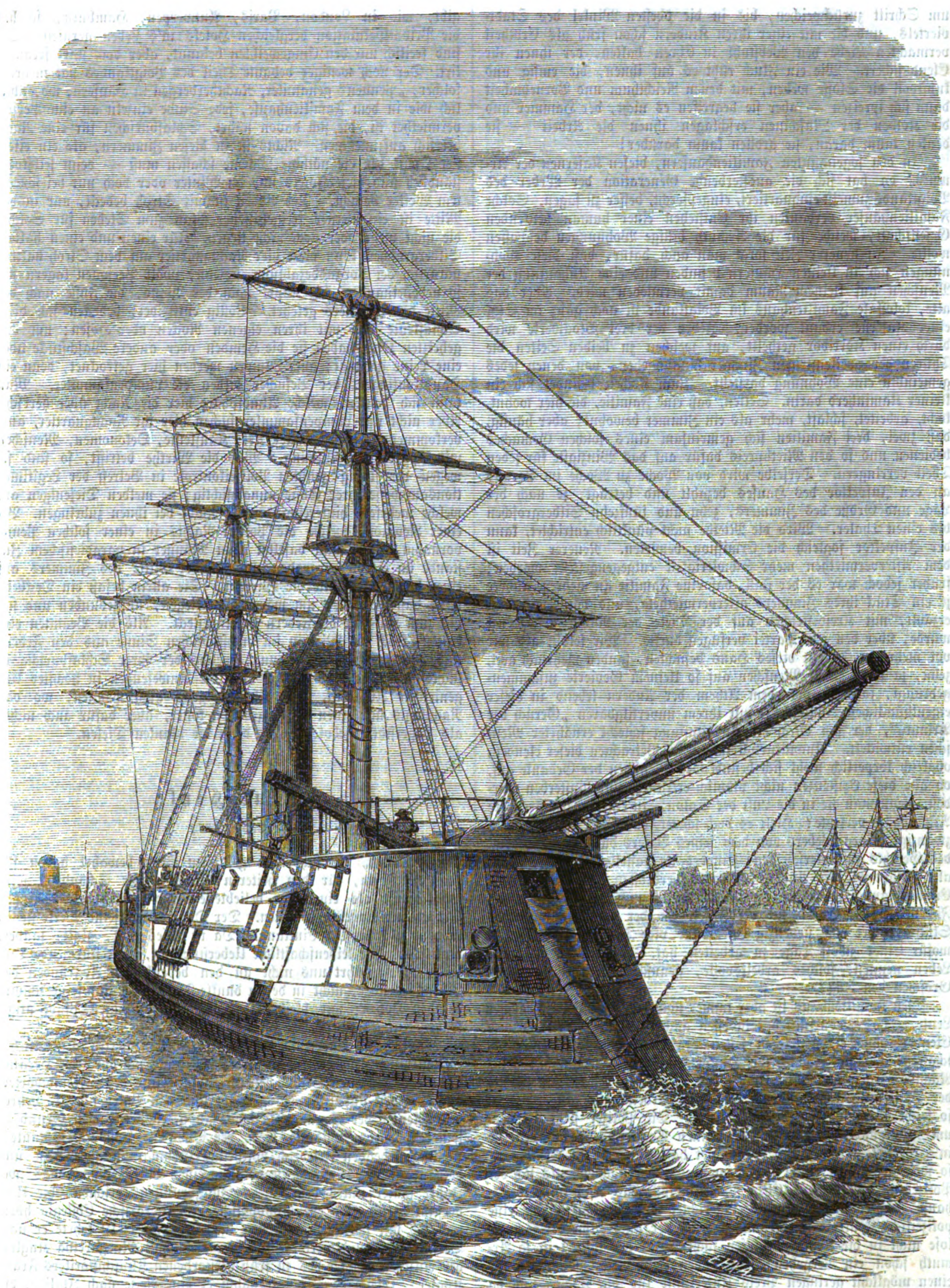
Längst aber ist eine gewaltige Umwandlung mit diesem Stadtviertel erfolgt. Der Galgen ist verschwunden, der als unfruchtbar verrufene Platz des Hochgerichts irgend ein unschuldiger Bauplatz oder Garten geworden. Die Industrie, welche sich an die Armuth wandte, nahm mitten im Voigtland Asyl, erbaute hier ihre Schlösser mit den rauchenden Minarets und trocknete den Sumpf des Lasters ringsum aus. Hunderte von riesigen Schloten ragen heute über stattliche Häusermassen hinaus, und der Qualm, den sie auswirbeln, hüllt das ehemalige, nun überbaute, verdrängte, versunkene Voigtland in den Nimbus einer Industriestadt. Die elenden Baracken und Hütten, die schmutzigen Häuser sind verschwunden oder nur hie und da noch wie vergessene Denkmale der früheren Zeit stehen geblieben. Luftige und weite Straßen mit großen, hohen Häusern durchschneiden das Viertel, die berüchtigte, rohe Voigtländerei ist ziemlich ausgerottet, und Schaaren von Blusenmännern, kräftigen Arbeitern, die an Feuer und Ambos sich ihr Brod verdienen, in den vulkanischen Werkstätten von Borsig, von Egells, Pflug, Wöhlert, Freund, des stettiner und hamburger Eisenbahnhofes bevölkern um Feierabendszeit diese Stadt. Das Proletariat der Arbeit hat das des Lasters verdrängt, vertilgt; schon Bettina von Arnim, das tolle Kind, sah das erste hier im Kampf mit dem zweiten, als sie vor zwanzig Jahren in dem alten Galgen-Voigtland nach Elend und Laster umherbotanisirte, um Material zu ihrem wunderlichen Werk: „Dieß Buch gehört dem Könige", zu sammeln.

Aber von dem alten Voigtland ist noch manches Denkmal aufzufinden, manche seiner Traditionen des Elends und der Armuth. Es gibt noch Stätten da, die keinen Segen bringen; es gibt noch jene stillen, resignirten Wesen hier, die in der alten Welt ihres Elends fortleben, als wüßten sie nicht, wie sich die Welt und die Mittel des Erwerbs seit einem Vierteljahrhundert um sie her verändert haben. Parias der Gesellschaft, sind sie noch speziell zu Parias der Industrie geworden. Es ist vor Allem die Klasse der Handwerker, jener Unglücklichen, die unverdrossen am Webstuhl sitzen und geduldig, naiv, mit fast gefühlloser Ruhe mit ihrem Webstuhl und einer Brodrinde vor der lärmenden Industrie Schritt

(Forts. S. 510.)



Die preußische Korvette „Vineta". Nach einer Skizze von Karow, von C. Kolb. (S. 511.)



Das preußische Panzerschiff „Prinz Adalbert" (Cheops). Nach einer Skizze von Karow, von C. Kolb. (S. 511.)

um Schritt zurückweichen, bis in die ödesten Winkel des Stadtviertels, und die mit einer ihren Kindern schon früh als Erbtheil vermachten Liebe den Webstuhl in Ehren halten, der ihnen ihr Elend sichert. Wie ein Fluch ruht es auf ihnen, die emsig und kunstvoll die Stoffe weben, mit denen Reichthum und Vornehmheit dann sich spreizen — aber sie begreifen es nicht, der Hammer und die Kolben der Maschinen erschlagen ihnen die Arbeit — sie denken kaum daran, sie grollen kaum darüber!

In den sogenannten Familienhäusern, diesen Kasernen der Armuth, da hat sich die aussterbende Generation der Weber des Voigtlands zumeist einquartiert, eingepferchт, besser zu sagen. Solche Familienhäuser verdanken ihr Entstehen einer human denkenden Gesellschaft, welche für die Armuth billige Wohnungen beschaffen wollte. In neuerer Zeit sorgt man auch dafür, daß diese Wohnungen sich in kleinen Häusern befinden und eine Anhäufung der Menschen auf kleinem Raum damit vermieden wird. Aber das alte, kolossale Familienhaus im Voigtlande ist noch ganz im Styl einer Kaserne erbaut worden. Jedes der drei Stockwerke wird durch einen Korridor getheilt, auf welchen zu beiden Seiten die Thüren der zweifenstrigen Zimmer hinausgehen, von denen jedes gemeinhin eine Wohnung darstellt. Zum Kochen befindet sich ein kleiner Kaminherd darin. Selten, daß eine Familie, die hier wohnt, kocht, arbeitet, schläft, mehr als ein Zimmer bewohnt; aber häufig, daß zwei, drei Familien sich gemeinsam eines solchen Gemaches bedienen und so den Miethpreis dafür auf das Winzigste für jeden Theil verringern. Derselbe wird von Woche zu Woche im Voraus an den Inspektor des Hauses bezahlt und beträgt, je nach der Lage und Größe des Zimmers, zehn und fünfzehn Silbergroschen bis einen Thaler. Wird die Miethe nicht pünktlich entrichtet, kann der Inspektor sogleich die Exmission bewirken. Neuerer Zeit ist dem Aftervermiethen mehr Schwierigkeit entgegengestellt worden; früher jedoch war es der Fall, daß eine Familie an mehrere andere je ein Stück ihres Zimmers aftervermiethete, und daß, wie man erzählt, mit Kreidestrichen auf der Diele der Raum abgegrenzt wurde, über den jede Partei verfügen durfte. Wir selbst, als wir vor mehreren Jahren dieses Haus besuchten, fanden mehrfach acht, zehn, ja selbst zwölf Menschen auf so kleinem Gevierte zusammengedrängt, förmlich von dem Athem der Andern lebend in dieser eigenthümlichen Atmosphäre mit ihrem unvertilgbaren „Geruch der Armuth“, der sich durch die Ausdünstung schlecht ernährter Menschen entwickelt. Unwillkürlich kam beim Betrachten dieser elenden, obgleich körperlich wohl sich befindenden Menschen der Gedanke auf, ob alle diese Existenzen nicht plötzlich erkranken und hinsterben würden, wenn man sie in die Luft der Salons, in eine sauerstoffreichere Atmosphäre versetzte? Hielt es doch schwer, das Alter eines jungen, zwanzigjährigen Webers von dem seines Vaters durch den Ausdruck des Gesichts zu unterscheiden; Einer hatte dasselbe gelbliche, fahle, alte Gesicht wie der Andere. Aber unverdrossen, ohne Rast, ohne Entmuthigung saßen sie an ihrem Stuhl und legten Faden an Faden. Mein Gott! sie verdienten an der Anfertigung eines Stücks Thibet von siebenzig Ellen nur vier Thaler! vier Thaler, wofür Einer zwölf Tage zu arbeiten hat. Kann man es wohl Leben nennen, solches arbeitsvolle, genußlose Dasein für zehn Groschen den Tag?

Dieß Familienhaus ist aber immer noch der feste Wohnsitz armer Leute. Das Bedürfniß hat indessen auch noch für die Armen und Elenden ohne einen solchen festen Platz eigenthümliche Asyle geschaffen, wo sie Nachts ihr Haupt hinlegen. Berlin hat keine Nachtherbergen für solche Unglücklichen, es sei denn, daß sie sich der Polizei überlieferten oder nach dem Arbeitshaus gingen, wozu so leicht Niemand sich bewogen fühlt. Die Polizei sieht in dem um Nachtquartier Betteluden nur einen Vagabunden, mit dem sie in's Gericht zu gehen sich verpflichtet hält; und wenig Arme, die, so weit gekommen, nicht lieber im Freien übernachten, als sich der Polizei anzuvertrauen! Eben so wenig lockt das Asyl im Arbeitshause, obgleich es für Arme eingerichtet ist; auch hier mag eine polizeiliche Kontrole mitverbunden sein, der auch selbst der Schuldlose nicht in die Arme zu laufen sucht. Bei der Polizei ist ja Armuth schon ein Vergehen! So suchen denn diese Obdachlosen für einen möglichst geringen Preis Unterkunft für die Nacht, und da es, wie gesagt, solche öffentliche Asylhäuser in Berlin noch nicht gibt, wie in London, Paris, Antwerpen, Hamburg, so hat die Privatspekulation dergleichen Hotels in's Leben gerufen. Sie sind freilich nur den Eingeweihten bekannt, aber doch stark frequentirt. Der noch weniger bebaute Theil des Voigtlandes hat mehrere solcher, „Pennen“ genannter, Nachtherbergen in Häusern, wo, ähnlich wie in dem Familienhause, jede Stube einzeln an eine Person vermiethet ist, die sich davon nährt, Schlafburschen für eine Nacht bei sich aufzunehmen. Nichts ist in diesen Zimmern, als ein eiserner Ofen, der die nöthige Wärme schaffen muß — denn selbstverständlich sind diese Hotels nur im Winter oder doch nur bei schlechtem Wetter besucht. Der Boden ist mit Stroh bedeckt, nur in der Mitte ist ein kleiner freigelassener Platz zum Stehen für Solche, die nicht mehr oder noch nicht liegen. Für einen und einen halben Silbergroschen kann man hier Nachtquartier auf dem Stroh halten, natürlich bei Vorausbezahlung. Zehn, zwölf Personen lagern sich so nebeneinander, die Köpfe nach der Wand, die Füße nach der Mitte des Zimmers gekehrt. Völlig entkleidet, bedecken sich diese Schlafleute nur mit ihren eigenen Röcken oder Hosen; um den geheizten Ofen haben sie die Hemden oder andere Waschstücke über eine Leine gehängt; auch Lumpen werden hier getrocknet, denn ein Hauptkontingent der Besucher bilden die Lumpensammler. Man kann sich denken, welche Atmosphäre hier die Nacht über herrscht. Aber nicht nur Lumpensammler suchen hier ihr Nachtquartier, auch verkommene Existenzen aller Art, Kaufleute, Oekonomen, Menschen mit Spuren von Bildung. Was die Wirthe betrifft, so sind sie wegen der streng geübten Polizeikontrole in Betreff der Legitimationsausweise ihrer Gäste unnachsichtig; sie melden Diejenigen an, welche mehrfach hintereinander die Nacht bei ihnen zubringen. Bei einer Revision, welche die Polizei Nachts in einer solchen Penne vornahm, fand man daselbst neun Männer in paradiesischem Zustande im Stroh vergraben und in der Mitte des Zimmers auf einer höheren Schütte die Wirthin. Sie allein besaß ein Deckbett, hatte dasselbe aber, um wärmer zu liegen, aufgebunden und sich bis zum Hals in die Federn hineingesteckt. Als die Beamten eintraten, kroch die Wirthin im buchstäblichen Sinne aus den Federn und gab in ihrer Bekleidung, welche der ihrer Schlafbursche in nichts nachstand, der Polizei über die Anwesenden in höchster Ungenirtheit Auskunft. Es gibt übrigens auch Pennen, wo das Nachtlogis nur einen Silbergroschen kostet, aber dafür auch nichts als Lagerstätte geboten wird, denn die blanken Dielen.

Paul Heyse.

(Bild S. 505.)

Bei Allen, die sich einen gesunden Sinn bewahrt haben für klassische Form, für den heiteren Glanz reiner Schönheit, wird Paul Heyse als einer der beliebtesten und geschätztesten deutschen Dichter und Novellisten gelten. Der Dichter und seine Werke stehen in dem glücklichsten Einklang. Da ist Alles rein, glatt, sauber, makellos, ohne leidenschaftliche Ueberstürzung, ohne stürmende Tendenz; Heyse führt uns nicht an den bedenklichen Abgründen des Lebens vorüber, nicht in dessen dunkle Tiefen oder auf seine schwindelnden Höhen; wir bleiben stets auf dem blumigen Pfade ungetrübter, ungebrochener Schönheit.

Paul Heyse wurde am 15. März 1830 in Berlin in glücklichen Verhältnissen geboren. Sein Großvater hatte sich durch die Herausgabe der bekannten Heyse'schen Grammatik und des „Fremdwörterbuchs“ einen guten Namen gemacht und sein Vater sich als Lehrer und Meister der Sprachwissenschaft ausgezeichnet. Den Grund zu seiner gelehrten Bildung legte der Sohn in dem unter Ranke's Leitung stehenden Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin und bezog dann (1848) nach Beendigung eines Märchenbuchs, das zwei Jahre später unter dem Titel „Jungbrunnen“ erschien, die Universität Bonn, wo er philosophische und literarische Collegia hörte und sich mit poetischen Arbeiten beschäftigte. 1849 kehrte er nach Berlin zurück und verlobte sich hier 1852 mit Margaretha Kugler, der einzigen Tochter des zu früh verstorbenen Kunsthistorikers Franz Kugler. Gleich darauf unternahm er eine Reise nach Italien, die seinen poetischen Schriften eine reiche Fülle glücklicher Stoffe zu-

führte. Nun trat er mit mehreren poetischen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit, welche von der Kritik beifällig aufgenommen wurden. Zu Anfang des Jahres 1854 berief ihn der kunstsinnige König Max nach München; im Mai desselben Jahres verheirathete sich der Dichter und siedelte dann sofort mit seiner jungen Gemahlin nach Isar-Athen über. Hier erfreute er sich einer sorgenfreien Stellung und einer glücklichen Häuslichkeit; die beneidenswertheste Muße zu dichterischen Arbeiten war ihm gewährt, die er denn auch zur Freude und zum Genuß der deutschen Lesewelt auf's Gewissenhafteste und Fleißigste ausnützte. Eine der frühesten Schöpfungen Heyse's ist seine „Francesca von Rimini", die sich bereits durch Glanz der Sprache und Form auszeichnet. Dann erschienen von ihm eine Reihe kleiner epischer Erzählungen, „Die Brüder", eine chinesische Geschichte, „Michel Angelo", eine romanhafte Auffassung des Verhältnisses des großen Malers zu der berühmten Vittoria Colonna; ferner „Unica", die Geschichte einer Negerin während der französischen Revolution. Im Jahre 1854 kamen diese Erzählungen, mit weiteren vermehrt, gesammelt heraus. Im Jahr 1856 erschien „Die Braut von Cypern" und zwei Jahre später die „Thekla", eine Legende in Hexametern. Von seinen neuen Arbeiten im epischen Gebiete sind noch zu nennen: „Walchensee", „Raphael", „Syritha". Die Novellen Heyse's haben bereits eine hübsche Zahl erreicht. Die Titel der bekannteren lauten: „Die Blinden", „La Rabbiata", „Marion", „Am Tiberufer", „Das Mädchen von Treppi", „Erkenne Dich selbst", „Der Kreisrichter", „Helene Morton", „Die Einsamen", „Anfang und Ende", „Das Bild der Mutter", „Maria Francisca", „Annina", „Andrea Delphin", „Im Grafenschloß", „Auf der Alm". Die meisten dieser Novellen spielen im Gebiete der gebildeten Gesellschaft und haben ein wohldurchdachtes psychologisches Problem zu ihrem Vorwurf. Die Schürzung des Knotens und der Gegensatz der Charaktere ist immer fein erfunden und im höchsten Grade spannend, die Schilderung fesselnd, die Sprache glänzend. „Es sind die Tiefen und die Eigenheiten menschlicher Natur," so äußert sich Eduard Mörike über Heyse's Novellen, „es ist die starke, mannigfach gefärbte Leidenschaft, womit sie uns beschäftigen. Aber zu gleicher Zeit tritt uns sittliche Größe, eine resignirte, besonnene, heitere Ruhe aus ihnen entgegen, ein aus dem Gesetz schöner Nothwendigkeit fließendes Schicksal, das uns erhebt oder erheitert."

Heyse's glückliches Familienleben erhielt in den letzten Jahren einen schweren Schlag. Seine Gattin, die ihn bereits mit vier Kindern beschenkt hatte, wurde von einem nervösen Leiden befallen. Die Uebersiedlung nach Meran, wozu die Aerzte gerathen hatten, brachte nicht die gehoffte Genesung; sie erlag der tückischen Krankheit. Vor einigen Wochen hat sich der Dichter zum zweiten Mal verlobt, mit einer jungen Kaufmannstochter aus München. Er steht noch im frischen Mannesalter; von seinem schöpferischen Talente wird die deutsche Literatur noch manche werthvolle Gabe zu erwarten haben.

Das preußische Panzerschiff Prinz Adalbert und die Corvette Vineta.

(Bilder S. 508 u. 509.)

Deutschland fängt allmälig an, auch eine Seemacht zu werden. Der größte und bedeutendste deutsche Staat, Preußen, ist in neuerer Zeit eifrig bemüht, die Fortschritte des Seewesens sich zu nutze zu machen und seiner Flotte dieselbe Achtung zu verschaffen, welche seine Landmacht sich in der bewunderungswürdigsten Weise errungen hat. Als ein ansehnlicher Zuwachs zu seiner Marine ist das Panzerschiff Prinz Adalbert zu bezeichnen, welches in den Jahren 1863 bis 1865 auf der Werft von Armand in Bordeaux, und zwar für Rechnung der konföderirten Staaten von Amerika erbaut wurde. Als dasselbe nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges entbehrlich wurde, erkaufte es die preußische Regierung. Das Schiff, das als Brigantine getakelt ist, nimmt sich stolz und trotzig aus und läßt, auch ohne daß man seine gähnenden Feuerschlünde sieht, seine kriegerische Bestimmung errathen. Sonderbar und selbst dem Laien auffallend ist die Verlängerung des Vordersteevens in einen etwa 20 Fuß langen Sporn, durch welchen das Schiff eine von der Bauart eines gewöhnlichen Schiffes wesentlich abweichende Form erhält. Der größte Theil dieses Spornes, der zum Anlaufen und Zertrümmern feindlicher Fahrzeuge dienen soll, liegt unter dem Wasser und ist fast lanzettförmig. Eine weitere Eigenthümlichkeit dieses Kriegsungethüms besteht darin, daß dasselbe zwei Kiele besitzt, die mit je einem Steuer und einer Schraube versehen sind, welche gleichfalls tief unter dem schützenden Wasser liegen. Diese Einrichtung dient zur leichtern Lenkbarkeit des Schiffes. Der Rumpf ist mit 21 Zoll starken Eisenplatten gepanzert, die, um der Einwirkung der Temperatur auf das Eisen zu begegnen, nicht fest zusammenschließen, sondern verkittet sind, so daß sie sich in der Wärme ausdehnen. Die Armirung besteht aus einem gezogenen 72Pfünder, der in dem vorderen der sogenannten beiden Thürme seinen Platz hat. Der hintere dieser nichtdrehbaren Thürme, welche die ganze Breite des Decks einnehmen, enthält zwei gezogene 36-Pfünder, deren Ladung 8 Pfund Pulver erfordert und deren Geschoß 85 Pfund wiegt. Das Schiff mit seiner ungeheuren Eisenlast hat einen Tiefgang von 14 Fuß, ist 28 Fuß breit und 175 Fuß lang. Die in Brest erbaute Maschine von 300 Pferdekraft macht über 10 Meilen in der Stunde.

Die Korvette Vineta ist in Danzig auf der Marinewerft erbaut worden und wurde 1864 seefertig. Sie ist 220 Fuß lang, hat 40 Fuß größte Breite und geht 19 Fuß tief. Der Fock- und Großmast haben vom Deck bis zum Flaggenknopf 145 Fuß Höhe; der Besanmast ist nur 100 Fuß hoch. Das Schiff hat drei feste Decke; auf dem oberen ist es mit 36pfündigen Tivotgeschützen mit Keilverschluß armirt; die Batterie hat an jeder Seite sieben glatte und sechs gezogene Geschütze; letztere sind 24Pfünder, erstere 36-Pfünder. Im Zwischendeck ist das Logis für die Mannschaften und Offiziere, sowie der Maschinenraum. Die Maschine von 400 Pferdekraft ist in Greenwich erbaut und treibt das Schiff mit einer Schnelligkeit von 10—12 Knoten die Stunde. Nach den neuesten Nachrichten befand sich in letzter Zeit die Vineta in Schanghai (China). Wie englische Blätter wissen wollen, gehöre zu den Zwecken ihrer dortigen Anwesenheit auch die Erwerbung eines Landstreifens auf der Insel Formosa für Preußen.

Daß die preußische Regierung ernstlich daran denkt, ihre Marine auf einen achtunggebietenden Fuß zu bringen, hat sie erst ganz neulich wieder durch den in Nordamerika bewerkstelligten Ankauf des Monitor Onondaya und die Erwerbung der Panzerfregatte Kronprinz bewiesen, und sind wir daher wohl zu der Erwartung berechtigt, daß unsere Seegrenzen sich bald desjenigen Schutzes erfreuen werden, den Deutschland so lange vermißt und dessen Mangel es seit 1848 schon so schmerzlich und beschämend hat empfinden müssen.

Die preußische Kriegsmarine ist noch sehr jung. Zwar hatte bereits der große Kurfürst sechs Fregatten zu 20—40 Kanonen ausrüsten lassen, welche gegen französische Schiffe kämpften, den Spaniern reiche Schiffe abnahmen, in Westindien und Afrika kreuzten und hier die Kolonie Friedrichsburg an der Goldküste schützten. Aber mit dem Aufgeben dieser Kolonie unter Friedrich Wilhelm I., 1720, hatten auch die ersten Versuche mit einer preußischen Kriegsflotte ihr Ende gefunden. Erst Friedrich Wilhelm IV. hat den Gedanken einer preußischen Kriegsmarine wieder aufgenommen. Anfänglich wurde freilich mit der Sache etwas langsam zu Werke gegangen. Als aber nach 1848 die Projekte einer deutschen Kriegsmarine gescheitert waren, verfolgte Preußen den Gedanken mit der Zähigkeit, Ausdauer und Energie der norddeutschen Natur. Preußen hat zweifellos nach seiner Größe, Macht und geographischen Lage den Beruf, der deutschen Flagge und dem deutschen Namen auf dem Meere und in fernen Welttheilen Achtung zu verschaffen. Daß es diesen Beruf richtig erkennt und ernstlich bewähren will, dafür zeugt seine gegenwärtige eifrige Thätigkeit im Marinewesen.

Das Jahndenkmal zu Lenz in der Priegnitz.

(Bild S. 512.)

Dem kerndeutschen Manne, der sich so große Verdienste um die turnerische Erziehung des deutschen Volkes erworben hat, die in

neuerer Zeit nun selber zu einem Moment der militärischen Ausbildung allenthalben erhoben wurde, während anfänglich die Bestrebungen des „Turnvaters" für körperliche Uebung und Abhärtung bei der Diplomatie in Mißkredit kamen und Jahn deßhalb Verfolgungen ausstehen mußte — hat man auf dem Schauplatze seines ersten Wirkens, auf der Hasenhaide in Berlin, ein Denkmal gesetzt, zu dem nicht nur alle deutschen Volksstämme, sondern selbst auch das Ausland seine Bausteine beigetragen hat. Ein zweites Denkmal zu Ehren des Begründers deutscher Turnkunst erhebt sich auch in seiner Heimat, zu Lenz in der Priegnitz. Es ist ein einfacher, auf drei Stufen aufgeführter, mit einer Inschrift und dem Medaillon Jahn's versehener Obelisk — in seiner Einfachheit und mit seinem harten Gestein, aus welchem er besteht, der schlichten, geraden, einfachen Weise, dem festen, granitnen Charakter des Mannes entsprechend, den erst die Gegenwart in seinen Verdiensten für Ausbildung und Abhärtung des Körpers, für Wiederherstellung



Das Jahndenkmal zu Lenz in der Priegnitz. (S. 511.)

urkräftigen deutschen Wesens und Erweckung patriotischen und freiheitliebenden Sinnes vollgültig zu würdigen versteht.

Fliegende Blätter.

Räubergroßmuth. In Meriko ist einer der reichsten Menschen gestorben, der ehemalige Vertreter seiner Heimat am pariser Hofe, Señor Escandon. Er hatte die größten Besitzungen in der Sonora. Seine Revenüen, welche er aus seinen ausgedehnten Bergwerken bezog, beliefen sich auf ungefähr zwölf Millionen Dublonen jährlich. Die Räuber nahmen regelmäßig ihren besondern Part in Anspruch. Genau von dem Weg unterrichtet, den seine Beamten mit dem Gelde oder den Barren nahmen, wiederholten die merikanischen Fra Diavolos pünktlich ihr: „Ja, es muß unser sein!" Zum Glück für den Eigenthümer besaßen diese Räuber eine gewisse Großmuth; sie nahmen niemals mehr als die Hälfte der Einnahmen des merikanischen Cröjus. In England lebt ein ähnlicher Cröjus, der glücklicherweise keine solchen Kontributionen zu leisten hat — wir meinen den Marquis von Westminster. Der reichste Mann Englands besitzt allein an unbeweglichen Gütern ungefähr zwölfhundert Millionen. Als er die Summe der Hinterlassenschaft des Escandon erfuhr, soll er mitleidig gesagt haben: „Ich glaubte ihn in besseren Verhältnissen."

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von **John Nobody.**

(Fortsetzung.)

3. Moreland's Villa.

Am folgenden Morgen begab ich mich in Begleitung eines Beamten in Civilkleidern nach dem betreffenden Hause, in welchem ich das Mädchen hatte verschwinden sehen. Das Dorf Blankville war zwar nicht sehr groß, aber durch die Eisenbahnstation und eine Anzahl von Fabrikanlagen in der Umgegend war eine ziemliche Menge von fremden Arbeiterfamilien im Dorfe und dessen unmittelbarer Nähe, und es gab verschiedene Häuser, welche, zu kleinen Wohnungen eingerichtet, weit über die Dimensionen gewöhnlicher Bauernhäuser hinausgingen. Auch das obengenannte Haus hatte drei Stockwerke, in welchen nicht weniger als acht Familien wohnten. Wir klopften an die Thür der linken Parterrewohnung, eine schlicht und harmlos aussehende Frau in mittlerem Alter öffnete, behielt aber den Drücker der Thür in der Hand und erwartete so, daß wir unser Begehren nennen möchten. Wir traten Beide ein, ehe wir sprachen. Ein rascher Ueberblick zeigte uns ein völlig unverdächtiges Gemach mit einfacher Einrichtung; auch ein Bett stand darin. Sonst aber war kein lebendes Wesen zu sehen.

„Ist Ihre Tochter anwesend?" fragte ich die Frau. — „Sie meinen vielleicht meine Nichte?" entgegnete die Frau in irischem, halb amerikanisirtem Accent. — „O, sie ist Ihre Nichte? Dacht' ich's doch! Ein schlankes Mädchen mit schwarzen Augen und Haaren." — „Das ist Leesy jedenfalls, die Sie meinen. Soll sie Ihnen vielleicht etwas anfertigen?" — „Ja," antwortete der Beamte für mich, indem er nun die Sache selbst in die Hand nahm; „ich wünschte eine Partie Hemden gemacht zu haben, sechs Stück feine gesteppte Oberhemden." Er hatte mit scharfem Auge eine halbverdeckte kleine Nähmaschine am Fenster bemerkt und setzte voraus, daß hier feine Näharbeiten gefertigt würden. — „Es thut mir recht leid," versetzte die Frau, „daß es unmöglich sein wird, aber Leesy ist jetzt nicht mehr bei mir, und ich getraue mir nicht, so feine Arbeiten zu machen. Ich fertige nur Hemden für die Eisenbahnarbeiter, doch für die feinen Bruststücke ... ich weiß nicht, ob ich's werde zu Stande bringen, Sir." — „Ei, wie schade! Aber wo ist nun Leesy; wohnt sie nicht mehr bei Ihnen?" — „Sie ist nur hier, wenn sie keine Stelle hat, Sir. Leesy ist eine Waise und das arme Mädchen artet anders als die Sullivan's. Ich hab' sie aufgezogen als kleines Ding von fünf Jahren, und ich darf sagen, daß ich etwas aus ihr gemacht habe; sie kann lesen und schreiben wie die Ladies im Lande." — „Aber Sie sagten uns noch nicht, wo Leesy jetzt ist, Mrs. Sullivan." — „Nun, sie macht jetzt feine Sachen in einem newyorker Modegeschäft — Häubchen und Kragen, Manschetten, Schleifen und die zierlich gestickten Busenstreifen, wissen Sie. Leesy hat so viel Geschick und verdient mehr als mit glattem Nähen — vier Dollars die Woche und Wohnung für zwei und ein halb, in einem schönen, netten Hause. Sie hoffte, in ein paar Monaten Directrice mit sieben Dollars wöchentlich zu werden. Sie war gestern den Tag über bei mir — das thut sie oft, und fährt dann Montags Morgens mit dem Sechsuhrzuge wieder zur Stadt. Ich wollte sie heute früh bewegen, den Tag noch hier zu bleiben, weil sie gar nicht wohl war, das arme Ding. Seit einiger Zeit ist's gar nicht mehr dieselbe — ich glaube, sie hat die Auszehrung oder bekommt sie noch. Sie ist jetzt so nervös, daß die gestrige Neuigkeit über den schrecklichen Mord sie fast tödtete. Aber was ist das auch für eine schaudervolle That — ist es nicht, meine Herren? Ich habe letzte Nacht deßwegen kein Auge zuthun können ... solch' ein feiner, guter junger Herr mußte sterben, man weiß nicht wie!" — „Kannten Sie ihn, Mrs. Sullivan?" — „Ob ich ihn kannte? Als wär's mein eigener Sohn gewesen, wenn ich einen gehabt hätte. Er kam öfter hier vorbei, wenn er zu seines Vaters Villa oder zu Argyll's ging, und Leesy nähte zwei Sommer in seiner Familie, als diese in der Villa lebte. Sie wurde immer gut bezahlt, aber als sie einst fortging, fragte Mr. Moreland, lachend, wie es ihm so schön stand: ‚Und wie viel haben Sie nun an diesem Tage verdient, Miß Sullivan, nachdem Sie die langen, heißen Stunden rastlos gearbeitet?' — ‚Fünfzig Cents, Sir, und ich habe Ihrer Mutter für eine so gute Bezahlung zu danken,' antwortete meine Nichte, worauf er in die Tasche gegriffen, ein Zehndollarsgoldstück hervorgeholt und ihr gereicht hat. ‚Frauen,' hat er dabei gesagt, ‚werden für ihre Arbeit nicht halb genug bezahlt — es ist eine Schande! Wenn Sie nicht einen Dollar den Tag über verdienen, Miß Sullivan, so haben Sie keinen Cent verdient. Scheuen Sie sich also nicht, dieß zu nehmen, es kommt Ihnen zu.' Und das ist's, warum Leesy so oft und viel an ihn dachte; er hatte ein Herz für die Armen — Gott segne ihn! Wie ist es einem Menschen nur möglich gewesen, an diesen Gentleman die ruchlose Hand zu legen?"

Der Beamte las in meinem Gesicht seine eigenen Gedanken; doch der Verdacht, welcher in uns Beiden aufstieg, verdunkelte die Erinnerung an Moreland und ich verbannte ihn aus meiner Seele. Es sah ihm ähnlich, die Arbeit eines leidenden Nähmädchens freigebig zu bezahlen, aber es war ihm ganz unähnlich, aus ihrer Unwissenheit und Dankbarkeit einen Nutzen zu ziehen, der dann vielleicht für das Mädchen Ursache zu verzweifelter Rache hätte geben können. Der Beamte freilich, gleich den Meisten seiner Art weniger zart und taktvoll empfindend, schien anderer Meinung. Er nahm sich unaufgefordert einen Stuhl, ließ sich gemächlich darauf nieder und fuhr im Tone gewöhnlicher Neugier fort: „Also Leesy dachte viel an ihn, Mrs. Sullivan? Nun, Jedermann sprach nur lobend von ihm. Und sie nähte in der Familie?" — „Sechs Wochen lang jeden Sommer. Sie waren immer Alle sehr mit ihrer Arbeit zufrieden, denn Leesy ist die geschwindeste und sauberste Hand mit der Nadel. Wenn sie hier wäre, Sir, würde sie Ihre Hemden gewiß recht hübsch machen." — „Hm; seit wann lebt sie nun in Newyork?" — „Seit Anfang des letzten Winters; es wird nun ein Jahr. Es war etwas über sie gekommen wie Heimweh oder so etwas Aehnliches, genug, sie kam mir ganz seltsam vor. Ich ließ sie gern gehen, weil ich dachte, ein Wechsel thue ihr gut; aber ihr Zustand ist seitdem schlimmer geworden, sie hat am Tage keine Ruhe und seufzt in der Nacht. Ich fürchte übrigens, sie hat sich am Sonnabend erkältet, denn sie kam zu Fuße vom Bahnhofe und war durchnäßt bis auf die Haut und weiß wie ein Betttuch, und als die Nachbarn mit der Neuigkeit kamen, daß der Gentleman todt gefunden worden sei, schrie sie laut hinaus und brach zusammen wie ein abgeschnittener Halm. Ich wundere mich nicht darüber, zitterte ich doch selber am ganzen Leibe."

Ich erinnerte mich der Aeußerung des Fremden, das Mädchen sei mit einem andern Zuge gekommen; deßhalb sagte ich: „Wenn Leesy mit dem Sechsuhrzuge gekommen ist, muß sie doch mit Moreland zusammen gefahren sein." — „Ich glaube, Sie kam mit dem Siebenuhrzuge, Sir; ja, so wird's sein — es war halb Acht, als sie hier anlangte. Sie hat ihn nicht gesehen, ich fragte sie bereits gestern darüber." — „In wessen Geschäft arbeitet sie in Newyork?" fragte der Beamte. — „In Nummer 3, Broadway; es ist ein Laden zwischen der Wallstreet und dem Kanal... Wünschen Sie sonst etwas von ihr?" fragte die Frau plötzlich stutzend, denn es kam ihr vor, als wenn unsere Nachforschung sich mehr und mehr auf etwas Besonderes zuspitze. — „O nein, nein," erwiederte der Beamte, sich erhebend; „ich war nur etwas ermüdet vom vielen Laufen und dachte, ich könne mich bei Ihnen über dem Gespräch ein wenig ausruhen. Vielleicht könnte mir Ihre Nichte die Hemden machen, wenn sie wieder zum Besuch kommt. Sie kommt doch nächsten Sonnabend?" — „Das weiß ich wirklich nicht, Sir; es kostet sie zu viel, die Fahrt jede Woche zu machen. Aber wenn Sie mir den Auftrag wegen der Hemden geben wollen und ich schicke sie ihr, dann kommt sie gewiß, ehe sie alle sechs fertig hat. Soll ich die Leinwand abholen, Sir?" — „Ich werde sie Ihnen bringen, sobald sie bereit liegt." — „Nun gut. Ich hab' Ihnen einen recht guten Morgen zu wünschen, meine Herren."

Der Beamte beschloß, nach Newyork zu gehen und einen Detektive auf Leesy Sullivan's Spur zu bringen, nachdem ich ihn auf die Differenz zwischen den Angaben des Fremden und der Irländerin aufmerksam gemacht hatte. Ich gab ihm Geld zur Reise und versprach ihm für sich wie für den Detektive im Namen meines Chefs eine ansehnliche Anerkennung, wenn es ihnen glücke,

Licht in das schauerliche Dunkel der Mordthat zu schaffen. Der Leichnam sollte Montag Nachmittag nach Newyork transportirt werden, wo am folgenden Tage die Bestattung stattfinden würde. Das Familienbegräbniß der Moreland's war in Greenwood. Bis zur Stunde der Wegführung nach dem Bahnhofe war ich frei und trieb mich ziellos umher.

Zufällig oder von einer höheren Hand geleitet kam ich in die Nähe der Villa Moreland, die etwa eine Viertelstunde von Blankville entfernt am Fuße eines Hügels und am Ufer des Hudsonflusses lag, rings von malerischem Geländ und reizenden Bäumen umgeben, eine der schönsten Partieen zum Sommeraufenthalt in der ganzen Gegend. Zu dieser Jahreszeit war der Platz indeß verlassen; nur der Gärtner und seine Frau bewohnten ein kleines Gebäude hinter den Gartenanlagen, und Ersterer war den größten Theil des Tags abwesend. Hinter dem Hause und nach der südlichen Pforte zu, durch die ich eintrat, dehnte sich eine Gruppe von Ahorn- und Rüsterbäumen aus, deren gelb- und braunrothes Blätterwerk im Sonnenschein schillerte. Die ganze breite Fläche vor der Villa war grüner Rasen, der sich zum Flusse allmälig abfallend hinzog. Im Garten blühte noch manche späte Blume, wie Astern in bunten Farben, Krysanthemum, Dahlien und Pensee. Ich pflückte eine Anzahl der Letzteren — Eleanor's Lieblingsblumen.

Als ich mich vom Garten aus der westlichen Säulenhalle der Villa nahte, erblickte ich schon von Weitem, ohne selbst bemerkt zu werden, eine sitzende weibliche Gestalt, einen Arm um eine der Säulen gelegt und den Kopf an diese gelehnt, während der Hut zu ihren Füßen im Grase lag. Einen Schritt mehr und ich erkannte das Nähmädchen Leesy Sullivan. Ich hatte, da Gesträuch und eine der kolossalen Vasen zur Seite der Säulenhalle mich verbargen, Gelegenheit, das Gesicht des Mädchens zu studiren, auf welches mein Verdacht gefallen war. In diesem Augenblicke, wo Leesy keine Ahnung davon haben konnte, daß sie beobachtet werde, sprach die Seele aus ihrem Auge und aus allen Zügen des Gesichts, und diese stumme Sprache bekundete nichts als Schmerz und Verzweiflung. Sie starrte regungslos vor sich hin über die Rasenfläche, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Die Kleidung, welche sie trug, war schwarz, und wenn auch schlicht, doch nett. Die Marmorweiße ihres Gesichts stach gegen das dunkle, von der Stirn zurückgestrichene Haar auffallend ab. Dieß Antlitz war ganz geeignet, Leidenschaft auszudrücken; nachdem ich es genau betrachtet, wunderte ich mich nicht mehr über den wilden Blick, den sie Angesichts der Leiche unter ihren schön gebogenen, starken, schwarzen Brauen hervorschoß. Unleugbar war sie eine interessante Erscheinung und ich hatte das lebhafteste Verlangen, zu wissen, auf welche Weise die Fäden ihres Lebens mit dem glänzenden Gewebe eines vornehmeren Glückes, das nun auf der Bahre lag, verflochten worden waren. Ich glaubte, daß eine Unterredung mit ihr mich werde erkennen lassen, ob es eine schwere Schuld oder nur ein schwerer Kummer sei, der ihr Herz bewegte.

Wohl eine halbe Stunde lang beobachtete ich sie, kaum zehn Schritte von ihr entfernt, und als sie bei dem Pfeifen einer um den Hügel sausenden Lokomotive plötzlich den Kopf erhob und mich stehen sah, fuhr sie nicht erschrocken zusammen, wie ich von einer schuldbeladenen Person erwarten durfte, sondern blickte nur verwundert und wie beschämt auf mich. Dann aber stand sie rasch auf und eilte hinweg. „Miß Sullivan, Sie haben Ihren Hut vergessen!“ rief ich. Sie kehrte langsam um und griff nach dem Hute, den ich inzwischen aufgehoben hatte. Ich mußte mir jetzt selbst Beruhigung und Genugthuung verschaffen, ohne dem Mädchen, das vielleicht unschuldig an der That oder irgend einer Beihülfe zu derselben war, unrecht zu thun. Ihre unerklärte Abwesenheit von drei Uhr Sonnabends bis eine Stunde nach dem Morde; die Angabe ihrer Tante, daß sie nach Newyork zurückgekehrt sei, während ich sie nun hier fand; ihr Einschleichen in Argyll's Garten und das Verweilen am Fenster der Todtenkammer, sowie andere kleine Umstände heischten unbedingt nähere Erklärung, und doch durfte ich sie nicht vorzeitig durch Bloßgeben meiner Gedanken scheu und vorsichtig machen; sie würde ja für den Fall, daß sie Mitwisser der That gehabt, diese sicher gewarnt haben. Um aus dem Tone ihrer Worte eine Vermuthung zu schöpfen, sagte ich neben ihr hergehend: „Ihre Tante theilte mir heute mit, Sie seien nach Newyork gegangen.“ — „Das wollte ich auch,“ erwiederte das Mädchen. „Sind Sie hierher gekommen, um nach mir zu sehen, Sir?“ Indem sie diese Frage stellte, hielt sie in ihrem Gange inne und blickte mich scharf an, als erwarte sie, daß ich erkläre, was ich von ihr wolle. — „Nein,“ antwortete ich ausweichend, „ich ging nur spazieren, und ich darf annehmen, daß unsere übereinstimmenden Gedanken uns Beide hierher geleitet haben. Diese Oertlichkeit hat ja nun für Manche ein tieferes Interesse.“ — „Interesse! Ja, das Interesse gemeiner Neugier!“ versetzte sie mit Ironie. „Es gibt für die Leute etwas zu schwatzen — wie hasse ich das!“

Dieß war nicht die Sprache einer Person in ihrer Stellung; ich dachte an das, was ihre Tante von der feinen Erziehung sprach, die sie genossen hätte, und mußte die Bemerkung machen, daß des Mädchens Ideen über die Linie ihres Standes hinausgingen; wahrscheinlich verdankte sie diesem Mißverhältnisse auch ihr Unglück, denn daß sie tief unglücklich, wenn nicht schuldvoll war, lehrte mich ein einziger Blick in ihr Antlitz. Es lag zu nahe, daß sie, in emporgeschraubter Selbstliebe oder Empfindung, Moreland's Freundlichkeit für Neigung genommen hatte. Den Gedanken, daß er wirklich ein verstohlenes Liebesverhältniß mit ihr unterhalten habe, scheuchte ich von mir, denn das hätte einen unedlen Charakter voraussetzen lassen, den Moreland nie gezeigt hatte. „Auch ich, Miß Sullivan, liebe es nicht, den Schmerz meiner Freunde vor den Augen der Neugier bloßgestellt zu sehen.“ — „Und doch, Sir, ist das Recht, zu trauern, ein schönes Privilegium! Ich versichere Ihnen, der Kummer der vornehmen Lady, welche er zu heirathen im Begriff war, ist gering im Vergleich mit dem Schmerze Anderer, die sie beneiden.“ Der Ton dieser Worte war schneidend, sie schien zu fühlen, daß sie einem Fremden gegenüber zu viel gesagt hatte, denn sie verstummte, über sich selbst betroffen, und beschleunigte ihre Schritte. Wir waren eben am Ausgange des Gartens angelangt; ich legte die Hand an den Griff der Thür und hielt ihn, indem ich fest entgegnete: „Vielleicht war es die Hand des Neides, welche den Becher der Freude von ihren Lippen riß. Ihr junges Leben ist für immer seiner Blüte beraubt.“ — Leesy's Gesicht verzog sich krampfhaft, sie griff nach der Thür und suchte diese meiner Hand zu entwinden. „O, thun Sie das nicht, Sir, lassen Sie mich hinaus!“ stammelte sie, mehr flehend als verletzt. Ich ließ die Thür los und sie floh auf dem Wege, der um den Hügel herumführte, wie ein gehetztes Reh. Ich starrte ihr kopfschüttelnd nach, ohne zu wissen, was ich von diesem seltsamen Wesen denken sollte.

Einige Minuten später kam die Frau des Gärtners, Mrs. Scott, an die Pforte; sie hatte rothgeweinte Augen, denn sie war im Dorfe gewesen, um die Leiche ihres jungen Herrn zum letzten Male zu sehen. „Er liegt da als ob er schliefe,“ sagte sie nach den ersten Begrüßungen, „und Miß Eleanor sitzt neben ihm wie todt. Es überlief mich kalt, sie anzusehen. Gott weiß, was daraus werden soll; es ist kein gutes Zeichen, daß sie so still sitzt und kein Wort spricht. ‚Stille Wasser sind tief,‘ heißt es im Sprüchwort. Sie fürchten Alle die Stunde, wenn Mr. Moreland's Leiche hinweggenommen wird; der arme Vater ist ganz gebrochen ... Aber wer ging da eben so rasch von Ihnen weg, Mr. Redfield? War es wieder das Mädchen?“ — „Meinen Sie damit Miß Leesy Sullivan?“ — „Ja; kennen Sie sie? Die Aermste ist ganz verstört. Sie saß hier fast den ganzen Sonnabend, bis es zu regnen anfing — ich denke, sie muß sehr durchnäßt heimgekommen sein. Was sie nur haben mag, Sir?“ — „Ich weiß es nicht; als ich kam, fand ich sie auf der Thürschwelle sitzen und vor sich hinstarren. Vielleicht nimmt sie so lebhaften Antheil, weil sie in Moreland's Familie nähte. Haben Sie sie näher kennen gelernt, als sie im Sommer hier arbeitete?“ — „Ich habe höchstens ein Dutzend Mal mit ihr gesprochen, denn ich kam selten in ihre Nähe, und sie war den ganzen Tag bei der Nadel. Ich glaube aber, sie ist stolzer als sonst die Nähterinnen sind, vielleicht weil sie weiß, daß sie hübsch ist. Seitdem aber ist sie dünner geworden und hat rothe Flecken auf den Wangen, als wenn sie die Auszehrung hätte.“ — „Wurde sie denn in der Familie außergewöhnlich freundlich behandelt?“ — „Sie wissen ja, Sir, es liegt in der ganzen Moreland'schen Familie, gut mit den Untergebenen umzugehen. Ich habe

mehrmals gesehen, wie Henry, der nun todte Herr, darauf beharrte, sie solle mit in den Wagen steigen, wenn die Familie eine Spazierfahrt machte; doch nie habe ich ihn mit ihr allein gesehen. Er sagte seiner Mutter, solch' ein armes Mädchen, die den ganzen Tag angestrengt arbeitete, müsse zu Grunde gehen, wenn sie nicht frische Luft schöpfe, und die gute Lady lachte und ließ ihn gewähren — das war seine edle Weise; aber ich will einen Eid darauf ablegen, daß er nie mit dem Mädchen über seine milde Freundlichkeit hinausgegangen ist." — „Das ist auch meine Ansicht, Mrs. Scott; es hieße das Andenken des Gemordeten beflecken, wollte man anders denken. Doch es ist etwas sehr Seltsames und Auffallendes in der Handlungsweise des Mädchens — ich kann Ihrer Verschwiegenheit trauen, Mrs. Scott, und bitte Sie, darüber gegen keinen Menschen ein Wort fallen zu lassen, aber recht auf Leesy's Betragen aufzupassen, wenn sie sich wieder hier zeigen sollte, dann machen Sie mir Mittheilung über dieselbe." — „Gut, ich will es thun, Sir, aber ich denke nicht daran, ihr etwas in den Weg zu legen; sie mag unglücklich genug sein, wenn sie etwa, durch Mr. Moreland's Freundlichkeit verleitet, ihn in ihr Herz geschlossen hat. Ich könnte das arme Kind nur beklagen. Mr. Moreland war ein so guter und schöner Mann, daß man ihn gewiß lieb haben mußte."

Die gute Gärtnersfrau brach dabei in einen neuen Thränenstrom aus, und ich entfernte mich rasch, um nicht von meinem eigenen Gefühl überwältigt zu werden. Als ich in das Bureau trat, fand ich Mr. Argyll allein anwesend; er hatte den Kopf in die Hand gestützt und saß in tiefe Gedanken versunken da. Kaum war ich im Zimmer, so sprang er auf, schloß die äußere Thür und sprach in gedämpftem Tone: „Richard, es hat sich abermals etwas Seltsames ereignet — ich bin um zweitausend Dollars bestohlen worden." — „Wann und wie?" fragte ich erschrocken. — „Das weiß ich nicht. Vor vier Tagen entnahm ich den Betrag in Billets von der Parkbank und legte ihn, gerade wie ich ihn empfing, in das Pult meines Bibliothekzimmers. Das Pult ist verschlossen und ich trage den Schlüssel stets in der Tasche. Wie lange das Geld heraus ist, kann ich nicht sagen, erst vor einer Stunde sah ich darnach, und es ist verschwunden, obschon das Pult noch wie gewöhnlich verschlossen war." — „Haben Sie das Geld nicht doch vielleicht wo anders hingelegt, Mr. Argyll?" — „Nein, sicher nicht; es ist gestohlen. Das Geld sollte für meine arme Eleanor sein, um noch in dieser Woche ihre Aussteuer zu vervollständigen. Nun hat sie das nicht nöthig, aber ein Diebstahl, gerade in dieser Zeit der Unruhe und des Schmerzes und in einer Weise, daß man Bekanntschaft des Diebes mit meinen Einrichtungen voraussetzen muß, das ist doch seltsam!" Dabei blickte er mich an, als habe er einen unbestimmten Verdacht auf mich geworfen. — „Wer wußte davon, daß Sie dieß Geld bezogen hatten?" fragte ich. — „Niemand, so viel ich mich erinnere, außer meinem Neffen." — „Können Sie die Billets nicht rekognosziren?" — „Nicht alle; ich erinnere mich einer neuen Fünfhundertdollarsnote, von welcher die Parkbank vielleicht die Nummer weiß. Das Uebrige waren gemischte Noten. Ich kann mir nur die eine Möglichkeit denken, daß James, welcher für mich das Geld holte, von einem schlauen Diebe verfolgt worden ist, der die Spur bis in's Innere meines Hauses festgehalten und dann die geeignete Gelegenheit zum Einbruch benützt hat. Das Schloß ist so gewöhnlicher Art, daß es sich leicht öffnen läßt, und wir sind in unserem stillen Dorfe immer sorglos vertrauend gewesen. Möglich, daß derselbe Schurke seine Hand an den armen Henry gelegt hat." — „Sie vergessen, Mr. Argyll, daß Henry nicht beraubt worden." — „Das ist richtig; kann man aber nicht annehmen, daß der Verbrecher bei der Vollendung seiner That durch irgend einen Umstand unterbrochen worden?" — „O, dann wäre er gewiß später an den Platz zurückgekehrt, wo ja der Gemordete die ganze Nacht unentdeckt gelegen hat." — „Das ist ein Grund; aber ein Mörder, lieber Freund, legt sich nicht leicht auf die Lauer, wenn er sich einmal in der Meinung, er werde gestört, von seinem Opfer zurückgezogen hat. Genug, ich weiß nicht, was ich von der Sache denken soll." — „Denken Sie jetzt gar nicht mehr darüber nach, Sir; diese schrecklichen Aufregungen könnten Sie noch auf das Krankenlager werfen. Lassen Sie mich noch heute die Polizei in Newyork unterrichten; vielleicht gelingt es, die Nummer der Fünfhundertdollarsnote bei der Bank zu erfahren. Auch will ich von James Auskunft über die Mitreisenden bei seiner Heimkehr mit dem Gelde zu erlangen suchen. Haben Sie ihm schon etwas über Ihren Verlust gesagt?" — „Nein; ich sah ihn seit meiner Entdeckung noch nicht. Sprechen Sie darüber mit ihm und thun Sie, was Sie können, Richard, denn ich fühle mich schwach wie ein Kind."

Es bedurfte für mich keiner Anregung zum Eifer, denn die neue Teufelei hatte mich mit einem wahren Ingrimm erfüllt, und es konnte mir, als einer der nächsten Vertrauenspersonen Mr. Argyll's, nicht gleichgültig sein, daß ein gleichsam unter unsern Augen verübter Raub unaufgeklärt blieb. Auf der Treppe begegnete mir James; ich konnte natürlich an dieser Stelle ihm über das Vorgefallene keine Mittheilung machen, sondern eilte zunächst in meine Wohnung, um das Nöthigste zur Fahrt nach Newyork zu holen. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Feldzuge des preußischen Heeres in Oesterreich.

Von **Julius von Wickede.**

(Fortsetzung.)

Solch ein nächtlicher Verbandplatz, auf dem beim düsteren Scheine der Laternen die Aerzte ihrer blutigen Thätigkeit obliegen, ist übrigens ein Ort des Grauens und Schreckens. Wie viele Umstände werden im Frieden mit einem einzigen Verwundeten gemacht, welche lange Vorbereitungen erfordert eine Amputation, mit welcher Sorgfalt wird sie unternommen! Und nun hier im Kriege, wie ganz anders geht es, ja muß es da zugehen, denn die höchste Eile ist ja nur zu dringend geboten. Dutzende von Armen und Beinen schneidet oft ein einziger Militärarzt in einem Tage ab, und die schwierigsten Amputationen werden mit einer Schnelligkeit unternommen, als handelte es sich einfach darum, ein Hühnerauge auszuschneiden. „Noth kennt kein Gebot". Die Wahrheit dieses Spruches erkennt man nirgends mehr als gerade in einem Feldlager. So weit es irgend geschehen konnte, wurden übrigens alle Verwundeten, gleichviel ob es Preußen, Oesterreicher oder Sachsen waren, in allen preußischen Militärlazarethen mit der äußersten Sorgfalt behandelt, und man suchte ihre Leiden, so weit es die Mittel, über welche man zu gebieten hatte, erlaubten, zu lindern. Ueber alles Lob erhaben war die Thätigkeit der protestantischen Johanniter und katholischen Malteserritter und der Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern und Brüder der verschiedenen Orden. Wahrlich, es war wirklich ein rührender Anblick, wenn alle diese vielen frommen Pfleger und Pflegerinnen, nur von dem Gebote der wahren christlichen Barmherzigkeit getrieben, Tag um Tag in den Lazarethen verweilten und sich unermüdet den unangenehmsten, ja selbst ekelhaftesten Diensten, wie solche bei der Pflege der Verwundeten nun einmal nicht zu vermeiden sind, unterzogen. Viele tausend brave Soldaten sind lediglich nur allein durch die aufopfernde Pflege dieser Johanniter, Malteser, Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern und Brüder dem Leben erhalten worden. Eine sehr erfreuliche Erscheinung dabei war auch, daß jeglicher konfessionelle Hader bei diesen Werken der Barmherzigkeit gänzlich schwand, und Protestanten wie Katholiken nur darin miteinander wetteiferten, wer das Meiste leisten solle. Wie oft habe ich barmherzige Schwestern am Lager protestantischer und wieder Diakonissinnen an dem katholischer Verwundeter sitzen sehen. So zeigte dieser Krieg, nebst so manchen traurigen, doch auch wieder mehrere höchst erfreuliche Erscheinungen, und zu letzteren rechne ich auch besonders noch, daß irgendwie eine konfessionelle Gehässigkeit nirgends dabei vorgekommen ist.

Es war keine Kleinigkeit, in Gitschin den Tausenden von preußischen Soldaten, die jetzt von allen Seiten heranstürmend in die Stadt drangen, schnell Nahrung und Unterkunft zu verschaffen. Die Leute waren vom Kampfe noch erhitzt, dabei auf das Aeußerste ermüdet, hungrig und verdurstet, und hofften nun sogleich in dem Städtchen die so dringend ersehnte Befriedigung aller ihrer

Wünsche zu erhalten. Aber eher das Gegentheil fand davon statt. Die meisten Häuser waren verschlossen, Thüren und Fensterläden dicht verriegelt und die geängstigten Bewohner geflohen. Daß nun freilich manche Szenen der Unordnung vorkamen, die eigentlich nicht hätten stattfinden sollen, ist leicht begreiflich und auch zu entschuldigen. Manche verschlossene Häuser wurden von den Soldaten gewaltsam erbrochen und dann nach Lebensmitteln durchsucht, und Alles, was irgendwie an Speise und Trank gefunden werden konnte, mit Jubel als gute Beute erklärt und hastig verschlungen. Hatten doch manche preußische Truppen in den letzten vierundzwanzig Stunden fast unaufhörlich marschiren oder blutige Kämpfe liefern müssen, ohne weiter etwas zu essen zu bekommen, als was sie vielleicht in ihrem Brodbeutel mit sich führten. Daß Soldaten in solcher Stimmung und noch dazu wenn sie viele verschlossene Thüren finden und sich erst gewaltsam den Eingang bahnen müssen, gerade nicht viel Rücksicht nehmen, ist sehr erklärlich und wird gewiß bei allen Truppen der Welt vorkommen. Hie und da mögen wohl in einzelnen Häusern einige Fensterscheiben und Spiegel zerschlagen und Tische und Stühle herausgeworfen worden sein, um sie bei den Feuern, die vielfach angezündet wurden, in Ermanglung von anderem Brennmaterial, das in der Eile nicht gleich zu bekommen war, zu verbrennen; andere Plünderungen sind — wenigstens so weit ich dieß in Erfahrung brachte — nirgends vorgekommen. Wo die Bewohner der Häuser nicht geflohen waren, vielmehr den einlaßbegehrenden Soldaten freundlich entgegenkamen und ihnen, was sie an Lebensmitteln besaßen, bereitwillig reichten, da begnügten sich diese stets damit und zogen sogleich wieder ab, ja bezahlten sogar gerne Alles, was ihnen gegeben wurde, mit blankem Gelde, wenn dieß verlangt wurde oder die Leute sehr arm waren. Manche Gastwirthe und Kaufleute in Gitschin, die spekulativ genug gewesen waren, sich große Vorräthe an Bier, Wein, geräucherten Fleischwaaren u. s. w., wie solche die Soldaten im Felde so dringend zu erhalten wünschen, zu versehen, haben in den ersten Tagen Hunderte von Gulden verdient, wie denn überhaupt viel baares preußisches Silbergeld während dieses Feldzuges in Böhmen und Mähren geblieben ist. Freilich mußten diese Leute in anderer Hinsicht auch wieder ungeheure Opfer bringen, und Viele ihrer Bewohner werden sich noch in langen Jahren nicht wieder von den Verlusten, welche ihnen dieser Krieg brachte, zu erholen im Stande sein.

Der Schlag, den mir das erschossene Artilleriepferd in seinen Todeszuckungen gegeben hatte, schmerzte sehr, und mein Fuß schwoll stark, und dabei war ich hungrig, durstig und äußerst ermüdet. Was hätte ich jetzt für ein gutes, saftiges Beefsteak mit einer reichlichen Portion Bratkartoffeln, dann eine Flasche Rhein- oder Bordeauxwein und später ein frisch überzogenes, behagliches Bett — ich war nun schon in sechs Tagen nicht aus der Uniform gekommen — gegeben! Aber leider waren dieß Alles unerreichbare Wünsche, die ich mir selbst mit einer Handvoll Goldstücke nicht zu verschaffen vermocht hätte, und es war eigentlich dumm von mir, daß ich nur überhaupt an so etwas dachte. Wenn es mir gelang, vielleicht einige alte Semmeln, ein Stücklein Knoblauchwurst und dazu einige Schluck Branntwein zu erhalten und mein Nachtlager in dem Winkel eines Stalles aufzuschlagen, so konnte ich überhaupt schon von Glück sagen. Vor der Hand schien auch hiezu noch wenig Aussicht zu sein, denn so ohne Weiteres in die Häuser zu dringen und zu requiriren, wie es die Soldaten thaten, das ging für mich als Offizier doch nicht, und Menschen, die mir für Geld und gute Worte Lebensmittel abließen, konnte ich keine finden, so sehr ich auch danach spähte.

So setzte ich mich denn vor der Hand erst an den Stufen eines Brunnens, kühlte meinen Fuß mit Wasser, tränkte meinen Hengst, hing ihm den Futterbeutel mit einer Ration Hafer, die ich noch bei mir führte, um den Hals und kaute dann in philosophischer Genügsamkeit an einer steinharten Kruste von Kommißbrod, das mindestens schon acht Tage alt war und das ich noch im Futterbeutel glücklicher Weise gefunden hatte.

Und rings um mich her ein Gejohle, Gerufe, Gejauchze, Gesinge der preußischen Soldaten aller möglichen Truppentheile, die sich mit Recht ihres schwer errungenen ehrenvollen Sieges freuten; dazwischen Kommandoworte, Trommelsignale, wenn einzelne Truppen wieder antreten mußten, um den Vorpostendienst zu übernehmen, auch wohl Flüche und Drohungen, wo sich Wägen in einander verfahren und so die Straßen versperrt hatten; dann der Marschschritt fortmarschirender Infanterieabtheilungen, das Gestrampfe von mehreren hundert Pferdehufen, wenn Reiterschwadronen einritten, Gerassel von mehreren Batterieen auf dem holperigen Steinpflaster. Dazwischen ertönte häufig auch der Ruf: „Hoch unser König von Preußen! Hoch unser Prinz Friedrich Karl!“ wenn es vielleicht einzelnen lagernden Truppentheilen gelungen war, sich eines vollen Bier- oder Branntweinfasses zu bemächtigen, oder auch der Gesang des Preußenliedes, womit die Abtheilungen, welche trotz aller Ermüdung noch weiter fortmarschiren mußten, sich den Schlaf vertrieben. Und dieß Alles im Scheine hochflammender Feuer oder auch einzelner Laternen und Pechfackeln.

Wohl eine Stunde saß ich da vor dem Brunnen, und das kühle Wasser erquickte mir Fuß wie Kehle, als ich mich denn mit meinem Rößlein, das inzwischen vortrefflich in dem Hafer geschmaust hatte, wieder aufmachte, um ein Nachtquartier zu suchen. Hier am Ringplatz und in den Hauptstraßen von Gitschin, die von den preußischen Truppen überfüllt waren, fand ich am Wenigsten Platz, das sah ich gleich ein, und so wollte ich denn mein Glück in einem mehr abgelegenen Theile der Stadt versuchen.

Ich mochte ungefähr einige hundert Schritte gegangen sein und befand mich, soweit ich dieß in der Dunkelheit erkennen konnte, in einer engen Straße, die in das Freie zu führen schien, als plötzlich aus einem ansehnlichen Hause ein lautes Hülfegeschrei an meine Ohren drang. Eine Frau schrie mit aller Kraft ihrer Stimme aus dem Fenster, man möge sie vor Plünderung und Mißhandlung retten, und rief mir dann, als ich näher herangekommen war, laut zu: „Mein Herr Soldat, wer Sie auch sein mögen, ich beschwöre Sie, mir Hülfe zu bringen. Ein Haufe Gesindel ist in unser Haus gedrungen und verübt den schändlichsten Unfug. Selbst das Bett, in dem mein armer verwundeter Mann liegt, haben die Kerle ihm schon unter dem Leibe fortgerissen.“ Die Stimme dieser um Hülfe schreienden Frau hatte zwar einen stark ausländischen Accent, klang dabei aber so gebildet, daß man gleich erkennen konnte, die Bittende müsse den höheren Ständen angehören; um so mehr war Grund für mich, ihr Beistand zu bringen. Ich band daher schnell den Zügel meines Pferdes an dem Thürgriff fest, zog meinen Säbel, nahm den Revolver in die Linke und drang nun in die offene Hausthür ein. Auf der Treppe schon kam mir eine Dame im tiefsten Negligee mit einem Lichte in der Hand entgegen und rief, als sie den silbergestickten Kragen meines Waffenrockes erkannte: „Ein Herr Offizier — Sie sendet Gott, mein Herr! — Das Gesindel ist so eben im hintersten Zimmer mit dem Aufbrechen unserer Koffer beschäftigt.“ Die Frau konnte ungefähr vierzig Jahre zählen, mußte früher übrigens sehr schön gewesen sein.

Ich bat sie nun, mir mit dem Lichte zu leuchten und das Zimmer, in welchem die fünf Kerle hausen sollten, zu zeigen. Ein roher Lärm drang mir schon daraus entgegen. Schnell riß ich nun die Thür auf und stürmte, den Säbel in der einen, den gespannten Revolver in der andern Hand haltend, in das Gemach. Fünf Kerle waren darin beschäftigt, einen Reisekoffer, den sie gewaltsam aufgebrochen hatten, seines werthvollen Inhaltes zu entleeren.

„Ihr verfluchten Halunken, wartet!“ rief ich mit lauter Stimme. Kaum hatten die Kerle meine Pickelhaube und Uniform im Schein des Lichtes, welches die Dame unmittelbar hinter mir hielt, erblickt, so stießen sie einige Flüche und Verwünschungen aus und liefen in eiliger Hast zu den zwei offenstehenden Fenstern und sprangen, so schnell sie konnten, Einer nach dem Andern herunter. Den Letzten ereilte ich noch so weit, daß ich einige kräftige Hiebe mit der verkehrten Seite meines Säbels über sein Sitztheil, das er mir sehr verführerisch zeigte, aufhauen konnte, was noch mehr dazu beitrug, die Eile seiner Flucht zu erhöhen.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade Seite 504:

Blaubart.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 44.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark

von

Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

Blasi, der mißgestaltete Cretin, war der Besitzer des stattlichen Grubhofes. Nachdem sein Vater, der Grubbauer, vor mehreren Jahren gestorben war, fiel das ausgebreitete Besitzthum auf ihn, den einzigen Sohn. Da er jedoch als unzurechnungsfähig, zur Verwaltung seines Eigenthums nicht geeignet war, so wurde Prokop, der Bruder seines Vaters, von Seite des Gerichtes als dessen Kurator bestellt.

Prokop hatte einst selbst Haus und Hof besessen, er war der reichste, aber auch der hochmüthigste Bauer im Dorfe. Sein Geldstolz kannte damals keine Grenzen. Wenn er das Wirthshaus oder die Schießstätte betrat, da verstummte plötzlich der größte Lärm, und Alles wartete, bis er das Wort ergriff; denn das ungebildete Volk, welches Reichthum als das höchste Gut anzusehen gewohnt war, ließ sich von dem ebenso rohen als aufgeblasenen Bauer vollkommen beherrschen. Allein sein maßloser Stolz in Verbindung mit seiner Streitsucht verwickelte ihn in mannigfache Rechtshändel mit der Nachbarschaft, welche sein unbeugsamer Starrsinn oft nutzlos bis an die äußersten Grenzen trieb, so daß nach und nach sein ganzer Besitz den Prozeßkosten zum Opfer fiel. Als er obdachlos geworden, und den schönen Bauernhof, das Erbtheil seiner Eltern, verlassen mußte, versuchte er sich zu erhängen, wurde jedoch rechtzeitig wieder zum Leben zurückgebracht. Da nahm ihn sein jüngerer Bruder, der Grubbauer, sammt seinem Kinde in's Haus, woselbst er mehrere Jahre hindurch die Stelle eines Oberknechtes versah. Sein Weib war schon früher gestorben.



Fürst von Hohenlohe, k. bayerischer Ministerpräsident. Originalzeichnung von G. Kühn. (S. 519.)

Prokop schien damals wie ausgewechselt. Er hatte sein zänkisches, unverträgliches Wesen gänzlich abgelegt; am Morgen war er der Erste auf den Beinen, und Abends der Letzte im Bett; auch kam er beinahe gar nicht unter die Leute, sondern verkehrte bloß

mit einem in nächster Nachbarschaft wohnenden Individuum, welches bei dem Bauernvolke insgemein unter dem Namen „der Doktor" bekannt und ihm schon in früheren Zeiten bei seinen mannigfachen Rechtshändeln an die Hand gegangen war.

Erst nach dem Ableben des Grubbauers tauchte seine frühere Rohheit und Wildheit in erhöhtem Maße auf. Jetzt schien er sein Ziel erreicht zu haben, denn er betrachtete sich nun als Alleinherrscher des Grubhofes, da der gesetzliche Erbe eine Null war. Obwohl Prokop unter der Oberaufsicht der Gerichtsbehörde den Grubhof zu verwalten hatte, und die reichlichen Erträgnisse desselben theils zu Gunsten des Erben angelegt, theils zur Vergrößerung des Grundkomplexes verwendet wurden, so sah man ihn doch allgemein als eigentlichen Besitzer des Grubhofes an, denn Jedermann wußte, daß derselbe nach dem Tode des Cretins ihm oder seiner Tochter zufallen müsse.

Der Garten strotzte von duftiger Morgenfrische, allenthalben funkelten die Thauperlen, als ob ein Hagel von Edelsteinen gefallen wäre. Nachdem Sefferl längere Zeit hindurch mit dem Spaten zwischen den Beeten hantirt hatte, hörte man plötzlich Wagengerassel, worauf eine kräftige helle Stimme erklang:

Du blondhaarig's Dirndl
Dich hoab i so gern,
I möcht' weg'n Dein' Flachshaar
A Spinnrad'l wer'n.

Dann folgte ein langgedehnter Jodler, der von Sefferl in gleicher Weise beantwortet wurde. Gleich darauf blieb der Wagen stehen, und ein Kopf erschien über der Gartenplanke.

„Gut'n Morgen, Sefferl!" ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Grüß' Gott, Vinzenz!"

„Is da Voata z'Haus?"

Kaum war die verneinende Antwort erfolgt, so sprang ein kaum zwanzig Jahre alter Bursche von blühender Gesichtsfarbe, dunklen Augen und fröhlichen Gesichtszügen mit kühnem Schwunge über den Gartenzaun. An des Mädchens Seite gelangt, faßte er ihre Hand mit den Worten: „Was machst denn schon in aller Früh' im Garten, Dirndl?"

„I locker' die Erd'n auf und richt' die Beet' zum Säen vor. — Und Du, Vinzenz?"

„I soll auffifahren in's Stadl und a paar Fuhren Heu 'runterholen. Aber 's pressirt nit. Die Pferd können im Schatten ausruhen, derweil wir a Bissel plaudern, nit wahr, Sefferl?"

Das Mädchen antwortete nicht, aber aus ihrer Miene war zu entnehmen, daß sie gegen den Vorschlag nichts einzuwenden habe.

„Hast schon g'hört, Sefferl," fuhr der Bursche fort, „bald gibt's wieder a Hochzeit im Dorf?"

„Ja, die Leni und der Jakob werd'n g'traut und mi hoabens als Kranzeljungfer g'wählt, Vinzenz," sagte das Mädchen, freudig auflachend.

„Und mi als Brautführer," versetzte der Bursche, ebenfalls lachend, worauf sich Beide bei den Händen faßten und wie Kinder herumsprangen. Wer jetzt das junge, kaum an der Schwelle des Lebens stehende Pärchen in seiner kindlichen Fröhlichkeit gesehen hätte, dem würde das Herz im Leibe gelacht haben.

„Wann nur der Voata nix dagegen hätt'," hob das Mädchen, ihr Köpfchen traurig senkend, an. „Er is jetzt allweil so krank, und wann's manchmal über ihn kommt, da is er so mürrisch und z'wider, daß i mi gar nit in sei Näh' trau."

„Was fehlt ihm denn?"

„Das Alpdrücken, und zur Sommerszeit die G'witter richten den alten Mann völli z'Grund."

„Die G'witter?" fragte der Bursche verwundert.

„Ja, Vinzenz, die G'witter. Du möcht'st staunen, wenn Du's mit eigenen Augen sehen könnt'st. Is a Wetter im Anzug, da fängt er mit Händ und Füß z'zittern an, dann muß i alle Fensterbretter schließen und so viel Lichter anzünden, als im Haus aufz'treiben sind. Dann schleicht er in die engsten Winkel, und bei jedem Donnerschlag reißt's ihn, als wenn er 'n Veitstanz hätt'. Wenn's Wetter zu stark wird und z'lang anhalt, verkriecht er sich in den Keller und kommt oft stundenlang nicht hervor. Nach solchen Tagen muß er immer a Zeit lang 's Bett hüten! Und wenn erst 's Alpdrücken dazu kommt, da kann er ganze Nächt' nit schlafen und red't in einem fort unverständliches Zeug durcheinander, daß einem angst und bang wird!"

„Der Arme is z'bedauern," fügte Vinzenz theilnehmend bei.

„Früher war's nit so arg. Aber die letzten Jahr her nimmt's ihn furchtbar mit. Er hat auch schon schneeweiße Haar, und die vielen schlaflosen Nächt' hab'n ihn abg'magert wie a G'ripp."

„Und was is die Ursach' von seiner Krankheit?"

„Das weiß Niemand. Der Vater sagt, er hätt' die Anfäll' schon von der Kindheit her, aber andere Leut' b'haupten, er wär' früher immer g'sund g'west wie a Fisch. Mir kommt die Sach' nit ganz richtig vor," setzte Sefferl kopfschüttelnd bei; „i glaub' halt immer, er hat wos am Herzen, das ihm auf sei alte Tag koan Ruh' gibt. Dazu das viele Beten! Sonst is er nur an Sonn- und Feiertagen in d'Kirchen 'gangen und da nit immer; aber jetzt versäumt er die Frühmess' nie, und wenn's Wetter noch so schlecht is."

Kaum hatte das Mädchen die letzten Worte gesprochen, so ließ sich von der Hausflur her abermals die harte rauhe Stimme vernehmen: „Himmeldonnerwetter! Wer hat das wieder g'than? Wart ich will euch zeigen, wer Herr im Haus is!"

Des Mädchens Züge waren blaß geworden und nahmen den Ausdruck fester Entschlossenheit an, während der Bursche im Gebüsche verschwand. Dann trat sie aus dem Garten in den Hofraum, wo sich ihr ein empörender Anblick darbot. Der auf's Höchste erzürnte Bauer hatte den Cretin, welcher sich mit Wonne in den erquickenden Morgenstrahlen labte, von der Bank herabgerissen, zu Boden geworfen und mit einer in der Nähe befindlichen Bohnenstange derart mißhandelt, daß einzelne Blutstropfen auf seiner Stirne standen. Das unförmliche arme Geschöpf krümmte sich hülflos auf dem Boden, gegen seinen Peiniger die Zähne fletschend und ein heiseres Gebrüll ausstoßend. Eben wollte der Unmensch zu einem neuen Schlage ausholen, als ihm das Mädchen entgegentrat.

„Wer hat den Blasi herausg'lassen?" schrie der Bauer, dessen Augen vor Wuth unheimlich funkelten.

„Ich," antwortete das Mädchen gelassen, indem sie unwillkürlich ihre Gestalt erhob und dem Vater fest in's Auge blickte.

„Also Du? Muß ich das noch auf mei alte Tag erleben? Mein eigen Fleisch und Blut, mein einzig's Kind bringt mi noch in's Grab? Hoab i nit auf's Strengste verboten, daß der Blasi 'rausg'lassen wird?"

„Ja, i woaß's."

„Du woaßt's und hast absichtlich gegen mein Verbot g'handelt?"

„Weil i nit länger zuschau'n kann, wie das arme G'schöpf in der dumpfigen Kammer langsam verschmachten muß."

„Der Trottel verdient nichts Besseres!"

„Voata, jedes Thier braucht frische Luft zum Leben und freut sich, wenn's in's Freie hinauskommen kann; um so mehr der Blasi, der mit sein Siechthum ohnedieß g'nug g'straft is, der koan Menschen was z'Leid g'than hat, und . . ." setzte sie mit erhöhter Stimme bei, „der eigentlich B'sitzer vom Grubhof is."

„Wirst schweigen!" schrie der Bauer, indem er die Bohnenstange gegen das Mädchen erhob. „Wer is der Herr im Grubhof, frag' i?"

„Der Blasi!" antwortete das Mädchen eben so ruhig wie vorher. In diesem Momente senkte sich die schwere Holzstange auf ihr Haupt herab, und würde dieselbe unfehlbar getroffen haben, wenn nicht Blasi emporgesprungen wäre und den Schlag mit seinem Körper aufgefangen hätte.

Der Bauer war vor Wuth blaß geworden wie die Wand, seine düster funkelnden Augen traten aus ihren Höhlen, die Nasenflügel hoben sich und dichter Schaum ward an beiden Mundwinkeln sichtbar. Mit geballten Fäusten ging er auf das Mädchen los, welches noch immer auf demselben Platze stand. „Marsch hinein!" brüllte er zähneknirschend, indem er auf die Zimmerthüre deutete, „und keinen Laut mehr, sonst sperre i Dich hinein zu Deinem Schützling, Du ungerath'nes Kind!"

Das Mädchen, welches die Leidenschaftlichkeit ihres Vaters kannte und den heftigen Zornesausbruch desselben nicht erhöhen wollte, legte die Hand auf ihre Augen und ging schweigend fort.

Hierauf packte der Bauer den in Folge des erlittenen Schlages noch immer am Boden liegenden Cretin an der Schulter, schleppte ihn bis an die Thüre seiner niederen Behausung, und stieß ihn mit dem Fuße die wenigen Treppen herab, so daß dessen plumpe Gestalt wie ein schwerer Klumpen auf den Boden niederfiel, worauf er den schweren eisernen Riegel vor die Thüre schob und fluchend davonging. (Fortsetzung folgt.)

Fürst von Hohenlohe,

k. bayerischer Ministerpräsident.

(Bild S. 517.)

Zu einer Zeit, als die süddeutsche Politik rathlos, fast verblüfft hinter den unberechenbaren Ereignissen des letzten Jahres, die sich mit der blitzartigen Raschheit einer jedem Widerstand spottenden, jedes Hinderniß niederschmetternden Naturmacht vollzogen, dastand und vollständig den Kompaß verloren zu haben schien, verließ ein wackerer Edelmann aus altem Geschlechte das Schloß seiner Väter und vertauschte eine sorgenlose, behagliche, mit den Gütern des Glückes reichlich gesegnete Existenz mit den sorgenschweren, arbeitsvollen Pflichten eines bayerischen Ministerpostens. Mit einer fertigen politischen Ueberzeugung trat Fürst von Hohenlohe in das neue Amt ein. Zu der Bürde von Arbeit, welche er damit auf seine Schultern nahm, kam noch ein anderer Umstand, der ihm seine Stellung erschweren würde — das verhehlte sich der Fürst nicht: mit seiner politischen Ueberzeugung mußte er in dem größten Südstaate Deutschlands, in dem katholischen Bayern auf mannigfachen Widerspruch stoßen. Mit dem Portefeuille, das er übernahm, brachte er ein großes persönliches Opfer, das nur durch das Bewußtsein aufgewogen werden kann, der guten Sache des sich neugestaltenden Deutschlands in förderlichster Weise zu dienen. Als der Fürst von Hohenlohe im November 1866 vom König von Bayern den Auftrag erhielt, seine Ansicht über die Stellung Bayerns in der deutschen Frage darzulegen, befürwortete er zwar, jedoch mit ausdrücklicher Verwahrung gegen bedingungslosen Eintritt in den norddeutschen Bund, den Versuch, mit Preußen ein Verfassungsbündniß anzubahnen. Im Dezember wurde er zur Aufstellung seines Programms als Minister aufgefordert. In diesem sah er aber von der früher betonten Anbahnung eines Verfassungsbündnisses mit Preußen ab, indem er sich inzwischen von der momentanen Undurchführbarkeit dieses nach wie vor als wünschenswerth erklärten Schrittes überzeugt hatte. Im Weitern umfaßte sein Programm die äußere und innere Politik Bayerns und verlangte bezüglich der ersteren Allianz Bayerns und der süddeutschen Staaten mit Preußen und Stellung unter dessen Führung im Kriegsfall, unter Aufrechthaltung der bayerischen Souveränetät — bezüglich der Letzteren entsprechende Heeresorganisation, Aufhebung der militärischen Aburtheilung von Vergehen und Verbrechen, Stellung des gesammten Sicherheitsdienstes unter die Verwaltung, energischen Angriff der Boden- und Handelskreditfrage, Eröffnung der Reichsrathskammer, endlich Regelung der Zuständigkeit des Ministerraths zum Zweck der Ermöglichung eines einheitlichen Gesammtministeriums. Dieses Programm fand die Billigung des Königs. Anfangs Januar wurde Fürst von Hohenlohe zum Präsidenten des Gesammtministeriums von Bayern ernannt. Durch ihn kam sofort nicht nur neues Leben in die bayerische Staatsmaschine, er war es auch hauptsächlich, welcher der Politik der süddeutschen Staaten die richtigen Zielpunkte anwies. Von ihm ging die Anregung zu den Konferenzen der süddeutschen Minister aus, die schon zu Anfang des Februar in Stuttgart abgehalten wurden und nach kurzen Sitzungen zu einem bündigen, faßlichen, befriedigenden Ergebnisse führten. In denselben einigte man sich nach dem Programm des Fürsten von Hohenlohe namentlich in Betreff der Herstellung einer gemeinsamen deutschen Wehrverfassung, welche dem mächtigsten deutschen Staat, Preußen, die Führerschaft zuweist. In Bezug auf die innern Zustände Bayerns sind unter dem neuen Minister bereits die einleitenden Schritte zu durchgreifenden, den Forderungen der Neuzeit entsprechenden Reformen in allen Zweigen der Staatsverwaltung gethan worden. Der Fürst von Hohenlohe hat sich allerdings einer schweren Aufgabe unterzogen; er hat unversöhnliche Feinde, die ihn um jeden Preis stürzen möchten; aber seine Aufgaben werden zum Wohle des Landes, dessen Staatsruder er in seinen kräftigen Händen hält, und zur Förderung des deutschen Einigungswerkes hoffentlich glücklich gelöst werden, und die Angriffe seiner verblendeten Feinde kann er wohl verschmerzen bei der Verehrung und Liebe, welche die bayerische Volksvertretung und das gebildete Volk in und außerhalb Bayern für diesen erleuchteten und charaktervollen Staatsmann hegt.

Die Familie, welcher Fürst Clodwig Karl Viktor von Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey, königl. bayerischer erblicher Reichsrath (geboren den 31. März 1819) entstammt, ist in Deutschland eine sehr angesehene. Seine Verwandten leben in den verschiedenartigsten Verhältnissen. Von seinen Brüdern steht der Prinz Viktor Moritz Karl, Herzog von Ratibor, als königl. preußischer Generallieutenant à la suite in preußischen Diensten und ist erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses; Prinz Konstantin bekleidet in Wien die Stelle eines kaiserl. königl. Kämmerers und Geheimenraths, ist Hofmarschall, Oberst und Flügeladjutant des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich; Prinz Gustav Adolph endlich steht als hoher geistlicher Würdenträger im Dienst der katholischen Kirche; er ist Erzbischof von Edessa in partibus und Großalmosenier des Papstes. Am 16. Februar 1847 hatte sich Fürst von Hohenlohe mit der Fürstin Marie Antoinette Karoline Stephanie, geboren am 16. Februar 1829, des Fürsten Ludwig Adolph Friedrich von Sayn-Wittgenstein-Berleburg Tochter, vermählt. Die glückliche Ehe wurde mit sechs Kindern, zwei Prinzessinnen und vier Prinzen, gesegnet.

Drei deutsche Brautsagen.

3. Der Brutsee (Brautsee).

(Sage aus Schleswig.)

Ganz nahe bei Schleswig, neben dem Wege nach Moldenit, liegt ein kleiner schöner See, der Brutsee genannt. Vor Alters hat er einen anderen Namen getragen, der aber ist längst vergessen, seit das Gewässer bei Anlaß eines merkwürdigen Ereignisses umgetauft wurde.

Damals war der See noch rings von Wald umgeben und von einem Dorfe begrenzt, das zur Pfarrei St. Jürgen in Schleswig gehörte. Der reichste Bauer dieses Ortes hatte eine einzige Tochter, ein bildschönes, aber gar übermüthiges Mädchen. Viele Freier umwarben sie, und ihre Eltern drängten sie zur Wahl; das Mädchen aber hatte ihre Freiheit lieb, auch gefiel ihr das Spiel mit den zahlreichen Bewerbern und sie gab scheinbar Keinem von ihnen den Vorzug. Einen gab es aber doch, der heimlich von ihr begünstigt ward, und zwar war es der Aermste von Allen, ein hübscher, braver Junge, der mit jedem Blutstropfen an ihr hing. Das Mädchen hatte ihn herzlich lieb, und eines Abends, als sie mit ihm auf einem Stein am Ufer des Sees saß, gelobte sie ihm Treue. Doch konnte sie auch diesem gegenüber ihren Uebermuth nicht lassen. Sie neckte und quälte den armen Burschen oft bis zur Verzweiflung. An einem Sonntag, beim Tanze, hatte sie wieder vor seinen Augen den reichsten ihrer Freier sichtlich begünstigt und ihren Liebsten durch spöttischen Uebermuth so außer sich gebracht, daß ihn Hoffnungslosigkeit erfaßte und er sich im See ertränkte.

Als das Mädchen dieß vernahm, kam sie schier von Sinnen, denn sie hatte den Jungen wirklich lieb gehabt. Dazu machten die Eltern ihr bei diesem Anlaß die bittersten Vorwürfe, daß sie durch ihren Uebermuth und eitlen Sinn so Schweres verschuldet habe und nun zum Gespräch aller Leute geworden sei. In ihrer Pein und Reue that sie laut das Gelübde, niemals zu freien und dem Todten getreu zu bleiben, so lange sie lebte.

Noch war aber kein volles Jahr in's Land gegangen, so hatte das Mädchen ihren Schwur vergessen. Sie verlobte sich mit einem reichen Hufner, und die Hochzeit ward auf den Pfingsttag angesetzt. Als nun am Festtagsmorgen Braut und Bräutigam mit der ganzen

Sippschaft über den See fuhren, um sich in der Stadt trauen zu lassen, ertönte plötzlich vom Dorfe her die Todtenglocke, von einem gewaltigen Wirbelwind in Bewegung gesetzt, der auch den See so in Aufruhr brachte, daß noch während dem Geläute das Boot umschlug und Alle ertranken.

Seitdem heißt der See aber Brutsee. In jeder Pfingstnacht



Die Fischstationen im Meere. **II. Auf hoher See.** Von Freeman. (S. 522.)

steigt ein wunderschönes Mädchen in Hochzeitskleidern aus dem Wasser auf, setzt sich auf den großen Stein am Ufer und kämmt sich, bis der Morgen graut, unablässig ihr langes gelbes Haar. Beim ersten Strahle des Morgens ruft eine Stimme aus der Tiefe hervor, worauf die Erscheinung wieder im Wasser versinkt.



Abschied.

Was klinget und singet die Strass' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüt',
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!" —
„Mit dem Abschiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!"

Und draussen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Die möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

18 63 Closs u. Ruff sc.

Und draussen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf,
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder! und hast Du noch keinen Strauss!
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, Du schönste von Allen,
Lass ein Sträusslein herunter fallen!"

„Ihr Brüder, was sollte das Sträusslein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen."

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang;
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang.
„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe.

Da steh' ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbveigelein!
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne."

Ludwig Uhland.

(Aus der Prachtausgabe, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.)

In der dunkeln Tiefe.

Von

Dr. Karl Ruß.

(Bild S. 520.)

II.

Weit sind wir über die Grenzen unseres ersten Ausfluges hinaus. Auch die hohe See hat ihre Gewächse, freilich nicht am Boden festgewachsen, sondern mit den Wogen und Strömungen treibende. Wir begegnen hier einer Pflanzenbildung, wie sie einzig in ihrer Art in der weiten Schöpfung dasteht.

Die Strömungen des atlantischen Ozeans machen bekanntlich eine Kreisbewegung, innerhalb welcher sich ein ungeheurer Flächenraum des Meeres befindet, der selbst fast gar keine Strömung zeigt. Diesen ruhigen Theil des Ozeans, der etwa 4000 Quadratmeilen umfaßt, findet man bald mehr, bald weniger dicht bedeckt mit schwimmenden Tangen. Solche ungeheure Anhäufungen einer einzigen Pflanzenart, wie dieselben hier sich bilden, findet man nur einmal auf dem Erdball, und darum haben die Forscher in neuerer Zeit sogar versucht, aus ihnen die Bildung von Stein- und Braunkohlen zu erklären. Zu manchen Zeiten umringen diese Tange die hindurchsegelnden Schiffe in so großen Mengen, daß sie deren Bewegungen nicht unerheblich hemmen — und durch diese Erscheinung wurden ja bekanntlich die zaghaften Gefährten des Kolumbus so sehr in Schrecken gesetzt.

Der Seemann nennt diesen Theil des atlantischen Ozeans „Sargassomeer". Und auch in anderen Weltmeeren und an verschiedenen Stellen wiederholen sich ähnliche Tang-Anhäufungen. Wahrscheinlich entstehen, leben und vergehen diese Pflanzen an den Orten, wo wir sie schwimmend antreffen; nach anderer Ansicht sollen sie jedoch anderwärts gewachsen und, losgerissen, von den Strömungen aber an den ruhigen Stellen zu so ungeheuren Massen zusammengetrieben sein.

Selbstverständlich sind diese fast undurchdringlichen Pflanzendickichte von einer unendlich zahlreichen, vielgestaltigen und geradezu wunderbaren Thierwelt belebt. Sertularien, Vorticellen, Pleurobrachen, Nereïden und dergleichen sonderbare kleine Wesen leben und weben in fast unermeßlicher Fülle im „Sargasso" und dienen wiederum zahllosen Krustenthieren und Fischen zur Nahrung. Aber auch der freie offene Ozean beherbergt aus dem Reiche der durchsichtigen, gallertartigen Quallen und Acalephen so unberechenbare Schaaren, daß sie selbst den an so manchen wunderbaren Anblick gewöhnten Seemann noch oft in Erstaunen setzen. Und nicht bloß die fabelhafte Massenhaftigkeit ihrer Erscheinung ist es, sondern auch zugleich der Formen- und Farbenreichthum, der das Auge entzückt auf diesen „Edelsteinen des Meeres" ruhen läßt. Die meisten von ihnen zeigen aber nur in ihrem Elemente diese Pracht; herausgenommen sind sie unscheinbare, wohl gar ekle Gallertklumpen.

So weit das Auge reicht, erscheint jetzt das Meer in lichtgrüner Farbe, welche nach meilenweitem Laufe einem wundervollen Orange Platz macht, das dann wieder vom prächtigsten Himmelblau verdrängt wird; und immer sind es Thiere, lebendige, selbstständige Wesen, welche in dichten Schaaren weitum die Oberfläche des Meeres bedecken und färben. Die Einen tauchen und steigen auf nach eigener Willkür, Andere werden von großen Luftblasen stets an der Oberfläche gehalten und müssen dahin schwimmen, wohin Wind und Wetter sie treiben — und einen solchen letzteren unfreiwilligen Segler nennen die englischen Matrosen in bitterem Spott: „Portuguese man of war" (portugiesisches Kriegsschiff). Zu Myriaden werden diese Geschöpfchen vertilgt, zu Myriaden erzeugen sie sich wieder, und überall folgen viele Tausende von verschiedenen Feinden ihrer Spur.

Im Gegensatz zu den Bewohnern des flachen Meeres an den Küsten lieben die Bewohner der hohen See, mit wenigen Ausnahmen, die Geselligkeit und ziehen meistens in sehr großen Schaaren umher; zu vielen Tausenden oft gehen sie gemeinschaftlich auf Raub und Nahrung aus — und natürlich auch zu Tausenden gerathen sie in die Rachen ihrer gewaltigen Feinde oder in die Netze der menschlichen Fischer.

Dort sehen wir die Züge von Häringsarten dahinziehen. Ueber den gewöhnlichen Häring ist bereits so viel geschrieben worden, daß wir uns hier auf die kürzesten Andeutungen beschränken dürfen. Nächst seiner Wichtigkeit für die Menschheit, die wohl bereits jedes Kind kennt, ist es namentlich seine erstaunliche, ungemessene Vermehrung, die unser Interesse in hohem Grade in Anspruch nimmt, wenn wir bedenken, daß viele Milliarden nicht bloß von den Menschen, sondern auch von zahlreichen andern Feinden alljährlich vertilgt werden, ohne daß man bis jetzt irgend eine Verringerung der ungeheuren Häringszüge bemerkt hat. Außer dieser fast an das Wunderbare grenzenden Thatsache liegt auch die eigentliche Natur der alljährlichen Züge dieses Fisches noch immer als ein tiefes Geheimniß vor unsern Blicken. Denn wer wollte es bis jetzt mit vollster Sicherheit behaupten: ob der Häring sich gewöhnlich in der Tiefe der Gewässer rings um die Küsten her aufhält und von dort zur Laichzeit aufsteige? oder ob er gleich den Zugvögeln alljährlich Wanderungen in fremde Meere unternehme? Anstatt uns in Erwägungen hierüber weiter einzulassen, wollen wir hier lieber einen gemahnenden Ausspruch anführen, den Dr. Schleiden in seinem trefflichen, wundervoll ausgestatteten Werke „Das Meer" (Berlin, A. Sacco Nachfolger) gethan: „Frankreich, Holland und England kaufen nicht eine Häringsschuppe vom Ausland; in Deutschland muß allein das Zollvereinsgebiet den thätigeren Nationen jährlich fünfhundert Millionen Häringe abkaufen!"

Auch die kleinen Häringsfische, Sardinen, Sprott und die echte Sardelle sind bekanntlich für uns Menschen von großer Bedeutung. Nächst ihnen erscheinen uns wohl die Dorschfische als die wichtigsten. Fast dicht über dem tiefen Meeresgrund zieht eine Schaar der zu ihnen gehörenden Kablians. Dieser geschätzte Fisch, der erwachsen im Gewichte zwischen 20 bis 50 Pfund schwankt, bietet für Hunderttausende von Fischern eine Erwerbsquelle und wird von Millionen Menschen genossen, sei es frisch oder gesalzen (Laberdan), an der Luft oder im Ofen getrocknet (Stock- oder Klippfisch). Da er sich meistens in einer Tiefe von 20 bis 50 Faden aufhält, so kann er nicht mit Netzen, sondern nur mit Angeln gefangen werden, wobei allerdings seine ungemeine Gefräßigkeit dem Angler sehr zu statten kommt.

Darüber hin, in geringerer Tiefe und entgegengesetzter Richtung ziehen Thunfische, die größte Art der zu den Makrelen gehörenden Fische. Sie erscheinen im Mai und Juni in großen Schwärmen an den Küsten des Mittelmeeres, wobei sie, ganz in der Weise großer Zugvögel, in regelmäßiger Ordnung, ein Dreieck bildend, ziehen. Fast unter allen Fischen sind sie am Scheuesten, so daß sie beim Nahen einer Gefahr sogleich wieder in's hohe Meer zurückflüchten. Man stellt deßhalb Kundschafter aus, welche das Nahen ihrer Züge melden müssen, damit dann sogleich zahlreiche Nachen seitwärts in's Meer stechen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden und sie schnell in halbkreisförmig gestellten Netzen aufzufangen.

Ueber ihnen streicht ein kleiner, langgestreckter, hechtähnlicher Fisch vorüber. Es ist ein Dornhai, der als ein außerordentlich gefräßiger und daher der Fischerei sehr verderblicher Raubfisch den Bewohnern der Nordseeküste äußerst verhaßt ist.

Vor ihm flüchtet ein sonderbarer Fisch dahin, welcher, zur Gruppe der Sonnenfische gehörend, uns nicht mehr die gewöhnlich bekannte, sondern eine recht abenteuerliche, plattgedrückte Fischgestalt zeigt. Ihm nahe verwandt ist der auf dem Meeresboden liegende, einem Papierdrachen nicht unähnlich gestaltete Glattrahne. Wenn Schiller in dem „Taucher" den Rahne als scheußlich bezeichnet, so wird das Jeder begreiflich finden, der einen Blick auf das sonderbare Geschöpf wirft. Seine Kiefer- und Kaumuskeln sind so enorm stark, daß er die stärksten Seekrebse mit Leichtigkeit zermalmt.

Unweit von dem Rahne am Meeresgrunde ruhen in friedlicher Gesellschaft noch andere Plattfische. Es sind Butten, jene sonderbaren Fischgeschöpfe, die sich doch von allen andern Fischen schon von vornherein dadurch unterscheiden, daß ihnen die Schwimmblase fehlt, so daß sie nur auf den Boden des Meeres angewiesen sind. Ihr sonderbarer Bau macht es zur Unmöglichkeit, sie in zwei gleiche Hälften zu theilen, denn sie tragen beide Augen auf einer Seite des Kopfes. Bei näherer Betrachtung leuchtet uns aber die Zweckmäßigkeit dieses eigenthümlichen Körperbaues wohl ein; denn was sollte ihnen das eine Auge auf der Unterseite nützen? Dagegen ist die nach oben gekehrte Seite braun gefärbt und unterscheidet sich

also nicht von dem Schlamm des Grundes, während die untere Seite silberweiß erscheint. Bekanntlich ist das Fleisch aller dieser Fische sehr geschätzt. Steinbutten bildeten ja schon bei den alten Römern ein Haupterforderniß ihrer leckeren Gastmähler, und ebenso dürfen sie heute in England bei keinem Gastmahl fehlen.

In Sinnen versunken über die wechselnden reichen Bilder der Tiefe, die so groß und unendlich, daß die gewaltigsten Gebirge der Erde, plötzlich hineingestürzt, darinnen spurlos unseren Blicken entschwinden würden, über das staunenswerthe reiche und vielgestaltete Thier- und Pflanzenleben tief im Schooße der dunkeln Flut wird uns auch hier die Wahrheit klar und lebendig vor Augen geführt: Wende Deine Blicke in der Dich umgebenden Natur, wohin Du willst, überall, im Kleinsten wie im Größten, auf den gewaltigsten Höhen wie in den unendlichen Tiefen, überall findest Du des Staunenswerthen und Wunderbaren eine reiche Fülle. Und ja nur ein empfängliches Herz, ein ernster, nach Hohem und Edlem strebender Sinn gehört dazu, um in der Betrachtung von Allem, was die hehre, freie Natur uns bietet, reiche, reine Freuden, hohe, beglückende Genüsse so voll und lohnend zu finden, wie sie das Menschenleben nicht oft zu bieten vermag.

Eine Morgenstudie.

(Bild S. 524.)

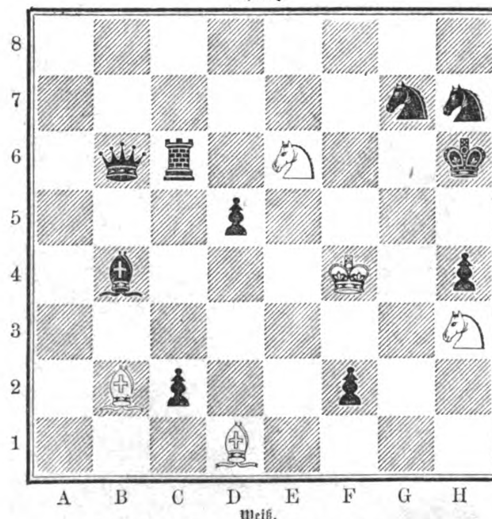
Ein Mann, der (wohl aus Gründen der Raumersparniß) weder eine Taschenuhr besitzt, noch aus optischen oder baulichen Gründen die Ziffern und Zeiger einer Thurmuhr von seiner Wohnung aus erblicken kann, ist trotzdem im Stande, immer so ziemlich genau zu wissen, welche Zeit es ist, wofern er nur einigermaßen zu beobachten versteht. Ich spreche nicht von den, wie ich es nennen möchte, „natürlichen Sonnenuhren", das heißt von dem echten Sonnenstrahl, der uns des Morgens besucht, wie er verstohlen am Fenstersims in's Zimmer hereinzittert, dann schon kecker auf die Wand herüberspringt, wobei er sämmtliche Stäubchen, die er auf seinem Wege findet, in die tollste Unruhe versetzt, hierauf behaglich an der Wand herumspaziert und endlich gegen Mittag schnell verschwindet, als wollte er sagen: „Ich habe nun Nöthigeres zu thun, als in diesem öden Zimmer die Wände zu illustriren; ich muß hinaus und die Trauben kochen helfen." Ich spreche vielmehr von den Menschen als denjenigen Geschöpfen, welche ihrem uhr- und aussichtslosen Mitbruder die nöthigen Anhaltspunkte zur Zeiteintheilung geben, indem sie theils aus Gewohnheit, theils aus Neigung, die meisten aber aus Nothwendigkeit, an jedem Tage zur gleichen Stunde stets dasselbe thun. Zu dieser Bemerkung bin ich gekommen, indem ich einige Jahre das Leben in dem Hofe beobachtete, auf den die Fenster meiner Junggesellenwohnung gingen, wie es erwachte, sich entwickelte und nach und nach Abends wieder erlosch. Ich spreche heute natürlich von der guten Jahreszeit, denn draußen blüht und knospet der Mai und ein würziger Sommerregen träufelt Segen auf die Flur: da wäre es Sünde, das kalte, griesgrämige Gesicht des Winters auch nur im Scherze zu skizziren. Er wird leider nur gar zu bald in seiner vollen Realität wieder erscheinen und dann haben wir wieder Gelegenheit genug, in angenehmer Selbsttäuschung von den „Winterfreuden" zu reden. Kehren wir jedoch zu meinem Hof wieder zurück. In den durch die frische Morgenluft klar und scharf herüberhallenden ersten Schlag der vierten Morgenstunde mischen sich schon die Klänge der Hämmer von vier Schmiedgesellen, der Blasbalg braust, und dunkelroth spritzen die Funken umher; um fünf Uhr fällt lustig, fast krakehlend der Chor einiger die Sohlen der ihrer Kur anvertrauten Stiefel festnagelnden Schuhmachergesellen ein; um sechs Uhr beginnt der gerade über mir wohnende Schüler des berühmten —'schen Konservatoriums seine nervenzerstörenden Klavierübungen; um sieben Uhr, nachdem (von meinem Standpunkt aus sichtbar) verschiedene das Licht der Oeffentlichkeit scheuende Manipulationen mit Milch und Wasser beendet sind, öffnet der Viktualienhändler seinen Laden, und um acht Uhr erschallt aus einem Fenster mir gerade gegenüber der schwindsüchtige Ton einer Flöte. „Guter Mond Du gehst so stille", so lautet das Thema, und fast im gleichen Moment erscheint im untern Fenster des Nebenhauses in der That der Vollmond, nämlich das Vollmondsgesicht eines kleinen Rentiers, der täglich Punkt acht Uhr sich breit hier hinlagert und seine Morgenpfeife schmaucht. Rechnen wir hinzu noch den aus jenen Schornsteinen mit nie fehlender Pünktlichkeit entsteigenden Rauch des Morgenkaffees, so haben wir die konstanten Aeußerungen der Lebensthätigkeit meiner Nachbarschaft, und das Schiller'sche Wort von „des Dienstes gleichgestellter Uhr" erhält fast wörtliche Bedeutung. Wenn nun der Künstler in die Dachluke rechts eines jener Wesen placirte, welche, nach Goethe, neben starkem Bier und beizendem Toback das Entzücken so manchen Biedermannes bilden; wenn er ferner aus dem nächsten Schornstein eines jener schwarzen, rußigen Individuen steigen läßt, welche den Schrecken der Kinder wegen ihres Aussehens und den Aerger der Hausfrauen wegen ihrer geheimnißvollen Berechnung des für ihr Geschäft zu beanspruchenden Honorars bilden; wenn er endlich diese beiden Wesen pantomimisch die Sehnsucht, sich in die Arme zu fallen, ausdrücken läßt, so sind das Arabesken um die streng umschriebenen Formen meines Themas, die mit der „Menschenuhr" eigentlich nichts zu thun haben. Dieser Meinung scheint auch das Vollmondsgesicht zu sein, denn er würdigt die Szene, die sich über seinem Kopfe abspielt, keines Blickes. „Des Nachbars lieblich Flötenspielen reißt ihm wohl die Gedanken hin", aber das nach Uhland darauf folgende „Hinüberschielen zu der schönen Nachbarin", das unterläßt Herr Fetthuber, viel eher scheint ihn das behaglich in der Morgensonne sich wärmende Kätzlein zu interessiren. Aber auch der Flötist kümmert sich nichts um die Intimität der Beziehungen zwischen den Beiden da oben, denn sonst wäre er nicht aus dem Mondlied in das schmelzende „O theure Norma, laß Dich erweichen" übergegangen, in Gehörweite einer Norma, die sich Allem nach längst erweichen ließ, oder wenigstens nichts sehnlicher wünscht, als ihr weiches Gemüth dem Gegenstand ihres Sehnens so bald als möglich zu offenbaren.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Preuß**.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 462:

Weiß.	Schwarz.
1) T. G 8 nimmt G 5	1) H 6 nimmt G 5. Am Besten.
2) C 3 — C 4	2) E 5 — E 4.
3) C 4 — C 5	3) D 6 nimmt E 5.
4) L. D 5 — B 3	4) C 5 — C 4.
5) L. B 3 — C 2 Schach und Matt.	

Fliegende Blätter.

Die neueste Statistik der Negerbevölkerung New-Yorks spricht durchaus nicht für die beliebte Theorie von der geistigen Unfähigkeit der farbigen Rasse. Die Neger, jetzt nur 10,000, vor 17 Jahren 16,000 an der Zahl, gehören zu den friedlichsten und ordentlichsten Einwohnern der Stadt und stehen in dieser Beziehung hoch über den dortigen Irländern. Unter ihnen sind 20 Geistliche, eben so viele Aerzte und Apotheker, 2 Notare, 2 große Kaufleute, 1 Advokat, 50 Schullehrer, 6 gewerbsmäßige Redner, 25 Musiker, 20 Schuster, 30 Schneider, 500 Kutscher, 90 Wirthe, 2300 Kellner,



Eine Morgenstudie. Von C. Offterdinger. (S. 523.)

Köche u. dgl., 400 Anstreicher, 500 Wäscherinnen, 100 Ammen, 20 Weissager, 200 Prostituirte und 250 Diebe. Zwei Zeitungen werden von Farbigen herausgegeben und eines schwarzen Poeten erfreut sich die Stadt. Dreizehn Neger sind im Besitze eines Vermögens von mehr als 40,000 Dollars. Der Schulen für Neger gibt es sieben. Man zählt 82 Ehen zwischen Schwarzen und Weißen, und obwohl die Irländer am Lautesten ihre Feindschaft gegen die Neger an den Tag legen, ist doch der eine Theil in fast allen Mischehen irischer Abstammung; so nahe berühren sich Haß und Liebe. Die besten Köche und die besten Diener und Mägde finden sich in den Vereinigten Staaten unstreitig unter den Farbigen.

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von John Nobody.

(Fortsetzung.)

4. Der Detektive Burton.

Der traurige Augenblick war gekommen, wo Moreland's Hülle eingesargt und nach dem Bahnhofe gebracht werden sollte. James und ich gehörten zu den sechs Trägern des Bahrtuches, aber Keiner von uns Beiden vermochte es, Zeuge der gewaltsamen Entfernung Eleanor's beim Einsargen zu sein. Wir harrten auf dem Vorplatze, bis diese Szene vorüber war, und ich konnte James Argyll's außerordentliche Bläße und Verstörung bemerken; während er sich damit beschäftigte, seine neuen schwarzen Handschuhe anzuziehen, sah ich, daß seine Hände heftig zitterten und daß er förmlich die Lippen zusammenbiß. Ein herzzerreißender Schrei aus dem Innern des Hauses gab meinen Gedanken eine andere Richtung — man entzog der verzweifelnden Braut den todten Geliebten.

Als der Leichenzug an der Stelle vorbeikam, wo der Gemordete gefunden worden war, erwähnte einer der Träger dieß in halblautem Tone; James sah sich um und trat einen Schritt außer der Linie, wie ein äußerst furchtsamer oder abergläubischer Mensch. Im Dampfwagen jedoch, wo er mir gegenüber saß, ward er lebhaft und sprach fort und fort mit überlauter Stimme von allen möglichen kleinlichen und gleichgültigen Dingen, was mich verletzte, denn es sah wahrlich fast aus, als mache er sich bereits mit dem Gedanken vertraut, durch Moreland's Hingang von Eleanor's Herzen und Hand Besitz nehmen zu können. Nie hatten seine scharfen, dunkeln Gesichtszüge, der eisige Glanz seiner Augen und der Ton seiner Stimme mich mehr abgestoßen, als in dieser Stunde, in der es mir als unzweifelhaft erschien, daß die berechnetste Selbstsucht in ihm vorherrschte.

Unterwegs erwähnte ich des an Mr. Argyll begangenen Raubes. Ein unerklärlicher Ausdruck zuckte über sein Antlitz. „Ja, er sagte mir davon, kurz bevor wir abreisten," erwiederte er. „Auch bemerkte mein Onkel, Sie wollten die Polizei auf die Spur bringen. Das Geld ward, wie es scheint, aus seinem Pult genommen?" — „Ja, so sagte mir Mr. Argyll." — „Hm, ich bin begierig, zu erfahren, was nun passirt." — „Mr. Argyll meint, es müsse Ihnen ein raffinirter Dieb gefolgt sein, als Sie das Geld holten." — „Das glaubt er?" erwiederte James mit feinem Lächeln. „Je nun, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Ich glaube, daß irgend ein großer Halunke sich im Schooße unseres Hauses befindet." Diese Worte sprach er mit starker Betonung und dabei blickte er mich scharf an. — „Wer weiß!" entgegnete ich gereizt. „Der Diebstahl erscheint mindestens als ein halbes Räthsel, wenn man nicht genaue Bekanntschaft des Diebes mit den Einrichtungen des Hauses annehmen will." — „Leicht möglich! Mein Onkel ist allerdings der vertrauensselige, arglose Mann, der von seinen eigenen Freunden und Untergebenen betrogen werden kann; ich habe ihm das oft gesagt. Uebrigens, Richard, möchte ich Ihnen freundlich rathen, sich in dieser Affaire nicht allzu eifrig hervorzudrängen, Sie könnten unliebsame Bemerkungen über sich selbst heraufbeschwören, da Sie doch sehr, sehr wenig Interesse an der Sache haben können. Lassen Sie die Polizei thun, was sie für gut hält, aber bleiben Sie selbst hübsch im Hintergrunde." — „Dieß Verfahren mögen Sie für sich selbst vielleicht als klug und vorsichtig ansehen, James; was mich betrifft, so mache ich keinen Anspruch darauf, daß Sie meine Wege als die geeigneten anerkennen. So lange ich lebe, und der Mörder sowie der freche Dieb unentdeckt ist, werde ich, um Eleanor's und meines väterlichen Wohlthäters willen, nicht ruhen, das Meinige zur Aufhellung der dunklen Thaten beizutragen, und ich kann dabei der ganzen Welt offen und frei vor Augen treten."

James blickte mit einem spöttischen Lächeln durch's Wagenfenster und erwiederte nichts. Die gegenseitigen scharfen Worte hatten zwischen uns eine gewisse Spannung erzeugt, welche die bis dahin geführte Unterhaltung stocken machte. Am Bahnhofe der dreißigsten Straße von Newyork hatte Moreland's Vater bereits Wagen zur Ueberführung der Leiche, sowie der sie begleitenden Personen nach seinem Hause aufstellen lassen, und empfing uns daselbst. Ebenso erwartete mich dort der Polizeibeamte von Blankville, welcher wegen Leesy ausgezogen war und diese, wie ich wußte, nicht gefunden haben konnte. Ich verabredete mit ihm eine Zusammenkunft für den Abend und schloß mich der Trauerprozession an. Dann aber eilte ich nach der Bank, bei welcher meine Nachforschung leider vergeblich war. Mr. Moreland empfahl mir einen ihm bekannten Detektive, Namens Burton, und ersuchte mich, durch ein Inserat in den Zeitungen fünftausend Dollars auf Entdeckung des Diebes und des Mörders zu setzen.

James unterließ es nicht, mit mir nach dem Bureau der Entdeckungspolizei zu fahren. Da der Chef nicht sogleich anwesend war, hatten wir in einem großen Vorzimmer zu warten, und der wachthabende Beamte, welcher inzwischen nach dem Chef sandte, theilte uns mit, daß im Interesse der öffentlichen Sicherheit bereits mehrere ihrer geschicktesten Beamten nach Blankville abgegangen seien, um wo möglich die Spuren des Mörders auszukundschaften.

Außer uns Beiden und dem Beamten war noch eine vierte Person anwesend, welche auf mich unerklärlicher Weise einen tieferen Eindruck machte. Es war ein robuster Mann mittleren Alters, mit blühendem Gesicht und röthlichem Haar, in ganz gewöhnlicher Weise gekleidet und ohne irgend etwas Auffallendes in seiner Erscheinung, außer dem kleinen, blaugrauen Auge, dessen Glanz und Schärfe den ganzen Menschen, auf den es sich richtete, sofort zu durchbohren schien. Er schien jedoch Keinen von uns zu beachten, sondern blickte durch's Fenster nach den auf der Straße Vorbeipassirenden und erwartete anscheinend wie wir den Chef der Polizei. Ich fragte den Wachthabenden, ob er mir nicht sagen könne, wo der Detektive Burton sich befinde. — „Burton? Ich kenne keinen dieses Namens," erwiederte der Beamte. „Es mag einen Burton unter uns geben, das ist möglich — wir machen keinen Anspruch darauf, uns unter einander zu kennen. Sie können Mr. Browne fragen, wenn er kommt."

Der Graublaue am Fenster kümmerte sich während dieses kurzen Zwiegesprächs nicht im Geringsten um uns. Bald darauf erschien Mr. Browne, der Chef, und wir trugen unser Verlangen vor; ich sage „wir", denn James nahm, ob mit oder ohne Auftrag, nun ein eben so lebhaftes Interesse an der Sache, als ich. — „Mr. Moreland empfahl mir, Sie zu ersuchen, Mr. Burton mit den Spezialitäten der Angelegenheit zu beauftragen," sagte ich. — „Ach ja, es gibt nicht viele Uneingeweihte, Sir, welche einen Burton kennen. Er ist allerdings meine rechte Hand, aber ich lasse die linke nicht wissen, was die rechte thut. Mr. Moreland benützte ihn einst, um Einbrecher zu entdecken . . . Der arme junge Mann, sein einziger Sohn! Ein erschütternder Fall. Wir müssen Alles aufbieten, um mehr darüber zu erforschen. Burton ist zufällig gerade anwesend" — und er warf dabei einen Seitenblick auf den am Fenster stehenden Graublauen, der sich nun uns langsam näherte. Wir begaben uns sämmtlich in ein inneres Zimmer und begannen in gedämpftem Tone die Besprechung des Verbrechens und der damit verknüpften bekannt gewordenen Umstände. Mr. Browne war sehr überrascht, als er von dem verübten Diebstahl hörte, und war der Ansicht, daß zwischen den beiden Verbrechen ein Zusammenhang bestehe, und möglicher Weise die Entdeckung des Diebes auch zu der des Mörders führe.

Burton sprach wenig, hörte aber um so gespannter zu. Er heftete seine Blicke anhaltend auf James, der viel sprach und seine Angaben ruhig und klar machte. Anfänglich schien es ihn einige Augenblicke zu stören, daß Burton ihn so scharf fixirte, dann aber erwiederte er dieß, indem er seinerseits dem Detektive fest und kalt in's Gesicht sah. Nachdem Burton indeß eine Weile zugehört hatte, ward er plötzlich unruhig und schien sich unbehaglich zu fühlen; er mußte sich trotz der eisernen Willenskraft, die sein ganzes Wesen bekundete, offenbar zwingen, um auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben. Mir kam er vor wie ein zum Sprunge ausholender Löwe; die Pupillen seiner Augen schienen sich wie glühende Stahlspitzen auf einen Punkt zu konzentriren, aber wo dieser Punkt lag, das war noch sein Geheimniß. Wenn ich in diesem Augenblicke der Schuldige gewesen wäre, ich würde vor diesem durchbohrenden Auge mich verrathend zusammengebebt sein. „Es ist genug, meine Herren!" sagte er, sich erhebend, in entschiedenem Tone. „Mr. Browne

hat wohl die Güte, mit Herrn Argyll den nöthigen Schritt wegen der Fünfhundertdollarsnote zu thun, die vielleicht doch, selbst wenn ihre Nummer nicht bekannt ist, angehalten werden kann, weil Appoints von dieser Größe im Einzelnen doch nicht allzu häufig ausgegeben werden. Ich möchte bei der Bank nicht merken lassen, daß ich zur geheimen Polizei gehöre. Dagegen will ich mit diesem Herrn einen Gang zu seinem Hotel machen, wo wir später wieder zusammentreffen können."

In Folge dieser Verabredung ging Browne mit James, und Burton begleitete mich nach dem Metropolitanhotel. Was hatte er mit mir vor? Wenn er beabsichtigte, durch ein Zwiegespräch mit mir mein Inneres mehr zu erforschen, als ihm, in Folge meiner gepreßten Stimmung und meiner Manier überhaupt, vorher gelungen war, so that er dieß wenigstens in der behutsamsten und delikatesten Weise, und ich erkannte an jedem seiner Worte, an jeder seiner Bewegungen, daß ich es mit einem fein erzogenen, gebildeten und erfahrenen Gentleman zu thun hatte. Später erfuhr ich denn auch, wie ich gleich hier einschalte, daß Burton von guter Familie stammte, eine höhere Schulbildung genossen hatte und durch widerwärtige Wechselfälle verschiedener Art endlich in das Korps der Entdeckungspolizei gerathen war.

In meinem Zimmer im Hotel angelangt, brachte Burton den Gegenstand des Mordes wieder zur Sprache, that verschiedene Fragen über die häuslichen Einrichtungen und Familienbeziehungen Mr. Argyll's und sagte plötzlich, mich mit einer gewissen milden Festigkeit ansehend: „Sie lieben die junge Lady Eleanor auch!" — Ohne zu erröthen oder verlegen zu werden gestand ich dieß zu, aber ich erklärte mit gleicher Unbefangenheit, daß diese Empfindung nie aufgehört habe, ein Geheimniß meines Herzens zu bleiben. — „Und es gibt wohl noch Andere, die sie lieben," fuhr der Detektive fort; „aber es ist ein Unterschied in der Art der Liebe. Liebe ist etwas Heiliges und Heiligendes; Liebe dient aber auch, ganz mit denselben Prätensionen, zum Deckmantel unendlicher Verschmitztheit und Selbstsucht. In meiner Erfahrung habe ich gefunden, daß die Liebe zum Weibe und die Liebe zum Gelde die Grundlage zu den meisten Verbrechen und Unthaten bildet, und wo beide Leidenschaften Hand in Hand gehen, da ist der Grund zur schwärzesten Tragödie vorhanden. Doch Sie erwähnten ein junges Frauenzimmer, welches sich durch sein Betragen verdächtig gemacht haben sollte?"

Ich theilte ihm mit, was ich über Leesy Sullivan wußte, und er war mit mir einverstanden, daß es zunächst besser sei, sie insgeheim zu beobachten und nicht ohne Weiteres offiziell als eines Verbrechens Verdächtige zu behandeln. Demgemäß ward auch der Polizist von Blankville, welcher bald darauf erschien, ersucht, über Leesy Schweigen zu bewahren. Dieser meldete, daß die Nähterin sowohl in dem Modegeschäft, für welches sie arbeite, als in ihrem Logis das Lob eines artigen, ordentlichen und gebildeten Mädchens genieße, daß aber ihre Gesundheit sehr angegriffen und daß sie seit längerer Zeit in trüber Stimmung sei.

Als nach acht Uhr Abends Mr. Browne mit James im Hotel ankam und die Dinge nochmals durchgesprochen wurden, meinte James, es sei möglich, daß einer der Angestellten in Moreland's Geschäft vielleicht sich einer Fälschung, eines Betrugs, einer Unterschlagung oder etwas dem Aehnlichen schuldig gemacht, vom jungen Moreland entdeckt worden sei und diesen so rasch wie möglich beseitigt habe, um einer weiteren Verfolgung seines Vergehens vorzubeugen; es werde deßhalb nöthig sein, das ganze Personal des Moreland'schen Bankgeschäfts einer Untersuchung und Ueberwachung zu unterwerfen. Ich erschrak vor einer so herzlosen, barbarischen Unterstellung, denn es ist nichts gefahrvoller, ja unsittlicher, als die leichtfertige oder nicht genügend begründete Untergrabung der Ehre eines Menschen. Burton wies auch den Vorschlag ohne Weiteres durch die Erklärung zurück, daß sämmtliche Angestellte zur Zeit des Verbrechens in der City gewesen seien, ihr Alibi demnach nicht angefochten werden könne.

Kurz bevor die Beamten sich verabschiedeten, sandte Moreland einen Diener und ließ uns einladen, bis zum andern Tage, an welchem die Bestattung seines Sohnes vor sich gehen sollte, oder so lange es uns beliebe, in seinem Hause zuzubringen. James erklärte, daß er es vorziehe, im Hotel zu bleiben, indem er mich zugleich daran erinnerte, daß wir vergessen hätten, das Inserat mit dem Versprechen einer Belohnung von fünftausend Dollars in die Zeitungs-Expedition zu besorgen.

Ich entwarf sofort ein solches und kopirte es dreimal; zwei Abschriften übergaben wir einem Ausläufer des Hotels zur Besorgung, eins nahm ich und eins James, um noch denselben Abend die Aufgabe derselben zu besorgen. Auf der Straße trennten wir uns und ich sagte James, daß ich, der einen etwas kürzern Weg hatte, ihn in der Nähe der Offizin, in die er gehen sollte, auf dem Broadway wieder treffen werde. Als ich mich indeß, nach Erledigung meines Theils des Geschäftes, dem hellerleuchteten Hause näherte, in welchem James sein Inserat abzugeben hatte, sah ich diesen herauskommen, sich auf dem Trottoir einen Augenblick vorsichtig umsehen und dann in der dem Metropolitanhotel gerade entgegengesetzten Richtung davoneilen. Ich hatte zufällig im Schatten gestanden, er hatte mich nicht gesehen, aber ich folgte ihm, ohne einen bestimmten Zweck außer dem, mit ihm zusammen in's Hotel zurückzukehren. Er wendete sich indeß durch Nassau- und Fultonstreet der Brooklynfähre zu und seine Schritte waren so eilig, daß ich immer eine Strecke hinter ihm blieb. Ehe ich ihn erreichen konnte, sprang er am Fährhause in ein eben überfahrendes Boot und entschwand meinem Blicke. Da um diese Stunde — es war nach zehn Uhr — nur alle Viertelstunden ein Boot abging, so mußte ich meine Verfolgung aufgeben und setzte mich voll Verdruß am Ende der Brücke nieder; das rasche Laufen hatte mich warm gemacht, und der von der Bucht und dem Flusse herwehende kühle Wind that mir wohl.

Die Gedanken summten in meinem Kopfe gleich einem Schwarme Hummeln; namentlich aber tauchte aus ihrer Masse immer und immer wieder die Frage auf: was hatte James um diese Zeit in Brooklyn zu schaffen? Ich grübelte und grübelte darüber, so daß ich Alles um mich her vergaß, bis ein Policeman, der mich wohl schon eine Zeitlang als verdächtigen Charakter, vielleicht als einen mit Selbstmordgedanken umgehenden Menschen betrachtet hatte, mir zurief, ich werde durch das anrennende Fährboot zerquetscht werden.

Ich sprang empor und sah unter den wenigen Passanten, welche das Boot zurückbrachte, James; er fuhr zusammen, als er mich erblickte, und starrte mich an. „Sie haben mich schön hinter Ihnen herrennen lassen!" sagte ich leichthin. „Was in aller Welt haben Sie in Brooklyn gemacht?" — „Geht Sie das etwas an?" erwieder er scharf. „Sind Sie mir als Spion gefolgt? Das möchte ich wissen!" — „O, verzeihen Sie," entgegnete ich betroffen, „ich hatte nicht die Absicht, Ihre geheimen Wege auszukundschaften. Ich sah Sie nur aus der Druckerei herauskommen und glaubte Sie einholen zu können, um selbander mit Ihnen nach dem Hotel zu gehen." — „Und ich wählte meine Worte schlecht, Richard; vergessen Sie es," sagte er einlenkend. „Ihr plötzlicher Anblick an den ich nicht im Entferntesten dachte, überraschte mich so sehr. Gehen wir denn nach Hause!" Er nahm meinen Arm und ich bezwang mich, obschon mir dieser Mensch recht widerwärtig war. Auf dem Wege erklärte er, daß er mit seiner nächtlichen Partie nichts bezweckt habe, als sich abzukühlen und zu ermüden. „Ich glaube, ich kann nun schlafen," fügte er, als wenn er mit sich selbst spräche, hinzu. Am andern Tage folgten wir Beide dem armen gemordeten Bräutigam zu seinem frühen Grabe. — Schweigen bedecke die Reihe erschütternder Momente von dem Hinwegtragen des Sarges aus der Mitte der Familie Moreland bis zu der kühlen Stätte in Greenwood! James beschloß, mit dem Fünfuhrzuge nach Blankville zurückzufahren; er sah elend aus und sagte, seine Nerven seien wie zerrissen. Uebrigens werde sein Onkel sicherlich eines Beistandes bedürfen. Ich selbst blieb zurück, um Burton als hülfreichen Alliirten mit nach Blankville zu nehmen. Er besuchte mich am folgenden Morgen im Hotel und rief, nach der ersten Begrüßung: „Ich habe mich vergewissert, daß unser Nähmädchen einen regelmäßigen Besuch empfängt; jeden Sonntag, den sie nicht in Blankville bei ihrer Tante zubringt, kommt in ihre Wohnung eine Frau mit einem kleinen Kinde, dessen Amme und Pflegmutter sie ist. Das Kind ist etwa ein halbes Jahr alt. Ist Leesy Sonntags daheim, so bleibt das Kind den halben Tag über bei ihr; ist sie in Blankville, so wird es nach ihrer Rückkehr Abends oder an einem Wochentage gebracht.

Die Wirthin Leesy's meint, das Kind gelte als eine kleine Cousine derselben, und die Mutter des Kindes, Leesy's Schwester, sei an einen lüderlichen Gesellen verheirathet gewesen; er sei verschollen, sei todt. Miß Sullivan zahle der Amme wöchentlich zwölf Schillinge, um das Kind, das sie außerordentlich liebe, nicht in's Armenhaus gerathen zu lassen." — „Das kann Alles sehr wahr sein," sagte ich. — „Oder auch falsch, wie es fällt," versetzte Burton. „Daß Leesy auch jetzt noch nicht heimgekehrt ist, gibt ihrer Sache ein schlechtes Ansehen, und ich werde Alles aufbieten, sie ausfindig zu machen. Sie wird früher oder später zu dem Kinde zurückkehren, wie der Vogel in sein Nest, und dabei gefangen werden. Ich habe Vorkehrungen getroffen, daß die Amme mir gleich Meldung zukommen läßt, wenn sie da ist. Leesy weiß, daß wenn ein Monat um ist und die Pflegmutter ihr Geld nicht bekommt, diese das Kind der Behörde überliefern wird, und dieß wird das Mädchen gewiß vermeiden. Nun will ich mit Ihnen nach Blankville und die Schauplätze der Tragödie in Augenschein nehmen . . . Nun, Sie hatten gestern Abend mit Ihrem Freunde James ein Katze- und Mausspielen." Als ich mich über sein Wissen erstaunt zeigte, lächelte er fein und sagte: „Sie wissen, aufpassen ist mein Geschäft!"

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Feldzuge des preußischen Heeres in Oesterreich.

Von **Julius von Wickede.**

(Schluß.)

Da das Fenster nicht sehr hoch war und in den Garten führte, so hatten die Kerle von ihrem Sprunge weiter keinen Schaden erlitten und ich sah, wie sie fortliefen und das Freie zu gewinnen suchten. Um ihre Flucht noch zu vermehren, feuerte ich zwei Schüsse mit dem Revolver hinterdrein.

„Das war prächtig, mein Herr Offizier, wie diese Schufte fortliefen; es ist nur schade, daß Sie keinen davon getroffen haben!" rief jetzt die Dame, die mich mit dem Lichte geleitet hatte, aus. Ihrer Sprache nach mußte sie eine vornehme Polin oder Ungarin, wahrscheinlich jedoch Ersteres sein.

„Was wohl mein armer Mann machen wird! O, wie danke ich Ihnen, daß Sie uns Alle gerettet haben!" Auf mein Befragen, mit wem ich die Ehre habe, in so eigenthümlicher Weise zusammen zu kommen, sagte sie, sie sei eine Gräfin Z— und ihr Mann ein österreichischer Stabsoffizier, der in dem Gefechte bei Podol einen Schuß erhalten habe. Um ihn zu pflegen, sei sie mit ihrer Schwester von Prag hieher nach Gitschin gekommen.

„Aber jetzt entschuldigen Sie, Herr Rittmeister," denn ich hatte mich ihr nun ebenfalls vorgestellt — „ich will nach meinem Mann sehen, was der macht, und Ihnen inzwischen meine Schwester zur Gesellschaft senden. Daß Sie die Freundlichkeit besitzen, diese Nacht uns Schutz zu gewähren und unser Ritter zu sein, wenn nicht etwa dienstliche Pflichten Sie davon abhalten, nehme ich als gewiß an. Es schwärmt noch so viel Gesindel aller Art in Gitschin umher, daß es uns wirklich eine Beruhigung gewähren würde, wenn Sie die Nacht hier Ihr Quartier aufschlagen würden. Das Haus steht ganz leer, denn unsere dummen Wirthsleute sind aus Furcht vor den Preußen Alle davongelaufen," sprach sie noch im Weggehen. Wenige Augenblicke darauf trat nun ihre jüngere Schwester, ebenfalls in ein sehr leichtes Gewand gekleidet, das jedoch von einem großen, schwarzen seidenen Umschlagtuch umhüllt wurde, zu mir in das Zimmer. Wahrhaftig, das junge Mädchen war hübsch, sehr hübsch, und zwar von jener interessanten, pikanten Schönheit, welche die jungen Polinnen so häufig besitzen und die den Männerherzen sehr leicht gefährlich werden kann. Sie sprach übrigens weit weniger geläufig deutsch, als ihre ältere Schwester, und hatte auch etwas Befangenes.

Das Wiehern meines Hengstes, dem an der Hausthür wohl die Zeit lang werden mochte, erinnerte mich daran, daß meine nächste Sorge sein müsse, dem Thiere eine Unterkunft für die Nacht zu verschaffen. Ich theilte dieß der Gräfin, die inzwischen wieder in das Zimmer gekommen war, mit und die resolute Frau wußte sogleich Rath. Sie nahm selbst einen Leuchter — denn der Bediente ihres Mannes, ein Soldat, war, wie sie mir erzählte, aus Furcht, von den Preußen gefangen genommen zu werden, davongelaufen — und leuchtete mir nach der Hausflur. Ich mußte nun mein Roß einige Stufen hinaufführen und in eine leere Kammer geleiten, wo zwei Strohsäcke lagen. Diese wurden schnell aufgeschnitten und daraus eine Streu für das Thier gemacht, wobei die Gräfin selbst mit half. Sie holte dann eine Schüssel mit Erbsen herbei, welche der Hengst gierig verzehrte. Alle diese Geschäfte wurden von uns Beiden unter Lachen und Scherzen besorgt, und es war in der That eine eigenthümliche Situation, daß eine schöne und vornehme Dame in nächtlichem Negligee mir jetzt bei der Wartung und Fütterung meines Pferdes half. „Ich bin eine echte Soldatentochter, mein Vater war Rittmeister und mein Mann hat als Rittmeister viele Jahre in kleinen polnischen Dörfern garnisonirt, und so weiß ich mit Allem, was Pferdewartung betrifft, genau Bescheid," meinte sie lachend. „So, für das Pferd hätten wir gesorgt, jetzt muß auch für den Reiter gesorgt werden," fuhr die muntere Frau, die alle Schrecknisse der Nacht schon vergessen zu haben schien, weiter fort.

Als wir in das Zimmer wieder zurückkehrten, hatte die jüngere Schwester inzwischen einen kalten Schweinskopf, Wurst, Brod und eine Flasche Ungarwein auf den Tisch gesetzt. Wahrhaftig, das war für mich Hungrigen und Durstigen, der seit langen Stunden nichts weiter als ein Stück vertrocknetes Kommißbrod und klares Wasser gehabt hatte, ein verführerischerer Anblick, als die schöne Polin selbst, so reizend das junge Mädchen sonst auch immerhin aussah.

„Wir haben die Lebensmittel aus Prag mitgebracht. — Jetzt aber, Herr Rittmeister, bitte ich, essen und trinken Sie, denn Sie müssen Appetit haben." — Nun, das ließ ich mir auch nicht zweimal sagen und aß und trank gehörig, und auch die beiden Damen kredenzten mir mit ihren rosigen Lippen häufig den Ungarwein. Es war ein vorzügliches Souper, und so viele glänzende Abendmahlzeiten ich auch schon mitgemacht, so erinnere ich mich keiner, wobei ich mich so trefflich unterhielt. Zwei schöne Frauen, guter Wein, kräftige Speisen und dazu die angenehme, dankbare Rolle eines schützenden Ritters, ohne daß dieser Schutz mir Mühe und Gefahr verursacht hätte, wahrhaftig, etwas Angenehmeres läßt sich doch nicht denken. Wie ungleich behaglicher war mir jetzt, als noch vor einer Stunde, da ich hungrig und ermüdet an dem Brunnen in Gitschin saß, und ich dankte im Stillen den Kerlen, daß sie den klugen Einfall gehabt hatten, gerade in diesem Hause plündern zu wollen, da ich sonst schwerlich in diese angenehme Lage gekommen wäre.

Die beiden Schwestern hatten inzwischen polnisch mit einander gesprochen und dabei gekichert, und als der Schweinskopf bis auf den Knochen von mir vertilgt und die Flasche Erlauer bis auf die Nagelprobe geleert war, sagte die Aeltere, daß eine besondere Schlafstube für mich nicht im Hause vorhanden sei; doch wollten Sie mir eine Matratze und ein Kopfkissen hieher in das Zimmer bringen, damit müsse ich mich freilich begnügen. Wer wie ich nun schon seit acht Tagen nur im Bivouak oder höchstens in dem Stroh eines Stalles mit so und so viel Gefährten eng zusammengepreßt gelegen hatte, dem dünkt eine Matratze, allein in einem reinlichen Zimmer, schon ein vortreffliches Nachtlager zu sein. Die beiden Damen holten nun eine Matratze, wie ich später erfuhr, aus dem Bette der jüngeren Schwester herbei, dazu ein gesticktes Rückenkissen und eine seidene Steppdecke, und mein Lager war fertig. Lachend wünschten sie mir dann gute Nacht, worauf die Aeltere sich in das Zimmer zu ihrem verwundeten Manne, die Jüngere aber in das Nebenzimmer verfügte und sich dort angekleidet auf ihr Bett legte. „Honny soit qui mal y pense." Ich weiß wenigstens, daß mir auch nicht die mindesten anderen Gedanken einfielen, als möglichst bald und gut zu schlafen, und so warf ich mich denn mit Stiefeln und Sporen auf mein Lager hin und war in wenigen Minuten in Morpheus' süßen Armen tief versunken.

Als ich am andern Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel und meine Uhr zeigte die siebente Stunde. Das

war ein gar prächtiger und erquickender Schlaf gewesen, und ich fühlte mich wie neu gestärkt und zu allen möglichen Strapazen bereit.

Bald erschienen auch die beiden Schwestern in meinem Zimmer, und die jüngere meinte lachend, ich habe so fest geschlafen, daß sie am Morgen schon zweimal neben meiner Matratze vorbeigegangen sei, ohne daß ich das gemerkt habe. Ich sei eigentlich eine schlechte Schutzwehr gewesen. Das Mädchen war übrigens jetzt beim hellen Sonnenschein noch ungleich hübscher als gestern Abend beim Lampenlicht, und hatte namentlich Augen von seltenem Feuer und Glanz im Kopfe.

Die ältere Dame führte mich nun auch zu ihrem Gemahl, dem verwundeten österreichischen Stabsoffizier. Gefährlich schien mir dessen Wunde zwar nicht zu sein, aber doch ziemlich schwer, und es konnten jedenfalls Wochen vergehen, bis er wieder geheilt war. Unter solchen Umständen in Gitschin, das jetzt sehr wenige Bequemlichkeiten darbot, ja wo leicht ein Mangel an Lebensmitteln eintreten konnte, zu bleiben, schien mir für den Verwundeten selbst, wie auch für seine beiden Pflegerinnen weiter nicht recht rathsam zu sein. Wir hielten deßhalb förmlich eine Art Kriegsrath, was zu thun sei, und kamen einstimmig zu dem Entschluß, das Vernünftigste sei, wenn der Verwundete suche, nach Prag zu kommen. Es war nur die Schwierigkeit, ein Gefährt zu finden, das diese Drei nach Böhmens Hauptstadt bringen würde. Eine kleine einspännige Droschke, mit der die Damen nach Gitschin gefahren waren, stand zwar noch im Hofe, allein ein Pferd dazu zu bekommen, schien keine ganz leichte Sache zu sein. Vorerst übernahm ich es, dem verwundeten österreichischen Offizier einen Paß zu verschaffen, mit dem er durch die preußischen Vorposten kommen konnte.

Es war nicht ganz leicht, bei dem Wirrwarr, der noch immer in Gitschin herrschte, denjenigen Offizier zu finden, der eigentlich zu der Ausstellung eines solchen Passes allein berechtigt gewesen war. Mein Bemühen ward jedoch belohnt, und in zwei Stunden konnte ich dem Major und seinen beiden Damen deren Paß mit dem Siegel eines preußischen Regimentskommandos überliefern, der ihnen die Fahrt nach Prag und die ungehinderte Passage durch alle unsere Vorposten und Patrouillen sicherte. Nun galt es aber, ein Pferd zu kaufen oder zu miethen, um solches vor die Droschke zu spannen, und das war ebenfalls nicht leicht. Doch Geld, gute Worte und die Gewandtheit eines preußischen Unteroffiziers, der als echter Sohn Berlins zu Allem zu gebrauchen war, verschafften mir zuletzt eine Rosinante für den billigen Preis von fünf Thalern. Das arme Thier, ein erbeutetes österreichisches Artilleriepferd, hatte eine Hiebwunde in der Hüfte und konnte nur langsamen Schritt hinken, daher es zum Gebrauch für die preußische Armee gar nicht mehr paßte. Da es noch ein vollständiges Geschirr trug, so eignete es sich ganz gut für den Zweck, zu dem wir es gebrauchen wollten. Freilich lachten meine beiden Damen nicht wenig, als ich mit meinem lahmen Grauschimmel erschien und ihnen erklärte, dieß sei das Roß, welches sie gen Prag bringen solle; allein ein anderes war nicht zu haben und so mußte es denn auch genügen. Wir machten nun in der Droschke ein möglichst bequemes Lager aus einer Matratze und den Decken und Kissen, und hoben dann den Verwundeten da hinein, was ziemliche Schwierigkeiten verursachte. Das lahme Pferd ward dann vorgespannt und so konnte die Abreise vor sich gehen. Es war ein herzlicher Abschied, den ich von der Familie nahm, mit welcher mich der Zufall während dieser Nacht auf eine so eigenthümliche Weise zusammengeführt hatte; dann schwang sich die Frau Majorin, welche die Stelle des Kutschers vertreten mußte, auf den Bock, während ihre Schwester neben dem Verwundeten saß, um diesem Hülfe zu leisten, wenn dieß nothwendig sein sollte. Es gewährte in der That einen komischen Anblick, wie die elende Karriole mit dem lahmen Klepper sich in Bewegung setzte, während eine schöne elegante Dame den Kutscherposten versah und unter lautem Hot! die Peitsche schwang.

So lange der Wagen in den Straßen von Gitschin fuhr, ging ich noch nebenher, um erforderlichen Falls den Damen als Sauvegarde zu dienen, was aber nicht nöthig wurde. Die preußischen Soldaten lachten zwar hie und da über den komischen Anblick, den dieß Fuhrwerk bot, ja mitunter hörte ich auch einige schlechte Witze; im Uebrigen aber machten selbst die Trainsoldaten und Fuhrmannskolonnen sehr bereitwillig Platz, als die Droschke durch ihre Gespanne hindurch mußte.

Vor dem Thore von Gitschin, wo die Straße nach Prag abging, sagte ich nun zuletzt Adieu — wohl auf Nimmerwiedersehen, denn schwerlich werde ich jemals die Bukowina besuchen, wo der Major eine Herrschaft besaß, die er, wie er mir sagte, fortan bewohnen wolle, um ganz als Gutsbesitzer zu leben.

Es war ein hübsches kleines Intermezzo in all' dem blutigen Ernst und den ungeheuren Strapazen an Körper und Geist, welche dieser großartige Krieg in Böhmen Allen, die mit ihrer vollen Kraft daran theilnahmen, in so reicher Weise brachte.

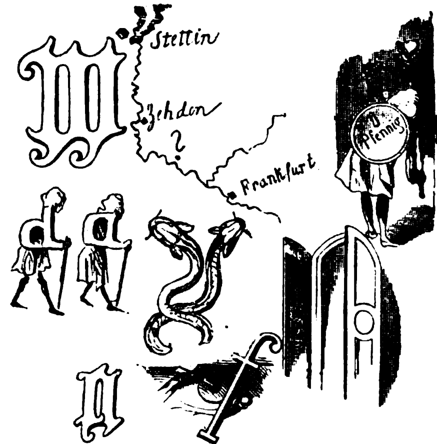
Da meine schönen Schützlinge fort waren, mußte ich denn nun auch wieder an mich denken. Zu meiner großen Freude kam in dem Augenblick gerade ein stattliches preußisches Kavallerieregiment, unter dessen Offizieren ich einige nähere Bekannte besaß, mit schmetternder Feldmusik angeritten und machte in Gitschin Halt. Es gab nun ein fröhliches Wiedersehen und dabei auch ein ganz gutes Frühstück, da der eine Rittmeister, ich weiß nicht woher, einige Flaschen Wein und einen großen Schinken aufgetrieben hatte, was er Alles kameradschaftlich mit uns theilte. Auch der Sorge für mein Roß wurde ich jetzt entledigt, da sein eigentlicher Besitzer, von dem ich es mir nur geliehen hatte, an dem Morgen auch noch in Gitschin einrückte. Ein requirirter Bauernwagen aus der Gegend von Bautzen, den wir schon bis hieher mitgeführt hatten, nahm mich und meinen Gefährten, einen Ingenieuroffizier, fortan wieder auf.

In Gitschin selbst sah es übrigens noch wild und wüst aus, und jetzt beim Tageslicht ließen sich die bösen Spuren des gestrigen blutigen Kampfes noch schärfer erkennen, als das am Abend beim Feuerschein möglich gewesen war. Ueberall lagen noch Leichen und selbst Verwundete, obgleich man jetzt eifrig sorgte, daß Letztere wenigstens nothdürftig verbunden und untergebracht wurden. Gar mancher Mutter Stolz und Hoffnung ist auf dieser blutgetränkten Wahlstätte vernichtet worden.

Bis zum Nachmittag blieb ich in Gitschin und besah mir diesen historisch besonders durch Wallenstein, Herzog von Friedland, sehr interessanten Ort genauer, dann trug uns unser leichtes Wägelein wieder fort zu den unaufhaltsam vorwärts marschirenden Truppen.

Gitschin und Skalitz waren die beiden wichtigsten Vorläufer des großen Blut- und Siegestages von Königsgrätz; denn wurden hier nicht ganz entschiedene Erfolge errungen, so hätte auch jene große Weltschlacht, die das Geschick Deutschlands vorerst wenigstens entschied, niemals geschlagen werden können.

Bilderräthsel.



Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 45.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark von **Cornelius Born.**

(Fortsetzung.)

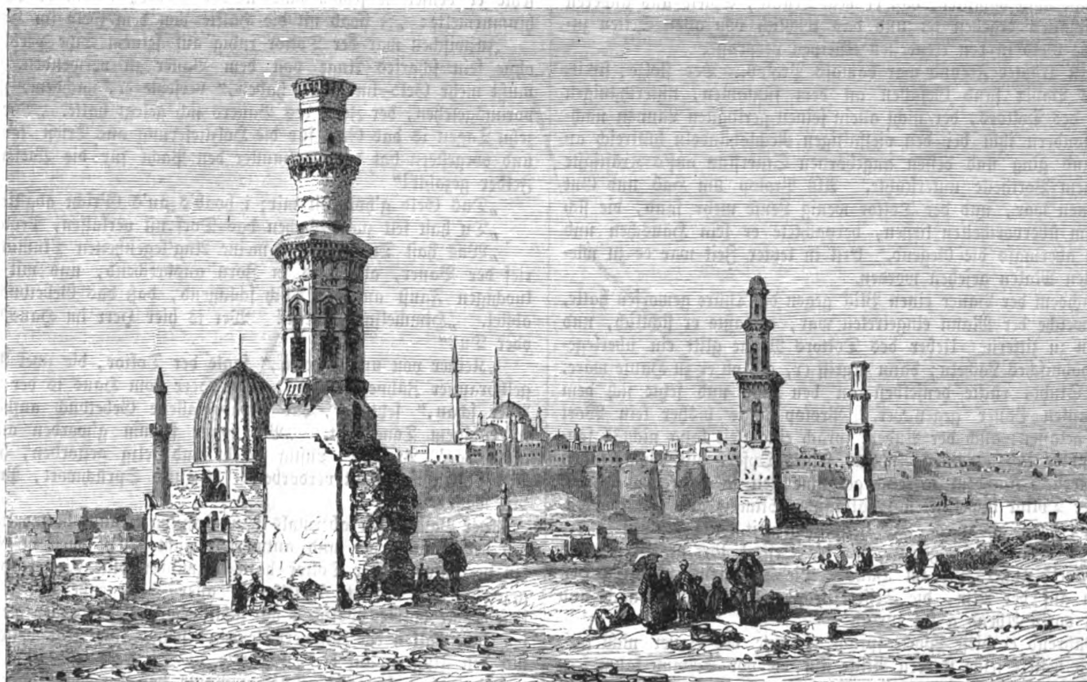
2. Der Doktor.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle saß Prokop allein in der geräumigen Stube des Erdgeschoßes.

Es war ein prachtvoller Tag. Draußen leuchtete und schimmerte jeder Stein, jedes Blatt, während die fernen Gebirgszüge in einen feinen bläulichen Schleier gehüllt lagen, zum Zeichen, daß die Witterung anhalten werde. Schon am frühesten Morgen waren sämmtliche Dienstleute nach den Alpenwiesen aufgebrochen, um die Massen trocken gewordenen Heues unter Dach zu bringen. Nachdem Sefferl das Mittagessen bereitet und einen stämmigen, rothwangigen Burschen mit den schweren Körben belastet hatte, schwang auch sie einen großen runden Korb auf den Kopf und begann ebenfalls den steilen Felsweg emporzuklimmen.

Prokop hatte wieder eine Zeit lang das Bett hüten müssen, sein letzter Zornausbruch war Ursache davon. Heute wagte er sich ein wenig heraus. Obwohl er kaum fünfzig Jahre zählte, so verliehen ihm doch die schneeweißen Haare, das magere gelbbraune Gesicht und die vorgebeugte Haltung das Aussehen eines Sechzigers. Er hatte ein Plätzchen gewählt, wo die erquickende Frühlingssonne seine frostigen Glieder durchwärmen konnte. Zeitweise las er in dem vor ihm aufgeschlagenen Gebetbuch, dann starrte er minutenlang gedankenlos vor sich hin. In der Stube herrschte die größte Stille, welche nur von dem monotonen Picken der schwarzwälder Uhr, oder von dem heiseren Rufe eines die Stunden anzeigenden Kukuks unterbrochen wurde.

Plötzlich klopfte es ziemlich stark an der Thüre, und gleich darauf



Die Grabmäler der Kalifen. Von C. Girardet. (S. 532.)

trat ein Mann ein. Er war groß und hager; auf dem verhältnißmäßig kleinen runden Kopfe saß eine blonde Perrücke, die niedere zurückspringende Stirn halb verdeckend, unter welcher zwei kleine lauernde Augen unstät hervorblinzelten. Der breite Mund mit der stark hervortretenden Unterlippe zeigte beim Sprechen eine Doppelreihe großer braungelber Zähne fast fletschend; überdieß waren seine Bewegungen äußerst schnell und geschmeidig. Seine Kleidung trug einen mehr städtischen als bäuerischen Schnitt, auch konnte man aus seinen Manieren deutlich entnehmen, daß er sich ziemlich stark in der Welt herumgetrieben haben müsse.

Dieser Mann besaß ein Häuschen in unmittelbarer Nähe des Grubhofes und war allgemein unter dem Namen „der Doktor" bekannt. Das Häuschen, ein Erbtheil seiner Eltern, stand lange Zeit leer, da er schon in frühester Jugend aus dem Dorfe gekommen war, und seither nichts über dessen Aufenthalt verlautete. Vor beiläufig zwanzig Jahren kehrte er endlich heim, um das Besitzthum anzutreten. Seiner Aussage nach hatte er sich lange Zeit auf der See herumgetrieben, wo er als Schiffsjunge eingetreten und später einem Schiffsarzte als Gehülfe beigegeben ward. Dort hatte er sich einige wundärztliche Kenntnisse erworben, welche er nun, nicht ohne Erfolg, in seiner Heimat verwerthete. So lebte er einige Jahre hindurch, seine Heilkunst ausübend, in dem Dorfe, und da er mehrere glückliche Kuren gemacht, außerdem der nächste Arzt in beträchtlicher Entfernung vom Dorfe seinen Wohnsitz hatte, so wurde er bald auch in die umliegenden Ortschaften gerufen.

Ungeachtet er auf diese Weise häufig unter die Leute kam, sein Benehmen auch etwas Biegsames, Einschmeichelndes an sich trug, so war er doch nirgends beliebt, und Jeder freute sich, wenn er zur Thüre hinaus war; denn die einfachen Gebirgsmenschen mit ihrem schlichten Hausverstande hatten bald erkannt, daß der stille, stets lächelnde Mann beinahe in jedem Hause, das er betreten, Unheil angestiftet hatte. Er mischte sich in alle Angelegenheiten oder Familienverhältnisse, suchte den oft nur glimmenden Funken der Zwietracht durch aufreizende Reden zur vollen Flamme anzufachen und brachte auf diese Weise Alles durcheinander. Hatte er dann sein Ziel erreicht, so bot er jedem Theile der Streitenden seine Hülfe an; er verfaßte Klagen, Testamente und andere Schriftstücke und ließ sich seine Arbeiten nicht auf's Wohlfeilste bezahlen. Später kam man auch dahinter, daß er dem Trunke, Spiele und anderen Leidenschaften ergeben sei und das reichlich von allen Seiten zufließende Geld in den elendesten Kneipen verprasse.

Sein größter Freund war damals Prokop. Der stolze, streitsüchtige Bauer fand Gefallen an dem fügsamen, unterthänigen Wesen des Doktors, der nicht allein seinen geringsten Launen nachgab, sondern ihm bei den vielfältigen Rechtshändeln hülfreich an die Hand ging und dessen angebornen Starrsinn auf's Kräftigste zu seinem Vortheile unterstützte. Als Prokop um Hab und Gut gekommen war, und der Doktor wenig Leute mehr fand, die sich von ihm übervortheilen ließen, verpachtete er sein Häuschen und verließ abermals die Gegend. Erst in letzter Zeit war er zu wiederholten Malen gesehen worden.

Nachdem der Bauer einen Blick gegen die Thüre geworfen hatte, durch welche der Mann eingetreten war, erblaßte er sichtlich, und fing an zu zittern. Ueber des Doktors Miene glitt ein überlegenes, höhnisches Lächeln; dann ergriff er, als ob er zu Hause wäre, einen Stuhl, rückte denselben an den Tisch und setzte sich dem halbkranken Bauer gegenüber. Prokop hatte bisher kein Wort fallen gelassen; auch der Andere sprach eine Zeit lang nichts, sondern schien sich an dem Anblicke seines Opfers mit Wohlgefallen zu waiden. Nachdem sie eine geraume Zeit so dagesessen waren, hob der Doktor lächelnd, mit halblauter Stimme an: „Bist allein, Prokop; ganz allein. — Ich lieg' schon seit Früh drüben in der Hecke, und hab' Acht 'geben, bis die Sefferl fort geht. Jetzt is keine Seel' außer Dir im Haus. Die Dienstleut' sind im Heu droben auf der Alm, die Sefferl tragt ihnen 's Essen nach und kommt vor'n Abend a nit zurück."

Während er diese Worte sprach, schaute der Bauer nicht auf, sondern heftete seine starren Blicke auf die vor Schmutz kaum lesbaren Buchstaben des vor ihm liegenden alten, vergilbten Gebetbuches.

„Schaust recht schlecht aus, Prokop," fuhr der Andere in demselben Tone fort. „Deine Wangen sind eing'fallen, und Dei Haar' sind schneeweiß g'worden, seit ich Dich 's letzte Mal g'seh'n hab'."

„Das verdammte Alpdrücken bringt mi um, Doktor," lautete die kaum vernehmbare Antwort.

„I weiß, die Landluft thut Dir nit gut, Prokop. Ha, ha, ha! Möchst gern in die Stadt zieh'n? Freilich, dort is an ander's Leben! Möchst bald frisch und g'sund werden! Aber so lang der Blasi, der B'sitzer vom Grubhof lebt, da geht's nit! Du mußt ja den schönen Bauernhof, der a Mal Dir zufallen wird, gut verwalten! Kann noch lang dauern; der Trottel hot a zäh's Leben! Zu was solche Kreaturen auf der Welt sind? Hi, hi, hi! Die sollt' man gleich nach der Geburt umbringen!"

„Wenn der Blasi nit wär', so hätt' i längst den Grubhof sammt Zug'hör verkauft und wär' fortg'zogen aus der Gegend, die mir verhaßt is. Aber — der Bub überlebt mi, — das sag' ich Dir, Doktor!"

„Du behandelst ihn halt zu gut. Hi, hi, hi!"

„Wenn i noch lang hier bleib', so muß ich in's Gras beißen; mi bringt der Zorn und Aerger um."

„Dann kriegt die Sefferl den schön' Grubhof," versetzte der Doktor, indem seine Augen aufleuchteten. „Aber Du darfst nit so bald sterben, alter Freund! Du mußt noch viele Jahr' leben, ha, ha, ha! Wer würde mir denn sonst meine Pension auszahlen?"

Bei diesen Worten wurde das Gesicht des Bauers, das sich während des Sprechens etwas gefärbt hatte, abermals blaß. „Wie viel brauchst wieder?" fragte er zögernd.

„Schau', Prokop, das Leben in der Stadt is bei den jetzigen Zeiten verdammt theuer. Mein Magenleiden verschlimmert sich von Tag zu Tag! Was nur die Aerzte und Medizinen kosten! Dann muß ich den Sommer noch in a Bad!"

„Mach's kurz! Red'! Wie viel brauchst?" unterbrach ihn mürrisch der Bauer.

„Tausend Gulden," lautete die Antwort.

„Tausend Gulden?" rief Prokop, von seinem Sitze aufspringend und im ersten Zorn einen nebenstehenden Stuhl gegen den Doktor erhebend. Als ob er sich eines Besseren besonnen hätte, setzte er denselben jedoch bald wieder nieder, indem er vor sich hinmurmelte: „I hoab nit die Hälfte von dem Geld im Haus!"

Inzwischen war der Doktor ruhig auf seinem Sitze verblieben, ohne sein scharfes Auge von dem Bauer zu verwenden. „Du mußt mehr Geld im Haus haben," versetzte er, nachdem, wie er vorausgesehen, der Zorn des Bauers sich gelegt hatte. „Vor vierzehn Tagen is das Geld für die Holzlieferung aus Triest 'kommen, und vorgestern hat der Thalmüller den Pacht für die Wiesen und Felder gezahlt!"

„Das Geld g'hört nit mir; i hoab's an's G'richt abg'liefert."

„Du hast seit zwei Wochen das Dorf nit verlassen, Prokop."

„Was hast Du Dich um meine Ang'legenheiten z'kümmern!" rief der Bauer, abermals in Zorn ausbrechend, und mit seiner knochigen Faust auf den Tisch schlagend, daß das Gebetbuch herabfiel. „Himmelsapperment! Wer is hier Herr im Haus? I, oder Du?"

„Keiner von uns Zweien," sagte der Doktor, die zwei Reihen gelbbrauner Zähne weisend. „Der Herr vom Haus is der Blasi. Aber schau," setzte er, das herabgefallene Gebetbuch aufhebend, in ruhigem Tone fort. „Bist sogar fromm g'worden auf die alten Tag', Prokop! Lustig gelebt und selig gestorben, hat 'n Teufel sein Spiel oft verdorben! A gut's Sprüchwort, Prokop! Nit wahr?"

Der Bauer, der abermals seine Fassung erlangt hatte, ließ sich auf der Bank nieder und antwortete nicht. Er schien in Gedanken versunken. Der Doktor hatte inzwischen eine Cigarre hervorgezogen und brannte dieselbe in aller Seelenruhe an. Dann ließ er die blauen Wölkchen mit sichtlichem Behagen gegen die dunklen Eichenbalken der Zimmerdecke emporsteigen und trommelte dazu mit den Fingern auf die Tischplatte.

Nach einer langen, peinlichen Pause hob der Bauer abermals an: „Also sei g'scheidt; sag', wie viel verlangst?"

„Tausend Gulden, keinen Kreuzer weniger."

„J hoab das Geld nit, i schwör' Dir's bei Ehr' und Seligkeit."

„Der Prokop, der Kurator vom größten Bauerngut auf zehn Meilen im Umkreis, wird den Bettel von tausend Gulden nit im Haus haben! Ha, ha, ha! Das mach' an Andern weis, aber nit mir."

„Du kannst 's Haus vom Dach bis zum Boden durchsuchen, Du find'st nit so viel."

„Warst immer ein schlauer Fuchs, Prokopchen!" antwortete der Doktor pfiffig blinzelnd; „wir kennen uns schon lang. Deine blanken Thaler ruhen an einem sicheren Plätzchen, he?"

„Jetzt hab' i das G'red satt. Scheer' Dich zum Teuf'l, Du elender Blutsauger!"

„Denk' an Peter- und Paulitag, Prokop," lispelte des Doktors gedämpfte Stimme, indem er den Bauer mit seinen kleinen durchbohrenden Augen fixirte.

Diese Worte hatten einen sichtbaren Eindruck auf Letzteren gemacht. Seine stieren Augen traten aus den Höhlen, er ließ die Hände schlaff herabsinken und lehnte den Kopf an die Mauer, während ein eiskalter Schweiß seine Stirne überzog.

Nachdem der Doktor sein Opfer eine Zeit lang wohlgefällig betrachtet hatte, stand er auf und legte seine Hand auf dessen Schulter mit den Worten: „Prokop, was fehlt Dir?" Allein Prokop gab keine Antwort. Unbeweglich, gebrochen, saß er auf seinem Platze, bloß das heftige, kurze Athmen verrieth, daß der Lebensfunke in ihm noch nicht erloschen sei. Der Doktor ging zum Wandschranke, holte ein Glas hervor und füllte dasselbe beim Brunnen im Hofe an. Dann besprengte er das Gesicht des Bewußtlosen mit dem eiskalten Quellwasser, und nachdem dieser die Augen aufgeschlagen, gab er ihm das Glas in die Hand, indem er sagte: „Trink, Prokop, das wird Dir gut thun." Hierauf öffnete er die kleinen niedrigen Fenster, damit der Tabakrauch leichter entweichen könne, und schritt mit auf der Brust gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab, als ob er nachsinne oder einen Plan entwerfen wolle.

Abermals hörte man nichts als das Picken der Uhr und den Ruf des Kukuks.

„Ich will das Geld auftreiben, Doktor," unterbrach des Bauers schwache Stimme die Stille.

„Du hast Kredit," lautete die Antwort.

„Doch nur unter einer Bedingung will ich's thun."

„Und die wäre?"

„Wenn Du niemals mehr Geld von mir erpreßt!"

„Gut," versetzte der Doktor, „ich werde niemals mehr Geld von Dir erpressen."

„Warte, in einer Viertelstunde bin ich zurück." Damit zog Prokop seine Jacke an, setzte den Hut auf und ging fort. Auch der Doktor verließ die Stube. Eine Zeit lang sah er dem Bauer nach, wie derselbe langsam den Dorfweg gegen die nächsten Hütten einschlug; dann lenkte er seine Schritte nach dem Hofraum und in den Garten. An einem schattigen Punkte, von welchem man das Hausthor und die Straße im Auge behalten konnte, ließ er sich auf den weichen Rasen nieder und streckte seine Glieder behaglich aus. Als er den Bauer zurückkehren sah, begab er sich wieder in das Erdgeschoß.

(Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen aus Baden.

Von

C. Nebenius.

III. Eine Kirchweihe in der Pfalz.

So einförmig im Allgemeinen das Leben auf dem Lande verläuft und so wenig der fast immer obenauf stehenden Arbeit die farbigen Blüten der Freude und des Vergnügens anschießen, so bunt, lebhaft und verändert gestaltet es sich an den Tagen, an welchen alljährlich das Stiftungsfest der betreffenden Dorfkirche gefeiert wird. Und je seltener ein derartiges Vergnügen an die Bauern herantritt, um so wichtiger wird es auch naturgemäß behandelt. Der Städter, welcher sich täglich Genüsse der mannigfaltigsten Art, von den Freuden der Tafel bis zu den feinsten Kunstgenüssen der Oper und des Konzerts, verschaffen kann, der von einem Vergnügen oft zum andern taumelt und dadurch endlich selbst des Vergnügens überdrüssig wird, hat es längst überwunden, eine lange Berechnung zum Voraus zu ziehen. Anders der Bauer, der, in dieser Beziehung dem Kinde gleich, welches die Tage und Stunden des kommenden Christfestes berechnet, mit Schmerzen auf die Tage der Kirchweihe wartet, in der er sich auch einmal wieder als ein Matador des Tanzplatzes zeigen könne. Nirgends aber ist das lustige Treiben auf der Kirchweihe ein lauteres, allgemeineres, als in der fröhlichen Pfalz, und während im Oberlande die ländlichen Feste mehr vertheilt sind, während in den mittleren Theilen des Landes, namentlich im hanauer Lande, von einer Kirchweihe, wie in den Städten, mehr nur als von einem Kirchen- denn als von einem Volksfeste die Rede ist, und das ländliche Volksleben sich mehr an Jahrmärkten und bei dergleichen Gelegenheiten entfaltet, so ist es hier beinahe ausschließlich auf diese Gelegenheit konzentrirt, und aus diesem Grunde läßt sich auch der Charakter des Landvolks bei diesem Anlaß am Besten erkennen und beurtheilen.

Das Leben der Bauern ist in der Regel ein ziemlich gleichmäßiges, materielles, wie überhaupt ihre Gesichtspunkte ziemlich beschränkter Natur sind. Wer dem Gemälde des Bauernlebens einen poetischen Farbengrund unterlegen wollte, würde offenbar das ganze Bild von vornherein verpfuschen. Die Arbeit, des Bauern einziger und harter Beruf, leitet ihn immer auf das Nächste hin, in welchem sich auch sein ganzer Gesichtskreis bewegt; auf die Arbeit, und zwar auf die ihm speziell obliegende, bezieht sich auch sein ganzes Dichten und Trachten, in ihr wurzelt und auf sie bezieht sich sein ganzes Sein, sein Lieben und Hassen, sein Jubeln und Seufzen. Alle seine Pfiffigkeit, List und Schlauheit hat diesen lokalen Beigeschmack und geht nicht weiter als die Felder seiner Ortsgemarkung. Alle Verschiedenheit der Dorfbewohner ist bloß durch die Verschiedenheit der Bedingungen, unter denen sie arbeiten, und der Natur des Produkts, das sie erschaffen, bedingt. Deßhalb ist der Fruchtbauer, der Wiesenbauer, der Weinbauer, der Flachsbauer, der Tabak- und Hopfenbauer schon an und für sich verschieden, und es bedürfte nicht des allerdings noch mehr eingreifenden Einflusses des Klimas, der Lage, des Volksnaturells überhaupt, um diese Verschiedenheit auch sofort wahrzunehmen.

Allerdings wirken noch Nebenumstände mannigfacher Art ein, welche geeignet sind, den Bauerncharakter eigenthümlich zu gestalten, und diese Nebenumstände sind besonders in dem langgedehnten Großherzogthum Baden von großer Bedeutung. Die Nähe von Städten, der Verkehr und Produktenverkauf mit dem Auslande, sowie das Zusammenwohnen oder häufige Zusammenkommen mit dem quecksilberisch-beweglichen Element der Juden sind Momente genug, die im Stande sind, den Bauerncharakter zu verändern. Deßhalb bildet auch der Bauer als Bauer im Oberlande, besonders in den weiter im Gebirge liegenden Gegenden, ein viel originelleres Bild als der unterländer Bauer, der schon gewissermaßen ein Mittelding zwischen Städter und Bauer bildet, und oft Ersterem näher als Letzterem verwandt ist.

Der pfälzer Bauer, welcher in den letzten Jahren sich hauptsächlich, besonders in der Rheinebene, dem Hopfen- und Tabaksbau zugewendet und in Folge dessen im Ganzen ziemlich wohlhabend geworden, zeichnet sich mehr durch Schlauheit als durch Gutmüthigkeit aus. Er überlistet eher selbst, als daß er sich überlisten läßt. Eine gemüthliche Seite läßt sich schwer bei ihm auffinden, sein Volksnaturell ist ganz dem Realen zugewendet. Ein pfälzischer Hebel wäre rein unmöglich.

Betrachten wir diesen pfälzischen Bauer an dem Tage, wo er sich so ganz der Freude hingibt, etwas genauer. Wir befinden uns in einem der pfälzischen Dörfer, deren Größe schon an und für sich imponirt, da dieselbe diejenige vieler namhafter oberländischer Städte, die in jüngster Zeit sogar Kreishauptstädte geworden, namhaft übertrifft. Das ganze Dorf ist festlich geschmückt, aus allen Häusern duftet uns ein Geruch entgegen, welcher den Gaumen zu reizen im Stande ist. Fahnen in den rothgelben Landesfarben

zeichnen die Wirthshäuser aus, in denen bereits vor der Eröffnung der „Kerwe“ wacker gezecht wird. Die offizielle Eröffnung selbst erfolgt sofort nach Schluß des Nachmittagsgottesdienstes, wo ein Zug meist maskirter Bursche, zum Theil beritten, zum Theil auf vierspännigen, mit Fahnen und Emblemen gezierten Wagen fahrend, das Dorf durchzieht und so das Zeichen zum Beginn der Tanzmusik gibt. Diese findet in allen Wirthshäusern des Dorfes statt und dauert vom Mittag bis an den späten Morgen, um sofort am folgenden Mittag denselben Turnus durchzumachen. Die Musikbanden müssen hier das Unglaubliche leisten und dürfen sich kaum die Zeit nehmen, zwischen den Tänzen auch für sich etwas hinter die Binde zu gießen. Unermüdlich tummeln und drehen sich die Bursche im Kreise, hoch die Arme nebst denen ihrer Tänzerinnen erhebend, dazu jauchzend und mit den Absätzen aufstoßend, daß es eine Art hat. Wer am Lautesten jauchzen, wer am Stärksten auftreten kann, dünkt sich dann höher und erhabener, als mancher Fürst und König. Es ist ein Höllenlärm, daß man kaum die Klänge der meist sehr unvollkommenen Tanzmusik vernimmt, und ein Staubwirbel, daß man Abends die Lichter gleichsam durch einen Flor hindurch zu schauen meint. Aber die Dorfschönen, denen dieß gar nicht zu mißfallen, sondern im Gegentheil wohl zu behagen scheint, werden nicht müde, immer wieder sich in das Gewühl zu stürzen, und trotz aller Fußtritte und Rippenstöße, die natürlich hier nicht ausbleiben, mit vollem Behagen sich dem aufregenden Tanze hinzugeben. Es ist ein wildes, naturwüchsiges Vergnügen, das sich zu den Bällen der höheren Gesellschaft etwa verhält, wie ein Glas Branntwein zu einem Glase Zuckerwasser. Und die Zuschauer dieses wilden Reigens geben die entzückten Väter und Mütter der Tanzenden, welche sich in diesen Augenblicken an die Vergangenheit erinnern, wo auch sie sich ebenso gedreht, ebenso gejubelt, ebenso getobt hatten.

Daß daneben auch dem Hunger und Durst im vollsten Maße Rechnung getragen und gehörig gezecht wird, versteht sich von selbst. Die Bauernmädchen sind in dieser Hinsicht nicht blöde, sie sprechen dem Braten, dem Kuchen und besonders dem Weine in einer Weise zu, daß manche Dame im Namen und zur Ehre ihres Geschlechts darüber erröthen würde.

Die Kirchweihen sind im Allgemeinen reine Bauernfeste und haben diesen Charakter auch überall da bewahrt, wo die Dörfer nicht in unmittelbarer Stadtnähe liegen. Wo Letzteres der Fall ist, mischt sich auch viel städtisches Publikum ein, und namentlich in der Nachbarschaft der größeren Städte, wie Mannheim und Heidelberg, ist der Kirchweihmontag mehr diesen eingeräumt.

Die Kirchweihen finden meist im Sommer und Herbst statt, und ist für jeden Ort eines Bezirks ein bestimmter verschiedener Tag hierzu fixirt. Diese von altersher übliche Abhaltung wurde in der Revolutionszeit dahin abgeändert, daß alle Kirchweihen des Landes auf einen Tag verlegt wurden. Das setzte gar böses Blut im badischen Lande, und selbst die Kammern, die damals noch die Reaktion mit der Regierung durch Dünn und Dick mitzumachen pflegten, traten in dieser Beziehung zum ersten Mal oppositionell bei Gelegenheit einer Petition der badischen Musikanten auf. Der allgemeinen Volksstimme kann sich auch die reaktionärste Regierung nicht ganz entziehen, und so kam es, daß bereits lange vor der neuen Aera die Kirchweihen wieder gerade wie früher abgehalten wurden.

Auf der Kirchweihe lassen es indessen die Bauernbursche, wie man zu sagen pflegt, laufen, so viel es geht. Wer am meisten Geld braucht, ist der Löwe des Tages und nicht wenig stolz auf dieses sein Ansehen. Wer auf der „Kerwe“ sparen muß, wird von den Dorfschönen gemieden oder verächtlich behandelt. Auch hier also und zwar hier vorzugsweise spielt das leidige Geld, wie überall, wieder die Hauptrolle.

Die Grabmäler der Kalifen.

(Bild S. 529.)

Bagdad! Welche Erinnerungen tauchen nicht bei Nennung dieses Namens in uns auf! Wer denkt dabei nicht an die Märchen aus „Tausend und Eine Nacht“, an Scheharasada und jene große Zeit des Islam, in welcher der Ruhm der großen Kalifen die Welt erfüllte? Aber die Stadt ist von ihrer einstigen Größe tief herabgesunken, was wir heute an der Stelle der ehemaligen „Königin der Wüste“ finden, ist nur ein Schatten von dem, was sie einst war; die Gebäude, in denen Harun al Raschid und die schöne Sobeïde wohnten, liegen in Trümmern und sind mit Schutt und Staub bedeckt. Seit der Gründung Bagdads durch Abu Safer el Mansur sind elf Jahrhunderte in den Schooß der Zeiten hinabgerollt, und in dieser langen Zeit hat die Stadt viel Heimsuchungen erfahren durch Kriege, durch den Kampf rebellischer Turkomanen gegen die Kalifen, durch die Ueberschwemmungen des Tigris und die sandigen Orkane der Wüste.

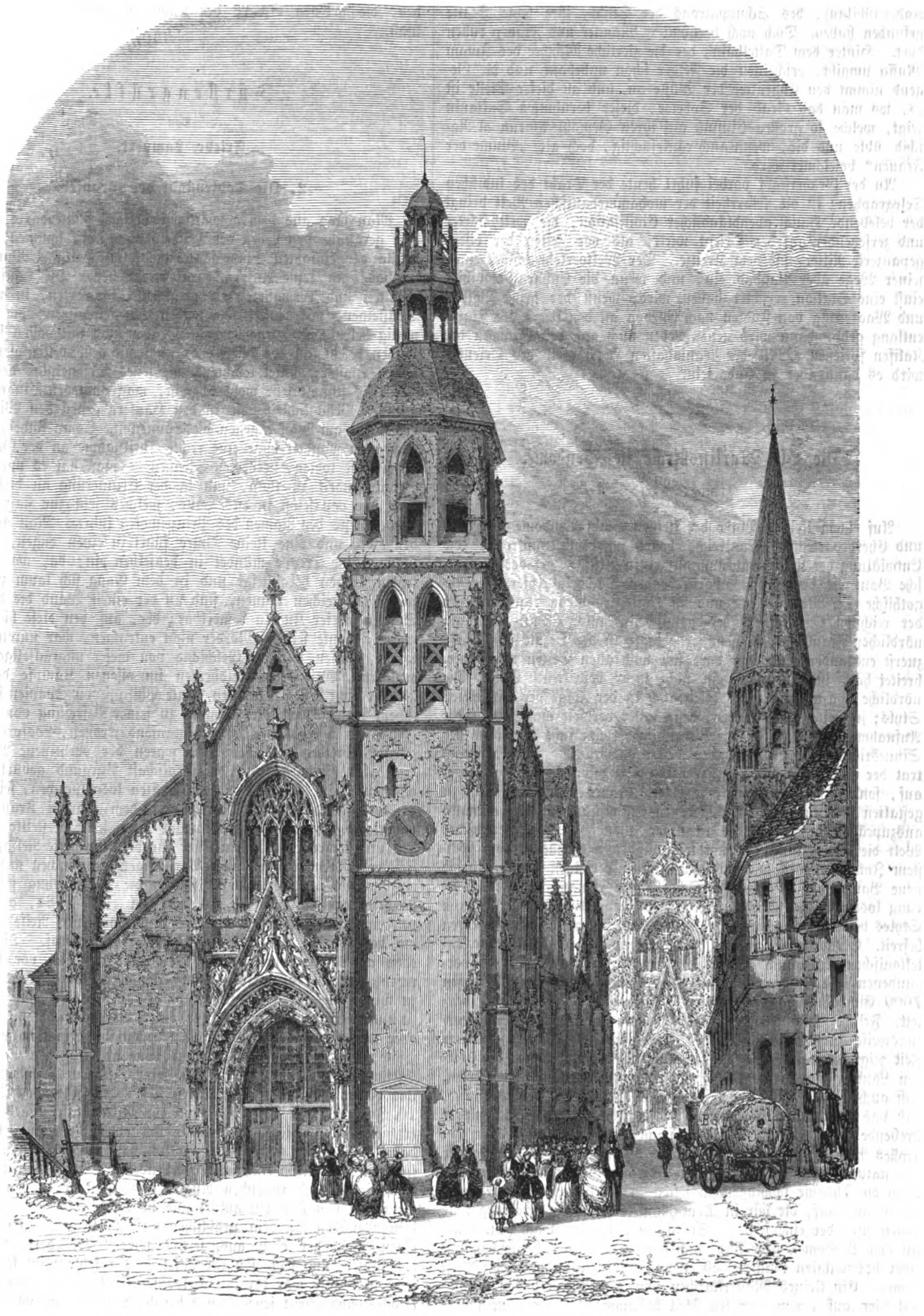
Doch auch so, wie die Stadt der Kalifen jetzt vor uns liegt, hat sie noch eine große Anziehungskraft; sie besitzt den Strom, den tiefblauen Himmel Mesopotamiens, von welchem sich die verglasten Kuppeln der Moschee scharf abheben, und zeigt ein buntes Treiben. Unter den vielen zerfallenen Städten Vorderasiens nimmt sie immer noch einen bedeutenden Rang ein, denn sie ist ein wichtiger Mittelpunkt für den Verkehr, wo die Güter aus Indien und Persien, aus den türkischen Landen und Europa aufgespeichert liegen, um weit und breit über Asien vertheilt zu werden. In den reich mit Waaren aller Art versehenen Bazaren sieht man Musterarbeiten von dem, was die Gewerbsamkeit und die Kunst der Orientalen zu schaffen versteht. Karawanen ziehen aus den verschiedenen Himmelsgegenden ein, auf dem Tigris liegen arabische Schiffe, die aus dem persischen Meerbusen, ja von Ostindiens Küste bis hieher gelangten und mit europäischen Händlern in Berührung treten, die in Bagdad ihre Comptoire aufschlugen.

Treten wir ein durch das Sklaventhor, Bab-el-Chadem, vor dem türkische Karauls oder Wächter sitzend uns anzeigen, daß hier der Wille des Sultans gilt, der zu Konstantinopel thront; denn Bagdad, an der südöstlichen Grenze des türkischen Reiches, in der Nachbarschaft Persiens gelegen, ist die Hauptstadt eines der bedeutendsten Paschaliks. Mit Ausnahme der Quartiere, wo die Bazare sich befinden und der Gegenden am Tigris, sind die Straßen wüst und leer. Auf Schritt und Tritt begegnet uns Verfall; wir sehen förmlich, wie die Gebäude zerbröckeln, wie ein Mosaik nach dem andern verschwindet, wie die mächtig gewölbten, bunten Kuppeln einzustürzen drohen. Aber ist hier nicht eigentlich alles Ruin? Befinden wir uns hier nicht auf dem Boden, welcher auch die Trümmer Babylons trägt?

Trotzdem sieht man auf den ersten Blick, daß man sich in einer bedeutenden Stadt befindet, und der große Marktplatz, der Meidan, auf den wir vom Sklaventhor aus gelangen, zeigt uns mit seinen Kaffeehäusern, Moscheen und Palästen, daß noch Einiges von der alten Größe übrig geblieben ist, von der einst größten Stadt der mohammedanischen Welt, die jetzt freilich nur 60,000 Einwohner zählt, unter denen sich Araber, viele Juden, Perser und selbst Christen befinden.

Ueber den majestätischen Schat, wie die Araber den Tigris nennen, führt eine 600 Fuß lange Schiffbrücke nach der Vorstadt, welche von dem eigentlichen Bagdad ein ganz verschiedenartiges Gepräge zeigt, denn dort wohnen meist schiitische Araber, die sich nur zeitweilig hier aufhalten. Auf der Brücke selbst herrscht den ganzen Tag über eine große Lebhaftigkeit; hier kommt eine Beduinenkarawane, dort ein einzelnes, stark belastetes Kameel, oder Nomaden treiben aus der Umgegend Schafheerden zur Stadt, während auf dem Flusse selbst lustig die Barken schwimmen und Flöße das Brennholz aus dem fernen Oberlande nach dem baumleeren Bagdad herbeiführen.

So erscheint die Stadt der Kalifen uns heute. An die alten, weltbewegenden Herrscher, die Nachfolger des Propheten, erinnert heute allerdings noch Manches. Wenn auch der fromme Muselmann ihre Namen und Thaten noch aufzuzählen vermag und die großen Bauten zeigt, die von ihnen herrühren, so vermag er sich doch keine klare Vorstellung von der alten Herrlichkeit mehr zu machen; sie erscheint ihm wie ein Traumgebild, das wieder nebelhaft vor ihm wach wird, wenn er den europäischen Fremdling zu den zerfallenen Gräbern der Herrscher hinführt. Bagdad ist auch eine Stadt der Gräber, die jährlich Tausende von Wallfahrern anlocken; dort ruht, der Sage nach, der Prophet Ezechiel, dort sieht



Die St. Martinskirche in Vendome (Departement Loire und Cher, Nordfrankreich.) Von Launay. (S. 534.)

man den Hügel, unter dem die Gebeine des Scheikhs Abd-el-Kader-Ghilani, des Schutzpatrons der Stadt, ihre letzte Stätte gefunden haben. Doch noch berühmtere Männer und Frauen ruhen dort. Hinter dem Dattelhain, der die zierliche Moschee des Imam Mussa umgibt, erscheinen die Felder schon unbebaut und die Gegend nimmt den Charakter der Wüste an, und an dieser Stelle ist es, wo man das Grab der Sobeïde, dieser berühmten Sultanin zeigt, welche so großen Einfluß auf ihren Gemahl Harun al Raschid übte und die, wenn auch ränkesüchtig, doch als „Blume der Frauen“ bezeichnet wird.

An der Gräberstadt vorbei führt heute der Draht des indischen Telegraphen; in die Starrheit der mohammedanischen Welt dringt der belebende Hauch abendländischer Civilisation, die weit stärker und zersetzender auf den Orient wirkt, als vor Zeiten der eisengepanzerte Ritter mit dem Kreuze. Der Weltverkehr schlägt einen seiner Wege über Bagdad ein, und wenn die Euphratbahn hier einst eine Station errichtet haben wird, wenn der große Völker- und Waarenzug von Indien nach Europa an den Ufern des Tigris entlang geht, dann wird neues Leben auch auf den Gräbern der Kalifen sprießen. Mit der traumhaften Herrlichkeit des Orientes wird es dann aber zu Ende sein.

Die St. Martinskirche in Vendome.

(Bild S. 533.)

Auf einem kleinen Platze der kleinen Stadt Vendome im Loire- und Cherdepartement Frankreichs bietet sich dem Kunstfreunde die Entwicklung der Kirchenbaukunst auf einen Blick. Dort der romanische Bau mit dem kühn emporstrebenden Dachhelm, hier die frühgothische St. Martinskirche und im Hintergrund die Kathedrale in der reichsten Entwicklung des gothischen Styls. Daß dieser im nördlichen Frankreich, ja genauer gesagt, in der Schule von Paris zuerst entstanden und von dort sich nach allen Seiten weiter verbreitet hat, ist heutzutage ein nicht mehr bestrittener Satz. Die nördliche Hälfte Frankreichs blieb auch in der Folge der Sitz dieses Styls; je weiter nach Süden, desto lauer verhielt man sich in der Aufnahme desselben, da die altheimische romanische Bauweise der Sinnesrichtung jener Gegenden besser entsprach. In Frankreich trat der Styl nicht wie in andern Ländern sofort in fertiger Form auf, sondern Frankreich war es eben, welches den neuen Styl zu gestalten und in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien allmälig auszuprägen hatte. Daher ist unter allen gothischen Werken der Welt die Betrachtung der nordfranzösischen Monumente von höchstem Interesse, weil man hier schrittweise verfolgen kann, wie die neue Bauweise sich aus dem Schooße der romanischen Ueberlieferung losringt, zuletzt noch eine Menge Formgedanken jenes älteren Styles beibehält und nur allmälig mehr und mehr sich von denselben befreit. Gerade dieses Ringen und Streben nach einer neuen architektonischen Schöpfung verleiht den in Frankreich so zahlreich vorhandenen Werken — hat doch das kleine Vendome mit seinen 7000 Einwohnern fünf Kirchen — einen Hauch der Unmittelbarkeit, Frische und Jugendlichkeit, welcher just diese Werke vorzugsweise zum Gegenstande des Studiums macht. In späterer Zeit zeigt die französische Gothik ebenso wie die Denkmäler der übrigen Länder den fertig ausgeprägten Styl, doch ist zu bemerken, daß auch jetzt häufig die äußerste Konsequenz nicht erstrebt wird, daß das horizontale Element nicht so entschieden gegen das emporstrebende zurückgedrängt ist, daß namentlich die Fassade durch ein großes Bogenfenster, oder durch ein kolassal breites Hauptfenster und statuengeschmückte Gallerie den Horizontalismus aufrecht erhält. Auch die Thürme schwingen sich selten zu der kühnen Durchbrechung des Helms auf, die wir in Deutschland bewundern (Freiburg); sie haben entweder eine schlanke Steinspitze mit Kuppeldach (St. Martin von Vendome), oder sind auch ohne achteckiges Obergeschoß mit einer horizontalen Gallerie abgeschlossen (die Kathedrale von Vendome). Ein kleines Musterkärtchen von dem Allem haben wir somit hier auf einem schmalen Fleck beisammen. Der Tourist hält Frankreich gewöhnlich mit Paris und ein paar Riesenstädten abgefertigt, und doch bergen seine kleinen Städte, namentlich im Norden, die größten Schätze der Kunst, vorzüglich der Kirchenbaukunst.

Fürstengrüfte.

Von

Friedr. Lampert.

2. Die Todtenstadt der Oranier.

Man mag aus dem geschäftigen Treiben Rotterdams oder aus dem geräuschvollen Leben der Residenz nach Delft kommen, die tiefe Stille der einsamen Stadt fällt eigenthümlich auf. Man glaubt, sie habe gar keine Ansprüche an das Leben. Die Häuser wohlerhalten und verwahrt, mit wenigen Stockwerken, in reinlichen Backsteinen, mit dunkel leuchtenden Spiegelfenstern; die Straßen wenig belebt, mit Gras bewachsen, aber auch mit vollen schattigen Linden besetzt; in der Mitte der Kanal mit dem wellenlosen, völlig klaren Wasser, dunkel leuchtend wie jenes Spiegelglas der Fenster — Alles stimmt sehr wohl überein, mag auch den Eindruck einer gewissen Behaglichkeit, die in den Häusern gegen den Winter, in der Kühle am Wasser gegen die Sonnenhitze Schutz findet, machen, aber man wandelt ohne eine rechte Theilnahme an der Gegenwart durch diese todten, verödeten Straßen — man hat es nur mit der Vergangenheit zu thun, und in der Erinnerung an diese kommt man wie von selbst in das Haus, welches jetzt zur Kaserne dient und einstens den Namen des Prinzenhofes führte. Man geht durch den Hof, und eine kleine Thüre führt in einen engen, schmalen Gang; eine Treppe mündet in denselben ein; da, wo man die letzten Stufen herabsteigt und in dem Gang sich kaum zwei Personen ausweichen können, sind an der einen Wand die deutlichen Spuren zweier Kugeln bemerkbar; der, auf den diese hier gezielt waren, konnte seinem Mörder nicht entrinnen, war unrettbar verloren. Lassen wir die Geschichte von dieser unglückseligen Stelle erzählen. Weil seine Feldherren im offenen Kampfe den edlen Gegner nicht besiegen konnten, hatte Philipp von Spanien in öffentlichem Aufrufe den Meuchelmord zu seiner Befreiung von Wilhelm von Oranien entboten. Zwanzigtausend Kronen, Lossprechen von allen Verbrechen und der Adel waren der verheißene Blutpreis. Balthasar Gerhard, aus der Grafschaft Burgund gebürtig, lieh, angefeuert, im Voraus von den Jesuiten losgesprochen, seine Hand zu der schauderhaften That. Unter dem Namen Franz Guion näherte er sich dem Prinzen, wußte durch seine verstellte Ergebenheit und seinen erheuchelten Eifer für die reformirte Religion gänzlich diesen Vorsichtigsten aller Vorsichtigen zu täuschen und für sich einzunehmen und erleichterte sich so die Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens. Es war im Juli 1584, als Guion von einer im Auftrage Oranien's unternommenen Reise in Delft, wo damals der Prinz sich aufhielt, wieder eintraf. Dieser, der eben an einer kleinen Unpäßlichkeit litt, ließ ihn vor sein Bett rufen, um über den Erfolg seiner Sendung einige Fragen an ihn zu thun, nach deren Beantwortung er ihn bedeutete, sich aus Delft zu entfernen, entweder weil er einen Verdacht auf ihn geworfen oder wenigstens einen Widerwillen gegen ihn gefaßt hatte. Guion zeigte, anstatt der Antwort, auf seine abgetragenen Schuhe und Strümpfe, als redende Beweise seiner großen Armuth, worauf ihm Jener zehn Thaler auszahlen ließ. Am folgenden Tag, den 10. Juli, als der Prinz sich eben zur Mittagstafel begeben wollte, erschien Guion wieder und erbat sich einen Reisepaß. Er schien dabei so bestürzt und die konvulsivische Bewegung seiner Seele sprach sich so fürchterlich in der bebenden Stimme, den verwilderten Mienen und rollenden Augen aus, daß er der anwesenden Prinzessin von Oranien auffiel und sie bestürzt ihren Gemahl nach dem Menschen mit dem gräßlichen Gesichte fragte. „Er verlangt einen Paß, der eben ausgefertigt wird,“ erwiederte der Prinz gleichgültig und setzte sich zur Tafel — der letzte Wink seines warnenden Genius war für ihn verloren. Er hatte sich von der Tafel erhoben und schritt jene Treppe herab, um in den Hof zu gehen; da tritt ihm Guion in den Weg, reisefertig, einen Mantel über

die linke Schulter geworfen, nähert sich, als ob er um den versprochenen Paß bitten wolle, aber in demselben Augenblick, wo der Prinz sich zu ihm beugt, reißt er ein Pistol aus dem Mantel hervor, setzt es dem Fürsten, der ihm in dem engen Gange nicht entfliehen kann, auf die Brust, die Kugeln schlagen an die Wand, und mit den todesahnenden Worten: „Ich bin schwer getroffen! Gott erbarme Dich meiner und meines armen Volkes!“ sinkt Oranien zu Boden. Auf den Knall des Schusses war sein Stallmeister herbeigesprungen, um gerade den Wankenden aufzufangen und auf eine Treppenstufe niederzusetzen. Die Schwester des Verwundeten, die Gräfin Schwarzburg, und seine Gemahlin, die Tochter des Admirals Coligny, eilten auch alsogleich zur Unglücksstätte, allein zu spät zur Rettung, Erstere nur, um auf ihre Frage, ob er seine Seele Gott befohlen, noch das leise, aber feste Ja des sterbenden Bruders zu hören; Letztere, um zum zweiten Male in ihren Armen ein edles, theures Leben auf so jämmerliche Art, nach dem Vater nun auch den Gemahl vom Mörder getroffen verscheiden zu sehen. Nur wenige Minuten währte es noch; man konnte den Sterbenden nur noch auf ein Bett in das nächste Zimmer bringen — und die freiheitsdurstige, freiheiterobernde Seele war zur ewigen Freiheit erlöst.

Der Mörder Wilhelm's von Oranien war ergriffen worden und der gerechten Strafe überliefert. In der grausamsten Weise jener Zeit ward sie an ihm vollzogen. Sein Familie erntete den von ihm nicht erlangten Blutlohn. Ein spanisches Patent vom 4. März 1584 erhob Brüder und Schwestern des „Tyrannenmörders“ in den Adelstand. Philipp jubelte zu früh: in des Todten siebenzehnjährigem Sohne Moritz war des Vaters Ebenbild und Rächer am Leben geblieben. Ihm übergaben die Generalstaaten die Würden des Gestorbenen, und diesem selbst setzten sie in der neuen Kirche zu Delft ein prachtvolles Todtenmal. An Hugo Grotius' einfachem Grabmal gehen wir schneller vorüber, uns zieht es dem schon von ferne mit wunderbarer Majestät entgegentretenden Oranien's zu. Daß es dieses ist, sagt uns die Inschrift: „Aeternae memoriae Guilielmi Nassovi, patris patriae, quem Philippus II., Hispaniae Rex, ille Europae timor, timuit non domuit, non terruit, sed empto percussore fraude nefanda sustulit.“ In der ganzen Ausführung, nach Umfang und Pracht, sieht man es diesem Monumente an, daß das dankbare Volk seinem Wohlthäter gleichsam ein Bild seiner Größe auf das Grab setzen wollte. In solchen räumlichen Verhältnissen möchte diesem nur eines noch, das kolossale Denkmal Kaiser Maximilian's in Innsbruck, an die Seite zu setzen sein. Die Marmorstatue des Prinzen im Todtengewand, ein edelgehaltenes, lebensvolles Bild, liegt auf einem Sarkophage. Vierzehn Säulen tragen darüber einen mit kleineren Spitzsäulen verzierten marmornen Thronhimmel. Die Frauengestalten an den vier Ecksäulen sind Personifikationen der eingreifendsten Lebensentfaltungen Oranien's: an der einen steht die Freiheit mit Szepter und Freiheitshut, an der zweiten die Gerechtigkeit mit der Wage, dabei Wilhelm's Wahlspruch: „saevis tranquillus in undis“, an der dritten die Vorsicht mit einem Dornenzweig in der Hand, an der vierten die Religion mit der Bibel in der einen, eine kleine Kirche in der andern Hand, den Fuß auf einem Eckstein; auf dessen Vorderseite steht: Christus. An dem Kopfende der liegenden Statue ist eine zweite von Erz, den Prinzen sitzend darstellend, im Harnisch, mit Schwert, Schärpe und Kommandostab. Zu den Füßen jener liegt die Figur eines kleinen Hundes, dessen Wachsamkeit dem Prinzen das Leben rettete, als im Jahre 1572 während der Nacht zwei spanische Meuchelmörder im Lager bei Mecheln einen Mordversuch machen wollten. Als der Prinz zwölf Jahre später starb, hungerte sich auch das treue Thier zu Tode. Schon allein in dem gezeichneten Schmucke würde das Grabmal eindrucksvoll genug sein; um aber dem Ganzen einen imponirenden Abschluß zu geben, erhebt sich zu Häupten jener zweiten sitzenden Statue die Siegesgöttin, sechs Fuß hoch, von Erz, mit ausgebreiteten Flügeln, sich in das Grab vorbeugend, nur mit der Spitze des linken Fußes auf dem Boden ruhend, wie zum Auffluge gerüstet, vom Grabe des großen Todten weg seinen Ruhm der Welt zu verkünden. Der seinen Ruhm fortgesetzt, Prinz Moritz, schläft mit Vater und Mutter unter demselben Steine, und alle Fürsten aus dem Hause Oranien-Nassau reihen sich im Tode um ihre großen Ahnen. So wird auch heute noch der Kirche von Delft ihre geschichtliche Bedeutung gewahrt, aber nur Eines Fürsten Bild ist über der Erde, über die anderen erhaben: der Tod kann ja nur das Leben bestätigen.

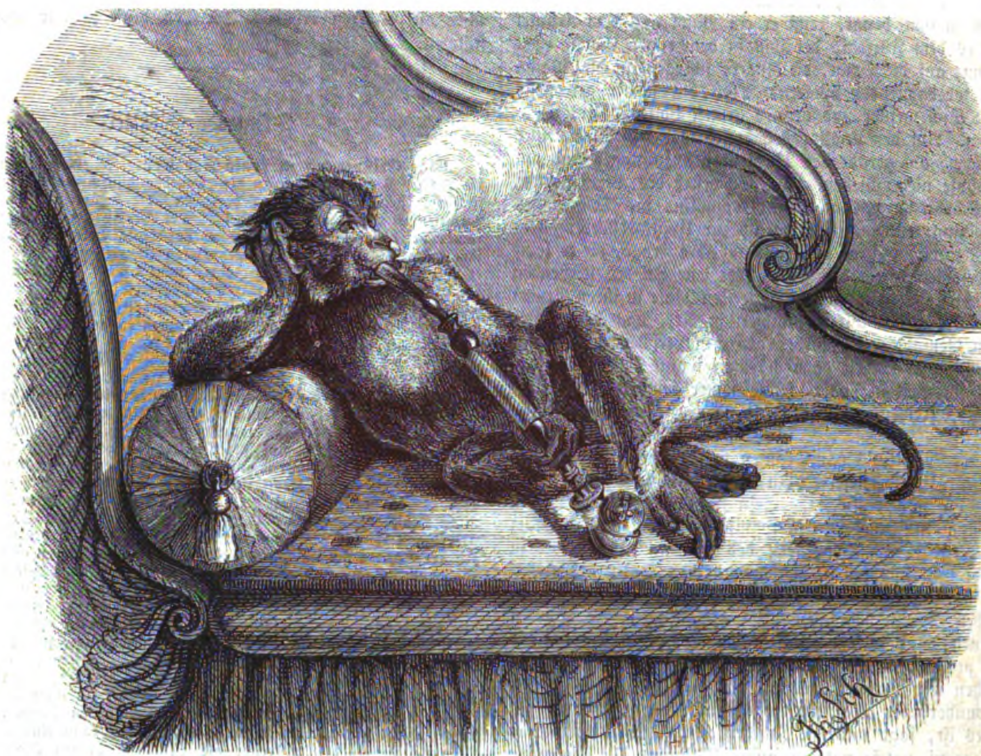
Fliegende Blätter.

Eine Erinnerung an Louis Napoleon. In einem seiner Briefe über die pariser Weltausstellung an die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ beschreibt Friedrich Pecht die Eröffnung derselben, die bekanntlich am 1. April in Anwesenheit des Kaisers erfolgt ist. Der Verfasser hatte sich natürlich gefreut, bei dieser Gelegenheit den merkwürdigen Mann wiederzusehen, den ihm das Schicksal in seiner Jugend schon einmal nahe gebracht hatte. Er erzählt: „Vor einigen dreißig Jahren nahe meiner Heimat auf Arenenberg bei seiner Mutter wohnend, war Prinz Ludwig in der ganzen Gegend wegen seiner grenzenlosen Verwegenheit, Freigebigkeit und seines ruhig wohlwollenden, wenn auch stillen und wortkargen Wesens sehr beliebt und zeigte schon damals besonders jene Eigenschaft, die er heute in so hohem Grade entwickelt hat, die Phantasie der Menschen beständig zu beschäftigen und dadurch Macht über sie zu gewinnen. Er war beständig der Gegenstand der Unterhaltung in meiner Vaterstadt Konstanz, in die er fast täglich hinabritt, wie auf dem Lande ringsherum. Bald waren es seine zahlreichen Liebesabenteuer, bald seine tollkühnen Reiterstückchen, bald seine ewigen Konspirationen, das Ab- und Zureisen fremdartiger, oft sehr abenteuerlicher, oder auch berühmter Figuren auf Arenenberg, die den Gegenstand des Stadtgesprächs, des weisen Kopfschüttelns für alle Philister bildeten; daß man aber immer an ihn dachte, bezeugt schon damals die eigenthümlich dämonische Kraft des Mannes. Das Komische aber an der Sache war, daß Jedermann ihn zu übersehen glaubte, weil das kühne, abenteuerliche Wesen auf der einen Seite, und das Schlichte, Stille, entschieden Gutmüthige und Wohlwollende auf der andern, kurz die anscheinenden Widersprüche einer reichen, großartig angelegten Natur Alt und Jung unter uns höchst unerklärlich, ja närrisch vorkam. Bis jetzt hat der Kaiser immer mehr Weisheit und Seelengröße gezeigt, als man ihm zutraute; dieß müssen selbst seine Gegner heute anerkennen. Damals aber traute ihm kein Mensch in unserm Städtchen den Besitz gerade dieser Eigenschaften zu, mit deren Untersuchung man sich freilich überhaupt nicht viel abgab, wenn Prinz Ludwig unter die Gassenjungen Geld warf, um sich an ihrer Balgerei zu ergötzen, oder von hinten in einem Satze sich in den Sattel des im vollen Laufe befindlichen Pferdes schwang, wo wir ihm dann Alle weit mehr Befähigung zu einem Kunstreiter als zu einem großen Staatsmann zuzutheilen pflegten, den wir uns nur mit Gravität, aber nicht wie den sehr lebenslustigen Prinzen, der allen hübschen Mädchen nachstellte, vorzustellen vermochten. — Für schärfere Beobachter wäre es dennoch nicht gerade schwierig gewesen, da er nicht, wie andere Prinzen, sich auf's Reiten und Courmachen beschränkte, sondern unermüdlich den Studien oblag, überall den hochstrebendsten Geist zeigte, kurz sein Leben mit eiserner Konsequenz als Vorbereitung für seinen dereinstigen Beruf gestaltete, an den er, wie aller Welt bekannt war, mit einer Sicherheit glaubte, welche die Meisten für etwas ganz Anderes zu nehmen geneigt waren. Seine militärischen Studien und die artilleristischen Werke, die er publizirte, hatten eine Verbindung zwischen ihm und meinem Vater, der eine Lithographie besaß, in welcher die zu jenen Abhandlungen gehörigen Zeichnungen gefertigt wurden, hergestellt, und so war der Prinz so freundlich, mir, als einem jungen Menschen, der Lust zur Kunst zeigte, ein paar Stunden zu einem Porträt zu sitzen. Da ich noch gar keine künstlerische Bildung genossen, so vergalt ich ihm diese Gutmüthigkeit übel genug und stellte eine böse Fratze her, die aber ihrer Aehnlichkeit halber nichtsdestoweniger sehr verbreitet wurde — schwerlich zu seinem Vergnügen. Bei den Sitzungen, die in seinem kleinen Zimmerchen auf Arenenberg stattfanden, war er freundlich, aber schweigsam wie immer und ließ sich gewöhnlich vorlesen, wie denn die unermüdliche Thätigkeit bei aller anscheinenden phlegmatischen Ruhe schon damals ein hervorstechender Charakterzug des bei allen ihm Nähertretenden gewöhnlich in hohem Grade beliebten Prinzen Ludwig war, der seinerseits auch in spätern Jahren als Kaiser eine rührende Anhänglichkeit an diese Heimatstätte und die Personen, die ihm dort näher getreten, jederzeit bethätigt hat.“

*

Ein wichtiger Posten. Ein Stabsoffizier erhielt vor einigen Jahren das Kommando einer Festung im Elsaß. Bei einer seiner Inspektionen fand er eine Schildwache neben einem wurmstichigen und halb verfallenen Staket, das einen Hofraum in zwei Theile trennte. Der Kommandant erkundigt sich beim Major nach der Nothwendigkeit, hier eine Schildwache aufzustellen; man antwortet ihm, daß dieselbe stets dagewesen sei, und daß auch sein Vorgänger sie beibehalten habe. Das war indessen kein Grund; um den hartnäckigen Kommandanten zu befriedigen, ließ er endlich Nachforschungen anstellen. Man durchstöbert die Registraturen, alten Papiere und Tagebücher, die sich in der Festung befinden, und entdeckt endlich, daß vor fünfunddreißig Jahren jenes Staket zu einem bestimmten Zweck wiederhergestellt und angestrichen worden war. Die aufgestellte Schildwache sollte lediglich verhüten, daß die frische Oelfarbe berührt werde. Seitdem war der Posten an dieser Stelle geblieben, so daß, sechs Soldaten auf je vierundzwanzig Stunden gerechnet, 76,700 Mann — die frische Oelfarbe bewacht hatten.

Die Standesunterschiede. Nach **Batemann**, von **Scharfetter**.



Der Aristokrat.



Der Proletarier.

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von **John Nobody.**

(Fortsetzung.)

5. Zwei Glieder in der Kette.

Wir gelangten nach Blankville noch zeitig genug, um Vormittags Mr. Argyll einen Besuch in seiner Expedition machen zu können. Er sah schmal und bekümmert aus und sagte mir, daß er über mein Wiederkommen froh sei, denn er fühle sich unfähig zu arbeiten und müsse die ganze Last der Geschäfte auf meine Schultern legen. Ich muß hier bemerken, daß zwischen uns Beiden seit längerer Zeit ein, wenn auch nicht endgültig geregeltes Verständniß darüber herrschte, daß ich nach meiner Staatsprüfung, die noch in demselben Jahre stattfinden mußte, Theilnehmer an Mr. Argyll's Praxis und bei seinem Tode oder Austritt Nachfolger werden sollte. In dieser Voraussetzung hatte ich einen besonderen Sporn zu Fleiß, Eifer und mannhaftem Betragen gefunden; auf der andern Seite aber war sie für James auch ein weiterer Grund, mich ungern in seines Onkels Gunst zu sehen, weil dieser selbst die mir zugedachte Stellung einzunehmen wünschte. Mr. Argyll behandelte ihn wie einen Sohn, aber es widerstritt seinen vorsichtigen Geschäftsgrundsätzen, James neben ihm eine gewisse Selbstständigkeit einzuräumen.

James mußte uns haben kommen sehen und schien von Neugier oder irgend einem Sonderinteresse getrieben zu werden, bei dieser Verhandlung gegenwärtig zu sein; er trat sogleich hinter uns in's Geschäftslokal und hörte seines Onkels letzte Worte. „Wie, Onkel," sagte er mit finsterer Stirn und einem bösen Blick auf mich, „Du fühlst Dich unwohl und nimmst doch meine Hülfe nicht in Anspruch? Ich würde mich glücklich geschätzt haben, Dir Beistand zu leisten; doch es scheint, als ob ich seit einiger Zeit gar nicht mehr in Betracht käme!" — Mr. Argyll antwortete nur mit einem milden Lächeln, gleich dem eines guten Vaters über ein ärgerliches Kind.

James bezwang sich und redete Mr. Burton zuvorkommend an. „Wir erwarteten Sie nicht so bald, Sir; hat sich inzwischen irgend etwas herausgestellt?" — „Nein, aber ich hoffe, es wird sich sehr bald etwas herausstellen," erwiederte der Detektive. „Sie scheinen sehr besorgt, wie ich sehe, und es ist auch kein Wunder." — „Nein, in der That, kein Wunder; wir sind ja Alle durch die Angelegenheit völlig absorbirt, und was mich anlangt, Sir, so blutet mein Herz für meine Verwandten." — „Das glaube ich, Sir, und dieses Herz blutet für Sie!" Der Detektive sprach in seltsamem Tone; was aber seine Aeußerung bedeutete und warum James darauf nichts erwiederte, begriff ich nicht; vielleicht war es nur eine hingeworfene Höflichkeitsphrase. Meine Gedanken bewegten sich in diesem Augenblicke um Eleanor, nach deren Befinden ich ihren Vater fragte. — „O, sie ist besser als ich zu hoffen wagte," antwortete dieser, wobei ihm aber die Thränen in die Augen traten; „doch will dieß nicht viel sagen Richard. Mein Kind wird nie wieder werden wie sonst; zwar ist ihr Geist stark und ungestört, aber ihr Herz ist gebrochen. Sie hat das Bett nicht verlassen, seitdem Henry fortgebracht worden ist, obschon der Arzt mir versichert, es sei, außer der natürlichen Ermattung nach dem großen Schlage, in ihrem Unwohlsein keine Gefahr vorhanden." — „Ich wollte, ich könnte all' ihr Leid auf mich nehmen, es gäbe kein größeres Glück für mich!" bemerkte ich. — Mr. Argyll sah mich verwundert und forschend an; der Ton meiner Aeußerung mußte etwas von der geheimen Empfindung meines Herzens verrathen haben. „Wir haben Alle unsere Bürden zu tragen, Richard," versetzte er wehmüthig, „und Sie scheinen auch nicht davon frei zu sein."

Während dieses kurzen Zwiegesprächs war James bereits eifrig beschäftigt, dem Detektive Aufschlüsse über das zu geben, was von den Behörden des Ortes ermittelt worden sei. Ein ehrenwerther Bürger aus einer zehn Stunden entfernten Stadt sei, nachdem die Nachricht des Mordes sich verbreitet, nach Blankville gekommen und habe, als Passagier des Zuges, mit welchem Moreland gekommen sein sollte, einige von ihm gemachte Beobachtungen mitgetheilt und beschworen. In dem Wagen, in welchem der Gentleman, den er nach erhaltener Personalbeschreibung für Moreland halten müsse, gesessen, seien außer diesem und ihm selbst nur wenige Passagiere gewesen. Ihm und Moreland gegenüber habe ein gemein aussehender, schwarz gekleideter Mensch gesessen, der den Kopf auf die Hand gestützt und auf diese Weise fast während der ganzen Fahrt sein Gesicht verborgen habe; wohl aber sei von ihm, dem Zeugen, bemerkt worden, daß er zwischen den Fingern hervor häufig nach Moreland geblickt, und der Ausdruck seiner kleinen, funkelnden Augen habe ihm einen Schauder eingeflößt. Während Moreland von dieser Beobachtung nichts geahnt habe, sei der Zeuge durch eine geheimnißvolle Macht gezwungen worden, immer wieder nach dem schlangenartigen Blicke des Schwarzgekleideten hinzusehen. Dieser Mensch sei, als der Zug in Blankville gehalten, mit Moreland ausgestiegen und ihm nachgefolgt. Als dem Reisenden die Kunde des Mordes geworden, habe der Reisende sich sofort wieder des Schwarzgekleideten erinnert, und eine innere Stimme habe ihm gesagt, dieß sei der Mörder. Als ein näheres Kennzeichen könne er bloß angeben, daß der Verdächtige einen röthlichen Streifen, wie die halbgeheilte Wunde eines Messerritzes, auf dem Rücken der Hand gehabt hatte, mit welcher er sein Gesicht verdeckt. Weitere Nachforschungen im Orte über ein solches Individuum seien fruchtlos gewesen; nur der Schaffner des betreffenden Wagens erinnere sich dunkel, eine ähnliche Erscheinung bemerkt zu haben.

„Meinen Sie nicht, Mr. Burton," fügte James hinzu, „daß, wenn dieser Schuft irgendwo hier herum sich aufhält, die Schmarre ein sehr guter Anhalt ist?" — „O, wenn er ein Gauner war, so hat er sich sicher die Schmarre mit Ocker gemalt gehabt, denn er würde sonst aus Vorsicht eher Handschuhe getragen haben, um das Kennzeichen zu verbergen. Ein Mensch, der einen Mord, und einen solchen Mord beabsichtigt, vergißt auch die wichtigen Nebenumstände nicht. — Ich gedenke auf eine Stunde nach dem Waarenbahnhof hinunter zu gehen und an den Flußufern meine Forschungen anzustellen," fuhr Burton fort. James bot sich zur Begleitung an. Als er mit mir auf einige Augenblicke allein war, flüsterte er: „Wie zum Teufel kommen Sie dazu, noch einen Detektive herzubringen? Wir haben solche zum Ueberfluß hier gehabt — es sind lauter zudringliche Menschen, die ihre Nase in das unschuldigste Geheimniß stecken, und dieser Burrough oder Burton scheint mir der Schlimmste seiner Art." — „O, Sie verkennen diesen Mann, er hat einen sehr noblen Charakter," erwiederte ich. — „Nun, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen in seiner Gesellschaft!" schloß James mit einem spöttischen Lächeln. Dennoch versäumte er nicht, uns mit seiner Gegenwart zu beglücken. Während einer zweistündigen Wanderung vermochte Burton nur einen einzigen Anhaltspunkt zu entdecken, der mir dürftig genug schien: einem Fischer war während der Sturmnacht vom Sonnabend zum Sonntag ein kleines Boot abhanden gekommen; es war, wie gewöhnlich, mit seiner eisernen Kette um den Ankerpfahl befestigt gewesen und am Morgen nach dem Sturme war die Kette zerrissen, das Boot fort. Der Detektive ließ sich von dem Fischer die zerrissene Bootkette zeigen. Letzterer hatte bis dahin gemeint, der Sturm habe die Glieder zerrissen; bei genauerer Besichtigung fand aber Burton, daß mit einem Messer oder Meißel daran gearbeitet und höchst wahrscheinlich durch Menschenkraft die Kette zersprengt worden war.

„Ich sehe, daß mein Junge daran herumgebohrt hat," sagte der Fischer; „der sapperlotische Bube zerbricht mir in einer Woche mehr Messer, als ich im Jahre verdienen kann." — Mr. Burton sagte nichts dazu, sondern hielt nur den Rest der Kette in der Hand und blickte am Flusse hinauf und hinunter, und ich bemerkte in seinen Augen ein plötzliches Aufleuchten — die zerrissene Kette, das verschwundene Boot hatte offenbar für ihn eine besondere Bedeutung. Schweigend ging er neben uns zu Argyll's Bureau zurück. Dieser veranlaßte uns, mit zum Essen nach seinem Hause zu kommen; ich wußte, daß ich Eleanor nicht sehen würde, aber selbst der Gedanke, nur unter einem Dache mit ihr zu sein, machte mich zittern. Mary, welche ununterbrochen bei ihrer Schwester wachte, konnte ebenfalls nicht bei Tische erscheinen; sie kam aber auf einige Augenblicke herab, um mich zu begrüßen und mir für meine vergeblichen Bemühungen zu danken. Das holde Kind erschien verändert wie wir Alle; sie konnte allerdings nicht anders aussehen, als was sie war: ein junges, frisches Wesen von sech-

zehn Sommern, eine Rosenknospe, in Thau getränkt, etwas blaß, mit einem leisen Zittern in ihrem Lächeln und hellen Thränen in den Wimpern. Es war rührend, zu sehen, wie der Schatten, der über das Haus gekommen, auch das von Natur so heitere Geschöpf berührt hatte.

Keiner von uns Beiden konnte viel sprechen, unsere Lippen zitterten, wenn wir ihren Namen nannten, und so verließ Mary, nachdem unsere Hände sich mit wahrhaft freundschaftlichem Druck berührt hatten, wieder das Zimmer, um treppauf zu eilen, dahin, wo fromme schwesterliche Pflicht sie rief. Nach dem traurigen, einförmigen Mahle schickte der unglückliche Vater sich an, zu seinen Kindern zu gehen, indem er mir den Auftrag gab, dem Detektive die ihn interessirenden Räumlichkeiten des Hauses zu zeigen. James zündete sich eine Cigarre an und begab sich nach der Säulenhalle, um da auf- und abzuschreiten. Burton blieb einige Zeit im Bibliothekzimmer und musterte sowohl das Schloß des Pultes, aus welchem das Geld gestohlen worden war, als das nach einem Blumengarten führende hohe Bogenfenster, welches als Thür geöffnet werden konnte; doch deutete keine Spur darauf hin, daß es seit längerer Zeit diesem Zwecke gedient hatte. Dann begaben wir uns in den Garten nach den weiten Grasplätzen und unter die Bäume. Der Detektive musterte jede Stelle, fast Zoll für Zoll, vielleicht um Fußstapfen zu sehen. Plötzlich blieb er neben einem niedern Strauch stehen, bückte sich und hob ein Stückchen weißes Zeug auf, vom Regen halb in die Erde geschlagen und fest zusammengeballt; er schlug es auseinander — es war ein feines weißes Taschentuch, ringsum mit einer Weinguirlande gestickt, in den Ecken Blumen. „Eine der Töchter Mr. Argyll's wird es vor längerer Zeit verloren haben, oder der Wind hat es vom Küchenfenster herabgeweht," sagte ich. — Burton deutete aber auf zwei in eine Ecke gestickte Buchstaben. „L. S. — Leesy Sullivan," bemerkte er, „daran ist kein Zweifel." — „Es scheint mir zu kostbar, um von ihr herzurühren," erwiederte ich. — „Warum? Weibliche Eitelkeit hält manche Dinge für sich geeignet, die im Grunde genommen über ihre Sphäre hinaus liegen. Dieß Ding ist ein Produkt der eigenen Kunstfertigkeit Leesy's; Sie wissen, daß sie in Nadelarbeiten excellirt." — „Möglich, daß sie es am Sonntag Abend verloren hat, als ich sie hier beobachtete." — „Nein, Lieber, Sie vergessen, daß es seitdem nicht geregnet hat. Dieß Taschentuch ist aber von einem starken Regen durchnäßt worden. Ein Dorn mag es aus ihrer Hand oder Tasche gezogen haben und der Regen hat sein Zeugniß gegen die Eigenthümerin darauf gesetzt." — „Sie schließen daraus, daß Leesy die That an Moreland begangen hat, aber ich halte das nicht für möglich." — „Warum? Der Mord kann einen Thäter und eine Mitwisserin haben. Ein Weib ist ein viel sicherer Mitwisser für einen Mann, als einer seiner Gattung."

Der leidenschaftliche Ausdruck in Leesy's Gesicht trat mir dabei wieder vor die Seele. Sollte sie doch in wahnsinniger Verblendung das Bewußtsein der schwarzen That mit auf sich genommen oder gar den Mörder durch Ueberredung oder sonst ein persönliches Interesse gebunden haben? Der Detektive steckte das Tuch ein und ging mit mir in's Haus zurück, um auch die Dienstboten zu beobachten und zu verhören. Norah, die Köchin, Margret, das Hausmädchen, und das alte Scheuerweib Betsy wußten nur unnützes, konfuses und lamentables Geschwätz aufzubringen, durch welches jedoch immer, gleich der durch den Nebel brechenden Sonne, die Liebe zu der „armen Miß" hervorschimmerte. Nur Jim, der Bediente, wußte etwas Nennenswerthes vorzubringen. Er erzählte, unter vielen Ausrufungen, Betheuerungen und Abschweifungen, daß an dem verhängnißvollen Sonnabend ihn Miß Eleanor mit dem Auftrag zur Postexpedition gesandt habe, er solle fragen, ob ein Brief an sie da sei. Er habe eine Laterne angezündet und sei durch die Hinterthür fortgegangen. In der Nähe der Gebäudeschuppen, hart am Blumengarten, habe er die Laterne emporgehoben und eine Minute lang rings umher geleuchtet, um zu sehen, ob irgend ein Gegenstand zu bergen vergessen worden sei. Da habe er, wenige Schritte vom Bogenfenster der Bibliothek entfernt, einen Geist gesehen, einen Geist in weiblicher Gestalt, mit fliegenden Haaren, die von Regen getrieft hätten, funkelnden Augen und in dunkler Kleidung. Mitten in Sturm und Regen habe der Geist regungslos gestanden und in's Fenster geschaut. Jim, wenn er auch sonst gar viel Courage besitze, habe vor Schrecken die Laterne fallen lassen; das Licht sei zwar nicht ausgelöscht, als er aber wiederum hingeleuchtet, sei der Geist verschwunden gewesen. Wir hielten es Beide nicht für nöthig, Jim über die Verdichtung seines „Geistes" zu einem wirklichen, lebenden weiblichen Wesen aufzuklären, sondern Mr. Burton rieth ihm nur mit einem Anfluge von Humor, die Mädchen in der Küche nicht allzu sehr mit seinem Geiste zu erschrecken. (Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter

von

Gustav Rasch.

III. In London.

Englisches Asylrecht. Mazzini. Flüchtlinge aller Nationen in London. Fürst Metternich als Flüchtling. Englisches Leben und englische Sitten. Deutsches Flüchtlingsleben in London. Schwere und traurige Tage. Todesurtheile und Kerkerstrafen. Karl Blind. Dr. Karl Tausenau.

England war immer der letzte Zufluchtsort für alle Flüchtlinge des europäischen Kontinents, wenn sie nicht die weite Reise über den Ozean nach Amerika antreten wollten. Bis in das Gebiet der englischen Freiheit reichten die langen Arme der europäischen Diplomatie nicht hinein. Ich kenne nur einen Fall, wo dieß neutrale Gebiet durch die englische Polizei, auf die Intervention der österreichischen Diplomatie, durch die Erbrechung der Briefe Mazzini's verletzt worden ist; aber es erhob sich darüber in der englischen Presse und im englischen Parlament ein solcher Lärm, daß die englische Regierung einen derartigen Eingriff in das Asylrecht der fremden Flüchtlinge niemals wieder versucht hat. Der durch seine „Unterthanen" nach einem blutigen Straßenkampfe vertriebene König, der die beschworene Verfassung für ein Stück Papier ansah, welches er nach Belieben in Fetzen reißen könne; der „Rebell", dessen Rebellion in Pulverdampf und Blut erstickt war; der zum Strick des Nachrichters verurtheilte oder zum Tod durch Pulver und Blei begnadigte Empörer; der Streiter des Geistes, den das freie Wort auf viele Jahre in den Kerker führen sollte; Karl der Zehnte und Ludwig Philipp, Mazzini und der alte Fürst Metternich, die Juni-Insurgenten und Viktor Hugo, Gottfried Kinkel, „der entflohene Züchtling von Spandau", General Klapka und die Führer der wiener Oktoberrevolution, Bem und die todeswunden, unglücklichen Polenstreiter, Louis Blanc und Ledru Rollin, Alexander Herzen und Arnold Ruge, der deutsche Philosoph, Republikaner und Royalisten, Sozialisten und Liberale, politische Streiter aller Parteien und aller Schattirungen: Aller Leben und Freiheit war gerettet, sobald sie ihren Fuß auf die grüne Erde Englands setzen konnten. So war auch im bösen Jahr 1849, als die Reaktion in ganz Europa wieder zum Siege gelangte, England der letzte Zufluchtsort für die Flüchtlinge aller Nationen. Bis zu der am 13. Juni auf den Straßen von Paris für die Existenz der römischen Republik versuchten und an dem Zwiespalt der französischen Bourgeoisie und des französischen Sozialismus verunglückten Revolution war Frankreich auf dem Kontinent unsere letzte Station gewesen, auf der wir aus Ungarn, aus Wien, aus Berlin, aus dem südlichen Deutschland, aus der Lombardei, aus Rom und aus Neapel nach den verlorenen Schlachten und Gefechten anlangten; seit dem 13. Juni wurden wir, auf die gütige Verwendung der europäischen Diplomatie, durch die gefällige Polizei Louis Bonaparte's auch aus diesem letzten Zufluchtsort auf dem Kontinent unter allerlei Vorwänden vertrieben, und sogleich führten die aus Boulogne abgehenden französischen Dampfer Flüchtlinge aller Nationen nach Dover oder in den Hafen von London. Bis dahin war es in London eigentlich so leer von Flüchtlingen, wie wohl zu keiner andern Zeit. Die einzigen Flüchtlinge, welche gezwungen gewesen waren, auf englischem Boden eine Zufluchtsstätte zu suchen, waren die Franzosen, welche mit der Februarrepublik in Kampf gerathen waren, meistens Männer, den extremsten Parteifraktionen angehörend, Juni-Insurgenten, „die siegenden Geschlagenen", wie Freilig-

rath sie so schön genannt hat, Louis Blanc und die Sozialisten — und sonderbarer Weise noch eine alte, verwitterte Figur aus vorsinflutlicher Zeit, das verkörperte Prinzip der Hauspolitik des Kaisers Franz von Oesterreich und seines Nachfolgers, der uralte Fürst Metternich. Es mochte dem alten Staatsmann, der zu den österreichischen Erzherzogen, welche in Parma, Modena und Toskana regierten, als er mit ihnen die bekannten geheimen Spezialverträge abschloß, die bedeutungsvollen Worte gesprochen hatte: „Wenn wir fest zusammenhalten, so können wir immer miteinander in Italien bleiben; halten wir aber nicht fest zusammen, so holt uns alle eines Tages miteinander der Teufel", doch noch nicht recht geheuer auf dem Kontinent vorkommen, um nach Wien, wo er so lange „so gemüthlich" regiert hatte, zurückzukehren. Vor dem Gewehrfeuer in den wiener Märztagen war er, ohne auf dem Kontinent auch nur für die Dauer einer Nacht Station zu machen, Hals über Kopf bis nach London gelaufen und war erst in einem jener großen Paläste am Belgravesquare wieder zu Athem gekommen. Noch im August sah ich ihn dort am offenen Fenster stehen, ein eisgraues altes Männchen. Im fröhlichen Jugendübermuthe konnte ich nicht umhin, dem gewiegtesten, ältesten Staatsmann in Europa einige Male recht von Herzen in's Gesicht zu lachen, worauf er sich eiligst vom Fenster zurückzog. Mein Hohngelächter war eigentlich eine Verletzung des englischen Asylrechts, ebenso wie die gewichtige Tracht Schläge, welche die Arbeiter in der Brauerei von Barclay und Parkins ein Jahr später dem General Haynau verabreicht haben; aber als ich das alte, eisgraue Männchen als Flüchtling auf Belgravesquare erblickte, da kam mir der überzeugende Gedanke, daß die Revolution eines Tages in Deutschland unfehlbar zum Siege kommen würde, und ich mußte recht herzlich lachen.

Aber England bietet dem fremden Flüchtlinge nur die Freiheit und das Leben. Es ist kein gastliches Land wie Frankreich, wie die Schweiz, wie Italien. Die Gastlichkeit liegt außerhalb der Individualität des Engländers, zu dessen Herzen nur der „Empfehlungsbrief" führt, und den Empfehlungsbrief hatten die wenigsten Flüchtlinge in der Tasche. Ich habe mich in keinem europäischen Lande so ungemüthlich als Flüchtling gefühlt, wie in England, obschon ich an Geld niemals Mangel hatte, und allen anderen Flüchtlingen ging es wie mir. In Genf, in Zürich, in Straßburg, in Paris bin ich in wenigen Tagen heimisch geworden, in London während der vier Monate nicht, welche ich dort im Jahre 1849 zugebracht habe. In dem weiten Häuserozean von London fehlten für den Flüchtling alle Konzentrationspunkte um so mehr, als ihm das englische politische Leben gar keine Konzentrationspunkte bot, wie in Paris die mittelbare oder unmittelbare Verbindung der französischen Revolutionspartei mit der revolutionären Propaganda aller Länder, und das gesellige Leben sich in die Säle der Klubhäuser und in den Kreis der Familie zurückzieht. Dazu machen die endlosen Entfernungen in der Riesenstadt an der Themse die geselligen Verbindungen der Freunde und Bekannten unter sich etwas schwierig; die meisten Besuche nahmen mehrere Stunden bloß für den Transport meiner selbst von einem Orte zum andern in Anspruch, selbst wenn man die Entfernungen vermittelst der Kraft des Dampfes zu bewältigen sucht. In Paris konnten sich alle deutschen Flüchtlinge Vormittags auf den Boulevards oder im Tuileriengarten, oder Abends in den glänzenden Gallerieen des Palais Royal finden, auch wenn gar keine Verabredung getroffen war. Die Boulevards, die schattigen Alleen im Tuileriengarten, die prächtigen Kaffeehäuser und Restaurants im Palais Royal sind gewissermaßen natürliche Vereinigungspunkte des pariser geselligen Lebens, an denen sich der Franzose und der Fremde von selbst einfindet. Diese natürlichen Vereinigungspunkte fehlen in London gänzlich, oder man müßte sie Mittags zwischen zwei bis vier Uhr auf einem Spaziergange in Regentstreet suchen. An Kaffeehäusern und Restaurants hat der Westend von London gänzlichen Mangel, und wenn man in London sich als Flüchtling aufhält oder als Fremder lebt, wohnt man gewiß nicht in der geräuschvollen, nur vom „Geschäft" heimgesuchten City. So war es für die im Jahre 1849 nach England herübergeworfenen deutschen Flüchtlinge schon mühsam, sich wieder zusammenzufinden, und erst als ich London im Spätherbst 1849 verließ, war ein geselliges Verhältniß unter denselben wieder hergestellt. Ich bezog mit Karl Blind eine gemeinschaftliche Wohnung in Westend in der schönen Umgebung des Grosvenorsquare bei einer englischen Familie, an welche ich von Paris aus eine Empfehlung mitgebracht hatte. Die Besitzerin des Hauses hatte drei recht hübsche Töchter, von denen die älteste gut französisch sprach, was uns Beiden besonders zu statten kam, da wir ein ganz miserables Englisch sprachen, und so konnten wir, wenn wir wollten, Abends eine oder mehrere Stunden im Kreise einer recht angenehmen Familie zubringen. Freund Blind machte von dieser Erlaubniß indeß wenig oder gar keinen Gebrauch. Er besaß fast gar keine geselligen Talente; sein Kopf und sein Herz waren ganz von der revolutionären Idee eingenommen, welche sich seit früher Jugend mit seiner ganzen Individualität identifizirt zu haben scheint. Blind mochte damals fünfundzwanzig Jahre zählen. Von Mittelgröße, kräftiger Gestalt, mit braunen, lebendigen Augen und lichtbraunem Haar, war er ein Bild jugendlicher Kraft. Seine Manieren waren im Ganzen einnehmend; nur zuweilen trat ein etwas schroffer und harter Ton störend zwischen die angenehmen Formen des Umgangs. Die lange Gefängnißhaft, welche er kürzlich im Zuchthause zu Bruchsal ausgestanden hatte, schien seinen kräftigen Körper gar nicht berührt zu haben. Es war nicht das erste Märtyrerthum, welches Blind für seine politischen Ueberzeugungen im Zuchthause zu Bruchsal erduldet hatte. Für die Einheit Deutschlands in republikanischer Form hatte er bereits vor dem Jahre 1848 durch Schrift und Wort in Arbeiter-, Bürger- und Soldatenvereinen und in der damaligen süddeutschen Presse gewirkt. Schon in den Jahren 1845 und 1846 wurde er wegen Preßvergehen verfolgt und im Beginn des Jahres 1848 befand er sich wieder einmal im Gefängniß, weil er angeschuldigt war, sich an einer republikanischen Verschwörung betheiligt zu haben. In das Zuchthaus von Bruchsal hatte ihn die mit Gustav Struve im September 1848 versuchte neue republikanische Erhebung gesetzt. Das Treffen bei Stauffen war verloren gegangen, weil der die republikanische Streitmacht kommandirende Oberst Löwenfels sich mit frisch zusammengezogenen Wehrmännern in ein Gefecht eingelassen hatte, ohne zu bedenken, wie schwer es für noch undisziplinirte und erst seit wenigen Tagen bestehende Massen ist, gegen Linientruppen Stand zu halten. Nach dem unglücklichen Gefecht wurde er auf dem Wege in das Lager des Obersten Mögling in Todtnau verrätherischer Weise von einem Volkswehrhauptmann in Schopfheim gefangen genommen, zuerst in Ketten und unter Mißhandlungen mehrere Tage im Oberlande umhergeschleppt und dann in Rastatt eingekerkert. Sein Gefängniß bestand aus einer unterirdischen, feuchten Poterne; sein Lager war Stroh. Durch einen rein zufälligen Umstand war das Standgericht genöthigt, sich für inkompetent zu erklären, sonst hätte Blind, da er mit den Waffen in der Hand gefangen genommen war, jetzt seinen Tod durch Pulver und Blei gefunden. Blind wurde nach einer muthigen und glänzenden Vertheidigungsrede nur zu einer langen Zuchthausstrafe verurtheilt, und vor dieser rettete ihn der Ausbruch der neuen Revolution.

Ich habe mit Blind damals manchen traurigen und angstvollen Tag erlebt. Täglich brachten die Zeitungen Nachrichten von den Siegen der Reaktion in Ungarn und in Baden, und täglich lasen wir von Erschießungen, Hinrichtungen und schweren Verurtheilungen lieber Freunde, mit denen wir noch wenige Monate früher so heitere Tage auf den Boulevards in Paris, im Schatten der Kastanienwälder in Meudon und in dem schönen Thale von Montmorency verlebt hatten. Da kam die traurige Nachricht von der Erschießung meines theuren Freundes Max Dortu auf dem Kirchhofe zu Wichern. Er war wie ein Held gestorben. Da lasen wir die Verurtheilung Mögling's zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe, nachdem er bei Waghäusel schwer verwundet vom Pferde gestürzt war. Noch auf Krücken gehend erschien er vor dem Standgericht. Wir athmeten auf, als wir das Zeitungsblatt erblickten. „Nur zehn Jahre Zuchthaus!" riefen wir; „gottlob, nur zehn Jahre Zuchthaus!" Wir hatten sein Todesurtheil keinen Augenblick bezweifelt. Es war uns, als wenn uns der Freund, mit dem ich so manchen heiteren Abend in Straßburg verlebt hatte, von Neuem wiedergeschenkt worden sei. Aber traurige Nachrichten folgten. Der Tod des tapfern Neff und der Tod Trützschler's bereitete uns großen Schmerz. In französischen Zeitungen lasen wir, daß der wiener Legionär Alexander

Podulak in Rom bei der Erstürmung der Villen unter französischen Bajonneten gefallen sei. Eines Tages hatten wir wieder einen ähnlichen traurigen Gang nach dem bekannten Lesekabinet am Strand. Wir erwarteten, das standrechtliche Urtheil über Blind's Bruder in den Zeitungen zu finden, der in Rastatt von den Preußen gefangen genommen war. In höchster Aufregung blickten wir in das Blatt, und wieder entfloh ein freudiger Ausruf unsern Lippen. Er war nicht zum Tode verurtheilt, nur zu zehn Jahren Einzelhaft in Bruchsal. Auf dem Rückwege nach unserer Wohnung begegneten wir in Regentstreet Doktor Karl Tausenau, dem wiener Flüchtling. Er war bei der allgemeinen Razzia der pariser Polizei am Morgen des 14. Juni gefangen genommen worden und hatte einige Wochen in der Conciergerie zugebracht. Er war sehr verdrießlich; seine Haft hatte ihm gar nicht gefallen, obschon er dieselbe mit Proudhon, mit dem Obersten Guinard und den beiden Söhnen Viktor Hugo's getheilt hatte. Tausenau ist nicht zum Märtyrer geboren. Nach einer mehrwöchentlichen Haft war er freigelassen, aber aus dem Gebiet der französischen Republik ausgewiesen. Bereits zweimal, in Pesth und in Wien, zum Tode durch den Strang und durch Pulver und Blei verurtheilt und von der österreichischen Regierung steckbrieflich verfolgt, war ihm auch nur England als letzter Zufluchtsort übrig geblieben, und so hatte ihn Tags vorher dasselbe Dampfschiff von Boulogne nach London geführt, welches mich und Blind einige Wochen früher nach England gebracht hatte. Tausenau war eine rein praktische Natur. Während sich andere, durch die Massenausweisungen in Paris auf das Pflaster von London geworfene Flüchtlinge mit leeren Hoffnungen und augenblicklich wenigstens hoffnungslosen Doktrinen beschäftigten, dachte er sofort daran, sich in London eine neue Lebensstellung zu schaffen. Bei der Masse von Flüchtlingen, welche damals jedes von Calais und von Boulogne kommende Schiff an die englische Küste führte, und bei der egoistischen und mißtrauischen Zurückhaltung der Engländer gegen Fremde, wenn sie nicht mit ausreichenden Geldmitteln und guten Empfehlungen versehen sind, war das damals sehr schwer. Tausenau hatte vor der Märzrevolution als Arzt in Wien praktizirt. Er hatte ein ausgezeichnetes Sprachtalent und besaß eine umfassende wissenschaftliche Bildung. Während er in Wien Medizin studirte, hatte er sich die nöthigen Existenzmittel als Lehrer in Sprachen, Literatur und Geschichte erwerben müssen. Unter den Empfehlungen, welche Tausenau mit nach England brachte, war auch ein Brief an einen londoner Advokaten, Sir Taylor Smith. Derselbe rieth ihm, seine frühere Thätigkeit als Lehrer in Sprachen, Literatur und Geschichte wieder aufzunehmen, reichte ihm die Fäden, um die nöthigen Verbindungen anzuknüpfen, und verschaffte ihm die Mittel, um sich in seinem äußeren Auftreten und in seiner Wohnung einzurichten, wie das in England, um sich eine derartige Stellung zu erringen, unumgänglich nöthig ist. Vor Allem gehört in London dazu eine eigene, mit einem gewissen Comfort hergerichtete Wohnung in einem angesehenen Quartiere. Mr. Smith miethete für den wiener Flüchtling eine Wohnung in Holborn in der City in Bernards Inn. Bernards Inn ist einer von den Höfen, wo die londoner Advokaten in einer gewissen geselligen Gemeinschaft zusammenwohnen. Die Wohnung in einem solchen Inn bürgt gewissermaßen schon für den Mann. Sie gibt ihm ein gewisses Relief, und Bernards Inn nimmt unter den verschiedenen londoner Advokatenrefuges einen ersten Rang ein. Dort miethete Mr. Smith also für Tausenau eine aus drei Zimmern bestehende Wohnung, möblirte sie in comfortabler Weise und führte ihn dann in „Whittington Click" ein. Durch diese beiden Maßregeln war der Grund zu Tausenau's zukünftiger Stellung in London gelegt. Ich erinnere mich noch seiner Freude, als ich ihn eines Abends nach Bernards Inn begleitete, um seine Wohnung zu beziehen. Der brave Advokat hatte nicht vergessen, wie das in den Inns Sitte ist, auf die äußere Flurthüre, welche in das Vorzimmer führte, mit großen weißen Buchstaben die Worte setzen zu lassen: „Doktor Charles Tausenau". Wir hatten gerade in dem Lesekabinet am Strand in einer österreichischen Zeitung Tausenau's Steckbrief gelesen. „Verurtheilt zum Tode durch den Strang." Tausenau erzählte mir, als wir die lange Oxfordstreet hinabgingen, interessante Einzelheiten aus der wiener Oktoberrevolution. Als wir nun in Bernards Inn ankamen und er seine so comfortabel eingerichtete Wohnung zum ersten Male betrat, rief er, als er seinen Namen auf der Thüre sah, lachend aus: „Wenn doch Windischgrätz das sähe! Und er will mich hängen lassen!" Als ich im November England verließ, hatte Tausenau bereits so viele Unterrichtsstunden zu geben, daß er für seine Existenz in London nicht besorgt zu sein brauchte. Eine Empfehlung brachte, wie das in England Brauch ist, die andere, und bald war der größte Theil des Tages in Anspruch genommen. Die vollkommene Kenntniß der englischen Sprache, welche Tausenau sich bereits in Wien zu eigen gemacht hatte, kam ihm natürlich sehr zu statten. Auch wußte er sich sehr leicht in das englische Wesen zu finden, während andere deutsche Flüchtlinge sich in geringen Aeußerlichkeiten der englischen Sitte durchaus nicht anbequemen wollten. Man trug damals in England noch keine Bärte, weder Schnurrbärte noch Kinnbärte, welche erst nach dem Krimfeldzuge in die Mode gekommen sind. Der bekannte Professor Füster, vor der Revolution Professor an der wiener Hochschule, verließ eigentlich deßhalb London und ging nach Amerika, weil ihm sein großer blonder Bart zu viel Verdruß machte, und ein junger wiener Legionär, ein Edler von Braulich, gab eine recht einträgliche Stelle als Musiklehrer wieder auf, weil er sich durchaus seinen Schnurrbart nicht abrasiren wollte. Bei Tausenau war das Alles nicht der Fall. An seinem schwarzen Anzuge fehlte nicht das Mindeste, um ihn auch äußerlich vollkommen der in London herrschenden Mode gemäß erscheinen zu lassen; der Backenbart war vom Kinn aufwärts bis zu der gebräuchlichen Linie abrasirt und den Vatermördern fehlte nichts an der durch die Sitte vorgeschriebenen Form. Wenn er in dieser Toilette mich in meiner Wohnung in Westend besuchte und das Englische ohne jeden Accent sprach, so rief die Dame, bei der ich und Blind wohnten, oft bewundernd aus: „Indeed, he is quite english."

(Schluß folgt.)

Rösselsprung.

le=	sen	da	die=	süß	ten	be	las=
kann	es	den	las=	wer	sen	stil=	schmach=
sei	mein	sie	bleibt	be	mann	ten	le=
sei	wenn	trie=	kein	schon	er	niß	le
mach	der	blieb	nicht	sü=	son=	lieb	schmach=
er	pflicht	ße	gen	doch	mensch	nie	der=
schö=	be	uns	ein	der	re=	wig	ne
nur	auch	nen	lie=	e=	oh=	hin=	die

Auflösung des Rösselsprungs Seite 492:

Gottvertrauen.

Wenn in den Stürmen des Lebens das Herz Dir von Zweifel erfüllt ist,
Wenn selbst der Hoffnung Gestirn nirgends die Wolken durchbricht;
Suche dann Hülfe, o Mensch, und Rettung jenseits der Sterne,
Wo des Allmächtigen Hand lenket der Menschen Geschick!

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 46.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark von Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

„Hier," sagte Prokop, ein Packet Banknoten hervorziehend und es dem Doktor überreichend. „Hier is das Geld."

Kaum fühlte der Doktor die Banknoten in seinen Händen, so überflog ein teuflischer Ausdruck seine häßlichen Gesichtszüge; er zählte die Papiere langsam und mit größter Vorsicht, und nachdem er mit seiner Arbeit fertig geworden, nickte er beifällig mit dem Kopfe und steckte das Packet mit den Worten in die Tasche: „So, Alles in Ordnung, das wäre nun abgemacht."

Der Bauer hatte sich inzwischen auf's Bett gesetzt, mit Sehnsucht den Augenblick erwartend, wo sein Peiniger die Stube verlassen werde. Deßhalb verwunderte er sich nicht wenig, als der Doktor, anstatt Anstalten zum Fortgehen zu machen, eine zweite Cigarre ansteckte und sich neuerdings auf seinen früheren Platz niederließ.

„Mit der Geldangelegenheit wären wir fertig, Prokop," begann er abermals, gegen den Bauer gewendet. „Jetzt zu etwas Anderem."

Der Bauer hob staunend seine Augen empor und blickte starr auf den Doktor.

„Prokop, i hab' das Jung-g'sellenleben satt; ich bin des ewigen Herumziehens müde und möcht' auch einmal meinen eigenen Herd gründen. Wir sind seit zwanzig Jahren stets die besten Freund' g'west und haben einander verschiedene gute Dienste erwiesen. Dei' Tochter, die Sefferl, hat mir schon lang in's Aug' g'stochen. Sie is a brav's, sauberes Dirndl und ganz nach meinem Gusto. Ich bin jetzt in den besten Jahren," fügte er, seine Gestalt selbstgefällig betrachtend, bei, „und schon manche reiche Bauerstochter hat ihre Augen nach mir g'worfen; aber wie die Sefferl is keine. Deßwegen hab' ich mir in Kopf g'setzt: die Sefferl muß mein werden, und was ich mir a Mal in Kopf setz', das führ' ich auch durch, nit wahr, Prokop?"

„Eh' i die Sefferl, mein einzig's Kind, Dir zum Weib gib, eh' verschreib' ich's dem Teufel," erwiederte der Bauer, in kurzen, abgebrochenen Worten, ohne seinen stieren Blick von dem Doktor abzuwenden.

„Ich hab' diese Antwort vorausg'seh'n; denn ich kenn' Dich, Prokop," versetzte der Doktor. „Im Anfang bist immer widerspenstig und laßt den Zorn aus Dir sprechen; aber nachher, wenn sich der erste Aerger g'legt hat, dann kommst zur Einsicht und gibst nach. War's früher mit dem Geld nit auch so?"

„Die Sefferl wird niemals Dein; und wenn i selbst z'Grund geh'n sollt'."

„Wirst noch anders reden, Prokop. Der alte Mathias lebt noch und wird noch lange leben; dafür laß mich sorgen."



Pariser Weltausstellung. Park. Die Krippe St. Marie. Von Th. Weber. (S. 546.)

„Himmelsapperment! Und i sag's noch a Mal: Du kriegst mei Kind nit in die Klauen," schrie der Bauer, dessen Gesicht sich vor Wuth verzerrt hatte, mit so furchtbarer Stimme, daß die Fensterscheiben erklirrten. Dabei sprang er mit einem Satze vom Bette, ergriff den an der Wand hängenden Stutzen und drückte ihn auf den Doktor ab. Letzterer war auf eine Katastrophe gefaßt, denn er kannte des Bauers heftiges, aufbrausendes Temperament. Er war deßhalb jeder seiner Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt und sprang im Momente, als jener die Büchse gegen ihn anlegte, schnell bei Seite, so daß die volle Ladung in den eichenen Wandschrank ging.

Nachdem der Schuß verhallt war, stand der Bauer, den Stutzen noch immer in der Hand haltend, wie festgewurzelt da, denn er war ebenso bestürzt als überrascht über die That, welche er so eben verübt hatte.

„Du hast einen Mordversuch begangen, Prokop," sagte der Doktor, vor ihn hintretend. „Ein schweres Verbrechen, das harte Strafen nach sich zieht. Ein Glück für Dich, daß uns Niemand gesehen; ich habe keine Zeugen, das Gewehr kann auch durch Zufall selbst losgegangen sein. Allein ich will jetzt gehen. In acht Tagen komme ich wieder. Ich gib Dir Bedenkzeit, Prokop. Ueberlege Alles genau. Die Sefferl muß mein Weib werden!"

Als der Doktor fort war, wankte Prokop gegen das Bett, warf sich auf dasselbe nieder und begrub sein Antlitz in den Kissen.

Am Abend kehrte Sefferl sammt den Dienstleuten von der Heumad zurück. Wie alljährlich, so wurde auch heuer der ganze Heuvorrath in den Stadeln auf der Alpe untergebracht, bis auf ein kleines Gebirgswägelchen voll, welches von einem bekränzten Ochsenpaar, der Sitte gemäß, mit Mühe nach dem Bauernhofe heruntergeschafft wurde. Dieser Tag war jedesmal ein Festtag für das bei solchen Gelegenheiten durch eine beträchtliche Anzahl Taglöhner verstärkte Hausgesinde. Schon von ferne hörte man das in den Bergen widerhallende Jauchzen und Jodeln der Heimkehrenden. Die Gruppe bot ein herrliches Bild dar und wäre eines Malers würdig gewesen. In der Mitte der geschmückte Wagen, rings die Bursche mit ihren grünen Gebirgshüten, aus denen Schildhahn- und Geierfedern wehten, mit den grauen Jacken, den nackten Knieen, grünen Strümpfen und nägelbeschlagenen Bundschuhen, dazwischen Weiber und Mädchen in der bunten Landestracht, auf welche die letzten Strahlen der scheidenden Sonne goldene Funken warfen; Alle mit Sensen und Rechen auf den Schultern und großen Blumenbüschen auf den Hüten, und im Hintergrunde die steil aufsteigenden Gebirgsriesen, deren schneebedeckte Zinnen im Abendschimmer sanft zu erglühen begannen.

Beim Grubhofe angelangt, lagerte sich der größte Theil der Gruppe auf dem weichen Wiesenhang vor dem Gebäude; dann brachten Sefferl und die Dienstmägde große Schüsseln voll Milch nebst Schwarzbrod herbei, welche sie vor die Leute setzten, und bald darauf hörte man nichts mehr als das Geklapper der Eßwerkzeuge. Später kam auch Wein nebst warmen Speisen, und als die vibrirenden Töne der Zither, die lustigen Vierzeiligen, und die hellen, kräftigen Jodler in die laue Frühlingsnacht hinausklangen, da erfaßte jeder der jungen Bursche ein Mädchen und drehte es im Kreise auf dem Rasen herum.

Während es draußen lustig zuging, lag Prokop, vor Fieberfrost geschüttelt, in seinem Bette. Einer seiner alten Anfälle war heute wieder über ihn gekommen. Halb schlafend, halb wachend redete er die verschiedensten Dinge laut durcheinander, und als Sefferl an das Bett trat, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, schien er sie nicht zu kennen und gab keine Antwort. Erst später legte sich der Fieberanfall, er begann ruhiger zu werden und schien eingeschlafen zu sein.

Die Schaar der Tänzer hatte sich bald durch neue Ankömmlinge aus dem Dorfe vermehrt, die das laute Jauchzen und die Zitherklänge herbeigezogen hatten. Unter Letzteren befand sich auch Vinzenz. Sefferl hatte alle Hände voll zu thun; sie mußte bald hier, bald dort nachsehen, ob nirgends etwas fehle; denn die Leute, welche vom frühesten Morgen an fleißig gearbeitet hatten, sollten auch am Abende hinreichend befriedigt werden; so war es wenigstens immer Sitte im Grubhofe gewesen.

Hinter den schwarzen Tannenspitzen im Osten war indessen der Vollmond emporgestiegen, die weite Hochgebirgslandschaft in einen magischen Dämmerschein tauchend. Auf den Kämmen der Gebirgskuppen glänzten breite Silberströme, und in den Thälern sammelten sich die Nebel zu langgedehnten, fantastisch gestalteten Bänken. Vinzenz hatte sich bisher nicht beim Tanze betheiligt; er saß auf der Steinbank neben der Hausthüre, zeitweise mit Sefferl plaudernd, die sich jedesmal, sobald es ihre Geschäfte erlaubten, auf ein Weilchen neben ihm niederließ. Sie hatte den Strauß würziger Alpenblumen, der in ihrem Mieder steckte, herabgenommen und auf des Burschen Hut befestigt. Ein derber, herzhafter Kuß von seiner Seite war der Lohn dafür, und als das Mädchen später abermals herbeigehüpft kam, legte der Bursche seinen Arm um ihren schlanken Leib und mischte sich unter die fröhliche Schaar der Tänzer. Während des Tanzes stimmte er einen lustigen „Steirischen" an, in dessen Melodie gleichzeitig der Zitherschläger einfiel, und als er geendet, warf er den Hut weit in die Höhe, seinem Freudengefühle durch mehrere kräftige Jauchzer Luft machend.

Nach und nach verloren sich die Leute, und es ward immer stiller, als mit einem Male Wagengerassel und der Hufschlag eines schnell trabenden Pferdes vernehmbar ward, ein um diese Stunde seltsames Ereigniß in dem vereinsamten Alpendorfe. Bald darauf hielt eines jener leichten Gefährte, wie sie nur in Gebirgsgegenden zu finden sind, vor dem Grubhofe, von welchem ein städtisch gekleideter Mann herabsprang. Sefferl nebst dem von allen Seiten herbeikommenden Gesinde erfuhren aus seinem Munde, er sei bei einer Gebirgsreise auf Irrwege gerathen und endlich bei später Nacht in dieses Dorf gekommen. Der Kutscher, welcher der Gegend ebenfalls unkundig sei, habe gerathen, im Pfarrhofe einzusprechen, dessen weiß schimmerndes Gemäuer neben der Kirche schon von Weitem zu erkennen war. Dort angelangt, habe er jedoch Alles versperrt gefunden und von einem vorübergehenden Bauer in Erfahrung gebracht, daß der Pfarrer verreist und schon mehrere Tage abwesend sei, auch habe dessen alte Wirthschafterin diese Gelegenheit benützt, um ihrer im nächsten Markte verehelichten Tochter einen Besuch abzustatten. Ferner habe ihm der Bauer empfohlen, nach dem Grubhofe einzulenken, wo nicht allein des Erntefestes halber noch Alles wache, sondern auch eine gute Unterkunft zu finden sei.

Sefferl bewillkommte den Fremden auf's Herzlichste, und nachdem sie ihm bedeutet, daß der Vater krank darniederliege, ersuchte sie ihn, eine kurze Zeit zu verweilen, bis das Stübchen im oberen Stockwerke zu seiner Aufnahme hergerichtet sein werde, worauf sie forteilte, um für die Unterbringung des Kutschers und Gefährtes Sorge zu tragen.

Der Fremde sprach mit Vinzenz und den anderen Leuten; er pries die Gegend sowie den herrlichen Abend, auch erkundigte er sich nach Diesem oder Jenem. Dann aß er von den kalten Speisen, die man ihm vorsetzte, und trank von dem Weine, dessen Güte er lobend anerkannte. Als Sefferl mit der Nachricht zurückkam, daß nun Alles in Bereitschaft sei, dankte er für die freundliche Aufnahme und Bewirthung, wünschte den Uebrigen eine gute Nacht, worauf er die steile Holztreppe emporstieg.

Vinzenz nebst den anderen Dorfbewohnern hatte sich ebenfalls auf den Heimweg begeben, und nachdem das Gesinde sämmtliche Geräthschaften in's Haus gebracht und Sefferl eigenhändig das Hausthor versperrt hatte, unterbrach nichts mehr die friedliche Nachtstille, als das einförmige Plätschern des Hausbrunnens.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Kaspar Lavater.

Von

Wilhelm Buchner.

Erst dem neuen Aufschwunge des politischen Lebens in Deutschland scheint es nach und nach zu gelingen, in den deutschen Schweizern das Bewußtsein der Bluts- und Geistesverwandtschaft mit uns herzustellen, welches manche Jahrzehnte nicht bloß geschlummert,

sondern durch eine wirkliche Abneigung und Mißachtung verdrängt war, auch eine Frucht unserer staatlichen Vieltheiligkeit und Machtlosigkeit: denn wer wird sich den Schwachen zum Freund wünschen, ihn hochschätzen? Im vorigen Jahrhundert war das anders. Die Schweiz besaß damals Verfassungszustände, die den Deutschen traurig ähnlich sahen; alle geistige Arbeit war in weltbürgerlichen, schöngeistigen Strebungen zusammengefaßt; und so geschah es, daß durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Deutschland und die Schweiz, soweit sie deutsch und protestantisch waren, im innigsten Wechselverkehre standen. Bodmer und Breitinger, Haller, Zimmermann, Pestalozzi, Johannes Müller u. A. betrachten wir mit vollem Rechte als Größen unseres deutschen Geisteslebens, ebenso wie unsere große Blütezeit nach der Schweiz die anregendste Wirkung übte. Der Mann aber, welcher unstreitig am Bedeutsamsten die geistigen Fäden zwischen beiden Ländern knüpfte, ist Lavater.

Johann Kaspar Lavater (Ton auf dem ersten a) ward geboren zu Zürich am 15. Mai 1741. Sein Vater war Arzt, Mitglied der Regierung, ein Mann von allgemein anerkannter Rechtlichkeit; der Mutter rühmt er in seiner Jugendgeschichte nach: unerschöpflichen Erfindungsgeist, unermüdete Thätigkeit, einen planmachenden, ausführenden, durchsetzenden Geist, das ehrlichste, bis zur Pedanterei gewissenhafte Herz, bei nur einer Leidenschaft, der Eitelkeit, Eigenschaften, welche der Sohn zum guten Theile erbte. Der Knabe zeigte früh ein eigenthümliches Wesen; wegen seiner körperlichen Zartheit zurückgehalten, ward er unbeholfen, zaghaft, verschlossen; ungeschickt zu Knabenspielen, furchtsam, gedrückt und schweigsam, in der Schule verspottet, erhielt er von den Genossen den Beinamen das Kind, der Unmündige. So ward in ihm der Drang, sich zurückzuziehen, über seinen Gedanken die Gefühle zu breiten, um so lebhafter; Bibellesen und das innigste Gebet war die Hauptfreude des eigenthümlichen Knaben, der zugleich eine regsame Phantasie und das mildeste, wärmste Herz besaß, aber gereizt durch Unrecht, auch eine rasende Kühnheit, einen alles vergessenden Muth. „Entweder war ich zahm wie ein Lamm, oder wild wie ein Löwe," spricht er.

Schon als Knabe bestimmte Lavater sich für den geistlichen Beruf; so ging er von der Schule über auf das sogenannte Collegium humanitatis, eine höhere Lehranstalt, an welcher unter Anderen Bodmer und Breitinger lehrten, Beide von bestem Einfluß auf den fleißigen, hochbegabten Jüngling; 1759 war Lavater in die theologische Klasse aufgenommen, er predigte und war 1762 ordinirt. Damals schon trat hinter dem Lamm der Löwe hervor. Bodmer hatte seine Schüler an ein offenes Besprechen der Zustände und Mißbräuche im Vaterlande gewöhnt. Felix von Grebel, ein vornehmer, reicher Mann und des züricher Bürgermeisters Schwiegersohn, hatte als Landvogt in Grüningen sich ganz unglaubliche Mißhandlungen, Ungerechtigkeiten und Erpressungen erlaubt, ohne daß sich doch ein Ankläger gegen den hohen Herrn fand. Der einundzwanzigjährige Kandidat übernahm die gefährliche Aufgabe; zunächst schrieb er an Grebel einen nur mit H. K. L. unterzeichneten Mahnbrief und forderte ihn auf, binnen zwei Monaten seinen Raub herauszugeben, oder seine Strafe zu erwarten. Als der Landvogt schwieg, verfaßte Lavater mit seinem Freunde, dem Maler Heinrich Füßli, ein Schriftchen, „der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten", welches er gedruckt, adressirt und versiegelt, vor und in die Häuser der wichtigsten Regierungsmitglieder legte. Nun konnte der Rath nicht länger die Augen zudrücken; er forderte den unbekannten Ankläger auf, sich zu nennen. Lavater führte persönlich vor dem Rath seine Sache mit Festigkeit und Würde. Zwanzig Ankläger traten ihm zur Seite. Der Landvogt ergriff die Flucht, er mußte Schadenersatz und Strafe tragen, und dazu die Verachtung aller Schweizer; Lavater dagegen fand bei den Mitbürgern, ja überall in der Schweiz und in Deutschland Beifall und Bewunderung für seine wackere herzhafte That. Doch schien es gut, wenn die beiden Kämpen sich den Augen der Bedenklichen entzögen. Mit einigen Freunden trat Lavater eine Reise durch Deutschland an, verweilte in Leipzig und Berlin, besonders lange bei dem berühmten Theologen Spalding zu Barth in Pommern; nach einjähriger Abwesenheit traf er im März 1764 wieder in der Heimat ein.

Wie glänzend auch Lavater, kaum der Schule entwachsen, durch die muthvollste Mannesthat sich in die Oeffentlichkeit eingeführt hatte, wie mehr und mehr bedeutsamer er als Schriftsteller hervortritt: sein äußeres Leben war eigentlich an merkwürdigen Wandelungen nicht reich. Noch jung, im Sommer 1766, verheirathete er sich mit Anna Schinz, der Tochter eines angesehenen Kaufmannes; 1769 ward er Diakonus an der Waisenhauskirche und Zuchthausprediger, 1778 Diakonus an der Peterskirche, 1787 Pfarrer an derselben, nachdem er einen ehrenvollen Ruf nach Bremen abgelehnt. Desto bedeutsamer war Lavater's schriftstellerische Thätigkeit, die besonders, seitdem er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre mit den Gleim nachgedichteten, vaterländisch-beredten Schweizerliedern aufgetreten, in stets zunehmendem Maße ihm Ruhm, Einfluß und weitreichende Verbindungen verschaffte.

Lavater war nicht nur von Beruf Theologe, er war es mit allen Kräften und von ganzem Gemüthe; er war aber zugleich ein Mann voll sprudelnden Geistes, voll Phantasie und Herzenswärme, voll dichterischer Anregung; so geschieht es, daß seine zahlreichen Schriften ein mehr oder weniger theologisch-rhetorisch-dichterisches Gepräge haben, Schriften, welche gegenüber dem nüchternen Rationalismus oder der bloß verneinenden Freidenkerei jener Jahrzehnte mit ihrem überall hervorblitzenden Geiste, ihrer überall hervorbrechenden Herzenswärme, ihrer fortreißenden Beredsamkeit und Anregungskraft ganz eigenartig in ihrer Zeit stehen, und durch die in ihnen ausgeprägte Tiefe, Liebe und Eigenthümlichkeit des Mannes ihm auch die Herzen solcher gewann, die in ihren Ansichten über das Christenthum mit dem Seher vom Zürichersee nicht übereinstimmten. Seine kühne That gegen Grebel, seine etwas großrednerischen, aber dem Vaterlandsgefühl der Schweizer zum ersten Mal einen kräftigen Ausdruck gebenden Schweizerlieder hatten ihn bei den Landsleuten glänzend eingeführt; die Reihe von Schriften, die er nun mit rastlosem Fleiße folgen ließ, reihte ihn rasch der Schaar bedeutsamer Originalköpfe an, welche seit Beginn der siebenziger Jahre in Deutschland unter dem Gesammtnamen der Stürmer und Dränger die volle Blüte des Schriftlebens heraufführten.

Die „Aussichten in die Ewigkeit", 1768, stützten den Glauben an die Unsterblichkeit auf eine warme, gläubige Betrachtung der Schrift und wiesen die Uebereinstimmung des christlichen Glaubens mit den Gesetzen des Denkens nach. Das warmempfundene Buch machte seinen Namen zuerst der großen Lesewelt bekannt; eine 1769 erschienene Schrift, welche die Wahrheit des Christenthums philosophisch zu beweisen suchte und die Lavater dem jüdischen Philosophen M. Mendelssohn mit der Aufforderung widmete, sie zu widerlegen oder zum Christenglauben überzugehen, machte eben durch diese Zumuthung und den daran sich knüpfenden öffentlichen Schriftwechsel nicht geringeres Aufsehen. Das 1771 erschienene „Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" gewann durch die Darlegung eines gläubigen, kämpfenden Seelenlebens, reizte aber zugleich die scharfe Kritik durch gar vieles Unbedeutende, das der Verfasser mit in den Kauf gibt. Ganz ungeheures Aufsehen aber machten die seit 1775 erschienenen, physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, vier große Quartbände mit zahlreichen Kupfern. Ausgehend von der Erkenntniß, daß der freie Beobachter aus anscheinend bedeutungslosen Zügen des Angesichtes auf des Menschen geistige und Gemüthseigenschaften schließen könne, brachte er zusammen, was er an Schattenrissen und Bildnissen berühmter und nichtberühmter Männer zu sammeln vermochte, stellte sie zusammen, und versuchte aus den Umrissen die geistige Eigenschaften derselben zu deuten, allerdings mit feinster Beobachtungsgabe, aber zugleich nicht selten in so pathetischem, orakelndem Tone, so sehr aus dem bereits Bekannten die Züge deutend, daß schließlich von einem wahren Ergebniß für die Wissenschaft nichts übrig blieb. Und doch gewann das Buch durch die geistvollen Charakteristiken der bedeutendsten Zeitgenossen, durch die Neuheit der Anschauungen und die Wärme der darin lebenden Ueberzeugung, durch die schwungvolle, dramatische Darstellung zahlreiche Bewunderer, und selbst Goethe fügte einen Abschnitt über die Physiognomik der Thiere und der Thierschädel bei. Die neuere Wissenschaft hat die Gesichtszüge fallen lassen und betrachtet den Schädel, wohl bisweilen auch mit allzu weitgehender Kühnheit, aber doch mit größerem Recht und größerem Erfolg.

In jene Zeit fällt Lavater's zweite Reise nach Deutschland,

bedeutsam durch das erste Zusammentreffen mit dem acht Jahre jüngeren Goethe, mit dem er bisher nur Briefe gewechselt, Briefe, in welchen, beiläufig gesagt, Goethe den ganzen Reichthum und die ganze Güte seines herrlichen Geistes bei allem heiteren Uebermuth offenbart. Der allezeit zarte Lavater ließ bei seiner übermäßigen Thätigkeit die Anfänge einer Brustkrankheit fürchten, und so ward er im Sommer 1774 nach Ems geschickt. In Frankfurt suchte er den jungen Dichter des Götz auf, und der persönliche Verkehr konnte die gegenseitige Hochachtung der beiden wunderbaren Männer nur steigern. Um sich ungestört mit Lavater auszusprechen, begleitete ihn Goethe bis Ems, ja kehrte nach vierzehn Tagen mehrmals dahin zurück mit dem ungeschliffenen Apostel einer naturgemäßen Erziehung, Basedow, der gegen den sanften, innen und außen reinlichen Lavater das ergötzlichste Widerspiel bildete, daran der Dichter seine königliche Freude hatte. Damals warf er das reizende Gedichtchen Siné zu Koblenz hin, von wo sie weiterfuhren:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in den Mitten.

Da sich indeß Goethe mit Lavater, der seinem forschenden Vernunftglauben nur die Wahl ließ, Christ oder Atheist zu sein, nicht auf die Dauer vertrug, so löste sich, doch geraume Zeit später,



Die Tanzstunde. Von L. Löffler. (S. 547.)

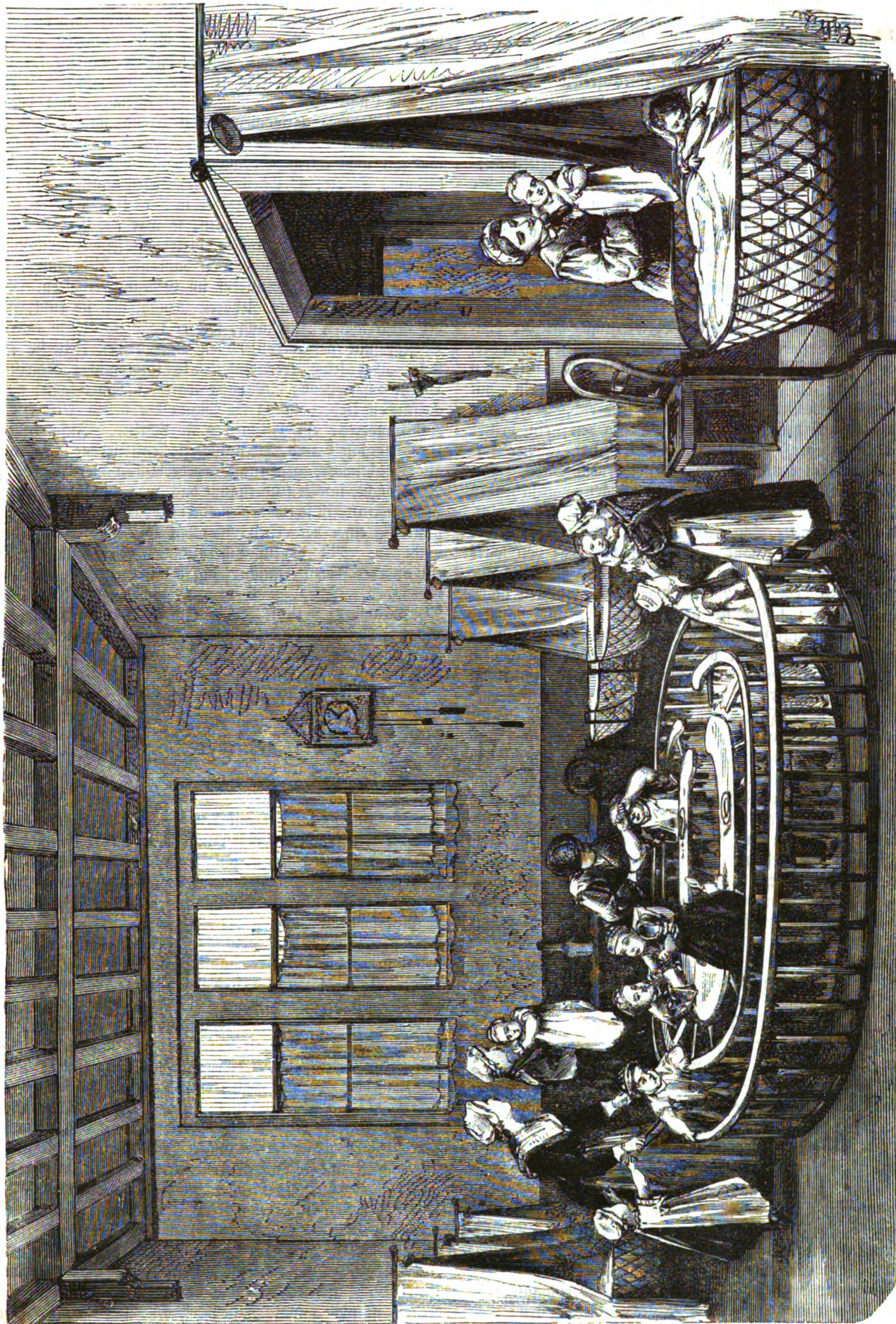
das Verhältniß auf; in den Xenien sprach Goethe über ihn das scharfe Wort:

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

In Dichtung und Wahrheit dagegen kehrt er mit der Milde des Greises zu der alten Herzlichkeit zurück; es ist gar schön, was er dort 40 Jahre später, nachdem Entfremdung und der Tod sie geschieden, über den Freund niederschrieb.

Lavater's Briefwechsel war wirklich riesenhaft; einmal schreibt er, fünfhundert Briefe habe er zu beantworten; ja um Zeit zu sparen, ließ er etliche Bände solcher Antworten auf theologische Fragen drucken; er stand in brieflichem Verkehr mit fast allen Größen des damaligen Schriftlebens, mit Goethe, Herder, Klopstock, den beiden Stolberg, Zimmermann, Wieland, Hamann, Jacobi, Jung, Mendelssohn, Merk, Campe, mit den Malern Füßli, Tischbein und Chodowiecki, mit den Theologen Semler, Jerusalem, Spalding, mit den Philosophen Garve und Reinhold, und doch ist auch dieser Briefwechsel Zeugniß des endlosen Anstoßes, den der herrliche Mann selbst den geduldigsten Freunden durch seinen heiligen Eifer oder seine Ueberschwänglichkeiten gab. In Zürich selbst hatte er, obwohl ein höchst begabter und höchst beliebter Prediger, eine bedeutende Partei gegen sich. Goethe sagte ihm einmal: „Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die

Tasche; die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe." Diese deutliche Warnung mochte Lavater nie beherzigen; sowohl im persönlichen Verkehr, als in seinen Briefen und Tagebüchern ließ er nicht bloß den Schlüssel stecken, er machte die Thür zu allen Kammern und



Pariser Weltausstellung. Part. Inneres der Krippe St. Marie. Von Th. Weber. (S. 546.)

Kämmerlein seines Herzens auf, und wunderte sich dann, wie solche enthusiastische Pechvögel zu thun pflegen, daß er jeden Augenblick wie ein eingesperrter Vogel sich den Kopf an seinem eigenen Ungeschick anstieß.

Die französische Staatsumwälzung begrüßte Lavater mit großen Hoffnungen; als aber die tolle Raserei des pariser Pöbels immer wildere Unthaten verübte, da begann er offen und laut dagegen zu sprechen. Ungleich so vielen bedeutenden Männern jener Zeit, besaß Lavater ein sehr lebhaftes Nationalgefühl; er war mit ganzer Seele ein Schweizer und Züricher. Als die Franzosen die Schweiz besetzten, predigte er kühn gegen ihre Gewaltthaten, ihre Räubereien; ja er wagte 1798 das Wort eines freien Schweizers an die große Nation an Reubel, ein Mitglied des Direktoriums von Frankreich zu schicken, eine geharnischte Anklage, in welcher er mit Tyrannen und Straßenräubern keck um sich wirft und betont, wie die Franzosen das angeblich von ihnen befreite Helvetien ausgesogen und bestohlen hätten. Das Büchlein war gedruckt, aber die Franzosen wagten den kühnen Ankläger nicht zu fassen, sondern versuchten eine lahme Widerlegung. Noch mehrfach trat er so schreibend und predigend offen gegen die fremde Gewaltherrschaft auf. Im Mai 1799 ward Lavater, da er zur Heilung seiner Gichtschmerzen zu Baden verweilte, verhaftet, nach Basel gebracht, doch dort nach wenigen Wochen wieder entlassen.

Er fand Zürich in der furchtbarsten Verwirrung. An der Limmatlinie standen sich Oesterreicher, Russen und Franzosen gegenüber. Den 25. September 1799 siegte Massena in der entscheidenden Schlacht von Zürich; die Franzosen rückten in die Stadt ein, mit ungestümen Drohungen Geld, Wäsche, Wein fordernd. Eben hatte Lavater zwei Soldaten den verlangten Wein gegeben; ein dritter kommt und verlangt ein Hemd. Lavater bietet Geld, Jener fordert immer unverschämter und endlich mit gezogenem Säbel. Der fast sechzigjährige Lavater flüchtet sich zu einigen nahestehenden Bürgern. Da kehrt der Mensch, den er eben mit Wein erquickt, ein republikanisch gesinnter Schweizer aus dem Waadtlande, der unterdeß Lavater's Namen erfahren haben mochte, wie von toller Wuth ergriffen um, und schießt dem alten Manne aus nächster Nähe eine Kugel durch den Leib; die Wunde war der Tödtlichkeit nahe.

Nach einigen Tagen schien sie sich zu bessern, und Lavater ward wieder schreibend auf seinem Lager gefunden; im Dezember leiblich hergestellt, konnte er sogar die Kanzel besteigen. Aber durch seine unausgesetzte seelsorgende und schriftstellerische Thätigkeit in strenger Winterszeit machte er die noch nicht geschlossene Wunde wieder schlimmer, ein schwerer Husten quälte ihn; an der Stelle, wo die Kugel wieder ausgetreten war, hatte sie die Rippen getroffen und einen Knochenfraß veranlaßt, welcher dem edlen Dulder zeitweise die furchtbarsten Schmerzen bereitete, vornehmlich wenn der Husten ihn erschütterte. Und doch sprach er: „Ich mag den, der die tödtliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen, aber wohl wünschte ich, daß ich ihm könnte wissen lassen, wie von Herzen ich ihm verzeihe, wie ich ihm danke, denn ich verdanke diesen Wunden und meinen jetzigen schweren, unsäglichen Leiden sehr viel.“ Am Bettag, 14. September, ließ er sich noch einmal in die Kirche tragen, mit seiner Gemeinde das Abendmahl zu feiern, und ihr mit matter Stimme tiefbewegte Abschiedsworte zu sagen; noch im November ließ er sich, der Sterbende, zur sterbenden Gattin seines Bruders tragen, sie zu trösten; er sank aber mehrfach in Ohnmacht durch furchtbare Schmerzen; am 2. Januar 1801 endlich erlag er seinen Leiden, gläubig und freudig bis zum letzten Athemzuge.

Leiblich und geistig war Lavater eine höchst eigenthümliche und anziehende Erscheinung. Lang und wohlgewachsen, leise und leichtschwebend in Gang und Bewegung, war er noch auffallender durch seine Gesichtsbildung, deren richtiges Verhältniß selbst durch die kräftig vorspringende Nase wenig gestört wurde. Mild und doch lebhaft im Ausdruck war die Miene, rein blaß die Farbe, daher ihn auch Claudius den Mann mit dem Mondstrahl im Gesicht nennt. Das Schönste aber war das Auge, aus welchem Geist, Liebe und Schalkheit vereinigt hervorleuchteten. „Die tiefe Sanftmuth seines Blicks,“ spricht Goethe, „die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende Schweizerdialekt, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Beruhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen.“ Dabei war er weit entfernt, stets den Denker und Theologen hervorzukehren; Lavater war voll anmuthigen lebendigen Witzes, fast allezeit schalkhaft heiter, und besonders im Kreise der Familie und im gemüthlichen Verkehr von hinreißender Liebenswürdigkeit und geistvoller Unterhaltungsgabe. Dieser Zauber seiner Persönlichkeit und seines Verkehrs muß ganz überwältigend gewesen sein, er wirkte auch auf die, welche ihm vorher kühl gegenüber standen. Goethe schreibt an Knebel den 30. November 1779 aus Zürich: „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe, bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ꝛc. ist weder in Israel noch unter den Heiden.“

Fassen wir Alles zusammen, so war Lavater, so leicht ihm die Reime und Hexameter flossen, so lebhaft seine Einbildungskraft sich schwang, als Dichter nicht von dauernder Bedeutung; doch haben sich etliche seiner Kirchenlieder im Gebrauch erhalten. Seine Physiognomik, auf wie unhaltbaren Grundlagen sie ruht, ist doch voll der geistreichsten Anregung, wie er in persönlichem und brieflichem Verkehr mit den bedeutendsten Köpfen der Zeit sie gleicherweise übte; über seine Wirksamkeit als theologischer Schriftsteller sagt Hagenbach treffend: „Lavater war bei seiner scharf ausgeprägten christlichen Ueberzeugung ein Mann der neuen Zeit, ein Mann des Jahrhunderts, ein Mann des Fortschritts. Insofern eine gewisse Unabhängigkeit und Freisinnigkeit, entschiedene Abneigung gegen alle Knechtschaft, gegen alle verderblichen Vorurtheile, gegen alle Mißbräuche, insofern überhaupt das, was wir Liberalismus nennen, zum Charakteristischen der modernen Zeit gehört: so war Lavater unstreitig einer der ersten Liberalen, die den Ideen der neuen Zeit huldigten. Mit diesem Liberalismus war auch die Humanität, ein anderer charakteristischer Zug der neuern Zeit, in Lavater innig verbunden. Alles, was dem Menschen zum Bewußtsein seiner Menschenwürde verhilft, hatte ihm unendlichen Werth. In jedem Lebensgebiet war Lavater unter Denen, die vorwärts schritten und vorwärts drängten.“

Bilder von der Weltausstellung.

(Bilder S. 541 und 545.)

Die Humanität hat auf dem weiten Marsfelde, auf dem sonst nur die kriegerische Trommel und Trompete erdröhnte, neben der Industrie ihre friedlichen Paläste und Hütten aufgebaut, und wir dürfen vor Allem an jener wohlthätigen Anstalt nicht vorübergehen, welche ihre segensreiche Wirksamkeit bei den Kleinsten der Kleinen beginnt, — wir meinen die Krippe St. Marie, die uns zwischen freundlichem Grün entgegenlacht. Krippen hat man jene Anstalten genannt, welche für die Säuglinge und kleineren Kinder der arbeitenden Klasse bis zum zweiten Lebensjahre bestimmt sind, um diesen für die Zeit, während welcher die Mütter das tägliche Brod erwerben müssen, ein gesundes Unterkommen und mütterliche Pflege zu bieten. Die erste Anstalt dieser Art rief Marbeau 1844 in Paris in's Leben und wurde bei diesem humanitären Unternehmen namentlich von der Herzogin von Orleans, der schwerinischen Prinzessin, unterstützt. Schon 1851 befanden sich im Departement Seine 24 Krippen und diese haben bis dahin den davon Gebrauch machenden Eltern 800,000 Arbeitstage eingebracht, die Schulversäumnisse ungerechnet, welche dadurch den älteren, so oft zur Kinderpflege verwendeten Geschwistern erspart wurden. Die französische Regierung unterstützte das Unternehmen auf jede Weise. In Deutschland rief Wien (1849) die erste berühmt gewordene Krippe zu Breitenfeld in's Leben, ihm folgte Dresden, und bald hatten alle größeren Fabrikstädte Deutschlands ihre Krippen, die fast sämmtlich die gleiche Einrichtung haben, wie wir sie in der St. Marie finden. Die Krippe ist nur Sonntags geschlossen. Am Morgen jeden Wochentages bringt die Mutter ihr Kind und holt es Abends wieder ab. Dafür hat sie entweder gar keinen Beitrag zu leisten, oder nur einen sehr geringen (in Paris 6—12 Sous, in Wien 3 Kreuzer,

in Dresden 1 Ngr.). Die Wiege bildet den Aufenthaltsort für die Zeit der Ruhe und für die ganz kleinen Kinder, die Pouponniere für die Bewegung und die Kinder vom Beginn des Gehens an. In der Pouponniere lernen sie ihre ersten Schritte machen, ihre Kräfte probiren und üben und sich bewegen. Zugleich aber bietet sie ihnen einen Eßtisch, bei dem eine Frau für alle Kinder ausreicht. In der Pouponniere bewegt sich das Kind ohne Gefahr sich zu stoßen und ist zugleich vor allen Verkrümmungen und Verunstaltungen des Körpers, wie sie bei unüberwachtem Heranwachsen der Kinder so häufig sind, geschützt. Die Kleinen im Tragkissen sehen von ihrer Wiege aus die Kinder spielen, welche man nach ihren Kräften bereits in die Pouponniere stellen kann. Sie vergessen, wie man vielfach beobachtet hat, über diesem Anblick alles Andere, selbst die Nahrung; ihre ganze Aufmerksamkeit ist auf ihre kleine Gesellschaft gerichtet, und unwillkürlich fühlen sie sich zum Nachahmen derselben hingezogen. Sobald ein Kind sich seiner Hände zum Essen und Spielen bedienen kann, stellt man es in den Speiseraum, der in der Mitte abgeschlossen ist. An den Rampen der äußern Kreise versuchen sie ihre Kräfte zu üben, sich aufrecht zu halten, zu rutschen, zu gehen. So sind sie, wenn wir die Reinigungsanstalten hinzurechnen, den ganzen Tag vollauf beschäftigt, und für das Volk ist es eine unendliche Ersparniß an Zeit und Geld, sowie eine große Beruhigung, die Kinder so gut versorgt zu wissen. Aber die Krippen sind in ihrer innern Einrichtung auch Muster für die häusliche Erziehung, und in jedem Kinderzimmer der Familie sollte eine solche Pouponniere eingerichtet werden — sie ist ein wahrer Segen für das Kind.

Die Tanzstunde.

Ein Bild aus dem Alltagsleben.

(Bild S. 544.)

Beim Anblick eines schönen tanzenden Mädchens gleich Uhland daran zu denken, wie ihre Seele vor Gott bestehen könnte, wenn sie plötzlich dieser Welt entrückt würde: das ist wohl der Gedankengang eines frommen Dichters. Da ich aber kein Dichter bin, so mahnt mich der Anblick einer Tänzerin weit eher an die Zeit, in der ich das Tanzen zu erlernen hatte, und das war keine himmlische Zeit. „Tausend, was hat der Junge gegenwärtig eine erbärmliche Haltung!“ sagte eines Tages Papa, und Mama war derselben Meinung. Und um mir sothane erbärmliche Haltung abzuthun, wurde ich einem Tanzlehrer übergeben, der mir in Gemeinschaft mit andern Altersgenossen das Verständniß des Zierlichen und Graziösen in Haltung, Gang und Tanz eröffnen sollte. Der Gute verstand ohne Zweifel sein Metier und wußte uns anfangs gewaltig mit seinem hochtrabenden und pomphaften Auftreten zu imponiren. Aber Kinder sind scharfsinnig, und bald theilten wir uns die Bemerkung mit, daß sich der „Professor“ während der Lektion häufig in ein geheimnißvolles Nebenzimmer begebe, daß nach jedem derartigen Besuch sein Gesicht um eine Nüance tiefer roth erscheine und daß er gegen den Schluß der Uebungen ziemlich verworrene Reden führe und höchst unklare Anordnungen gebe. Es wurde uns nach und nach klar, daß der Professor in jenem mysteriösen Gemach bedauerlichen Gebrauch von alkoholhaltigen Getränken machte. Da war's natürlich vorbei mit seiner Autorität, und mit Eintritt des bezeichneten interessanten Stadiums that Jedes so ziemlich, was es wollte. Ich kann nicht sagen, daß ich damals eine besondere Stärke im Tanzen entwickelte. Ich gehörte zu jener Sorte von Tänzern, welche das Tanzen weniger für ein Vergnügen als für eine ernste Prüfung betrachten, bei der die Augen der Welt auf uns gerichtet sind. Demgemäß benahm ich mich ungemein würdig, nur wurde diese krampfhaft bewahrte Würde schwer beeinträchtigt durch gelegentliches Stolpern, Ausdemtaktekommen, sowie dadurch, daß ich nie die Touren der Française im Gedächtniß behalten konnte. Ich argwöhne, daß ich in jenem Zeitabschnitt meiner irdischen Pilgerfahrt ein sehr gefürchteter Tänzer bei den Backfischchen erster Klasse war, die mit uns die choreographischen Uebungen zu prästiren hatten. Besonders verwirrte es mich, wenn meine Eltern oder die meiner Genossen als Zuschauer erschienen. Ihr prüfender Blick machte mir Mißbehagen und ihr begütigendes, entschuldigendes Lächeln erschien mir beleidigend. Später freilich, als der erste Flaum um Mund und Kinn wucherte, als man „erröthend ihren Spuren“ folgte, da änderte sich die Szene, und ich kann sagen, daß mir jene Tanzstunden eben so sehr zum Entzücken wurden, als sie mir vorher Qual und Pein brachten. Wer könnte die Freuden dieser Tanzstunden erschöpfend schildern! Dieses Suchen und Finden, diese verstohlenen Liebeszeichen, diese Intriguen, Kämpfe und Bestechungen der Dienstboten, um beim Nachhausegehen ihren Arm zu erhalten! Wie rechnet man Tage voraus auf die nächste Tanzstunde, wie müht man sein von Leidenschaft fieberndes Hirn ab, um eine recht geistreiche Unterhaltung zu führen, um aber auch unter dem Batteriefeuer ihrer glänzenden Augen nichts herauszubringen, als ein paar arme stelzbeinige Phrasen! All' das „ist ein wunderlich Kapitel und steht in einem andern Buch“, an dessen Niederschreiben ich mich vielleicht eines Tages mache.

Fliegende Blätter.

Zur Arbeiterfrage. Welches ist die beste Politik für den Arbeiter? frägt der preußische Abgeordnete und Industrielle Friedrich Harkort, und antwortet wie folgt: Die, welche ihm freien Spielraum für seine Kräfte und deren nutzbringende Verwendung gewährt, also die des Friedens. Der Handwerker arbeitet auf eigene Hand, der Fabrikarbeiter beim Arbeitgeber. Bricht Krieg aus, so leiden beide Theile; Jedermann schränkt sich ein, die Spekulation ruht, Arbeit fehlt, der Verdienst schwindet und die Noth erzeugt Unzufriedenheit. Gegen wen? Da kommen die Volksaufwiegler und flüstern: die Fabrikherren, die Reichen tragen die Schuld. Das wäre! Haben wir nicht jüngst gesehen, daß allein die Furcht vor dem Kriege Bankiers, Fabrikanten, Kaufleute und Gutsbesitzer durch Mangel an Kredit zum Fall gebracht hat? Von Feuer und Schwert nicht zu reden! Aber wo ist denn das Geld? Das Räthsel ist einfach. Vor dem Kriege geht der Kredit laufen, ohne ihn keine Zirkulation, das Geld versteckt sich in die Erde, in Strümpfe, in's Stroh und in alle erdenkbaren Winkel. Die Sparkassen werden überlaufen, die Regierungen flüchten ihre Kassen und stellen die öffentlichen Arbeiten ein, die großen Herren senden ihre Baarschaft nach England. Vom Bankier werden die Kapitalien heimgefordert, Jeder deckt sich so gut er kann, und Keiner traut dem Andern. Der Fabrikbesitzer muß Lohn und Arbeit kürzen, weil der Absatz fehlt, er hat das Geld nicht im Kasten, es steckt in den Anlagen, den Vorräthen und draußen bei den Kunden, die nicht zahlen. Wer trägt dann die Schuld? Antwort: die Friedensbrecher! Dann tritt der Mangel an Jene heran, die sorglos aus der Hand in den Mund lebten, nicht sparten in der Zeit, um zu haben in der Noth, welchen der Traum Pharao's von den fetten und magern Kühen ohne Deutung blieb. Nun fehlt nichts, um die Sache noch schlimmer zu machen, als Lärm und Unruhen. Noch jüngst zerstörten die Arbeiter in Roubaix die Maschinen und Werkstätten; sie gleichen dem Schuster, der seine Leisten verbrennt. Und die Folgen? Das Fabrikat wird auswärts gekauft, und Arbeit fehlt erst recht. Die Waarenpreise und Löhne fallen und steigen mit der Nachfrage, es ist unverständig, sie feststellen zu wollen. Wenn alle Bauern in Rheinland und Westphalen sich vereinbarten, den Scheffel Roggen von zwei Thalern auf drei erhöhen zu wollen, was geschähe? Die Kornwürmer flögen mit dem zurückgehaltenen Vorrath davon und die Eisenbahnen brächten von allen Seiten Zufuhren zum laufenden Preise. Die belgischen Grubenarbeiter feierten, um höhere Löhne zu erzwingen. Militar mußte aufgeboten werden gegen die Ruhestörer. Nun sind die Folgen, daß, unerhörter Weise, die Steinkohlen aus dem Ruhrthale nach Paris gehen! Wir haben für das Koalitionsrecht der Arbeiter gestimmt, weil es billig ist; allein wir rathen, nur einen äußerst mäßigen Gebrauch davon zu machen! Die englischen Arbeiter sparen Hunderttausende zu solchen Kämpfen, wandern sogar aus, um arm wiederzukehren. Seit fünfzig Jahren verfolgen wir den Streit; meist verloren die Arbeiter Monate lang ihren Verdienst, zehrten die Ersparnisse auf, geriethen in die bitterste Noth und gelangten dennoch nicht zum Ziele! Wir empfehlen das Studium der Vorträge des wahren Volksfreundes Schulze-Delitzsch, um daraus zu lernen: daß jeder Arbeiter, gleich anderen, die Selbstverantwortlichkeit tragen muß. Die schlechte Benutzung der Schule und der Lehrzeit, das Wirthshaustreiben, das Fernbleiben von den Unterstützungs-Vereinen, das leichtsinnige Heirathen, das Nichtstrecken nach der Decke, das Versinken in Kummer und Noth, fallen auf das eigene Haupt zurück. Umgekehrt steigt der ehrliche, geschickte, fleißige, sparsame Arbeiter noch täglich vor unseren Augen zu Wohlhabenheit und Ansehen in der Gemeinde empor! Der Arbeiter ist seiner Natur nach Demokrat. Der wahre Demokrat beugt sich nur vor Gott und dem Gesetz, er ist seines eigenen Glückes Schmied, er liebt und will beharrlich die Bürgerfreiheit und weiß, daß die allgemeine Bildung deren sicherste Stütze ist. Allein Die, welche der Reaktion, durch Spiegelbilder des eigenen Interesses verleitet, gegen die Freiheit Hülfe leisten, sind entweder Betrogene oder, was schlimmer ist, falsche Brüder. Jeglichem kommt sein Tag!

Figuren aus dem Leben.

Von **Schmelzer.**



Macht so — und auch zu Pferde Furore.



Dergleichen dienstbaren Geistern kneipt Mancher gern einmal in die Arme.



War früher Balletttänzer — später Seiltänzer, und sehr berühmt durch seine höheren Luftsprünge.



Sucht jedenfalls einen ungebetenen Gast.

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von **John Nobody**.

(Fortsetzung.)

6. Die zwei Leonoren.

Es vergingen nach diesen ersten Forschungen Burton's in Blankville vier Wochen, ohne daß ein besonderes Ereigniß Licht in das grauenvolle Dunkel des Verbrechens geworfen hätte. Die Wellen der Aufregung in den Geistern der Bewohner des Ortes legten sich, und nur hin und wieder geschah des Mordes noch Erwähnung. Die Zeit meines Examens kam heran und nahm zwar meine Aufmerksamkeit in Anspruch, aber mein früheres Sehnen und Streben, in meinem Geschäft eine hervorragende Stelle einzunehmen, war nun zum untergeordneten Ziele meines Lebens geworden, während das Spüren und Forschen, Grübeln und Erwägen im Interesse der Auflösung des schwarzen Räthsels sich meinem Geiste als Hauptaufgabe aufgedrängt hatte und mich fort und fort mit fieberhafter Unruhe erfüllte. James bemerkte einmal, daß ich von meiner sonstigen Munterkeit viel eingebüßt habe und sehr herabgestimmt scheine. Ein anderes Mal sagte er mit seinem mephistophelischen Lächeln: es scheine, als jage ich nach der ausgeschriebenen Belohnung von fünftausend Dollars, die allerdings für einen jungen Mann, der sich eben seinen Weg in's Leben bahnen wolle, eine recht kräftige Hülfe sein würden. Ich glaube nicht, daß er solche Bemerkungen machte, um Streit vom Zaune zu brechen, denn er erschien nach jedem Wespenstiche doppelt freundlich, und die Satyre lag in seiner Natur. Dennoch gewann in mir allgemach die Ueberzeugung Raum, daß James mich unter der Hand beobachte und bewache, zu welchem Zwecke, das wußte ich längere Zeit nicht.

Eleanor war inzwischen zwar von ihrem Unwohlsein so weit genesen, daß sie das Bett und auch das Zimmer verlassen konnte, aber sie erschien noch nicht im weiteren Kreise der Familie, namentlich nicht bei Tische, so daß mir noch keine Gelegenheit geworden war, sie wiederzusehen. Mary dagegen, das junge, frische, heitere Mädchen, konnte trotz ihres Schmerzes nicht im Schatten bleiben. Sie sprach von ihrer Schwester nicht anders als mit Thränen in den Augen, und mein Herz segnete sie dafür; sie sorgte mit der liebreichsten Zartheit für die Leidende und widmete ihr ein gutes Theil ihrer Zeit; aber die sich öffnende Knospe heischte auch Sonnenschein für sich, sie fühlte sich allein, wenn sie Eleanor verließ, und sehnte sich, wie sie selbst sagte, nach unterhaltender Gesellschaft. Einsamkeit und Stille wirkt auf ein jugendliches Geschöpf unter den Menschen wie Kellerluft auf eine Pflanze. Manchmal entquoll ihren Lippen ein heiteres Lied, wie der am Morgen aufsteigenden Lerche, aber sie brach es plötzlich ab und endete mit einem Seufzer. Selbst das Piano war ihr, aus Rücksicht auf Eleanor's Seelenzustand, entzogen. Ich beklagte sie im Stillen und versuchte es, das Meinige zu ihrer Zerstreuung beizutragen, entweder durch Gespräch oder Vorlesen oder Schachspiel.

James, der sonst immer den sehr zuvorkommenden Ritter zu spielen gewohnt war, verfiel mehr und mehr in düstere Stimmung, ruhelos, unstet, nervös und häufig aufhorchend, aufschreckend; bald nahm er ein Buch, schlug es auf, wieder zu und warf es hin; bald schritt er im Zimmer oder im Säulengange auf und ab, den Blick unruhig umherwerfend oder auf den Boden geheftet; bald blickte er in Gedanken verloren durch's Fenster oder kaute an den Nägeln, und dabei hatte er ein verwirrtes, mürrisches, bleiches Aussehen. Mir schien es, als erwarte er mit Ungeduld das Wiedererscheinen Eleanor's. Auch ich fühlte oft eine tiefe Sehnsucht, sie zu sehen, aber die Nichtbefriedigung derselben machte mich weder ungestüm noch mürrisch, sondern hielt mich vielmehr in einer milden, wehmüthigen Spannung.

Eines Nachmittags, als die Sonne des Spätherbstes besonders freundlich über die Fluren schien, litt es mich nicht mehr im Bureau, eine geheimnißvolle Gewalt trieb mich in's Freie. Ich griff zum Hute und schritt Argyllhouse zu, über die noch grünen Rasengelände am Hudson entlang. Ich kam an eine Stelle am Flusse, wo eine Gruppe von Ahorn und Ulmen einen Pavillon beschatteten, der Mr. Argyll gehörte, und wo Eleanor in den Tagen des Glückes besonders gern geweilt hatte. Hier überkam es mich mit inniger Rührung. Der Geist frommer Liebe umwehte mich, unwillkürlich falteten sich meine Hände zu einem Gebete für Eleanor. Lange saß ich auf der hölzernen Bank, wo sie oft zugebracht, versunken in Gedanken. Da raschelte plötzlich das am Boden verstreute Laub, und dieß Geräusch verband sich mit dem leisen Rauschen eines Seidenkleides. Ich sah betroffen auf — Eleanor stand vor mir, gekleidet in tiefes Schwarz, mit einem Antlitz, bleich und unbewegt, gleich weißem Marmor. Seltsam, daß das Blut in meinen Adern stockte! Was war aus dem Mädchen geworden! Ein Bild abgeschiedenen Glückes, eine erhabene Leidensgestalt. Sie reichte mir die Hand und sagte ruhig: „Sind Sie wohl, Richard? Sie sehen blaß und vergrämt aus. Achten Sie mehr auf Ihre Gesundheit; es ist nicht gut, hier in der kühlen Luft zu sitzen." — Ich drückte ihre Hand leise und mußte mich einige Augenblicke abwenden, um mich zu fassen und zu sammeln. — „Wir können zusammen nach dem Hause zurückgehen," fuhr sie fort; „ich fühle mich angegriffen. Uebrigens verlangte mich's darnach, Sie zu sehen, um Ihnen zu danken."

Die Worte wurden nur mühsam geflüstert, dann wendete sie das Gesicht nach dem Flusse, anscheinend um ihre Bewegung zu bemeistern. Sie ruhte eine kurze Zeit auf der Bank, dann erhob sie sich mit einem tiefen Seufzer und reichte mir den Arm. Wir gingen langsam, ohne Worte nach dem Hause zu. Eleanor's Auge war immer gesenkt; plötzlich zuckte es in ihrem Arme, sie machte sich los und beugte sich rasch zu einem vereinzelten Penseblümchen, ihre und Henry's Lieblingsblumen. Sie kämpfte mit der schmerzlichen Erinnerung, ich bemerkte es an ihren schweren und tiefen Athemzügen; aber dieser Kampf endete in einem herzerschütternden Aufschrei. Sie wankte zurück, und als ich sie stützte, lehnte sie, in einem Thränenstrome ihr ungeheures Weh erleichternd, ihr Haupt kraftlos auf meine Schultern.

So stand sie noch, als James, die brennende Cigarre im Munde, unter den Bäumen herkam; er sah uns, hemmte wie erstarrt seine Schritte und schoß einen Wuthblick nach mir. Dann verzog sich sein Mund zu einem Hohnlächeln, er wendete sich um und ging nach dem Hause zurück. Eleanor hatte ihn höchst wahrscheinlich gar nicht gesehen. Ich geleitete sie, Trostesworte stammelnd, von denen ich wußte, daß sie wirkungslos sein müßten, nach dem Hause zurück, und sie begab sich sogleich wieder nach ihrem Zimmer.

Im Wohnzimmer traf ich James. Mary schenkte ihm eben eine Tasse Thee ein. „Du bist ein gutes Mädchen, Mary," sagte er mit absichtlich schneidender Betonung. „Ich hoffe, Du wirst nie zu den Mädchen gehören, die an gebrochenem Herzen zu sterben scheinen und es wohl drei-, viermal brechen können, ohne länger als vier Wochen darunter zu leiden." Glücklicher Weise verstand das harmlose Kind den elenden Hohn nicht, und ich war um Eleanor's willen darüber so empört und mit Verachtung erfüllt, daß ich es unter meiner, nein Eleanor's Würde hielt, ein Wort zu entgegnen; aber ich sah es an dem Ausdruck seines Auges: James haßte mich, seitdem er das weinende Mädchen an meiner Brust gesehen hatte.

Als ich an demselben Abend in meine Wohnung zurückkam, fand ich ein Telegramm von Mr. Burton, durch welches er mich aufforderte, am folgenden Morgen nach der Stadt zu kommen. Ich benutzte dazu den ersten Frühzug und begab mich nach Burton's Wohnung in der Straße Nummer Dreiundzwanzig. „Sie sind pünktlich!" rief dieser mir mit freundlichem Gruße entgegen. „Desto besser für unser Geschäft!" — „Haben Sie etwas entdeckt?" fragte ich in großer Spannung. — „O, nein. Glauben Sie nicht etwa, ich hätte Sie gerufen, weil ich Ihnen Eröffnungen von positiver Wichtigkeit zu machen hätte; das Werk schreitet nur langsam vorwärts. Es ist ein Frauenzimmer im Spiele, und ein listiges Weib, müssen Sie wissen, das dem Fürsten der Lüge selbst entwischte, geschweige denn ehrsamen Männern, wie wir sind. Ich wollte Ihnen sagen, daß das Mädchen — ich meine Leesy Sullivan — wiedergekommen ist, um das Kind zu sehen." — „Wirklich?" — „Ja, und hat es mit fortgenommen, und ich weiß von ihr so viel als vorher. Sie werden sich genöthigt fühlen, die Verfolgung dieser Sache einer geschickteren Person anzuvertrauen!"

Burton sah, als er diese Worte sprach, wahrhaft niedergeschlagen aus, und doch hatte er, theils in Gemeinschaft mit mir, theils allein, sorgfältig eine Reihe von Maßregeln ergriffen.

Zunächst hatten wir Leesy's Tante in Blankville noch einen Besuch gemacht; diese erzählte uns offenherzig, daß Leesy in Newyork eine Cousine gehabt habe, welcher sie außerordentlich zugethan gewesen sei. Als wir jedoch das Kind erwähnten, gerieth sie in Zorn, fragte uns, ob wir gekommen seien, eine ehrsame Wittwe zu kränken, die nicht dafür verantwortlich sei, was Andere thäten, und war nicht nur nicht zu irgend einer Fortsetzung der Unterredung zu bewegen, sondern trieb uns auch, gerade herausgesagt, mit dem Besenstiel aus der Stube und aus dem Hause. Wir konnten aus dieser plötzlichen Aufregung wenigstens schließen, daß mit dem Dasein des Kindes Unehre oder ein Familienzerwürfniß in Verbindung stand.

Hierauf hatte Burton in Newyork festgestellt, daß eine solche Cousine vorhanden gewesen und gestorben sei, es war ihm aber nicht gelungen, über die Herkunft des Kindes Näheres zu erfahren. Er und eine ganze Schaar seiner Kollegen hatten, mit Hülfe einer vervielfältigten Photographie Leesy's, ganz Newyork und dessen Umgebung vergeblich nach dieser durchforscht. Auch die Gärtnerfrau, Mrs. Scott, hatte das Mädchen nicht wieder gesehen. In Burton war danach bereits der Gedanke aufgetaucht, daß Leesy sich aus Verzweiflung könne das Leben genommen haben, vielleicht, indem sie in den Hudson gesprungen und ihr Leichnam von dessen Fluten fortgeführt worden sei.

Dennoch hatte er, der nöthigen Vorsicht halber, weitere Maßregeln getroffen. Ein weiblicher Detektive hatte zu Hülfe kommen müssen. In demselben Hause, auf demselben Gange, wo die Pflegerin des Kindes wohnte, hatte die zur geheimen Polizei gehörige Frau ein Zimmer gemiethet, anscheinend, um sich durch Stricken wollener Kindersachen zu ernähren, in Wirklichkeit aber, um sich mit der Pflegmutter in freundschaftliche Beziehung zu setzen und aufzupassen, ob Leesy wieder erscheine. Die Pflegmutter hatte ihr gesprächsweise mitgetheilt, sie werde, wenn der Monat zu Ende sei und das Pflegegeld nicht eingehe, das Kind ohne Umstände dem öffentlichen Armenhause überweisen, worauf die Polizistin wie mitleidig sich anheischig gemacht hatte, das Kind lieber selbst in Pflege zu nehmen, um es vor dem ihm zugedachten traurigen Loose zu behüten.

Burton hatte die kleine Norah — so hieß das Kind — mehrere Male gesehen und sagte mir, alle seine Kleiderchen, Hemdchen und Tücher seien zierlich gearbeitet und gestickt gewesen, so daß Leesy's kunstfertige und liebevolle Hand sich an jedem Stücke habe erkennen lassen. Zwei Tage, bevor Burton mir telegraphirte, ich solle nach Newyork kommen, war Norah gegen Abend im Zimmer der Polizistin gewesen, weil ihre Pflegerin nach dem Markte gegangen, um einige nöthige Bedürfnisse einzukaufen. Da war Leesy plötzlich leise, ganz leise gekommen, hatte das Kind in wahnsinniger Freude an ihre Brust gerissen und es mit Küssen bedeckt, und das Kind hatte „Amme" (Mama) genannt. Die Polizistin war unter dem Vorwande, sie wolle gleich nach der Pflegerin sehen, fortgeeilt, hatte in kurzer Entfernung vom Hause eine Droschke bestiegen und Burton unterrichtet. In Zeit von einer halben Stunde waren Beide in der Wohnung der Pflegmutter angelangt, hatten aber das Nest leer, den Vogel ausgeflogen gefunden. Das auf dem Tische zurückgelassene Verpflegungsgeld und ein Zettel mit Worten des Dankes hatten zwar Zeugniß abgelegt für das Zartgefühl Leesy's, Mr. Burton war indeß in seinen Entdeckungsversuchen keinen Schritt weiter gekommen. Daß es ein Weib war, welches alle seine Entwürfe zu Schanden machte, schien ihn besonders zu ärgern, es reizte ihn aber auch zu erneutem Eifer und er versicherte mir mit fester Zuversicht, daß es ihm eines Tages gelingen werde, das Mädchen festzunehmen und zu Erklärungen zu nöthigen. „Ich habe," fuhr er fort, „Sie heute zu dem besonderen Zwecke eingeladen, Zeuge eines außergewöhnlichen Experiments zu sein. Hören Sie den Gesang aus dem Hinterzimmer hervorklingen? Es ist die Stimme meiner Tochter Leonore, eines Kindes von elf Jahren. Sie ist mein Augapfel, das wahre Abbild ihrer verstorbenen Mutter, von zarter Gesundheit, wie diese war, und mit einer herrlichen Seele begabt. Vor drei Jahren etwa machte ich an ihr zufällig die Entdeckung, daß ihr die seltsame Eigenschaft des Hellsehens innewohne. Diese Eigenschaft bewährte sich in einigen meiner schwierigsten Berufsaufgaben auf das Glänzendste; ich fand aber auch bald, daß ihre Versetzung in den hellsehenden Zustand höchst nachtheilig auf ihre Gesundheit wirkte. Mein Hausarzt erklärte mir, daß ich des Kindes Leben gefährden würde, wenn ich nicht alle Versuche dieser Art unterließe, und ich habe seit achtzehn Monaten der ärztlichen Warnung genau nachgelebt. Selbst wenn Leonore mir verborgene Töpfe voll Gold oder Diamantenminen entdecken könnte, würde ich meine magnetische Kraft auf sie nicht wirken lassen; und dennoch interessirt mich das tragische Ereigniß, auf welches Sie meine Thätigkeit gelenkt haben, so lebhaft, und ich bin so gewiß, daß ich am Vorabend der Entdeckung stehe, daß ich mich entschlossen habe, Leonore nochmals der Gefahr preiszugeben, damit sie mir das Versteck Leesy Sullivan's angibt. Sie sollen vertrauter Zeuge dieses Experimentes sein."

Hierauf klingelte Burton und sagte der herbeikommenden Magd, daß er seine Tochter zu sehen wünsche, sobald sie ihr Frühstück eingenommen habe. Wir hatten nur wenige Minuten zu warten; ein liebliches Kind trat leichtfüßig herein und grüßte mich mit einer Mischung von Grazie und Verschämtheit. Das war Leonore. Ihr goldenes Haar umflutete in schimmernden Ringeln Hals und Schultern; ihre Augen waren von himmlischem Blau, himmlisch nicht bloß wegen ihrer Farbe, sondern auch, weil man nicht in dieselben blicken konnte, ohne an Engel zu denken. Ihre Hautfarbe war von außerordentlicher Reinheit, nur mit einem Anhauch von Röthe auf den Wangen, zu durchsichtig, um auf vollkommene Gesundheit schließen zu lassen. Ihr blaues Kleid mit flatterndem Band, ihr Jäckchen von weißem Kaschmir, Alles war zierlich und stand ihr allerliebst. Sie eilte mit freudigem Lächeln auf ihren Vater zu und schlang ihre Arme um seinen Hals, und Burton bemerkte mit offenbarem Wohlgefallen, daß sein Kind auf mich einen guten Eindruck machte.

Er setzte Leonore vor sich auf einen Stuhl, gab ihr die Photographie Leesy's in die Hand und sagte freundlich: „Dein Papa wünscht Dich in den Schlaf zu versetzen, mein kleines Mädchen!" — Ein Ausdruck von Unwillen flog über Leonorens Gesicht, wich aber rasch wieder einem hingebenden Lächeln, womit sie entgegnete: „Ja, Papa, ich bin bereit!" — Der Detektive strich ihr einige Male mit seinen Händen sanft über Stirn und Schläfe und ließ sie einige Minuten auf ihr ruhen. Die Wirkung war überraschend und in gewissem Grade peinlich anzusehen: Leonorens sanftes Gesicht verzog sich schmerzlich, ihre kleinen Hände, ihre Lippen und Augenlider erbebten krampfhaft. Ich wendete mich ab, weil ich nicht die Kraft hatte, diesen Anblick zu ertragen, und als ich wieder hinblickte, hatte sich tiefe Ruhe über das kindliche Antlitz gebreitet; die Augen waren fest geschlossen, und doch schien es, als ob sie über das Bild in ihren Händen nachsinne. „Kannst Du jetzt die Person sehen?" fragte Burton. — „Ja, Papa." — „In einem kleinen Zimmer mit zwei Fenstern; es befinden sich ein Bett, ein Tisch und ein paar Stühle darin, aber kein Teppich am Boden. Das Zimmer ist im obersten Stock eines großen Hauses von Ziegelsteinen, ich kann aber nicht sehen, wo dieses sich befindet." — „Was macht sie daselbst?" — „Sie sitzt am hinteren Fenster, welches über den Dächern anderer Häuser liegt, und hat ein kleines, hübsches Kind auf dem Schooße." — „Es muß in der City sein," bemerkte Burton halblaut gegen mich; dann fuhr er, gegen die kleine Somnambüle gewendet, lauter fort: „Kannst Du mir den Namen der Straße nicht nennen?" — „Nein, ich kann ihn nicht sehen. Ich bin nie an dieser Stelle gewesen. Vom Fenster aus kann man Wasser sehen und viele Schiffe, aber jenseits des Wassers ist grünes Land mit hellen Häusern. Es sieht aus wie der Hafen." — „Also in den Umgebungen der Stadt, oder in Brooklyn!" flüsterte Burton. „Sind keine Schilder an den Läden, die Du lesen kannst?" — „Nein." — „Nun steige die Treppe hinab, gehe, auf die Straße und sage mir die Nummer des Hauses!" — „Ich kann sie nicht erkennen, Papa." — „Gehe bis an die Ecke und sage mir die Nummer oder den Namen der Straße!" — „Courtstreet!" antwortete Leonore rasch. — „Es ist in Brooklyn!" sagte mir der Detektive triumphirend. „Nun hindert uns nichts, gerade auf den rechten Punkt loszusteuern... Gehe nun

wieder zurück, Leonore, und sage mir, wie das Zimmer liegt!" — „Im vierten Stock, die erste Thür links!" erwiederte die Hellseherin nach einigem Besinnen.

Das Kind sah sehr angegriffen aus, der Schweiß rann ihr von der Stirn und sie athmete schwer, als wäre sie in Wirklichkeit rasch die Treppe hinangestiegen, über welche sie im Geiste hinwegflog. Mr. Burton wischte ihr den Schweiß ab, küßte ihre Stirn zärtlich und brachte sie nach einigen Berührungen wieder in den gewöhnlichen wachen Zustand, aber sie war außerordentlich blaß und abgespannt und sank, wie todmüde, an ihres Vaters Brust.

Burton trug sie auf's Sopha, holte aus einem Schranke eine Flasche alten Portwein hervor, goß davon ein kleines Glas voll und flößte dem Kinde den Wein ein. Dieß belebte Leonorens Nervensystem wieder, ihre Wangen rötheten sich leicht, doch blieb sie nach wie vor ermüdet, und der Detektive sagte mir: „Sie wird nun tagelang in diesem Zustande der Ermattung bleiben, als hätte sie eine große, anstrengende Reise zurückgelegt. Es ist mir schmerzlich, ihr diese Qual bereitet zu haben — ich hoffe, es ist das letzte Mal geschehen, wenigstens bevor sie älter und kräftiger geworden ist. Heute Abend will ich den elektrischen Strom auf sie anwenden; inzwischen aber wollen wir keine Zeit verlieren, die erlangten Spuren zu verfolgen, denn es könnte irgend ein unvorhergesehener Umstand das Mädchen wieder zur Flucht veranlassen."

Nachdem der besorgte Vater seine Tochter der Obhut der Haushälterin übergeben, bestiegen wir kurz nach ein Uhr einen Wagen, um nach Fulton Ferry zu fahren. Fünf Viertelstunden später waren wir an dem von der Hellseherin beschriebenen Hause in Courtstreet, das zu den am Weitesten abgelegenen gehörte. Wir stiegen die Treppe bis zum vierten Stock empor und fanden die bezeichnete Thür zur linken Hand. Ich zitterte ein wenig vor Aufregung, als mein Begleiter entschlossen die Hand an den Thürgriff legte. Die Thür war fest zugemacht; er klopfte, erhielt aber keine Antwort. Mr. Burton besaß jedoch ein Bund von Schlüsseln und Dietrichen aller Art, die zu seinem Berufe zu gehören schienen, probirte einige und öffnete die verschlossene Thür mit leichter Mühe. Das Zimmer war leer, doch deuteten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß die Bewohnerin sich nur auf kurze Zeit entfernt hatte. Im Kamin brannte ein Kohlenfeuer, und auf der eisernen Platte lagen einige Kartoffeln, um geröstet zu werden.

Außer den wenigen dürftigen Möbeln, welche Leonore angegeben, war nichts im Gemache zu sehen, als einige Küchengeräthe. Auf dem Tische indeß befanden sich zwei Gegenstände, welche einen bestimmten Schluß auf die Persönlichkeiten gestatteten: die Reste einer aus Milch und Weißbrod bestehenden Speise für ein Kind und eine angefangene Weißstickerei. Mr. Burton ersuchte mich, nach der Hausflur hinab zu gehen und an dem daselbst angebrachten Verkaufsstande wo möglich zu erforschen, in welcher Richtung und seit wann sich die im vierten Stock wohnende junge Nähterin mit dem Kinde entfernt habe. Die Verkäuferin sagte mir, daß die junge Frau seit etwa einer halben Stunde fort sei und gesagt habe, sie werde noch vor Essenszeit zurückkehren.

Mr. Burton bedauerte nun, daß wir durch die Erkundigung wahrscheinlicher Weise die Verkäuferin in den Stand gesetzt hatten, Leesy eine Warnung zukommen zu lassen; er erklärte, daß er sich in die Nähe des Hauses begeben und aufpassen müsse und ich wollte diese Zeit zu einem kurzen Besuche an Henry Moreland's Grabe in Greenwood benützen. „Gut, gehen Sie, Mr. Redfield," versetzte der Detektive. „Wenn ich Leesy Sullivan treffe, werde ich sie bis zu Ihrer Wiederkunft hier zurückhalten und dann nehmen wir sie mit in meine Wohnung, um sie dort mit uns speisen zu lassen. Warum macht Sie das betroffen? Ich werde mit ihr diniren, selbst wenn sie eine Mörderin wäre; das liegt nun einmal in meinem Berufe und ich kann Ihnen versichern, daß ich schon verschiedene Male die Ehre gehabt habe, aus Berufszwecken in der Gesellschaft von Gaunern und Mördern zu speisen."

Wir begaben uns wieder aus dem Hause, und Burton setzte sich an's Fenster eines benachbarten Weinschanks, von wo aus er die Straße und den Eingang des großen Hauses überblicken konnte. Mittelst einer Droschke kam ich in wenigen Minuten aus der Stadt der Lebendigen in die der Todten. In tiefe, feierliche Gedanken über das Schicksal aller Sterblichen, über Eleanor Argyll und ihren gemordeten Bräutigam versunken, durchschritt ich die stillen Gefilde der ewigen Schläfer und kam auf einem gewundenen Pfade an das Familienbegräbniß der Moreland. Ein kleiner Springquell warf daselbst seinen Silberstrahl in ein weißschimmerndes Marmorbecken, halb von Immergrün und Epheu verdeckt. Ein einsamer Vogel zwitscherte in den Zweigen der Traueresche sein melancholisches Lied.

An verschiedenen Stellen des Friedhofs waren noch andere Besucher, und ein Trauerzug bewegte sich in einiger Entfernung nach einem gähnenden Grabe. Als ich mich Henry's Grabhügel näherte, schlüpfte auf einem andern Pfade, durch Gesträuch fast verborgen, eine weibliche Gestalt von demselben hinweg. Nur ein kurzer Blick auf dieselbe war mir gestattet, dann war sie verschwunden. Mein erster Gedanke war an Leesy, doch hütete ich mich wohl, ihr nachzueilen; ich hätte sie möglicher Weise für immer verscheucht und rechnete umsonst auf ihre Rückkehr in das große Haus der Courtstreet. Auf dem kiesigen Boden vor den Gräbern der Moreland bemerkte ich die leichten Fußstapfen eines Frauenschuhs und eines Kindes, was mich in meiner Vermuthung bestärkte.

Nach kurzem, träumerischen Verweilen an Henry's Ruhestätte ging ich auf dem Pfade, auf welchem die weibliche Gestalt sich entfernt hatte, spähend fort, dem Ausgangsthore des Friedhofs zu. Hier fragte ich den Wächter, ob er sich erinnerte, daß eine junge Frau mit einem etwa zweijährigen Kinde vorübergekommen. „Es ist wohl möglich, Sir," erwiederte er, „daß eine Frau, wie Sie diese schildern, herein- oder herausgekommen ist; aber Sie müssen wissen, daß die meisten Frauen, welche den Friedhof besuchen, blaß und betrübt aussehen oder den Schleier niedergelassen haben, wie die, nach welcher Sie fragen. Wenn aber eine junge Frau mit einem Kinde, deren ich mich dunkel erinnere und die gegen zwei Uhr kam, die rechte ist, so hat sie den Friedhof noch nicht wieder verlassen."

Auf Grund dieser Mittheilung blieb ich an der Pforte des Friedhofs und wartete auf das Mädchen, während Mr. Burton dasselbe in der Weinhandlung der Courtstreet that; aber der Abend sank allmälig herab und das Friedhofthor ward geschlossen, ohne daß Leesy zum Vorschein gekommen wäre, und ich war genöthigt, enttäuscht hinweg zu gehen. Dieses wiederholte Fehlschlagen verbitterte meine Stimmung gegen das Mädchen; ich versprach zwei Polizeibeamten, die sich zufällig näherten, hundert Dollars, wenn sie im Stande wären, das Mädchen, welches ich ihnen möglichst deutlich beschrieb, aufzufinden und so lange festzuhalten, bis sie, auf eine dem Bureau der Entdeckungspolizei gesandte Nachricht, weitere Anweisung erhalten hätten, und sie machten sich sofort auf, um auf dem Friedhofe hinter Grabmälern, im Gebüsch, in den Gruftgewölben u. s. w. zu suchen, während ich den Wächter der Pforte durch ein Geldgeschenk ebenfalls zu erhöhter Wachsamkeit bestimmte.

Der Detektive saß noch immer an seinem Observationsfenster. „Die Kartoffeln werden einstweilen zu Kohle verbrannt sein," sagte er mit grimmigem Humor, „und wir haben eine abermalige Schattenjagd gehabt!" — „Ich habe sie gesehen," erwiederte ich. — „Was!" rief Burton, vom Stuhle aufspringend. — „Und sie wieder verloren," fügte ich kleinlaut hinzu. „Ich glaube, sie ist eine kleine Schlange, denn sie weiß gleich einer solchen zu entschlüpfen." — „Aber wo sahen Sie sie?" — Ich erzählte ihm meine auf dem Friedhofe gemachte Beobachtung. „Sei dem wie ihm wolle," versetzte der Detektive, nachdem ich geendet hatte; „mir wird es immer wahrscheinlicher, daß das gescheuchte Wild uns über kurz oder lang in die Hände läuft. Ich muß diesen Abend einmal nach Hause, um mein Kind zu sehen, denn ich habe es ihr versprochen und darf sie weder täuschen, noch durch langes Wachen anstrengen." — „Gut, so gehen Sie und ich werde Ihren Posten einnehmen." — „Ich meine, Sie begeben sich nach Dunkelwerden wieder nach dem verlassenen Zimmer, und warten dort; hier ist der Schlüssel zu demselben. Bis über Mitternacht hinaus haben Sie nicht nöthig aufzupassen, dann kommen Sie wieder in meine Wohnung, wo ich Sie wachend erwarten werde."

Hierauf trennten wir uns. Ich harrte am Fenster, bis ich kaum noch einen Gegenstand auf der Straße unterscheiden konnte, dann schlich ich mich nach dem vierten Stock des schrägüber lie-

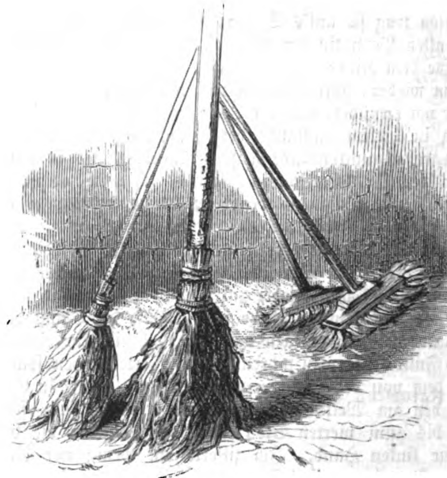
genden Hauses, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Der Zustand des Zimmers war noch unverändert. Ich setzte mich an das verglimmende Kaminfeuer und heftete mein Auge an die matten Kohlen, da ich Licht weder anzünden konnte, noch durfte, um meine Anwesenheit nicht zu verrathen. Während ich so dasaß und über Leesy nachdachte, zerbrach ich mir den Kopf, wie sie wohl die langen Stunden über das Kind geborgen haben möge, ob sie dasselbe in ihren Armen trage, oder in einer kalten Steingruft in der Nähe alter Särge zum Schlummer niedergelegt habe; oder eilte sie bereits wieder mit demselben flüchtigen Fuße über die verlassenen Felder dahin, um sich einen anderweiten Zufluchtsort aufzusuchen? Und barg die Brust, an welcher das unschuldige Kind ruhte, das quälende Bewußtsein eines schwarzen Verbrechens? Wer löste mir dieß seltsame Räthsel? Während ich selbst in der tiefen, mich umgebenden Stille über die Lösung grübelte, schlief ich ein, und während ich schlief, träumte ich den Zustand des Wachens durch. Das Mädchen kam geräuschlos in's Zimmer, mit dem schlummernden Kinde in ihren Armen; sie sah mich, erschrak und zog sich leise und rasch wieder zurück. Nur beim Schließen der Thür entstand ein leises, knarrendes Geräusch. Bis dahin schlief ich, aber ich wurde wirklich durch ein leichtes Knarren der Thür erweckt, fuhr auf und hatte nun in der That die Empfindung, daß während meines Schlafs Jemand leise gekommen, mich gesehen und wieder entflohen war. Ich blickte nach der Uhr und sah, daß es ein Uhr Nachts war. Ueber alle Beschreibung verdrießlich schickte ich mich an, den Schauplatz meines verfehlten Wachens zu verlassen; ich klagte mich selbst wegen der Thorheit an, zu schlafen, wo auf die äußerste Wachsamkeit so viel ankam, doch was nützte diese Selbstanklage? In der schlechtesten Stimmung von der Welt gelangte ich gegen halb drei Uhr Morgens in Mr. Burton's Wohnung; er war noch wach und ließ mich sofort ein. — „Keinen Erfolg? Ich habe es gefürchtet!“ sagte er, ohne meine Erklärung abzuwarten. „Wir dürfen den Muth nicht verlieren, Mr. Redfield. Was mich betrifft, so habe ich die Geduld als eine meiner vornehmsten Tugenden zu betrachten. Wenn Sie jetzt Lust haben, so möchte ich Sie nach einem nicht sehr entfernten Hause führen, um Ihnen zu zeigen, wie gewisse junge Männer ihre Zeit und ihr Geld vergeuden.“

Ich war bereit und neugierig, welche Entdeckung ich machen sollte, und in Zeit von wenigen Minuten befanden wir uns wieder auf der Straße. (Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Französische und deutsche Musikerbonmots. Viele Leute meinen noch immer, daß die Franzosen allein jenen schlagenden Witz besitzen, der unmittelbar wirkt, nicht wie der Deutsche einen Fonds von Reflexion hat, der erst durch Nachdenken recht begriffen wird, daß also jene witzigen Einfälle, die man Bonmots nennt, bei deutschen Künstlern fast gar nicht zu finden sind, während manche französische sich darin auszeichnen. Wir wollen nun einige der Letztern, dann einige deutsche, bisher unbekannte, zitiren; der Leser mag das Urtheil selbst fällen. Zu den witzigsten Franzosen gehört Auber. Als einmal in einer Gesellschaft das Altern als etwas sehr Lästiges bezeichnet wurde, sagte er: „Ja, aber es ist das einzige Mittel, um lange zu leben!“ Ueber Wagner's „unendliche Melodie“ fällt er das Urtheil: „Sie komme ihm vor wie ein Buch ohne irgend welche Kommata oder Semikolon; man lese sich außer Athem.“ — Neben Auber gilt jetzt ein Deutscher als der witzigste französische Musiker: Offenbach, den wir auch hier zitiren, da alle seine Bonmots in französischer Sprache gesagt worden sind. Das hübscheste ist wohl, daß er seiner Tochter bei ihrer Verheirathung gesagt haben soll: „Ich gebe Dir kein kostbares, aber ein ganz neues Geschenk: die Erlaubniß, von nun an meine Opern zu sehen.“ Von Wagner's Musik meinte er: **„C'est Berlioz moins la mélodie.“** Auch von Berlioz werden viele Bonmots zitirt, unter anderm das wirklich sehr geistreiche: „Meyerbeer hat nicht bloß das große Glück, großes Talent zu besitzen, sondern auch das große Talent, großes Glück zu haben.“ — Wir wollen jetzt einige deutsche Witze dagegen halten: Ein sehr berühmter, auch wegen seines Ernstes, seiner hochkünstlerischen Richtung und seiner Bescheidenheit verehrter Virtuose schrieb an einen sehr bekannten Konzertunternehmer, der ihn zu einer „Tour“ mit einer Sängerin engagiren wollte: „Ich bin nicht der Ihrige, X.“ Von einem Cellospieler, der ziemlich excentrisch und unrein spielte, meinte er: „Das ist der Einzige, der auch in Pizzicato kratzen kann.“ — Ein in Berlin ansässiger Tonkünstler und Schriftsteller meinte nach der Aufführung einer symphonischen Dichtung von Liszt: „Wenn das die Musik der Zukunft sein soll, dann bin ich froh, daß ich nicht mein Enkel bin,“ und über eine Sängerin, die immer gefühlvoll singen wollte, aber gewöhnlich unrein sang, urtheilte er: „Ich höre lauter falsche Seufzer!“ Ein berühmter Altmeister in Leipzig endlich, dem sein Schüler von einer Mozart'schen Symphonie sprach, die ihm nicht sehr bedeutend erschien, antwortete milde: „Ja, mein Sohn, unsere großen Meister haben nicht jedesmal Außerordentliches geleistet, aber immer Ordentliches!“ Wären diese Bonmots in Frankreich gesagt worden, so würden sie in allen Zeitungen Wiederhall gefunden haben, in Deutschland blieben sie unbekannt.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 504:

Geh' so stille Du magst Deine Wege,
Es drückt Dir die Zeit ihr Gepräge,
Es drückt ihr Gepräge die Welt
Auf Dein Antlitz, wie Fürsten auf's Geld.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 528:

Wo der Pfennig läutet, da gehen alle Thüren auf.

Scherzräthsel.

Von **J. Ehlers.**

Wenn ich erschein', umtanzt vom bunten Reigen,
Und rag' an Größe vor den Kleinen weit:
So hüllt das Volk sich gern in tiefes Schweigen,
Nicht achtend meiner hohen Herrlichkeit.
Doch kann's ja keinen großen Geist geniren,
Den kleinen Ignoranten ignoriren.

Ich bin doch sehr beliebt in höhern Kreisen;
Der Musen zarter Liebling ist mir hold:
Ich stimm' ihn oft zu wundersamen Weisen,
Und dafür ist manch' schönes Lied und gold-
Ner Reim aus süßem Munde mir erschollen;
Auch manches Hündlein hat mich angebollen.

Erhaben über nied're Erdendinge,
In stillem Wandel zieh' ich meine Bahn,
Und durch's Gedränge zum Gepränge bringe
Ich Klarheit in des Lebens dunklen Wahn.
Auch hierin gleich' ich manch' gelehrtem Hause:
Daß ich mein Licht vom größern Lumen mause.

Von Antlitz bin ich rund und wohlgenähret
Und göttlich milde Ruhe liegt darin;
Zwar, wenn die Wehmuth meine Wange zehret,
So wird sie schmal, und sichtlich schwind' ich hin.
Doch stillt den Schmerz und laßt die Klagelieder!
Der Bleiche geht, doch immer kehrt er wieder.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 47.

Stuttgart, 1867.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

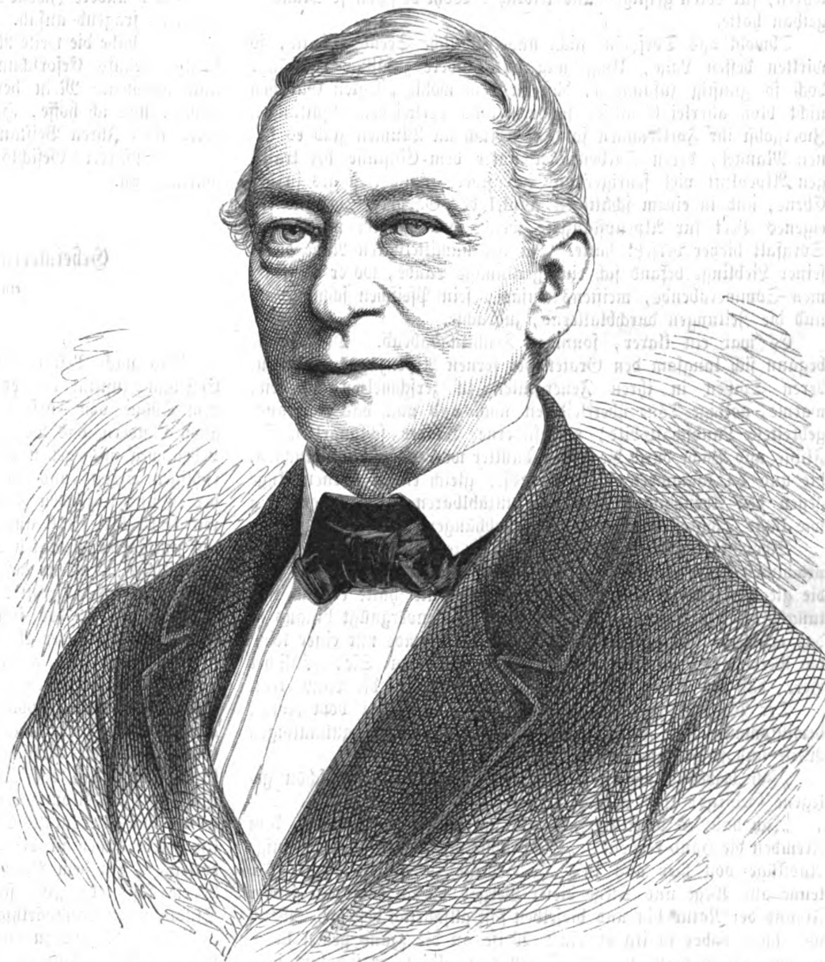
Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark
von
Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

3. Im Pfarrhofe.

Schon mit dem frühesten Morgen des nächsten Tages war der Fremde ausgeflogen. Er hatte die nächstgelegenen Berggipfel bestiegen, um den Sonnenaufgang und die herrliche Rundschau genießen zu können. Nach seiner Rückkehr in den Grubhof sprach er mit Prokop, der das Bett auf kurze Zeit verlassen hatte, und mit Sefferl. Er konnte kaum Worte genug finden, um die Eindrücke zu schildern, welche alle diese ungekannten Herrlichkeiten der prächtig entfalteten Hochgebirgsnatur auf ihn ausübten. Dann nannte er den Namen einer fernen großen Stadt, in welcher er geboren, die er auch, mit Ausnahme weniger Geschäftsreisen, vorher niemals verlassen hatte. Weiter erzählte er auch, da er Kaufmann sei, in Folge einer überstandenen Krankheit wäre ihm als Nachkur der Gebrauch des wenige Stunden von hier entfernten Badortes empfohlen worden, wo er sich bereits seit einigen Wochen aufhalte, um die reine kräftige Gebirgsluft nach Herzenslust einzuathmen. Am gestrigen Tage hätte er einen größeren Ausflug in's Gebirge unternommen, dabei jedoch den Rückweg verfehlt, und sei auf diese Weise hieher gekommen. Dann fügte er bei, daß er nirgends einen günstiger gelegenen Punkt gefunden habe, von welchem man mehrere der höchst gelegenen Spitzen des Gebirgszuges auf so leichte Weise besteigen könne, und als die Frage, ob er seinen Aufenthalt im Grubhofe auf längere Zeit ausdehnen könne, bejaht worden, schickte er das gemiethete Fuhrwerk zurück, nachdem er vorerst dem Kutscher einen Brief an den Gasthofbesitzer eingehändigt hatte, worin um die Uebersendung der nothwendigsten Effekten ersucht wurde.



Geheimerrath Dr. von Weckherlin, ein rationeller Landwirth. Originalzeichnung von G. Kühn. (S. 554.)

Der Fremde war ein Mann von mittleren Jahren, untersetzter Statur und einnehmenden Manieren. Die Badekur schien bei ihm gut anzuschlagen, denn sein von einem starken Vollbarte umrahmtes Gesicht zeigte eine blühende Farbe, während dessen Augen vom lebhaftesten Feuer glänzten. Sefferl übersiedelte aus ihrem Stübchen, das nun gänzlich für den Fremden hergerichtet worden war, in's Erdgeschoß, und da Letzterer den größten Theil des Tages über in den Bergen herumstieg, sich übrigens um andere Dinge wenig zu bekümmern schien, so fiel dessen Gegenwart bald Niemand mehr auf, und Alles ging seinen gewohnten Gang wie vorher.

Wenige Tage nach des Fremden Ankunft saß der Pfarrer in seinem Gärtchen hinter dem Hause. Er war ein würdiger Greis, von Jedermann geehrt und geachtet, der sein mit vielen Beschwerden verbundenes Amt schon über dreißig Jahre ausübte. Er hätte schon mehrmals auf Pfründen übersetzt werden können, deren Einkommen nicht bloß besser dotirt, sondern wo auch die Ausübung der Berufspflichten mit geringerer Mühe verbunden war; allein er hatte das Plätzchen und die Leute seines Sprengels so lieb gewonnen, daß er es als eine Unmöglichkeit ansah, sich von denselben zu trennen. Selbst ein Gebirgssohn, dabei ein großer Naturfreund, fand er seine Freude daran, mitten in den schönen Bergen umher zu wandeln und mit den gutmüthigen Leuten zu verkehren, für deren geistiges und leibliches Wohl er schon so Manches gethan hatte.

Obwohl das Dorf eine nicht unbeträchtliche Seehöhe hatte, so wirkten dessen Lage, Umgebung und andere zufällige Umstände doch so günstig zusammen, daß in dem wohlgepflegten Gärtchen nicht bloß allerlei Gemüse, sondern auch verschiedene Gattungen Zwergobst ihr Fortkommen fanden. Auch an Blumen gab es keinen Mangel, deren Farben hier unter dem Einflusse der kräftigen Alpenluft viel feuriger und intensiver schimmerten als in der Ebene, und in einem schattigen Winkel des Gärtchens bestand ein eigenes Beet für Alpenpflanzen, welche der Pfarrer mit großer Sorgfalt hieher versetzt hatte. In der unmittelbaren Nähe dieser seiner Lieblinge befand sich eine geräumige Laube, wo er die warmen Sommerabende, meistens einsam, sein Pfeifchen schmauchend und die Zeitungen durchblätternd, zubrachte.

Es war ein klarer, sonniger Frühlingsabend. Die Sonne begann sich langsam den Graten der fernen Alpenzüge zu nähern, deren Spitzen in ihren Feuergluten zu zerschmelzen schienen; warme, goldige Töne überkleideten nach und nach das weit ausgebreitete Landschaftsbild, wie silberne Bänder schlängelten sich Flüsse und Bäche durch die immer dunkler werdenden Thalschluchten, hie und da schimmerte ein Gebirgssee gleich einem offenen Auge gegen den Abendhimmel, und die unzählbaren Kirchlein glänzten wie lichte Schneeflocken an den Waldabhängen.

Schon tausendmal hatte sich das Auge des Pfarrers an dem prächtigen Naturschauspiele ergötzt, und jedesmal beschlich sein Herz die gleiche, freudige Empfindung! Auch heute hatte er das Zeitungsblatt bei Seite gelegt und blickte seelenvergnügt hinaus in das erhabene Gebirgspanorama, als der Fremde mit einer leichten Verbeugung und den Worten: „Entschuldigen Sie, geistlicher Herr, daß ich Sie in Ihrer Einsamkeit störe," in die Laube trat.

Der Pfarrer zog sein schwarzsammetnes Käppchen vom Kopfe, bewillkommte den Fremden in seiner gewohnten, gutmüthigen Weise und fragte nach dessen Begehr.

„Ich bewohne schon seit mehreren Tagen dieses so schön gelegene Gebirgsdorf," begann dieser.

„Ich habe es bereits erfahren," antwortete der Pfarrer, dem Fremden die Hand reichend. „Sie beabsichtigen wahrscheinlich einige Ausflüge von hier aus in's Hochgebirge zu unternehmen. Ich kenne alle Wege und Stege dieser Berge, da ich selbst ein großer Freund der Natur bin und dieselben fast alljährlich besteige. Wenn ich Ihnen daher in irgend einer Weise an die Hand gehen kann, so will ich es gerne thun." Dann entschuldigte er sich für einen Augenblick und eilte gegen das Pfarrgebäude.

„Der Alte scheint ein Ehrenmann zu sein, vielleicht gelingt es mir mittelst seiner Unterstützung zu einem Resultate zu gelangen," murmelte der Fremde, das auf dem Tische liegende Zeitungsblatt in die Hand nehmend, vor sich hin.

Bald darauf kehrte der Pfarrer zurück, und hinter ihm die Wirthschafterin, welche eine Weinflasche nebst Gläsern und Weißbrod auf den Tisch setzte. Nachdem der Pfarrer dem Fremden eine Cigarre angeboten, faßte er ihn bei der Hand, indem er sagte: „Nun will ich Ihnen meine Herrlichkeiten zeigen." Dann führte er ihn im Garten herum, mit sichtlichem Behagen die geringsten Kleinigkeiten hervorhebend und erklärend. „Sehen Sie," hob er an, „es hat jahrelange Mühe und Ausdauer gekostet, bevor ich Alles in den jetzigen Stand gebracht habe. Diese Bäumchen, die Anfangs kaum fortkommen wollten, tragen jetzt sogar Früchte, und mehrere Frühlingsgemüse gedeihen hier prächtiger als im Flachlande. Wie lange dauerte es, ehe ich das passende Plätzchen für das Beet meiner Alpenpflanzen fand; endlich gelang es, und nun wuchern sie in strotzender Fülle! Man muß Alles versuchen, um einmal das Richtige zu treffen," setzte er hinzu; „denn mit den Pflanzen geht es ebenso wie mit den Menschen!"

„Wie lange gedenken Sie in unseren Bergen zu verweilen?" fragte der Pfarrer den Fremden, nachdem er dessen Glas gefüllt und Beide auf den aus Birkenholz angefertigten Gartensesseln Platz genommen hatten.

„Die Dauer meines Aufenthalts ist unbestimmt, da dieselbe mit dem Genusse der Gebirgsluft und der Naturschönheiten noch andere Zwecke verbindet."

„Noch andere Zwecke?" wiederholte der Pfarrer, indem er den Fremden fragend ansah.

„Ich habe die weite Reise von meiner Heimat bis hieher hauptsächlich behufs Erforschung einer für mich sehr wichtigen Sache unternommen. Mein heutiger Besuch steht damit im Zusammenhange, und ich hoffe, Herr Pfarrer, daß Sie mir in dieser Angelegenheit Ihren Beistand nicht versagen werden."

Des Pfarrers Gesichtszüge nahmen den Ausdruck gespannter Erwartung an. (Fortsetzung folgt.)

Geheimerrath Dr. von Weckherlin,

ein rationeller Landwirth.

(Bild S. 553.)

Das nach Pestalozzi'schen Grundsätzen aufgebaute, großartige Erziehungsinstitut des edlen von Fellenberg, Hofwyl bei Bern, dem Söhne von Fürsten und Bauern in reicher Anzahl und aus allen Ländern das Beste verdanken, was ihnen auf den irdischen Lebensweg mitgegeben werden kann: die nachhaltige Anleitung zur richtigen Selbst- und Menschenkenntniß, zur rechten Bethätigung der in uns liegenden Fähigkeiten und Kräfte, zählte in den Jahren 1814 bis 1816 auch einen jungen Württemberger, den Sohn des stuttgarter Prälaten von Weckherlin zu seinen Schülern. Der Vater hätte es gerne gesehen, wenn sein im Jahr 1794 geborner Sohn ein froher Arbeiter im Weinberge des Herrn geworden wäre, allein die Blicke des jungen A. v. Weckherlin hafteten frühzeitig lieber mit besonderer Aufmerksamkeit auf den Feldern und Wiesen der diesseitigen Erde, als daß er sich mit den Heilswahrheiten für das jenseitige Leben beschäftigen mochte. Dieser bestimmt ausgesprochenen Lebensrichtung wollte der einsichtsvolle Vater keinen Zwang auferlegen, sondern nach dem evangelischen Wort, daß eben viele Gaben unter die Menschen vertheilt worden, war er getreulich dafür besorgt, daß des Sohnes natürliche Beanlagung die ihr entsprechende Ausbildung erhalte, und er mit seinem Pfunde wuchern lerne, wie es ebenfalls das Evangelium vorschreibt. A. v. Weckherlin wurde daher in die berühmte Anstalt des Herrn v. Fellenberg entsendet. In dem Vorwort zu seinem neuesten, 1865 erschienenen Werke sagt er: „Es sind jetzt fünfzig Jahre, daß ich mit dem Studium der Landwirthschaft begann, damals auf der landwirthschaftlichen Anstalt zu Hofwyl in der Schweiz, dem schönen Lande, wo das größte Interesse für Landwirthschaft und Viehzucht herrscht und letztere in einem Grade blüht, wie — außer England — wohl sonst nirgends, was auch bei mir beigetragen haben mag, daß ich eine besondere Vorliebe zu diesem anderen Haupttheile der Landwirthschaft für meine nachherige Richtung in dieser genommen habe. Bald darauf sollte mir auch die ausgedehnteste Gelegenheit für eine Wirksamkeit hierin werden."

In Hofwyl lernte ihn der damalige Kronprinz Wilhelm von Württemberg, der so hohes Interesse an der Landwirthschaft nahm und als nachmaliger König so große Verdienste um dieselbe sich erwarb, kennen. Als derselbe zu Ende des Jahres 1816 den Thron bestieg und in umfassender Weise die Landwirthschaft zu heben beabsichtigte, berief er zu diesem Zwecke noch in demselben Jahr v. Weckherlin in seine Dienste. Die Umgestaltung, musterhafte Einrichtung und Leitung des landwirthschaftlichen Betriebs auf des Königs Privatdomänen Weil, Scharnhausen, Kleinhohenheim, Seegut, Achalm &c. war das erste größere Unternehmen v. Weckherlin's und er hat dafür die volle Anerkennung nicht nur des ihm persönlich befreundeten Königs, sondern eben so sehr die aller landwirthschaftlichen Autoritäten sich erworben. Diese Gutswirthschaften wetteiferten mit der damals neu gegründeten Anstalt zu Hohenheim, und wirkten von Jahr zu Jahr in immer weiteren Kreisen anregend und fördernd auf die Landwirthschaft, namentlich — wie allgemein bekannt — auf die Hebung der Pferde-, Rind- und Schafzucht, sowie des Futterbaus. Das darüber veröffentlichte Werk v. Weckherlin's: „Landwirthschaftliche Beschreibungen der königlichen Besitzungen Weil, Scharnhausen" &c. (Stuttgart 1825), legt Rechenschaft über die Ergebnisse seiner Thätigkeit und der vielen dort angestellten Versuche ab, welche sich die weitesten Kreise zu nutze machen konnten. Zu fortdauerndem Studium und zur Sammlung von reichen Erfahrungen in der Landwirthschaft und den landwirthschaftlichen Gewerben betraute ihn der König mit ausgedehnten Reisen nach Sachsen, Preußen, Mecklenburg, Holstein, Belgien, Holland, Italien, Oesterreich, Frankreich, zuletzt auf längere Zeit nach England.

Neben seiner ausgedehnten landwirthschaftlichen Thätigkeit suchte v. Weckherlin immer noch Zeit zu erübrigen für anderweitiges, nützliches Wirken, und interessirte sich seiner Zeit namentlich auch für den Bau von Eisenbahnen. Von der Regierung beauftragt, die Mittel und Wege zur Hebung und Verbesserung der so wichtigen Rindviehzucht im württemberger Lande anzugeben, veröffentlichte er in seiner Schrift: „Die Rindviehzucht Württembergs" (Stuttgart 1839), geeignete Vorschläge, welche für diesen Zweig der Landwirthschaft maßgebend wurden und insbesondere auch die landwirthschaftlichen Bezirksvereine in's Leben riefen. Der jetzige so befriedigende Stand der Rindviehzucht ist namentlich seiner so einsichtsvollen Anregung zu verdanken.

Im Jahr 1837 wurde er als Direktor an die land- und forstwirthschaftliche Akademie Hohenheim berufen, wo sein Wirken bis 1845 ein sehr erfolgreiches war und der Anstalt einen großen Ruf und zahlreichen Schülerbesuch verschaffte. Zu den beiden Hauptanstalten Hohenheims, der höhern Akademie und der Ackerbauschule, wurden unter v. Weckherlin daselbst in's Leben gerufen: die Ausdehnung der technischen Werkstätte für landwirthschaftliche Gewerbe, eine Gartenbauschule, eine Schule für Wiesenbewässerung, für Bereitung des Leims, die Verbindung eines Forstreviers mit der forstlichen Anstalt u. s. w. In seinem als Preisschrift gekrönten Buch: „Ueber englische Landwirthschaft", suchte er seine in England gewonnenen Erfahrungen für deutsche Verhältnisse mit Nutzen und Erfolg fruchtbar zu machen. Bald darauf wurde sein klassisches Werk: „Ueber landwirthschaftliche Thierproduktion" der Oeffentlichkeit übergeben, das bereits mehrere Auflagen erlebt hat und in verschiedene fremde Sprachen übersetzt worden ist. Wie die Hauptepochen im Umschwunge der Landwirthschaft sich von Thaer und dann von Liebig datiren, wie und was diese für den einen Haupttheil der Landwirthschaft, Feldbau und Pflanzenproduktion, geschaffen und geleistet, das hat v. Weckherlin für den anderen Haupttheil, die immer wichtiger werdende Thierproduktion, durch sein Werk beizutragen sich zur Aufgabe gemacht. Seine Entwicklung einer Thierproduktionslehre hat auf dem Gebiete der Thierzucht und deren wachsenden Wichtigkeit für Aufnahme in die Wirthschaftssysteme zu einer ebenso erfreulichen Bewegung nach auswärts, zu einem ähnlichen Umschwunge in dem rationellen Betriebe darin und der Landwirthschaft überhaupt, wie die Werke jener im Bereiche der Pflanzenproduktion und dazu beigetragen, daß Chemiker und Physiologen sich angeregt sahen, auch die Thierproduktion zum Gegenstande ihres eifrigen Forschens zu machen, so daß die schon vor Jahrzehnten von v. Weckherlin, dem Ersten hierin, begonnenen Fütterungsversuche jetzt in den Händen praktischer Agrikulturchemiker Resultate lieferten und noch in Aussicht stellen, welche von unberechenbarem Nutzen für die Ergebnisse der Landwirthschaft sein werden.

Als es v. Weckherlin nicht gelang, für die Akademie Hohenheim eine selbstständigere Stellung zu gewinnen, folgte er einem ehrenvollen Ruf in die Dienste des Fürsten von Sigmaringen, wo er auf den großen Domänen des fürstlichen Fideikommisses ein weites, dankbares Feld für seine rastlose Thätigkeit fand, was von Seiten des verstorbenen wie des jetzt regierenden Fürsten stets in ehrendster Weise anerkannt wurde. Als aber Letzterer später in weiser Erkenntniß des Unhaltbaren der kleinstaatlichen Verhältnisse den hochherzigen Gedanken faßte, seiner Souveränität zu Gunsten eines zukunftreichen Großstaates sich zu entäußern, da war es v. Weckherlin, welcher diesen Entschluß bestärkte und, trotz mannigfacher, entgegenstehender Hindernisse, so zur Ausführung bringen half, daß der große Domanialbesitz dem fürstlichen Hause ganz verblieb, was Alles sehr zum Besten des Hauses geführt hat.

Mit gerechtem Stolze und dankbarer Hochschätzung darf Württemberg diesen hochverdienten Mann den Seinigen nennen, und mit innerlicher Genugthuung darf derselbe noch in ungeschwächter, körperlicher Kraft und mit jugendlich frischem Geist zurückblicken auf sein ausgedehntes, weites Arbeitsfeld voll der schönsten Erfolge. Die äußeren Zeichen ehrenvoller Anerkennung, die ihm von so vielen Seiten zu Theil geworden sind, hat er auch wahrhaft verdient!

Die Einnahme von Konstantine.

Von

Wilhelm Müller.

(Bild S. 556.)

Als ob nun alle Strapazen ein Ende hätten, so jubelten die französischen Soldaten beim Anblick der Felsenstadt. Es war der 5. Oktober 1837. Das ganze Heer bestand aus 7000 Mann und war in vier Brigaden eingetheilt, wovon der Herzog von Nemours die Avantgarde befehligte; General Damrémont, welcher alle Feldzüge Napoleon's als Subalternoffizier mitgemacht hatte und nun Gouverneur von Algier war, befehligte die Expedition. Am folgenden Tage rückte man bis dicht vor die Stadt und besetzte die beiden Anhöhen Mansurah und Kudiat Aty. Die Avantgarde nahm auf dem Plateau von Mansurah Stellung, und Damrémont, der Herzog von Nemours und die meisten andern Generale versammelten sich am äußersten Ende derselben, dicht am Rande eines Abgrunds, um die vor ihnen liegende Stadt zu rekognosziren. Auf einem senkrecht sich erhebenden Felsen gelegen, welchen der Fluß Rummel umrauscht, rings von tiefen, wilden Schluchten umgeben, hat die Stadt nur eine einzige verwundbare Stelle, zwischen den Thoren Bab-el-Uad und Bab-el-Dschebdib. Dort endigt die Schlucht, und ein hoher Erddamm verbindet die Felsenmauer mit der Anhöhe von Kudiat Aty. Ohne diese Achillesferse wäre die Stadt nur mit Bomben zu zerstören, nicht zu erstürmen. Dieß hatte im Jahre 1836 Marschall Clauzel übersehen. Er griff von Mansurah aus an, seine Soldaten schlugen an den Felsen ihre Köpfe ein, und trotz der Empfindlichkeit der französischen Gloire mußte der Herr Marschall unverrichteter Sache wieder abziehen.

In ernstem Schweigen stand Damrémont mit seinem Gefolge auf dem die Stadt beherrschenden Berge. Der Anblick der Stadt hatte etwas Geisterhaftes: ein Labyrinth von finstergrauen Häusern und engen Gassen, dazwischen hinein die hellen, weißen Minarets der Moscheen, wie kleine Propheten über das Niveau des Gewöhnlichen emporragend, da und dort eine trauernde Cypresse. Zwei rothe Fahnen von ungeheurer Größe flatterten über den obengenannten Thoren, von den Thurmspitzen der Moscheen riefen die Priester mit lauter Stimme den Beistand Mohammed's an, von allen Verschanzungen ertönte ein fürchterliches Kriegsgeheul, auf den Dächern der Häuser standen die arabischen Weiber, ein gellendes Geschrei erhebend, und ringsum brannten alle Dörfer in lichten Flammen, von den eigenen Bewohnern angezündet. „Das ist die

Residenz des Teufels!" sagte der Fürst von der Moskwa, und gleich darauf eröffneten die Batterieen der Stadt ein heftiges Feuer gegen diese beobachtende Gruppe, und unzählige Flintenkugeln pfiffen um ihre Köpfe. „Die Schurken haben gute Artilleristen," meinte der Artilleriechef Graf Valée. Aller Gefahr trotzend blieb Damrémont, das Fernrohr in der Hand, längere Zeit am Rande des Abgrunds stehen. Mehrere Personen von seinem Gefolge wurden verwundet.

Rasch ging es nun an die Arbeit. Auf der Anhöhe von Mansurah wurden Batterieen aufgeführt, um die Vertheidigungsanstalten des Feindes zu vernichten oder wenigstens zu theilen und vom Angriffspunkt abzulenken, die Ausfälle der Besatzung wurden zurückgeschlagen, und die Angriffe der arabischen Reiter, welche von den nahen Bergen herabstiegen und gegen das Lager bei Kudiat Aty ansprengten, wurden durch eine wüthende Charge der Chasseurs d'Afrique zurückgewiesen und die weißen Burnusse in schleunige Flucht gejagt. In der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober kam der schlimmste Feind. Kalte, heftige Regengüsse begannen und dauerten vier Tage fast ununterbrochen fort. Nirgends war ein Obdach, nirgends geeignetes Brennmaterial, um ein Feuer anzumachen, nirgends Futter für die Pferde. Menschen und Thiere litten entsetzlich; die Lebensmittel gingen zu Ende, das Futter für die Pferde war am 10. schon ganz aufgezehrt, Krankheiten nahmen zu, gingen



Die Einnahme von Konstantine. (S. 555.)

schnell in gefährliche Fieber über, denen die Unglücklichen, in Koth und Nässe steckend, dutzendweise erlagen. Hier war von längerem Verweilen keine Rede. Man mußte in kürzester Frist die Stadt mit Sturm nehmen oder zum zweiten Mal den Rückzug antreten.

Mitten unter diesen elementaren Schwierigkeiten mußte die Höhe von Kudiat Aty mit Batterieen ausgerüstet werden. Es erforderte ungeheure Anstrengung, die Vierundzwanzigpfünder über das tief aufgewühlte Terrain und durch den angeschwollenen Fluß die Anhöhe hinaufzubringen. Man mußte vor jedes Stück zwanzig Pferde spannen, und auch dann ging es kaum. Da der Transport von dem Feuer der Belagerten bestrichen werden konnte, so wurde die ganze Nacht daran gearbeitet. Einige Kanonen waren in die Schlucht hinabgerollt und mußten von den Zuaven, welche sich freiwillig dazu erboten, unter dem Feuer der feindlichen Batterieen heraufgeholt werden. Am 11. endlich waren die Batterieen aufgepflanzt und konnten Bresche schießen. Es war die höchste Zeit. Hunderte von Pferden waren bereits der Nässe, dem Hunger und der Erschöpfung erlegen, und ihre Leichname verpesteten die Luft. Die Soldaten fanden kaum noch ein paar trockene Disteln, um sich eine warme Suppe zu bereiten. Glücklich schien, wer sich Nachts auf ein Steingerölle legen konnte, und man sah Soldaten, welche Gräber öffneten, die arabischen Gebeine herauswarfen und ihre fran-

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Graf Eberhard's Weißdorn.

Von

Ludwig Uhland.

(Aus der Prachtausgabe, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.)



Graf Eberhard im Bart
Vom württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästinas Strand.

Daselbst er einsmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weissdorn bald.

Er steckt es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch' neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf getreu und gut
Besucht es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und lass,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals sass
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

---

zösischen dafür hineinlegten. Am 12. hellte sich der Himmel auf, und mit ihm schlug die Muthlosigkeit der Soldaten wieder in alte Heiterkeit um.

Zwischen den beiden Thoren war die Bresche schon so breit, daß zehn Mann neben einander Sturm laufen konnten. Damrémont kam am Morgen des 12. auf Kudiat-Aty, um sich persönlich von den Erfolgen des Batteriefeuers zu überzeugen. Auf seinen Befehl wurde um acht Uhr das Feuer eingestellt, da man die Rückkehr eines Parlamentärs erwartete, welcher die Stadt zur Uebergabe auffordern sollte. Niemand dachte dort an Kapitulation, man behielt aber den Parlamentär lange genug zurück, um in der Zwischenzeit die Bresche mit Erdstücken wieder auszufüllen. „Wenn ihr Pulver wollt," war die Antwort, welche der Parlamentär mitbrachte, „so werden wir euch davon geben, wenn ihr Brod wollt, so wollen wir euch damit speisen, aber die Stadt bekommt ihr nicht, so lang noch ein Vertheidiger lebt." Damrémont war nun von seinen Kapitulationsträumen, mit denen er manch' kostbare Zeit vergeudet hatte, geheilt und befahl, das Feuern aus allen Batterieen von Neuem zu beginnen. Er selbst ging weit vor gegen den westlichen Abhang des Hügels, um mit dem Fernrohr die Ausdehnung der Bresche zu untersuchen. Bomben und Flintenkugeln flogen um ihn her. Mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit setzte er seine Beobachtungen fort, stellte sich bald da bald dorthin. Seine Uhr war abgelaufen, er sollte das angefangene Werk nicht vollenden, sondern einem Andern die Palme überlassen. Plötzlich sank er, von einer vierpfündigen Kanonenkugel getroffen, unter dem Ausruf: „Mon Dieu!" todt zu Boden. Sein Busenfreund Perregaux, Chef des Generalstabs, warf sich voll Schmerz über die theure Leiche und wurde im nämlichen Augenblick von einer Flintenkugel an der Stirne verwundet. General Ruhières erhielt einen Streifschuß in die linke Wange, und sein Rock war von Kugeln durchlöchert. Der Herzog von Nemours stand dicht neben dem Gouverneur, wo es von Kugeln fortwährend zischte und sauste. Aber obgleich seine Adjutanten ihn fast mit Gewalt von dieser gefährlichen Stelle zu entfernen suchten, so verließ er sie doch nicht eher, als bis die Leiche Damrémont's weggetragen war. Dieser Prinz zeigte bei allen Gelegenheiten einen unerschütterlichen Muth; er spazierte mitten im Kugelregen mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, als wenn er an einem schönen Maimorgen im Tuileriengarten sich erginge. So sehr er sich dadurch allgemeine Achtung erwarb, so wenig Liebe und Begeisterung konnte er erregen. Denn diesem Heldenmuthe stand eine eben so große Schweigsamkeit zur Seite. Selbst der blutige Körper Damrémont's, welchen so viele Offiziere voll Bestürzung umstanden, konnte dem zugeknöpften Königssohn doch keine Sylbe entlocken. Es war weder Gefühllosigkeit noch persönliche Abneigung, sondern eine gewisse aristokratische Angewöhnung, welche in diesem Extrem etwas Besonderes suchte.

Von einem Kriegsrath wurde dem Grafen Valée, einem Veteranen des Kaiserreichs, der schon unter Napoleon die Stelle eines Divisionsgenerals bekleidet und die Zurücksetzung hinter den weit jüngern Damrémont schmerzlich empfunden hatte, das Oberkommando übertragen. Was sein Vorgänger aus Mangel an Thatkraft und Entschlossenheit versäumt hatte, suchte er rasch wieder gut zu machen. Er befahl sogleich, die Schüsse zu verdoppeln und näher an der Stadt eine neue Batterie zu errichten. Eine furchtbare Kanonade ging los, welche mächtige Lücken in die Mauern hineinriß. Den armen Kranken, welche sich nach einem behaglichen Stübchen sehnten, lachte das Herz im Leibe, als sie dieses Vorspiel des Sturmes hörten. Sogar die Nacht hindurch wurde das Feuern fortgesetzt, damit der Feind weder den Schutt der Bresche wegräumen, noch eine innere Verschanzung dort anlegen könne. Morgens drei Uhr wurde die Bresche von zwei Offizieren rekognoszirt und zugänglich gefunden. Am Abend vorher kam ein Parlamentär von Achmet Bey, welcher schriftlich um Einstellung der Feindseligkeiten und Wiederanknüpfung der Unterhandlungen bat. Damrémont hätte wohl die dargebotene Hand ergriffen, Graf Valée aber, welcher hierin nur eine List erblickte, die Mauerbresche auszufüllen und die ausgehungerten Franzosen zu baldigem Rückzug zu zwingen, schrieb Achmet zurück, daß er als Vorbedingung jeder Unterhandlung die Uebergabe des Platzes verlange.

So wurde auf den 13. Oktober der Sturm bestimmt. Es war ein Freitag, und abergläubische Personen machten die Bemerkung, daß dieß ein Unglückstag sei. „Um so besser!" rief General Fleury, „er wird dem Feinde Unglück bringen." Es war ein herrlicher Herbsttag; die Soldaten waren voll Jubel. Das gleichzeitige Abfeuern von acht Kanonen sollte das Signal sein. Drei Angriffskolonnen wurden gebildet, welche unter der Leitung des Herzogs von Nemours standen. Die erste Kolonne, unter dem Kommando des Oberstlieutenants Lamoricière, bestand aus 40 Sappeurs, 300 Zuaven und zwei Elitenkompagnieen des leichten Fußvolks; die zweite und dritte Kolonne standen unter den Obersten Combes und Corbin.

Die Zuaven lagen schon einen ganzen Tag und eine Nacht in einem Laufgraben 60 Schritte von der Bresche. Zwischen sieben und acht Uhr Morgens ertönte das Signal; eine Staubwolke erhob sich in Folge dessen bei der Bresche, wodurch die Belagerten verhindert wurden, auf die Stürmenden zu zielen. Zu gleicher Zeit schmetterte die Musik der Fremdenlegion den Sturmmarsch, und alle Regimentsmusiken und Tambours fielen ein. Da sprang Lamoricière, ein tapferer dreißigjähriger Offizier, den seine Soldaten fast anbeteten, zuerst aus dem Laufgraben, schwang seinen Säbel und eilte der Bresche zu. Die Zuaven und die anderen Abtheilungen folgten im Sturmschritt. In diesem Augenblick erhoben die Araber und Kabylen, welche auf den Anhöhen und in der südlichen Ebene postirt waren, ein so furchtbares Geschrei, daß man von der Musik nichts mehr hörte. Es kam jener Moment, wo das Thierische im Menschen die Oberhand gewinnt und die Lust, zu morden, zu zerfleischen, gesättigt sein will. Lamoricière und der Bataillonschef Vieux waren die Ersten auf der Höhe der Bresche, die ohne Schwierigkeit genommen wurde. Hinter ihr aber befand sich kein Straßeneingang, sondern ein Labyrinth halbzerstörter Häuser, Mauern und Barrikaden. Hier leisteten die Feinde verzweifelten Widerstand, stürzten einen Theil der durchlöcherten Mauer ein und begruben viele Stürmende unter ihren Trümmern. Die zweite Kolonne folgte und bald hinter dieser die dritte. Ueberall drängten sich die Offiziere voran. So verlangt es der gemeine Soldat, der, sobald die Offiziere nicht in's Feuer gehen wollen, sein En avant les épaulettes! ertönen läßt.

Ein Thor wurde erstürmt, der Feind zog sich etwas zurück, die Franzosen stürzten sich ihm nach, wurden aber einen Augenblick durch eine Pulverexplosion aufgehalten. Die Flintenschüsse der Zuaven hatten einen Pulvervorrath der Belagerten entzündet; das Feuer theilte sich den sieben oder acht Pulversäcken mit, welche je hundert Pfund enthielten und vom Geniekorps mitgenommen wurden, um etwaige Hindernisse zu sprengen, und so erfolgte eine Katastrophe, welche zwar wirklich tabula rasa machte, aber auch gegen fünfzig Franzosen tödtete und Anderen das Gesicht verbrannte. Unter den Letzteren befand sich Lamoricière, welcher mit fast erblindeten Augen seine Zuaven weiter führte. Doch veranlaßte die Explosion eine augenblickliche Verwirrung. Da eilte Oberst Combes mit seinen Leuten herbei, wurde von zwei Flintenkugeln getroffen, hatte aber noch Kraft genug, dem Herzog von Nemours seinen Rapport abzustatten, worauf er hinzufügte: „Monseigneur, erlauben Sie mir jetzt, daß ich mich zurückziehe. Ich bin tödtlich verwundet; ich empfehle Ihnen meine unglückliche Familie." Der tapfere Oberst, welcher als Kapitän der Grenadiere der kaiserlichen Garde Napoleon auf die Insel Elba gefolgt war und bei Waterloo rühmlich gekämpft hatte, wankte noch in den Bivouak seines Regiments und wurde drei Tage später begraben. Auffallend war es, mit welcher Eifersucht die Bravour fremder Offiziere von den französischen beobachtet wurde. Ein österreichischer Kapitän, der den Feldzug mitmachte, war unter den Ersten, welche die Bresche erstiegen, und mußte dafür von einem Stabsoffizier des Prinzen sich sagen lassen: „Mein Herr, Sie haben unrecht, sich so den Kugeln auszusetzen. Wenn Sie verwundet sind, wird Sie Niemand aufheben. Es ist hier Ihr Platz nicht!"

Nach jener Explosion stürzten sich die Zuaven und hinter ihnen die übrigen Abtheilungen der Sturmkolonnen mit gefälltem Bajonnet wie wüthend in die Straßen; dort und in den Häusern entspann sich ein mörderisches Gefecht, in welchem beide Theile an Tapferkeit wetteiferten; aber die Araber wurden von Stellung zu Stellung vertrieben, und viele derselben sprangen mit Weibern und Kindern auf der Südseite die Felsen hinab, an deren Fuß sich nachher zwei-

hundert Leichname fanden, während Andere mit zerbrochenen Beinen von den Ihrigen fortgeschleppt wurden. Um neun Uhr wurde die rothe Fahne abgenommen und auf allen öffentlichen Gebäuden die dreifarbige aufgesteckt. Nachdem um zehn Uhr das Morden aufgehört hatte, fing die Plünderung an. Achmet Bey, welcher südlich von der Stadt sein Hauptquartier hatte, und die auf den Höhen postirten Araber zogen sich zurück, sobald sie die rothe Fahne nicht mehr sahen. Erst nach und nach kehrten die maurischen Familien in die Stadt zurück, fanden aber ihre Häuser entweder völlig ausgeplündert oder von Offizieren besetzt, daher Viele in ein etwas südlicher gelegenes Städtchen auswanderten. Auch Deutsche fand man, wie überall, in der eroberten Stadt, einige in einflußreicher Stellung. Ein dresdener Kind hatte die Waffenfabrikation des Bey geleitet, sprach das Arabische vollkommen, hatte sich in jeder Beziehung akklimatisirt, und saß seit Jahr und Tag mit Weib und Kind unter diesen Muselmännern. Als er zum ersten Mal wieder von Offizieren der Fremdenlegion die deutschen Laute hörte, konnte er die Thränen nicht zurückhalten.

Die Stadt wurde einen halben Tag lang geplündert, und zwar, wie der Bericht des Generals sagte, mit Mäßigung. Der Eintritt in die Moscheen wurde den Soldaten untersagt, damit die Ausübung des Kultus nicht gestört werde. Nur schade, daß solche philanthropische Maßregeln gewöhnlich zu spät getroffen werden; denn diese Moscheen waren ihrer kostbaren Teppiche und anderer werthvollen Sachen längst beraubt, als jenes Verbot verkündigt wurde. Nachdem die Soldaten das Beste weggenommen hatten, konnten sie den Arabern ihren Kultus vollends lassen. Aehnlich war es auch mit der Plünderung, welche am ersten Tage offiziell war und dann noch mehrere Tage jeden Abend privatim von einigen Auserlesenen betrieben wurde, welche trotz des Platzkommandanten Thüren erbrachen und den armen Einwohnern den letzten Rest ihrer Habe vor den Augen wegnahmen. Die Zuaven, welche zuerst in die Stadt eingedrungen waren, kamen am Besten weg. Manche erbeuteten gegen 8000 Franken an baarem Geld und hatten noch eine Menge von kostbaren Waffen, goldgestickten Stoffen, Teppichen und Burnussen, die sie an die Offiziere oder an Spekulanten verkauften. Sie wurden bei jenem Geschäft von den Juden mehr unterstützt, als es jenen lieb war. Denn diese, welche in der letzten Zeit sehr mißhandelt und zu Arbeiten an den Batterieen, der Bresche und anderen gefährlichen Punkten verwendet worden waren, rächten sich nach Eroberung der Stadt und ließen sich ungestört von ihrem angebornen Erwerbssinn leiten. Sie plünderten mit den französischen Soldaten um die Wette, leerten die maurischen Kaufläden aus, und da sie die Gelegenheiten am Besten kannten, so sind sie sicherlich nicht zu kurz gekommen. In der Erbeutung von baarem Geld täuschten sich die Meisten. Die Einwohner nahmen dasselbe entweder mit oder versteckten es so sorgfältig, daß sogar Juden und Franzosen es nicht fanden. Selbst im Palast des Bey, welcher der Gegenstand der theilnehmendsten Aufmerksamkeit war, wurde vergebens nach Schätzen gefahndet. Nur in wenigen Häusern gab es auch hierin reiche Beute.

Wunderbaren, an die Märchen von Bagdad erinnernden Eindruck machte der Palast des Bey, welchen der Herzog von Nemours bezog, zu dem sich wenige Tage nach der Einnahme sein Bruder, der Prinz von Joinville, gesellte. Diese maurischen Gallerieen, welche gegen den Hof zu am ganzen Gebäude herumgingen und mit Freskomalereien, Porzellanwänden und marmornen Säulen geziert waren, diese Fülle von Blumen und Citronenbäumen, diese weißmarmornen Wasserbecken, welche von chinesischen Goldfischen belebt waren und mit ihren Fontänen ein liebliches Geplätscher erregten, diese Badkabinete mit ihren kostbaren Teppichen, vergoldeten Wandungen und marmornen Bassins hatten um so mehr etwas Bezauberndes, als ihre Bewunderer eben aus dem elendesten und schmutzigsten Bivouak herkamen. Die Prinzen gefielen sich sehr in dieser orientalischen Eleganz und Pracht, vergaßen aber darüber die armen Kranken nicht, für welche der unermüdliche Dr. Baudens in einem anderen Palast sogleich einen Spital errichtete. Der Herzog von Nemours besuchte sie gleich nach ihrer Uebersiedlung und schickte ihnen, was sich von Matratzen, Decken und dergleichen im Palast des Bey finden ließ.

Große Neugierde bei den französischen Offizieren erregte das von Achmet Bey zurückgelassene Harem, das aus achtzig Frauen und eben so vielen Negersklavinnen bestand, welche alle sehr reich gekleidet waren und die schönsten Zimmer bewohnten. Jene Ersteren waren die Töchter und Weiber von arabischen Scheikhs, denen sie wegen Verweigerung des Tributes entrissen worden waren. Der Herzog von Nemours, der mit ihnen den oberen Stock bewohnte, that Alles, um ihre Lage angenehm zu machen oder zu erleichtern, und gab die strengsten Befehle, daß diese Frauen mit Artigkeit und Anstand behandelt werden sollten. Kein Offizier wollte nach Paris zurückkommen, ohne von den Wundern des Harems erzählen oder gar eine romantische Geschichte damit verweben zu können. Doch gab es hiezu schon deßwegen wenig Gelegenheit, da die Reize dieser Frauen, auch unverschleiert, nicht überwältigend waren. „Ich sah sie alle," schreibt einer der Getäuschten, „sie sind sämmtlich häßlich, mit Ausnahme einer Einzigen, die Uebrigen lauter wilde, farblose, freche oder dumme Gesichter, nur die feurigen schwarzen Augen schön, wiewohl nichts im Vergleich mit dem seelenvollen Blick eines blauen Auges." Jene einzige Ausnahme war die siebenzehnjährige Ayescha, eine wundervolle Schönheit, vom Bey zu seiner Favoritin auserlesen. Sie war von der Insel Cypern und wünschte wieder dahin gebracht zu werden, wie überhaupt die Meisten den Wunsch aussprachen, in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen, wodurch den Herren Offizieren manche Versuchung erspart wurde.

Um dem Herzog von Nemours für die galante Protektion, die er ihnen hatte zu Theil werden lassen, ihren Dank abzustatten, luden die Damen ihn durch einen Eunuchen ein, mit seinem Gefolge einem Haremsfeste beizuwohnen. „Dieß wurde mit Freuden angenommen," schreibt einer der Glücklichen, „und wir zogen Alle unter Fackelschein durch die Gallerie des Palastes, um in die heiligen Thore des Harems einzugehen. Man führte uns in einen viereckigen marmornen Hof mit zwei arkadenförmigen Gallerieen, die auf eleganten Säulen ruhten. Alles war auf's Glänzendste mit Wachskerzen beleuchtet und man hatte uns zu ebener Erde Sessel hingestellt mitten in einer doppelten Reihe auf türkische Art sitzender schwarzer und weißer Frauen, die fast ohne Schleier, sehr reich, aber geschmacklos herausgeputzt waren. Bei unserer Ankunft begannen bizarre Gesänge mit Begleitung von Tamburinen und Händeklatschen. Bei dieser taktvollen Musik erhoben sich die schwarzen Tänzerinnen paarweise und führten alle religiösen Tänze des Götzendienstes afrikanischer Länder vor. Man sah hier unglaubliche Verdrehungen, Stellungen und Bewegungen der Beine, die für uns allen Reiz der Ueberraschung hatten. Nach den Negerinnen kamen die Weißen, die etwas weniger ungraziös sein mochten, aber auch viel weniger erstaunenswürdig und überspannt waren, während die Andern sich bis zum Wahnsinn gesteigert hatten. Die Wächter des Harems zeigten sich sehr willig und gefällig und schienen über die immer zunehmende Vertraulichkeit dieser Damen mit uns sehr unbesorgt."

Mit einem Verlust von etwa tausend Mann hatten die Franzosen, welche zur Zeit des Sturmes nur fünf- bis sechstausend Mann aktiver Truppen hatten, den Besitz der alten numidischen Hauptstadt erkauft. In Cirta, wie die Stadt, bevor man sie dem römischen Kaiser Konstantin zu Ehren umtaufte, früher hieß, fand König Masinissa seine schöne Sophonisbe, wenn auch als Frau eines Andern, wieder. Dort reichte er ihr selbst den Giftbecher, da er die frühere Geliebte lieber todt als in der Gewalt des großen Scipio und in Rom bei seinem Triumphzug wissen wollte. Achmet Bey war mit seinen Odalisken weniger skrupulös. Die Eroberung von Konstantine bestärkte die Franzosen in dem fast zur Nothwenigkeit gewordenen Entschluß, das theure Algier nie mehr herauszugeben, so sehr auch die Engländer darüber schimpften. Ein Staat wie Frankreich kann eine Besitzung nicht entbehren, die ihm seine bestgeschulten Soldaten und seine trefflichsten Marschälle liefert.

Die Seifenblasen.

(Bild S. 560.)

Eine lärmende Schaar frischer, rosiger, pausbackiger Kinder tollt und purzelt durcheinander und sucht die Seifenblasen zu

haschen, die ein feiner Knabe, behaglich auf der Fensterbank sitzend, kunstreich aus dem Rohre bläst. Die Kinder haben ihre Puppen, Reife, ihre Theater, ihren kleinen Wagen verlassen, um den glänzenden, mehr als federleichten Kugeln nachzujagen, die ein neckischer Wind bald auf die Verfolger zutreibt, bald sie ihnen wieder entführt. Wie reizend ist der Wettstreit dieser von Gesundheit strotzenden Jungen und Mädchen, wenn sie einander vorzukommen und zurückzuhalten suchen! Die Ausrufe des Staunens und der Bewunderung wollen kein Ende nehmen. O wie schön! blau, grün, purpurn, golden fließen die Farben durcheinander, und wie nun jener Krauskopf dem glänzenden farbenschimmernden Ding so nahe gekommen ist, daß er es erreichen kann, so — zerplatzt es in tausend atomische Theilchen und die Hand wird leer zurückgezogen. Aber auf's Neue beginnt wieder dasselbe Spiel und endet nicht, bis Ermüdung und Ueberdruß von der Fortsetzung abhalten. — Wir, die Bejahrten, Erwachsenen, in der Schule der Welt grau Gewordenen, wir lächeln wohl, wenn wir unsere Kleinen bei einer solchen Jagd nach dem gefälligen Nichts erblicken. Aber was, so



Die Seifenblasen. (S. 559.)

fragen wir, ist denn unser eigenes Thun au fond? Was ist nur zu oft das Ziel unserer Sorgen, unseres Ehrgeizes, unserer Intriguen? Was erstreben wir, wenn wir äußeren Ehren, einem Stern, einem Kreuz, einem Stückchen farbigen Bandes nachjagen? Seien wir aufrichtig: ein gefälliges Nichts. Und wäre es sogar eine Krone, ein Szepter, dem wir nachjagen, das wir erreichen, der Wille Gottes kann die Macht, deren Insignien sie sind, zerplatzen lassen, wie die Seifenblase, welche die Hand des Knaben zu fassen meinte. Unsere Tage geben einen erschütternden Beleg zu dieser Behauptung. Ob er aber ein lehrreiches Beispiel sein wird, wir bezweifeln es. Denn: „es irrt der Mensch, so lang er strebt". Und zu streben, zu glauben, zu hoffen wird er erst aufhören, wenn er am Grab seinen müden Lauf beschließt.

Fliegende Blätter.

Mit der Zimmerbeleuchtung sah es noch zur Zeit Kaiser **Karl's V.** sehr trübe aus. Damals stellte man noch kein Licht auf den Tisch, und in dem Palast des Grafen von Foix, des prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit, standen einige Bediente um die Tafel, deren jeder zwei Talglichter in den Händen hielt. — Unter Ludwig XIV. erschien der Gedanke, zur **Erleuchtung** der Straßen Laternen mit Talglichtern aufzustellen, so **außerordentlich, daß** man eine Denkmünze auf dieses Ereigniß prägen ließ.

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von **John Nobody.**

(Fortsetzung.)

7. Die Fliege und die Spinne.

„Kommen Sie rasch, damit wir nicht zu spät eintreffen!“ flüsterte der Detektive mir zu. Ein rascher Gang von etwa zehn Minuten brachte uns an die Pforte eines großen eleganten Hauses in einer der vornehmen Straßen von Newyork. Die Thür war noch offen, und Mr. Burton führte mich treppauf. Ich sah nirgends im Hause ein Licht und machte gegen meinen Führer die Bemerkung, daß er wahrscheinlich die Bewohner in ihrem Schlafe stören werde. Burton antwortete nur durch ein leises Lachen und zog die Glocke einer Thür im ersten Stock. Gleich darauf klopfte er an dieselbe, und ich konnte mich der Annahme nicht verschließen, daß dieß ein gewisses Erkennungszeichen war. Die Thür ward unmittelbar darauf geöffnet, und wir traten in einen durch eine einzige Gasflamme matt erhellten Vorsaal. Ein riesiger Neger in Livrée empfing uns mit höflicher Verbeugung. „Ist Bagley noch hier?“ fragte Burton ihn leise. — „Ja, Sir, im Bibliothekzimmer, wo Sie ihn verlassen haben.“ — „Gut; Sie brauchen ihn nicht zu stören. Ich habe einen jungen Freund mitgebracht, um ihn im Hause einzuführen, in Aussicht auf künftige Bekanntschaft.“

Der Neger lächelte verschmitzt, machte abermals eine respektvolle Verbeugung und ließ uns in's Empfangszimmer eintreten. Wir durchschritten eine Reihe elegant ausgestatteter, hellerleuchteter Zimmer, welche durch innerhalb der Fenster angebrachte Blenden gegen die Straße abgeschlossen waren. Schwere blauseidene Vorhänge an denselben deuteten darauf hin, daß auch bei Tage eine gewisse Abgeschlossenheit festgehalten ward. Diese Zimmer waren zwar jetzt verlassen, aber der Duft von Wein und Parfüm verrieth, daß vorher Gesellschaft in denselben gewesen war. Im dritten Zimmer hielt der Detektive mit mir an und deutete auf den bogenförmigen Eingang zu einem vierten, vor welchem schwere Vorhänge angebracht waren; nur einer der Vorhänge war ein wenig zurückgeschoben, und Burton hieß mich vorsichtig und unbemerkt durch die Oeffnung blicken. Ich sah ein Zimmer, reich ausgestattet, wie die übrigen, zwei seiner Wände mit Büchern bedeckt, neben denselben eine sehr schöne Marmorbüste Shakspere's und ein Gemälde Tasso's, welcher der Prinzessin seine Gedichte vorliest. In diesem Zimmer befanden sich indeß vier Personen, welche in aufregenderen Studien, als die von Büchern, versunken waren — sie spielten, je zwei an einem Tische, Karten, und einer der Spieler war James Argyll.

Mein Erstaunen bei seinem Anblicke war ohne Grenzen. Daß ich nie auf freundschaftlichem Fuße mit ihm gestanden hatte, betrachtete ich zum Theil als meinen eigenen Fehler; manche Personen sind so natürliche Antagonisten, daß Freundschaft zwischen ihnen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Ich hatte mich selbst oft getadelt wegen des zwischen uns obwaltenden kühlen Verhältnisses, aber trotz all' meines Widerwillens gegen manche seiner Eigenschaften, z. B. seine undankbare Gleichgültigkeit gegen die Güte seines Onkels, und trotz alles Abstoßenden, welches er für mich hatte, wäre ich nicht im Stande gewesen, ihm absolut schlechte Gewohnheiten zuzutrauen. Ich mußte zweimal hinblicken, um mich zu überzeugen, daß keine Täuschung vorlag, daß es wirklich James war, und dann konnte ich meine Augen nicht mehr von seinem Antlitz wenden, in welchem sich die ganze Leidenschaft des Spiels abspiegelte. Seine Gesichtsmuskeln waren zu gewaltsamer Ruhe zusammengezogen, seine sonst dunkle Hautfarbe war bleich, ebenso seine Lippen. Die Schärfe seiner Nase schien noch stärker zu sein. Seine Augen waren, unter den fest und unbeweglich zusammengezogenen Brauen, halb geschlossen und starr auf die Karten gerichtet.

Das Spiel ging völlig schweigend vor sich, augenscheinlich war es das Schlußspiel, von welchem viel abhing — wie viel, das konnte ich aus der zunehmenden Blässe und der Veränderung der Gesichtszüge des jungen Mannes nur errathen. „Ich wünschte wohl das Gesicht seines Gegners zu sehen,“ flüsterte ich Burton zu. — „O, Sie würden nichts sehen, als das Gesicht eines Teufels, der sich an seiner eigenen Kaltblütigkeit amüsirt! Bagley geräth nie in Aufregung; er hat bereits ein Dutzend junge Leute vollständig ruinirt.“

Die letzte Karte ward ausgespielt, und die beiden Spieler erhoben sich gleichzeitig. „Nun, Bagley,“ sagte James mit verzweifeltem Lachen, „Sie werden mit dem Geld zu warten haben, bis . . .“ — „Bis Sie die junge Lady Eleanor geheirathet haben,“ erwiederte Bagley; „so glaube ich, war das Uebereinkommen. Gehen Sie nur nicht auf einen zu langen Brautstand ein!“ — „O, ich hoffe, Mittel zu finden, um die beiden Schuldposten bezahlen zu können, ehe dieser glückliche Fall eintritt! Sie werden innerhalb Monatsfrist von mir hören.“ — „Gut, machen wir einen kleinen Vertrag darüber!“ versetzte Bagley und ging mit seinem Partner an einen Schreibsekretär.

Mr. Burton zog mich fort, und es war gut, daß dieß geschah, denn ich konnte meine innere Wuth über die Andeutung der beiden Spielgenossen, daß Miß Argyll's Hand die Sicherheit für James' Schulden bieten solle, kaum bezähmen und war einige Augenblicke nahe daran, eine Szene herbeizuführen, die ebenso unklug als schädlich gewesen sein würde. Keiner von uns sprach ein Wort, bevor wir in Burton's Wohnung zurückgelangt waren, aber Keiner von uns dachte auch daran, den Rest der Nacht zu verschlafen, und kaum saßen wir wieder vor dem frisch angefachten Kaminfeuer, so fragte ich in höchster Spannung, woher Burton James Argyll's Erscheinen und Aufenthalt in der Stadt wisse. Der Mund des Detektive verzog sich zu einem feinen Lächeln. „Es wäre schlimm,“ sagte er ausweichend, „wenn ich den Kreis meiner Bekanntschaften nicht im Auge zu behalten verstände. James Argyll kam allerdings nicht mit der ursprünglichen Absicht hierher, sich die Zeit mit Spielen zu vertreiben, sondern er wollte auf Ihrer Spur bleiben, und als ihm dieß nicht gelang, wußte er nichts Besseres zu thun, als seinen Freund und Mephisto Bagley aufzusuchen. Ich erfuhr seine Anwesenheit bei meiner Rückkehr von Brooklyn und könnte Ihnen, wenn es Sie interessirte, jede Einzelheit seines Treibens während der letzten Stunden mittheilen.“

Dieses geheimnißvolle Wissen verursachte mir eine unangenehme Empfindung. „Ich würde mich wundern,“ versetzte ich etwas rasch, „wenn Ihre Agenten, welche Luftgeistern gleichen, nicht auch meinen Schritten folgten.“ — „Es würde Sie wenigstens nicht besonders stören, Mr. Redfield!“ — „Aber es ist Niemanden angenehm, sich bewacht zu wissen.“ Indem ich dieß sagte, glaubte ich den Detektiven zu einer bestimmten Aeußerung in Bezug auf die etwaige Ueberwachung meiner Person zu bewegen, er aber erwiederte ausweichend: „Wir werden ja Alle von dem Auge des großen Unerforschlichen bewacht, Mr. Redfield, und können uns darüber beruhigen, wenn unser Gewissen rein ist. Ich fühlte, daß Burton nicht ohne irgend welche Beziehung sprach, und konnte mich trotz eines reinen Gewissens einer Art von Beunruhigung nicht erwehren. — „Sie sagten, Mr. Burton, James habe meiner Spur folgen wollen; warum thut er dieß?“ — „Je nun, Sie werden es zeitig genug erfahren.“

Es wurde mir klar, daß Burton absichtlich eine bestimmte Erklärung vermied. „Ich wußte nicht,“ fuhr ich fort, „daß James schlechten Neigungen nachhängt, und jedenfalls haben auch seine Verwandten keine Ahnung davon. Wäre es nicht gut, ihn zu warnen?“ — „Von meinem Standpunkte aus nicht, Mr. Redfield. James Argyll hat in der City einige anrüchige Bekannte, deren schlimmster und gefährlichster Bagley ist, aber er hat keinen von ihnen in ihren ärgsten Ausschweifungen kennen gelernt. Ich bezweifle, ob er mehr als drei Nächte in der Weise, die Sie beobachtet haben, verbracht hat. James spielt nicht vorwiegend aus Neigung, sondern es treibt ihn vielmehr seit einiger Zeit eine innere Ruhelosigkeit zu derartigen ruinösen Zerstreuungen. Ich habe ein Interesse, ihn für jetzt aus seinem Treiben nicht gewaltsam emporzureißen und ich ersuche Sie deßhalb, von der Beobachtung, die ich Sie machen ließ, nicht gegen ihn oder Andere zu sprechen. Wir befinden uns Alle handelnd oder leidend in dem Bereiche des Nachhalls eines düsteren Trauerspiels, dessen Lösung im Zuge ist

— dieß ist für mich der leitende Gesichtspunkt. Doch der Morgen graut und es ist nothwendig, daß wir, um den Tag mit erfrischter Kraft benützen zu können, ein wenig ruhen."

Burton geleitete mich in ein Gastzimmer und empfahl mir zu schlafen; ich vermochte indeß vor innerer Aufregung kaum ein Auge zu schließen. Die Gestalt meines im Hazardspiel vertieften Gegners trat lebhaft vor meine Seele. Ich hatte gesehen und gehört, daß er, gleichviel aus welchen Ursachen, einer kostspieligen und verwüstenden Leidenschaft huldigte, die unter ungünstigen Umständen mehr Geld von ihm erforderte, als er besaß oder erhielt. Diese Gedankenrichtung brachte mich wieder auf den an Mr. Argyll verübten Diebstahl, und es fiel mir auf's Neue ein, daß ich am Abend des letzten Freitag, welcher der Mordthat vorausging, während Mr. Argyll's Töchter in einem Gesellschaftszimmer musizirten, zufällig in die Bibliothek kam, um mir ein Buch zu holen; hier traf ich unerwartet auf James, der sich anscheinend an seines Onkels Pult zu schaffen machte und mich mit einer gewissen bestürzten Miene fragte, ob ich sein Opernglas nicht gesehen habe, welches er auf dem Pulte habe liegen lassen. Ich hatte damals, ohne irgend einen Nebengedanken, seine Frage verneint, mein Buch aus dem Fache genommen und die Bibliothek wieder verlassen, ohne mich weiter um James zu kümmern. Später, als das Geld vermißt ward, dachte ich wohl an den Umstand mit dem Opernglase, aber ich war dennoch fern davon, einen Verdacht gegen den Neffen daran zu knüpfen. Durfte ich es jetzt? Ich wußte mir selbst diese Frage nicht genügend zu beantworten. Nur das Eine wußte ich: so wie James mich im Geheimen beobachtete, so drängte sich auch mir mit unwiderstehlicher Macht der Gedanke auf: ich müsse sein Thun und Treiben unbemerkt im Auge behalten.

Morgens nach acht Uhr rief mich Burton zum Frühstück, indem er mir mittheilte, daß seine Leonore sich noch ermattet fühle und bis zum Nachmittage das Bett hüten solle. Nach eingenommenem Thee verließ er mich auf kurze Zeit, um wieder an seines Kindes Lager zu eilen und reichte mir zur Unterhaltung eine Morgenzeitung. Während seiner Abwesenheit hörte ich die Hausglocke; gleich darauf öffnete das Mädchen die Thür des Empfangszimmers und ließ einen Gentleman eintreten — James Argyll! Er blieb in der Thüröffnung stehen und riß die Augen weit auf. Dann verzog sich sein Mund zu spöttischem Lachen. „Nun, das ist in der That höchst seltsam!" rief er, gravitätisch vorschreitend und mich mit den Augen messend. „Hat Mr. Burton Sie vielleicht zu seinem Gehülfen gemacht und haben Sie bei Ihrem Meister Wohnung genommen?"

Ich sah es an seinem Blicke und merkte es am Tone seiner Worte, daß die Unruhe seines Gewissens ihn argwöhnisch machte, und deßhalb antwortete ich gelassener, als es unter andern Umständen geschehen sein würde: „Mr. Burton ließ mich gestern unerwartet kommen, weil er einige Spuren von Leesy Sullivan entdeckt hatte, und ich werde bleiben, bis wir etwas Gewisses über sie erfahren haben." — „Ah, wirklich?" versetzte James, aufathmend und freundlicher. „Also ist das Versteck des elenden Frauenzimmers aufgefunden worden? Nun, wahrhaftig, wenn Eleanor den ganzen Zusammenhang der Dinge wüßte, es würde sie davon abhalten, vor Schmerz über ihren Vielgetreuen zu sterben!" — „Lästern Sie nicht den Todten, Mr. Argyll!" entgegnete ich heftig. „Sie haben dazu kein Recht. Wer auch den tödtlichen Streich gegen Henry Moreland geführt haben mag, und aus welcher Ursache, so viel steht fest, daß keine eigene Schuld dieß edle Herz gebrochen hat, und der Bube — ich sage: der Bube! — welcher fähig wäre, eine so niedere Verdächtigung in Eleanor's Ohr zu flüstern, wäre auch boshaft genug gewesen, um ..." — — „Sprechen Sie zu Ende!" rief James ironisch lächelnd, als ich stockte, und blickte mir kalt in's Auge. — „Ich will nichts weiter sagen!" schloß ich, kurz abbrechend, denn ich hörte Burton's Schritte nahen. Gleich darauf trat der Detektive ein und es fand eine Begrüßung statt, die von James' Seite nicht harmloser hätte sein können. „Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, daß Richard in der Stadt wäre," erklärte er dann; „ich selbst bin bereits gestern gekommen, um mir einen neuen Ueberrock zu kaufen, und ging dann Abends in die Oper, welche die Saison eröffnete. Haben Sie inzwischen etwas von Bedeutung erforscht, Mr. Burton?" — „Nun, wir haben Miß Sullivan gesehen." — „Ist's möglich! Und sind Sie in der That der Meinung, daß das arme Ding schuldig ist? Wenn dieß der Fall wäre, so würden Sie doch hoffentlich nicht säumen, sie zum Arrest zu bringen." — „Jedenfalls, Mr. Argyll, doch habe ich diese Ueberzeugung bis jetzt nicht. Des Mädchens Betragen gestattet mir vorläufig nur einen Schluß: entweder sie ist Theilnehmerin des Verbrechens, oder sie weiß mindestens, wer der Verbrecher ist." — „Vollkommen richtig! Ich darf wohl fragen, Mr. Burton, welchen Erfolg die Wiederauffindung Miß Sullivan's gehabt hat? Oder habe ich kein Recht, dergleichen Fragen zu stellen? Ohne Zweifel gibt es Andere, welche ein tieferes Interesse, wenn auch aus andern Gründen, an der Sache haben, und weil ich dieß weiß, Mr. Burton, so werden Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu begreifen, wie schwer es manchmal für mich ist, gelassen zu bleiben."

Während James diese Worte sprach, die sich ohne Zweifel auf mich bezogen, fühlte ich, daß ich erblaßte, und es entging mir nicht, daß der Blick des Detektive mich flüchtig streifte. „Ganz gewiß glaube ich, Mr. Argyll, daß Niemand ein tieferes Interesse an der Sache zu nehmen Ursache hat als Sie," entgegnete Burton mit sanftem, ausdrucksvollen Tone; „in Bezug auf das Mädchen aber habe ich Ihnen lediglich zu melden, daß Ihr Freund, Mr. Redfield, sie, ohne es zu wollen, sich hat entschlüpfen lassen." — James lachte hell auf, und der Detektive, welcher bemerkte, daß es nur noch eines geringen Umstandes bedurfte, um die Flamme verhaltener Wuth in uns Beiden zum Ausbruch kommen zu lassen, lenkte das Gespräch ab. „Wir haben heute Morgen nochmals nach Brooklyn zu gehen, Mr. Argyll, und wenn es Ihnen gefällt, uns Beistand zu leisten, so sind Sie um Ihre Begleitung gebeten."

James ließ sich das nicht zweimal sagen. Unsere Expedition war jedoch auch dießmal ohne Erfolg. Wir kehrten nach Newyork zurück, und es fiel mir einigermaßen auf, daß Burton zwar mir selbst bemerklich machte, ich solle noch auf einen oder einige Tage sein Gast sein, James aber eine solche Einladung nicht erhielt. Dieser erklärte, am folgenden Morgen nach Blankville zurückfahren zu wollen und verabschiedete sich. Ich blieb noch zwei Tage Burton's Gast und hatte die Freude, daß seine Leonore in kindlich traulicher Weise sich mir näherte. Entweder liebte der Detektive das seltsame Wesen so grenzenlos, daß die, welchen Leonore ihre Neigung zuwendete, auch ihm als absolut gute Menschen galten, oder er setzte ein großes Vertrauen in die Inspiration der kleinen Hellseherin. Später hatte ich Gelegenheit, mit Schrecken zu erfahren, welche Bedeutung er dieser Inspiration in Bezug auf die Beurtheilung von Personen beilegte. Für jetzt schieden wir, ohne weitere Entdeckungen gemacht zu haben, als Freunde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter von **Gustav Rasch.**

III. In London.

(Schluß.)

Arnold Ruge. Eine phrenologische Analyse Ruge's. Der Chef des deutschen Sozialismus. Eine Gesellschaft zum Tode Verurtheilter. Französische Flüchtlinge. Louis Blanc. Abreise von London. Nach fünfzehn Jahren.

Auch Karl Marx, den Sozialisten und Redakteur der kurz vorher unterdrückten Rheinischen Zeitung, sahen wir in London wieder. Seine Ausweisung aus Paris war ebenfalls eine Folge des 13. Juni gewesen. Er war mir in London eben so wenig sympathisch, wie in Paris. Es sei ferne von mir, den Geist, die Fähigkeiten und die wissenschaftliche und politische Bildung des damaligen Chefs der deutschen Sozialisten nicht anerkennen zu wollen; auch entstand der Mangel an Sympathie bei mir durchaus nicht aus politischer Antipathie, sondern nur aus Marx's unangenehmem individuellem Wesen. Höchst arrogant, absprechend, gehässig und boshaft gegen alle Andersdenkende, hatte auch seine Persönlichkeit nichts Anziehendes. Schon damals stand Marx zu allen deutschen Flüchtlingen in London in schroffen Be-

ziehungen. Nur Blind machte eine Zeitlang eine Ausnahme. Aber auch Marx' Verhältniß zu Blind hat sich später vollständig gelöst. Ich glaube, Marx hat sich damals in London nur in den deutschen Arbeiterversammlungen in Windmühlstreet wohl gefühlt, wo er als Papst unbeschränkt gebieten konnte. Er richtete seine Angriffe eine Zeitlang besonders gegen Tausenau, weil derselbe sich nicht zu den sozialen Doktrinen bekennen wollte, wenn er auch ihre Berechtigung in der Entwicklungsgeschichte der Völker vollkommen zugestand. Meine Antipathie gegen Marx hat die Zukunft später nur zu sehr gerechtfertigt. Als ich vor drei Jahren in London war, war er zu den deutschen Flüchtlingen außer allen Beziehungen getreten. Auch Blind sowie Freiligrath hatten sich vollständig von ihm zurückgezogen. Einen bedeutenden und höchst sympathischen Eindruck machte auf mich dagegen Arnold Ruge, der deutsche große Denker, wenn ich auch die ganze geistige Bedeutung dieses Mannes damals noch nicht erfassen konnte, da die zwischen uns bestehende Altersverschiedenheit zu groß war und ich kaum die Mitte der zwanziger Jahre überschritten hatte, also politisch und geistig ziemlich unreif war. Ich besuchte Ruge häufig in seiner sehr entfernt gelegenen Wohnung; auch erwies er mir zuweilen die Ehre, bei mir Abends den Thee zu nehmen. Ruge gehörte unbedingt zu den bedeutendsten deutschen Kapazitäten, welche die revolutionären oder, besser gesagt, reaktionären Strömungen der damaligen Zeit nach England hinübergetrieben hatten. Der Verhaftung am Morgen des 14. Juni war er in Paris einzig durch einen Zufall entgangen, da er, als Mitglied der badischen Gesandtschaft, mit Blind und Schulz in demselben Hotel wohnte. Ruge war damals ein stattlicher Vierziger von mehr als mittlerer Größe, mit blondem Haar und blauen Augen. Beim ersten Anblick trat für den Unbefangenen auf seinen etwas schlichten Gesichtszügen seine geistige Bedeutung nicht sehr hervor; aber wenn er sich dann an einer ihn interessirenden Unterhaltung betheiligte, so strahlten seine großen blauen Augen das innere Feuer seiner Seele wieder. Um seinen Mund spielte wechselsweise Scherz, Spott und hoher Ernst. Er wurde so zu sagen ein anderer Mensch. Ich besitze aus der Feder Struve's eine phrenologische Analyse Arnold Ruge's, welche von seiner geistigen Individualität ein ganz zutreffendes Bild entwirft. „Sein Temperament ist nervös-phlegmatisch," heißt es darin. „Was seine Gehirnorganisation anbetrifft, so bilden das Denkvermögen, das Organ der Vergleichungsgabe und das Organ des Schlußvermögens, beide in ziemlich gleicher Stärke, die Grundlage seines ganzen geistigen Wesens. Ruge ist mehr Denker als Beobachter. Die Organe der Beobachtung sind zwar bei ihm nicht schwach entwickelt, allein doch bei Weitem nicht so kräftig, als diejenigen des Denkvermögens. Sie werden von Letzterem vollständig beherrscht und liefern daher wenig neues und originelles Material, während dagegen die Bearbeitung des von ihnen dargebotenen Stoffes durch das Denkvermögen einen genialen, originellen und großartigen Charakter besitzt. Wenn wir Ruge's Schriften lesen, so werden wir in denselben wenig gegenständliche und thatsächliche Elemente von Bedeutung finden. Allein die Art und Weise, wie er seinen Stoff behandelt, selbst wenn dieser Stoff, wie es häufig der Fall ist, kein besonderes Interesse zu bieten scheint, ist eine höchst geistreiche, überraschende und nicht selten für die Gegner, besonders wenn er angreift, vernichtende. Ruge ist übrigens keineswegs ein kalter Denker, dessen Seele wenig oder gar nicht Antheil an den Bewegungen der Zeit nimmt, keineswegs. Er besitzt Bekämpfungstrieb und Zerstörungstrieb, Beifallstrieb und Selbstgefühl, Sorglichkeit und Hoffnung, alle in mehr als mittlerer Stärke. Seine Hoffnung ist übrigens stärker als seine Sorglichkeit, seine Beifallsliebe größer als sein Selbstgefühl, und sein Bekämpfungstrieb gewaltiger als sein Zerstörungstrieb. Die Folge dieser Gegensätze ist, daß er mehr geneigt ist, rosig als schwarz in die Zukunft zu sehen, daß eine Verletzung seiner Beifallsliebe ihm schmerzlicher ist als eine Kränkung seines Selbstgefühls, daß er stets bereit ist, sich in die Mitte eines Kampfes zu stürzen, daß es ihm aber doch unheimlich wird, falls dieser Kampf sich zu einem Vernichtungskampfe gestaltet. Ruge besitzt mehr Festigkeit als Einheitstrieb. Seine Wirkung besteht daher nicht in den Leistungen des Augenblicks, in der plötzlichen Zusammenfassung seiner gesammten geistigen Kraft, sondern in der Arbeit der Jahrzehnte, in dem Festhalten seiner Ziele während seines ganzen Lebens. Obgleich die sogenannten Talente, das Darstellungsvermögen, nicht die starke Seite Ruge's bilden, er daher auch nicht die Anlagen einer Künstlernatur besitzt, so ist sein Gefühl für das Schöne und sein Sinn für das Wunderbare doch groß genug, seinem Style einen hohen Schwung und belebendes Feuer zu verleihen. Ruge's Gedichte haben einen hohen poetischen Werth und werden gewiß mit der Zeit noch weit größere Anerkennung finden, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Wie Ruge im Wechselverhältniß zu der Menschheit, zum Staate und zur Kirche, so ist er auch im engen Kreise des Familienlebens kein kalter Philosoph und gefühlloser Gelehrter, sondern ein innig liebender, gemüthvoller Gatte, Vater und Freund; der Humor, welcher dem Umgange mit ihm eine so reiche Würze bietet, verläßt ihn im Familienleben eben so wenig als am Schreibtisch, im Kerker und in der Verbannung." — Ruge war bekanntlich zuerst Theologe und studirte in Halle. Er wandte sich von der Theologie ab und bezog die Universität Jena zum Studium der Philosophie. Dort betheiligte sich Ruge an den bekannten damaligen geheimen politischen Verbindungen. Sie trugen ihm „wegen Theilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden geheimen Verbindung und deren Verbreitung" sechs Jahre Gefängnißhaft ein, welche er theils in Köpnick, theils in Kolberg zubrachte. Aber diese sechs Jahre Haft legten den Grund zu seiner klassischen Bildung und zu seinem unerschütterlichen politischen Charakter. Ruge hat seit jener Zeit ein vielbewegtes Leben geführt. Immer auf der einmal eingeschlagenen Bahn als Vorkämpfer der Freiheit auf den Gebieten der Wissenschaft und der Politik mit Konsequenz und Energie vorwärts schreitend, opferte er mehrmals seiner Ueberzeugung seine Stellung und Existenz. Die Bedeutung, welche Ruge's „Hallische Jahrbücher" für die politische Entwicklung des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte der dreißiger, sowie in der ersten Hälfte der vierziger Jahre gehabt haben, ist allgemein bekannt. Nach dem Verbot derselben in Preußen setzte er den Kampf gegen den Despotismus in Wissenschaft, Kirche und Staat in den „Deutschen Jahrbüchern" rüstig fort, bis auch diese der Feindschaft der deutschen Regierungen unterlagen. Nach den mannigfachsten politischen und literarischen Bestrebungen in Frankreich und in der Schweiz widmete er der Revolution im Jahre 1848 wiederum seine ganze finanzielle und politische Kraft. In Leipzig gründete er unter dem Titel „Die Reform" eine große politische Zeitung, welche er später nach Berlin verlegte. Von der Stadt Breslau zu ihrem Vertreter bei der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt erwählt, gehörte er dort der äußersten Linken an. Aber bald erkannte er, daß die Redeübungen in der Paulskirche zu keinem praktischen Resultate führen konnten; er legte sein Mandat nieder und schuf sich einen neuen politischen Wirkungskreis in Berlin. Im Jahr 1849 nach dem Untergang seiner Zeitung in Berlin ausgewiesen, begab er sich zuerst nach Dresden, wo sich damals der Maiaufstand vorbereitete, und sodann nach Baden, um der dortigen Volkserhebung seine Kräfte zu widmen. Der Auftrag der badischen provisorischen Regierung, die offizielle Anerkennung der französischen Republik zu erwirken und mit denjenigen Parteiführern der Nationalversammlung in Verbindung zu treten, welche mit der deutschen Revolution sympathisirten, hatte ihn nach Paris geführt. Der 13. Juni warf ihn, sowie uns Alle, an die englische Küste. In London lebte Ruge während der Sommermonate des Jahres 1849 ziemlich zurückgezogen, mit seinen Studien und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, bis er im Herbst auf eine Zeitlang nach Bremen übersiedelte. An den Orten, wo sich die anderen deutschen Flüchtlinge zusammenfanden, deren Kreis oft buntscheckig genug war, habe ich Ruge selten gesehen. Ich erinnere mich, daß eines Abends, als wir ungefähr in der Zahl von einigen Zwanzig in dem damals allen deutschen Flüchtlingen wohlbekannten Gehringer'schen Bierhause um einen Tisch herumsaßen, Einer von uns plötzlich die Bemerkung machte, daß sämmtliche Anwesende, ich allein ausgenommen, zum Tode verurtheilt seien. Einige waren sogar mehrmals zum Tode verurtheilt, in Pesth und in Wien, und zwar zum Tode durch den Strang und zum Tode durch Pulver und Blei. Eine Gesellschaft von einigen zwanzig jungen Männern, sämmtlich zum Tode verurtheilt und diesem Tode oft nur wie durch ein Wunder entgangen, war gewiß höchst sonderbar, um so mehr, als der Abend ein äußerst

heiterer und das Todesurtheil auf dem Gesichte Niemandes zu lesen war.

Die französischen Flüchtlinge hatten ein Kaffeehaus in der Nähe von Leicestersquare zu ihrem Aufenthalt gewählt, einzig und allein aus dem zufälligen Umstande, weil ein dort die Gäste bedienendes junges Mädchen französisch sprach. Die französischen Flüchtlinge waren überhaupt diejenigen unter den Flüchtlingen aller Nationen, welche sich in die englischen Sitten und in das englische Leben am Wenigsten finden konnten, um so weniger, als sie die englische Sprache durchaus nicht verstanden. Ich traf in diesem Kaffeehause französische Juni-Insurgenten, welche sich also seit Jahr und Tag in London aufhielten, ohne daß sie in der Kenntniß der englischen Sprache nur so weit fortgeschritten waren, sich die nöthigen Lebensbedürfnisse und Nahrungsmittel in demselben zu fordern. Dort sah ich auch Louis Blanc, das ehemalige Mitglied der provisorischen Regierung der französischen Republik. Zu ihm in nähere Beziehung treten sollte ich erst fünfzehn Jahre später, während meines letzten Aufenthalts in London. Er spielte gewöhnlich mit dem seit dem 13. Juni ebenfalls in London anwesenden Redakteur der pariser „Vraie republique" Schach. Im November verließ ich London, um vermittelst eines mir aus Paris zugesendeten falschen Passes unter anderem Namen nach Paris zurückzukehren. Dasselbe Mittel wurde damals von vielen deutschen Flüchtlingen angewandt, denen der Aufenthalt in London nicht zusagte, obschon es sehr gefährlich war, da bekanntlich der Gebrauch eines falschen Passes im Code pénal mit schwerer Strafe bedroht ist. Blind war schon mehrere Wochen früher nach Belgien gereist, nicht politischer Zwecke halber, sondern — um sich mit einer badischen Dame, seiner jetzigen liebenswürdigen und geistvollen Frau, zu verheirathen. Fünfzehn Jahre später sollte ich ihn mit ihr in London wiederfinden, auch die meisten Freunde aus jener Flüchtlingszeit, unter ihnen dann auch Kinkel, welcher damals im Zuchthaus zu Spandau das Spulrad drehte, Freiligrath, Louis Blanc, Ledru Rollin dort wiedersehen. Die revolutionäre Bewegung in Europa ist langsamer vorwärts geschritten, als wir Alle damals geglaubt und gehofft haben.

Fliegende Blätter.

Wie man stirbt. Darüber erzählt F. Wehl in der „Pos. Zeitung": Wir denken da zuerst an Plato; dieser große griechische Philosoph wurde vom Tode im Schlafe überrumpelt. Man fand bei ihm ein Werk von Aristophanes. — Außerordentlich gefaßt starb die Mutter Goethe's, die humoristische Frau Rath. Als sie ihr Ende nahen fühlte, ließ sie, wie es einer guten deutschen Hausfrau zukommt, ihre letzte Sorge die Ehre ihrer Wirthschaft sein. Sie schrieb bekanntlich ihren Mägden noch den ganzen Todtenschmaus bis auf die Weinsorten und die Größe der zu backenden Bretzeln vor, indem sie in Bezug auf die Letzteren einschärfte: ja nicht zu wenig Rosinen zu nehmen. Eine solche Knickerigkeit, meinte sie, die sie sich im Leben nie habe zu Schulden kommen lassen, würde ihr auch nach dem Tode nur Schande bringen müssen. Da ihre Auflösung sehr unerwartet und plötzlich kam und von keiner langen Krankheit begleitet war, so geschah es, daß sie noch kurz vorher eine Einladung zu einem Gevatterinnenkaffee erhielt. „Die Frau Rath lasse sich entschuldigen," lautete ihr Bescheid: „sie habe alleweil zu sterben." — Aehnlich, nur ein wenig frivoler, benahm sich ihrer Zeit die berühmte Schauspielerin Anna Oldfield in London, die im Tode mit nichts so sehr beschäftigt war, als mit dem Gedanken, daß sie als Leiche häßlich erscheinen könne. Sie befahl sterbend ihrem Kammermädchen, ihr ihre feinsten Spitzen und schönsten Gewänder zu bringen, unter denen sie sich die besten aussuchte, damit man sie für den Sarg damit putze. Ihre letzten Worte waren: „Vergiß auch nur ja die Schminke nicht!" — Die berühmte Sängerin Stöckl-Heinefetter verfiel bekanntlich in Irrsinn, und zwar soll derselbe zuerst bei Gelegenheit eines Konzert's ausgebrochen sein, in dem sie mitwirkte, als sie beinahe schon ganz ihre Stimme eingebüßt hatte; Alle, die sich vor ihr hatten vernehmen lassen, waren durch Beifallsbezeugungen ausgezeichnet worden, als sie gesungen, rührte sich keine Hand. Entsetzt, blaß und verwirrt stieg sie die Tribüne hinab und schwankte in das Versammlungszimmer der Künstler. Als die Thür hinter ihr zugefallen, blieb sie, zitternd an allen Gliedern, in kalten Schweiß gebadet, horchend an derselben stehen, und obschon es mäuschenstill im Saale blieb und kein einziges Bravo sich hören ließ, riß sie sich bald doch wieder auf, um mit freundlich stierem Blick und gespenstigem Lächeln geschmeichelter Künstlerin-Zufriedenheit die Stufen der Emporbühne noch einmal hinaufzueilen, und sich dort, wie überschüttet von Beifall, mehrere Male vor dem Publikum zu verbeugen, von dem ein Theil in Gelächter ausbrach, ein anderer von Grausen sich durchschüttelt fühlte. Seit diesem Augenblicke soll sie sich beständig vom Applause des Publikums umwogt gewähnt, und auch als sie starb, noch Händegeklatsch zu vernehmen gemeint haben. „Man applaudirt mir! Ich komme!" waren nach diesen Erzählungen die letzten Laute gewesen, die man von ihr vernahm. — Der allgemein verehrte französische Tenorist Adolph Nourrit starb an und unter der entgegengesetzten Einbildung. Als er 1838 in der großen Oper zu Paris zuletzt gesungen, hatten sich unter den Beifall der Menge auch einige Zischlaute gemischt. Die Letzteren hatten sein Ohr so empfindlich berührt, daß er sie nicht wieder los werden konnte, und auch in Neapel, wo er bald darauf sang, verkehrte sich ihm aller zujauchzende Applaus in entsetzliches Zischen vor seiner Seele. Dadurch zur Verzweiflung getrieben, stürzte er sich nach einer Vorstellung der Oper „Norma" aus dem Fenster seines Hotels und fand einen qualvollen Tod. — Sein Kollege Staudigl verlor den Verstand, weil er, plötzlich taub geworden, sich selbst nicht mehr singen hören konnte. Singen war sein Element, sein Leben. Als er das Gehör eingebüßt, soll er oft noch stundenlang vor dem Pianoforte gesessen und gesungen haben, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat. Er konnte es nicht fassen, daß der Ton seiner Stimme nicht mehr für ihn selbst vernehmbar und in Takt- und Rhythmuslosigkeit hinein verschwunden sein sollte. In Gram darüber zehrte er sich auf und verschied, indem er noch immer versuchte sich singen zu hören.

*

Das bayerische Bier aus B-dur. Der Restaurant Bernecker zu Königsberg empfiehlt das bayerische Bier in folgender Weise aus **B-dur**: „Brauchbare Bierbrauer-Burschen bereiten beständig bitteres, braunes, bayerisches Bier, bekanntlich besonders billiges Bedürfniß begnügsamer, brüderlich behaglich beisammen bleibender Bürger. Bethörte bierfeindliche Bacchusbrüder behaupten bisweilen bestimmt: bayerisches Bier berausche bald, befriedige bloß Bauern, beraube besseren Bewußtseins, beschränke blühende Bildung, begründe breite Bäuche, befördere blinden Blödsinn. Begeistert Bacchus besser, bleibt beim Besseren; besingt Burgunder, Bordeaux, Brausewein, beschimpft boshaft bayerisches Bier. Biedere Biertrinker! Bevor Beweise Besseres bewähren, bleibt beigesellt beim braunen Becherblinken, bleibt bayerische Bierfreunde beim bayerischen Bierwirth Bernecker."

*

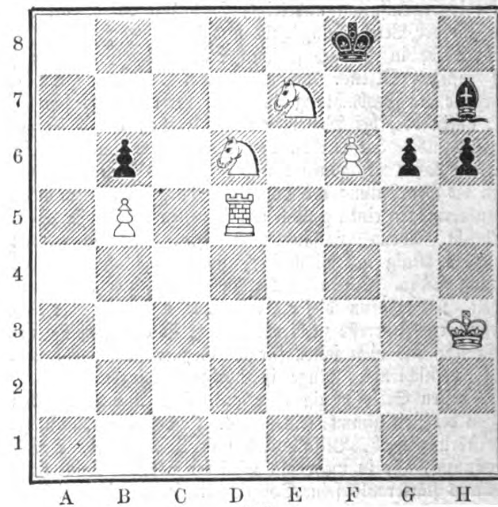
Bekehrte Spitzbuben. Eine eigenthümliche Versammlung fand jüngst in dem Missions-Hause zu London statt: Es war eine äußerst zahlreiche Gesellschaft der londoner Spitzbuben aller Klassen, die dort eine Predigt oder vielmehr einen Vortrag zweier Persönlichkeiten anhörten, die, ehemals unter der Gaunerzunft als distinguirte Persönlichkeiten bekannt, ihren Lebenswandel geändert und sich bekehrt hatten. Beide Herren, die mit den Gefängnissen des Landes durch langjährige Bekanntschaft vertraut waren, gaben ihren früheren Genossen ein Bild ihres Lebens in diesen Anstalten und hielten ihnen die dort gemachten Erfahrungen, die allerdings nicht der angenehmsten Art waren, als warnendes Beispiel vor.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn Herlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 523:

Weiß.	Schwarz.
1) L. B 2 nimmt G 7 †	1) K. H 6 — G 6.
2) L. D 1 — H 5 †	2) K. G 6 nimmt H 5.
3) K. F 4 — F 5	3) F 2 — F 1 D. †.
4) S. E 6 — F 4 †	4) D. F 1 nimmt F 4 †.
5) S. H 3 nimmt F 4 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 48.

Stuttgart, 1867. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark von Cornelius Born.

(Fortsetzung.)

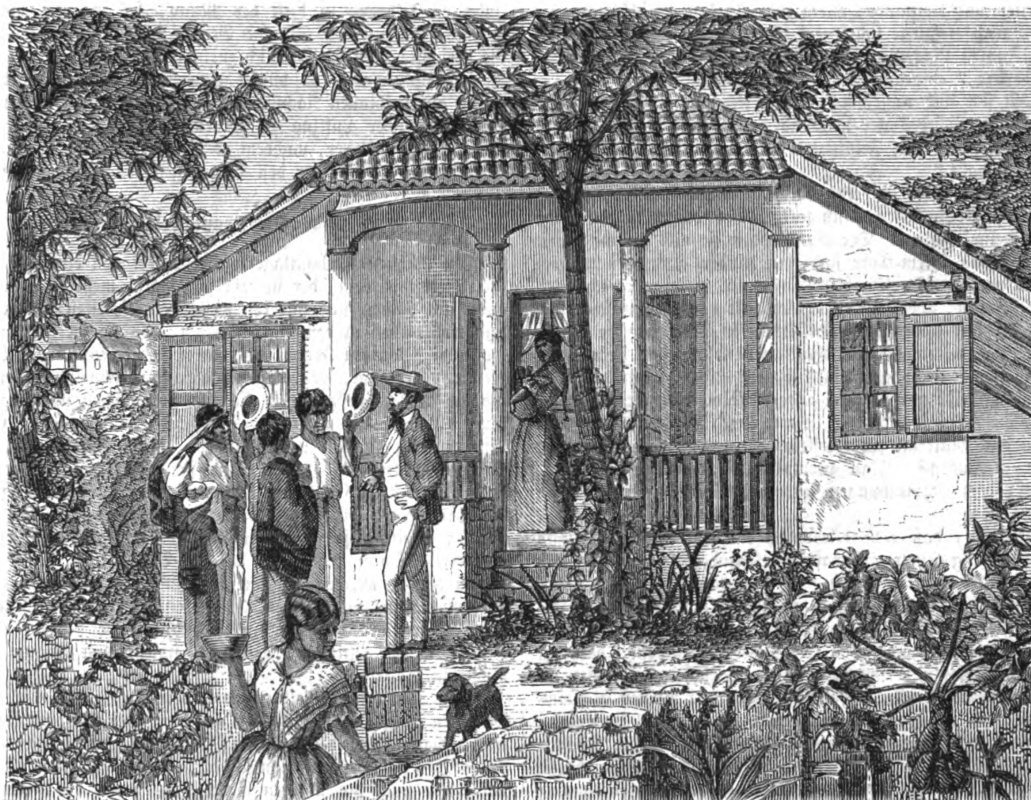
„Mein Name ist Wallmann," fuhr der Fremde fort.

„Wallmann? Wallmann?" murmelte der Pfarrer halblaut vor sich hin. Dann entstand eine kurze Pause, während welcher er die Hand an die Stirne legend in Nachdenken versunken schien. „Wallmann? Den Namen muß ich schon irgendwo gehört haben!"

„Professor Wallmann," versetzte der Fremde, jedes der beiden Worte scharf betonend.

„Professor Wallmann," wiederholte der Pfarrer abermals. „Professor! — Halt! jetzt hab' ich's. Ist dieß nicht der Name jenes Mannes, der sich vor beiläufig zwanzig Jahren eine Zeit lang in der hiesigen Gegend aufhielt und dann spurlos verschwunden ist?"

„Er war mein Vater."



Aus meinem mexikanischen Tagebuche. **Vor der Veranda.** Von Hegi. (S. 567.)

„Ihr Vater? Nach und nach tauchen jetzt die näheren Umstände dieses seltsamen Vorfalles in meinem Gedächtnisse auf. Ihr Vater war ein Naturforscher. Er hatte unser Dorf zu einem längeren Aufenthalt gewählt, um die Alpenflora dieser Gebirge zu studiren. Zu diesem Behufe bestieg er die höchsten Gebirgsspitzen, Anfangs von kundigen Führern begleitet, später jedoch meistentheils allein. Einstens unternahm er einen größeren Ausflug, ohne wieder zurückzukehren. Da sich um jene Zeit eines der heftigsten Gewitter im Gebirge entlud, welches an Vieh und Gebäuden erhebliche Schäden anrichtete, deßhalb auch den meisten Leuten in Erinnerung geblieben ist, so wurde allgemein angenommen, er sei im Hochgebirge verunglückt. Allein ungeachtet der sorgfältigsten Nachforschungen konnte weder der Leichnam, noch die geringste Spur des Vermißten aufgefunden werden. Wie ich mich zu entsinnen weiß, wurde später von Seite hiesiger und ausländischer Gerichte in dieser Sache viel hin und her geschrieben; auch kam die Gattin des Verunglückten, eine noch schöne, stattliche Frau, in eigener Person hieher; aber Alles blieb erfolglos."

„Den gepflogenen Erhebungen zufolge," fiel der Fremde ein, „ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß kein Verbrechen mit im Spiele war; denn der Vater hatte bei jenem verhängnißvollen Ausfluge außer einer geringen Baarschaft nicht viel Werthvolles bei sich. Seine sämmtlichen Effekten nebst einer nicht unbedeutenden Summe Geldes wurden unberührt in dem Zimmer gefunden, das er bewohnt hatte; auch ließ sich bisher nicht der geringste Verdachtsgrund finden, der auf eine verübte Gewaltthat hätte hindeuten können."

„Da mir selbst, als Seelsorger der Gemeinde, viel daran lag, das Dunkel, von welchem das plötzliche Verschwinden Ihres Vaters umhüllt war, aufzuhellen; hauptsächlich jedoch aus Rücksicht für die arme Frau, welche bei mir im Pfarrhofe einquartiert war, und deren namenloser Schmerz über den Verlust des geliebten Gatten mir tief in die Seele schnitt, verwendete ich auch noch mehrere Jahre nach dem Vorfalle alle Aufmerksamkeit auf die geringsten Begebenheiten und Umstände; allein niemals kam ein Wörtchen an mein Ohr, noch ereignete sich irgend ein Zufall, welcher darüber nur einen Funken Lichtes verbreitet hätte."

„Sonderbar," entgegnete der Fremde kopfschüttelnd.

„Es läßt sich nur annehmen," bemerkte der Pfarrer weiter, „daß Ihr unglücklicher Vater während des furchtbaren Gewitters, oder zur Nachtzeit in eine Felsspalte gestürzt und daselbst seinen Tod gefunden habe."

„Leider bleibt nichts Anderes übrig," antwortete der Fremde. Nach einer Pause fuhr er dann fort: „Vor einem halben Jahr starb auch meine Mutter. Der Vater hatte sie als Wittwe geheirathet, und nach ihrem Tode sind nun Kinder aus zwei verschiedenen Ehen vorhanden. Da beide Theile ein nicht unbeträchtliches Vermögen besaßen, überdieß ein Ehekontrakt vorliegt, welcher Bedingungen für den Ueberlebungsfall stellt, so bildet bei der gegenwärtig im Zuge befindlichen Erbschaftsverhandlung die Feststellung des wirklich erfolgten Todes meines Vaters, sowie auch des Umstandes, ob derselbe vor oder nach dem Ableben seiner Ehegattin erfolgt sei, die Hauptsache. Wo ist nun nach Verlauf von zwanzig Jahren das Material zur Herstellung eines Beweises für diese Thatsachen zu finden? Man vermuthet, daß mein Vater verunglückt sei; doch Vermuthungen sind vor Gericht keine Beweismittel."

„Ich sehe ein, daß dieß allerdings ein sehr fataler Umstand für die Abwicklung Ihrer Erbschaftsangelegenheit sein muß," entgegnete der Pfarrer theilnehmend.

„Um noch den letzten Versuch zu wagen, unternahm ich die weite Reise hieher. Ich bin Advokat, und deßhalb in ähnlichen Dingen nicht unbewandert. Ich werde mit aller Vorsicht dabei zu Werke gehen. Aus diesem Grunde wünsche ich auch das strengste Inkognito über meine Person, sowie über den Zweck meines Hierseins zu erhalten. Bei meinen Hausleuten habe ich mich als Kaufmann ausgegeben, der nach einer überstandenen Krankheit die Nachkur im nächsten Badeorte gebraucht und sich bei einer Gebirgspartie hieher verirrt hat. Bloß Ihnen gegenüber, geistlicher Herr, nannte ich meinen wahren Namen, in der Voraussetzung, daß Sie mir Ihre hülfreiche Hand nicht entziehen werden."

„Davon können Sie vollkommen überzeugt sein, lieber Freund!"

„Mein Vater wohnte zu jener Zeit in dem Hause eines gewissen Prokop ..." sagte der Fremde, ein Packet Schriften hervorziehend.

„Prokop Feldner," ergänzte der Pfarrer. „Bei demselben Mann, welcher gegenwärtig Ihr Hauswirth ist."

„Der Besitzer des Grubhofes?"

„Vorläufig noch nicht; doch wird dieses schöne Anwesen sonder Zweifel ihm oder seinen Erben zufallen. Prokop war einmal Eigenthümer jenes Bauernhofes," fuhr der Pfarrer, mit der Hand gegen das Dorf deutend, fort, „dessen Dachgiebel dort zwischen jener Gruppe junger Lärchbäume hervorschaut. Ihr Vater bewohnte ein geräumiges Dachzimmer daselbst; die meiste Zeit streifte er jedoch in dem Gebirge umher und kehrte oft Tage lang nicht zurück. Ich erinnere mich seiner noch auf's Lebhafteste. Er hatte Ihre Augen, Ihr Haar; auch die Bildung der Stirne und Nase ist von auffallender Aehnlichkeit, nur der starke Vollbart fehlte ihm. Wir verbrachten die Abende meistentheils zusammen; denn ich unterhielt mich gerne mit dem ebenso gebildeten als geistreichen Manne, welcher damals in der Blüte des Mannesalters stand. Ich lernte Vieles von ihm und verdanke meine Vorliebe für die Naturwissenschaften seiner Anregung. Prokop war damals der reichste Bauer im Orte; allein sein Uebermuth nebst seiner Streitsucht, die keine Grenzen kannten, verflochten ihn in allerhand Rechtshändel, welche nach und nach sein ganzes Vermögen aufzehrten. Nachdem mehrere Jahre später sein Weib, ehedem das schönste Mädchen in weiter Umgebung, theils aus Gram, theils in Folge schlechter Behandlung gestorben und die Wirthschaft immer mehr zurückgegangen war, sah sich Prokop genöthigt, mit Sefferl, dem einzig übrig gebliebenen seiner Kinder, zu seinem Bruder, dem Grubbauer, zu ziehen, wo er Jahre lang die Stelle eines Oberknechtes versah, und als Letzterer starb, wurde Prokop als Kurator des unzurechnungsfähigen Erben eingesetzt."

„Richtig," versetzte der Fremde, in den Papieren blätternd. „Prokop Feldner, so hieß der Mann, bei welchem mein Vater wohnte, der auch die Summe Geldes nebst den Effekten bis auf die geringste Kleinigkeit redlich zurückgestellt hat."

Inzwischen war es dunkel geworden. Hie und dort trat ein Stern am tiefblauen Nachthimmel hervor, und von Westen begann ein erfrischender Luftzug zu wehen. Der Fremde verabschiedete sich von dem Pfarrer, nachdem er die Versicherung gegeben, öfters einzusprechen, worauf er den Weg gegen den Grubhof einschlug.

4. Die Brautwerbung.

Am nächsten Nachmittage kehrte Sefferl von einem Besuche bei ihrer Freundin Leni, der sie jetzt fast täglich mehrere Stunden hindurch mit Nähen und anderen weiblichen Arbeiten aushalf, heim und wollte eben in den Garten treten, als sie an dem gegen den Hofraum gelegenen Fenster des oberen Stübchens ein unbekanntes Gesicht wahrnahm, welches gleich darauf verschwand. Der Fremde war es nicht, dessen hielt sie sich vollkommen überzeugt. Wer konnte sonst in das versperrte Stübchen gekommen sein? Eine Zeit lang zerbrach sie sich vergeblich den Kopf; dann lenkte sie ihre Schritte gegen das Haus. Um sich Gewißheit zu verschaffen, stieg sie die steile Holztreppe empor, worauf sie vorsichtig bis an die Thüre des Stübchens heranging. Sie drückte leise auf die Klinke; allein diese gab nicht nach. Die Thüre war von innen versperrt. Dann spähte sie durch's Schlüsselloch. Es war ein Mann darin, welcher langsam auf- und abging; mehr konnte sie vorläufig nicht unterscheiden. Nach einer geraumen Weile hörten die gemessenen Schritte auf, der Mann setzte sich an den Tisch, welcher in der Mitte des Stübchens stand, und begann in einem Buche zu blättern.

Nun konnte sie denselben genau betrachten. Er trug den vollständigen Anzug des Fremden; auch die Gestalt sowie der Haarwuchs waren jene des Letzteren; doch das Gesicht war ein ganz anderes. Je länger sie ihn ansah, desto mehr kam es ihr aber vor, daß auch die übrigen Gesichtszüge jenen des Fremden auffallend ähnlich seien; nur der starke dunkle Vollbart fehlte! Endlich gelangte sie zur Ueberzeugung, daß es offenbar der Fremde

selbst sei, der seinen Bart abgelegt habe. Das kindische Mädchen lachte über ihre Neugierde und schlich dann ebenso geräuschlos hinweg, als sie gekommen war.

In der Hausflur warf sie einen Blick durch das kleine Fensterchen nach dem Inneren des Erdgeschoßes. Ihr Vater, der schon seit mehreren Tagen die Stube nicht verlassen hatte, saß halbangekleidet auf dem Bette und las in dem Gebetbuche. Dann ging sie langsam gegen die Kammerthüre, öffnete behutsam den eisernen Riegel und rief leise: „Blasi!" Gleich darauf tauchte aus dem Dunkel des kellerartigen Raumes die Mißgestalt des Cretins hervor. Für diesen war jetzt eine bessere Zeit gekommen, denn während Prokop's Krankheit war es ihm erlaubt, oft stundenlang im Freien zu verweilen; auch bekam er bessere Nahrungsmittel als gewöhnlich, und das gutherzige Mädchen unterließ es nicht, ihm hie und da einen Leckerbissen zuzustecken. Prokop's Augen konnte dieß Alles nicht entgehen, allein sein Benehmen sowohl gegen Sefferl als auch gegen den Cretin hatte sich in letzter Zeit bedeutend geändert, da weder in seinen Worten noch in seinem Benehmen jene Schroffheit und Härte von ehedem bemerkbar wurde.

Als der Cretin seines Schutzgeistes ansichtig wurde, zog der Ausdruck innerster Freude über seine häßlichen Gesichtszüge, dann machte er Miene, seine heisere Stimme zu erheben, allein das Mädchen legte den Finger auf den Mund und blickte bedeutungsvoll nach dem Fensterchen. Er schien den Wink verstanden zu haben, denn er schwieg und folgte ihr auf den Rasenplatz vor dem Hause, welcher von einer Gruppe hoher Steinbuchen beschattet war.

Auf den Bergen und Wäldern ringsumher lag der warme Sonnenschein. Sefferl holte ihr Spinnrädchen hervor und setzte sich auf die Steinbank neben der Hausthüre. Blasi hatte sich auf den Rasen niedergelassen, seine Blicke unverwandt nach dem Mädchen richtend, welches die dünnen Fäden emsig durch die Finger gleiten ließ. Bald hatte sich eine kleine Gesellschaft um Sefferl versammelt. Ihr Liebling, das weiße Kätzchen, war auf ihren Schooß gehüpft und bei dem traulichen Schnurren des Spinnrädchens eingeschlummert; auch die Tauben und Hühner ließen nicht lange auf sich warten, selbst das zudringliche Volk der Sperlinge kam dreist bis in ihre unmittelbare Nähe heran, bald an dem Saume ihres Röckchens zupfend, oder an den Schuhen pickend.

So verrann eine geraume Weile, ohne daß man etwas Anders hörte, als das Schnurren des Spinnrades, oder dann und wann die Stimme eines jungen Hähnchens, welches seinen dünnen Hals in die Höhe streckte, um einen Erstlingsversuch im Krähen zu machen.

Plötzlich stand ein Mann vor den Beiden, ohne daß man gehört oder gesehen hatte, woher derselbe gekommen. Sefferl blickte beinahe erschreckt auf, als sie so unvermuthet Jemanden vor sich sah; allein gleich darauf hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen, da sie fand, daß ihr die Erscheinung nicht unbekannt sei. „Ah! der Herr Doktor!" rief sie, das Spinnrädchen bei Seite setzend und Miene machend, in's Haus zu gehen.

„Bleib', mein Kind!" antwortete der Doktor, indem er seine Hand auf des Mädchens Schulter legte und sich ebenfalls auf die Bank niederließ. Ungeachtet Sefferl von jeher eine entschiedene Abneigung gegen das süßliche, einschmeichelnde Wesen dieses Mannes hatte, so ließ sie sich dennoch bewegen, länger zu verweilen, und setzte ihre Arbeit fort. (Fortsetzung folgt.)

Aus meinem mexikanischen Tagebuche.

Von einem österreichischen Freiwilligen.

(Bild S. 565.)

Im Jahre 1864 folgte ich dem Erzherzoge Maximilian hinüber über den weiten Ozean, um ihm für die neuerworbene Kaiserkrone streiten zu helfen; jetzt, nachdem kaum drei Jahre verflossen, sitze ich wieder in Wien, reicher an Erfahrungen, aber auch reicher an Enttäuschungen. Und was für drei Jahre liegen hinter mir! Von den 7000 Gefährten, die mit mir „in der Fortuna Schiff gestiegen", sind kaum 3000 zurückgekehrt, die Andern ruhen im Boden Mexikos; wen die Kugel der Guerilla verschonte, den raffte das Fieber dahin, und wen dieses übrig ließ, der starb vor Noth und Entbehrung, vor Hunger und Obdachlosigkeit. In phantastischen Uniformen mit der Feder auf dem Hute langten wir an, in Lumpen kehrten wir zurück. Wir träumten von einem Paradies mit ewig blauem Himmel, mildem Frühlingsklima, fruchtbarem Boden und freundlichen Bewohnern. „Tod den Fremdlingen!" war das zweite Wort, welches wir hörten, und die Küstenlandschaft am Golfe, die uns zunächst empfing, erschien als Pestgrube, erfüllt mit räuberischem Gesindel. Selbst die französischen Kameraden schauten kalt und vornehm auf uns herab, und hätten wir nicht uns eng aneinander geschlossen und auf unsere Weise das Leben wenigstens erträglich gemacht, kein Mensch hätte sich um uns bekümmert. Doch das war nur der Lohn — des Lanzknechts, der aus Lust an Abenteuern, um Geld und Glück, nicht für das Vaterland stritt. Nun ist der Kaisertraum zu Ende, und kein Mantel deckt den Schimpf, der auf dem Einen haftet, die romantischen Täuschungen, welche dem Andern zur Last fallen. Meine Absicht ist es nicht, mich heute hier über das mißglückte, todtgeborene Unternehmen auszusprechen — ist es doch so leicht, am Schlusse über eine Sache zu urtheilen — ich will vielmehr Einiges über das Land und seine Bewohner mittheilen, einige charakteristische Züge, die dazu beitragen mögen, zu erklären, wie die Verhältnisse sich nicht anders gestalten konnten, als sie sich eben gestaltet haben.

Ich habe Gelegenheit gehabt, das Land im Norden und Süden kennen zu lernen. Das schöne, gemäßigte Innere mit dem Hochlande von Anahuac, wie die heißfeuchte Niederung, die wilden Schluchten in der Sierra der Staaten Puebla und Oajaca, wie den mächtigen Grenzfluß gegen die Vereinigten Staaten, den Rio Grande, die scheckigen Indianer des „Panthers" Alvarez in Guerrero und die mörderischen, hinterlistigen Guerillas, mit denen Romero in Michoacan hauste — das Alles habe ich gesehen.

Welche Vorstellung hatte ich mir von Veracruz gemacht und wie anders fand ich es! Der Hafen erschien allerdings lebhaft, voller Schiffe und der Handel war blühend, allein über der Stadt selbst, die so freundlich uns entgegenlachte, schwebte der Tod. Wer sich dort aufhält, denkt nur an Zweierlei: den Tod oder den Reichthum, und Viele finden den Ersteren, nachdem sie den Letzteren erworben haben. Das ist auch der Grund, warum diese Stadt, trotz ihrer günstigen Handelslage, nur immer spärlich bevölkert blieb. Was es mit dem Fieber auf sich hat, davon sollte ich leider bald ein Beispiel erleben. Einer meiner liebsten Kameraden, ein frischer, hübscher Jüngling aus Graz, wurde vom Vomito negro, dem schwarzen Erbrechen, befallen. Die Keime dieser grimmigen Seuche entwickeln sich bereits im Monat Mai, wenn die Sonne hoch steht; dann wird die Pest heftiger und heftiger und verschwindet erst im November wieder. Mein Freund war ein Todeskandidat, und obgleich wir ihn so schnell als möglich aus dem glühendheißen Gestadeland in die höheren Gebirgsgegenden brachten, so starb er doch in einem Landhause in der Nähe von Orizaba, welches einem biedern, hier ansäßigen Hamburger gehört, dem ich hiermit über den Ozean meine herzlichen Grüße zusende.

Dieses einfache, nach der Landesart leicht und luftig gebaute Haus, dessen Skizze ich hier beifüge, wird mir ewig unvergeßlich bleiben; die Erinnerung daran bildet einen Lichtpunkt in dem schwarzen Buche meines mexikanischen Lebens. Denn ich selbst fand hier, als ich in einem Gefechte, welches wir in der Nähe Tehuakans gegen die Reiterschaaren des Felix Diaz lieferten, am linken Oberarm verwundet worden war, gastliche Aufnahme und freundliche Pflege von der Frau des Hauses, einer Kreolin, die, eine Ausnahme ihres Geschlechtes, ihren deutschen Gemahl vollkommen zu beglücken verstand.

Und was die guten Menschen nicht zu meiner Heilung thaten, das vollendete die herrliche Natur, die balsamische Luft in dieser köstlichen, hoch gelegenen Gegend. Schon als Genesender saß ich oft auf der Veranda des Hauses und schaute hinaus auf die üppige Vegetation und die großartige Landschaft, der die herbeieilenden indianischen Arbeiter, welchen mein Landsmann Befehle ertheilte, als Staffage dienten. Hier, nicht fern von dem berühmten Pick von Orizaba, war ich sicher vor dem Fieber. Dieser fast regelmäßig kegelförmige Spitzberg war schon, während wir noch fünfzig Seemeilen von der Küste entfernt im mexikanischen Golfe schwam-

men, das Erste gewesen, was wir vom Lande erblickten. Die alten Azteken nannten ihn Citlaltepetl, den Sternberg, und sein Gipfel erreicht eine Höhe von 16,000 Fuß. Schon aus weiter Ferne erkennt man den rauchenden, gegen Südosten abgeschnittenen Krater, der vom Jahre 1545 an nicht weniger als zwanzig Jahre ununterbrochen tobte, seitdem aber sich ruhig verhalten hat. Seine Spitze deckt Eis und ewiger Schnee, an seinem Fuße grünen Palmen und gedeiht das Zuckerrohr, so daß man in wenigen Stunden, wenn man den Feuerberg besteigt, aus der tropischen Region in jene der Gletscher gelangen kann.

Und welch' üppigen Garten zeigt das Land ringsum! Ausgedehnte Grassavannen wechseln mit prachtvollen, immergrünen Wäldern und fruchtbaren Ackergründen. Schlanke Palmen erheben ihre Federkronen über dickstämmige Wollbäume, und Verwandte des Lorbeers mischen ihren Duft mit dem pikanten Aroma zahlreicher Terabinthaceen. Dort gedeihen Farbhölzer und der Balsambaum, wie der Pincent und die heilkräftige Sassaparille. Wasserreiche Thäler erzeugen alle Kulturgewächse der Tropen, zeitigen Zuckerrohr, Indigo, den besten Kakao, die duftende Vanille und als Hauptnährpflanze den Pisang.



Bauleute im Eichbaum. Die Ameise (formica fuliginosa). Von Freeman. (S. 570.)

Wahrlich, hätten die Spanier so energisch, wie sie die braunen Indianer unterwarfen, auch die Natur und ihre nimmer ermüdende Zeugungskraft sich dienstbar gemacht, hätten sie nicht nur genießen, sondern auch anstrengend arbeiten wollen und im Schweiße ihres Angesichtes der weiten Bodenfläche verdoppelten Ertrag, dem Erdinnern seine verborgen gehaltenen Schätze in gesteigerten Verhältnissen abzuringen gewußt, dann stünde es besser um das Land. Denn dieses selbst ist, abgesehen von dem mörderischen Küstensaume, gut. Doch die Menschen — das ist meine, während meines ganzen Aufenthaltes gewonnene feste Ueberzeugung — taugen nichts. Sie werden fortfahren, sich zu bekriegen, das Land zu zerrütten, ob nun das Oberhaupt Maximilian oder Juarez heißt, und Segen und Gedeihen wird erst einziehen, wenn andere thatkräftige Leute dort auftreten. Und so wird es auch kommen. Wenn die weiten Gebiete der Vereinigen Staaten erst mehr bevölkert sind, so daß von dort eine frische Auswanderung sich entwickeln kann, dann fällt Mexiko als reife Frucht jenen in den Schooß. Völker germanischen Namens werden dann vollbringen, was der Romane niemals fertig gebracht hätte, sei er nun aufgetreten als Conquistator, wie der muthige und barbarische Cortez, oder als civilisatorischer Abenteurer, wie jetzt der Franzose.

Das Gasthaus zur hohen Lilie in Erfurt.



Ansicht des Gasthauses.

Der ältesten und berühmtesten Gasthöfe einer ist in Erfurt die „hohe Lilie", ein in der Nähe des Domes belegenes Gasthaus, von welchem schon 1341 die Stadtchronik berichtet, daß daselbst der Erzbischof Christoph von Bremen mit zahlreichem Gefolge und 30 Pferden einkehrte. Im großen Brande von 1472 erlitt das merkwürdige Haus bedeutenden Schaden. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt es aber im Jahre 1538. Die vorliegende Zeichnung ist der illustrirten Chronik eines Koches, der im dreißigjährigen Kriege bei dem General Oxenstierna diente und sich Samuel Fritz nannte, entnommen. Das Haus zur hohen Lilie ist noch gegenwärtig ebenso erhalten, wie die Skizze es



Gustav Adolph's Lossprechung als Riemer. Nach einer Originalskizze, von E. Hartmann.

vorführt, an den Nachbarhäusern hat die Zeit ebenfalls nur sehr wenig verändert.

Unter den berühmten Persönlichkeiten, welche in demselben Herberge fanden, nennen wir zunächst den „Junker Georg von der Wartburg", der zuweilen die umliegenden Orte besuchte und auch einstens hier logirte. „Als über der Mahlzeit des Dr. Luther gedacht wurde," erzählt ein altes Manuscript, fragte er, „was denn Luther Alles gesagt und gelehrt hätte? Worüber es zu einer scharfen Disputation kam. Der Knecht aber, welchen der Herr von Berlepsch ihm allezeit mitgab, rief ihn von der Tafel ab und erinnerte ihn, daß er sich im Disputiren nicht verrathen, sondern bald fortreiten möchte."

Anno 1541 ritt Landgraf Philipp von Hessen mit 200 Pferden hier ein und ließ sich im Gasthof zur hohen Lilie das ihm vom Rathe der Stadt verehrte Faß Wein wohl munden. Zwei Jahre später nahm auch Moritz von Sachsen hier Herberge.

Am 22. September 1631 hielt Gustav Adolph, König von Schweden, seinen ersten Einzug zu Erfurt und nahm sein Hauptquartier in der hohen Lilie. Im größten Zimmer des Hauses hatte der Rath der Stadt die Schlüssel der sechs Thore in eben so viel verschiedenen Körben auf eine Tafel setzen lassen und that sein Möglichstes, den Aufenthalt des Königs so angenehm als möglich zu machen.

Der längere Aufenthalt des Königs führte einen Vorfall herbei, auf welchen sich die Riemer-Innung zu allen Zeiten viel zu gute gethan. Als nämlich Gustav Adolph, um eines seiner Pferde zu besehen, in den Hofraum schreitet, findet er weder hier noch in den Ställen einen seiner Diener. Selbst die Stallwache hat ihren Posten verlassen. Aus einer Stube des Erdgeschoßes aber schallt ein Gemurmel von vielen Stimmen. Der König folgt demselben, öffnet die Thür und sieht in dem Zimmer viele festlich gekleidete junge Leute, unter denen auch seine Bediente stehen. Auf einem mit bunter Decke belegten Tische steht eine reichverzierte Lade, deren Deckel bei Annäherung des Königs sogleich zugeschlagen wird. Von dem sonderbaren Benehmen der jungen Leute überrascht, fragt der König, was dieß zu bedeuten habe, und erhält zur Antwort, daß die Gesellen des ehrbaren Riemerhandwerkes so eben einen Lehrburschen losgesprochen hätten vor dem Heiligthume ihrer Innung, der Lade, in die nur in die Handwerksgebräuche Eingeweihte blicken durften. Der Altgeselle faßt ein Herz, theilt dem hohen Gaste einige dieser Gebräuche mit und trinkt zuletzt aus dem mit Wein gefüllten „Willkommen" ihm zu. In bester Form wird Gustav Adolph als Riemergesell losgesprochen und ihm auferlegt, sich durch ein Geschenk zu lösen. Der König schüttelt dem Sprecher treuherzig die Hand, nimmt den Willkommen mit leutseligem Lächeln und trinkt auf das Wohl der Riemer-Innung zu Erfurt. Nachdem ihm nun die geheimnißvolle Lade geöffnet worden ist, und er die darin verwahrten Dokumente und Antiquitäten betrachtet hat, verläßt er das Zimmer und überschickt hierauf zwei Dukaten und eine Schaumünze mit seinem Bildnisse.

Der im Initial abgebildete Pokal trägt noch heute unter andern Zierraten ein ovales Schaustück von Silber mit dem Porträt des Königs und dem schwedischen Wappen, unter welchem: „Deo et victricibus armis 1631" zu lesen ist.

Bauleute im Eichbaum.

Von Dr. **Karl Ruß.**

(Bild S. 568.)

Die Mittagssonne sendet ihre glühenden Strahlen herab. Tiefe Stille herrscht im Walde, denn das Heer der regsamen Vogelwelt verharrt lautlos in der Hitze; nur die allerkleinsten Schaaren der Kerbthiere leben und weben in unendlichster Mannigfaltigkeit. Schwerfällige Käfer surren zwischen den Sommerblumen umher, bunte Falter fächeln in den linden Luftwellen, Bienen summen emsig von Blüte zu Blüte. Und blicken wir näher, da hüpft und springt, surrt und summt, kribbelt und krabbelt rings um uns her ein wahrhaft ungeheures Allerlei von winzigen Geschöpfen.

Wissenschaftliche Beobachtung hat ergeben, daß an, auf und in der uralten Eiche, die ihre majestätischen Wipfel über uns erhebt, allein weit über zweihundert verschiedene Thierarten herbergen.

Unter ihnen sei es uns vergönnt, nur eine herauszugreifen und den Lesern nach ihren interessanten Seiten hin vorzuführen. Wir treten näher zu dem mächtigen Eichenstamme heran und bemerken, daß derselbe in seinem ganzen unteren Theile ausgehöhlt ist und mit der Oeffnung an der andern Seite zwischen dichtem Gesträuch mündet. In der Höhlung hat eine Ameisenkolonie sich angesiedelt. Bei näherer Betrachtung zeigt sich uns ein bewundernswürdiges Bauwerk, welches aus zahlreichen Stockwerken mit zahllosen Gängen, Kammern und Sälen besteht. Je etwa einen halben Zoll von einander entfernt werden die Böden der Stockwerke bald von senkrechten Scheidewänden, bald von rundlichen, in der Mitte verdünnten Säulen getragen. Die meisten Wände folgen der konzentrischen Holzlage des Stammes und sind nicht bloß sehr kunstvoll, sondern auch höchst sauber und sorgsam ausgeschnitt. Und da die kleinen Arbeiter in rastloser Emsigkeit immer mehr Holz fortmeißeln, so haben sich stellenweise diese Kammern bereits in lange Säulengänge von acht bis zehn Zoll Höhe verwandelt, mit Wänden so dünn wie Papier. So erscheint uns der ganze Bau außerordentlich kunstvoll, aus ziemlich regelmäßigen Stockwerken aufgeführt, und sowohl von dem Gerbstoff des Eichenholzes, als auch von der Ameisensäure durchdrungen, erscheint das Ganze von tief dunkelbrauner Farbe.

Betrachten wir jetzt die zum großen Theile auch vor der Wohnung sich umhertummelnde Bewohnerschaft näher, so bemerken wir, daß sie wie in sämmtlichen Ameisen- und Immenkolonieen aus drei Formen besteht, den größten geflügelten Weibchen, den kleineren ebenfalls geflügelten Männchen und den ungeflügelten Geschlechtslosen oder Arbeitern. Diese Letzteren gleichen im Bau fast völlig den Weibchen, nur daß sie flügellos und kleiner sind; in der That aber sind es auch nur unvollkommen ausgebildete weibliche Thiere, die man daher auch Jungfrauen nennt.

Sie sind bekanntlich jene rastlosen Arbeiter, die nicht bloß als das Bild des Fleißes uns die Ameisen erscheinen lassen, sondern die auch durch ihre kunstvolle, intelligente und scharfsinnige Arbeit zugleich unsere Bewunderung erregen. Unbewußt befolgen sie die Gesetze der Mechanik, wie der aufmerksame Beobachter sich bald überzeugen kann, und, ob in einzelner oder gemeinschaftlicher Arbeit, haben wir immer Gelegenheit, wie ihre unermüdliche Ausdauer, so auch die zweckmäßigste Benützung ihrer Kräfte zu bewundern.

Die hier in der Eiche wohnende Ameisenart ist natürlich eine andere als die, welche ebenfalls hier im Walde ihre auswendig so kunstlosen, innen jedoch nicht minder regelmäßig kunstvollen „Haufen" aufführt. Während jene rothbraun, erscheint diese pechschwarz und dabei stark glänzend, weßhalb sie die rußfarbene Ameise (formica fuliginosa) heißt.

Außer den erwähnten Merkwürdigkeiten zeigen uns die Ameisen auch noch eine Anzahl nicht minder beachtenswerther anderer. Wir schildern zunächst in Kürze eine „Ameisenhochzeit". Nichts Menschliches gibt einen Begriff von dem wirbelnden Aufbrausen, von dem man nicht weiß, ob es Liebe, ob Wuth bedeute. Zwischen dem Volke wilder Brautpaare, welche von nichts zu wissen scheinen, irren Ungeflügelte umher und greifen besonders die an, welche sich am Meisten verwickelt haben, beißen sie, zerren sie so stark, daß man meinen sollte, sie wollten sie zermalmen. Das ist aber nicht ihre Absicht, sie wollen sie nur zum Gehorsam, zu sich selbst zurückführen. Ihre lebhafte Pantomime scheint nichts Anderes sagen zu wollen, als seid verständig, haltet Maß und Ziel! Diese Jungfrauen (Arbeiter) überwachen also die Liebenden und führen eine strenge Aufsicht über die Vorfeier der Hochzeit, dieses wahre Volksfest. Doch jetzt grenzt die Wildheit, das Ausgelassensein an Raserei; in taumelndem Wirbel erhebt sich die geflügelte Schaar, zunächst in wechselndem Steigen und Sinken, zuletzt hoch in die Lüfte und verschwindet in weiter Ferne. Nur einzelne Nachzügler scheinen den Andern nicht folgen zu wollen, sondern dem Vaterlande Treue angelobt zu haben, vielleicht waren sie vorher ernsthaft ermahnt worden, zu bleiben und der Heimat ihre Nachkommen nicht zu entziehen. Wo jene die Laune, der Zufall hintreibt, da suchen sie sich eine neue Wohnstätte, gründen ihre Kolonieen. Tausende

von ihnen werden hiebei eine Beute der Vögel oder fallen in das Wasser, wo sie von den Fischen weggeschnappt werden. Die Männchen verschwinden alsbald, sie haben ihren Zweck erfüllt und — sterben. Die Weibchen verrichten zunächst alle Arbeiten, bis sie sich ihre Jungfrauen erzogen haben. Ihre Flügel, deren sie nicht mehr bedürfen, fallen ihnen gleich nach der Hochzeit aus, wenn anders sie dieselben im wilden Taumel nicht schon verloren haben. (Taschenberg, Bilder aus dem Pflanzenleben.)

Den geschlechtslosen Ameisen liegt ebenso wie bei den Bienen die Abwartung der Brut ob, und sie unterziehen sich dieser Sorge mit förmlich rührender Treue. Man beobachte nur einmal, wie sie die Larven (fälschlich Ameiseneier genannt) pflegen, an die Sonne tragen und wieder zurück u. s. w.; sie werden daher auch Ammen genannt. Je nach der Ameisenart sind die Wohnungen sehr verschieden angelegt, außer den „Haufen" und Bauten in hohlen Bäumen noch in Ständen und Gebälken, unter Steinen, Moos, in der Erde u. s. w. Das Baumaterial ist ebenfalls ein sehr verschiedenes; größtentheils besteht es aus allerlei Spreu, Holzstückchen, Steinchen, Harzstückchen u. dergl. Durch die Zersetzung der organischen Stoffe herrscht in allen Ameisenwohnungen eine erhöhte Temperatur, welche der Entwicklung der Bruten wohl sehr förderlich ist.

Der Haushalt der Ameisen ist noch dadurch außerordentlich interessant, daß sie in ihren Wohnungen nicht bloß zahllose fremde Gäste, sondern auch sogar Sklaven und Hausthiere beherbergen. Es gibt gegen dreihundert verschiedene Insektenarten, welche theils während ihrer Entwicklung, theils in vollkommenem Zustande in den Ameisenhaufen regelmäßig oder nur gelegentlich leben. Namentlich unsere rußfarbene Ameise beherbergt in ihren geschützten, warmen Nestern sehr zahlreiche solche Ameisenfreunde. Manche Ameisenarten suchen sehr emsig die auf den Gewächsen umher lebenden Blattläuse auf, deren süßen Saft sie begierig lecken und die sie durch Streicheln gleichsam zu melken wissen, entweder an Ort und Stelle, oder indem sie dieselben in ihre Wohnungen mitnehmen und dort gleich Melkkühen halten und verpflegen. Noch andere, namentlich die blutrothe Ameise, rauben die Arbeiterpuppen und Larven anderer Ameisen, erziehen sie und halten sie gleich Sklaven zur Arbeit an.

Außer diesen und noch vielen anderen interessanten Seiten, welche uns die Beobachtung eines Ameisenstaates zeigt, gewähren sie dem Menschen auch direkten Nutzen, denn die ihnen eigenthümliche Ameisensäure, durch deren Einspritzen sie die bei der Vertheidigung ihrer Nester beigebrachten Wunden so schmerzhaft zu machen vermögen, wird als geschätztes Arzneimittel, namentlich im Ameisenspiritus, angewendet. Noch ungleich bedeutungsvoller aber ist der Nutzen der Ameisen für den Menschen — nämlich die Rolle, welche sie im Naturhaushalt spielt.

Die Ameisen ernähren sich von Thier- und Pflanzenstoffen; dadurch nun, daß sie Raupen, Regenwürmer, Schildläuse, Schnecken u. s. w., ferner das faulende Fleisch kleiner Thierleichen verzehren, werden sie einerseits für die Forst-, Land- und Gartenwirthschaft außerordentlich nützlich, andererseits auch für unsere Gesundheit. Man sollte ganz besonderes Gewicht darauf legen, daß sämmtliche bei uns einheimischen Ameisenarten zu den allerwichtigsten und unentbehrlichsten Sicherheitswächtern der Natur gehören, die rastlos und mit besten Erfolgen unter allem möglichen schädlichen Geschmeiß aufräumen.

Ihr Schaden, den sie an (nur bereits beschädigten) Früchten oder an Süßigkeiten in Keller und Speisekammer thun, kann dagegen gar nicht in Betracht kommen; wo man sie nicht haben will, wende man als bestes Vertreibungsmittel mit Petroleum befeuchtete Baumwolle, in ihre Schlupfwinkel gesteckt, an.

Neuerdings ist, wie man hört, auch bereits in mehreren Ländern der Schutz der Ameisen (Verbot des Handels mit „Ameiseneiern", „Ameisenweihrauch", das Zerstören der Ameisenhaufen u. s. w.) obrigkeitlich in Erwägung gezogen oder bereits zum Gesetz erhoben. Wie dringend nothwendig derselbe aber, namentlich zur Erhaltung der Wälder, aber auch für den Getraide- und Obstbau sei — darüber wolle man sich noch insbesondere in Roßmäßler's trefflichem Buche „Die niederen Thiere des Waldes" (Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung) weiter belehren.

Fliegende Blätter.

Zur Diamantenfabrikation. Obwohl wir über die Goldmacherei, das Suchen des Steines der Weisen u. dgl., Dank der thatkräftig materiellen Richtung unserer Zeit und viel mehr noch Dank den riesigen Fortschritten und Errungenschaften der Naturwissenschaft, gründlich hinweg sind, so ist es doch noch immer ein ähnliches Phantom, welches dennoch oder vielmehr gerade aus den Erfolgen der Forschung sich nährend immer wieder auftaucht. Die Krystallisation des Kohlenstoffs ist es, die künstliche Herstellung des edelsten der Steine, welche noch gar manchen Kopf beschäftigt, manches tüchtige Hirn in Bewegung und wohl gar in Verwirrung bringt. Auch wir wollen gern zugeben, daß die Erreichung dieses naturwissenschaftlich keineswegs unmöglich erscheinenden Zieles über kurz oder lang wohl einmal gelingen wird; allein ob darin wirklich eine so außerordentliche Wohlthat für die Menschheit begründet sein wird, bezweifeln wir entschieden. Dem mag indessen sein, wie ihm wolle, ein sehnlichst erwünschtes Ideal ist und bleibt es. Sonderbarer Weise taucht alle Augenblicke ein Verfahren auf, nach welchem die Herstellung von Diamanten endlich erreicht worden sein soll, welches sie ganz unschwer zu bereiten lehrt und das nun großmüthiger Weise aller Welt durch Veröffentlichung preisgegeben wird. Eines der geistvollsten und zugleich ein prächtiges Resultat gebend war das, nach welchem man Phosphor in Schwefelkohlenstoff auflöste. Der Phosphor sollte mit dem Schwefel eine Verbindung eingehen und der Kohlenstoff rein krystallisiren. Und in der That, es bildete sich am Boden des Glases alsbald ein großer prachtvoller Krystall, der alle köstlichen Eigenschaften des Diamanten, namentlich die brillanteste Lichtbrechung zeigte, anstatt aus Kohlenstoff aber leider nur aus — Phosphor bestand. Namentlich die Franzosen sind groß in der Erfindung von Diamanten-Darstellungsweisen. Augenblicklich macht wieder ein solches die Runde durch alle technisch-naturwissenschaftlichen Blätter. Es ist von Lionnet und besteht in Folgendem: Um ein spiralförmig gewundenes langes und dünnes Gold- oder besser Platinablech wird ein langer, ebenfalls sehr dünner Zinnstreifen gewunden, dessen Oberfläche ungefähr so viel beträgt, als die des unbedeckten Platina- oder Goldblechs. Dieß Volta'sche Element taucht man in ein Gefäß mit Schwefelkohlenstoff und läßt es lange und unberührt stehen, worauf sich der Kohlenstoff in Krystallen, je langsamer desto schöner und größer, abscheidet. Selbstverständlich ist aber auch dieses französische Experiment wieder nur eine schöne Idee; denn der Schwefelkohlenstoff ist, wie Hager in seiner „Pharmazeutischen Centralhalle" ganz richtig behauptet, gar kein Elektrolyt, keine jener Flüssigkeiten, die durch den elektrischen Strom in ihre Bestandtheile zersetzt werden.

*

Lessing als Knecht Ruprecht. Bekanntlich hatte Lessing am 7. November 1760 sich heimlich, ohne seinen berliner Freunden Lebewohl zu sagen oder sein Quartier zu kündigen, nach Breslau begeben, um die ihm von dem Gouverneur Tauenzien angetragene Stelle eines Gouvernements-Sekretärs zu übernehmen. Hier, in dem preußischen Kriegs- und Weltleben, schrieb er das Drama „Minna von Barnhelm" und seinen „Laokoon". — Nach Guhrauer's Versicherung haben sich bis auf die jüngste Zeit Traditionen von Lessing's Aufenthalt daselbst erhalten. Noch zeigt man an der Schuhbrücke das Haus „Zum Posthorn", wo er die freien Abende in froher Gesellschaft und beim Spiel zubrachte; ferner das Haus in der schweidnitzer Straße, in welchem er lange Zeit bei einem Pfefferküchler gewohnt. Dieser, unwillig über Lessing's spätes Nachhausekommen, rächte sich dadurch an ihm, daß er Pfefferkuchen in Form einer Mißgestalt mit der Unterschrift Gotthold Ephraim Lessing in seinem Laden feil hielt. Vor einigen zwanzig Jahren noch lebten in Breslau Personen, welche derartige Pfefferkuchen wollten gesehen und gegessen haben. — Was will man gegen diesen gepfefferten Teig-Pasquillanten und sein groteskes Gegenstück zu der edlen Gestalt, als welche Lessing im Gemüth des deutschen Volks lebt, sagen, wenn selbst Moses Mendelssohn den Kopf bedenklich schüttelte und die verständigsten Leute ihrer Zeit so wenig Einsicht in sein Leben hatten, daß sie im Hinblick auf sein breslauer Treiben völlig irre an ihm wurden?

*

Die Kulturstufe des Ackerbaues in Irland. Das irische Volk hat im Allgemeinen den Sinn für etwas Besseres verloren; seine Trägheit und die große Einförmigkeit in Bezug auf die Nahrung geht aus dem Umstande hervor, daß fünf Millionen lediglich von Kartoffeln, 2½ Millionen von Haferbrod leben. Von der Kulturstufe seines Ackerbaues werden die nachstehenden Notizen ein ungefähres Bild gewähren. Der meistentheils noch zur Anwendung kommende altirische Pflug erfordert vier bis fünf Pferde, einen Pflüger nebst Treiber und außerdem noch einen Mann, der auf der Deichsel sitzt, um den Pflug besser im Boden zu halten. Die Karren haben statt der Räder runde massive Holzscheiben, oder liegen gar auf sogenannten Schleifen. Vor gar nicht langer Zeit war das Geschirr häufig noch aus Stroh, und im Jahr 1810 spannte man noch Pferde und Ochsen mit dem Schwanz an den Pflug. Dreschmaschinen und Scheuern sind dort Luxusgegenstände, das Korn wird gleich auf der Straße gebroschen. In der Regel wohnt der Bauer mit seinem Vieh in einem Raum, der, ohne Kamin, nur die Thür als Lichtöffnung oder ein Loch in der Wand hat, das mit einem Bund Stroh zugestopft wird. Bettstellen sind unbekannte Inventarstücke; die Bewohner schlafen auf dem Erdboden, und um das etwa hereinfließende Wasser besser auffangen zu können, wird in der Mitte der Wohnung ein Loch gegraben.

*

Auch ein Reichstag. In Mitteleuropa wird man es gar nicht glauben, daß es im Orient, dem Lande von Tausend und einer Nacht, auch einen Landtag gibt. Der bosnische Landtag ist jüngst vertagt worden, nachdem er durch einen Monat trotz seiner Tagessitzungen genachtet hatte. Denn die Sitzungen

waren geheim, und nicht einmal die offiziellen Blätter der Regierung, wie z. B. der in serbischer und türkischer Sprache erscheinende Bosanski viestnik, wußten etwas von der Thätigkeit dieses Parlaments zu erzählen. Der Präsident war der Vezier, dem die Mitglieder des Hauses beim Eintritt in dasselbe, sowie beim Verlassen desselben den Saum des Kleides zu küssen haben. Die Sitzungen fangen an und schließen mit einem-Gebet für die Gesundheit des Sultans, dessen Schatten, wie es orientalisch offiziell heißt, schon alle Segnungen bringt; was muß erst seine Lichtseite bringen? Nach dem Gebet werden den Herren Abgeordneten Pfeifen herumgereicht, gefüllt mit dem besten Türkischen; die christlichen Mitglieder des Parlaments sind verpflichtet, sowohl dieses Geschäft zu besorgen, als auch die bereits gestopften Tschibuks ihren türkischen Kollegen anzuzünden. Darauf wird schwarzer Kaffee feinster Sorte servirt, und dann in Allah's Namen die Sitzung eröffnet. Die occidentalischen parlamentarischen Kleinigkeiten, wie Sitzungsprotokolle, Ausschußberichte 2c., gibt es nicht; eben so wenig wie eine Debatte, denn die Türken sind bekanntlich sehr wortkarg, und die wenigen Christen, die darin sitzen, verstehen die türkische Verhandlungssprache nicht; sie können sich deßhalb an den Verhandlungen nicht anders betheiligen als ihre „schweigenden" Kollegen. Der Vezier trägt die Tagesordnung nach der Reihe vor und die Herren Abgeordneten rufen nach jedem Alinea, sich tief bis zur Erde verneigend: „Evet efendum" (ja, Herr) und „Peki, peki" (gut, gut). Diese sonderbare Versammlung besteht seit vorigem Jahre.

Zeitungs-Annoncen. I.

Von **Ludwig Löffler.**



Ein junger militärfreier Mensch vom Lande, der mit Pferden vertraut ist, sucht eine ebensolche Stelle.



Eine sehr gut empfohlene Kindsfrau, die das Päppeln gründlich versteht, mit Kindern sehr eigen und liebevoll umgeht, auch geneigt wäre, Krankenpflege zu übernehmen, sucht Stellung.



Eine junge Wittwe, streng moralisch, von nachgiebigem Charakter, wünscht einem reichen ältlichen Herrn die Wirthschaft zu führen.



Ein Engländer aus bester Familie sucht eine ebensolche, in der er den Comfort der eigenen Häuslichkeit findet, unter billigen Bedingungen.

Um Westeuropa zu beweisen, daß man auch in der Türkei so gut wie z. B. in Paris konstitutionell zu regieren verstehe, erließ der Sultan für Bosnien dieses Parlamentsstatut. Jeder Bezirk (Bosnien hat deren sieben) schickt drei Abgeordnete, zwei Türken und einen Christen. Bei dieser Landesvertretung kommen die Christen nicht zum Besten davon, denn das Wahlstatut setzt keinen Wahlmodus fest, der auf Bevölkerungszahl, Interessen 2c. Rücksicht nähme. Der betreffende Bezirksvorsteher wählt aus den Beamten seines Sprengels drei heraus und schickt sie in den Landtag; bevor sie jedoch in die parlamentarischen Hallen eintreten, werden die Herren Abgeordneten vom Vezier noch einmal gemustert und nach ihren Konduitenlisten beurtheilt; nöthigenfalls, wenn sie dem Pascha nicht gefallen, müssen die Herren Abgeordneten wieder gehen, woher sie gekommen, und wird statt ihrer eine Neuwahl ausgeschrieben. Diese Volksvertreter beziehen auch keine Diäten, sondern nur ihren Beamtengehalt. Heuer tagte die Versammlung das erste Mal; denn im Vorjahre hielt man es nicht für nöthig, sie einzuberufen, die Türkei war nämlich ruhig. Heuer gährt es unter ihrem Boden wie in einem Vulkan, und da ist ein Parlament gut. Jetzt hat man das Parlament wieder entlassen, und damit verschwinden auch alle Spuren seiner Thätigkeit, denn der Vezier hat Wichtigeres zu thun, als das fortwährende melancholische peki, peki anzuhören. Das ist ein bosnischer Reichstag.

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von John Nobody.

(Fortsetzung.)

8. Das Gespenst in Moreland's Villa.

Ich erwähnte schon früher, daß ich, nach vollendeten Studien, in Gemäßheit der eigenen Andeutungen Mr. Argyll's erwarten durfte, von ihm zum Theilhaber seiner advokatorischen Geschäfte erwählt zu werden, und ich war dessen in mir so gewiß, daß die Theilhaberschaft in meinem Lebensplan eine bestimmte Stelle einnahm. Gerade um die Zeit meines letzten Besuchs in Newyork hatte ich für einen Klienten, der von persönlichem Einfluß war, einen verwickelten und schwierigen Prozeß so glücklich durchgeführt, daß mehrere der älteren und erfahrenen Kollegen meines bisherigen Chefs mir deßwegen in schmeichelhafter Weise gratulirten. Auffallend war es mir daher schon, daß Mr. Argyll bei meiner Rückkehr von Newyork mich kühler als sonst empfing, und noch auffallender, daß er meines advokatorischen Sieges nur mit einigen höflichen und förmlichen Worten gedachte. Anfänglich schrieb ich dieß Benehmen auf Rechnung eines vorübergehenden Unwohlseins, allmälig aber mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß Mr. Argyll's Gesinnungen gegen mich sich geändert hatten; er ward von Tag zu Tage kälter und förmlicher und ich hatte vergeblich auf sein Anerbieten, mich als Compagnon annehmen zu wollen, zu warten. Von Verdruß und Zweifel gequält, wußte ich nicht, ob ich sein Bureau ein- für allemal verlassen, oder noch länger auf die Wiederkehr seiner sonstigen freundschaftlichen Haltung warten sollte, da ich mich keines Umstandes zu erinnern vermochte, woher ich mich der früheren Bevorzugung unwürdig gemacht haben könnte.

Selbst Mary, dieses harmlose, liebenswürdig freimüthige Geschöpf, welches in den Tagen der tiefsten Bekümmerniß sich mir zugeneigt hatte, wie eine jüngere Schwester dem älteren Bruder, zeigte sich anders gegen mich, nicht gerade abstoßend und kalt, aber mehr zurückhaltend, gezwungen und wortkarg; und oftmals, wenn mein Blick ihr Auge traf, schlug sie dasselbe zu Boden, oder wendete sich verwirrt hinweg. Ich konnte mich des argwöhnischen Gedankens nicht erwehren, daß James gelungene Versuche gemacht habe, mir die unschätzbare Freundschaft der Familie Argyll zu entziehen, daß er Mißtrauen gegen meinen Charakter, gegen meine Absichten, meine Handlungen, oder Gott weiß gegen was, gesäet habe. James selbst bemühte sich, trotz seines unstäten Wesens, freundlicher gegen mich zu sein als je, und es blieb mir unklar, in wie weit die Kunst der Verstellung Antheil an seinem Benehmen hatte. Daß er sich inzwischen bemühte, sich Eleanor wieder zu nähern, und daß es ihn Mühe kostete, seinen Verdruß über ihr Beharren in der vollkommenen Abgeschlossenheit von allem äußerlichen Verkehr zu verbergen, ward mir deutlich ersichtlich und gab mir eine Art Schlüssel zu der Ursache, mich zu verdächtigen: er wollte sich möglicher Weise ein- für allemal die Bahn von etwaigen Nebenbuhlern rein machen.

So kam der dreiundzwanzigste Dezember heran; an diesem Tage ward Eleanor neunzehn Jahre alt und hatte ein Jahr zuvor ihr Hochzeitstag sein sollen. Ich erkannte sogleich bei meinem Erscheinen am frühen Morgen, daß dieser Jahrestag Schmerz und Trauer mit voller Gewalt wieder aufgefrischt hatte. Mr. Argyll's Bureau blieb ebenso geschlossen, wie die Läden an den unteren Fenstern seines Wohnhauses; er selbst ging schweigsam und in sich gekehrt umher; die Dienstleute hatten verweinte Augen, oder thaten wenigstens, als ob der Schmerz ihrer Herrschaft auch sie ergreife. Eine Begegnung mit James zeigte mir, daß in seiner Brust die Unruhe, welche für immer in ihm ihre Herrschaft befestigt zu haben schien, mit dem Groll einen heftigen Kampf kämpfte. Er lief unstät in den Gemächern, den Vorhallen und den Anlagen des Parks umher, ließ seine Blicke ohne bestimmte Zielpunkte nach allen Richtungen schweifen und biß auf seine Cigarre.

Als Mary gegen elf Uhr aus dem Zimmer ihrer Schwester herabkam, sagte sie mir mit Thränen, Eleanor befinde sich in einem erschütternden Seelenzustande, sie treffe mit größter Ruhe Vorbereitungen zu ihrer Vermählung mit Moreland, indem sie sage, sie wolle sich ihm, wenn er auch todt sei, für's ganze Leben weihen, und von diesem Tage an sich als sein Weib betrachten, bis sie selbst ihm in's Grab folge. Sie habe bereits ihren Brautstaat angelegt und das Gebetbuch aufgeschlagen; jetzt verlange sie den Hochzeitsstrauß.

Ich half Mary im Gewächshaus die schönsten Knospen und vollkommensten Blumen zum Strauße auswählen, dann aber vermochte ich es nicht mehr zu ertragen, Zeuge dieser Leiden zu sein, sondern mein eigener Kummer über die Hülflosigkeit bezüglich der Entdeckung des Verbrechens und über das Fehlschlagen meiner Hoffnungen trieb mich in's Freie. Unter der Säulenhalle traf ich auf James. „Wir werden also eine Hochzeitsfeierlichkeit haben!" sagte er spöttisch. „Welch' eine Thorheit von dem Mädchen, ihre Gedanken an Staub und Asche zu hängen! Ich hätte nicht geglaubt, daß Eleanor so schwach sein könnte, durch ihr Benehmen ihre ganze Familie sich in Schmerz aufzehren zu lassen."

Ohne ihm ein Wort zu erwiedern, verließ ich die Umgebungen des Hauses. Erst in einiger Entfernung kam mir der Gedanke, der Gärtnersfrau in Moreland's Villa, Mrs. Scott, einen Besuch zu machen, und ich lenkte nun dahin meine Schritte. Als ich an dem kleinen Hinterhause anlangte, welches Mr. Scott mit seiner Familie bewohnte, hörte ich, daß Frau Scott ihren Knaben in Schlaf sang; ich klopfte, der Gesang verstummte, aber es rief keine Stimme: „Herein!" Ich klopfte wiederholt — Niemand antwortete. Ueberzeugt, daß das Klopfen gehört worden sein mußte, klopfte ich sehr stark und rief gleichzeitig Mrs. Scott's Namen. Jetzt öffnete diese sehr rasch die Thür und trat mir mit einer Miene entgegen, in welcher ich noch Spuren von Bestürzung sehen konnte. „Ach, Sie sind es, Mr. Redfield!" sagte die Frau. „Hätte ich das gewußt, so würde ich gleich aufgemacht haben; aber ich dachte — ich glaubte ..." — „Nun, was denn, Mrs. Scott?" — „Ach, wissen Sie, Mr. Redfield, mein Mann ist im Dorfe abwesend und ich fürchtete mich." — „Sie? Ich habe Sie für eine sehr muthige Frau gehalten, Mrs. Scott!" — „Es gehen hier seltsame Dinge vor, Sir, seitdem Mr. Henry ermordet worden ist — es spukt in der Villa." — „Was? Es spukt? Glauben Sie an Gespenster?" — „Hätten Sie gesehen, was ich gesehen habe, Sir, und was mein Mann gesehen hat, so würden Sie mir Recht geben. Ich versichere Ihnen, es geht hier um, und ich denke, es ist der Geist des armen jungen Herrn, der sich nicht von der Stelle trennen kann, wo er mit seiner jungen Frau so glücklich leben wollte." — „O, Mrs. Scott, Sie dürfen fest glauben, daß Gott nicht so unbarmherzig ist, einen so edlen Geist, wie den Henry Moreland's, nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Aber wodurch soll er sich kund gegeben haben?" — „Durch verschiedene Zeichen, Sir ... Was war das? Hörten Sie nicht eben das Geräusch?" Sie lauschte erschrocken gegen das Fenster. — „Ueberzeugen Sie sich doch, Mrs. Scott," erwiederte ich, das Fenster öffnend, „es ist ein Haufe Schnee vom Dache gerutscht." — „Es klang aber ganz anders, Sir, und ich sage Ihnen, die Geisterstimmen hören hier bei Tage und bei Nacht nicht auf. Der liebe Gott weiß es, wir haben kein Unterkommen, wenn wir diese Wohnung verlassen müssen, aber mein Mann ist bereit, mit mir und dem Kinde lieber in's Elend zu gehen; wir können es hier nicht mehr aushalten, Mr. Redfield. Schon seit sechs Wochen getraut sich Keines von uns mehr einen Tritt in die Villa zu setzen."

Bei dieser Eröffnung stutzte ich — welch' eine glänzende Gelegenheit für Diebe und Einbrecher, mit aller Gemächlichkeit ein wohlausgestattetes Haus zu plündern, das die mit dessen Bewachung betrauten Personen aus Furcht vor Gespenstern nicht zu betreten wagten! „Worin bestanden denn die gespenstischen Zeichen, welche Sie sahen, Mrs. Scott?" — „In vielerlei, Sir! Nachts haben wir Beide, ich und mein Mann, ein kurioses Licht über das Dach der Villa hingleiten sehen — das war ein Todtenlicht. So etwas läßt sich gar nicht beschreiben, es sah mehr aus wie ein leuchtender Schatten, als ein wirkliches Licht. Wir haben es sieben- oder achtmal bemerkt." — „Und nie versucht, der Ursache nachzuforschen?" — „Behüte! Haben Sie noch nicht davon gehört, daß Leute mit zerschmetterten Gliedern und todt gefunden worden sind, die sich den Geistern nähern wollten?" — „Nun, ich möchte es wohl

auf einen Versuch ankommen lassen, Mrs. Scott. Haben Sie sonst noch Zeichen bemerkt?" — „Gewiß: allerlei seltsame Laute, selbst am hellen Tage." — „Wie klangen diese denn?" — „Nicht wie menschliche Laute, nicht wie Singen, nicht wie Weinen oder Summen, und doch wie etwas von Allem, ungefähr wie ein leises Wimmern, das aus den hinteren Familienzimmern hervorzudringen scheint." — „Es wird der Wind oder eine Katze gewesen sein." Die ehrsame Gärtnersfrau fühlte sich durch diese skeptische Bemerkung förmlich verletzt. — „Glauben Sie, Mr. Redfield, ich könnte nicht das Heulen des Windes oder einer Katze von Geisterstimmen unterscheiden?" fragte sie mit dem Ausdrucke innerer Gewißheit. Ich machte noch einen Versuch, sie zu überzeugen, indem ich sie an die Pflicht erinnerte, sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß nicht kecke Einbrecher durch Erregung von Gespensterfurcht ihre Absicht verdeckten, das Haus seines werthvollen Inhalts zu berauben. Mrs. Scott betheuerte zwar, sie und ihr Mann hätten wiederholt alle äußeren Thüren und Fenster untersucht und stets wohlverwahrt gefunden, sie ließ sich aber doch bewegen, mich, während ihr Kind schlief, zu einem flüchtigen Besuche der Villa zu begleiten. Die Eingangsthür war richtig verschlossen. In einer Speisekammer am Hausflur standen verschiedene Fässer mit Mehl, Hülsenfrüchten u. s. w., welche eine bedeutende Verminderung ihres Inhalts zeigten. Mrs. Scott meinte überrascht, es müßten Ratten im Hause sein und ihr Mann werde sich genöthigt sehen, gegen diese Gift anzuwenden.

Wir gingen durch eine Reihe von Zimmern, ohne daß Mrs. Scott etwas vermißte, oder eine Veränderung bemerkte; als wir aber das reizend gelegene Gemach betraten, welches Henry selbst zu bewohnen pflegte, und die Gärtnersfrau, welche nur mit Zagen mir in diesen Raum gefolgt war, die Läden aufgemacht hatte, stieß sie einen Schreckensruf aus und klammerte sich an meinen Arm. „O, Mr. Redfield, wir wollen fort, fort aus dem Hause, denn ich weiß gewiß, daß es hier umgeht!" — „Aber woran sehen Sie denn das?" fragte ich, vergeblich nach der Ursache ihres Schreckens umherspähend. — „Dieß war sein Schlafzimmer, Mr. Redfield, und er kommt noch her — sehen Sie das Bett? Darauf hat er gelegen. Es war ganz in Ordnung, als ich zum letzten Male hier war." — Ich bemerkte allerdings auf dem gemachten Bett den leichten Eindruck eines anscheinend menschlichen Körpers, namentlich die Form des Kopfes auf dem Kopfkissen und den Eindruck eines Armes und einer Hand, sagte aber kein Wort, sondern verfolgte einen Gedanken, der mich plötzlich durchzuckte. „Auch seine Pantoffeln stehen anders," fuhr die Gärtnersfrau fort, „gerade wieder so, wie er sie selbst immer zu stellen pflegte, wenn er hier wohnte, und ich selbst stellte sie am Tage des Begräbnisses an die Wand. Hier diese Papiere liegen anders und in diesem Buche ist gelesen worden. Ich legte es damals geschlossen auf den Schreibtisch; es war sein Lieblingsbuch, weil Miß Eleanor es ihm geschenkt hatte."

Ich faßte das Buch näher in's Auge: es waren Gedichte von Mrs. Browning, und ein Buchzeichen, von Eleanor's Hand gestickt, lag darin. Die aufgeschlagene Stelle enthielt eine düstere Klage über einen Mann, der eine Andere liebte. „Wann haben Sie das Licht, welches Sie ein ‚Todtenlicht' nennen, zuletzt gesehen?" fragte ich nach kurzem Sinnen. — „Noch gestern, Sir, sah es John, mein Mann, als er etwas spät die Gartenthür schloß." — „Nun, Sie haben wahrlich nicht nöthig, sich zu beunruhigen, Mrs. Scott. All' diese kleinen Zeichen lassen sich auf natürliche Weise erklären. Wir wollen Läden und Thüren wieder vorsichtig schließen und ich bitte Sie, gegen Niemand ein Wort über Gespenstererscheinungen fallen zu lassen, bis ich wiederkomme."

In Folge der Mittheilungen der Gärtnersfrau und meiner eigenen Beobachtungen war eine unerklärliche Unruhe über mich gekommen. Je länger das schreckliche Verbrechen des an Henry begangenen Mordes in undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb, und je mehr dadurch Spannung und Verstimmung im Hause meines Chefs sich steigerte, desto lebhafter ward in meiner gequälten, geängstigten Seele das Suchen nach einem Lichtpunkte, welcher zur Aufklärung dienen konnte. Ich war entschlossen, dem Geisterspuk in Moreland's Villa auf den Grund zu kommen, weil ich mich der Ahnung nicht zu erwehren vermochte, daß darin ein Zusammenhang mit dem Verbrechen bestehe; keine Nacht wollte ich mir Ruhe gönnen, bevor ich wisse, was es mit dem Spuk für eine Bewandtniß habe, und noch an demselben Abend gedachte ich, nach einem Besuche im Dorfe, in die Nähe der Villa zurückzukehren, und dann erst, wenn ich bestimmten Anhalt gefunden, dem Detektive Burton Mittheilung zu machen.

Bei meinem Eintritt in Mr. Argyll's Zimmer war mir eine große Ueberraschung vorbehalten: ich fand Leonore, Burton's Töchterchen, die mit ihrer Wärterin eben angelangt war, und Mary war eifrig beschäftigt, die Kleine vor dem hell flammenden Kaminfeuer aus ihrer Pelzhülle zu entpuppen, während Eleanor mit halb wehmüthigem Lächeln die Szene betrachtete. Mary erzählte mir, leuchtend vor Freude, meine eigene mehrfache Erwähnung des seltsamen Kindes habe sie auf die Idee gebracht, ihrer Schwester, welche für liebenswürdige Kinder sehr eingenommen sei, und den übrigen Hausbewohnern eine Ueberraschung zu bereiten; sie habe heimlich an Mr. Burton geschrieben, er möge gestatten, daß seine Tochter auf einige Zeit im Hause ihres Vaters und unter der beiden Schwestern Obhut zum Besuch verweile, und Mr. Burton hatte sofort erwiedert, dieß Anerbieten sei ihm um so angenehmer, als er auf mehrere Tage in amtlichen Angelegenheiten verreisen müsse; er sende sein Herzblatt und werde es nach seiner Rückkehr selbst wieder abholen.

Da war nun das schlanke, liebliche Kind, welches bei meinem Erscheinen mich sofort mit lebhafter Freude begrüßte und ehe eine halbe Stunde verging, die ganze Familie erobert hatte. Nur James war noch abwesend; da er länger als gewöhnlich fortblieb, so ward der Thee eingenommen. Ich bemerkte mit freudiger Genugthuung, daß Leonorens Erscheinen ein neues heiteres Element in's Haus zu bringen versprach. Das Kind machte sich schnell heimisch und übte selbst auf den ernsten Advokaten ihre Anziehungskraft.

Als James kam, saßen wir um das Kaminfeuer gruppirt, Leonore an der Seite ihrer trauernden Namensschwester, von Mary eifrig geliebkost. „Ah, dieß ist also die kleine Lady, welche mit so vieler Begeisterung hier besprochen worden ist?" rief James, mit ausgestreckter Hand auf sie zugehend. „Willst Du mich der seltenen Fee vorstellen, Cousine Mary, wenn anders sie gesonnen ist, die Bekanntschaft gewöhnlicher Sterblichen zu machen?" Er umarmte das Kind ohne Umstände und küßte es auf die Stirn; aber die Wirkung seines Anblicks und noch mehr seiner Berührung war im höchsten Grade auffallend. Die rosige Gesichtsfarbe Leonorens ward aschfahl, ihre Züge wurden starr und ihre Augen waren unbeweglich auf die seinen gerichtet; sie schien den Versuch zu einem Lächeln zu machen, aber ein heftiger innerer Widerwille unterdrückte es. James bemerkte diese Veränderung in dem Kinde wohl und äußerte einige Minuten später gegen Mary beiseite: „Wenn diese bleiche, winzige Kreatur das wunderbare Kind sein soll, von welchem Richard mit so viel Aufhebens gesprochen, so hat er damit nur wieder eine Probe seines ausgezeichneten Geschmacks gegeben."

Für mich, welcher allein die prophetische Begabung Leonorens kannte, war ihr Widerwille gegen James und dessen offenbarer Verdruß darüber von tieferer Bedeutung; das Kind hätte kein schärferes Urtheil über den Verschwender und Spieler aussprechen können, als es durch den schweigenden Ausdruck seiner Abneigung geschah. Eleanor sowohl als Mary bemerkten die Veränderung an Burton's Tochter, schrieben sie jedoch auf Rechnung der Ermüdung oder eines vorübergehenden Unwohlseins und brachten sie zu Bett. Ich begab mich nach Hause, kleidete mich möglichst warm an und eilte dann, in sehr später Stunde, nach Moreland's Villa, wo ich bis weit über Mitternacht auf der Lauer stand. Nur einen Augenblick schien es mir, als ob im Zimmer Henry's ein Lichtschimmer aufflackere, die Beobachtung war aber so ungewiß, daß ich nichts daraus machen konnte. Ich nahm mir vor, in der nächsten Nacht abermals wach zu bleiben, und ging gegen zwei Uhr Morgens nach dem Dorfe zurück. Der Mond schien hell, es war eine kalte, eisglitzernde Nacht, aber die innere Erregung, in welcher ich mich befand, ließ mich weder Kälte noch Ermüdung spüren. Ich strich aus einem unklaren Antriebe, bei welchem vielleicht Sehnsucht mitwirkte, an Argyll's Haus vorüber, sah James' Zimmer erleuchtet und ihn selbst, nach dem Schatten zu urtheilen, auf- und abschrei-

ten. Ein Fensterflügel war geöffnet. Ich verweilte einige Augenblicke. Was war's, das den jungen Mann in dieser Unruhe erhielt? Plötzlich trat er an's Fenster und blickte, wie um sich abzukühlen, in's Freie. Meine Person war nicht genügend im Schatten geborgen, ich huschte rasch zur Seite, vielleicht doch nicht rasch genug. James blieb regungslos am Fenster, ich mußte, um seine Aufmerksamkeit nicht zu erwecken, regungslos auf meinem Standpunkte bleiben. Wohl eine halbe Stunde verging auf diese Weise; erst dann verschwand der schwarze Kopf, und ich eilte hinweg, ärgerlich über mich selbst, daß ich mich nicht besser zu beherrschen gewußt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Brasilien.

Von

Arnold Wellmer.

7. Eine Kaffeefazenda.

Unter Yoyavagebüsch, schlanken Palmen und mächtigen wilden Feigenbäumen liegt eine prächtige weiße Villa in einem gut gepflegten Garten, schattige Laubengänge schließen sich an eine breite Veranda. Dieß ist das Herrenhaus der Fazenda. Etwas entfernt sehen wir große Schuppen, Stampfmühlen, Trockenöfen, Wasserleitung und gemauerte Wasserbassins. Dieß sind die Lager- und Arbeitsräume für die Kaffeeindustrie. Lange einstöckige Häuser mit kleinen niedrigen Stuben sind die Wohnungen der Arbeiter — der Neger — der Sklaven!

Ja, die Neger in Brasilien sind bis auf den heutigen Tag — in der zweiten Hälfte des bildung- und kulturstolzen neunzehnten Jahrhunderts, mit der ewigen Parole „Freiheit" und der ewigen Losung „Gleichheit" auf den schönrednerischen Lippen — Sklaven! Ein Mensch ist vollständiges, unbeschränktes Eigenthum seines Bruders — ganz ebenso wie ein Pferd oder Rind! Nur einen traurigen Vorzug hat der arme Nigger vor den Hausthieren — er ist kostbarer! Der schwarze Kutscher hat seinen Herrn auf dem Menschenmarkte wohl zehnmal so viel gekostet, als das schwarze Kutschpferd auf dem Pferdemarkte. Sonst ist fast gar kein Unterschied. Der Besitzer zerfleischt seinen Kutscher mit derselben Peitsche, mit der er sein Pferd antreibt; gefällt ihm sein Kutscher nicht mehr, so schickt er ihn ebenso in die Auktionshalle zum Verkauf, wie sein abgetriebenes Pferd.

Und doch war der Negersklave einst ein freier Mann, daheim in Afrika, bis die Habsucht ihn aus den Armen von Weib und Kind riß, bis er von seinem Nächsten — gestohlen wurde! Nie wird der arme brasilianische Nigger wieder trinken aus den Fluten des Niger, nie wieder jagen den Löwen, den Tiger, nie wieder von den Palmbäumen Mozambiques Datteln schütteln!

England hat vielfach gegen diesen grausen Menschenraub geeifert, auch Dom Pedro von Brasilien kämpft nach Kräften gegen den Sklavenhandel, aber — diese Kräfte sind nur schwach. Immer noch wird die schwarze Contrebande eingeschmuggelt, nur theurer wurde die Waare. Nach und nach ist der Preis für einen starken Sklaven auf fünfzehnhundert bis achtzehnhundert Thaler hinaufgeschraubt, — da sind die armen Sklavenbesitzer natürlich gezwungen, die theuren Arbeitskräfte auf die raffinirteste Weise auszunützen, um nicht zu Schaden zu kommen.

Früh Morgens wird der Neger einer Kaffeefazenda gefüttert und hinausgetrieben in die Rossa oder Plantage oder Stampfmühle. Folgen wir ihm und beschauen uns zugleich die Gewinnung der Kaffeebohne.

Auf weiten Flächen stehen die Kaffeebäume in langen geraden Reihen, acht bis zehn Fuß hoch und bis auf den Boden regelmäßig mit Zweigen bewachsen. Zwischen spitzen, glänzenden Blättern brechen im September weiße Blütenbüschel hervor und hauchen gewürzige Düfte aus. Die Frucht hat in Form und Farbe Aehnlichkeit mit den Hagebutten; im Innern des Fleisches birgt sie zwei harte Kerne — die Kaffeebohnen.

Im April oder Mai ist die Frucht reif; die Ernte beginnt. Sklaven eilen durch die Baumreihen, die nach und nach reifenden Früchte in Körbe zu pflücken. In Wasserbassins erweicht das Fleisch unter fleißigem Umrühren. So vorbereitet laufen die Früchte mit dem Wasser durch die Reibeisen zweier Walzen und verlieren dadurch das Fleisch schon fast gänzlich. Die ganze Breimasse läuft nun auf ein Sieb, das keine Bohnen durchläßt. Das zerrissene Fleisch wird durch das fließende Wasser durch das Sieb gespült, die reingewaschenen Kerne bleiben übrig. Diese kommen nun zum Trocknen in luftige Schuppen, gehen dann noch einmal zur Reinigung durch zwei Walzen und werden dann in den Trockenöfen durch erwärmte Luft gedörrt. In den Stampfmühlen löst sich die etwa noch anklebende Haut nun ganz sicher und wird durch Windfegemaschinen leicht entfernt.

Endlich sind die Bohnen zum Versenden fertig, Maulthiere bringen sie in großen Bastsäcken an den nächsten Hafenplatz — — und jetzt, gnädige Frau, schlürfen Sie mit dem größten Wohlbehagen den duftigen Extrakt dieser brasilianischen Frucht, ohne daran zu denken, wie viele heiße Schweißtropfen die Bohnen den armen Schwarzen gekostet haben, ehe Ihre Köchin sie rösten konnte — so recht schön goldbraun!

Spät Abends wird der Sklave von der Arbeit in den Stall zurückgetrieben und wieder in Masse abgefüttert. Todtmüde wirft er sich auf sein Maisstroh.

Auch die Kleidung erhält der Sklave von seinem Besitzer; gute oder aus Klugheit auf die Gesundheit ihrer Neger bedachte Herren lassen die Kleidung sogar von Zeit zu Zeit waschen.

Hält der Fazendeiro auf „Zuzucht", so sucht er sich nach eigenem Geschmack Neger und Negerin aus und quartiert sie zusammen. Wirkliche Ehen werden nur selten geduldet, es würde doch zuweilen unbequem sein beim Verkauf des einen Gatten. Wozu auch Ehen? Leben die Hausthiere in geheiligter Ehe, und sind die Negersklaven etwas Besseres? — Die Kinder bleiben nur so lange bei der Mutter, als sie Muttermilch erhalten, dann kommen sie in die Kinderhöfe zur „Auffütterung". Hier bleiben sie unter der Aufsicht einer alten arbeitsunfähigen Negerin, bis sie stark genug zur Arbeit sind. Es ist gerade wie bei unseren jungen Füllen.

„Wer ist Dein Vater und Deine Mutter, Moses, Peter, Sally, Jinny?" — „Ich habe keinen Vater und keine Mutter, Massa, — ich habe nie Vater und Mutter gehabt, Massa, — die alte Tante Dinah füttert und schlägt mich, Massa." — Eine Häuslichkeit mit ihren Freuden und Mühen, ihren Sorgen und ihrer Liebe lernt ein armer Negersklave selten kennen.

Den Sonntag hat der Neger für sich frei, wenn die Arbeit in der Fazenda gerade nicht sehr drängt. An solchen freien Sonntagen kann der Schwarze für sich arbeiten, sich Geld verdienen. Denkt aber ein Sklave, der sechs Tage unter der Peitsche des Aufsehers schwer gearbeitet hat, wohl daran, auch noch den siebenten Tag freiwillig zu arbeiten? Ja, es gibt Neger, die sich kein Ruhestündchen gönnen, immerfort — mit fieberhafter Hast arbeiten, um Dollar auf Dollar zu erwerben. Das erbärmliche todte Geld ist ja der einzige Weg — zur goldenen Freiheit!

Solche Neger haben in ihrer Jugend milde Herren gehabt, sie haben eine Ahnung von Menschenwürde. Diese milden Herren sind aber gestorben oder verarmt, ihr todtes und lebendes Besitzthum kam unter den Auktionshammer — die Sklaven wurden verkauft, hierhin und dorthin. Diese thörichten milden Herren hatten ihren Negern sogar Ehe und Familienleben gestattet, — was kümmerte das aber ihre Erben und Gläubiger? Für die gab es nur einen leitenden Gedanken: die lebende Masse möglichst hoch zu verwerthen. Auf dem Ausstellungsblocke in der Auktionshalle sah der Mann sein Weib, die Mutter ihr Kind, der Bruder seine Schwester noch einmal — und dann wohl nie wieder.

Eine glühende Sehnsucht nach Freiheit, die Hoffnung, in der Freiheit die abgerissenen Familienglieder wieder zu sehen und freizukaufen, folgt diesen Negern, die eine Art von Erziehung genossen haben, in die neue Sklaverei und hält sie trotz der überharten Arbeit, trotz der Peitsche aufrecht, nicht zu erschlaffen, nicht zu verthieren. Diese Sehnsucht und Hoffnung gibt ihnen Kraft zu neuen übermenschlichen Anstrengungen: Geld — Geld zu verdienen. Endlich — nach langen Jahren harter Arbeit — hat der ebenholzschwarze Sambo auch den letzten Dollar zu den vielen Hunderten für seine Loskaufung gelegt — — mit Entzücken denkt er an neue

Jahre voll harter Arbeit in der Freiheit, um wieder Hunderte von Dollars zu erwerben, um auch Weib und Kinder freizukaufen — Weib und Kinder? — Armer Sambo — dummer Nigger, die sind ja längst zu Tode gepeitscht oder in der zehnten Hand!

Aber Sambo hofft. „Massa, hier hast Du Dein Geld, gib mir meine Freiheit!" — „Sambo, mein Junge, das Lüstchen laß Dir vergehen, ich kann Dich bei meiner Arbeit nicht entbehren. Kaufe Dir für Deine blanken Dollars Rum, der macht Dich lustig und vertreibt Dir die Grillen von Freiheit."

Starr wie eine Bildsäule aus Ebenholz steht Sambo da, sein dummer Kopf kann dieß Wort des Massa lange nicht fassen — — aber plötzlich blitzt es wild in seinem weißen rollenden Auge auf, zuckt es krampfhaft durch seine straffen Muskeln — und dann springt Sambo wie eine Tigerkatze auf seinen Massa los und umkrallt ihm den Hals mit Eisenfäusten, bis sich das weiße Gesicht blau färbt, bis die Augen aus den Höhlen quellen — bis Sambo seinen Massa erwürgt hat!

Und dann — dann versucht Sambo sich selber zu erwürgen, wie er seinen Massa erwürgt hat. Er greift mit den eisernen Fingern an seinen Hals — er preßt — er würgt — ermattet fallen ihm die Hände zurück.

Armer Sambo, so wirst Du denn als abschreckendes Beispiel für aufrührerische Sklaven langsam zu Tode gepeitscht werden — Deine Haut wird in Fetzen abfallen, Dein Blut in Strömen fließen. — —

Nein, Sambo weiß noch einen Ausweg — es ist ein kleiner uralter Kunstgriff der dummen Nigger — er führt sicher zur Freiheit. — Und Sambo preßt seine plumpen Finger in den Mund und drückt die Zunge in den Gaumen hinab — immer tiefer — — so, jetzt schlucke, mein Junge, als wolltest Du Deine eigene Zunge hinunterwürgen — noch ein kräftiger Ruck — brav, mein Junge, jetzt ist's vorbei — wild greifen Sambo's Hände durch die Luft — mit Blut unterlaufen glotzen die weißen Augen — — noch ein krampfhaftes Zucken — zu Boden stürzt der riesige Neger — Sambo ist frei! Auf der Leiche des Massa liegt der todte Sklave, erstickt an der eigenen Zunge.

„Sie vertheidigen ja aber den Selbstmord?" — „Pardon, Madame, das sei fern von mir! Ich erzähle Ihnen nur ganz einfach eine von den vielen kleinen Geschichten, wie sie unter den Sklaven Amerikas jährlich zu Dutzenden vorkommen." — „Die Unglücklichen — trotz der Lehre des Christenthums?" — „Ja, davon haben die armen Neger nur selten eine Ahnung!" — „Haben Sie denn vor fünfzehn Jahren nicht Onkel Tom's Hütte gelesen?" — „Halten Sie mich für einen Hottentotten?" — „Nun gut, Onkel Tom ist doch . . ." — „Ein Roman, verehrte Frau!"

Fliegende Blätter.

Frauen-Auktionen. Folgender Vorfall, der am 7. April 1832 in England stattfand, wird unsere Leser vielleicht interessiren. Joseph Thomson, ein Bauer, war drei Jahre verheirathet, ohne zu finden, daß sich sein Glück dadurch gerade vergrößert hätte, und er und seine Ehehälfte kamen endlich überein, sich zu trennen. Er begab sich demgemäß mit seiner Gattin nach Carlisle und ließ durch den Ausrufer bekannt machen, daß er sie verkaufen wolle. Um zwölf Uhr begann die Auktion in Gegenwart einer großen Anzahl von Personen. Der Verkäufer stellte seine Frau auf eine breite Eichenbank mit einem Strick um den Hals, und hielt dann folgende Anrede an die Versammelten: „Meine Herren, ich führe Ihnen zur geneigten Kenntnißnahme meine Frau Maria Anna Thomson, geborne Williams, vor, die ich dem Meistbietenden zu verkaufen beabsichtige. Meine Herren, es ist sowohl ihr als mein Wille, uns zu trennen. Für mich war sie eine wahre Schlange. Ich nahm sie zu meiner Bequemlichkeit und zum Wohl meines Hauses; sie aber wurde mein Plagegeist, mein Hausdrache, ein wahrer Teufel bei Tag und Nacht. Meine Herren, ich rede die Wahrheit, wenn ich sage: Gott bewahre uns vor lästigen Frauen und lustigen Weibern! Vermeiden Sie solche, wie tolle Hunde, wie brüllende Löwen, wie geladene Pistolen, wie die Cholera, wie das Feuer des Aetna und wie jede andere verderbliche Naturerscheinung. Jetzt habe ich Ihnen die Schattenseiten meines Weibes gezeigt und ihre Schwächen und Fehler dargelegt. Aber ich will Ihnen auch ihre Vorzüge und guten Eigenschaften nicht verschweigen. Sie kann Romane lesen und Kühe melken, sie kann lachen und weinen mit derselben Leichtigkeit, mit der Sie ein Glas Bier trinken, wenn Sie durstig sind. In der That, meine Herren, sie erinnert mich an die Worte, die ein Dichter über die Frauen im Allgemeinen gesagt hat:

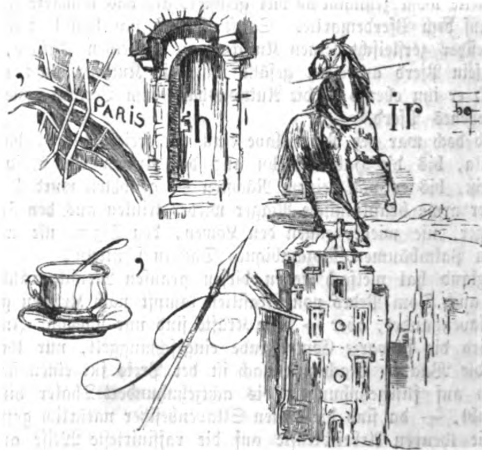
Der Himmel gab dem Weib die ganz besondre Kunst,
Zu lachen und zu weinen, die Menschen zu betrügen.

Sie kann ferner Butter machen und die Magd auszanken, Arien singen und ihre Hauben und Kragen plätten; Rum, Gin und Whisky versteht sie zwar nicht zu bereiten, aber die Qualität dieser Getränke weiß sie durch eigenes Probiren vortrefflich zu beurtheilen. Ich biete sie Ihnen also mit all' ihren Vorzügen und Fehlern zum Kauf an, und zwar für den billigen Preis von fünfzig Schillingen (dreißig Gulden)." Man sieht, Joseph Thomson besaß eine humoristische Ader. Und wurde die Frau wirklich verkauft? fragen unsere entrüsteten Leserinnen. Ja; nach Verlauf von etwa einer Stunde wurde sie einem gewissen Henry Mears zugeschlagen für — zwanzig Schilling und einen neufundländer Hund! Das versammelte Publikum trennte sich; Mears mit der gekauften Frau ging nach der einen, Thomson mit dem Neufundländer nach der andern Seite von dannen. Dieses Beispiel von Verkauf einer Frau steht keineswegs vereinzelt da. Im Jahre 1815 hielt ein Mann eine regelrechte Auktion auf dem Marktplatz zu Pontefract, indem er seine Frau für ein Minimum von einem Schilling Angebot verhandelte und sie endlich für elf Schilling wirklich losschlug. 1820 führte ein gewisser Brouchet seine Frau auf den Viehmarkt zu Canterbury und forderte einen Viehhändler auf, sie zu verkaufen, was dieser jedoch ablehnte, worauf der treffliche Gatte eine Art Hürde oder Stall für einen Sixpence miethete und seine Gattin hineinführte, die er bald darauf einem jungen Manne zu Canterbury für fünf Schilling verkaufte. Deßgleichen führte ein Mann 1834 seine Frau am Halfter auf den Viehmarkt zu Birmingham; doch ist uns nicht bekannt geworden, für welchen Preis der Verkauf stattfand. Im Jahre 1835 wurde eine Frau von ihrem Gatten um fünfzehn Pfund verkauft, lebte längere Zeit mit ihrem Käufer, überlebte diesen sowie ihren ersten Mann und heirathete einen dritten.

*

Das Testament eines Geizhalses. Kürzlich ist in England ein alter Geizkragen, M. Samuel Harris, mit Hinterlassung nachfolgenden bizarren Testaments gestorben: „Meinem Neffen hinterlasse und schenke ich mein altes schwarzes Gewand; meine Nichte erhält die Flanelljacke, welche ich in meiner Sterbestunde auf dem Leibe hatte; ich vermache jedem Kinde meiner Schwester je eine der Porzellanschalen, welche auf dem Schranke meines Schlafzimmers stehen; meiner Schwester hinterlasse ich als letztes Zeichen der Freundschaft, die uns stets vereinte, den braunen Krug, der unter meinem Bette steht." Man denke sich das Entsetzen der Erben, als dieses originelle Testament verlesen wurde; eine Flut von Schimpfworten ergoß sich über den armen Verstorbenen, und voll Wuth stieß dessen Schwester in den irdenen Krug, daß er in Scherben brach — und welche Ueberraschung, als Hunderte von Goldstücken plötzlich auf dem Boden herumkollerten. Nun stürzte jeder auf sein ererbtes Gut, und siehe da, gut versteckt fand sich überall eine reiche Erbschaft vor. Aus den schimpfenden Erben wurden nun lachende.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 552:

Ein Stylistiker.

Sylbenräthsel.

Von **J. Ehlers.**

Der Einen Name schreckt Gambrinus' Söhne;
Der Andern Name schreckte manche Schöne!
Jedoch den sturmgewohnten Mann und Kecken
Kann nur des Ganzen furchtbar Nahen schrecken.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. № 49. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark von **Cornelius Born.**

(Fortsetzung.)

Der Doktor sah heute viel jünger aus als sonst. Er war sonntäglich gekleidet, Alles glänzte und funkelte an ihm, selbst die ehemals blonde Perrücke, welche im Laufe der Zeit verschiedene Farben angenommen hatte, war durch eine neue ersetzt worden. Auch schien er besonders guter Laune zu sein, denn seinen breiten Mund umspielte fortwährend ein vergnügtes Lächeln, während aus den grauen, unstäten Aeuglein ein unheimliches Feuer leuchtete.

„Bist allweil so fleißig, Dirndl, als ob's noth thät," sagte er, das Mädchen beim Kinn fassend, „Du die reichste Erbin im Dorf!"

Des Mädchens Gesicht überzog eine dunkle Röthe; und kaum von der Arbeit aufblickend, antwortete sie: „Ihr wollts g'wiß mit'n Voata sprechen, Herr Doktor; er is immer krank und sitzt d'rin in der Stub'n."

„Nein, Sefferl, mein Besuch gilt heute hauptsächlich Dir. Ich hab' Dir was Wichtigs, was sehr Wichtigs mitzutheilen; aber das darf Niemand Anderer hören als Du allein," versetzte er halblaut, mit einem Seitenblick auf den Cretin, der die Beiden immerwährend mit seinen blöden Augen anstarrte.

„Mir was Wichtigs?" erwiederte das Mädchen. „I wißt nit, was dös sein könnt; übrigens kann dös a Jeder hören, was Ihr mir z'sagen habts."

„Was hat denn der Trottel da draußen z'thun," fragte er, auf Blasi deutend. „Der g'hört hinein in's Loch. Wenn Ihr den Buben so verhätscheln werds, so überlebt er euch Beide, glaub' mir's, Dirndl."



Die Isaakskirche in St. Petersburg. Von C. Girardet. (S. 579.)

„Versündigts Euch nit an unserem Herrgott," sagte Sefferl mit sichtlichem Unwillen. „Der Blasi is a Mensch wie jeder andere und soll auch als Mensch behandelt werden. Der Vater hat von jeher einen Groll auf den Burschen g'habt, i woas selbst nit weßwegen, darum erbarmt mich das hülflose G'schöpf, das Niemanden was z'Leid g'than hat, und ich tracht' ihm sei Loos z'verbessern, wo i kann."

„Hi, hi, hi!" kicherte der Doktor, „Du närrisch Dirndl! Bist am End' gar verliebt in den schönen Erben vom Grubhof? Hi, hi, hi! Das wär' a saubers Paarl, Du und der Blasi! Aber lassen wir das alberne Geschwätz," fügte er, einen anderen Ton anstimmend, hinzu; „reden wir von ernsteren Sachen! Sefferl, Du wirst jetzt siebenzehn Jahre alt, Dei Vater is kränklich und wird a nit ewig leben, deßwegen mußt schauen, daß Du bald unter d'Hauben kommst."

Das Mädchen verwendete währenddem kein Auge von ihrer Arbeit, sondern spann fort, als ob sie nichts hören würde.

„Du bist immer a g'scheidts, praktisches Dirndl g'west, d'rum hör' mi an, Sefferl: die Hauptsach' auf der Welt ist, daß man die Spann' Lebens, die man vor sich hat, auf die angenehmste Weis' g'nießt. Das is hier in dem abg'legenen Dorf nit möglich. Hier vergeht ein Tag wie der andere, man sieht nichts als ewig die hohen Berge vor sich, oder das dumme Bauernvolk; man plagt sich die ganze Woche über mit der Arbeit, und am End' wird man alt, ohne von seinem Gelde etwas genossen zu haben. In der Stadt is Alles das anders. Hat man Geld genug, da braucht man sich um Nichts zu kümmern, denn Alles kommt einem förmlich entgegengeflogen, und man führt ohne Sorge das lustigste Leben. Schau, Dirndl, ich bin jetzt ein Mann in den besten Jahren," fuhr er fort, indem er aufstand und sich gravitätisch vor das Mädchen stellte, „ich hab' mein gutes Auskommen in der Stadt und bin gewohnt, fein zu leben. Ich bin a Freund von Dein' Vater, und hab' Dich schon als Kind auf den Knieen getragen. Du hast mir immer am Besten g'fallen unter allen Dirndln im Dorf, deßhalb mein' ich's wirklich gut mit Dir! Es wär' Jammerschade, wenn Du an Bauer heirathen und Dei Lebtag in dem Dorfe versauern möchst. I will Dich glücklich machen, Sefferl, i trag' Dir mei Hand an; schlag' ein, und in vier Wochen is d'Hochzeit!"

Das Mädchen spann ruhig fort, ohne eine Antwort zu geben.

„Na, Sefferl, sei g'scheidt! So sprich doch und schäm' Dich nit!"

„O, Herr Doktor, vom Schämen is gar koa Red'; und weil Ihr's g'rad verlangts, so will ich Euch auch offen antworten. I dank' Euch für die große Ehr', die Ihr mir, an einfachen Bauermädel anthun wollts; erstens: weil i mein' alten Vater und mei Heimatsdorf nit verlaff', und zweitens: weil i noch viel z'jung zum Heirathen bin!"

„A Paperlapap! wie viel Leut' gibts, die noch viel jünger g'heirath' haben! Und was Dein Vater anbelangt, so ist's ohnedieß sein größter Wunsch, seine alten Tag' in der Stadt zubringen zu können! Sefferl!" lispelte er, sich abermals neben sie setzend und seinen Arm um ihre Hüften legend, „Sefferl, stoß Dein Glück nit muthwillig von Dir, Du könnt'st es vielleicht einmal bereuen." Dann suchte er sie an sich zu ziehen und sein Gesicht in die Nähe des ihrigen zu bringen. Bevor ihm dieß jedoch gelang, hatte das Mädchen das Spinnrad bei Seite gesetzt und war behende in die Hausthüre geschlüpft.

Die tiefen Falten auf der Stirn des Doktors runzelten sich fest zusammen, während ein leuchtender Blitz seinen Augen entfuhr; doch dauerte dieß nur einen Moment. Denn gleich darauf lächelte er grinsend vor sich hin und murmelte die Worte: „Wart nur, kleine Schlange, ich will Dich schon kirre machen!" Dann erhob er sich und ging ebenfalls in das Haus.

Als er im Erdgeschoß eintrat, fuhr der Bauer, der noch immer lesend auf dem Bette saß, zusammen und rief: „Blutsauger! Teufel! Was willst wieder? Hast nit versprochen ..."

„Ruhig, Prokopchen, ruhig! Du weißt, daß der Doktor immer ein gutes Gedächtniß g'habt hat und, Gott sei Dank, noch jetzt hat. Fürcht' Dich nit! Ich begehr' dießmal kein Geld von Dir, auch werd' ich Dich deßhalb nie mehr belästigen. Merkst denn nit, warum i heut kommen bin? Schau mich an, Prokop! Ich bin heut nit hamli oder unbemerkt in Dein Haus g'schlichen, sondern frei und offen eing'treten, damit mich Jeder sehen kann; auch bin i schon früher im Dorf herumgangen und hab' den Zweck meines heutigen Besuchs im Grubhof allgemein bekannt g'macht. Wie Du siehst, hab' ich heut auch mein schönstes G'wand ang'legt, denn a Brautwerber ..."

„Hinaus! Hinaus!" brüllte der jähzornige Bauer aufspringend und sich gegen die Stelle wendend, wo der Stutzen an der Wand hing. Allein der vorsichtige Doktor hatte schon vorher eine solche Stellung eingenommen, daß er ihm leicht zuvorkommen konnte.

„Nur ruhig, Prokopchen! ruhig!" wiederholte er mit gewohntem höhnischen Lächeln, den Stutzen in einen entfernten Winkel stellend. „Das Gewehr könnt' zufällig losgehen wie letzthin, und wie leicht wär' da a Malheur möglich!"

„Erzteufel!" knirschte der Bauer mit den Zähnen.

„Schau, Prokopchen," fuhr der Doktor, einen Stuhl vor das Bett rückend, fort. „Du bist noch immer derselbe wie vor zwanzig Jahren! Heftig und aufbrausend! Ich war früher auch so, aber in der Welt hab' i einsehen g'lernt, daß man auf die Weis' nit weit kommt. Am Besten ist's, Alles ruhig überlegen, nachgeben, sich überall fügen und schmiegen und wenn man sein Ziel erreicht hat, hinterher die dummen Leute auslachen. Doch jeder Mensch hat ein anderes Temperament! Wenn Du ruhig handeln könntest, Prokop, so wären wir schon längst dort, wohin es ohnedieß einmal kommen muß; Du hättest Dir viel Zorn und Aerger erspart, und würdest vielleicht gesund werden. Prokop," fuhr er dann mit erhöhter Stimme fort, „der Termin, den ich Dir als Bedenkzeit g'stellt hab', ist vorbei; ich verlang' heut die Hand Deiner Tochter."

„Was ich neulich g'sagt hab', dabei bleibt's auch. Eh' Du mei Tochter kriegst, eh' will i selbst z'Grund gehen!" lautete die feste Antwort.

„Prokop! ich wiederhol' Dir's: der alte Mathias lebt noch! Denk' an Peter- und Paulitag!" sagte der Doktor, seinen durchbohrenden Blick auf den Bauer heftend.

„Du hast mich zu Grund g'richt, Du hast mei brav's Weib um'bracht, jetzt möchst auch mein Kind in Deine Klauen kriegen? Na! das g'schieht nit! Das schwör' ich Dir beim Himmel und allen Heiligen!"

„Wer hat Dich zu Grund g'richt? Wer hat Dein Weib um'bracht? Niemand Anderer als Du selbst! Hätt'st Du kein' so harten Kopf g'habt und Dich mit Deinen Nachbarn und G'schäftsfreunden nicht in unnütze Händel eingelassen, so wär' Dein Haus und Hof jetzt nicht in fremden Händen; und was Dein Weib anbelangt, so hat die 's hinter Deinem Rücken mit'n Professor g'halten, und wie das zu Deinen Ohren kommen ist, so hast Du sie aus Eifersucht so lang kuinirt, bis vor Gram g'storben ist."

„Elender Lügner!" schrie der Bauer, die Faust erhebend und vor den Doktor tretend. „Die Maria war das bravste Weib von der Welt! Auf ihrem Todtenbett hat sie g'schworen, daß sie niemals mit'n Professor an heimlichen Umgang g'habt hat. Wie's zu spät war, sind mir erst die Augen aufgangen, und i hab' Alles im rechten Licht erblickt. Du selbst hast nach ihrer Gunst g'strebt! — aber sie hat besser g'seh'n als ich; sie hat Dich genau durchschaut und hat mi oft g'warnt vor Dir, weil sie g'wußt hat, daß seit der Zeit, als Du unser Haus betreten hast, die Wirthschaft immer mehr zurückgangen is."

„Hast nit mit eigenen Augen g'seh'n, wie die Maria mit'n Professor allein oben im Dachstübl war, und wie der schlaue Fuchs vor Deinem Eintritt heimlich durch die hintere Thür fortg'huscht ist? Ja die Weiber! Eine is wie die Andere und — hi, hi, hi! — der Professor war kein übler Mann!"

„Da hast für Deine Lüg'!" schrie der wüthende Bauer, dem Doktor einen Schlag auf die Brust versetzend, in Folge dessen er rücklings vom Stuhl auf den Boden fiel. „Kein Wort ist von dem Allem wahr! Du warst es, der mich gegen alle Leut aufg'hetzt und in Prozesse verwickelt hat, damit Du Geld für die elenden Schreibereien bekommen konntest; Du allein warst es, der den ersten Verdacht gegen mei brav's Weib in mir reg' g'macht hat; Du warst es, dessen heuchlerische Stimme mir damals in's Ohr g'raunt hat: geh' hinauf, Prokop, und überzeug' Dich selbst, wie Deine treue Maria droben beim Professor in der Dachstuben sitzt! Freili sind's beisammen g'west! Freilich is er zur hinteren Thür

hinaus, wie ich vorn eing'treten bin! Aber was habens oben g'than? O ich einfältiger, kurzsichtiger Mensch, daß ich erst dieß Alles erfahren mußte, als es schon zu spät war! Weil ich kein Miethgeld für das Stübl g'nommen hoab', so wollt mi der Professer auf a andre Weis' entschädigen und mir zu mein' G'burtstag a Ueberraschung bereiten. Diesen Stutzen hier, der bald Deinem elenden Leben ein End' g'macht hätt', diesen werthvollen Stutzen hat er zu dem Zweck vom Weiten herbringen lassen, und die Maria, die im Sticken nit unb'wandert war, hat soll'n das Band dazu machen! Deßhalb waren die heimlichen Z'samm'künft hinter mein' Rücken! Und das Alles hast Du gut g'wußt, elender Schuft! und hast's benützt, um Dich an meinem armen braven Weib zu rächen! Seit der Zeit hoab i auch koa gute Stund mehr in mein' Leben g'habt; das war die Straf' Gottes! Aber wenn's noch a Gerechtigkeit auf der Welt gibt, dann muß sie auch Dich ereilen, denn Du warst's auch ..." setzte er mit bebender Stimme bei, „der den Professor ..." Hier stockte er plötzlich und ward blaß wie die Mauer.

„Nun, fahr' fort in Deiner schönen Erzählung, Prokopchen," sagte der Doktor, dessen zähe, katzenartige Natur sich einstweilen von dem Schlage erholt hatte. „Der beste Theil kommt noch!" Doch der Bauer schwankte zum Bette und ließ sich auf dasselbe nieder, ohne weiter zu antworten.

„Bist schon erschöpft vom Erzählen Deiner Jugenderinnerungen! Nicht wahr? Nun, ich will Dir zu Hülfe kommen und den Schluß beifügen. — Ja, ich war's, der in jener furchtbaren Gewitternacht gesagt hat: Prokop, der Professor ist allein im Gebirg', er kann sich verirrt haben, oder es kann ihm vielleicht ein Unglück zug'stoßen sein; komm', nimm' n' Mathies, den Knecht, mit, und eilen wir ihm zu Hülfe! Die Maria hat auch so lang g'drängt und g'beten, bis wir aufg'brochen sind. Aber nachdem wir ihn g'funden haben, und mitten in der finstern Nacht über'n Gamssteig zurückgekehrt sind, warst Du's, der ihn hinabg'stürzt hat; Du allein warst's, denn in demselben Moment hat a furchtbarer Blitz die ganze Umgegend erhellt, und ich und der Mathies, die knapp hinter Dir gangen sind, haben's deutlich g'seh'n!"

„Nein! — Nimmermehr! Du warst's! Du hast meine Hand g'führt!" ächzte der Bauer verzweiflungsvoll, auf das Bett zurücksinkend und sein todtenbleiches Antlitz mit beiden Händen bedeckend.

Dann war eine Zeitlang Alles ruhig, nur die Schritte des auf- und abgehenden Doktors konnte man vernehmen.

„Wie wir am nächsten Tag in's Dorf zurückkommen sind," hob dieser nach einer Weile an, „hat's allgemein g'heißen, der Professor sei nit z'finden g'west. Dann hat man zwei, drei, acht Tag' g'wart, aber er is nicht mehr zum Vorschein kommen. Aber," setzte er gegen das Fenster tretend bei, „meine Zeit ist g'messen, Prokop. Ich frag' Dich zum letzten Mal: willst mir Dei Tochter, die Sefferl, zum Weib geben, oder nit?"

Prokop krümmte sich auf seinem Lager, als ob er von Krämpfen befallen wäre. „Niemals! in alle Ewigkeit niemals!" stöhnte er endlich.

„Gut," sagte der Doktor, seinen Hut ergreifend, „dann sind wir mit einander fertig. Ich fahr' noch heut zum Gericht und mach' die Anzeige. Du hast den Professor mit Vorsatz und Bedacht getödtet; Du bist sein Mörder! Schon Morgen sind die Gendarmen im Grubhof, um Dich abzuholen; der Prozeß wird nicht lange dauern, da ich und der Mathies unsere Aussagen eidlich bekräftigen können, und binnen wenigen Wochen baumelst Du am Galgen."

Während dieser Rede hatten sich des Bauers Gesichtszüge verzerrt, und ein dumpfes Stöhnen entfuhr seinen Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Isaakskirche in St. Petersburg.

(Bild S. 577.)

Hundertundsiebenundsiebenzig Kirchen zählt die Residenz des Selbstherrschers aller Reußen an der Newa. Alle überstrahlt aber an Größe des Umfangs, an Schönheit der Verhältnisse, an Pracht und Luxus des Innern die Isaakskirche, die mit St. Peter in Rom, St. Paul in London wohl in Rivalität treten darf. Ihr Ursprung geht in die Zeiten der Gründung der mächtigen Zarenstadt zurück, ihre Vollendung ragt in unsere Zeiten herüber. Peter der Große, der am 30. Mai 1673 geboren war, dem Tag, welchen die griechische Kirche dem heiligen Isaak von Dalmatien geweiht hat, beschloß diesem Heiligen zu Ehren eine Kirche zu errichten; eine Menge Hindernisse ließen ihn aber nicht mehr als einen provisorischen Tempel bauen. 1765 ließ Katharina II an die Stelle des durch einen Blitzstrahl zerstörten hölzernen Baus einen steinernen nach dem Plane des Architekten Rinaldi setzen, der jedoch, weil er unharmonisch war, größtentheils wieder abgetragen wurde. Oft unterbrochen, wurde die Kirche von 1819 an ernstlich in Angriff genommen und von Montferrand zu Ende gebaut, endlich am 17. Juni 1858 eingeweiht. Jetzt ist die Isaakskirche unstreitig das schönste Baudenkmal St. Petersburgs. Ganz aus Granitmarmor, Bronze und Eisen gebaut, bildet sie ein griechisches Kreuz, mit einer Kuppel in der Mitte und vier Kapellen auf den Ecken. Die Kirche selbst ist 340 Fuß lang, 298 Fuß breit und bis zur Spitze des Kreuzes auf der Hauptkuppel 317 Fuß hoch. Diese Hauptkuppel hat einen Durchmesser von 87 Fuß. Jede der vier gleichen Seiten ziert ein Peristyl (Säulenhalle) von rothen Granitsäulen, lauter Monolithen aus Finnland, deren auf zwei Seiten je 12, auf zwei je 16 stehen. Sie sind 53 Fuß hoch und haben unten 7 Fuß Durchmesser. Diese Anlage ist originell und macht einen überaus prächtigen Eindruck, da die Kirche auf zwei Plätzen — dem Admiralitäts- und dem Petersplatze — steht. Das Innere ist äußerst reich und glänzend dekorirt. Das Gewölbe wird von nicht weniger als 188 Säulen und Pilastern von weißem Marmor gestützt, die Wände sind mit Marmor bekleidet, die Kuppeln mit vergoldeten Kupfertafeln bedeckt. Des Nachts spiegeln sich darin Mond und Sterne, und insbesondere erscheint oft auf der Spitze des Kreuzes ein helles Licht — der Stern Peter des Großen genannt — der von wunderbarer Wirkung ist.

Der Adler mit dem Keilschwanz.

(Bild S. 581.)

Wenn wir den Adler wegen des Ausdrucks von Kraft und Kühnheit in seinem Aussehen, wegen seines behenden und ausgiebigen Flugs und der imposanten Muskelkraft, welche er entwickelt, sowie wegen der Symmetrie seines Baues als den schönsten Typus der mächtigen Familie der Tagraubvögel betrachten, so sehen wir in der besondern Art dieses Vogels, wovon uns das umstehende Bild einen Repräsentanten darstellt, unbedingt die schönste unter allen Adlerarten, welche bis jetzt bekannt sind, den an Ausdruck edelsten und stattlichsten Vogel der ganzen Familie der Falkoniden. Der Adler mit dem keilförmigen Schwanze, der Aquila fucosa der Naturforscher, ist jedoch kein europäischer Vogel, sondern gehört der südlichen Erdhälfte und insbesondere dem Festlande Australien an, in dessen Süden er nur noch sporadisch auf Vandiemensland gefunden wird. Was der Goldadler für die nördliche Erdhälfte, das ist unser Adler für Australien und wahrscheinlich für die ganze südliche Erdhälfte. Gerade so wie sich der Verbreitungsbezirk des Goldadlers in Europa und Asien von der nördlichen Breite, unter welcher Schottland und Irland liegen, südwärts bis zu den Tropen erstreckt, so kommt der Adler mit dem Keilschwanze in der südlichen Erdhälfte vom Meerbusen von Carpentaria an bis zur südlichsten Spitze von Tasmania vor und wird bei genauerer Nachforschung ohne Zweifel auch noch auf manchen anderen größeren Inseln der Südsee und des Sunda-Archipels angetroffen werden, und zwar — ganz analog mit unsern europäischen Adlerarten — natürlich weit häufiger in solchen Gegenden, welche seiner Lebensweise entsprechen und wo der landschaftliche Charakter das Fortkommen derjenigen Thiere begünstigt, von denen er sich vorzugsweise nährt. Auch in Bezug auf Standort, Lebensweise und sein allgemeines Verhalten zu dem großen Haushalt der Natur bildet der Adler mit dem Keilschwanz das Analogon zu dem Goldadler unserer europäischen Fauna. An Muth, Körperkraft, Raublust

und Größe sind die beiden sich ziemlich gleich; nur gibt der bedeutend längere Schwanz von keilförmiger Bildung, der in der Ruhe jedoch nicht immer entfaltet, sondern vielmehr zusammengelegt ist, dem australischen Vogel ein stattlicheres und zierliches Aussehen und einen sichereren Flug. Unser Bild stellt den Vogel im Moment des Niederthuns dar, wo er die Schwingen eingelegt, den Schwanz

Deutsche Lieder mit Illustrationen.



Wanderlied.

Von

Ludwig Uhland.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Muß Dich ewig meiden.

Eine Blüt', eine Blüt' mir brich
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf sie nicht erwarten.

(Aus der Prachtausgabe, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.)

aber noch nicht zusammengezogen hat, was ihm natürlich eine unbedingt gefälligere Haltung gibt. Er erreicht ein Gewicht von 9 bis 10 Pfund und klaftert mit ausgestreckten Schwingen von einer Flügelspitze zur andern 6½ bis 7 Fuß rheinisch, gehört also schon zu den größeren Raubvögeln.

Der Adler mit dem Keilschwanz nimmt seinen Standort am

Liebsten im Binnenlande und wird nur selten in der Nähe des Meeres gesehen. Im Gebirge baut er seinen Horst auf hohen Felsen oder in Klüften und Rissen gewaltiger Abstürze; im flacheren oder hügeligen Lande errichtet er ihn in Gestalt eines ganz



Der Adler mit dem Keilschwanz. Von Freeman. (S. 579.)

flachen Nestes aus Stecken und dürren Baumästen auf Bäume, welche wegen ihrer bedeutenden Höhe selbst für den Menschen nur schwer ersteigbar sind. Seine Hauptnahrung besteht in der Wildniß aus den verschiedenen kleineren Arten von Kängurus, welche in

den Ebenen und dem wellenförmigen Gelände in Menge vorkommen und deren Lager er mittelst der bewundernswerthen Schärfe seines Sehorgans leicht ermittelt, während er in ungeheurer Höhe droben in den Lüften steht oder in den graziösesten leichten Kurven kreist. Sein Flug ist überaus schnell und mühelos. Mit Blitzesschnelle und nie irrender Sicherheit stürzt er auf seine Beute herab, und sein furchtbarer Stoß, sowie das mächtige Zugreifen seiner gewaltigen Fänge überliefern sein Opfer, und wäre es auch noch so groß und stark, unvermeidlichem Untergang.

In den besiedelten Gegenden des australischen Festlandes, auf den sogenannten sheep runs und cattle farms, ist dieser Adler eine peinliche Landplage für die Besitzer von Schafheerden, denn er richtet ungeheure Verheerungen unter ihren Lämmern an und man kann sich kaum vor ihm schützen. Jetzt eben sah man ihn nur einen winzigen Punkt droben in der Luft stehen und im nächsten Moment stößt er auf seine Beute und fliegt mit derselben in schräger Richtung aufwärts, so daß der flinkste Schütze kaum mehr mit dem Schuß fertig wird, während er noch innerhalb Schußweite ist. Die beeifertsten Nachstellungen der Schäfer und der Heerdenbesitzer vermögen die Verbreitung des kühnen Räubers nicht wesentlich zu beschränken, denn wenn man gleich auf seine Erlegung und das Ausnehmen seines Horstes Belohnungen ausgesetzt und alle möglichen künstlichen Mittel zu seiner Vertilgung aufgeboten hat, so liefern ihm doch die noch unbetretenen weiten Grasfluren und die ungeheure Ausdehnung der undurchdringlichen Wälder im Innern noch auf viele Jahre hinaus einen Zufluchtsort vor der zerstörenden Hand des Menschen. Auch ist der Horst des Vogels in der Regel meilenweit entfernt von dem Schauplatz seiner Räubereien. Ein unterscheidendes Kennzeichen dieser Adlerart ist, daß die gelblichweiße Wachshaut des horngelben Schnabels sehr weit nach vorn reicht und mit kleinen straffen Federchen besetzt ist, und daß Schnabel und Fänge verhältnißmäßig groß und stark sind.

Der Adler mit dem Keilschwanz unterscheidet sich aber von unseren echten Adlern der nördlichen Erdhälfte auch dadurch, daß er sich zwar vorzugsweise von lebendig erreichter Beute nährt, aber auch Aas verzehrt, wenn es schon beinahe in Fäulniß übergegangen ist, und insbesondere von den Kadavern gefallener Stiere auf den großen Waiden sich gütlich thut. Diese Eigenschaft des Vogels ist ein großes Glück für die Kolonisten und ein Unglück für den Adler selbst, denn man legt ihm nicht bloß starke eiserne Fallen nach Art unserer Schwanenhälse, die man mit einem Lamm oder einem Stück von einem gefallenen Schaf beködert, sondern man gräbt auch große Erdlöcher aus, in welchen zwei oder drei Schützen Platz haben, bedeckt sie mit Rasen und Baumzweigen und sitzt in denselben auf den Adler an, indem man den Kadaver eines Stiers oder einer Kuh in einer Entfernung von 30—40 Schritten von den Schießgruben niederlegt und den Adler damit anludert. Da der Vogel, wenn er eine solche Aesung sieht, sogleich einen lauten Schrei ausstößt, um seine Gefährten herbeizurufen, so gelingt es zuweilen, ein oder zwei Paare zu gleicher Zeit auf dem Kadaver zu erlegen. Sind aber die aufgescheuchten Vögel einmal aufgeflogen, so gehört schon ein vortrefflicher Schütze dazu, um den Adler im Aufsteigen mit einer Büchsenkugel herunterzuholen. Eine andere beliebte Vertilgungsart ist das Vergiften der zum Köder ausgelegten Kadaver durch Strychnin oder andere Alkaloide.

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter

von

Gustav Rasch.

4. Nach fünfzehn Jahren.

Nordseefahrt nach England. Die Freunde der Vergangenheit. Wiedersehen nach fünfzehn Jahren. Karl Blind.

Fünfzehn Jahre waren im Strome der Zeit vorübergerauscht, als ich wiederum nach der Dänenschlacht im letzten schleswig-holsteinischen Kriege von Hamburg über die Nordsee fuhr, um die Freunde aus der Zeit des Exils in London zu besuchen. Der Leuchtthurm und die Häuser von Cuxhaven versanken hinter mir in den grünen Fluten; länger und größer wurden die Wogen, sie murmelten und brausten unter dem Kiel des Schiffes und schlugen seine Seiten, und eine lange, schimmernde Furche folgte dem Steuerruder und bezeichnete den Weg in die weite Wasserstraße der Nordsee, wie der lange feurige Schweif eines Kometen. Ein schmaler Felsenstreif stieg auf am Horizont; es war der Felsen von Helgoland. „Weiß ist der Sand, grün das Land und roth die Wand: das sind die Farben von Helgoland." Ein Dänenkönig hat die deutsche Insel vor noch nicht fünfzig Jahren verrätherischer Weise an England verhandelt; sie gehörte dem „verlassenen Bruderstamme" in Schleswig-Holstein. Und die deutschen Könige und Fürsten sahen dem Handel mit derselben Apathie und Gleichgültigkeit zu, wie sie der dem Mittelalter angehörigen privilegirten Seeräuberei des Sundzolles Jahrhunderte stillschweigend zugesehen haben. Mußten doch erst die Amerikaner, aufgestachelt durch einen Schleswig-Holsteiner, sie aus ihrer Lethargie aufrütteln! Was gehen den Handel in Hamburg und in den deutschen Küstenländern die deutschen Regierungen an? Das sind ja Interessen, welche sie gar nicht kümmern! Haben sie doch durch den Hammer des Flotten-Fischers die Schiffe der deutschen Flotte an den Meistbietenden verauktioniren lassen! Und die Nacht deckte das Meer und die Insel mit ihren schwarzen Schatten. Helgoland verschwand in der Tiefe, wie es einst wirklich in der Tiefe verschwinden wird, wie Wangeroge und die friesischen Marschen, wie die Insel Thanet an der englischen Küste und wie das Land, über dessen Dörfern und Städten jetzt die Wogen des Zuydersees rauschen, verschwunden sind. Die Nordsee ist eine Mordsee. Jene weißen, kräuselnden Streifen, welche sich weithin durch ihre grüne Wasserfläche ziehen, und welche der Schiffer „Kapplings" nennt, sind die Brandung einer unterirdischen Welt, welche an den deutschen und holländischen Küsten tief unten auf dem Meeresboden ruht. Große Länderstrecken mit grünen Wiesen, mit blumigen Marschen, mit reichen Dörfern, mit stolzen gothischen Kirchen, mit Hundertausenden von fröhlichen Menschen haben die Weststurmfluten dieser Mordsee seit Jahrhunderten hinabgerissen. Wenn man eine Seekarte zur Hand nimmt, kann man sie alle dort unten in der schwarzen Tiefe noch einmal sehen, und wenn an den friesischen Küsten die Ebbe das Land weit in das Meer hinaus trocken legt, steigen die Mauertrümmer wie verkörperte Gespenster der Vergangenheit wieder aus dem Sande hervor. Und zum zweiten Male hüllte die Nacht das Meer und die holländischen Küsten in ihren schwarzen Schattenmantel, und dichte Nebel stiegen wie graue Gespenster aus den Wassern. Sie wuchsen zu Riesen heran und reichten sich die nassen, langen Arme, und ihre feuchten Gewänder flossen in einander, bis sie endlich wie eine Mauer von weißgrauen Wolken, welche von der grünen Wasserfläche bis an den Himmel reichte, das Schiff so dicht umstanden, daß selbst in der nächsten Entfernung nichts mehr zu erkennen war. Bis zum Morgen hin ertönte unaufhörlich der schrille Ton der Pfeife, um vorübersegelnde Schiffe zu warnen. Zuweilen hörte die Maschine minutenlang auf zu arbeiten, und das Schiff lag dann still, wie auf einer Sandbank, auf die Signale anderer Schiffe lauschend, welche vorüberfuhren und erst in erschreckender Nähe zu erkennen waren. Heftige Stürme sind nicht so gefährlich, wie diese Nebel, besonders in der Nordsee und im Kanal. Aber gegen neun Uhr Morgens hoben sich plötzlich die Nebelvorhänge, und die Sonne blickte lächelnd von oben herab, und unter den Nebelwolken sah ich die grünen Küsten von England. Wenn ich früher von Frankreich über den Kanal nach England fuhr, so erschienen mir die Küsten Englands in der Form steilabfallender, weißer Kreidefelsen; heute, wo ich aus der Nordsee in den Kanal fuhr, stiegen sie in der Form welliger Linien aus der smaragdgrünen Tiefe auf, in duftiges Rasengrün und mit Blumen bedecktes Wiesenland gekleidet. Und überall, nach allen Seiten hin, erschienen und verschwanden Hunderte von Schiffen, weiße Segel, graue Segel, rothe Segel, buntbemalte Segel, große Frachtschiffe, Fischerboote, Kriegsschiffe mit gepanzerten Leibern, Dampfer mit den langen schwarzen Rauchwolken über dem Mast. Der Weg durch den Kanal aus dem atlantischen Ozean nach der Nordsee gleicht einem großen Wasserkorso, wo sich die Schiffe aller Nationen begegnen. Nur die deutsche Flagge, schwarzrothgold, sah

ich nicht; sonst sah ich die Flaggen aller Völker, sogar die Flaggen von Siam und von Tunis. Und immer näher traten die Küstenstreifen von beiden Seiten zusammen, und das Meer nahm, ganz verschieden von der graugrünen Farbe der Nordsee, einen smaragdgrünen Ton an. Zwei rothe Leuchtthürme standen auf hohen, eisernen Füßen nicht weit von einander: aus ihrer Laterne mußte das Auge die Nordsee und den atlantischen Ozean zu gleicher Zeit erblicken können. Nun lenkte der Dampfer rechts in eine breite, grüne Wasserstraße ein. Die breite, grüne Wasserstraße war die Themse. Die große Stadt dort unten am Ufer mit ihrer räucherigen, mit Ruß bedeckten finstern Häusermasse war mir recht wohl bekannt. Es war Gravesend. Vor fünfzehn Jahren fuhr ich hier mit meinem Freunde Karl Blind vorüber, um auf dem Boden altenglischer Freiheit ein Asyl zu suchen. Und nun rollte sich wieder eines der großartigsten Seebilder vor mir auf, welches die alte und die neue Welt aufzuweisen haben, der stundenlange Hafen von London. Dort und hier, auf beiden Seiten des breiten Stroms, die Arsenale von Woolwich, die weiten langen Docks und der unübersehbare Mastenwald und die Fluten der Themse, immer dichter bedeckt von Schiffen aller Größe und Art.

Und wo waren sie alle geblieben, die Freunde von damals, mit denen ich vor fünfzehn Jahren verbannt vom Kontinent in der Riesenstadt an der Themse lebte? Viele von ihnen fand ich nicht wieder. Sie waren auf den Schlachtfeldern Süditaliens, als wir nach Neapel zogen, um den blutbefleckten Thron des Königreichs beider Sizilien zu stürzen, oder auf den weiten Prärieen Amerikas für den Sieg der Freiheit über die schwarze Sklaverei gefallen: Oberst Tuckery fiel bei der Erstürmung der Vorstadt von Palermo, als die Truppen Garibaldi's die Hauptstadt Siziliens im schrecklichen Straßenkampfe Schritt für Schritt eroberten, den Kapitän der Flotte, den berühmten Juni-Insurgenten, traf eine tückische, verirrte Kugel in den Straßen von Palermo an der Spitze der französischen Legion; Hecker, Struve, Sigel, Osterhaus, Willich, Blenker kämpften noch in der Unionsarmee für die Freiheit der neuen und der alten Welt; Viele waren untergegangen im Elend und in der Noth, und der Wind hatte ihre Spur verweht, daß ich selbst ihre Grabstätte nicht kannte. Der ehemalige Oberkommandant von Wien während der Oktobertage hatte in einem Irrenhause sein Leben beschlossen; Alexander Simon von Stuttgart hatten nach Zeitungsnachrichten aus Chili die Botokuden erschlagen; Viele waren im Elend und in der Noth auch zu Lumpen geworden, wie die wiener Flüchtlinge Engländer, Häfner und Niederhuber, und trieben sich auf dem Straßenpflaster in Paris als Spione der französischen Polizei umher oder schrieben in bonapartistischen Preßbureaus für die Prinzipien, welche sie ehemals mit dem Säbel in der Faust bekämpft hatten. Auch Arnold Ruge fand ich nicht. Er war in jener Nebelnacht auf der Nordsee an mir vorübergefahren nach Hamburg, wie ich bei meiner Ankunft in London hörte, da er Aussicht hatte, sich in Deutschland einen neuen Wirkungskreis zu begründen. In England hatte er sich in Brighton niedergelassen. Er lebte dort von Unterricht, von Vorlesungen über Gegenstände der deutschen Literatur und von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten. Es ist eine Schande sowohl für die deutschen Regierungen wie für die deutsche Nation, daß ganz Deutschland für einen Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung wie Arnold Ruge keine Lehrkanzel, nicht einmal einen gesicherten Schreibtisch hat, und daß einer der ersten deutschen Denker in Brighton davon leben muß, englischen Holzköpfen die Anfangsgründe der Wissenschaft „einzupauken“. Aber ihn fand ich wieder, den Freund, mit dem ich vor fünfzehn Jahren in jener prächtigen Augustnacht von Boulogne vor dem Polizisten Meister Cortiers nach London geflohen war, in seinem Aeußern wenig verändert, in seinen Ueberzeugungen, in seinem Wesen, in seinem politischen Streben ganz der Alte, unerschütterlich trotz aller Niederlage, die er und die Volkspartei seit fünfzehn Jahren in Deutschland erlebt hatte; er war während der Zeit, wo wir uns nicht gesehen hatten, nur noch unermüdlicher, konsequenter und thätiger im Kampfe und noch gediegener im Wissen geworden. Der unermüdliche Agitator war gerade von einer Reise durch Schottland zurückgekommen, wo er auf den großen Meetings in den nördlichen Städten für die Freiheit und für die Wiederherstellung Polens gesprochen hatte. Karl Blind war für die Verbreitung und Verwirklichung der revolutionären Ideen, welche ihn vom Kontinent vertrieben hatten, in England seitdem eine Macht geworden. Der materielle Erwerb nahm nur einen geringen Theil seiner Zeit in Anspruch, der übrige Theil des Tages, sowie ein Theil der Nacht wurde der revolutionären Bewegung aller Länder gewidmet. Durch die gediegenen, radikal gehaltenen Leitartikel einer der ersten englischen Zeitungen, welche fast sämmtlich aus seiner Feder flossen, war seine Stimme in der englischen Presse von großer Bedeutung geworden. Er schrieb und sprach die englische Sprache jetzt mit derselben Fertigkeit wie die deutsche. Den Kampf für die deutschen Interessen hatte er während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in England mit der ihm besonders eigenen Fähigkeit und Energie fortgesetzt. Zahllose Flugschriften, Artikel in der deutschen, englischen und amerikanischen Presse, eine Menge persönlicher, meistens geheimer Verbindungen mit politischen Parteiführern und politischen Vereinen in Deutschland und Reden in den englischen Meetings hatten seinen propagandischen und revolutionären Zwecken nach dieser Richtung hin als Mittel gedient. Die Broschüren und Flugschriften des von den deutschen Flüchtlingen Dr. Brommer, Dr. Schaible, Ravenstein und Wolffsohn in England gegründeten Vereins „Deutsche Einheit und Freiheit“ flossen fast sämmtlich aus Blind's Feder. Blind war die Seele der politischen und revolutionären Thätigkeit dieses Vereins geworden. Besonders thätig war Blind, außer für polnische, italienische und amerikanische Interessen, für die schleswig-holsteinische Sache in England gewesen. Massenhaft wurden Flugschriften gedruckt, verbreitet und englischen hervorragenden Politikern und Staatsmännern zugesandt, um gegen die für die dänische Regierung in England arbeitenden dänischen Agenten zu wirken und die Engländer über die wahre Ursache und die wahren Ziele der politischen Sachlage in Schleswig-Holstein aufzuklären. Blind hat weit mehr in England für die schleswig-holsteinische Sache gewirkt, als die Gesandten und Agenten aller deutschen Regierungen zusammengenommen, — er, der deutsche Flüchtling.

Von Blackwall führte mich die Eisenbahn über die Häuser und Dächer der Riesenstadt in den entferntesten Westen derselben, nach dem stillen St. Johns Wood, an Primrose Hill vorüber. St. Johns Wood besteht fast nur aus eleganten größeren und kleineren Landhäusern, von Blumengärten, Baumgruppen und grünen Rasenflächen eingerahmt. Von dem betäubenden Lärm in Regentsstreet, am Strand und in den Straßen der City dringt kein Ton bis hieher. Hier weht frische Luft, hier duften Blumen und Blätter, hier herrscht eine wohlthuende Ruhe und Stille, welche kaum von dem Rollen eines Wagens unterbrochen wird. In diesem stillen und entlegenen Stadttheile hatten drei von den Flüchtlingen, mit denen ich vor fünfzehn Jahren in London gelebt hatte, seit einigen Jahren ihren Wohnsitz aufgeschlagen: Blind, Ledru Rollin und Louis Blanc, die beiden Mitglieder der provisorischen Regierung der französischen Februarrepublik. Blind kam mir an der Seite einer geistvollen und liebenswürdigen Frau entgegen. Er hatte sich vor fünfzehn Jahren, bald nachdem ich England verließ, in Belgien mit einer deutschen Dame verheirathet. Sein Haus war eine gastliche Stätte für die Flüchtlinge aller Nationen geworden. Ich rechne die Tage und die Abende, welche ich in seinem Hause und in seiner Familie verlebt hatte, zu den interessantesten Tagen meines letzten londoner Aufenthalts. Als wir zu Mittag gespeist hatten, sagte Blind lächelnd: „Es wird gleich noch ein Freund kommen, den Sie recht gut kennen; er bringt alle Sonntage den Abend bei uns zu.“

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Scherzräthsels Seite 552:

Der Mond.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 564:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D 5 — G 5. . . .	1) H 6 nimmt G 5, oder H 6 — H 5.
2) K. H 3 — G 4, oder K. H 3 — H 4.	2) L. H 7 — G 8.
3) S. E 7 nimmt G 6 Schach und Matt.	

Fliegende Blätter.

Diamanten-Medizin. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gebrauchte man gewisse Kostbarkeiten, Edelsteine und Perlen, zur Heilung von Krankheiten. So verpflichteten sich im Jahre 1397 zwei Mönche bei Todesstrafe, König Karl VI. durch Heiltränke, welche aus einem in zerstoßenen Perlen destillirten Wasser bestanden, zu kuriren. Das Unternehmen mißlang; man gab ihnen die Tortur und nöthigte ihnen hierdurch das Geständniß ab, daß sie Abtrünnige, Zauberer und Geisterbeschwörer seien. Beide wurden zum Tode durch das Schwert verurtheilt, dann geviertheilt und dem Volke zur Schau ausgestellt. Ein Jahrhundert später war man noch nicht klüger geworden. Luzano di Ticino, ein berühmter italienischer Arzt, gab im Jahre 1492 Lorenzo von Medicis in dessen Krankheit ebenfalls einen Trank aus pulverisirten Diamanten und Perlen. Dießmal soll jedoch das Mittel sehr heilsam gewirkt haben. — Im Gegensatz hierzu schärfte der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, den Mönchen ein, keinerlei Arzneien zur Erhaltung der Gesundheit zu gebrauchen, weil es sich weder für ihren Stand noch für das Heil ihrer Seele schicke. Es würde, sagte er, dem geistlichen Amt schlecht geziemen, Arzneimittel zu kaufen, Aerzte herbeizuholen oder Heiltränke einzunehmen, denn das sei der Herzensreinheit zuwider. — Siebenzig Jahre später schrieb ein anderer Abt von Clairvaux an einen Benediktiner-Abt: „Unsere frommen Väter und heiligen Vorfahren haben absichtlich ihre Klöster in niedrigen, feuchten Thälern erbaut, damit die Klosterleute oft krank seien, stets den Tod vor Augen haben und daher in der Furcht des Herrn leben möchten. Wenn sonach die Frommen sogar die Krankheiten suchen, wie könnt ihr euch so emsig nach dem bemühen, was zur Gesundheit gereicht?"

Zeitungs-Annoncen. II.

Von **Ludwig Löffler.**



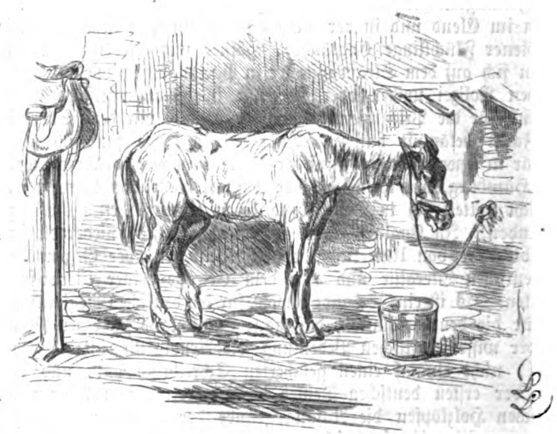
Ein durchaus solider Kaufmann mit blühendem Geschäft sucht, um dasselbe noch mehr auszudehnen, einen stillen Theilnehmer mit ungefähr 20,000 Thaler Einlage.



Fünf Thaler Belohnung Demjenigen, welcher einen am 15. d. M. verloren gegangenen Bulldog, der auf den Namen Bissig hört, wiederbringt.



Ein gründlicher Musiklehrer ertheilt faßlichen Unterricht; wo? sagt die Expedition der Zeitung.



Eine Schimmelstute, gut geritten und militärfromm, steht wegen einer langen Reise aus Gesundheits-Rücksichten billig zum Verkauf.

*

Eine neue Insel entdeckt. Das inselreiche stille Weltmeer ist um ein Eiland bereichert worden, freilich an einer ziemlich isolirten Stelle. Nach Berichten aus San Franzisco hat man nämlich auf der Linie der neu eingerichteten Dampfschifffahrt zwischen dieser Stadt und Japan, unter 50° w. L. (von Washington, gleich 109° 22′ w. L. von Ferro) und 40° 30′ n. Br., mithin etwa 100 Seemeilen westlich von Kap Mendocino, eine ungefähr 20 Meilen lange Insel entdeckt; der Dampfer Colorado fuhr an ihr vorbei. Dichte Nebel sind dort heimisch, und man glaubt, daß schon manches Fahrzeug an dem Gestade seinen Untergang gefunden hat. Es bildet sich bereits eine Gesellschaft, welche ein Schiff aussenden und sich die ersten Ansprüche auf die Insel sichern will, und die amerikanische Regierung wird, wenn genügende Bestätigung erfolgt, eine Kommission abschicken, um die nöthigen geographischen Vermessungen vorzunehmen.

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von **John Nobody.**

(Fortsetzung.)

9. Endlich ergriffen.

Am folgenden Vormittage erfüllte mich der lebhafte Wunsch zu erfahren, wie Burton's Leonore sich gegen James benehme und welchen Eindruck der Aufenthalt in Argyllhouse auf sie mache. Da ich bemerkte, daß Mr. Argyll sich in seinem Zimmer zu ebener Erde befand, so hielt ich es für schicklich, ihn zuerst zu begrüßen; er empfing mich mit einem unbeschreiblich argwöhnischen, bekümmerten, tadelnden Blicke, und sein Gruß, womit er den meinigen erwiederte, klang so auffallend, so verletzend möchte ich sagen, daß ich sofort von dem Gedanken an eine neue Intrigue und Verdächtigung durchzuckt ward. Wer anders konnte an diesem höllischen Werke arbeiten als James, der mich aus irgend einem Grunde aus dem Wege haben wollte? Und mit dem Bewußtsein, daß ich diesem früher oder später das Feld räumen müsse, mischte sich die Entrüstung, daß ein so ernster, überlegter Mann wie mein Chef, der mich doch seit Jahren kannte, auf Einflüsterungen hörte, ohne zu prüfen. Ich hätte mich aussprechen, hätte um eine Erklärung bitten können, aber die Entrüstung und das Gefühl des erlittenen Unrechts erstickte in mir jeden Versuch, Erörterungen herbeizuführen.

In's Empfangszimmer eintretend, sah ich zu meinem Erstaunen die kleine Leonore im freundlichsten Verkehr mit James, der mir einen höhnisch lächelnden, triumphirenden Blick zuwarf. Er flattirte das Kind gleich einer erwachsenen Person, und schien es sich über Nacht zu einer ernsten, bedeutsamen Aufgabe gemacht zu haben, Leonorens Zuneigung zu gewinnen. Eleanor's Gesinnung war aus ihrem Aeußern schwer zu errathen, denn sie erschien immer tiefernst, in sich gekehrt und in eine ruhige Trauer versunken; in Mary's Blicken aber glaubte ich innige, tiefe Theilnahme lesen zu können. Meine Stimmung war entsetzlich: Wuth und Schmerz zerfleischten mir die Brust. Ich blieb, auf besondere Einladung, zum Mittagessen, aber es war eine schwere Aufgabe für mich, den lächelnden, spöttischen Uebermuth des heuchlerischen Neffen und die mitleidige Duldung seines argwöhnisch gemachten Onkels zu ertragen. Es ward mir in diesen Stunden klar, daß ich fortan in dem Hause, welchem ich mein heiligstes Streben geweiht und auf welches ich meine beste Hoffnung gesetzt hatte, nur ein überflüssiger, ungern gelittener Mensch war. Mit dieser Ueberzeugung zog ich mich zurück, und als ich in meine Wohnung gelangte, schrieb ich meiner Mutter, daß ich sie in Kurzem besuchen werde.

Ich verbrachte zwei bittere Tage in tiefer Einsamkeit; dann ging ich nochmals in Argyll's Haus, und als ich die Verstimmung gegen mich wo möglich noch mehr gesteigert fand, blieb ich weg und würde sofort abgereist sein, wenn ich nicht die Rückkehr des Detektive hätte erwarten wollen. Inzwischen entwarf ich an Mr. Argyll einen Brief, worin ich ihm meine Empfindungen und Wahrnehmungen auseinander setzte; ich kann allerdings nicht verhehlen, daß ich daran noch die Hoffnung knüpfte, Mr. Argyll werde, wenn er ihn lese, sich besinnen und mir die in Aussicht gestellte Theilhaberschaft, auf welche ich für meine bisherigen Dienste einen gewissen moralischen Anspruch hatte, anbieten. Noch ehe ich mit dem Entschlusse, den Brief abzugeben, im Reinen war, erhielt ich von Mr. Burton aus Argyll's Hause die Einladung zu einem Besuche. Es war gegen Abend, als ich dort eintraf; Burton befand sich im Gesellschaftszimmer mit der Familie beim Thee, und es entging mir nicht, daß er mit eigenthümlicher Spannung das vertrauliche Verhältniß zwischen James und seinem Kind beobachtete. James behandelte das Mädchen, von welchem er Anfangs mit grober Spötterei gesprochen, in wahrhaft ostensibler Weise wie eine Prinzessin; er war, wie er selbst sich ausdrückte, ein vorsichtiger Mann, der es in seinem Interesse für geboten erachtete, Vater und Tochter zugleich zu gewinnen.

Nach einer halben Stunde erklärte Burton, daß er genöthigt sei, den Abend einer geschäftlichen Angelegenheit zu widmen, und fragte mich, ob ich ihn auf kurze Zeit begleiten wolle. Diese Frage war für mich eine erwünschte Aufforderung, der zu folgen ich sofort bereit war. Burton bot seiner Tochter „gute Nacht" und sagte Mary, die wie immer mit treuer Sorgfalt über dem Kind wachte, daß er Leonore am andern Tage mit zur Stadt nehmen werde. Unterwegs erzählte er mir, daß seine Agenten einer Fünfhundertdollarsnote der Parkbank auf der Spur seien, welche eine Woche nach der Ermordung Moreland's verausgabt, nach St. Louis gekommen und von da zurückgelangt sei. „Aber hier," fuhr er fort, „hat sich, wie ich merke, der Wind gedreht. Mr. Argyll ist ein seltsamer Mann und hat einen noch seltsameren Neffen, der Sie aussticht, Mr. Redfield, effektiv aussticht! Doch das ist nicht mein Geschäft, nein, nicht mein Geschäft. Beiläufig gesagt, es hat mich einigermaßen überrascht, mein Kind für den jungen Argyll so eingenommen zu finden." — „Warum, Mr. Burton? James' ist ein gewandter junger Mann, der für die Behandlung des zarten Geschlechts eine besondere Gabe besitzt. Er hat es verstanden, das zarte Wesen Ihres Kindes durch Sorgfalt und Aufmerksamkeiten für sich zu gewinnen. Ich sehe darin nichts Auffallendes." — „Aber für mich hat es besondere Bedeutung, Mr. Redfield. Ich setze ein großes Vertrauen in Leonorens Hinneigung zu irgend einer Persönlichkeit. So weit ich sie kenne, neigt sie sich zu treuen und braven Charakteren, wie die Sonne zum Lichte, und Falschheit schreckt sie ab."

Ich war nahe daran, ihm den ersten Eindruck, welchen James auf das Kind gemacht, mitzutheilen, aber ich unterdrückte die deßfallsige Bemerkung, vielleicht mit Unrecht. In meiner Natur lag eine gewisse Bedenklichkeit, durch anscheinende Verkleinerung Anderer Argwohn gegen mich selbst zu erregen. „Mit meiner Tochter," fuhr der Detektive fort, „ist in diesen wenigen Tagen ein Wunder vorgegangen. Wissen Sie, daß ich diesen Morgen vergebens versucht habe, sie in den magnetischen Schlaf zu versetzen? Ihr Geist ist kein klarer Spiegel mehr, der mir die Wahrheit ohne Färbung und Entstellung zeigt; sie steht unter dem Einflusse eines Willens, der stärker auf sie wirkt als der meine, oder ich habe, trotz meiner sorgfältigen und ununterbrochenen Beobachtungen, eine Seite ihres Wesens bisher nicht erkannt. Ich kann den jungen Argyll nicht mehr kontroliren. Was meine Versuche mit dem magnetischen Schlafe betrifft, so hatte ich damit eine besondere Absicht; es ist mir nämlich gelungen, Leesy Sullivan's Spuren bis nach Blankville zu verfolgen, aber hier verwischen sie sich wieder. Ich habe mich überzeugt, daß ihre Tante nichts von ihr weiß. Haben Sie Mrs. Scott gesprochen?" — „Ja, und ich glaube, ihre Beobachtungen und das, was ich selbst bemerkt habe, ist für uns von Wichtigkeit. Sie sagt, die Villa sei von einem Gespenst bewohnt ..." — „Von einem Gespenst? Ah, das ist's! das ist's! Sie haben es doch nicht verscheucht?" — „Ich hielt für besser, Ihre Ankunft zu erwarten, um mit Ihnen zusammen die Villa zu durchforschen." — „Und das soll sofort geschehen, Mr. Redfield! Ich brenne vor Begier, das Gespenst von Angesicht zu sehen. Es ist noch zeitig genug, um die Gärtnersleute wach zu finden; lassen Sie uns ohne Aufschub eine Entdeckungsreise in's Reich der Geister antreten!"

Wir gingen Beide scharfen Schrittes nach der Villa. John Scott, der Gärtner, öffnete behutsam ein Fenster seiner niedern Behausung, als wir klopften, ließ uns aber rasch ein, da er meine Stimme erkannte. Er versicherte — und seine Frau bekräftigte es mit einer Betheurung — sie hätten am Abend vorher das Gespenst als hellen Schatten auf dem kleinen Balkon gesehen, welcher sich an Henry's Zimmer befinde. Sehr gerne war er bereit, den Schlüssel zu der Villa herzugeben, schien aber froh zu sein, daß er nicht zur Begleitung aufgefordert ward.

Die Nacht war sehr dunkel und windig. Einer jener plötzlichen Wechsel, welchen das amerikanische Klima in der Nähe der Küste unterworfen zu sein pflegt, hatte an Stelle des Schnees und Eises Regen gebracht, welcher auf dem Dache und an den Fenstern ein trommelndes Geräusch verursachte. Mrs. Scott fuhr alle Augenblicke empor und glaubte, das Gespenst klopfe. Wir nahmen die Requisiten zum Anzünden eines Lichtes mit, gingen aber im Dunkeln in's Sommerhaus, wobei ich Mr. Burton an der Hand nahm, nachdem dieser behutsam die Eingangsthür wieder hinter uns geschlossen hatte. Der Wind klapperte mit den Läden des Hauses, außer diesem hörten wir kein Geräusch und gelangten leisen Schrittes in Henry's Gemach, wo wir uns im Dunkeln schweigsam auf

Stühle niederließen und warteten. Nach einer Weile legte Mr. Burton leise seine Hand auf meinen Arm. „Hören Sie nicht singen?" fragte er kaum vernehmbar. Bis jetzt glaubte ich, es sei das Rauschen des Windes und Regens, nun aber, nachdem ich aufmerksam gemacht worden, schien es mir in Wahrheit, als wenn ein fernklingender, melodischer Gesang über mir in der Luft schwebe. „Wenn ich mich nicht sehr täusche, ist es eine menschliche Stimme," fuhr der Detektive fort. — „Oder eine himmlische, Mr. Burton. Es klingt wie der Gesang eines Engels."

Der Detektive erwiederte nichts, preßte aber meinen Arm mit festem Griffe, denn in diesem Augenblicke ward über uns, im Dachstock, ein stärkeres Geräusch vernehmbar, gleich Tritten, welche den Fußboden in leichte Schwingung versetzten und in irgend einem Geschirr oder Metallstück ein leises Klirren verursachten. „Mrs. Scott meint, es seien Ratten im Hause." — „Aber die Ratten wandern nicht bei Licht!" raunte Burton mir zu. „Sehen Sie dort?" — Ich entdeckte wirklich einen matten Lichtschimmer, der, vom Dache herabfallend, einen Augenblick die Luft neben dem Hause durchzuckte, gleich darauf aber durch eine Ritze der Thür und durch's Schlüsselloch fiel. Das war Mrs. Scott's „Todtenlicht"! Mein Herz klopfte laut, wir hielten Beide erwartungsvoll den Athem an, denn jetzt, so dachten wir, mußte wohl das „Gespenst" im Gemach erscheinen. Doch wir täuschten uns. Ein leiser schlürfender Schritt ging über die Teppiche des Korridors die Treppe hinab, und Burton hielt es nun für geboten, sachte die Thür zu öffnen und zu folgen. Ich hielt mich dicht hinter ihm und hatte nur die Besorgniß, die sich bis zu einer wahren Angst steigerte, unsere Entdeckung könne noch im entscheidenden Momente fehlschlagen.

Ein wahrer Aufruhr der Elemente begleitete unsern Gang treppab; wir konnten nichts sehen als eine schwache Beleuchtung, welche von einem entfernten Parterrezimmer herzukommen schien. Durch die Halle und Bibliothek gelangten wir in die Nähe des Familienzimmers, vor dessen geschlossenen Fensterläden Mrs. Scott, wie sie mir einige Tage früher sagte, eigenthümliche Klagelaute gehört haben wollte. Die Thür des Familienzimmers war nur angelehnt; ich wußte, daß dieß der Lieblingsaufenthalt von Mrs. Moreland gewesen war und daß sie dessen Wände mit den lebensgroßen Porträts ihrer Familienglieder geschmückt hatte.

Als wir vor der Schwelle einige Minuten lauschend verweilten, vernahmen wir Beide einen tiefen, zitternden Seufzer und ein Lichtstrahl brach sich an der Thürspalte. Burton stieß leise, aber rasch die Thür auf. Uns gerade gegenüber hing Henry Moreland's wohlgetroffenes Bild, und vor demselben stand, mit dem Rücken nach der Thür zu, ein weibliches Wesen, in der einen Hand ein Licht gegen das Bild haltend, die andere auf's Herz gelegt und so tief in das Anschauen des Porträts versunken, daß sie mehrere Minuten lang von unserer Annäherung nichts bemerkte. Es war die lang Gesuchte, Leesy Sullivan. Wie auf gemeinschaftliche Verabredung verhielten wir Beide uns eine Zeitlang ganz still, indem wir hofften, Leesy werde sprechen, werde ihr gepreßtes Herz in der Unterhaltung mit Henry's Abbilde öffnen und dadurch sich verrathen; aber wir täuschten uns. Sie blickte nur mit dem Ausdruck tiefsten Wehs auf das hell beleuchtete, freundlich herabschauende Antlitz, und ein einziges Wort, „Henry", kam mit klagendem Stöhnen über ihre Lippen. Dann wendete sie sich langsam um, augenscheinlich in der Absicht, das Familienzimmer wieder zu verlassen, und erblickte uns; aber sie erschrak nicht, wie ein Wesen, das von Schuld und Gewissensqual bedrückt wird. Ihre Augen, von Thränen feucht, starrten uns nicht entsetzt, sondern vorwurfsvoll an. Von ihren hohlen, durch kleine rothe Flecken gekennzeichneten Wangen konnten wir auf ihren sehr angegriffenen Gesundheitszustand schließen. Sie schrie nicht auf, obschon sie erblaßte und sich mit der Hand an einem Tische festhielt, vielleicht weil ihre Füße wankten; denn wie hätte unser plötzliches Erscheinen ohne alle Wirkung auf sie bleiben können?

Sie sprach zuerst. „Seid ihr endlich doch gekommen, um meinen Frieden zu stören, ihr zwei fürchterlichen Männer, die seit Jahr und Tag meine Spur verfolgt haben wie böse Geister?" — „Friede ist nur mit einem reinen Gewissen," erwiederte Burton. „Was thun Sie in diesem Hause?" — „Ich weiß wohl, daß ich kein Recht dazu habe, aber sagen Sie doch selbst, wo haben Sie mich unbelästigt und unverfolgt wohnen lassen? Selbst an seinem Grabe haben Sie mich nicht in Ruhe gelassen! Sie wollen mein thöricht Geheimniß vor der Welt bloßstellen, Sie wollen mich entehren, in's Gefängniß bringen — morden! Ja, das ist euer Geschäft und ihr habt, glaube ich, auch die Macht dazu; denn ich bin arm, freundlos und elend. Wohlan, wenn ihr euch vor Gott rechtfertigen könnt, so thut mit mir, was euch gefällt!" — „Nur was recht und gerecht ist, wird mit Ihnen geschehen. Wenn Sie schuldlos sind, warum verbergen Sie sich vor den Menschen, selbst vor Denen, die Ihre Freunde waren?" — „Sie würden mir doch den Grund nicht glauben, weil Sie von vornherein mit bösem Verdacht auf mich geblickt haben, und ich mag meine innerste Entschuldigung Ihrem spöttischen Zweifeln und Verneinen nicht aussetzen." — „Nun, es thut mir leid, Miß Sullivan, daß ich Sie doch zu Erklärungen werde veranlassen müssen; aber dieß ist weder der schickliche Ort, noch jetzt die rechte Zeit dazu. Sie werden mir nach der Gärtnerswohnung folgen und dort bis morgen unter der Obhut von Mrs. Scott bleiben. Dann werden wir miteinander sprechen, und wenn Sie der Wahrheit die Ehre geben, so werden Sie mich gewiß nicht hart oder nur unbillig finden." — „Lassen Sie mich die Nacht über hier," bat Leesy, mit dem Ausdrucke ängstlicher Besorgniß. „Ich verspreche bei Allem, was heilig ist, daß ich keinen Versuch machen werde, zu entkommen!" — „Es kann nicht sein!" erwiederte Burton mit ruhiger Entschiedenheit. — „Nun, dann will ich das Kind holen," stieß Leesy nach einer Pause hervor. Sie ergriff die Lampe und stieg wieder die Treppe hinan, während wir folgten. Sie ging bis in die Dachkammern, und hier sahen wir, auf einem Haufen Matratzen süß schlummernd, die kleine Norah, welche Burton schon in der Pflege zu Brooklyn kennen gelernt hatte. „Hier waren wir Beide," sagte Leesy mit bitterem Lächeln, „als Sie (zu mir gewendet) vor wenigen Tagen mit Mrs. Scott das Haus durchsuchten, wobei Sie, zu unserem Glück, nur bis zu — seinem Zimmer kamen. Ich habe oft Mühe gehabt, das Kind still zu erhalten. Es ist eine Sünde, den süßen Schlummer des armen Wesens jetzt zu stören!" — „Ja, das ist's," entgegnete Burton mitleidsvoll. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Miß Sullivan, um dieses zarten Kindes willen. Sie bleiben über Nacht in der Kammer, die vermuthlich schon oft Ihr Schlafkabinet gewesen ist, aber ich muß Sie einschließen, bis der Tag anbricht." — Leesy machte ein Zeichen stummer Bejahung. — „Nur noch eine Frage beantworten Sie mir heute," fuhr der Detektive fort, „sind Sie die Mutter dieses Kindes?" — Leesy blickte ihn einige Momente verwundert an, dann ging der Ausdruck ihres Gesichtes in Empfindlichkeit und Stolz über. „Ich glaubte, Sie müßten wissen, daß ich unverheirathet bin, Sir!" antwortet sie. — Burton gerieth über diese Zurechtweisung in Verlegenheit. „Hätten Sie mir nicht bis jetzt jede Gelegenheit entzogen, Sie persönlich kennen zu lernen, so würde ich die Frage wahrscheinlich nicht gestellt haben," sagte er mit einem gewissen Vorwurf. Leesy erwiederte kein Wort, sondern beugte sich mit dem Ausdruck innigster Liebe zu der schlummernden Norah nieder. Wir verließen die Kammer und Burton verschloß diese.

10. Eine schreckliche Wendung.

Eine Treppe tiefer, fast unmittelbar unter Leesy's Gemach, nahmen wir Nacht- und Wachtquartier, denn Keiner von uns verspürte Neigung, sich allzu weit aus der Nähe des Flüchtlings zu entfernen. Wir unterhielten uns über die Wiederauffindung Leesy's und über ihr Benehmen. „Von dem Augenblicke an," bemerkte Burton, „als Sie mir mittheilten, es solle in dieser Villa spuken, wußte ich, was wir zu erwarten hatten. Wäre Leesy ein Mann, so würde dieser längst nach Kansas oder Kalifornien entkommen sein; weibliche Wesen aber gleichen den Muttervögeln, deren Nest von Knaben gestört wird: sie flattern in dessen Umgebung umher und führen die Sucher irre, gehen aber sogleich in dasselbe zurück, wenn die Verfolger den Rücken gewendet haben. Nichts wäre sonst weniger wahrscheinlich gewesen, als das Mädchen an dem Orte zu finden, den sie zu meiden Ursache haben könnte. Es ist schade um Leesy, sie ist stolz, selbstbewußt und unzufrieden mit ihrer Lage,

aber auch gebildeter, wie gewöhnlich Mädchen ihres Standes, und nicht ohne die Manieren und das Wesen höher stehender Menschen, so daß sie die Stellung eines reichen, wohlerzogenen Mädchens vollkommen ausfüllen könnte. Auch das ist mir zur unumstößlichen Gewißheit geworden: sie hat Henry Moreland mit einer unbegrenzten Tiefe und Heftigkeit geliebt, und so liebt sie noch den Schatten des Gemordeten." — „Wenn aber dieß gegründet ist, Mr. Burton, wie wäre es möglich gewesen, daß sie den so heftig geliebten Mann hätte tödten können?" — „Das behaupte ich auch nicht, mein Lieber! Ich bin durchaus nicht überzeugt, daß Leesy die Schuldige ist. Erst muß ich sie allein sprechen, und dabei gedenke ich jeden Gran von Wahrheit aus ihr herauszupressen. Alles, was sie in Bezug auf Henry weiß, soll sie mir mittheilen, damit es entweder für oder gegen sie benützt werde." — „Wenn es möglich wäre, Mr. Burton, die Väter Eleanor's und Henry's mit der Persönlichkeit Leesy's und mit dem Eindrucke, den ihr jetziges Benehmen macht, bekannt zu machen, so würden sie wohl eine Entschließung fassen können, ob sie Leesy Sullivan als Verdächtige anklagen wollen oder nicht." — „Ohne Zweifel werde ich ihnen den ganzen Fall vorlegen, Mr. Redfield, und gewissenhaft Alles anführen, was für und was gegen das Mädchen spricht; indeß muß ich Ihnen bemerken, Freund, daß es mit den Eindrücken von Schuld oder Nichtschuld auf Laien sein ganz Besonderes hat — es kommen da gar seltsame Schlüsse vor. Wie zum Beispiel, wenn ich Ihnen sagte, daß es Leute gibt, die ohne eine Spur von Beweis irgend einer Art Sie selbst als den Schuldigen betrachten?"

Ich fuhr vom Sopha auf und starrte ihn an, ohne zu wissen, ob ich ihm eine wörtliche oder thätliche Erwiederung geben solle. — „Durchbohren Sie mich nicht mit den Augen!" rief er mit ruhigem Lächeln. „Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich selbst eine so schlimme Ansicht von Ihnen hätte, ich sagte es auch nicht, um Ihre Empfindungen zu verletzen, sondern um Sie aufmerksam zu machen. Dieselbe Person, welche mir ihre Eindrücke in Bezug auf Sie mittheilte, thut es, wenn ich mich nicht sehr täusche, auch gegen Andere, und wer weiß denn, ob sich nicht mit dem Gedanken auch die Eindrücke weiter pflanzen? Ein solcher Gedanke, ausgesprochen, mag in manchem Gemüthe Wurzel schlagen, selbst wenn er als unwillkommener Gast zu verscheuchen versucht wird, und ich sage es Ihnen als guter Freund, Mr. Redfield: Sie stehen wie über einem Vulkan, welcher Sie in jedem Augenblicke verschlingen kann." — „Ich?" — „Ja, ja, Lieber! Ich habe die geräuschvollen Vorboten des Erdbebens bereits vernommen, und ich wollte Sie warnen, damit Sie erforderlichen Falls auf Ihre Vertheidigung bedacht sind." — „Ich mich vertheidigen? Gegen was? Und wer ist mein Ankläger? Doch ich habe nicht nöthig zu fragen. James Argyll ist der Bube, der mich aus selbstsüchtigen Motiven verdächtigt; er haßt mich, wie die Klapperschlange den Aschenbaum." — „Wohl; ich glaube, diese Empfindung ist gegenseitig wie der Argwohn; oder wollen Sie bestreiten, daß Sie ebenfalls den Gedanken hegen, James Argyll könne den Tod Henry Moreland's veranlaßt haben?" — „Nein, ich bestreite es nicht, aber ich habe den argwöhnischen Gedanken mit ehrlichem Eifer von mir zu scheuchen gesucht und ihn gegen Niemand in irgend einer Form verlautbart. Sie haben mich beobachtet und mich über ihn sprechen hören — richten Sie selbst zwischen mir und ihm!" — „Ich glaube, Sie wissen, daß ich ihn nicht leiden mag; aber keine Aversion gegen eine Person soll mich abhalten, die Umstände und Thatsachen sorgfältig und gewissenhaft abzuwägen. Ich bin auf der richtigen Fährte und werde auf ihr, wenn es irgend möglich ist, fortschreiten. Doch an Sie stelle ich das Ersuchen: gehen Sie nicht weiter in dieser Sache; es ist zu Ihrem Besten. Die Gerechtigkeit wird schließlich Licht erhalten und triumphiren, das ist meine feste Ueberzeugung."

Ich war unfähig, ein Wort zu erwiedern; das, was ich nur leise geahnt, war nun ausgesprochen: der Schatten des Verdachtes hatte sich in die Familie Derer geschlichen, die ich liebte, geschätzt, geehrt und geschont hatte, und mir war die Waffe entzogen, mich gegen den Schatten zu wehren, mir war aufgegeben, keinen Schritt weiter zur Entdeckung des Verbrechens zu thun. Ich hatte ruhig zu dulden und zu harren, bis man mich selbst laut und offen beschuldigte. Dieß Bewußtsein wühlte in meiner Brust.

Gegen Morgen bat mich der Detektive, in die Gärtnerswohnung zu gehen, die beiden Leute über die Bedeutung des vermeintlichen Gespenstes zu unterrichten und ein Frühstück für Leesy und das Kind zu bestellen. Das Erstaunen Mr. Scott's und seiner Frau war unbeschreiblich, aber es wurde im Herzen der Letzteren bald von Mitleid mit dem Loose des ihr bekannten Mädchens überwogen, und sie bot Alles auf, um dieser eine Erquickung zu bereiten. Als die Sonne aufging, begab ich mich mit Burton in die Dachkammer; hier sahen und erfuhren wir nun, wie Leesy es möglich gemacht hatte, während der rauhen Jahreszeit mit ihrem Pfleglinge auszuhalten. Sie hatte, in den Räumlichkeiten des Hauses genau bekannt, aus dem Souterrain einen kleinen, zum Glühendmachen der Plättstähle gebrauchten Ofen heraufgeschleppt und einen kleinen Kohlenvorrath im Keller so weise benützt, daß sie damit noch wochenlang gereicht hätte. Einige Geschirre und Vorräthe von Nahrungsmitteln waren von ihr eben so wirthschaftlich zu Rathe gezogen worden. Nur in tiefer Nacht hatte sie sich aus der Dachkammer hinab und einige Male sogar aus dem Hause gewagt.

Nachdem Mrs. Scott Thee und Butterbrod, einige Fleischvorräthe und ein wenig Weißgebäck und Milch für Norah gebracht, blieb Mr. Burton mit Leesy allein und ich erwartete das Resultat in der Gärtnerswohnung. Erst nach fast drei Stunden kam Burton, das Kind sorglich auf den Armen tragend, hinter ihm Leesy, mit verweintem, aber ruhig ernstem, entschlossenem Antlitz. — „Liebe Mrs. Scott," sagte der Detektive, „ich bitte Sie um eine Gefälligkeit: gestatten Sie Miß Sullivan und der kleinen Norah ein Obdach, bis Sie durch mich weitere Nachricht erhalten. Es kann sein, daß ich diese morgen schon sende, es kann aber auch eine Woche vergehen. Wenn Sie inzwischen für Miß Sullivan eine Näharbeit haben, so wird sie Ihnen sehr dankbar sein."

Die Gärtnersfrau erklärte sich freundlich bereit, Leesy und ihrem Kinde Alles zu gewähren, was in ihren Kräften stehe, und reichte ihr gleich einer Schwester die Hand, während ihr Knabe Johnny mit Norah Bekanntschaft machte. „Nun muß ich zu meiner Leonore!" rief Burton besorgt. „Das arme Kind wird sich um seinen Papa ängstigen!" Er verabschiedete sich mit wenigen freundlichen Worten von Leesy und Mrs. Scott und ging mit mir dem Dorfe zu. Unterwegs sagte er: „Ich bin fest überzeugt, Leesy Sullivan hält ihr Versprechen, sich bis auf Weiteres nicht zu entfernen, und wenn sie es doch thäte, so wäre es von keiner Bedeutung, denn sie ist, nach meinem besten Wissen, völlig unschuldig an dem schwarzen Verbrechen. Nur in einem einzigen Punkte kann sie als Zeugin dienen, aber dieser Punkt erfordert Erörterungen, die ich nicht anstellen kann, und ich will Ihnen offen gestehen, Mr. Redfield, daß ich für meine Person, als Beamter, jetzt die weitere Verfolgung der Sache aufgebe. Sie sollen aber wissen, daß ich sie nicht ganz fallen lasse, nicht aus den Augen zu verlieren gedenke; im Geheimen will ich meine Nachforschungen fortsetzen und glaube am Besten wirken zu können, wenn Alle, außer Ihnen, wissen, daß ich die Angelegenheit aufgegeben habe. Sind Sie zufrieden?" — „O, was könnte ich einwenden, wenn ich es nicht wäre? Ich bin überzeugt, daß Sie dieß Verfahren als das geeignetste erkennen, und füge mich um so mehr, da ich von nun an einen neuen Weg werde zu gehen haben." — „Setzen Sie Vertrauen in mich, Redfield — ich halte Sie in keinem Punkte für belastet. Verlieren Sie aber auch die Hoffnung nicht, einst das Ende der Sache hellleuchtend zu sehen. Ich bin und bleibe Ihr Freund, was auch kommen möge. Damit wollen wir scheiden!"

Ich begab mich nochmals in Argyll's Haus, wo wir Alle zusammen, nur über gleichgültige Dinge und in sehr kühlen Formen sprechend, zu Mittag speisten. Dann nahm der Detektive mit der bestimmten Erklärung vor James' Ohren, daß er keinen Schritt mehr in der Sache des Mordes und Einbruchs thun werde, von der Familie Abschied. Die letzte Bewegung Leonorens war eine Kußhand für den triumphirenden Neffen. Mr. Argyll ersuchte mich um eine vertrauliche Unterredung und sagte mir, als wir allein waren, unter höflicher Anerkennung der von mir bisher geleisteten Dienste, daß er gesonnen sei, seinen Neffen als Compagnon anzunehmen, und daß er mir dieß mittheile, damit ich mir keine andere sich mir darbietende Gelegenheit, mein Glück zu machen, entgehen lassen möge. Ich zitterte vor innerem Schmerz und vor

Entrüstung, wußte mich indeß zu beherrschen und erwiederte kurz, seine Erklärung begünstige meinen Wunsch, meine Mutter zu besuchen und in der alten Heimat meines theuren Vaters mir eine feste Stätte zu gründen. Dann schritt ich mechanisch aus dem Hause, um sofort meinen Koffer zu packen; ich vermochte aber nicht abzureisen, ohne den Töchtern des verblendeten Mannes, der mir so viel gegolten, ein Lebewohl zu sagen. Als ich mich melden ließ, kehrte das Hausmädchen aus Eleanor's Zimmer mit den Worten zurück: „Miß Argyll sei zu ihrem Bedauern unwohl und lasse mir glückliche Reise wünschen." Also auch sie — sie, die ich wie eine himmlische Erscheinung geliebt hatte, die ich keiner kleinlichen Schwäche fähig hielt, auch sie hatte sich von mir gewendet! Ich wandte mich um und wollte gehen, körperlich wie vom Blitze getroffen, geistig dem Wahnsinn nahe — da flog Mary auf mich zu, außer sich vor Bewegung, mit strömenden Thränen. „Leben Sie wohl, Richard! Leben Sie wohl!" schluchzte sie, an meinem Halse hängend. „Mögen sie von Ihnen sagen, was sie wollen — ich glaube es nicht! Ich nicht! Ich bin und bleibe Ihre Freundin, ich weiß, daß Sie gut und edel sind und daß Ihre Unschuld offenbar werden wird! Vergessen Sie mich nicht, Richard!"

Ich preßte einen Kuß auf die Stirn dieses herrlichen Mädchens und wankte fort, selbst der Thränen nicht mehr Herr. Aber wie — wie verließ ich das mir so gastlich gewesene Haus? Durch eine schändliche Intrigue mit dem Verdacht des Mordes und des Raubes belastet!

11. Der unbestellbare Brief.

Mit meiner Entfernung von Blankville schloß ein Abschnitt meines Lebens und mein Schicksal mußte eine neue Wendung nehmen, deren Richtung mir freilich in den Augenblicken des Abschieds noch unbekannt war. Ich kam nach Hause, das heißt zu meiner Mutter, die über die große Veränderung in meinem Wesen und Benehmen sehr betroffen war; aber ich fühlte mich nicht in der Lage, das, was so natürlich schien, zu thun: dem Mutterherzen meinen Schmerz und meine Klagen zu öffnen; ich blieb wohl vierzehn Tage lang düster verschlossen. Dadurch ward mein Nervensystem auf das Heftigste angegriffen, ich sank auf's Krankenlager und rang wochenlang mit dem Tode. In meinen Fieberphantasieen hatte ich einen Theil des schrecklichen Geheimnisses und meiner Beziehungen zu demselben geoffenbart, und als ich in den Zustand der Wiedergenesung überging, gab ich meiner Mutter einen vollständigen Bericht. Sie war so entrüstet, daß es mich viele Mühe kostete, sie davon abzuhalten, sogleich nach Blankville zu reisen, vor Mr. Argyll, den Freund ihres verstorbenen Gatten zu treten und ihm den gerechten Vorwurf in's Antlitz zu schleudern: daß er schuld sei am Ruin ihres einzigen Sohnes. Als ich sie davon abbrachte, hatte ich nicht den verblendeten Advokaten, sondern Eleanor und vor Allem die gute Mary vor Augen, und eine unbestimmte Hoffnung auf den endlichen Sieg der Gerechtigkeit erfüllte noch immer meine Seele. Eine Wiederannäherung an die Person Mr. Argyll's oder seines Neffen erschien meinem tief verletzten Ehrgefühl als ein Ding der Unmöglichkeit.

Nach Ablauf von zwei Monaten sah ich mich nach einem neuen Wirkungskreise um; ein Verwandter meiner Mutter war von Einfluß in Washington und brachte mich als Beamten in's Bureau der unbestellbaren Briefe, welche sich bekanntlich in den Vereinigten Staaten jährlich auf mehrere Millionen belaufen und deren Erledigung eine Anzahl von Angestellten fort und fort in Thätigkeit erhält. Ich gewann Routine im Aufbrechen von Siegeln und Notiren des Inhalts der Briefe, als wenn ich für dieß Geschäft geboren worden wäre, und galt unter meinen Kollegen bald als einer der raschesten, ruhigsten und verschlossensten Arbeiter.

Nach etwa einjährigem Dienst, im Herbst 1859, fiel mir unter tausend andern ein Brief in die Hand, der meine Aufmerksamkeit erregte und alte Erinnerungen in mir wach rief. Dieser Brief, in fest geschlossenem, bereits vergilbten Couvert, war mit einer auffallenden und seltsamen Handschrift an „John Owen, Peekskill, Newyork" adressirt und trug als Poststempel das Datum „18. Oktober 1857", so daß der Brief also bereits zwei Jahre alt war. Zunächst und bevor ich ihn noch öffnete, interessirte er mich eigentlich nur dadurch, daß Peekskill wenige Meilen von Blankville entfernt liegt und daß der Brief kurze Zeit nach der Ermordung Henry Moreland's abgesandt war. Eine Person Namens John Owen war mir nicht im Mindesten bekannt. Auch der Inhalt des Briefs bot nicht den geringsten Anhalt für mich dar; er lautete, dunkel und unverständlich genug, wie folgt: „Geehrter Herr! Ich bedaure sehr, Ihnen eine unangenehme Nachricht melden zu müssen, indem ich, wie jeder Betheiligte begreifen wird, Ihren Auftrag nicht ausführen konnte. Der alte Freund, welchen ich bei Ihnen einführte, wird schweigen und Sie brauchen sich nicht zu scheuen, ihn zu besuchen. Sobald Sie sich in seinen Armen befinden, vergessen Sie nicht, den zerbrochenen Zahnstocher aus seiner linken Rocktasche zu nehmen, den ich ihm neulich geliehen habe; er war sehr brauchbar. Aber wenn Sie an den Ort der Zahlung kommen, so werden Sie mich nicht dort finden, weil ich, wie gesagt, Ihren Wünschen nicht genügen konnte. Mein Auswanderungsprojekt habe ich, sehr gegen meinen Willen, aufgegeben. Mit dem aufrichtigen Bedauern, daß Ihre Aussichten so gering sind, und mit aller Hochachtung bin ich Ihr ergebener Agent."

Ich kann über den Inhalt des Briefes nach; hinter der konfusen Fassung desselben schien sich ein tieferer Sinn zu bergen. Doch nicht dieß, sondern die unerklärbare, mich wie mit Zauberkraft packende Ahnung, daß dieser Brief und die Persönlichkeiten, auf welche er sich bezog, mit den Verbrechen meiner Geschichte in Verbindung standen, versetzte mich in ungeheure Aufregung. Ich versuchte es, den Gedanken als unvernünftig zu verscheuchen, aber er wich nicht, er erfüllte meine Phantasie mit wirren Bildern, welche mehr und mehr an Gestaltung gewannen. Die geheimnißvolle Stimme der Ahnung hat in der Reihe der unerklärlichen, unerforschlichen Naturkräfte eine hohe Bedeutung und es gibt sicher nur wenige Menschen, die in Zweifel und Unglauben fest genug sind, sie zum Schweigen zu bringen. Je mehr ich mich mit dem seltsamen Briefe beschäftigte, desto gewisser ward es mir, daß er in meiner Hand zu einem Werkzeug gegen den unentdeckten Mörder und seine Mitwisser werden müsse. Ich konnte mir den Zauber dieser Gedankenrichtung nicht erklären, ich konnte aber auch nicht widerstehen. Die Vorsehung schien bei diesem Geheimnisse ihre Hand im Spiele zu haben. Nach gewöhnlichem Geschäftsgange hätte der Brief drei Monate nach seinem Einlaufen in Peekskill und nachdem sich seine Unanbringlichkeit herausgestellt hatte, nach Washington in's dead letter bureau gelangen, hier geöffnet und mit einem Haufen anderer verbrannt werden müssen. Warum dieß erst nach zwei Jahren geschah, mußte wo möglich aufgeklärt werden, und dieß konnte nur mit Hülfe des Postamtes zu Peekskill geschehen.

Eine ganze Nacht hindurch beunruhigte mich der Brief, den ich zu mir genommen, und bei Tagesanbruch war ich entschlossen, ohne Aufschub Urlaub zu nehmen und nach Newyork zu reisen, um dem Detektive Burton meinen Fund vorzulegen. Bei so mächtigem inneren Drange, bei einem so lebhaften, unauslöschlichen Bedürfnisse meiner gequälten, tief beleidigten Seele nach Genugthuung darf es nicht Wunder nehmen, wenn ich wenige Tage später bereits auf dem Bahnhofe der nordamerikanischen Weltstadt abstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Fliegende Blätter.

Ein mnemotechnisches Hülfsmittel des Kaisers Napoleon. Napoleon III. besitzt bekanntlich ein ganz außerordentliches Gedächtniß für Namen, Zahlen, Thatsachen, Personen &c. und bedient sich zur Stärkung desselben eines ganz einfachen mnemotechnischen Mittels, wenn er sicher irgend etwas seinem Erinnerungsvermögen einprägen will. So oft nämlich dem Kaiser irgend eine Notiz mitgetheilt oder eine Thatsache genannt wird, welche er nicht zu vergessen wünscht, notirt er sich den betreffenden Gegenstand in ein Notizbuch, das zu diesem Behuf beständig auf seinem Schreibtische liegt, reißt das betreffende Blatt aus, überliest die niedergeschriebene Bemerkung noch einmal sehr aufmerksam und zerreißt das Blatt augenblicklich. Durch diesen einfachen Prozeß soll der Kaiser, wie er selbst gegen einen bekannten deutschen Gelehrten, den er sich bei den Vorbereitungen zur Herausgabe seiner Geschichte Julius Cäsar's eigens nach Paris kommen ließ, äußerte, den Inhalt derartiger Notizen niemals wieder vergessen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 50.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark von **Cornelius Born.**

(Fortsetzung.)

„Es ist der erste Fall," fuhr der Doktor nach einer Weile fort, „daß ein Bewohner des hiesigen Dorfes zum Tod verurtheilt wird, und . . ."

„Hör' auf, Satan!" schrie der Bauer, abermals aufspringend, „ich will Dir geben, so viel Du begehrst! Mach' mich und mein Kind nicht unglücklich!"

„Ich brauch' Dein Geld nicht; ich verlange Deine Tochter!"

„Habe Erbarmen mit meinem einzigen Kind!" flehte Prokop, die Füße des Doktors umklammernd, „sie is das Ebenbild meiner Maria, und ich will an ihr gut machen, was ich an meinem armen Weibe verbrochen hab'. Ich hab' bis jetzt g'arbeit und g'spart für sie, damit sie reich wird und einst ein besseres Loos erreicht als ihre unglückliche Mutter!"

„Dein und Deiner Tochter Schicksal steht allein in Deiner Hand," lautete die kalte Antwort des Doktors, worauf er den Bauer von sich stieß und Miene machte, fortzugehen.

„Herrgott im Himmel! erbarme Dich meiner!" schrie Prokop, mit aufgehobenen Händen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Sefferl trat ein, welche in Gesellschaft des Cretins an dem Fensterchen in der Hausflur gelauscht und den Inhalt des ganzen Gespräches vernommen hatte.

Das sonst frischgefärbte heitere Antlitz des Mädchens sah fahl aus, ihre Gestalt schien größer als gewöhnlich und ein feierlich düsterer Ernst lag auf den halb kindlichen Zügen.

„Vater," sprach sie zu dem noch immer am Boden knieenden Bauer tretend, „Vater, steht's auf. Nur vor unserem Herrgott gebührt sich's, auf den Knieen zu liegen, nit aber vor an Menschen. Ich hab' jed's Wort g'hört, das hier g'sprochen worden is. Ihr seid in den Händen dieses Menschen," setzte sie mit einem verächtlichen Blick auf den Doktor hinzu, „den ein böser Geist als Geißel über unsere Familie g'schickt hat. Aber Euch soll koa Haar 'krümmt werden. Euer und meiner Mutter Name soll wie bisher auch fernerhin in Ehren g'nannt werden! — Herr Doktor! Hier is mei Hand, ich will Euer Weib werden!"

„Sefferl! Sefferl! Mein armes Kind! Mein armes Weib!"

Der Doktor, welcher seinen Ohren kaum traute, wußte ungeachtet seiner Dreistigkeit kein Wort hervorzubringen. Wie vom Blitze getroffen stand er sprachlos da und sah bald das Mädchen, bald den Bauer an.



Ludwig Knaus, Maler. Nach einer Photographie, von Ernst Sues. (S. 594.)

„Kind, bedenk', was Du thust! Du machst Dich für Dein ganzes Leben unglücklich!" schluchzte der Bauer, sich an des Mädchens Hals werfend.

„Vater," versetzte Sefferl gelassen. „Für unsere Familie blüht kein Glück hier auf Erden, mein Entschluß is g'faßt; denn unseres Hauses Ehr' is mir mehr werth als mein eigenes Glück!"

„Also wirklich?" versetzte der Doktor, der inzwischen seine Fassung wieder erlangt hatte, mit heuchlerischem Grinsen. „Bist Du g'scheidter als Dein Vater, und ist es Dein fester Wille, mein Weib z'werden?"

„Was i einmal versprochen hoab, das halt i auch," antwortete das Mädchen mit einer Miene, aus welcher man entnehmen konnte, daß es ihr vollster Ernst sei.

„Nun, dann hat sich die hartnäckige Sach' auf die schönste Weis' abg'sponnen," erwiederte der Doktor mit unverhehlter Freude. „Ich und die Sefferl werden ein Paar; wir zieh'n in die Stadt, Du, Prokop, führst ruhig die Wirthschaft im Grubhof fort, und bis Du a mal der wirkliche Herr bist, dann verkaufst den schönen Hof sammt allen Liegenschaften, kommst zu uns und verbringst Dei alten Tag' in Lust und Fröhlichkeit. So, jetzt will ich aber hinaus in's Dorf, um die frohe Nachricht überall zu verkünden. Adies, Herr Schwiegervater! Adies, mein schönes Bräutchen!" Mit diesen Worten verbeugte er sich vor den Beiden und ging triumphirend davon.

Als er fort war, brach das Mädchen zusammen. Ihre ganze moralische Kraft, die sie bis zum letzten Augenblicke nicht ohne Anstrengung zu erhalten gewußt, verließ sie nun mit einem Mal; denn wie ein düsterer, unheimlicher Abgrund gähnte ihr die weite Zukunft ihres Lebens entgegen: ewig freudenlos, voll Jammer und Verzweiflung!

5. Der Peter- und Paulitag.

Abermals lachte der heitere Frühlingshimmel über dem Gebirgsdorfe. Vereinzelte Nebelballen, die sich von den höchsten Bergkuppen losgetrennt hatten, durchsegelten, vom frischen Morgenwind getragen, gleich lichten Schwänen, das durchsichtige Blau des Aethers, — und abermals schmetterte das Volk der Sperlinge und Finken seinen Morgenchor in den schattigen Wipfeln der Steinbuchen.

Im Gärtchen hinter dem Hause stand Sefferl, den Spaten in der Hand. Zeitweise arbeitete sie ein wenig in den Beeten, dann hielt sie wieder in Gedanken versunken inne und blickte nach dem Schwalbenpärchen, welches ohne Rast hin- und herfliegend das Material für sein Nestchen herbeischaffte, das im hinteren Theile des Hauses an einem geschützten Orte angelegt wurde.

Sie dachte an Leni, deren Hochzeitstag immer näher heranrückte, und malte sich in Gedanken die glücklichen Tage aus, welche die Freundin an der Seite ihres geliebten Jakob verleben werde. Dann kam ihr Vinzenz unwillkürlich in den Sinn, der schlanke, muntere Bursche mit den rothen Wangen und den treuherzigen Augen, der schon seit mehreren Tagen auf der Alpenhütte verweilte. Plötzlich ertönte es hinter der Gartenplanke:

Du blondhaarig's Dirndl
Dich hoab i so gern,
I möcht' weg'n Dein' Flachshaar
A Spinnradl wer'n. Hollalala! Hollalia!

Als der gewohnte Jodler nicht zur Antwort folgte, erklang das: „Hollalala! Hollalia!" nochmals und zwar viel kräftiger als vordem. Allein auch jetzt blieb Alles ruhig. Dessenungeachtet schwang sich der Bursche über den hohen Gartenzaun und stand kurz darauf vor dem Mädchen.

„Wart, wart, Du kloaner Schelm," lachte er, mit dem Finger drohend, „Du wolltest mich hintergehen; aber der Zenz hat guti Augen. Dei blaues Kopftuch und die blonden Goldzöpf', die i zwischen den Planken durchschimmern g'seh'n hoab, kenn' i z'gut. Aber Sefferl!" rief er, einen Schritt zurücktretend, mit erstaunter Stimme aus. „Sefferl! wie schaust denn heut' aus? Was fehlt Dir denn?"

„Nichts," antwortete das Mädchen kleinlaut.

„Das kann nit die Wahrheit sein. Ich seh' Dir's an, Dirndl, daß Du krank bist!"

„I bin nit krank, Zenz," sagte sie mit gepreßter Stimme.

„Oder is während i fort war sonst was im Haus g'scheh'n, weil Du gar so traurig d'reinschaust und Dei Köpferl hängen loßt!"

„Zenz," erwiederte das Mädchen, dem die hellen Thränen über die Wangen rieselten, „Vieles hat sich ereignet, während Du fort warst! Sehr Vieles! Du wirst's früh g'nug erfahren, denn jedes Kind weiß es im Dorf. Aber versprich mir's, daß Du mich niemals d'rüber fragst. Niemals, Zenz! Kannst mir's versprechen?" fügte sie, ihre Hand hinreichend, mit zitternder Stimme bei.

Der junge Bursche, betroffen über die eingetretene Veränderung ihres Aussehens und Benehmens, sowie über den Ernst, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, legte unwillkürlich seine Hand in die ihrige.

„Vergiß nicht, was Du versprochen hast; und jetzt leb' wohl, Zenz!" Damit fiel sie ihm unter einem Strom von Thränen um den Hals, und ehe er sich's versah, war ihre leichte Gestalt zwischen dem dunklen Buschwerk verschwunden.

Wenige Tage später stand Sefferl am Fenster des Dachstübchens, das sie in den Vormittagsstunden, während der Abwesenheit des Fremden, aufzuräumen pflegte. Sie grübelte über eine Sache nach, die sie auf keinerlei Weise in Zusammenhang zu bringen vermochte. Seit sie den Fremden durch das Schlüsselloch belauscht, hatte sie ihn zu wiederholten Malen gesehen. Wie gewöhnlich, trug er auch jetzt noch den schönen, schwarzen Vollbart. Wer war also jene ihm so ähnliche Person, die, mit seinen Kleidern angethan, damals hier am Tische saß? Wie war sie hiehergekommen? Und warum ließ sie sich seither nicht mehr blicken?

Diese Gedanken beschäftigten ihren Kopf, als sich aus der Ferne ein vielstimmiges Jodeln und Jauchzen vernehmen ließ, das immer lauter wurde. Bald darauf kam ein Haufen junger Bursche den Dorfweg einhergezogen. Alle waren sonntäglich gekleidet, und Jeder trug einen Blumenstrauß nebst einem Papierzettel auf dem Hute. Einzelne sprangen und tanzten voll Uebermuth voran, Andere hielten sich mit den Armen umschlungen und marschirten laut singend in Reihen hinter ihnen; den Meisten jedoch sah man an, daß der Wein ihre jungen Köpfe erhitzt habe. Sefferl wußte, was dieß zu bedeuten habe. Die jungen Bursche zogen zur Rekrutirung nach der Stadt. Keiner hatte über sein Schicksal noch Gewißheit, und weil Jeder voraussetzte, bei der Ziehung eine gute Nummer zu bekommen, so jubelten Alle schon im Vorhinein. Nur Einer davon, ein schlanker, hübscher Bursche, schien über seine Zukunft im Reinen zu sein, da er traurig und niedergeschlagen wenige Schritte hinter den Uebrigen ging und ein Bündel mit Habseligkeiten auf dem Rücken trug, zum Zeichen, daß er nicht mehr wiederkehren werde.

Als das Häuflein beim Grubhofe vorüberzog, warf er einen Blick nach dem kleinen Giebelfenster, welches die üppigen Blätterranken einstweilen ganz umkränzt hatten. Wenn er sonst vorbei kam, da schimmerten ihm schon von Weitem die Goldzöpfe und zwei freundliche Augen entgegen, daß ihm jedesmal das Herz im Leibe lachte! Heute sah er nichts als eine Hand und ein weißes Tuch. Das Mädchen preßte ihre heiße Stirn an die Fensterscheiben und weinte bitterlich.

Allmälig war der Frühling verflossen. Die hohen Buchen- und Tannenwälder, von welchen der Fuß der Hochgebirge umgeben war, standen in herrlichster Pracht, und der Ruf des Kukuks ward immer seltener.

Am Peter- und Paulitage klangen die Kirchenglocken weit hinaus durch die milden Lüfte. Jung und Alt stand geschmückt vor den Häusern, als sich ein Brautpaar den steilen Weg gegen das Dorfkirchlein entlang bewegte. Es war Jakob und Leni. Die Böller krachten und die Trompeten und Klarinetten der Musikanten schmetterten, daß es eine Freude war. Die Braut, deren Mienen der Ausdruck innerster Glückseligkeit aufgeprägt war, hatte die Augen niedergeschlagen und wagte vor Verlegenheit weder rechts noch links zu blicken, während der Bräutigam, ein stämmiger, kerngesunder Bursche, seine Freude unverhehlt zu erkennen gab und die Grüße und Winke, die ihm von allen Seiten zukamen, mit selbstzufriedenem Lächeln entgegennahm.

„Das is a lustig's Brautpaar!" sagte die dicke Dorfschmiedin, welche während ihrer Jugendzeit mehrere Jahre in der Stadt ge-

dient hatte, weßhalb ihre Aussprüche stets als Orakel aufgenommen wurden, zu einer Gruppe Vorübergehender. „Das lass' ich mir g'fallen! Sie passen aber auch zu einand', als wenn's die Tauben z'samm'tragen hätten. Der Jakob is a guter Wirth und versteht sei Sach', und die Leni is 's Arbeiten a g'wohnt! Da kann's nit fehlen!"

„Freili," erwiederte mit wichtiger Miene ein alter Bauer, dessen Stimme in Folge des unmäßigen Kropfes viel Aehnlichkeit mit dem Saugrohr einer Pumpe hatte. „Freili; und der Grund, den der Jakob g'pacht hat, g'hört a nit zu den schlechtesten."

„I wünsch' den Leuten recht viel Glück," versetzte die Schmiedin in einem Tone, als ob das künftige Wohl und Wehe des Brautpaares allein von ihrem Ausspruche abhinge, worauf sie in's Haus ging, um ihren Sonntagsstaat zu vollenden und nach der Kirche zu eilen, denn bei solchen Gelegenheiten durfte sie niemals fehlen. Die meisten Kirchgänger hatten sich dem Hochzeitszuge angeschlossen, und bald darauf war es im Dorfe wie ausgestorben, nur die dumpfen Töne der Orgel klangen durch die feierliche Sonntagsstille.

Eine Hochzeit war von jeher ein allgemeiner Festtag im Dorfe gewesen. Sämmtliche Bewohner sammelten sich in der Nähe des Hauses, wo das Mahl gehalten wurde, und während die Hochzeitsgäste, zu welchen der größte Theil der Bauern gehörte, im Inneren tranken und lärmten, lagerten die Kinder und Dienstleute im Garten oder im Hofraume, um von Zeit zu Zeit das ihnen Dargereichte mit Jubel in Empfang zu nehmen. Sefferl mußte ihrer besten Freundin das Versprechen geben, wenigstens auf kurze Zeit an dem Feste Theil zu nehmen. Obwohl es ihrer Stimmung widerstrebte, sich unter Leuten sehen zu lassen, überwand sie sich der Freundin zu Liebe dennoch und begab sich gegen Abend hinüber.

Prokop, der seit Kurzem das Bett verlassen hatte, war Nachmittags ein wenig in den Garten hinausgegangen, um sich an der erquickenden Luft zu laben. Allein beim Herannahen des Abends umdüsterte sich der südliche Horizont, und ein kühler Wind begann von jener Seite zu wehen, der ihn zwang, in's Haus zurückzukehren.

Der Grubhof stand jetzt ganz verlassen da. Sefferl befand sich bei der Hochzeit, der größte Theil der Dienstleute ebendaselbst; auch der Fremde war von seinem Ausfluge noch nicht zurückgekehrt. In der Stube war es immer düsterer, die ungeheuren Wolkenmassen im Südwesten thürmten sich mit furchtbarer Schnelligkeit rollend und wogend über einander, während die Wipfel der stärksten Fichten- und Lärchbäume gleich schwachen Ruthen vom eisigen Sturmwinde hin- und hergepeitscht wurden. Wie allemal beim Herannahen eines Gewitters überkam den Bauer ein unheimliches, beängstigendes Gefühl. Kalter Schweiß trat an seine Stirne. Er blickte zum Fenster hinaus, um sich zu überzeugen, ob das Wetter vorüberziehe, oder seine Richtung gegen das Dorf nehme. Tief unten lag Alles schwarz, und dichte, bleifarbige Nebelmassen verhüllten die Bergkuppen. Allmälig hatte der erste Anprall des Sturmwinds nachgelassen. Eine unheilverkündende Stille war an dessen Stelle getreten. Die schwere Wolkendecke rückte immer näher; es ward immer finsterer. Mit einem Male durchzuckte ein Blitz die Luft, und gleichzeitig erfolgte ein Donnerschlag, welcher die Grundvesten des Hauses erbeben machte. Halbgeblendet taumelte der Bauer vom Fenster zurück. Alle seine Glieder zitterten wie Espenlaub: „Sefferl!" schrie er aus Leibeskräften: „Sefferl! Hülfe!" Doch seine Stimme verhallte ungehört an den Wänden des Stübchens. Nun begann das Toben der entfesselten Elemente. Blitz folgte auf Blitz, und noch ehe der letzte Donnerschlag im hundertfältigen Echo verklungen war, erdröhnte das Schmettern und Krachen des folgenden.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Schafhirt.

Historische Erzählung von **Karl Teschner.**

(Bild S. 593.)

Um's Jahr 1482 waidete an den zum Theil schroffen, zum Theil sanften, sammetgrünen Abhängen von Cumberland ein Hirt seine Heerde. Der Mann war etwa dreißigjährig, schwarzaugig, schwarzhaarig, von scharfgeschnittenem, intelligentem Gesichtsausdruck, der indeß durch einen tief melancholischen Schatten verdüstert ward. Nur von Zeit zu Zeit, wenn er den Blick wie in Gedanken verloren in's Weite schweifen ließ, oder wenn er den Himmel beobachtete, oder allerlei seltsame Figuren mit seinem Krummstabe auf die Erde zeichnete, verschwand der schwermüthige Zug vollständig und seine Stirn faltete sich zu ernstem, ruhigem Forschen, und sein Auge leuchtete in dem verklärten Lichte geistiger Befriedigung. Es war nicht etwa der zeitgemäße Aberglaube, der ihn Glück oder Unheil in den kreisenden Gestirnen, im Lauf der Wolken lesen ließ, sondern es war die Himmelskunde im edelsten, wir möchten sagen wissenschaftlichen Sinne des Worts, die ihn Tag und Nacht beschäftigte und in welcher er, wie zweihundert Jahre nach ihm der Schafhirt Ferguson in Banffshire, in seiner ganzen Umgebung als eine Berühmtheit galt. Dieser Mann führte den Namen Mac Donald, obschon er, wenigstens was seine Physiognomie betrifft, durchaus kein Schotte zu sein schien.

Mac Donald mußte eben nicht seine gute Stunde haben, denn sein Gesicht war sehr düster; als er aber in der Ferne zwei Erscheinungen bemerkte, die sich ihm näherten, klärten sich seine Züge auf und nahmen den Ausdruck der Spannung an. Die eine von den herbeikommenden Personen ist ein alter Mann in schottischer Tracht und die andere ein Mädchen, auf deren Schulter der Greis seine Hand gelegt hat, indem er im Schritt hinter ihr geht. Er ist stockblind und das Mädchen ist seine Führerin. An dem Dudelsack, den sie trägt, läßt sich erkennen, daß der Alte sein Brod als Pfeifer erwirbt, und an dem gespreizten Allerlei in seiner gewaltigen Leinwandtasche, die er an breitem Lederriemen über der Schulter trägt, daß er die Gaben der Mildthätigkeit nicht verschmäht. Mac Donald läuft diesen Beiden eine Strecke entgegen; ein kleiner Hund, der sie begleitet, fängt lebhaft an zu kläffen und springt freudig voraus auf den Schäfer zu, der ihn liebkosend streichelt. Also die Beiden kennen sich bereits. „Grüß Euch Gott! Grüß Euch Gott!" klingt es hinüber und herüber, und die drei Personen schütteln sich die Hände. „Dort unter dem Busch am Wegabhange ist's kühl!" sagt Mac Donald und sie begeben sich an die bezeichnete Stelle, indem sie hinter den schattigen Zweigen eines großen, mit Blüten bedeckten Fliederstrauchs Platz nehmen.

„Nun," flüstert der Schäfer vorsichtig, „was gibt es Neues da unten, Vater Donald?" — „Es regt sich seltsam — seltsam!" antwortet der Greis mit rauher, aber sehr gedämpfter Stimme, die wie das Murmeln eines in eine enge Schlucht fallenden Baches klingt. „Aber vor Allem Grüße, himmlische Grüße vom Mutterherzen, dessen Sorge und Liebe keine Zeit zu schwächen vermag; das sind die Worte, Sir, die ich unverändert ausrichten soll. Und einen festen Händedruck von Sir Launcelot, Sir! Hier ist er!" Dabei reichte der Alte dem Hirten seine knochige Hand. „Ich soll Euch sagen, Sir, daß Ihr nicht verzagen dürftet, denn das wüßtet Ihr selbst aus Euren Himmelsbeobachtungen: wenn die Wolken sich theilten, gebe es bald schönes Wetter!" — „Oder Sturm; es kann auch neuer Sturm kommen," versetzte der Hirt düster. — „Mag er kommen, Sir! Ich habe die Welt kennen gelernt und immer gefunden: im Frieden kommt keine Verbesserung, sondern im Krieg! Für mich freilich brachte er Unglück; es war ein tückischer Streich, der mir mein Augenlicht nahm. Aber was bin ich alter Kerl gegen ein ganzes Land und Volk! Kommt, Herr, einen Schluck auf den Sieg der rothen Rose!" Er zog bei diesen Worten eine bauchige Flasche aus seinem Quersack, trank und reichte sie dem Hirten. „Echter Klaret, Sir — die Farbe, die Ihr liebt!"

Während dieser Unterredung war ein rothhaariger Knecht, welcher den schottischen Pfeifer schon von Weitem gesehen, auf dem Wege unterhalb der Hügel herangekommen und lauschte einige Augenblicke mit gespitzten Ohren. Sein häßliches Gesicht nahm plötzlich den Ausdruck der Verwunderung, dann pfiffiger Schadenfreude an. „Also doch, wie ich längst vermuthete!" flüsterte er in sich hinein. „Er will sein Vater sein und sagt ganz respektvoll ‚Sir' — wie reimt sich das? Ahem!" hustete er laut und kam lächelnd hinter dem Busch hervor. Sein erster Blick fiel auf das junge Mädchen, welches zur Seite kauerte und das Hündchen streichelte. „Seid gegrüßt, Vater Donald!" rief er heiter, aber mit einem

gewissen Anstrich von Hohn. — „Guten Tag, Bill Dungeon!" erwiederte der Blinde leicht erschrocken. „Ei, wie kommt Er so plötzlich hierher? Ist Er schon lange beim Busche?" — „Eben angehetzt, eben erst den Berg herauf!" entgegnete Bill Dungeon im frühern Tone. „Ich sah Euch von Weitem, und Ihr wißt ja, wie gern ich Euch habe!" Dabei heftete sich wieder sein freches Auge auf das Mädchen, welches erröthete und rasch den Blick zu Boden schlug. „Es sind jetzt sechs Jahre, daß ich Euch hier herum auf der Farm sehe, und die Mary, Eure treue Führerin, ist aufgeblüht wie eine rothe Rose." — Mac Donald zuckte bei Nennung der rothen Rose leicht zusammen, denn es schien ihm, als ob Bill Dungeon die Worte besonders betonte. — „Ja, wenn ich meine liebe Enkelin nicht hätte!" sagte der Blinde. „Sie ist mein Licht und mein Trost, an ihrer Seite kann ich sicher wandeln, selbst über den Steg von Devil's Cleft da oben, und wie oft sind wir schon darüber gewandert, um Mary's Bruder zu sehen!" — „Manchmal ist mir's gar nicht so, als ob es ihr Bruder sein könnte!" versetzte Bill, indem sein Auge über Mac Donald's Gesicht zu Mary hinstreifte. — „Und warum das nicht?" fragte der Blinde rasch. „Als unser guter Mac Donald geboren ward, hatte ich noch mein Augenlicht; ich verlor's erst als Kriegsmann in den Reihen der Yorkischen. Ach, nun freilich kann ich den guten Jungen nicht



Die Spiele des Volkes: IV. **Das Blindekuhspiel.** Von L. Löffler. (S. 595.)

mehr sehen!" — „Hm, gut ist er, das muß wohl wahr sein; drum hat auch Mr. Clencurrer, der Verwalter, vor allen andern Knechten einen Narren an ihm gefressen! Aber stolz ist er auch, stolz, daß man sich gar nicht getrauen möchte — seine Schwester lieb zu haben." — Der Blinde runzelte die Stirn. „Vielen Dank für Seine gute Meinung, Bill! Die Mary, weiß Er, ist wie die Engel, die man wohl lieben, aber nicht anrühren kann. So lange meine alten Beine noch auf Erden wandeln, wird sie mich führen, das hat sie mir versprochen und sie wird es halten. Nicht wahr, Kind?" — „Ja, Großvater," antwortete das Mädchen befangen; aber dabei warf sie verstohlen einen Blick voll unendlicher Liebe auf Mac Donald. — „Aber wir müssen jetzt weiter!" fügte der Blinde rasch hinzu. „Kannst ein paar Schritte mit uns gehen, Donel?" Dieß war eine erwünschte Gelegenheit, sich von Bill zu entfernen, der sich genöthigt sah, zurückzugehen. Er grüßte, besonders das Mädchen, so heiter er konnte, aber als er allein war, knirschte er mit den Zähnen. „Ich muß die Dirne doch noch haben!" brummte er. „Sie ist so gewiß nicht Mac Donald's Schwester, wie mit diesem etwas nicht richtig ist. Wenn ich nur dahinter kommen könnte, warum der alte Eulenkopf so oft zu ihm kommt? Sprachen sie nicht von den beiden Rosen und von großen Herren? Soll mich der Böse holen, ich muß das noch ausspüren!"

Der Rothkopf hatte ganz recht; Mac Donald war kein Knecht



Lord Schafhirt, der alte Fiedler. (S. 591.)

wie er, sondern von Geburt ein großer Herr, in Knechtstracht verkappt, und sein Kopf war in Gefahr, wenn diese Vermummung entdeckt ward. An Spähern fehlte es nicht. Dieser Schafhirt war Lord Henry Clifford, das Haupt einer der ältesten Adelsfamilien Englands. Er galt als todt, sonst würde er nirgends auf brittischem Boden eine sichere Zufluchtsstätte gefunden haben. Nur dadurch, daß er zwanzig Jahre lang gemeine Knechtsdienste verrichtete, entging er dem Schicksale eines gewaltsamen Todes. Henry büßte für die Sünden seines Vaters.

Unter den Edelleuten der brittischen Insel, welche in den Streitigkeiten der Häuser York und Lancaster, der sogenannten rothen und weißen Rose, Partei nahmen, thaten sich keine mehr hervor, als die Clifford's, welche sich auf Seite der rothen Rose stellten. Das Haupt der Familie fiel beim ersten blutigen Zusammenstoße beider Parteien, nachdem die englische Königskrone auf die Spitze des Schwertes gesteckt war, als Anführer der rothen Rose in den Straßen von St. Albans. Sein Sohn, der nun die Lordschaft antrat, schwur einen fürchterlichen Eid, des Vaters Tod zu rächen. „Schrecken soll mein Ruf sein!" sagte er und ward einer der grausamsten Kämpfer der Königin Margaret. Er erstach den jungen Grafen von Ruthland, Sohn des Herzogs von York, Edmund Plantagenet, zu Wakefield mit eigener Hand, ließ den greisen Richard Neville, Grafen von Salisbury, zu Pontefract hinrichten und kannte weder auf dem Schlachtfelde, noch gegen Kriegsgefangene, noch sonst gegen Anhänger der weißen Rose Erbarmen. Ein Ruf des Entsetzens ging durch's Land, man gab ihm den Beinamen „der schwarze Schlächter". Lord Clifford war bei Weitem der Gehaßteste auf Seiten der Lancaster'schen Partei. Edward von York, der Kronprätendent, betrachtete ihn als Mörder seines Bruders, die Neville's verfluchten ihn als Henker ihres Vaters, das Volk verwünschte und fürchtete ihn wie einen Teufel.

Die Yorkischen gewannen die Oberhand, und Clifford fiel, mit dem Schwerte in der Hand, vor der Schlacht bei Towton zu Dightingale und kam, zu seinem Glücke, nur todt in die Hände der Feinde; sein Körper ward mit einem Haufen anderer Leichen zusammen in eine Grube geworfen und verscharrt, sein Name als der eines Verräthers (?) gebrandmarkt, seine Güter wurden als die eines Rebellen konfiszirt. Damit aber war der Rachedurst seiner Hasser nicht befriedigt — sie wollten auch seine unschuldigen Kinder opfern, zwei Söhne, Henry, acht Jahre alt, und Richard, sechs Jahre alt. Die Verzweiflung gab der Wittwe des Gefallenen, Erbin des Lord de Vesci, Kraft und List an die Hand, ihre geliebten Söhne vor dem Schicksal ihres Vaters zu bewahren; dennoch konnte sie sich nicht dazu verstehen, Beide in's Ausland zu retten. Indem sie also, unter dem möglichst laut verbreiteten Anführen, beide Söhne seien nach den Niederlanden geschafft worden, nur Richard dahin geleiten ließ, behielt sie den ältesten in England und brachte ihn heimlich zu einer treuen Dienstfrau, die einige Jahre vorher einen Schäfer in Yorkshire geheirathet hatte. Hier ward Henry Clifford eben so schlecht gekleidet, wie der ärmste Bauernjunge, und die Schäferfrau erzog ihn als ihr eigenes Kind. Seine unglückliche Mutter freute sich später, diese Maßregel getroffen zu haben denn sie erhielt aus den Niederlanden die Nachricht, daß Richard gestorben sei. All' ihr Hoffen beruhte nun auf dem Leben des einzig Uebriggebliebenen, zu dessen größerer Sicherheit das Gerücht verbreitet ward, er sei ebenfalls in der Fremde gestorben. Lady Clifford vermählte sich, um besser geschützt zu sein, mit Sir Launcelot Threlkeld, welcher sie im Verbergen ihres Sohnes eifrig unterstützte.

Sieben Jahre lebte Henry Clifford ruhig als Hirtenknabe in Yorkshire; plötzlich aber ging, auf Grund irgend einer Verrätherei, das Gerücht um, Henry lebe und befinde sich in England. Das Gerücht drang zu den Ohren König Edward's, dessen Herz noch nach Rache dürstete wegen der Ermordung seines Bruders. Es wurde die schärfste Untersuchung angestellt, die Lady Launcelot selbst bedroht, aber die liebende Mutter wußte den Forschungen der Bluthunde auszuweichen und leugnete fest, etwas vom Leben ihres Sohnes zu wissen.

Henry mußte jetzt sein Domizil wechseln und ward als Knecht auf eine Farm in Cumberland gethan, welche zu den ehemals Clifford'schen Gütern gehörte. Hier fand sich ein treuer Verwalter, Clencurrer, welcher den feierlichen Eid leistete, auf Leben und Wohlsein des jungen Lords bedacht zu sein. Aber die Knechtsdienste und alle Niedrigkeit eines solchen Daseins konnten, durften ihm nicht erspart werden. Henry verbrachte fünfzehn Jahre in dieser Weise, meist als Hirt im Freien, wobei er sich in der Sternenkunde und Witterungskunde zu einer gewisser Berühmtheit ausbildete. Welch' ein schroffer Gegensatz zwischen Lord und Knecht! Statt des Schwertes der Krummstab des Schäfers, statt des glänzenden Schlosses eine Hütte, ein Hirtenkarren mit einem Strohlager, statt des Turniers und der glänzenden Ballfeste ein Tanz mit den Bauernmägden auf dem Dorfplatze; dabei die gröbste Kleidung, die gröbste Nahrung, der roheste Umgang! Lord Henry trug seine Maske mit größter Geschicklichkeit und Selbstaufopferung, und dennoch lag in seinem Wesen stets etwas Vornehmes, Besonderes, welches ihn immer in Gefahr brachte, den Schleier von seinem Geheimnisse herabgerissen zu sehen. Vor den übrigen Dienstleuten galt er als Enkel des alten blinden Pfeifers, den Lady Launcelot als Boten verwendete und der mit seiner Führerin ohne Unterlaß im Lande umherwanderte und dabei Kundschaft einzog.

Zwischen Henry und Mary hatte sich ein gewisses vertrauliches Verhältniß gebildet, welches das Mädchen, zu ihrem Seelenleid, zu ernst nahm, obschon sie ahnte, daß ihr vorgeblicher Bruder Mac Donald kein gewöhnlicher Schafhirt war. Der Rothkopf Bill Dungeon stellte ihr eifrig nach und wendete, aus Eifersucht und Charakterbosheit, all' seine List auf um hinter ihr wahres Verhältniß zu Henry zu kommen. Er würde keine Stunde gezögert haben, den jungen Lord seinen Henkern zu überliefern, und die belauschte Unterredung am Fliederbusche auf den Hügeln brachte ihn seinem teuflischen Ziele um einen großen Schritt näher.

Plötzlich brach der alte Streit der beiden Rosen auf's Neue aus; zwei Häupter der Parteien, Heinrich von Richmond und Richard III., ruhten nicht eher, bis das Schwert wieder gezogen war. Bei Bosworth ward eine der blutigsten Schlachten geschlagen, in welcher der überwundene Richard nicht einmal ein Pferd für ein Königreich erhalten konnte. Die rothe Rose gewann die Krone und — Lord Henry Clifford war vom Knechtsbanne erlöst! Einunddreißig Jahre alt, trat er in die Güterrechte, Ehren und Würden seiner Familie. Der alte treue Pfeifer erhielt zum Lohne ein kleines Gut, und seine Enkelin, die sich lange Zeit im Stillen härmte, heirathete ein Jahr später einen wackern Jüngling in Clifford's Dienst.

Was aber den Erlösten betraf, so trug er den ihm beigelegten Namen „Lord Schafhirt" für sein ganzes Leben, in einem gewissen Sinne mit Wahrheit; seine Manieren blieben derb, fast bäuerisch, das Hofleben war ihm zuwider und nur einige Male, als es gar nicht zu vermeiden war, ging er an den Hof Heinrich's VII.

Als aber, nachdem Lord Henry bereits das siebenzigste Jahr erreicht hatte, König Johann IV. von Schottland feindlich den Tweed überschritt, da griff auch der Greis nach dem Schwerte und kämpfte an der Spitze einer Schaar für Heinrich von England, nur blieb er auch mit den Waffen in der Hand der gerade Gegensatz seines Vaters: mild, aufrichtig, erbarmend. Er hatte des Lebens Elend gekostet, und das ist eine vortreffliche Schule für die Vornehmen!

Ludwig Knaus.

(Bild S. 589.)

Um den größten Genremaler unserer Zeit streiten sich nicht zwei Städte, sondern zwei Länder: Deutschland und Frankreich, jedes nennt ihn den Seinen. Jenes hat ihm seine Bildung, seinen Charakter, seine Ideen und Anschauungen gegeben, dieses seinen Ruhm. Aber wir dürfen ihn getrost den Unsrigen nennen, denn er ist trotz seines langen Aufenthaltes in Frankreich, trotz der Anerkennung und Ehren, die ihm dort wurden, durch und durch deutsch geblieben, und wir haben den gerechten Stolz, eben daß man ihn uns streitig macht. Zu Wiesbaden von schwäbischen Eltern am 5. Oktober 1829 geboren, kam er siebenzehn Jahre alt auf die düsseldorfer Akademie, wo er jedoch bald seinen eigenen Weg ging und schon durch die ersten Werke, mit denen er 1850 vor die Oeffentlichkeit trat, nicht nur seinen eigenen Namen in die erste Reihe der zeitgenössischen Maler stellte, sondern auch der düsseldorfer Schule, die

durch ihre sentimentale Richtung und ihre Massenproduktion etwas in Mißkredit gerathen war, wieder zu Ansehen verhalf. Von Natur mit einem scharfen Blicke für das Charakteristische begabt, machten sich gleich seine ersten Arbeiten durch die tiefe Wahrheit der physiognomischen Züge und des seelischen Ausdrucks bemerkbar. Dahin gehören seine Spieler (düsseldorfer Gallerie), der Bauerntanz, das Leichenbegängniß (Illustr. Welt 1859, S. 101), ein Jahrmarkt mit einem verfolgten Diebe. Er verließ die breite Straße seiner Schulgenossen, die mit ihren das Sentiment rührenden und „gefälligen" Motiven die oberflächliche Eleganz der Erscheinung verbanden und dadurch die ganze Sorte der Albumsdilettanten fesselten. Ihm galt es, Charaktere darzustellen, mochte er sie finden, wo er wollte, am Liebsten in den untersten Schichten, wo die Leidenschaft herrscht, wo man noch mit dem Konventionellen auf gespanntem Fuß lebt. Dieser Art sind außer den genannten seine Zigeuner im Walde, sein junger Gänsedieb (Illustr. Welt 1858, S. 229) ꝛc. Auch seine Porträts tragen durchaus den Stempel des großen Charakteristikers. Damit verbindet er jedoch ein bedeutendes Kompositionstalent und den feinsten Sinn der Farbe. Knaus ging auf kürzere Zeit nach Berlin und 1853 nach Paris, wo er acht Jahre verweilte und schon mit seinem ersten im „Salon" ausgestellten Bilde: „Morgen nach einer Dorfkirchweihe", die ungetheilte Anerkennung erwarb, und selbst die beliebtesten Volksmaler der Franzosen durch die Kraft seiner Charakteristik, die Virtuosität seiner Technik und die Harmonie der Komposition in den Schatten stellte. Abgesehen von einigen etwas stereotypen Figuren erscheint Knaus in jedem seiner Bilder neu und eigenthümlich, wenn auch nicht immer auf gleicher Höhe, auf welcher wir ihn bei seinen ländlichen Familienfesten: die „goldene Hochzeit" und „nach der Taufe", die beide in Paris entstanden, erblicken. Knaus hatte im Verlauf der Jahre die kleine und große Medaille für Kunst und für die goldene Hochzeit die Ehrenlegion erhalten. Von seinem Vaterland war ihm bis dahin noch keine Anerkennung geworden. Als er aber nach seiner Verheirathung zuerst nach Wiesbaden übersiedelte, ernannte ihn der Herzog von Nassau zum Professor, und bei seiner Uebersiedlung nach Berlin empfingen ihn die Künstler in überaus glänzender Weise. In Berlin beschäftigte ihn vorzugsweise „der Auszug zur Kirmes", der durch ganz Deutschland gewanderte „Taschenspieler in der Scheuer" und die „passeyrer Robbler vor ihrem Seelsorger". Daneben malte er eine Reihe der gelungensten Porträts, wie Ravené, Waagen u. A. Seine Stellung war in Berlin eine sehr angenehme: häuslich in den glücklichsten Verhältnissen, ward ihm in allen Kreisen die unbedingteste Anerkennung zu Theil, und seine Persönlichkeit ist ja auch ganz darnach angethan, ihm alle Herzen zu gewinnen. Er hat sich in der Fremde die echt deutsche Gemüthlichkeit erhalten. Sein Verkehr mit der Natur, mit dem Volke hat ihm die ganze Frische seines Herzens, seines Geistes bewahrt. Trotz aller Anerkennung in Berlin trieb es ihn wieder in seine alte Künstlerheimat — nach Düsseldorf, wo er 1866 sich ein Haus gebaut und für immer angesiedelt hat und nur im Sommer dann und wann einen Ausflug nach dem Süden des Vaterlandes macht, wo er sich stets seine besten Stoffe geholt. Man nennt Knaus unsern besten Genremaler — Vischer hat für Genrebild den Ausdruck Sittenbild eingeführt — und nirgends paßt dieß besser als bei Knaus, den wir unsern ersten Sittenmaler nennen dürfen.

Die Spiele des Volkes.

IV. Das Blindekuhspiel.

(Bild S. 592.)

Unsere Zeitschrift hat gewiß das Recht, mit dem Weltweisen zu sagen: „Nihil humani a me alienum puto", denn sie verzeichnet nicht nur Haupt- und Staatsaktionen, sondern sie begleitet den Menschen in seine Freude, in seine Trauer, sie beobachtet ihn bei seinen Mühen und Sorgen, bei seinen Tänzen und Spielen. Sie trachtet, aus jeder Form der Lebensäußerung den geistigen Gehalt herauszuziehen und in dem scheinbar Zufälligen, Willkürlichen, ja Bedeutungslosen die eigentliche Bedeutung festzuhalten. Panem et circenses! Wie oft schon hat man in diesen Worten diesen Wahlspruch einer vorwiegend materiellen Zeit finden wollen. Wir aber sehen in diesen zwei Worten nicht eine Zusammenstellung, sondern einen Gegensatz dessen, daß der vom Nöthigsten, was ihm zum Leben nöthig ist, vom Brod gesättigte Mensch, noch etwas Anderes verlangt: das Spiel; und wer hindert uns, diesem Spiel, diesem Complement des materiellen Lebens, eine ästhetisch schöne Form zu geben, der man ohne gewaltsame Interpretation eine tiefere Bedeutung unterlegen kann? Von allen Spielen wüßten wir keines, das dieser Auffassung mehr entspräche, als das „Blindekuhspiel". Dieses Haschen und Entspringen, dieses Tasten und Rathen mit verbundenen Augen, diese äußerste Anstrengung der Sinne, um eine richtige Wahl zu treffen: was ist es Anderes, als ein Bild des Lebens mit seinen Irrungen und seinen Aufgaben, die wir nur mit Hülfe gebundener Kräfte lösen können? Es könnte philisterhaft erscheinen, wollten wir diese Deutung noch näher ausführen. Sie wird sich dem, der zu denken, zu beobachten, zu reflektiren versteht, von selbst ergeben. Sollen wir aber unsere Leserinnen noch darauf aufmerksam machen, daß es nicht leicht ein Gesellschaftsspiel gibt, in welchem sich das Anziehende einer schalkhaften Natur, die Leichtigkeit und Anmuth der Geberden, der Grazie des Körpers, das, wie ein berühmter Aesthetiker es nennt, „Eidechsenartige" der Frauenbewegung voller entfalten könnte, als ein Blindekuhspiel? Wir denken, es ist nicht nöthig, hierüber noch Worte zu verlieren. Sie wissen es Alle längst, und so ist es kein Wunder, daß dieß Spiel eine Menge von Verehrerinnen und Verehrern hat, welche dessen Kult bei jeder Gelegenheit mit einer der besten Sache würdigen Hingebung pflegen.

Fliegende Blätter.

Eine historische Notiz. Aus dem Munde des General Sigel wird die folgende interessante historische Notiz erzählt: Nachdem beim Beginn des orientalischen Kriegs die Russen die Moldau und Walachei geräumt hatten, wurden diese Donaufürstenthümer bekanntlich kurz darauf von den Oesterreichern besetzt. Die Mehrzahl der Einwohner schien eine permanente Anwesenheit der Oesterreicher nicht zu wünschen, und man erging sich in allerlei Vermuthungen darüber, was aus diesen Ländern werden könnte. Eines schönen Abends war zu jener Zeit (Dezember 1854) in Bukarest eine Gesellschaft deutscher Kaufleute um eine Bowle Punsch versammelt. Man sprach über die Zukunft der Donaufürstenthümer, und ein viel gereister deutscher Geschäftsmann, Herr Wilhelm Ausermann (der sich später in Amerika, namentlich als Gründer einer Kunstgallerie in New-York einen rühmlichen Namen machte), gerieth auf folgende Idee: er schlug vor, die Versammelten sollten die preußischen Minister-Präsidenten Manteuffel in einem Schreiben darauf aufmerksam machen, daß für den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, welcher bekanntlich einige Jahre vorher sammt dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen zu Gunsten des königlichen Vetters in Berlin abgedankt hatte und damals in Düsseldorf wohnte, oder für einen andern preußischen Prinzen eine passende Vakanz in den Donaufürstenthümern eingetreten sei. Gesagt, gethan! Herr Ausermann verfaßte das Schreiben, und mit ihm unterzeichneten es die Herren R. Baumgärtner und F. Ulrich. Als sie im Begriff waren, dasselbe zu versiegeln, bat ein anwesender Bojar, Namens Bratianu, das Dokument mitunterzeichnen zu dürfen, was ihm bereitwillig gestattet wurde. Elf Jahre nach dem geschilderten Vorfall wurde der Sohn desselben Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, Prinz Karl, zum Fürsten von Rumänien gewählt, und als er seinen Einzug in Bukarest hielt, ritt der Bojar Bratianu an seiner Seite!

Auflösung des Rösselsprungs Seite 540:

Die Liebe.

Ohne Lieb'
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Mensch schon blieb',
Bleibt er doch kein Mann.
Süße Liebe,
Mach' mein Leben süß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.
Schmachten lassen
Sei der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig schmachten lassen,
Dieses sei sie nicht.

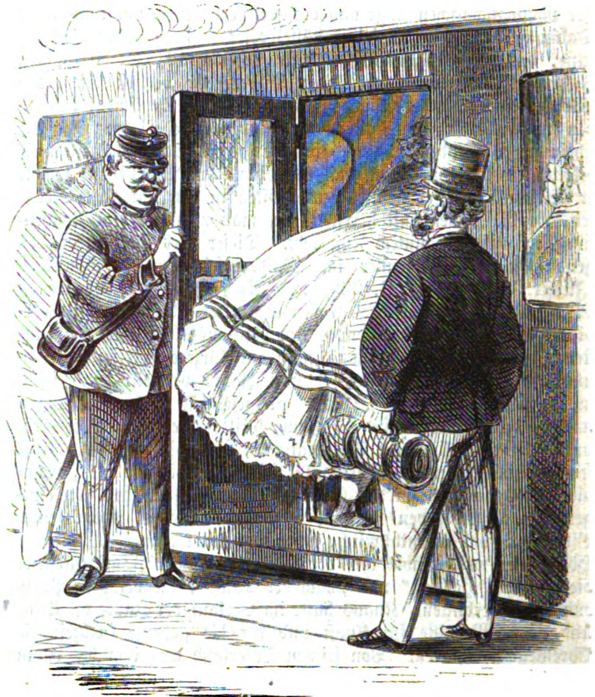
Lessing.

Höflichkeits-Scala der Eisenbahn-Schaffner.

Von C. Kolb.



I. Classe.
„Wollen sich gnädige Frau gütigst die Mühe geben Platz zu nehmen!"



II. Classe.
„Bitte einzusteigen, meine Herrschaften!"



III. Classe.
„Einsteigen, einsteigen! der Zug geht ab!"



IV. Classe.
„Himmel-Sachsen-Element! steht ihr Bauern noch da! Euch soll ein Donnerwetter in den Wagen schmeißen!"

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von **John Nobody.**

(Fortsetzung.)

Mein erster Gang war nach Straße Nummer dreiunddreißig, wo Mr. Burton wohnte. Ich hatte, nachdem ich mich ihm durch meine Karte angekündigt, auf sein Erscheinen nicht lange zu warten. Mit einem freudigen Gesichtsausdruck bei meinem Anblick trat er in's Wohnzimmer. „Willkommen, mein Freund!" rief er mir mit ausgestreckten Händen entgegen, und der Ton seiner Stimme that meinem Herzen wohl. Er führte mich in sein Bibliothekzimmer, nöthigte mich auf einen Armstuhl und ließ sich mir gegenüber nieder. „Ich errathe, daß Sie mir Neues mitzutheilen haben," fuhr Burton fort. — „Sie haben recht, Sir. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß ich mich seit längerer Zeit als Klerk im Departement der unbestellbaren Briefe befinde." — „Allerdings," versetzte Burton mit einem feinen, gutmüthigen Lächeln; „denn Sie müssen wissen, Mr. Redfield, daß ich Sie nie aus dem Rosenkranze meiner Freunde habe entschlüpfen lassen, sondern daß ich mich, obwohl fern von Ihnen, stets für Ihr Geschick interessirt habe." — „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, Mr. Burton. Was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist Folgendes: Vor wenigen Tagen fiel mir bei Ausübung meines Berufs dieser Brief in die Hände, der bereits zwei Jahre alt ist und mir — ich weiß den Grund dafür nicht zu sagen — mit der bekannten traurigen Angelegenheit in Verbindung zu stehen scheint."

Der Detektive nahm den Brief, musterte genau Couvert, Papier und Inhalt und veränderte mitten in seiner sinnenden Betrachtung den ernsten Ausdruck seines Gesichtes in ein heiteres Aufblicken. — „Ah, Mr. Redfield, dieß ist ein guter Fund, ein ausgezeichneter Fund! Er erklärt zum Theil Dinge, über die ich bereits halb unterrichtet war, und wahrlich, Sie können die Vorsehung preisen, daß Sie in dessen Besitz kamen! Wenn ich nicht fest an ein oft wunderbares Eingreifen der Vorsehung in das Schicksal des Menschen glaubte, dieser Fall würde mich dazu bewegen!" Er durchschritt, mit dem offenen Briefe in der Hand, lebhaft das Zimmer, warf wiederholt einen Blick hinein, blieb sinnend stehen und that einzelne Ausrufe: „Wunderbar, wunderbar! — Ja, ja, so ist's; es ist kein Irrthum möglich! — Daß solch' ein Schurke lebt und sich der Früchte seiner Bosheit freut!" — Dann ließ er sich wieder neben mir nieder und fuhr fort: „Wir müssen hin, Mr. Redfield, müssen den Schauplatz des Verbrechens wieder betreten, und ich versichere Ihnen, die Aufhellung des Dunkels ist um ein Bedeutendes näher gerückt. Dort hat sich inzwischen Manches geändert, müssen Sie wissen; James Argyll steht im Begriff, eine von seinen Cousinen zu heirathen, ich glaube die Jüngere."

Ich erschrak über diese Mittheilung. Hatte mit dem reinen Gemüthe Mary's eine solche Umwandlung vorgehen können, daß sie dem Verwandten, dem sie nie wohlgewollt, nun die Hand reichen konnte? Burton verließ dieß Thema und sprach von dem Geldiebstahl. Es war festgestellt, daß die mitgestohlene Fünfhundertdollarsnote sechs Monate später an das Haus „Wells, Fargo & Co." und zwar durch deren kalifornische Agentur gelangt war; hierauf hatte man in San Franzisco Nachforschungen angestellt, aber nicht weiter erfahren, als der Mann, welcher die Note ausgegeben, sei ein Fremder gewesen und nach den Goldregionen gegangen; er sei eine gedrungene Gestalt mit schwarzem Haar und rohem Gesichtsausdruck gewesen.

Ferner erzählte mir der Detektive, Leesy Sullivan lebe nebst ihrer kleinen Norah unangefochten in der City, ihre Gesundheit sei aber so bedeutend angegriffen, daß sie sich nicht mehr vollständig durch Nadelarbeiten ernähren könne, sondern theilweise durch seine Vermittelung unterstützt werden müsse. „An ihrer Erhaltung," fuhr er fort, „ist mir viel gelegen. Sie kann eines Tages über einen gewissen Punkt Zeugniß ablegen, und wer weiß, ob wir nicht auf Grund dieses Briefes — ha, jetzt kommt mir das Licht, nach dem ich suchte! Ich war über den verzwickten Inhalt dieses Briefes noch nicht ganz im Reinen, der ‚alte Freund' machte mir noch zu schaffen, aber jetzt kenne ich auch ihn. Und nun merken Sie auf! Der Brief ist nämlich in contrario geschrieben, er meint von Allem, was er sagt, das Gegentheil. Der darin erwähnte Auftrag ist erfüllt worden, der Preis ward gezahlt und die Auswanderung in's Werk gesetzt. Das Geld dazu ward Mr. Argyll gestohlen und die Arbeit, wofür es gezahlt worden, war die Ermordung eines Menschen! Ist Ihnen das begreiflich, Freund?"

Ich wußte vor starrer Verwunderung nicht zu antworten. „Sagten Sie mir nicht einst," fuhr Burton fort, „daß Sie am Tage nach dem Sturme und nach der Ermordung Moreland's einige Abschürfungen an der Rieseneiche neben Argyllhouse bemerkt hätten?" — „Ja, allerdings." — „Nun wohl, und Leesy Sullivan hat mir gestanden, sie habe an jenem Abend, wo Henry bereits todt auf dem Wege gelegen und sie ihn in Argyll's Hause geglaubt, einen Mann von der Eiche herabsteigen und verschwinden sehen. Der ‚alte Freund', von dessen Armen der Briefschreiber spricht, ist die Eiche mit ihren Aesten, und der zerbrochene Zahnstocher, welcher sehr brauchbar gewesen, ist die Waffe, womit Henry in den Rücken gestochen worden; bekanntlich wurde die Spitze derselben in der Wunde gefunden. Der Mörder wird sie in einer Höhlung der Eiche versteckt haben. Wir werden darnach suchen, und zwar ohne vieles Zaudern, Freund. Unsere Losung sei: auf nach Blankville!"

12. Neue Entdeckungen.

Mr. Burton war damit einverstanden, daß wir, statt der direkten Fahrt nach Blankville, einen Umweg über Peekskill machten, um bei der dortigen Posterpedition wo möglich über den Aufgeber oder die verspätete Einlieferung des unbestellbaren Briefes zu erfahren. Derselbe Posterpedient war noch vorhanden; er wußte, als er das Couvert des Briefes erblickte, sofort, um was es sich handelte, und sah etwas verlegen aus, als ob er auf einer Vernachlässigung ertappt worden sei. Da er uns nicht kannte, hielt er Einen von uns für den auf dem Briefe verzeichneten Adressaten. Die verspätete Einlieferung des Briefes erklärte er damit, daß der — nun reparirte — Briefschalter früher sehr defekt gewesen sei; in Folge dessen seien mehrere Briefe in eine durch Zerspringen des Holzes entstandene Spalte zwischen Wand und Schalter gegleitet und erst bei Wegreißung des Letzteren, behufs Anbringung eines neuen, entdeckt worden. Was den Adressaten des Briefes betreffe, so glaube er sich nur dunkel zu erinnern, daß er Abends gekommen, ziemlich vermummt gewesen und dunkle, scharf blickende Augen gehabt habe. Das Resultat war freilich so dürftig, daß es uns wenig oder gar nichts nützen konnte; nur das war uns zur Gewißheit geworden, daß ein äußerlich geringfügiger Umstand der unerforschlichen Vorsehung dazu gedient hatte, nach zwei langen Leidensjahren den Brief gerade in die Hände der geeigneten Persönlichkeit zu liefern, und ich hatte Klerk im Departement der unbestellbaren Briefe werden müssen, um diese geeignete Persönlichkeit sein zu können. In Blankville langten wir beim Einbruche des Abends an, sorgten dafür, daß uns auf der Station kein bekanntes Auge sah, und gingen, nachdem der Mond aufgegangen, gegen zehn Uhr in die Nähe von Argyllhouse. Aus den Fenstern des Wohnzimmers und verschiedener anderer Gemächer schimmerte noch helles Licht; doch die Haupteingangsthür war bereits geschlossen und in der Umgebung herrschte tiefste Stille. Kaum fähig, meine fieberhafte Ungeduld und Neugier zu zügeln, eilte ich einige Schritte voraus durch die Gartenpforte auf den Patriarchen unter den Bäumen zu; die Eiche stand seitlich von der Allee, die zum Portikus führte, etwa dreißig Fuß von der linken Ecke des Hauses entfernt, und ihre Zweige berührten theilweise fast die Mauern.

Während der Detektive, im Dunkel eines Gesträuchs verborgen, Wache stand, erkletterte ich den Baum, dessen knorriger Stamm mir das Emporkommen sehr erleichterte. Ich wußte aus früheren Tagen, in denen mich unbegrenzter Jugendübermuth noch auf Bäume und über Hecken getrieben hatte, daß an der Verbindung des zweiten linken Hauptastes mit dem Stamme sich eine Höhlung befand, welche oft den Vögeln als Nestloch gedient hatte. Kaum hatte meine Hand sich in dieselbe vertieft, so fühlte ich einen kalten, harten Gegenstand, ich wußte, daß es Stahl war. Einen Augenblick zuckte meine Hand schaudernd zurück, dann aber griff ich um so hastiger, fester zu und zog vorsichtig das schlanke Instrument

hervor, dessen Beschaffenheit ich in der Dunkelheit nicht genau erkennen konnte.

Plötzlich entstand in der Nähe ein Geräusch und gebot mir regungsloses Verharren in der Situation, in welcher ich mich eben befand. Die Fensterthür des Wohnzimmers that sich auf, und Mary trat heraus, als wolle sie frische Luft schöpfen; ihr folgte James. „Wollen wir einen kurzen Gang machen, Cousine?“ fragte er. „Die Luft scheint mild und das Licht des Mondes zeigt uns den Weg.“ — „Ich werde gleich wieder hineingehen; Eleanor will zu Bett,“ erwiederte das Mädchen kühl. — „Mary, Du bist fürchterlich gegen mich!“ flüsterte James, nach ihrer Hand haschend, dicht unter dem Baume. „Du hast mir versprochen, mir diese Woche eine entscheidende Antwort zu geben — gib sie mir heute Abend! Du wolltest mein Weib werden, wenn ich mich in Dir nicht sehr täuschte — erfülle nun meine heißesten Wünsche! Lasse mich nicht länger in quälender Ungewißheit! Sage mir, daß ich beim Vater um Deine Hand bitten darf!“ — „O James, ich konnte mir nicht denken, daß Du ein Versprechen, das ich spielend hingeworfen, so ernst nehmen würdest! Ich bin noch so jung, viel zu jung zum Heirathen, und wir haben als Verwandte einander immer so nahe gestanden, daß ich mir wirklich über meine Empfindungen keine Rechenschaft geben kann. Du solltest mich nicht zu überreden suchen; es könnte uns Beide gereuen. Eine Heirath zwischen Cousin und Cousine will mir durchaus nicht in den Kopf, James.“ — „Also täuschtest Du mich?“ versetzte James etwas heftig. „Ich betrachtete Dich seit längerer Zeit als meine Verlobte! Daß Du mit so ernsten Dingen kokettirtest, konnte ich von Dir am Wenigsten erwarten. Aber ich weiß wohl, an wen Du denkst, indem Du mir ausweichst! Soll ich Dir den Namen nennen?“

Mary schwieg und senkte den Kopf. — „Dein Herz hängt noch immer an dem Buben, der sich in's Vertrauen dieses Hauses stahl, um es zu verrathen. Ich habe nicht nöthig, ihn zu nennen; Du weißt, wen ich meine! Du hast nie aufgehört, ihn zu vertheidigen und uns Andere des Unrechts gegen ihn zu beschuldigen; ja, gegen Deinen eigenen Vater bist Du wie gegen mich in die Schranken getreten, Mary, und es ist leider nur zu wahr, daß es ihm neben seinen übrigen ehrenwerthen Thaten gelungen ist, das Herz meiner kleinen Cousine zu erobern.“ — Wie jauchzte, trotz des Ingrimms über die Bosheit des sauberen Neffen, meine Seele, als die Schilderung von Mary's Edelmuth zu mir empordrang; aber ich hätte im Rausche der Begeisterung hinabspringen mögen, als das Mädchen stolz entgegnete: „Wenn er mein Herz für sich gewann, so that er es doch nie durch unrechte, egoistische Mittel; was er davon besitzt, das habe ich ihm freiwillig gegeben, und ich wollte, er wüßte es, der arme Richard! Ich bin seine Freundin, das habe ich ihm beim Abschiede gesagt, und ich kenne keinen Grund, es vor Dir oder irgend Jemand zu verhehlen ...“ — „Höre auf, ich beschwöre Dich, Mary! Du treibst mich dem Wahnsinn zu. Vergiß nicht, wozu Verzweiflung bringen kann, Mary! Wenn ich bei Dir keine Erhörung finde, so muß ich fort, nach irgend einem andern Orte der Welt. Ich muß, sage ich Dir!“

Als James diese Worte wirklich mit verzweifeltem Ausdrucke hervorstieß, dachte ich an seine Verpflichtung gegen Bagley, die im Spiele verlorenen Summen dann zu bezahlen, wenn er Miß Argyll geheirathet habe. Vermuthlich war es James nicht gelungen, bei Eleanor einen Wechsel der Empfindungen zu erregen, deßhalb versuchte er, ihre jüngere Schwester zu überreden — gleichviel, welche Hand, wenn sie ihm nur Vermögen zubrachte! Wie viel an meiner Stelle James dem Advokaten Argyll geworden war, konnte ich aus Mary's Fragen schließen: „Was sollte aus meinem Vater werden, wenn Du gingest? Ist er nicht in der letzten Zeit so hinfällig geworden, daß er seine Geschäfte ohne Beistand nicht zu versehen vermag?“ — „Diese Fragen beantworte Dir selbst, Mary! Ich bin bereit, zu bleiben, aber ich muß Dein Jawort haben. Du sagst, daß Du mich lieb hättest als Cousin — warum nicht als Gatten? Komm', mein Herz, ich will Dich diese Liebe lehren! Komm', versprich mir, daß Du mich glücklich machen willst!“

So flehte James noch lange, schwur, daß er Alles thun werde, ihr Leben angenehm zu machen und ihrem Vater die Last der Arbeit für immer abzunehmen, und — bei Gott, es war kein Irrthum möglich! — erhielt endlich das leise, mehr gestammelte als klar und deutlich ausgesprochene Versprechen, noch ehe das neue Jahr komme, wolle sie sein werden. Wollte Mary nur Zeit gewinnen, oder war es Schwäche, die sie unterliegen machte? Beide gingen in's Haus zurück, schlossen die Glasthür und ermöglichten mir endlich, endlich das Verlassen meines höchst unbequemen Aufenthaltes. Ich zitterte an allen Gliedern, als ich den festen Boden erreichte, mehr vor Anstrengung als vor innerer Erregung. Burton trat zu mir, bedauerte mich lächelnd und murmelte: „Wer hätte geahnt, daß uns an dieser Stelle und zu dieser Stunde eine Tragi-Komödie aufgeführt werden würde?“ Er hatte Alles vernommen. „Haben Sie die Waffe gefunden?“ — „Ja.“ — „Also wirklich? Dann wollen wir eilen, um mit dem Nachtzuge nach der City zurückzukehren; wir haben hier nichts mehr zu thun!“

In tiefer Nacht gelangten wir wieder nach Newyork und nach Burton's Behausung, ohne vorher noch einen Blick auf den in mein Taschentuch gehüllten Stahl zu werfen; erst als wir geborgen in Burton's Zimmer saßen, zog ich denselben heraus und reichte ihn dem Detektive. „Das ist ein chirurgisches Instrument und zerbrochen,“ sagte er überrascht. „Sie sehen, Redfield, daß es kein Messer gewöhnlicher Art ist, und das beweist meine längst gehegte Muthmaßung, daß der Stoß von einer in die Anatomie eingeweihten Hand geführt worden ist. Nun wollen wir eine weitere Probe machen!“ Er erschloß einen Sekretär und entnahm einem Schubfache die aus der Wunde des Ermordeten gezogene abgebrochene Spitze; sie paßte genau an den abgebrochenen Theil des Messers. „Es ist das richtige Fragment, Freund! Also das Werkzeug hätten wir; werden wir auch den Thäter dazu finden? Ich hoffe es, denn ich habe bezüglich desselben bereits eine bestimmte Vermuthung, die möglicher Weise Leesy Sullivan zur Gewißheit machen kann. Wenn wir geruht haben, werden wir diese aufsuchen. Muth, mein Freund! Lassen Sie den Kopf nicht hängen. Wir haben drei Monate Zeit, ehe James auf Erfüllung des Versprechens der jungen Dame dringen kann — in dieser Zeit wird viel geschehen, muß viel geschehen, wenn ich die Sache nicht für immer aufgeben soll; und dieß wäre der Fall, wenn diese Heirath Platz griffe.“

Gegen Mittag besuchten wir Leesy, welche mich noch immer, als den Urheber eines Theils ihrer Leiden, mit dem Ausdrucke des Mißbehagens, dagegen den Detektive wie einen Freund empfing. Ihr Aussehen machte mich betroffen; keine Spur mehr von der früheren Blüte und dem leidenschaftlichen Feuer der Augen. Sie glich einem lebenden Skelet. Als Burton erwähnte, daß er auf zwei bis drei Monate verreisen müsse, schrak sie zusammen und ward noch bleicher als gewöhnlich. Anfangs konnte ich mir den Grund dieses Schreckens nicht erklären, doch Burton's Trost: daß sie mit ihrem Kinde auch während seiner Abwesenheit nicht verlassen sein werde, sagten mir, daß es die Angst war, sie könne hülflos werden. — „Tausend Dank für Ihre Güte und Gottes Segen begleite Sie auf Ihrer Reise!“ erwiederte das Mädchen. — „Ich weiß Ihren Segenswunsch gewiß zu schätzen, Miß Sullivan, aber es gibt für Sie noch eine andere Weise, mir für meine Reise dienlich zu sein.“ — „Nun, welche, Mr. Burton?“ fragte sie aufmerksam. — „Sie sollen mir Alles mittheilen, was Sie über Norah's Vater wissen.“ — „Warum, Sir?“ entgegnete sie, erschreckt das Kind in ihre Arme schließend. „Hoffentlich ist er nicht in der Nähe!“ — „Und wenn er es wäre? Liegt Ihnen nicht daran, Norah unter dem Schutze ihres Vaters zu wissen, wenn Ihnen selbst etwas zustoßen sollte?“ — „Mr. Burton, darauf will ich Ihnen antworten. Ich weiß, daß ich bald sterben muß, daß der Schnee des nächsten Winters mein Grab decken wird; aber ehe ich meine kleine, liebe Norah den Händen ihres Vaters überliefern möchte, wollte ich sie lieber im Waisenhause sehen, ja lieber wollte ich sie obdachlos hinausstellen auf die Straße und dem zufälligen Mitleid überlassen.“ — „Aber warum nicht ihrem Vater?“ — „Weil er ein grundschlechter Mensch war — oder ist, wenn er noch leben sollte.“ — „Freilich soll er noch leben, und zwar in Kalifornien, und da ich nach San Franzisco gehe und von da aus vor meiner Rückreise die Goldminen besuchen werde, so könnte ich im Interesse Norah's vielleicht ihren Vater ausfindig machen; er wird inzwischen Geld zurückgelegt haben.“ — Leesy schüttelte heftig den Kopf und machte eine abwehrende Bewegung. „Und wenn dieß auch der Fall wäre — Geld von ihm bringt kei-

nen Segen. Mit diesem Manne geht der Fluch." — „Wie hieß er denn?" fragte Burton wie beiläufig, ich merkte indeß wohl, daß er auf diese Persönlichkeit ein großes Gewicht legte. — Leesy blickte ihn besorgt an und zögerte mit der Antwort. — „Ich verspreche Ihnen auf meine Ehre, daß der Mann weder Ihnen noch Ihrem Kinde Uebles zufügen soll, noch daß ich die Absicht habe, das, was Sie mir mittheilen, zu Ihrem Nachtheil zu benützen; aber wissen muß ich Alles, und ich verlange, daß Sie offen darüber sprechen, Leesy. Also, wie hieß der Vater dieses Kindes?" — „George Thorley," antwortete Leesy tonlos. Ich sprang von meinem Sessel auf und wiederholte mechanisch den Namen. — „Kannten Sie ihn?" fragte das Mädchen gespannt. — „Ja, ich erinnere mich seiner; er hatte in Blankville vor einigen Jahren einen Apothekerladen?" — „Das ist er, Sir." — „Und kam bei einer Gelegenheit in den Geruch, durch Medizinalpfuscherei den Tod eines oder mehrerer Menschen veranlaßt zu haben, weßhalb er verschwand?" — „Derselbe," entgegnete Leesy seufzend. „Wenigstens habe ich später von diesem Gerücht erfahren." — „Aber wie kam dieser Mensch in Beziehung zu Ihrer Familie?" fragte Burton ungeduldig. — „Er näherte sich mir," erwiederte das Mädchen mit gewaltsamer Fassung, „als ich mich noch bei meiner Tante in Blankville aufhielt, nachdem ich ein einziges Mal in seinen Laden gekommen war, um für die Tante ein Mittel gegen Zahnweh zu holen. Gleich dieß erste Mal sagte er mir Schmeicheleien, dann kam er in die Wohnung meiner Tante, sprach von dem tiefen Eindrucke, den ich auf ihn gemacht habe, und legte eine Verbindung mit mir so nahe, daß meine Tante verlockt ward und mich bestürmte, mir die Gelegenheit, eine Lady zu werden, nicht entgehen zu lassen. Ich aber hatte einen unbesiegbaren Widerwillen gegen ihn, ich fand, daß er jähzornig, eigennützig und gewaltthätig war. Er folgte mir auf Tritt und Schritt, spionirte jeder meiner Bewegungen aus und bedrohte mich, wenn ich mit einem andern Manne sprach. Als die Familie Moreland mich so sehr auszeichnete, daß ich mit spazieren fahren durfte, gerieth er in Wuth und drohte, mich zu ermorden; ich aber sagte ihm, daß ich mich vor ihm keineswegs fürchte, sondern ihn verachte, weil er sich nicht als Gentleman betrage. Dieß hielt ihn jedoch nicht ab, nach wie vor fast täglich nach dem Schlusse seines Geschäfts in meiner Tante Wohnung zu kommen. Mein Abscheu gegen ihn stieg, als ich bemerkte, daß er in einer leidenschaftlichen Vorliebe für Anatomie nicht allein Thiere marterte, um ihre innere Beschaffenheit und ihren Lebensprozeß kennen zu lernen, sondern auch so oft er konnte an armen leidenden Menschen seine Künste erprobte; ich erfuhr dabei, daß er in Newyork, neben andern ärztlichen Studien, einen anatomischen Kursus durchgemacht hatte. In Blankville praktizirte er, wo und wie er vermochte, und war stolz darauf, obschon er kein Recht dazu hatte.

„Um diese Zeit kam meine Cousine Norah zur Tante auf Besuch; Thorley hatte nichts Eilenderes zu thun, als sich in sie zu verlieben. Ich nahm in Newyork eine Stelle an, und hier war's, wo ich später Norah traf, welche mir sagte, sie sei mit Thorley verheirathet; aber sie beklagte sich doch bereits öfter über ihr Schicksal, und ein Jahr später ward ich zu ihr gerufen; Thorley hatte sie längst verlassen, sie war dem Tode nahe und flehte mich an, ihre kleine Tochter, gegenwärtige Norah, nicht zu verlassen. Später kam Thorley wieder, näherte sich mir und bot mir auf's Neue seine Hand zur Ehe; ich wies ihn mit Abscheu zurück und mußte mein Kind verbergen, weil er, um mich selbst zu erhalten, mir drohte, er wolle die kleine Norah zu sich nehmen. Dabei ließ er, als Lockmittel, Hände voll Gold sehen; ich aber konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieß Geld auf üble Weise erworben sei, denn er sah wüster, roher aus als je. Zum Glück ist er mir seitdem nicht mehr vor Augen gekommen; das sind nun sechsundzwanzig Monate." — „Genug, genug, ich werde ihn finden," versetzte Burton energisch. „Fürchten Sie nichts, Leesy; nicht um Ihretwillen suche ich ihn. Erhalten Sie sich, mit Gottes Beistand, bis zu meiner Rückkehr, denn es könnte sein, daß Sie mir noch sehr nöthig wären. Inzwischen wird ein guter Freund von mir Sie von Zeit zu Zeit besuchen und mit dem Nöthigsten versehen. Jetzt leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen! Wir reisen nach Kalifornien."

13. Neue Spuren.

Seitdem die Fünfhundertdollarsnote von der kalifornischen Agentur einer Privatbank nach Newyork zurückgekommen war, hatte Burton sich aus den Passagierlisten der Dampfboote ein Verzeichniß aller derjenigen Reisenden angelegt, welche in größerem oder geringerem Grade sein Argwohn traf, und er war bei der Aufnahme solcher Namen bis zur Zeit des Mordes zurückgegangen. Nachdem wir uns eingeschifft hatten, erklärte er mir, daß er nöthigen Falls die Spuren aller Verdächtigen in Kalifornien zu verfolgen gedenke, bis er auf den rechten Mann komme. Ich selbst hatte mich, auf seinen Rath, unter falschem Namen, in die Passagierliste eintragen lassen, um, wie er meinte, den Argyll's meine Reise zu verbergen. Warum gerade den Argyll's, das begriff ich nicht, auch sagte er mir's nicht. Meine Reisekosten hatte ich natürlich selbst zu bestreiten und erkannte nun den Nutzen meines bisherigen sparsamen Lebens, das mich in den Stand gesetzt hatte, einen Theil meines Gehalts bei einer newyorker Bank anzulegen. Daß ich in Folge einer mehrwöchigen Abwesenheit meine Anstellung bei dem Amte der unbestellbaren Briefe und außerdem meine Ersparnisse verlor, war ausgemacht; Mr. Burton hatte mir aber ein so großes Vertrauen in den Erfolg der Reise eingeflößt, daß ich die geheime Hoffnung nährte, Mr. Argyll werde nach unserer Rückkehr das an mir begangene Unrecht wieder gut machen und mich durch Wiederaufnahme in sein Bureau entschädigen.

Unser Schiff durcheilte den Golf von Mexiko und den von Veracruz ohne einen bemerkenswerthen Zwischenfall; dann kreuzten wir, auf rascher, wenn auch anstrengender Landreise, den Isthmus und schifften uns im Golf von Tehuantepec zur Reise auf dem stillen Meere ein. Es war an einem heiteren Oktobertage, als uns bekannt ward, daß der Kapitän des Dampfers eine Anzahl von Reisenden an Bord habe, die er in Acapulco an's Land zu setzen versprochen. Anfänglich war Burton höchst verdrießlich über die dadurch entstehende Verzögerung der Fahrt, plötzlich aber kam er aus der Kajüte zu mir auf's Deck und sagte mir hastig: „Mr. Redfield, Sie werden allein nach San Franzisco reisen müssen und ich werde genöthigt sein, mich in Acapulco an's Land zu begeben. — „Ist's möglich! Aber warum, Mr. Burton?" — „Weil ich, auf die seltsamste Weise von der Welt, vor kaum einer halben Stunde sichere Spuren von diesem George Thorley entdeckt zu haben glaube. Es ist jetzt keine Zeit zu ausführlichen Erklärungen, denn in zwanzig Minuten wird das Schiff in der Bai von Acapulco anlegen, um die Aussteigenden in einem Boote an's Land zu setzen; ich muß also die wenigen Sachen, welche ich nöthig habe, aus meinem Koffer holen. Genug, ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß mein Mann sich in der Umgebung von Acapulco befindet, oder wenigstens befunden hat. Jedenfalls muß ich mir persönlich Gewißheit verschaffen. Reisen Sie also in Gottes Namen allein nach San Franzisco weiter, suchen Sie bei der Agentur der Bank von Wells, Fargo und Compagnie jede mögliche Erkundigung wegen der Note einzuziehen, und wenn ich Sie binnen vierzehn Tagen nicht unter der Adresse dieser Firma in San Franzisco aufsuche, so nehmen Sie an, daß ich nicht komme, sondern Sie am Isthmus erwarte, um mit Ihnen zusammen nach Newyork zurückzufahren."

Zwar versuchte ich noch einen Einwand, um meine Trennung von dem Detektive zu verhüten, er war indeß unerschütterlich. „Es muß so sein," sagte er fest; „wenn ich auf falscher Fährte bin, so ist dieß allerdings ein sehr schlechtes Geschäft, aber Sie können dann vielleicht einstweilen etwas davon gut machen und ich darf mir selbst nicht erlauben, an einen Fehlgriff zu denken. Uebrigens kann es Ihnen nicht schaden, eine kleine Uebung in meiner Kunst zu erlangen. Und nun will ich mit der kurzen Vorbereitung eilen, ich habe keine Minute zu versäumen."

In Zeit von einer Viertelstunde war ich von meinem Gefährten verlassen und reiste mit einem Gefühle von Unbehaglichkeit weiter, der „goldenen Pforte" zu; ich nahm mir aber vor, den mir gewordenen Auftrag nach besten Kräften zu erledigen und blickte, vom Augenblicke der Landung an, nach allen Gesichtern, in der gewissen Ahnung, daß ich George Thorley, wenn das Geschick ihn mir in den Weg führen sollte, auf den ersten Blick er-

kennen werde. Bei Tage und bei Nacht wollte ich das gewaltige Treibhaus San Franzisco mit seinem wüsten Gewühl von Nationalitäten, mit seinem tollen Luxus, mit seinen Spielhöllen und Kneipen durchstreifen. Dieser Vorsatz wurde mir aber bereits am zweiten Tage meiner Ankunft einigermaßen durchkreuzt. Die Mittheilung, welche mir Burton gemacht hatte, der Commis der Bankagentur habe den Mann, welcher die Banknote präsentirt, als untersetzte Gestalt von rohem Aussehen bezeichnet, stellte sich nämlich als unrichtig heraus; vielmehr war dieser Mann ein spanischer Gentleman gewesen, der noch kurz vorher in San Franzisco gesehen worden und den ich auch am Tage darnach aufzufinden so glücklich war. Dieser Mann, ein Handeltreibender, eröffnete mir, als ich mich mit vorsichtiger Höflichkeit an ihn wandte, mit besonderer Artigkeit, er erinnere sich sehr genau, vor etwa zwei Jahren oder mehr einen Mitreisenden vom Isthmus nach Acapulco auf dessen Ersuchen Banknoten gegen Gold gewechselt zu haben. Dieser Mitreisende, eine gedrungene, schwarzhaarige und dunkeläugige Gestalt sei damals in Acapulco an's Land gestiegen. Hiernach schien also Burton in der That auf richtiger Spur zu sein und das bereitete mir eine außerordentliche Beruhigung. Ich sah mich wohl noch um, damit nichts versäumt werde und gab, wenn ich mich auf länger als einen Tag von der City entfernte, der Agentur stets die erforderliche Nachricht, hatte indeß das sichere Gefühl, daß Burton nicht kommen werde, und so war es auch. Nach Ablauf der festgesetzten Frist reiste ich allein nach dem Isthmus zurück.

Die letzten vierundzwanzig Stunden unserer Fahrt erfüllte mich die Ungewißheit, ob ich den Detektive auch wieder antreffen werde, mit solcher Unruhe, daß ich kein Auge schließen und nicht auf einer Stelle bleiben konnte; ich stieg treppauf, treppab, verbrachte aber die meiste Zeit, selbst Nachts, auf dem Verdeck. Gegen zwei Uhr Morgens sollte der Dampfer anlegen, und die Zeit ward fast genau eingehalten. Da das Schiff im Hafen liegen blieb, so befanden sich die meisten Passagiere in ihren Betten, ohne daß das Einlaufen in den Hafen sie störte, ich aber starrte vom Kanonenwall aus nach dem Hafendamme, wo eine Anzahl Leute der Ankunft des Fahrzeugs harrten. Vergeblich suchte mein Auge nach Burton; mit einer gewissen Angst ging ich an's Land, da trat plötzlich hinter einem Laternenpfahl der Gesuchte hervor, und flog mit lautem Ausrufe mir entgegen. „Halloh, Richard! Also glücklich wieder getroffen! Und hoffentlich gesund; Sie sehen blaß aus, als hätten Sie seit acht Tagen nicht geschlafen, doch dürfen Sie nun ruhig sein, Richard — Alles steht gut, und wir sind dem Ziele nahe. Wenn Gott uns günstigen Wind bescheert, so werden wir für zwei Jahre eifriger Mühe und manche Qual reich belohnt werden. Die Gerechtigkeit wird endlich ihre Hand nach den Schuldigen ausstrecken können, und die Heuchler werden entlarvt werden. Ich sehe Sie gespannt, Sie möchten gern mehr wissen; wohlan, ich glaube, wir denken Beide für den Rest der Nacht nicht an Schlaf. Wir wollen uns in Ihre Kabine begeben und ich will Ihnen meine Geschichte erzählen, die interessant genug ist, um den Schlaf von Ihren Augen zu bannen."

Dieser Vorschlag ward sofort ausgeführt, und nachdem wir bei einem Glase dampfenden Grogs unser stilles Plätzchen eingenommen, ließ sich der Detektive wie folgt vernehmen: „Als wir uns auf der Hinreise dem Hafen von Acapulco näherten, hatte ich Gelegenheit, dem Gespräche einiger Mexikaner zuzuhören, deren Einer, in Rücksicht auf die Stadt, wo sie landen wollten, einen Fall erzählte, in welchem er vor zwei Jahren betheiligter Zeuge gewesen war. Das Schiff, womit der Erzähler reiste, war für San Franzisco bestimmt, litt aber unterwegs Schaden und mußte in Acapulco behufs der Ausbesserung ankern. Die Passagiere gingen inzwischen an's Land, und eine Partie wilder Newyorker, die sich nach den Goldregionen begeben wollten, gerieth mit Mexikanern in Streit; es wurden Messer gezogen und Pistolen abgeschossen. Ein spanischer Gentleman, Don Miguel, welcher bei Acapulco eine ausgedehnte Hacienda besaß, wollte Ruhe stiften, erhielt aber einen so bedeutenden Messerstich, daß er sich verblutet haben würde, wenn nicht einer der newyorker Passagiere, der müßig dem Streite zugesehen hatte, ihn glücklich behandelt und die Wunde kunstgerecht verbunden hätte. Aus Dankbarkeit nahm Don Miguel den Retter mit auf seine Hacienda und gab ihm eine Anstellung als Wundarzt für sein zahlreiches Haus- und Arbeitspersonal, wozu unter Andern auch die Arbeiter einer werthvollen Silbermine gehörten. Ich für meinen Theil, schloß der Erzähler, begreife nicht, wie Don Miguel dazu kam, ein so grenzenloses Vertrauen in den Yankee-Doktor zu setzen, der ganz das Aussehen eines gewöhnlichen Abenteurers hatte; er machte ihn aber zu einem Mitgliede seiner Familie, gab ihm sogar seine einzige Tochter zur Gattin — was ich noch schwerer verstehe, da Inessa ein reizendes junges Mädchen war, welches den Besten des Landes hätte wählen können — und gegenwärtig hat dieser Abenteurer, Doktor Knop, wie er sich nennt, großen Einfluß und das angenehmste Leben auf Don Miguel's Besitzungen. — Sie können sich denken, Redfield, mit welcher Begier ich dieser Mittheilung lauschte; ich stellte einige bescheidene Fragen über die persönliche Erscheinung des ‚Yankee-Doktors' und gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, daß er mit George Thorley identisch sei; deßhalb trieb es mich, in Acapulco an's Land zu gehen. Hier miethete ich zwei Eingeborne, welche drei Maulthiere besaßen, zu Führern und Begleitern nach den etwa zwölf Stunden entfernten Besitzungen Don Miguel's. Im Sattel legte ich unter dem Drucke tropischer Sonnenglut den Weg zurück. In der Nähe der Hacienda wechselte der Charakter der Landschaft; die bis dahin breite, durch Getraidefelder und Palmengruppen führende Straße verengte sich, der Boden ward uneben und ansteigend. Im fernen Hintergrunde erhob sich das Terrain zu einem Gebirgsausläufer mit einzelnen, von glänzendem Schnee bedeckten Graten. Die Hacienda lag am Fuße einer dieser Anhöhen, ringsumher eine weite, bebaute, oder von Rinderheerden bewaidete Fläche beherrschend. Kurz vor den Gebäuden ließ ich meine Begleiter zurück und ritt allein weiter; der Diener, welcher sich mir näherte, unterrichtete mich, daß der Besitzer der Hacienda anwesend sei; ich wurde angemeldet und eingeführt. Don Miguel empfing mich als Landsmann seines Schwiegersohnes mit ausgesuchter Grandezza und sagte, Doktor Knop werde, nach seiner Rückkunft von einem Besuch der Silbermine, wo er die Arbeiter kontrolire, sich jedenfalls sehr freuen, über seine ehemalige Heimat Neues zu hören. Mir schlug das Herz in lauten Schlägen bei diesen Worten, und es that mir, um dieses feinen, gemüthlichen, intelligenten Spaniers willen, einigermaßen leid, gegen den Herrn Schwiegersohn, wenn er wirklich der Rechte war, vorgehen zu müssen.

„Nachdem wir uns etwa eine Stunde unterhalten hatten, sagte mir Don Miguel, es sei Essenszeit, ein Diener werde mich nach meinem Zimmer führen, damit ich mir, nach dem weiten Ritt in der Hitze, mit frischem Wasser Gesicht und Hände kühle, dann erwarte man mich bei Tische. Jedenfalls werde Doktor Knop während der Mahlzeit erscheinen. Als ich in den Speisesalon geführt ward, fand ich nur zwei Personen anwesend, den Hausherrn und eine junge, sehr schöne Dame, die er mir als seine einzige Tochter und des Doktors Gemahlin präsentirte. Angesichts dieses blühenden Wesens und der reich gedeckten Tafel, sagte ich mir wiederholt, daß mein Mann — vorausgesetzt, daß ich mich in der Person nicht irrte — sich in der That ein sehr angenehmes Quartier ausgesucht habe. Doch die Wahrheit mußte sich ja binnen einer oder einigen Stunden herausstellen.

„Wir Drei setzten uns zu Tische, konversirten lebhaft über die Beschaffenheit des Landes, über meine Reise, über Newyork rc. Donna Inessa fragte mich mit lebhaftem Interesse, ob ich ihren Gemahl schon in Newyork persönlich kennen gelernt hätte, und ich schien bedeutend in ihren Augen zu verlieren, als ich dieß verneinte; ihr Gatte war ihr, wie ich an der Unruhe der Erwartung bemerkte, ein Halbgott, und als dieser, nach kaum einer Viertelstunde, erschien, strahlte hoher Stolz in ihren Blicken, während mein Auge sich wie ein Stachel auf den Eintretenden heftete. Auf den ersten Blick war ich meiner Sache gewiß.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. | Nº 51. | Stuttgart, 1867.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Piris, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

Volkserzählung aus Obersteiermark von **Cornelius Born.**

(Fortsetzung.)

Der Bauer hatte die schweren, eichenen Fensterläden geschlossen, allein diese vermochten die durch alle Spalten hereindringende Helle nicht abzuhalten. Er holte mehrere Kerzen aus dem Wandschranke und zündete sie an; auch die dicke, geweihte Wachskerze brannte auf dem Tische. Dann versuchte er zu beten; auch dieß ging nicht! Bei jedem Donnerschlage erbebend, von Angst und Schrecken verzerrt, kauerte er in einem Winkel. So vergingen mehrere Stunden für ihn unter den furchtbarsten Qualen. Es war tiefe Nacht. Auch der Schlaf floh ihn. Er war zu Bette gegangen und hatte die Decke über sein Gesicht gezogen. Sein Hirn brannte. „Hinauf!“ rief er mit hohler Stimme. „Hinauf auf 'n Gamssteig! — Heut is der Peter- und Paulitag! — Seht, dort kommt der Professor! — Er hat mein armes Weib nicht verführt! — Nicht wahr, Maria, Du hast's ja selbst gesagt? — Nein! — Alles war nur Lug und Trug! — Ha, Teufel! — Satan! — O mein Kind! — Hu, wie der Sturm pfeift! — Das Blitzen und Donnern



Wie man in Rußland reist: **Vor einem russischen Posthause.** Von Dumont. (S. 607.)

nimmt kein End'! — Immer höher geht's, immer höher! — Jetzt is der Weg am Engsten! — Jetzt! — Herrgott im Himmel! jetzt liegt er mit zerschmettertem Kopf unten! — Nein! — Ich bin kein Mörder! — Ich hab' den Professor nit herabg'stürzt! — Nein! — Er muß auf den Galgen! — Er! — Beim gekreuzigten Heiland . . ."

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thüre, und der Fremde trat ein. Er hatte den Mantel sammt dem falschen Bart draußen abgelegt. Die halbniedergebrannten Lichter warfen einen gespensterartigen Schimmer auf seine blassen Gesichtszüge. „Prokop! — Prokop!" erschallte seine tiefe, klangvolle Stimme.

Der vom Fieberwahn befangene Bauer richtete sich im Bette auf und stierte nach der Erscheinung.

„Prokop!" erklang es in demselben Tone wie vorher.

„Heilige Maria, und alle Heiligen im Himmel, steht mir bei! — Die Todten kommen aus ihren Gräbern! — Der Professor! . . ."

„Prokop!" tönte es zum dritten Male.

„Was wollt Ihr, was verlangt Ihr von mir?"

„Heute sind es zwanzig Jahre, seit Du mich von der Felswand hinabgestürzt hast! — Ich kann keine Ruhe in meinem Grabe finden! — Folge mir nach! — Bete an meinem Grabe und zünde die geweihte Kerze auf derselben Stelle an, damit ich in Frieden schlafen kann!"

Die Augen des Bauers waren aus ihren Höhlen getreten, regungslos, wie von Stein, verharrte er in seiner früheren Stellung. Die Dorfuhr schlug Mitternacht.

„Komm', Prokop, mach' schnell, wenn Dir Dein Seelenheil lieb ist; denn ich habe keine Zeit zu verlieren!"

Nachdem sich der Bauer überzeugt, daß dieß Alles kein Traum sei, stieg er mechanisch aus dem Bette, warf einige Kleidungsstücke um und folgte dem Fremden.

Nun ging es in aller Eile über Stock und Stein. Dem Fremden war der Gamssteig von seinen Ausflügen bekannt, er konnte deßhalb vorangehen, obwohl die Nacht stockfinster war. Noch immer wüthete das Unwetter, der Regen floß in Strömen hernieder, und unaufhörlich kreuzten sich die Blitze. Von allen Seiten tönte das Brausen gewaltiger Wassermassen, da die kleinsten Rinnsale zu mächtigen Wildbächen angeschwollen waren, welche kaskadenartig über die steilen Gehänge herabstürzten. Stumm schritten die Beiden Anfangs eine Zeitlang den holprigen Fahrweg aufwärts, dann über Steingerölle und Berghalden. Als sie aus der Holzregion gelangten, ließ der Regen nach, allein die Macht des Sturmwindes äußerte sich hier immer stärker, so daß der Fremde, welcher seinen Mantel umgenommen hatte, kaum fortzukommen vermochte. Oben im Gebirge hatte es geschneit; der schmale Felsweg wurde bald unkenntbar. Der Fremde ließ den Bauer vorangehen.

Nachdem sie ein ziemlich ausgedehntes Plateau, bis an die Knöchel im weichen, wässerigen Schnee watend, übersetzt hatten, stand eine mehrere hundert Fuß hohe, senkrecht abfallende Felsmauer wie ein dunkler Koloß vor ihnen, längs deren Mitte sich der Gamssteig gallerieartig hinzog. Als der steil hinaufführende, schlüpfrige Pfad mit unsäglicher Mühe erklommen war, galt es auf dem stellenweise fußbreiten Stege fortzuschreiten. Links der grauenhaft finstere Abgrund, rechts die glatten, eiskalten Steinmassen, welche den einzigen Anhaltspunkt bei gefährlichen Stellen darboten. Einzelne Windstöße kamen mit solcher Wucht herangedrängt, daß sich Beide mit ganzer Kraft an die Felswand klammern mußten, um nicht herabgeweht zu werden.

So ging es eine gute halbe Stunde fortwährend aufwärts. Immer stumm, ohne sich umzusehen, schritt Prokop voran, der Andere folgte in einer Entfernung von wenigen Schritten. Das Gewölke hatte sich allmälig zerrissen, und der Osten begann sich leise zu entzünden. Mit einem Male bog der Weg gegen eine schmale Felsbucht ein, während ein dumpfes, donnerähnliches Tosen an ihr Ohr schlug; und gleich darauf standen sie vor einer weit gähnenden, in's Innere des Felsens führenden Oeffnung, aus welcher das Brausen jetzt mächtiger als vorher hervordrang. Prokop sank, gegen die Höhle gewendet, auf die Kniee und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; der Fremde stand in unmittelbarer Nähe hinter ihm.

„Endlich fällt der Schleier von dem so lange verhüllten Geheimnisse!" murmelte er vor sich hin. „Endlich ist das Räthsel durch einen Zufall gelöst! Hier ist das Grab meines unglücklichen Vaters!" — Außer dem unterirdischen Brausen vernahm man auf dieser einsamen Höhe keinen Laut; auch der Sturm hatte sich gelegt, und einzelne Bergkuppen traten aus dem dämmernden Zwielicht hervor.

„Was soll ich thun?" fragte Prokop, ohne aufzuschauen.

„Bete und zünde die geweihte Kerze an jener Stelle an, von welcher Du mich hinabstürztest," lautete die Antwort.

Prokop that, wie ihm geheißen, worauf der Fremde hinter einem Felsvorsprunge verschwand.

6. Die Eishöhle.

Als Sefferl morgens um die gewohnte Stunde das Erdgeschoß betrat, um sich nach des Vaters Befinden zu erkundigen, fand sie ihn steif und regungslos im Bette. Prokop war todt!

An demselben Vormittage gingen der Fremde und der Pfarrer in den Zimmern des Pfarrhofes auf und ab. Sie schienen in ein wichtiges Gespräch vertieft zu sein.

„Unergründlich sind die Wege der Vorsehung," sagte der Pfarrer, in ernstes Nachdenken versunken, nachdem er die Erzählung des Fremden vernommen hatte. „Zwanzig Jahre lang mußte das schreckliche Verbrechen verborgen bleiben, um endlich durch Sie, den Sohn des Ermordeten, entdeckt zu werden!"

„Ganz enthüllt ist die dunkle That noch nicht," erwiederte der Fremde mit Kopfschütteln. „Nach den im Fieberwahne ausgestoßenen Aeußerungen des unglücklichen Bauers, im Zusammentreffen mit noch anderen Umständen, halte ich ihn nicht für den eigentlichen Mörder meines Vaters."

„Grübeln wir nicht weiter in der Vergangenheit nach, lieber Freund!" sagte in mildem Tone der Pfarrer. „Sollte er es wirklich gewesen sein, so hat ihn der Herr schon gerichtet. Darum lassen wir seinem unschuldigen Kinde zu Liebe noch ferneres Stillschweigen darüber walten!"

„Das Ziel meiner Hieherreise scheint erreicht zu sein. Nach einer oberflächlichen Besichtigung der Höhle habe ich starke Hoffnung, die Ueberreste meines Vaters aufzufinden, weßhalb ich mit Hülfe einiger tüchtigen Leute noch heute an's Werk schreiten will." Mit diesen Worten verabschiedete sich der Fremde vom Pfarrer und schlug den Weg gegen seine Wohnung ein.

In der Nähe des Grubhofes standen mehrere Gruppen von Leuten, welche der plötzliche Todesfall des Bauers hieher geführt hatte. Die von dem Fremden bestellten Arbeiter warteten, mit Leitern, Stricken und Fackeln versehen, ebenfalls schon im Hofe. Es waren lauter Holzknechte, starke, breitschultrige Männer und Bursche von verwegenem Aussehen. Sie kannten den eigentlichen Zweck ihrer bevorstehenden Arbeit nicht, da der Fremde die Aufsuchung eines beim Vorbeigehen herabgefallenen Gegenstandes als Vorwand für die Untersuchung der Höhle vorschützte.

An Ort und Stelle angelangt, wurde unter dessen Leitung sogleich begonnen. Den Eingang zur Höhle bildete eine fast mannshohe Felsspalte, wie solche in dem klüftereichen Dolomitgebirge der Gegend häufig vorgefunden wurden. So viel man von Außen wahrnehmen konnte, fiel dieselbe schroff abwärts, allein über deren wahrscheinliche Tiefe blieb man im Unklaren. Jedenfalls mußte sie nach Oben und Unten durch Klüfte mit dem Gebirksstocke in Verbindung stehen, welche den innerhalb rauschenden Wassern Zu- und Abfluß gestatteten. Zur beiläufigen Ermittlung der Tiefe wurde vor Allem eine brennende Pechfackel an einem Seile hinabgelassen. In einer Tiefe von mehreren Klaftern stieß dieselbe auf einen festen Gegenstand. Einer der Arbeiter erbot sich, an dem Seile hinabzugleiten. Nachdem ihm ein zweites, festes Seil um den Leib geschlungen worden, ließ man ihn in den finsteren Abgrund hinunter. Unten angekommen, gab er einen Laut, damit man seine Stimme vernehmen könne. Ein Anderer legte sich auf den Boden, so daß ein Theil seines Oberkörpers über dem Abgrunde hing. Der Untere rief abermals, man könne Leitern zusammenbinden und ohne Gefahr hinabsteigen. Als Ersteres geschehen war, kletterte der Fremde in Begleitung eines Burschen

hinab. Eine eiskalte Luft wehte ihnen entgegen. Das Licht der Pechfackel verbreitete einen nur schwachen, röthlichen Schimmer, so daß man, vom hellen Sonnenschein geblendet, Anfangs gar nichts wahrnehmen konnte. Erst als sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, begannen die Gegenstände der Umgebung hervorzutreten.

Nachdem mehrere Fackeln angezündet worden waren, bot sich dem Auge ein prachtvoller Anblick dar. Glänzende Tropfsteingebilde, alabasterweiß, durchsichtig, hingen von allen Seiten gleich phantastisch gestalteten Säulen, Zapfen oder Draperien von den Wänden. Der Raum oberhalb war groß, gewölbartig; doch zu ihren Füßen befand sich bloß so viel Platz, daß sich drei Personen bequem neben einander bewegen konnten. Sie standen auf einem Felsvorsprunge, unterhalb welchem noch immer der schroffe Abgrund gähnte. Das Tosen der Wasser hallte mächtig aus der Tiefe wieder, auch fand man, daß an vielen Stellen zwischen den Stalaktiten Eisklumpen hervorschimmerten. Der Fremde forschte nach allen Seiten, allein so weit seine Blicke reichten, fand er nirgends eine Spur von dem, was er suchte.

Abermals wurde die brennende Pechfackel herabgelassen. Sie erlosch in geringer Tiefe. Als man sie heraufholte, zeigte es sich, daß sie ganz naß sei. Der waghalsige Bursche, welcher bereits vorher den gefahrvollen Weg eröffnet hatte, erklärte sich auch dießmal dazu bereit. Er erfaßte die brennende Pechfackel, stellte einen Fuß in die Schlinge des Seiles, behielt den anderen frei, um sich an den eisigen, von Feuchtigkeit triefenden Wänden abstoßen zu können, und wurde abermals hinabgelassen, während ein dritter Arbeiter dessen leergewordene Stelle einnahm.

Bald darauf rief er, man möge ihn emporziehen. Am ganzen Leibe zitternd und vor Kälte mit den Zähnen klappernd, erzählte er nun, der untere Theil der Höhle sei ganz mit Eismassen überkleidet; doch könne man mit Hülfe einiger Bretter für die Leiter festen Fuß auf dem Boden schaffen, der spiegelglatt, abschüssig in größere Tiefen führe. Nachdem alles Nöthige veranstaltet worden, begann man weiter zu forschen. Die unteren, grottenartigen Räume waren noch ausgedehnter als die oberen. Man befand sich in einer sogenannten Eishöhle!

Wie ein aus Gold und Edelgestein erbauter Feenpalast funkelten die Wände im Fackelschein. Nur langsam und mit äußerster Vorsicht, halb knieend, konnte man auf dem jäh abfallenden, festgefrorenen Boden fortkommen. Der Fremde vertheilte die Leute und ließ alle Winkel und Spalten durchforschen. Endlich, immer abwärts rutschend, gelangte man an eine Stelle, wo sich die Höhle in zwei Abzweigungen theilte. Eine derselben verengte sich immer mehr und lief schließlich in eine schmale Spalte aus; die andere führte zu dem unterirdischen Wasserfalle. Den Fremden, sowie die Uebrigen, überfiel ein ängstliches Gefühl, als sie sich dem furchtbaren Tosen näherten. Beinahe senkrecht stürzten von mehreren Seiten schäumende Wassermassen in den tiefen Abgrund, welcher dem Weiterdringen ein Ende machte. Gleichsam betäubt von der Wucht des gewaltigen Eindruckes standen Alle eine kurze Zeit schweigend neben einander und beleuchteten das herrliche Naturschauspiel!

Des Fremden Züge überzog der Ausdruck des Mißmuthes, denn er fand sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Er erkundigte sich, ob die Höhle schon früher von Jemanden untersucht oder begangen worden wäre. Auch der älteste der Arbeiter, ein Mann von sechzig Jahren, wußte sich dessen nicht zu entsinnen. Kein Winkel war undurchforscht geblieben, und dennoch fand sich nichts vor. Nun lag die Erklärung am Nächsten: nachdem der Unglückliche von der Höhe herabgestürzt war, mußte dessen Körper auf der abschüssigen Fläche bis zum Wasserfall geglitten und dort in den Abgrund gefallen sein! An ein weiteres Suchen war nicht zu denken, weil das Vordringen in die Wasserschlucht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Der heftige, durch den Wassersturz hervorgebrachte Luftzug löschte sämmtliche Fackeln bis auf eine aus; auch wurde die Mark und Bein durchdringende Kälte unerträglich. Man mußte an den Rückzug denken.

Der Fremde willigte nur ungern ein. Immer noch suchte sein Auge in allen Klüften und Spalten herum. Als er sich endlich überzeugt hatte, daß Alles vergeblich sei, begann man umzukehren.

Allein das Emporklimmen auf der Eisfläche bot noch größere Schwierigkeiten dar als das Hinabsteigen. Nirgends fand der Fuß einen Anhaltspunkt! Einer der Arbeiter stieg mit der brennenden Pechfackel voraus und bahnte den Weg, indem er an besonders abschüssigen Stellen mit der Hacke Stufen in's Eis schlug; die Anderen folgten nach. Schon näherte man sich jenem Orte, wo die Leiter stand, als mit einem Male ein lauter Angstschrei und gleich darauf ein dumpfer Fall vernehmbar ward. Der letzte von den Leuten war ausgerutscht und schoß mit Blitzesschnelle auf der glatten Bahn gegen die Tiefe. War er in die zum Wasserfall führende Abzweigung gerathen, so war es um sein Leben geschehen. Schnell kehrten die Anderen zurück. Sein Schutzengel war ihm beigestanden! Festgeklemmt zwischen hinabgestürzten Eismassen lag er in der anderen Abtheilung der Grotte. In der rapiden Schnelligkeit des Sturzes hatte die Wucht seines Körpers mehrere an den Seitenwänden hervorragende Eisklumpen mitgerissen, in Folge dessen eine ganze Eiswand einstürzte und ihn unter ihren Trümmern begrub. Glücklicherweise war er, kleine Verletzungen ungerechnet, nicht beschädigt worden, da er unter eine hohlliegende Eisplatte gerathen war, welche ihn vor dem Nachdringen der übrigen Stücke schützte. Nun galt es, ihn unter den Trümmern hervorzuziehen. Man mußte die Axt zu Hülfe nehmen, um die in den engen Raum festgeklemmten Eisstücke loszulösen. Bald war er wieder auf den Füßen, und schon wollte man zum zweiten Male den Rückzug antreten, als der Mann, welcher die brennende Fackel trug, ausrief: „Jesus Maria! Da schaut eine Menschenhand heraus!“ (Schluß folgt.)

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter von **Gustav Rasch.**

IV. Nach fünfzehn Jahren.

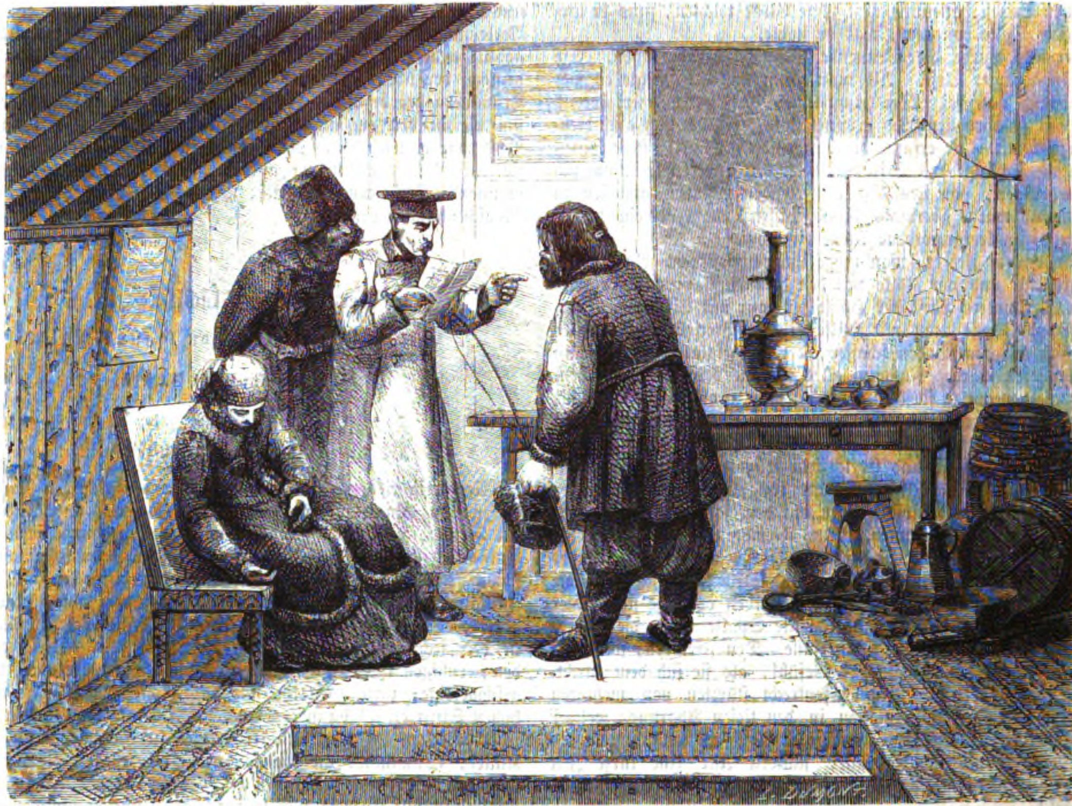
(Fortsetzung.)

Karl Schaible. Louis Blanc. Ferdinand Freiligrath.

Neugierig rieth ich hin und her, ohne den richtigen Namen zu finden; da öffnete sich die Thüre des Zimmers, und herein trat ein Freund, mit dem ich nach dem Blind'schen und Struve'schen Aufstande so manchen Abend in Straßburg im Gasthofe zum schwarzen Bären in der Austerlitzstraße verlebt hatte, als ich die ehemalige Wohnung Louis Bonaparte's bei dem Buchbinder Rayger bewohnte. Ich erkannte ihn sofort. Sein Aussehen hatte sich in den sechzehn Jahren fast gar nicht verändert. Dieselben milden, ruhigen Gesichtszüge, dasselbe große, schöne Auge, dieselbe geschmeidige, zarte Gestalt; nur das blonde Haar war auf der hohen Stirn etwas dünner geworden. Es war Dr. Karl Schaible, jetzt Professor an der Militärakademie in Woolwich und, sowie Kinkel, Examinator an der londoner Universität. Während der badischen Erhebung im Jahre 1849 hatte er der revolutionären Regierung mit Energie und Geschick als Civilkommissär im Oberlande gedient. Nach dem Fall von Rastatt und nachdem die badische Armee nach der Schweiz übergetreten war, hatte er zum dritten Mal sein Leben und seine Freiheit auf französischen Boden retten müssen. Da an eine Begnadigung nicht zu denken und da außerdem sein Vermögen durch die Gerichte mit Beschlag belegt war, so mußte er sich auf einen dauernden Aufenthalt im Auslande einrichten. Er beendigte nun seine medizinischen Studien auf der Universität in Paris und promovirte dort. Nach dem Staatsstreiche wurde er gezwungen, Paris zu verlassen. Er floh nach England. Aber er sah bald, daß in London mit seinen medizinischen Kenntnissen nicht leicht etwas zu erwerben war. Für einen deutschen Arzt in London sind viele Verbindungen, viel eigene Mittel und eine jahrelange Ausdauer und Thätigkeit die ersten Bedingungen, um sich eine Praxis zu verschaffen und eine gesicherte Lebensstellung zu erringen. Das Alles besaß der deutsche Flüchtling nicht. Was war zu machen? Er studirte Philologie, Philosophie, Literatur, promovirte als Doktor der Philosophie zum zweiten Male und errang sich durch eiserne Ausdauer seine jetzige, sehr

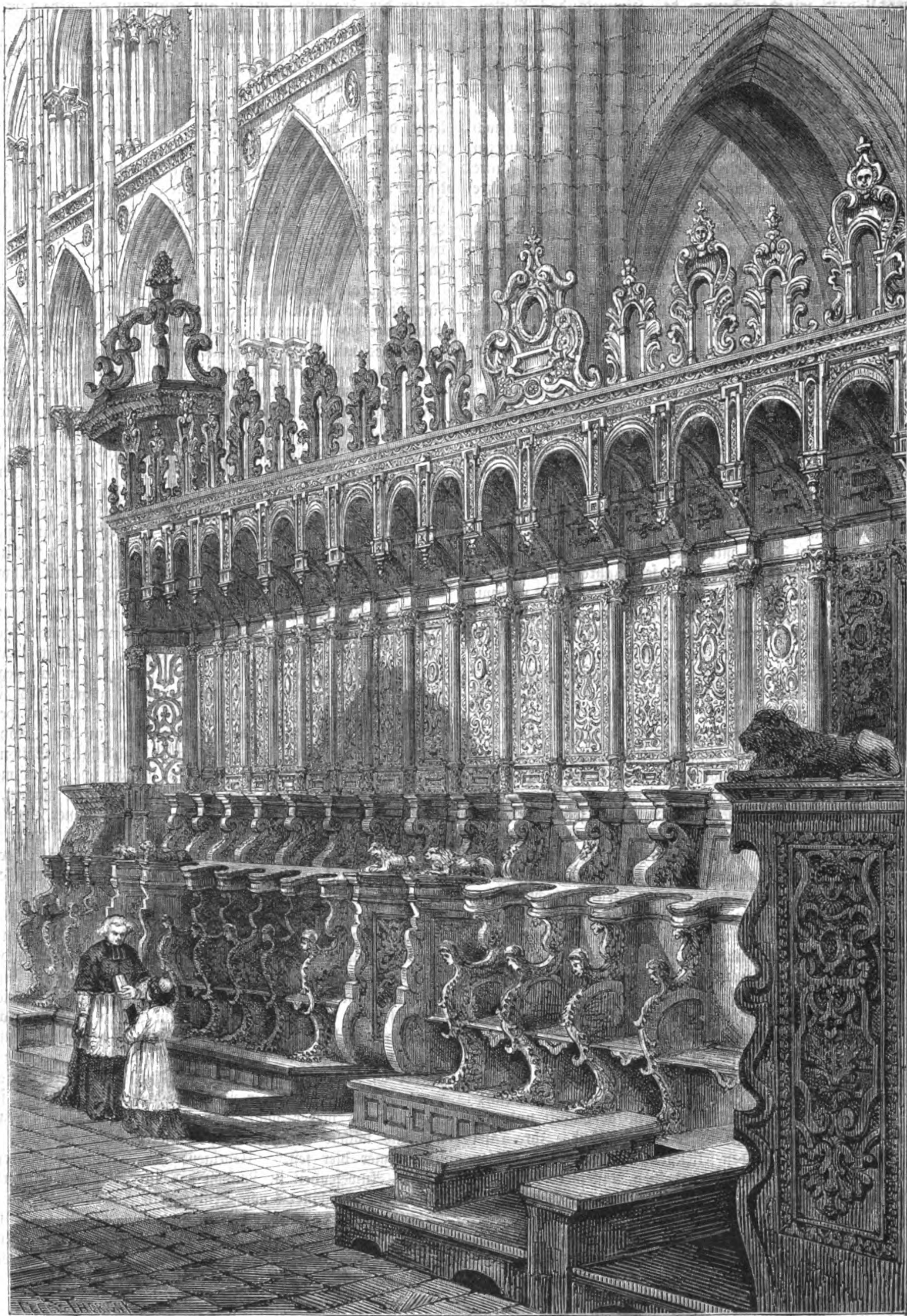
angenehme Lebensstellung. Deutsches Flüchtlingsleben in London! Gewiß sind Schaible und Kinkel, der sich ebenfalls durch außerordentliche Thätigkeit und durch eiserne Ausdauer in London eine sehr angenehme Lebensstellung geschaffen hatte, seltene Beispiele aus demselben. Ich sollte nach einigen Tagen noch einen Freund aus der Flüchtlingszeit wiederfinden, der denselben dornenvollen und mühsamen Weg gegangen war, den österreichischen Flüchtling Tausenau. Das Alles erzählte mir der Freund aus den straßburger Tagen an diesem Abend im Blind'schen Hause in St. Johns Wood; und eine lange, schwere Zeit von fünfzehn Jahren, von denen ich mehrere Jahre im Gefängniß zugebracht hatte, schritt in einer Stunde an uns vorüber.

Aber mein erster Abend in London sollte noch reich an Ueberraschungen werden. Es trat ein Mann in die Stube, den ich vor vierzehn Jahren bei einer eiligen Durchreise durch Köln flüchtig auf der Straße gesehen hatte. Dieselbe kräftige, etwas korpulente Gestalt, dieselben dunklen Augen, dasselbe braune „löwenmähnige“ Haar. Er war es, der Dichter der Freiheit und des Orients, Ferdinand Freiligrath, der seit dem Jahre 1851 in London lebte und der dortigen schweizerischen Bank vorstand. Wir begrüßten uns in herzlichster Weise, wir sprachen von Deutschland, von Italien und Schleswig-Holstein, und nach einer halben Stunde war es uns, als wenn wir uns Jahre lang gekannt hätten. Uns verband ja seit vielen Jahren das, was die Menschen auf der Welt am Innigsten und am Leichtesten verbindet, mehr als Blutsverwandtschaft und als lange Lebensgewohnheit: der Kampf für dieselben Ideen und Grundsätze. Immer interessanter wurde die Gesellschaft, welche am heutigen Abend das Blind'sche Haus besuchte. Ein junger Mann von elegantem und einnehmendem Wesen trat ein; er sprach das Französische mit dem schwachen Anflug von Accent, mit



Wie man in Rußland reist: Russischer Postmeister. Von Dumont. (S. 607.)

dem die Polen es zu sprechen pflegen. Es war Graf Swierzkuciewicz, der damalige Gesandte der polnischen Nationalregierung in England. Er sprach sich in sehr bitterer Weise über die Erfolglosigkeit seiner Mission und über die Theilnahmlosigkeit des englischen Volkes an dem Schicksale seines Vaterlandes aus. Ich wunderte mich darüber gar nicht. Hatte ich doch schon in den wenigen Stunden, welche ich jetzt wieder auf englischem Boden zubrachte, die Sympathieen der Engländer für die amerikanischen Sklavenstaaten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt! Die Engländer sind eine materiell gesinnte Nation, in deren Entwicklungsgeschichte seit fünfzig Jahren jeder ideale Zug verloren gegangen ist und bei denen die materiellen Interessen alle politischen Sympathieen überwiegen. Der Mann, der gleich nach dem polnischen Gesandten in das Zimmer trat, hatte während seines fünfzehnjährigen Exils die englische Nation anders kennen gelernt, als in dem Nimbus, in dem die deutschen Gothaer und Konstitutionellen es lieben, dieselbe erscheinen zu lassen. Er hat noch kürzlich ein Buch über England herausgegeben, das beste Buch, was jemals ein Franzose über England geschrieben hat. Es war Louis Blanc, der große französische Geschichtschreiber und Sozialist. Auch ihn hatte die Zeit in seinem äußern Wesen wenig verändert. Ganz so, wie er heute im Blind'schen Hause vor mir stand, sah ich ihn vor sechzehn Jahren in Paris auf der äußern Gallerie des Palastes der legislativen Nationalversammlung stehen, in die Falten der dreifarbigen Fahne Frankreichs eingehüllt, welche er in der Hand hielt, umwogt von dem betäubenden Lärm und Rufen von vielen Tausenden von Arbeitern, welche vor das Palais Bourbon gezogen waren, um ihren Liebling, den premier ouvrier de France zu sehen. Das war ein Festtag in dem Leben des einfachen Bürgers, der selbst, als er Mitglied der Regierung der französischen Republik war, immer sein Mittagbrod zu dem mäßigen Preise von zwei Franken verzehrte. Als der „premier ouvrier de France“ auf



Die Chorstühle in der Kathedrale von Bayeux (Departement Calvados). Von Thorigny. (S. 607.)

der Gallerie erschien, übertönten die tausendfachen Rufe der Vorstädte: „vive Louis Blanc! vive le premier ouvrier de France! vive la republique!“ wie der Donner des Himmels das Waffengeklirr und die Kommandoworte der Offiziere der Nationalgarde; jedes andere Geräusch ging unter in diesen rauschenden Wogen des Jubels und der Begeisterung. Lagen denn wirklich fünfzehn Jahre zwischen heute und damals? Schrieben wir nicht heute 1849 statt 1863, und waren nicht erst wenige Monate verflossen seit der Nacht, wo Louis Blanc vor den Häschern der französischen Polizei nach England floh? Es gibt Menschen, auf welche Alter, Schmerzen und getäuschte Hoffnungen gar keinen Einfluß ausüben. Die Jahre rauschen an ihnen vorüber, ohne ihr Haar zu bleichen, ohne ihre Gestalt zu verändern, ohne den Glanz ihres Auges zu trüben. Die glänzende Schönheit und der große Reichthum ihres Geistes drücken ihrem Antlitz den Stempel ewiger Jugend auf, den selbst der scharfe Zahn der Zeit nicht zu zerstören vermag. Zu diesen durch die Natur bevorzugten Menschen gehört der größte Geschichtschreiber Frankreichs. Als ich nicht umhin konnte, Louis Blanc darüber meine Verwunderung auszudrücken, erwiederte er lachend: „Nicht wahr, ich habe mich sogar verschönert!“

Während meines neuen, sechswöchentlichen Aufenthalts in London habe ich manche interessante Tage mit den Freunden aus der Flüchtlingszeit verlebt. Louis Blanc bewohnte in St. Johns Wood am Melina Place ein einfaches, zweistockiges Häuschen, von Rasenplätzen, Blumenbeeten und Bäumen eingerahmt; der Vorübergehende sieht nichts von dieser stillen Einsamkeit; eine hohe Mauer trennt Häuschen und Garten von der staubigen Straße. Ein Klingelzug öffnet die kleine Thüre in der Mauer, und überrascht schaut das Auge den duftigen Rasen und die farbigen Blumen. Das Häuschen gehört einer jungen Dame mit ihrer älteren Tante. Sie sind Deutsche von Geburt, wohnen aber schon seit Jahren in England. Fräulein Christine Grohe war eine weiche, schöne Gestalt mit reichem, lichtblondem Haar, intelligenten und sanften Zügen und von äußerst einnehmendem und liebenswürdigem Wesen. Louis Blanc hat sich im verflossenen Herbst mit dieser Dame verheirathet. Auch die Dienstboten im Hause waren Deutsche. Ich war auf's Höchste überrascht, als ich Louis Blanc zum ersten Male in seinem Hause am Melina Place besuchte und im Hause überall deutsch sprechen hörte; Louis Blanc's Arbeitszimmer befand sich im ersten Stock, ein großes, hohes, in sehr komfortabler Weise eingerichtetes Gemach, die Fenster mit Blumen geschmückt, die Aussicht auf Feld- und Baumgruppen. Da stand der große, mit Büchern, Papieren und Zeitungen bedeckte Schreibtisch, an dem der berühmte Historiker sein Werk über die erste, große, französische Revolution während seines Aufenthalts in England beendigte. Hätte Louis Blanc während seines ganzen Lebens nichts gethan, als dieß Werk und die „Geschichte der zehn Jahre“ geschrieben, beide Werke, welche unter allen Geschichtswerken der französischen Literatur einen ersten Rang einnehmen, würden seinen Namen allein unsterblich machen. Louis Blanc brachte an diesem Tische täglich viele Stunden zu, um mit der Feder das zu erwerben, was sein einfacher Haushalt kostet. Selbst das einfachste Leben in London ist theuer. Louis Blanc brachte, als er von Boulogne über den Kanal nach England floh, nichts mit herüber, als seinen unbefleckten, großen Namen und sein Talent. Unsere Feinde wissen besser für sich zu sorgen. Einige Stunden von Richmond an dem Ufer der Themse bei Twickenham wohnen die aus Frankreich vertriebenen Söhne Louis Philipp's in prächtigen Landhäusern, welche mit allem erdenklichen Luxus geschmückt und von reichen Blumengärten und großen Parks umgeben sind. Ihre Tafel versehen französische Köche mit den seltensten Gerichten. Die Fliesen ihrer Ställe stampfen die Hufe der edelsten Rassepferde. Louis Philipp brachte viele Millionen nach England herüber, welche er, selbst noch im Jahre 1830 ein armer Mann, während seines achtzehnjährigen Bürgerkönigthums zusammengescharrt hatte. Der große Repräsentant des französischen Sozialismus muß mit der Arbeit das Rostbeef bezahlen, das auf seine einfache Tafel kommt. Aber die Arbeit ist ja einer der idealen Grundgedanken seines Lebens. Unter den deutschen Flüchtlingen verkehrte Louis Blanc am Meisten mit Blind. Zu Ledru Rollin hat er wenig Beziehung. Der Grund liegt wohl in ihrer wesentlich verschiedenen politischen Richtung. Ledru Rollin gehört bekanntlich, wenn er auch gerade kein Gegner des Sozialismus ist, doch auch nicht zu seinen Vertretern. Mit tiefer moralischer Entrüstung sprach Louis Blanc über den jetzigen Kaiser der Franzosen, wenn auf denselben die Rede kam. Seine großen, feurigen Augen funkelten in Erbitterung und Verachtung, wenn sein Name genannt wurde. Uebrigens hatte sich Louis Blanc leichter und besser in das englische Leben hineingefunden als irgend ein Anderer von den französischen Flüchtlingen, weit besser als Ledru Rollin. Er hat die englische Sprache so fertig sprechen gelernt, daß er vor einigen Jahren in derselben in London eine Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen hielt. Er sprach sie ohne jeden Accent. Auch die Konversation in seinem Hause wurde in englischer Sprache geführt. Unter allen Flüchtlingen, welche ich in London wiedersah, ist es mir besonders sympathisch geworden. Wann? und Wo? werde ich ihn wiedersehen? Das Wann? hängt von europäischen Kombinationen ab. Das Wo? kann nicht zweifelhaft sein.

Freiligrath wohnte weit von St. Johns Wood im äußersten Nordosten der Stadt. Um zu ihm zu gelangen, brauchte ich immer wenigstens zwei Stunden. Und dann mußte ich noch drei Viertheile des Weges mit Hülfe der Eisenbahn zurücklegen, welche den äußersten Westen der Riesenstadt mit dem äußersten Nordosten verbindet. Von der letzten Eisenbahnstation ging es dann fast eine Stunde durch stille Straßen, über einsame Plätze, über einen grünen Friedhof mit moosbewachsenen, eingesunkenen Grabsteinen und einem halbverfallenen Thurm, zwischen stillen Häusergruppen, Blumengärten, Baumpartieen und Gebüsch. Ich habe manchen Abend in seinem gastlichen Hause und in seiner Familie zugebracht, trotz des weiten Weges, den ich zurückzulegen hatte. Ida Melos aus Weimar, als Kind Goethe's Liebling, in dessen Hause sie spielte, Freiligrath's Gattin, war noch jetzt eine schöne und stattliche Frau mit reichem blondem Haar und weichen, intelligenten Zügen; seine beiden Töchter, süße liebliche Mädchengesichter mit dem dunkeln Haar des Vaters und dem feinen, rosigen Kolorit der Mutter; der jüngste Knabe, Percy, war blond, ein intelligenter, gewandter Bursche von dreizehn bis vierzehn Jahren, der älteste brünett und um mehrere Jahre älter. Im Hause herrschte ein auf gegenseitige Liebe und Herzlichkeit gegründetes äußerst angenehmes Familienleben. Der Dichter des „Wüstenkönigs“ war während des Tages im Geschäftslokale der schweizerischen Bank in den „Royal Buildings“ in der Nähe der Börse viel beschäftigt. Selten kam er vor sechs Uhr zu Hause. Niemals vergaß ich, wenn mein Weg mich in die City führte, ihm dort einen Besuch zu machen, und bei ihm eine Cigarre zu rauchen, von denen er immer einen vortrefflichen Vorrath besaß. „Warum dichten Sie nicht mehr, Freiligrath?“ fragte ich ihn einst bei einem meiner Besuche. Der Donner der vielen Tausenden von Wagen und Frachtkarren, welche in nicht endenden Zügen aus allen Theilen Londons vom frühen Morgen bis tief in die Nacht über den Platz rollen, hallte wie das Brausen sich überstürzender Meereswogen zu uns herauf. — „Hören Sie dieß Geräusch, athmen Sie diese erstickende Luft, sehen Sie das ruhelose Treiben dort unten in den Straßen,“ erwiederte Freiligrath, und führte mich an's Fenster, „und dann fragen Sie mich, weßhalb ich nicht mehr dichte? Bis zum Abend hält mich alle Tage diese Athmosphäre fest, und seit Jahren habe ich mich nur Sonntags aus derselben losmachen können. Aber am Montag muß ich wieder da sein. Klapka, der als Theilnehmer der genfer Bank, deren Filiale die schweizer Bank in London ist, jährlich seine Inspektionsreise hieher macht, verspricht mir immer einen Urlaub auf das nächste Jahr. Aber es wird nichts daraus. Und ich sitze immer hier fest.“ Uebrigens hat Freiligrath während seiner jetzigen Anwesenheit in London das zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Schiller's von Deutschen in Amerika von ihm erbetene Gedicht verfaßt, welches von allen deutschen Gemeinden und Vereinen der Union an demselben Tage, zu derselben Stunde und nach derselben Melodie gesungen wurde, außerdem die wunderbar schöne Todtenklage auf Johanna Kinkel.

(Schluß folgt.)

Die Chorstühle von Bayeux.

(Bild S. 605.)

In der altchristlichen Kirche waren Geistliche und Laien getrennt: diesen war das Schiff, jenen der Chor vorbehalten, und in diesem reihten sich um den Thron des Bischofs die Chorstühle für die Geistlichkeit. Die Kunst hat frühe schon diesen erhabenen Sitzen ihre vollste Aufmerksamkeit zugewendet und namentlich die Holzschnitzerei vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert ihre glänzendsten Aufgaben an ihnen gefunden. Nicht bloß das rein Architektonische erhielt eine den Stylwandlungen der gleichzeitigen Baukunst entsprechenden Gliederung der Ornamentik, sondern in oft überschwänglichem Reichthum bringt die Holzbildnerei ihre keckften, anmuthigsten und üppigsten Blüten zur Ausstattung dar. Von den Darstellungen aus der Bibel bis herab zur Thierfabel und den Eulenspiegeleien des mittelalterlichen Humors, der die Geißel der Satyre schwingt, finden wir den Meißel und Schnitzer des Künstlers an diesen Stühlen thätig. Größere Reliefbilder finden sowohl an der vorderen Brüstung, wie an der hohen Rückwand ihren Platz, während in einzelnen Prachtstücken die hochhervorragenden Seitenwangen und die Krönungen sich darbieten. Die schönsten Chorgestühle — die des ulmer Münsters — haben bereits in diesen Blättern Raum gefunden. Aus der Zeit der Renaissance stammen die Chorstühle der Kirche zu Bayeux (Departement Calvados in Frankreich), welche wir heute vor Augen führen. Sie sind das Werk eines geschickten Holzschnitzers aus Caen, Jacques Lefebvre, der sie 1589 vollendete. Während der Aufbau des Ganzen und die Ornamentik noch den Charakter edlen Geschmacks zeigt, ist der Aufsatz schon ganz auf dem Uebergang des Zopfs, der sich namentlich in den Räumen dieses edlen gothischen Baus absonderlich ausnimmt.

Wie man in Rußland reist.

(Bilder S. 601 und 604.)

Jedes Land hat seine besondere Art zu reisen, und eine Zusammenstellung der Beförderungsmittel dürfte ein ganz interessantes kulturhistorisches Bild bieten. Die Straßen in Rußland sind, trotz des ungeheuren Terrains, das die Regierung zu traciren hatte, gar nicht schlecht zu nennen. Weite Strecken der Poststraßen sind sogar makadamisirt, und über die Sümpfe Dämme von Holz angelegt. Zuweilen findet man freilich auch meilenweite Flächen, die nur weichen Kalk- und Mergelstein kennen, der bald zermalmt ist und bei nassem Wetter einen tiefen Schlamm gibt. Andere Stellen mit morastigem Untergrunde sind mit Knüppeldämmen versehen, ein Straßenbau, welcher jenseits Nischni Nowgorod der vorherrschende ist. Das Wasser wird durch Abzugsgräben an den Seiten fortgeschafft, quer über die Straße eine Lage fußdicker Tannen- und Birkenbaumstücke gelegt und diese zuletzt mit Kies oder Erde überschüttet, je nachdem die Umgegend das Material bietet. So lang die Straße solchergestalt frisch hergestellt ist, fliegt das Fuhrwerk ganz prächtig darüber hin, namentlich im Winter bei guter Schneebahn. Ist der Knüppeldamm aber von Sumpfwasser angefressen, von den Lastwagen zermalmt, dann ist das Fahren sehr holprig und das Loos der Wageninsassen so wenig als des Pferdes zu beneiden. Man wird im eigentlichsten Sinn gerädert. Schwere Fuhrwerke hinüber zu bringen, muß der Fuhrmann zuerst sondiren und die Passage durch neugefällte Stämme ausbessern. Ein schlimmerer Punkt in vieler Hinsicht sind die Beförderungsinstrumente selber. Wer an Sprungfedern, weich gepolsterte Kissen gewöhnt ist, wird sich unangenehm getäuscht fühlen. Schon an die Troska in St. Petersburg, die Urmutter der Droschke deutscher Städte, muß man sich gewöhnen, der Postwaschok aber ist noch viel einfacher und ursprünglicher. Er besteht lediglich aus einem Bretterkasten, der auf ein paar tüchtige Schlittenkufen genagelt ist. Zwischen zwei Gabelstangen, die oben durch einen Bügel mit Glöckchen verbunden sind, geht das Hauptpferd, zwei oder drei andere sind an die Seite desselben gespannt. Die Glöckchen sollen die Wölfe verscheuchen. Der Imschick (Postillon) nimmt seinen Sitz vorne auf dem Wagen. Fährt man mit sechs Pferden, so reitet ein Bursche auf einem der vorderen Pferde. Der Imschick weiß, daß bei einer solchen Fahrt gar häufig Unglücksfälle vorkommen: bevor er sich deßhalb auf seinen Sitz niederläßt, schlägt er andächtig sein Kreuz, richtet ein Gebet an seinen Heiligen, und nun geht's im Sturme fort. Die Posthäuser sind wie die meisten ländlichen Gebäude in Rußland nur aus Holz aufgeführt, aber namentlich in der Nähe der Städte geschmackvoll mit Schnitzereien verziert und immer reinlich und sauber gehalten. Sie bieten dem Reisenden wohnlich eingerichtete Zimmer — nur den Bettinhalt bringt man selbst mit — die nöthigen Speisen, vornehmlich Milch, Eier, Butter, Geflügel u. dergl. Den Samowar — die Theemaschine — führt der Reisende ebenfalls selbst bei sich. Die Pferde können Kolossales leisten, was Schnelligkeit und Ausdauer anbetrifft. Der Pferdewechsel geht rasch von statten. Die Bedienung ist prompt und billig. Für das Pferd wird auf die Werst (1/7 deutsche Meile) 3 Kopeken (1 Silbergroschen), auf vielen Strecken nur 2 Kopeken gerechnet, und der Imschick erhält für eine ganze Station 15—20 Kopeken Trinkgeld. Das Recht, sich Postpferde zu miethen, wird in jeder Gouvernementshauptstadt gegen einen Thaler gewährt und dem Fremden ein Schein eingehändigt, gegen dessen Vorzeigung jeder Postmeister ihm die verlangten Pferde augenblicklich zur Verfügung stellt. Bei dem großen Terrain des russischen Reichs, dessen kleinster Theil mit Eisenbahnen versehen ist, spielt diese Art von Beförderung die Hauptrolle.

Die Erwartung.

(Bild S. 608.)

Wenn die Maus an den Speck gegangen ist und aus dem drahtumgitterten Gefängniß nicht mehr entwischen kann, wenn der Rattenfänger mit mordlustig funkelnden Augen das arme Opfer menschlicher Hinterlist umbellt, so ist das ein Gegenstand eifrigster Naturbetrachtung für den derben Jungen, welcher das ganze Trauerspiel aus dem Mäuseleben zu seiner Privatbelustigung arrangirt hat. Er hetzt und reizt den Hund bis auf's Aeußerste, dann öffnet er das Gitter, die Maus glaubt entwischen zu können, aber ihre blitzschnelle Bewegung führt sie nur an den offenen Rachen ihres Feindes. Ein verzweiflungsvolles Pfeifen und Quicken, und sie hat vollendet, die biedere Maus, die zärtliche, sorgende Mutter einer zahlreichen Schaar unerzogener Kinder. Der Knabe ist ohne Zweifel höchst befriedigt von dieser Thierhetze en miniature. Nicht so Kater Murr, der mit aufgeblasenem Leib und gesträubten Haaren der Sache aus dem Hintergrunde zugesehen hat. Er ist gar nicht zufrieden mit dem Eingriff in seine Jagdrechte, auch kann er die Art, wie der Köter das Wild erlegt, keineswegs billigen. Wozu dieser Lärm, dieses Bellen und Toben? Murr führt den Mäusekrieg viel eleganter. Lautlos beschleicht er sein Opfer, und hat er es erlegt, so verräth höchstens ein behagliches Schnurren die innere Befriedigung über das glücklich Vollbrachte. Daß man diesen Hunden die Mäuse vorher in Fallen fangen muß, ist ohnehin der Gipfel der Lächerlichkeit. Was eine rechte Katze ist, weiß das selbst zu besorgen. So und noch anders räsonnirt nicht ohne einen Anflug brodneidischer Bitterkeit Kater Murr, während der Junge davonschlendert, um sich an Nachbars Kirschenbäumen zu erquicken, und der Hund einen kleinen Besuch auf dem Hühnerhofe macht, wo er mit dem an der Kette liegenden Sultan einige wichtige Angelegenheiten zu erörtern hat.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 576:

Eine Hinterthür verdirbt das ganze Haus.

Auflösung des Sylbenräthsels Seite 576:

Wasserhose.



Die Erwartung. Nach einem Gemälde. (S. 607.)

Poste restante.

Amerikanische Kriminalnovelle, von John Nobody.

(Schluß.)

14. Die Erkennung.

„Der vermeintliche Doktor Knop war so rasch gekommen, daß man ihn über die Anwesenheit eines Fremden nicht hatte unterrichten können, und er in Folge dessen keine Maske angenommen hatte. Als er mich bemerkte, prallte er leicht zurück; darin brauchten Uneingeweihte nichts Auffallendes zu finden, da beim unerwarteten Anblicke einer fremden Person Zeichen von Ueberraschung sich wohl rechtfertigen lassen. Für mich aber, den Eingeweihten, erschienen jene Zeichen als Merkmale der Bestürzung; ohne Zweifel hatte Doktor Knop mich schon gesehen, oder das böse Gewissen erfüllte ihn mit einer schlimmen Ahnung. Er wußte sich indeß leicht zu fassen, begrüßte mich mit erheuchelter Freundlichkeit als Landsmann und verschwand wieder auf einige Minuten, um seinen Anzug für die Theilnahme an der Mahlzeit zu ordnen. Bei seinem Wiedereintritt ward es mir deutlich, daß er sich über seinen Standpunkt klar geworden war: er erschien völlig gleichmüthig, für Weib und Schwiegervater als vollendeter Gentleman, für mich als maskirter Abenteurer. Die junge Frau hing offenbar mit glühender Leidenschaft an ihm, sie schien erst aufgewacht zu sein, erst Appetit bekommen zu haben seit seiner Rückkehr — sie war ganz Hingebung, Feuer und Leben. Auch Don Miguel blickte mit stolzem Behagen auf den Schwiegersohn, dem sein dunkles, buschiges Haar und ein starker, wohlgedrehter Schnurrbart ein gewisses ritterliches Aussehen gaben. Ich empfand, wie schon erwähnt, eine Art Mitleid, das kleine Paradies von Vater und Tochter stören zu müssen; doch die Pflicht der Nothwendigkeit stand mir als leitender Stern vor Augen.

„Die Unterhaltung war sehr animirt; Doktor Knop suchte mir sichtlich ein tiefes Interesse für die Gebirgspartie einzuflößen, in welcher sich Don Miguel's Minen befanden, und erbot sich schließlich, mich am folgenden Morgen dahin zu führen und mir die Herrlichkeiten, die von ihm erfundenen Apparate zum Abbau und zur Reinigung des Materials, sowie Don Miguel's Kulturen zu zeigen. Dann ließ der Hausherr mir ein Gastzimmer anweisen, man wünschte mir eine gute Nacht, und Alles begab sich zeitig zur Ruhe. Ich war wegen meiner Entdeckung sehr aufgeregt und schlief unruhig. Mitten in der Nacht hörte ich ganz deutlich an zwei verschiedenen Thüren, welche zu meinem Schlafzimmer führten, die Drücker bewegen, ich war aber so vorsichtig gewesen, von innen wohl zu verriegeln und bemerkte, obwohl ich dann ziemlich wach blieb, keinen weiteren Versuch.

„Zeitig am Morgen ward ich zu einem guten Frühstück gerufen; Doktor Knop war bereits zu unserer gemeinschaftlichen Exkursion gerüstet. Zwei Rosse standen gesattelt und Donna Knop war so vorsorglich gewesen, einen Kober mit Erfrischungen, Fleisch und Brod am Sattel ihres Eheherrn zu befestigen. Wir ritten fort und hatten etwa zwei Stunden weit einen sehr angenehmen, pittoresken Weg; nach einer dritten, schon weniger anziehenden Stunde nöthigte uns das bergige Terrain abzusteigen und die Pferde in einer Hütte zurückzulassen. Wir betraten eine wildromantische Szenerie, sahen tiefe, schauerliche Schluchten, in denen Gebirgsbäche rauschten, verlassene Minen und endlich Stellen, wo zahlreiche Peons beim Bergbau thätig waren.

„Mein Begleiter, den ich immer ein wenig vorangehen ließ, war sehr redselig und unterhielt mich über die Reichthümer, über Gewinn und Verluste seines Schwiegervaters. Bei den Minen nahmen wir ein zweites Frühstück von dem Vorrathe, den wir Inessa's Sorgfalt verdankten; dann ging's höher hinauf in's Gebirge, damit ich, wie der ‚Yankee-Doktor' mir sagte, die werthvolle Stelle sehe, welche er erst am Tage zuvor entdeckt habe. Ich ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, weil sich mir dabei Gelegenheit bot, mit meinem Manne völlig allein und ungestört zu sein. Mir lag daran, ein Geständniß von ihm zu erlangen, erforderlichen Falls zu erzwingen: wer ihn zum Morde gedungen habe, denn daß er der Mörder war, sagte die bei mir nie irrende, innere Stimme.

„Wir mußten einen sehr steilen, rauhen und schmalen, an jäher Schlucht hinführenden Pfad hinansteigen, und ich bemerkte wohl, daß mein Begleiter, scheinbar mit einer interessanten Beobachtung des Bodens beschäftigt, statt eines Führers ein zaudernder Nachtreter zu werden sich bemühte. Ich ging voran, denn der Pfad war für zwei neben einander Gehende nicht breit genug, war aber auf der Hut. An einer scharfen Biegung, wo die Bergwand unter uns senkrecht wohl dreihundert Fuß tief abfiel, überkam mich plötzlich, ohne daß ich eigentlich hinter mich oder nur zur Seite blickte, die Empfindung einer großen Gefahr; blitzschnell wendete ich mich um und ergriff mit eiserner Faust den Arm meines Begleiters. Ich hatte mich nicht getäuscht, ein blitzendes, mexikanisches Dolchmesser war in demselben Momente auf mich gezückt gewesen. Meiner ersten Bewegung folgte ebenso rasch eine zweite, durch welche ich den Mörder zu Boden warf und hart an den Felsen drückte. ‚Wieder ein Stoß in den Rücken, George Thorley?' sagte ich ihm mit der gehörigen Betonung. Sein Angesicht ward aschfahl, er schrak merklich zusammen, aber die Wuth über die Zerstörung seines Truggebäudes gewann doch die Oberhand, er knirschte mit den Zähnen und rang furchtbar. Daß er mich kannte, ging aus der grimmigen Frage hervor: ‚Warum bist Du gekommen, verdammter newyorker Detektive?' — ‚Wenn Sie sich erst ruhig verhalten, Thorley, so werde ich Ihnen Antwort geben,' entgegnete ich, immer bestrebt, ihn am Boden festzuhalten und uns Beide vor dem Hinabkollern in die Tiefe zu bewahren; er lag still und fragte: ‚Nun?' — ‚Wohlan, ich bin gekommen, um ein Geständniß von Ihnen zu verlangen.' — ‚Worüber?' — ‚Darüber, wer Sie zu der am 17. Oktober 1857 bewirkten Ermordung Henry Moreland's gedungen?' — ‚Hoho! Wer sagte, daß ich ihn tödtete? Müßt ich doch ein Narr sein, mich einer That schuldig zu bekennen, welche mir nicht bewiesen werden kann!' — ‚Darüber wollen wir kein Wort verschwenden, George Thorley; ich weiß, daß Sie der Mörder sind, und bin, wenn Sie mir das verlangte, schriftliche Bekenntniß verweigern, genöthigt, Sie zu verhaften und nach Newyork eskortiren zu lassen.' — ‚Ich sollte durch ein Bekenntniß mir selbst den Strick des Henkers um den Hals legen?' — ‚Ganz, wie Sie wollen, Thorley,' sagte ich darauf, einen geladenen Revolver hervorziehend und auf ihn haltend. ‚Ich werde Sie jetzt aufstehen lassen und nicht mehr halten, aber beim ersten Versuche zu entfliehen, oder an mich heranzukommen, schieße ich Sie über den Haufen. Wozu nützte Ihnen ferneres Weigern? Ich würde Sie doch vor Don Miguel bloßstellen und Sie müßten voll Schande das Weite suchen. Sie könnten höchstens Ihr elendes Leben retten.' — ‚O, ein Menschenleben ist viel werth!' — ‚So? Hätten Sie dieß bedacht, ehe Sie verruchter Weise den Mordstahl in Moreland's Rücken senkten! Genug! Ich kann mich mit einem solchen Schurken nicht über moralische Gegenstände unterhalten. Hier ist Papier, hier ist eine Fontänefeder — entweder Sie schreiben hier zur Stelle das ausführliche Bekenntniß über den Mord und wer Sie für 2000 Dollars dazu gedungen, nieder, oder Sie marschiren vor mir her nach der nächsten Polizeistation.' — ‚Und welche Sicherheit geben Sie mir, es nicht nachher, wenn ich geschrieben habe, doch noch zu thun?' — ‚Keine andere, als mein Wort, daß ich Sie frei gehen lasse.' — Er nahm die Schreibmaterialien, setzte sich auf die Erde und schrieb auf seinem breiten Sombrero wohl zwanzig Minuten lang, dann reichte er mir das Geschriebene, und ich las es, wobei ich aber immer seine Bewegungen im Auge und den Revolver im Anschlage behielt. ‚Es ist gut, Thorley,' sagte ich ihm. ‚Das Bekenntniß ist, wie ich sehe, vollständig — einmal wenigstens haben Sie die volle Wahrheit gesagt. Nun werde ich Sorge tragen, das Aktenstück mit heiler Haut nach Newyork zu bringen, denn gestehen Sie es nur ein: Sie hatten nicht allein vorhin die Absicht, mich als Futter für die Geier da hinunter zu senden, sondern Sie versuchten auch schon in verflossener Nacht in mein Schlafzimmer zu dringen, um mich zu ermorden.' — ‚Natürlich! Ward ich dazu nicht genöthigt durch den bloßen Selbsterhaltungstrieb? Ich erkannte Sie auf den ersten Blick als geheimen Polizeibeamten, und von diesem Momente an war Ihr Verderben beschlossen, aber Sie waren verteufelt klug und gewaffnet!' — ‚Endigen wir diese Szene! Sie müssen jetzt mit mir zu Don Miguel zurück, damit wir diesen über Ihren wahren Charakter

aufklären.' — ‚O, bitte, nur das thun Sie nicht! Um meines Weibes willen bitte ich es! Der Schlag würde ihr junges Leben vernichten.' — ‚Nein, nein; besser gewarnt als betrogen! Früher oder später würden Sie das edle Frauenherz doch noch brechen, und jetzt, wo Ihre auf Täuschung gegründete Ehe noch nicht mit Kindern gesegnet ist, wirkt die Aufklärung noch weniger nachtheilig als später.' — Thorley kniete vor mir und flehte mit den eindringlichsten Worten, aber ich merkte nur zu deutlich, daß es ihm nur um die Bequemlichkeiten und Vortheile seines Paradieses zu thun war, daß die schreckliche Selbstsucht dieses Menschen die alleinige Ursache des Flehens war, und blieb unerbittlich. Er mußte vorausgehen, bis wir zu unseren Pferden kamen, und wir ritten der Hacienda zu; ganz in der Nähe derselben aber gab Thorley seinem Pferde plötzlich die Sporen und ritt fliehend hinweg. Ich hatte keinen Grund, ihn aufzuhalten oder vom Pferde zu schießen, an seiner Person lag mir nichts mehr und es schien mir das Beste, wenn er sich so rasch und so weit als möglich von dem Besitzthume der betrogenen Familie entfernte. Daß er entflohen war, mußte in Don Miguel's Augen seine Schuld unwiderlegbar machen.

„Dieser Letztere war außer sich über seinen Leichtsinn, einen Menschen ohne nähere Prüfung in sein Haus genommen, in sein Vertrauen gezogen und ihm sogar seinen theuersten Schatz, sein Kind gegeben zu haben. Was aber die junge Frau betraf, so ertrug diese den Schlag leichter, als ich mir vorgestellt hatte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie an ihres Mannes Schuld nicht glaubte. Ich wollte mich nun ohne Weiteres von Don Miguel verabschieden, er gab dieß aber durchaus nicht zu, indem er mich darauf hinwies, daß der Abend herannahte, daß Thorley, wenn er doch ein so furchtbarer und verschmitzter Verbrecher sei, mir auflauern und mich in der Nacht ermorden könne. Dieser Grund war so stichhaltig, daß ich bis zum andern Morgen der Gast des Mexikaners blieb.

„Thorley kehrte nicht zurück, wie Inessa glaubte; sie erschien darüber unruhig, aber keineswegs untröstlich. Warum dieß nicht geschah, erfuhr ich noch vor meiner Abreise. Ich mußte, weil der Dampfer noch nicht nach dem Isthmus abging, zwei Tage in Acapulco bleiben, wohin mich Don Miguel begleitet hatte, und dorthin sandte er mir die schriftliche Nachricht, daß während unseres gemeinschaftlichen Rittes nach Acapulco Thorley, vulgo Doktor Knop, nach der Hacienda zurückgekehrt und mit seiner Tochter unter Mitnahme aller Werthsachen das Weite gesucht habe. So hatte denn die Leidenschaft und Vertrauensseligkeit der jungen Frau sie völlig in ihr Verderben hineingetrieben."

Hiermit endete der Detektive seine Erzählung; ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er mir Thorley's schriftliches Bekenntniß noch nicht mitgetheilt habe. „Aus einem besonderen Grunde, Richard!" versetzte er. „Bis zu unserer Heimkehr müssen Sie sich gedulden; erst dann werden Sie, mit dem weiteren Verlaufe der Verbrechensgeschichte, auch das Bekenntniß vernehmen." Ich war demnach genöthigt, die peinliche Unruhe, welche die Ungewißheit in mir erzeugte, zu bekämpfen und zu ertragen. Unsere Rückreise ward glücklicher Weise durch kein Ereigniß gestört oder aufgehalten; wir landeten in Newyork, und Burton genoß die Freude, sein lange entbehrtes Kind gesund wieder in seine Arme schließen zu können. Aber noch an demselben Tage entriß er sich dem süßen Genusse der Heimatsruhe und des Vaterglückes; er sagte mir, daß wir ohne Aufenthalt nach Blankville fahren, unter allen Umständen aber Leesy Sullivan mitnehmen müßten, falls sie noch lebe. Wir fanden Leesy sehr hinfällig, sie war indeß bereit, uns zu begleiten und mußte wegen ihrer Entkräftung in und aus dem Wagen gehoben werden. Ihr Aussehen war zum Erbarmen, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die baldige Auflösung dieses hinschwindenden Wesens als eine Wohlthat angesehen werden müsse.

Es war am Spätnachmittage eines kalten Dezembers, als wir auf der Station Blankville anlangten. Gleichzeitig reiste mit uns eine Frauensperson, welche einige Modistenschachteln bei sich hatte und diese mit übertrieben scheinender Besorgniß vor jedem Stoße bewahrte. Erst nach dem Aussteigen, als sie einen Droschkenführer ersuchte, sie sogleich zu Esquire Argyll's zu fahren, ward ich und Burton aufmerksam. „Ich glaube, in den Schachteln ist der Hochzeitsstaat!" warf ich lächelnd hin. — Das Frauenzimmer, vermuthlich der Sendling eines Modegeschäfts, hatte die Bemerkung gehört. „Richtig errathen!" erwiederte sie stolz; „ich bringe Kranz, Hut, Schleier und Brautkleid für Miß Argyll, die übermorgen Hochzeit hält." — Burton drückte mir krampfhaft fest die Hand. „Gott sei gelobt, wir kommen noch zu rechter Zeit!" murmelte er. Ich und Leesy mußten auf sein Geheiß im Gasthofe neben dem Eisenbahnhofe bleiben, bis er von einem kurzen Gange zurückkehre, und er entfernte sich. Mein Herz war voll banger Erwartung; nach langer Zeit sollte ich zum ersten Male die Familie wiedersehen, an welcher ich mit ganzer Seele gehangen und die ich als ein des Mordes und Raubes Verdächtiger hatte meiden müssen, und noch jetzt hatte ich, wegen Burton's Verschlossenheit, darüber keine Gewißheit, ob nun endlich der Zeitpunkt der Genugthuung für mich gekommen sei. Ich ahnte jedoch, daß er nahe sei, und Mr. Burton bestärkte mich in dieser Ahnung, als er, nach etwa einer halben Stunde, zurückkehrte, uns folgen hieß und mit gewichtiger Betonung sagte: „Die Stunde der Gerechtigkeit ist gekommen."

15. Entlarbt.

Dicht an Argyll's Hause angelangt, flüsterte der Detektive mir zu, ich solle, sobald wir in das Bibliothekzimmer eingetreten seien, meinen Platz in der Nähe der nach dem Garten führenden Glasthür einnehmen. Er mußte sich bereits vorher von der Anwesenheit der ganzen Familie überzeugt haben, denn als er, uns voranschreitend, ohne anzuklopfen die Thür der Bibliothek öffnete, sah ich sowohl Mr. Argyll nebst seinen zwei Töchtern, als auch James in diesem Raume. Die Helligkeit der Beleuchtung blendete mich fast; ich versuchte ruhig und gefaßt zu sein, aber meine Pulse flogen und meine Brust schien zerspringen zu wollen, als ich Mary neben James — ich glaube mit in einandergelegten Händen — auf einem Sopha sitzen und alle Augen auf mich gerichtet sah. Mr. Argyll selbst empfing mich mit steifer Förmlichkeit; sein ganzes Aussehen deutete mir genugsam an, daß ihm mein Besuch sehr unerwünscht sei, und diese Wahrnehmung trug mehr als alles Andere dazu bei, mich mit Kälte und Bitterkeit zu erfüllen.

Eleanor saß auf einem Lehnsessel abgesondert. Mary schaute mich mit sichtbar erfreutem, aber auch fragendem Ausdruck an; sie erhob sich halb von ihrem Platze, schien einige Momente zu zaudern, stand aber dann rasch auf, trat auf mich zu und reichte mir freundlich grüßend die Hand. James blickte dabei auf mich, als ob sein Blick mich hätte ermorden sollen, doch bemühte er sich, geringschätzig zu lächeln. Zu meinem Erstaunen schloß Burton die Thüre hinter uns ab und steckte den Schlüssel zu sich, dann ging er nach der Glasthür, die in den Garten führte, an welcher er den Sicherheitsriegel vorschob und sagte: „Entschuldigen Sie diese auffallende Vorbereitung, Mr. Argyll; was ich Ihnen und Ihrer Familie jetzt mitzutheilen habe, ist derart, daß es nicht durch die Dazwischenkunft unberufener Zeugen, oder sonst einen unangenehmen Vorfall gestört werden darf. Ich muß voraussenden, daß ich den außerordentlichen Verbrechensfall, welcher auf Sie und Ihre Familie einen so traurigen Einfluß gehabt hat, nie aus den Augen verloren habe, bis es mir gelang, alle Fäden des Gewebes bis zu ihren äußersten Endpunkten zu verfolgen. Seit fast zwei Jahren mögen Sie und Andere gemeint haben, die Verfolgung sei von mir aufgegeben worden, weil ich dieß glauben machte, doch geschah dieß Letztere nur, damit ich mich desto ungestörter der Sache widmen könne. Sie erinnern sich unserer letzten Unterredung, bei welcher ich erfuhr, daß Ihr Verdacht auf Jemand gefallen war, der bis dahin als ein geachtetes und begünstigtes Glied Ihrer Familie gegolten hatte: Sie glaubten, ohne doch dessen gewiß zu sein, Richard Redfield sei an dem Tod Henry Moreland's schuldig. Einige der Gründe Ihres Argwohns waren triftig, obschon ich die Idee bekämpfte. Ich rieth Ihnen, wie Sie sich erinnern werden, den jungen Mann, wenn Sie solche Gedanken von ihm hegten, nicht länger im Kreise Ihrer Familie zu lassen, und ich darf annehmen, daß es in diesem Sinne zwischen ihm und Ihnen zu einem Verständniß kam, denn er verließ kurz darauf Ihr Haus und wurde später in Washington bei dem Departement der Posterestantebriefe angestellt. Jetzt, Mr. Argyll, habe ich

Ihnen zu erklären, daß ich den Mörder Henry Moreland's entdeckt habe und vollwichtige Beweise dafür bringen kann."

Die durch diese Erklärung bewirkte Sensation war außerordentlich. Eleanor stieß einen leisen Schrei aus und sank erbleichend an die Lehne ihres Stuhls. Alle Andern thaten Ausrufe des Entsetzens, und ich glaube, James bekräftigte den seinigen mit einer Verwünschung über den Bösewicht. Ich war von dem Augenblicke an, als Burton erwähnte, daß der Vorschlag zu meiner Entfernung aus dem Hause von ihm ausgegangen sei, so heftig berührt worden und seine eigenthümliche Zusammenstellung meiner Entfernung nach Washington mit der Entdeckung des Mörders, in Verbindung mit den argwöhnischen Blicken Mr. Argyll's und selbst Eleanor's wirkten dergestalt aufregend auf mich, daß ich von meinem Stuhle emporsprang. „Bleiben Sie sitzen, Mr. Redfield!" rief Burton mit ernstem Eifer. „Es gibt für den Schuldigen keinen Weg des Entkommens mehr!"

James maß mich bei diesen Worten mit höhnisch triumphirendem Lächeln, und wahrlich, ich gerieth einige Minuten in den schrecklichen Wahn, der Detektive habe mit mir ein böses Spiel getrieben; es war möglich, daß George Thorley, nach ursprünglicher Verabredung mit dem Anstifter des Mordes, mich selbst als den Anstifter bezeichnet hatte. In dieser grausigen Idee meiner Einbildung konnte die Erinnerung daran, daß Burton mir die Mittheilung des schriftlichen Bekenntnisses verweigert hatte, mich nur befestigen. Es wirbelte mir im Kopfe, und ich vermochte, als wenn ich der wirklich Schuldige gewesen wäre, meine Blicke nicht mehr aufzuschlagen.

„Wenn ein so großes Verbrechen, wie ein Mord verübt wird," fuhr der Detektive fort, „so forscht man natürlich zunächst nach den Beweggründen desselben; Habsucht, Rache und Eifersucht gehören zu den am Meisten vorkommenden Triebfedern solcher Verbrechen. Erstere hat mit der Ermordung Moreland's nur in zweiter Linie zu thun, in erster Rache und Eifersucht. Haben Sie, Mr. Argyll, in Blankville einen Droguisten Namens George Thorley gekannt?" — „Ja," antwortete der Advokat verwundert, weil er in seiner vorgefaßten Meinung nicht begreifen konnte, was dieser Name mit der Sache zu thun haben sollte. — „Dieser Thorley war ein abenteuerlicher Mensch, halber Mediziner, ohne Talent und ohne Grundsätze. Kurz nach seiner Etablirung an hiesigem Orte verliebte er sich in die mit anwesende Dame, Miß Leesy Sullivan, die ihn jedoch nicht begünstigte, weil sie seinen bösen Charakter erkannte. Sie wird und muß mir hier zu sagen erlauben, daß sie Henry Moreland mit einer reinen, tiefen Zuneigung liebte, daß sie aber ihre Leidenschaft fest in sich verschloß. Nur Thorley errieth mit dem Scharfblicke der Eifersucht die Richtung von Leesy's Seelenstimmung und von diesem Augenblicke an warf er auf Henry Moreland, den er als Nebenbuhler betrachtete, einen glühenden Haß. Aber auch in einem andern Herzen war bereits die Flamme der Eifersucht und des Hasses angefacht; ein junger Mann, der sich im Kreise Ihrer Familie befand und von Ihnen stets Beweise väterlicher Zuneigung erhielt, hegte eine heftige Leidenschaft für die Erkorene des Ermordeten und blickte gleichzeitig mit verlangendem Auge auf die Glücksgüter, die ihm mit der Hand der jungen Dame zufallen mußten, wenn es ihm gelang, ihr Herz zu gewinnen. Einst stand er an der Gartenthür und sah dem schönen, damals noch so glücklichen verlobten Paare nach, und während der teuflische Gedanke seines Innern sich in seinen Augen spiegelte, glitten mit einer Verwünschung die verrätherischen Worte von seinen Lippen: ‚Wie hasse ich diesen Moreland! Ich wollte, er wäre todt!' Da trat ein Anderer neben ihn und versetzte: ‚Sie können das nicht lebhafter wünschen als ich; und ich hasse diesen Mann.' Der dieß sagte, war Thorley. Anfangs stutzte der erste Sprecher und affektirte das Ansehen der Entrüstung, der Zweite aber beschwichtigte ihn mit lächelnder Ironie, bot ihm seine helfende Hand und, um es kurz zu sagen, zwei Tage später entspann sich in Brooklyn, wo Thorley wohnte, zwischen Beiden ein Komplott zur Ermordung Moreland's. Thorley forderte für den Vollzug der That 3000 Dollars, es wurden ihm 2000 bewilligt — dieselben, Mr. Argyll, welche Sie wenige Tage vor der That aus der Parkbank zu Newyork entnahmen. Er vollführte die That und entfernte sich während der Gewitternacht, um jede Spur seiner Rückkehr zu verwischen, mittelst eines Bootes, welches er am Hudson gewaltsam losmachte, stromab, stieg oberhalb der Stadt aus und ließ das Boot in's Meer treiben. Dann schrieb er an seinen Auftraggeber, den er ‚John Owen' nannte, einen Brief, in welchem er angab, daß das Instrument zur Vollführung des Mordes zerbrochen in einer Höhlung der Eiche dicht an Ihrem Hause verborgen stecke; dort habe ich und Richard es gefunden. Der Brief kam erst nach fast zwei Jahren als unbestellbar in's Dead Letter Departement und zufällig in Redfield's Hände, weil der unter dem Namen John Owen Genannte ihn nicht abgeholt, sondern noch am Abend der That Kenntniß erhalten und darauf persönlich in Brooklyn das Mordgeld bezahlt hatte. Miß Sullivan war's, die an jenem schrecklichen Abend in der Hoffnung, den heißgeliebten Mann zu sehen, in den Garten gekommen war und den Mörder von der Eiche herabsteigen sah; unglücklicher Weise erweckte sie durch ihre wiederholte Annäherung und durch einige spätere Umstände den Verdacht der Mitwissenschaft, der sich vor meinem Auge bald völlig zerstreute. George Thorley wanderte aus, kam in der Absicht, nach San Franzisco zu gehen, nur bis Acapulco und schmuggelte sich dort unter angenommenem Namen in eine angesehene Familie. Ich suchte ihn auf und erlangte sein schriftliches Bekenntniß, welches ich bei mir trage. Der Beweis gegen den Anstifter des Mordes und den Räuber Ihres Geldes ist vollständig in meinem Besitz, und ich bin in der Lage, ihn jetzt dem Henker zu überliefern."

Von dem Momente der Erwähnung Thorley's an hatte ich an James eine auffallende Veränderung bemerkt; er war sehr bleich, sein Blick schweifte unruhig im Salon umher und haftete mehrmals auf der Thür, welche Burton's Vorsicht geschlossen hielt. Ich sah, welche furchtbare Anstrengung es ihn kostete, sich zu halten.

„Und nun, Mr. Argyll," fuhr Burton fort, „werden Sie den Namen des Schurken wissen wollen, welcher den Mord veranlaßte." Die Augen des Advokaten und seiner Töchter richteten sich unwillkürlich auf mich; James aber sprang entsetzt auf und eilte nach der Thür zum Empfangszimmer, die meines Wissens der Detektive nicht verschlossen hatte. Burton fuhr auf ihn los, hielt ihn an den Schultern fest und rief mit starker Stimme: „Dieser, Ihr Neffe James war's, der den Mörder dingte!"

Einige Augenblicke herrschte ein so tiefes, grauenhaftes Schweigen, daß man eine Nadel hätte fallen hören, dann erhob sich Eleanor von ihrem Sitze und heftete, gleich einer Rachegöttin, ihren Blick starr auf James. „Ja, ich that es, Eleanor!" stieß dieser hervor und fiel bewußtlos zu Boden. Die nun folgende Szene ist schwer zu beschreiben. Mr. Argyll rang stöhnend die Hände, Mary stürzte auf ihre Schwester zu, sank an ihr nieder und barg wehklagend ihr Gesicht in deren Schooß. Eleanor erschien kalt und gefaßt; sie hatte sich wieder niedergelassen und blickte auf ihre Schwester, deren schönes, lockiges Haupt sie mit ihrer schmalen, weißen Hand streichelte. Um den Ohnmächtigen schien sich Niemand mehr kümmern zu wollen, bis Mr. Burton sich daran machte, ihn durch geeignete Mittel wieder zur Besinnung zu rufen. Plötzlich richtete Mary sich rasch empor, trat auf mich zu und sagte, meine beiden Hände fassend, mit weinenden Augen: „Ich bin nie Ihre Anklägerin gewesen, Richard, ich hielt Sie immer für unschuldig; um meinetwillen müssen Sie den Andern ihren Irrthum verzeihen!" Ehe ich etwas erwiedern konnte, fügte sie mit leise zitternder Stimme hinzu: „Ich habe ihn nie heirathen wollen, sondern ich ward zu diesem Schritte überredet!" — „Beruhige Dich, Schwester!" versetzte Eleanor, sich uns nähernd. „Wir Alle, Richard, haben Ihnen schweres, kaum verzeihliches Unrecht gethan, und jetzt können wir sehen, welch' ein edler Feind Sie waren." — „Ich war nie ein Feind, Miß Argyll," erwiederte ich; „auch habe ich nichts zu verzeihen, sondern fühle mich in diesem Augenblicke reich entschädigt für manchen Schmerz."

Mr. Argyll sah außerordentlich befangen und verlegen aus und litt jedenfalls unaussprechlich, während James, der wieder zum Bewußtsein gekommen war, sich wie ein Rasender geberdete und auf's Neue durchzubrechen suchte. Burton machte dieser peinlichen Szene ein Ende. „Ich rufe jetzt Ihre Entscheidung an, Mr. Argyll," sagte er. „So wie ich, in Verbindung mit diesem wackern jungen Manne, bis heute die Entdeckung geleitet habe, steht es noch völlig in meiner Hand, den hier anwesenden Verbrecher dem Gericht zu überliefern oder nicht. Bestimmen Sie selbst, ob Ihr Neffe

dem Tode durch Henkershand, den er verdient hat, überantwortet, oder ob ihm gestattet werden soll, zu entfliehen." — „Lassen Sie ihn laufen!" warf Argyll hin, indem er James mit Verachtung den Rücken kehrte. „Gehe augenblicklich und für immer!" fügte er, zu James sprechend, heftig hinzu. „Und merke Dir: wenn ich Dein Angesicht je wieder sehe, oder von Deiner Anwesenheit im Bereich der Union höre, werde ich selbst Dich dem Strafgericht überliefern!" — „Und ich deßgleichen!" versetzte Burton, die Thür nach dem Hausflur öffnend. James entfloh augenblicklich.

Zuvörderst heischte Leesy's Zustand die vollste Aufmerksamkeit; sie erschien, vielleicht durch das Gehörte ergriffen, so hinfällig, daß es nöthig ward, sie zu Bett zu bringen. „Schlafen Sie ruhig!" sagte Burton theilnahmsvoll. „In diesem Kreise ist sicherlich Niemand, der nicht Ihrer reinen Zuneigung für den Geopferten die vollste Achtung zollte. Sie haben Vieles dulden müssen und sind immer eine brave, sorgsame Mutter für das arme verlassene Kind Ihrer Nichte geblieben — Gott schütze Sie!"

Die beiden Töchter bekundeten durch die zarteste Sorge, daß Burton wahr gesprochen; sie selbst geleiteten Leesy nach einem Schlafzimmer und brachten sie mit Hülfe Sarah's zu Bett, aus welchem sie nicht mehr aufstand; am zweiten Tage löste sich ihre Seele von der zerstörten, einst so reizvollen Hülle. Ihre letzte Bitte galt der kleinen Norah, die noch an ihr Lager gebracht worden war und die Eleanor zu erziehen versprach.

Ehe Burton nach Newyork zurückkehrte, gab er ausführliche Erklärungen über seine Anschauung der Sache, welcher er so eifrig und treu gedient hatte; James war von ihm gleich zu Anfang als verdächtig angesehen worden; er hatte dessen nächtliche Fahrt nach Brooklyn am Tage nach dem Morde und das Bemühen, mich als Schuldigen zu kennzeichnen, im richtigen Lichte gesehen. Seine Unstätigkeit war ihm so wenig entgangen, wie die schwer verborgene Hast, eine der Töchter Argyll's für sich als Gattin zu gewinnen. Mr. Argyll drückte den tiefsten Schmerz darüber aus, daß er sich durch des Verbrechers Einflüsterungen hatte verleiten lassen, mich, der ihm so treu angehangen, als Schuldigen anzusehen. „Ich liebte Dich wie einen Sohn, Richard," sagte er mit gebrochener Stimme; „Du warst mir immer tausendmal werther als James, und daher schmerzte es mich um so tiefer, Dich als meiner Liebe unwürdig erkennen zu müssen. Du siehst, wie meine Gesundheit durch all' dieses Unglück erschüttert worden ist. Ich glaubte, es sei nothwendig, James mit Mary zu verheirathen, um dem Mädchen einen Beschützer zu geben — o ich hätte sie besser dem Schutze einer Viper anvertrauen können! Doch Gott sei Dank, es war noch nicht zu spät!" — „Ja, Gott sei gepriesen für diese Wohlthat!" bemerkte der Detektive. „Und, Mr. Argyll, es ist nun auch noch nicht zu spät, daß Sie sich in diesem braven Redfield eine neue Stütze für Ihr Geschäft nehmen." — „Wenn er vergessen könnte, was ich ihm Uebles gethan!" entgegnete Argyll, indem er mich ängstlich fragend ansah. Ich reichte ihm meine Hand, und er schloß mich liebevoll in seine Arme.

Am andern Morgen erschien Mary heiterer, wie ich sie sonst gesehen, sie blühte wie eine junge Rose, und das Gefühl, einer lästigen Verpflichtung ledig zu sein, durchströmte ihre Seele mit neuem Leben. Während eines Spaziergangs nach ihrer Lieblingsstelle am Flusse fand die gegenseitige Zuneigung unserer Herzen Worte. Mary gestand mir, was sie schon beim früheren Abschiede angedeutet, daß sie mich schon lange innig geliebt habe, und ich preßte sie überglücklich an meine Brust. Zwei Monate später feierten wir Hochzeit. Mr. Argyll erholte sich mehr und mehr, da ich ihm die Last der Geschäftssorgen abnahm und er im Bereiche seines Hauses wenigstens eines seiner Kinder glücklich werden sah.

Von James haben wir nie wieder eine Spur bemerkt; vielleicht ist das Schiff seines Lebens bereits an irgend einem Riff gescheitert, vielleicht brütet er noch über Gedanken der Rache. Inzwischen hatten wir den Kummer, Burton's Tod beklagen zu müssen — er wurde durch eine Speise vergiftet, höchst wahrscheinlich als ein Opfer seines gefährlichen Berufs, in dem er sich ebenso gewandt als edel benahm. Sein verwaistes Kind Leonore ist in unserem Hause.

Fliegende Blätter.

Die Bauersfrau von Karbitz. Wie hart oft das Komische und das Tragische aneinanderstreifen, sieht man an dem zweiten Schlachttag von Kulm. General Vandamme richtete fast all' seine Aufmerksamkeit auf seinen rechten Flügel, der sich an das Gebirge anlehnte, und wollte um jeden Preis die Russen von dort verdrängen. Seinen linken Flügel glaubte er durch die südlich von Kulm liegenden Wapplingsberge und eine dort aufgepflanzte Batterie hinlänglich gedeckt. Der österreichische General Colloredo belehrte ihn bald eines Bessern. In wenigen Stunden war die Batterie erstürmt, und von den Wapplingsbergen donnerten die Kanonen des Hauses Habsburg. Ehe es so weit kam, hatte eine reitende Batterie der Alliirten, welche zur Beschießung des Feindes abgeschickt worden war ein eigenthümliches Abenteuer. Sie fuhr eilends durch den Flecken Karbitz, welcher, am Fuße der ebengenannten Berge gelegen, am ersten Schlachttage in Brand geschossen war und nun größtentheils in Trümmern lag. Am Ende des Fleckens lag ein Bauernhof noch unversehrt, und gerade durch die Scheune dieses Gehöftes führte der kürzeste Weg nach dem für die Batterie bestimmten Punkte. Alle männlichen Bewohner hatten den Hof verlassen, nur die Bauersfrau war zurückgeblieben. Als begeisterte Anhängerin des Grundsatzes: „mein Haus ist meine Burg!" stellte sie sich in der ganzen Massivität ihres respektablen Aussehens vor das Scheunenthor, beide Arme fest in die Hüften gestemmt, und verweigerte den Eingang. Alle Bitten und Einreden halfen nichts. Die Alliirten waren plötzlich auf eine neue Großmacht gestoßen, welche ihnen ihre bewaffnete Neutralität entgegensetzte und vorerst an die russischen Offiziere eine Rede hielt, welche, was Kraftausdrücke betrifft, auf den Ruhm echter Klassizität Anspruch machen konnte. Was kümmerten diese Bauersfrau die Händel der Kaiser! was Alexander und Napoleon! vollends Barclay und Vandamme! Mochten sie ihre blutigen Paukereien ausmachen wo sie wollten; nur von ihrem Besitzthum sollten sie ihr fern bleiben; ihr Hof war kein Taubenschlag und damit Punktum. Staunend sahen die Artilleristen, wie eine Ladung Schimpfwörter um die andere auf sie abgefeuert wurde, und da es unmöglich schien, eine solche Batterie zum Schweigen zu bringen, so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die kühne Bauersfrau mit Gewalt auf die Seite zu drängen und ihren Geschützen die gewünschte Bahn zu brechen. Aber die muthige Frau blieb standhaft in ihrer Beredsamkeit und bestrich den Rücken der abziehenden Artilleristen noch eine ziemliche Strecke weit mit mehreren kräftigen und wohlgezielten Ladungen.

*

Aus der Jugendzeit Friedrich's des Großen. König Friedrich Wilhelm I. fand bekanntlich die größte Freude an seinem Heer. Es konnte nicht fehlen, daß der König Alles anwendete, um dem Kronprinzen schon frühzeitig eine lebhafte Neigung zum Soldatenstand einzuflößen und ihn mit allen Regeln des kleinen Dienstes vertraut zu machen. So mußte er die Kindeskleider ausziehen und eine militärische Uniform anlegen, auch sich zu der Frisur, die damals bei der preußischen Armee eingeführt war, bequemen. Dieß Letztere war freilich ein trauriges Ereigniß für den Knaben; denn er hatte bis dahin sein schönes blondes Haar in wallenden Locken getragen und seine Freude daran gehabt. Aber dem eisernen Willen des Vaters war nicht zu widersprechen. Dieser ließ denn auch eines Tages den Hof-Chirurgus kommen, um dem Prinzen die Seitenhaare abzuschneiden. Ohne Weigern mußte dieser sich auf einen Stuhl setzen, aber der bevorstehende Verlust trieb ihm die Thränen in die Augen. Der Chirurgus fühlte indessen Mitleid; er begann sein Geschäft mit so großer Umständlichkeit, daß der König, welcher die Vollziehung seines Befehls beaufsichtigte, bald zerstreut wurde und andere Dinge vornahm. Den günstigen Erfolg benutzte Jener, kämmte den größten Theil der Seitenhaare nach dem Hinterkopf und schnitt nicht mehr ab, als die äußerste Nothwendigkeit erforderte. Der große Friedrich hat später dem Chirurgus mit dankbarer Anerkennung die Schonung seiner kindlichen Empfindungen belohnt.

*

Was man Alles in Paris als französische Fabrikate kauft. Ein berliner Kaufmann fand bei seinem Aufenthalt in Paris einen Huthalter, welcher ihm so praktisch erschien, daß er beschloß, ihn einem Freunde, welcher eine Kurzwaarenfabrik besitzt, mitzubringen, und ihn deßhalb für 2 Frcs. (16 Sgr.) kaufte. Hier angekommen übergab er den Halter seinem Freunde und forderte ihn auf, denselben nachzumachen. Wie erstaunte er aber, als dieser sagte: der Halter ist aus meiner Fabrik, ich verkaufe das Stück für 5 Sgr. — Ein anderer berliner Kaufmann suchte sich in einem pariser Geschäft einige Geldtaschen aus, und bat, ihm das Neueste vorzulegen. Der Verkäufer unterhielt sich mit ihm bei dieser Gelegenheit ausführlich über die Geschäftsbeziehungen zwischen Paris und Berlin und sagte schließlich, daß er seinen ganzen Vorrath an Geldtaschen, ledernen Cigarrentaschen x. aus Berlin beziehe.

*

Wie man auf die wohlmeinendste Weise zu einem Injurienprozeß kommt. In der Apotheke erscheint spät am Abend ein Mann und verlangt ein Zugpflaster. Der dispensirende Provisor, den die späte Störung mit einem so unbedeutenden Auftrag ärgern mochte, fragte barscher als gerade nöthig war: „Wollen Sie ein's hinter die Ohren?" — Der Kunde, die Frage mißverstehend, ruft entrüstet: „Sie sind ein unverschämter Kerl, ich will Ihnen ein's geben!" und schlägt dem Apotheker, vermeintlich das Prävenire spielend, in der That ein's hinter die Ohren. Die Folge war ein Prozeß wegen begangener Real-Injurie, bei dessen Einleitung aber schon das Mißverständniß zu nicht geringer Heiterkeit der Richter sich aufklärte.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Die Illustrirte Welt.

Fünfzehnter Jahrgang. Stuttgart, 1867.

№ 52.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Sommerfrische. Gem. von Th. Pixis, gest. von Geyer.

Das Alpendorf.

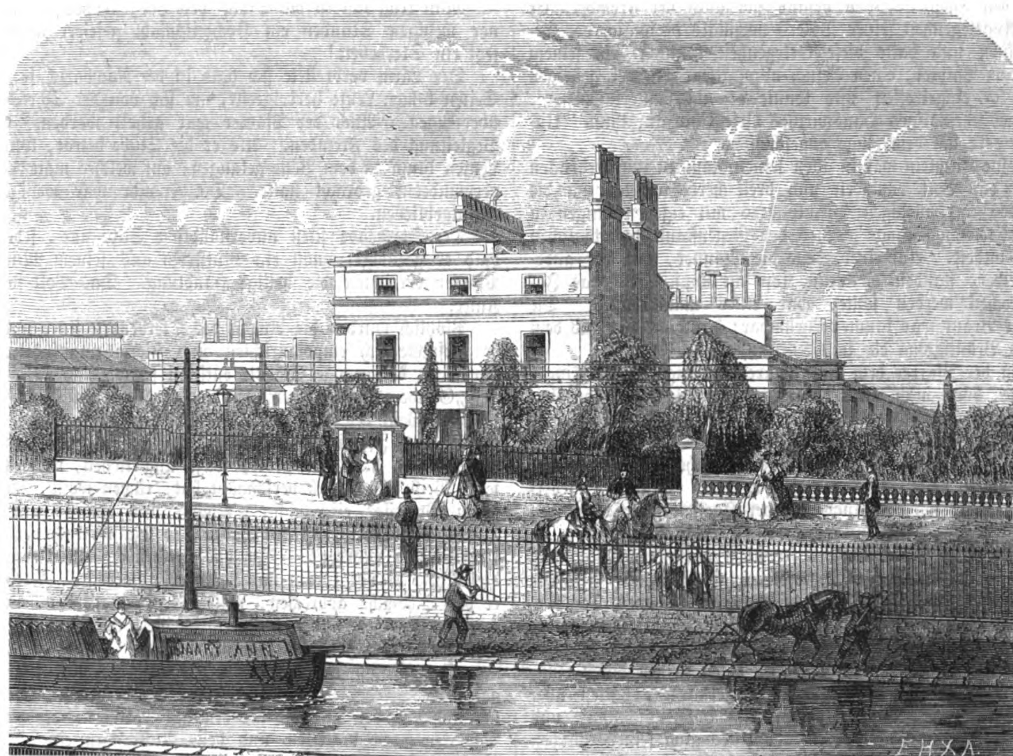
Volkserzählung aus Obersteiermark von **Cornelius Born.**

(Schluß.)

Der Fremde stand da, als ob ihn der Donner gerührt hätte! Aller Augen wendeten sich nach dem Orte, wo der Mann die Fackel hinhielt. Zwischen den frischen Bruchflächen der Eiskruste, welche im Laufe der Jahre die Seitenwände der Grotte überzogen hatte, erblickte man wirklich eine skelettartige, menschliche Hand. Der Fremde befahl nun, mit aller Vorsicht weiter nachzugraben, und bald darauf kam ein ganzer Arm und später der Leichnam eines Menschen zum Vorschein. Die Kleidung desselben war noch gut erhalten, ebenso dessen Haupthaar; doch das Gesicht war mumienartig eingetrocknet und ließ keine Spur der Gesichtszüge erkennen.

„Herrgott! Das is ja der Professor, der vor vielen Jahren verloren gangen is," schrie der Alte, „i hoab ihn gar oft herumsteigen sehen, und kenn' ihn an seinen Kleidern. Auch die Blechbüchsen, die er immer mit sich g'tragen hat, is da!"

Der Fremde stand an der Seite und hielt ein Tuch vor seine Augen. Der Leichnam seines unglücklichen Vaters, dessen wahres Bild nur schwach in seiner Erinnerung lebte, lag vor ihm! Die Nachricht von der Auffindung des vor zwanzig Jahren verunglückten Professors hatte sich mit Blitzesschnelle im Dorfe und der ganzen Umgebung verbreitet. Der Pfarrer nebst mehreren älteren



Kinkel's Haus in Westend zu London. Von Dammann. (S. 618.)

Leuten erkannten dessen Kleider, auch hatte man außer der Blechbüchse eine silberne Sackuhr, mehrere Ringe und andere Kleinigkeiten bei dem Leichnam gefunden, welche keinen Zweifel übrig ließen. Nachdem die Identität desselben mit der Person des verunglückten Professors gerichtlich konstatirt war, wurde derselbe feierlich beigesetzt, worauf der Fremde das Dorf verließ.

*

Abermals war der Peter- und Paulitag gekommen! Abermals erklangen die Glocken des Dorfkirchleins! Ein Hochzeitszug bewegte sich durch das Dorf. Die Böller krachten und lustig schmetterten die Trompeten und Klarinetten! Allein die hinter den Musikanten folgenden Leute schienen wenig von den lustigen Weisen erbaut zu sein! Als ob man sie zum Tode führen würde, schwankte die Braut neben dem städtisch herausgeputzten Bräutigam, den man eher für ihren Vater hätte halten können. Ihre schönen, fast kindlichen Gesichtszüge waren leichenblaß, ihr Köpfchen hing wie der Kelch einer geknickten Lilie herab, und der Kranz auf den dicken, goldfarbigen Flechten hatte das Aussehen eines Todtenkranzes.

Sefferl hatte ihr gegebenes Wort gehalten; sie ehrte das Andenken ihres Vaters!

Wieder stand die Dorfschmiedin vor der Hausthüre und schaute dem langen Zuge nach: „A passends Brautpaar das!“ sagte sie, beide Hände in die Hüften stemmend. „Die Braut kaum siebenzehn Jahre alt, und der Bräutigam bald sechzig! Ja, so geht's, wenn man über sein' Stand hinaus will! Frau Doktorin is koa schlechter Titel!“

„Der alte Prokop, Gott hab' ihn selig,“ versetzte ein nebenstehendes Bauernweib, „war in seiner Jugend der stolzeste Bauer im Dorf, dem Niemand gleich kommen is; und an alt's Sprüchwort sagt: der Apfel fällt nit weit vom Stamm!“

„Wenn das der Vinzenz erfährt,“ fiel der junge Schmiedgeselle ein, „so rauft er sich 's letzte Haar aus!“

„Die hätten besser z'samm'paßt,“ lautete die maßgebende Zustimmung der Schmiedin. „Das will i meinen! Der Zenz is zwar a blutarmer Bursch; aber der Prokop hat doch hübsche Paar tausend Gulden hinterlassen, und der Grubhof bleibt 'n Dirndl am End' doch nit aus.“

Unter den Hochzeitsgästen befand sich auch der Fremde. Er mußte in Angelegenheit seines Vaters nochmals persönlich vor Gericht erscheinen und hatte diese Gelegenheit benützt, um seinem Freunde, dem Pfarrer, einen Besuch abzustatten. In der gestrigen Nacht war er eingetroffen und konnte es nicht unterlassen, der Tochter seines ehemaligen Hauswirthes diese Ehre anzuthun. Unbemerkt hatte er sich dem Zuge angeschlossen.

Das kleine Kirchlein war in allen seinen Räumen zum Erdrücken gefüllt, da das Volk von weit und breit herbeiströmte, um die Trauung des merkwürdigen Brautpaares mit eigenen Augen zu sehen, welches schon lange vorher den Gegenstand des täglichen Gespräches bildete. Auf einer Seite die Männer, auf der anderen die Weiber, standen die Leute Kopf an Kopf. Als das Jawort gesprochen werden sollte, war Alles mäuschenstill. Die Stimme der Braut war kaum vernehmbar; dafür erklang aus dem Munde des Bräutigams ein lautes: Ja.

Nachdem der Pfarrer dem Brautpaare die Ringe an die Finger gesteckt hatte, hörte man einen dumpfen Fall. Die Braut lag ohnmächtig auf den Stufen des Altars! Dieser Zwischenfall rief eine Bewegung unter dem Volke hervor. Man steckte die Köpfe zusammen und murmelte laut über das böse Vorzeichen. Sefferl mußte in einem Wagen nach Hause gebracht werden. Still und niedergeschlagen bewegte sich der lange Zug der Hochzeitsgäste gegen den Grubhof.

Der Pfarrer an der Seite des Fremden hatte den Weg nach dem Pfarrhofe eingeschlagen. Letzteren riefen dringende Geschäfte nach der Heimat zurück, weßhalb er nicht länger als einen Tag verweilen konnte. Man wollte denselben heiter und vergnügt zubringen.

Die Stimmung der Hochzeitsgäste im Grubhofe wollte sich Anfangs nicht heben. Leni, welche bereits einen kleinen dicken Jungen am Arme trug, nebst deren Schwiegermutter, hatten über Sefferl's Ersuchen die Vorbereitungen zum Hochzeitsschmause und das Amt der Hausfrau übernommen. Alles ging seinen üblichen Gang fort. Die Musikanten spielten, die Gäste aßen und tranken nach Herzenslust, der obligate Spaßmacher gab sich alle erdenkliche Mühe, sein Amt redlich zu erfüllen; allein der herzliche, freudige Ton, wie er sonst bei anderen Hochzeiten im Dorfe vorherrschte, dieser wollte sich nicht einfinden. Erst gegen Abend, nachdem der Wein die Köpfe erhitzt hatte, wurde es etwas lebhafter.

Sefferl, welche sich im Verlaufe des Nachmittags erholt hatte, mußte auf wiederholtes Verlangen ihres Mannes herabkommen. Wie eine marmorne Bildsäule saß sie an der Spitze des langen Tisches neben dem Doktor, dessen Augen von Weingenuß glühten. Leni und mehrere ihrer Jugendgespielinnen kamen herbei und versuchten mit ihr zu sprechen; sie lehnte ihr Köpfchen an die kalte Mauer, ohne eine Antwort hervorbringen zu können.

Hie und da krachte in hergebrachter Weise ein Büchsenschuß vor dem Hause, oder es trat ein Bursche heraus, um seiner Weinlaune durch einen kräftigen Jauchzer Luft zu machen; doch so bald er in die Stube zurückkam und das Brautpaar erblickte, war die heiterste Stimmung mit einem Male dahin.

So war es allmälig Nacht geworden. Einzelne Leute verloren sich nach und nach; die Zahl der Hochzeitsgäste ward immer geringer, und nachdem alle fort waren, machten sich auch Leni und deren Schwiegermutter auf den Heimweg.

Endlich war es todtenstill um den Grubhof. Kein Stern blinkte am finsteren Nachthimmel, kein Lüftchen regte sich in den dunklen Baumwipfeln, und die schwarze Nacht breitete ihre Fittige über Berge und Thäler.

Plötzlich durchtönte ein herzzerreißender Angstschrei die Nachtstille, dem ein heftiges Poltern und später noch mehrere Hülferufe folgten! Das Geschrei kam vom Erdgeschoße des Grubhofes her!

Als die Dienstleute, von denen einige noch wach waren, in die Hausflur drangen, bot sich ihren Augen ein schaudererregender Anblick dar!

Am Fuße der hölzernen Treppe, welche in das obere Stockwerk führte, lag der Doktor mit verzerrtem Gesichte, bluttriefend, und neben ihm ein großes spitzes Küchenmesser! Er blutete aus mehreren Wunden, doch schien er noch am Leben zu sein! Sefferl war in Folge des Lärmes auch herbeigeeilt. Mit Entsetzen starrte sie den Halbgemordeten an!

Man trug ihn in die Stube des Erdgeschoßes, und wo noch vor wenigen Stunden ein Hochzeitsmahl gefeiert worden, stand jetzt ein Sterbebett!

Der Lärm verbreitete sich bald in der Nachbarschaft; von allen Seiten kamen Leute herbeigeeilt, um sich von der Schreckensthat zu überzeugen. Auch der Pfarrer war geholt worden. Er kam in Begleitung des Fremden. Als er die Stube betrat, konnte er vor Leuten kaum zu dem Bette gelangen, auf welches man den Schwerverwundeten gebracht hatte. Der Fremde war wenige Schritte zurückgeblieben.

Der Sterbende stieß unverständliche Sätze aus; jedesmal, sobald er geendigt, quoll ein Blutstrom aus seinem Munde. Der Pfarrer verrichtete die heilige Handlung. Das Volk fiel auf die Kniee.

Plötzlich wurden die Augen des Sterbenden starr und gläsern; er versuchte sich emporzurichten und stierte unaufhörlich auf den Fremden, der wenige Schritte entfernt stand.

„Gnade und Barmherzigkeit! Herr Gott im Himmel droben! — Der Geist des Professors! — Ich bin Dein Mörder! — Hört es Alle! — Ich bin's, der ihn hinabg'stürzt hat; ich, und nit der Prokop! I hab' den Prokop dazu ang'trieben, weil ich mich an sein' Weib, das mich verschmäht hat, rächen wollt', ich hab' ihn auf'n Professor eifersüchtig g'macht, und obwohl unsere beiden Hände den Streich g'führt haben, so bin ich doch der eigentliche Urheber und Mörder! — Ich hab' auch mein' Zweck erreicht; denn die Maria is vor Gram und Kummer g'storben . . .“ Hier mußte er vor Schwäche abbrechen, während abermals ein heftiger Blutandrang kam. Kein Laut unterbrach die Stille, denn Jedermanns Ohr war auf's Höchste gespannt.

„Der Prokop war von der Zeit ganz in meiner Hand,“ begann der Sterbende nach einer Weile von Neuem, „weil von meiner und von der Aussage des Knechts Mathies, der uns in jener Schreckensnacht begleitete und beim Aufflackern eines Blitzes den Prokop als alleinigen Thäter zu sehen wähnte, dessen Leben ab-

hing. Mathies wurde mit Geld beschwichtigt. Auch ich erpreßte namhafte Summen im Verlaufe der Jahre von Prokop, um meinen müßigen, verschwenderischen Lebenswandel in der Stadt fortsetzen zu können, und als die Sefferl, das Ebenbild ihrer Mutter Maria, älter wurde, wollt' ich ihn zwingen, mir sie zum Weib zu geben. Prokop wehrte sich mit aller Kraft dagegen. Ich drohte mit der gerichtlichen Anzeige, mit dem Galgen! Er blieb standhaft; er wollte sein Leben, seine Ehre dem Glücke seines Kindes opfern! Doch das edle Mädchen hatte unser Gespräch belauscht. Sie rettete ihren Vater, indem sie mir freiwillig ihre Hand bot..."

Seine Stimme war schwächer geworden, er ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken. Aller Augen richteten sich nach dem Mädchen, das neben dem Bette kniete und ihr Antlitz verhüllt hatte.

„Doch die gerechte Strafe is nit ausg'blieben, wie ihr Alle sehts!" stammelte er kaum vernehmbar nach einer Weile. „Gibt es eine Verzeihung oben im Himmel, Herr Pfarrer? — Herr Gott — erbarme — dich — meiner — armen — Seele!" — Dann fiel er nochmals zurück, es folgte ein kurzes Röcheln — und er war todt.

Der Pfarrer war auf den Boden gekniet und betete laut; die Uebrigen, erschüttert und zerknirscht von dieser Szene, fielen leise in's Gebet ein.

Auf die schwüle, finstere Nacht folgte ein klarer, heller Morgen.

Mit dem ersten Grauen regte sich schon Alles im Dorfe. Ein Mord war begangen worden! Wer war der Mörder? Man verfolgte die Blutspuren vom Erdgeschoß durch den Hof, Garten und über die Wiesen. Sie führten gegen den Wald, — hinab zu dem Gebirgssee. Tief unten in dem grünen, stillen, durchsichtigen Wasser lag ein Leichnam. Es war Blasi, der Cretin! Das Wasser vermochte die Blutspuren an seinen Kleidungsstücken nicht unkenntlich zu machen. Sein zerfetztes Wamms und mehrere Schnittwunden an dessen Händen verriethen, daß er mit seinem Opfer einen harten Kampf bestanden hatte.

*

Wieder waren zwei Jahre vergangen. Die Alles mildernde Vergangenheit hatte ihren Schleier über jene unheilvollen Ereignisse gebreitet. Sefferl war Besitzerin des Grubhofes geworden, dessen Einkünfte sich unter ihrer umsichtigen Leitung von Jahr zu Jahr steigerten. Von nah und fern, selbst aus der Stadt, kamen Bewerber um die Hand der reichen Erbin; doch vergeblich. Alle wurden zurückgewiesen!

An einem herrlichen Sommernachmittage saß Sefferl auf der Steinbank vor dem Hause und spann. Die zarte Knospe hatte sich zur schönsten Blume entfaltet. Sie war größer und voller geworden, und die Rosen auf ihren Wangen prangten als Zeichen der blühendsten Gesundheit. Während das Rädchen schnurrte, schweiften ihre Gedanken in Bildern der Vergangenheit!

Plötzlich erblickte sie einen jungen Soldaten, welcher des Weges daher kam. Er trug ein Ränzchen auf dem Rücken, das mit Schildhahnfedern geschmückte Käppchen saß etwas zur Seite, und eine große silberne Medaille hing an seiner Brust.

Das Spinnrädchen fiel auf den Boden, und einen Augenblick später lagen sich Beide in den Armen.

Es war Vinzenz, der aus fernen Landen in die Heimat zurückkehrte. Mit hochklopfendem Herzen erfuhr er aus Sefferl's Munde Alles, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen. Wenige Wochen später feierten sie ihre Hochzeit und verlebten, von zahlreichen Kindern und Enkeln umgeben, noch lange Jahre in Glück und ungetrübter Zufriedenheit.

Das Rathhaus zu Köln.

(Bild S. 617.)

Die Rathhäuser waren stets, wo echtes und mächtiges Bürgerthum sich entfalten konnte, der Ausdruck der Gewalt dieser Körperschaft, und es prägt sich in ihnen der Charakter der Stadt schärfer aus, als in allen andern öffentlichen Bauten. So hat auch Köln schon im dreizehnten Jahrhundert einen großartigen Rathhausbau begonnen, der in den Jahren 1569—71 sein prächtiges, im geschmackvollen Renaissancestyl durchgeführtes, reichgeschmücktes Portal erhielt, das durch seine schönen, luftigen Verhältnisse einen sehr angenehmen Eindruck macht. Die Pfeiler, welche die Bogen tragen, sind durch Marmorsäulen geschmückt. Die zwölf Medaillonköpfe in Mitte der Arkaden, sowie die Inschriften, welche „Senat und Volk der Ubier" eingefügt, weisen auf römische Imperatoren hin, während die drei Reliefs, mit sechs Inschriften wechselnd, in der Mitte den kölner Bürgermeister Gryn mit dem Löwen kämpfend, rechts und links zwei Szenen aus der Bibel, in denen Löwen eine Hauptrolle spielen, darstellen. Sie deuten auf eine kölner Sage hin, nach welcher Erzbischof Engelbert dem genannten Bürgermeister nach dem Leben getrachtet. „In späteren Zeiten," erzählt der alte Sebastian Münster, „hat es der Bischof unternommen, die Stadt wieder unter sich zu bringen und der Stadt mit ihren Bürgern die Freiheit zu nehmen, wie dieß mit andern Städten geschehen war. Zu dieser Zeit hatten zwei Domherren einen Löwen, den zogen sie für den Bischof auf, und da sie einen geheimen Haß gegen den Bürgermeister, nämlich Herrn Gryn, im Herzen trugen, thaten sie sehr freundschaftlich gegen ihn, und luden ihn einst zu Gast, nachdem sie den Löwen hatten lange hungern lassen. Und als der Bürgermeister kam, führten sie ihn zu dem Löwen, stießen ihn unversehens in den Käfig hinein und schlossen diesen zu, damit der Löwe ihn zerreiße. Aber der Bürgermeister war ein gewandter Mann, und als der Löwe gegen ihn lossprang, wickelte er seinen Mantel um die linke Hand und stieß ihm diese in den Rachen, während er mit der Rechten den Löwen erstach, wodurch er unbeschädigt davon kam." Das Relief links zeigt Samson im Kampf mit dem Löwen, das rechts Daniel in der Löwengrube. Ueber dem Mittelbogen steht das Standbild der Justitia. Der ganze Bau, das Aeußere wie das Innere, ist einer durchgreifenden Renovation unterworfen worden. Durch das Portal treten wir in den Hof, wir finden dort die Löwengrube, die wohl nie zu einem solchen Zwecke verwendet wurde, dagegen vielleicht zur Geschichte des Bürgermeisters in Beziehung stehen dürfte. Im ersten Stocke empfängt uns der Verhörsaal mit den drei Wandgemälden von Mesqueda; dann der Hansasaal, der 90 Fuß lang und 24 Fuß breit ist, und in welchem 1362 der Hansabund zwischen 77 deutschen Städten geschlossen wurde. Seine südliche Wand schmückt ein reich verziertes gothisches Steinbildwerk, neun sechsthalb Fuß hohe Figuren von Baldachinen überragt. Der Muschelsaal endlich wirkt besonders glänzend durch seine Gobelins nach Wouvermann'schen Zeichnungen und den schönen Plafond in Rocaillemanier. Der eine Flügel des Gebäudes ist schon vollständig renovirt, der andere mit dem gothischen Rathhausthurm mit seiner üppigen Dekoration (1407 erbaut) ist in der Restauration begriffen. In seiner neuen äußern Gestalt wird das Rathhaus erst seine wahre Vollendung erhalten, und in dem neuen Köln Mittelalter und Neuzeit auf edle Weise verbinden.

Auf dem Fischmarkt zu Venedig.

(Bild S. 616.)

„Frutti della mare!" schallt es in hundertstimmigem wüstem Chorus vom Kai herauf. Wir sind auf dem Fischmarkte der Lagunenstadt, der einst so mächtigen Königin des adriatischen Meeres. Ein endloses Schreien in allen Tonarten, eine kontinuirliche Menschenströmung deuten schon von Weitem den Ort an, auf welchem der Beschauer stets ein höchst bewegtes Treiben vorfindet. Die kreischenden, schnarrenden, mitunter auch sehr melodischen Stimmen der Fischhändler, welche theils hin- und herlaufen, theils um ihre sehr primitiven Verkaufsstände herumtänzeln und gestikuliren, die fort und fort wechselnde Menge der Käufer und Käuferinnen und hierzu die berühmte architektonische Staffage der Paläste, Säulen, Treppen, Brücken xc., an denen Blut und Ruhm von Jahrhunderten haften, das Alles gibt Anlaß zu höchst malerischen, pittoresken Szenen.

Der Eindruck ist ein völlig anderer, wie bei den frivolen pariser Fischweibern, oder bei den grobschrotigen londoner John Bulls, oder den eckigen und trockenen Hamburgern. Der Fischmarkt zu Venedig ist gegen die Riesendimensionen des londoner Fischmarkts mit seinen Millionen von Seethieren wie eine winzige Spielerei,

(Forts. S. 618.)



Auf dem Fischmarkt zu Venedig. Nach Manfried, von C. Kolb. (S. 615.)



Das Rathhaus zu Köln vor seiner Renovirung. (S. 615.)

aber der Verkehr verhält sich wie ein Ballsaal zu einer Spelunke, oder etwa wie eine Kokette des Parkets zu einer Bauernmagd. Viel Lärm, viel theatralische Beweglichkeit, eine Menge bunter, malerischer Figuren, eine zierliche, bilderreiche Sprache, blühend wie die Orangen und Granaten des Landes, das sind Vorzüge des Marktes zu Venedig.

Der Italiener überschüttet seine Käufer mit einem Schwalle bezaubernder Worte, um die „Früchte des Meeres", wie er sehr poetisch die Wasserthiere nennt, gehörig anzupreisen. Da, wo der gemessene Deutsche längst mit seinem Schatze von Redefiguren und schwungvollen Vergleichen zu Ende sein würde, findet der Italiener immer noch eine phantastische Wendung, um die anziehenden Eigenschaften seiner Waare zu vermehren. Und dieß überschwängliche Anpreisen ist bei der Fischkost manchmal recht sehr vonnöthen. Reich ist zwar die Auswahl an ausgebotenen „Meerfrüchten". Stücke vom Pottfisch, Wels, prächtige Aale, Zitterfische, Hechte, Stachelrochen, Kaulbarsche, Quabben, Seekrebse Muscheln — von denen einige Sorten frisch marinirt, andere gebacken verspeist werden — und hundert andere Arten bieten sich dem Auge dar, aber sie sind alle todt, die meisten mattfarbig oder farblos; nur hier und da bemerkt man noch schwache Spuren einer wundervollen kaliblauen Färbung oder Gold- und Silberglanz. Reihen- und haufenweise liegen sie alle auf Strohmatten und Strohtellern, alle mit erloschenen, gebrochenen Augen.

Der Nordländer, welcher auf dem Markte lebende Fische aus Wasserbehältern zu kaufen gewohnt ist, muß sich erst längere Zeit an den Anblick des vielgestaltigen todten Gethiers gewöhnen, ehe er Lust zum Kauf und zum Verspeisen empfindet.

Dennoch kann man annehmen, daß während der kühleren Jahreszeit und in den Fasten täglich 3—4000 Stück Fische und andere Seethiere verkauft werden. Die Fische sind so billig, daß sie auch Aermeren zum Genußmittel dienen können. Dem Reichen werden sie annehmlicher durch eine kostspielige, leckere Bereitungsweise.

Man bemerkt unter den Käufern auffallend viele feingekleidete Männer; meist sind es Engländer, bei denen es nicht, wie z. B. in Deutschland, für unwürdig gilt, daß Männer den Markt besuchen. Der feinste Gentleman macht sich ein Vergnügen daraus, in einem Netze oder zierlichen Korbe oder in der bloßen Hand seine Fische oder Früchte selber nach Hause zu tragen. In Deutschland gehört's zum guten Ton, Frauen als Lastträgerinnen zu benützen.

Die Fischer in Venedig — welche man nicht mit den Gondoliers verwechseln darf, denn diese sind gleichsam die Droschkenkutscher der Wasserstadt — sind, wie in allen Küstenstädten, sehr zahlreich, aber bei Weitem der größte Theil beschäftigt sich weniger mit dem Fange der kleineren Speisefische, als vielmehr mit der Jagd auf den Pottfisch, den Riesen des adriatischen und mittelländischen Meeres. Zum Pottfischfang werden in jedem Jahr ganze Flotten ausgerüstet. Unter Singen und Jubeln erfolgt diese Ausrüstung, singend steuern die kräftigen, kaum halb bekleideten Männer und jungen Bursche mit der gebräunten Haut und dem schwarzen krausen Haar in's Meer hinaus, um in der Regel eine reiche Ernte zu halten. Der Pottfisch ist für die Italiener, was der Wal für die Küstenbevölkerung des Nordens, er macht seinen Fängern Mühe und gibt sie mancher Gefahr preis, aber er lohnt reichlich und ist den Italienern die kostbarste lebendige „Frucht des Meeres".

Aus meiner Flüchtlingszeit.

Erinnerungsblätter von **Gustav Rasch**.

IV. Nach fünfzehn Jahren.

(Schluß.)

(Bild S. 613.)

Karl Tausenau. Gottfried Kinkel.

„Aber wo ist Tausenau?" fragte ich vergebens die Freunde. Niemand konnte mir auf meine Frage antworten. Seit mehreren Jahren war Tausenau in London nicht mehr gesehen worden und hatte alle seine dortigen Beziehungen abgebrochen. Daß er, wie so mancher andere Flüchtling in London, aus Mangel an Existenzmitteln zu Grunde gegangen sein könnte, war bei Tausenau's praktischer Natur nicht zu befürchten. Ich glaube, wenn das Schicksal Tausenau ohne alle Mittel zu den Eskimos oder zu den Botokuden verschlüge, so würde er sich selbst bei den Eskimos oder bei den Botokuden eine Existenz zu gründen wissen. Endlich erhielt ich durch Kinkel Tausenau's Adresse. Auf der Karte stand: „Richmond, Vineyard House." Am andern Morgen fuhr ich schon mit dem ersten, dorthin abgehenden Steamer nach Richmond. Eine halbe Stunde durchstrich ich vergebens die Stadt, um Vineyard House zu suchen. Die Engländer sind sonderbar schwerfällige Leute Spricht man das Wort der Straße, welche man sucht, nicht ganz mit dem üblichen Accent, so kann man fast immer darauf rechnen, daß man eine falsche Antwort bekommt. Endlich wies mich der Inhaber eines Publichouse in eine stille Straße, nachdem ich ihm meine Frage mindestens dreimal wiederholt hatte. Am Ende der stillen Straße fiel mein Blick auf einen parkähnlichen Garten mit Blumenbeeten und Rasenplätzen, von der Straße durch ein Eisengitter getrennt. Im Garten erhob sich ein stattliches, dreistockiges Haus, zu dessen Thore eine weißgestrichene Freitreppe führte. „Sollte sich die einfache Wohnung des wiener Flüchtlings in Barnards Inn in dem geräuschvollsten Theile Londons so verändert haben?" dachte ich. Aber wirklich, unter dem Klingelzug las ich die Worte: „Vineyard House". Das Gitterthor stand weit offen. Ich trat ein und ging auf die Freitreppe zu, mit lauter Stimme den Namen des Freundes rufend.

Da erschien der Gesuchte auf der Höhe der Treppe. Wirklich, er war es, die kräftige, untersetzte Gestalt, das schwarze, ganz kurz geschorene Haar, jeder Zug des Gesichts, wie er mir noch lebendig in der Erinnerung lebte. Der Backenbart bis zu dem vorschriftsmäßigen Strich rasirt, dieselben langsamen, behäbigen Bewegungen, die Toilette ganz der Mode angepaßt. „Quite english!" würde meine Wirthin in Oxfordstreet gerufen haben, wenn sie heute Tausenau auf der Höhe der Freitreppe seines Hauses gesehen hätte, ganz wie vor fünfzehn Jahren, wenn er mich in meiner Wohnung in London aufsuchte, um mich zum „Dinner" zu begleiten. — „Tausenau!" rief ich, „sind Sie's wirklich, oder ist es Ihr Geist? In London erzählten mir die Freunde wunderbare Dinge über Ihr Verschwinden." — „Sie scheinen immer noch vergessen zu haben, daß man an einem Sonntag in England nicht mit so lauter Stimme auf der Straße einen Namen ausschreit!" erwiederte er lachend, „treten Sie nur ein; ich werde Ihnen Alles erzählen." — Mit einem Sprunge stand ich oben auf der Treppe, den Freund umarmend, den ich so lange nicht gesehen hatte. Trotz des englischen Sonntags dauerte unsere gegenseitige herzliche Begrüßung noch einige Minuten auf der Straße fort. Dann erst traten wir in das Haus. Auf einem mit Teppichen belegten Flur öffneten sich nach beiden Seiten Thüren, rechts in das Wohnzimmer, links in ein großes, schönes Bibliothekzimmer und in einen Gartensalon führend, aus dem man durch eine hohe, bis zum Boden reichende Glasthüre wieder in den Garten hinabstieg. Wir ließen uns in dem kühlen, recht komfortablen Wohnzimmer auf bequemen Sesseln nieder. Tausenau klatschte in die Hände. Ein stattliches, blondes, junges Mädchen erschien in der Thüre des Zimmers. „Meine Haushälterin, Miß Jackson," sagte Tausenau in englischer Sprache, und sich dann zu dem jungen Mädchen wendend, „wollen Sie nicht das Frühstück bringen?" — Mit einem «Yes, Sir!» verschwand sie im Flur. Unwillkürlich streifte mein Auge über die Einrichtung des Zimmers durch die geöffnete Thüre in die Bibliothek und in den Gartensalon. In der Bibliothek standen große Globen und Atlanten auf zierlichen Gestellen, an drei Wänden waren Tausende von Bänden auf dem bis zur Decke reichenden Repositär aufgestellt. Durch die hohen Fenster warf die Mittagssonne lange glänzende Streiflichter über die reichen Teppiche. — „Wahrhaftig," rief ich aus, „das sieht hier anders aus, als in dem düstern Barnards Inn in Holborn vor fünfzehn Jahren. Das Haus gehört wohl Ihnen, Tausenau? Haben Sie einen reichen Onkel in Indien beerbt?" — „Nein," erwiederte der Flüchtling, trübe lächelnd; „ich habe mir das Alles selbst erworben; täglich habe ich 10 Stunden und Vorlesungen gegeben. Ist mir oft recht schwer geworden. Ich wohne

nur hier in Richmond, weil Richmond mehr in der Mitte der Schulen und Lehranstalten liegt, wo ich Unterricht gebe und Vorlesungen halte." England ist das Land der Arbeit. Nur „die obern Zehntausend" können in England faulenzen, da sie im Besitz von allem Grundbesitz, von allem Reichthum und von allen Stellen sind. Dagegen müssen Millionen, nur um die Existenz zu gewinnen, so angestrengt arbeiten, wie in keinem Lande der Erde. Wie viel Unterrichtsstunden hatte der wiener Flüchtling geben müssen, um das Alles zu erwerben, was ich hier sah! Nun begriff ich sein trübes Lächeln, als ich nach dem in Indien verstorbenen Onkel fragte. Noch oft fuhr ich während meines Aufenthalts in London nach Richmond, um meinen Besuch bei dem Freunde aus den Tagen meines eigenen Exils zu machen. Ich fuhr gewöhnlich am Sonnabend Abend hinaus, und am Sonntag durchstreiften wir dann die Umgegend in einem weiten Kreise, besuchten die Feengärten von Kew und das interessante Schloß von Hampton Court, von der vergangenen Zeit und von der Zukunft plaudernd. Tausenau hatte sich in der Zeit seines Aufenthalts in Richmond viel mit dem Studium der englischen Geschichte beschäftigt. Leider blieben ihm zu seinen eigenen Studien nur die Abendstunden übrig, da alle Stunden des Tages vom Erwerb in Anspruch genommen waren. Es ist in der That zu bedauern, mag man nun politischen Grundsätzen huldigen, welchen man will, daß so viel Kenntnisse und Talente, welche Jedermann Tausenau zugestehen muß, der ihn näher kennt, in dieser Weise verloren gehen, während er in seinem Vaterlande eine bedeutende Stellung einnehmen könnte und gewiß in glänzender Weise ausfüllen würde. Mit Recht erklärt Fröbel in seiner Schilderung der wiener Oktobertage Tausenau für den bedeutendsten Mann, der damals in Wien an der Spitze der revolutionären Bewegung gestanden hat.

In den Kreis der Freunde aus der Flüchtlingszeit trat bei meiner jetzigen Anwesenheit in London noch ein anderer Mann, dessen Persönlichkeit mir unbekannt war, so oft während der verflossenen vierzehn Jahre sein Name auch an mein Ohr klang. Ich hatte Gottfried Kinkel früher niemals gesehen. Während seiner politischen Wirksamkeit in Preußen lebte ich in Frankreich, und, als er im Zuchthause zu Spandau Garn spulte, hatte mir die preußische Regierung ein Domizil in den Kassematten der Festung Magdeburg angewiesen. Wir trafen uns zum ersten Male in Old Charlton bei Woolwich, wo der Professor Schaible wohnte, der uns zum Mittagessen geladen hatte. Ich hatte mir Kinkel immer ernst und verschlossen gedacht; ein Bild, welches ich kürzlich in Deutschland von ihm gesehen, hatte mir ihn als einen dicken und altgewordenen Mann dargestellt. Der lebendige Dichter des „Otto der Schütz", den ich in Charlton sah, war weder alt noch dick, weder ernst noch traurig. Er war heiter und fröhlich und voll Humor, trotz der Dutzend Stunden, welche er täglich in englischen Schulanstalten zu geben hatte, um sich in London das tägliche Brod zu erwerben. Seine hohe und kräftige Gestalt trug er gerade und aufrecht; die vierzehn Jahre im Zuchthaus und im Exil hatten nur vermocht, seine dunkeln Locken zu bleichen; sie hatten weder den Glanz seiner großen, braunen Augen getrübt, noch eine Furche auf seinem geistvollen Antlitz gezogen. Die zwölf Jahre, welche Kinkel seit jener Zeit in London verlebte, hat er in steter Arbeit zugebracht. Zehn bis zwölf Stunden wurden täglich dem Lehren, dem Reden und den Vorträgen auf dem Gebiete der Literatur, der deutschen Kunstgeschichte, der deutschen Sprache und der Geographie gewidmet, und mittelst Eisenbahnen, Kabs und Dampfschiffen die kolossalen Dimensionen Londons und seiner weiten Vorstädte bewältigt, um ihn von einem Punkte der Riesenstadt nach dem andern zu führen. Seine ganze damalige, auch in finanzieller Beziehung sehr einträgliche Situation hat sich Kinkel in London selbst durch rastlose Thätigkeit und durch unermüdliche Arbeit geschaffen. Auch für ihn ist, wie für Louis Blanc, Tausenau, Freiligrath und Blind, England das Land der Arbeit geworden. Während der letzten Jahre waren zu Kinkel's enormer Thätigkeit als Lehrer noch seine Beschäftigung als Examinator der londoner Navigationsschule und Universität getreten. Oft waren noch mehrere Vorträge nach dem Mittagessen — ich meine nach acht Uhr Abends, da ich von dem englischen Dinner spreche — zu halten. „Ich versichere Sie," schrieb mir Kinkel, „daß ich seit unserem gemeinschaftlichen Besuche in Charlton noch keinen Abend frei hatte, indem gerade jetzt die Vorträge der Saison sehr pressiren." Es waren bereits vierzehn Tage seit unserem Mittagessen in Charlton verflossen. Einige Tage später erhielt ich von Kinkel eine Einladung zum Abendessen in seinem Hause. Kinkel wohnte ebenfalls in Westend, an einer heitern mit Bäumen bepflanzten Promenade, deren eine Seite durch einen jener breiten Kanäle begränzt wird, welche in London die Wasserverbindung mit der Themse vermitteln, in Paddington, nicht weit von dem Bahnhofe von Bishops Road, dem westlichsten Bahnhofe der Metropolitain-Underground-Eisenbahn. Paddington trägt das Gepräge der Stille und Ruhe. In seinen Parks mit duftigen Wiesen, mit rauschenden Bäumen, mit spiegelglatten Seen, in seinen breiten, prächtigen Straßen, in seinen grünen Squares, von palastartigen Fronten umgeben, in seinen hohen Steinpalästen mit breiten Aufgangstreppen spricht sich der Charakter in Westend in seiner ganzen Vornehmheit und stolzen Anlage aus. Auch Kinkel's Haus ist von Baumgruppen und geschmackvollen Gartenanlagen umgeben. Durch ein Gitterthor tritt man in den mit Gebüsch und Blumenbeeten bedeckten Hofraum. Vier Säulen, zwischen denen sich das Hausthor befindet, tragen einen etwas schwerfälligen Steinbalkon. Rechts an die Flur stößt das geräumige Parlour, im ersten Stock befindet sich der Salon und Kinkel's Arbeits- und Studirzimmer. Die Schlafzimmer sind im zweiten Stock, wie das in England Sitte ist. Ein bequemes Wohnen ist das gerade nicht, und weit bequemer wohnt sich's in Berlin, Frankfurt oder Stuttgart, wo alle Wohnräume sich in einer Reihe in demselben Stocke befinden. „Ich bin immer upstairs und downstairs," rief einmal Blind's heitere Gemahlin halb lachend halb verdrießlich aus. Sie wollte damit sagen: „Ich steige in meinem Hause immer treppauf, treppab." Kinkel's Haus war sehr komfortabel eingerichtet. Im Salon befand sich ein vorzügliches Bild von Kinkel's verstorbener Gemahlin. In dem neben dem Parlour gelegenen großen Speisesaal stand ein vortrefflicher Flügel, den Kinkel's damals sechzehnjährige schöne Tochter Adele mit eben so viel Geist wie trefflicher Technik spielte. Kinkel wohnte erst seit einigen Jahren in diesem Hause. Aus dem früheren Hause hatten ihn trübe Erinnerungen vertrieben. Am 15. November 1858 fand seine heldenmüthige und geistvolle Gemahlin Johanna, welche während seiner Leidenszeit in Rastatt und in Spandau so viel um ihn gelitten und mit ihrer wahrhaft heroischen Seele ihm beigestanden hat, dort einen tragischen und erschütternden Tod. An einer Herzkrankheit leidend, stürzte sie, in einem Moment jener Beängstigungen und des Mangels an Luft, den die Krankheit mit sich bringt, an das Fenster tretend und die Besinnung verlierend, aus dem dritten Stock auf das Pflaster des hinter dem Hause befindlichen Hofes. Der augenblickliche Tod war die Folge dieses unglücklichen Zufalls. Auch Kinkel's älteste Tochter starb dort. Sie hieß auch Johanna, wie ihre geistvolle und heldenmüthige Mutter, und war ein Mädchen von Geist, Herz und seltenen Talenten. Sie war noch nicht achtzehn Jahre alt und starb an den Folgen des Scharlachfiebers und verkehrter Behandlung eines englischen Arztes. In der zweiten Gemahlin Kinkel's, welche früher als Lehrerin der deutschen Sprache in London lebte, und mit der er damals ungefähr zwei Jahre verheirathet war, fand ich eine gebildete, liebenswürdige und angenehme Frau. Von Kinkel's Söhnen fand ich nur den jüngsten zu Hause, einen gescheidten und prächtigen Burschen von vierzehn Jahren. Der älteste, Gottfried, studirte die Sprachwissenschaften auf der Universität in Zürich. — Es war ein recht anregender und interessanter Abend, den ich damals in dem gastlichen Hause des ehemaligen „Züchtlings von Spandau" verlebte. Leider konnte ich ihn nur noch zweimal wiederholen, bevor mich der Dampfer von Newhaven nach Dieppe, an die Küste der Normandie führte.

Fliegende Blätter.

Aus dem Examen. Examinator: „Wie alt ist der Gebrauch des Tabaks?" — Kandidat: „Sehr alt, schon die Römer und Griechen bedienten sich des Krautes." — Examinator: „Warum nicht gar, woher wissen Sie denn das?" — Kandidat: „Das ist ganz einfach: alle Klassiker, die ich bis jetzt unter die Hand bekam, rochen bedeutend nach Tabak."

Klassische Kneipstudien. Von Hecht.



Ich kenn' ein'n hellen Edelstein
Von köstlich hoher Art.
Volkslied.



Früh von des Tages erstem Schein
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug!
Gang nach dem Eisenhammer.



Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Zauberlehrling.



Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus.
Kampf mit dem Drachen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.